MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER



Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

N°. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Januar 1831.

Die Morgenschauer bringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Lebende, selbst nicht geträumte Sonne!

Klopstock.

Der Tod und das Leben.

1830.

Am Himmel stehen blut'ge Zeichen,
Die günstigsten Gestirne bleichen,
Den König drückt der Herrschaft Pflicht;
Es zeigen alle Astrologen,
Mit denen schon er Rath gepflogen,
Ein hochbekümmert Angesicht.

Und seinen Priester läßt er kommen:
„Was mag der Welt, der kranken, frommen?“
Färbt auch das Land von Blut sich roth,
Ob jeder Altar Düfte hauche —
Nur düstrer aus dem Opferrauche
Der unversöhnte Himmel droht.

„Wenn je mein Wort die Geister bannte,“
Begann zu ihm der Nekromante,
„Lad' ich sie heut zum Rath dir ein.“
Der König sprach: „die ächte Kunde
Verschmäh' ich nicht aus Grabes Munde;
Sie sollen mir willkommen seyn!“

In stiller Nacht, beim Sternenscheine,
Entleeren sich die alten Schreine
Und senden die Bewohner aus;
Die Pyramiden hört man klingen,
Der Wind enttrug auf lauen Schwingen
Die Schatten in des Königs Haus.

Bleich sitzen da im Glanz der Lichter
Die Fürsten, Priester, Helden, Richter,
Besinnen auf ihr Leben sich;
Denn manchem sind's schon tausend Jahre,
Daß er gelegen in der Bahre,
Daß ihm der Wange Roth erblich.

Der König jezt mit bangem Blicke
Enthüllt die Reihe der Geschicke,
Die Angst, die ihm das Herz beschwert;
Und ihren Rath, den vielgelobten,
Von früherem Geschlecht erprobten,
Nochmals der Lebende begehrt.

Dann schaut er um sich in den Kreisen —
Nicht öffnet sich der Mund der Weisen,
Wie Marmor schweigen alle still;
Ihr Auge starret schwer und blöde,
Sie fassen nicht den Sinn der Rede,
Verstehn nicht, was er wissen will.

Da hört man's in der Wiege rauschen. —
Dem unverhofften Ton zu lauschen,
Dorthin der Blick des Königs schweift;
Und sieh! verborgne Mächte haben
In Einer Nacht zum blüh'nden Knaben
Sein jüngstgebornes Kind gereift.

„Mein Vater! nicht im Leichentuche,
Im frisch bewegten Leben suche,
Was schützen dich und retten kann!
Der Schlüssel, den die Todten schmieden,
Von Mark und Seele längst geschieden,
Packt nicht das Schloß des Lebens an.

„O schick' in ihre Kenotafen
Die todte Weisheit wieder schlafen;
Sie horchen doch nicht deinem Ton!
Doch deines Kindes dich erbarme,
Nimm gütig mich in deine Arme
Und hebe mich auf deinen Thron!

„Noch trunken von des Lebens Quelle,
Wie ist das Auge noch so helle!
Unabgekühlt noch diese Brust!
Des Himmels Goldschrift kann ich lesen,
Enthüllt ist mir der Sinn der Wesen
Und ihr Geheimstes mir bewußt.

„Du kannst wohl vor dem Volke schreiten,
Ich aber wandle selbst den Zeiten
Mit sonnenhaftem Blick voraus;
Ich liebe kommende Geschlechter,
Ich bin der Zukunft treuer Wächter,
Und bei den Werdenden zu Haus.

„Und meine Klarheit wirst du theilen,
Der kranken Zeit Gebrechen heilen,
Wenn du Gehör dem Kinde winkst;
Du wirst den goldnen Schatz erwühlen,
Den Puls der Welt im Busen fühlen,
Wenn meines Mundes Kuß du trinkst.

„Nicht drohen feindlich mehr die Stunden,
Wenn du dich selber neu gefunden,
In meinem Spiegel dich geschaut!
Es flieht das Alter, scheu erschrocken,
Und neu, auf ungebleichten Locken,
Der Kranz gereifter Jugend thaut!"

Und voller scholl sein Ton und reicher;
Die Geister wurden bleich und bleicher,
Vom frischen Hauch des Tags bedroht.
Es blitzt! da eilen sie zu Grabe
Und lächelnd steht der freud'ge Knabe,
Die Stirne hell vom Morgenroth.

Gustav Pfizer.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

Es war einer jener milden Sommerabende über das Juragebirge und seine Thäler angebrochen, deren düstern Farbentöne, deren lautlose Stille dem Gemüthe der Menschen gerne die Wehmuth mittheilen, mit welcher die ganze Natur in solchen Stunden zum Herzen spricht. Die Sonne war ihrem Untergange nahe; sie beleuchtete malerisch hie und da einen einzelnen hellgrünen Wiesenplan mitten zwischen dunklem Tannengehölze, und ihre lezten Strahlen fielen in goldenem Lichte auf die Gipfel der Vogesen, die sich als äußerster Punkt des Gesichtskreises vor dem Blicke des Beschauers ausdehnten. Die Hitze war den Tag über groß gewesen, sie hatte die Felsenmassen, die in einzelnen Theilen des Gebirgs als Zeugen furchtbarer früherer Revolutionen über einander geworfen liegen, bis in ihre Tiefen erwärmt, und die abendliche Kühle bot dem Wanderer auf der steinigten Straße daher wenig Erquickung. Kein Lüftchen regte sich, alles, was sonst in mannigfaltigen Tönen die Einsamkeit dieser reizend schönen Gegenden belebte, schien in schweigender Stille das Einschlafen der Natur feiern zu wollen; die Stimmen der Vögel waren verstummt, die Hirten hatten ihr Vieh in die einzelnen Ställe getrieben, die hin und wieder aus dunkler Waldung freundlich hervorschauten, und nur zuweilen hallte das Glöckchen einer Ziege aus dichtem Gebüsch. Während der Horizont sich gegen Frankreich hinüber in immer dunkler werdendem Blau ausdehnte und leichte, halb roth gefärbte Wölkchen auf das Alpenland einen Schimmer des italienischen Himmels warfen, ruhte in der Fern über dem Chasseral, der sich majestätisch hinter den niedern Bergrücken emporhob, beinahe unbeweglich ein Gewitter, das mit seinen leicht schlängelnden Blitzen, mit dem kaum hörbaren Rollen des Donners, der ganzen zauberisch schönen Landschaft noch eine höhere Bedeutung lieh.

Oben auf der steilen Wand, welche von schweizerischer Seite den Doubs einschließt, saß auf einem Felsenvorsprunge, in verschiedenartige Betrachtungen versunken, ein, dem Anscheine nach, eben so verschiedenes Paar, dessen Blicke halb forschend, halb ängstlich, sich in den tiefen Abgrund tauchten, in welchem das trübe Gewässer, das die Franche Comté von der Schweiz scheidet, sich in langsamem Laufe kaum sichtbar fortbewegt. Wer einmal im Leben auf diesem Standpunkte sich umgesehen hat, wird nicht leicht die wild romantischen, die großartigen Umgebungen, die er erblickt hat, wieder vergessen, und ihr Bild wird oft in künftigen Tagen mit ihrem ganzen, eigenthümlichen Zauber vor seine Erinnerung treten. Auf dem Bergrücken, der sich rechts von Chaux de Fonds erhebt, steht ein einzelnes Wirthshaus, Quarré genannt, zu welchem von den lebenslustigen Bergbewohnern oft kleine Lustfahrten und Spaziergänge veranstaltet werden. Wenige hundert Schritte von jenem Hause entfernt ist die Stelle, auf welcher die erwähnten Wanderer ruhten und von der man theils über den ungeheuren Bergabhang

hinab schauen kann, der sich beinahe senkrecht bis dicht an die Ufer des Flusses hin dehnt, theils die eben so steile Wand erblickt, die jenseits Frankreichs Grenzen bezeichnet. Schaurig, aber unendlich erhaben und einzig in ihrer Art zu nennen ist diese Kluft, bei deren Anblick sich die Phantasie in jene Zeiten zurückgetragen fühlt, wo innere, zerstörende Gewalten die Gestalt der Erde umänderten, wo Berge zerrissen, Felsen über einander geworfen wurden, wo Ströme aus ihrem Schooße hervorbrachen und sich eigenmächtig einen Weg bahnten und Menschen- und Thiergeschlechter spurlos verschwanden. Wenn sich das Auge dann von der melankolisch anziehenden Aussicht wegwendet, so erblickt es zur Rechten einige Dörfer des Brundruttischen Gebiets, die in freundlichen Gruppen am Gebirge herum vertheilt sind, zur Linken aber reihen sich Hügel an Hügel, Felsen an Felsen, und gestatten nur eine schmale Durchsicht nach der Gegend von Lode, Chaux du Milieu ꝛc., wo Tannenwälder und höhere Berggipfel wieder den Blick begränzen. Einzelne, zerstreute Wohnungen lassen allein es ahnen, daß man nicht ganz von Menschen geschieden sey, und diese Häuser, obschon sie von jedem Anschein der Pracht weit entfernt sind, bilden mit ihren weißen Mauern, ihren wohlerhaltenen Dächern und der reinlichen Umgebung, dennoch einen sehr sprechenden Kontrast mit den ärmlichen Hütten, die am jenseitigen Berge zuweilen zwischen Felsen und Bergen sich zeigen.

Schweigend hatten die Wanderer, welche wahrscheinlich öfter als die Leser und ich diese interessante Gegend gesehen haben mochten, eine Weile neben einander gesessen, und ihr Aeußeres trug das Gepräge sowohl ihrer innern Stimmung, als des Gesichtspunktes, aus dem sie ihre Umgebung in sich auffaßten. Es war ein ältlicher, rauh aussehender Mann von athletischen Formen, welchem es aber so sehr an Biegsamkeit, als an jener gefälligen Anmuth gebrach, die sonst die Gebirgsbewohner des Welschneuenburger Gebietes von der kräftigen Derbheit der deutschen Alpenbewohner unterscheidet und ihnen die Fähigkeit verleiht, ihr eben so ungebildetes, ja vielleicht noch weniger anziehendes Wesen, ihren Aberglauben und ihre gänzliche Unwissenheit unter einem oberflächlichen Schleier von gefälliger Höflichkeit zu verbergen, die den unerfahrnen Reisenden bei flüchtiger Beobachtung oft zu täuschen vermag. Unter den dichten, buschigen Augenbraunen schoß zuweilen ein finster stechender Blick aus schwarzem, kleinem Auge hervor, der weit eher List und Tücke, als eine ruhige Zufriedenheit verrieth, und bald die nahen Gebüsche zu durchdringen schien, bald wieder unruhig in die Ferne schweifte. Die Züge des alternden Gesichts waren scharf gezeichnet, und ungeachtet man ihnen regelmäßige Schönheit nicht absprechen konnte, hatten sie doch einen unangenehmen und wilden Ausdruck, der von der braungelben Farbe noch vermehrt ward, mit welcher Unwetter und Sonne die Haut überzogen hatten.

Die neben ihm sitzende Frau hingegen war eine kleine, zarte Gestalt, wie man sie in jenen Bergen selten findet, wo weibliche Schönheit mehr in männlicher Kraft, als in dem Eigenthümlichen der Frauen besteht. Die Gesichtsbildung stimmte mit der Figur überein; sie war, ohne gerade schön zu seyn, mild, lieblich, und obschon sie die erste Jugendblüthe verloren hatte, äußerst anziehend. Ein Ausdruck von tiefer Wehmuth, der zuweilen in den schweren Grams überging, umschattete die kleine Stirn und die freundlichen blauen Augen, um die sich ein röthlicher Ring, ein Zeuge vielen Weinens, zog. Die Wangen waren blaß; nur zuweilen überflog sie ein sanftes Roth, wenn entweder ein Blick ihres Gefährten ernst und kalt über sie hinstreifte, oder wenn irgend ein Gedanke, irgend eine Erinnerung in ihr aufstieg, welche ihr Herz bewegen mochte. Ihr ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Ermüdung aus, und man sah deutlich, wie wohl die kurze Ruhe unter den schattenden Zweigen ihr that, die sich gleich einer Laube über sie hinbeugten. Furchtsam schaute sie zuweilen um sich her, und der Schritt jedes einzelnen Wanderers, jedes leise Geräusch in den dichten Gebüschen hinter ihr erregte ein plötzliches Zittern, ein schnelles Erblassen, das sich noch mit leichtem Zucken um den Mund mehrte, wenn ein lauter Ton des neben ihr sitzenden Mannes oder seine heftige Gebehrde sie erschreckte. Die Kleidung der beiden Personen gehörte dem Mittelstande jener Gegenden an; er trug Beinkleider und kurze Jacke von Halbtuch und einen starken Knotenstock in der Hand, sie hingegen ein Kleid von leichtem, gestreiftem Baumwollenzeug, ein gefärbtes seidenes Halstuch und eine schwarze seidene Haube mit breiten, auf die Stirn fallenden Spitzen; ihre eine Hand lag auf einem Deckelkörbchen mit frühzeitigen Aepfeln, die zierlich mit ihren rothgesprenkelten Backen zwischen dem schön geordneten Laube durchblickten. Zu den Füßen der jungen Frau ruhte, den schwarzgelockten Kopf auf die Vorfüße gelegt, ein ziemlich großer Pudel, der mit seinen klugen Augen unverwandt die Blicke der Gebieterin und das neben ihr stehende Körbchen hütete, als wenn beide seiner Obhut eigens übergeben worden wären. Ging Jemand vorüber, ließ sich ein leises Geräusch hören, so richtete er sich auf, streckte die Schnauze schnuppernd in die Höhe und brummte den Kommenden entgegen, wobei er sich meistens gegen die Füße der Frau und das Körbchen drängte, aber für diese treue Aufmerksamkeit jedesmal mit einem derben Fußtritt des Mannes und einem „still doch Kartusche, still du dummes Thier“ belohnt ward. Daß diese Behandlung seiner Herrin durch das Herz drang, bemerkte man an dem sanften Auflegen ihrer Hand, mit welcher sie den treuen Diener liebkoste,

und an dem trüberen Blick der Augen, den ein feuchter Schimmer dann zuweilen zu umhüllen schien.

Was der Leser aus dieser kurzen Beschreibung vermuthen wird, dürfte der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Die beiden, dem Anscheine nach so wenig zu einander passenden Personen, waren ein Ehepaar, das von der einen Seite Drang der Umstände, Betrug und Ueberredung, von der andern der wilde Aufflug einer rohen Leidenschaft zusammengefügt hatte.

Dicht am Ufer des Doubs, wohin die Straße, auf welcher wir unsere Wanderer trafen, führt und wo die gewöhnliche Ueberfahrt auf jenseitigen Boden stattfindet, liegt Maison Monsieur, ein einzeln stehendes Wirthshaus, wohin theils von den benachbarten Ortschaften kleine Lustparthien veranstaltet werden, theils auch die Kontrebandiers der Gegend sich wenden, um von dort in nächtlicher Stunde mit ihren Waaren möglichst sicher in die Franche Comté hinüber zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Napoleon auf der Bühne.

Napoleon spukt noch auf mehreren Theatern von Paris, besonders auf der Bühne der Porte St. Martin, wo sich jeden Abend die Volksmenge zu seiner Apotheose hinzudrängt. Vor zwölf Jahren war er noch der Mann nach dem Sinne vieler Franzosen, damals konnte er nicht auf der Bühne erscheinen; jezt aber würde er wohl nicht mehr die Gemüther so willfährig finden, sich seiner Herrschaft unbedingt zu unterwerfen. Man hat die Vortheile einer freien Regierung schätzen gelernt, und mit einer solchen Regierung war sein Genius unverträglich. Dagegen erinnert man sich mit Stolz seiner großen Thaten, und sieht sie mit Vergnügen auf der Bühne dargestellt. Alle wichtigen Züge seines Lebens werden hervorgesucht und zu dramatischen Vorstellungen umgeschaffen. Mehrere dieser dramatischen Arbeiten sind ziemlich dürftig ausgefallen, erhalten sich jedoch eine Zeitlang auf der Bühne, weil sie entweder witzig, oder voll patriotischer Aeußerungen, oder mit vieler Pracht ausgestattet sind. Von dieser Art ist besonders „der Kaiser" am Cirque olympique, wo 14 sogenannte „Gemälde" dargestellt werden. Diese vielen, zum Theil mittelmäßigen Theater-Napoleons haben einem muthwilligen Dichter den Einfall eingegeben, dieselben durchzuhecheln, und zu diesem Ende hat er sie zusammen vor das Thor des Paradieses geführt, wo der heil. Petrus die Wache hält. Wer hätte wohl vor sechs Monaten vermuthen können, daß am Ende des Jahres die Jesuiten, Napoleon und der heil. Petrus auf den Pariser Bühnen erscheinen würden? Darf man sich noch über etwas wundern, wenn man solche Wunderdinge vor unsern Augen vorgehen sieht? Uebrigens kann dieses sonderbare Stück: „Napoleon im Paradiese," einen Beweis von der jezigen Theaterfreiheit liefern; der Dichter hat einen solchen Muthwillen bewiesen, daß sogar der Courrier français die Meinung äußert, das Stück sey unanständig und scheine blos den Zweck zu haben, die Theaterfreiheit verhaßt zu machen. Zuerst erscheint in demselben der junge d'Arcole, welcher am 29. Juli mitten unter einem Kugelregen der königl. Garde, die dreifarbige Fahne auf der Hängebrücke neben dem Grèveplatze aufpflanzte und gleich darauf, von mehreren Kugeln getroffen, niedersank; zu seinen Ehren heißt die Brücke jezt Pont d'Arcole. Dieser junge Held erscheint am Eingange des Paradieses mit einem Passe, den die Freiheit ausgefertigt und der Sieg unterschrieben hat. Wahrscheinlich haben diese Unterzeichner von dem Inhaber des Passes keine zehn Franken gefordert, wie es die fremden Gesandten in Paris thun, wenn man ihre Legalisation zu einer Reise ins Ausland verlangt; eine Auflage, gegen welche man sich überall beschweren sollte, denn mit welchem Rechte verlangt eine von ihrem Lande bezahlte Gesandtschaft zehn Franken, da der Inhaber seinen Paß schon eben so theuer bei der Polizei erkauft hat? Mit seinem von der Freiheit ausgestellten Passe also erscheint der junge d'Arcole, und zwar an der Spitze aller der Tapfern, die mit ihm an jenen ruhmwürdigen Tagen für die Sache der bürgerlichen Freiheit gefallen sind. Unter diesen befindet sich ein alter Soldat der Napoleonschen Armee, Namens Marengo, welcher seinen ehemaligen Herrn zu sehen verlangt, der nothwendig im Paradiese seyn müsse. Petrus will sie aber nicht einlassen und behauptet, er sey der Schweizer desselben und müsse den Eingang des Paradieses bewachen. Bei dem Worte Schweizer werden die Helden der Julitage erboßt und wollen den Thürsteher des Paradieses zwingen, die dreifarbige Kokarde zu tragen. Petrus weigert sich; allein zulezt gibt er nach, und stellt dabei in einem Liede folgende Betrachtungen an:

> . . Puisque je tiens à ma place,
> Il faut bien, pour garder mon emploi,
> De la cocarde être orné malgré moi.
> D'ailleurs, un fait qui me rassure,
> C'est qu'à Paris on en agit ainsi;
> Que bien des Pairs et des prélats aussi,
> Pour conserver pairie et préfecture;
> Ont fait là bas ce que je fais ici.

Der alte Marengo will Heilige eines andern Schlages haben, als diejenigen, die im Kalender verehrt werden; seine Heiligen sind die Helden aus der Napoleonschen Zeit, Kellermann, Montebello, Hoche, Desaix, und er macht über ihre Heiligsprechung folgendes Wortspiel:

> Ces grands héros si chers à la victoire
> Par leurs exploits sont immortalisés.
> Puisqu'au canon ils doivent toute leur gloire,
> Ils méritent bien d'être canonisés.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Du, kleiner Leute Schrecken,
Du, alter Leute Trost,
Dich haßt ein mancher Knabe,
Vertilgt dich, höchst erboßt.

Dritte Sylbe.

O du, der Jugend Freude,
Halblahm dem Alter lieb,
Du Führer und du Träger,
Zeitgewinn und Stundendieb!

Das Ganze.

Du liebes Roß, geritten,
Von Jung und Alt mit Lust,
Du meiner Seelen Freude,
Komm neu an meine Brust!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 2.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. Januar 1831.

Fern ob dem blauen Strome,
Am Felsen wild und schroff,
Winkt unterm Schattendome
Der Eich' ein Fischerhof.
Die Quell' entschäumt der Klippe,
Mit Funken blaß bestreut.

Matthisson.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Bei dem Wirthshause Maison Monsieur muß man sich einschiffen, weil die Felsen, hier senkrecht hinunter steigend, keinen Durchpaß gestatten; in einer starken Viertelstunde gelangt man zu den Schleußen, welche das Wasser gegen die Räder einer einsam stehenden, von einer ungeheuren Felsenmasse umgebenen Mühle treiben, mit welcher sich zugleich eine große Hammerschmiedte verbindet. Schon mehr als ein kühner nächtlicher Schiffer, der sich und seine Bürde den scharfen Augen der Douane entziehen wollte, fand in den reißenden Wellen, die an dieser Stelle wie hunderfältige Strudel von den künstlichen und natürlichen Hindernissen hervorgebracht werden, einen kläglichen Tod, und sein Leichnam erschien oft spät erst zwischen den Felsen wieder. Von den Schleußen weg führt ein kleiner, ziemlich gefährlicher, aber ungemein pittoresker Fußpfad zwischen dem Wasser und dem himmelanstrebenden Berge zu der oben erwähnten Mühle und Hammerschmiedte, welche einer der romantischsten Orte genannt werden mag, den man in der Schweiz, dieser Heimath der schönen, erhabenen und sonderbaren Lagen und Ansichten, finden kann. Der Platz, auf welchem die Gebäude stehen, bildet eine Art Halbinsel, um die der Fluß in rascher Strömung sich biegt. Gleichsam aus dem hohen Felsengebäude herausgetreten, das bis dahin dem Wanderer kaum zwei Fuß breit Erde gestattet, gibt das Ganze das Bild eines Kessels, von welchem man nur einige Punkte des Himmels und die Sonne kaum fünf Monate von zwölfen zu sehen bekommt. Dennoch muß man sich den Anblick weder als unwirthlich noch als unangenehm denken. Die Berge jenseits und diesseits des Doubs sind mit dem lebendigsten Laubgehölze bedeckt, aus dem nur zuweilen malerisch das nackte Gestein hervorsieht; das Wasser, das sonst durchgehends einen trägen Lauf hat, wird durch die Schwellungen hier eilig vorübergetrieben, und die Sonnenstrahlen, die nur kurze Zeit in diese Tiefe hinuntersteigen, sind dann durch das Abprallen desto kräftiger, so daß nicht nur alle Gemüsearten in den wohlgebauten Gärten und Pflanzungen sehr gut gedeihen, sondern sogar Früchte reifen, wie sie auf der Höhe nirgends zu finden sind. Die Wasserwerke an sich selbst, das Tosen der Hämmer, das Getriebe der Mühlräder, geben dem einsam stillen Plätzchen einen Anstrich von lebendiger Thätigkeit, die dem Gemüthe wohl thut; kräftige Gesellen schauen aus den berußten Thüren der Schmiedte hervor, die Mühle und das Wohnhaus stehen in gefälliger Reinlichkeit neben dieser Cyklopenwerkstatt; wohlgehaltene Kühe, denen ihr Futter mit großer Mühe an den lichteren Bergabhängen gesammelt wird, stehen in dem hellen Stall; die Zimmer, in welchen sich oft Fremde ein-

finden, um von den herrlichen Forellen und Hechten zu essen, die in großen Wasserbehältern aufbewahrt und von der Hausfrau vortrefflich zubereitet werden, sind zwar niedrig und nur mit einigen Strohstühlen versehen, aber man sizt gerne darin und läßt sich in reinlichem weißem Geschirr die einfache Mahlzeit trefflich schmecken.

In einiger Entfernung von diesem Hause schifft man sich wieder ein, und erreicht in einer halben Stunde ein kleines Dörfchen, Beaufond genannt, das in gerader Linie von der Mühle abwärts liegt und sich anmuthig zwischen Bäumen und Felsen versteckt. Hier ward Josephine Latour geboren, eben jene Frau, die wir oben auf dem Berge getroffen haben. Ihr Vater starb früh, ihre Mutter, eine arme Wittwe, hatte große Mühe, sich und die Kleine ehrlich durch die Welt zu bringen, und hätte es vielleicht nicht gekonnt, wenn nicht die Nachbarn zuweilen hülfreich beigestanden wären und das Wenige mit ihr getheilt hätten, was ihnen an Glücksgütern geworden war. Unter diesen Freunden zeichnete sich besonders Claude Renaud aus, der wohlhabender als die übrigen Bewohner von Beaufond, eben nicht in dem Rufe der Wohlthätigkeit stand, sondern im Gegentheil als ein rauher, hartherziger Mann verschrieen war, der aber in diesem Falle ganz eigentlich aus seinem Charakter herauszutreten schien. Ob dieses sich, wie einige meinten, von dem Bewußtseyn irgend eines verborgenen Unrechts herschrieb, das er dem Mann der Wittwe Latour zugefügt hatte, oder ob seine Handlungsweise wirklich aus einem Impuls herrührte, wie ihn dann und wann auch der schlechteste Mensch empfindet, oder ob endlich die kleine Josephine mit ihrem sanften Kindergesichtchen schon damals sein Herz in Anspruch nahm, können wir nicht entscheiden; genug daß die Unterstützung statthatte und sich immer mehrte, je größer die Bedürfnisse und die Kränklichkeit der Latour wurden. Zwar hatte Josephine, gleich den meisten Weibern und Mädchen der dortigen Gegend, bei vorrückenden Jahren einen Zweig der Uhrmacherkunst ergriffen und durch Fleiß und Geschicklichkeit ihre Umstände bedeutend verbessert, allein der Mutter körperliche Leiden erforderten manche Dinge, welche bei den armen Bergbewohnern zu den unerschwinglichen Luxusartikeln gehören; es mußte ein Arzt gerufen, es sollten feinere Lebensmittel angeschafft werden, die Pflege und die Führung des kleinen Haushalts nahmen viele Zeit weg, der unglückliche Zustand der Kranken dauerte Jahre lang, und so kam Claude Renaud noch öfters in den Fall, milde Beiträge zu liefern. So lange Josephine klein war, wußte man sich, wie gesagt, diese Mildthätigkeit nur durch seine früheren Lebensverhältnisse zu erklären; allein da das Mädchen in seltener Lieblichkeit heranwuchs und so brav, fromm und fleißig wurde, da meinten die Nachbarn: so ganz umsonst dürfte wohl Claude, der dem Armen nicht einmal ein „Gott helfe Dir" auf den harten Weg geben mochte, seine schönen Thaler nicht wegwerfen. Es wurde stillschweigend angenommen, daß Josephine einst mit ihrer Hand die Wohlthaten bezahlen würde, welche ihre Mutter empfing; diese selbst schaute in trostlosen Stunden mit hoffender Sehnsucht auf die Möglichkeit hin, ihr Kind als die wohlhabende Frau Claudes zu sehen, dem man freilich mancherlei nachsagte, der sogar in dem Verdachte stand, als habe er durch Kontrebande sein Vermögen erworben, dessen schönes Besitzthum aber alle diese Nachtheile in den Augen der alten, kränklichen Frau, welche die Bequemlichkeiten des Lebens so schmerzlich vermißte, weit überwog.

Josephine allein ahnte nichts, weder von den Hoffnungen der Mutter, noch von den Vermuthungen der Nachbarn. Weit entfernt, irgend eine Neigung für den alternden Claude zu fühlen, mußte sie sich im Gegentheil heimlich oft der Undankbarkeit beschuldigen, wenn sie bei allem, was er nach ihrer Meinung uneigennützig für sie that, sich eines bestimmten Widerwillens gegen ihn nicht erwehren konnte. Seine rauhe Weise, sein Aeußeres, die Züge seines stolzen, unbändigen Charakters, die sich im täglichen Umgange oft entwickelten, alles war für sie gleich abschreckend, und an eine Verbindung mit ihm hätte sie um so weniger denken können, da seine Wohnung schon dem furchtsamen Wesen eine unüberwindliche Abneigung einflößte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oktobertage in Rom.

Von Eduard Arnd.

Das ländliche Leben hat in Italien, indem die Theilnahme daran nur vorübergehend ist, für die Einwohner einen besondern und immer neuen Reiz. Die Hitze in den Monaten Juli und August ist so groß, daß die nachfolgenden milden und erfrischenden Tage der lezten Hälfte des Septembers und des Oktobers einen Zauber ausüben, dessen Darstellung im Norden leicht für übertrieben gehalten werden könnte.

Unter die Eigenthümlichkeiten Roms gehört, daß es, wie keine andere uns bekannte große Stadt, ländliche und städtische Natur sowohl in seiner Lage, als in den Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner vereinigt. Mehr als die Hälfte des von den heutigen Mauern umschlossenen Gebiets ist mit Wein bebaut oder enthält, wie die Gegend um den Lateran und den Monte Testaccio, große, freie und bewachsene Plätze. Auch besizt Rom keine ei-

gentlichen Vorstädte, denn die nicht zahlreichen Häuser vor den Thoren sind, Kirchen und Klöster abgerechnet, meistens Gebäude von Besitzern oder Pächtern der Weinberge, und sobald man diese im Rücken hat, tritt man in die große, fast ganz unbewohnte Ebene, welche die Campagna genannt wird.

Sobald die große Hitze, gewöhnlich mit dem Ende des August, einer milden Temperatur Raum zu machen beginnt, wird in Rom Alles auf eine Art lebendig, als würden Gefangene befreit, oder als machten Genesende ihre ersten Ausflüge. Alle Gegenden der Stadt, oft selbst die einsamsten und entlegensten, sind besucht, denn die Besitzer der überall zerstreut liegenden Vignen bewirthen, wenn sie wohlhabend sind, ihre Bekannten, oder sehen größere und kleinere Gesellschaften bei sich, die Wild und Geflügel mitbringen und den Wein von dem Wirth nehmen. Wenn man Ende Septembers durch die von den niedern Volksklassen bewohnten Straßen wandelt, so sieht man fast alle Kinder sich im Saltarello üben, und dies zeigt an, daß sie sowohl, als ihre Geschwister die Absicht haben, sich bald in diesem Nationaltanz in der Villa Borghese zu zeigen. Hier versammeln sich im Oktober alle Sonntage und Donnerstage die Römer so zahlreich und regelmäßig, daß das Ganze allerdings das Ansehen eines förmlichen Volksfestes gewinnt. Sonst waren die Osterien am Fuße des Monte Testaccio der Sammelplatz in diesen Tagen.

Schon von Mittag an strömt Alles in langen Zügen durch die Porta del Popolo nach der Villa. In dem amphitheatralisch mit Sitzen umgebenen Spielplatze vergnügt sich eine große Menge junger Leute mit dem Ballspiel; auf der ebenen Erhöhung, die diesen Raum umgibt, bilden sich die zahlreichsten Gruppen für den Saltarello. Die in den Wagen befindlichen Personen steigen, nach italienischer Art, gewöhnlich nicht aus, sondern sehen dem Tanze und dem Gewühl aus einiger Entfernung zu. Die Beobachtung dieser langen Reihe Fahrender ist unterhaltend genug. Man sieht manche prächtige, obwohl meistens altmodische Wagen, mit Wappen und Kronen von jeder Klasse des Adels, häufig sehr groß gemalt, damit man dieselben schon von Weitem erkennen kann. Die größere Anzahl sind aber natürlich Miethwagen. In diesen paradirt ein großer Theil des römischen Bürgerstandes, und es ist für eine Menge Frauen und Mädchen eine Art Ehrenpunkt, sich, wohl geputzt, einigemale während des Oktobers auf diese Weise ihren Bekannten zu zeigen. Die malerische Eintheilung des Raumes in dieser Villa, die herrlichen Alleen, die Klarheit des Himmels und der sich immer bewegende Zug der Besuchenden machen den lieblichsten und reizendsten Eindruck. In diesem lezten Oktober war das Wetter so paradiesisch, daß selbst die Italiener ihre Wünsche übertroffen fanden. Gewöhnlich verließen wir die Villa Borghese noch vor Sonnenuntergang und sahen beim Heraustreten die Peterskuppel umleuchtet von allen Farben des Abends. Einen sonderbaren Eindruck machte es auf uns, wenn wir aus der glänzenden Versammlung so vieler geschmückter Menschen in die dunkeln und todten Straßen der Stadt traten und die Musik des Saltarello aus Häusern hörten, deren Bewohner entweder zu arm oder zu beschäftigt gewesen waren, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen.

Eine andere allgemein verbreitete Art, den Herbst zu genießen, ist die Jagd, die zwar den ganzen Winter hindurch dauert, jedoch nur für die, welche Zeit und Mittel haben, dieses Vergnügen über die nächsten Umgebungen Roms hinaus zu verfolgen, oder die ein Gewerbe daraus machen. Für den Nordländer ist dieß Anfangs ein sonderbares Schauspiel, da die Jagd bei uns ein Privilegium des größern Grundbesitzers ist und der gänzliche Mangel an Wald in den Umgebungen Roms glauben macht, daß sich hier weniger Wild befinde, als wirklich der Fall ist. Des Sonntags begibt sich, in dieser Zeit, eine so große Menge junger und alter Schützen in die Kampagna, daß man für sie in manchen Kirchen sehr früh eine Messe liest, welche eigends nach dieser Bestimmung genannt wird. Da es in den Gegenden am Meere einen sehr großen Wildstand gibt, so mögen dort auch die eifrigsten Jagdliebhaber ihre Neigung befriedigen können, in der Kampagna selbst aber reicht das Wild unmöglich für diese große Menge Jäger aus, von denen ein Theil der Gesellschaft und Bewegung wegen sich in dem herrlichen Wetter diesem Vergnügen hingibt; ein anderer treibt dieses oft ernsthaft gemeinte Spiel, wie es scheint, aus einem gewissen Großthun, indem es in den Augen der Leute hier für etwas Mannhaftes und Kräftiges gilt, sich einen Tag lang mit einer Flinte umher zu bewegen, was auch Vielen, die von eigentlicher Anstrengung im Kriege oder bei ländlichen Arbeiten nichts wissen, wirklich so vorkommen mag.

Die Vergnügungen in dieser Zeit, die wir für die geeignetste halten, um die hiesige Bevölkerung zu beobachten und sich des hiesigen Klimas zu erfreuen, haben noch den großen Vorzug, daß, indem die Natur das Meiste dazu thut, sie Jedermann zugänglich sind und daß die allgemeine Freude durch die allgemeine Theilnahme und Gleichheit dabei außerordentlich erhöht wird. Denjenigen, die in dieser Zeit viel umherwandeln, begegnen oft so reizende Gruppen, die mit Musik und Gesang aus einem Garten oder Weinberge in dem milden, farbigen Abend nach Hause ziehen, daß man sich leicht in eine andere, längst verschwundene Zeit zurückversezt fühlen

könnte. Es gibt keine holdere Erscheinung, als der Tanz junger Mädchen in ihrer bunten Tracht, in der Nähe zerfallener Tempel und der mit Epheu behängten Mauern, was wir mehreremale in der Nähe des Palatins sahen, indem der Ernst und die Größe dieser Umgebung auf die wundervollste Art gemildert wird. Wir dachten dabei an die Tänze im Cirkus der Flora oder an den Festen der Diana.

Vergleicht man hiemit die Vergnügungen der niedern Klassen im Norden oder die der höhern in allen Ländern, so wird man das römische Leben in dieser Beziehung, ohne Uebertreibung, als ein poetisches bezeichnen können, und es erscheint natürlich, daß die Künste, wenn auch nicht auf diesem Boden entstanden, ihn von jeher gesucht und jedem andern vorgezogen haben.

Der Morgen.

(Nach Victor Hugo.)

Morgenschleier über Höhen
Breitet sein Gewebe aus;
Kannst den jungen Strahl dort sehen
Leuchten an dem alten Haus,
Und mit heißem Liebesdrang,
Wie der Ruhm sich eint der Freude,
Eint des Himmels Frühgeschmeide
Sich der Vögel Frühgesang.

Lächle nur dem schönen Glanze,
Der den schönen Himmel deckt!
Lieg' ich mit dem Todtenkranze
Morgen in den Sarg gestreckt,
Sieht dein Thränenblick den Strahl
Dieser selben Sonne scheinen,
Der sich jene Lieder einen
Dann am schwarzen Trauermahl.

Doch zu Freuden auserlesen,
Die ein andrer Himmel beut,
Tritt das unbegrenzte Wesen
In die Zukunft ohne Zeit.
Ewigkeit, du dämmerst kaum,
So erwachen wir vom Leben,
Wie aus Nächten, gramumgeben,
Wie aus einem wüsten Traum!

Georg Döring.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Napoleon auf der Bühne. Revolution im Kultus.

Da Marengo seinen Napoleon nicht auffinden kann, so erscheint der Engel Gabriel und verspricht, ihn herbeizuführen. Bald darauf kommt er mit den verschiedenen Napoleons wieder, welche auf den Pariser Theatern erschienen sind; unter diesen will aber der alte Soldat seinen ächten Napoleon nicht erkennen, und schickt jeden mit einem Epigramm über seine Haltung und sein Betragen fort. Zulezt wird der Vorhang im Hintergrunde aufgezogen, und dort erscheint der ächte Napoleon verklärt unter dem rauschenden Beifall des zuschauenden Volks, worauf der alte Marengo noch den „Inhabern des Paradieses“ vorwirft, daß sie Napoleon nicht aufgenommen haben:

Vous l'craignez encore aujourdh'ui,
Vous vous rapp'lez, mes bons apôtres,
Qu'jadis il était maitr' chez lui,
Et souvent chez les autres.
En le laissant libre en ce lieu
Vous craignez qu'un jour, en goguette,
Le caporal dise au bon Dieu:
Ot'-toi d'là que j'm'y mette.

Als ein Muster des Anstandes und der andächtigen Gesinnungen kann dieser muthwillige Schwank eben nicht gelten; er dient blos zum Beweise, welche gewaltige Revolution vorgegangen ist. Zu Ende des lezten Frühjahrs veranstaltete der fanatische Erzbischof, Hr. de Quelen, eine große Prozession in Paris mit den wahren oder vorgeblichen Reliquien des h. Vincent de Paula; ein ausgestopfter Mann wurde in einem prächtigen silbernen Kasten umhergetragen, und Beiträge wurden zur Bezahlung besagten kostbaren Kastens gesammelt. Der Hr. Erzbischof betrachtete diese Prozession als einen Sieg über die Liberalen, und stolz mochte er darauf seyn, daß so manche angesehene Männer, die sich übrigens aus seiner Prozession wenig machten, es für rathsam achteten, hinter dem Kasten und dem Erzbischofe demüthig einherzugehen, um sich durch ihre Andacht bei der berüchtigten Kongregation zu empfehlen. Und das Jahr ist noch nicht abgelaufen, so befindet sich der Kasten wieder im Magazine des Silberschmiedes, und man macht sich auf den Theatern über die Glaubensartikel, welche der Hr. Erzbischof in seinen Katechismen lehrte, lustig und verspottet, was er für das Ehrwürdigste angesehen wissen wollte. Zu Anfang des Jahres beherrschte er den Kultus in der sogenannten Genovevenkirche, und zog selbst den ganzen Hof zur Oktavandacht in dieser Kirche. Im December aber ist die heil. Genovéva aus der Kirche verdrängt, sammt den Missionarien, welche auf das Geheiß des Erzbischofs dort ihre Andachtsübungen hielten, und der Tempel ist wieder ein Pantheon zur Aufnahme der körperlichen Hülle der großen Männer, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Statt der Heiligen sollen Männer darin verehrt werden, welche ein Gräuel in den Augen der andächtigen Kongregation waren, und die sie vermuthlich geradewegs in die Hölle schickte. Diese gewaltige Umwälzung ist jedoch nicht wunderbarer, als diejenige, die bewirkt hat, daß statt des Königs, der zu Anfang des Jahres von Gottes Gnaden König zu seyn behauptete, jezt ein Herrscher auf dem Throne sizt, welcher bekennt, daß er kraft des Willens der Nation regiert.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Januar 1831.

Nicht fehlen kann's, noch diesen Tag
Trifft ein Handel ein, der macht,
Daß auf ihn, den klugen Mann,
Für den Schlausinns Thätigkeit,
Urplötzlich fällt ein Unheil.

Aristophanes.
Die Wolken.

Gottfried Schwenkle's Nationaltheater. Ein verbotenes Werk. Siebente Auflage.

Nro. 64.

Von Ludwig Bauer.

Zimmer des Herrn Hofraths von Dipchen. Frau Hofräthin und deren Tochter sehen bestürzt aus. Graf Bortissen tritt ein.

Bortissen. Um's Himmels Willen, Madame! was ist Ihnen? wie find' ich Sie? und auch Sie, mein bestes Fräulein! verweinte Augen? was soll ich denken?

Ricke. Ach, Herr Graf! (schluchzt.)

Hofräthin. Herr Minister! (greift zum Schnupftuche.)

Bortissen. Erklären Sie sich! Sie haben mich in der That erschreckt.

Hofräthin (händeringend). Mein Mann! mein armer Mann!

Bortissen. Armer Mann? wie? reicht etwa die Pension nicht hin, die ich ihm neulich ausgewirkt habe? oder sollte es ein Schuft von den Bureaux wagen, Schwierigkeiten bei der Auszahlung zu machen?

Hofräthin. Nicht so, Herr Graf!

Ricke. Wir sind Ihnen zu unterthänigstem Danke verbunden.

Bortissen. Nun, er wird doch nicht gar so blöde gewesen seyn, in seinem ersten Pensionsjahre zu sterben?

Hofräthin. Nein, nein, trauen Sie ihm das nicht zu! Aber Sie kennen ihn ja, daß er unermüdlich ist, daß er sich aufopfert, daß er —

Bortissen. Auf jede Messe ein Paar neue Bücher liefert? Das ist wahr, aber darin seh' ich kein Unglück. Seine Schriftstellerei trägt ihm ein hübsches Geld ein. Er steht sich jährlich auf circa 3000 Gulden, die Pension ungerechnet.

Hofräthin. Ich weiß es zu schätzen. Allein die Kritik —

Bortissen. Hat auch ihren Nutzen. Er kritisirt ja selbst.

Hofräthin. Sie wollen mich nicht versteh'n. Erzähle Du, Ricke!

Ricke. Papa brachte die Literaturzeitung herein und sagte ganz vergnügt: „Da kommt es endlich! da haben sie mich recensirt! Gebt Acht, Ihr sollt Euer blaues Wunder hören!" Und unterdem, wie er das Blatt flüchtig überlas, bekam er auf einmal eine Schwäche, seufzte und sank auf's Sopha.

Hofräthin. Ja, und unsre vier Bedienten hatten zu schaffen, um ihn in's Bett zu bringen.

Bortissen. Hm, ein so großer, vierschrötiger Mann! ich hoffe doch nicht, daß ihn eine Recension umgeworfen hat?

Hofräthin. Gewiß haben sie ihn wieder gekränkt. Was meinen Sie, Herr Graf! wenn man sich Tag und Nacht für's Wohl der Menschheit anstrengt, wenn man jeden vernünftigen Gedanken, den man so nothwendig in die eigene Haushaltung brauchen könnte, publik macht, und hinterdrein kommen die Critiker, oder wie die Schelme

heißen, und bohren Einem den Esel — o! das thut seinem edeln Herzen wehe!

Ricke. Und dann ist gar nicht mit ihm auszukommen. Er schilt und schmäht in Einem fort. Neulich hat er sich im Aerger auf meine Lockenschachtel gesezt und sie morsch zerdrückt.

Hofräthin. Ich bitte Sie inständigst, schaffen Sie unserem Hause Genugthuung. Weisen Sie das zügellose Gesindel zurecht, das keine Diskretion mehr kennt, sobald es die Feder zur Hand nimmt. Ich kann mit meinem Manne nicht länger mehr so leben. Wenn mir keine Hülfe wird, laß' ich mich scheiden.

Ricke. Vorige Woche bringt mir das Laufmädchen für einen Groschen Pfeffer. Zufällig kommt er dazu und sieht, daß der Umschlag ein Blatt seiner Gedichte ist. Gleich fordert er dem Krämer seinen ganzen Vorrath an Düten ab, und weil dieser sie nicht hergeben will, schickt er ihm ein Paar Thaler dafür, ordnet die Blätter, läßt sie wieder einbinden und einen goldenen Schnitt dran machen. Der Krämer hätte gewiß das Buch nicht bekommen, wenn die infamen Kritiker nicht wären.

Hofräthin. Dann ißt und trinkt er im Zorne mehr, als er ertragen kann, thut Nachts kein Auge zu und hängt seinen Grübeleien nach.

(Die Kammerthür öffnet sich: Hofrath von Dipchen, bleich und verstört, tritt heraus.)

v. Dipchen. Ist nicht der Graf — Ach! freut mich unendlich! Ihre Stimme hat mich von den Todten erweckt.

Bortissen. Da seh'n Sie, was das Wort eines Ministers vermag. Setzen wir uns. Das Steh'n wird Ihnen sauer. (sie setzen sich um den Tisch her.) Was muß ich hören? Sie haben sich alterirt?

(v. Dipchen macht eine empfindliche Grimasse.)

Bortissen. Thut mir leid; aber ich darf Sie nicht schonen, eben weil ich Sie beruhigen möchte. Ist das Pasquill anonym?

v. Dipchen. Pah! eine anonyme Recension würde mich nicht halb so tief verlezt haben. Aber daß der Uebermüthige es wagte, mit Beisetzung seines Namens mich anzutasten, und mir ganz dreist Dinge in's Gesicht zu sagen, die ich einmal nicht hören will!

Bortissen. Sein Name?

v. Dipchen. Verzeihen Sie, ich würde mein Leben einer zweiten Gefahr aussetzen, wenn ich den Unhold über meine Lippen brächte.

Bortissen. Was gilt's, Sie nehmen die Sache zu tragisch? Wurst wider Wurst, ist zwar ein plebeisches Sprüchwort; aber darnach handeln darf jeder. Ihr Unaussprechlicher hat gewiß auch schon Unsinn in die Welt geschrieben. Er war verliebt, denn das sind wir alle gewesen, also hat er Reime geleiert. Er hat einen Korb bekommen, denn wem begegnete dieß nicht? also hat er Tragödien gemacht. Zahlen Sie ihm doppelte Münze heim, sagen Sie ihm Grobheiten, an die er nicht gedacht hat, und weil Sie die Beidruckung seines Namens genirt, so lassen Sie den Ihrigen weg.

v. Dipchen. Geht nicht, geht nicht, und wenn ich toll werden möchte, aber es geht wahrlich nicht.

Bortissen. Ei, warum wird es denn nicht gehen? Ein honetter Mann wird doch einmal grob seyn können.

v. Dipchen. Ja, daran sollte es nicht fehlen. Aber nennen Sie mir eine einzige Schrift, die dieser Quarzner — (er hustet.)

Bortissen. Da hätten wir also den entsetzlichen Namen!

v. Dipchen. Ob er nicht wirklich zum Ersticken ist? In der ganzen Literatur ist noch nichts Aehnliches vorgekommen. Kein Roman, keine Zeitung, kein Trauerspiel, keine Encyklopädie, überhaupt nichts von Bedeutung knüpft sich an diesen abscheulichen Namen, als, wie ich voraussehe, mein Tod.

Bortissen. Rächen können Sie sich nicht, das gebe ich zu. Doch er wird's nicht so böse gemeint haben.

v. Dipchen. Herr! ich verstehe Deutsch, und deutsch hat er sich, so wahr ich lebe, ausgedrückt.

Bortissen. Sie haben mir ja das Werk noch nicht einmal genannt, worauf die Recension sich bezieht. Ich glaube, es ist Ihnen selbst entleidet.

v. Dipchen. Ich müßte lügen, wenn ich dieß behaupten wollte. „Die Weltgeschichte im Ridicule;" so ist's betitelt. Davon geht kein Jota ab, und wenn alle Kritiker des Erdkreises gegen mich aufstünden. Die ganze Historie hab' ich in Taschenformat gebracht, und zwar für Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren. Es ist das Gediegenste, was je aus meiner Feder floß. Für die Originalität des Werks will ich haften. Beim goldnen Vließ! ich will nicht von Adel seyn, wenn ich auch nur Eine Quelle dabei benüzt habe!

Bortissen. Was Sie sagen! Es wäre Jammerschade — doch geben wir die Hoffnung nicht zu bald auf. Lassen Sie uns das Ding in der Nähe besehen. Nun, mein scharmantes Rickchen, nicht wahr? Sie lesen uns den fatalen Artikel vor? Der Honig Ihrer Lippen wird das Gift unschädlich machen. Ach ja, lesen Sie! es ist die einzige Situation, in der ich Sie noch nicht bewundert habe.

Hofräthin. Besinn' Dich nicht Ricke! Der Herr Minister haben zu befehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Unterhalb Beaufond macht der Doubs eine ellenbogenähnliche Krümmung und man fährt fort ihn zu beschiffen, wobei das Auge entzückt auf den romantischen Ufern ruht, deren Abhang sich sanft bis zum Gipfel der beiden begrenzenden Berge erhebt, auf beiden Seiten abwechselnd schroffe Felsen, dichte Gebüsche, herrliche Tannenbäume und einzelne Häuser mit wohlunterhaltenen Gärten zeigend. Eine halbe Stunde von Beaufond krümmt sich der Fluß von neuem und man befindet sich gegenüber von ungeheuren Felsenmassen, die auf der französischen Seite himmelan streben. Die Umgebungen werden immer wilder und wilder, und man gelangt wieder zu andern Schleußen, welche auf schweizerischem Boden die Räder einer Mühle treiben, die, ihrer grauenvollen, vereinzelten Lage willen zwischen Felsen von jeder Form und jeder Größe, den Namen „moulin de la mort," oder Mühle des Todes bekommen hat. Hier und noch viel weiter hinab ist die Schiffahrt um des wild übereinander geworfenen Gesteins willen unterbrochen, und der Doubs wird erst bei der Glashütte du Pied d'Etau wieder schiffbar.

In diesen schauerlichen Klüften, als künftiger Eigenthümer der Mühle des Todes, war Claude Renaud geboren und erzogen worden, und obschon er auch in Beaufond eine kleine Wohnung besaß, so war doch hier eigentlich seine Heimath, von welcher das Charakteristische in sein Gemüth übergegangen zu seyn schien. Es hätte das Eigenthümliche dieses Ortes nicht bedurft, das wirklich auch in dem Unbefangenen ein seltsames Gefühl erregte, um mancherlei Sagen über denselben und seinen Bewohner zu verbreiten. Die Einen sahen ihn als einen Aufenthalt böser Geister an, andere, weniger Abergläubische, meinten, er diene zu geheimen Zusammenkünften der Kontrebandiers, und Alle hätten ihr Leben oder ihre Seligkeit zu wagen geglaubt, wenn sie dem gefährlichen Gebäude sich auf andere Weise als vorübergehend genähert hätten. Wie weit mußte demnach von Josephinens Seele der Gedanke entfernt liegen, ihr Leben in der Mühle des Todes zuzubringen. Zwar mochte wohl derjenige Aufenthalt, den ihr Herz sich vor allen andern gewählt haben würde, nicht eben sehr freundlich genannt werden, aber immerhin war der Unterschied doch bedeutend, und überdieß breitete die Liebe ihren Zauber über die Stelle, die zu bewohnen das Ziel aller ihrer Wünsche war.

Von den ersten Kinderjahren an hatte Paul Morel vor allen Mädchen der Umgegend Josephine Latour ausgezeichnet, und war von ihr mit dankbarer Anhänglichkeit belohnt worden. Er war der einzige Sohn des Besitzers jener Mühle und Hammerschmiedte, oberhalb Beaufond, deren bereits oben erwähnt worden ist. Sein Vater konnte, wenn auch nicht ein reicher, doch ein wohlhabender Mann genannt werden, und er genoß deßhalb bei seiner Erziehung sowohl, als bei seinen Vergnügungen, jener Vorrechte, die nur das Eigenthum der begüterten Klasse sind. Von seinem zwölften Jahre an hielt er sich die Woche hindurch in Chaux de fond auf, wo er einen ziemlich zweckmäßigen Unterricht in allem bekam, was einem jungen Menschen seines Standes zu wissen Noth thun konnte, und nur an den Sonnabenden kehrte er, um den Sonntag dort zuzubringen, in sein väterliches Haus zurück. Nie aber geschah dieß auf gerader und bequemer Straße; denn ehe er die Mühle am Doubs wieder sah, ging es über unwegsame Pfade, durch das Gebirge nach Beaufond, wo in einem nahe gelegenen, höhlenartigen Einschnitte in den Felsen Josephine jedesmal seiner wartete, und zwischen den beiden unschuldigen, liebenswürdigen Kindern alles ausgetauscht wurde, was dieses Alter Trauliches und Herzliches hat.

Von hier eilte er dann in vollem Laufe über hohe Felsen und durch dichtes Gestrüpp, auf Pfaden, welche sonst nur von Ziegen betreten wurden, der Heimath zu, wo man nicht ahnete, daß Paul einen andern Weg als den gangbaren über das Gebirge gekommen sey, und wo überhaupt von der innigen Verbindung mit der armen Josephine nichts bekannt war. Der Winter, der in diesen Gegenden besonders rauh ist, und der Schnee, der in ungeheuren Massen oft wochenlang jede Kommunikation mit diesen fast unterirdischen Regionen verbot, unterbrach freilich auf einige Zeit die ersehnten Zusammenkünfte, aber der Thauwind, der die steilen Abhänge schnell von dem winterlichen Kleide entblößte, führte Paul und Josephine wieder in die stille Grotte, in der sie, vor schlimmer Witterung geschützt, sich die Langeweile und das schmerzliche Heimweh beschreiben durften, das ihre Herzen in der langen Trennungszeit erfüllt hatte.

Jahre waren auf diese Weise hingelaufen; immer inniger hatten sich die zwei Kinderseelen in einander verschlungen, immer unauflöslicher war das Band geworden, das die beiden Gemüther zusammenknüpfte. Keine Regung, kein Gefühl des Einen war dem Andern unbekannt geblieben, Schmerz und Freude, Hoffnung und Furcht hatten sie treu getheilt. Wie zwei Blumen an einem Stengel waren sie empor geblüht, und die Unschuldswelt, in der sie lebten, war durch keine unzeitigen Warnungen, durch keine aufregenden Hindernisse zerstört worden. Paul hatte das achtzehnte, Josephine das fünfzehnte Jahr erreicht; die einsamen Zusammenkünfte wa-

ren schwieriger, aber auch eben darum desto süßer geworden, und überdies traf man sich jezt zuweilen auf Spaziergängen oder bei einem Tanze in der Nachbarschaft, und Niemand fand es seltsam, daß der artige Bursche sich zu dem hübschen Mädchen hielt. Nur Claude, dem allmählig das Verständniß zwischen den jungen Leuten klar wurde, fand Mißfallen daran, und die Besorgniß, einen Plan scheitern zu sehen, den er schon lange bei sich ausgebildet hatte und welchem Josephinens jugendlicher Reiz täglich mehr Kraft verlieh, bewogen ihn früher, als er selbst es wollte, mit der Mutter zu sprechen und als eine Sache, die ihm durchaus nicht abgeschlagen werden könnte, die Hand der Tochter zu begehren.

Die alte Latour sah in dieser Bewerbung Gottes Finger, der ihr noch vor ihrem Ende die Beruhigung verschaffen wolle, ihr einziges geliebtes Kind nach ihrer Ansicht gut versorgt zu sehen, und in diesem Geiste theilte sie Josephinen den glücklichen Antrag mit, den man mit Dank und Anerkennung aufnehmen müsse. Wie erschrak sie aber, als sie an des armen Mädchens Entsetzen zu bemerken anfing, daß sie sich in der Gesinnung ihrer Tochter verrechnet haben mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

Ueber Spanien.

Einige neuere Nummern der **Gaceta de Madrid** enthalten einen interessanten Aufsatz, der, wenn er auch nicht neue Ideen enthält (man wird so billig seyn, die von Spaniern nicht zu verlangen), für uns doch ein Beweis ist, wie weit die Verschrobenheit eines Volkes gehen muß, das sich gefallen läßt, so etwas zu lesen. Zum mindesten beweist er, wie sehr man in jenem Lande bemüht ist, das Wahre falsch zu sehen, und Thatsachen absichtlich zu verdrehen, die die Regierung eben so ungern hört, wie das Volk selbst. Der Aufsatz ist überschrieben: **España y America**, und enthält eine Rechtfertigung der Spanier in Bezug auf die Art, wie sie die eroberten amerikanischen Länder, die jezt ihre Freiheit und Unabhängigkeit erkämpft, behandelt haben. Eine Apologie trägt oft das Gepräge davon, daß der Vertheidiger, nur für die Rettung des Inculpaten besorgt, Manches sagt, was er als Ankläger schwerlich vorgebracht haben würde. Hier handelt es sich um die Ehre des spanischen Volkes: es ist also kein Wunder, partheiische Bemerkungen zu finden, und wir sind willig, dergleichen von diesem Standpunkte aus zu dulden. Ja geschickte Aeußerungen dieser Art können oft unsere höchste Theilnahme, unsere Bewunderung, oder wenigstens unser Mitleid erregen, wenn es ihnen auch nicht gelingt, uns gänzlich den Verdacht gegen die Angeklagten zu benehmen. Aber davon ist hier nichts zu finden. Das bekannte: **Audiatur et altera pars** ist das einzige, was bei dem Ganzen noch erträglich ist, und die beliebte sophistische Manier, Fakta absichtlich zu verunstalten und zu verdrehen, kann man hier in ihrer Vollkommenheit studiren. Dieser Aufsatz ist ein Muster historischer Kritik, wie man sie wohl schwerlich jezt in einem andern Lande Europa's finden möchte. „Wenn man die Revolutionäre," bemerkt der Verf., „und den größten Theil der Ausländer über das Verfahren befragt, welches die spanische Regierung und die Spanier während der drei Jahrhunderte seit der Entdeckung und Eroberung dieses Welttheils befolgt haben, so werden alle mit Einer Stimme schreien, es sey das **mas cruel y tiranica** (das grausamste und tyrannischste) gewesen; denn **tirania, opresion, despolismo, cadenas, latrocinio** u. s. w. sind die Worte, die man mit emphatischem Glockenklang fortwährend wiederholt und feindlich gebraucht, um dem spanischen Volke Vorwürfe zu machen. Kein Wunder also, wenn von diesem Ruf alle Winkel der Erde echoartig wiederhallen, und man nicht müde wird, solche beleidigende und verwegene Worte unablässig auszustoßen, kein Wunder, wenn sie mit derselben Leichtgläubigkeit angenommen, ja als ein Glaubensartikel angesehen werden, wie sie mit Keckheit ausgesprochen wurden."

Daß ähnliche Vorurtheile unter allen Völkern und zu allen Zeiten im Schwunge gewesen, weiß Jeder, und es geht daraus die Wahrheit hervor, daß die meisten Menschen unmündig, urtheilslos ihre Ansicht nach der weniger Denker bilden, die oft einseitig genug ihr ganzes Zeitalter beherrschen und verführen. Welchem Lobredner seines Volkes wird es schwer, sich Glauben bei demselben zu verschaffen, während man dem Tadler bald den Rücken wendet und die Schmeichelei liebenden Ohren verschließt? Hätte nicht ein Franzose den für einen Wahnsinnigen erklärt, der seine Stimme, wenn auch nur zu einem bescheidenen Zweifel gegen das **siècle d'or** Ludwigs XIV. erhoben hätte? Was wird der Engländer von Jemand urtheilen, der ansteht, die Ruinen des Feudalismus in der großbritannischen Verfassung für das Ideal aller politischen Form zu halten? Es scheint ja fast zum Nationalcharakter jedes Volkes ein gewisser Stolz, ein Vorurtheil, daß unter ihm nur das Beste gedeihe, gehört zu haben. Wie selten hört man ein ruhiges, vorurtheilfreies Urtheil über andere Völker von Engländern oder Franzosen? Allmählig wird das aber hoffentlich anders werden, je mehr auf Kosten der Nationalität eine gewisse kosmopolitische Bildung sich entwickelt, eine gegenseitige Schätzung der Literatur den Blick über die frühere Beschränktheit, die der Stolz bedingte und erhielt, erheben wird. So andere Vorurtheile, die Ideen betreffen, welche einmal sich im Volk entwickelt haben, Ansichten, denen man, ohne Gefahr zu laufen, für brutal gehalten zu werden, nicht widersprechen darf. Sie sind einmal zur Herrschaft gelangt, und man wird mindestens für eigensinnig ausgeschrieen, wenn man nicht unbedingt zu ihrer Fahne schwört. Wer darf jezt etwas zur Vertheidigung z. B. der Pietisten sagen? Es ist in der allgemeinen Meinung einmal über diese Richtung abgesprochen, und wehe dem, der nur ein leises Wort dagegen zu erheben wagt. Wer darf wegen billigerer Würdigung der Jesuiten nur ein mildes Wort wagen, da über sie ein für allemal der Stab gebrochen ist, ohne in den Verdacht zu gerathen, keinen warmen Antheil an dem Wohl der Menschheit, an der Wahrheit zu nehmen? Wer durfte zur Zeit des Altdeutschthums, die sich, Gott sey Dank, jezt überlebt hat, die Bemerkung wagen, daß die Zeit des Faustrechts, der Hermanne und Thusnelden, vor tausend Jahren begraben, möge in Ruhe gelassen werden? Wer wagt jezt, eben diese merkwürdige Zeit der politischen Aufregung Deutschlands zu erwähnen? wer gegen Adel in Ländern, wo er noch herrscht, und für ihn da, wo er nicht mehr herrscht, zu sprechen, ohne wegen seiner dürftigen Ansichten bemitleidet zu werden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Januar 1831.

Weh, weh mir, daß der Himmel solche Tücken
An einem sanften Wesen übt wie ich!

Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Starr vor Erstaunen und sprachlos sank Josephine bei der unerwarteten Entdeckung auf den Stuhl, vor dem sie eben stand, dann sprang sie im nächsten Augenblick wieder auf, fiel der Mutter laut weinend um den Hals und beschwor sie bei Gott und allem, was ihr heilig sey, sie nicht in ein so furchtbares Unglück zu stürzen. „Wie sollte ich diesen Mann lieben können," rief sie jammernd, „dessen Anblick mir selbst in den Augenblicken, wo er uns Gutes that, jedesmal einen Schauer erregte! Gott im Himmel! Ihr werdet mich doch nicht so elend machen, mich auf mein ganzes Leben an einen Menschen binden zu wollen, der Niemand liebt, von dem man so viel Böses spricht. Mutter, Mutter, ich kann, ich kann nicht; lieber stürze ich mich in den Doubs, wo er am tiefsten ist, als daß ich an Claude Renauds Hand zum Altare trete." So ging es mit Bitten, Beschwörungen, Weinen noch eine Viertelstunde lang fort, und niemals hatte Frau Latour die sanfte, stille Josephine in einer solchen Aufregung und Heftigkeit gesehen. Tief bekümmert, daß sie ein Glück von sich weisen solle, das sie erst noch für so gränzenlos angesehen hatte, legte sie sich auf Vorstellungen, dann suchte sie mit dem Aufschub eines bestimmten Entschlusses Zeit zu gewinnen, allein das zarte Kind vermochte den Erschütterungen dieses Abends und der Sorge vor einer schrecklichen Zukunft nicht lange zu widerstehen; sie kämpfte zwei Tage hindurch mit sich selbst und gegen die Bitten ihrer Mutter, und am dritten lag sie mit heftigem Fieber zu Bette. So wenig stark sie eigentlich auch schien, eine Krankheit hatte sie dennoch nie gehabt, und die ängstliche Mutter sah in dem Krankheits-Anfall schon die Vorboten eines nahen Todes; so sehr ihr auch das Gelingen der Heirath am Herzen lag, so schien ihr dieselbe, gegen das Leben ihres Kindes gehalten, doch von gar keinem Werthe mehr, und sie erkaufte mit dem Aufgeben ihres Wunsches der Tochter Frohsinn und Gesundheit.

Renaud hatte freilich nichts weniger als eine solche Antwort erwartet, und die Wuth, welcher er sich bei dem Fehlschlagen seiner Plane überließ, war fürchterlich. Er gehörte unter jene Menschen, die sich alles erlauben, sobald sie nicht von dem Buchstaben der Gesetze zurückgehalten werden, und wahrscheinlich würde er sich vor irgend einer Gewaltthat nicht gescheut haben, wenn wir nicht glücklicherweise in einem Lande lebten, wo Gefährdungen der öffentlichen und persönlichen Sicherheit strenge gerügt werden. So aber verschloß er seinen Groll, so gut es gehen wollte, in sich selbst, und begnügte sich einstweilen, die Gegend um Beaufond zu meiden und unter der Hand, so gut er konnte, genaue Aufsicht über alles zu halten, was Josephine betraf.

Der junge Morel hatte, sobald die Leztere genesen war, natürlicherweise den ganzen Vorgang erfahren, und war durch die Kenntniß der Gefahr, in welcher die Freundin geschwebt hatte, mit einem Male über alle seine eigenen Wünsche und Gefühle belehrt worden. Was ihm bisher noch dunkel gewesen war, über was er in sorglosem Genusse gegenwärtigen Glücks nicht näher nachgedacht hatte, das wurde ihm in diesem Augenblick klar und verständlich. Das Mädchen, welches er seit seinen Knabenjahren mit treuer, unwandelbarer, immer wachsender Liebe umfaßte, in das er einen Theil seines eigenen Selbsts übergetragen hatte, mußte sein Eigenthum seyn und bleiben, wenn auf Erden noch irgend ein Glück für ihn gefunden werden sollte; und wie konnte dieses geschehen, als einzig nur auf die Art, auf welche Renaud sie zu der Seinigen hatte machen wollen? Heirathen mußte er Josephinen, seine Frau mußte sie werden, in der Mühle am Doubs mußte sie walten und herrschen, wenn dieser Aufenthalt ihm noch erträglich scheinen sollte. Diese Ueberzeugung, das Licht, das mit dieser Idee seiner Zukunft aufging, gab den Aeußerungen seiner Liebe etwas Heimliches, Zärtliches, das selbst die Geliebte in süßem Taumel hinriß und ihr Herz zum ersten Male mit jenen Empfindungen erfüllte, welche die höchste Seligkeit des Weibes und zugleich sein Elend ausmachen. Wenige Worte, wenige Laute reichten hin, Josephinen über die Umänderung aufzuklären, die mit Pauls Gefühlen vorgegangen war, und wer möchte zweifeln, daß sie jezt aus diesem Munde die Namen „Braut, Heirath, Hochzeit," die sie einige Tage vorher in andern Beziehungen so fürchterlich erschreckt hatten, mit Entzücken anhörte und mit bescheidenem Erröthen, mit züchtigem Anschmiegen beantwortete? Unter den beiden Liebenden war demnach alles in bester Ordnung; schade nur, daß andere Menschen so oft mit ihrer Weisheit oder ihrem bösen Willen zwischen die vereinigten Herzen treten und ein Glück zertrümmern, das in seinem Aufblühen die schönsten Früchte hoffen ließ.

Was lange ungefähr in gleichem Grade gedauert hatte und allmählig zur Gewohnheit geworden war, Frau Laturs Krankheit, nahm plötzlich einen ernsten Charakter an, und nach dem schmerzhaften Leiden weniger Tage starb sie in den Armen der trostlosen Tochter. Das gab nun auf einmal allen Verhältnissen eine andere Wendung. Das junge Mädchen konnte, auch wenn ihre Arbeit sie hätte ernähren können, Anstands halber nicht allein bleiben, und von allen ihren Verwandten wohnte Niemand in der Nähe, als eine alte Base, die als eine böse Frau bekannt war und sich nie mit der Verstorbenen hatte vertragen können. Was man ihr, außer dieser Eigenschaft, sonst noch nachsagte, wußte freilich Josephine nicht, allein ihr Charakter und ihr Benehmen reichten schon hin, ihr den Aufenthalt bei derselben als eine Art Fegfeuer vorzumalen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottfried Schweikle's Nationaltheater.

(Beschluß.)

Ricke. (verlegen.) Wenn ich Ew. Excellenz sonst dienen kann — aber was über meine Kräfte geht.

Vortissen. Bitte, bitte, lassen Sie uns hören!

Ricke. (ziert sich noch ein wenig, nimmt das Blatt und liest.) „Wenn es darauf ankommt, zu erfahren, was möglicherweise hätte geschehen können, so wüßte ich kaum eine ergiebigere Fundgrube, als vorliegendes Werk. Denn von dem, was wirklich geschehen ist, habe ich wenig oder nichts darin gelesen. Es scheint, die gesammte Phantasie des Herrn Verfassers hat sich auf das historische Fach geworfen, und daraus wird es mir einigermaßen erklärlich, warum seine zahllosen Gedichte und Novellen so auffallend arm an Phantasie sind."

v. Dipchen wird unruhig.

Vortissen. Sehen Sie, daß es nur halb so schlimm gemeint ist! Das sind Witze, und ich habe in meinem Leben nicht gehört, daß diese zum Weinen gemacht werden. Er widerlegt Sie ja nicht. Sie haben noch Ihr volles Recht in Händen. Z. B. ist die Philosophie nicht das Gegentheil von der Geschichte?

v. Dipchen. Verzeihen Sie, ich bin nicht Philosoph.

Vortissen. So glauben Sie einem Minister auf's Wort, daß es sich so verhält. Da sich nun bekanntlich die Philosophie um die Darstellung des Unmöglichen dreht, so kann ihr Gegentheil, die Geschichte, nichts anderes als die Darstellung des Möglichen seyn. Leuchtet Ihnen dieß ein?

v. Dipchen. O ja.

Vortissen. Folglich haben Sie Recht. Denn dieß macht Ihnen ja Ihr Recensent zum Vorwurfe, daß Sie durchweg nur das Mögliche dargestellt hätten. Ich versichere Sie, der Irrthum ist auf seiner Seite.

Hofräthin. Ist Ew. Excellenz nicht eine Tasse Thee gefällig?

Vortissen. Nachher, meine Beste! — Fräulein, Sie lesen vortrefflich. Ihre Stimme klingt wie Musik, und wenn ich Ihnen ungern zuhöre, so geschieht es, weil ich lieber dazu tanzen möchte.

Ricke verneigt sich und liest weiter: „Das Werk ist für Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren bestimmt. Es könnte auch für Kinder von sechs bis zehn Jahren ge-

schrieben seyn; denn diese würden eben so viel daraus lernen als jene; außer daß ihnen vielleicht ein Paar Obscönitäten entgingen, die der Herr Verfasser, ganz gegen seine Gewohnheit, sehr gründlich, und, wie es scheint, mit Sachkenntniß vorgetragen hat."

Vortissen. Recensent will damit sagen, daß Sie allgemein verständlich und den Bedürfnissen der Zeit gemäß geschrieben haben. Was wollen Sie mehr? „Der Lebende hat Recht." Wir, die wir unläugbar zu den Lebenden gehören, geben Ihnen Recht. Demnach haben Sie Recht. Will Ihnen der Recensent dieß absprechen, so muß er, als er dieß schrieb, sich nicht zu den Lebenden gezählt haben. Also konnte er auch nicht schreiben. Folglich ist seine Schrift ein Unding, ein non ens. Ich glaube, es gibt nichts Einleuchtenderes, als was ich eben sagte?

Hofräthin. Es ist einzig.

Vortissen. Wozu die ganze langweilige Recension anhören? Beschränken wir uns auf den Schluß. Da kommt immer das Beste. Wenn es Ihnen gefällig ist, Fräulein.

Ricke. Wo fängt doch der Schluß an?

Vortissen. Er ist der Anfang vom Ende, wie Talleyrand sagt. Erlauben Sie! (auf das Blatt zeigend.) Hier, hier!

Ricke. (liest.) „Der Herr Verfasser sollte billig bei dem Publikum Abbitte thun, wegen eines so beispiellos schlechten Machwerks, wodurch er die menschliche Vernunft kompromittirt hat. Jedoch wird es hoffentlich unnöthig seyn, daß er sich deßhalb bemühe. Denn unsere Kritik würde ihren Zweck gänzlich verfehlen, wenn die bezeichnete Schrift je noch ein Publikum finden sollte."

(v. Dipchen fährt auf und macht die Bewegungen eines Fechters, der sich verzweifelt wehrt; die Hofräthin stößt ihre Tochter wiederholt in die Seite, um sie zum Schweigen zu bringen. Vortissen gibt entgegengesetzte Winke.)

Ricke fährt fort: „Man verbittet sich sogar jede mögliche Abbitte. Denn sie würde in eben so schlechtem Deutsch und eben so sinnlos geschrieben werd., als das bereits kritisirte Werk, dessen Herr Verfasser, wie schon sein Name anzeigt, einmal dazu bestimmt ist, mit einem ziemlich breiten Körper überall nur als Diminutiv zu figuriren. Und Referent verfällt wohl nicht in's Anmaßende, wenn er offen bekennt, daß er sich täglich glücklich preise, nicht Herr von Dipchen zu seyn, sondern J. M. Quarzner."

(v. Dipchen wankt und hält sich am Tische, die Hofräthin schreit auf. Ricke wendet das Blatt an einer Stricknadel hin und her.)

Vortissen. Beruhigen Sie sich! Hören Sie? Sie sollen gefaßt seyn! Vortissen sagt's. Im Namen der Regierung, seyn Sie bey Verstande! (auf ihn zugehend) Wie also? Dieß wäre der Mann, der die periodische Presse in mehr denn sechs Journalen verficht? Der die Censur in den Abgrund verwünscht? Der überall auf Oeffentlichkeit und freie Diskussion dringt? Sie wären dieß? Sie, den eine einzige ungenirte Recension von Sinnen bringt? und noch dazu in Gegenwart des Premierministers.

v. Dipchen (nimmt sich zusammen). Herr Minister, ich bin bereit, Ihre Befehle zu hören.

Vortissen. Ich will für den Augenblick nicht befehlen. Ich möchte mich nur mit Ihnen verständigen. Ziehen Sie selbst das Resultat, Sie, der unter Anderm auch die Thorheit hatte, Deputirter zu werden.

v. Dipchen. Bitte sehr. Ich verdanke es lediglich Ihrer Fürsorge.

Vortissen. Daß das Volk Sie gewählt hat? ha! ha! ha! Nun gut, ich will mich korrigiren. Sie, die Sie undankbar genug waren, die freie Presse gegen meine so liebreich gegebene Weisung in öffentlicher Session zu verfechten, Sie geben sich die Blöße, vor dieser Presse, sobald Sie dieselbe am unrechten Orte knarren hören, wie vor einem Scheusal zurückzuschaudern? Sie hatten ohne Zweifel Ihre Interessen schlecht bedacht, als Sie der Fürsprecher der Publizität wurden. Sie lernten die Sache aus weiter Ferne kennen, und erstaunen nun, daß sie so rauh anzufühlen ist. Gestehen Sie selbst, die Pariser Journale haben Sie getäuscht.

v. Dipchen. Herr Graf, Sie überraschen mich.

Vortissen. Ja, ja, es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Sie sehen ein, daß Preßfreiheit nur für die Canaille taugt, der eine Hornhaut über das Zartgefühl gewachsen ist. Leute, die bei jedem Tadel Gesichter schneiden, als ob man sie auf einen Leichdorn getreten hätte, dürfen sich ja nicht der Zugluft aussetzen. Bleiben Sie fein zu Hause, oder meinetwegen auch in der Kammer. Aber thun Sie, was ich Ihnen rathe. Oder habe ich Unrecht?

v. Dipchen. Ein andermal; brechen wir ab.

Vortissen. Nein, jezt wollen wir ausreden; denn unter uns gesagt, Sie sind ein vernünftiger Mann, so lange Sie nicht zur Feder greifen. Und da ich in diesem Zimmer weder Papier, noch Tintenfaß bemerke, so glaube ich, werden wir hier am besten fertig. Gestehen Sie, Sie haben nur deswegen so heillos raisonnirt, weil dergleichen Geschreibsel gegenwärtig am besten bezahlt wird. Heute haben Sie die Dankbarkeit des Publikums erprobt. Was gedenken Sie fernerhin zu thun? Ich muß Antwort haben; denn morgen ist wieder Sitzung. Also Preßfreiheit oder nicht?

v. Dipchen. Potz tausend, wie schrauben Sie mich!

Vortissen. Rund heraus! Ich frage Sie noch einmal: für oder gegen? Wie werden Sie stimmen?

v. Dipchen. Rund heraus gesagt, kümmert es mich wenig, ob das Publikum Preßfreiheit hat oder nicht. Aber für meine Person würde ich ungerne darauf verzichten.

Vortissen. So? Nun, für Ihre Person garantiere ich Ihnen Alles, was Sie vernünftigerweise fordern können, aber unter einer Bedingung.

v. Dipchen. Und die wäre?

Vortissen. Werden Sie Royalist; dann können Sie schreiben, was Sie denken.

v. Dipchen. Hm!

Vortissen. Antwort muß ich haben.

v. Dipchen. Wird sich schon fügen.

Vortissen. Nein, nein! Sie entwischen mir nicht. Für oder gegen?

v. Dipchen. Nun denn, dagegen!

Vortissen. Mit oder ohne Rede?

v. Dipchen. Meinetwegen mit einer Rede.

(Vortissen drückt ihm die Hand mit Wärme.)

Vortissen. Frau Hofräthin, ich stehe für Ihren Mann; die Scheidung ist unnöthig. (Zu Rickchen.) Und heute Abend beim Souper?

Ricke. Werde aufwarten.

Vortissen. Adieu denn für jezt. (Sie wollen ihn begleiten.) Bleiben Sie, ohne Weiteres, als Minister gesprochen, bleiben Sie! (Er geht und murmelt in seinen Mantel:) Wenn's hier zu Land keine bessern Patrioten gibt, dann gute Nacht, Preßfreiheit! — Der gute von Dipchen! wenn er wüßte, daß ich die Rezension geschrieben habe! (ab.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsezung.)

Ueber Spanien.

Die Ansichten wechseln immer so, wie die Vortheile oder Nachtheile wechseln, welche sie beförderten oder hinderten. Napoleons Herrschaft machte den größten Theil der Bevölkerung Europa's zu unbedingten Verehrern seines Ruhmes; Panegyriker höhern und niedern Ranges schrieen ihre begeisterten Loblieder zu seinem Thron. Er fiel, und ganz Europa verschwor sich nicht allein zu einem großen, lange schwankenden Kampf gegen ihn, nein, auch Heuschreckenschwärme von Dichtern und Schriftstellern sezten ihre Federkiele gegen ihn in feindliche Bewegung. Man war in Gefahr, wieder mit in den Chor der Verwünschungen mit einstimmen zu müssen, wenn man nicht für einen Verräther an der öffentlichen Meinung gelten wollte. So ist man gewöhnlich mit seinem Urtheil fertig, und so könnte es mit Spanien in Bezug auf Amerika auch gehen. Der Verf. jenes Aufsazes scheint etwas der Art gefühlt zu haben, und wir hätten es ihm nicht verargen können, hätte er diese Thatsache ausgeführt und zur Beleuchtung seines Gegenstandes benuzt. Aber das thut er nicht. Er behauptet weiter: „Keiner von diesen Schreiern werde das zu beweisen wissen. Drei Jahrhunderte der Ketten! rufen Einige, drei Jahrhunderte des Despotismus! Andere: die Spanier haben uns in Barbarei erhalten! Alles schimpft auf die Eroberung und die Eroberer. Sollte man nach diesem Geschrei nicht meinen, das Land sey zur Zeit der Eroberung in dem seligsten Zustande gewesen? sollte es nicht scheinen, Ceres, Pomona, Bacchus und Minerva haben in jenen glücklichen Ländern regiert, und ihre vielfachen Segnungen über dieselben ausgeschüttet, oder jene Gegenden seyen ein Arkadien gewesen, das den Schilderungen der kühnsten Dichter spottet, und es sey nun zu jener Zeit das unglückliche Volk, wie in der Zeit der Völkerwanderung die kultivirtesten Nationen des Alterthums, durch die Invasion eines pueblo agreste, rude y barbaro, aller dieser Güter beraubt, es seyen seine Felder mit Feuer verwüstet, seine Städte und großartigen, herrlichen Denkmäler zerstört, das Licht ausgelöscht und die Blüthen der Künste und Wissenschaften vernichtet worden? Wenn es so wäre, so könnte man behaupten, daß man dort von einer sabidura a la barbaria, de las luces a las teniebras geschritten sey. Aber o malignos detractores! gerade das Gegentheil davon ist der Fall!"

Man sieht, daß der Verf. mit Wärme seinen Gegenstand verficht, und dieser lezte Ausruf dürfte einen glauben machen, daß er seine feste Ueberzeugung vertheidigt, und daß seine Sophistik in dem jedem Volke mehr oder weniger eigenen Vertrauen in seine angeborne Ansicht ihren Grund hat. Diese seine Alternative möchte aber einzig daran kranken, daß sie keine ist, d. h. noch ein drittes zuläßt. Doch wir überlassen es den Lesern selbst, das Folgende zu prüfen; die Widerlegung und Auffindung des Grundes seiner irrigen Meinung wird nicht schwer fallen.

„Zur Zeit der Eroberung Amerika's," fährt nun der Verfasser, in den Gegenstand näher eingehend, fort, „war Spanien der blühendste, mächtigste und gebildetste Staat der Welt, während die eroberten Provinzen von salvages antropófagos y barbaros adólatras bewohnt wurden. Viele von ihnen hatten noch nicht einmal die erste Stufe der gesellschaftlichen Bildung erstiegen; sie hatten oft noch keine Könige, sie waren in Stämme, einzelne Völkerschaften und Familien eingetheilt, die, wie bei wilden Völkern immer, in ewigem Wechselkampf ihrer Kriegslust Nahrung gaben, den gegenseitigen Haß verewigten und eine allmälige Vervollkommnung unmöglich machten. Daher die Wildheit, Grausamkeit und Barbarei, die die ersten Entdecker vorfanden und nicht traurig genug schildern konnten. Diejenigen aber, welche unter Kaisern eine Art gesezmäßiger Verfassung hatten, lebten unter ihnen in der drückendsten Knechtschaft, beteten sie nach Art der Orientalen an und wagten nicht, ihnen ins Antliz zu blicken u. s. w. Dies sind Thatsachen. Und die Leute, welche von diesen Völkern abstammen, schreien über Druck und Despotismus, wagen zu behaupten, daß ihnen die Spanier seit ihrer Eroberung Ketten, statt Freiheit gebracht haben? Können sie läugnen, daß sie durch dieselben civilisirt worden sind, aus dem traurigen Zustande der Wilden zu Menschen erhoben, ja gezwungen worden sind, dem Gözendienst und seinen gräulichen Folgen zu entsagen, indem sie von ihnen die milden Lehren der wahren Religion erhielten?"

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 5.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Januar 1831.

Die Sprache ist das Merkwort des Geschlechts, das Band der Familie, ein Heldengesang von den Thaten der Väter, und die Stimme derselben aus ihren Gräbern.

Herder.

Die russische Sprache.

(Beschluß der bisher mitgetheilten Bilder aus Rußland.)

Die Sprache der Russen ist bei uns, die wir uns doch so sehr um fremde Sprache bekümmern, noch lange nicht so bekannt, als sie es wirklich verdient. Keine andere Sprache der alten und der neuen Zeiten hat sich über eine so große Strecke der Erde verbreitet, weder die der weltbeherrschenden Römer, noch die der alle drei Theile der alten Welt wie eine Fluth überschwemmenden Araber zur Zeit der schönsten Blüthe ihres Kalifats. Von der westlichen Grenze Böhmens bis nach Kamtschatka wird diese Sprache gesprochen, und diese wahrhaft ungeheure Zone hat an vielen Stellen eine Breite von mehrern hundert deutschen Meilen. Die eigentliche slavische Sprache Rußlands hat in dieser ganzen großen Ausdehnung beinahe keine Dialekte, denn das Kleinrussische in der Ukraine, so wie die sibirisch-russische Sprache wird von jedem Bewohner Moskaus oder Petersburgs ohne alle Mühe gleich an dem ersten Tage verstanden. So wie die Volksgesänge durch das ganze große Reich dieselbe Nationalmelodie haben, so wird auch durchaus nur dieselbe Sprache gesprochen, von den eigentlichen Russen, den Hauptbewohnern des Landes nämlich; denn von den tatarischen, finnischen, mongolischen und andern Sprachen ist hier nicht die Rede.

Nebst dieser ungemeinen Ausbreitung genießt die russische Sprache noch einen andern Vortheil, den die deutsche und die mit ihr verwandten Sprachen entbehren müssen. Unsere altdeutsche Sprache ist verloren gegangen; von den Gesängen der Barden ist nichts mehr übrig, und was wir von spätern Denkmälern gerettet haben, ist uns gänzlich fremd geworden, ist mehr nur ein Eigenthum gelehrter Sprachforscher, und ohne allen Einfluß auf das eigentliche Idiom des Volkes. Nicht so die russische Sprache; der alte Stamm, aus welchem dieser neue, kräftige Baum hervorwuchs, lebt noch, zwar nicht mehr in der Volkssprache, aber in der Kirchensprache des Volkes. Dieses alte Idiom muß zwar erlernt werden, was die Sache der Geistlichen und der eigentlich sogenannten Gelehrten ist; da aber eben diese es sind, welche als Schriftsteller auftreten und dadurch die gebildete Sprache des Volkes konstituiren, und da überdieß die Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Sprache, in Beziehung auf ihr Aeußeres, nicht sehr bedeutend ist, während in Beziehung auf ihren Geist fast gar keine stattfindet, so ist es erlaubt, und dem Genius der russischen Sprache völlig angemessen, aus jener alten und noch immer frischen Quelle zu schöpfen und dadurch die neue Sprache zu bereichern und auszubilden. Eine geringe Flexion, eine dem Ausländer oft unmerkliche Biegung des alten Wortes bildet sofort das neue, das, da es dem Genius der Sprache völlig angemessen ist, sogleich das Gepräge der allgemeinen Gangbarkeit erhält. Dieser Zuwachs wird um so williger aufgenommen, da er aus derselben Quelle fließt, aus welcher die ganze neurussische Sprache gekommen ist, und da diese Quelle zugleich für eine heilige geachtet wird.

so sind jene neugeschaffenen Worte schon von ihrer Entstehung an mit einer Würde umgeben, die sie für den erhabenen Styl vorzüglich eignet. Wie dürftig erscheint dagegen z. B. die polnische Sprache, die, obschon ebenfalls eine slavische, sich nicht entblödet, sich im höhern Konversations- und Bücherstyl mit deutschen und französischen Worten, die sie beinahe unverändert aufnimmt, aufzuputzen und mit diesem fremdartigen Flitterstaat ihren Genius und das eigenthümliche Gepräge ihrer Nationalität zu verderben. Nicht viel besser ist der Deutsche selbst daran, dessen wissenschaftliche Werke von lateinischen und griechischen Wörtern strotzen, die der deutschen Sprache eben so fremd sind, wie die französischen Schönheitspflästerchen dem altpolnischen Gesichte.

Uebrigens fällt es dem Ausländer schwer, die russische Sprache in einiger Vollkommenheit zu erlernen; nicht blos, weil für ihn alles in dieser Sprache fremd ist, und ihm kein schon aus andern Sprachen bekanntes Wort entgegenkömmt, wie z. B. dem Deutschen, wenn er englisch, oder dem Italiener, wenn er französisch sprechen lernen will. Die größte Schwierigkeit der russischen Sprache liegt in dem großen Reichthume derselben, ferner in ihrer Grammatik, die beinahe keine Regeln, sondern nur Ausnahmen hat und durch ihre vielgliedrige Beweglichkeit schwer zu fassen ist, und endlich in der Aussprache, die nicht leicht ein Ausländer sich vollkommen eigen macht, wenn er nicht seit seiner Jugend schon im Lande war. Desto leichter lernt im Gegentheile der Russe die ausländischen Sprachen, wozu er ein ganz besonderes Talent zu haben scheint, da man unter den Gebildeten sehr häufig Menschen trifft, welche die französische, deutsche und englische Sprache vollkommen inne haben. Die Leichtigkeit, mit welcher der Russe nicht allein alles begreift, sondern auch, oft mit den einfachsten Mitteln, alle Arbeiten verrichtet, kömmt ihm wahrscheinlich auch hier nicht weniger, als die Schwierigkeit seiner eigenen Sprache selbst, günstig entgegen; denn nachdem er diese Schwierigkeit glücklich überwunden hat, muß ihm jede andere Sprache leicht scheinen, so wie derjenige, der eine klassische Bildung erhalten, und mit der lateinischen Sprache den Anfang gemacht hat, wenigstens den innern Bau jeder andern Sprache leichter übersieht. Auch hier werden wir wieder auf den Hauptzug im Charakter der Russen zurückgeführt, auf sein sanguinisches Temperament, dem er seine Gewandtheit, seine kindliche Gutmüthigkeit und gesellige Fröhlichkeit, seine Furchtlosigkeit in Gefahren verdankt. Diese und die damit verwandten Züge sprechen sich für den aufmerksamen Beobachter auf den ersten Blick deutlich aus. Der geringste Russe hat einen festen und doch leichten Gang, hat Ausdruck und sogar Anmuth in seinen Bewegungen, redet mit seinen Vorgesezten ohne Verlegenheit und tritt der Gefahr ohne Furcht entgegen. Die schwersten Arbeiten erleichtert und versüßt er sich durch frohen Gesang, und sein leichtes Blut läßt ihn weder von der bevorstehenden Gefahr bangen, noch viel an die Zukunft denken. Diese Sorglosigkeit bringt ihn oft selbst in Gefahr, aus der ihn aber derselbe frohe Sinn und die Gegenwart seines Geistes wieder rettet. Sicherheitsmaßregeln sind nicht seine Sache, selbst seine Spiele müssen mit Gefahr verbunden seyn, wenn sie ihn fesseln sollen; einige Schritte zu ersparen, klettert er über ein morsches Brett und im Gedränge der Wagen sieht er nach allen Seiten, nur nicht vor sich hin. Die großen Fortschritte, welche dieses Volk bisher unter Verhältnissen, die seiner geistigen und nationellen Entwicklung nicht immer sehr günstig waren, gemacht hat, verdankt es größtentheils jenen Eigenschaften, und wenn der Genius, der es bisher in seinen Schutz genommen hat, ihm noch ferner wohl will, so möchten wir es bald auf dem Wege zu andern Vorzügen und in einem Lichte erblicken, das uns wohl blenden kann, das wir aber mit unsern veralteten Ansprüchen auszulöschen nicht im Stande seyn werden.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Josephine hatte wohl noch einen Oheim, der ziemlich wohlhabend war, und von dem sie überzeugt seyn konnte, er würde die Verwaiste, Verlassene bei sich aufnehmen; aber dieser Oheim wohnte in Ferrieres, mehrere Stunden von Beaufond entfernt, und wie hätte das liebende Herz eine solche Trennung von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit ertragen können? Ach, der arme Mensch fühlt sich oft unfähig zu einem vorübergehenden Opfer und wird dann durch ein herbes Geschick zu Entsagungen auf Lebenszeit gezwungen, deren Furchtbarkeit auch nur zu denken, er den Muth sich früher versagt hätte. So werden wir von Stufe zu Stufe geführt, damit die Kraft sich erprobe und beim Gebrauch derselben uns allmählig der eigentliche Zweck des Lebens kund werde.

Josephine zog also mit ihren wenigen Habseligkeiten zu der alten Falllot, nachdem die Hütte, in welcher sie geboren und erzogen worden, zu Bezahlung dringender Schulden verkauft worden war. Hatte sie sich aber über ihre Lage nicht mit angenehmen Vorstellungen getäuscht, so sollte die Wirklichkeit dennoch ihre trüben Ahnungen bei weitem übertreffen. Keifend vom Morgen bis zum Abend, dem armen Kinde seine Armuth und Hülflosigkeit vorwerfend, ließ die Alte ihm nur dann Ruhe, wann der kurze Schlummer ihr selbst die Augen schloß. Wie

sehr sie sich auch bei ihrer Arbeit angreifen, wie fleißig sie seyn mochte, niemals konnte sie der Zänkerin genügen, und oft fand nach ermüdendem Tagewerke die Mitternacht die Arme noch in heißen Thränen. Für alle diese Leiden sollten nun Pauls Nähe und ihre Zusammenkünfte mit ihm sie entschädigen, aber die Stunden gegenseitigen Genusses hatten sich zu Minuten verkürzt, und auch diese schienen dem jungen Paare nur gegeben zu seyn, um sich die Schmerzen klagen zu können, die ein dunkles Verhängniß über ihre Liebe gebracht hatte.

Eine feindliche Hand hatte den Schleier des Geheimnisses gelüftet, der nun schon so viele Jahre über dem Verhältnisse der jungen Leute lag, und obschon des Verräthers Name nie bekannt wurde, so wird man wohl nicht fehlschließen, wenn man annimmt, Claude Renaud habe mittelbar oder unmittelbar den Streich geführt und dem alten Morel, der ein eingebildeter, stolzer Mann war, ein Verständniß enthüllt, das ihm bei Josephinens Armuth unmöglich willkommen seyn konnte. Auch brach deßhalb ein furchtbares Gewitter über den Sohn los, dem er die bittersten Vorwürfe machte, von ihm verlangte, er solle einer thörichten Liebe entsagen, zu welcher er seine Einwilligung niemals geben werde, und als Paul mit festem Sinn dem Gefühl seines Herzens treu blieb, drohte er ihm mit gewaltsamen Mitteln, wenn er sich nicht gutwillig fügen würde. Die böse Stimmung zwischen Vater und Sohn nahm nun täglich zu und wurde von unbekannten Händen genährt und verschlimmert; der eine Stein des Anstoßes rollte viele andere in den Weg, man verstand sich nicht mehr; die Angehörigen des Hauses theilten sich in zwei Partheien, die Zwietracht stand jedem Geschäft, jeder Unternehmung im Wege, und der alte Morel, dessen Herrschsucht Widerstand zum ersten Mal an dem festen Sinn des Sohnes fand, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er denselben auf einige Zeit zu entfernen suchte. Zu diesem Endzwecke ward er in seinen Aeußerungen allmählig etwas milder, beherrschte sich und seinen innern Groll sorgfältiger, und als er Paul durch dieses Benehmen freundlicher gestimmt sah, rückte er mit der Idee einer Entfernung unter dem Vorwande heraus, daß es einem angehenden Müller und Landwirth durchaus nothwendig sey, sich an andern Orten umzusehen, und daß er ein paar Jahre wandern müsse. Dabei ließ er ihn ganz im Hintergrunde die Hoffnung erblicken, wenn er sich fügen und dem Willen des Vaters in dieser Hinsicht entsprechen werde, so könnte dieser sich nach seiner Heimkehr für seine Wünsche besser gestimmt finden lassen. Mit dieser Lockspeise hätte man den jungen Morel, der nun auf Erden keine Hoffnung, kein Glück mehr kannte, als seine Verbindung mit dem geliebten Mädchen, zu einer Reise um die Welt bringen können, um wie viel eher zu einer Abwesenheit, die er sich nach Möglichkeit abzukürzen vornahm, und obschon sein Herz sich bei dem Gedanken an den Abschied, an die Trennung schmerzlich beklemmte, so erhielt er es doch über sich, Josephinen bei der nächsten Zusammenkunft die Lage der Dinge mit ziemlicher Fassung auseinander zu setzen, sie mit den Hoffnungen, die er selbst hegte, zu trösten und auf jeden möglichen Fall sie seiner unwandelbaren Treue zu versichern. Mit der Leichtgläubigkeit, welche der Jugend eigen ist, die selten die Dornen unter den Rosen zu entdecken weiß, gab sich auch das liebende Mädchen einer täuschenden Erwartung hin; sie träumten sich schon in die Zeit der Wiedervereinigung, sahen sich schon am Ziel ihrer Wünsche, entwarfen Plane für die Zukunft, redeten einen regelmäßigen Briefwechsel ab; denn obschon Josephine nur eine sehr gewöhnliche Erziehung erhalten hatte, so war doch ihr Talent zum Schreiben durch die unzähligen Zettelchen und Briefchen entwickelt und gebildet worden, die sie für einander in der verschwiegenen Felsengrotte niedergelegt hatten, und mit heiterm, durch die hoffende Liebe beflügelten Sinn übersahen sie die tiefe Kluft, die noch zwischen dieser Minute und dem Tage lag, an welchem der Pfarrer ihre Hände auf immer ineinander fügen sollte.

Anders freilich erschien dann die Stunde, die nach wenigen Tagen wirkliche Trennung brachte, anders waren die Gefühle, welche die armen Herzen durchzuckten, als sie fast brechend sich zum leztenmal an einander drückten. „Ach, Du wirst mich vergessen," riefen beide, von dem heißen Schmerze des Abschieds zerrissen; „andere Gegenstände werden Dich anziehen, Dich bezaubern, mein Bild wird aus Deiner Seele schwinden und Deine Liebe sich einem glücklichern Wesen zuwenden!" — „O nie, niemals!" ertönte es aufs Neue aus beider Munde. Unverbrüchliche, heilige Treue schwörend, lagen sie Brust an Brust, Mund an Mund, und fühlten im Innersten ihres Gemüthes, daß das Band, welches sie umschlang, nicht irdischer Natur, daß die Empfindung, die sie beseelte, göttlichen Ursprungs sey. „Wenn ich je Deiner vergesse," sprach Paul und drückte den lezten Kuß auf die Lippen seiner blassen Josephine, „so vergesse Gott meiner in der bangen Stunde des Todes, und bist Du nicht treu, so magst Du mich zwischen jenen Schleußen wieder suchen, denn lebendig siehst Du mich nicht mehr." Mit diesen Worten stürzte er aus dem kleinen Raume, der so oft die Glücklichen in stiller Verschwiegenheit geborgen hatte, sein Fuß eilte schnell über die schroffen Abhänge, durch das Dickicht hin, wo jede Stelle ihm so wohl bekannt war, und bald hatte die weinende Josephine ihn aus den Augen verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sternenhimmel.

Dort oben ruht der Sternenhimmel,
Wie eine tiefe, stille See,
Darinnen ich im Glanzgewimmel
Viel tausend Perlen blinken seh'.

Auf hoher Warte sucht nach Sternen
Ein kluges Männlein, späht und denkt,
Das hat sich in die goldnen Fernen
Als wie ein Taucher eingesenkt.

Ein Dichter ist hinangedrungen,
Die blaue See umfluthet ihn,
Draus hat der Mond sich aufgeschwungen,
Ein stiller, friedlicher Delphin.

Arion zieht auf seinem Rücken
Durch's Meer dahin, mit hellem Sang,
Und alle Sternlein freudig blicken
Und lauschen seinem Liederklang.

Und alle, die im Grunde schliefen,
Hat leis der Dichter aufgeweckt:
Ihm offenbaren sich die Tiefen,
Die noch kein Späher hat entdeckt.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsetzung.)

Ueber Spanien.

„Können," fährt der Verf. fort, „die Nachkommen jener Völker läugnen, daß sie durch die Spanier so unendlich viele producciones naturales y artificiales, die zur Bequemlichkeit des Lebens unentbehrlich sind, überkommen haben? läugnen, daß sie den Zustand der Kultur, in dem sie sich jezt befinden und der es ihnen möglich macht, gegen das Mutterland, ihre Wohlthäterin, undankbar und frech ihre Stimme zu erheben und nach Freiheit zu schreien, gerade denen verdanken, die sie auf diese empörende Art beleidigen? Die Geschichtschreiber älterer wie neuerer Zeit rühmen doch z. B. die Römer, daß sie in den Provinzen, die sie ihrem Joch unterworfen, Wissenschaften und Künste verbreitet und überall Licht angezündet haben, um die besiegten Völker sich zu assimiliren. Ihr Joch, heißt es, sey so wenig drückend gewesen, daß die Besiegten, anstatt ihre Entfernung zu wünschen oder zu beschleunigen, in allgemeinen Schmerz versunken seyen, als die Römer, um das Centrum ihrer Macht gegen die Angriffe roher Barbaren zu schirmen, diese entlegenen Provinzen verlassen mußten, und nicht mehr auf die Bitten der trauernden Britannier hören konnten, sie gegen die nordischen Barbarenschwärme zu beschützen. Aber die Spanier in Amerika, die doch mehr thaten, als die Römer in Britannien, vertreibt, beraubt, ermordet man. Woher das? Man ist schnell mit der Antwort fertig: die Spanier waren viel grausamer, unmenschlicher gegen die Amerikaner, als jene gegen die Britten. Und doch, fragt man die Geschichte, so beweist sie gerade das Gegentheil. Wer wüßte nicht, wie empörend die römische Politik mit den Provinzen verfuhr, wie raffinirt man sie nicht durch einen einzigen Tyrannen, sondern durch Hunderte aussaugen ließ, deren Nachfolger sich noch an die Reste machten, welche die Vorgänger zurückgelassen, um dem schon ausgepreßten Schwamme durch neuen, stärkern Druck noch einige Tropfen auszupressen. Machten sich die Spanier bei ihren Eroberungen ähnlicher Grausamkeit schuldig? Sie brachten, anstatt zu drücken, lindernd und heilend die Segnungen des Christenthums über diese Länder. Und wir wollen nicht verbergen, daß la soldatesca cometiese algunos excesos, einige Grausame waren allerdings unmenschlich gegen einige Wilde; aber kann man die Regierung beschuldigen, daß sie dieselben autorisirt habe? Und wurden solche Maßregeln nicht durch das Betragen der Unterworfenen nothwendig gemacht? Muß man nicht ein wildes Pferd bändigen, oder ein hinterlistiges Thier, dessen Angriff man troz der Ketten fürchten muß, durch die härtesten Bande unschädlich machen? Und was war z. B. die Kultur der Römer im Vergleich mit der, welche die Spanier nach Amerika hinübertrugen? Hält jene mit dieser einen Vergleich aus? Man sehe die blühenden Städte im heutigen Amerika; sind sie nicht Denkmäler davon, daß ein wildes, rohes Volk, das unter freiem Himmel lebte und kaum das Bedürfniß kannte, gegen die Einwirkungen der Witterung Schuz zu suchen, aus der Wildniß in den Zustand der Gesittung geführt wurde? Man achte auf die öffentlichen Wege, die Kunststraßen, die Tempel, die Prachtgebäude, die Universitäten und Kollegien, die von der Regierung gegründet und aufrecht erhalten worden, auf die vielen milden Stiftungen, welche Privatleute genießen. Aber die Geseze waren drückend! fährt man fort. Das kann nur der behaupten, der sie nicht gelesen hat. Las leges de Indias werden Spanien immer Ehre machen, und die sie schmähen, sind unter ihnen herangewachsen und fähig geworden, sich über dieselben zu erheben. Keine andere Nation darf sich rühmen, den eroberten Provinzen einen código tan liberal, tan equitativo ni tan benéfico gegeben zu haben. Und davon kann man sich überzeugen, wenn man bedenkt, daß der einzige Tribut, den sie zu leisten hatten, in den ärmern Gegenden 2½ Pesos, in den reichern höchstens 3½ für's Jahr betrug, und daß nur die gesunden Indier von 18 — 50 Jahren zu dieser Abgabe verpflichtet waren. Sonst waren sie die freiesten Menschen, von allen Abgaben befreit. Allerdings wurden sie zu Arbeiten gezwungen; aber dafür wurden sie auch bezahlt, und zu solchen Maßregeln sah man sich genöthigt, weil diese Menschen, von Natur träge, lieber sich und ihre Familie dem Hungertod preisgegeben, als eine Hand gerührt hätten, und weil ihr Müßiggang für das Wohl des Landes sehr gefährlich gewesen seyn würde. Freilich wurden sie nicht zu Aemtern befördert und auf jede Weise nachgesezt; aber wozu waren sie zu gebrauchen? Man kann zugeben, daß später einige Unordnungen, algunos desordenes, eingerissen, daß algunos conquistádores algunos Indios zu Sklaven gemacht; das sind aber Uebelstände, die in der Natur der Sache liegen und schwer zu heben sind. Findet sich nicht viel Aehnliches in Staaten, die sich der höchsten Stufe der Civilisation rühmen, und ihre tadelnde Stimme, ohne auf sich zu sehen, gegen Spanien erheben? Und nachdem die neuen Geseze gegeben waren, erblühte da nicht Alles in Friede, Glück, Gerechtigkeit und Ueberfluß in jenen Gegenden?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. Januar 1831.

— Trost, hinweg von mir! Kaltsinn thut viel,
Und seine Kälte kann mein Leben rauben,
Doch nie die Liebe mindern.

Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Nun begann eine trübe, schwere Zeit. Das arme Mädchen fühlte mit jedem Tage, daß der zurückbleibende Theil, der überall die schmerzlich süßen Erinnerungen auffindet, dem bei jedem Schritte die Sehnsucht nach dem verschwundenen Glück sich im Herzen regt, dem keine Zerstreuung, keine veränderte Umgebung wohlthätig zur Seite steht, mit Recht der einzig Leidende genannt werden kann; aber nicht nur die Sehnsucht nach dem Geliebten war es, was ihr Gemüth belastete, ach, es häuften sich der Unannehmlichkeiten und Besorgnisse so viele, daß es wohl Pauls lieber Gegenwart und seiner sanften Tröstungen bedurft hätte, um sie ertragen zu helfen. Renaud, der seine früheren Plane jezt um so weniger aus den Augen verlor, weil Josephinens Widerstand seine wilde Leidenschaft gesteigert und ihr in dem harten Herzen noch den Reiz einer zu befriedigenden Rache gegeben hatte, fand leicht Mittel, sich bei der alten Base den Zutritt zu verschaffen, und es hätte nicht einmal der klingenden Beweggründe bedurft, die er als Ueberredungsmittel anwendete, um ihr den Glauben aufzudrängen: es sey für das ganz arme Kind und noch mehr für sie selbst ein großer Vortheil, wenn sie die Hand zu einer Verbindung biete, welche sie nicht nur jeder Verpflichtung gegen die Waise enthebe, sondern auch für die Zukunft ihnen beiden einen kräftigen Beistand sichere. Sie war aber nicht die Frau, welche sich an Kleinigkeiten zu stoßen, die Schwäche hatte, die freilich andere Leute vielleicht Unredlichkeiten genannt haben würden, die aber bei ihr selbst nur als unschuldige Mittel galten, um zu einem guten Zweck zu gelangen. Darum trat sie in alles ein, was der unbegünstigte Liebhaber nothwendig erachtete, um Josephinen seinen Wünschen geneigter zu machen und Paul, den zu entfernen ihm durch seine dunkeln Intriguen gelungen war, um sein ganzes irdisches Glück zu betrügen. Die interessirten Personen beredeten sich, wurden bald über die zu ergreifenden Maßregeln einig, und wie hätte es ihnen nicht leicht werden sollen, ein Paar Menschen von Irrthum zu Irrthum zu führen und endlich zu trennen, die, in heimlicher Tücke unerfahren, es nicht ahneten, daß man so geschäftig war, ihre liebenden Herzen auseinander zu reißen.

Das Erste und Wichtigste war nun, den Briefwechsel zu stören, von dem man vermuthete, daß er zwischen Paul und Josephine statthaben werde; zwar kostete es einige Mühe, den Boten, der die gegenseitigen Briefe zur Post tragen und abholen sollte, zur Untreue zu verleiten, denn es war ein Mann, dem der junge Morel manche Wohlthat erwiesen und dem er deßhalb auch unbedingt vertraut hatte. Allein die Armuth, die schon so manches ehrliche Gemüth bezwungen hat, die Bedürfnisse nackter und hungernder Kinder, denen auf einige Zeit mindestens Brod und Kleider geboten wurden, be-

schwichtigten auch hier das zagende Gewissen, und nach einigen Wochen schon lagen alle die Zeugen einer zarten, heißen Liebe, alle die Aeußerungen bangender und zweifelnder Herzen jedesmal in den Händen der Verbündeten, statt daß sie nach der Post getragen worden wären. Das Ausbleiben jedes Lebenszeichens erregte natürlicherweise zuerst bei dem liebenden Paare Schmerz, dann Trostlosigkeit; späterhin tauchte unter der schweren Sorge um das theure, entfernte Wesen leiser Argwohn auf, der immer lauter seine Stimme erhob, je länger sich Tag an Tag und Woche an Woche reihte, ohne irgend eine Kunde zu bringen. Nicht genug, jede schriftliche Mittheilung gehemmt zu haben, ermangelten die Verschworenen nicht, bald diese, bald jene Nachricht auf unverdächtige Weise den Liebenden zu Ohren bringen zu lassen, die mit ihrem Stachel tief einschnitt in das arme, wunde Herz. So hieß es auf einmal im Dorfe, Paul Morel werde sich nächstens mit der Tochter des Müllers, bei welchem er in Schwaben in Arbeit stand, verloben; sie sei eine reiche Erbin, jung und hübsch, und er werde wahrscheinlich gar nicht mehr in die Heimath wiederkehren, sondern sich an dem Aufenthaltsorte seiner Braut häuslich niederlassen. Bald war die Verlobung schon gewesen, es stand eine nahe Hochzeit bevor, und der alte Morel rüstete sich, um die Feier mit seiner Gegenwart zu beehren, ja als diese Abreise sich verzögerte, hieß es gar: die junge Braut werde wohl die Heimath ihres Verlobten noch in Augenschein nehmen wollen, und man erwarte in der Mühle am Doubs ihre Ankunft mit großem Verlangen und unzähligen Anstalten.

Josephinens treuem und liebendem Herzen war bis jetzt jeder Verdacht ferne gewesen, weil sie die Gesinnungen des Geliebten nach ihren eigenen beurtheilte. Wie hätte aber dieses Vertrauen gegen eine so arge Vernachlässigung und gegen alle die Zeugnisse für Pauls Treulosigkeit, denen sie unmöglich ihr Ohr länger zu verschließen vermochte, aushalten können? Nicht nur diejenigen Personen, welche sie als Feinde ihrer Liebe kannte, bemühten sich, ihr den schwarzen Verrath als eine unbezweifelte Thatsache darzustellen; selbst die Freunde und Bekannten, unter welchen manche der stillen und innigen Liebe der beiden jungen Leute immerdar wohl gewollt hatten, blickten das arme Mädchen mit theilnehmendem Bedauern an, und zeigten durch ihre abgebrochenen Reden, durch ihre trüben Mienen und durch die Gutmüthigkeit sogar, mit welcher sie Josephinen hie und da eine Freude zu machen suchten, wie sehr sie von dem Unrecht überzeugt waren, das ihr geschah.

Wie beschränkt auch die Augenblicke waren, die ihr zu freiem Gebrauch übrig blieben, so wandte sie doch jeden derselben zu den wehmüthigsten Briefen, zu den herzzerreißendsten Klagen an, von welchen sie hoffte, sie könnten auf das wankelmüthige Herz Eindruck machen, ohne dessen Liebe es für sie kein Glück auf Erden mehr gab. Ach, die schriftlichen Zeugen ihres Jammers, statt dem Gegenstand ihrer innigsten Gefühle auf sicherem Wege zuzufliegen, wanderten alle in die Mühle am Doubs, wurden dort gelesen und ausgelegt, mithin auch verspottet, und dann in einen alten Schreibschrank verschlossen, in welchem des wohlhabenden Besitzers Schuldscheine und wichtige Papiere lagen.

Wer malt den Schmerz der getäuschten, der verzweifelten Liebe? Wer ermißt den namenlosen Jammer, der an den Keimen des Daseyns feindlich nagt, der die Stunden zu langen Leidensjahren ausdehnt, der immer lastender und schwerer das arme Herz zerdrückt? Wie in allem, was den Menschen in Freud und Weh berührt, so hat auch dieses Leid seine verschiedenen Abstufungen, nach Maßgabe des Gefühls, des persönlichen Werths und der Umstände bezeichnet. Es gibt Fälle, wo das enttäuschte Gemüth mit der Anerkennung seines Irrthums auch zugleich seine Ruhe wieder gewinnt und die Ueberzeugung auffaßt: das Herz, dem es sich hingegeben, die Seele, mit welcher es sich verbunden, habe nicht jenem Wesen angehört, das von Anbeginn des Seyns zu unauflöslicher Vereinigung mit ihm bestimmt gewesen sey. Eine solche Berichtigung des Urtheils drückt wohl meistens den Stachel der Reue über verschwendete Empfindungen in die schmerzlich klopfende Brust und die Bitterkeit solcher Erinnerungen mischt sich zuweilen störend in später aufgeblühtes Glück; allein die Wunden, die sie schlägt, heilen wieder durch die Macht der Zeit und lassen höchstens eine mahnende Narbe zurück. Wo aber in schönem und seltenem Einklang die zwei Geister, die sich in hoher Liebe durch alle Ewigkeiten hindurch gegenseitig beglücken sollen, sich schon hier gefunden und erkannt haben, wo das Göttliche in der vergänglichen Hülle sich dem Gefährten in der einstigen, himmlischen Heimath hingegeben hat, wo zwei Seelen sich auf dieser mühsamen Pilgerstraße in heiliger Ahnung, in unverwelklichem Glauben, in schöner Hoffnung umschlungen und ein Wesen in das andere sich übergetragen hat; wo Gedanke, Gefühl und Ansicht übereinstimmt und die geistigen Bande, mit den Irdischen vereint, mit unbezwinglicher Gewalt die beiden Geschöpfe verknüpfen, deren unsterbliche Liebe über die Macht der Zeit siegen wird, da gehört ein Losreißen des einen Theils, eine Untreue, ein Mißverstehen, unter die Ereignisse, die nicht ertragen werden können, ohne die ganze Existenz des Unglücklichen zu zerrütten, der es empfindet, daß die Schwesterseele, mit der er sich unauflöslich verbunden fühlt, nach dieser Irrung nun vielleicht erst nach langer und schmerzlicher Trennung sich aufs Neue mit ihm vereint. Jede Freude des Daseyns ist dann ver-

nichtet, jedes Glück vor seinem Entstehen schon getrübt; Zweifel und Argwohn haben die Stelle eines süßen Vertrauens eingenommen, die ganze Welt erscheint dem armen Verwaisten in trübem Lichte; denn wem möchte er ein Herz zuwenden, das so grausam verlezt und verlassen ward? Ja, selbst auf ein besseres Leben kann sich sein thränenvolles Auge nicht wenden; der einzige Trost des Leidenden ist ihm geraubt, denn der Himmel selbst ohne das geliebte Wesen bietet ihm keine Entschädigung dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperatur des Innern der Erde.

Es ist auffallend, daß dieser wichtige Gegenstand auch durch die mehrfachen Bemühungen der neuesten Naturforscher noch immer nicht ins Reine gebracht worden ist. Es mag daher nicht uninteressant seyn, hier die Resultate gesammelt zu sehen, die bis jezt der französische Physiker Cordier, der sich seit längerer Zeit ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigt, erhalten hat.

Cordier bekämpft zuerst die Meinung einiger neuern Geologen, nach welcher man die Temperatur des Innern der Erde aus den kleinen Wassersammlungen abnehmen könne, die sich in tiefen Minen so häufig finden, weil hier die Temperatur des umgebenden Felsens, wie der über jenen Wassern schwebenden Luft, und endlich die Ausdünstung dieser Gewässer selbst die Resultate aller Beobachtungen äußerst unsicher machen. Nicht viel besser sollen zu diesem Zwecke die tieferen Gruben seyn, aus denen so oft in Bergwerken das Wasser durch Pumpen herausgebracht wird, wie er denn in der That bei verschiedenen Bergwerken auch ganz verschiedene Resultate aus dieser Art von Beobachtungen gezogen hat. Nennt man hier und im Folgenden Wärmemaß die Tiefe unter der Oberfläche der Erde, in welcher das Reaumursche Quecksilberthermometer um einen Grad steigt, so fand sich in den Gruben der Kupferminen von Cornwallis das Wärmemaß 64 engl. Fuß, bei den Bergwerken in Devonshire 120, in der Schweiz 96 und in Bretagne 232 Fuß; völlig widersprechende Resultate, aus denen sich nichts nur halb Zuverlässiges schließen läßt. Viel geeigneter zu unserm Zwecke findet Cordier diejenigen unterirdischen Gewässer, welche in der Gestalt von großen Ergießungen oder von wahren unterirdischen Seen zurückbleiben, wenn die Tiefe und die Wassermasse derselben groß ist. So fand man durch solche Seen in Cornwallis das Wärmemaß 104, in Sachsen 126, in dem englischen Bergwerke Huelgoet 112 Fuß, welche Zahlen schon viel besser übereinstimmen. Indessen muß bemerkt werden, daß auch hier noch beträchtliche Verschiedenheiten statthaben, selbst in einander sehr nahe gelegenen Minen; so fand man bei den verschiedenen Minen in Cornwallis 46, 132, 118, 96, 150, 116, 72 F. u. s. w. Es muß daher auch dieses Verfahren als zweckwidrig verworfen werden.

In zwei sächsischen Minen, Beschert Glück und Alte Hoffnung, hat Hr. v. Trebra eine andere Methode angewendet, durch welche er die Temperatur des die Seitenwände der Gruben bildenden Gesteins unmittelbar zu erhalten sucht. Er stellte zu diesem Zwecke mehrere Thermometer in verschiedene Tiefen, jeden in eine in den Felsen eingehauene Nische, sezte die Kugel des Instruments unmittelbar in eine in den Felsen angebrachte Höhlung, verschloß die Thür der Nische durch ein Fenster, das nur bei der Beobachtung auf einige Augenblicke geöffnet wurde, und sorgte noch überdies dafür, daß bei diesen Instrumenten weder ein störender Luftzug, noch eine Einwirkung der Werkleute u. dgl. statthaben konnte. Die Beobachtungen an diesen Thermometern wurden längere Zeit, bei einigen gar zwei Jahre, täglich dreimal fortgesezt, und ein höherer Beamter hatte eigens die Aufsicht über das Ganze. Nach diesen Beobachtungen war das Wärmemaß in der Grube Beschert Glück 168, und in der Alten Hoffnung 186 Fuß, so daß also, im Mittel aus diesen beiden Resultaten, für jede 177 engl. Fuß Vertiefung unter der Oberfläche der Erde das Thermometer um einen Grad steigen würde. Allein auch dieser Schluß wird noch gar manche Beschränkungen erleiden; denn erstens sind die Resultate der einzelnen Beobachtungen noch viel zu sehr von einander verschieden, als daß die Mittel aus denselben der Wahrheit sehr nahe seyn könnten. So gab die Grube Beschert Glück in dem Jahr 1805 das Wärmemaß 202, im Jahr 1807 aber nur 134, wovon das Mittel gleich $\frac{1}{2}$ 336 oder 168 ist, wie oben angeführt wurde. Zweitens sind diese Gruben schon seit zwei Jahrhunderten offen und dem Zutritt der äußern Luft ausgesezt, die in so langer Zeit die Temperatur der Felsen sehr geändert haben kann. Die Anwesenheit von 200 Arbeitern und eben so viel Lichtern in der Grube mögen auch nicht ohne störenden Einfluß seyn, und so bleibt die Sache noch immer nicht unbedeutendem Zweifel unterworfen.

Uebrigens findet man dieses Wärmemaß am einfachsten durch die Beobachtung zweier Thermometer, deren senkrechte Entfernung über einander man genau kennt. Ist z. B. das eine Thermometer 360 Fuß unter dem andern, und zeigt es 13°, während das höhere nur 10° zeigt, so wird man nur die Entfernung der Thermometer, 360, durch die Differenz ihrer Temperaturen, hier 3, dividiren dürfen, um das Wärmemaß zu erhalten. So ist in unserm Falle das Wärmemaß gleich 360 dividirt durch 3, oder gleich 120 Fuß. Genauer noch wird es seyn, wenn man statt des obern Thermometers die sogenannte mittlere Temperatur der freien Gegend über der Grube,

an der Oberfläche der Erde, nimmt. Ist z. B. diese mittlere Temperatur 8 Grade, und die Temperatur des, 460 Fuß unter der Oberfläche der Erde stehenden Thermoters 12 Grade, also die Differenz der beiden Temperaturen 4 Grade, so ist das gesuchte Wärmemaß gleich ¼ 460 oder wieder 120 Fuß, wie zuvor.

Was aber immer die wahre Größe dieses Wärmemaßes und die daraus folgende Temperatur des Innern der Erde seyn mag, die wir vielleicht nie genau kennen lernen werden, so geht doch aus allen bisher angestellten Beobachtungen deutlich hervor, daß diese Temperatur nicht, wie man früher glaubte, constant ist, sondern daß sie immer größer wird, je tiefer man unter die Oberfläche der Erde eindringt. Ferner scheint aus den Beobachtungen, die man auf der Sternwarte in Paris angestellt hat, und die vielleicht alle andern an Genauigkeit übertreffen, zu folgen, daß das gesuchte Wärmemaß nahe an 115 englische Fuß betrage, so daß das Wasser in einer Tiefe von 8200 Fuß, oder von noch nicht einer halben deutschen Meile, blos durch diese Temperatur der innern Erde sieden müßte. Wahrscheinlich ist aber die Temperatur der tiefern Erdschichten nicht blos durch ihre Nähe an dem Mittelpunkte der Erde, sondern auch durch chemische Prozesse und Auflösungen bedingt, wie diejenigen sind, welche unsere heißen Quellen und Erdbeben erzeugen, und eben diese werden wahrscheinlich für alle Folgezeit einer genaueren Bestimmung dieses Gegenstandes hindernd entgegen wirken. We.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsetzung.)

Spanische Literatur.

„Die neue Regierung,“ schließt der Verf., „hat die Indier für frei erklärt, und das wird sie gerade zu Grunde richten. Man sieht das schon jezt. Bolivar hat sich genöthigt gesehen, den frühern Tribut wiederherzustellen, mit der Bemerkung: **estos han empeorado de condicion.** Und wahrlich! in seinem Leben hat er keine größere und wichtigere Wahrheit gesagt, und sie wird Politiker, wie de Pradt und andere, widerlegen, die gegen die **dictades** der Erfahrung wollen **arreglar desde sas gabinetes la suerte de los hombres.** Aber, kann man endlich fragen, woher denn der allgemeine Haß in Indien gegen die spanische Herrschaft? — Der rührt wahrlich nicht von den Eingebornen her, sondern gerade von den **originarios de los Españoles.** Was mag aber der Grund davon seyn? Davon an einem andern Ort.“

Man sieht, wie der Verfasser den wichtigsten Gegenstand von sich schiebt, und uns eine Frage zu beantworten schuldig bleibt, die vorzüglich der Beachtung werth scheint. Es wird aber auch keinem schwer fallen, die Antwort selber zu geben, und wir schenken sie daher dem Verfasser gerne. Merkwürdig bleibt aber immer dies Gewebe von Raisonnements, das für die Leser der spanischen Gaceta mehr Wahrheit haben und bei ihnen weniger Widerspruch finden mag, als im übrigen Europa. Nach dieser Art der Apologie kann man freilich Alles rechtfertigen. So könnte man eben so bei der Inquisition das Alleremphörendste dadurch verdecken, daß man aufmerksam darauf machte, wie durch dieselbe zwar **algunos** (wie der Verfasser sich immer ausdrückt) auf die furchtbarste Art gequält und hingerichtet worden, daß aber die katholische Kirche durch dergleichen Ketzerverbrennungen wie Gold durch Feuer geläutert und in ihrer allein seligmachenden Kraft erhalten worden sey, daß ihre Segnungen in den **Auto's da fé** wie Opferflammen leuchtend zum Himmel geschlagen, und die jauchzenden Zuschauer, die sich in großer Anzahl dabei einzufinden pflegten, den Segen der Kirche über ein so gerechtes Verfahren ausgesprochen hätten. Die Schwindelei der **innovadores** in der Religion sey dadurch, wie ein böses Geschwür, ausgebrannt worden; es habe zwar geschmerzt, aber solche Wunden können nur auf solche Weise geheilt werden. Und so unglaublich es scheint, so lassen sich ja Stimmen genug vernehmen, die auf diese und ähnliche Art die Schandflecken des Menschengeschlechts vertheidigen oder gar rühmen; und Erziehung und Bildung machen ja die Spanier fast noch jezt zu gläubigen Zuhörern von dergleichen empörenden Sophismen, die die Wahrheit und das Recht mit oratorischem Pompe zu Grabe tragen.

Troz des lebhaften Verkehrs, der in der übrigen literarischen Welt von Tag zu Tag sichtbarer wird, steht Spanien mit den übrigen Ländern in keiner so erfreulichen Verbindung, als man erwarten und wünschen sollte. Während jezt die geistigen Produkte aller Welttheile, wie früher die merkantilischen, in kurzer Zeit Gemeingut werden, die Bücherfabriken von Petersburg, London, Boston und Leipzig mit einander wetteifern, und Werke aus Paris und Newyork im Verlauf weniger Monate in den Händen aller gebildeten Europäer und ihrer Kolonien sind, ist der Bücher- und damit Ideenaustausch mit Spanien sehr unbedeutend. Die übrigen Völker nehmen noch eher Notiz von diesen Peninsulanern, während sie fast das ganze übrige Europa in dieser Beziehung ignoriren, gleichsam als wenn die Pyrenäen allen Verkehr der Art hemmten. Allerdings ist die verhältnißmäßig geringe literarische Produktivität der Spanier am meisten daran Schuld. Doch ist dieselbe nicht gänzlich erstorben. Man liest in den Zeitungen manche Subscriptionsaufforderungen zu Werken aus den verschiedensten Fächern, und es steht zu erwarten, daß die wenigen mehr gekauft werden, als die vielen, mit denen Deutschland alljährlich überfluthet wird. Wie selten sieht man in Europa spanische Werke neueren Ursprungs! Welch ein ungeheurer Abstand zwischen jezt und der Blüthezeit der spanischen Literatur im 16ten Jahrhundert! Bücher zum Hausgebrauch, Erbauungsschriften aller Art sind am meisten gesucht, was auch Niemand wundern kann, der an das katholische Land, das Eldorado der Mönche, denkt. Zum Gebrauch derselben und zur Erbauung der Gläubigen erscheinen monatlich ascetische oder mehr wissenschaftliche Werke über religiöse Gegenstände. Troz der großen dramatischen Sucht, die am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts eine große Menge junger Köpfe ergriffen hatte, ist außer den Werken des Moratin und des D. Manuel Eduardo de Gorostiza und weniger Anderer kaum etwas Erträgliches ins Ausland gekommen, obgleich das Buch des Erstgenannten einen Katalog von mehreren hundert Werken enthält, die das Repertoire des spanischen Theaters in neuern Zeiten ausmachen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Januar 1831.

E. Wohl war es eine lange, kalte Nacht.
G. Die braunen Locken sind ihm halb ergraut. —
E. Das ist der Reif von jener kalten Nacht;
Hier athm' ich Morgen.

Uhland.

Briefe eines Auferstandenen.

I.

December 1829.

Das erste Erwachen nach langem, schwerem Schlafe ist peinlich. Man weiß nicht, wohin mit den unbeholfenen Sinnen. Ich athme wohl frei, aber ich empfinde beklommen. Darf ich um mich sehen? — Was werde ich erblicken? Siebzehn Jahr hindurch tiefe Nacht! und plötzlich voller, heller Tag! O Herz, du schlägst ihm ungeduldig entgegen, und doch zieht dich zaghaftes Beben ängstlich zusammen.

Wen von Euch Allen, geliebte Menschen, die Ihr meinen Tod beweintet, wen rede ich zuerst an? Wessen Stimme wird mir Antwort geben? Lebst Du noch, arme, theure Mutter, hast Du den bittern Schmerz überwunden, den einzigen Sohn auf der Liste der Gefallenen bei E— zu sehen? Vielleicht! denn der Mensch erträgt Unendliches, zumeist was Gott unmittelbar über ihn verhängt. Und Du, Albert? warmer, treuer, inniger Freund! Und Du, die ich nicht nennen darf, deren Bild — Weg! weg! Ihr geht wie Schatten an mir vorüber. Die feige Angst preßt mir kalte Tropfen auf die Stirn! Nein, ich rede zu keinem von Euch; zaghaft, wie der Furchtsame, grüße ich die Lüfte des Vaterlandes, und lausche versteckt, ob mir eine einzige, verwandte, liebe Seele antworten werde.

Unter welcher Decke ich gelegen? Welche Gruft mich einschloß? Natürlich wollt Ihr das Wirkliche begreifen. Die Hand, die Euch mit diesen Zeilen grüßt, soll nicht aus unsichtbarer Welt in die Endlichkeit zurückgreifen. Nein, o nein! kein Wunder ist meinetwegen geschehen! Es ist dieselbe Hand, die unzählige Mal in der Euren lag. Was ich duldete, das müssen Viele dulden, Gefangenschaft, Trennung, langsames Vergehen in ungestillter Sehnsucht. So rollten die Jahre allmählig über meinen Scheitel weg und bleichten früh seinen dunkeln Schmuck. Ihr werdet mich nicht kennen, auch wenn ich neben Euch stehe und das erloschene Auge aus tiefen Höhlen das alte Feuer in Eure Herzen strömt. Ihr werdet weinen, wie aus dunkler, wehmüthiger Erinnerung, und Euch nicht auf mich besinnen.

Habt Ihr wohl von den Silberbergwerken bei Argunskoi gehört? Sprach Euch Niemand von den Armen, die dahin verbannt in mühseliger Arbeit schmachten, ohne daß ein Laut ihrer Klage von Chinas Grenzen zu den Ihrigen dringt? Dort! Und siebzehn Jahre! O, fragt nicht, ob ich wirklich todt gewesen; wie ich, just ich dahin kam. Wie oft muß nicht menschlicher Irrthum dem Geschick die Hand bieten!

Gefangen mit Vielen, wurde ich nach der Schlacht bei E— an die russische Grenze geführt. Ich blieb krank liegen. Ein späterer Transport russisch-polnischer Rebellen übernachtete in demselben Orte, wo ich mich befand.

Sie waren nach Sibirien bestimmt. Ein Jüngling mit heißem Kopf und durstender Seele beschwor mich, ihn zu retten. Ich war fast gänzlich hergestellt; in wenigen Tagen sollte ich meinen Gefährten folgen. Der Unglückliche flößte mir das wärmste Mitleid ein. Seine Jugend, seine Geburt und leidenschaftliche Beredtsamkeit überwanden jede Rücksicht. Ich entschloß mich, ihn in meinem Bett zu verbergen. Es gelang. Am andern Morgen ward er beim Aufbruch der Uebrigen nicht sogleich vermißt. Die Aufsicht war streng, wurde aber nicht immer gewissenhaft geführt. Wir frohlockten im Stillen. In der folgenden Nacht wollte ich, wenn die Leute im Hause schliefen, das Fenster öffnen und ihn an zusammengeknüpften Betttüchern hinablassen. Auch dieß führten wir aus. Er war in der Straße, schon einige Schritte vom Hause entfernt, als er sich noch einmal wandte, und da er mich im Fenster, ihm nachsehend, erblickte, so flüsterte er mir die Bitte zu, im Bette zu suchen, ob ich nicht dort in einem kleinen Stück Papier die Spitze einer Reiherfeder finden könne. Es sey das einzige Andenken, das er von einer geliebten Person besitze, die er jezt auf lange zu verlassen im Begriff stehe, er könne sich nicht davon trennen. Ich begriff seine Unruhe und schlich nach dem Bett zurück, wo möglich zwischen den Decken das Vermißte auszumitteln; zu meiner Freude fand ich es sehr bald. Alles umher schlief fest, ich eilte, dreist gemacht, zuversichtlich zu dem Harrenden zurück. Er war nicht mehr da. Ich bog mich weiter aus dem Fenster hinaus, ich gab ein Zeichen meines glücklichen Funds. In demselben Augenblick erscholl lautes, frohlockendes Gelächter. Mehrere stürzten zu mir herauf. Ich ward ergriffen, mit Gewalt in ein finsteres Loch geschleppt, wo ich meinen unglücklichen Schützling in wilder Verzweiflung, sich und seinen Unstern verfluchend, am Boden liegen sah. Nur mit Mühe brachte ich so viel von ihm heraus, daß er, meinen Bescheid erwartend, auf das roh gezimmerte Holz der Fensterbrüstung im Erdgeschoß getreten war, und hier stand, als ein grelles Kindergeschrei die hier schlafende Mutter oder Wärterin erweckte, Jemand an das Fenster trat, und ehe er noch Zeit gehabt, ein Versteck zu suchen, schon alle Hausbewohner herausstürzten, um ihn, den man für einen Dieb hielt, zu ergreifen. Einen Augenblick habe er gehofft, sich von jenem Verdachte durch die Entdeckung seiner wahren Lage zu befreien, und das Mitleid wie den Beistand dieser elenden Menschen durch Versprechungen großen Lohnes zu gewinnen. Aus diesem Grunde, und weil es seinem Stolze unmöglich gewesen, den Schein entehrender Verbrechen zu dulden, stieß er, zwischen Angst und Empörung schwankend, seine eigene Anklage heraus.

Daß ich, in seinen schlimmen Handel verwickelt, gleiches Geschick erfuhr, liegt am Tage. So reicht das Flöckchen einer Feder hin, die Schaale sinken oder steigen zu lassen, die über unser Daseyn entscheidet!

Es ist von allem, was zwischen jezt und damals liegt, wenig zu sagen. Ein Tag des Jammers wie der andere! alle dunkel, alle hoffnungsleer! Im vorigen Jahre führte europäischer Forschungsgeist einen Wißbegierigen in unsere Höhlen. Er folgte den Adern jener mächtigen Metalle, von denen die Schwingungen des Lebens immer mehr abhängig werden. Elend und Stumpfsinn trugen Lichter in die finstern Schachten, Hände, die das Schwerdt geführt, hackten und hämmerten mechanisch auf des Fremden Geheiß. Er hatte ein Auge für Alles, auch für sie, und wie er sonst Verborgenes an den Tag zog, so auch die Geschichte unserer Noth. Mein Leidensgefährte und ich wurden frei. Er führte mich in sein Vaterland. Ich brauchte Zeit, ehe ich mich begriff. Seit wenigen Stunden betritt mein Fuß deutschen Boden.

Wie beim Aufgang des Morgenlichtes die Schatten sinken, so rollt sich meine lange Lebensnacht immer kleiner und kleiner zusammen. Ein schwarzer Punkt verdämmert sie am Horizont. Hier habe ich keine Erinnerung mehr von dem, was mein Auge trübt, meine Seele lähmt, das gekränkte Gefühl erbittert. Meine Rechnung mit dem Geschick ist zerrissen. Ich bin frei und athme heimathliche Luft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

So empfand Josephine, als allmählig jede kleine Hoffnung schwand, als sie selbst sich gestehen mußte: der Freund ihrer Jugend, der Jüngling, auf dessen edlen Sinn, auf dessen Beständigkeit sie ihre Seligkeit verpfändet hätte, habe mit dem Leichtsinn gewöhnlicher Menschen eine heilig beschworene Verbindung zerrissen und sie einem langen und schweren Leiden Preis gegeben. Mit dem Verklärungsglanze, in welchem sie bis jezt den Geliebten ihrer Seele erblickt hatte, mit dem Glauben an ihn war auch jede Hoffnung erloschen, die sich sonst in der Brust der unglücklichsten Menschen zuweilen regt; sie wollte nichts mehr von dem Leben, sie erwartete nichts mehr von ihm, und bleich und entstellt, in jedem ihrer Züge das Bild der innern Verzweiflung tragend, wandelte sie unter ihren Umgebungen umher, verrichtete mechanisch ihre Geschäfte, und wenn sie einen einsamen Augenblick gewinnen konnte, so schlich sie hinauf den wohlbekannten Pfad und sezte sich träumend an den Eingang der Grotte, in deren Umfang ihr so oft selige Stunden wie Minuten entflohen waren. Ihr unzertrennlicher

Gefährte auf diesen Wanderungen war der Pudel, dessen Bekanntschaft wir früher bereits gemacht haben. Er war Pauls leztes Geschenk an die Geliebte gewesen. Er hatte ihn als ein ganz junges Thier gekauft und mit der ausdauerndsten Geduld eine Menge Künste gelehrt, besonders aber dazu gewöhnt, seinen Gebieter auf Tod und Leben zu vertheidigen. Diesen Beschützer sollte Josephine mit sich nehmen, wenn sie während Pauls Abwesenheit die wilden Waldwege nach Chaux de fond, auf denen er sie sonst meistens geleitet hatte, einsam zurücklegen würde; Kartusche sollte das Päckchen tragen, welches die Arbeit des fleißigen Mädchens enthielt, er sollte mit dem Blicke seiner treuen Augen die Gelübde gegenseitiger Treue zurückrufen, die in der lezten Minute des Abschiedes gewechselt wurden, und eine stete, lebendige Erinnerung an denjenigen seyn, dessen Verheißungen und Schwüre nun wie leichte Spreu spurlos verflogen waren. Auf des gemüthlichen Thieres schwarzgelockten Kopf hatte Josephine die heißen Thränen der Sehnsucht und des süßesten Andenkens geweint, wenn das Herz ihr in den ersten Wehen der Trennung allzu schwer wurde. Auf ihn fielen jezt die weit bitterern der betrogenen und verlassenen Liebe, nachdem sie an Pauls Untreue nicht länger mehr zweifeln konnte, und wenn bei dem heftigen Schluchzen, das ihr zuweilen die Brust zu zersprengen drohte, der gute Hund, als verstände er ihren Schmerz, die Tatze tröstend auf ihren Schooß legte und sich leise wimmernd an sie schmiegte, dann zog in dem Gedanken: daß diese untergeordnete Natur die hohe und ausgebildete an Treue und Ergebenheit weit übertreffe, ein scharfes, schneidendes Weh durch sie hin, welches nach ihrer Meinung die zartesten Lebenskeime auflösen mußte. „Paul," rief sie dann in solchen Momenten des grenzenlosen Jammers, „Paul, wie konntest Du so an mir handeln?"

Der wahrhaft und hoffnungslos Unglückliche verliert nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Außenwelt, das Interesse an dem eigenen Schicksale geht ihm sogar unter. Josephine achtete nicht sonderlich darauf, daß Claude Renaud häufiger und häufiger, ja zulezt fast alle Tage zu der Base kam und immer ausschließlicher sich mit ihr beschäftigte; seine Gegenwart war ihr freilich unangenehm, und noch widerlicher erschien es ihr, daß die Alte ihn, so oft sie nur konnte, mit ihr allein ließ; allein ihr Herz war zu leidend, die ganze Umgebung zu gleichgültig, als daß sie irgend eine Bedeutung in diese Besuche hätte legen mögen, und alles, was sie dagegen that, war, in ihre liebe Einsamkeit zu entfliehen, wenn es irgend thunlich schien. Als aber die Base deutlicher zu sprechen und die Meinung zu äußern begann, Josephine müßte sich's wohl zur Ehre anrechnen, wenn ein Mann wie Renaud um sie werbe, als diesen Reden bald ein bestimmter Antrag mit der Drohung folgte, wenn sie denselben zum zweitenmale so schnöde zurückweise, so werde der verschmähte Freier seine Schuldforderungen geltend machen, und sie dann den kleinen Rest ihrer Habe nicht nur aufopfern, sondern noch gewärtig seyn müssen, was über sie verhängt werde, wenn sie, was sehr wahrscheinlich sey, den Gläubiger zu befriedigen sich unfähig finde. Das arme Mädchen war mit der Rechtspflege in ihrem eigenen Lande zu wenig vertraut, als daß sie nicht solchen Drohungen vollkommen Glauben hätte beimessen sollen, und zu scheu, sich irgendwo Raths zu erholen, sah sie sich ganz in den Händen ihrer Verfolger. Dessen ungeachtet schlug sie Claude's Anerbieten ohne Bedenken aus, fest entschlossen, eher alles zu tragen, als sich zu dieser verhaßten Verbindung zu bequemen. Aber wer die Hölle kennt, die ein böses Weib um sich her bildet, wer es weiß, daß ein Daseyn, einem solchen weiblichen Teufel preisgegeben, ärger ist, als der bitterste Tod, wer die Launen, die Quälereien, die Bosheiten auch nur theilweise erfahren hat, mit denen derselbe seinem Schlachtopfer jede Minute vergällt, der wird wohl eingestehen müssen, daß auch der festeste Wille unter einem solchen Joche endlich bricht. Da der Zweck ihres Betragens Josephinens Einwilligung zu der Heirath war, so sparte die Base weder Vorwürfe über ihre Dürftigkeit, noch Anforderungen für alles, was sie schon für die arme Waise hatte thun müssen; selbst die Eltern im Grabe schalt sie hirnlose Verschwender und Müßiggänger, die ihr eine solche Last auf dem Halse gelassen haben, und wenn die Unglückliche, von ihrer Peinigerin aufs Aeußerste getrieben, davon sprach, einen andern Zufluchtsort suchen zu wollen, so ward ihr die Erlaubniß dazu verweigert, bis sie eine bedeutende Summe als Kostgeld bezahlt habe, deren Rechnung ihr vorgelegt wurde. Josephinens einzige Hoffnung beruhte nun auf ihrem Oheim, und sie hatte wirklich um Hülfe und Rath an ihn geschrieben, als, ehe noch der Brief an Ort und Stelle seyn konnte, ein schwarz gesiegeltes Schreiben anlangte, das der Nichte den plötzlich erfolgten Tod desselben kundthat und sie zu der Begräbnißfeier einlud. Nun hatte also das arme Mädchen die lezte Stütze und die lezte Hoffnung verloren, und die Base ermangelte nicht, sich diesen Umstand so zu Nutze zu machen, daß es Josephinen bald schien, ein jedes Geschick sey der furchtbaren Nähe einer solchen Megäre vorzuziehen. Jeden Anspruch auf Glück hatte sie ja ohnehin mit Pauls Liebe verloren, ihre frohen Aussichten in der Welt waren auf immer verdunkelt und ihre Rechnung mit dem Leben geschlossen; schlimmer als jezt, meinte sie, könne es ihr niemals ergehen, und vielleicht gewann sie als Claude's Weib noch eher die Stütze, deren sie bedurfte, um mit unendlicher Sehnsucht sich ihren Erinnerungen hinzugeben, das Einzige, was ihr von allen Gütern dieser Erde übrig geblieben war.

Ehe sie aber den lezten entscheidenden Schritt that, beschloß sie, noch einen Versuch auf das Herz des Ungetreuen zu machen, und der Brief, welchen sie an ihn schrieb, enthielt nicht nur die einfache, aber eindringende Schilderung ihres ganzen Elendes, dessen Größe sie an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte, sondern auch alle die rührenden Vorstellungen, Bitten und Liebesworte, die geeignet seyn konnten, ein wankendes Gemüth zu seiner Pflicht zurückzuleiten. Als sie dieses Blatt dem gewöhnlichen Boten überbrachte, waren ihre Ermahnungen: ja sorgfältig damit umzugehen und es richtig auf der nächsten Poststation abzuliefern, dermaßen ängstlich, jeder ihrer Züge sprach die bange Erwartung und das leise hoffende Gefühl, welches für sie aus demselben hervorging, so deutlich aus, daß der irregeleitete Mann das tiefste Mitleid mit dem armen Mädchen zu fühlen begann, und sich selbst verhieß, dießmal mit dem anvertrauten Gute getreuer umzugehen und es nicht in Verrätherhände zu liefern. Aber indem er seine Schwelle überschritt, um nach Chaux de fond zu eilen, trat ihm Renaud entgegen, dessen unerwartete Gegenwart eine merkliche Verlegenheit auf des Betroffenen Gesichte hervorrief. Claude's Blick errieth schnell den Vorgang, und dem armen Reumüthigen ward der verhängnißvolle Brief durch Drohungen entrissen, als Versprechungen nicht wie gewöhnlich fruchten wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Beschluß.)

Spanische Literatur.

Wie groß die Wuth am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts gewesen seyn muß, romantische Komödien im spanischen Sinne zu schreiben, geht aus einem Satyrspiel des D. Moratin: la nueva Comedia, hervor. Er führt darin einen jungen Mann niederer Abkunft auf, der, mit einigem Talent begabt, nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Glück zu machen, endlich invita Minerva Theaterdichter wird, wie Viele seines Gleichen, die sich nicht durch die Hindernisse abschrecken ließen, welche sich der Aufführung ihrer Produkte entgegensetzten. „Es sind vier oder fünf Jahre her, heißt es da, daß er bei der Lotterie hier an der Ecke Schreiber war und bedeutende Gelder sammelte. Als er sich aber zum Junker machte, als sein Herr die Dummheit beging, zu sterben, und er sich nun heimlich mit dem Mädchen verheirathete, das schon zwei Kinder hatte, zu denen bald noch zwei hinzukamen; als er sich ohne Amt und Brod sah, ohne Vettern und Vermögen, da faßte er den verzweifelten Entschluß, unter die Dichter zu gehen. Er meinte, seyen ihm die Musen gewogen, so bahne er sich schon einen Weg, bis es dem lieben Gott gefalle, ihm einen zu bahnen u. s. w.“ Man sieht aus der ganzen Komödie, welch ein Mißbrauch mit der Theaterschriftstellerei muß getrieben worden seyn; jezt scheint das dramatische Feuer ziemlich verraucht. Man beschränkt sich auf die Herausgabe älterer klassischer Werke in ganzen Sammlungen, oder einzelner Stücke von Calderon, Lope, Cervantes u. s. w. Dagegen hat W. Scott, der ganz Europa zu seiner Lesewelt gemacht hat, dessen Ruhm aber jezt ziemlich im Perfecte steht, wie er in Manzoni Italien angesteckt hat, so auch auf die Spanier Einfluß geäußert. Einige Romane der Art, die aber doch nicht ohne nationelles Kolorit waren, besitzen wir ja schon in deutscher Uebersetzung. Andere erscheinen täglich, z. B. Elmours y Matilde ó sea la horrorosa venganza, novela original, escrita por D. B. S. Castellanos. Unter den wissenschaftlichen Werken erscheinen Grammatiken aller ältern und neuern Sprachen, Sammlungen der lateinischen Klassiker, Lesebücher, Blumenlesen zum philologischen Behuf und die lyrischen Gedichte des Moratin, worunter viele Uebersetzungen der Alten, namentlich des Horaz, beweisen, daß man in Spanien auch hierin noch am Alten festhält, und die lateinischen Klassiker auch von ihrer poetischen Seite mehr schäzt, als sonst wo. Ferner findet man Werke über Chemie, Botanik, Oekonomie u. s. w. angezeigt, auch die mathematischen Wissenschaften scheinen viel bearbeitet zu werden. Am reichsten ist aber die historische Literatur. Auch hier werden ältere Werke, wie das des Mariana, in neuen Abdrücken, die hoffentlich korrekter sind, als die frühern, herausgegeben. So auch die historia general del Perú, o comentarios reales de los incas, por el inca Garzilaso de la Vega. Außerdem erscheint eine Cronica general de Cataluña, escrita por el Dr. Geronimo Pujades, ein Werk, das auch für unsere Historiker wegen der meist bis jezt unbenuzten Quellen interessant seyn dürfte. Es ist sehr speziell, und behandelt die einzelnen Kathedralen, Monasterien und Convicte von Catalonien, spricht de casi todas las familias nobles de ella, del origen y particularidades de las ciudades y villas, montes, minerales etc. Die Geschichte des Garzilaso war schon 1800 herausgekommen, aber der Umstand, daß sie schon vergriffen, wie der hohe Preis jener Ausgabe, veranlaßten den Buchhändler, eine neue in 13 tomos, 32. zu unternehmen.

Auflösung der Charade in Nr. 1:
Steckenpferd.

Charade.

1. 2.

Wie oft hat von meinen Lippen der Tod
Manch zitterndem Sklaven nicht blos gebroht!
Doch wirst du in mir von vorn und hinten
Auch wieder nichts als den Sklaven finden.

3. 4.

Wie selig, des Liebenden Lippe, bist du,
Ruft dir der Geliebten Lippe mich zu.

Das Ganze.

Unsterblich, o Lippe des Dichters, bist du,
Empfingst du die Taufe von meiner Welle!
Dir rufen die glücklichen Hörer zu:
„Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.“

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Januar 1831.

Auch die Nacht hat ihre Lichter,
Auch der Schmerz hat seine Lust.

Müller.

Lieder von R. Felder.

Auch dem Schmerze seine Lieder.

O Natur, dein stilles Walten
Will auch Trübes hold gestalten;
Wolken werden selbst zu Bildern,
Drin sich Berg' und Thale schildern,
Und aus leichter Schatten Hülle
Goldnes Licht erglänzt in Fülle.

Sollen düster nur die Schmerzen
Nebeln um der Menschen Herzen?
Soll nur sie kein Licht verklären,
Trauer formlos sich bewähren?
Auch das Trübe soll im Leben
Mir ein Liebesglanz durchweben!

Im Sturme.

Durch all dieß stürmische Gedröhne
Vernehm' ich ferne Glockentöne.
Vom Winde nicht hiehergeführt,
Hätt' all ihr Laut mich nie berührt.

O süß verschwimmendes Getöne,
Dank, Dank sey deiner Himmelsschöne!
Dank dir, der es vom fernen Thurm
Hieher geleitet, wilder Sturm!

So klingt die ferne Friedensschöne
Oft durch des Lebens Schmerzgestöhne,
Und hinter unsrer Tage Streit
Steht Himmels-Friedenston bereit.

Sturm und Schmerz.

Sturm erregt nur weiche Wogen
In getreidevollen Fluren.
Käme mit so sanften Spuren
Auch der Schmerz herbeigezogen,
Der im Herzen Wolken thürmt,
Durch die Saat der Liebe stürmt!

Angestürmte Bäume sausen,
Klagen laut im Felde draußen;
Du, mein hartbestürmtes Herz,
Schweige still zu deinem Schmerz!

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Josephine brachte die Zeit, welche verfließen mußte, ehe eine Antwort eintreffen konnte, in einer Ungewißheit zu, deren Qualen nur derjenige ermessen kann, der schon ähnliche Stunden verlebt hat. Bald drückte eine bange Ahnung sie nieder, die ihr eine furchtbare Zukunft weissagen

wollte; bald entfaltete das Himmelskind, die Hoffnung, wieder ihre glänzenden Schwingen, und führte sie tröstend in die Gefilde Elysiums. In jedem unbewachten Augenblicke wendeten sich die schönen bittenden Augen dort hinauf, wo der schwache Sterbliche so oft, wenn auch nicht immer Hülfe und Rettung, doch Trost und Stärke findet, und wenn die Sturmeswellen verzweifelnder Liebe sich allzu gewaltig an dem geängstigten Herzen brachen, dann sank das fromme Kind in der stillen Kammer auf seine Knie und flehte demüthig, innig, um das einzige gefährdete Glück seines Daseyns. Vierzehn Tage waren langsam verstrichen, da trat Simon, mit einem Briefe in der Hand, in das kleine düstere Zimmer, in welchem Josephine am Werktische saß und emsig arbeitete. Aufspringen und das Blättchen den Händen des Ueberbringers entreißen, das Siegel lösen und mit flüchtigem Blick den Inhalt überlaufen, war das Werk eines kurzen Augenblicks. Ach, sie durfte nicht lange lesen! „Da Dir, liebe Josephine," so hieß es, „der ehrenwerthe Herr Claude Renaud mit seiner Hand ein so großes Glück anbietet, so wäre es sehr unvorsichtig von Dir, wenn Du dasselbe ausschlagen wolltest, denn solche Gelegenheiten finden sich nicht alle Tage, und ich selbst befinde mich einstweilen noch nicht in der Lage, mich verheirathen zu können. Auch wird Dir wohl die Erfahrung gesagt haben, daß die leichten Jugendliebschaften selten ein ernsthaftes Ende nehmen, weil man erst mit dem steigenden Alter einsieht, daß zu einer glücklichen Ehe noch andere wesentliche Dinge gehören, als allein die Liebe. Vielleicht wirst Du auch bald von mir etwas vernehmen, was Dich freuen muß, wenn Du mir Deine Freundschaft erhalten hast, und wenn ich einst wieder in die Heimath komme, so soll es mir eine Ehre und eine Freude seyn, Dich als Besitzerin einer reichen Mühle und schöner Güter wiederzusehen."

Wortlos, im Innersten vernichtet, war Josephine auf ihr Arbeitsstühlchen zurückgesunken, wo sie erst noch so herrliche Träume gesponnen hatte. Trocken starrte ihr Auge auf die Zeilen hin, die mit abscheulicher Herzlosigkeit ihres Unglücks spotteten und alle ihre Hoffnungen zerstört hatten. Zwar wollte zuweilen aus dem Chaos wirrer Gedanken und schmerzlicher Empfindungen die Bemerkung auftauchen: das sey nicht Pauls Handschrift und nicht seine Sprache; allein ihr Gemüth war viel zu arglos, viel zu wenig mit den Betrügereien der Menschen bekannt, als daß ein solcher Verdacht festen Grund bei ihr zu fassen vermocht hätte; denn wie hätte ein anderer Mensch als Paul ihren Brief erhalten und ihr beantworten können? Es dauerte lange, ehe sie ihr Schicksal ganz begriff, länger noch, ehe der wilde Schmerz, der ihre Brust mit eisernen Krallen zusammenpreßte, sich in stille Ergebung umwandelte; aber von dem Momente an, wo dieses geschah, war auch jede Kraft ihres Wesens gebrochen. Sie leistete keinen Widerstand mehr; sie ließ sich alle Vorkehrungen, alle Vorschläge stillschweigend gefallen, und man sah, daß das Leben ihr so gar nichts mehr galt, daß sie es nicht einmal der Mühe werth achtete, sich gegen dasjenige zu vertheidigen, was ihr erst noch als das entsetzlichste Unglück erschienen war. Sie wurde Renauds Verlobte und bald darauf sein Weib, ohne daß sie eigentlich zu wissen schien, was mit ihr vorgehe; Pauls vermeintliche Untreue hatte nicht nur ihr Herz gebrochen, sie hatte auch ihren Geist gelähmt, und das Verbrechen, durch welches Claude sie errungen hatte, sollte ihm wenig Früchte tragen.

Des jungen Morels Gefühle, sein entstehender Verdacht, sein Schmerz, seine Verzweiflung, durchliefen ungefähr die nämliche Stufenreihe, nur mit dem Unterschiede, daß das weibliche Herz in solchen Fällen sich eher einer Muthlosigkeit ergibt, welche den Anschein von ergebener Geduld gewinnt, indessen des Mannes Energie sich kräftig gegen das erdrückende Geschick vertheidigt und nur der herbsten Nothwendigkeit sich unterwirft. Paul hatte mit der Wahrscheinlichkeit von Josephinens Wankelmuth gerungen, hatte ihr alles entgegen gehalten, was für ihre edle, treue Seele zeugen mußte, hatte jede Kraft seines Gemüthes aufgeboten, um den immer sich häufenden Beweisen nicht zu erliegen, und als endlich die Thatsache sprach, als die Nachricht von Josephinens Heirath in deutlichen Worten vor seinen erstarrten Blicken lag, als jeder Zweifel schwand und jede Hoffnung schweigen mußte, da ging mit dem Glauben an das geliebte Mädchen auch zugleich das Vertrauen auf die ganze Menschheit und jede freundliche Aussicht in die Zukunft unter.

Daß von der angeblichen Verbindung mit der Müllerstochter keine Rede war, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, denn nicht nur hing des jungen Menschen ganze Seele zu ausschließlich an Josephinen, um nur einen solchen Gedanken zu gestatten, sondern Gretchen hatte bereits einen Bräutigam, den sie recht herzlich liebte. Doch war sie dem hübschen, artigen Franzosen recht gut, und sie gab sich alle mögliche Mühe, seinen Gram zu zerstreuen und theilnehmend zwischen ihn und die Leiden zu treten, die so sichtlich an seinem armen Herzen nagten. Ehe er durch die allerbestimmtesten Zeugnisse von Bekannten und Freunden Josephinens Treulosigkeit erfahren hatte, fühlte er das heftigste Heimweh, und stand mehrere Mal auf dem Punkte, sein Wort zu brechen und vor der zugestandenen Zeit nach Hause zu kehren, um mit eigenen Augen den wahren Stand der Dinge zu schauen; jezt aber, wo ihm daheim kein Stern mehr leuchtete, war die Mühle am Doubs, waren die geliebten Felsen und Schlünde, waren alle die Gegenstände seiner heißen

Sehnsucht ihm verhaßt, und er beschloß bei sich selbst, sie niemals wieder zu sehen, sondern immer weiter zu wandern auf der unbekannten Erde, bis er eine Stelle finde, wo die Ruhe wieder in sein verarmtes Herz zurückkehren könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

II.

December 1829.

Ich gehe langsam dem Wiedersehen oder dem Schmerz getäuschter Erwartung entgegen. Das Glück und die Freiheit sind mir noch so neu, ich kann mich den unabwendbaren Enttäuschungen der Wirklichkeit nicht so unmittelbar entgegenwerfen. Deßhalb gleite ich, wie ein körperloses Wesen, ohne wahren Namen, ohne wahres Verhältniß, an dem Leben hin, und wünsche mir Glück, außerhalb jeder persönlichen Beziehung, die ungeheure Kluft der Jahre ohne empfindliche Mahnung durchmessen zu lernen.

Es ist nichts Kleines, vom Jahre dreizehn bis heute in den Silberminen von Argunskoi kein anderes Bild der Zeit, als das jener sonderbar gemischten, überall großen, begeisterten Vergangenheit gesehen zu haben, und nun hier zu stehen mitten in dem längst umgebildeten, beruhigten, alternden Europa. Es scheint, meine weißen Haare, die gebeugte Gestalt und der schleppende Gang seyen dem Laufe der Jahre nicht vorausgeeilt. Sind es die trägen Pulsschläge des eigenen Herzens, die ich für das Ticken der Weltuhr halte? Kommt mir vielleicht nur darum alles blasser und kälter vor, weil das allzuweit geöffnete Auge den natürlichen Maßstab der Dinge nicht im Fortgange des Lebens finden lernte? Ach ja, das Mitfortleben hält der Phantasie stets den verkleinernden Spiegel entgegen und hebt die Mißverhältnisse zwischen Wollen und Seyn von selbst auf.

Mir liegt so viel daran, mich nur erst einigermaßen zurecht finden zu lernen. Ich versuche es auf alle Art. Der Bankier, an welchen ich hier durch Stanislaus, meinen Leidensgenossen, adressirt bin, lud mich zu den Abendgesellschaften seiner Familie ein. Hier, sagte er, werde ich, wie in einem Panorama, das ganze heutige gebildete Europa sehen und im Stande seyn, die herrschenden Richtungen aufzufassen. Ich lehnte es vor der Hand ab. Ich gehe lieber meinen eigenen stillen Gang noch eine Weile für mich, und lerne mich erst zu Andern stellen.

Die heftige Kälte drängt die Leute in ihre Häuser zurück. Es ist sonderbar, daß gerade diese Eisdecke auf deutschem Boden liegen muß, da ich ihn zuerst wieder betrete. Die Menschen gehen einzeln, in sich zusammengezogen, steif und frierend in den Straßen. Die unwillige Eile, mit der sie die Thüren hinter sich zuschlagen, sobald sie nur die schützende Wohnung erreicht, sagt genugsam, daß sie froh sind, die lästige Beziehung zum Außenleben hinter sich zu haben. Sehr natürlich ist daher überall die lautlose Stille. Aber sie beklemmt mich doch, obschon ich die Ursache davon begreife. Ich hatte mir es anders gedacht. Man denkt selten das Rechte. Die Vorstellungen vom Leben, in gänzlicher Abgeschiedenheit von diesem, sind stets überspannt und meist immer zu bunt, zu reich, zu sehr Leben; und dann kann man auch das Zusammenstellen der Vergangenheit und Gegenwart nicht lassen. Während des starken Frostes im December 1812 — nun, mein Gott! es gab da auch Vieles zu leiden, vorzüglich für alle diejenigen, welche unter fremder Fahne geschaart waren; aber rufe ich mir die Erinnerungen jener Tage zurück, so stand doch in Allen der Sinn auf eine andere als die Decembersonne gerichtet, und Alle, wie sie auch der Augenblick zum Geschicke gestellt hatte, Alle machte sie warm.

Wenn so zwei oder drei an einander vorbeigingen, sie sahen sich an, standen still, es gab immer ein Wort zu sagen, das das Blut schneller umtrieb. Der Enthusiasmus war gleich angefacht, die Herzen glühten, Niemand wußte mehr, auf wie viel Grad der ausgehängte Thermometer zeigte. Aber mir geht es, wie jenem Greis, der die Spiegel verhängen ließ, um sein altgewordenes Bild nicht darin zu sehen. Ich sehe auch nur zurück und nicht vor mich. Ich kann es nicht fassen, daß siebzehn Jahre verlaufen sind und die Jugend dahin ist.

Es war doch damals ein reicher Frühling mitten in dem kalten Winter.

III.

Ich bin beschämt. Ein Gang durch die Stadt hat mich gelehrt, welch eine andere, unsterbliche Jugend in dem gegenwärtigen Geschlechte aufgegangen ist.

Von dieser Gemeinschaft des innern Lebens, von dieser umfassenden Bildung, von dem Kunstsinne und den Mitteln, ihn zu erhöhen, hatte man früher keinen Begriff. Ueberall Kunst- und Buchhandlungen, Lesezimmer, Industriekomptoire, Journalzirkel zum Umlauf englischer und französischer Zeitschriften. Welch ein geistiges Bedürfniß in unserem Volke, das solche Anstalten nothwendig macht und sie dauernd erhält.

Mit Erstaunen hörte ich den Lohnbedienten, der mir auf meiner Wanderung durch die verschiedenen Quartiere der Stadt folgte, mit völliger Sachkenntniß in der freiesten und natürlichsten Sprache über jene Gegenstände reden. Man sah leicht, er hatte sich in der Welt umgesehen, im Auslande manches erfahren, das ihn in den

Stand sezte, Vergleichungen anzustellen und Folgerungen zu ziehen. Ganz kürzlich hatte ihn sein Weg, in Begleitung eines modernen Reisenden, wie er mit verschmiztem Lächeln sagte, auf's Neue über Paris und London nach Schottland und Irland geführt. Er sezte hinzu, es sey ein Glück, daß die Wallfahrten nach den beiden leztgenannten Ländern anfangen aus der Mode zu kommen, denn es sey ein trockener Genuß, die rohen und ärmlichen Eigenthümlichkeiten von Völkern kennen zu lernen, die sich nur schwarz auf weiß, in modernen Romanen oder abentheuerlichen Reisebeschreibungen noch etwas ausnehmen; obgleich, meinte er geringschätzig, die englische Literatur und deutsche Nachäfferei uns auch hiermit zum Ueberdruß überschüttet.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Walter Scott über deutsche Literatur.

Vor Kurzem ist der eilfte Band von Scotts neuer Ausgabe seiner gesammten poetischen Werke erschienen, welcher zu seinen zwei zulezt erschienenen Dramen: **Macduffs Cross** und **the Doom of Devorgoil**, sehr anziehende „Einleitungen" gibt. Eine derselben enthält die Fortsezung von der in einem frühern Bande angefangenen literarischen Laufbahn des „großen Zauberers des Norden."

Weit merkwürdiger jedoch, wenigstens für uns Deutsche, ist ein langer Aufsaz unter dem Titel: **Introductory Remarks on popular Poetry and on the various Collections of Ballads of Britain, particularly those of Scotland.** Ich zweifle nicht, daß das Ganze bald in einer deutschen Uebersezung erscheinen wird, kann mich aber inzwischen nicht enthalten, die Geschichte des Einflusses der deutschen Poesie in England, und besonders auf Sir W. Scott, daraus mitzutheilen. „Schon im Jahr 1788 fing man an, eine neue Art von Literatur in diesem Lande einzuführen. Deutschland, längst bekannt als ein mächtiges Glied in dem europäischen Staatenbund, wurde jezt zum erstenmal als die Wiege einer Klasse von Poesie und Literatur genannt, welche der Literatur Britanniens weit näher komme, als die französischen, spanischen oder italienischen Schulen, obgleich alle drei zu verschiedenen Zeiten bei uns gepflegt und nachgeahmt worden waren. Die Namen Lessing, Klopstock, Schiller waren nur höchst allgemein in Großbritannien bekannt. Die Leiden Werthers waren das einzige Buch, welches einige Popularität erlangt hatte; die andern Werke Goethe's blieben den Engländern, gleichwie Schiller, Bürger und der übrige Kreis ausgezeichneter Deutscher, fremd. Die Obskurität, wozu die deutsche Literatur verurtheilt schien, entstand nicht aus dem Mangel an Glanz der Lichter, die sie erleuchteten, sondern aus der undurchdringlichen Dunkelheit, womit sie umgeben waren. Friederich II. hatte über die Literatur seines Vaterlandes ein partheiisches und ungünstiges Urtheil gefällt, und unpolitischer- und fälschlicherweise den Franzosen jenes Uebergewicht in der Literatur eingeräumt, welches ihnen nach seinem Tode, wenigstens für einige Zeit, auch zu der Ueberlegenheit in den Waffen den Weg gebahnt hat. Durch die Geringschäzung seines Vaterlandes in einer Hinsicht bahnte dieser Monarch dem Glauben an dessen allgemeine Unwürdigkeit den Weg, und zerstörte jenen männlichen Stolz, mit dem ein Volk, natürlicherweise, seine eigenen Sitten und seinen eigenen Genius betrachtet. Aber troz der schimpflichen Vernachlässigung ihrer Fürsten und ihres Adels, und dem Drange eingebornen Genies folgend, fing die deutsche Nation an, in ihrer Literatur einen neuen gehaltvollen, höchst anziehenden Charakter anzunehmen, wogegen das Ausland unmöglich die Augen schließen konnte. Daß diese Literatur die Fehler der Uebertreibung und des falschen Geschmacks hatte, welche von den ersten Versuchen im Heroischen und Pathetischen fast unzertrennlich sind, läßt sich nicht läugnen. Es war mit einem Worte die erste Erndte eines reichhaltigen Bodens, welcher neben den Blumen auch Unkraut hervortreibt. Am 21. April 1788 erfuhren die Gelehrten zu Edinburg, von denen ich um jene Zeit besser im Stande bin, zu sprechen, als von den Gelehrten Großbritanniens im Allgemeinen, zum erstenmale das Daseyn von Geisteswerken in einer Sprache, welche mit der englischen verwandt ist und dieselbe männliche Stärke des Ausdrucks besizt. Sie hörten zu gleicher Zeit, daß der Geschmack, welcher die deutschen Werke hervorgebracht, dem englischen Geschmacke so nahe komme, als ihre Sprache der englischen. Diejenigen, welche von Jugend auf gewohnt gewesen waren, Milton und Shakespeare zu bewundern, erfuhren, ich darf es dreist sagen, zum erstenmal, daß es noch ein Geschlecht von Dichtern gebe, welche denselben edlen Ehrgeiz besizen, der Grenzen des Weltalls zu spotten und die Reiche des Chaos und der alten Nacht zu erforschen, ein Geschlecht von Dramatikern, welche, die pedantische Fessel der Einheiten verachtend, auf Kosten gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten und Lächerlichkeiten, das Leben auf der Bühne in seinen schärfsten Gegensätzen, seiner grenzenlosen Mannigfaltigkeit darzustellen suchten, ohne Anstand die heitern Begebenheiten des Lebens mit den ernsthaftesten vermischten, und Auftritte des tragischen Jammers, wie im wirklichen Leben, mit komischen Scenen abwechseln ließen. Dieses Losmachen von den Regeln, welchen die französische Schule, besonders die dramatischen Dichter so knechtisch anhingen, war, obgleich sich einige Nachtheile daran hefteten, besonders die Gefahr, ins Lächerliche und Bombastische zu fallen, das Mittel, dem Genie eines Goethe, Schiller und anderer freien Schwung zu geben, welches sich denn auch bald zum höchsten Gipfel poetischer Größe erhob. Der ehrwürdige Heinrich Macenzie war es, der in einer Abhandlung über die deutsche Bühne seine Landsleute in diese neue Gattung volksthümlicher Literatur einführte, deren Eigenheiten er mit eben so viel Treue als Lebendigkeit schilderte, obgleich sie ihm zur Zeit erst durch eine französische Uebersezung bekannt waren. An genanntem Tage las er in der königl. Gesellschaft eine Abhandlung über die deutsche Literatur vor, welche vieles Aufsehen erregte und eine große Wirkung hervorbrachte. „Deutschland," bemerkte er, „stellt sich uns in Hinsicht auf seine Literatur als eine merkwürdige Erscheinung dar; es ist ein Land, das mit seinen Nachbarvölkern in Künsten und Wissenschaften, in den Genüssen, in der Verfeinerung der Sitten zugleich zur Reife gelangt, in den Künsten des Geschmacks und der Einbildungskraft aber noch in seiner Kindheit ist. Aber gerade darum verfolgt es nun die neue Laufbahn mit einer Begeisterung, welche vielleicht kein anderes Verhältniß hätte hervorrufen können, mit der Begeisterung, welche die Neuheit erzeugt, und welche von der, einem gebildeteren und kritischen Zustand der Literatur eigenthümlichen Knechtschaft nicht gefesselt wird."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Januar 1831.

— Sein Verstand
Beginnt zu schwellen, und die nah'nde Fluth
Wird der Vernunft Gestad in Kurzem füllen,
Das daliegt, schwarz und schlammig.

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Ich wollte eben meinen gelehrten Diener fragen, ob er nicht einige dieser erwähnten Produkte neuester Romantik nachweisen könne, als wir vor einem ansehnlichen Hause auf eine Gruppe modisch gekleideter Männer stießen, die in verschiedenen fremden Sprachen geläufig mit einander redeten, obgleich nur einige von ihnen Ausländer zu seyn schienen. Das Verwunderte, ja Unsichere, das sich wohl in meinen Blicken spiegeln mag, die alles noch so überrascht und fremd anstarren, kann andere leicht frappiren, wenigstens fühlte sich die kleine Gesellschaft hier bewogen, meinen Begleiter bei Namen laut auf französisch herbeizurufen. Ich hörte ihn rasch und gewandt in derselben Mundart antworten. Sie hatten unfehlbar Erkundigungen über mich eingezogen, die er in der Art zu meinem Vortheil benuzte, daß er, da er nichts sagen konnte, was er nicht wußte, meine Person wenigstens auf geschickte, Interesse erregende Weise in eine Art mysteriöses Dunkel stellte.

Ich mußte über das pfiffige Auskunftsmittel lachen, das Yoriks la Fleur Ehre gemacht haben würde. Und doch ist **mein** la Fleur ein Norddeutscher, heißt Wellborn und rühmt sich, ein eingebornes Kind dieser Stadt zu seyn; **dieser** Stadt, die reich, glänzend, Straße für Straße von Läden aller Art schimmernd und lustig leuchtend, mir eine neue, umgewandelte Welt zeigt.

Wellborns unbestimmte Auskunft über mich zog mir wirklich die Blicke der neugierig Gewordenen nach. Doch ließen sie mich bald bei Seite. Es führte sie etwas Wichtigeres in das Haus, vor welchem sie standen. Es war durch nichts bezeichnet, als durch das Aushängeschild eines Wechselladens. Wellborn erklärte mir, als ich ihn fragend ansah, den Herrn liege daran, den Cours der Papiere zu wissen. Es sey dieß großartige, europäische Hazardspiel an die Stelle des Pharao oder rouge et noir getreten und eine universelle Mode geworden. Ich verstand ihn Anfangs nicht. Er gab sich viel Mühe, mir das Spannende einer Spekulation zu erklären, die zugleich pekuniäre, politische und gesellige Interessen verbindet und Fäden der Gemeinschaft von London nach Madrid, von Paris nach Petersburg auswirft, und alles Daschwischenliegende mit einem idealen Goldnetz umspinnt.

Ich sann nach. Was ich hörte und sah, das Einverständniß der Gebildeten aus allen Völkern, die einst verhaßte Sprache als Vermittlerin zwischen ihnen; jener fast unsichtbare Zwischenverkehr, der in geheimnißvoller Bewegung dem Einflusse der Zeit folgt, und diesem Einfluß selbst wieder die Wage hält — wahrhaftig, woran der gewaltige Herrschergedanke Napoleons vergeblich arbeitete, Europa **einen** Sinn, **einen** Willen, **ein** Ziel zu geben, die allmählige Entwickelung der Geister, Muße wie Bedürfniß, und die magische Kette der Zahlen haben es vollbracht.

*

IV.

December 1829.

Wellborn zeigt einen unermüdlichen Eifer, mich au courant mit der Gegenwart zu setzen, die er als mir fremd geworden annimmt, oder anfühlt; er weiß das ohne Anmaßung geschickt zu machen. Es würde mir kaum auffallen, triebe er mich nicht so ruhelos umher. Alles soll ich gesehen, gehört, bemerkt, in seiner eigenthümlichen Bedeutung erkannt haben. Welch einen Werth legt er nur auf die Erweiterung meiner Erfahrungen? Er ist gewandt und intelligent, es ist wahr; allein er läßt mich in nichts zur Besinnung kommen. Ueberall legt er meinen Gedanken sein Urtheil unter; und dazu sieht er manchmal recht zweideutig aus. Er will etwas mit mir; was nur? Ich muß auf meiner Huth seyn.

Daß mir doch gleich bei der Rückkehr ins Leben Mißtrauen und Lieblosigkeit die Freuden des Wiedersehens trüben. Kann es nun der Mensch nicht eben so gut redlich meinen, und sein verschlagenes Blinzeln und scharfes Verziehen der Mundwinkel nicht eher ein Grimaciren der Muskeln als der Seele seyn?

Er ist mir doch sehr nützlich. Heute führte er mich in verschiedene Buchladen. „Sie sind an einem Orte," sagte er, „dessen lebendiger Verkehr mit andern Städten und Ländern gerade in diesem Zweige des Handels berühmt ist, Sie werden hier sogleich einen Ueberblick gewinnen." Er trat mit mir in ein besonders wohlausgestattetes Gewölbe. Sein Benehmen mit den Inhabern desselben war leicht, ja vertraut. Ich glaubte sogar verstohlene Blicke des Einverständnisses zu bemerken; doch kann ich mich geirrt haben. Ohne weiter hierauf zu achten, durchblätterte ich den neuesten Katalog. Wellborn suchte unter den ausgelegten Brochüren, von denen er mir eine und die andere hinschob. Hier wollte ich mich indeß nicht durch ihn bestimmen lassen. Ich behielt eigensinnig das Verzeichniß in Händen, und irrte noch mit den Augen darin umher, als die Thür geöffnet wurde und zwei zierliche junge Damen, überaus elegant in den modernsten Winterputz eingehüllt, ohne darin versteckt zu seyn, zu dem Kommis herantraten und nach neuen Sendungen aus England fragten. Auf die entschuldigende Antwort, daß jezt überall eine Stockung in der schönen Literatur eingetreten sey, die beliebtesten Verfasser sich ausgeschrieben haben, das Publikum auch auf ernstere Weise beschäftigt, nur politische Streitberichte oder höchstens Kritiken lese, sahen sich beide junge Personen niedergeschlagen an, ohne sogleich eine Partie zu nehmen. Der höfliche Kommis schlug ihnen zur Schadloshaltung ein Paar Uebersetzungen von eben noch nicht bekannt gewordenen französischen Schriftstellern vor, und nannte unter andern „Memoiren eines Kammerdieners."

Eine rasche Wendung Wellborns bei diesen Worten zog meine Augen unwillkührlich auf ihn hin. Er bemerkte dieß, trat auf mich zu und sagte: „Sie sehen, mein Herr, in diesem trübseligen Jahrhundert neigt sich die Muse auch zu Niedriggeborenen unter ihren Verehrern." — „Die Geburt," entgegnete ich frostig, „thut hierbei nichts, allein der Titel des Buchs verräth eben keine Inspiration der Muse." — „Sie haben Recht," versezte er lebhaft, „ein glücklich gefundener Titel, der den Inhalt in's Ungewisse hinausstellt, würde mehr Glück gemacht haben. Die Prosa des Lakaienbureaus stößt die feine Welt zurück." — „Es scheint doch nicht," sagte ein ältlicher Mann, der sich jezt zu uns gefunden hatte, „die beiden Dämchen dort beweisen den Bekenntnissen der Salon- oder Boudoirspione mehr Aufmerksamkeit, als sich hoffentlich mit ihrem sittsamen und gebildeten Aeußern verträgt." — „Ja," fiel ein junger Ladendiener ein, dieses „Genre, welche Gegenstände es auch umfaßt, hat jezt gewaltigen Cours. Man macht sich keine Idee davon, was in der Art alles gelesen wird." — „Schlimm genug," bemerkte der alte Herr, „doch bei weitem schlimmer, daß es geschrieben wird. Man sollte all das Zeug verbrennen, es täuscht nur durch einen Anstrich von Wahrheit, hinter welchem oft die ungeheuerste Mystifikation verborgen liegt. Unwillkührlich verwechselt man das Klatschen über seine Zeit mit der historischen Darstellung des Erlebten. Diese ist einfach, klar, unwillkührlich, jene auf Effekt berechnet, nimmt die kleinlichsten Regungen der Seele in Anspruch, opfert dem Kitzel, klüger zu gelten, als andere, jede zarte Rücksicht der Geselligkeit auf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Vier Jahre hatte der junge Morel sich seit jenem Augenblick, der sein ganzes Lebensglück zerstört hatte, in der Welt herumgetrieben und nirgends neue Hoffnung, nirgends Frieden und Vergessenheit erringen können. Wenn ein Mädchen ihn freundlich anblickte und sein Herz sich einem süßen Gefühl aufs Neue zu öffnen strebte, so schauten Josephinens Augen liebeglühend aus längst vergangener Zeit zu ihm herüber und verdrängten schnell jede aufkeimende Empfindung; war er in froher Gesellschaft und nahm sein jugendliches Gemüth einen augenblicklichen Antheil an munterer Unterhaltung, dann traten die Bilder jener Tage vor seine Seele, wo er an Josephinens Seite die nämlichen Freuden genossen hatte, und die Gegenwart verlor plötzlich allen Reiz für ihn. Betrat er eine der herrlichen Gegenden, an denen nicht nur die Schweiz, an welchen auch andere Länder reich

sind, überließ sich seine, für Naturschönheiten so empfängliche Seele dem Zauber, der in keiner Leidensstunde, selbst nicht in dem Taumel der Freude, seine Macht verliert, dann lag vor seinem innern Blicke sein schönes Heimathland mit seinen Bergen, seinen Thälern, seinen reichen Ortschaften und einsamen Hütten; er dachte sich zurück in die Mühle am Doubs, er hörte das Rauschen der empörten Wellen, das Schwirren der Räder, das Toben der Hämmer, es mahnte ihn an die Zeit, wo er Josephinen heimzuführen und in der abgelegenen Einsamkeit das Paradies seines Lebens zu finden gedachte, und die Grotte, wo er den Abschiedskuß ihrer Liebe, den Schwur ihrer Treue erhalten hatte, stand in verklärtem Lichte vor seinem trüben Sinn.

Nachdem er vier Jahre lang sein Heimweh und seinen Schmerz überall mit sich herum getragen hatte, wohin das Schicksal oder sein irrender Fuß ihn führte, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Vaters, der, den Zweck seiner schlechten Handlung nicht erreichend, ein freudenloses Leben geführt hatte und ohne vorhergehende Krankheit gestorben war. Die Mutter hatte er schon lange verloren, Geschwister niemals gehabt, und er konnte es nun unmöglich vermeiden, die Ufer des Doubs wieder zu betreten und dort seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Da er sich unfähig fühlte, in Josephinens Nähe zu leben, so entschloß er sich, alle seine Besitzungen so schnell als möglich loszuschlagen und sich dann an den Ufern der Loire anzukaufen, wo er sich zulezt aufgehalten hatte.

Wir enthalten uns, Pauls Gefühle zu schildern, als er zuerst wieder auf der nämlichen Stelle stand, auf welcher wir dem Leser Renaud und seine Gattin ausruhend gezeigt haben; als er in die Tiefe der Schlucht hinunter schaute und die dunkeln Schatten derselben ihn wie die Geister einer längst entschwundenen und lange beweinten Vergangenheit gemahnten. Wir finden ihn nach einigen Tagen, deren Erschütterungen beinahe seine physischen und moralischen Kräfte überstiegen, an dem Schreibpulte seines Vaters wieder, wo er, um den Verkauf der Mühle zu Stande zu bringen, alte Rechnungen suchen mußte. Indem er eines der untern Schubfächer öffnete, fiel ihm eine Höhlung in die Augen, welche dahinter angebracht war, und seine tastende Hand brachte bald ein Päckchen Papiere hervor, auf deren obersten sein Name von einer Hand geschrieben stand, deren Züge zu tief in sein Herz gegraben waren, um jemals vergessen zu werden. Beinahe athemlos vor gewaltiger Bewegung, mit hochklopfender Brust begann er zu lesen; ein Blatt nach dem andern wurde durchflogen, und mit zerrissener, aber dennoch von einer stillen Seligkeit erfüllten Seele überzeugte er sich von Josephinens Unschuld, von ihrer Liebe, von ihrem Unglück sowohl, als von der schwarzen Verrätherei, durch welche die schmerzlichste von allen Trennungen bewirkt worden war. Welcher Sturm von Jammer und Wonne erhob sich in seinem Innern, als er die lezten rührenden Worte des armen Mädchens, ihre Bitten um Hülfe las; wie ergrimmte er über die bösen Menschen, die seinem Vater beigestanden hatten, welcher wahren, kindlichen Frömmigkeit bedurfte er, um nicht auch das Andenken seines Vaters zu verwünschen, der Josephinen in die Hölle einer unglücklichen Ehe gestürzt und ihm selbst auf immer jede Hoffnung auf Lebensfreude verkümmert hatte.

Seit dem Tage seiner Ankunft hatte er schon so manches gehört, was ihn in seinem Urtheile über die Vergangenheit unsicher machte, und ihn sogar die schuldig geglaubte Josephine bedauern ließ. So wie alle Leute der Umgegend Zeugen der Liebe des jungen Paares gewesen waren, so hatte auch Jedermann an des Mädchens Verheirathung mit dem allgemein verhaßten Renaud Antheil genommen, und es gab viele, welche dachten, nur der Reichthum des Bewerbers habe die Wahl entschieden. Aber Josephinens tiefe Traurigkeit, ihre Wangen, deren Bläße und Eingefallenheit von den Leiden ihres Gemüthes zeugten, ihre thränenvollen Augen sprachen zu laut, als daß nicht die Tadler selbst bald anderes Sinnes hätten werden sollen. So unrichtig man früher geurtheilt hatte, so schnell stieg nun eine Ahnung der Wahrheit in einzelnen Personen auf, die dann ihre Vermuthungen als unbestreitbare Wirklichkeit rechts und links mittheilten, und es entstanden auf diese Weise allmählig Gerüchte, die nicht zum Vortheile Claudes gereichten, und von welchen auch Paul Einiges, von bedauerndem Achselzucken und theilnehmendem Händedrücken begleitet, vernommen hatte. Mehr noch, als mit der verdächtigen Heirathsgeschichte, beschäftigten sich die Bewohner von Beaufond mit dem, beinahe zur Gewißheit gewordenen Verdachte, daß Renaud einer der keckſten und durchtriebensten Schleichhändler in der ganzen Gegend sey, daß in seinem dunkeln Aufenthalte, au moulin de la mort, die Zusammenkünfte gehalten werden, und daß er sein ganzes Vermögen auf diese Art zusammengebracht habe. Freilich gilt der Schleichhandel an den Grenzen Frankreichs unter den industriösen Bewohnern des Jura um so weniger für ein wirkliches Verbrechen, da die ungeheuren Eingangsgebühren ohne diese Beihülfe jeden Handel zu Grunde richten müßten, und es befassen sich Menschen, die sonst ganz rechtlich sind, mit der Kontrebande, und wagen ihr Leben zehnmal in einer Nacht um eines Gewinnes willen, von dem der Handelsherr selbst den größten Vortheil zieht. Allein auch in diesem Falle gibt es Ausnahmen, und das zweideutige Geschäft des Schleichhandels sogar kann auf die verschiedenste Weise getrieben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

Die Familie Bonaparte. Roms Erstürmung im Jahre 1527.

Der Graf von St. Leu (Louis Bonaparte) hat in der hiesigen großherzoglichen Druckerei unter dem Titel: „Sac de Rome, écrit en 1527, par Jacques Bonaparte, temoin oculaire. Traduit de l'Italien par N. L. B.“ 91 S., eine schätzbare historische Monographie eines seiner Vorfahren über die bekannte Erstürmung und Plünderung Roms durch die kaiserlichen Schaaren unter dem Connetable von Bourbon herausgegeben, und in der Einleitung einige genealogische Notizen über die Familie Bonaparte mitgetheilt. Die erste Erwähnung der Bonaparte findet sich in Bonifazio's Geschichte von Treviso bei dem J. 1178, wo Giovanni Bonaparte als Gesandter der Trevisaner nach Padua geschickt wurde, um die Gesinnungen dieser Stadt zu erforschen. Dieser Giovanni war einer der ersten Ritter des spanischen Ordens San Jago (gestiftet 1170) und Gründer des Spitals dieses Ordens in seiner Vaterstadt. In einem Friedensschlusse zwischen den Städten Padua, Verona, Vicenza und Treviso i. J. 1208 kommt er als einer der Zeugen vor; sein Sohn Bonisperio wird 1219 unter den Edeln des Landes genannt. Der Ritter Nordillo Bonaparte war einer der Geiseln, welche Treviso 1258 Ezzelin v. Romano geben mußte. 1268 leistete derselbe in einer Zollangelegenheit Kaution für Konradin von Schwaben, und schloß 1271 als Syndikus von Treviso einen Handelsvertrag zwischen dieser Stadt und Venedig. Im folgenden Jahre war er Potesta von Parma. Er starb am 3. April 1290, nachdem er zu Treviso ein Spital gestiftet. Sein Bruder Pietro findet sich 1312 in einem Bunde der Edeln gegen die Tyrannen seiner Vaterstadt. 1313 war er als einer der quatuor viri sapientes Gesandter bei dem Gran Cane della Scala, Herrn v. Verona. 1318 war er Potesta zu Padua; im Jahre darauf Gesandter am Hofe Friedrichs von Oestreich. Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts scheint die Familie nach San Miniato del Tedesco in Toskana ausgewandert zu seyn, und ihre Namen kommen oft unter den Theilnehmern an der Gibellinischen Parthei dort, in Florenz und andern Städten vor. Aus späterer Zeit finden sich mehrere Gelehrte, u. a. Niccolo Bonaparte, welcher das Studium der Jurisprudenz auf der Universität Pisa einführte. Ein anderer desselben Namens war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts Clericus der päbstlichen Kammer, wie aus einer Grabschrift in der Kirche S. Francesco zu San Miniato hervorgeht. Giovanni Jacopo lebte zu Rom im Pallaste Orsini, und beschrieb daselbst als Augenzeuge die Plünderung von 1527. Endlich ließ sich Ludwig Maria Fortuna Bonaparte, von Sarzana, während des Krieges gegen die Genueser, 1612 zu Ajaccio auf Korsika nieder.

Die obengenannte Schilderung der Plünderung Roms ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts; sie ist mit Billigkeit und Mäßigung, ohne starken Partheigeist und in lebhafter Darstellung geschrieben, und deshalb immer bemerkenswerth, besonders da es uns noch an einer völlig begründeten Geschichtserzählung dieses traurigen Ereignisses fehlt, und das, was man in gleichzeitigen Memoiren, z. B. in Benvenuto Cellini's Autobiographie, darüber findet, zerstückelt und voll von Irrthümern ist. Letzterer schreibt sich bekanntlich u. a. das Verdienst zu, Bourbon getödtet zu haben, was wegen der Lokalität der Engelsburg beinahe unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

„Aber nicht allein die dramatische Literatur der Deutschen (heißt es in dem angeführten Aufsatze Scotts weiter) war bisher ihren Nachbarn unbekannt geblieben, ihre poetischen Erzählungen, ihre Balladen fingen jezt erst an, die Aufmerksamkeit der brittischen Literatoren zu erregen. In Edinburg, wo die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Deutschen und Niederschottischen die jungen Männer ermunterte, an dieser neuentdeckten Quelle der Literatur zu schöpfen, ward eine Gesellschaft von sechs oder sieben engverbundenen Freunden gebildet, welche sich vornahmen, sich mit der deutschen Sprache vertraut zu machen. Sie kamen sehr viel zusammen, und freuten sich immer auf die diesem neuen Studium gewidmeten Stunden. Vorzüglichen Spaß machte ihnen die Trägheit eines ihrer Genossen, des Verfassers, welcher, weil ihm die Erlernung grammatischer Regeln Langeweile machte, mittelst seiner Bekanntschaft mit den schottischen und angelsächsischen Mundarten die Kenntniß des Deutschen usurpiren wollte, und natürlicherweise oft Schnitzer machte, welche seine fleißigeren Kameraden bald bemerkten. Eine andere Quelle der Unterhaltung war die Verzweiflung des Lehrers, daß er seinen schottischen Zöglingen nicht so viel Gefühl beibringen konnte, als er für nothwendig hielt, um die Schönheiten der Schriftsteller aufzufassen, die er für gut fand, mit ihnen zuerst zu lesen. Wir wollten auf einmal in die Tiefen der deutschen Literatur dringen, wollten Goethe und Schiller lesen, und andere, die wir von Macenzie hatten loben hören. Dr. Willich dagegen wünschte ganz vernünftig, daß wir unsere Studien mit dem einfachern Styl Geßners beginnen möchten, und schrieb uns Abels Tod vor. Der pietistische Styl dieses Schriftstellers war aber nicht sehr geeignet, junge Leute von unsern Jahren und Neigungen anzuziehen. Unmöglich konnten wir mit der übertriebenen Empfindsamkeit Adams sympathisiren, so wenig als mit den Tiraden des lustigen Fauns, der seinen schönen Krug zerbricht und dann ein Lied darauf singt, welches ganz Staffordshire *) hätte rühren können. Mit einem Wort, wir erklärten, zum großen Jammer Dr. Willichs einstimmig, Abel sey ein unerträglicher Mensch, und gaben, in Betreff des männlichen Charakters, seinem Bruder Cain, ja selbst Lucifern den Vorzug. Wenn diese Späße uns nicht mehr zu unterhalten vermochten, so belustigten wir uns an den unaussprechlichen Tönen eines mitstudirenden Franzosen, welcher in der ökonomischen Absicht, zwei Sprachen zugleich zu lernen, sich das Deutsche, wovon er gar nichts verstand, mittelst des Englischen, das ihm beinahe eben so fremd war, anzueignen suchte. Am Ende erwarben sich die meisten von uns, unter vielem Gelächter und wenig Studium, mehr oder weniger Kenntniß von der deutschen Sprache, und wir wählten uns nun, einige in Kants Philosophie, andere in den lebendigeren Werken der deutschen Dramatiker, Muster, welche mehr unserm Geschmack zusagten, als „der Tod Abels.“ Ungefähr um diese Zeit machte der gebildete und gute Lord Woodhouselee, einer meiner Jugendfreunde, eine Uebersetzung von Schillers Räubern, welche, wie ich glaube, die erste war, die je erschienen ist; doch erschien bald nachher eine andere in London. Die Begeisterung, womit das Werk aufgenommen ward, steigerte sehr den Geschmack an deutschen Geisteswerken.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine Grafschaft, wo viel Irdengeschirr verfertigt wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Januar 1831.

Getröstet werd' ich seyn, wenn ich ihn sehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Gram erwarte,
Gerettet kommt und sich gerecht erzeigt.

Goethe.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Renauds Verwegenheit, seine planmäßigen Unternehmungen, die Geschichten von ermordeten Douaniers, deren Leichnarne in der Nähe der verrufenen Mühle gefunden worden waren, die Frechheit seiner Aeußerungen, selbst seine körperliche Beschaffenheit stempelten ihn zum Räuber, während man bei andern, die sich ebenfalls diesem Gewerbe gewidmet hatten, einfach sagte: „Es ist ein armer Mann, der große Mühe hat, seine Familie durchzubringen; möge Gott ihm seine schweren nächtlichen Gänge segnen!"

Das allgemeine Urtheil über Claude und über die Art, wie Josephine zu der Verbindung mit ihm gezwungen worden sey, hatte, wie gesagt, schon seit seiner Heimkehr Pauls Ohr erreicht; die Beschreibung von dem trostlosen Gemüthszustande der Geliebten, der auf Erden keine Freude mehr zu blühen scheine, von ihrer wankenden Gesundheit, die Vermuthung, daß sie selbst, durch den harten Mann genöthigt, Antheil an dem verhaßten Geschäft nehmen müsse, hatten sein Herz in eine unaussprechliche Bewegung gebracht; mehrere Besuche, die er bei dem alten Simon abgestattet hatte, ohne ihn jemals zu Hause treffen zu können, während dessen Frau erschrocken und verlegen schien, mußten einigen Verdacht bei ihm erregen, und man urtheile also von dem Eindruck, den die Bestätigung alles Geahneten, den die Ueberzeugung, daß Josephine noch um ihn weine und für ihn sterben werde, in Morels kräftigem Gemüthe hervorbringen mußte. Nach seinen Begriffen schienen ihm die Bande, welche das theure Wesen an den ungeliebten Gatten fesselten, heilig und unauflöslich, also blühte ihm von dieser Seite nicht die mindeste Hoffnung. Dessen ungeachtet war er früher nicht fester entschlossen gewesen, auf immer diese Gegend zu verlassen, als er es jetzt war, sein ganzes Daseyn, jeden seiner Augenblicke, alle seine Kräfte Josephinen zu widmen, ohne jemals einen andern Lohn zu verlangen, als das Bewußtseyn, für die Geliebte seines Herzens gelebt zu haben, und eine schöne Hoffnung, die nicht dieser Welt angehörte. Um aber ihr und sich selbst genug zu thun, um seinen Zweck ganz erfüllen zu können, mußte er sie noch einmal sprechen, mußte sie überzeugen, daß er schuldlos gewesen sey, und ihr deutlich machen, auf welche Weise er ihre beiderseitige Lage beurtheile. Seitdem er seine ganze Seele wieder auf's Neue mit ihr vereinigt fühlte, hatte er alles zu erforschen gesucht, was ihr häusliches Verhältniß und ihre Lebensweise betraf, und so hatte er auch erfahren, daß sie, so oft ihr Mann sich zu Beaufond aufhielt, in der Grotte einen Besuch abstatte. Diesen Anlaß ergriff er, und das nächste Mal, da die unglückliche, mit sich und dem Leben zerfallene Josephine wieder den steilen Bergpfad einschlug, wandelte er ungesehen, hinter Gebüschen versteckt, an ihrer Seite, und trat wenige Minuten nach ihr in den

kleinen, wohlbekannten Raum, den er nun fünf lange Jahre hindurch nicht mehr gesehen hatte.

Wie mächtig erschütterte der Anblick sein innerstes Seyn! Da saß sie, die gebeugte Dulderin, auf dem nämlichen Stein, auf welchem er an jenem Abschiedstage neben ihr gesessen hatte. Aber es war nicht mehr die jugendliche, von frischer Gesundheit übergossene Gestalt; sie hatte um mehr denn zehn Jahre gealtert, ihr Gesicht war blaß, ihre Haltung verrieth äußerste Entkräftung und Muthlosigkeit, und in ihre Wangen hatten die bitteren Thränen vieler Jahre tiefe Furchen gezogen. Ihr Haupt war vorwärts gesenkt, als wolle sie sich der Freistätte zuneigen, in welche sie sich so sehnlich wünschte, und ihre eine Hand liebkoste den treuen Hund, der vor ihr saß und sie unverwandten Blickes anschaute. Eine unwillkührliche Bewegung Pauls schreckte sie auf; langsam und scheu schlug sie das Auge auf, der einzige Theil ihres äußern Wesens, der unverändert schön geblieben war, und nun stand, wie eine Erinnerung aus glücklichen Zeiten, die geliebte Gestalt vor ihr, deren Bild so heilig und treu in ihrem Herzen lebte. Unfähig, einen Laut über ihre Lippen zu bringen, starrte sie die Erscheinung an, und nur ein leises Zittern, das den ganzen Körper konvulsivisch bewegte, zeigte die innere Erschütterung. Paul trat näher; ein Gefühl, wie er in seinem Leben keines empfunden, drückte ihn vor dem edeln und so innig geliebten Weibe auf die Knie, und seinen Kopf auf ihre abgemagerte Hand lehnend, ließ er seinem Schmerz und seinen Thränen freien Lauf. Lange konnte Josephine nicht sprechen; endlich hauchte sie mit der lezten Kraft ihres Wesens die Worte hervor: „Möge Gott Deiner nicht so vergessen, wie Du meiner vergessen hast!“ Dieser leise, zarte und doch so schmerzliche Vorwurf zog Paul schnell von der Betrachtung des theuren Gegenstandes, aus der innern Welt seiner Gedanken, zu dem Vorsatze zurück, der ihn hieher geführt hatte, und nachdem er die Geschichte der lezten vier Jahre in kurzer, oft unterbrochener Erzählung vorgetragen, überlieferte er Josephinen in der Sammlung seiner eigenen, mit den ihrigen aufgefundenen Briefe, die Beweise des heillosen Betruges, dem beide ihr Unglück zu verdanken hatten. Ach, es hätte nicht dieser überzeugenden Thatsache, es hätte ja nur seiner einfachen Versicherung, des Lautes seiner Stimme und seines Anblicks bedurft, um Josephinen den Glauben an den Geliebten zurück zu geben. Noch einmal, noch eine kurze Minute lang, kehrte die früher empfundene Seligkeit in ihre Herzen zurück, sie sanken einander in die Arme, und der Himmel einer reinen, treuen Liebe stieg in ihre Seelen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Der Mann schien von Gewicht, denn Niemand wagte ihm etwas zu erwidern. Wellborn war zurückgetreten, und der junge Diener schwieg mit gesenkten Augen. Indeß fuhr ein Wagen vor das Haus. Ein Jäger öffnete den Schlag. Eine Dame und ein Herr stiegen aus. Die erstere grüßte nachläßig, ohne sich viel umzusehen; dann forderte sie unverzüglich Klavierauszüge der neuesten Opern. Die Bewegung im Gewölbe bei ihrer Ankunft sagte, daß beide dort wohlangesehen waren. Mit nachläßiger Grazie hatte die hübsche, schnell mit sich einig gewordene Frau die Hefte eröffnet, hineingesehen und drei oder vier davon, mit dem kurzen Bedeuten: „ich behalte sie,“ ausgewählt, worauf sie sich anschickte, den Laden zu verlassen. Ihr Begleiter näherte sich ihr unter ein Paar leise geflüsterten Worten. Sie sah sich um. Ihr Auge fiel mit einiger Neugier auf mich. Sie mochte die Indiskretion fühlen, denn sie sagte, als gelte ihr Umblicken irgend einen im Sinne habenden Bücherkauf: „Weiter gibt es ja nun wohl hier nichts?“ Der Kommis benuzte die Frage, um schnell genauere Erkundigung über ihre etwaigen Wünsche einzuziehen. Sie lächelte ein wenig vornehm. Ihr Freund indeß griff nach einem ziemlich dicken Buche, und es in der Hand behaltend, sagte er: „eine Folge der Barrikaden, Tod Heinrich des Dritten. Ich durchfliege es wohl noch einmal.“ — „Wir sind doch wirklich recht genügsam und selbstvergessend,“ rief die Dame, ihn neckend, „daß wir uns nach glücklich gewonnenen Wegweisern wieder am Eingang des Irrgartens niedersetzen, nicht weiter wollen, sondern bei dem französischen Veit Weber, Spieß und Cramer Hütten bauen.“ „Nun,“ entgegnete jener, der die Wahl getroffen hatte, empfindlich, „wäre es denn ein Verbrechen, einmal wieder dahin zurückzusehen?“—„O mein Gott,“ rief sie lachend, „es waren ehrenwerthe Fuhrleute, die uns an allen möglichen Herbergen vorbei, durch Gassen und Hohlwege in wilde, gemeine Gesellschaft, sey es auf Fürstensitzen, Klöstern oder in Räuberhöhlen jagten, nirgends lange genug verweilten, um den Graus oder Eckel durch irgend eine Bedeutung des Gegenstandes zu mildern, und die müde gehezte Phantasie zulezt in Blut- und Mordscenen erstickten! Es mag gut seyn,“ fügte sie hinzu, „daß Frankreich die neue Schule vom ABC durchläuft, warum wir aber noch einmal lautiren müssen, da wir schon zu lesen anfingen, das weiß ich nicht; warum wir, wenn die Gattung ähnliche Mißgeburten, wie diese hier, erzeugt,“ sie wies auf ein brochirtes Büchelchen, das in großen Lettern den Titel Hernani führte, „warum wir sie noch länger beachten, ja, vermessen genug, sie eine

aber Shakespeares nennen; das klage ich Gott, suche aber vergebens nach dem Grunde solcher Verwirrung."

Der ältliche Herr, welcher zuvor den modernen Memoiren ein so hartes Urtheil gesprochen, nahte sich jezt lachend der eifernden Schönen. „Sie wollen," sagte er mit vertraulicher Galanterie, „überall nur das Vollkommene, wie es Ihnen natürlich ist, und erklärten sich immer als Gegnerin der modernen Literatur; allein" — „Literatur?" unterbrach sie ihn. „Nun, Sie sind sehr gütig, die Bilderbücher für alte Kinder eine Literatur zu nennen. Schildereien und Schilderungen, an einander gehängt, machen noch keine lebendige Schöpfung; nur was von Innen heraustreibt, hat Wachsthum, Blüthe und Reife. Gehen Sie mir mit dem Quodlibet von historischen Brocken; es wird keine Historie und kein Gedicht daraus! Aber guten Morgen," rief sie schon halb im Hinausgehen; „es ist kalt, mich friert hier in Ihrer neuen Literatur!" Sie schlüpfte aus der Thür in den Wagen. Ich sah ihr betrübt nach; ihr Gatte, wie ich nachher erfuhr, drückte dem alten Herrn, an welchen sich der herbe Ausfall richtete, lächelnd die Hand, indem er ihm, seiner begütigenden Miene nach, etwas Freundliches sagte.

Mich peinigte Alles, was ich hörte und sah. Unwillkührlich schrumpften meine Erwartungen zusammen; ich blickte verlegen auf die Bücher, welche ich bereits bezeichnet und zu deren Ankauf ich das Geld bereits gezählt hatte. Der Genuß, welchen ich mir davon versprach, hatte mindestens einen Beischmack bekommen. Ich traute mir schon im Voraus selbst nicht mehr. Die Leute waren alle so klug, so streng, ihrer Sache so gewiß. Die Bildung schien mir Riesenschritte gemacht zu haben.

„Wissen Sie, wer das war?" flüsterte hier Wellborn. Ich schüttelte den Kopf. „Die Tochter Ihres Bankiers," fügte er schnell hinzu, „die geistreiche Cornelia, des Konsuls aus . . . . gefeierte Gattin." — „So?" erwiederte ich, in Gedanken bereuend, das Haus ihres Vaters nicht früher besucht zu haben. — „Ja," fuhr Wellborn fort, „und der mächtige Mann dort —" — „Nun?" sagte ich. Er nannte mir einen unbekannten Namen, hinzusetzend: „das ist ein Genie, das sich gefällt, durch Widerspruch und Uebertreibung, in Lob wie Tadel, die Meinung der Klugen zu verwirren, anzuerkennen, wo die Kritik längst das Todesurtheil sprach, oder wegzuwerfen, wonach andere haschen; man weiß nicht immer, ob aus Laune, oder aus Absicht, mystifizirt er sich oder andere. Oft war er lange Zeit hindurch der Antipode des Vorherrschenden; senkte sich dieses dem Verfall allmählig entgegen, so hob er es plötzlich und zeigte mit scharfen Strichen, was man geliebt, ohne es zu kennen, was man verworfen, ohne es zu würdigen."

Wir verließen das Gewölbe. Es häuften sich unbequeme Gedanken in meinem Kopf. Um mich selbst los zu werden, sah ich nach außen hin. Die schönen Equipagen, die reich verhängten Fenster, an denen ich hinging, die aufgepuzten Läden, das Silbergeräth, die Goldarbeiten, dem Kauflustigen geschmackvoll zur Wahl gestellt, und vor Allem die mannigfachen Kupferstiche, auf denen so manches unbeschäftigte Auge mit Lust und Theilnahme ruht — alles dies zog mich unwillkührlich an. Wellborn verdarb es in dem Augenblick sehr mit mir, da er, die Bewunderung, die ich geäußert, auf fatale Weise wegwerfend, erwiederte: „Das blanke Zeug dort sey, außer der modernen Form, meist ganz werthlos. Man ziehe es vor, Hausgeräth von plattirter Arbeit, Arm- und Halsgeschmeide von vergoldeter Bronze zu machen, um jede Messe damit wechseln zu können." Ich glaube das nicht; der Mensch ist mir mit seinem Vornehmthun und Alles wissen wollen nachgerade unausstehlich. Mitten in meinem Unwillen, fiel mein Auge auf ein sehr hervortretendes Blatt unter den ausgehängten Kupferstichen: Les adieux de Fontainebleau! Mein Gott, wie doch das Leben so Alles ausgleicht! Ich erschrak erst, das Bild hier zu finden, aber nachher rührte es mich auch und versöhnte mich mit einer Zeit, in der ich nicht Alles, am wenigsten die Menschen begreife, daß sie so partheilos das Große an sich würdige. Jemand, der neben mir stand, sagte zu einem andern: „Ein excellenter Stich. Das Ding ist seine zehn Louisdor werth; ich bin im Stande und kaufe es mir; es gehört immer zu einer Sammlung." Gönnt einem denn Niemand eine warme Erhebung! Lag die Frage oder sonst etwas Fremdes auf meinem Gesicht? Ich bemerkte, daß Viele lachten und mich ansahen, als ich mich abwandte, meines Weges weiter zu gehen. Was fällt ihnen nur an mir auf?

(Die Fortsetzung folgt.)

Trinklied.

Ein graues Männchen zu mir kam,
Das war der alte, trübe Gram,
Der hielt mein Herz gefangen.
In einem Kerker muß es nun
Verstummt und eingemauert ruhn,
Wie hinter Eisenstangen.

Wer dringt mit schneller Zauberkraft,
In Danae's Gefangenschaft,
Und löst die schweren Ketten?
Du goldner Regen ström' herein!
Herein, du sonnenheller Wein!
Mußt aus der Haft mich retten.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

(Fortsetzung.)

Roms Erstürmung im Jahre 1527.

Lassen wir den Verfasser einige Scenen der Plünderung selber erzählen, um von seiner Darstellung eine Probe zu geben.

„Das Heer, an der Einnahme der Burg (die Engelsburg, wohin Clemens VII. sich mit vielen Prälaten ꝛc. geflüchtet hatte) verzweifelnd, theilte sich in mehrere Haufen, welche nach den verschiedenen Stadtvierteln zogen. Bei ihrem Durchzuge fanden sie die Familienväter und Mütter, auf den Schwellen der Palläste oder am Eingange der Häuser sitzend, trostlos über den Verlust ihrer im Kampfe getödteten Kinder, und voll banger Erwartung des Unheils, welches noch über der unglücklichen Stadt schwebte. Diese Elenden, mit ihren Trauerkleidern angethan, boten den Feinden ihre Häuser und all ihre Habe und ihr Gut an; sie schwammen in Thränen und baten mit flehender Stimme um das Leben. Die Herzen der rauhen Soldaten wurden davon nicht gerührt; als wenn der Ton der Trommeln und Pfeifen sie zum Blutbade angefeuert hätte, warfen sie sich, das Schwerdt in der Hand, auf die Hülfeflehenden und ermordeten Alles, was ihnen in die Hände kam, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts. Die Fremden wurden so wenig geschont, als die Römer, denn aus bloßer Mordlust schossen und hieben die Wüthenden auf die einen wie auf die andern. Durch den Tod ihres Anführers erbittert, schändeten sie sich mit Grausamkeiten, wie die Geschichte sie kaum kennt. Da sie Niemanden fanden, der ihnen Widerstand leistete, so waren sie bald völlig Herren der alten und edeln Stadt, welche mit Schätzen angefüllt war, wie das plünderungssüchtige Heer sie sich nur wünschen konnte. Die Spanier wurden zuerst des Blutbades müde, und fühlten einige Empfindungen der Menschlichkeit und des Mitleids gegen Menschen in sich aufleben, welche ihre Feinde, aber Christen waren. Sie hörten auf zu morden und machten Gefangene. Als die Deutschen (Georg Frundsbergs Landsknechte) bemerkten, daß die Spanier sich nicht mehr das, was man das Kriegsrecht nannte, zu Nutze machten, fingen sie an, Verrath zu argwohnen. Die spanischen Offiziere suchten ihnen begreiflich zu machen, daß die Stadt genommen und von denen, die sie hätten vertheidigen sollen, verlassen sey, daß man nichts mehr zu fürchten habe und, da die Bewohner ihre besten Schätze versteckt, man denen das Leben lassen müsse, die zur Entdeckung behülflich seyn könnten. Die Deutschen ergaben sich diesen Gründen. Ihrerseits nahmen sie nun alle Vorbeigehenden oder solche, welche sie auf ihren Hausschwellen fanden, gefangen und zwangen sie, ihnen ihre Zimmer zu öffnen, woraus sie sodann alles von Werth wegschleppten. Damit aber begnügten sie sich nicht: die Frauen erlitten die gräßlichsten Mißhandlungen. Niemand wagte dabei auch nur seine Stimme zu erheben; es war verboten, über Leiden zu weinen, welche Felsenherzen erweicht und Verdammte gerührt hätten. Diese Barbaren nahmen weder auf hohen Rang, noch auf die Bitten der Schönheit, noch auf die Thränen der Mütter Rücksicht; ihre Herzen waren jedem menschlichen Gefühle verschlossen. Man sah die Mädchen sich in die Arme ihrer unglücklichen Mutter stürzen, und diese mit fliegendem Haar die Soldaten beim Barte, bei den Haaren ergreifen, um sie zurückzuhalten: vergebens! Alle Bitten, aller Widerstand reizten ihre Wuth nur noch mehr. Die gefesselten Väter und Gatten, von Schrecken gelähmt, hatten keine Thränen, keine Stimme zum Klagen mehr. Sie starrten vor sich hin, leblos wie Bildsäulen; einige Mütter, unfähig, den Anblick länger auszuhalten, kratzten sich die Augen mit den Nägeln aus; andere eilten in die unterirdischen Gewölbe, wo sie bald den tröstenden Tod fanden. Mitten im allgemeinen Entsetzen bemerkte man doch einige Züge römischer Festigkeit. Mehrere Väter, den Dolch in der Hand, zogen es vor, ihre Töchter selber zu opfern, als sie in die Hände der Barbaren fallen zu lassen.“ Doch genug von diesem Schaudergemälde, welches etwas über ein Jahrhundert später im Herzen Deutschlands, in der Zerstörung Magdeburgs, sich gräßlich wiederholte.

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

Der Verf. erzählt nun weiter, wie M. G. Lewis den ersten Versuch machte, den deutschen Geschmack in englische poetische Werke einzuführen. Lewis, ein Jüngling von vornehmer Geburt, welcher seine Erziehung im Auslande vollendet hatte und dort mit allem deutschen Geisterspuk vertraut geworden war, schrieb in seinem 20sten Jahre „den Mönch.“ Das Werk brachte trotz seinen Fehlern dem jungen Schriftsteller großen Ruf, der aber allmählig durch die kräftigen Angriffe der Gegner der deutschen Schule sehr geschmälert ward. Besonders heftig rügte man einige, das Zartgefühl beleidigende Stellen, und selbst die Ausmerzung derselben in der nächsten Auflage und die öffentliche Apologie des Verfassers vermochten nicht die Kritiker zu entwaffnen. Der Einfluß jedoch, den ihm die Neuheit seiner Prosa sowohl, als des Styls und des Versmaßes seiner Lieder und Balladen erworben haben, hat sich sogar jezt noch nicht verloren, obgleich seine Werke im Allgemeinen ziemlich vergessen sind. Lewis kam öfter nach Schottland, und die Bekanntschaft mit ihm erweckte in Walter Scott, welcher seit zehn Jahren alle Versuche, Verse zu machen, aufgegeben hatte, da ihm alle Unternehmungen der Art als junger Mensch fehlgeschlagen waren, den Gedanken, die Bahn zu betreten, auf welcher er so viel Aufsehen erregt hat. Die unmittelbare Veranlassung dazu aber war Bürgers **Leonore**, die jezt erst in Großbritannien bekannt wurde, nachdem das Gedicht bereits zwanzig Jahre lang in Deutschland bewundert worden war. Doch hören wir Scott selbst. „Im Sommer 1793 oder 94 besuchte die berühmte Lätitia Aikin, besser bekannt als Mrs. Barbauld, Edinburg und wurde von der damaligen literarischen Welt mit der Gastfreiheit aufgenommen, welche ihren Talenten und ihrem Verdienst gebührte. Unter andern wurde sie vom verewigten, trefflichen Professor Dugald Stewart und dessen Gattin herzlich aufgenommen. In einer Abendgesellschaft dieser Familie las Miß Aikin eine Uebersetzung von Leonore aus der Feder W. Taylors von Norwich vor. Das Gedicht machte um so mehr Eindruck, da Taylor kühn in die Fußstapfen des Deutschen getreten war und den Geisterritt in einer Sprache wiedergab, welche der des Originals vollkommen ähnlich war.“ W. Scott war um diese Zeit nicht in Edinburg; aber bei seiner Rückkehr rühmte man ihm jene von Lätitia Aikin gelesene Ballade, wovon man sich doch nur einiger Zeilen erinnerte, so sehr, daß er ein unwiderstehliches Verlangen bekam, das Original zu sehen. Dies war jedoch nicht sehr leicht, denn in London bekam man damals selten deutsche Bücher zu kaufen, in Edinburg nie. Endlich wurden ihm Bürgers Werke von Hamburg aus verschafft. Er fand beim Lesen des Originals seine Erwartung übertroffen, und das Buch war erst ein Paar Stunden in seinem Besitze, als er schon einem Freunde eine sehr lebhafte Schilderung davon entwarf und, wie er sagt, **unbesonnen** genug war, eine Uebersetzung davon in englischen Balladenversen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Januar 1831.

So lieblich angelockt, so schwer bestraft!
Ein reines, wahres Glück verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht schiebt ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Goethe.

Briefe eines Auferstandenen.

V.

December 1829.

Ich habe die ganze Nacht und heute den Tag über gelesen. Es ist doch viel Schönes in den Büchern, die Cornelia auf unbegreifliche Weise verwirft; ich muß ihr das sagen, heute noch, gleich. Ich gehe endlich, dem ehrlichen Bankier meine Aufwartung zu machen.

— — — — — — — — — — —

Ich habe es ihr gesagt. Aber mein Gott, was antwortete sie mir! „So? nun, das ist ja schön, daß es Sie unterhält. Was hat Sie denn so besonders entzückt?" Ich nannte ihr die Werke. Sie lächelte. „Elektrisirt," sagte sie, „mögen sie Sie haben, beseelt? daran zweifle ich." Ich stuzte. „Wo Leben ist," erwiederte ich darauf, „da ist auch Seele." — „O Gott bewahre!" rief sie aus, und sich spöttisch in den mit Menschen gefüllten Zimmern umsehend, sezte sie hinzu: „hier ist es recht lebendig, aber Seele, Seele, was man in tiefster Bedeutung so nennt, davon spüre ich eben nichts." Mich empörte ihr stolzer Blick bei den Worten. Was ist aus der Welt geworden, dachte ich, wo keiner in dem andern das voraussezt, was er sucht, was er zu leisten sich bewußt ist!

Die schöne Frau rückte ihren Sessel ein wenig zurück aus dem Kreise, in welchem sie saß, und den Kopf zu mir gewendet, flüsterte sie: „Es thut mir leid um Sie. Geben Sie es auf, sich in der Gegenwart zurecht zu finden. Der Zugwind blies Ihnen Ihr Grubenlicht aus; an welcher Flamme denken Sie es wieder anzuzünden?" Mich frappirte die Metapher. Wußte Sie mehr von mir? Niemand kannte hier meine Geschichte. Noch mehr überraschte es mich, als sie fortfuhr: „Wer Begeisterung und Liebe, wer die Gluth einer einzigen, alles beherrschenden Empfindung kannte, und sich von ihr leiten ließ, der muß in dem luxuriösen Kunstkabinet unserer Zeit irre werden."

Ich heftete den Blick zur Erde, während sie sprach. Die Worte erschütterten mich, sie wiesen auf ein untergegangenes Daseyn zurück; allein wie ich das Auge wieder aufschlug, las ich in dem ihrigen mehr Erbitterung als Schmerz. „Welche Natter," fragte ich, vielleicht im Tone des Vorwurfs, „kann sich unter den Rosen Ihres Geschickes verbergen, daß Sie die reiche Blüthe stört, statt Sie zu ergötzen?" — „Ergötzen!" wiederholte sie; „Sie fanden das Wort. Ergötzen will und kann man sich freilich leichter, als je in unsern Tagen; aber erfüllen, genügen wird das Allerlei Niemanden; doch lassen Sie's gut seyn," sezte sie im Tone des Ueberdrusses hinzu; „Sie müssen es auch selbst erfahren, und es wird Ihnen nicht geschenkt werden. Sie am wenigsten können es vergessen, was der Ver —" Sie ward hier unterbrochen. Es war die Rede von einer Schlittenfahrt, man fragte sie, ob sie von der Parthie seyn wolle; sie willigte sogleich in den Vorschlag. „Sehen Sie," sagte sie, zu mir zurückge-

wandt, „da ist Charakter drin: Schellengeläut und spurloses Gleiten über die kalte Fläche."

Der ältliche Herr aus dem Buchladen ersparte mir die Fortsetzung des peinlichen Gesprächs. Er kam mit ruhigem und angenehmen Lächeln auf uns zu, seine klare Stirn zeigte nichts von den zweideutigen Schatten und Lichtern, die mich unsicher über ihn machten. „Wie ist es?" fragte er, Cornelia die Hand reichend; „sind wir noch immer im Kriege mit einander? verzeihen Sie es mir nicht, anderer Meinung als der Ihrigen gewesen zu seyn?" — „Sie wollen mich herausfordern," erwiederte sie, ihre Hand zurückziehend; „wir kennen einander, Sie sind nicht umsonst so gemüthlich und mild, Sie merken mir's an, daß etwas mein Blut bewegt, zu Ihrer Lust möchten Sie's aufbrausen sehen. Sie verwirren vollends Alles, ob aus Muthwillen oder Gleichgültigkeit gegen Ihre Zeit, ich mag es gar nicht einmal wissen." Sie stand hier auf und ließ mich dem launigen Alten gegenüber, der mit vielem Humor sagte: „die schöne Frau ist seekrank, wie so viele gute Menschen jezt, welche die schaukelnde Bewegung der Zeit nicht ertragen können. Kommt einmal ein tüchtiger Sturm, dann stemmen sich wohl alle gegen die Gefahr." — „Steht er so fest," dachte ich, „und sieht er ruhig zu, wie andere sich quälen?" Cornelia hatte in meinen Augen gelesen. „Dem da," flüsterte sie, an mir vorübergehend, mit einem Seitenblick auf meinen Nachbar, „dem da genügt es, zu sehen, welche Richtung das Leben nimmt. Wer lebt und wie, das geht ihn nichts an." Der Alte lächelte. „Sie werden finden," nahm er nach einer Pause das Wort, „es ist überall Verstand bei uns zu spüren. Nur zerrt er sich ein wenig dünn auseinander, die Fäden werden trocken, man mag keinen tüchtigen Knoten daraus schürzen, der die subtilen, zuweilen etwas magern Begriffe zusammenhielte. Das Oel des Geistes muß uns einmal wieder wie Manna vom Himmel regnen." Ich stand wie auf Kohlen: einer gegen den andern, jeder mit sich selbst zufrieden. O dumpfe, dunkle Bergeskammer am Argun! Ich hatte einen Freund, ein Auge, das mit mir weinte, ein Herz, das mit mir hoffte.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Schrecklich ist das Erwachen aus solcher Wonne, wenn der Schmerz des neuen, unvermeidlichen Scheidens sich auf die beklemmte Brust legt. Dieß fühlten auch unsere Liebenden, als sie aus dem süßen Taumel in die herbe Nothwendigkeit zurücktraten; das empfand besonders Josephine, deren Fesseln so schwer drückten, deren Herz sich zwar in der Ueberzeugung von Pauls treuer Liebe einen Augenblick hindurch der Freude geöffnet hatte, aber von dem Bewußtseyn ihrer Lage und der langen Gewohnheit des Leidens schnell wieder niedergedrückt worden war. Der junge Mann, frei und ungebunden, Herr seiner Handlungen, nicht gezwungen, seine Gefühle in sich selbst zu verschließen, und von dem Entschlusse schon erhoben und beseligt, nur für das Andenken seiner Liebe und die Ruhe des theuren Weibes leben und wachen zu wollen, ein Entschluß, der oft so großen Werth hat, als das Glück selbst, litt weit weniger und konnte sich, ungeachtet seines heftigeren und leidenschaftlicheren Charakters mit mehr Kraft in die nothgedrungene Entbehrung fügen. Der Vortheil ist in solchen Fällen, wie in vielen andern, meistens auf der Seite des Mannes, der seinen Schmerz in reger Thätigkeit ausarbeiten kann, während das Weib in untergeordneter Stellung sich verhalten muß. Nur zu richtig hatten die Nachbarn und Freunde gesehen, nur zu deutlich hatte Josephinens leidende Miene gesprochen. Sie trug nicht nur das herbe Schicksal, mit einem Mann verbunden zu seyn, den sie nicht liebte, während ihr Herz einem andern angehörte, sondern sie erlag auch noch unter täglicher Mißhandlung, unter Zumuthungen und Geschäften, welchen ihr Sinn widerstrebte, und unter dem Bewußtseyn, daß der Mensch, dem sie angehörte, zu dem Auswurf seines Geschlechtes gerechnet werden müsse. Die Leidenschaft für sein unglückliches Weib, die im Grunde nur aus ihrem Widerstande sich so mächtig entwickelt hatte, war mit dem ungestörten Besitze verschwunden, und ihr Trübsinn, ihre Freudlosigkeit, ihr kränkliches Wesen hatten dem wilden Gemüthe bald eine Art von Verachtung für sie eingeflößt, die sich durch die geringschätzigste Behandlung und durch täglich wiederkehrende Unbilden erwies. Was indessen von seiner Persönlichkeit ausging, berührte Josephinen bei weitem nicht so schmerzlich, als die Unternehmungen, an welchen auch sie Theil nehmen mußte, und die sie so unaussprechlich verabscheute, daß sie oft im Begriffe war, bei den nächtlichen Ueberfahrten sich in den Wellen des Flusses zu begraben. Nicht nur gehörte Renaud wirklich zu der Klasse der Schmuggler, sondern er war auch in seiner Kunst so ausgelernt, als man es nur dann werden kann, wenn man bei ausgezeichnetem Muth und großer Körperstärke ein verdorbenes Herz und einen von Lastern erfüllten Geist besizt. Kein Verbrechen war ihm zu groß, wenn es sich darum handelte, seine Waare sicher in das jenseitige Land einzuschwärzen, und er nahm nicht nur zu erlaubter List, sondern in vorkommenden Fällen sogar zu Gewalt und hinterlistiger Tücke seine Zuflucht. Die Mühle des Todes und ihre grauenvollen Umgebungen bargen die Zusammenkünfte Claudes mit einigen Verbündeten, die ihn insgesammt als ihren Meister erkannten, und unter seiner Lei-

tung geschahen oft Dinge, die nur der Zufall zur Kenntniß derjenigen bringen konnte, die darüber zu richten befugt waren. Schon seit langer Zeit war Claude Renaud als einer der berüchtigtsten Schleichhändler und zugleich als ein muthmaßlicher Mörder der Douane und dem nächsten Polizeibeamten zur besondern Aufsicht empfohlen worden, und er konnte selten mehr über den Doubs schiffen, ohne die Douaniers auf den Fersen zu haben. Allein es war, als ob die Gefahren, die ihn umschwebten, seine Verwegenheit und seine Lust an dem gefährlichen Handwerk nur noch steigerten; wenigstens hatte er sich noch nie so häufig, und in den aller verschiedensten Verkleidungen über die Grenze gewagt, wie seit einiger Zeit. Dabei mußte dann die arme Josephine auch mehr als je Dienst thun, denn ihr unschuldiges, zartes Ansehen, ja der Ausdruck von Leiden, der über ihre ganze Gestalt gegossen war, geboten beinahe jedem Verdacht Stillschweigen, hinderten mindestens jede drohende Nachfrage, und in ihrer Gesellschaft ging Claude weit sicherer, als wenn er sich unter seinen Helfershelfern befand. So war denn das beklagenswerthe Weib dazu verurtheilt, mit der strengsten Rechtlichkeit im Herzen, alles verabscheuend, was den Schein irgend eines Verbrechens trug, der Deckmantel und die Gehülfin eines Mannes zu seyn, den sie nie geliebt hatte, gegen den sie aber jezt die größte Abneigung empfand. Sie mußte sich entweder in ihrem schauerlichen Aufenthalt, oder auf unwegsamen Pfaden bei finsterer Nacht Schrecken und Gefahren, blosstellen, welche hingereicht hätten, ein weniger zartes Wesen zu zerstören, und ihre einzige Hoffnung war und blieb der Tod, welcher endlich die Bande lösen mußte, die sie noch an dieses arme Leben knüpften.

Die genaue Kenntniß ihrer Lage und der Stimmung, welche nothwendig aus ihr hervorging, ihre einfachen, so rührenden Klagen hatten Morels Fassung erschüttert, beinahe zerstört; aber die Ueberzeugung von ihrer gänzlichen Hülflosigkeit, das Bewußtseyn, daß er das einzige Geschöpf auf Erden sey, an dem ihr zerrissenes, ihr zum Tode verwundetes Herz hing, legte ihm um so bestimmter die heilige Pflicht auf, für sie zu leben, sie, wenn auch nur aus der Ferne, zu lieben und sein eigenes Daseyn zu erhalten, damit er in jeder Gefahr schützend und tröstend an ihre Seite treten könne. Paul und Josephine waren im Grunde schlichte Menschen; sie konnten nach ihrem Stande und dem Gang ihrer Bildung nicht anders seyn. Aber die langen Leiden einer unglücklichen Liebe hatten ihr Gefühl verstärkt und verfeinert; ihre Seele hatte eine Begeisterung, ihre Gedanken hatten einen Schwung und eine Ausdehnung gewonnen, die man sonst das Vorrecht der höhern Klasse nennt. Kein jugendlicher Liebhaber, dessen Geist hoch gebildet und mit Kenntnissen aller Art bereichert gewesen wäre, kein Mann, der durch Geburt und Erziehung zu jenem feinen Zartgefühl berechtigt gewesen wäre, das man in niederem Stande nicht zu suchen, das man, wenn es gefunden wird, kaum zu erkennen pflegt, hätte seiner Geliebten mit so inniger Empfindung alle Regungen seines Gemüthes, alle schönen Hoffnungen seines Lebens entwickeln und sie mit den erhabenen Ansichten einer Liebe, deren Ursprung wahrlich göttlicher Natur war, tröstend bekannt machen können, wie jezt Paul es that. „Wir lieben uns, Josephine,“ rief er, „wir lieben uns so innig und ausschließlich, wie vielleicht in Jahrhunderten kein Mann und kein Weib sich liebten. Wir gehören einander nicht nur für dieses kurze Erdenleben, nein für die Ewigkeit, in deren unendlichem Raume unsere Seelen sich mit immer reinerem Gefühl umfangen werden. Mag immerhin dieses irdische Daseyn, mögen immerhin Verhältnisse, von Menschen geknüpft, scheidend zwischen uns treten, sie entfernen mich nicht von Dir. Zwar werde ich nun nicht mehr mit Dir sprechen, denn wir wollen ehren, was wir nicht vernichten können, ohne unser Bewußtseyn zu verletzen; aber überall, wo Du bist, soll künftig meine Liebe Dich umschweben. Nicht mehr einsam oder in der Gesellschaft Deines Tyrannen allein wirst Du Deine nächtlichen Wanderungen machen, ungesehen, aber wie Dein Schatten folge ich Dir, und wenn Gefahr Dir droht, bin ich in Deiner Nähe. Wohin Dein liebes Auge blicken mag, es findet mich überall, auf dem Berg und im Thal, an den Ufern des Flusses und im Gebüsche. Wenn in schaurigen Winternächten die Eis- und Schneemassen dem furchtsamen Wanderer entgegenstarren und das Rauschen der tobenden Wellen einzig nur die leblose Stille unterbricht, dann schimmert mir das Licht aus der Mühle des Todes wie die Flamme eines schönern Daseyns, denn ich fühle in seinem Glanze die Gegenwart der treu Geliebten. Wenn die Frühlingslüfte milde wehen, wenn das Gesträuch sich mit zartem Grün bekleidet, wenn tausend Stimmen in der Natur erwachen, dann athmet überall unsere Liebe, und wir fühlen ihre Allmacht, ihren Zauber, ihre Unvergänglichkeit bei allem, was unsere Seele entzückt. Meine Josephine, jede Welle, die bei Dir vorüberfließt, bringt Dir meine Grüße, jedes Rauschen der Blätter flüstert Dir meine Liebesworte zu; in den mannigfaltigen Tönen der schaffenden und waltenden Liebe erkennst Du meine Stimme, und unsere Gedanken, unsere Gefühle begegnen und vereinen sich in jeder Minute unsers Daseyns. Blicke hinauf, Josephine, blicke hinauf in jene blaue Wölbung, in welcher die Allmacht Gottes Millionen Welten in ewig geregeltem Gange erhält. Dort werden wir uns wiederfinden, wenn wir hier in treuer Liebe ausgehalten haben, bis das arme Herz endlich stille steht. Dort, Geliebte, dort harrt Wonne, Licht und Leben auf die Wesen, die einander angehören, wenn sie

mit treuer Liebe in dem dunkeln Thale des Todes ausgedauert haben. Darum laß uns dulden und muthig bleiben, wenn auch das Eine von uns dem Andern vorangehen sollte in jene Regionen des Friedens. Wenn schon das Grab sich über der theuren Hülle schließt, die Liebe geht doch nicht unter, sie bleibt ewig, sie blüht empor in ihrem heimischen Boden, und der Gott der Barmherzigkeit scheidet jenseits dieser Erdenbahn die Seelen nicht mehr, die hier in hartem Trennungsschmerz ihre Prüfung bestanden haben. Meine Josephine, laß uns nach oben schauen, wenn hienieden das Herz uns brechen will!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

(Beschluß.)

Maffei's Giovanna d'Arco.

Die deutsche Literatur wird gegenwärtig namentlich von Mailand aus in Italien verbreitet. Unter andern sind von Johannes Müllers allgemeiner Geschichte, Zschokke's Schweizergeschichte, Blumenbachs Naturgeschichte u. s. w. kürzlich Uebersetzungen vollendet worden. Auch unsere schöne Literatur beginnt etwas bekannter zu werden. Der Cavaliere Maffei, welcher bereits früher die Braut von Messina und Maria Stuart übertragen, hat so eben auch eine Uebersetzung der Jungfrau von Orleans geliefert. Die Biblioteca italiana (Nr. 178, Oktober, 1830) spricht sich bei dieser Gelegenheit folgendermaßen über das Werk aus: „Es wird Wenige geben, die beim Lesen dieses Trauerspiels im Stande seyn werden, die Ruhe zu bewahren, welche nothwendig ist, um Werke des Geistes einer ernsten Kritik zu unterwerfen, und es würde uns beinahe leid thun, wenn wir uns selber dessen rühmen könnten; denn der Dichter führt uns hier einen Weg, der an den erhabensten Schönheiten reich ist. Wer aber, am Ende dieser magischen Reise gelangt, sich umwenden wollte, um aufzuzählen, wo sein Führer hie und da kleine Abweichungen vom Wege sich erlaubt hat, den würde Jeder mit Recht fragen: wo er sein Herz begraben gehabt habe? — — Wir sind, im Durchschnitte genommen, weit davon entfernt, die Verletzung geschichtlicher Wahrheit gutzuheißen, zweifeln indessen, daß das Sujet der Johanne d'Arc, in der genauen historischen Darstellung auf die Bühne gebracht, einen größern Effekt hätte hervorbringen können, als die Umwandlung, welche die Phantasie des Dichters damit vorgenommen hat. Wie dem auch seyn möge, so ist kein Zweifel vorhanden, daß dieses Trauerspiel, an sich selbst betrachtet, eines der erhabensten Erzeugnisse der neuern Literatur sey. Wir wollen damit nicht auf die unendlichen poetischen Schönheiten hinweisen, welche jede Scene füllen, sondern auf die Charaktere, auf die Kunst, mit welcher die Traditionen in die Dichtung verflochten und zum Zwecke des Verfassers benuzt worden sind, und auf die wahrhaft große Meisterschaft, womit er die Jungfrau gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend erhalten hat, so daß, obgleich ihre göttliche Sendung durch Wunder verkündet wird, diese sie doch nicht bis zu dem Punkte erheben, daß das Herz des Lesers oder Zuschauers sie über das Unglück erhaben glaubt und meint, nicht ängstlich für sie pochen zu dürfen." Die Uebersetzung ist sinn- und meist worttreu, poetisch, fließend und schön, übertrifft in allem diesem Maffei's frühere Arbeiten derselben Gattung, und ist gewiß eine der vorzüglichsten, welche bis jezt von Schillerschen Dramen in irgend einer Sprache erschienen sind. Ein Paar Strophen aus dem Monologe Johanna's im vierten Akt mögen als Probe dienen: „Ach, ich sah den Himmel offen ꝛc."

Vidi aperto il paradiso
De' beati io vidi il riso,
Ma non vive fra 'celesti
La speranza del mio core.
Ah perchè dar mi volesti
Questo incarco di terrore?
O mel togli, o il cor m'indura;
Molle troppo il fè natura.

Vuoi mostrar quanto tu puoi?
Scegli i puri Angeli tui,
Manda in terra i fortunati
Che corona in ciel ti fanno,
Che divini, immaculati
Nè sentir, nè pianger sanno;
Non la tenera donzella,
Non la mite pastorella.

London, Januar.

(Beschluß.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

Der Versuch gelang Scott über alle Erwartung und ermuthigte ihn zu andern. Er übersezte den wilden Jäger mit etwas mehr Freiheit, als er sich bei Leonoren genommen, nebst ein Paar andern Gedichten von Bürger, und fühlte seine Eitelkeit vom Lobe seiner Freunde so gekitzelt, daß er sich bewogen fühlte, die beiden ersten Gedichte in einem dünnen Quartbändchen herauszugeben. Davon verschenkte er aber die meisten Exemplare, und da noch dazu um jene Zeit sechs bis sieben andere Uebersetzungen von Leonoren erschienen, worunter die schon genannte von Taylor, die von Spenser und eine vom Hofdichter Pye, so blieben diese ersten Arbeiten unsers Dichters so gänzlich unbemerkt, daß selbst die, welche sich seitdem die größte Mühe gegeben, seine Werke aufzuzählen, solche ganz übersehen haben. Der Verfasser hat sie indessen in dem Bande seiner Gedichte, woraus diese Notizen genommen sind, wieder abdrucken lassen, und sie machen für „ein erstes Vergehen" selbst ihm keine Schande.

Die kalte Aufnahme, welche die Uebersetzungen beim Publikum gefunden, schreckte Scott glücklicherweise nicht von der literarischen Laufbahn ab; seine Freunde bewunderten ihn, und er selbst fand Geschmack an den Arbeiten, zu denen er so zufällig gerathen war. „Ich trieb," schreibt er, „die Sprache mit Eifer fort, und obgleich bei weitem kein genauer Kenner, wurde ich doch ein kühner und unternehmender Leser, ja selbst Uebersetzer verschiedener dramatischen Werke in jener Sprache. Doch blieben die Balladen, worin ich einen so kühnen Versuch gemacht, mein Lieblingsstudium. Was mir noch größere Freude machte, war die Entdeckung, daß das Alt-Englische, und besonders das Schottische, sehr mit dem Deutschen verwandt ist, und zwar nicht nur im Klang, sondern auch in den Wendungen der Säze, so daß sich deutsche Verse oft mit wenig Abänderung Zeile für Zeile altenglisch geben lassen und umgekehrt." Als Beweis hievon führt er zwei Strophen von Herders Uebersetzung des altschottischen Liedes an: „Der König sizt in Dumfermlinge Schloß" u. s. w. Nach langem Uebersetzen wagte er es endlich, was er so sehr bewunderte, nachzuahmen, und sein erstes Produkt war die Ballade Glenfinlas, welcher bald der Abend vor Johannis folgte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Januar 1831.

God dam! moi j'aime les Anglais:
Ils ont un si bon caractère!
Comme ils sont polis, et surtout
Que leurs plaisirs son de bon goût!

Béranger.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Die in München erschienenen Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828. 29. haben, sowohl wegen ihres poetischen, politischen und gesellschaftlichen Inhalts, als wegen ihrer leichten und anmuthigen Form, ein so allgemein und rasch sich verbreitendes Interesse erregt, daß wir hoffen dürfen, den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen hier aus dem vielleicht nächstens erscheinenden dritten Theil jener Briefsammlung einige Bruchstücke mittheilen. Wie wir dazu gekommen sind, ist uns zu sagen nicht gewährt, wohl aber haben wir für die Aechtheit dieser Fragmente zu bürgen.

D. R.

Aus dem achten Briefe.

London, 12ten Dec. 1826.

Liebste Freundin!

Es ist nicht uninteressant, den hiesigen Auktionen beizuwohnen, zuvörderst wegen der Menge höchst seltener und kostbarer Dinge, die bei einem so regen Leben und ewigem Sinken und Fallen der Fortünen hier täglich vorkommen, und oft sehr billig erstanden werden, dann aber auch wegen der, schon in einem andern Briefe erwähnten, Genialität der Auktionatoren, die ihre Reden mit mehr Witz gratis verbrämen, als sie bei uns für schweres Geld zu geben Lust haben würden.

Diesen Morgen sah ich auf diese Art das indische Kabinet eines bankerot gewordenen Nabobs verkaufen, welches bewunderungswürdige Kunstwerke enthielt. Der Besitzer dieser Schätze, sagte der Redner, hat sich viel Mühe um nichts gegeben; nichts mehr für ihn, heißt das, aber noch viel für Sie, meine Herrn. Er hatte ohne Zweifel einst mehr Geld als Verstand, jetzt eben so gewiß mehr Verstand als Geld. Modesty and merit, bemerkte er später, gehen nur in sofern mit einander, als sie beide mit einem M anfangen, und in solchem Tone und mit Wortspielen fuhr er lange fort. Was macht die Armen leben, schloß er zuletzt, gibt ihnen Gesundheit, Nahrung und Comfort? Großmuth thut es wenig, Eitelkeit fast allein — nämlich nicht die der Armen, arme Teufel! sondern die der Reichen. Deploviren Sie also diese lobenswerthe Eitelkeit, meine Herren, und kaufen Sie, was ihr fröhnen mag; Sie verdienen so auch, gegen Ihren Willen, Gottes Lohn daran.

Ja wohl, dachte ich, daran hast Du ganz Recht, alter Spaßmacher; denn so schön hat unser guter Gott die Welt wirklich eingerichtet, daß immer wieder Gutes aus den Uebeln entstehen muß, und das Böse am Ende nur da ist, damit das Gute es besiegen und sich selbst daran erkennen möge. Man muß überall seine moralischen Anwendungen machen.

Ich aß bei einer vornehmen Lady, die mich den ganzen Tisch über nur von Napoleon unterhielt, und mit englischem Extrem so von ihm eingenommen war, daß sie sogar die Hinrichtung des Duc d'Enghien und die Treulosigkeiten in Spanien sehr lobenswerth fand. Obgleich ich nun nicht so weit gehe, so bin ich doch auch, wie Du weißt, ein Verehrer der kolossalen Größe dieses Mannes, und erfreute meine Nachbarin sehr, als ich ihr die einstige Herrlichkeit Napoleons in Frankreich als Augenzeuge beschrieb, jene Tage des Glanzes, wo Cäsar selbst vor seiner Größe staunte —

„Quand les ambassadeurs de tant de rois divers,
Vinrent le réconnaitre au nom de l'univers."

Ich möchte übrigens keinen seiner späteren Unfälle, für seinen eigenen Ruhm, so wie keine seiner Sünden, für das tragische Interesse, welches er dadurch einflößt, entbehren. Er hat die coups d'épée und die coups d'épingles mit gleicher Würde zu ertragen gewußt, und sich, wie sein Leben erhaben war, auch eine erhabene Grabschrift durch die Worte gesezt: Je lègue l'opprobre de ma mort à l'Angleterre. So viel ist gewiß, er steht immer noch zu nah für unpartheiische Beurtheilung, und im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß man weniger seinen despotischen Grundsätzen, als seiner persönlichen Macht Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte. Dagegen fehlt diesen Grundsätzen jezt Gottlob die Energie gänzlich, mit der er sie auszuführen wußte, und das ist ein Gewinn für die Menschheit *).

Es ist jezt ein französisches Theater hier, das nur von der besten Gesellschaft besucht wird, und das demungeachtet nur einer dunkeln kleinen Privatbühne gleicht. Perlet und Laporte sind seine Stützen, und spielen vortrefflich. Der leztere gibt aber auch, mit französischer Assurance, Rollen auf dem englischen Theater, und glaubt, wenn das Publikum über seinen Accent und französische Manieren lacht, es sey bloße Anerkennung seiner vis comica.

Ich war in Gesellschaft der Mistriß W . . ., Frau des bekannten Ministers und Parlamentsredners, ins Theater gegangen, und folgte ihr nachher auf den ersten ächten rout, den ich dießmal besuchte, und zwar in ein Haus, das mir ganz unbekannt war, denn es ist Sitte hier, Freunde in solche Art Gesellschaften mitzunehmen; und sie erst dort der Dame vom Hause zu präsentiren, der man nie genug bringen kann, um ihr kleines Lokal bis zum Ersticken zu füllen. Je mehr, je besser, und soll ihre Eitelkeit ganz befriedigt werden, so muß auch vor dem Hause eine Bagarre unter den Wagen entstehen, einige zertrümmert werden und einige Menschen und Pferde dabei verunglücken, damit den andern Tag ein recht langer Artikel in der morning post über die höchst fashionable soirée by Lady Vain oder Foolish paradiren könne. Ich machte indeß diesen Abend eine interessantere Bekanntschaft auf der Treppe, (weiter kann ich nicht) als ich erwartete, an Lady Charlotte B . . . ., die als Schriftstellerin einigen Ruf erlangt hat. Sie ist die Schwester eines Herzogs, war einst eine berühmte Schönheit und hat jezt den Hofmeister ihrer Kinder geheirathet. Den andern Tag besuchte ich sie, und fand in ihrem Hause alles braun, durch alle Nüancen schattirt, und ihre Stube blos mit Gypsabgüssen von antiken Büsten und Basreliefs geschmückt. Dieß ist eine neue Art von Brownomanie, an der alten hängt Lady B. dagegen, als Schriftstellerin betrachtet, desto weniger, und wenn ich sie mit Lady Morgan z. B. zusammenstellen sollte (die eine ächte geistige Brownianerin ist), so würde ich diese mit einem Glase alten Madeira, der mehr als einmal die Linie passirt hat, Lady B. dagegen mit einem lieblichen Quell krystallreinen Wassers, oder jene mit einer gefüllten Glühnelke, diese mit dem zarten Veilchen vergleichen.

In das braune Zimmer trat bald nachher der berühmte Buchhändler . . . . der durch Walter Scotts Werke reich geworden ist, obgleich er ihn mit seinem ersten und besten Roman, Waverley, abwies, und endlich nicht mehr als 40 Pf. dafür gab. Ich zweifle nicht, daß Lady B . . . . Ursache hatte, mit ihm zufriedener zu seyn, und ließ sie daher diskret mit dem Geschäftsmanne allein.

*

Den 16ten.

Die portugiesischen Affairen bewegen jezt alle Cirkel vielfach, und Marquis P. las uns heute sogar in einer Loge des französischen Theaters die eben gedruckte englische Erklärung vor. Die Politik ist hier ein Hauptingrediens der Gesellschaft, wie sie es in Paris zu seyn anfängt, und in unserm schläfrigen Deutschland auch einmal werden wird, weil die ganze Welt einer solchen Tendenz entgegen geht. Die frivoleren Vergnügungen leiden aber dabei, und die Kunst der Conversation, wie sie einst in Frankreich herrschte, möchte vielleicht ganz verloren gehen. Hier, glaube ich, hat sie ohnehin in dieser Beziehung wohl nie existirt, es müßte denn zu Karl II.

---

*) Von den neueren Memoiren des Hrn. v. Bourienne hat man leider auch weniger wahren Aufschluß über Napoleons eigenstes Wesen erhalten, als man erwartete. Bourienne schildert Napoleon als Bourienne, und wenn der Zwerg auch hundert Jahre um des Riesen Füße herumläuft, so ist doch seine Taille zu kurz, um ihm je in die Augen sehen zu können. In einer Sache hat Bourienne jedoch recht, die auch ganz à sa portée war, nämlich, daß der Hauptfeind, von dem Napoleon zu Boden geworfen ward, der so unpolitisch aufs Aeußerste gebrachte Handelsstand war, heutzutage eine größere Macht als Kirche und Heer, welche nur der Macht der öffentlichen Meinung weicht, wenn sich diese je gegen solches Interesse erklären sollte. A. d. H.

Zeiten gewesen seyn, auch ist man allen stattfindenden Gebräuchen hier zu sclavisch unterworfen, zu systematisch in allen Genüssen, zu unglaublich mit Vorurtheilen durchknetet, zu wenig lebhaft endlich, um jene ungezwungene Freiheit des Geistes zu erlangen, die allein die Basis liebenswürdiger Gesellschaftlichkeit bilden kann. Ich muß gestehen, daß ich keine einförmigere und eingebildetere Gesellschaft kenne, als die hiesige beste, mit nur wenigen Ausnahmen, und diese größtentheils unter den Fremden, oder denen, die sehr lange auf dem Kontinent lebten. Ein versteinerter, marmorkalter Kasten- und Modengeist regiert Alles und macht die ersten Klassen langweilig, die tiefern Abstufungen lächerlich. Wahre Herzenshöflichkeit und heitere Bonhomie vermißt man ganz, und sieht von den fremden Nationen weder die französische Leichtigkeit, noch italienische Natürlichkeit angenommen, sondern höchstens deutsche Steifheit und Verlegenheit, die sich hinter Arroganz und Hochmuth versteckt.

Bei alle dem hat der Nimbus, den eine festgeankerte Aristokratie und vieles Geld (nebst allerdings auch vielem Geschmack in seiner Anwendung, den man nicht bestreiten kann) um sich verbreiten, die hiesige große Welt zu der par excellence in Europa gestempelt, der alle Nationen mehr oder weniger den Vorrang einräumen. Daß Ausländern aber persönlich nicht wohl dabei wird, beweist die Seltenheit der Fremden in England und ihr noch weit seltnerer langer Aufenthalt daselbst. Jeder dankt im Grunde des Herzens Gott, wenn er aus der englischen Gesellschaft wieder weg ist, lobt aber nachher dennoch aus eigener Eitelkeit diese unerquickliche Nebelsonne, deren Strahlen ihm doch von allen dortigen Dingen gewiß am wenigsten Comfort gegeben haben.

Weit liebenswürdiger, wie liebender, scheinen die Engländer in ihren häuslichen und intimsten Verhältnissen zu seyn, obgleich auch hier viel Barokkes vorwaltet, wie z. B. die allgemeine Sitte in den höhern Ständen, daß die Söhne, sobald sie, so zu sagen, flügge sind, das väterliche Haus verlassen und für sich allein leben müssen, ja ohne förmliche Einladung nicht einmal bei Vater und Mutter zum Essen erscheinen dürfen. Als rührendes Beispiel ehelicher Liebe las ich noch neulich in den Zeitungen, daß der Marquis Hastings in Malta verstorben sey und noch kurz vorher verordnet habe, sogleich nach seinem Tode ihm die rechte Hand abzuhauen, um sie seiner Frau als Andenken eingepöckelt zu übersenden. Ein Herr meiner Bekanntschaft schnitt seiner gestorbenen Mutter, aus wahrer Zärtlichkeit und mit ihrer vorher eingeholten Erlaubniß, den Kopf ab, um den Schädel sein ganzes Lebenlang küssen zu können, wogegen andere Engländer, glaube ich, lieber in die Hölle gingen, als zuließen, daß man ihrem Leichname mit einem Seciermesser zu nahe käme (denn die Resurrectionmen müssen auch leben.). Die Gesetze schreiben bei allen dergleichen Bestimmungen Verstorbener die scrupulöseste Genauigkeit vor, und wäre es noch so toll, verstößt es nur nicht gegen diese Gesetze selbst, so muß es ausgeführt werden. Es gibt ein Schloß in England, wo seit einem halben Jahrhundert ein Leichnam, wohl angezogen, am Fenster steht und sich ohne Störung noch immer sein einstiges Eigenthum besieht. Wie sehr muß dieser Mann die Häuslichkeit geliebt haben!

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Den Gedanken, den Gefühlen, den Vorsätzen gemäß, welche unsere Liebenden bei der einzigen Zusammenkunft austauschten, welche sie sich gestatteten, richteten sie späterhin ihre Handlungsweise ein. Zwar vermochte selbst das süße Bewußtseyn von Pauls inniger, alles überwindender Liebe Josephinen nicht aus der tiefen Trostlosigkeit zu ziehen, in welche sie versunken war; aber ihr irdisches Daseyn wurde dadurch gefristet, und oft, wenn sie in dunkeln, mondlosen Nächten den schweren Gang an der Seite des ungeliebten Gatten machte, goß die Ueberzeugung von der Nähe ihres einzigen Freundes eine Sicherheit, einen Trost in ihr beklommenes Herz, der alle Schrecken solcher einsamen Wanderungen überwand. Pauls Vorherverkündigung traf ein; niemals fühlte sie sich mehr verlassen, niemals empfand sie jene Vereinzelung mehr, die dem Weibe weit schwerer zu tragen ist als dem Manne, überall stand des Geliebten Bild vor ihr; in Flur und Wald, in der abgelegenen Wohnung und umgeben von den rauhen Bekannten ihres Mannes, war Paul ihre Welt und ihres Lebens einzige Freude, und in den stillen Augenblicken, die ihr vergönnt wurden, traten die schönen Hoffnungen einer einstigen Vereinigung vor ihre Seele und beschwichtigten den herben Schmerz einer schweren Trennung.

So waren Jahre dahin gegangen; ihre Spuren hatten sich gewaltsam auf den beiden, früher so jugendlich schönen Gestalten abgedrückt. Renauds Schleichhändlergeschäfte hatten eher zu- als abgenommen, und es schien, als ob die verdoppelte Wachsamkeit der Douane nur seine Verwegenheit vermehre. In den Schluchten und Klüften des Jura war es damals noch leicht, undurchdringliche Schlupfwinkel zu benutzen, die dem forschenden Auge der Polizeidiener entgingen, während heutzutage wenige solcher Orte mehr vorhanden sind, und es eines ungemeinen Scharfsinns bedarf, um der Beobachtung der französischen Grenzbewachung zu entgehen. Renaud kannte jeden Fußbreit Landes auf beiden Ufern des Doubs, und sein

feines Ohr unterschied von Ferne schon das leiseste Geräusch des sich nahenden Lauschers; aber nicht minder geübt war Paul in der Kenntniß der Umgebung und jeder Gefahr, denn er hatte nicht für sein eigenes, er hatte für ein weit kostbareres Daseyn, für das Leben seines Lebens zu sorgen. Oft durchstreifte er ohne Noth in finsterer Nacht die Grenzen beider Länder, stieg auf und nieder durch die wilden Felsen, und machte sich mit jedem Baume, jedem Gebüsche, jedem Verstecke bekannt. Ihm ahnete, daß Claude sein Handwerk nicht mehr lange treiben werde, er wußte, wie genau man ihm aufpaßte, und wie nahe er schon daran gewesen war, in die Schlingen zu fallen, die man ihm überall legte; er fürchtete, Josephine möchte mit ihrem schuldigen Gatten aufgefangen werden, und war entschlossen, in einem solchen Falle sie entweder zu retten, oder als Mitschuldiger ihr Loos zu theilen.

Renaud hatte freilich schon lange die Annäherung von Josephinens ehemaligem Liebhaber bemerkt und ihn auf seinen einsamen Wanderungen getroffen; auch fehlte es hier, wie überall in der Welt, nicht an den dienstfertigen Mittelspersonen, welche Bemerkungen und Neuigkeiten hin und her tragen und die Aufmerksamkeit derjenigen zu wecken suchen, welche sie für verblendet halten. Indessen war jedes Gefühl der Liebe, wenn man die Empfindung, die Claude für sein Weib hegte, jemals so hatte nennen können, in seinem Herzen erstorben, sobald er sich am Ziele seines Strebens gesehen hatte; auch hatte eine anhaltende Beobachtung ihn überzeugt, daß von Zusammenkünften zwischen den Liebenden oder auch einem mittelbaren Verkehr keine Rede sey, und überdies war ihm wirklich Morels Hülfe und seine öfteren Warnungen einigemale zu wichtig gewesen, als daß er nicht mit der Thorheit der einfältigen Menschen, wie er sie nannte, einige Nachsicht hätte haben sollen. Dessen ungeachtet ermangelte er nicht, bei jedem kleinen Anlasse Josephinen mit verächtlichen und heftigen Worten über den geheimen Anbeter oder Buhlen aufzuziehen oder zu schelten, und nach der Weise roher, unter wilden Leidenschaften groß gezogener Menschen, selbst vor fremden Zeugen das Zartgefühl seiner Frau nicht zu schonen und mit wehthuendem Spotte die Geschichte seiner Verheirathung zu erzählen, und wie er die verliebten Narren durch List und Gewandtheit getrennt habe. Ein heimlicher, von diesem Gährungsstoffe ausgehender Groll mochte auch der Grund der Mißhandlungen seyn, welche der arme Kartousche ertragen mußte. Zwar besaß der Hund Eigenschaften, welche für den verwegenen Schleichhändler nichts weniger als gleichgültig seyn konnten; seine Treue kannte keine Grenze, und er hätte das ihm übergebene Gut bis zu seinem lezten Athemzuge bewacht, so wie ein feines Ohr ihm jede gefahrvolle Annäherung aus der größten Entfernung bemerkbar machte, und darum ließ Renaud es an nichts mangeln, was ihm diesen wichtigen Theilnehmer an den gemeinsamen Streifereien (denn keine Gewaltthätigkeit konnte ihn bewegen, ohne Josephinen den Herrn zu begleiten) erhalten mochte. Wenn aber kleine Neckereien an ihm auszuüben waren, wenn er ihn unverdient schlagen und stoßen konnte, so wurde dem armen Hunde handgreiflich bewiesen, daß man ihn für einen Verbündeten hielt, der zu der Gegenparthei gehörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im December 1830.

Zustand der Bühne. Raupachs König Philipp.

Die flatternde Nachtigall ist dahin; aus dem Hafen der Erfüllung tönt nicht mehr — wie sonst aus dem paphischen Haine — ihr zauberisch-lockendes Lied; auch die Schwestern Leda's, die große wie die kleine, haben ihre Schwanentänze vollendet und sind unhaltbar lazertenartig nach Wien entschlüpft; der Schöpfer der Vestalin weilt noch in Paris; Terpsichore-Taglioni ist von dort noch nicht eingetroffen, Alceste auf Pension gesezt, und Titus, der uns bleibende heilig-römische Balletmeister, beschäftigt sich noch, wie es heißt, mit der Eroberung von Jerusalem, seiner neuesten Komposition, oder Ton- oder vielmehr Fuß-Dichtung.

Bei so bewandten Umständen der Oper und des Ballets wollen wir rasch die eingetretene Stille über Musik und Tanz benutzen, und schnell, ehe diese Pause vorübergeht, ein Wort über die Schutzkunst einschieben. — Schutzkunst, nach Schutzjude gebildet, ist nämlich eine eben nur geduldete, keineswegs aber beschüzte Kunst, also: im Gegensaz der Oper, das Schauspiel. Kotzebue's Hetman würde hinzusetzen: wenn ich sage Schauspiel, so verstehe ich darunter Raupach; und er hätte wahrlich, wenigstens hier bei uns, vollkommen Recht. Ohne Raupach kein neues Lust-, kein neues Trauerspiel, da Schiller todt ist, Goethe nicht mehr für die Bühne schreibt, der Graf Platen, wie es scheint, auch nicht, und von den sonstigen deutschen Dramatikern doch füglich die Rede nicht seyn kann. Wer dieses läugnen wollte, den fragen wir: welche Stücke gelingen denn hier? und er wird antworten müssen: nur die Raupachschen. Oder wir fragen ihn: welche Stücke bleiben auf dem Repertorium? und er wird wieder antworten müssen: nur die Raupachschen. Vor dieser Thatsache muß der Neid verstummen, während partheilose Einsicht, schon allein wegen seiner Fruchtbarkeit, dem fleißigen Dramatiker den Kranz reicht. Wenn also die Rede hier von einem neuen Schauspiel seyn soll, so kann es nur von einem Raupachschen seyn; jezt also nur von seinem lezten Werke: König Philipp, historische Tragödie in fünf Abtheilungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Januar 1831.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl.

Schiller.

Tod und Trennung.

Tod ist nicht Trennung, denn der Glaube webt
Aus ächtem Gold der Treue festes Band,
Das zieht vom Reich, wo frei die Seele lebt,
Sich unsichtbar durch dieses Pilgerland;
Das rauscht um theurer Wesen Grabeshügel,
An welchem schmerzbethränt das Auge weint,
Wie Harfenklang, wie freier Engelsflügel,
Verheißung, daß uns Liebe noch vereint.

Tod ist nicht Trennung; was des Herzens Gluth,
Was warm und rein umfaßt ein frischer Sinn,
Bleibt unverlierbar unser schönes Gut,
Zog es entfesselt auch zum Throne hin.
Wohl wandelt fern, auf ungesehnen Bahnen,
Das Herrliche in anderer Gestalt;
Doch wenn wir hoffnungsreich und gläubig ahnen,
Ist's oft sein Hauch, der tröstend uns umwallt.

Tod ist nicht Trennung; reiches Leben reiht
Sich an die Stunde, die ein Auge schloß,
Und Treue nur ist's, die das Daseyn weiht,
Drum blüht sie schöner in des Himmels Schooß;
Drum kann der Tod Verbundenes nicht trennen,
Ob er auf Augenblick' es auch entzieht;
Einst fühlen wir bei'm ewigen Erkennen,
Daß, was uns rein entflammte, fortgeglüht.

Nur wo mit rauher, liebeleerer Hand
Die Täuschung eines innigen Gefühls
Die Saiten rührt, im Herzen aufgespannt,
Zerreißt der schöne Einklang ihres Spiels,
Ertönt des Scheidens schmerzlich tödtend Zeichen.
Erkaltung ist der Trennung Machtgebot,
An dessen Hauch die Lebensfarben bleichen:
Tod ist nicht Trennung, aber Trennung Tod.

H. Ottenheimer.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun zu dem Felsen zurückkehren, wo wir zu Anfang dieser Geschichte Josephinen sammt ihrem Manne und dem getreuen Pudel ruhend verlassen haben, indessen seither ihre Vergangenheit uns beschäftigt hat. Es wird Niemand zweifeln, daß die Wanderer auch diesmal in einer ihrer gewöhnlichen Unternehmungen begriffen seyen, und daß das Körbchen, welches zu Josephinens Füßen ruht, leicht etwas Bedenkliches enthalten möchte. Die beiden Gatten kamen von einer kleinen Reise ins Val de Travers, nach Couvet und Motiers zurück, wo sie eine beträchtliche Anzahl schöner Spitzen als Kontrebande mit sich genommen hatten, die Renaud, zierlich und künstlich aufgewickelt, in seinem Knotenstocke

verborgen trug. Auf dem Heimwege waren sie durch Locle und Chaux de fond gekommen, und unter den niedlichen, am Baume gewachsenen und eßbaren Aepfeln in Josephinens Korbe fanden sich welche, die, täuschend von Wachs nachgemacht, in ihrem Innern herrliche Uhren enthielten, die in der nächsten Nacht über die Grenze gebracht werden sollten. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, war des unglücklichen Weibes Sinn trübe und ängstlich, ihr Herz von bangen Ahnungen bewegt. Auf der ganzen Wanderung hatte sie Pauls Nähe vermißt, kein Zeichen von ihm hatte ihren Muth gestärkt, und diese so seltene Vereinzelung füllte ihr Gemüth mit dunkeln Ahnungen. Sie fühlte sich weniger sicher, als wenn das Geräusch seiner Schritte in dem Gebüsch ihr verkündete, daß ein treuer Mensch für sie wache, daß eine heilige Liebe unsichtbar an ihrer Seite wandle, und mit unaussprechlicher Bangigkeit sah sie die Schatten in der Tiefe sich mehren und die Gipfel der fernen Gebirge sich mit dem Lichte des Abends färben. Das Gewitter, das über dem Chasseral gedroht hatte, war allmählig etwas näher gerückt, die Luft blieb dumpf und still, und immer hörbarer rollte der ferne Donner und hallte schauerlich in den Felsen wieder.

„Nun, Josephine, mach, daß wir fortkommen," brummte Claude mit hartem, rauhem Tone; „wir müssen sehen, daß wir noch vor Einbruch der Nacht uns in Maison Monsieur verbergen können; die Spürhunde drüben möchten etwas wittern, wenn sie bei späterer Stunde Geräusch hörten. Auf alle Fälle gibt es heute eine tüchtige Gewitternacht, und sie müssen feine Nasen haben, wenn sie uns in Regen, Dunkelheit und bei dem Krachen der Donnerschläge erwischen wollen; nur mußt Du einmal Deine dumme Weichlichkeit überwinden, die uns so oft schon in Gefahr gestürzt hat, und den Muth zeigen, wie er dem Weibe eines braven Mannes ziemt, der sich nicht scheut, dem Teufel um Mitternacht in die Augen zu blicken." Josephine erwiederte nichts; sie stand auf, lud ihr Körbchen auf ihren Kopf und verfolgte stillschweigend ihren Weg, während Claude vor ihr her schlenderte und mit seinem scharfen Blicke den gegenüber liegenden Bergabhang, besonders die Gegend um la Chapelle oder Blancheroche durchspähte, wo das Bureau der Douane sich befindet. Man konnte leicht bemerken, wie jeder Schritt auf dem harten, heißen Felsenboden, der mit kleinen, runden, den Füßen sehr schmerzlich fallenden Kieselsteinen bedeckt ist, der müden Wanderin beschwerlich war. Ihre ganze Haltung zeigte, wie ermattet sie sich fühlte, und wie die Bürde, welche sie tragen mußte, ihr das Gehen erschwerte; ihr Auge maß ängstlich die Entfernung bis zu dem nächsten Ruhepunkt, klare Schweißtropfen perlten über das blasse Gesicht, dem selbst die Hitze des Abends die Rosenfarbe der Gesundheit nicht auf Minuten zurückzugeben vermochte, und wann eine neue Wendung des Weges dem Blicke eine weitere Strecke zu überschauen erlaubte, so hob ein banger Seufzer die beklemmte Brust. Endlich waren sie zu der Hälfte des steilen Abhanges gekommen, wo sich die Straße zwischen zwei Häusern durch biegt, und bei dieser Ecke kam Claude, der immer einen Vorsprung vor seiner Gefährtin hatte, dieser auf einen Augenblick aus den Augen. Schon lange hatte ein Geräusch in dem Gebüsch und das freudige Wedeln des treuen Hundes Josephinen ahnen lassen, daß sie nicht mehr verlassen sey, und zum ersten Mal seit mehreren Tagen senkte sich eine süße Ruhe in ihr Herz. In der Minute aber, wo Renaud ihrem Blicke entschwand, drängte sich eine wohlbekannte Gestalt zwischen den Bäumen hervor, eilte dicht hinter ihr auf die andere Seite des Weges, und es trafen die flüchtigen, aber mit drängendem Tone ausgesprochenen Worte ihr Ohr: „Josephine, um Gotteswillen, diese Nacht nicht über die Grenze! Ihr seyd alle verloren, wenn ihr es wagt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Zehnter Brief.

Warwick, den 28ten.

Theure Julie!

Beim Himmel! dießmal erst bin ich von wahrem und ungemessenem Enthusiasmus erfüllt. — Was ich früher beschrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunst und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich schon Aehnliches gesehen, ja selbst besitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute sah, war mehr als dieses, es war ein Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt und von aller Majestät der Geschichte umgeben, dessen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrene Historienkennerin und Memoirenleserin weißt besser als ich, daß die Grafen von Warwick einst die mächtigsten Vasallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, sich rühmte, drei Könige entthront und eben so viele auf den leeren Thron gesezt zu haben. Sein Schloß steht schon seit dem neunten Jahrhundert, und ist seit Elisabeths Regierung im Besitz derselben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamps selbst erbaut, hat sich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze steht noch so kolossal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahndung der Vorzeit da. Schon von Weitem siehst Du die dunkle Steinmasse über uralte Cedern vom Libanon, Kastanien,

Eichen **und Linden**, senkrecht aus den Felsen am Ufer des Avon, **mehr als** 200 Fuß hoch über der Wasserfläche emporsteigen. Fast eben so hoch noch überragen wieder zwei Thürme von verschiedener Form das Gebäude selbst. Der abgerissene Pfeiler einer Brücke, mit Bäumen überhangen, steht mitten im Fluß, der tiefer unten, gerade wo die Schloßgebäude beginnen, einen schäumenden Wasserfall bildet und die Räder der Schloßmühle treibt, welch leztere, mit dem Ganzen zusammenhängend, nur wie ein niedriger Pfeilervorsprung desselben erscheint.

Jezt verlierst Du im Weiterfahren eine Weile den Anblick des Schlosses, und befindest Dich bald vor einer hohen crenelirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eiserunen Thores öffnen sich langsam, um Dich in einen tiefen, durch den Felsen gesprengten Hohlweg einzulassen, an dessen Steinwänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigste Vegetation herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felsengrunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölben. Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem sanften Rasenabhang ruhend, und zwischen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindest, verschwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraschung steht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiserne Gitterthor den Schloßhof erreichst. Etwas Malerischeres und zugleich Imposanteres läßt sich beinahe nicht denken. Laß Dir durch Deine Phantasie einen Raum hinzaubern, ohngefähr noch einmal so groß als das Innere des römischen Kolosseums, und versetze Dich damit in einen Wald voll romantischer Ueppigkeit. Du übersiehst nun den weiten Hofplatz, rund umher von bemoosten Bäumen und majestätischen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verschieden an Form, dennoch e i n erhabenes und zusammenhängendes G a n z e bilden, dessen bald steigende, bald sich senkende Linien in der blauen Luft, wie die stete Abwechselung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine sonst nur den Werken der Natur eigene, höhere H a r m o n i e verrathen. Der erste Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Rasenteppich, um den ein sanft geschlungener Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt. Rückwärts schauend, siehst Du an den beiden schwarzen Thürmen empor, von denen der älteste, **Guy's Thurm** genannt, ganz frei von Gebüsch in drohender Majestät, fest, wie aus Erz gegossen dasteht, der andere, von Beauchamp erbaut, halb durch eine, wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kastanie verdeckt wird. Breitblätteriger Ephen und wilder Wein rankt, bald den Thurm umschlingend, bald seine höchsten Spitzen ersteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht sich weit der bewohnte Theil des Schlosses und die Kapelle hin, mit vielen hohen Fenstern geziert, von verschiedener Größe und Gestalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, fast ganz ohne Fenster, nur mächtige crenelirte Steinmassen darbietet, die einige Lerchenbäume von kolossaler Höhe und baumartige Arbutussträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachsen sind, malerisch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jezt den Blick nach der Höhe erhebst, vor allem das erhabenste Schauspiel. Denn auf dieser vierten Seite steigt aus einem niedrigen, bebüschten Kessel, den der Hof hier bildet, und mit dem sich auch die Gebäude eine geraume Strecke senken, das Terrain von Neuem, in Form eines konischen Berges, steil empor, an dem die gezackten Mauern des Schlosses mit hinanklimmen. Dieser Berg, der Keep, ist bis oben dicht bewachsen mit Gesträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmassen, noch ungeheure, uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft schwebend erblickt, während auf dem höchsten Gipfel eine kühne Brücke, auf beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hehren Himmelsportal plötzlich die breiteste, glänzendste Lichtmasse, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen sieht, unter dem Schwibbogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im December 1830.

(Fortsetzung.)

Raupachs Philipp von Schwaben.

Bei Beurtheilung historischer Dramen pflegt Rezensenteneitelkeit vorweg mit ihrer Geschichtskenntniß prunkend aufzutreten, sich in ihrer vielleicht eben erst erworbenen Gelehrsamkeit selbstgefällig zu bespiegeln, und mit kleinlichem Wissen kritisch groß zu thun. Was uns betrifft, so halten wir es für geeigneter, den entgegengesezten Weg einzuschlagen. Wir geben dem Logenschließer nicht nur Hut und Mantel ab, wir lassen auch die wenigen historischen Kenntnisse, die wir vielleicht besitzen, vor der Thür und erwarten unbefangen die Darstellung der Tragödie, ohne vorher zu wissen, weder was die ältesten Handschriften, noch was die neuesten Untersuchungen von König P h i l i p p, von I r e n e, von dem W i t t e l s b a c h e r, von dem nachmaligen G r e g o r IX., oder von sonst einer Person des Trauerspiels erzählen und konjekturiren. Ja wir wissen nicht einmal, daß es eine Kaiserreihe aus dem Hause H o h e n s t a u f e n gab, die dem allgewaltigen Hierarchen, dem römischen Bischof, das Scepter der Herrschaft entwinden wollte und in diesem langjährigen Kampfe endlich erlag, weil derselbe unzeitig, ehe die Welt dazu reif war, geführt wurde, so wie heute die Welt wiederum noch lange nicht reif ist zum Höchsten, zu ächter Hierarchie, die daher, im unzeitigen Kampfe, ebenfalls erliegt. Kurz, wir sind zuvörderst Zuschauer, nichts als Zuschauer, die ein angekündigtes Trauer-

spiel erwarten, für die aber das Wort: „historische Tragödie“ keine andere Bedeutung hat, als daß Stoff und Personen derselben keine Gebilde der Phantasie, sondern einer entschwundenen Wirklichkeit entnommen sind; einer Wirklichkeit die uns kennen zu lehren eben der Dichter verspricht.

Von diesem Standpunkt aus können wir nun mit freudiger Genugthuung versichern, daß wir die Darstellung eines dramatischen Werks sahen, das, durch klar-verständliche Exposition, rasch inmitten der Begebenheiten führt und, mit bestimmten Umrissen, die Charaktere der Hauptpersonen sogleich anschaulich macht. Wir werden mit diesen vertraut und vertrauter, unsere Theilnahme an ihren Schicksalen steigert sich, und bis zu ihrem unglücklichen Untergange wird unsere Aufmerksamkeit auch nicht einen Moment lang durch müßige Breite oder Nebendinge zerstreut. Wir sehen einen römisch-deutschen König zuerst als glücklichen Krieger nach einem über seinen Gegenkönig errungenen Sieg; dann hausväterlich-schlicht im Kreise seiner Familie; dort gütig, selbst gegen Feinde; hier glücklich und geliebt von einer edeln Gattin und anmuthigen Töchtern; überall anziehend, doch mehr durch liebenswerthe Gemüthlichkeit, als durch Kraftfälle. Wir sehen ihn, unwandelbar verharrend im religiösen Glauben an das Supremat des römischen Stuhls, dennoch dessen Bannstrahl trotzen; wir sehen ihn seine Wahl und seinen Thron mit siegreichen Waffen vertheidigen, und dennoch, dem päbstlichen Legaten gegenüber, fügsam wieder nachgeben. Wir sehen ihn endlich, inmitten der Verhandlungen, von der Hand eines anhänglichen, aber wild und roh aufwallenden Freundes, der durch einen verfälschten Brief ihn für treulos halten muß, meuchelmörderisch fallen, seinen Nebenkönig auf den Thron gelangen und die römische Politik siegen, die dem gefährlichen Geschlechte der Hohenstaufen das kaiserliche Scepter für immer entreißen will.

Dies der Inhalt des Stücks. Was die Charaktere betrifft, so ist nächst Philipp, dem Helden, seine Gemahlin Irene eine anziehende Erscheinung ehelicher Liebe und Treue, sowohl in der unglücklichen Stunde ihres herannahenden Todes, als früher in einer höchst anmuthigen Familienscene, die, im besten Sinne des Worts, den Eindruck eines vortrefflichen Genrebildes macht. Den Wittelsbacher Otto sehen wir auffahrend und roh, selbst gegen den königlichen Freund, mit dem der Unzufriedene argwöhnisch hadert, so daß es der List nicht schwer wird, ihn zu wilder Hitze zu entflammen, doch nur gegen die Person des Königs, nicht gegen dessen politische Parthei, von der er, und wie es scheint aus reinem Eigenwillen, nicht abwendig zu machen ist. Seine an Wahnwitz grenzende Wuth trägt nicht wenig dazu bei, die liebenswürdige Milde Philipps hervorzuheben; und mit großem Verstand hat es der Dichter so einzurichten gewußt, daß uns dieser Otto wenig oder gar nicht interessirt. Denn nähme er unsere Theilnahme in Anspruch, so würde Er, der in den Gang der Handlung so gewaltsam eingreift, aufhören, eine dienende Figur in dem dramatischen Gemälde zu seyn; er würde, statt daß er jezt nur den Helden hervorhebt, diesen verlöschen und selbst als eigentlicher Held des Stückes erscheinen. Dies die Ursache, weshalb er sogar in seiner Reue und in seinem Tode das Mitgefühl des Publikums nicht erregen durfte. — Ludwig von Baiern rettet, durch Treue und in Entrüstung über seinen mörderischen Vetter, die Ehre und Würdigkeit des Wittelsbacher Hauptstammes. — Die zwei Brüder Andechs, die heimlich von Philipp abfallen und die der Dichter den verhängnißvollen Brief verfälschen läßt, erscheinen als Werkzeuge fremder Absicht, der Eine ein wenig leidenschaftlich, der Andere ganz charakterlos, beide die unvorhergesehene Folge ihres Betruges schmerzlich bereuend. — Beatrix, das Töchterlein Philipps, ist eine interessante und in ihrer Keckheit neue Kindergestalt. — Beatrix von Burgund, Philipps Nichte, ist dagegen eine Liebhaberin hergebrachter Art und Weise, die, im Fall solches unvermeidlich war, mit weniger Anspruch auftreten und, statt mit Redepomp über die Liebe zu philosophiren, ungesuchter und schlichter reden durfte. Der Zuschauer konnte dies um so mehr erwarten, als die Sprache des ganzen Stücks, in angemessener Schlichtheit, wahrhaft kunstreich, und also weit entfernt ist von jenem koketten Bombast, den anmaßende Unkenntniß eine schöne Diktion zu nennen pflegt. — Der römische Legat und nachmalige Pabst nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, theils weil er an feinen Fäden die Handelnden leitet, mehr aber noch, weil er nicht, wie in hundert andern Stücken, lediglich aus gemeiner pfäffischer Herrschsucht also verfährt, sondern aus der vollen Ueberzeugung, daß nur von der souveränen Kirche das Heil der Welt ausgehen könne. Ob ihm aber diese Ueberzeugung eine ausschließlich-religiöse, oder auch, oder nur eine politische ist, geht aus seinen Monologen nicht deutlich hervor; und die Gelegenheit, um den Konflikt der Kirche und des Staats, um das nothwendige Gegengewicht der geistigen Macht gegen rohe Faustgewalt, und um das aristokratische Prinzip des Feudalwesens und das im Grunde demokratische der Klerisei anschaulich zu machen, hat der Dichter entweder versäumt oder verschmäht. Er nennt Guelfen und Ghibellinen, aber er unterrichtet uns eben so wenig über den Ursprung ihres Streits, als er uns etwas von Heinrich dem Löwen, dem Vater des Gegenkönigs Otto von Braunschweig, sagt, dessen Charakter überdies in unentschiedener Ferne bleibt. Auf unserm ungelehrten Standpunkt reiner Zuschauer erfahren wir von alle dem nichts; der Geschichtskundige legt es vielleicht hinein, wir aber vermissen eine lebendig treibende Grundidee, die Wurzel aller Konflikte, und haben am Ende nur eine blutige Anekdote, in reich gruppirter und geschickter Bearbeitung, gesehen.

Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 7:
Aganippe.

Charade.

Erste Sylbe.

Lag Euch Aganippe zu fern, so wißt,
Daß mein Gebiet Euch nicht näher ist,
Wo Ihr zwar oft habt Bären stehen,
Doch nie die Sonne noch glänzen sehen.
Wohl mahnet an Kraft mein starres Wort,
Doch auch an Vater- und Brudermord.

Zweite Sylbe.

Die zweite Sylbe, wer suchte nicht
Die herrliche? höchstens ein armer Wicht;
Der fürchtet sie, die doch die Welt belebet,
Mit Schöpferkräften das All durchwebet,
Der Gottheit herrlich, unsterblich Gewand;
Im Kopfe des Menschen wird sie — Verstand.

Das Ganze.

Von einem Purpurmantel spricht
Mein Räthsel, ein Königsmantel ist's nicht;
Sonst als Kriegsmantel wohl angesehen
Mit Zittern und Beben, mit Beten und Flehen;
In unsrer prosaischen Zeit jedoch
Nur Spiel von elektrischem Strome noch.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 17. Januar 1831.

In alterthümlich roher Pracht
Glänzt hier des Ritterthumes Macht.

Walter Scott.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Stelle Dir nun vor, diese magische Dekoration auf einmal zu übersehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte stolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch sanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre sichtlichen Spuren, oder wo das nicht ist, doch ihr romantisch ungewisses Andenken zurückgelassen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurückgerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halbfabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Gibt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels noch heute umglänzte?

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun noch tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bisher beschriebenen Stellen nicht gesehen wird, sondern erst aus den Fenstern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zugleich mit dem herrlichen Park sichtbar wird, der überall durch Wald am Horizont geschlossen ist, was der Phantasie so viel Spielraum läßt und wieder für sich eine neue, höchst romantische, Aussicht bildet.

Nur über wenige Stufen tritt man vom Hofe aus in die Wohnzimmer, zuerst in einen Durchgang und von da in die Halle, auf deren beiden Seiten sich die Gesellschaftszimmer, 340 Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich fast de plein pied mit dem Hofe, sind diese Zimmer doch auf der andern Seite mehr als fünfzig Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden an jedem Fenster, welche auch zehn bis zwölf Fuß breit sind, ein förmliches Kabinet, mit den schönsten, mannigfaltigsten Aussichten auf den unter ihnen wildschäumenden, weiterhin aber in sanften Windungen den Park bis in düstere Ferne durchströmenden Fluß. War ich nun vorher, schon seit dem ersten Anblick des Schlosses, von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgeschritten, so wurde diese, wenn gleich auf andere Weise, fast noch in den Zimmern überboten.

Ich glaubte mich völlig in versunkene Jahrhunderte versezt, als ich in die gigantische Baronial-Hall trat, ganz wie sie Walter Scott beschreibt, die Wände mit geschniztem Cedernholz getäfelt, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug, um alle Vasallen auf einmal zu speisen, und ich dann vor mir einen Kamin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer stehen konnte, das auf einem, 500 Jahre alten, eisernen, seltsam gestalteten Roste, in der Form eines Korbes, wie ein Schei-

terhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem steinernen Fußboden, den nur zum Theil verschossene Hautelisseteppiche deckten, eine Klafter ungespaltenes Eichenholz aufgeschichtet. Durch einen in Braun gekleideten Diener, dessen Tracht, mit goldenen Kniegürteln, Achselschnüren und Besatz, hinlänglich alterthümlich aussah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterschied zwischen der ächten alten Feudalgröße und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben so schlagend, als der zwischen den bemoosten Trümmern der verwitterten Burg auf ihrer Felsenspitze, und der gestern aufgebauten Ruine im Lustgarten eines reich gewordenen Lieferanten. Fast alles in den Zimmern war alt, prächtig und originell, nirgends geschmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden sich die seltsamsten und reichsten Zeuge darunter, die man jezt gar nicht mehr auszuführen im Stande seyn möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubles bestanden fast ganz entweder aus alter, außerordentlich reicher Vergoldung, geschniztem braunen Nuß- und Eichenholz, oder jenen alten französischen, mit Messing ausgelegten Schränken und Kommoden, deren eigner Name mir eben nicht beifällt. Auch waren viele herrliche Exemplare von Mosaik, wie von eingelegten kostbaren Hölzern, vorhanden. Ein Kaminschirm mit schweren goldnen Rahmen bestand aus einem einzigen so klaren Glase, daß es völlig mit der Luft zusammenfloß. Ein solcher Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin sitzend, das Feuer sieht, ohne es sengend am Gesicht zu fühlen. In dem einen Zimmer steht ein Staatsbett, von der Königin Anna einer Gräfin von Warwick geschenkt, noch immer wohl erhalten, von rothem Sammt, mit grün und blauer Seide gestickt. Die Kunstschätze sind unzählbar, und die Gemälde, unter denen sich auch nicht ein mittelmäßiges befand, sondern die fast alle von den größten Meistern sind, haben überdem zum Theil ein ganz besonderes Familieninteresse, da sehr viele Porträts der Ahnen sich darunter befinden, von der Hand Titians, Vandyks und Rubens gemalt. Der größte Schatz, und zwar ein unschätzbarer, ist eines der bezaubernsten Bilder Raphaels, die schöne Johanna von Arragonien, (eine nicht genau historisch auszumittelnde Person) von der es, seltsam genug, vier Bilder gibt, alle höchst vortrefflich, und die alle für das ächte Original ausgegeben werden; drei davon werden jedoch wahrscheinlich nur von den besten Schülern Raphaels kopirt seyn, sind aber dem Vorbilde so gut wie gleich geworden. Das eine ist in Paris, das andere in Rom, das dritte in Wien, das vierte hier. Ich kenne sie alle vier, und muß unbedingt dem hiesigen den Vorzug geben. Es liegt ein Zauber in diesem herrlichen Weibe, der nicht auszusprechen ist: ein Auge, das in die Tiefen der Seele führt, königliche Hoheit, verbunden mit der weiblichsten Liebesempfänglichkeit, wollüstiges Feuer im Blick, zugleich mit süßer Schwermuth gepaart, dabei eine schwellende Fülle des schönsten Busens, eine durchsichtige Zartheit der Haut und eine Wahrheit, Glanz und Grazie der Gewänder, wie des ganzes Schmucks der Bekleidung — so wie es nur ein so göttliches Genie in himmlischer Schöpferkraft vollständig hervorrufen konnte.

Zu den interessantesten Porträts, bei denen das historische Interesse dasjenige, welches man an den Personen nimmt, noch erhöht, gehören folgende:

Zuerst Machiavell von Titian; ganz wie ich mir ihn gedacht. Ein feines und kluges, und doch dabei leidendes Gesicht, wie trauernd über die so tief erkannte, nichtswürdige Seite des menschlichen Geschlechts, jene hündische Natur, die nur liebt, wenn sie getreten wird, nur folgt, wo sie fürchtet, nur treu ist, wo sie Vortheil davon hat. Ein Zug mitleidigen Spottes umschwebt die schmalen Lippen, während das dunkle Auge nachdenkend in sich selbst hinein zu schauen scheint.

Es däucht einem im ersten Augenblick sonderbar und auffallend, daß dieser große und klassische Schriftsteller so lange auf die abgeschmackteste Weise mißverstanden worden ist, indem er entweder als ein moralisches Scheusal geschildert, (und wie albern ist in dieser Hinsicht die Refutation Voltaires) oder gar die abentheuerliche Hypothese aufgestellt wurde, daß sein Buch eine Satire sey! Bei näherer Betrachtung erlangt man indeß bald die Ueberzeugung: daß nur die neuere Zeit, welche endlich anfängt, die Politik aus einem höhern, wahrhaft menschlichen Gesichtspunkte zu verstehen und zu behandeln, Machiavell's Fürsten richtig beurtheilen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Mit dem lezten Laute war der wohlmeinende Warner in dem jenseitigen Dickicht verschwunden und hatte seine arme Freundin in einem Zustande der Sorge und Bangigkeit zurückgelassen, der schwer zu beschreiben wäre. Daß Paul nur auf bestimmte Angaben gegründet, einen solchen Schritt gethan hatte, daß er von der drohenden Gefahr genau unterrichtet seyn mußte, davon war sie überzeugt, allein welche Mittel standen ihr zu Gebote, um ihren Mann zurückzuhalten, dem sie doch unmöglich Pauls Erscheinung und den Namen des Freundes berichten konnte,

dem sie die Warnung verdanke? Mit hochklopfendem Herzen, mit bang athmender Brust suchte sie Renaud einzuholen und gleichen Schritt mit ihm zu halten; dann knüpfte sie ein Gespräch mit ihm an, und leitete dasselbe mit ängstlicher Schüchternheit auf die Unternehmung der nächsten Nacht und ihre möglichen Folgen. Sie behauptete, eine innere Stimme, die sie noch selten getäuscht habe, verkünde ihr Unglück; sie sagte, wie sie schon einige Male verdächtige Bewegungen auf der einen und der andern Seite der Straße wahrgenommen, wie es ihr sogar geschienen habe, als höre sie jenseits des Flusses ein leises Pfeifen, das ihr äußerst verdächtig vorgekommen sey, und zuletzt fing sie an, ihren Mann zu beschwören, er möchte doch nur für die nächste Nacht sein Vorhaben aufgeben, und statt über den Doubs zu gehen, mit ihr nach Hause zurückkehren. Claude war nun freilich nicht der Mann, welcher durch Ahnungen und weibliche Besorgnisse von einem fest gefaßten Vorsatze sich abbringen ließ; darum ward auch Josephinen eine so rauhe und abweisende Antwort, als man sie aus diesem Munde nur irgend erwarten konnte. „Du bist eine Närrin," hieß es; „nun Deine zarten Füßchen müde sind und sich vor einem weiten Gange fürchten, muß sich Gefahr zeigen, damit sie wohlbehaglich nach Hause spazieren können, statt einen Theil der Nacht in nothwendiger und einträglicher Arbeit zuzubringen. Das glaube ich wohl, daß Du Dich lieber daheim im Bette dehnen würdest, als um Mitternacht durch Wald und Berg zu laufen; aber Claude Renaud hat keine Frau genommen, die auf Erden nichts hat, um sich von ihr und ihren Launen und Träumen necken und trillen zu lassen. Nur vorwärts, mein feines Liebchen, vorwärts, damit wir an Ort und Stelle kommen."

Josephinen entfiel der Muth, ein Wort weiter zu sagen; sie fühlte wohl, daß alles, was sie erwiedern konnte, vergeblich seyn würde. Darum blieb sie mit ihren Gedanken und innerlichen Schrecken wieder einige Schritte hinter ihrem Manne zurück, und vollendete den Rest des Weges unter der Bemühung, ihre ungemeine Ermüdung zu überwinden und ihrem Geist eine größere Fassung zu gewinnen.

Die niedrige, dunkle Wirthsstube in maison Monsieur war voll seltsamer, mit den sonderbarsten Verkleidungen versehener Gestalten, die lärmend, rauchend und trinkend um den langen Tisch saßen. Daß sie nicht nur unter einander wohlbekannt, sondern auch mit Renaud und seiner Frau in näherer Verbindung stehen mußten, sah man an der vertrauten Begrüßung, an der schnell sich anknüpfenden Unterhaltung in eigenen, jedem fremden Zuhörer unverständlichen Redensarten, und an den bedeutungsvollen Zeichen, die hin und wieder gegeben wurden. Josephine hatte sich jederzeit in solchen Versammlungen unbehaglich und bedrückt gefühlt, und ihre heutige Erschöpfung, die Angst vor den nächsten verhängnißvollen Stunden machte, daß sie diesesmal mehr noch als sonst sich weit weg in einsame Stille wünschte. Sie zog sich unbemerkt in eine kleine unbeleuchtete Ecke des Zimmers zurück, wo sie sich niedersetzte, sich halb bewußtlos ihren mannigfaltigen Gefühlen überließ, und nur in der Gewißheit einigen Trost fand, daß Paul nicht weit sey, daß er liebend und getreu für sie sorge. Immer lauter wurden die Reden der Männer, je mehr leere Flaschen aufs Neue gefüllt worden waren, und bald konnte man weder die Stimmen, noch die Worte mehr unterscheiden; da klopfte eine Hand leise auf Josephinens Schulter, und es wurden ihr die Worte zugeflüstert: „kommt doch ein wenig heraus, junge Frau, an den Heerd, da könnt Ihr besser ausruhen als hier, wo ja das wilde Geschrei einem fast den Verstand nimmt." Josephine konnte zwar bei dem Qualm und dem Mangel an Licht die Gestalt nicht genau unterscheiden, die mit ihr sprach, allein die Stimme gehörte offenbar der alternden Wirthin, einer gutmüthigen Frau, die schon öfters bei ähnlichen Fällen ein wärmeres Interesse gegen sie geäußert und ihr zuweilen kleine Dienste geleistet hatte. Unbedenklich und froh, aus dem beengten Zimmer wegzukommen, folgte sie der Einladung und trat in die ziemlich große, reinliche Küche, wo um den Feuerheerd, zur Bequemlichkeit der Gäste, Sitze angebracht waren und die wirthliche Flamme erfreulich in die Höhe flackerte. Ein Mann, in einen Oberrock gehüllt, saß, mit dem Rücken gegen die Eintretenden gewendet, daran und schien in tiefe Gedanken versunken; als er aber die Tritte der Frauen hörte, wandte er sich um, stand auf, und Josephine hätte schon an dem lauten Pochen ihres Herzens den Liebling ihrer Seele erkannt, wenn auch nicht seine Züge ihr in dem Schimmer des Feuers entgegen geleuchtet hätten. Verlegen und ungewiß über seine Absichten, wie über die Art ihres Benehmens, stand sie einen Augenblick zögernd still; aber die Alte, welche die Gefühle der unglücklich Liebenden gleich der ganzen Umgegend kannte, faßte sie bei der Hand und sprach: „Nur ohne Furcht und ohne Sorge, junge Frau! Ich weiß, daß Ihr ehrlich und brav seyd, und mir ließe ich denn eben auch nichts Schlechtes zumuthen. Morel will Euch nur von einem Anschlag Nachricht geben, der Euch gefährlich werden könnte, und wünscht, daß Ihr ihn Eurem Manne mittheilet." Paul trat schweigend auf Josephine zu und reichte ihr die Hand. Ach dieser erste Augenblick der Vereinigung nach langen, unendlichen Leiden, wie war er so süß und doch so schmerzlich! Als ob sie den Geliebten aus der Ewigkeit herüber begrüße, so fügte die arme Dulderin ihre zitternde Hand in seine dargebotene, und Thränen der innigsten Wehmuth, der heißen, nie erfüllten Sehnsucht strömten aus den niedergeschlagenen Augen auf den Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Miscellen. Lord Byrons Briefwechsel.

Man fährt jezt von Liverpool nach Manchester und umgekehrt in 1¼ Stunden und für 7 Schilling die Person, welcher Preis aber auf 4½ Schilling herabgesezt werden soll. Ehemals dauerte die Reise gegen 4 Stunden und kostete 12 Schilling. Auch sollen die Eigenthümer in den ersten 9 Wochen 18,000 Pf. St. eingenommen haben. — In dieser Zeit des thätigen Strebens will man nichts unbenuzt lassen; so will Jemand eine Verrichtung erfunden haben, vermittelst welcher man den vom Brode während des Backens ausdünstenden Geist auffangen und verdichten könne, und zwar so, daß das Produkt die Mühe und Auslage reichlich erstatte.

Der beste Band, welcher bisher von der Cabinet Cyclopedia herausgekommen, ist ein Lehrbuch der Physik (Natural Philosophy) von Hrn. Herrschel, dem man eben — den Herzog von Sussex als Präsidenten der königl. Gesellschaft vorgezogen hat. Am meisten Aufsehen aber erregt gegenwärtig der zweite Band des Lebens und Briefwechsels Lord Byrons, von Moore. Die Briefe sind meistentheils an den Herausgeber und an Murray, Byrons Verleger, geschrieben und um so interessanter, weil sie im Mannesalter des großen Dichters abgefaßt sind. Sie beziehen sich oft auf seine Werke, und viele Stellen derselben kann man als das rohe Material ansehen, woraus er später seine herrlichen Gebilde schuf. Ich hebe folgende Stelle aus einem Briefe an Murray als sehr charakteristisch aus: „Sie bieten mir 1500 Guineen für den neuen Gesang: ich mag sie nicht; ich fordere 2500 Guineen dafür, und die mögen Sie, nach Belieben, geben oder nicht. Er schließt das Gedicht und enthält 144 Stanzen. Die Noten sind zahlreich und meistens von der Feder des Hrn. Hobhouse, der wohl mehr wirkliche Kenntniß von Rom und dessen Umgebung besizt, als irgend ein Engländer, der seit Gibbon hier gewesen ist. Indessen muß ich, um jedem Irrthum vorzubeugen, melden, daß er, nämlich Hobhouse, durchaus kein Interesse, mittelbar oder unmittelbar, an dem Gewinn hat, den mir das Privilegium des Gedichtes oder der Noten eintragen könnte, so daß Sie nicht glauben müssen, ich fordere, von ihm veranlaßt oder für ihn, mehr für diesen Gesang, als für die vorhergehenden. Nein, aber wenn Hr. Eustone 2000 Pf. für ein Gedicht über die Erziehung bekommen hat; wenn Moore 3000 für Lalla u. s. w., wenn Hr. Campbell 3000 für seine Prosa über die Poesie (Geschichte der englischen Dichter) bekommen hat, so verlange ich, ohne die Arbeiten dieser Herrn herabsetzen zu wollen, den erwähnten Preis für die meinige. Sie werden vielleicht sagen, ihre Werke seyen weit länger: sehr wahr, und wenn sie dieselben abkürzen, so will ich das meinige länger machen und weniger fordern. Sie können das Manuscript Hrn. Gifford und zwei andern von Ihnen selbst gewählten Herrn vorher zeigen, und wenn sie diesen Gesang im Ganzen für schlechter erklären, als die vorigen, so will ich von ihrer Entscheidung nicht appelliren, sondern die Handschrift verbrennen und die Sache hierbei beruhen lassen. — Sie haben recht, Gifford hat recht, Crabbe hat recht, Hobhouse hat recht, sie haben alle recht, und ich habe allein unrecht; aber lassen Sie mir doch dieses Vergnügen. Hauen Sie mich mit Stumpf und Stiel nieder; viertheilen Sie mich im Quarterly (Quarterly Review); schicken Sie meine disjecti membra poetae umher, wie die von des Leviten Beischläferin; machen Sie mich, wenn Sie wollen, zum Spektakel vor Menschen und Engel; aber verlangen Sie nicht, daß ich meinen Sinn ändere, denn ich will nicht; ich bin halsstarrig und träge, und das ist die Wahrheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im December 1830.

(Fortsetzung.)

Das historische Schauspiel.

Sollen wir nun unsere Ueberzeugung aussprechen, so eignet sich nur allein eine historische Anekdote (worunter wir ein sich abrundendes und geschlossenes Ereigniß verstehen) zur Bearbeitung eines historischen Drama's, das den Erfordernissen einer theatralischen Darstellung Genüge leistet, d. h. welches nicht zum Lesen und Studiren, sondern bestimmt ist, in einer gegebenen Zeit, in einem gegebenen Raum und vor einem Publikum gespielt zu werden, welches sich der Dichter als durchaus ungelehrt zu denken, und dem er also ein ursprünglich beginnendes und vor seinen Augen sich entwickelndes und völlig abschließendes Ganze vorzuführen hat. Es begreift sich von selbst, daß wir hier das Wort „historische Anekdote" nicht im gewöhnlichen Sinne spottenden Tadels gebrauchen; wir verstehen darunter zwar eine verhältnißmäßig kleine, keineswegs aber eine kleinliche Begebenheit; sie darf, als dramatischer Stoff, keineswegs die extensive Größe eines epischen haben; unerläßlich aber muß sie intensiv-groß, großartig seyn. Innerliche Großartigkeit kann aber nur aus der tiefen Einheit einer lebendigen Grundidee hervorgehen, nur aus ihr sich organisch entwickeln und künstlerisch gestalten. Daher die längst erkannte Schwierigkeit, einen geeigneten Stoff für das historische Schauspiel aufzufinden; nämlich eine Begebenheit von äußerlich geringer Dimension bei tief innerer Fülle, ganz für sich bestehend, ursprünglich beginnend und rein und vollkommen endend. Einen solchen Stoff beut die Geschichte äußerst selten, streng genommen, vielleicht gar nicht, da sie in ihrem Wesen unendlich, ohne absoluten Anfang, ohne absolutes Ende ist. Ihre Ereignisse gehen aus früheren hervor, und sind zugleich die Bedingungen späterer; nichts steht isolirt in ihr, nichts uranfänglich, nichts abgeschlossen da; sie ist ein fortwährend dahin wogender Strom zusammenhängender Thatsachen; und je bedeutender diese sind, um so weniger lassen sie sich von dem großen Ganzen abtrennen und in den engen Rahmen eines Schauspiels einschließen. Ja, mit solchem schwierigen und meist unmöglichen Abtrennen, mit solcher in und an sich selbstständigen Darstellung kämpft bei der Komposition einer Specialgeschichte selbst der Historiker nicht selten vergebens, obgleich er den großen Vortheil vor dem Schauspieldichter hat, weder auf einen gegebenen Raum für seine Darstellungen, noch auf deren Dauer beschränkt zu seyn.

So geschah es denn, daß die Dramatiker sich lieber der Sage zuwandten, auf deren Nebelferne sie die eigenen Erfindungen auftragen konnten; oder, wenn sie einen näheren geschichtlichen Stoff behandelten, selbst diesen nach ihren Bedürfnissen modelten und änderten. Aber auch dann noch war das Massenhafte der Geschichte oft zu gewaltig für die beschränkte Zeit einer dramatischen Darstellung, und schon die Griechen nahmen zu historisch-zusammenhängenden Stücken ihre Zuflucht, und erfanden die Trilogie. Shakespeare ging weiter: in einer langen zusammenhängenden Reihe von Schauspielen dramatisirte er den thaten- und folgereichsten Theil der englischen Geschichte. Keines derselben ist in so eigentlichstem Sinne wie sein „Hamlet," sein „Lear" oder sein „Macbeth" eine selbstständige Tragödie zu nennen; wenige nur stehen, allein und für sich, in klarer Verständlichkeit da, und nur diese haben sich auf der Bühne erhalten, nur diese dramatischen Meistergebilde sind auch theatralische.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Januar 1831.

— Was ihr gethan,
Geschah für einen queren Mann,
Der spröd' und wild, wie's manche gibt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren liebt.

Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Paul suchte sich zu fassen, die geschenkte Minute war ihm doppelt wichtig, weil die Rettung seines einzigen Kleinods von ihr abhängen konnte, und es gelang ihm, seine tiefe Rührung zu überwinden und Josephinen mit gedrängten Worten darzulegen, wie er mit Sicherheit in Erfahrung gebracht habe, daß man dem Plane ihres Mannes und einiger seiner Gesellen, in dieser Nacht eine bedeutende Quantität Waaren über die Grenze zu bringen, auf die Spur gekommen sey, und damit umgehe, die ganze Gesellschaft einzuschließen und aufzuheben, sollte man sie auch in ihre verborgensten Schlupfwinkel verfolgen müssen. Josephine dagegen machte dem Erzähler deutlich, wie alles, was sie über die Sache sagen könnte, nur als Einfalt, Unverstand oder als übertriebene Sorgfalt für sich selbst angesehen werden würde, wie sie schon im Heruntergehen einen Versuch gemacht habe, der gänzlich mißlungen sey, und schloß mit der Erklärung, daß sie nichts zu thun wisse, als das Schicksal über sich ergehen zu lassen, das nun einmal über sie verhängt zu seyn scheine. „Nein,“ rief Morel stürmisch bei diesen, mit inniger Ergebung ausgesprochenen Worten, „nein Josephine, so sollst Du nicht untergehen, wenn mein fester Wille noch irgend etwas vermag. Will Renaud Deine liebe Stimme nicht hören, so soll er vernehmen, was ich ihm zu sagen habe, und wenn er nicht ganz zum Teufel geworden ist, so wird er doch Dich nicht in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, Dich, die Du unabsehbarem Jammer Preis gegeben werden sollst, wie ein unschuldiges Lamm. Ruft mir Claude heraus, Mutter Martin, ich will selbst mit ihm sprechen!“

Ehe Josephine, von der bittersten Angst gefoltert, diesem Befehl Einhalt thun konnte, war er schon ausgeführt, und Renaud, dessen Augen, von Wein und Lärm belebt, noch wilder glänzten als sonst, stand dem Geliebten gegenüber, bevor sie es zu hindern vermochte. Es war einer der schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens, denn sie mußte fürchten, Pauls Eifer möchte den Mann beleidigen, dessen Eigenthum sie nun einmal war, und dessen Anfälle von Wuth sie besser kannte, als sonst irgend Jemand. Bebend an allen Gliedern, unfähig, die beklemmte Brust zu freiem Athem zu heben, zog sie sich in eine Ecke zurück, um wo möglich Claudes Blicken zu entgehen, damit nicht ihre Gegenwart schon seinen Zorn entflamme, ehe er wisse, wovon es sich handle. Ihre Furcht war jedoch, von einer Seite mindestens, ungegründet, denn Paul, welcher die Absicht, ihr zu nützen, niemals aus den Augen verlor, hatte Kraft genug in sich selbst, dem Manne gegenüber, der ihm sein höchstes Lebensglück geraubt hatte, und den er also tief im Herzen hassen mußte, seine Fassung zu behaupten und durch kein Wort, durch keine Geberde das traurige Geschick derjenigen noch mehr zu erschweren, die er über alles in der Welt liebte

Ohne irgend ein Verhältniß zu berühren, gab er mit grosser Umsicht und auf eine nach dem Charakter der vor ihm stehenden Person berechnete Weise Kunde von allem, was er über die Unternehmung dieser Nacht vernommen hatte, und ermahnte ihn, um seiner und seiner Gefährten Sicherheit willen ein Vorhaben aufzugeben, das unter solchen Umständen gewiß nicht gelingen könne. Er schilderte die Wachsamkeit der Douaniers, die Maaßregeln, die sie genommen hatten, und die beinahe nicht fehlschlagen konnten, ihre Ueberlegenheit an Waffen und Mannschaft, und die Kenntniß, die sie sich von den Oertlichkeiten verschafft hatten, mit einer so großen Bestimmtheit, daß Renauds erhiztes Gehirn sogar einige Wirkung zu spüren begann, sein Blick sich düster und unentschlossen zu Boden senkte, und er mit halben Worten nur, aber doch merklich, seine entstehende Unruhe zu erkennen gab. Schon glaubte Paul gesiegt zu haben, schon athmete Josephine in ihrem dunkeln Verstecke freier; aber sie kannten den Menschen doch nicht ganz, mit dem sie es zu thun hatten; bis zur Starrsinnigkeit auf seinen einmal gefaßten Ideen beharrend, seinem Gewerbe mit einer Leidenschaft ergeben, die nicht blos aus dem Wunsche nach Gewinn entstand, und im höchsten Grade frech, hätte er noch ganz andere Gründe sehen müssen, um einen Plan aufzugeben, dessen Ausführung nicht nur die Aussicht auf einen bedeutenden Gewinn darbot, sondern auch das, was er seine Ehre nannte, zu berühren schien, welcher er Eintrag zu thun fürchtete, wenn er jenen feige aufgab. Nach einigen Augenblicken tiefsinnigen Schweigens, fing er an seinen Kopf hin und her zu wiegen, ein wildes Lächeln brach aus seinen Zügen hervor und seine rasche Geberde zeigte, daß sein aufsteigender Zweifel niedergekämpft und sein Entschluß aufs Neue gefaßt sey.

„Ich danke Euch, Morel," sprach er mit erkünstelter Ruhe. „Zwar weiß ich wohl, daß nicht eigentlich Liebe zu mir Euch treibt, den Gefahren nachzuspüren, welche meine nächtlichen Gänge mir verursachen könnten, und Euch damit selbst Unannehmlichkeiten auszusetzen; aber wenn man immer auf die Ursachen der Dinge zurückgehen wollte, so würde man selten zufrieden seyn. Dießmal indessen kann ich von Eurer Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen; die Waare ist da und meine Gehülfen würden mit Recht über Saumseligkeit klagen, wollte ich ihre Einbringung verschieben. Die Nacht ist günstig, das Gewitter wird uns zu statten kommen, und der Regen, der jezt schon zu strömen beginnt, möchte wohl den Herrn da drüben die Lust benehmen, uns nachzujagen. Nein, nein; alles wohl überlegt, kann ich nicht warten. Morgen und übermorgen ist Markt in Montbeliard, da wird die Gegend voll von Menschen und die Polizei doppelt wachsam seyn, und später gibts Mondschein, wo einen die Spürhunde schon von Weitem wittern. Drum habt nochmals Dank, ich werde Eures guten Willens bei Eurer Heiligen nicht vergessen." Mit diesen höhnischen Worten wandte er sich um und wollte in die Stube zurück, als die Flamme des heller auflodernden Feuers Josephinens Gestalt mit einem Male erleuchtete und sie seinem Blicke darbot. Der Ausdruck, den jezt sein Gesicht erhielt, wäre des Pinsels eines Vandyks oder der Zeichnung eines Hogarth würdig gewesen; das sich ganz schuldlos fühlende Weib bebte davor zurück, und selbst Paul konnte sich eines vorübergehenden heimlichen Entsetzens nicht erwehren. Eine lange Pause folgte, Renaud schien mit seinen Empfindungen zu kämpfen und die aufsteigende Wuth beinahe nicht überwinden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Dieser tiefe und scharfsinnige Geist gibt wirklich den Fürsten der Willkühr, so nenne ich aber alle die, welche sich nur par la grâce de Dieu, um ihrer selbst willen, Fürsten glauben, alle Eroberer, auch alle Glückspilze der Geschichte, denen durch ein blindes Ohngefähr Völker geschenkt wurden, die sie für ihr Eigenthum ansahen, dieser Art Fürsten also, sage ich, gibt Machiavell die einzige und wahre Weise an, wie sie prosperiren, die einzigen erschöpfenden Regeln, die sie befolgen müssen, um ihre, von Haus aus auf dem Boden der Sünde und des Irrthums erwachsene Macht erhalten zu können. Sein Buch ist und bleibt für ewige Zeiten das unübertreffliche, das wahre Evangelium für solche, und wir Preußen insbesondere mögen uns Glück wünschen, daß in neuester Zeit Napoleon seinen Machiavell so schlecht inne hatte, weil wir sonst wohl noch unter seinem Joche seufzen möchten.

Wie herrlich geht aber über diesem Abgrund, dem seine relative Wahrheit nicht abzustreiten ist, die Sonne des repräsentativen Volksfürsten neuerer Zeit auf. Wie nichtig wird dann, geht man von dieser Basis aus, das ganze Gebäude der Finsterniß, welches Machiavell so meisterhaft entwickelt, und sinkt vor ihren Strahlen in nichts zusammen; denn es braucht ja nun weder mehr der List und Unwahrheit, noch der despotischen Gewalt und Furcht, um zu regieren. Humanität und Recht tritt, hundertmal mächtiger und wohlthätiger für Fürst und Völker, an die Stelle jenes trüben Glanzes, und dem fortwährenden Kriege folgt einst ein ewiger Frieden! Dieß aber fühlte und ahndete und wünschte Machiavell, und gar viele Stellen seines Buchs deuten deutlich darauf hin, unter andern, wenn er sagt: „Wer eine freie Stadt erobert hat, dem bleibt kein sicheres Mittel,

sie zu behalten, als sie zu zerstören, oder ihre Einwohner zu erneuen; denn keine Wohlthat des Souveräns wird sie ihre verlorene Freiheit vergessen lassen."

Indem er endlich unumstößlich beweist, daß man sich nur durch Nichtachtung aller Moral (und was war bis jezt, beinahe anerkannt, die Politik anders?) auf einer solchen Stufe willkührlicher Macht erhalten könne, und den Fürsten ernstlich diese Lehre gab, zeigt er auch zugleich nur zu deutlich, daß die ganze Gesellschaft damals ein Prinzip des Verderbens in sich trug, bis zu dessen Erkenntniß und Beseitigung kein wahres Glück der Völker, keine wahre Civilisation möglich war. Die Revolutionen neuerer Zeiten und ihre Folgen haben endlich der Menschheit die Augen geöffnet, und sie wird sie nicht wieder schließen.

Der Herzog Alba, von Titian. Höchst ausdrucksvoll und, wie ich glaube, treu, denn dieser Mann war keineswegs eine blos grausame und finstere Karrikatur. Ernst, fanatisch, dabei fest wie Eisen, praktisch, die Idee eines unerschütterlichen, sclavischen Dieners aufstellend, der weder rechts, noch links abweichend, seines Herrn und seines Gottes Willen blind zu erfüllen, stets bereit ist, und nicht darnach fragt, ob Millionen darüber in Martern untergehen; mit einem Wort, ein kräftiger, aber beschränkter Geist, der andere für sich denken läßt und für fremde Autorität handelt.

Heinrich der Achte mit Anna Bullen, von Holbein *). Der König in prachtvoller Kleidung, ein fetter, etwas fleischerartig aussehender Herr, bei dem Wollust, Schlauheit, Grausamkeit und Kraft in einer furchtbar behaglichen und fast jovialen Physionomie vorherrschen. Man sieht bei alle dem, daß ein solcher Mann zittern machen, und dennoch an sich fesseln kann. — Anna Bullen ist eine freundlich unbedeutende, beinah etwas dumm erscheinende, ächt englische Schönheit, von einer Gestalt, wie man sie auch heute, nur in anderem Kostüme, noch häufig hier antrifft.

Cromwell, von Vandyk. Ein herrlicher Kopf; etwas von dem bronzenen Gladiatoransehn Napoleons, aber dabei mit viel gemeinern Zügen, hinter denen jedoch, wie hinter einer Maske, eine große Seele dämmert. Schwärmerei ist fast zu wenig darin ausgedrückt, dagegen eine beinah ehrlich scheinende, und desto betrügendere List im Auge, aber nirgends eine Spur von eigentlicher Grausamkeit, die man auch dem Protektor wohl nicht vorwerfen kann, da selbst die Hinrichtung des Königs zwar eine grausame Handlung war, in Cromwells Gemüth aber nur wie eine ihm unumgänglich nothwendige politische Operation erschien, keineswegs in Freude am Blutvergießen ihren Grund fand. Unter Cromwells Bilde hängt sein eigener Helm.

Prinz Rupert, von Vandyk. Ganz der kühne Soldat, jeder Zoll ein Kavalier. Du weißt, daß die Anhänger des Königs sich damals ausschließend „Kavaliere" nannten. Ich meine jezt aber damit den Vornehmen und Ritterlichen. Ein schönes, den Weibern wie dem Feinde gefährliches Gesicht, und eine malerische Kriegertracht und Haltung.

Elisabeth, von Holbein. Das beste und vielleicht ähnlichste Bild, was ich bis jezt von ihr gesehen. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, ziemlich widerlich weiß, mit sehr blaßröthlichen Haaren. Die Augen etwas albinosartig, fast ohne Augenbraunen. Das viele Weiße darin gibt ihnen, troz ihrer künstlichen Freundlichkeit, einen falschen Ausdruck.

Man glaubt zu entdecken, daß heftige Begierden und beharrliche Leidenschaften unter dieser blassen Hülle verborgen sind, wie ein Vulkan unter dem Schnee, und erblickt hinlänglich jene eitle Sucht zu gefallen in der überreichen, mit Zierrathen überladenen Kleidung. Ganz anders, streng, hart und gefährlich zu nahen, erscheint sie in den Bildern ihres spätern Alters, aber auch da immer noch gleich übertrieben geputzt.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Heinrichs des Achten und Elisabeths Bilder findet man so häufig in England, daß Du auch, bei ausgezeichneten Exemplaren, die öfter wiederkehrende Schilderung derselben verzeihen mußt. Immer findet sich doch eins oder die andere Nüance verschieden.

Pariser Theaterstatistik.

Im verflossenen Jahr sind zu Paris 175 neue Stücke auf dreizehn Theatern gegeben worden, nämlich: 7 Tragödien, 13 sogenannte Dramen, 32 Lustspiele, 21 Opern, worunter vier deutsche und eine italienische, 28 Melodramen, 73 Vaudevilles und 2 Pantomimen. Die einträglichsten Stücke waren Hernani, Fra Diavolo, der 27., 28. und 29. Juli, Voltaire bei den Kapuzinern, Heinrich V. und seine Gefährten, die Schule von Brienne, die Sündfluth und der Kaiser; die anziehendsten Charaktere, Napoleon und die Jesuiten. — 144 Schriftsteller und 9 Komponisten hatten die Ehre, ihre Stücke aufführen zu sehen; die fruchtbarsten waren, wie immer, Scribe und Melesville; jener hat 13, dieser 11 Stücke geliefert. Die Theaterdirektoren wollen die Revolution nicht so sehr loben, wie die Journalisten. Die Redaktoren sind Präfekten geworden, aber in den meisten Theaterkassen fand sich am Jahresschluß ein Defizit; am übelsten daran sind in dieser Hinsicht die komische Oper, das Theater der Porte St. Martin und der olympische Cirkus.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Unruhen. Zustand des Volks.

Die Prozesse der armen, meistentheils verführten Taglöhner, welche neulich in mehreren Grafschaften stattgefunden haben, geben ein trauriges Bild von diesem Theile unserer Bevölkerung. „Der edle Bauernstand,“ wovon unsere Dichter so viel gesungen, hat entweder nur in ihrer Einbildung gelebt, oder ist in den lezten Jahren tief, tief gesunken. Sie sind im höchsten Grade unwissend und meist viehisch roh, weswegen sie sich auch so leicht von Bösewichtern zu Raub, Brand und Zerstörung gebrauchen ließen. Unter 138, welche zu Reading vor Gericht gebracht werden sollten, konnten nur 25 lesen und schreiben, und 37 allein lesen; alle Uebrigen kannten keinen Buchstaben. Dabei waren es nicht alte Leute, denn nur 18 waren über 40 Jahre alt. Die Gebildetsten gehören noch dazu meistens zu dissentirenden Gemeinden, die unter dem gemeinen Volk in den Städten sehr zahlreiche Anhänger haben, aber auch hie und da auf dem Lande sich bilden. Dieser Umstand allein spricht ein verdammendes Urtheil über die Geistlichkeit der Staatskirche, die doch eigentlich dazu bestellt ist, den Armen zu unterweisen, zu trösten und zu belehren, sich aber zu gut dünkt, sich unter die untern Volksklassen zu mischen und sie in ihren Hütten zu besuchen. So vernachlässigt und mit Mangel und Versuchung kämpfend, gehen die, bei denen sich innere Thätigkeit regt, zu andern Kirchen über, während die Trägen und Dümmeren in die tiefste Rohheit versinken. Aber die Geistlichkeit büßt schon jezt für ihre Nachlässigkeit, da die Taglöhner den Reden interessirter Pächter Gehör geben und sich willig dazu brauchen lassen, dem Pfarrer seinen Zehnten zu verkümmern.

Nachdem in den meisten Orten ein Vergleich zwischen den Partheien zu Stande gekommen ist, hat das Sengen und Brennen nachgelassen; übrigens ist es ein schrecklicher Zustand. Die Erbgeseze, die hohen Steuern, der Einfluß der Maschinerien, der frevelhafte Mißbrauch der Armengeseze und tausend andere Ursachen haben nach und nach den Reichthum in wenige Hände concentrirt, die große Masse alles Besizes und alles Kapitals, das ihnen zu ihrem Erwerb helfen könnte, beraubt und eine solche Konkurrenz für Handarbeit hervorgebracht, daß es leicht war, den Lohn bis auf das Aeußerste herabzudrücken, besonders mit Hülfe der Armengeseze. Die Kommunen pflegten die Arbeit der Armen, die ihnen anheim gefallen waren, im Ausstreich zu vermiethen, und wenn weniger geboten wurde, als unumgänglich nothwendig war, ihr Leben zu fristen, so bezahlte die Kommune den Rest, und drückte durch dieses System den Taglohn der freien Arbeiter so herab, daß sie nicht mehr leben konnten, also auch der Kommune anheim- und in die absolute Sklaverei der Armenaufseher fielen, die sie vermietheten, nährten, behandelten, wie sie wollten. Wenn sie in gute Hände fielen, war ihr Zustand leidlich, aber besonders im Süden von England scheint er über alle Maßen hart gewesen zu seyn. Das Schlimmste ist die vollkommene Hoffnungslosigkeit, da weder Fleiß, noch Glück ihre Lage bessern können. Der Erfolg war, wie wir gesehen haben, bitterer Haß gegen die höhern Klassen und ein Versuch, sich durch Gewalt zu verschaffen, was sie auf keine andere Art erhalten können; es ist ein bürgerlicher Krieg, bei dem bisher der Vortheil auf Seiten des Pöbels war. Dies ist übrigens nur Eine Seite und Ein Symptom des künstlichen Zustandes dieses Landes; man weiß nicht, was einen mehr in Erstaunen sezt, die großen Hülfsmittel des Staats, oder die endlosen, schreienden Mißbräuche und das durchgängige System von Corruption, durch das die Mißbräuche aufrecht erhalten werden; aber der ganze Zustand ist so, daß es nicht zu Verwundern wäre, wenn Alles auf einmal zusammenfiele.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im December 1830.

(Beschluß.)

Das historische Schauspiel.

Auch über diese äußerste Grenze des Drama's schritt in allerneuester Zeit ein Franzose, der Verfasser der Barrikaden und der états de Blois, hinweg. Nur die historische Genauigkeit, keineswegs aber die Kunst der Bühne beachtend, schrieb er, chronologisch, mit Datum und Stunde bezeichnet, fortlaufend aneinander gereihte historische Scenen, deren Undarstellbarkeit er selbst in der Vorrede anerkennt, demungeachtet aber das Kostüm seines Personals und den jedesmaligen Ort der Handlung mit der größten Umständlichkeit — versteht sich, nur für die Phantasie des Lesers — vorschreibt. Von Liebhabern der Geschichte wurden diese Produktionen mit Enthusiasmus aufgenommen, der dramatischen Kunst brachten sie wenig Gewinn. — Soll denn der Schauspieldichter ein dramatischer Geschichtschreiber seyn? — Große Muster haben sich bei Behandlung historischer Stoffe das Recht der Erfindung nicht nehmen lassen. Ja, sie haben auch wohl, bei einem gegebenen historischen Hintergrund, ein rein erfundenes Ereigniß zum Stoff ihres Drama's gewählt, und nicht läugnen wollen wir, daß wir eine ganz besondere Vorliebe zu dieser Gattung haben. In ihr muß die Eigenheit, das Kolorit der Zeitepoche mit historischer Strenge gehalten werden, die Fabel selbst in dieser Zeit nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich seyn, ebenso die Gefühl- und Denkweise der Personen, unter denen auch wirklich historische auftreten, oder, wenn sie nicht erscheinen, doch in die Handlung einwirken können. Und so waltet denn hier das eigentliche, das Lebenselement der Kunst, in welchem jede maßlose Willkühr gebunden und doch volle dichterische Freiheit ist.

Raupach hat — und auch dieses ist ein historisches Faktum, von dem der reine Zuschauer nichts weiß — Raupach hat sich den Shakespeare zum Muster gewählt, und gedenkt in einer Reihe historischer Dramen die Geschichte der Hohenstaufen zu geben. Ungerecht wäre es und unverständig, ein solches Werk vor seiner Vollendung zu beurtheilen. Da uns aber der Dichter einzelne, und sogar aus der Mitte herausgerissene Theile des großen Ganzen aufführen läßt, so muß er doch von diesen Theilen glauben, daß sie für sich bestehende, geschlossene und vollendete Schauspiele seyen, und wir durften sie also, ja wir mußten sie, als solche, von dem Standpunkt des reinen Zuschauers beurtheilen. In solcher Hinsicht nun steht Philipp doch über Heinrich VI., sowohl in Fülle und Tiefe der Handlung, als in ihrer lebendigen Entwickelung und dem, wenn gleich etwas epischen, Ende. — Wie ganz das Publikum nur reiner Zuschauer ist beweisen dessen Aeußerungen über den fünften Akt, der nach dem Tode Philipps spielt und, als ein Anhang an den schon herbeigeführten Schluß, nicht recht behagen wollte. Das Publikum hat recht, aber auch der Dichter, der eine Reihe von Schauspielen schreibt und also an das Folgende anknüpfen mußte. Das Unbehagen des Zuschauers trifft also die Gattung.

Von der Darstellung sey es uns erlaubt zu schweigen; nicht etwa, weil sie nicht gut war, sondern weil wir nichts darüber zu sagen wissen, was von allgemeinem Interesse wäre. Das Lokal-Bemerkenswerthe aber gehört in ein Lokalblatt.

LRbt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Januar 1831.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Jemehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.

Goethe.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Maria von Schottland. Wahrscheinlich im Gefängniß und kurz vor ihrem Tode gemalt; denn sie hat hier das Ansehen einer vierzigjährigen Matrone. Noch immer eine gediegene Schönheit, aber nicht mehr die leichtsinnige, Leben und Reize üppig genießende Maria, sondern sichtlich geläutert durch Unglück, ernsten Ausdrucks, Schillers Maria, eine edle Natur, die sich endlich selbst wiedergefunden hat. Es ist eines der selteneren Bilder dieser vielbeweinten Königin, die man sonst immer jung und glänzend geschildert zu sehen gewohnt ist.

Ignaz Loyola, von Rubens. Ein sehr schön gemaltes, großes Bild, dem man es indessen anmerkt, daß es nur eine Fiktion und kein Porträt ist. Der heilige, ganz gewöhnliche geistliche Ausdruck ist nichtssagend, und das Kolorit daran bei weitem das Schönste.

Doch ich würde nicht aufhören, wenn ich die ganze Gallerie durchgehen wollte. Also laß Dich in das lezte Kabinet führen, wo sich noch eine schöne Sammlung von Majolika und Email, größtentheils nach Zeichnungen von Raphael, befindet, so wie eine Marmorbüste des schwarzen Prinzen, eines derben Soldaten mit Kopf und Faust, aus einer Zeit, wo die lezte allein oft schon zu großem Ruhme hinlänglich war. Viele kostbare etruscische Vasen, nebst andern Kunstwerken, dienen den verschiedenen Zimmern, außer den Gemälden und Antiken, zum Schmuck, und es ist sehr zu loben, daß sie hierzu verwandt, und nicht in einer Gallerie als todte Masse zusammengehäuft sind. Es wurde mir als eine Merkwürdigkeit der genauen und festen Bauart des Schlosses gezeigt, daß, ohngeachtet seines Alters, wenn alle Thüren der Enfilade geschlossen sind, man aus dem lezten Kabinet, die ganze Weite von 330 Fuß entlang, durch die Schlüssellöcher eine am andern Ende gerade in der Mitte stehende Büste erblicken kann. In der That eine merkwürdige Genauigkeit, die unsere Handwerker sobald noch nicht begreiflich oder gar ausführbar finden werden. Obgleich, wie ich Dir erzählte, schon die Wände der Halle mit einer Unzahl von Waffen bedeckt sind, so befindet sich doch auch noch eine eigene Rüstkammer im Schloß, die außerordentlich reich ist. Hier wird unter andern Lord Brooks lederner, noch mit schwarz gewordnem Blut befleckter Koller aufgehoben, in dem dieser nicht unberühmte Vorfahrer der jetzigen Grafen in der Schlacht von Lichfield getödtet wurde. In der einen Ecke des Zimmers liegt ein ganz eigenthümliches Kunstwerk, von sehr heterogener Natur mit den übrigen, eine aus Eisen gegossene Meerkatze, aber von einer Vollkommenheit und einem Abandon in ihrer Stellung und ihren Gliedern, die die Natur selbst erreichten. Es that mir sehr leid, nicht von der Castellanin erfahren zu können, wer das Modell zu diesem Gusse gemacht. Es muß ein bedeutender Künstler gewesen seyn, der alle Affengrazie und Gelenkigkeit in dieser Stellung,

in der das Thier in der behaglichsten Faulheit schwelgt, mit so viel Wahrheit auszudrücken vermochte.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick schied, bestieg ich noch den höchsten der beiden Thürme, und genoß dort eine schöne und reiche Aussicht nach allen Seiten hin, bei ziemlich hellem Wetter. Weit entzückender als dieses Panorama war aber der lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von zwei Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter desselben ganz angemessen sind. Die Höhe und Schönheit der Bäume, wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Rasens kann nirgends übertroffen werden, während eine Menge riesenmäßiger Cedern (vom Libanon genannt) und die sich jeden Augenblick neu gestaltenden Ansichten der majestätischen Burg, in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtstrahlen ein immer wechselndes Spiel gewähren, einen solchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondschein, der alles noch gigantischer erscheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte kolossale Warwick-Vase, welche mehrere hundert Gallonen Wasser halten kann und mit der schönsten Arbeit geziert ist, so wie die Alterthümer besehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptsächlich in den antediluvianischen Stierhörnern und Eberzähnen bestehen, die man Thieren zuschreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der ersten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachsenzeit, erlegt haben soll. Die Dimensionen seiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen verrathen einen Riesen von größeren Kräften, als sie jezt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abschied von Warwickcastle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondlichte wie einem Kinde, dem ein phantastisches Riesenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Mit solchen Phantasien, gute Julie, will ich einschlummern und dem Morgen wieder entgegentreten, der mir auch Romantisches beut — die Ruinen von Kenilworth.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Endlich unterbrach Renaud zuerst die allgemeine Stille, und der Laut seiner Stimme zeigte den Aufruhr seiner Leidenschaften an. „Nun, ich sagte es ja, um mich sey es bei dem allen nicht zu thun und ich habe Eure Sorgfalt einer ganz andern Person zu verdanken; daß ich aber mein Weib in dunkler Nacht bei Euch finde, daß sie sich bei diesem abgekarteten Stelldichein meinen Augen zu entziehen strebt, das würde kein Ehrenmann ertragen, und ich werde mich mit beiden Theilen abzufinden wissen.“ Mit diesen Worten ergriff er den Arm der zitternden Josephine und schleppte sie eben nicht auf die sanfteste Weise nach der Nebenthüre, während Paul mit verbissenem Grimm sich vor ihn hinstellte und im Begriffe schien, einen ernstlichen Kampf zu beginnen. Nun aber sprang die Wirthin herbei, welche bisher eine schweigende Zuschauerin gewesen war, und indem sie nach Art der ächten Bergbewohnerinnen Renaud einen tüchtigen Stoß in die Seite versezte, fiel sie mit einem solchen Schwall von Schmähungen und Schimpfwörtern über ihn her, daß seine sonst so fertige Zunge einige Minuten lang verstummte. „Ei, Du verdammter Schleichhändler,“ rief die zornige Frau, „sollst Du Spitzbube mein ehrliches Haus noch zu einem schlechten Winkel und mich zu einer Gelegenheitsmacherin stempeln! Wärest Du Schuft nicht Dein Lebtage ein solcher Auswurf der Menschen gewesen, so würdest Du der lieben jungen Frau hier und dem artigen Burschen, der es so gut meint, nicht so abscheulich mitspielen können; aber was man selbst thut, das traut man auch andern zu. Vor jedem Gericht will ich die Unschuld der beiden Leute bezeugen, die kein Wort allein mit einander gesprochen haben, und wohl besser sind, als Du jemals in Deinem Leben, von Mutterleibe an, gewesen bist. Aber so geht es: unrecht Gut gedeiht nicht; Du hast die Frau mit Teufelskünsten erworben, und weißt nun nicht mit ihr umzugehen, kannst nicht einmal ihrer froh werden. Hättest Du sie dem gelassen, dem sie von Gott und Rechtswegen gehörte, es stände jezt besser mit ihr, und Dich würde der Gott sey bei uns auch nicht bei lebendigem Leibe holen. Daß Du aber meine ehrliche Herberge geschimpft hast, das sollst Du mir bezahlen, oder ich will nicht Lise Martin heißen.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß Renaud Manns genug war, es allenfalls mit zehn Weibern dieses Schlages aufzunehmen, und ihnen auf die eine oder andere Weise den unverschämten Mund zu schließen; allein hier mußte doch einige Behutsamkeit beobachtet werden, denn die Alte war nicht nur in der ganzen Umgegend und bei all ihren vielen Kunden sehr beliebt, sondern sie hatte auch die Macht, ihr Haus demjenigen zu verschließen, den sie nicht mehr darin aufnehmen wollte, und gleichwohl war dasselbe weit und breit der bequemste, ja beinahe der einzige Zusammenkunfts- und Zufluchtsort, der für Leute seines Gewerbes gefunden werden mochte. Er fühlte sich deßhalb gezwungen, seine aufbrausende Wuth, so gut es gehen wollte, zu bemeistern und der alten Dame, deren eingestemmten Arme und auf die Seite geschobene Haube nichts Gutes weissagten, gute Worte zu geben. „Nun,

nun, Mutter Martin," sprach er, „nehmt nur nicht alles gleich so schlimm auf; Ihr wißt wohl, ich bin ein Bischen heftig, ein Bischen geradezu, und es konnte mir freilich nicht behagen, meine Frau mit ihrem ehmaligen Liebhaber in Eurer Küche beisammen zu finden. Aber so wie Ihr mir die Sache erklärt, habe ich gar nichts mehr dawider, und Du, liebe Josephine," sezte er hinzu, indem er den Arm des halb bewußtlosen Weibes losließ, „kannst ja thun, was Dir gefällt. Ich bin entschlossen, in dieser Nacht jeder Gefahr entgegen zu gehen, allein wenn Du Dich fürchtest, so laß mich allein, der Nachbar Morel mag Dich heim begleiten." Dieser Vorschlag könnte nun freilich eine ganz andere Meinung von Claude geben, als wir bisher hatten, wenn man nur die Worte gehört und weder den Ton, noch die Miene beobachtet hat, mit denen sie gesagt wurden. Wäre aber auch der eine nicht so ingrimmig und die andere nicht so furchtbar gewesen, so würde dennoch Josephine zu einem solchen Auskunftsmittel sich niemals haben entschließen können, und eben so wenig hätte Morel unter diesen Umständen und auf diese Weise die Geliebte selbst einer nahen Gefahr entreißen mögen. Mit leiser Stimme, aber ohne Zaudern, sprach sie den Entschluß aus, den Gatten zu begleiten, und dieser kannte, ungeachtet er selbst keiner edleren Gefühle fähig war, seine Frau zu gut, als daß er nicht zum Schein noch länger auf seinem Vorschlage hätte beharren können. Nachdem er durch diesen Kunstgriff die alte Wirthin zufrieden zu stellen gesucht hatte, grüßte er Morel flüchtig und kehrte, von Josephinen begleitet, in die Wirthsstube zurück, während die Martin, die ihn zu wohl kannte, um sich von ihm täuschen zu lassen, die Faust hinter ihm her ballte und ihn mit einigen halblauten, nicht sehr höflichen Redensarten begleitete. Als sie sich dann aber umwandte und Paul mit freundlich theilnehmenden Worten zu trösten gedachte, war dieser schon in die finstere Gewitternacht mit Verzweiflungsmuth und dem festen Vorsatze hinaus gestürmt, Josephine, es koste was es wolle, zu retten, oder an ihrer Seite dieses dunkle Erdenleben zu verlassen.

Mitternacht war vorüber, die meisten der Anwesenden hatten sich auf verschiedenen Wegen zerstreut, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und ein jeder wußte seinen bestimmten Standpunkt, der ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, bei einem plötzlichen Ueberfall den Gefährten beizustehen. Da traten auch Renaud und Josephine an das dunkle Gestade und in das kleine schwankende Schiff, welches ein Mann leitete, dessen Aussehen beinahe mehr noch als das tiefe schwarze Gewässer an Freund Charon mahnte. In tiefem Schweigen, den verrätherischen Ruderschlag nach Möglichkeit mäßigend, legte man die kleine Strecke zurück; leise gleitete der Kahn über die Wellen, die links und rechts zuweilen über das niedere Bord schlugen. In einer halben Viertelstunde legte das Schiff an dem jenseitigen Ufer unter einem Felsenstücke an, das, von unten ausgehöhlt, bei niedrigem Wasser Schutz und Verborgenheit bot, und auch jezt unser Paar wirthlich aufnahm. Der Regen hatte aufgehört, doch zog dunkles Gewölke noch immer drohend an dem nächtlichen Himmel; das Gewitter hatte sich getheilt, es donnerte bald hie, bald da, und ein heller Blitzstrahl erleuchtete zuweilen auf eine Sekunde die grause Finsterniß. Sorgsam lauschte Renaud nach allen Seiten, legte sein Ohr auf den Boden; tiefe Stille herrschte überall, und nur aus der Ferne herüber tönte das Rauschen des Doubs zwischen den Schleußen und Rädern von Morels Mühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tannenbaum.

Sey mir gegrüßt, o Tannenbaum,
Da rings der Winter schneit!
Wie steht dir auf dem öden Raum
So schmuk dein grünes Kleid!

Voll Lust und Muth das Herz mir schwillt,
Seh' ich zu dir empor;
Gleich schwebt der wahren Größe Bild
Mit deinem Bild mir vor.

Im Lenze Bäum' und Blumen blüh'n
In muntrer Farbenpracht;
Du wahrst dein altes düstres Grün,
Und Niemand hat dein Acht.

Doch kommt der Herbst herangeschnaubt,
Da welkt die Rosenau,
Und Eich' und Buche stehn entlaubt,
Und frieren braun und grau.

In Jammer sinkt der ganze Hain,
Nur du, du bleibst ein Held,
Und wirfst der Hoffnung grünen Schein
Auf's weiße Leichenfeld.

Und streckst so kühn und streckst so hehr
Die Aeste himmelan,
Und gibst dem Wandrer gute Lehr:
Sey auch im Unglück Mann!

O Tannenbaum, stets jung und grün,
Sey du mein Losungswort,
Wenn einst mich Lenz und Sommer fliehn
Und meine Welt verdorrt.

G. Fein.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Die Pfarrverweser. Owen.

Es existirt eine Gesellschaft, die alte Kleider für die armen Verweser der Geistlichen der hohen Kirche sammelt, welche eine oder auch mehrere Stellen haben, die sie aber bekanntlich nicht versehen, sondern einen armen Schelm von Kandidaten, genannt Curate, statt ihrer aufstellen. Diese sollen nach dem Gesetz nicht weniger als 100 Pf. jährlich erhalten; da sie aber von den Geistlichen ernannt und entlassen werden, so wird das Gesetz nicht ausgeführt, sondern der arme Mensch macht einen Kontrakt mit dem Geistlichen, so gut er eben kann. Viele haben daher nicht 30 Pf. und Hunderte nicht 50. Dabei sollen sie anständig gekleidet seyn, um ihrem Meister und ihrem Amt keine Schande zu machen; dies ist natürlich völlig unmöglich, und es hat sich jene Gesellschaft gebildet, um für sie, ihre Frauen und Kinder getragene Kleider zu betteln und unter sie auszutheilen. So handelt der reichste und heuchlerischste Clerus in der Welt, und Niemand sagt etwas oder denkt darüber nach, und wenn es etwa Jemand wagt, so wird er von den sogenannten Frommen in ihren Journalen gehöhnt und verläumdet. Man kann nicht ohne Widerwillen in den Zeitungen sehen, wie Viele die Brandstiftungen auf Fremde zu schieben suchen, weil es gegen den englischen Charakter sey. Nachdem sie die Leute durch Unterdrückung zu Wilddieben, Brandstiftern, Räubern gemacht haben, so schämen sie sich und suchen die Welt glauben zu machen, es seyen die Jesuiten.

Der gedrückte Zustand, in dem die mittlern und untern Klassen sich befinden, macht sie geneigt, jeden Plan, der ihren Zustand zu verändern verspricht, anzunehmen, und die wildesten, unsinnigsten Theorien finden sogleich Tausende von Anhängern. Ich war vor einigen Tagen in einer öffentlichen Vorlesung, wo Owen (derselbe, der in New Lenox in Schottland und dann in Amerika eine neue Organisation der Gesellschaft versuchte) sein System der Reformation der Gesellschaft von Grund aus predigte; es waren viele Hundert anständig gekleidete Handwerker u. dgl., Männer und Frauen da, die mit unbeschreiblicher Begierde und Hingebung die Weisheit einsogen. Owen zählte die Gesetze der neuen Menschheit auf, deren erstes war, daß der Staat jeden Bürger mit Allem, was für ihn das Beste sey, versehen müsse. Neben mir stand ein dicktöpfiger, ernsthafter Spießbürger, der, als er dieses tröstliche Prinzip hörte, halblaut ausrief: „Bei Gott, das ist tiefsinnig!“ Owen fuhr fort: „Alle Strafen sollen abgeschafft, alle Kinder auf Staatskosten erzogen werden;“ der arme Mann neben mir, der wahrscheinlich ein Dutzend Kinder hat, konnte sein Entzücken kaum verbergen und murmelte: „Wahrhaftig, er ist ein Prophet!“ Wahrlich, Niemand konnte einem Propheten weniger ähnlich sehen, als Owen mit seinem Kalmuckengesicht, seinem schleppenden, matten Predigtton und kalten, talentlosen Vortrag; aber der Gedanke an alle die Herrlichkeit und das Gefühl ihrer gedrückten, verzweifelten Lage schien die Leute außer sich zu bringen.

Basel, Januar.

Volks- und politische Schriften.

Wie seit etlichen Jahren, so sezt auch jezt wieder für das Jahr 1832 die hiesige „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ einen Preis von 240 Schweizerfranken (15 Louisdors) für die zweckmäßigst abgefaßte Handschrift eines Volkskalenders aus, den sie, was bereits von ihr einigemal geschehen ist, alsdann bekannt zu machen und zu verbreiten übernimmt. Von den Preisbewerbern wird blos der, den eigentlichen Kalender und seine unmittelbaren Zugaben nicht betreffende Theil des Textes verlangt, in belehrendem, erzählendem und unterhaltendem Lesestoff; darunter eine Anzahl Denk- und Sinnsprüche, die zu Ausfüllung etwaigen Raumes dienen können, und eine Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, welche im Vaterlande sowohl, als im Auslande im lezten Jahr vorgefallen sind. Wenn irgendwo, so müssen solche Bemühungen für zweckmäßige Volksschriften in Basel für nutzbar und wohlthätig gehalten werden, wo die Fabrikation und Verbreitung mystischer und verdummender Traktätlein fortgehend durch mannigfache Mittel betrieben und auch vielseitig begünstigt wird. Am meisten dürfte aber wohl die ungehinderte Vertheilung solcher Schriften in den Schulen befremden, wo dieselben nicht selten sogar zum Vorlesen und Uebersetzen gebraucht werden. Den Schülerinnen der Töchterschule (um nur ein Beispiel hier namhaft zu machen) ward vor Kurzem ein Büchlein ausgetheilt, das die Kinder belehren will, wie sie mit christlichem Sinne die Messe (den Jahrmarkt) besuchen sollen. Dabei wird ihnen nun zur Pflicht gemacht, in der aufgestellten Menagerie die fremden Thiere nicht etwa zu betrachten, um ihre Kenntnisse zu vermehren, sondern wenn sie z. B. Schlangen sehen, so sollen sie sich die Schlange vergegenwärtigen, welche Eva verführte, oder jene, die Moses erhöhte, und dabei sich der Erhöhung Christi ans Kreuz erinnern; in den Flecken des Leopards sollen sie ihre Sünden erblicken; ihr Geld sollen sie ja nicht etwa für Eßwaaren, Waffeln u. dgl. verwenden, sondern Traktätlein kaufen und an die Savoyarden (obgleich diese dieselben nicht lesen können) verschenken u. s. w. Welchen Eindruck, fragt man billig, mögen dergleichen Betrachtungen auf die Kinder machen? Was mögen die Kinder sogar von Lehrern denken, die durch solche Mittel ihnen Ehrfurcht für die Religion einpflanzen wollen?

Die politische Aufregung der Gemüther hat, wie in den meisten übrigen Schweizerkantonen, so auch in Basel eine große Zahl von Zeit- und Flugschriften veranlaßt, deren Aufzählung nicht hieher gehört; doch darf wohl der wichtigsten derselben, die am Schlusse des Jahrs ausgegeben wurde, kurze Erwähnung gethan werden. Sie führt die Aufschrift: „Basels Verfassungsänderungen in den Jahren 1798, 1803 und 1814, ihr Verhältniß unter sich und zum Jahr 1830.“ und ihr Verfasser ist ein Rechtsgelehrter aus dem an den Kanton Basel übergegangenen Theil des Bisthums Basel, Stephan Gutzwiller, der denen, die fragen: ob ihm als neuem Schweizer eine volle Stimme gebühre? — mit der Gegenfrage antwortet: „Ob nicht das Bisthum Basel mit dem Kanton Basel einst Eines gewesen, ob nicht selbst nach der Trennung dieses Bisthum in vielen Beziehungen immer zur Schweiz gezählt worden sey, ob nicht der Bezirk Birsek lange mit Basel verschwistert und verbürgert gewesen, ob er endlich während der Zeit, in der er zu Frankreich gehörte, nicht wieder mit Basel und der ganzen Schweiz aus der gleichen Hand Glück und Unglück empfangen, und Vieles gelitten und geopfert habe für die Freiheit, um die er durch den Helden des Jahrhunderts mit noch Vielen betrogen worden sey?“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Januar 1831.

In dein mannhaftes Thun würd' ich verliebt,
Wärst du nicht mein so ausgemachter Feind.
Krieg gab dir Frieden nur, denn du bist still,
Mit deiner Seele Frieden, so Gott will!

Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Zwischen Klippen und dichtem Gestrüpp sich hindurchwindend, mühsam oft auf Händen und Knieen kriechend, hatte das Paar einen Theil des Weges zurückgelegt, und Josephine blutete schon an mehreren Stellen, von den scharfen Steinen und Dornen verlezt. Die Reise ging um so langsamer von Statten, als jedes Geräusch vermieden, jeder rollende Stein aufgefaßt und das Körbchen, worin die Aepfel lagen, mit Sorgfalt nachgehoben werden mußte. Endlich hörte man das Geräusch des sich an den zweiten Schleußen brechenden Wassers, und Renaud stand auf dem Punkte, den er seinen Gefährten als Sammelplatz bezeichnet hatte. Nicht als ob dieselben in Masse hätten marschieren wollen; einzeln und möglichst verborgen sollten sie von hier den kurzen Weg nach dem Hause, wo die Waaren niedergelegt werden konnten, auf eine Weise vollenden, welche beim geringsten Anschein von Gefahr ihre gesammte Macht gegen die Angriffe der Douaniers vereinen konnte. Schon hatte Claude hin und wieder ein leises, kaum seinen feinen Ohren hörbares Husten vernommen und wußte, daß er von treuen Leuten umgeben war, schon näherten sie sich den ungeheuren Felsenmassen, die sich der Mühle des Todes gegenüber gen Himmel thürmen, und hatten nur noch einige hundert Schritte zu machen, um den Ort zu erreichen, wo sie sich sicher glauben durften, als mit einem Male die ganze, wild romantische Umgebung sich zu beleben schien. Von jeder Seite erscholl ein durchdringendes Pfeifen, das näher und entfernter gleichzeitig beantwortet wurde, hinter jedem Baume hervor blizte Gewehrfeuer, hinter jeder Klippe lauschte Tod und Verderben. Die Douaniers hatten sich, von Renauds Vorhaben durch ihre Spione unterrichtet und seit kurzem erst mit diesem, fast unzugänglichen Schlupfwinkel bekannt geworden, heute alle vereinigt, um wo möglich den gefährlichsten aller Schleichhändler, der schon so lange jeder ihrer Nachforschungen trozte, zu überwältigen und sammt seinen Gehülfen für die Zukunft unschädlich zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, daß zu einem solchen Hauptschlag alles hinlänglich vorgesehen und alle Hindernisse gehörig beseitigt waren. Man hatte alles umstellt, jeder Ausweg war verschlossen, ein einziger ausgenommen, den die Polizei bei all ihrer Wachsamkeit noch nicht entdeckt hatte, allein diesen zu erreichen, mußte man sich durchschlagen, mußte mit den Ziegen um die Wette klettern können, und Renaud hatte nicht nur für sich, er hatte auch für sein zitterndes Weib zu sorgen, das athemlos, bis zur Ohnmacht entkräftet, neben dem Körbchen auf der Erde saß, und von welchem in diesem Augenblicke die erforderliche Schnelligkeit und Kühnheit zu fordern, Unsinn gewesen wäre. So schlecht der Mann immer seyn mochte, so war er doch nicht unmenschlich genug, seine unglückliche Begleiterin, die er selbst zu der Ausübung eines ihr verhaßten Geschäftes gezwungen hatte, hülflos zu verlassen; ja es regte sich

zum erstenmale einiges Mitleiden mit ihrer Lage in seiner harten Brust. Sein Scharfblick und die Kenntniß, die er von der ganzen Umgebung hatte, ließ ihn nur allzugut seine gefährliche Stellung und die Unmöglichkeit erkennen, sich anders als durch die größte Geistesgegenwart und durch kräftigen Muth zu retten. Daß er keine Schonung zu erwarten habe, wenn man ihn fangen sollte, sagte ihm sein Bewußtseyn, und er war fest entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als auf den Galeeren den Rest seines Lebens hinzubringen; allein was mußte aus Josephinen werden, die als Frau eines Schleichhändlers, als Mitschuldige ertappt, um so weniger Schonung erwarten durfte, als man ihr leicht beweisen konnte, daß sie schon früher ihren Mann in seinem Gewerbe unterstüzt habe? „Arme Josephine," sprach er, „die Schufte haben uns in der Klemme, ich wollte, ich hätte Dich heimgeschickt; aber ganz ohne Versuch zur Rettung wollen wir nicht in ihre Hände fallen. Fasse mich hinten an meiner Jacke, laß nur das Körbchen stehen, an dem ist jezt nichts gelegen, und nun halte Dich fest; was auch geschehen mag, laß nicht los, ich will sehen, daß ich uns beide davonbringe." Diese Weisungen waren das Werk weniger Sekunden, während links und rechts in den Gebüschen das Halloh der Jäger, der Knall ihrer Flinten, die Gegenwehr und das Röcheln des gejagten und gefallenen Wildes erschollen. Die halb bewußtlose Josephine klammerte sich krampfhaft an Renaud und ließ sich von ihm fortschleppen, während er seine Pistolen in der Hand muthig und entschlossen dem drohenden Tode entgegenschritt. Schon hatte er einige hundert Schritte zurück gelegt, schon athmete er freier und sah die Freistätte dicht vor Augen, die er zu erreichen hoffte, als zwei große, tüchtige Gestalten ihm mit gesenktem Bajonet entgegen traten und ihn mit donnernder Stimme aufforderten, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. „Nur todt sollt Ihr mich haben, Ihr Hunde," rief Claude; „Josephine, faß an, laß nicht los!" Und mit diesen Worten hatte er schon seine eine Pistole losgeschlossen und den nächststehenden seiner Gegner tödtlich getroffen. Ein hartnäckiger und mörderischer Kampf begann jezt, in welchem wahrscheinlich Renaud Sieger gewesen wäre, hätte nicht sein Toben und seine wohlbekannte Stimme dem bedrängten Douanier Sukkurs herbeigezogen. Aber obgleich er nun der Uebermacht unterliegen mußte, so hielt er dennoch Wort; zu Boden gerissen und aus mehreren Wunden blutend, kämpfte er fort wie ein Löwe, und seine Tapferkeit wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Der Wunsch, ihn lebendig in die Hände zu bekommen, und dann aus seinem Munde wichtige Geständnisse und Nachrichten zu erhalten, konnte nicht erfüllt werden, denn er vertheidigte sich, bis Besonnenheit und Athem ihn verließen, und als man endlich seiner mächtig wurde, hatte sein wilder, ungezähmter Geist die todte Hülle auf immer verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliches aus der römischen Campagna.

Wodurch schüzten die Alten sich gegen den Einfluß der schlechten Luft?

Bekanntlich ist es die Aria cattiva, die besonders gegen die Herbstzeit ihren üblen Einfluß äußert, welche die Gegend Roms immer entvölkert. Unter den Schriftstellern, die über diesen Gegenstand geschrieben, sind die meisten der Meinung, es sey die Luft um Rom einst nicht so ungesund gewesen wie jezt, und schreiben dieß der frühern trefflichen Bebauung des Bodens zu. Der Satz hat seine Richtigkeit, allein er gilt, wie jeder gleich einsieht, nur von der Zeit, wo Rom und die Campagna schon sehr bevöllert, überhaupt schon großer Wohlstand vorhanden war. Gehen wir aber weiter zurück und betrachten wir diese Landschaft, wie sie ausgesehen haben muß, als die ersten Bewohner in ihr sich ansiedelten. Es läßt sich nicht anders denken, als daß in der Campagna damals noch viele Sümpfe vorhanden gewesen; ja, wir wissen sogar, daß noch lange nach Erbauung Roms große Sümpfe zwischen den Hügeln, namentlich zwischen dem aventinischen und palatinischen und wieder zwischen diesen leztern und dem kapitolinischen lagen, von denen Dionysius versichert, daß sie sehr tief gewesen seyen, und auf welchen man, nach Properz, sogar mit besegelten Schiffen fuhr. Livius vergleicht die Gegend von Rom zur Zeit der Gründung der Stadt einer weiten Einöde, Ovid sagt, alles sey ein schrecklicher Wald gewesen.

Die Erfahrung lehrt aber, daß allenthalben in sumpfigen, unbebauten Gegenden die Luft sehr ungesund ist; es muß dieß also einst auch in Rom der Fall gewesen seyn. Da wir nun aber wissen, wie schnell troz dem die Bevölkerung in dieser Gegend zugenommen, zu welch enormer Zahl sie erwachsen, welch bedeutende Städte, wie Gabii und andere, selbst in der Nähe verpestender Seen gestanden, ja daß auch das von Ancus Marcius gegründete Ostia, wo jezt zur Herbstzeit nur eine Taverne ist, um den Büffelhirten Wein und Brod zu verschaffen, einst ein blühender Ort gewesen, so wie Ardea, das gegenwärtig kaum sechzig Bewohner zählt, und Lavinium, wo nunmehr nur das elende Kastell Trattica steht; da wir, sage ich, alles dieses aus der Geschichte wissen, so drängt sich uns nothwendig die Frage auf, wodurch sich denn die Alten gegen den Einfluß der schädlichen Luft geschüzt haben?

Die Meinungen hierüber sind sehr verschieden. Viele glauben, die Campagna Latiums sey in frühern Zeiten weniger warm gewesen als jezt, weil, nach Horaz, der

Soratte beschneit und, nach Livius, der Tiber einst zugefroren war. War dieß der Fall, so, schließen sie, müssen damals weniger und zugleich minder schädliche Dünste aus den Sümpfen aufgestiegen seyn. Andere dagegen schreiben das Nichterkranken der Alten in der ungesunden Luft einer robustern Konstitution zu und sagen mit Juvenal:

„Nam genus hoc vivo jam decrescebat Homero,
Terra malos homines nunc educat atque pusillos."

Noch andere endlich behaupten, daß die ungesunde Luft durch die vielen Wälder und Haine, die einst in und um Rom gestanden, verbessert worden sey, indem bekanntlich die Pflanzen kohlensaures Gas einsaugen, es zersetzen und Sauerstoffgas wieder aushauchen. So richtig dieser aus dem Prozesse des Pflanzenlebens gefolgerte Schluß auch ist, und so sehr er in vielen Gegenden in Hinsicht auf Gesundheit derselben sich bewährt, so scheint er doch in Bezug auf die Campagna Roms keine Anwendung zu finden; vielmehr läßt sich hier das Gegentheil darthun.

Wenn je die Wälder und Haine zu Verbesserung der Luft in der Ebene Latiums auf angeführte Weise beigetragen hätten, so müßten sie es auch jezt noch thun, da ja die Prozesse des Pflanzenlebens noch immer dieselben sind. Es zeigt sich aber, daß gerade die Ortschaften um Rom, wo gegenwärtig noch Wälder und Haine stehen, wie in der Gegend von Ardea, Prattica und Nettuno, die aller ungesundesten sind und es schon zur Zeit des Tacitus waren; ferner müßten die Villa Borghese, die Villa Medici und andere, die waldige Anlagen haben, gesunder seyn, als die, welche solcher Anlagen entbehren, und es ist dieß wieder nicht der Fall; endlich herrscht ja auf dem vatikanischen Berg, so wie am Janikulus, die großentheils mit Hainen und Gärten besezt sind, die schlechteste Luft. Es ergibt sich also hieraus, daß Wälder in Gegenden, wo in Folge der physischen Beschaffenheit des Bodens Aria cattiva herrscht, wie in der Gegend von Rom, geradezu schädlich seyen, und dieß aus dem Grunde, weil sie die Winde, durch welche die verpestenden Ausdünstungen fortgeweht werden und die Luft erfrischt wird, hemmen.

Brocchi meint, und seine Ansicht scheint uns die richtige, die wollene Kleidung sey es hauptsächlich gewesen, welche die Alten gegen den Einfluß der schlechten Luft, ehe diese durch zweckmäßige Bebauung des Bodens verbessert worden, geschüzt habe, und zwar dadurch, daß sie den Körper in beständiger Ausdünstung erhielt. Diese Meinung wird durch die Beobachtung unterstüzt, daß seit der Zeit, da man wieder angefangen, Wollenzeuge auf dem bloßen Leibe zu tragen, die intermittirenden Fieber in Rom merklich abgenommen haben. Selbst jezt noch, und auch in der größten Sonnenhitze, gehen die Hirten auf der Campagna in Schaffelle gekleidet, und dies gewiß nur, um sich vor der Einwirkung der Aria cattiva zu schützen; die alten Togen aber, die durch Stoff und Schnitt dem Körper so angemessen waren, sind verschwunden und an ihre Stelle ist, mit Brocchi zu reden, das unsolide, lächerliche Stück- und Flickwerk einer neuern Zeit getreten, das so wenig geeignet ist, gegen schädliche Einflüsse einer ungesunden Atmosphäre zu verwahren. Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Kuttengeistlichen in und um Rom weniger durch die Aria cattiva leiden, als die übrigen Bewohner. Ihre große Anzahl widerspricht wenigstens der Annahme nicht. Durch das Aufkommen jener leichten Bekleidung einerseits, und anderseits durch die, nach den vielen über Rom und seine Umgebungen gekommenen Verheerungen, erfolgte und durch schlechte Regierung unterhaltene Vernachlässigung der Kultur des Bodens, gewann die Aria cattiva an Stärke und Einfluß auf den Körper, und die Campagna Roms wurde in dem Grade ungesund und somit auch entvölkert, wie sie jezt ist.

Ehe ich diese Betrachtung schließe, muß noch etwas von den Krankheiten gesagt werden, welche zu verschiedenen Zeiten auch die alten Römer heimsuchten, und welche sie Pestilenzen nannten. Plutarch, Livius, Dionys und Andere sprechen von solchen Pestkrankheiten, die Rom unter den Königen und noch zur Zeit der Republik befallen und oft schreckliche Niederlagen verursacht haben sollen. Allein selbst wenn wir den Begriff von Pestilenz auch nicht so scharf nehmen, so kamen einige dieser Krankheiten, die ja in großen Intervallen sich zeigten, doch sicher aus Egypten über Griechenland gezogen, wie die im Jahre 573, die sich nicht allein über Latium, sondern über ganz Italien verbreitete; andere von Livius angeführte Pestilenzen waren offenbar Lagerkrankheiten, die unter dem Heere ausgebrochen, wie die im Jahre 287 und die im Jahre 365, als die Gallier das Kapitolium belagerten; endlich könnten es auch andere epidemische Krankheiten gewesen seyn, die ja überall unter gewissen Bedingungen entstehen können. Sicher waren es keine solche intermittirende Fieber, wie sie jezt alljährlich in Rom, in stärkerem oder geringerem Grade, sich einfinden.

Fassen wir zum Schlusse das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes daraus. Die ersten Bewohner Latiums, die sich auf den Hügeln der wüsten, sumpfigen Landschaft angesiedelt und viel mit der Urbarmachung des Bodens zu kämpfen hatten, waren gegen den Einfluß der schlechten Luft durch wollene Kleidung, wodurch die Hautausdünstung immer gehörig unterhalten wurde, geschüzt, bis durch allmählig erhöhte Kultur des Landes diese Luft selbst verbessert ward. Wie aber diese Kultur durch die vielen Verheerungen, die Rom und die Campagna mit der Zeit erlitten, wieder in Verfall gerieth, vermehrten sich die übeln Ausdünstungen des Bodens wieder, und es gewann durch die Einführung einer leich-

ten, unzweckmäßigen Körperbedeckung die Aria cattiva einen Einfluß, den sie früher nicht gehabt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Holzpapier.

Von allen Siebensachen, die hier gegen Neujahr zum Vorschein kommen, Juwelen und Nürnberger Waaren, Zukkerwerk und Almanachen, von all dem blendenden Tand, der die Straßen, Passagen und manche Häuser bis zum vierten Stockwerk hinauf anfüllt, hat mich nichts in so große Verwunderung gesezt, als zwei Adreßkarten, die ich heute früh in der Pförtnerloge an meinem Nagel fand. Ich habe doch in meinem Leben viele Adreßkarten zu Gesichte bekommen, gestochene, gedruckte und lithographirte, einfarbige und bunte, mit großen gothischen und unsichtbaren englischen Lettern, mit mannigfachen Schnörkeln, Karten, wo ein Hündchen den Namen im Munde trägt, und der Himmel weiß, wie viele andere; aber solche Adreßkarten, wie die von heute Morgen, waren mir noch nicht vorgekommen. Ich bat daher zwei Leute, die gerade neben mir standen, sie möchten doch einmal diese Karten anfühlen, und sie gaben mir zu gleicher Zeit die widersprechende Antwort, der eine: „Wie glatt!" und der andere: „Gar zu rauh!" Die Leute hatten aber beide Recht, denn man wußte wirklich nicht, ob man Holz oder Seide in Händen hatte. Neugierig, wie ich bin, ging ich sogleich zu den Personen, die mir so früh ihre Karten und so merkwürdige Karten ins Haus geschickt hatten, und ich erfuhr: Ein Mann aus dem südlichen Frankreich, Namens Brard, fand auf seinen Reisen, besonders in den franzöf. Alpenwäldern, eine ungeheure Menge verfaultes Fichtenholz. Er sann auf Mittel, diese unbrauchbare Substanz zu irgend etwas zu benutzen, um dann sich selbst ein Brevet auf etliche Jahre und den Gebirgsbewohnern einen neuen Handelszweig auf ewige Jahre zu verschaffen. Die im Jahr 1815 am Fuße des Montblanc begonnenen Versuche sezte Brard seitdem in den Wäldern der hohen Provence fort. Er hatte nämlich in dem Fasergewebe des gefaulten Fichten- und Tannenholzes eine vollkommene Aehnlichkeit mit der Substanz unsers gewöhnlichen Lumpenpapiers entdeckt, ließ eine große Menge der sogenannten Pinus maritima nach Fréjus bringen, die Kuerren herausnehmen und das Uebrige in einer Oehlmühle zu Brei mahlen. Diesen Brei that er in Säcke, ließ die Flüssigkeit ablaufen und brachte ihn nach der Papiermühle des Hrn. Ligier zu Brignolle im Departement Var. Die Schläge des Papiermüllers thaten ihre Pflicht; nach wenigen Minuten schüttete man den Brei in eine Bütte und zog daraus nach der herkömmlichen Arbeit 500 Bogen graulichtes Papier, das sich glätten ließ und auf welches man schreiben konnte, ohne es zu leimen. Dies Papier besorgte Brard nach Marseille, um Pappdeckel daraus zu machen, und man erhielt festen und leichten Pappdeckel, den man eben so gut wie den gewöhnlichen zum Einbinden der Bücher gebrauchen konnte. Endlich brachte er dasselbe Papier zu Schiffsbaumeistern, die es geeignet fanden, das grobe Theerpapier zu ersetzen, welches man unter den Kupfer- oder Zinkbeschlag legt. Noch nicht zufrieden mit diesen Entdeckungen, wollte sich Brard die Mühe ersparen, das faule Holz aus dem Walde holen zu lassen, und beschloß, in den Wäldern selbst, und weil er Wasser brauchte, am Rande der Bergwasser bewegliche Fabriken anzulegen, nach Art der nomadischen Destillationswerkstätten, die man auf den Bergen der Provence findet. Er hat diesen Plan noch nicht ausgeführt, weil die Gegend, wo er sich jezt aufhält, zu wenig faules Fichtenholz enthält. Auf den Alpen, Pyrenäen, in der Auvergne und auf den Vogesen gibt es die Menge. Brard hat sich einstweilen ein Brevet auf fünf Jahre geben lassen, und der Akademie von Bordeaux seine Erfindung mitgetheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Januar.

Die Taubstummen.

Die Rundschreiben und Berichte, welche von der Direktion der königl. Taubstummenanstalt in Paris, auf diplomatischem Weg der königl. Gesandtschaften, zur Einholung von Nachrichten über die Verhältnisse der Taubstummen und ihres Unterrichts in den kultivirten Staaten beider Welten verbreitet werden, haben die in Zürich seit einigen Jahren eröffnete Anstalt für Taubstumme und den Oberlehrer an derselben, Hrn. Scheer, zu einer umständlichen Darstellung dieser leztern und ihres Bildungsverfahrens veranlaßt, die ohne Zweifel in der von dem Staatsrath Degerando besorgten Sammlung jener französischen Berichte verdiente Aufnahme finden wird. Einige Bruchstücke daraus können hier einstweilen mitgetheilt werden.

„Vergleichen wir den Taubgebornen in der ersten Zeit seines Lebens mit einem vollsinnigen Kinde gleichen Alters, so ist hier keine Verschiedenheit wahrzunehmen. Beide geben ihre Freude durch Lächeln, ihr Schmerzgefühl durch lautes Weinen, ihr Verlangen durch Mienen oder schwaches Gebehrdenspiel kund. Beide sind mit gleichen Anlagen in die Welt getreten, in beiden wohnt der göttliche Funken, der hohe menschliche Geist. Wenn nun ein organischer Fehler die Entwickelung der geistigen Kraft erschwert oder auf einen geringern Umfang beschränkt, so gibt dies noch kein Recht, dem Taubstummen die erhabene Menschenwürde abzusprechen und ihn, wie es schon vielfach geschehen ist, in den Kreis der Thiere zurückzustellen. Auch ohne besondern Unterricht, blos im Umgange mit andern Menschen, erhebt sich der Taubstumme auf eine Stufe der Bildung und Erkenntniß, auf die außer dem Menschen kein auf Erden wohnendes Geschöpf gelangt. Wie indessen ein vollsinniges achtjähriges Kind, von sorgfältigen Eltern und Lehrern erzogen und unterrichtet, in seinem geistigen Verstehen und Wissen noch weit unter dem wohlunterrichteten Jünglinge, unter dem gelehrten Manne steht, eben so steht der blos durch Umgang gebildete Taubstumme noch hinter jenem Kinde zurück; gleichwohl zeigt sich auf dieser untersten Erkenntnißstufe der Mensch durch seine innere Kraft weit über die Thiere erhaben. Von dem Zeitpunkte an, da das hörende Kind Worte durch das Gehör aufzufassen, zu verstehen und nachzuahmen anfängt, zeigt sich bei dem andern die schreckliche Wirkung der Taubheit. Wer die Worte nicht hören, nicht verstehen kann, ist nicht im Stande, sie nachzuahmen. Der gewöhnliche Weg zur Spracherlernung ist verschlossen; aus der Taubheit folgt die Stummheit, und so die Taubstummheit."

„Der Taubstumme hat von unserer Sprache kaum eine Ahnung, durchaus keinen Begriff. Sein Gedächtniß, seine Urtheilskraft bleibt fast ungeübt. Abstraktionen sind ihm unmöglich; was die Vergangenheit gelehrt, was die Zukunft verheißt, bleibt ihm verborgen; er erkennt weder Tugend, noch Religion, er ist von aller höhern Freude dieses Lebens und von den Hoffnungen eines künftigen ausgeschlossen."

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. Januar 1831.

> Am Himmel herrscht grausamer Sterne Macht,
> Unholde Kraft ausströmend, deren schlimmer,
> Feindsel'ger Druck die Luft verderblich macht.
>
> Tasso.

Naturgeschichtliches aus der römischen Campagna.

Ueber die Aria cattiva und die Art ihrer Einwirkung auf den thierischen Organismus.

Im Jahre 1818, berichtet Brocchi, war der Einfluß der Aria cattiva so bedeutend, daß im Verlauf der Monate Juli, August und September über 6000 Fieberkranke in das Spital di Santo Spirito aufgenommen wurden. Die Soldaten, welche die Wachtthürme am Meere besetzten, mußten alle drei oder vier Tage abgelöst werden, und die Erndte, welche reif auf den Feldern stand, wollte Niemand sammeln.

Ueber die Ursache der Aria cattiva sind die Meinungen sehr getheilt. Einige legen ihr die Ausdünstung des Schwefelwasserstoffgases, andere die des kohlensauren Gases, noch andere endlich die des Kohlenstoffgases zu Grunde; allein man hat, wie Brocchi richtig bemerkt, dabei allzeit übersehen, daß alle diese Gasarten an verschiedenen Orten in Italien und Sizilien in großer Menge ausdünsten, wo die Gegenden doch als sehr gesund gepriesen werden. Man hat ferner die Entstehung der Aria cattiva der Ausdünstung des Stickstoffgases zuschreiben wollen; dieses Gas aber ist leichter als die atmosphärische Luft und steigt daher immer in die Höhe, wornach denn die höchsten Punkte in der Campagna viel ungesunder seyn müßten, als die tiefer gelegenen Gegenden, und die Erfahrung zeigt uns hierin wieder gerade das Gegentheil.

Die Campagna Roms ist eine weite, hügeliche, großentheils unbebaute Landschaft. Tritt die Regenzeit ein, so sammelt sich das Wasser in den Niederungen zu Sümpfen, bleibt da stehen und geht in Fäulniß über, zumal es von den glatten und festen Hügelabhängen während des Herabrinnens in die Tiefen allerlei vegetabilische Substanzen, so wie auch thierische Exkremente mit sich herabgeschwemmt hatte. Kommt nun die wärmere Jahreszeit wieder, welche das Verfaulen noch mehr begünstigt, so fangen die Sümpfe zu verdunsten an; allein da dieses Verdunsten bei dem noch geringen Grad von Wärme nur sehr langsam vor sich geht, so verderbt es die Luft noch nicht so sehr, bis endlich mit dem Monat Juli die fürchterliche Hitze eintritt, wo die Verdunstung dann plötzlich stark vor sich geht, und nun erscheinen mit einmal auch die Fieber, die so lang anhalten, bis die Hitze wieder abnimmt, das ist, bis gegen Ende Septembers.

Wäre die Campagna überall gehörig aufgeackert, wie sie es einst gewesen, so würde die Luft nie diese Verderbniß erleiden; denn es würde sich das Winterregenwasser alsdann nicht so in Sümpfen ansammeln können, sondern von dem aufgelockerten Boden mehr aufgesogen werden, und könnte somit im Frühling bei noch geringem Grad von Wärme wieder verdunsten, ohne in Fäulniß übergegangen zu seyn.

Man führe gegen diese Meinung nicht an, daß auch in der Lombardei, namentlich in der Gegend von Bologna nach Ferrara hin, die weiten Reisfelder den Winter über

unter Wasser gesezt werden, und die Landschaft doch nicht, wenigstens nicht in dem Grade wie um Rom, ungesund sey. Diese künstlichen Seen oder Ueberschwemmungen, die ich selbst beobachtet habe, werden erstens, eben weil sie so ausgedehnt sind, vom Winde immer bewegt, gleich dem Wasser eines Sees, und dann erhalten sie ja durch die vielen Schleußen, wodurch sie zu Stande gebracht werden, immerwährenden Zu- und Abfluß; dies sind zwei Ursachen, welche die Fäulniß verhindern.

Der Gelehrte Moscati will gefunden haben, daß die Basis der schädlichen Luft, welche Lazarethfieber verursacht, ein wässeriger Dunst sey, der einen thierischen Schleim enthalte, worin das Gift liege. Brocchi unternahm es, Versuche über die Aria cattiva anzustellen *). Er wählte dazu die Gegend um die Basilika di San Lorenzo fuori dello muro, eine der ungesundesten um Rom, und sezte daselbst seine Arbeit mehrere Nächte lang fort. Ein rüstiger Bursche, den er die erste Nacht als Gehülfen mit sich genommen, entschlief auf einige Stunden und hatte den andern Morgen schon ein intermittirendes Fieber, an dem er mehrere Wochen lang litt. Er verdichtete die aufgefangene Luft auf verschiedene Weise und erhielt immer eine Menge faules Wasser daraus.

Es bleibt nun übrig, etwas über die Art und Weise zu sagen, wie die Aria cattiva auf den Organismus einwirkt. Was die Wege betrifft, auf welchen diese Einwirkung stattfindet, so meint Brocchi, und thut es mit vielen Gründen dar, daß es mehr durch die absorbirenden Hautorgane, als durch die Respiration selbst geschehe. Sind aber die schädlichen Theile einmal in den Organismus gedrungen, so suchen sie die Säfte desselben sich analog zu machen, der Organismus, oder besser die den Organismus in seiner Integrität zu unterhalten strebende Kraft streitet dagegen, und es entsteht das Fieber.

Merkwürdig ist, daß die Aria cattiva auf die Heerden, die doch bei Tag und Nacht auf der Campagna frei herum gehen, nicht den schädlichen Einfluß äußert, wie auf den Menschen; eine Beobachtung, die wieder die Einwirkung der schädlichen Luft durch die absorbirenden Hautorgane zu beweisen scheint, eine Einwirkung, die bei den mit Wolle und Haaren bekleideten Thieren nothwendig weniger stark ist; ferner aber scheint hieraus auch wieder hervorzugehen, daß das vorzüglichste Mittel, wodurch sich die alten Bewohner der Campagna gegen den Einfluß der Aria cattiva, eh' diese nämlich durch eine treffliche Bebauung vermindert wurde, schüzten, wirklich die wollene Körperbedeckung gewesen, und daß somit die Kleidung unserer Zeit für Gegenden, wo einmal schlechte Luft herrscht, durchaus unzweckmäßig sey.

Baumann.

*) Das Verfahren sowohl, als die Resultate dieser höchst interessanten Versuche finden sich in der Biblioteca Italiana, vom Jahr 1818, unter dem Titel: Esperienze sull' aria cattiva de' contorni di Roma. Auch sind sie in dem trefflichen Buche: **Dello stato fisico del suolo di Roma**, mit einigen Zusätzen, wieder abgedruckt.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Was war unterdessen aus Josephinen geworden? Der instinktartige Trieb, ein Daseyn zu erhalten, das für sie keinen Werth haben konnte, hatte sie verlassen, als sie den ersten Douanier fallen sah, und unfähig, länger solche Schreckensscenen zu ertragen, war sie ohnmächtig in das Gebüsch zurückgesunken, unbemerkt von den kämpfenden Männern. Als sie wieder zum Leben erwachte, fühlte sie sich fortgetragen, und in dunkler Verworrenheit schloß sie die Augen fester, weil sie zu träumen glaubte. Jezt aber hörte sie deutlich das Keuchen dessen, der sie mit Anstrengung in seinen Armen hielt, sie empfand seinen schnellen Herzensschlag, und wie hätte sie das Klopfen dieser treuen Brust verkennen mögen? Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, oder sich mit Bestimmtheit der früheren Vorgänge zu erinnern, war sie sich nur bewußt, in Liebesarmen zu ruhen und von dem Schutzengel ihres Lebens gehalten zu seyn. Sie wurde nun auf weichen Rasen niedergelegt, augenscheinlich, damit ihr Retter neuen Athem gewinnen möge; es schien ihr, als töne aus weiter Ferne herüber ihr Name von Pauls Lippen gerufen, seltsame Lichtpunkte und gefärbte Strahlen tanzten in herrlicher Mischung vor ihrem innern Auge, und ihr Ohr empfing harmonische Laute, die sie niemals so schön gehört hatte. So wie aber das Bewußtseyn deutlicher wiederkehrte, wandelten sich alle diese Täuschungen der Einbildungskraft in furchtbare Wirklichkeit. Sie hörte das Geschrei der Streitenden, das Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden; das ganze Ereigniß stand nun klar vor ihrer Seele, und selbst Pauls sanftes Zureden, seine Gegenwart, das Gefühl seines thätigen Schutzes konnten ihre geschwächten Lebensgeister nicht vor neuer Ohnmacht bewahren. Morel hörte nicht sobald, daß der Lärm sich wieder nach der Seite hinzog, wo sie waren, als er Josephinen zum zweiten Male aufhob, um sie wo möglich in Sicherheit zu bringen. Seine häufigen Streifereien, durch die Besorgniß um das Weib seines Herzens veranlaßt, hatten ihn mit einem Orte bekannt gemacht, dem nämlichen, wohin Renaud sich hatte retten wollen und dessen Daseyn damals noch außer einigen Schleichhändlern Niemand ahnete.

Wir haben schon der furchtbaren Felsenmassen dem Moulin de la Mort gegenüber erwähnt, die wahrscheinlich dazu beigetragen haben, diesem Aufenthalte einen so abschreckenden Namen zu verschaffen. Ein kleiner, sich stets windender Pfad führt an den Fuß derselben und die Masse von Klippen erscheint von Weitem schon dem Auge wie die Thürme und Verschanzungen einer hohen Festung. Mitten unter diesen Felsen findet sich Einer, der senkrecht und ganz nackt emporsteigt, an welchen eine Leiter von wenigstens fünfzig Schuh Höhe gelehnt ist, die zu einem kleinen Ruhepunkt führt, auf dem wieder eine zweite Leiter, zehn Fuß hoch, steht, die endlich den Klimmenden auf eine Art ebener Terrasse trägt, von welcher man eine entzückende Aussicht genießt. Hier war der Punkt, wo die Kontrebandiers der Gegend, die ihn kannten, Rettung fanden, wenn sie verfolgt wurden, und in diesen Klüften bargen sie auch mit vollkommener Sicherheit einen Theil ihrer Waaren, bis sie dieselben zu gelegener Stunde tiefer ins Land bringen konnten.

Pauls einziger Wunsch war es nun, mit Josephinen diesen Zufluchtsort zu erreichen; allein obschon des Wegs ganz kundig, und nicht mehr weit davon entfernt, mußte er dennoch seine theure leblose Bürde mehrere Male niederlegen, um freien Athem zu schöpfen, und hätte nicht eine Liebe, die, wenn sie ächt ist, selbst das unmöglich scheinende möglich macht, seine Kräfte unterstützt, so wäre er vor der Ausführung der Anstrengung unterlegen. An dem Fuße der Leiter angelangt, sah er erst ganz die fast unüberwindliche Schwierigkeit ein, mit einer bewußtlosen Person dieselbe zu besteigen, und schon war er entschlossen, zwischen den umliegenden Felsen einen Versteck zu suchen, als es ihm schien, als ob er die Stimmen der Verfolger näher kommen höre. Mit welchem namenlosen Schreckensgefühl Josephinens treuer Freund in diesen Minuten die steile Wand vor sich, die er sammt ihr zu erklimmen sich unfähig fühlte, und dann wieder die sterbende Geliebte seines Herzens anschaute, mögen sich diejenigen selbst vorstellen, welche jemals ein heißes Gefühl in ihrer Brust getragen haben. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand unaussprechlicher Angst nicht lange; entweder gab die Verzweiflung seinen Worten ein besonderes Gewicht, oder Josephinens Geist wurde durch eigene Lebenskraft von den Fesseln der Ohnmacht entbunden, denn es gelang ihm, wenigstens einen instinktartigen Wunsch nach Rettung in ihr zu erregen, und diejenige Hülfe von ihr zu erhalten, deren sie mit halbem Bewußtseyn fähig war. In seiner Tasche fand er einen Strick, den er zu sich gesteckt hatte; dieser und sein Tuch, mit Josephinens zusammengebunden, waren hinlänglich, ein paar Schlingen zu machen, welche ihm dazu dienten, die theure Bürde auf seinem Rücken festzubinden, und da er hoffen konnte, das wiederkehrende Bewußtseyn sey hinreichend, um ihre physischen Kräfte zur Thätigkeit aufzurufen, so bestieg er ohne Zaudern den gefährlichen Pfad. Nicht ohne große, beinahe übermäßige Anstrengung ward der erste Absatz erreicht, und er hätte sich vielleicht außer Stande gesehen, die Höhe völlig zu gewinnen, wenn nicht die luftige Fahrt und die augenscheinliche Todesgefahr Josephinens Besonnenheit so weit gesteigert hätten, daß sie die zweite, kürzere Leiter nun selbst besteigen konnte.

Jezt hatten sie die lezte Sprosse erklommen und sanken athemlos, bis zum Tode erschöpft, auf den kahlen, harten Stein hin. Dunkel ruhte noch auf der ganzen Gegend; durch zerrissene Wolken blinkte matter Sternenschimmer, ein feuchter Nebel schlich an den Bergen hin, und nur im Osten entglomm ein bleicher Schein des kommenden Tageslichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechischer Heldensinn.

Von Thessaliens Gebirgen bricht herein der Perser Macht,
Dumpf erschallt der Völker Brausen, Rosse wiehern nach der Schlacht;
Aufgegangen ist die Sonne fern im Osten blutig roth,
Und der Sparter kühne Herzen träumen schon von Kampf und Tod,
Zittern nicht, hinabzusteigen aus der Jugend frischem Glanz
In des Hades Nacht als Schatten mit dem bleichen Lorbeerkranz.
Aber kein verworrner Jubel gibt die Todesweihe kund,
Und wie vormals spielt ein mildes Lächeln um der Helden Mund.
Wie das Opfer schwer von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken sie, zu sterben sicher, sorgsam sich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Göttertänzen auf der Heimath grünem Plan,
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.

Gustav Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Taubstummen.

„Der Drang und die Nothwendigkeit einer Mittheilung (heißt es in dem Berichte der Züricher Taubstummenanstalt weiter) hat dem Taubstummen ein Mittel angegeben, sein Begehren, seine Affekte durch Gebehrden und Mienen Andern begreiflich zu machen und hiedurch mit ihnen zu korrespondiren. Diesen natürlichen Zeichen fügt er bald noch andere konventionelle bei, durch die er besondere Personen und Sachen andeutet. Seine Gebehrden- und Mienensprache bildet sich so weit aus, daß er im Kreise der Seinigen über das Nothwendigste sich ausdrücken kann. Mit unserer Sprache möchte aber eine solche Bezeichnung kaum verglichen werden können. Es fehlen dieser alle jene Beziehungen, welche wir durch Flexion der Begriffswörter, durch Syntax und Topik der Säze bezeichnen. Man suchte dieser Mangelhaftigkeit durch Annahme einer Menge willkührlicher Gebehrdenzeichen für grammatische Wörtereintheilung, Beziehung nach Zahl, Fall, Zeit, Ort und Weise abzuhelfen. Da aber dies nicht recht angeht, so nimmt man das Handalphabet zu Hülfe. Wir geben zu, daß man mittelst dieser künstlichen Gebehrdensprache die Geisteskräfte des Taubstummen auf einen gewissen Grad entwickeln und die Mittheilung bedeutend erweitern könne; wir sind überzeugt, daß der Taubstumme sich mit Vorliebe in der Gebehrdensprache ausdrückt; aber wir behaupten anderseits, der ganze mögliche Umfang dieser Sprache sey in Reichhaltigkeit, Bestimmtheit und Beziehungsfähigkeit bei weitem nicht hinreichend, Erkenntnisse und Mittheilungsfähigkeit zu verschaffen, wie solche oft schon das siebenjährige vollsinnige Kind gebildeter Eltern besizt.

Ist es möglich, unsere Sprache dem Taubstummen in Formen für das Auge wahrnehmbar zu machen, wie sie der Hörende durch das Ohr in Tönen vernimmt, so ist auch die Möglichkeit ausgesprochen, daß der Taubstumme ohne eine andere Vermittelung unsere Sprache müsse erlernen können; diesen Sprachausdruck in sichtbaren Formen haben wir und kennen wir alle, die Schrift. Lebte ein Taubstummer in einem Hause, wo alle Mittheilungen schriftlich geschähen, er würde, wie das hörende Kind unter Redenden, die Schriftsprache auf einen ziemlichen Grad blos im Umgange sich aneignen. Gegen die Richtigkeit dieses Sazes läßt sich nichts einwenden; somit dürfte sich die Schrift als vorzüglichstes Sprachbildungsmittel für Taubstumme darstellen.

Bei den Vollsinnigen ist die Schriftsprache ein bloßer Abdruck der Tonsprache; auch wenn wir im Stillen lesen oder schreiben, ist's, als ob das Wort klänge. So kann die Schriftsprache, als eine sichtbare Lautbezeichnung, der Träger und Erhalter der Muttersprache werden, gesezt daß wir in einem fremden Lande lange nicht mehr in derselben reden hörten. Anders ist es bei dem Taubstummen, bei dessen Unterricht die Schrift ursprünglich Hauptbildungsmittel ist; er denkt nicht in betonten, sondern in geschriebenen Worten. Die Formen der geschriebenen Worte stehen eben so klar in seinen Vorstellungen, als bei uns die Klänge der gesprochenen. Die verschiedene Weise der Anschauung muß nothwendig diese Verschiedenheit der Vorstellung bewirken. Wie dann die Schrift für Hörende als bleibender Abdruck ein Mittel zur Erhaltung und Ausbildung der Tonsprache ist, so wird die von dem Taubstummen auf einen gewissen Grad zu erlernende Tonsprache ein Stüzpunkt für die Schriftsprache."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Holzpapier. Frau v. Genlis.

So besizen wir denn zum ersten Male Papier und Pappdeckel aus einer Substanz ohne Werth, oder die jezt erst einen Werth erhält. Man hat schon früher aus Heu Papier bereitet; nach einigen deutschen Blättern zu schließen, ist diese Erfindung in Deutschland bekannt. Heu läßt sich aber besser zum Ackerbau verwenden, und wenn es anders bei uns faule Fichten gibt, so benuze man ja die Entdeckung Brards. Wenn man aber will, ist das feine Holzpapier Brards keine Entdeckung, nur eine Verfeinerung. Das Pergament, welches man sich gewöhnlich dick vorstellt, wurde ebenfalls im Alterthum sehr verfeinert; man trug die ganze Iliade auf Pergament in einer Nuß. So hat man jezt auch das Holz verfeinert; die Adreßkarten von heute Morgen sind in dieser Hinsicht ein wahres Meisterstück; ohne ihre Holznatur ganz zu verläugnen, sind sie glatt wie Seide; auch hat man mir heute einen großen hölzernen Bogen gezeigt, den ein deutscher Rezensent füglich sauberes Papier nennen könnte. Wenn das so weiter geht, schreibt bald ganz Europa auf Holzpapier; wer weiß, am Ende verfeinert man auch den Stein und schreibt und druckt darauf. Möge alsdann auch der Styl unserer Schriftsteller desto körniger und am Ende ordentlich lapidarisch werden!

Frau von Genlis ist gestorben. Dem höflichen Moniteur zufolge, war sie 85 Jahre alt. Als ihr Zögling auf den Thron gelangte, wurde sie vor Freude wieder jung. Sie hatte sich seit fünfzehn Jahren völlig zurückgezogen, und erschien nun von Neuem in Gesellschaft. Die Gouvernante, ich sollte sagen der Gouverneur im Hause Orleans, war zur Zeit eine eifrige Anhängerin der Revolution und besuchte den Jakobinerklub. In Altona kehrte sie bei dem Gastwirthe ein, „welcher für den eifrigsten Anhänger der französ. Revolution galt." Unter Napoleon hatte sie freie Wohnung im Pariser Arsenal. Darauf unterwarf sie sich freiwillig einer fünfzehnjährigen Buße und schrieb fromme Bücher. Die Buße hatte mit dem 8. August 1830 ein Ende; Frau von Genlis war wieder die alte geworden, das heißt jung und lustig, brillirte in Gesellschaft, addirte den Tag über ihre Conqueten und schrieb Memoiren. Als ich ihr vor Kurzem in einer Soirée vorgestellt wurde, entschuldigte sie sich vor Allem, daß sie nicht aufstehen könne, und behauptete, sie sey 81 Jahr alt. Ehe ich Zeit gewann, dieser Behauptung nicht glauben zu wollen, erzählte sie mit einer Geläufigkeit und einem Feuer, worüber man erstaunte, drei, vier Anekdoten, und versezte die ganze Gesellschaft in ein konvulsivisches Lachen. Talent hat Niemand den Schriften dieser Frau abgesprochen; allein es ging ihr anders als den meisten Schriftstellern: sie sprach weit besser, als sie schrieb. Als ich das Gespräch auf ihre Werke lenken wollte, fiel sie mir ins Wort und sagte eifrig: „Mein Herr, ich habe nie ein Plagiat begangen." Man hatte ihr nämlich ein Plagiat aus dem Buche des Abbé Gauchat über die Religion vorgeworfen. Sie befand sich seitdem in den angenehmsten und unangenehmsten Verhältnissen, konnte aber nie jenen Vorwurf vergessen, der sie wie eine fixe Idee verfolgte. Es ist merkwürdig, daß Ludwig XVI. von einem Höflinge den Rath erhielt, den Kronerben von Frau v. Genlis erziehen zu lassen; Ludwig XVI. lachte ihn aus.

D.

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Januar 1831.

— Immer hab' ich sagen hören, daß
Gebehrdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Schiller.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

VI.

December 1829.

Was soll daraus werden! Ich verliere mich in dieser hellen, blendenden Weite.

Die Abende bei dem Bankier thun mir nicht wohl. Es blitzen so viel Lichter dort, und man geht doch im Dunkeln nach Hause. Unzählige Fragen kommen zur Sprache, aber die nächsten und liebsten bleiben unbeantwortet. Niemals war vielleicht das Interesse für das Große, Allgemeine der Welt so rege als jezt, stände nur der Einzelne nicht so einzeln dabei.

Denke ich zurück — damals! — Es gab nur einen Gedanken, doch der ganze Mensch mit seiner Freundschaft und Liebe, dem gleich empfundenen Vertrauen, der Zuversicht und dem Stolze ernster Bestimmung lag darin. Jezt glaubt man an die Aechtheit keines Gefühles, an keine That, an keine Erfolge. Alle urtheilen scharf, Niemand fühlt bescheiden, daß irren menschlich sey. Die Sehenerven des Auges haben sich an ein Zusammenpressen und stechendes Durchdringen gewöhnt, sie können nicht mehr aufsehen zu einem Höhern. Dabei muß ich hier bei den Fremden verweilen; die Wege sind verschüttet, die Kälte steigert sich täglich, selbst der Postenwechsel stockt. Ich höre nichts aus der Ferne, kann nun auch diese Blätter nicht abschicken. Wellborn hat es mir unmöglich gemacht. Der Mensch wird wider seinen Willen mein Schutzgeist.

Heute durchlese ich alles, was ich seither geschrieben habe. Wellborn war im Zimmer, er machte sich allerlei um mich zu thun. Ein Paar mal ertappte ich ihn auf verstohlenem Hineinschielen in meine Papiere. Ich sah ihn unwillig an; er verlor die Fassung nicht. Lächelnd sagte er: „Verzeihen Sie, wenn ich den Genuß, den Sie uns bereiten, anticipire.“ Ich verstand ihn nicht; mich ärgerte aber seine Unverschämtheit und ich ließ mich hierüber aus. „Nun,“ versezte er, „was zum Drucke bestimmt ist, das duldet schon den ungeduldigen Blick des Bewunderers.“ — „Woher wissen Sie, was ich schreibe?“ — „O das läßt sich leicht aus der Erfahrung abnehmen. Bemerkungen über Zeit und Ort, Personen und ihre Verhältnisse können in Ihrer Lage nicht fehlen. Es reist jezt Niemand, ohne seine Reisen drucken zu lassen. Es besucht kaum Einer den Andern, ohne eine Anzahl artiger Anekdoten in Umlauf zu bringen. Das Innere der Häuser nach Außen gekehrt, von dem zufälligen Aeußern der Menschen nach Innen geschlossen, das gibt einen lustigen Mischmasch, der, ist er nur halbwegs boshaft und geeignet, die feinen Lacher auf seine Seite zu bringen, heutzutage gewaltig zieht.“ Ich war so erschrocken, so verwirrt über das, was ich mir wirklich schon Voreiliges in diesen Blättern zu sagen erlaubt habe, daß ich nicht eine Sylbe antwortete und er fortfuhr: „Ihnen nun ganz besonders hat der Zufall, in Folge Ihres seltsamen

Geschickes eine Veranlassung gegeben, Ihre Gedanken und Empfindungen in die interessante Nacht des Gespenstischen zu hüllen und dadurch Aufmerksamkeit, wie poetische Spannung zu erregen." — „Was soll das heißen?" rief ich entrüstet. „Wer gab Ihnen das Recht —" — „O um alles in der Welt," unterbrach er mich, „keine Aufwallung des Zorns, mein Herr, wo Sie nur einem günstigen Geschicke dankbar seyn sollten. Aufsehen zu erregen, das ist ja das Ziel der unsinnigsten Verzerrungen der Mode, und oft eines ganzen Lebens voll Qual. Sie erreichten das ganz von selbst. Ich versichere Sie, ich bin vollkommen unschuldig daran. Noch ehe ich so glücklich war, in Ihren Dienst zu treten, nannte man Sie, ich wüßte nicht zu sagen warum? das Gespenst von 1813. Es gehen, Sie wissen, oft unsichtbare Stimmen vor einem her. Die Abentheuer einer merkwürdigen Erscheinung rollen sich in irgend einem Moment, wie im Vorüberfliegen, auf, es bleibt etwas davon zurück, dieß Etwas bildet die Atmosphäre einer Person, man sieht weit mehr darauf, als auf den Menschen selbst. So, mein Herr, folgen Ihnen hier alle Blicke, und Sie dürfen dreist auf die Gewalt dieses Eindrucks einen momentanen Einfluß begründen wollen, der" — „Halten Sie ein!" rief ich, von Zorn glühend. Doch gleich darauf besonnener, sezte ich hinzu: „Ich danke Ihnen. Aber gehen Sie; ich will allein seyn."

Ich bin allein! Himmel! welche Lehre! Niemals, niemals werde ich eine Zeile von allem hier Niedergeschriebenen in die Welt schicken. Ist es eine Zeit darnach, in dem kleinlichen Spiel geheimnißvoller Mummerei das Bischen Wohlwollen und Güte, was die Gesellschaft noch verbindet, zu untergraben? Darf man so mit den lezten Pfennigen freventlich prassen? Gott bewahre mich, einer Seele wehe zu thun, die ich doch wohl nicht verstehe. Was hilft es, die Stacheln heraus zu kehren? die Menschen prallen davon auseinander; es wird nur leer um uns; aber der Wellborn — — — — —

Eben war Korneliās Vater bei mir. Als ihm mein schlauer Diener die Thür öffnete, sah er ihn starr an, entfärbte sich und eilte dann mit Besorgniß auf mich zu. „Ein Wort," flüsterte er. Wir traten in ein Fenster; ich winkte Wellborn, uns allein zu lassen. „Um Gottes Willen," rief der erschrockene Mann, „wie kommen Sie zu dem gefährlichen Menschen? Wer hat Ihnen den verschlagensten, ränkevollsten Burschen, der je die Taschen und Mantelsäcke eines Reisenden durchsuchen durfte, empfohlen?" — „Die Bescheinigungen früherer Herrschaften, welche er vorzeigte," entgegnete ich, „haben ihn mir empfohlen. Ich glaube mich auch nicht berechtigt, solchen zu mißtrauen. Und darf ich das nicht, wie soll ich das viele Gute, das dort von ihm gesagt wird, mit Ihren Aeußerungen vereinen?" — „Auf ganz natürliche Weise," war die Antwort. „Jene Atteste erhielt er jedesmal, ehe man seine listigen Schelmstücke inne ward. Diese sind zudem von der Art, daß sie ihm nicht absolut bewiesen werden können. Es handelt sich nämlich keineswegs hier um Geld und Gut. Der gebildete Eskamoteur weiß wohl, wodurch man jezt vorzüglich sein Glück macht. Ihm gelüstet nach einem Pfunde, mit dem sich Wucher treiben läßt. Saaten des Mißtrauens, der Entzweiung, des Haders, darnach spührt er behend. Deßhalb hat er sein Augenmerk auf jede vertrauliche Mittheilung in Briefen, auf Tagebücher, Reisenotizen u. s. w. gerichtet, die er in seinem Gewerbe als Lohnlakai geschickt erhascht, kopirt und in Schmähschriften umherlaufen läßt. So beging er, allem Vermuthen nach, ganz vor Kurzem einen ähnlichen Raub an einem vornehmen Herrn, den er auf Reisen begleitete. Auf unerhörte Weise mißbrauchte er das Vertrauen, das jener in ihn sezte, erbrach, las und schrieb Briefe ab, die er zur Post besorgen sollte, um die verfälschten, entadelten Kopien später dem Publikum Preis zu geben und einen Mann zu kompromittiren, dem die Gesellschaft vieles, was seiner Feder sicher nicht angehört, niemals verzeihen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

„Renaud," sagte Josephine, nachdem sie lange stillschweigend da gesessen und allmählig ihr Besinnung vollständig wieder zu sammeln gesucht hatte, „wo ist Renaud geblieben? Mein Gott!" rief sie auf's Neue nach einigen Augenblicken der Ueberlegung; „ich erinnere mich, er wollte uns beide retten, er erschlug einen der Douaniers, ach was wird aus ihm geworden seyn! O Paul," bat sie nun mit den süßesten Tönen ihrer Stimme, „Paul, erbarme Dich über den Elenden; steige hinunter, suche ihn auf, stehe ihm bei, wenn es noch möglich ist, damit auch Dir einst in Deiner Todesstunde ein Engel beistehe." Ihre Angst, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre gefaltenen Hände erschütterten Morel tief im Innern, und sein Herz war allerdings edel genug, selbst dem Todfeinde, dem Manne, den er unaussprechlich hassen mußte, seine Hülfe nicht zu versagen; aber wie konnte er die kaum Gerettete, Schutzlose auf diesem unwirthbaren Felsen ihrem Schicksal überlassen, sich, dessen Daseyn in diesem Moment zur Bedingung des ihrigen geworden war, in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, vielleicht als Mitschuldiger oder wenigstens als verdächtig festgenommen zu werden und dann das Bewußtseyn in sich tragen zu müssen, das theure Wesen, an dem er einzig in der Welt hing, werde hier oben hülflos verschmachten? Jede dieser Bedenklichkeiten

und alles, was innige Liebe Süßes und Ueberredendes hat, ward von ihm benuzt, um Josephinen zu bewegen, ihr Ansuchen zurückzunehmen, allein vergeblich. Mit jeder Minute stieg ihre Angst; ihre Vorstellungen und Bitten hatten all das Rührende und Eindringende, das der wahren Tugend, der edlen Selbstaufopferung immer zu Gebote steht. „Paul," flüsterte sie, „mein geliebter Freund, laß uns nicht vergessen, daß es höhere Pflichten gibt, als für den Gegenstand des heißesten Gefühls zu leben! Laß uns, wenn wir auch das höchste Glück nicht erreichen konnten, desselben wenigstens würdig seyn! Renaud ist mein Gatte; wenn ich ihn auch niemals geliebt habe, wenn er mich auch durch schwarzen Betrug erworben hat, so hat er dennoch meinen Schwur der Treue und des Gehorsams am Altar empfangen, und ich muß ihn halten, so lange mir das Herz nicht bricht. Claude hat schlimm an mir gehandelt, hat mein Leben vergällt und mir meine irdische Seligkeit gestohlen; aber er wollte mich doch in dem Augenblick der höchsten Gefahr nicht verlassen; er hätte sich leicht seinen Verfolgern entziehen können, wäre er allein gewesen, oder hätte er mich nicht retten wollen. Daß er mich nicht, wie so mancher andere, vielleicht bessere, an seiner Stelle gethan haben würde, hülflos meinem Geschick dahingegeben hat, das wischt in meinen Augen seine Schuld aus, und ich will es ihm durch das Opfer meiner ganzen Zukunft vergelten. Du hast mir mein Leben heute gerettet, wie Deine Liebe allein dasselbe schon lange erhalten hat; setze Deinem Edelmuth die Krone auf, steh auch ihm bei, den Du hassest, der Dich beleidigt hat, oder laß mich selbst gehen und die Pflichten, die ich über mich genommen habe, bis zum Tode erfüllen." Sie wollte sich emporraffen, daß aber Paul das nicht zugab und sich selbst sogleich auf den Weg machte, kann man sich wohl vorstellen. Er that es mit banger Sorge um das Geschick der Geliebten im Herzen, aber dennoch mit der Ruhe und Entschlossenheit, die dem Tugendhaften niemals gebricht.

Ein trüber, umwölkter Tag war nun vollends angebrochen, als Paul die Felsengruppe verlassen hatte, auf deren höchstem Gipfel Josephine zitternd und in furchtbarer Einsamkeit jede Minute angstvoll an den Schlägen ihres Herzens zählte. Er horchte aufmerksam nach allen Richtungen hin, alles war auf dem erst noch so lebendigen Kampfplatze stille geworden, und er vernahm nichts, als das leise Tropfen von den Bäumen, auf deren Zweigen der Regen sich gesammelt hatte. Sorgsam, denn von seinem Leben hing ein anderes, weit theureres ab, spähte er umher, ob nicht irgendwo ein verrätherisches Auge lausche; ängstlich vermied er jedes Geräusch und bog die Gebüsche mit zagender Hand auseinander; nirgends fand er etwas, das ihn für die Gegenwart hätte beunruhigen können, wohl aber traf sein Blick überall auf die Spuren des furchtbaren Kampfes, der hier geliefert worden war. Abgerissene Zweige, niedergetretenes Gesträuch, zerbrochene Waffen und blutige Fetzen von Kleidungen zeigten nur zu sehr, wie heftig der Angriff und wie hartnäckig die Gegenwehr gewesen war. Endlich nahte er sich der Stelle, wo er sich genau erinnerte, Renaud und seine Gegner zum leztenmale gesehen und Josephinen ohnmächtig gefunden zu haben. Eine Menge Blut, das sich in den Vertiefungen des Bodens gesammelt hatte, wies ihm den Weg, den er gehen mußte; er wandte sich in dichtes Gesträuch, bog es auseinander, und da hatte er mit einemmale eine Ansicht, welche, obschon nicht ungeahnt, dennoch auf einige Minuten ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Die Douaniers hatten, nachdem sie Sieger geblieben, die Gefangenen und Verwundeten weggeschafft, und mit den erstern nach Montbeliard zu gehen sich entschlossen; Renauds Leichnam aber, des einzigen Todtgebliebenen, sezte sie in Verlegenheit. Die Dunkelheit begann sich zu zerstreuen, es schien ihnen nicht rathsam, die Leiche bei hellem Tage durch alle die Ortschaften zu schleppen, durch welche sie kommen mußten, weil, da sie in jenen Gegenden allgemein verhaßt waren, leicht ein kleiner, aber immer unangenehmer Aufstand hätte veranlaßt werden können, und sie vereinigten sich endlich dahin, über Renauds Leiche, die man unterdessen in das Dickicht zu legen und mit Zweigen und Moos so gut als möglich zu bedecken beschloß, in Montbeliard selbst Verhaltungsbefehle zu holen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Im physikalischen Vereine vernahmen wir im lezten December die Fortsetzung der in meinem lezten Berichte erwähnten, eben so viel Belehrung als Unterhaltung gewährenden Vorträge des Herrn Cläpius aus Köthen über das Klima von Deutschland. — Sich zu den mittlern Extremen der Temperatur wendend, bemerkte der Redner, daß diese eine arithmetische, aus den höchsten Wärme- und Kältegraden einer längern Reihe von Jahren gefolgerte Abstraktion seyen, vermöge der man zur Bestimmung des Höhpunkts der Wärme und Kälte an irgend einem Orte insoweit gelange, daß man auf dessen Eintritt in jedem Sommer und Winter für kurze Zeit mit Wahrscheinlichkeit rechnen könne. In einigen warmen Thälern Deutschlands sey nun das höchste mittlere Wärmeextrem $\times$ 27½° R.; auch in der Gegend von Leipzig betrage es $\times$ 27°; das tiefste Wärmeextrem in den Küstengegenden Pommerns sey beiläufig $\times$ 23½° (in Hamburg $\times$ 24°). In den meisten Bezirken dieses großen Landes zeige es sich jedoch nicht höher als $\times$ 26°. und nicht tiefer als $\times$ 25°; der Unterschied der Temperatur sey also auch in diesem Betracht nur unbedeutend in ganz Deutschland. „Aehnliche Bewandniß hat es," fährt Hr. C. fort, „mit dem mitt-

lern Kälteextrem; denn nur an einigen niedrig liegenden Orten beträgt dieses mehr als — 11°, und weniger als — 12¼°; bei Strasburg aber ist es — 11° und in Oberschlesien beiläufig — 16°.“ Aus diesen Thatsachen nun zieht E. den Schluß: es seyen die meisten niedern deutschen Gegenden hinsichtlich der Temperatur im Ganzen nur wenig von einander verschieden; blos einige, z. B. manche Rheingegenden, seyen etwas wärmer, einige andere dagegen, z. B. Schlesien, etwas kälter, doch eigentlich blos im Winter. — Sich vorbehaltend, später ausführlicher zu zeigen, daß viele Orte im südlichen Deutschland nicht nur keineswegs wärmer, sondern zum Theil selbst kälter sind als andere, fast gleich hoch gelegene im nördlichen, theilte der Redner für jezt nur noch folgende Bemerkungen mit: **Die Gegend um Köthen hat im Ganzen die nämliche Temperatur, wie die um Frankfurt a. M., 1½ Breitegrade südlicher. Zu Berlin** dagegen ist es im Mittel um ½° R. kälter als hier, wiewohl wärmer als zu Augsburg. Die Gegend um Nürnberg ist kälter, als die um Köthen u. s. w. Wiewohl nun aber Deutschlands Temperatur im Ganzen nur geringe Verschiedenheiten darbietet, so kommen doch gleichzeitig nicht selten bedeutende Abweichungen, besonders an einzelnen Tagen, selbst bei Orten vor, die nicht weit von einander in einer fast ununterbrochenen Ebene liegen. So betrug am 21. Januar 1823 zu Köthen die höchste Kälte — 25°, dagegen zu Frankfurt a. M. in dem nämlichen Winter, und zwar am 23. Januar, — 18°. Umgekehrt war im Winter 1827 zu Köthen und Berlin die höchste Kälte — 17°, zu Frankfurt a. M. — 22°, zu Würzburg, Heidelberg und Stuttgart — 24°. Die hier bemerkten, zuweilen so bedeutenden Abweichungen einzelner Zeitpunkte finden indessen fast ausschließlich nur im Winter statt; in der Regel aber ist die Temperatur selbst in den durch weite Strecken von einander getrennten Punkten Deutschlands ziemlich übereinstimmend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, Januar.

(Beschluß.)

Die Taubstummen.

„**Leitende Grundsätze** beim Taubstummenunterricht (schließt der Bericht der Züricher Taubstummenanstalt) sind diese: 1) Der Taubstumme steht in Rücksicht auf geistige Anlagen ursprünglich dem Vollsinnigen gleich. 2) Wie bei andern Menschen, ist auch bei Taubstummen die Entwickelung geistiger Anlagen nur durch Sprache möglich. 3) Der Taubstumme muß die Sprache derjenigen Menschen, unter welchen er lebt, erlernen. 4) Da unsere Sprache in sichtbaren Formen gegeben werden kann, so muß sie der Taubstumme ohne vermittelnde Zwischensprache erlernen können. 5) Die Erlernung und Anwendung einer nach unserer Sprachweise gemodelten Gebehrdensprache ist unzweckmäßig und der wahren lebendigen Bildung hinderlich. 6) Die natürliche Gebehrden- und Mienensprache, welche auch bei der ersten Sprachentwickelung anderer Kinder eine wichtige Stelle einnimmt, kann beim Taubstummenunterrichte ein bedeutendes Hülfsmittel seyn; ein zweites vorzügliches Hülfsmittel sind Bilder. 7) Die Schrift ist Basis des Unterrichtes; in derselben erlernt der Taubstumme unsere Sprache. 8) Die Tonsprache kann durch das Gesicht verstanden und so weit auch von dem Taubstummen nachgeahmt werden. Sie ist auf die Schrift gegründet, auf's Engste mit dieser vereinbart, gleichsam eine Reproduktion derselben. 9) Unterricht in der Tonsprache ist zugleich immer Uebung in der Schriftsprache; sie beseitigt das Schwerfällige und Langsame der Schriftsprache, sichert derselben Erhaltung im gewöhnlichen Leben, erleichtert die Mittheilung und bringt überhaupt den Taubstummen andern Menschen näher. 10) Der Sprachunterricht muß in Gang und Weise so eingerichtet seyn, daß er fortschreitend die Geisteskräfte mehr anregt, bethätigt und ausbildet.

Ist der Taubstumme im Stande, mündlich und schriftlich Mittheilungen zu geben und zu empfangen, hat er die bürgerlichen Verhältnisse, Rechte und Pflichten aufgefaßt, ist er zum klaren Bewußtseyn des Guten und Wahren gelangt, lebt in ihm die Ueberzeugung einer höhern Bestimmung, einer seligen Zukunft jenseits, so möchte dies im Allgemeinen genügen; um so mehr, wenn man bedenkt, daß noch in keinem Lande der Erde auch nur die Hälfte der bildungsfähigen Taubstummen unterrichtet wird. Taubstummenanstalten sollten nimmer allzuviel Zeit darauf verwenden, bei einzelnen Subjekten glänzende Erfolge zu erzielen, während der größere Theil dieser Unglücklichen im Zustande völliger Rohheit bleibt.“

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Nordlicht.

Charade.

(Homonymisch.)

Erste Sylbe.

Du Räthsel der Natur,
Das sie, ja sie nur löst,
Du, ihr so liebes Kind,
Das sie doch oft verstößt,
Du schön verborgne Welt,
Bald kommt auch deine Stunde,
Doch gehst du oft im Keim,
Im schönsten Keim zu Grunde.

Zweite Sylbe.

Du, tiefen Denkens Keim,
In manchem Geist entsprossen,
Von feinen Lippen dann
Wie Honigseim geflossen,
Du süße Kost, die oft
Mein Aug' und Ohr verschlang,
Die dann im Herzen mir
So wohl macht und so bang.

1 — 2.

Die Beiden, wenn sie nun
In Eins zusammenfließen,
Sieht man sie neidisch oft
Die schönste Aussicht schließen,
So liebenswürdig dann
Dem lieben Freunde winken,
Sich heben himmelwärts,
Gefühlvoll wieder sinken;
Ein Schirmchen, das sich schließt,
Zwei Welten dann verdeckt,
Mit leichtem Spiele doch
Oft auch die Liebe neckt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. Januar 1831.

— Uns macht
Unsterblich des Genius Flug,
Und die Kühnheit des Entschlusses,
Von des Lohns Verachtung entflammt.

Klopstock.

Großmuth.

Es zog in ferne Lande,
Im dürftigen Gewande
Ein Pilger einsam fort;
Ihn treibt ein kühn Verlangen,
Und eh' er weggegangen,
Hat er gelobt das Wort:
Wenn, drauf ich stets gesonnen,
Die Kleinod' ich gewonnen,
Dann kehr' ich zu der Heimath Port.

Viel Jahre sind vergangen,
Da kehrt, mit dunkeln Wangen,
Er heim auf ebner Fluth;
Die schwarzen Augen lodern,
Die stillen Züge fodern
Der Huldigung Tribut;
Sein Haupt die Krone drücket,
Die stolzen Glieder schmücket
Des Mantels tiefe Purpurgluth.

Die Schauenden ergötzen
Sich an den bunten Schätzen,
Die er mit heimgebracht;
Bald, in dem Grund der Herzen,
Erregend bittre Schmerzen,
Ist auch der Neid erwacht:

„Wo hat er's nur erworben?
Uns ist der Glanz erstorben!
Uns eckelt unsre trübe Nacht!“

Sie sprachen's nicht im Hohne;
Es schimmert hell die Krone,
Der Herrschaft goldnes Pfand;
Es schillern und es leuchten
Die Morgenrothesfeuchten
Rubinen in der Hand;
Ein Vogel hoch im Kreise,
Gefährte seiner Reise,
Schwebt über ihm in grünem Brand.

Umfluthet von der Menge,
Im tosenden Gedränge
Steht er mit hohem Haupt
Dort, wo auf grünen Matten
Verströmt den duft'gen Schatten
Die Linde, dicht belaubt.
Er stillt des Neides Schmerzen,
Und aller Hörer Herzen
Sein süßes Wort den Stachel raubt.

„Die Schätze zu gewinnen,
Worauf die Menschen sinnen,
Zog ich, ein Jüngling, aus;
Ich scheute nicht die Meere,
Der heißen Wüste Leere
Und nicht der Schlacht Gebraus;

Daß sich des Herzens Größe
Nun auch in Thaten löse,
Ließ ich der Heimath stilles Haus."

„Und rastlos, unerschrocken
Folgt' ich der Sehnsucht Locken,
Und war der Zukunft Sohn;
Das Kleinod, heut geborgen,
War nur ein Sporn für Morgen,
Und als der höchste Lohn,
Das lezte Gut gewonnen,
War auch die Lust zerronnen
Und das Verlangen schnell entflohn!"

„Geläutertem Gemüthe
Genügt der Schönheit Blüthe,
Vom Golde schon der Glanz;
Vom Feinde keine Beute!
Vom Leben nur das Heute!
Vom Siege nur den Kranz!
So schwebt in gleicher Schöne,
Gewiegt vom Strom der Töne,
An mir vorbei der Horen Tanz."

Dann that er auf die Habe,
Schenkt' allen eine Gabe,
Vertheilte Gold wie Sand
Im fürstlichen Genügen;
Er ließ den Phönix fliegen
Ins heimathliche Land;
Die Krone, hell von Scheine,
Die glühnden Edelsteine
Legt er in eines Kindes Hand.

So hoch zuvor beneidet,
Steht er, des Schmucks entkleidet,
Von Milde ganz entlaubt;
Doch glüht ein leichter Schimmer,
Gleich als von Gold, noch immer
Um sein gelocktes Haupt;
Auch wallt die schönen Glieder
Der Purpur noch hernieder,
Und nichts noch scheinet ihm geraubt.

Im wogenden Gedränge
Stand, in des Volkes Menge,
Halbnackt ein armer Mann;
Da nahm mit güt'gen Händen
Das Kleid er von den Lenden
Und bot's dem Bettler an,
Ging durch des Volkes Mitte,
Mit göttlich leichtem Schritte,
Und Niemand folgte seiner Bahn.

Gustav Pfizer.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Da lag Renaud vor Pauls Augen, der, welcher Jahrelang sein Daseyn verbittert und ihm jede Lebensfreude entzogen hatte, entstellt, zwei Wunden am Kopfe, eine in der Brust; seit mehreren Stunden schon hatte das harte Herz zu klopfen aufgehört, das selten ein menschliches und in seinen lezten Schlägen erst ein edles Gefühl gekannt hatte. Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte Paul, und mit einem tiefen Seufzer, in welchem sich Klage über lange erduldeten Jammer und Mitleid mit dem Gefallenen mischten, wandte er einen Augenblick seinen Kopf ab; dann aber faßte er nach kurzer Ueberlegung seinen Entschluß. Ueberzeugt, daß Josephine wünschen werde, den Verstorbenen mit Ehren und in seiner Heimath beerdigt zu sehen, und daß es ihr Gefühl für die ganze Zukunft verletzen müßte, sollte die todte Hülle vielleicht für Verbrechen, im Leben begangen, büßen müssen, und wohl gar mißhandelt, wenigstens beschimpft werden, ließ er sich weder die Mühe, noch die Gefahr verdrießen, schleppte mit Aufbieten aller seiner Kräfte die Leiche etliche hundert Schritte weiter gegen das Ufer zu, wo eine enge Kluft zwischen Felsen ihm einen sicheren Versteck darbot, bedeckte sie mit allem, was er finden konnte, und eilte, nachdem er diese Pflicht erfüllt hatte, so schnell als möglich an das jenseitige Ufer, belud sich mit Speise und Wein und kehrte auf den Flügeln der Liebe dahin zurück, wo er nicht nur die Freundin seines Herzens, wo er nun auch das Glück seines Daseyns zu finden hoffen konnte.

Er fand Josephinen in banger Erwartung, die ihr jede Ruhe geraubt hatte. Mit Umsicht und Schonung, aber auch mit dem Bewußtseyn, daß die Kunde, die er zu bringen hatte, so schauerlich sie war, dennoch ihre Seele nicht verwunden konnte, theilte er ihr mit, was er gesehen, was er gethan hatte, und wie er für die nächsten Bedürfnisse zu sorgen gedachte. Alles ging, so wie er es sich nach der Kenntniß von Josephinens Charakter hatte denken dürfen. Die Nachricht von Renauds gewaltsamem Ende, die Ueberzeugung, daß er sein Leben gefristet haben würde, wenn er nicht Rücksicht auf sie genommen hätte, erschütterte ihr Gemüth in seiner innersten Tiefe und gab dem Andenken an ihn, das ihr sonst wahrscheinlich furchtbar gewesen wäre, eine Beimischung von schmerzlicher Wehmuth, die ihr in der Folgezeit eher wohlthätig, als nachtheilig war. Ein Thränenstrom erleichterte die gepreßte Brust, und Paul war zu edel und menschlich, als daß er dieses Todtenopfer hätte stören sollen. Nachdem er aber eine Weile schweigend neben ihr gesessen und nur durch Miene und Geberde an ihrer Rührung Theil genommen

hatte, begann er sie scheinbar um Rath über die Vorkehrungen zu fragen, welche nun durchaus getroffen werden mußten, und suchte sie dadurch aus ihrem trüben Nachdenken zu reißen. Das Schwerste für sein liebendes und besorgtes Herz war die Nothwendigkeit, Josephinen einen großen Theil des Tages in ihrem unwirthbaren Aufenthalte sich selbst zu überlassen; denn vor einbrechender Dunkelheit durfte sie, ohne als Theilnehmerin des Unternehmens in lezter Nacht sich einer Entdeckung auszusetzen, denselben nicht verlassen, und er mußte nicht nur nach Hause, um Anstalten zu dem Heimschaffen von Renauds Leichnam zu treffen, sondern es hätte auch vielleicht in der Folge zu ärgerlichen Reden und Vermuthungen Anlaß gegeben, wenn er sich nicht eben heute überall, in Beaufond und in der Mühle am Doubs gezeigt hätte. Nachdem er also die geliebte Frau zu möglichster Ruhe und Behutsamkeit ermahnt und ihr einen Muth einzureden versucht hatte, der ihm selbst bei der, freilich kurzen, aber doch in mancher Beziehung ängstigenden Trennung gebrach, schied er mit dem Versprechen, nach Sonnenuntergang wieder zurückzukehren und sie heim zu geleiten, ehe er Clauden auf ganz andere Art den nämlichen Dienst erweise.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

„In dieser Hinsicht," entgegnete ich, „droht mir keine Gefahr. Ich schreibe an Niemand, und was ich mit mir selbst auf dem Papiere rede, das sind Aphorismen, ohne nähere Beziehung; zudem bleiben diese in sicherer Verwahrung, ich trage sie in meinem Portefeuille bei mir." — „Doch wohl nur am Tage," fiel der Bankier ein; „wer steht Ihnen denn dafür, daß der behutsame Schleicher nicht längst diesen Schatz ausgewittert und sich seiner, wenn Sie schliefen, bemächtigt hat?" — Ich erschrack vor der Möglichkeit. „Die Wahrheit zu gestehen," fuhr jener fort, „glaube ich, daß dieß der Fall war. Ihre Geschichte — in wie weit diese wirklich die Ihre ist, muß ich freilich dahin gestellt seyn lassen, kurz aber, eine auf Sie Bezug habende Geschichte ist seit Kurzem das Gespräch der Stadt. Man trägt sich dabei mit gehässigen, zum Theil thörichten Zusätzen, Ihren hiesigen Aufenthalt betreffend." — „Und doch," unterbrach ich ihn lächelnd, „ist dieser sehr unfreiwillig, einzig der Unfahrbarkeit der Landstraßen zuzuschreiben." — „Sie sagen das mit Bitterkeit," bemerkte der Bankier, „eine Regung innern Mißbehagens, die ich an Ihnen sonst nicht kannte. Wäre es wahr, gäbe es keine Bande, die Sie mit der Gegenwart verbinden? und sähen Sie nur aus der Vergangenheit heraus, um jene unbillig zu schelten?"

Er hielt inne; ich schwieg, verlegen um die Antwort. „Ich weiß nicht," entgegnete ich endlich, „was der Welt von dem unwillkührlichen Wiederscheine, den sie in mich zurückwarf, bekannt seyn mag; ich weiß aber wohl, daß ich selbst darüber keineswegs einig bin, am wenigsten aber die gemischte, etwas unbequeme Empfindung für ein Urtheil auszugeben gesonnen bin." — „Es freut mich," versicherte der gutmüthige Mensch, „Sie in so gemäßigter Stimmung zu finden, denn eigentlich kam ich in der Absicht, Sie zu bitten, den Wahn, falls Sie ihn hegen sollten, aufzugeben, daß Aufdeckung des Mangelhaften günstigen Einfluß in einem Augenblick haben könnte, wo es sicher keinem Menschen in den Sinn kommt, daß es irgend eine Krankheit des Innern gebe, von deren Ansteckung er nicht frei oder bereits darüber hinaus sey. Nein," rief er, „jezt um Gotteswillen keinen Tadel, keine Rüge! Anmaßung des Einzelnen verlezte das Selbstgefühl gewiß zu keiner Zeit schneidender, als gerade in dieser. Es ist mir daher unbegreiflich, wie diejenigen dazu kommen, welche sich hiefür alleinherrschend erklären, und doch andererseits von keinem Souveränitätsrecht wissen wollen. Gewiß könnte man jezt eine Weile ganz schweigen und sachte, sachte wiederherstellen helfen, es wäre doch eine schöne Bestimmung des Lebens."

Ich drückte ihm innig die Hand. Was ich ihm sagte, beruhigte ihn über mich und meine Verbesserungspläne. Ich war niemals weiter von ähnlichen Versuchen entfernt, als eben heute, wo mir Wellborns entdeckte Spitzbüberei so unangenehm die Augen über die eigene Einfalt und Kurzsichtigkeit öffnete.

Noch am nämlichen Abend verließ ich die Stadt, in der ich sehr von ohngefähr eine Rolle gespielt und Gegner gefunden hatte, ohne Freunde gesucht zu haben.

Wellborn ist verschwunden, die Abschrift meines Manuscriptes blieb ohnfehlbar in seinen Händen. Der Schaden ist geschehen. Vielleicht gewinne ich einmal Ruhe genug, die Welt von der Unähnlichkeit jener verstümmelten Plagiate durch Bekanntmachung des Originals zu überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsetzung.)

Das Klima Deutschlands. Troubadours und Minnesänger.

Sorgfältige Beobachtungen haben Hrn. Cläpins überzeugt, daß z. B. in Berlin und Frankfurt a. M. der Charakter der Temperatur von Woche zu Woche, mit äußerst wenigen Ausnahmen, ein und eben derselbe ist. Er macht bei

diesem Anlaß auf die Irrthümer aufmerksam, die in dieser Hinsicht noch im Schwange sind, und die man sogar in sonst sehr guten geographischen Lehrbüchern findet. Dahin zählt er unter andern die Angabe, die kleinen Gebirgszüge in der Mitte von Deutschland (der sogenannte Zeregnawald) bilden eine Hauptgrenze in Betreff der Temperatur; so wie auch die seltsame Behauptung, die südlichen Theile Deutschlands haben zwar wärmere Sommer, aber eben so kalte Winter, als die nördlichen Theile. Beides hält Hr. C. für grundfalsch. Als wahrscheinliche Ursache aber der ziemlichen Gleichheit der Temperatur in den niedriger liegenden Gegenden Deutschlands betrachtet unser Klimatologe den Umstand, daß die südlicheren Landstriche **von Gebirgen fast überall durchkreuzt werden**, indessen die nördlicheren — im Durchschnitt beiläufig von 51½° der Breite an — mit geringen Ausnahmen **ganz eben** sind. Zwar seyen, fügt er hinzu, jene Gebirge nicht sehr hoch, jedoch immer hinlänglich, um die südlicheren Gegenden in dem Grade zu erkälten, daß dadurch der geringe Unterschied der geographischen Breite zwischen ihnen und Norddeutschland gleichsam ausgeglichen werde. Für diese Behauptung führte C. folgende Gründe an: (I.) Die verhältnißmäßig **beträchtlichere Verdunstung**, die, vermöge der angegebenen Lokalität, im südlichen Deutschland stattfinden muß. Die Basis dieses Arguments ist die bekannte Thatsache, daß bei gleichem Umfange, durch Länge- und Breitegrade bestimmt, ein gebirgiger Landstrich eine größere Oberfläche darbietet, als eine durchaus flache Ebene. Da nun im südlichen, von Gebirgen vielfach durchkreuzten Theile von Deutschland eher mehr, wie weniger Regen fällt, als in den nördlichen Ebenen, da ferner die Verdunstung sich bekanntlich je nach der Oberfläche richtet, welche die mit Wasser bedeckten Körper unserer Erde haben, und da endlich die Verdunstung darin besteht, daß sich das Wasser mit dem Wärmestoff zu einem besondern Körper verbindet, welcher Dunst genannt wird, und der, auf diese Weise gebundene Wärmestoff den benachbarten Körpern entzogen wird: so folgt hieraus, daß die süddeutschen, von Gebirgen umgebenen tiefern Gegenden nach jedem atmosphärischen Niederschlage verhältnißmäßig mehr erkältet werden müssen, als die nördlichen ebenen Theile Deutschlands, die eine kleinere Erdoberfläche darbieten und überhaupt von den Gebirgen entfernter liegen. Zwar reicht nun, nach den von Saussure auf dem Col de Géant angestellten Beobachtungen, ein geringerer Wärmegrad hin, um auf den Gebirgen die Verdunstung derselben Wassermenge zu bewirken, als in tiefern Gegenden hierzu erforderlich wäre. Gleichwohl tritt dieser Umstand dem so eben entwickelten Grunde keineswegs widersprechend entgegen, weil die Oberfläche eines von Gebirgen durchzogenen Erdstriches um ein sehr Bedeutendes größer ist, als die Oberfläche einer glatten Ebene von gleichem Umfange. Entspringt nun schon aus der vorerwähnten örtlichen Beschaffenheit eine annähernde Ausgleichung der Verschiedenheit der geographischen Breite in Deutschland hinsichtlich der Temperatur, so **verweilt** (II.) **die Sonne** im südlichen Deutschland verhältnißmäßig **nicht so lange** über dem scheinbaren Horizont, als im nördlichen, weil dort der Horizont durch die Gebirge verkleinert wird. Mehr jedoch als dieser Umstand trägt (III.) zu der in Frage stehenden Ausgleichung die **höhere Lage** der meisten süddeutschen Ebenen über der Meeresfläche bei. Es ist dies eine Folge der Hauptabdachung von den Alpen nach der Nord- und Ostsee hin; wie groß aber der Einfluß, den die niedere Lage der norddeutschen Ebenen auf ihre Temperatur äußert, seyn kann, hiefür gibt die Annahme, daß ein Unterschied von 600 Fuß dem von 1° R. entsprechend ist, einen wenigstens annähernden Maßstab an. Endlich (IV.), und mit diesem Argumente schloß Hr. C. für diesmal seinen Vortrag, entsteht in der Luft unmittelbar über den süddeutschen, von Gebirgen eingeschlossenen Ebenen und Thälern oft eine Art **Kälteanhäufung** dadurch, daß sich die kalte Luft, vermöge ihrer größern Schwere, nicht gut und immer nur zum Theil über die sie einschließenden Gebirge erheben kann. Bei der warmen, leichten Luft findet das entgegengesezte Verhältniß statt, und so kommt es denn, daß der Wärmeverlust, den die tiefer liegenden Gegenden Süddeutschlands auf vorbemerkte Weise erleiden, denselben durch Anhäufung von warmer Luft nicht ersezt werden kann.'

Hr. A. **Peschier** aus Genf sezt seinen **Cours de littérature comparée** mit immer wachsendem Beifalle fort, der sich von so vielen Seiten her geäußert hat, daß er sich veranlaßt gefunden, noch einen zweiten Cyclus von Vorlesungen für die Abendstunden zu eröffnen. Aus dem mannigfach Interessanten und Schönen, das wir in der Zwischenzeit von diesem Gelehrten vernahmen, wollen wir hier nur ein Fragment mittheilen. Wir wählen dazu eine der lieblichsten Erscheinungen des Mittelalters, die **Troubadours der Provence und die Minnesänger**. „Es gab im Mittelalter eine Gattung von Dichtkunst, die über ganz Europa sich ausbreitete und die nach und nach, unter verschiedenen Modifikationen, in Frankreich, Spanien, England, Deutschland und Italien herrliche Blüthen trieb. Da jede der grosen Epochen der Dichtkunst einer der großen Phasen der europäischen Civilisation entspricht, so knüpft sich die der Troubadours unmittelbar an das Zeitalter des Ritterthums. Verse zu machen, war damals eine Erholung für Fürsten, für Ritter, für Souveräne. Die Grafen von Foix, von Poiton, die Fürsten von Auvergne, von Oranien, die Könige von Sizilien und Arragonien, Konrad, König von Deutschland, Wenceslaus, König von Böhmen, Richard Löwenherz und eine Menge anderer vornehmer Herren verschiedener Nationen ließen sich unter die Troubadours aufnehmen. Die Einen, wie Richard, suchten sich in einer harten Gefangenschaft durch die Reize der Dichtkunst zu trösten, und hauchten ihren Kummer in melancholischen Strophen aus; die Andern klagten über Mißgeschicke, die zwar minder in die Augen fielen, allein nicht weniger herb waren. Diese Poesien haben das Verdienst, uns unaufhörlich eine Schilderung der Sitten jener Zeit, im Gegensaze mit denen unserer Tage, vor Augen zu stellen. Dieser Kontrast macht stets Effekt; oft aber wird derselbe pikant durch die Naivetät der Darstellungen. — Erfindung hatte nur wenig Theil an den Dichtungen der Troubadours der Provence; denn gemeinhin waren Sujet, Personen und Gefühle in der Wirklichkeit vorhanden. Ihr thätiges und stets mit den politischen Ereignissen verwebtes Leben verbreitete über ihre Dichtung ein lebhaftes Kolorit und beseelte sie. Rache, Sarcasmen, Kriegsgesänge bilden im Allgemeinen den Grundstoff der provençalischen Muse. Nicht so bei den Minnesängern, wie schon ihr Name es andeutet; sie sind vor Allem die Sänger der Liebe und zärtlicher Gefühle. Jenes kriegerische Feuer, das in den Versen ihrer Mitbrüder im südlichen Frankreich hervorleuchtet, jene Kampflust, jenes abentheuerliche Wesen, das ihre Verse athmen, dies Alles ist den Dichtern Schwabens, den Minnesängern, fremd. Aehnlich den Indiern, deren glänzende Einbildungskraft unaufhörlich durch die sie umgebenden Gegenstände aufgeregt wird, versinken die Sänger Schwabens in eine grenzenlose, aber ruhige und stille Bewunderung, in eine Art von Extase für die Schönheiten der Natur.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Januar 1831.

— Ich kann nicht satt mich wundern:
Gestalten solcher Art, Geberde, Klang!

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

VII.

December 1829.

Mein Eigensinn hält mich hier zurück. Es ist ein stattliches Dorf, in welchem ich übernachte; aber ein Dorf.

Ich sitze ganz im Hintergrunde der großen Gaststube auf einem Schemel, meine Schreibtafel in der einen, ein Bleistift in der andern Hand. Auf den Rand des Ofens hat man noch eine Lampe gestellt. Der Ofen glüht; „Kaminfeuer," sagte mir die Wirthin, „brennen sie nicht mehr auf dem Lande, seit es keinen Kien in den Forsten gibt." — „Keinen Kien?" fragte ich erstaunt, „und doch sieht man fast nichts als Kienbäume hier herum." — „Ja, das wohl," entgegnete sie, „aber sie werden jung geschlagen, der Stamm kommt nicht zur Reife, und rodet man dann aus, was in der Erde zurückbleibt, so ist kein Oel in dem Marke, das gibt kein Feuer." — „Schade," meinte ich, an das lustige Geflacker und die pittoresken Lichter denkend, die von solchem übriggebliebenen Stückchen Hausheerd auf die Umhersitzenden zu fallen pflegten. Jezt zieht ein grauer Dunst an den Wänden, die Luft ist dick, die Hitze lästig. Die Menschen sehen blaß und traurig aus. Schade, muß ich noch einmal in mir denken. Der Kamin, die spinnenden Mägde, ein Wanderer, der sich hier erwärmte; der Abend war doch hell, wenn auch der Tag schwer und die Arbeit drückend genug seyn mochte. Aber die Wirthin sagt: Es ist kein Oel in dem Mark, das gibt kein Feuer. Da kann's freilich nicht gastlich durch die Scheiben leuchten und den Vorübergehenden zum Eintreten laden. Daß das auch in den Dörfern so anders geworden ist! — Ich sitze nun schon eine ganze Weile hier. Es bleibt still in dem Stübchen. — „Die Leute reisen jezt nicht," meint der Wirth.

Ich wollte, ich könnte die Gruppe zeichnen, die sich denn doch nach und nach um den langen Tisch an der Wand bildet. Es sind Bauern aus dem Dorfe. Sie versammeln sich, um gemeinschaftlich die Zeitungen zu lesen. Der Schulze, ein hochgewachsener Mann, von ungefähr vierzig Jahren, mit starken, aber schönen Zügen, trägt die Neuigkeiten des Tages vor. Er liest langsam, mehr der Deutlichkeit wegen als aus Unbeholfenheit, denn er spricht die Worte genau, müheloß, ohne singenden Fall der Stimme; das Blatt liegt ausgebreitet vor ihm; er sizt gerade und senkt nur das Auge auf die Schrift, Kopf und Nacken bleiben ungebeugt. Es ist ein ruhiges Geschäft, dem er einen gewissen Anstand, wie allem geistigen Thun, schuldig zu seyn glaubt. Sein festes, selten bewegtes Gesicht wird durch den vollen Schein der vor ihm stehenden Lampe ein wenig grell, doch nicht unangenehm beleuchtet. Neben ihm sizt der Müller, durch den hellblauen Rock kenntlich, den er zu Ehren seines Gewerbes trägt. Er ist wohl der Aelteste in der Gesellschaft. Er hört sehr aufmerksam zu; sein scharfer, feiner Blick ist fest auf den Vorleser gerichtet, so daß ich ihn nur im

Profil sehe, was gleichwohl hinreicht, den besonders denkenden Ausdruck des klugen Gesichts zu erkennen. Einzelne unbedeutende, mehr schlaff als roh gezeichnete Köpfe drehen sich gleichgültig im Kreise der Zuhörer hin und her; sie sind da, um da gewesen zu seyn. Jede Bewegung der Thür zieht ihren Blick an; allein hinter dem Schulzen stehen zwei oder drei, jung an Jahren, doch von überlegener Miene und zuversichtlichem, unter einander einverstandenem Lächeln; sie haben die runden Pelzmützen auf dem Kopf behalten und sie, der Hitze und des bequemen Sehens wegen, nur seitwärts aus der Stirn geschoben. Eine kurze Pfeife hängt in dem Mundwinkel; sie lauschen mehr als sie hören. Der eine liegt mit der Brust gegen beide, auf die Schemmellehne des Schulzen gestemmte Arme; er zieht das eine Auge in die Höhe, wenn ihm etwas auffällt, wobei er verschlagen schmunzelt. Ein kleiner, runder Kerl, ein wenig erdfahl und rothhaarig, steht, beide Arme in der Seite, breitbeinig daneben, seine langgeschlitzten Augen blinzeln den Nachbar fragend an; er möchte gern etwas sagen, aber ein Dritter, dessen dreistes Vordrängen und wortlose Gravität den Soldaten ankündigen, läßt es nicht dazu kommen. So oft jener die Lippen rührt und Miene macht, das Lesen zu unterbrechen, schüttelt dieser den Kopf und wirft ihm unwillige Blicke zu. Er bleibt dann still, obgleich die unsichern Augen etwas trotzig aufsehen, als sagten sie: „Wer hat mir etwas zu befehlen?"

Sie sind jezt bei den Türken und der Sendung des Sultans nach Petersburg. Alle wissen gut Bescheid; die kostbaren Kleinodien, welche der Kaiserin bestimmt sind, entgehen so wenig ihrer Aufmerksamkeit, als der Bemerkung des Superklugen hinter dem Schulzen, daß es nicht gut sey, wenn so große Reichthümer in einem Kasten liegen, das Geld müsse unter die Leute kommen; worauf der Müller mit etwas heiserer Stimme entgegnet: „Was hilft das Alles? soll es doch Reiche und Arme geben, das ist so gewesen, seit die Welt steht." Der Schulze ist auch der Meinung. „Wer lesen kann," sagt er, „der weiß wohl aus der Schrift, daß Gesetz und Ordnung nicht anders bestehen, als wenn einer das Regiment über die andern, und mit der Gewalt auch die Mittel hat." Allein das leuchtet dem jüngern Theil der Versammlung nicht ein. Wie aus einem Munde, erwiedern sie mit unwilligem Tone: „Gott bewahre! Justement, wenn einer lesen kann, dann kann er auch wissen, daß es nicht so bleibt."

Sie sprechen insgesammt hochdeutsch; nur die Aeltern verfallen noch hie und da in ihr provinzielles Idiom. Der Streit wird lebhafter; ich kann ihn nicht mehr begleiten, sie reden alle auf einmal. Der Soldat will entscheiden; er hat bei Leipzig und Waterloo gefochten; das gilt nicht mehr viel; die Meisten haben die Zeit vergessen; die Jüngern dünken sich etwas mit dem Schulunterricht, den ein studierter Kantor leitete. Ihr Sprachorgan ist ausgebildet, sie wissen ihre Worte zu stellen, daß man den Küster oder Advokaten zu hören glaubt. Der Soldat ist ihnen aber doch überlegen; er hat die Erfahrung und die Sicherheit voraus. Zuweilen lacht er und bleibt ruhig, wenn der kleine Rothkopf hitzig wird. „Das ist ein Schreier," sagte mir die Wirthin, auf jenen zeigend, „ein Unruhestifter und Aufwiegler. Seine Wirthschaft geht schlecht, er liegt immer in der Stadt bei der Justiz und läßt dann der Gemeinde keine Ruhe, daß sie gegen die Obrigkeit Klage führt; seit wir uns von dem Hofdienst losgekauft haben, hält der Säufer und Faulenzer keinen Frieden. Wir stecken in Prozessen bis über die Ohren." — „Einen Säufer nennt Sie ihn, liebe Frau?" entgegnete ich. „Dieß Laster war sonst auf dem Lande etwas Seltenes und meist der Jugend fremd." — Sie sah mich verwundert an. „Wo kommen Sie denn her," lächelte sie gutmüthig, „daß Sie so unbekannt hier thun? Dieß Laster selten bei uns! du lieber Gott, gibt's doch überall die vielen Brennereien und den großen Kartoffelbau; Jungen so hoch," sie zeigte mit der Hand ein Paar Fuß über der Erde, „trinken schon ihren Branntwein und taumeln in die Schule." — „Gott bewahre!" rief ich. Mir war wieder, als sey ich daheim in Sibirien.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Ich konnte es in der lärmenden Gaststube nicht länger aushalten. Es ward zu laut darin. Zulezt schlich noch eine erbärmliche Gestalt herein, in einer vergelbten grünen Jacke, oder einem Kollet, dessen einer Ermel über den Stumpf seines verlornen Armes gezogen, schlaff und schmutzig herabhing. Im Knopfloch der fahlen Bekleidung schimmerte undeutlich ein eben so fahles, zerfasertes Band. Ein Stückchen Mantelkragen flatterte um die Schultern, wohl mehr aus Gewohnheit, als des Schutzes gegen die Kälte wegen, dort hängend. Der Unglückliche schleppte sich matt und mühselig fort; ihm folgte sein Hund; er grüßte und sank erschöpft neben mir auf der Bank am Ofen nieder. Ich schäme mich, es zu gestehen, daß die Nähe eines Menschen, eines Unglücklichen, mich unangenehm berührte; es ist entsetzlich, daß Armuth und Elend meist so abstoßend sind. Unzählige Mal ertappte ich mich auf dem unbezwinglichen Eckel vor jenen Bemitleidungswerthen, deren versunkenes Aeußere alle Triebfedern der Seele zu Hülfe und Beistand spannen und den Nahestehenden fesseln, statt ihn forttreiben sollte. Und doch, verläßt nicht ein jeder, von unbezwinglichem Schauder ergriffen, seinen Platz, sobald sich ihm ein Bettler zur Seite stellt? Gemeine Bedürftigkeit des Lebens überrascht das menschliche Bewußtseyn. Das Thier und der

Gott stehen getrennt einander gegenüber; dazwischen liegt die aufgelöste Harmonie. Was Wunder, wenn der Schreck das ganze Wesen erschüttert und Güte und Wohlwollen einen Augenblick dem Abscheu erliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Beschluß.)

Das Schicksal, das unsere Liebenden so viele Jahre hindurch unabläßig verfolgt hatte, schien nun von diesem Tage an die Leiden vergelten zu wollen, denen sie beinahe unterlegen waren. Morel brachte Josephinen in der Dämmerungsstunde nach Beaufond, denn in die Mühle des Todes, wohin Renauds Körper gebracht und von wo er zur Erde bestattet wurde, wollte sie nie mehr zurückkehren. Zwar waren die beiden Liebenden weit entfernt, durch voreilige Schritte und ein unvorsichtiges Betragen den Anstand zu verletzen und den Tadel guter Menschen auf sich zu laden, auch hatten die Ereignisse der jüngsten Zeit einen so heftigen Eindruck auf Josephinen gemacht, daß sie troz der anbrechenden Morgenröthe ihres Daseyns noch oft wehmüthige Stunden verlebte, aber die Gewißheit, einander nun ungetheilt anzugehören, goß selbst in diesen Tagen der Trauer und vielfacher, aus dem Vorhergegangenen entstehender Unannehmlichkeiten Wonne und heitere Zufriedenheit in ihre Seelen. Und als sie, nachdem Paul für Josephinen alles gethan und geleistet hatte, was in seiner Macht stand, zum ersten Male nach sieben Trennungsjahren die seligen Herzen wieder als Verlobte an einander drückten, da ging ihnen ein Glück auf, das sie so rein nie empfunden haben würden, wären sie nicht so hart und so lange geprüft worden. Als der Winter vorüber war und an den Felsenabhängen am Doubs wieder Blumen und Blüthen sproßten, da gingen auch die beiden Liebenden dem Tage entgegen, der sie auf ewig vereinigen sollte. Süße und schmerzliche Erinnerungen, denen aber die helle Gegenwart jeden Stachel genommen hatte, leiteten sie in diesen schönen Tagen überall hin, wo die Vergangenheit in heitern und dunkeln Bildern vor ihnen auftauchte; vor allen andern Orten aber ward die Grotte von ihnen besucht, wo sie einst sich so innig angehört, wo sie sich wieder gefunden hatten, um einander nicht mehr zu verlieren, und wo auch der treue Gefährte ihrer Leiden ruhte, dessen Verlust jezt noch zuweilen eine Thräne in Josephinens Auge lockte.

Kartusche war in jener Schreckensnacht als Hüter neben dem Eigenthum seiner Gebieterin liegen geblieben, und Niemand hatte das gute Thier nebst dem Korbe entdeckt. In den ersten drei Tagen war Josephinens Zustand so bedenklich, ihre Seele von den mannigfaltigsten Regungen so bestürmt, daß sie dem Hunde nachzufragen vergaß, und erst nach Renauds Begräbniß stieg der Gedanke an Kartusche mit der schmerzlichsten Besorgniß in ihr auf. Morel eilte hinüber, ihn aufzusuchen; er glaubte, der Hund könnte sich in ein nahegelegenes Dorf verlaufen haben oder eingefangen worden seyn; überall fragte er nach, aber nirgends konnte er Kunde erhalten. Endlich durchstreifte er den Wald längs dem Ufer; ohne ernstlich an eine Möglichkeit des Wiederfindens zu denken, pfiff und rief er dem verlornen Liebling wechselsweise; siehe, da scholl ein leises Wimmern in sein aufmerksames Ohr, er ging dem Laut nach und fand das treue Thier, von Hunger und Durst aufgezehrt, neben dem Korbe liegen, den er fortwährend bewacht hatte. Noch war einiges Leben in ihm, aber Hülfe kam zu spät.

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, den Abhang am Doubs niederzusteigen; wer nach kurzer Schifffahrt an dem anmuthigen Gestade nach der Mühle hinwandelt, und dort die freundliche, aufs Neue jugendlich aufgeblühte Wirthin sieht, wie sie mitten unter einer Gruppe hübscher, fröhlicher Kinder als Hausfrau und Mutter thätig waltet und wirkt; wer das Klappern der Mühle, das Hämmern der Schmiede, das Rauschen des Wassers hört und sich freut, daß die Liebe diesen düstern Aufenthalt zum Paradiese umgestaltet hat; wer mit dem kräftigen Hausvater sich unterhält, dem das schönste Glück aus den muntern Augen leuchtet; wer es aus dem Munde dieser seligen Menschen vernimmt, daß treue Liebe allein es ist, um was es sich lohnt, gelebt zu haben, der eile in seine Heimath und schließe in freudigem Mitgefühl den Gegenstand seiner innigsten Neigung an das Herz. Wer aber unglücklich genug ist, keine Seele zu besitzen, die ganz und ungetheilt an der seinigen hängt, der suche fortan, des Lebens Kleinod zu erhaschen, und wiederhole sich täglich die Wahrheit: die edle, treue Liebe, sie sey glücklich oder müsse unbefriedigt harren auf den Uebergang in ein besseres Land, ist und bleibt die leuchtende, erwärmende Sonne für das verarmte Menschengeschlecht, und ihre milden Strahlen erhellen freundlich die schroffe Erdenbahn und das dunkle Grab.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Brougham.

Der englische Adel, obgleich nicht so alt als der deutsche, ist vielleicht noch stolzer, und in vieler Hinsicht mit Recht. Viele Familien haben Jahrhunderte lang als ehrenwerthe Gutsbesitzer im Lande geblüht, ehe sie in den Adelstand erhoben wurden, und es gibt jezt noch manche solche Patrizierfamilien im Lande, die es sogar verschmäht haben, sich in den Adelstand erheben zu lassen. In Hinsicht des Reichthums übertrifft unser Adel den aller übrigen Länder; es gibt sehr wenige darunter, die nicht bedeutende Güter haben, und unter denselben ein schönes Landhaus, das man in Deutschland ein Schloß nennen würde, wo sie einen großen Theil des Jahres in fast

fürstlicher Pracht verleben, und von ihrer Umgebung als Grundherrn, Friedensrichter und nicht selten als Wohlthäter verehrt werden. An Bildung und, wenigstens äußerem, Anstand und Würde steht unser Adel keinem in der Welt nach; überdies bildet er nicht blos einen privilegirten Stand, der, wie anderwärts wohl nicht selten, die übrigen aus Aemtern und Würden verdrängt, ohne dem Staat etwas dafür zu leisten, sondern die Häupter der Familien (die eigentlich allein den gesetzlich anerkannten Adel bilden, indem alle jüngern Söhne in den Bürgerstand zurücktreten) bilden als Mitglieder des Oberhauses einen höchst nützlichen Zweig der Legislatur und ein unentbehrliches Glied in der Hierarchie der Verfassung. Was aber weit mehr und was vorzüglich dazu beiträgt, den Adel bei der Nation in Achtung zu erhalten und dieselbe mit dessen Vorrechten auszusöhnen, das ist der Umstand, daß der Rang für alle Stände erreichbar ist, und daß eine sehr große Anzahl adeliger Familien ihre Erhebung dem Verdienste ihres Stifters als Seemann, Militär, Staatsmann oder Rechtsgelehrter zu verdanken hat. Was mich auf diese Gedanken bringt, ist die neuliche Erhebung des Advokaten und Staatsmannes Brougham zum Baron Brougham und Vaux, zum Großkanzler von England und Präsidenten der Pairskammer. Freilich waren es seine vornehmen politischen Freunde, welche ihn unmittelbar zu dieser Höhe erhoben; aber seine großen Talente, sein unermüdlicher Fleiß, seine unerschütterliche Beharrlichkeit hatten eben jene Vornehmen zu seinen Freunden und ihn denselben unentbehrlich gemacht, so daß sie ihn bitten mußten, seine stolze Stellung als Plebejer im Unterhause aufzugeben, und gewissermaßen mit Aufopferung eines Theils der Achtung, die er bei der Nation genoß, ein Edelmann zu werden. Das Leben, der Charakter und die Eigenheiten eines solchen Mannes sind für alle Länder anziehend, und ich hebe deswegen einige charakteristische Stellen aus einer Skizze aus, welche so eben im New Monthly Magazine erschienen ist. „Wenn ihr einmal eines Morgens während der Sitzungen in den Gerichtshof der königlichen Bank getreten seyd, so werdet ihr wahrscheinlich nahe an einem Ende der Bank der königlichen Advokaten einen Mann gesehen haben, der da saß, mit seiner Instruktion vor sich, in die er von Zeit zu Zeit einen hastigen Blick warf, als sey ihm plötzlich ein Gedanke über einen Punkt in den Sinn gekommen, worauf er wieder in ein mehr leidenschaftliches, als tiefes Nachdenken zu versinken schien. Er änderte oft seine Haltung, und das unwillkührliche Aufziehen seiner Nase und Oberlippe schien ein gewaltsames Zurückdrängen stürmischer Gedanken anzudeuten. In seinem Gesichte war weder ein schöner Zug, noch irgend ein angenehmer Ausdruck; die Stirne breit, aber nicht hoch, die Nase lang und ein wenig aufwärts gebogen, die Oberlippe lang und der Mund fest verschlossen, die Farbe blaß, aber kräftig, und das Gesicht stark mit den „Falten des Nachdenkens“ gezeichnet; die Augbraunen, dunkel und voll, beschatteten ein Auge, welches in der Ruhe klein und keines sonderlichen Ausdrucks fähig schien, aus dem aber in leidenschaftlichen Augenblicken, und diese kamen nicht selten, eine so wilde Gluth blizte, wie ich sie noch bei keinem andern Menschen gesehen habe; man sah ihm den sehr fleißigen Mann und tiefen Denker an — dies war Hr. Brougham, wie ihr bald hören würdet, wenn irgend ein Fremder, wie jeden Augenblick geschieht, fragen sollte: Welcher ist es? — Ich habe nie einen Redner gekannt, welcher die Aufmerksamkeit stärker zu fesseln wußte. Seine Stimme war klarer, seine Aussprache deutlicher, als die irgend eines Advokaten, und eine beständig fließende Suada gab selbst gewöhnlichen Dingen in seinem Munde ein Interesse. Er sprach nicht laut, aber so klar und deutlich, daß keines seiner Worte zur Erde fiel; selbst seine tiefen Töne, sein „Beiseitereden,“ wenn er die Richter oder Geschwornen anredete, fielen hell und vernehmlich ins Ohr.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsetzung.)

Die Troubadours und die Minnesänger.

„Achtung und Verehrung der Frauen (fährt Herr Peschier fort) ist einer der charakteristischen Züge der Troubadours beider Nationen. Dieses Gefühl beherrscht alle andern; aber hier, wie anderwärts, tritt ein stark bezeichneter Unterschied hervor, der ohne Zweifel aus der Art und Weise entspringt, wie beide Völker die Liebe schildern und betrachten. Die Franzosen nämlich sehen sie als eine Leidenschaft von derselben Natur, wie alle menschlichen Leidenschaften an, bisweilen sogar als eine Art Abstraktion, die ihnen nur metaphysischen Schwulst einzuflößen vermag. Auch äußert sich in mehreren ihrer Werke die natürlichste, die gebieterischste und beredteste aller Leidenschaften bald in einer sinnreichen und kalten Spitzfindigkeit, bald in einer faden oder doch wenigstens gesuchten Galanterie. Dies ist auch der Fall bei den französischen Troubadours. Sie richten oft ihre Huldigung an eine verheirathete Dame, ohne etwas für sie zu fühlen, ohne Hoffnung der Erwiederung, lediglich aus Eitelkeit, oder um eines rein politischen Zweckes willen. Die Damen buhlten um das Lob des berühmtesten Troubadours. Dieser dagegen trug in das Verzeichniß seiner Eroberungen die Namen der berühmtesten Frauen ein, damit der Glanz ihres Rufs auf seine Gesänge zurückstrahle. Es war demnach ein sehr kalter Vertrag, ein Bund ohne Interesse, der die Dichterritter oder die kriegerischen Barden mit der Dame ihrer Gedanken oder vielmehr ihrer Poesie vereinigte. Mit nicht größerer Macht beherrschte die Liebe die Herzen der Frauen. Ohne wirkliche Leidenschaft für jene fahrenden Sänger zu empfinden, heuchelten sie ein lebhaftes Gefühl, das ihnen fremd war, allein dessen trügerischer Schein die Begeisterung der Dichter erweckte und ihnen eine Art künstlichen Enthusiasmus einflößte. Kurz, es war bei den Poesien der Troubadours der Provence weit mehr Kombination und Berechnung, als Dichtergeist und Herzenserguß im Spiel. Nicht so bei den Minnesängern. Die charakteristischen Unterschiede, die uns beim Lesen ihrer Verse auffallen, entspringen aus der ganz eigenen Rolle, welche bei den Deutschen die Liebe in jenem großen Drama spielt, das man das Leben nennt. Dieses Gefühl, eine unbeschreibliche Mischung von Kraft und Schwäche, welches das Herz mit seinen Stürmen beunruhigt, oder es mit seinen Wonnegenüssen berauscht, diese innere Ueberzeugung daß wir das Wesen gefunden haben, das die Natur uns bestimmt hatte, dieses plötzliche, über das Leben verbreitete Licht, das uns dessen Geheimniß aufzuschließen scheint, dieser unbekannte Werth, den wir auf die kleinsten Umstände legen, diese flüchtigen Stunden, deren einzelne Momente, gerade ihres Reizes wegen, der Erinnerung entschlüpfen, dieses innige Einverständniß, diese natürliche Sympathie, die jeden Gedanken erräth und jede Rührung erwiedert, kurz die Liebe, die alle diese Ideen umfaßt und sie alle in sich schließt, gilt bei den Deutschen für etwas Religiöses, Geheiligtes, Himmlisches, für eine Ausgießung der Gottheit selber, eine Erfüllung des Berufs des Menschen auf dieser Erde, einen Strahl des göttlichen Lichtes, der das Herz erwärmt und reinigt. Er kann keinen strafbaren Gedanken einflößen, denn er würde seinen erhabenen Ursprung verläugnen; er kann nicht erlöschen, denn sein Wesen ist unsterblich; er kann nur in den Schooß des Schöpfers wieder zurückkehren.“ (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

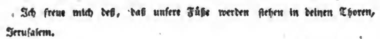
N°. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Januar 1831.



Ich freue mich deß, daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem.

Psalmen Davids.

Tetuan im Reiche Marocco.

Der Pascha von Tetuan ist nur für diejenigen sichtbar, welche für die Ehre bezahlen wollen; aber ein Paar Zuckerhüte oder ein Paar Pfund Kaffee sind hinreichend, dieselbe einem Fremden zu verschaffen. Man hat ihn deßwegen mit einem wilden Thiere in einer Schaubude verglichen; und das Gleichniß paßt um so mehr, als er schrecklich an der Elephantiasis leidet, und wegen seiner geschwollenen Beine beinahe gänzlich auf seine Wohnung beschränkt ist. Ich fand indessen, daß er mehr Gefühl besaß, als man ihm seinem Aeußern nach hätte zutrauen sollen. Er führte mich in seinem Garten herum, welcher sehr ordentlich angelegt und unterhalten ist. Aber mitten darin stand ein Springbrunnen, welcher nicht mehr spielte und wild mit Moos und Unkraut überwachsen war. Als ich mein Erstaunen über diese Vernachläßigung äußerte, sagte er mir: dieser Brunnen habe einer Lieblingsgattin gehört, welche von dem Wasser zu trinken und den Fleck mit ihren eigenen Händen anzubauen pflegte; der Brunnen solle nun nicht mehr spielen und ihr Garten verwildern, da sie, welche ihre Freude daran gefunden, ihrer nicht mehr genießen könne.

Die traurige Stimmung seiner Excellenz war an diesem Tage durch eine dringende Forderung des Kaisers, welcher er nicht mehr auszuweichen wußte, nur noch gesteigert worden; er sollte eine große Geldsumme nach Marocco schicken. In dieser Noth sandte er zu den Vorstehern der Judenschaft und bat sehr höflich um eine kleine Anleihe. Da trat das Haupt derselben — der Rothschild von Tetuan — vor und sprach trotzig: „er müsse nicht glauben, daß seine Glaubensbrüder dazu aufgelegt seyen, die Unterschleife Sr. Excellenz gut zu machen, nachdem dieselbe so oft Geld von ihnen erpreßt, sie so oft habe prügeln lassen, daß sie fast eben so wenig Geld mehr im Beutel, als Fleisch auf dem Rücken haben.“ Eine solche Kühnheit wäre dem Redner zu jeder andern Zeit übel bekommen; aber die Juden wußten, daß der Pascha in Ungnade gefallen war, und waren entschlossen, ihm nicht aus seiner Noth zu helfen, da sie hofften, daß er dadurch um so eher um sein Amt kommen würde. Auch war die Lage Sr. Excellenz wirklich so mißlich, daß sie den Schimpf verschmerzen mußte.

Die Stadt Tetuan ist weitläuftig und hat ungefähr 50,000 Einwohner. Ihre Lage ist die günstigste im Reiche Marocco für den Handel mit Europa; nur machen die Sandbänke, welche an der Mündung des Flusses liegen, es allen Schiffen über achtzig Tonnen Last unmöglich, sich der Stadt zu nähern. Diese liegt nahe bei dem schönen Gebirge Rif, dessen elende, halbnackte Bewohner der Schrecken der Städter sind. Die Soldaten, welche uns auf's Land begleiteten, wollten sich nicht in's Gebirge wagen, weil die Rifier die Nacht vorher durch den Fluß gewadet seyen und einige Mohrische Weiber entführt haben, und nun glauben würden, wir kommen, um dieselben aufzusuchen. Für einen Liebhaber der Jagd hat

diese Gegend viel Interesse; denn man kann keinen Schritt gehen, ohne Wild aufzujagen. Die Mohren wissen nichts davon, wie man Rebhühner im Fluge schießt, und verfolgen dieselben gewöhnlich so lange, bis sie sie abgemattet haben. Man kann hier das ganze Jahr hindurch jagen, nur achten die Jäger von selbst die Brütezeit. Doch werden eine Menge Eier gegessen und ausgeführt. Wilde Schweine, welche die Muselmänner nicht essen dürfen, gibt es hier in großer Menge. Weiter an der Küste hinauf, gegen Oran zu, werden die Antelopen und Gazellen sehr häufig. Die leztere sind nicht leicht zu zähmen und leben in der Gefangenschaft nicht lange; alle Versuche, sie zu verpflanzen, sind fehlgeschlagen. Ihrem Naturstande entrissen, fressen sie alles, was ihnen vorkommt, und sterben gewöhnlich an Unverdaulichkeit.

Während unseres hiesigen Aufenthalts war die ganze Küste voll Leben. Ein genuesisches Schiff wartete außerhalb der Sandbank an der Mündung des Flusses, um eine Ladung Pilger nach Alexandrien einzunehmen. Widrige Winde verzögerten die Abfahrt, und so hatten sich die Mohren an der Seeküste gelagert. Ihre ganze Feldequipage für ihre lange Pilgerfahrt, die mit dem Besuche von Medina und Jerusalem gewöhnlich ein Jahr dauert, ist ein Teppich, auf dem sie schlafen. Die, welche kein Zelt erschwingen können, hängen, nach Art der Zigeuner, einen solchen Teppich über einen Pfahl. Eine lederne Tasche und ein kleines Bündelchen enthält ihre übrigen Habseligkeiten. Sie stehen gewöhnlich unter dem Befehl eines Scheriffs, welcher am Lande sie auf dem Marsch in Ordnung hält. Das Fleisch bereiten sie so zu, daß sie keiner Gefäße dazu bedürfen. Man gräbt ein längliches Loch in den Boden, worin man ein Holzfeuer anzündet; man steckt hierauf das Fleisch an einen Stock, der über das Loch hinaus reicht, und dreht ihn mit der Hand um, bis es durchgebraten ist.

Nichts gibt wohl einen stärkern Beweis von der Macht der mahomedanischen Religion, als die Menge der Pilger, welche sich nach Mekka begeben. Vom Bauern bis zum Fürsten erfüllt alle dieselbe Hoffnung, dasselbe Verlangen, jene Wallfahrt zu machen, die ihren Pfad zum Grabe erleichtern, sie von allen Sünden in diesem Leben reinigen und ihnen die ewige Seligkeit im andern verschaffen soll. Der Name Hadjie gibt ihnen Anspruch auf eine Würde, auf eine Achtung, welche jeder zu erlangen strebt und die Niemand mit den Anstrengungen eines ganzen Lebens zu theuer erkauft meint. Gewöhnlich sammeln sich eine Menge armer Schelme um die Hadjies und begleiten sie bis zum Orte ihrer Einschiffung. Hier warten sie auf den Augenblick der Abfahrt, hängen sich dann an die Taue und die Seiten des Fahrzeuges fest, und flehen ihre Landsleute im Namen des heiligen Propheten an, sie nicht daran zu hindern, an seinem Grabe Buße zu thun; den abfahrenden Pilgern bleibt keine andere Wahl, als die Zudringlichen ins Wasser zu werfen, oder sie aufzunehmen. Da es eine zur Buße unternommene Reise ist, so ist man selten hart gegen die flehenden Brüder. Die Gründe, womit sie ihre Ansprüche auf Barmherzigkeit belegen, sind mannigfaltig: der eine behauptet, er sey ein Scheriff mit königlichem Blut in den Adern, aber ohne Geld in der Tasche; der andere, er habe Verbrechen begangen, deren Strafe auf die Häupter deren fallen müsse, die ihn zurückwiesen; ein dritter, er habe einen alten, blinden, aussätzigen Vater, dessen einzige Hoffnung noch die Erfüllung seines Gelübdes sey, lauter Gründe, mit deren Erörterung man sich im Augenblicke nicht abgeben kann, so daß gewöhnlich am Ende der Kapitän noch einmal so viele Passagiere auf den Hals bekömmt, als er erwartet hatte. Es geht auch alle Jahre eine Karavane von Marocco zu Land durch die Wüste Angad, über Oran, Algier und Tripoli, wo sich die Pilger dieser Orte mit derselben vereinigen. Dieß ist eine weit beschwerlichere Reise und erfordert weit mehr Beharrlichkeit und Kraft, als die Wallfahrt, welche bis zum Nil zu Wasser geht. Ueberdieß müssen sich die Pilger durch die Wüste hindurch kämpfen, da die Beduinen auf die Plünderung einer Karavane wie auf eine Erndte rechnen. Und wodurch werden alle diese Beschwerden belohnt? durch das Glück, einen schwarzen Stein zu küssen und aus der Quelle Hagar Wasser zu trinken. Vor der Heimkehr der Pilger zittern die europäischen Konsuln in der Barbarei jedes Jahr, da sie die Mohren nimmermehr bereden können, Quarantaine zu halten. Auf diese Art wird auch häufig die Pest in der Barbarei eingeführt, und namentlich vor fünfzehn Jahren wurden an dieser Küste eine Menge Menschen durch dieselbe weggerafft. Bekanntlich halten die Mahomedaner jede Vorkehrung gegen irgend ein Uebel für Sünde, für einen Eingriff in den Willen Gottes, und die Mohren rufen ihr Allah Akber, während sie den Leichnamen die verpesteten Kleider ausziehen.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Auch in mir erlagen Güte und Wohlwollen; ich ward dafür gestraft. Der Unglückliche sah mir mit einem Blicke nach, den ich, so lange ich lebe, nicht vergessen werde. Es war nicht Vorwurf, nicht Unwille, nicht Klage noch Bitte darin; der Spiegel meiner eigenen trauernden Seele, meiner Verlassenheit auf Erden, der einsamen Liebe und des verlegenen Suchens nach einem warmen Herzen, das mich kennen will, das Alles auf einmal fing mich in seine Tiefe ein, hielt mich, während die Füße sich in geheimer Angst fortbewegten und ich draußen vor der Hausthür stand, ohne daß ich die Absicht hatte, hierher zu gehen.

Der Schenkwirth war mir gefolgt. „Ich bitte recht sehr um Entschuldigung,“ sagte er, „daß ich Sie mit so schlechter Gesellschaft zusammenbringen muß. Aber hier im Hause ist jezt kein anderes heitzbares Winkelchen. In der strengen Kälte ist lezthin der Ofen drüben im Hinterstübchen auseinander gegangen; ich kann jezt keinen ordentlichen Menschen aus der Stadt bekommen. Mit den Gewerken ist es überhaupt so ein Ding. Der Meister hält sich kaum noch einen Gesellen. Was thut er auch damit? er braucht ihn nicht; es gibt gar zu viel Pfuscher, die das Gewerbrecht an sich kaufen; sie stürmen einem das Haus, halb bettelnd, halb Arbeit fordernd. Man muß schon ein Auge zudrücken; das Gesindel hat nichts zu Essen, Hunger und Verzweiflung sind Geschwisterkinder; will man die Flamme nicht einmal Nachts aus Scheunen und Ställen aufgehen sehen, so läßt man sie mit ihrem Flickwerk handthieren wie sie können. Was Kluges wird denn freilich nicht daraus, darum bin ich auch jezt in Verlegenheit, wo ich mit meinen vornehmen Gästen hin soll.“

Ich verstand den Mann nicht; er mußte mir's erst erklären, daß in manchen Theilen Deutschlands Zünfte und Gewerbe aufgelöst seyen und das Meisterrecht mehr von dem metallenen Talent als dem angebornen abhange.

Meine Unwissenheit mochte ihn belustigen. Er fing an, mich auszufragen, und gerieth sichtlich in Zweifel über die Gesundheit meines Gehirns, als ich gar nicht aus der Verwunderung herauskam und die altmodischsten Ansichten über die Gesetze der Abhängigkeit und Dienstbarkeit äußerte. Ich selbst wurde nun auch beschämt, ich wußte mich nicht zurechtzufinden.

In meiner Verwirrung und der Ungewißheit, ob er klüger sey als ich, und ob mich das Leben in der Barbarei doch nicht auch wirklich um viele Jahrzehnte zurückgebracht habe, haschte ich nach einem andern Gegenstande der Unterhaltung. Der einarmige Jäger bot sich meinen Gedanken zunächst dar. Ich fragte, ob er sonst wohl hier einzukehren pflege? ob der Wirth ihn kenne? Er kannte ihn nicht, wußte nichts von ihm. „Lieber Gott, sezte er achselzuckend hinzu; „es gibt viel Armuth! wer kann sie kennen?“ — „Ja, ja,“ entgegnete ich. Die matten, stillen, tiefsinnigen Augen des hülflosen Wanderers standen mir vor der Seele. Sie schienen mir etwas unaussprechlich Rührendes zu sagen. Ich wandte mich und wollte wieder zurück nach der Gaststube gehen. Indem fuhr ein leichter Schlitten in den Hof. Zwei dicht in Mäntel eingewickelte Männer, eine Pelzmütze über Wangen und Kinn zusammengeknöpft, stiegen ab. Sie trugen Jagdflinten und wiesen auf einen Rehbock, der im Schlitten lag. Der Wirth that sehr unterthänig, lachte beifällig bei jedem Worte, das der Vorausgehende von beiden sprach, woraus ich schloß, daß er der Vornehmere sey. Im Uebrigen strichen die beiden Leute so schnell an mir vorüber, daß ich keinen von ihnen deutlich sehen konnte.

Der Wirth hatte ganz den Kopf verloren. Er lief hin und her, dem Herrn, der auf einer Jagdfahrt hier einsprach, eine Tasse Glühwein vorzusetzen. „Es ist ein Reisender,“ flüsterte er, „der sich eine Stunde von hier auf dem Schlosse des Grafen als Gast aufhält. Er ist reich und vornehm, und wird drüben hochgeehrt, ob er gleich der Herrschaft durch immer neue Grillen und ein ungleiches, sonderbares Wesen lästig fällt. Hier kehrt er auf seinen Wanderungen oft ein. Es unterhält ihn, mit den gemeinen Leuten zu schwatzen. Ich glaube, es soll so was vorstellen; er dünkt sich dann doppelt groß.“ Der lebhaft erregte Mann sagte das einzeln und abgerissen, wie ihn die geschäftige Eil zur Küche, wo ich mich am Herde wärmte, hinein- und heraustrieb. Die Wirthin, welche das Getränk bereiten mußte und sich von ihrem Manne ängstlich getrieben sah, war eben nicht zum besten auf den unstäten Fremden zu sprechen, der immer zu ungelegener Zeit erscheine und eigentlich vor Langeweile nicht wisse, was er anfangen solle.

Alles, was ich von Jenem hörte, eignete sich nur wenig dazu, mich für ihn einzunehmen. Es schien mir lästig, mit ihm in dem engen Raume zusammenzutreffen, wo schon das Aeußere unsers Standes uns gewissermaßen zu höflicher Annäherung verpflichtete. Ob mich nun gleich Schnee und Kälte zu dem Entschlusse gebracht hatten, hier anzuhalten und nicht noch ein paar Stunden weiter bis zur nächsten Stadt zu fahren, so entschied mich doch jezt die Dazwischenkunft einer jener verbrauchten Sonderlingsmasken, die England auf unsere Weltbühne schiebt, auf der Stelle meine Reise fortzusetzen. Ich ging zu dem Ende, meine Leute zum Aufbruch von hier zu treiben. Vor der Stubenthür begegnete ich dem Schulzen. Er fragte nach dem Wirth. Ich bedeutete ihm lächelnd, daß diesem der vornehme Besuch allzuviel zu thun gebe. „Das ist es eben,“ war die sanft gesprochene Antwort; „er vergißt darüber, den armen Jäger drinnen nach seinem Paß zu fragen, und doch darf der hier nicht übernachten, ohne daß man weiß, wer er ist.“ Ich rieth darauf dem Schulzen, als eigentliche Dorfpolizei selbst die Nachfrage anzustellen. Er schien verlegen. „Das möchte ich doch auch nicht gern,“ meinte er; „das sieht gleich so barsch aus, als hielte man den unglücklichen Menschen für verdächtig. Der Wirth kann das aber ganz natürlich thun, denn es ist seine Verpflichtung.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Brougham.

„Immer war es (heißt es im New Monthly Magazine über Brougham weiter), als rede er aus ernstlicher

Ueberzeugung, aus dem Innern seiner Seele, als habe er stets das Recht auf seiner Seite, und selbst wenn er ganz unrecht hatte, wie es in Hinsicht auf das Gesez oft genug der Fall seyn mochte, war er so ganz der Mann, der seiner Sache gewiß schien, daß Zuhörer, die von den Gesezen nichts verstanden, sich wunderten, wenn sie die Richter entscheiden hörten, daß Hrn. Broughams gesezliche Ansichten gar nicht haltbar seyen. Seine ausgebreitete Menschen- und Weltkenntniß versah ihn mit einem beständigen Vorrath von Bemerkungen und Erläuterungen, während seine unvergleichliche Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks jedem von ihm berührten Gegenstand ein zehnfaches Gewicht gab. Seine außerordentliche Geschicklichkeit im Loben und seine noch größere im Spotten gab seinen Bemerkungen über Zeugenaussagen eine ungewöhnliche Kraft, und wenn er sich zur künstlichen Leitung der Geschwornen hätte herablassen wollen, würde sein Beistand in Rechtssachen unschäzbar gewesen seyn. Diese Art von Leitung aber, dieses Schmiegen nach den Vorurtheilen oder der Unwissenheit der Leute, um ihnen eine Entscheidung abzulocken, war eine Kunst, welche sein hoher Sinn verschmähte.... Seine Energie stieg mit der Wichtigkeit der Gegenstände, über die er zu reden hatte, und hob sich allmählig vom gemäßigten Ernste, womit er von einfachen und alltäglichen Dingen redete, bis zum höchsten Feuer der Beredtsamkeit, so wie das Thema selbst an Bedeutsamkeit gewann. Dann griff er zu den unwiderstehlichen Waffen des Spottes und des Schimpfes; in der Stellung des heil. Paulus in Raphaels Carton, mit vorgestreckten Armen und vorgebeugtem Oberleib, schien er dann über den Gegenstand seines Angriffes die hochlodernde Flamme seines Zornes auszugießen; dann erschien er als der bei weitem größte Redner seiner Zeit, und im Fache der Philippika hat ihn vielleicht kein Rechtsanwald seit Cicero übertroffen. An der, vielleicht nicht so männlichen, aber nicht weniger überredenden Kunst, die sich an die bessern Gefühle des Herzens wendet, fehlte es ihm indessen fast ganz. Seine Hauptstärke war die Schilderung der Tyrannei und Unterdrückung, die Erhebung des Ruhmes, den der Widerstand gegen dieselbe gewährt, die Geißelung der Gemeinheit und Grausamkeit, die Demüthigung der Unwissenheit und Anmaßung. Sprach er davon, welch herrliches Gut Kenntnisse seyen, wie schön die Freiheit, wie edel und groß feste Entschlossenheit, so war er sichtbar ganz Gefühl; aber zartes Mitleid, die überwindende Macht der Sanftmuth und Güte, die Gluth und Zärtlichkeit der Liebe fanden entweder nichts Entsprechendes in ihm, oder schienen ihm keine tüchtigen Werkzeuge seiner Kunst."

„Indessen dürfen wir uns nicht auf eine Darstellung dessen beschränken, was Brougham vor den Schranken des Gerichts war. Es ist uns kaum möglich, alle öffentlichen Beschäftigungen, denen dieser außerordentliche Mann seine Zeit widmet, aufzuzählen; wir könnten ihn schildern, wie er bald die Studenten der Universität Glasgow anredet, bald den Rath der Londoner Universität; wir könnten von den Morgen reden, die er in der Gesellschaft zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, und von den Abenden, die er im Handwerkerinstitut zubrachte, wo er alles mit der überlegenen Macht seines Geistes beherrschte, die keiner den Muth hat, ihm streitig zu machen; wir könnten ihn zeigen, wie er mit unwiderstehlicher Gewalt von der Würde der Freiheit an demselben Ort spricht, wo er zur Förderung seines eigenen Willens und der vorliegenden Geschäfte einen praktischen Despotismus ausübt. Aber für diese Dinge fehlt es uns an Raum, und wir bitten die Leser nur, uns ins Unterhaus zu begleiten, wo er in den lezten drei Jahren keinen Nebenbuhler fand, der mit ihm auch nur einen Augenblick verglichen werden konnte. Er pflegte nicht weit von dem Sprecher auf der Hauptbank der Opposition, in einem alten, schlechten, schwarzen Anzuge, mit übereinandergeschlagenen Armen, den Hut über die Augen herabgezogen, zu sizen, und hier sah man Heinrich Brougham in seinem höchsten Glanze. Als Advokat war er von Männern umgeben, die über ihm standen; aber hier schrumpften diese Männer zu nichts zusammen, während er zur Würde des ersten Mannes in der ersten berathenden Versammlung der Welt emporstieg. Niemand kann zwar weniger pompös seyn, als er, aber die Wichtigkeit seiner Stellung schien er doch wohl zu fühlen, und früh am Abende, ehe die Debatten sich bis zur Heftigkeit erhizten, lag ein ruhiger, strenger Ernst in seinem Wesen, der ein Gefühl von Kraft verrieth, die nur auf Gelegenheit wartet, sich zu zeigen."

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Beschluß.)

Dramatische Vorlesungen. Theater.

Die erste diesjährige Sizung des Museums (im rothen Hause) war reich an Genüssen. Der Vorstand dieser Anstalt hatte den bekannten Schriftsteller v. Holtei, der als Regisseur des großherzoglichen Hoftheaters zu Darmstadt in unserer Nähe lebt, vermocht, einige dramatische Vorträge in seiner beliebten Manier zu geben. v. H. hat die schwere Kunst des lebendigen Vorlesens bei Tieck, der als Meister darin glänzt, studirt und nicht selten vor den gebildeten Cirkeln Berlins rühmlich bewährt. Auch hier ist nur Eine Stimme über seine vortreffliche Leistung. Nach einer großen Ouvertüre von Beethoven trat v. Holtei auf und las das krasse Schicksalsstück Werners, „der vierundzwanzigste Februar." Im dichtgedrängten Zuhörerkreise (es waren wohl 500 Personen gegenwärtig) herrschte schauerliche Stille. Man fühlte sich tief ergriffen von des Dichters dämonischer Gewalt, und vergaß fast, daß nur die Kunst ihre Täuschungen wob. Nach einem zweiten Musikstücke trat Hr. v. Holtei nochmals auf und las „die Ueberbildeten," Lustspiel nach Molière von Robert. Diese wizige Verspottung jener sentimentalen Pseudoromantik, woran so viele „Frauengemüther" kränkeln, fand in dem Munde des Vortragenden erst die rechte Bedeutung. Die ergözliche Satire verfehlte keineswegs den beabsichtigten Eindruck: das Auditorium sah sich in die heiterste Stimmung versezt, und als H. schloß, konnte er in dem lauten Beifall, der sich Luft machte, erkennen, wie sehr er befriedigt hatte.

Auf der hiesigen Nationalbühne ward am Neujahrstagabend der „Zeitgeist," versteht sich, nur der Raupachsche, förmlich ausgepfiffen. Das Publikum zeigte dabei neuerdings, daß es selbst einer Posse scharf auf die Finger sieht, und kein noch so verzeihliches Vergehen gegen die herkömmliche Decenz passiren läßt. Niemand kann in Abrede stellen, daß des fruchtbaren Raupachs flüchtigst hingeworfene Arbeiten von Wiz und Theatercoups sprudeln. Sein „Zeitgeist" steht in dieser Beziehung gar nicht zurück und verdiente mithin gewiß eine nachsichtige Aufnahme. Dies fühlte wohl auch die Gallerie: sie applaudirte laut; aber im Parterre walteten die Diktatoren des sogenannten guten Geschmacks, und die Logen blieben neutral.

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Januar 1831.

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.

Goethe.

Zur Geschichte der Wissenschaften, nach Cuvier.

Wir haben im vorigen Jahre aus den Vorlesungen Cuviers über die Geschichte der Naturwissenschaften einen Auszug mitgetheilt, und sind mit demselben so lange fortgefahren, bis der Vortrag zu sehr in das Einzelne der Wissenschaften einging. Der berühmte Naturforscher hält nun gegenwärtig, als Fortsetzung der früheren, Vorlesungen über die Geschichte der Wissenschaften in den drei lezten Jahrhunderten. Da er hier sehr ins Detail geht, können wir ihm nicht regelmäßig folgen, gedenken indessen hie und da einen Abschnitt mitzutheilen, der auch für ein größeres Publikum Interesse haben möchte.

* * *

Kosmogonien der zwei lezten Jahrhunderte.

Die wissenschaftlichen Begriffe eines Zeitalters finden sich im geologischen Systeme desselben gleichsam koncentrirt. Die Geologie, eine reine Erfahrungswissenschaft, beschreibt die Schichten der Erdrinde, ihre Lage, die Körper, aus denen sie bestehen, und die Art, wie sie unter einander gruppirt sind, und zieht endlich aus diesem allen allgemeine Regeln und Geseze. Die Geogonie dagegen, die man oft fälschlich mit der Geologie verwechselt, ist eine spekulative Wissenschaft, die aber ohne Geologie undenkbar wäre; ihr Zweck ist, zur Erkenntniß der Ursachen zu gelangen, welche alle die Veränderungen erzeugt haben, die der Erdkörper seit Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag durchlaufen hat; die Physik, die Astronomie, fast sämmtliche Zweige der Naturgeschichte sind ihre Hülfswissenschaften. Der Zustand der Geologie gibt immer einen sichern Maßstab dafür ab, wie weit die Wissenschaften in einem Zeitraum gediehen sind, denn die Grundlage jener Wissenschaft ist eben die Gesammtmasse von erworbenen Naturkenntnissen. Was die Geogonie betrifft, so würde sich heutzutage Niemand herausnehmen, die Welt nach Grundsäzen zu konstruiren, die sich nicht mit den Erfahrungssäzen gesammter Zweige der Naturwissenschaft vertrügen. Im siebzehnten und noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nahm man es damit nicht so genau.

Die Erdkugel besteht auf ihrer Oberfläche aus Land und Meer; dieses ist durchaus sich selbst gleich und beständig wagerecht; jenes ist uneben und mit Höhen durchzogen, deren Ketten nichts weniger als regelmäßig streichen. Die Erdschichten, aus denen sie bestehen, sind von sehr mannigfaltiger Art. Zuerst stößt man auf Kalkschichten, sodann auf Sand, auf Marmor, Schiefer u. s. w., zu unterst auf Granit und anderes sehr hartes Gestein. Man findet in diesen Schichten Seethiere, Muscheln, Korallen, hie und da Skelette von Seefischen, seltener Gebeine von Reptilien und vierfüßigen Thieren; Alles erscheint auf den ersten Blick unordentlich untereinandergeworfen; erst langer fleißiger Beobachtung konnte es gelingen, das Chaos einigermaßen zu entwirren; aber der ungeduldige Menschen-

geist wollte vorweg das Räthsel der Natur aussprechen; die Geogonie eilte kühn der Geologie voraus, und ihre Aussprüche mußten nothwendig, da sie aus der Luft gegriffen waren, falsch seyn. Wir führen nun von den Kosmogonien der Gelehrten der zwei lezten Jahrhunderte Einiges an.

Der Hauptsatz von Descartes System ist, die Planeten, also auch die Erde, seyen an ihrer Oberfläche erkaltete Sonnen, und unsere Erde namentlich enthalte ein Centralfeuer, aus dem er den Umstand erklärte, daß sich die Temperatur im Innern immer gleich bleibe. Wir brauchen nicht zu sagen, daß diese Hypothese so gut wie nichts erklärte; aber als einen Beweis, wie weit man damals noch in den Erfahrungswissenschaften zurück war, führen wir nur an, daß die Fossilien noch nicht als organische Körper betrachtet wurden. Indessen bewies ein sicilianischer Maler, Augustin Scilla, i. J. 1670 in einem eigenen Werke, daß einige Fossilien wirkliche Muscheln, und daß die damals sogenannten Glossopetrá Hayfischzähne seyen. Bernard Palissy hatte diese Behauptung schon ums Jahr 1650 gewagt; sie wurde aber nichts weniger als allgemein geglaubt. Eduard Lhuyd, geboren 1660 in Wales, gab 1699 ein Buch mit vielen Kupfern heraus, in dem er behauptete, Keime lebender Wesen seyen überall durch die Winde umhergestreut und in den Schooß der Erde versenkt worden, daselbst zu unvollständigen Thier- und Pflanzengebilden aufgegangen, und dieß seyen eben die Fossilien.

Die Beobachtungen aber, die man allermittelst über die Lagerung der verschiedenen Erdschichten, über die Metalladern, die Zusammensetzung der Berge gemacht hatte, heischten nachgerade ein umfassenderes, zugleich positiveres, weniger träumerisches System der Geologie als bisher; es mußte indessen immer noch mit der Erzählung der Genesis, die eine unbedingte Autorität war, in Uebereinstimmung gebracht werden. Die erste vollständige Theorie nun ist in einem theologischen Werke von Thomas Burnet enthalten (geboren 1635, gestorben 1715), in welchem er die Entstehung der Erde zu erklären und die Veränderungen, die mit ihr vorgegangen, zu verfolgen sucht. Er behauptet, die Erde sey von Anfang überall von Wasser umhüllt gewesen; die leichten Materien fingen zu einer gewissen Zeit an im Wasser aufzusteigen, trockneten an der Fläche desselben und bildeten eine ebene Rinde ohne Berge und Meere; dieß war der erste Aufenthalt des Menschen, und er war ausnehmend fruchtbar, was schwer begreiflich ist; die Sonne trocknete die Erdrinde immer mehr aus, diese barst endlich, und daher kam die Sündfluth; die Bruchstücke der Kruste bildeten die Berge, die Continente, und dazwischen breiteten sich die Meere aus. Eines Tags wird das Centralfeuer, das fortwährend das Innere der Erde austrocknet, Alles verzehren.

Leibnitz, ein weit höherer Genius, forschte in seiner Protogäa auch nach dem Zustand, in dem sich die Erde vor dem Auftreten des Menschengeschlechts befunden haben mag. Er sezt voraus, die Erde habe sich Anfangs in flüssigem Zustande befunden, und da das Feuer das Prinzip des Flüssigen ist, meinte er, die Erde sey Anfangs geschmolzen gewesen; ja er hält sie für das Stück einer erloschenen Sonne, das ein Komet abgeschlagen. Die Erdkruste ist nach ihm verglast, und eben durch diese Verglasung erklärt er auch die Bildung der Höhlen. Die Dünste, welche die große Hitze in der Atmosphäre erzeugte, schlugen sich nun nach und nach nieder, verdichteten sich und bildeten zuerst die Metalle und dann das Wasser. In dieser Periode traten die Wasserthiere auf; daher findet man auch in den ersten Bergen, die früher gebildet waren, keine Spur von diesen Thieren. Die Wasser drangen sodann in die Höhlen und ließen damit große Landstrecken unbedeckt, die sich nun mit Pflanzen bedeckten, mit Landthieren bevölkerten. Die Metalladern sind zum Theil Niederschläge aus dem Zustand der Verflüchtigung, zum Theil aus wässriger Auflösung. Dieses System, die Frucht der höchsten Kraftäußerung, deren der menschliche Geist damals fähig war, hat das Verdienst, daß es vollständig aus Einem und ebendemselben obersten Grundsatz hergeleitet ist. Buffon hat dieselbe Theorie wieder aufgenommen und weiter ausgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Mich überraschte und rührte das Zartgefühl. Ich wollte sehen, ob ich die Sache nicht auf andere Weise zurechtbringen könne. Als ich nun deßhalb zur Thüre hinein trat, suchte mein Blick zunächst den, welcher zugleich Verdacht und Mitleid erregte. Er schlief; sein fast kahler Kopf lag gegen den Ofen gelehnt. Das wenige, zwischen Grau und Blond schillernde Haar, das wohl lange den Kamm und die Scheere entbehrt haben mochte, fiel seitwärts über die Stirn und beschattete die bleichen, geregelten Züge, deren sanfter, ja heller Ausdruck auf ursprüngliche Harmonie im Innern und Aeußern zurückwies. Besonders lag zwischen Augen und Stirn etwas kindlich Gutes und Liebes, vor dem das Herz sich aufschloß.

Zu den Füßen des Schlafenden kauerte ein zottiger Hund, fast noch magerer und elender als sein Herr. Er knurrte bei meiner Annäherung. Ich wandte mich daher um, aus Furcht, jenen zu erwecken. Wie ich nun, zu den andern gekehrt, dastehe, ist das erste Gesicht, dem

ich begegne, Wellborns. Er hielt ein Papier in Händen, das er seinem muthmaßlichen neuen Herrn, dem Schloßgaste, zeigte. Zugleich bemerkte ich, daß die kleine Reisetasche des wandernden Jägers geöffnet auf der Bank lag. Wellborn erkannte mich nicht sobald, als er mit beispielloser Dreistigkeit auf mich zukam. „Wissen Sie, wer das ist, den Sie da schlafen sehen?" rief er. Ich maß den Unverschämten mit großen Augen. Das Wort erstarb mir auf der Zunge; es widerstand etwas in mir jeder Erinnerung ehemaligen Verhältnisses zwischen uns beiden. Ich verachtete ihn zu sehr, um mit ihm zu rechten. Er benuzte indeß mein Schweigen, indem er vertraulich fortfuhr: „Der Volksdichter L— ist es. Er hat ausgesungen, wie er früher bei Paris den Kampf für das Vaterland ausgefochten hat. Er verlor hierbei den Arm, später verlor er sich selbst. Man wußte nicht, wo er hingekommen war. Viele glaubten ihn todt; er ist es auch wohl moralisch schon längst, und leiblich treibt er's in der Gestalt gewiß nicht lange mehr." — „Woher wissen Sie —" fragte ich, vor Unwillen zitternd. „Ah!" entgegnete Wellborn, meine Gedanken schnell errathend, „der Riemen von der ledernen Tasche dort hatte sich gelöst; es fiel etwas heraus, ich hob es auf, es war der Paß des unbegünstigten Musensohns." — „Elender!" murmelte ich zwischen den Zähnen, ihm den Rücken wendend. Sein Herr that sehr erschüttert über die grauenvolle Entdeckung, wie er sich ausdrückte. Wirklich lag eine gewisse matte Weichlichkeit in seiner Miene, die man für Mitgefühl halten konnte, wenn man nicht die unheimliche Lüge dahinter spürte. Ich hatte ihn schnell weg; mich empörte das Einverständniß zwischen ihm und Wellborn bei einer Handlung, die nicht mit Unrecht Diebstahl zu nennen war, denn die Fabel mit dem Aufgehen der Reisetasche und dem Herausfallen des Blattes fand bei mir keinen Glauben. Er mochte mir das anmerken, vielleicht wollte er mich eben deshalb bestechen, denn er sah, wie in einen melancholischen Abgrund versinkend, auf den träumenden Sänger, und flüsterte fast nur, so leise säuselte das Mitgefühl über seine Lippen: „Es ist doch wahr, der Mensch ist unbeglückter unter Menschen, als das Thier in der reichen Schöpfung der Natur. Die verstummte Nachtigall bleibt immer die Königin der Waldsänger: was sie bestimmt war, zu leisten, gilt, wenn sie auch nichts mehr leistet. Der begeisterte Dichter hingegen, der das Vaterland entzündete, erlischt mit der Flamme, die dem Wintersturme der Zeit nicht widersteht." Wellborn lächelte bei dem elegischen Erguß. „Wie wollen Sie," sagte er, indem er mich von der Seite ansah, „daß die Reminiscenzen des Jahres dreizehn noch fortklingen? Damals quoll die Begeisterung aus jedem Arm der Hippokrene; zulezt verliert sich der mächtigste Strom in den Sand."

Ich achtete wenig auf ihn. In mir drängten sich die entsetzlichen Worte herauf: verstümmelte, verarmte, entweihte Poesie, du schleppst dich durch die Gemeinheit des Lebens, und flacher Uebermuth bestiehlt dich, wenn dein verschleiertes Auge in die unsichtbare Welt der Ahndung versinkt.

In diesem Augenblicke flog die Thür auf. Ein rüstiger, wohlgebildeter Mann von mittlern Jahren schritt mit großer Lebhaftigkeit auf die Anwesenden zu. „Wo ist er?" fragte er mit sichtlicher Ungeduld, sah den jezt Erwachenden starr an, und ein schmerzlicher Seufzer und die unbewachten Worte: „Lieber Himmel, ist das Dein Schützling!" stahlen sich über seine erbleichenden Lippen.

Nichts, nichts mehr von dem Wiedersehen zweier Menschen, die der lieben, oft ersehnten Stunde nur bittere Thränen zu zollen haben. Es war der Geistliche des Ortes, der, von der Anwesenheit des ehemaligen Kriegsgefährten und Universitätsfreundes beim Hineintreten in das Haus unterrichtet, diesem mit klopfendem Herzen entgegenflog.

Ich schreibe diese Zeilen in des wackern Mannes Hause. Wir haben den kranken Sänger dorthin gebracht. Die Landleute erfuhren nicht sobald, daß der, dessen Lieder sie wohl noch dann und wann aus alter Erinnerung singen, unter ihnen sey, als sie sich erboten, ihn nach dem Pfarrhause zu tragen. Es geschah. Der Soldat eröffnete den Zug; er stimmte einen jener Schlachtgesänge an, welche sonst die Knaben bei ihren Spielen lallten. L— blickte dankbar zum Himmel. „Ich werde nicht sterben," sagte er; „was Leben hat, das lebt; die Welt thut nichts dazu und nimmt nichts davon." — Wir waren an der Schwelle des saubern Häuschens. Einige von unsern Begleitern hielten ihre Laternen empor, um die Straße zu erhellen. Der Gesang, die Lichter, die Tragbahre, alles erinnerte an einen Leichenzug. Da klingelte das Schellengeläut eines Schlittens an uns vorbei; der Graf und Wellborn flogen auf dem Wege nach der Stadt hin. Der Graf, wenn gleich gekannt, ist dort wohl gelitten; er wird nächstens das Zusammentreffen mit L—, zu einer Scene in der Manier von Yoricks Reisen aufgestuzt, drucken lassen, und was andere empfunden, beschreiben.

Wir drei, der Geistliche, der Soldat und ich, sitzen neben dem Gestorbenen, der wenigstens in Freundes Armen verschied. Er freute sich so über das warme Bett und das Feuer im Ofen. Es war alle Wärme, die ihm die erstarrte Erde geben konnte. Er starb gern. Wir mußten ihm vom Tage bei Leipzig sprechen. Der Prediger that es mit der Gluth, welche das Bild einer großen Zeit, muthiger Gesinnung und kühner, freudiger Entschlossenheit dem Manne für alle Lebenstage zurück ließen. Der befreiete Dichter lächelte und verschied.

Vor einem Festabende.

Von Karl Felder.

Leis entschwebt der Zeiten Flügel,
Rastlos über uns dahin,
Wie dort über Fluß und Hügel
Wolkenschatten eilig ziehn.
Wo ein frohes Paar gelacht,
Trauert bald nur öde Nacht.

Wo nach Tages Last und Mühe
Eltern sich der Lust geweiht,
Wie im Kinderkreis entblühe
Neu die eigne Kinderzeit,
Grünt in Schutt ein wilder Strauch,
Wehet frech der Winde Hauch.

Freunde zechten einst auf's beste;
Wo ist nun ihr Sangverein? —
Gott sey Dank! zu unserm Feste
Steht der Tisch noch, glänzt der Wein;
Die sich liebend auserſahn,
Traute Brüder, alle nahn.

Zeit ist's noch, daß Epheuranken
Wuchern um der Freude Sitz,
Und daß Zweige lispelnd wanken,
Wo nun schallen Lust und Witz;
Heute, heute sinds noch **wir**,
Die hier halten Standquartier!

Suchen Manchen wir vergebens,
Deckt die Besten schon die Gruft,
Ach, das Licht des schönern Lebens
Glänzt ja ihnen! Freunde ruft
Ihnen Heil! Auf Treu' und Scherz
Schau'n sie lächelnd erdenwärts.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Brougham. Neujahrsdramen.

„Brougham (heißt es im New Monthly Magazine weiter) hat eine besonders glückliche Stimme; sie ist so klar, so biegsam, und er hat sie so sehr in seiner Gewalt, daß, wenn er sich einer Parenthese bedient, was eine seiner Lieblingsfiguren ist, dieselbe durch die Veränderung des Tones so genau bezeichnet ist, als wenn man sie geschrieben sähe. Zuweilen pflegte er plötzlich aufzuspringen und auf einmal die ganze Schale seiner Bitterkeit auszugießen; gewöhnlich aber arbeitete er sich langsam zu dem Paroxysmus der Wuth hinauf, welcher er sich so gern überließ; nachdem er seine Rede vorsichtig, aber kräftig, mit einem reichen, ununterbrochenen, mächtigen Wortstrom angefangen hatte, wurde er allmählig warm, und nachdem nun seine Leidenschaften durch den Strom seiner Einbildungskraft und die Heftigkeit der Debatte aufgeregt waren, hörte man jene unvorsichtigen und ungerechten Ausdrücke, die zur Zeit Plunkets und Cannings ihm Züchtigung von Männern zuzogen, die selbst einen Brougham zur Ordnung zu verweisen wußten... Daß ihm irgend ein Fach des menschlichen Wissens in seinem ganzen Umfang bekannt sey, wird wohl Niemand behaupten, dagegen aber auch Niemand läugnen, daß wenige Menschen Kenntnisse von so ungeheurer Ausbreitung besitzen, und daß Niemand in unsern Tagen im Stande ist, von dem, was er weiß, einen so mächtigen Gebrauch zu machen, muß Jeder anerkennen; besäßen wir ein Verzeichniß von allen den Gegenständen, über die er lange, durchdachte Reden gehalten hat, so müßte es uns mit Erstaunen erfüllen, daß, selbst in vielen Jahren, ein Mensch neben den nothwendigen Pflichten eines mühsamen Berufs die Muße sollte gefunden haben, dieselben auch nur aufs Oberflächlichste zu studiren.“ Doch ich fürchte, mich schon zu lange bei diesem Gegenstande aufgehalten zu haben; vielleicht gebe ich einmal den Lesern Auszüge aus des außerordentlichen Mannes Reden. Hier noch zum Schlusse etwas über sein physisches Vermögen. Als er im vorigen Sommer zum Vertreter der großen und reichen Grafschaft York vorgeschlagen worden war und er, dem ehrenvollen Ruf Folge leistend, sich in die Grafschaft begeben hatte, um sich den Wählern vorzustellen, hielt er an einem Tage sieben lange Reden in eben so vielen Städten. Die erste davon fing er des Morgens um sieben an, und die lezte war um zehn Uhr Nachts noch nicht ganz geendigt.

Wir sind jezt in der Jahreszeit der Pantomimen; jedes Theater hat die seinige, und alle wetteifern, in diesem Magnete der Schuljugend und ihrer Eltern sich den Rang abzulaufen. Schon Monate vor Weihnachten zerbrechen sich die Unternehmer mit ihren Gehülfen und Freunden die Köpfe über die neuen Sprünge, Verwandlungen, Dekorationen, mit denen sie Kunden anzuziehen hoffen, aber vor allem über das Drama, welches immer vorangeht und auf Harlekin und Consorten vorbereitet, und noch mehr über einen **Namen** fürs Ganze. Ist dieser einmal gefunden, dann müssen alle, die von Amtswegen davon in Kenntniß gesezt werden müssen, das strengste Stillschweigen angeloben, und nun gehen Schreiner, Maler und hundert andere Künstler ans Werk, die überraschendsten Scenen hervorzubringen. Dabei werden dann auch die Thorheiten und Laster des Tages nicht selten aufgeführt und mit mehr oder minder praktischem Witz gegeißelt. In der Verlegenheit hat heuer der Direktor des Coventgarden-Theaters zu Byrons **Werner** gegriffen, welches Trauerspiel der Dichter selbst nie zur Aufführung bestimmt hatte. Indessen hat man es mittelst mancherlei Subtractionen und Additionen aufführbar gemacht. Byrons Leser werden sich erinnern, daß er den Mörder Ulrich frei ausgehen läßt; dies aber schien unsern Theatercensoren (denn daß wir hier in London, und in und für London allein, eine solche Censur haben, ist wohl den meisten Ihrer Leser bekannt) in gegenwärtigen Zeiten zu lockend; demnach hat man den Ungar die Polizei holen lassen, welche am Schlusse des Stücks und im Augenblicke, wo der unglückliche Werner verscheidet, Ulrich nach aller Form Rechtens in Verhaft nimmt, so daß der Galgen um der poetischen Gerechtigkeit willen in der Perspektive erscheint.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Januar 1831.

> Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
> Das zu der Länder Fürsten dich gemacht?
> Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
> Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
> Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
> Zu Fürsten deine Bürger macht?
>
> Schiller.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Aus dem siebzehnten Briefe.

Von vier Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends saß ich im Hause der Gemeinen, gedrängt, in fürchterlicher Hitze, höchst unbequem, und dennoch mit so angespannter Aufmerksamkeit, so hingerissen, daß die sechs Stunden mir wie ein Augenblick vergingen.

Es ist in der That etwas Großes um eine solche Landesrepräsentation; diese Einfachheit in der Erscheinung, diese Würde und Erfahrung, diese ungeheure Macht nach Außen, und dieses prunklose Familienverhältniß im Innern. Die heutige Debatte war überdieß vom höchsten Interesse. Das vorige Ministerium hat, wie Du weißt, größtentheils resignirt, unter ihnen die wichtigsten Männer Englands, ja der (nach Napoleons und Blüchers Tode) berühmteste Mann Europas. Canning, der Verfechter der liberalen Parthey, hat dieses Ministerium besiegt, und ist, trotz aller ihrer Anstrengungen, der Chef des neuen geworden, dessen Zusammensetzung ihm, wie es in England üblich ist, allein überlassen wurde. Aber die ganze Gewalt der entrüsteten Ultra-Aristokratie und ihres Anhangs drückt noch immer schwer auf ihn, ja selbst einer seiner bedeutendsten Freunde, ein Commoner dazu wie er, ist gleichfalls einer der ausscheidenden Minister und schließt sich der feindlichen Parthey an. Dieser (Mr. Peel) eröffnete heute den Kampf, in einer langen und geschickten, sich jedoch zu oft wiederholenden Rede. Es würde mich viel zu weit führen und ganz über die Gränzen einer Korrespondenz wie die unsrige hinausgehen, wenn ich mich in das Detail der gerade jetzt vorliegenden politischen Fragen einlassen wollte; meine Absicht ist nur die, die Taktik anzudeuten, mit der, auf der einen Seite, zuerst der Gewandteste der neuen Opposition angriff, dann mehrere gemeinere Streiter derselben losgelassen wurden, die regellos bald da, bald dort anpackten; hierauf aber die alte Opposition der Whigs, die jetzt das liberale Ministerium aus allen Kräften unterstützt, umgekehrt und zweckmäßiger mit dem kleinen Gewehrfeuer anfing, und dann erst, als schweres Geschütz, einen ihrer Hauptkämpfer, Brougham, sich erheben ließ, welcher in einer herrlichen Rede, die wie ein klarer Strom dahin strömte, seine Gegner zu entwaffnen suchte, sie bald mit Sarkasmen peinigte, bald einen höhern Schwung nehmend, alle Zuhörer tief ergriff und überzeugte; z. B. wenn er sagte: „nicht um Plätze zu erlangen, nicht um Reichthümer zu erwerben, ja nicht einmal um den Katholiken unsers Landes ihr natürliches und menschliches Recht wiedergegeben zu sehen, eine Wohlthat, um die ich seit fünf-und-zwanzig Jahren Gott und die Nation vergebens anrufe, nicht für alles dieses habe ich mich dem neuen Ministerium angeschlossen, nein, sondern nur weil, wohin ich mein Auge wende, nach Europas hoher Civilisation, oder nach Amerikas ungeheurem Kontinent, nach dem

Orient oder Occident, ich überall die Morgenröthe der Freiheit emporsteigen sehe — ja, ihr allein habe ich mich angeschlossen, indem ich dem Manne folge, der ihr Verfechter zu seyn, eben so würdig als willig ist." Hier schloß der Redner, nachdem er noch die feierliche Erklärung abgegeben, daß er um so unpartheyischer hierin sey und seyn könne, da er nie, und unter keiner Bedingung, je in ein Ministerium dieses Reichs treten werde. — Schon früher hatte ich Brougham gehört und bewundert. Niemand hat wohl je mit größerer Leichtigkeit gesprochen, Stundenlang in einem nie unterbrochenen, klaren Fluß der Rede, mit schönem und deutlichem Organ, die Aufmerksamkeit fesselnd, ohne irgendwo anzustoßen, nachzusinnen, zu wiederholen, oder, sich versprechend, ein Wort für das andere zu gebrauchen, welche störenden Fehler z. B. die Reden Peels oft verunstalten. Brougham spricht, wie ein geübter Leser Gedrucktes vorliest. — Demohngeachtet sieht man darin nur außerordentliches Talent, Witz und seltene Gegenwart des Geistes, doch die jedes Herz erwärmende Kraft des Genies besitzt er, meines Erachtens, nicht. Jezt erst trat Canning, der Held des Tages, selbst auf. Wenn der Vorige einem geschickten und eleganten geistigen Boxer zu vergleichen war, so gab Canning das Bild eines vollendeten griechischen Gladiators. Alles war edel, fein, einfach, und dann plötzlich ein Glanzpunkt, wie ein Blitz hervorbrechend, groß und hinreißend. Eine Art Ermattung und Schwäche die, als sey es die Folge der so kürzlich erlebten Kränkungen, so wie der überhäuften Arbeit, seiner Energie etwas zu benehmen schien, gewann ihm vielleicht in anderer Rücksicht noch mehr von Seiten des Gefühls.

Seine Rede war in jeder Hinsicht das Gediegenste, auch den Unbefangensten Ergreifende, der Kulminationspunkt des heutigen Tages. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den sie und jene berühmte, die er vor mehreren Wochen über die portugiesischen Angelegenheiten hielt, auf mich machten. Ich fühlte tief, daß die höchste Gewalt, die der Mensch auf seine Mitmenschen ausüben, der blendendste Glanz, mit dem er sich umgeben kann, und vor dem selbst der des glücklichen Kriegers wie Phosphorschein vor der Sonne erbleicht, in dem göttlichen Geschenk der Rede liege. Dem großen Meister in dieser nur ist es gegeben, Herz und Gemüth einer ganzen Nation in jene Art von magnetischem Somnambulismus zu versetzen, wo ihr nur blindes Hingeben übrig bleibt, und der Zauberstab des Magnetismus über Wuth und Milde, über Kampf und Ruhe, über Thränen und Lachen mit gleicher Macht gebietet.

Am folgenden Tage wurde das Haus der Lords eröffnet, unter gleich merkwürdigen Umständen als gestern das Haus der Gemeinen; jedoch zeigten sich darin keine so großen Talente, als Brougham und vor allen Canning.

Lord Ellenborough (der, beiläufig gesagt, die schönste Frau in England besitzt) erhob sich zuerst und sagte in der Hauptsache: „Man habe die ausscheidenden Minister angeklagt, in Folge einer gemeinschaftlichen Vereinigung resignirt, und sich dadurch des hohen Unrechts schuldig gemacht zu haben, dem Könige seine konstitutionelle Prärogative, ganz nach freier Willkühr seine Minister zu ernennen, schmälern zu wollen. Zuvörderst müsse er daher verlangen, daß sie, um ihre Ehre zu retten, sich hierüber genügend rechtfertigten." Hier sah ich den großen Wellington in einer fatalen Klemme. Er ist kein Redner, und mußte nun bongré malgré sich wie eine Angeklagter vor seinen Richtern vertheidigen. Er war sehr agitirt, und dieser Senat seines Landes, obgleich aus lauter Leuten bestehend, die einzeln ihm vielleicht nichts sind, schien wirklich imposanter in seiner Masse für ihn, als weiland Napoleon und alle seine Hunderttausende. Daß so etwas aber möglich wird, ist die große Folge weiser Institutionen. Es war bei alle dem rührend, den Heros des Jahrhunderts in einer so untergeordneten Lage zu sehen. Er stotterte viel, unterbrach und verwickelte sich, kam aber doch am Ende, mit Hülfe seiner Parthey, die bei jedem Stein des Anstoßes (gerade wie bei der Gesandtenrede am Lord Mayors Tage) durch Beifall und Lärm eine Pause herbeiführte, in der er sich wieder zurecht finden konnte, so ziemlich damit zu Stande, zu beweisen, daß keine Conspiracy obgewaltet habe. Er sagte zuweilen starke Sachen, vielleicht mehr, als er wollte, denn er war seines Stoffes nicht Meister, unter andern folgende Worte, die mir sehr auffielen: „Ich bin Soldat und kein Redner. Mir gehen alle Talente ab, in dieser hohen Versammlung eine Rolle zu spielen, ich müßte mehr als toll seyn (mad), wenn ich je, wie man mich beschuldigt, dem wahnsinnigen Gedanken Raum hätte geben können, erster Minister werden zu wollen *)."

Alle ausgeschiedenen Lords nach der Reihe machten nun, so gut sie konnten, auch ihre Apologien. Der alte Lord Eldon versuchte es mit dem Weinen, was er bey

*) Diese Aeußerung des Herzogs ist seitdem, selbst im Unterhause, öfters zur Sprache gekommen; weniger bekannt aber möchte folgende ganz neue seyn, die ich der liebenswürdigen Dame verdanke, an die sie gerichtet war. Im Monat November dieses Jahres 1830 unterhielt sich der Premier mit der Fürstin E. und der Herzogin von D. über mehreres Charakteristische der englischen und französischen Nation und ihre gegenseitigen Vorzüge. Ce qui est beau, en Angleterre, sagte der Herzog mit vielem Selbstgefühl, c'est que ni le rang, ni les richesses, ni la faveur, peuvent élever un Anglais aux premières places. Le génie seul les obtient, et les conserve chez nous. Die Damen schlugen die Augen nieder, und acht Tage darauf war der Herzog von Wellington nicht mehr en place.

A. d. H.

großen Gelegenheiten immer bei der Hand hat, es wollte aber heute keine rechte Rührung hervorbringen. Dann antwortete der neue Lord und Minister (Lord Gooderich, ehemals Herr Robinson) für sich und den Premier, der im Hause der Lords nicht erscheinen kann, weil er nur ein Commoner ist, als solcher aber dennoch jezt England regiert, und zu berühmt als Mr. Canning geworden ist, als daß er diesen Namen gegen einen Lordstitel vertauschen möchte. Der Anfang der sonst guten Rede des neuen Pairs erregte ein allgemeines Gelächter, denn der langen, alten Gewohnheit getreu, redete er die Lords, wie den Sprecher des Unterhauses mit „Sir“ statt „Mylords“ an. Er war so dadurch dekontenancirt, daß er sich vor die Stirne schlug und eine ganze Weile sprachlos blieb, aber durch viele freundliche hear, hear bald wieder seine Fassung gewann. Lord Holland zeichnete sich, wie gewöhnlich, durch Schärfe und frappante Ausstellungen aus, Lord King durch vieles, zuweilen nicht sehr geschmackvolles Witzeln, Lord Lansdown durch ruhigen, sachgemäßen, mehr verständigen als glänzenden Vortrag. Lord Grey sprach von Allen mit dem meisten äußern Anstande, den die englischen Redner fast ohne Ausnahme entweder zu sehr verschmähen, oder seiner nicht mächtig werden können. Einen ähnlichen Mangel an Anstand bietet das Lokal des Unterhauses dar, das einem schmutzigen Kaffeehause gleicht, und das Benehmen vieler Volksrepräsentanten, die mit dem Hut auf dem Kopfe oft auf den Bänken ausgestreckt liegen, und sich während der Reden ihrer Kollegen laut von Allotrien unterhalten, erscheint seltsam. Lokal und Benehmen im Oberhause sind dagegen sehr schicklich.

Wenn ich im Allgemeinen von dem Totaleindruck dieser Tage auf mich Rechenschaft geben soll, so muß ich sagen, daß er erhebend und wehmüthig zugleich war: das Erste, indem ich mich in die Seele eines Engländers versezte, das Zweite im Gefühl eines Deutschen.

Dieser doppelte Senat des englischen Volks, mit allen menschlichen Schwächen, die mit unterlaufen mögen, ist doch etwas höchst Großartiges, und indem man sein Walten in der Nähe sieht, fängt man an zu verstehen, warum die englische Nation die erste auf der Erde ist.

Zur Geschichte der Wissenschaften, nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

William Whiston, geboren 1667, ein Schüler Newtons und von ihm zu seinem Nachfolger an der Universität Cambridge bestimmt, machte im Jahr 1696 eine neue Theorie der Erde von der Schöpfung an bekannt. Er behauptet, die Erde sey ein großer Komet gewesen und habe eine sehr langgezogene Ellipse beschrieben; zur Zeit, wo sie sich der Sonne sehr nahe befand, war sie im Zustande der Schmelzung; im Maaße aber, daß sie sich von ihr entfernte, erhärtete sie, nahm die Gestalt an, die sie jezt hat, und beschrieb fortan einen Kreis und keine lange Ellipse mehr; die Materien lagerten sich je nach ihrer Schwere; die Thiere traten auf u. s. f.; das Jahr war damals dreihundert sechszig Tage lang, jeder Monat hatte just dreißig Tage; die Erde war unendlich fruchtbar und des Menschen Leben bei weitem länger. Da kam die Sünde in die Welt, und die Strafe der Sünde war die Sündfluth; der Verfasser weiß genau, daß sie am 12ten November im 2349sten Jahre vor Christus eintrat und daher rührte, daß ein Komet nahe an der Erde vorüberging. Diese Ideen, die ihm wahrscheinlich der große Komet von 1681 an die Hand gab, stehen weit unter Leibnitzens, obgleich er fünfzehn Jahre nach ihm schrieb.

John Woodward, Professor der Medizin in London, trat 1695 mit einem noch unvollkommenern Systeme auf. Nach ihm ruhten unter anderm die Fossilien vor der Sündfluth auf dem Boden des Meers; mit dieser Katastrophe trat eine allgemeine Erweichung ein, und so sanken sie tief in den Schooß der Berge. Woodward stiftete ein Kapital von 100 Pf., von welchem jedes Jahr ein Gelehrter, der über diese vage Theorie vier Vorlesungen halten würde, belohnt werden sollte. Andere Werke über diesen Gegenstand, die nun nacheinander erschienen, sind von sehr geringem Belang; man findet nicht viel mehr darin, als Ideen, die sich einerseits auf den Text der Genesis stützen, andernseits von durchaus willkührlichen Voraussetzungen ausgehen. Indessen verdankt man in dieser Zeit Bourguet, Professor zu Neufchatel, die ersten Beobachtungen über die Uebereinstimmung der ausspringenden und der einspringenden Winkel der Thäler, über das Streichen der Schichten und die Wirkungen der Vulkane.

Erwähnung verdient Benoit de Maillet, französischer Konsul in Egypten, wovon er 1735 eine Beschreibung herausgab. In Egypten, dem klassischen Lande der Geologie, hatte er Geschmack für diese Wissenschaft bekommen; man erzählt, er habe geglaubt, er sey im Traume von Gott beauftragt worden, der Welt große Dinge zu verkünden, und habe seine Ansichten mit fanatischem Feuer gepredigt. Sie sind gesammelt in einem Werke, das den Titel führt: Telliamed, oder Unterhaltungen eines indischen Philosophen mit einem französischen Missionär; die erste Ausgabe erschien zu Amsterdam i. J. 1748, zehn Jahre nach des Verfassers Tode. Die Grundlage seines Systems war die Annahme, daß das Meer langsam, aber stetig abnehme, eine Annahme, die sich auf seine Beobachtung des angeschwemmten Landes an den Ausmündungen der Flüsse gründete. Der Mee-

resgrund gleicht nach ihm in Allem durchaus dem Boden der Kontinente. Das Meer hatte Anfangs die ganze Erde bedeckt; es fing aber bald an, sich zurückzuziehen, und ließ nun die Berge frei, die nichts sind als verhärteter Schlamm; und da es Anfangs nur wenig Seethiere gab, so findet man auf den hohen Bergen, die zuerst aufs Trockene kamen, weniger Versteinerungen, als in den secundären Gebirgsarten. Dieses System belegte er mit nichts als mit Stellen aus Ovid und andern alten Poeten. Ein Witzwort Fontenelles scheint ihn auf die Idee gebracht zu haben, wodurch er die Entstehung der Thiere und Pflanzen erklärt. Er behauptete, man finde auf dem Meeresboden Produkte, die den Landprodukten vollkommen ähnlich seyen; Sträucher aller Art mit Blättern, Früchten u. s. w.; die Seegewächse haben sich beim Zurückziehen des Meeres in Landpflanzen verwandelt, und auf dieselbe Weise seyen aus den Seethieren Landthiere geworden. Aus den fliegenden Fischen z. B. sind nach ihm Vögel geworden; es brauchte dazu nichts, als daß sich die obern Flossen spalteten und die untern sich in Füße verwandelten. Zur Bekräftigung seines Systems erzählt er die wunderlichsten Historien: so soll man Männer und Weiber mit Fischschwänzen gesehen haben; es waren dies ohne Zweifel Lamentins (Manati), die, wenn sie ihre Jungen zwischen den Brustflossen halten und sich im Wasser aufrichten, unwissende Matrosen aus der Ferne leicht für Menschen ansehen konnten. Ja er beruft sich auf die Holländer, die einen mit Schuppen bedeckten Menschen gefangen haben sollen, der holländisch sprach.

Maillet ist der erste, der die Möglichkeit der Verwandlung einer Thierart in die andere so keck ausgesprochen hat. Es liegen dieser Ansicht einige scheinbare Fakta zu Grunde, die wir an den Hausthieren beobachten, und es ist seitdem an diese Verwandlung vielfältig geglaubt worden. Vernünftigere, besonnenere Naturforschung hat aber bekanntlich seitdem dargethan, daß die Thierarten fest und unveränderlich dieselben bleiben, und daß nicht nur niemals aus einem Fisch ein Vogel wird, sondern auch kein Fuchs aus einem Hund, was doch ganz nahe Verwandte sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Griechenland.

Anleitung, in Griechenland vortheilhaft zu reisen.

Bemerkungen über die beste Art, in Griechenland zu reisen, sind vielleicht bald für ein größeres Publikum nicht mehr so überflüssig, als sie im gegenwärtigen Augenblicke noch seyn möchten. Der Verkehr zwischen den Völkern gewinnt mit Riesenschritten an Leichtigkeit, und wenn einmal Griechenland sicherer zu bereisen ist, als jezt, oder Europa wenigstens den Glauben gewonnen hat, daß sich hier sicher reisen läßt, so möchte dieser ältere Theil des klassischen Bodens von Europa für Rom und Italien, welchen bis jezt die Schaaren von Kunstjüngern und Neugierigen allein zuströmen, ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Da diese Zeit vielleicht gar nicht ferne ist, so sind wohl die folgenden Bemerkungen Ihren Lesern vorläufig nicht unwillkommen.

Will man im Innern des Landes (Morea und Rumelien) reisen, so muß man sich, weil noch keine regelmäßigen Straßen angelegt sind und die Saumwege oft über die steilsten Gebirge führen, der Pferde und Maulesel, theils zum eigenen Fortkommen, theils zum Transporte des nöthigen Gepäcks bedienen. Zu Reisen an der Meeresküste und im Archipel hingegen bedient man sich gewöhnlich einer Art leichter Nachen, sogenannter Caiquen, welche mit lateinischen Segeln und bei Windstille mit Rudern bewegt werden, und mit denen die Griechen sehr geschickt umzugehen wissen. Obgleich die kürzere oder längere Dauer einer solchen Seereise fast immer von den Umständen abhängt, so kann man doch, vermöge der an jenen Küsten und Golfen fast regelmäßig eintretenden und wiederkehrenden Winde, die Dauer der Fahrt mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen, wodurch diese Art des Fortkommens sehr angenehm wird. Da die Fremden mehr als die Eingebornen an Bequemlichkeiten gewöhnt sind, und sich nicht so leicht acclimatisiren, so ist es bei längerer Dauer der Reise sehr rathsam, zwei Thiere zu miethen, von denen das eine, zum Reiten bestimmt, doch auch noch leicht bepackt werden kann, während auf das andere blos die Reiseeffekten geladen werden. Die Jahreszeit mag seyn, welche sie will, so ist es für die Gesundheit sehr zuträglich, einen Reisemantel (wo möglich einen inländischen von dichtem, langem Ziegenhaare) und eine wollene Bettdecke mit sich zu führen; denn die meisten griechischen, an der Straße befindlichen Gasthäuser, Han's genannt, sind von der Beschaffenheit, daß man wenig mehr daselbst vorfindet, als was man mit sich bringt. Um auf die Dauer das Reiten aushalten zu können, und zum bequemern Sitzen ist es gut, mit einem europäischen Sattel versehen zu seyn. Damit die Reisebedürfnisse von dem einen Thiere auf das andere geladen werden können, ist es zweckmäßig, zwei, $\frac{3}{4}$ Ellen lange, $\frac{1}{4}$ Elle breite und $\frac{1}{2}$ Elle hohe, hölzerne, an den Seiten mit Handhaben und an den Ecken mit Blech beschlagene Kisten zu besitzen, von denen die eine zur Aufbewahrung der Kleider und Wäsche, die andere aber, inwendig mit hölzernen Abtheilungen versehen, für die Lebensmittel bestimmt ist. In lezterer Hinsicht könnte man mit sich führen: 2 bis 3 Pfund Brod, von Reiß und andern Hülsenfrüchten etwa 1 Pfund, Rhum und Wein von jedem etwa eine Flasche (zu $1\frac{1}{2}$ Kannen), deren zum Verpacken schicklichste Form die viereckige ist, etwas Oel, Essig, Kaffee, Thee, Zucker, Citronen u. dgl., einen kleinen Feldkessel, Feldflaschen und anderes, zum Essen nöthiges Geschirr. Mittelst dieser kleinen Provisionen ist man stets auf einige Tage vor Mangel geschüzt, und die einfacheren Lebensmittel, als Feigen, Oliven, Zwiebeln, Wein, Brod u. s. w., findet man im Nothfalle in den Han's stets; man wird jedoch immer gut thun, bei der ersten Gelegenheit den Proviantkasten wieder zu füllen. Zur Aufbewahrung kleinerer Reisebedürfnisse sind lederne Packtaschen, welche zu beiden Seiten des Pferdes übergehangen werden, ebenfalls sehr zweckmäßig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Januar 1831.

Ihr Blut steht still, die Glieder sind ihr starr;
Der Tod liegt auf ihr wie ein Maienfrost
Auf des Gefildes schönster Blume liegt! —
Fluch dieser Stunde!

Shakespeare.

Geschichte eines Gehängten.

Von ihm selbst erzählt.

In der Bibliothek der ehemaligen Universität Kaen befindet sich eine Sammlung interessanter Briefe, großentheils von Mönchen geschrieben, unter denen einer besonders merkwürdig ist. Ein Mönch aus einem Kloster der Ardennen, Johann Galland, erzählt darin Philipp von Harcourt, Abt von Troarn, die wunderbaren Umstände folgender wunderbarer Begebenheit.

„Mein lieber Bruder in Jesus Christus.

. . . . . . Meine Eltern besaßen wenig Vermögen; doch erlaubte ein ziemlich einträgliches Handelsgeschäft meinem Vater, mir eine Erziehung zu geben, die weit über meinem Stand war. Ehrgeizige Pläne von Größe, die ich, der Himmel weiß wie, gefaßt hatte, erfüllten meine Phantasie während der Jahre, die ich im Institut zubrachte, und erst als meine Studien vollendet waren, zog mich die Wirklichkeit aus den Wolken nieder, zu denen meine poetischen und philosophischen Träume mich erhoben hatten, und ich sah mich gezwungen, auf dem flachen Boden des gemeinen Lebens fortzuwandeln, und die Begeisterung wie ein lächerliches Gewand abzustreifen. Mit mir selber entzweit, betrat ich wieder das elterliche Haus, in welchem meine Familie seit langer Zeit einen Seidenhandel trieb. Niemand muthete mir zu, in das Komptoir zu gehen, ja man trieb mich an, wie bisher nur meinen Studien zu leben; denn mein Vater hatte mit mir gewisse Projekte und Absichten, die nie erfüllt, und wegen der Ereignisse, die ich Euch hier erzählen werde, mir nicht einmal mitgetheilt worden sind.

So stolz ich auch auf meine Beschäftigungen war, machte es mir doch großes Vergnügen, in müßigen Stunden im Laden meines Vaters zu seyn und daselbst die schönsten jungen Mädchen von Kaen zu sehen, die häufig kamen, um Stoffe, Bänder und alle die unzähligen Kleinigkeiten zu kaufen, womit die Frauen ihre Reize zu erhöhen wissen, indem sie sie zu verbergen scheinen. Unter diesen jungen Mädchen war Eine, deren Anblick wunderbar mein ganzes Wesen ergriff. Es war die einzige Tochter des Grafen von Mathan, ein junges Geschöpf, dessen schüchterner Fuß kaum erst die Schwelle des wirklichen Lebens berührt hatte, und dessen Blick jene Unbefangenheit und ungekünstelte Einfachheit verrieth, welche nur die kurze Epoche bezeichnen, in der Kind und Jungfrau sich scheiden. Isabellas Augen waren blau, wie ein schöner Maihimmel, ihre Züge fein und regelmäßig, das Haar dunkelbraun, und ihre Haut von einer so blendenden Weiße, daß sie mit dem Battist sich verschmolz, der ihren Hals züchtig umschloß. Das Bild dieses engelgleichen Mädchens drückte sich Zug für Zug täglich tiefer in mein Herz; bei meinen Spaziergängen schwebte sie vor mir, in meinen Träumen sah ich sie über mich gelehnt; sie war meine Welt, sie brachte mir Licht und Leben, und mit ihr schien beides zu schwinden; nur in ihrer Nähe fühlte ich mich glücklich. Die Nacht folgt nicht schneller dem Tage, als ich ihr überall hin.

Freilich konnte der Sohn des Krämers ihr auf dem Ball nicht seine Hand zum Tanze reichen, und dieses Bewußtseyn drückte einen Stachel in meine Brust. Aber bei öffentlichen Vergnügungen, auf den Promenaden, in der Kirche, am Tische des Herrn (Gott verzeihe mir armen Sünder!) war ich in ihrer Nähe, berührte ihr Kleid und verlor sie nicht aus dem Gesicht.

Hatte sie meine Gedanken errathen? war ihr Auge meinem begeisterten Blicke begegnet? Ich konnte es nicht glauben, denn noch war kein Geständniß über meine Lippen gekommen. Da bot das Schicksal mir endlich die Gelegenheit, mein Geheimniß zu entdecken. Es war am Frohnleichnamsfest. Meiner Gewohnheit nach trat ich mit ihr zugleich in die Kirche. Die Luft war heiß und schwül, der Himmel mit schweren grauen Wolken bedeckt, aus denen zuweilen die Sonne glühend brach und durch die gemalten Scheiben ein ungewisses Licht unter die dunkeln Bogen warf. Der Duft der Blumengewinde um die hohen Säulen, der durchdringende Dunst des Weihrauchs, die Töne der Orgel, die feierlichen Gesänge der Priester, alles dieses regte mich so gewaltsam auf, daß mein Herz kaum das Uebermaß seiner Liebe zu tragen vermochte. Das Gloria in excelsis war vorüber, als ferner Donner zu rollen anfing, der Himmel sich verfinsterte und Blitze ihre gelblichen Flammen auf die Farbenpracht der Fenster warfen. Die heiligen Gesänge tönten fort, aber leiser, trauriger; Furcht malte sich auf allen Gesichtern, und der Gedanke an Gott war verschwunden, während das bange Ohr nur dem Donner horchte. Meine Augen ruhten auf Isabella, und ich empfand eine seltsame Freude, sie gleich den andern erblassen zu sehen; brachte dieses gemeinsame Gefühl der Angst sie mir näher, schien es die Ungleichheit zwischen ihr und mir zu ebnen? — ich weiß es nicht. Ihr Kopf war gegen mich gewendet; da blendete ein Blitz mein Gesicht für einige Sekunden, und als ich die Augen wieder öffnete, war Isabellas Blick noch nach mir gerichtet. Die Menge erhob sich zum Evangelium, aber in demselben Augenblick schlug ein Blitzstrahl auf das Dach, zertrümmerte es und fuhr mit so gräßlichem Krachen durch das Schiff der Kirche, als flöge eine Pulvermine in die Luft. Geschrei und Wehklagen tönten von allen Seiten, und so betäubend war der allgemeine Schrecken, daß Niemand daran dachte, sich aus dem Schwefeldunst zu retten. Die Leute lagen meistens auf den Bänken halb besinnungslos; nur Isabella stand aufrecht mit gefalteten Händen, die großen Augen offen; ohne selbst zu wissen, was ich that, faßte ich sie in meine Arme und trug sie, die durch den Dampf fast erstickt und ohnmächtig an meiner Brust ruhte, durch das Seitengewölbe der Kirche hinaus auf die Straße, wo die reine Luft ihr bald die Besinnung wieder gab. Aengstlich blickte sie um sich, und ohne auf den zu achten, der sie eben gerettet, rief sie: „meine Mutter, meine Mutter!“ Statt der Antwort stürzte ich zurück gegen die Thüre der Kirche; allein es war unmöglich, hineinzudringen, denn wie ein Strom wälzte sich die Menge heraus; junge Leute trugen Greise auf ihren Schultern, Männer ihre Frauen in den Armen, Mütter ihre Kinder. Endlich wurde der Eingang freier, ich trat in die Kirche. Welch ein Anblick, großer Gott! Dampf, Steinhaufen und Asche! Die Kerzen ausgelöscht, und drinnen Niemand, Niemand! Wohl hörte ich hie und da ein leises Wimmern und Stöhnen, ich näherte mich den Unglücklichen, alles wurde still, sie waren todt.

Eilig kehrte ich dahin zurück, wo ich mein theures Kleinod gelassen, und fand zu meinem Erstaunen die ganze Familie versammelt, die mich erwartet hatte, um mir zu danken. Ich mußte zu ihnen in den Wagen steigen, ich wurde mit Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen überhäuft. Nur Isabella schwieg, und auch ich richtete kein Wort an sie, denn jeder Blick schien mir zu sagen: schweige! Das Haus des Grafen stand mir von nun an offen, und die Gelegenheit fehlte mir nicht, Isabellen das Geheimniß, das meine Brust verschloß, zu entdecken; denn man schien zwar meinen niedern Rang vergessen zu wollen, glaubte aber in ihm die Bürgschaft zu sehen, daß ich es nie wagen werde, meine Wünsche zu dem Mädchen zu erheben. Ganz falsch war diese Berechnung nicht; das Bewußtseyn unseres ungleichen Ranges steigerte täglich meine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung, und es vergingen viele Wochen, bis ich eines Tages von meiner Liebe sprach und fast gegen meinen Willen auch Isabellas Geständniß erhielt. Und doch, welches Glück lag in dieser Zusicherung! Welche Seligkeit fortan in unserem Beisammenseyn, im kleinsten Wort, in jedem Blick! Nur ein Gefühl durchströmte unsre Wesen, und dieß Gefühl war unaussprechliche Wonne. Ich war zu leidenschaftlich, um lange meine Empfindungen verbergen zu können; sie wurden errathen. Der Graf behandelte mich Anfangs mit Kälte, und verbot mir bald sein Haus. Doch es war zu spät; Isabella und ich verstanden uns mit einem Blick, und als ich die Schwelle des Schlosses nicht mehr betreten durfte, trafen wir uns in einer kleinen, entlegenen Meierei, wohin sie mit einer Freundin kam, und wo wir manchen glücklichen Abend verlebten. Die Freundin reiste ab, und nun konnte ich die Geliebte nur selten und auf Augenblicke sehen. Wir trauerten beide, daß wir uns nicht mehr wie sonst auf Stunden angehörten, und meine Bitten entlockten ihr endlich einmal das Versprechen, am Abend als Knabe verkleidet in den nahen Wald zu kommen.

Es war ein schöner Septemberabend; der Himmel war mit leichten, goldgesäumten Wölkchen übersäet, die Luft lau und stille, und nur zuweilen strich ein linder Abendwind durch die Zweige und berührte spielend die schon herbstlich bunten Blätter. Ich wartete lange an der bezeichneten Allee, und so erhizt wurde meine Phantasie, daß ich oft im Zwielicht Isabellen aus dem Gebüsch treten zu sehen

glaubte, bis die Vision dann in Nebel zerfloß; und da sie nun wirklich erschien, stürzte ich ihr entgegen, als ob ich fürchtete, wieder nur ein Phantom zu erblicken. Leider täuschte ich mich dießmal nicht, denn Isabella streckte schon ihre Arme nach mir aus, als ein Mann hinter dem Dickicht hervorsprang, sie niederstieß und in den Wald zurückeilte. Dieß alles war das Werk eines Augenblicks, und ich hatte kaum einige Schritte gemacht, um den Mörder einzuholen, als er schon meinen Augen entschwunden war. Außer mir, nahm ich die Geliebte in meine Arme, ich sah, daß ihr Blut in Strömen floß und der Dolch noch in ihrem Herzen steckte; zitternd zog ich ihn heraus, sie stammelte meinen Namen, und der lezte Seufzer flog über ihre Lippen. Ich drückte sie an mein Herz und badete mich in ihrem Blute — und dieses Blut hat gegen mich gezeugt; aber damals hätte ich lieber in seinen Fluthen mich ertränkt, als es nicht mit meiner Brust zu stillen gesucht .... Wer war der Mörder? Was trieb ihn zu dieser That? Ich weiß es wohl, denn es gibt einen Argwohn, der nicht lügt; er wird vor Gott gerichtet werden, den die Gerechtigkeit der Menschen nicht erreichen konnte, und dort oben werde ich gegen ihn zeugen, wenn es dort noch eines Zeugen bedarf... Dort, mein Bruder, wird auch laut erkannt werden, daß ich frei von der Schuld jenes gräßlichen Mordes bin. Ich säumte, dem Thäter zu folgen, das ist wahr, und meine Richter haben darin den Beweis meiner Schuld gesehen. Aber konnte ich die Sterbende verlassen?... Thränen benetzen dieses Blatt; ich weine, mein Bruder, über das Urtheil der Menschen."

(Der Beschluß folgt.)

Eine Ordonnanz Ludwigs XIV.

Ein französischer Arzt hat vor Kurzem die folgende Ordonnanz Ludwigs XIV. unter Familienpapieren gefunden; sie war in beglaubigter Abschrift einem Urthel des Pariser Parlaments gegen einen Doktor der Medizin beigelegt. Ein glaubwürdiges Pariser Journal theilt die Urkunde mit, und wir übersetzen sie ohne weitere Bemerkung.

* * *

Wir Ludwig von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra entbieten allen denjenigen, so Gegenwärtiges sehen rc., unsern Gruß zuvor.

Maßen es alle Zeit unsere besondere Fürsorge gewesen, den Bischöfen dieses unseres Königreichs in Allem, was sie der Religion zur Ehr und dem Volke ihrer Sprengel zum Heil anzuordnen für gut befunden, werkthätig an d e Hand zu gehen, haben wir von je an denselben unsern besondern Schutz angedeihen lassen, so sie solchen von uns erbeten und wir denselben für nothwendig erachtet, damit ihre gottseligen Absichten in Erfüllung gingen; und dieweil wir für unsere getreuen Unterthanen nichts heilsamer halten, nichts das mehr verdiente, daß wir es mit unserer Macht aufrechterhalten, als die Verordnung, so unser lieber Vetter, der Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, dto. 9. März 1707 zu erlassen für gut befunden, als welche, in Gemäßheit der Dekrete der heiligen Concilien, und namentlich des im Jahr 1429 zu Paris gehaltenen Conciliums und verschiedener Provinzialconcilien dieses unsers Königreichs, den Aerzten befiehlt, daß sie die Kranken in seinem Sprengel alsogleich, wann sie befallen werden, ermahnen, der Sache ihres Gewissens zu gedenken, und nicht damit warten, bis des Uebels Ueberhandnahme den Kranken nicht mehr gestattet, mit der Freiheit und Sammlung, so dazu erforderlich, sich des Geschäfts zu unterziehen: haben wir mißliebig vernommen, daß einer so heilsamen Verordnung anhero nicht gebührende Folge geleistet worden, und dieweil zu fürchten steht, daß diejenige vom 16. verwichenen Monats, kraft welcher unser genannter Vetter, der Kardinal von Noailles, obige erste erneuert, nicht besser möchte respektirt werden, denn Verordnungen gleichen und ähnlichen Inhalts, so andere Bischöfe in unserm Königreich in besagten Sachen erlassen haben oder möchten erlassen, wofern wir nicht durch die Scheu vor zeitlichen Strafen uns des Vollzugs versichern: haben wir beschlossen, nach unserer Machtvollkommenheit in der Weise, so uns die beste dünkt, Sorge dafür zu tragen.

In Anbetracht besagter und weiterer Gründe, und kraft unserer Weisheit, Machtvollkommenheit und unserer königlichen Autorität haben wir durch gegenwärtigen Brief offenkundig erklärt und befohlen, erklären und befehlen offenkundig, und ist dies unser ernster Wille und besonder Belieben:

Alle Aerzte in unserm Königreich sollen gehalten seyn, am zweiten Tage, da sie Kranke besuchen, so von einem Fieber befallen, oder aber von einem Uebel, so an und für sich das Leben gefährden kann, dieselbigen zur Beichte zu vermahnen, oder aber durch die Angehörigen vermahnen zu lassen, und falls die Kranken oder Angehörigen sich nicht sollten geneigt finden lassen, der Vermahnung Folge zu leisten, sollen die Aerzte gehalten seyn, solches dem Pfarrer oder Vikar des Kirchspiels, wozu die Kranken gehörig, anzuzeigen, und vom Pfarrer oder Vikar einen unterschriebenen Schein zu verlangen, daß sie vom Arzte angewiesen worden, besagte Kranke heimzusuchen;

Verbieten wir den Aerzten, dieselben den dritten Tag zu besuchen, wofern ihnen nicht ein Schein vom Beichtvater besagter Kranken vorgezeigt würde, daß sie gebeichtet, oder zum wenigsten, daß er zu denselben gerufen worden, und er sie in Wahrheit auf den Empfang der h. Sakramente vorbereitet. So die Aerzte den Pfarrern oder Vikaren der Kirchspiele, in welche die Kranken gehörig, die Meldung gemacht und einen von besagten

Im Wahnsinn des Schmerzes fühlte ich in dem Geständniß Erleichterung, daß ich Schuld am Verbrechen sey; und ich sprach wahr: hatte der Dolch sie doch getroffen, als sie die Arme nach mir ausstreckte. Aber man deutete meine Worte anders und warf mich als Mörder in das Gefängniß der Mörder. Das Weitere ist Euch bekannt, denn Ihr waret bei meinem Prozesse zugegen; Ihr wißt, daß ich zum Tode verurtheilt wurde, und daß ich im Angesicht des Todes meine Unschuld betheuerte.

Noch zwei Tage hatte ich zu leben. Die Welt und Alles erschien mir wie der Flugsand, der im Traume unter unsern Tritten weicht, und die Ewigkeit wie ein Meer ohne Ufer, ohne Grund, das seine Wellen zu mir heranwälzt, um mich lebend in sein schwarzes, feuchtes Leichentuch zu hüllen. Der Himmel allein kennt die Qualen, die mein Herz zerfleischten; meine Sinne verwirrten sich, bis ich endlich mich selber fragte, ob ich nicht wirklich die Geliebte in einem Anfall von Raserei ermordet? ob der Mann, den ich aus dem Walde kommen sehen, der den Dolch in ihre Brust gedrückt, nicht das Phantom eines von Gewissensbissen zerrütteten Gehirns gewesen sey? Dann kehrten sanftere Gefühle wieder und gönnten mir einige Augenblicke Ruhe. Ich gedachte unsrer Liebe, des süßen Friedens, der uns stets vereint, des Namens, der ihr lezter Hauch gewesen . . . Daß ich von ihren Lippen den Tod hätte saugen können! Aber wie ein Missethäter auf dem Schaffot zu sterben, auf diesem gräßlichen Todtenbette eingewiegt zu werden durch das Jubelgeschrei der Menge, noch lebenswarm in die Gruft gesenkt zu werden, und Vater und Mutter um den Leichnam des Sohnes zu bringen! . . . Mein durch Todesqual gereiztes Gehirn zergliederte da alle menschlichen Satzungen. Mit welch bitterm Mitleid blickte ich aus meinem Kerker auf diese Menschen, die, trotz aller christlichen Lehren, nur an das physische Leben denken, und nachdem sie Mord durch Mord bestraft, mit dem Bewußtseyn ruhig einschlafen, das vergossene Blut mit dem zu vergießenden aufgewogen zu haben.

Alle Gesichter, die ich sah, hatten einen seltsamen Ausdruck; auf allen las ich, daß sie im Voraus gegen jedes dem Angeklagten günstige Urtheil gewaffnet waren. Entschlossen, in mir einen Mörder zu sehen, fanden sie den Beweis meines Verbrechens sogar in den kräftigen Betheurungen meiner Unschuld; und selbst der Priester, mit seinen menschlichen Leidenschaften, er, der den Zustand meiner Seele erforschen sollte, nahm Weigerung eines Bekenntnisses für Verstocktheit des Sünders. Wie viel höher auf der Stufe der erschaffenen Wesen schien mir da die Fliege zu stehen, die summend längs der dunkeln Mauer meines Kerkers flog und frei ihr Theil der Luft genoß, deren meines Gleichen mich berauben wollten, als ob ich ihnen diese Luft zu danken hätte. Nach und nach versank ich in dumpfe Erstarrung, aus der wie eine scheußliche Riesengestalt der Gedanke an den unvermeidlichen Tod auftauchte. Damals glaubte ich an die Hölle; denn ich fühlte bis auf die Hefe die unsäglichen Qualen, die einer unsterblichen Seele entströmen können, und meine Gedanken schienen zuweilen wie tausend Höllenwürmer in meinem Schädel zu wühlen, als wollten sie das Gehirn zernagen, das sie erzeugt.

Der fürchterliche Augenblick kam; man sezte mich auf den Karren, die Pferde trabten fort, und die Neugierigen, die sich versammelt hatten, um mich jener intellektuellen Maschine des Gesetzes, dem Henker, überliefern zu sehen, stießen ihr Ah! aus. Vielleicht schlich der wahre Mörder umher und forschte, ob sein Opfer so viel litt, wie er. Ich erinnere mich, daß ich zwei Mal um mich blickte, aber sogleich wieder die Augen senkte, denn sie begegneten nur Larven, auf denen der Abscheu sich malte, und um jede Lippe schwebte ein satanisches Lächeln, als freue sich jeder meiner Todesangst. Die Sonne schien wohlthuend auch auf mich, und der Himmel war blau und wolkenlos, als lächle Gott mir schon entgegen. Da schloß ich die Augen und suchte meine Gedanken auf die schönen Augenblicke zu heften, die ich mit Isabella verlebt; denn so rein war unsere Liebe gewesen, daß ich keinen schönern Gedanken hätte vor Gott mitbringen können. Plötzlich hielt der Karren, ich sah noch einmal auf, um dem süßen Daseyn, dem man gewaltsam mich entriß, ein leztes Lebewohl zu sagen, und gewahrte den Pfahl mit der Schlinge und den Henker, und neben mir die Menge, die den Platz bedeckte. Mit bitterm Spott blickte ich umher und wendete mich zum Priester, denn ich starb als Christ und mußte den Menschen verzeihen. Darauf schloß ich zum lezten Mal die Augen und lehnte mich auf den Henker, um hinanzusteigen; er zog den Strick um meinen Hals, und als der Priester das Gebet mit den Worten geendet: „mein Sohn, der Himmel öffnet sich vor Dir!“ schwand der Boden unter meinen Füßen.

Der Tod — denn ich darf dieses Wort brauchen — der Tod war fast nichts; einige heftige Zuckungen, ein Blitz durch die Augen, eine Erschütterung im Gehirn, weiter nichts. Im Augenblick, wo ich das Bewußtseyn meines Daseyns verlor, war mir, als liege ich in einem ungeheuren Meere, dessen Wellen über meinem Kopf mit einem seltsamen Getöse zerschellten; auf meiner Brust und meinen Wimpern schien die Last der ganzen Erde zu ruhen und vor meinen geschlossenen Augen Ströme glänzenden Lichtes von allen Seiten hervorzubrechen, die mir die Welt, doch schöner, als ich sie verlassen, zeigten. Ich fühlte mich wie ein Atom in diesen endlosen Räumen, wie ein Sandkorn in diesen Meeren, ein Wurm unter dem blauen, mit Gold besäeten Himmel, und neben mir schien der Donner ewiger Wasserfälle zu rollen, die sich tosend von hohen Felsen herabstürzten, und mich in den Wirbel ihres Schaumes zu ziehen drohten.

Endlich wurde das Licht blässer, alle Formen kleiner, und ich fing wieder an zu leiden. Meine Seele trat aus dem magischen Kreise dieser Visionen, das Bewußtseyn meiner selbst kehrte zurück, und ich öffnete mit entsetzlicher Furcht halb die Augen; denn ich hörte um mich gräßliche Flüche und Gotteslästernngen, und glaubte aus dem andern Leben mitten in der Hölle, unter Verdammten zu erwachen. Ich schlug die Augen ganz auf und fand mich am Ende eines langen, dunkeln Saales, den die schwachen Strahlen eines Lichtes erhellten; am andern Ende des Zimmers saßen um einen Tisch, auf dem eine kleine Lampe, zwischen Gläsern und Krügen, brannte, Männer mit harten, gemeinen Gesichtern: es waren Soldaten, die tranken und mit Würfeln spielten. Zwei Schritte weiter zurück stand ein anderer Soldat als Schildwache; das Gewehr in der Hand, den Kopf gegen den Tisch geneigt, schwankte er zwischen seiner Pflicht und dem Spiel, dann warf er seine Waffe auf den Boden und griff zu den Würfeln. Die Anstrengung, mit welcher ich alles dieß zu erkennen strebte, weckte mich vollends auf; ich fand mich wieder lebend auf der Erde, und troß Allem, was ich gelitten, war mir das Daseyn noch lieb genug, um es mit Entzücken von Neuem zu erfassen. Es währte einige Zeit, bis ich im Stande war, zu begreifen, wer die Menschen waren. Endlich erklärte ich mir, daß sie meinen Leichnam bewachten, und diese Ueberzeugung ließ mich meinen ersten Gedanken, mich ihnen zu Füßen zu werfen, aufgeben. Vor der Hand begnügte ich mich also, meine elenden Wächter selbst zu bewachen und den günstigen Augenblick zur Flucht zu erspähen; denn ich sah zu meiner Freude, daß ihre Köpfe sich immer mehr erhizten, ihre Flüche gräßlicher und ihre Augen mit jedem Becher Wein trüber wurden. Der Tag neigte sich völlig, nur schwach erhellte die Lampe das Zimmer und beleuchtete allein den Tisch und die Spieler, die nur zuweilen einen flüchtigen Blick auf das Bett warfen. — Ich lag in einem großen, beinahe viereckigen Bette, von dessen breitem Himmel weite, wollene Gardinen herabhingen, die nur gegen das Fußende geöffnet waren, und auf dieser Seite hoffte ich zu entkommen. Langsam und mit der größten Vorsicht gleitete ich hinab, und schon streckte ich ein Bein aus dem Vorhang und wollte eben den Fuß auf den Boden setzen, als ein Soldat mit einem Krug in der Hand durch die Thüre, dem Bette gegenüber, trat und als er das Bein des Leichnams erblickte, einen Schrei ausstieß und vor Schrecken den Krug fallen ließ. Seine Kameraden erhoben sich sogleich, aber Wein und Spiel hatten ihre Sinne dergestalt verwirrt, daß sie die Erzählung des Andern nicht mehr begriffen, ihm mit grobem Spott die Scherben an den Kopf warfen, und nachdem sie ihm befohlen, andern Wein zu bringen, sich wieder ans Spiel sezten. Da der Soldat das Bein nicht mehr sah, denn ich hatte während ihres Streites es schnell zurückgezogen, glaubte er selbst, sich getäuscht zu haben, und entfernte sich eilig, die Thüre hinter sich offen lassend. Für mich war nun kein Augenblick mehr zu verlieren, denn jede Sekunde brachte mich der Gefahr der Entdeckung näher; ich faßte einen raschen Entschluß, gleitete auf den Boden, und Dank dem Henker, der mir Schuhe, Strümpfe und Rock abgenommen, kam ich ohne das kleinste Geräusch unbemerkt über die Schwelle der Thüre. Draußen merkte ich am Lärmen, der von unten erscholl, daß ich mich in einer Schenke befand. Leise verfolgte ich einen dunkeln Gang und gelangte zu einer breiten Treppe, die ich schnell hinabstieg. Ich kam hinunter, ohne einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, und suchte hier eine Thüre oder ein Fenster, aus dem ich unbemerkt die Straße erreichen könnte, allein umsonst; von der Furcht getrieben, von den Soldaten eingeholt zu werden, wagte ich ein Aeußerstes: ich trat an den untern Saal, wo man laut auf die Gesundheit des Gehenkten trank, öffnete langsam die Thüre, steckte meinen Kopf hinein und blickte starr auf die Zecher. Hätte ich die geheimnißvolle Gewalt dieses Kopfes geahnt, würde ich ohne Zagen vorwärts geschritten seyn; denn kaum erkannten die Anwesenden an dem bleichen Gesicht, dem blauen Halse den Mörder, den Gehenkten, den Todten von oben, als selbst die Soldaten erblaßten und an allen Gliedern erbebten. Das Glas in der Hand, starr die Augen auf meine scheußliche Gestalt geheftet, standen sie da, als habe der Todesengel sie eben mit seinen Flügeln berührt. Ermuthigt trat ich in den Saal und glitt wie ein Gespenst durch die erstarrte Menge und aus dem Hause, verschwand im Dunkel der Straße und ließ hinter mir Entsetzen und Geisterfurcht, wodurch ich wenigstens für den Augenblick der Verfolgung meiner Wächter entging. Zitternd ging ich weiter, kam an ein verfallenes Haus, das ich zum Schlupfwinkel für die Nacht wählte, stieg schnell die halbversunkene Treppe hinauf und legte mich unter Schutthaufen an ein Fenster; doch kaum hatte ich mich niedergekauert, so hörte ich auf der Straße verworrene Stimmen und sah unter meinem Fenster Häscher und Soldaten, die über meine Flucht und die Mittel, meiner wieder habhaft zu werden, sich beriethen. Aus ihrem Gespräch erfuhr ich, daß, nachdem man mich vom Galgen abgenommen, sich einige Zweifel über meinen Tod erhoben, und man mich in die nahe Schenke getragen habe, um die Rückkehr eines Boten zu erwarten, der an den Statthalter auf das Land geschickt worden war und dessen Entscheidung im Fall meines Auflebens mitbringen sollte. Da alles wieder still geworden, wagte ich mich noch einmal auf die Straße, schlich durch die einsamsten Gassen und fand mich nach einer halben Stunde auf dem Wege von Bayeur. In einem Kampf zwischen Liebe und Scham gedachte ich des elterlichen Hauses; dann aber lief

Nº. 1.

Kunst = Blatt.

Dienstag, 4. Januar 1831.

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

Vom Herausgeber.

Wenn man die Werke arabischer Architektur mit den Denkmälern anderer Style der Baukunst vergleicht, findet man ohne Mühe, daß sie am meisten Aehnlichkeit mit der griechisch-römischen oder sogenannten byzantinischen Baukunst hat. Der byzantinische Charakter ward von ihr angenommen, als die Araber die oströmischen Provinzen eroberten, und vielleicht mag die Bekanntschaft mit den altägyptischen Tempelbauten, bei der Unterjochung von Aegypten durch Amru unter dem Khalifat des Omar, einiges zur Veränderung des byzantinischen Styls unter den Händen der Araber beigetragen haben. Der Graf Laborde in seiner malerischen Reise durch Spanien gibt drei verschiedene Epochen für das Wachsthum, die Blüthe und den Verfall der arabischen Baukunst in Spanien an, die man mit ziemlicher Sicherheit auf die gesammte muhammedanische Baukunst anwenden kann. Die erste vom Beginn des Islamismus bis zum neunten Jahrhundert; die zweite vom neunten bis zum dreizehnten; und die dritte von da bis zum Fall der maurischen Herrschaft in Spanien, und auswärts bis in die neuere Zeit.

In der ersten Epoche zeigt die arabische Architektur deutlich ihren Ursprung. Man sieht, daß die Säulenschiffe der christlichen Kirchen das erste und vorzüglichste Motiv für die Disposition der Moscheen waren, und die Kuppelgewölbe, die seit der Erbauung der Sophienkirche in Constantinopel unter Justinian sich sehr häufig an den christlichen Kirchen des Orients fanden, wurden von den Arabern zur Bedeckung ihrer Gebäude in der Art nachgeahmt, daß sie dieselben in großer Anzahl von verschiedenem Umfang und fast als willkührlichen Schmuck anbrachten, wie dieß die Nachrichten von der durch Abdul Malek im 73sten Jahre der Hedschra erbauten Moschee zu Jerusalem beweisen. Da sie das Baumaterial, hauptsächlich die Säulen, meist von christlichen Kirchen oder ältern heidnischen Gebäuden nahmen und dadurch dem Zufall und der größten Mannichfaltigkeit in den Formen Preis gegeben waren, so ist an eine bestimmte Ordnung, oder auch nur an festgesetzte Verhältnisse der Säulen, des Gebälks, und der ihnen zugehörigen Theile nicht zu denken. Das Einzige was in den Werken dieser ersten Epoche schon constant hervortritt, ist der von Pfeilern und Säulen getragene Hufeisenbogen. Ob die Erfindung dieses Bogens den Byzantinern oder den Arabern angehöre, ist bis jezt noch nicht zu ermitteln gewesen. Der Graf Laborde hat in dem Bericht über seine neueste Reise in Armenien bemerkt, daß diese Bogenform häufig an armenischen Klöstern vorkomme; da jedoch das Alter dieser Gebäude vielleicht nicht so hoch hinaufreicht, als der Ursprung der arabischen Baukunst, so beweist diese Angabe nichts für den frühern Gebrauch in der byzantinischen Kunst. Eben so wenig läßt sich aus einer durch mündliche Mittheilung mir zu gekommenen Nachricht folgern, daß dieselbe Bogenform sich auch in Rußland, z. B. an den Fenstern von zwei sehr alten Kirchen der Stadt Wolokolamsk, (Gouv. Moskau, zwischen Moskau und Smolensk) finde, denn auch diese sind jedenfalls später, als jene Form von den Arabern angewendet worden ist. Aus den Rundbögen, deren die byzantinische Architektur sich überall in großer Mannichfaltigkeit bediente, konnte sich sehr leicht der in der Mitte erweiterte, nach unten sich verengende, sogenannte Hufeisenbogen entwickeln, und es läßt sich die von Einigen geäußerte Vermuthung wenigstens nicht ganz abweisen, daß darin der Halbmond habe angedeutet werden sollen, ein Symbol, das bei den Arabern von der Zeit an, da sie Persien erobert hatten, in Gebrauch kam. Das schönste und erhaltenste Denkmal dieser ersten Epoche des arabischen Baustyls in Spanien ist unstreitig die Mezquita oder Moschee von Cordova, an der sich die sämmtlichen angegebenen Merkmale finden, und die bei ihrer Disposition auch auf gleiche Weise an die christlichen Basiliken, von denen sie den größten Theil ihres Materials entnahm, und an die Säulenvorhöfe der ägyptischen Tempel erinnert, in denen sich die Schaaren von Andächtigen eben sowohl sammeln als vertheilen konnten. Dieß Gebäude trägt den Charakter des Ernstes und der Festigkeit, welcher die Araber während des ersten Jahrhunderts ihres Aufenthalts in Spanien auszeichnete.

Der Styl, der sich in den schönsten Denkmälern der zweiten oder blühenden Epoche dieser Baukunst ausspricht, welche wir in Bezug auf Spanien jetzt maurische Baukunst nennen können, da maurische Dynastien sich der Herrschaft daselbst bemächtigt hatten, trägt einen ganz eigenthümlichen, den Sitten des Moslems angemessenen Charakter. Mit Unrecht ist derselbe von vielen Schriftstellern als die Quelle des sogenannten gothischen oder altdeutschen Styls betrachtet worden; denn er unterscheidet sich von demselben durch ganz entgegengesetzte Merkmale. Während die altdeutsche Architektur den Rundbogen in den Spitzbogen verwandelte, und diesen auf hohen, mit Pflanzencapitellen bekrönten Pfeilern oder Säulenbündeln ruhen ließ, finden sich in der arabischen durchgängig die halbmondförmigen oder Hufeisenbögen, welche auf leichten, verhältnißmäßig kleinen, aber in großer Anzahl aufgestellten Säulen oder auf niedrigen und starken Pfeilern ruhen. Die hohen Gewölbe sind rundbogig, als Tonnen- und Kreuzgewölbe angelegt und das Gebälk ist entweder verdeckt oder auf willkührliche Weise durch Consolen gestützt. In den Verzierungen herrscht eine verschwenderische Mannichfaltigkeit erhabener oder vertiefter Ornamente, die niemals den Charakter lebendiger Formen tragen, sondern alle nach vegetabilischen oder mathematischen Formen componirt sind, und durch die buntesten Farben und kostbarsten Vergoldungen und Musaiken gehoben werden. In dieser Baukunst verschwindet die Stütze gegen das, was sie trägt; die schwersten Lasten, die größten Bögen und Gewölbe scheinen fast auf nichts zu ruhen und sich wie in der Luft schwebend zu erhalten, während in der altdeutschen die oberen Theile des Gebäudes leicht und ohne Gewicht erscheinen, die untern aber aus großen festen Massen frei emporsteigen. Die arabische hat überall den Anschein des Zeltartigen, welches der von wandernden Nomaden entsprossene Orientale liebt. Gewölbe und Wände sind reichen, mit Teppichen geschmückten Zeltdächern ähnlich und die Säulen scheinen wie von oben herabgelassen und in den Boden eingehakt zu seyn. Der Charakter, der sich in diesem Baustyl ausspricht, ist keineswegs ein religiöser, sondern der der größten Zierlichkeit und Ueppigkeit eines reichen und weichlichen Lebens, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er in die späteren Moscheen allmählich aus den luxuriösen Wohngebäuden übergetragen wurde, welche die arabischen Herrscher für sich und ihren üppigen Hofstaat überall errichteten.

Die beiden schönsten Werke dieses Styles in Spanien waren vermuthlich der Pallast Azzahra zu Cordova und der Pallast Alhamra zu Granada. Den erstern, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts von dem Khalifen Abdor Rhaman III., genannt Al Naser Ledinallah erbaut wurde, kennen wir nur aus den Beschreibungen der arabischen Schriftsteller, die uns fast in die feenhafte Welt der arabischen Mährchen versetzen. Doch findet sich der Beweis, daß diese Angaben wenigstens in der Hauptsache keine Uebertreibungen enthalten, in den noch jetzt vorhandenen Resten des Pallastes Alhamra zu Granada, der erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts entstand, als die Kraft der spanischen Araber schon in üppiger Weichlichkeit fast ganz zu Grunde gegangen war. Wir kennen ihn aus Laborde's Reisen und aus dem schönen Werke des Engländers Murphy: Arabian Antiquities of Spain.

Die dritte Epoche der, wie sie jetzt im allgemeinen genannt werden kann, muhamedanischen Baukunst unterscheidet sich von der vorigen durch größere Einmischung griechischer und occidentalischer Formen, so wie durch einen willkührlicheren Gebrauch der eigenthümlichen. Die häufige Anwendung des Spitzbogens in den christlichen Ländern scheint auch die Araber zu jener Veränderung ihrer Hufeisenbögen bewogen zu haben, die an den neuern muhamedanischen Gebäuden, von Constantinopel bis nach Indien, so häufig bemerkbar ist. Sie versahen nämlich den Hufeisenbogen oben mit einer Spitze, und diese neue Gestaltung scheint ihnen um so lieber geworden zu seyn, da sie mehr Veranlassung zur Ausschmückung des Aeußern der Gebäude gab. Daher sieht man an den prachtvollen Grabmälern und Moscheen, welche die Anhänger des Islam in Indien errichteten, und die wir aus den Werken von Hodges und Daniels kennen, geschweifte Spitzbögen fast durchgängig angewandt. Die Verzierungen erscheinen hier noch reicher und willkührlicher, und Arabisches mit Griechischem und Römischem vermischt. In Spanien hat der Graf Laborde mehrere Proben dieses Styls in Benavente, Penafiel, Cordesillas, Segovia und Sevilla nachgewiesen. Der Thurm der Cathedrale von Sevilla und einer ihrer Höfe, Patio de las Naranjas genannt, so wie mehrere Höfe des Alcazars von Sevilla sind die erhaltensten Werke aus dieser letzten Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Dritter Brief.

Die Kunstausstellung und ihr Werth an plastischen Werken.

Ich habe Sie demnächst von der Kunstausstellung der Akademie zu unterhalten, der sechsundzwanzigsten, welche dieselbe seit der ersten vom Jahre 1781 veranstaltet hat. Seit 1798 findet sie abwechselnd ein Jahr um das andere Statt, und die Anzahl der zur Ausstellung gekommenen Kunstwerke ist nach einer, dem Verzeichnisse von diesem Jahre vorgedruckten Uebersicht seit 1814, wo sie 397 Nummern betrug, bis 1828 allmählich auf 1107 gestiegen. Das Verzeichniß von diesen neuesten zählt, obgleich die

Arbeiten der Kunstschulen ausgeschlossen worden, über 1200 Nummern; auch waren viele Werke noch nicht eingegangen, die man aus Rom und von andern Orten angekündigt hatte.

Da der Raum in der Akademie der Künste für die zweckmäßige Aufstellung einer so ungewöhnlichen Menge von Gegenständen nicht hinreichend war, hat die Akademie der Wissenschaften, welche mit ihr zusammenhängt, ihr Lokal zu jenem Behufe eröffnet, und man hatte dadurch eine lange Reihe von Corridors, Sälen, Zimmern und Cabinetten gewonnen, in denen die Fülle dieser Kunsterzeugnisse sich bequem und zweckmäßig ausbreitete, jedes bedeutende Werk den ihm gebührenden Raum fand, die ganze Menge der Beschauenden aber sich bequem verbreiten und der hier vereinigten Schätze froh werden konnte, ohne sich, wie es anderwärts geschehen muß, zu drängen, zu stoßen und am Ende die besten Werke in dem Gewühle nicht oder doch nur schlecht sehen zu können. Nur um ein Gemälde, die Revue der Garde unter den Linden in Gegenwart des Kaisers von Rußland, des königlichen Hauses und vieler ausgezeichneter Berliner, war der Zudrang störend. Denn außerdem, daß es den Forderungen der Kunst genügte, war es zugleich durch die Menge seiner Portraite und den lokalen Gegenstand geeignet, die Neugierde der Einzelnen in ungewöhnlichem Grade aufzuregen.

Von Bildwerken enthielt der Katalog 143 Nummern und die plastische Kunst hatte sich hier in allen Stoffen und Formen und in jeder mit Glück versucht, in Holz und Kork, Wachs und Elfenbein, Gyps und Thon, Marmor und Alabaster, Granit, edlen Steinen und farbigen Gläsern. Besonders Metalle der verschiedensten Mischung sind zu ganzen Figuren und Büsten, Reliefen und Geräthen, Stempeln, Denkmünzen, Intaglien und Cameen in großer Mannigfaltigkeit verarbeitet worden.

Von Thorwaldsen waren vier Nummern eingegangen: in Lebensgröße und etwas strengem Style, die marmorne Bildsäule der Hoffnung, welche der Herr Minister von Humbold für das Monument verfertigen ließ, das er im Garten seines schönen Landsitzes zu Tegel dem Andenken seiner unvergeßlichen Gemahlin errichtet hat; außerdem in Abgüssen eine Venus mit dem Apfel und Reliefs zu den Grabmälern des berühmten Vacca und des Cardinals Consalvi. Von Rauch waren außer seinen schönen, zum Monument des Königs Max Joseph von Baiern gehörigen Bildsäulen der Bavaria und Felicitas publica zwei Gypsbüsten Ihrer KK. HH. des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, eine Marmorbüste des jungen Großfürsten, Thronfolgers von Rußland und eine Marmorbüste Schleiermachers, die an Aehnlichkeit und Lebenswahrheit, so wie an Feinheit und Geistigkeit des Ausdrucks, welche hier den Zügen eines der genialsten Denker eingehaucht ist, Alles übertrifft, was ich an neueren Kunstwerken der Art gesehen habe, und mit welcher von den Werken aus dem Alterthume nur eine Büste in der Villa Albani kann verglichen werden, die in dem großen Portikus steht und einen der sinnigsten Weisen des Alterthums vorstellt.

Von Tieck waren in 6 Nummern schöne Werke aus Gyps und Marmor aufgestellt, unter ihnen die Marmorbildnisse von Niemeyer, auf Befehl Sr. Maj. des Königs für das Universitätsgebäude zu Halle ausgeführt; von August Wilhelm Schlegel, deßgleichen von Kaiser Rudolph von Habsburg für die Walhalla, die vierundzwanzigste, welche der Künstler für diese Sammlung gearbeitet hat, und die Modelle zu 20 Engeln in hohem Relief, welche die in Eisen gegossene Thüre der neuen Kirche am Werder zieren. Auch war Hegels Büste von L. Wichmann und der Hirtenknabe aus Rom von L. Wolf der Beachtung werth; dieser eine ganz unbekleidete schöne Jugendgestalt, und eben so durch naive Anmuth in Stellung und Ausdruck, wie durch den reinen Styl der Arbeit ausgezeichnet.

Als Werke der geistreichsten Composition und des reinsten Geschmacks, würdig der besten antiken Ornamente, erschienen die kleinen Gruppen von Nymphen, Tritonen und Seepferden, die Figuren einen Fuß groß, welche nach Zeichnungen des Herrn Geh. Oberbauraths Schinkel von August Kieß modellirt und bestimmt sind, den Rand einer großen Brunnenschale zu umgeben, welche in dem Gewerbsinstitute gegossen und den Hof dieser kunstreichen Anstalt schmücken wird.

Von den Bronzearbeiten, deren reinen Geist ich gleich anfangs nach Gebühr hervorgehoben, schien ein Weihgeschenk besonders merkwürdig, welches das Gewerbeinstitut nach der Inschrift „Seinem Könige“ und Gründer widmet. Es ist eine Amazone auf bäumendem Roß, einen Speer werfend, an dem Sockel sind Reliefe aus dem phigaleischen Tempel modellirt, und so war auch ihr Bronzeguß unciselirt, wie er aus der Form gekommen und geeignet, die Vortrefflichkeit der Gießerei in jener Anstalt zu bewähren; dasselbe kann auch von der Büste Sr. Maj. des Kaisers von Rußland von Dünger und von einer andern überlebensgroßen, modellirt von Vollrek, gesagt werden, die in rohem Guß bis auf das Wegnehmen der Gußnath aufgestellt, und gleich vortrefflich war. Ich gehe nicht darauf aus, den ganzen Werth der Ausstellung zu beschreiben, sonst würden die Medaillen und bronzenen Reliefe von J. Fr. Brandt, die Arbeiten von Castner, Facius, den drei Fischern u. a. noch Stoff genug bieten, sondern wollte nur durch nähere Hindeutung auf einige der vorzüglichern Werke die Art und Weise bezeichnen, in welcher hier die Plastik im weitesten Sinne ihre spröden Stoffe zu behandeln und zu beleben weiß, und zu diesem Behufe reicht das Vorstehende hin.

Im Ganzen sieht man, was Erfindung und Geschmack anbelangt, den Geist der Antike vorherrschend, wie es unter dem Einflusse von Männern, wie Schinkel, Rauch, Tieck und Wichmann und des ihnen an Kunstgeschmack gleichstehenden Geh. Rathes von Beuth nicht anders sich erwarten ließ; und doch ist es nicht eine knechtische, sondern eine freie Arbeit nach der Antike, ein Arbeiten in ihrem Geiste, welches der Individualität der Einzelnen noch Raum genug übrig läßt, sich zu entwickeln. Auch die Gegenstände aus dem Cyclus christlicher Personen und Lehren, wie die Engel von Tieck, zeigen jenen läuternden Einfluß der Antike, und erheben sich dadurch über die langgezogenen, die geistige Leerheit hinter dem falschen Ausdrucke angenommener Andacht zu verbergen, trachtenden Figuren, die man hie und da für christlich hält, die aber dem Christenthum so fern wie dem Heidenthume stehen.

Ich glaube nicht, daß jenem antiken Geist in allen Erzeugnissen auch der antike Verstand beiwohnt, und mir scheint, daß die Erfindung manches auch sonst bedeutenden Kunstwerks, das ich in Berlin gesehen habe, in dieser Hinsicht noch Vieles zu wünschen übrig läßt; doch kann es nicht fehlen, daß die Einsicht in das der reinen Plastik Gemäßere gerade in jener Stadt, wo die Studien des Alterthums in großem Umfange und mit so großem Erfolge getrieben werden, mehr und mehr zunehmen und zuletzt auch die Künstler ganz durchdringen und beherrschen wird, deren Jugend die Wohlthat einer classischen antiken Anleitung, wie jetzo die Sachen stehen, selten theilhaftig werden kann.

Jenes Bestreben aber, im Sinne und Geist der reinen Plastik zu denken und auszuführen, wird durch eine große Kunde von Mitteln und durch eine ungewöhnliche Virtuosität in Besiegung der Schwierigkeiten, welche der spröde Stoff dem Plastiker entgegensetzt, noch gehoben. Der Marmor kann nicht vollkommener überwunden, und in das Vollendete hinein, wo das eigentliche Leben des Kunstwerkes entspringt, bearbeitet werden, als es hier an mehreren Werken in den Kunstwerkstätten der vorzüglichsten Bildhauer gesehen wird. Dazu sind nun die Fortschritte der schwersten aller plastischen Künste, der eigentlichen Statuaria oder des Erzgusses gekommen und vorzüglich in dem letzten Jahrzehente die häufigere Gelegenheit zu größeren öffentlichen Werken, so daß, Alles zusammengefaßt, Talent, Geist, Studium, Uebung und Gelegenheit, was hier vereint ist, man nicht umhin kann, auf diesem Gebiet die plastische Kunst als auf geradem Wege nach einem schönen Ziele rasch vorschreitend, zu erblicken. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Viele Personen hatten sich am 1. October bei Herrn Soyer versammelt, um dem Gusse der achtzehn Fuß hohen Statue des Königs Stanislaus beizuwohnen. Die Bronze floß in die Form, und alles verkündigte einen glücklichen Ausgang. Mit einem Male begann die Form unter schrecklichem Geräusche zu zerspringen; der brennende Sand und die flüssige Materie wurden nach allen Seiten hinausgeschleudert. Glücklicherweise wurde niemand gefährlich verletzt; die Arbeiter haben am meisten gelitten. Hr. Quatremère de Quincy erlitt einige Contusionen.

*

Der König hat den Bericht des Ministers des Innern in Betreff der im Innern der Kammer der Deputirten vorzunehmende Verschönerungen genehmigt. Diese Verschönerungen werden in Folgendem bestehen: 1.) in zwei 7½ Fuß hohen Statuen, welche in den zwei großen Nischen an der Rückwand des Saales aufgestellt werden sollen; 2.) in vier 5½ Fuß hohen Statuen, welche auf dem Gesimse der Nischen und zur Rechten der sich an dieselben anreihenden Säulen ihre Stelle finden werden; 3.) in einem großen Basrelief für die Mitte der Wand unterhalb des Gemäldes, welches die königliche Sitzung vom 9. August vorstellt. Das Basrelief soll Frankreich darstellen, wie es seinen schützenden Einfluß über die Künste und Wissenschaften ausbreitet. Die zwei erstern Statuen sollen allegorisch seyn und die Freiheit und die öffentliche Ordnung vorstellen. Unter die erstern kommt ein Basrelief, welches die Ankunft des Herzogs von Orleans im Hotel de Ville zeigt. Von den vier andern Statuen werden die beiden erstern, der Freiheit gegenüber, die Stärke und Gerechtigkeit, die beiden andern, der öffentlichen Ordnung gegenüber, den Frieden und die öffentliche Wohlfahrt vorstellen.

*

Hr. Bosio hat die Ausführung eines von ihm modellirten Monumentes in Bronze, mit welchem er von den HH. Grafen Demidoff beauftragt worden ist, dem Gußarbeiter Hrn. Soyer übergeben. Dieses Monument, dem Andenken des verstorbenen Grafen Demidoff gewidmet, wird aus einem Piedestal mit Basreliefs und Inschriften, und aus sechs Figuren bestehen, welche zusammen eine Masse von dreißig Fuß Höhe auf eben so viel Breite am Grunde bilden. Hr. Bosio nahm Theil an der Commission, welche die Ursachen des Unglücks bei dem Gusse der Statue des Stanislaus untersuchte, und das Zutrauen, welches er nun dem Hrn. Soyer schenkt, beweist, daß letzterer an dem unglücklichen Ausgange jenes Gusses nicht die mindeste Schuld hatte.

*

Großes Interesse erregen die griechischen und ägyptischen Antiquitäten, welche Hr. Drovetti jüngst von Aegypten nach Livorno gebracht hat. Es sind dieß vielleicht die letzten, welche Mahmud Ali Pascha aus seinem Gebiete wird entführen lassen. Die Gegenstände sind: eine neun Fuß hohe Statue von weißem Marmor, den Antinous unter der Gestalt des Apollo darstellend. Sie wurde 1824 zu Locopolis in Oberägypten gefunden und besteht aus mehreren Stücken, woran jedoch nur ein einziger Arm fehlt. Eine andere, acht Fuß hohe, gutgearbeitete und drapirte Statue scheint eine Kaiserin vorzustellen. Kopf und Arme fehlen. Eine dritte, gleichfalls acht Fuß hoch, von Granit, ist etwas verstümmelt und stellt angeblich den großen Sesostris vor. Endlich zwei große Sarkophage von Granit und ein kleiner Grabstein.

№. 2.

Kunst-Blatt.

Sonnabend, 8. Januar 1831.

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

(Fortsetzung.)

Arabische Schriftsteller beschreiben Cordova als eine alte Stadt, welche prachtvolle Trümmer der römischen und gothischen Baukunst enthalten habe. Zu den ältesten und erhaltensten Bauwerken der Araber daselbst gehört die noch jetzt bestehende Brücke über den Quadalquivir, die von Assambu-Ben Malik, der unter dem Khalifen Omar in den Jahren 100—102 in Cordova herrschte, nach anderen von Abderrahman Ben Ubaidillah (zwischen den J. 103—107) erbaut und von Hescham I. (H. 171—180) verstärkt und verschönert wurde. Dieß Werk, aus 16 halbkreisförmigen Bögen bestehend, trägt ganz den ernsten Charakter heldenmäßiger Stärke und Kühnheit, welcher die ersten arabischen Herrscher in Spanien auszeichnete.*) Nachdem die Brücke völlig in Stand gesetzt war, erfuhr Hescham die Undankbarkeit und Mißgunst des Volks; denn als er einen seiner Räthe fragte, wie das Volk von Cordova über dieß neue Werk sich äussere, antwortete dieser: „man sagt, du habest die Brücke nur gebaut, damit du über dieselbe bequem auf die Jagd ziehen könntest.“ Hescham der Gerechte band sich hierauf durch einen Eid, niemals die Brücke zu betreten, und hielt denselben unverbrüchlich bis an seinen Tod.

Von wem der königliche Pallast (Alcazar) zu Cordova gegründet, findet sich nicht angegeben; was noch von demselben übrig, ist in Ställe verwandelt, in welchen gewöhnlich 100 andalusische Rosse gehalten werden. Ohne Zweifel trug Hescham I. am meisten zu dessen Verschönerung bei, auch ward auf seinen Befehl von Farkid Ben Aun el Abnani der schöne Brunnen gearbeitet, der nach dessen Namen Ainfarkid genannt und unter die schönsten Werke von Cordova gezählt ward.

Ein anderes noch bestehendes, aber durch die Zeit und veränderte Bestimmung vielfach umgestaltetes Werk ist die Moschee oder jetzige Cathredale von Cordova. Auch diese trägt in einer gewissen Schwerfälligkeit ihrer Formen noch den ernsten Charakter jener Zeit, obgleich einige ihrer Theile auch den Luxus und den Prunk der spätern Jahrhunderte zeigen. Die Geschichte ihrer Entstehung ist zugleich ein Zeugniß des Eifers, mit welchem die Araber, sobald sie ihre Herrschaft befestigt hatten, die Errichtung ihrer religiösen Gebäude betrieben.

Die ersten Eroberer von Spanien ahmten das Verfahren ihrer Vorgänger, der Eroberer von Syrien nach, welche nach Omars Rath die Kirchen mit den Christen theilten. Dieser Maxime zu Folge theilten sie auch die Hauptkirche von Cordova, genannt St. Vincenz, mit den von ihnen sogenannten Barbaren, und bauten an ihren Antheil eine große Moschee, während der andere Theil in den Händen der Christen blieb und alle Kirchen in Cordova in Verfall geriethen. Doch waren die Moslems mit dem, was sie besaßen, zufrieden, und als die Bevölkerung von Cordova, da die Fürsten der Araber ihren Sitz daselbst nahmen, fortdauernd anwuchs, wurden zu verschiedenen Zeiten Schiffe an die Moscheen angebaut. Das Dach jedes folgenden aber war niedriger als das des vorigen, bis das letzte Schiff in der That so niedrig wurde, daß das Volk nicht bequem darunter aufrecht stehen konnte. In diesem Zustande blieb der Tempel unter der Herrschaft der Emirs; aber als der Ommajade Abderrahman I., genannt Addakhil, und zuerst den Ehrentitel Emir al Mumenin, Herrscher der Gläubigen führend, von dem Königreich Besitz genommen und Cordova zu seiner Residenz bestimmt hatte, (n. Chr. 755. H. 139) untersuchte er den Zustand der Moschee und da er sie zu erweitern wünschte, machte er den Christen das Anerbieten, ihnen ihren Antheil an dem Gebäude abzutauschen, erhielt aber zuerst abschlägige Antwort. Endlich nach langem Bitten willigten sie ein, unter der Bedingung, daß sie die Erlaubniß erhielten, die verfallenen Kirchen an der äußern Seite der Stadt wieder herzustellen und sie allein mit Ausschluß der Moslems zu besitzen. Nachdem dieß zugestanden war, legte Abderrahman den Grund zu der gegenwärtigen Moschee.*)

*) S. die Abbildung bei Murphy Arab. Antiq. in Spain. pl. 9. und bei Laborde Voy. pitt. en Espagne, 2. pl. 5.

*) Murphy History of the arabian Empire in Spain. S. 183.

Man sagt, daß der König selbst den Plan dazu entworfen und sich vorgesetzt habe, sie solle ähnlich der von Damaskus, größer und prachtvoller als die neue von Bagdad und vergleichbar der Alaksa oder dem heiligen Haus zu Jerusalem seyn. Obgleich er, so sagt ein arabischer Schriftsteller, großen Fleiß auf dieses Werk verwandte, mit eigener Hand jeden Tag eine Stunde daran arbeitete, und mehr als 100,000 Golddublonen dafür ausgab, ließ ihn Gott doch die Vollendung desselben nicht erleben. *) Sein Sohn Hescham I. (n. Chr. 787, H. 170) setzte das von dem Vater unvollendet gelassene Werk fort, und die nachfolgenden Khalifen, Alhakem I. und Abderrahman II. fügten jeder noch zwei Schiffe, (wahrscheinlich Querschiffe) dem Gebäude hinzu. Die christliche Kirche, auf welcher das Gebäude gegründet worden, war von Abderrahman für 100,000 Dinars erkauft worden. Hescham soll auf die Fortsetzung des Baues 161,000 Dinars, den Ertrag der Kopfsteuer der Ungläubigen, verwendet haben.

Das Gebäude war von viereckiger Form, 620 Fuß lang von Norden nach Süden, und von vier Straßen umgeben. Von Außen war es mit hohen Mauern und stark vorspringenden Pfeilern umschlossen, beide, Mauern und Pfeiler, mit zackigen Zinnen geschmückt; doch war jede Seite von der andern an Höhe, da sie auf ungleichem Erdreich standen, und an Zierrath verschieden. Die Eingänge wurden mit Hufeisenbögen überwölbt und mit Stucco und farbigen Verzierungen aus gebrannter Erde von sehr zarter Arbeit geschmückt. An ihre Pfeiler wurden Säulenkrönze angelehnt, an welche Inschriften aus dem Koran eingehauen waren. Von den 620 Fuß der Länge wurden 210 von der Nordseite zu einem Hofe verwendet, zu welchem jetzt ein neueres Thor, das Thor der Verzeihung führt. Dieser Hof wurde mit Wasserbehältern zur Reinigung, und Gartenanlagen versehen und mit einer Säulenhalle umgeben. Eilf Eingänge wurden alle mit Thüren aus andalusischem Erz von der zierlichsten Arbeit geschmückt, die Hauptthüre war mit Goldplatten überzogen. An der Ost- und Westseite waren an jeder neun Thüren. Durch das Innere des Gebäudes liefen eilf Schiffe, jedes etwa 350 Fuß lang und 14 Fuß breit, parallel von Norden nach Süden und fünf und dreißig etwas schmälere von Osten nach Westen. Diese Schiffe wurden durch eine unübersehbare Menge von Säulen gebildet, deren Anblick die überraschendste Wirkung hervorbringt. Sie sind von Granit, Porphyr, Jaspis und verschiedenen Marmorn von den glänzendsten Farben und gehörten ursprünglich verschiedenen Nationen und Zeitaltern an. Viele derselben wurden von römischen Gebäuden genommen, viele kamen aus Carthago, und wo die Capitelle fehlten, wurden schon vorhandene nachgeahmt. Die Schäfte stellte man ohne Fuß auf den Boden, und machte sie ziemlich von gleicher Höhe, etwa 9 Fuß vom Boden bis zum Capitell. Ihre Dicke beträgt ungefähr 18 Zoll im Durchmesser. Die Capitelle, sowohl die alten als die nachgeahmten, wurden fast alle nach Art der korinthischen Ordnung gewählt, und die letzteren unterscheiden sich von den wahrhaft antiken durch freiere Nachbildung und weniger genaue Arbeit, so wie auch die von den Arabern verfertigten Schäfte nicht die Schwellung der alten haben.*) Unmittelbar über diesen Kapitellen sprengte man Bögen in Hufeisenform, von einer Säule zur andern und zwischen denselben erhoben sich viereckige Pfeiler, die einen zweiten, beträchtlich engeren Bogen trugen. Dieser bildete die Verbindung des Säulenwerks mit dem Gebälke der Decke, welche nur 35 Fuß über dem Boden ist. Das Licht ließ man durch die Thüren und wenige kleine Kuppeln von oben einfallen, daher ein trübes und geheimnißvolles Zwielicht in dem Gebäude herrscht; einige Theile sind heller, andere von einem Ehrfurcht erregenden Dunkel. **) Zwar kann das Auge die Gestalten der darin Herumwandelnden unterscheiden, doch das Ohr vermag ihre Fußtritte nicht zu hören. Nicht minder kunstvoll als diese Theile des Gebäudes wurde das Holzwerk des Daches angelegt. Seit der Zeit Heschams besteht es bis auf diesen Tag, obgleich theilweise verborgen durch das Gypswerk der neueren Gewölbe. Die Balken sind mit Schnitzwerk und verschiedenen Farben, vorzüglich roth, und mit mancherlei gemalten Figuren verziert. Keiner der bemalten Theile hat etwas von Würmern gelitten und wo keine Farbe war, hat das Holz in dem Zeitraum von tausend Jahren sich so wenig verändert, daß kaum eine Spur von Zerstörung bemerkt wird. Spinnengewebe findet man nirgends, eine Merkwürdigkeit, welche durch die zu dieser Construction verwendete Holzart veranlaßt seyn mag. Man benützte dazu das Lerchenholz (pinus larix), an welchem die Umgegend von Cordova vormals reich war; ein ganzer Wald soll an dem westlichen Ufer des Guadalquivir gestanden haben, von welchem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. — Das Dach wurde mit Blei gedeckt und auch dieser Theil der Arbeit ist so genau und geschmackvoll, daß man ihn ein Meisterstück nennen kann.

Zwei Abtheilungen des Innern wurden für das Volk und die Weiber, eine dritte für die Imams und die Vor-

*) Conde Historia de la dominacion de los Árabes en España, 211. Vergl. mit dem Folgenden: Aschbach Geschichte der Ommaijaden in Spanien 2, 337 ff., welche mir erst nach Absendung obigen Aufsatzes zum Druck bekannt wurde.

*) Pedro Dias de Ribas, de los antiguedades y excelencias de Cordove. Cordova 1627. 4. S. 32.

**) Vergleiche die schöne Ansicht des Innern bei Murphy Arab. Antiq. of Spain, pl. 5.

nehmen bestimmt. In der Mitte dieser letztern war die große Kibla oder Heiligthum, auch Zancarron genannt, in welchem der Koran aufbewahrt wurde. Die Architektur derselben war äußerst reich und geschmackvoll und trägt schon mehr den Charakter der zweiten Epoche arabischer Baukunst. Der Eingang, dem großen Thor im Hauptschiff gegenüber angelegt, bestand aus einem Hufeisenbogen, welchen niedrige Pfeiler und kleine Säulen aus Verde antico und röthlichem Marmor stützten. Die Pfeiler wurden aus rothem oder weißem Marmor gemacht, die Kapitelle von weißem und häufig vergoldet; der ganze Raum um den Bogen aus weißem Marmor ward mit erhabenen Ornamenten höchst zierlich ausgeschmückt, an einigen Theilen hielt man den Grund blau und die Ornamente prächtig vergoldet, dazwischen wurde goldene, rothe, blaue und grüne Mosaik von ausnehmender Schönheit angebracht. Sprüche aus dem Koran, zierlich geschrieben in goldener Mosaik, auf blauem Grund, schloßen den Bogen im Viereck ein; darüber erhoben sich noch kleine Bögen auf dünnen Säulen. Das Thor selbst war von Gold, und der Fußboden, auf dem man eintrat, mit Silber belegt. Das Innere des Heiligthums war ein Achteck, nur 15 Fuß im Durchmesser und von spärlichem Licht erhellt, aber mit ähnlichen Verzierungen wie das Aeußere bedeckt und übertraf bei nächtlicher Erleuchtung durch den massiven silbernen Leuchter, der in seiner Mitte hing, (besonders in den letzten zehn Nächten des Monats Ramazan) alles, was wir uns an Pracht und Reichthum vorzustellen vermögen. Die Kuppel bildete der Architekt aus einem einzigen Marmorblock, dessen Durchmesser 18 Fuß beträgt und er befestigte diese gewaltige Masse mit solcher Geschicklichkeit auf ihrer Höhe, daß sie bis jetzt unerschüttert geblieben ist.

Gegenüber der Kibla wurde das Mihrab oder Pult angelegt, von welchem aus der Mufti das Gesetz des Korans erklärte. Es ward anfänglich, wie es scheint, aus Ebenholz, Sandel und Aloe und andern kostbaren Hölzern, unter Alhakem II. aber aus Marmor errichtet. Dieß letztere ist durch eine noch in der Cathedrale befindliche Inschrift bezeugt, welche Sylvestre de Sacy aus dem Arabischen übersetzt hat: „Seyd achtsam zu beten und „unterwerft Euch voll Ehrfurcht dem Willen Gottes. Der „Imam Mostanser Billah Abdallah Alhakem, „Fürst der Gläubigen — Gott verleihe ihm Glück — hat, „nachdem ihm Gott in Errichtung des Mihrab beigestan„den, befohlen, dasselbe mit Marmor zu bekleiden, da er „wünscht, sich dadurch eine Belohnung und für die Zu„kunft ein glückliches Loos zu verdienen. Dasselbe ist aus„geführt durch Vermittlung seines Freigelassenen und „Kämmerers Dschafar, Sohn des Abderrahman, (wel„chem Gott gnädig sey), unter der Aufsicht seiner Diener „Pamschi, des Achmed, Sohn des Nasr, und Dsche„leb, Sohn des Haschem, Commandanten seiner Leib„wache, und des Schreibers Motref, Sohn des Abder„rahman, im Monat Hon Lhiddja des Jahrs 353. — „Und wer mit Ergebung sein Angesicht dem Herrn unter„wirft, und das Gute thut, hält sich an die festeste Hand„habe. Denn alle Dinge kehren zuletzt zu Gott zurück.“*)

Zur Seite des Mihrab, und der Kibla gerade gegenüber stand die Maksura, der Sitz des Khalifen, die auf's Prachtvollste von Almanzor (Mohammed II. 1008—1010. H. 399 — 401) angelegt ward. Vier unschätzbare Säulen, zwei aus grünem Marmor und zwei aus Lapislazuli schlossen sie ein. Derselbe Almanzor vergrößerte auch die Moschee, indem er zu den eilf Schiffen des Heschamnoch acht hinzufügte, so daß das Gebäude nun neunzehn von Norden nach Süden laufende Schiffe, neunzehn Eingänge und eine Breite von 450 Fuß erhielt. Da die acht Schiffe auf der Ostseite angesetzt wurden, so entstand hieraus das Mißverhältniß, welches in dem Plane des jetzigen Gebäudes auffällt, daß die Kibla und der ihr gegenüberliegende Haupteingang nicht in der Mitte stehen; die angesetzten Theile unterscheiden sich von den ältern durch eine Reihe von Pfeilern. Diese Vergrößerung ward in 2½ Jahren vollendet, da der Khalif selbst Antheil an der Arbeit nahm. Der Architekt, welcher diese Bauten des Almanzor besorgte, war ohne Zweifel Abdallah Ben Said Ben Mohammed Ben Batri, welcher als Vorsteher der Architekten der Moschee und des königlichen Hauses zu Cordova im J. 401 d. H. starb. Er war zugleich Sahib Tarta (Präfekt) der Stadt, und „sehr weise und geehrt von den Königen“.**)

Die Zahl der Säulen des gesammten Innern geben arabische Schriftsteller auf 12 — 1500 an. Gegenwärtig sind deren noch ungefähr 850 vorhanden. Zweihundert achtzig Leuchter verschiedener Größe und Form aus Erz und drei davon aus Silber, und dann 7425 Lampen, welche 124,000 ℔. Oel und 120,000 ℔. Aloe und Ambra zum Rauchwerk jährlich kosteten, erhellten die Moschee. Der größte Leuchter in der Kibla, Atanor genannt, enthielt 1084 vergoldete Oellampen; die vier größten nach diesem wurden im Mittelschiff aufgehängt, doch wurden diese letzten nur in den letzten zehn Nächten des Ramazan angezündet. Ein großer Reflektor warf ein neunfaches Licht zurück; er soll aus 36000 Stücken geschlagenen Silbers bestanden haben und mit köstlichen Steinen geschmückt gewesen seyn. Die Wachskerzen, welche zur Seite des Imam brannten, waren 50 — 60 ℔. schwer.

Nach der Eroberung von Cordova, im Jahr 1236, verwandelte Ferdinand der Heilige diese Moschee in eine Cathedrale; den Chor ausgenommen, welchen man nach schönen Verhältnissen der altdeutschen Bauart errichtete,

*) Laborde Voy. pitt. 2. pl. 20.
**) Conde I. 519.

ward ihr alter Plan beibehalten bis zum Jahr 1523, wo unter Karl V. der Architekt Hernan Ruiz ihre Symmetrie durch neue Zuthaten zu stören begann. Unter den folgenden Regierungen vermehrten sich dieselben; es wurden Pfeiler, Altäre und Kapellen an vielen Stellen errichtet, manche Säulen verdeckt oder hinweggenommen und im Jahr 1713 wurde das Holzwerk der Decke meist durch neue Gypsgewölbe verborgen, auch viel von dem Holze hinweggenommen zur Verfertigung von Guitarren. *)

Ibn Baschkuval, ein arabischer Schriftsteller, berichtet, daß schon Alhakem I., Nachfolger Heschams I., (796 — 822. H. 180 — 206) den Vorhof der Moschee mit vier großen Cisternen geziert, deren jede aus einem einzigen Block Marmor im Gebirge nächst Cordova gehauen war, und von siebenzig Ochsen auf eigens dazu geebnetem Weg nach der Stadt gebracht werden mußten. Sie dienten zu den Waschungen, welche die Moslems vornehmen müssen, ehe sie die Tempel betreten, und waren mit Wasser gefüllt, welches in künstlichen Röhren von den Gebirgen um Cordova hergeleitet wurde. Dieser geräumige Hof war mit Palmen und Orangebäumen bepflanzt, und mit Blumen- und Rasenstücken versehen, zur Erinnerung, wie die arabischen Schriftsteller sagen, an die Schönheit des Paradieses. Unter Abderrahman III., genannt Al Nasser, wurden im Jahr 957 einige andere Brunnen und Verzierungen des Vorhofs vollendet, und eine schöne, in violetten Marmor gegrabene Inschrift gesetzt, aus der wir auch den Namen eines Architekten erfahren: „Im Namen des gnädigen „und barmherzigen Gottes befahl Abdallah Abderrahman, „Fürst der Gläubigen, Beschützer des göttlichen Gesetzes, — Gott verlängere sein Daseyn — diesen Brunnen zu errichten zur Verschönerung des Gott geweihten „Ortes, und aus Sorge für die demselben gebührende Ehrfurcht und die Anrufung Gottes, dessen Namen erhöht „und gesegnet werden möge; hoffend dafür großen und „reichlichen Lohn in dauerndem Ruhm und Glückseligkeit „zu erhalten; und wurde dieser Brunnen mit Gottes „Hülfe im Monat Dylhagia des Jahrs 346, durch die „Hände seines Dieners, Vezir und Hagib seines Pallastes „Abdallah Ben Batu und des Architekten Said Ben Ayub „vollendet.“ Von demselben Khalifen Al Nasser ward zunächst der Moschee noch ein Thurm gebaut, 72 Ellen hoch, von welchem die Stunden des Gebets verkündigt wurden. Auf dem Gipfel seiner mit Kupfer gedeckten Kuppel erhoben sich drei Aepfel, zwei von reinem Gold und der mittelste von Silber, alle drei von einer sechsfachen Lilie aus Gold höchst zierlich getragen. Jeder der Aepfel hatte 3¼ Spannen im Umfang und der dünne goldene Blumenstengel, der sich über den Gipfel erhob, ward als ein Wunderwerk betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ponz Viage de España 1, 3. Die Abbildung des Innern bei Laborde Voy. pitt. en Espagne 2, pl. 12. zeigt diese neuern Gewölbe.

Freie Gesellschaft der schönen Künste zu Paris.

Am 18. Oktober bildete sich in Paris eine akademische Gesellschaft von Künstlern, die sich in einer Sitzung am 21. deff. Monats definitiv constituirte. Bei Eröffnung dieser Sitzung hielt Hr. Ch. Farcy eine kurze dem Zwecke entsprechende Rede. Darauf fand die Vorlesung der Statuten statt, über welche bereits die ersten Begründer der Gesellschaft übereingekommen waren. Der Zweck der Gesellschaft, welcher darin ausgesprochen ist, besteht darin, durch gemeinschaftliche Berathungen, durch öffentliche Mittheilung von Abhandlungen über die schönen Künste, durch Prüfung neuer Erfindungen und Verfahrungsweisen, durch Correspondenz mit den gelehrten Gesellschaften und den berühmtesten Künstlern des In- und Auslandes, durch öffentliche Kunstausstellungen von Seiten der Gesellschaft u. dgl. größere Fortschritte der schönen Künste und einen größern Wohlstand der Künstler selbst zu erzielen. — Sodann erfolgte der Beitritt der Anwesenden, und gleich Anfangs belief sich die Anzahl der Mitglieder auf 124, welche alle durch ihre Werke in den verschiedenen Zweigen der Kunst bekannt sind. Die Gesellschaft gestattet auch den Zutritt correspondirender Mitglieder. Fremde haben sich deßhalb an die Redaktion des Journal des Artistes zu wenden, welches auch Rechenschaft über die jedesmaligen Sitzungen giebt. In der zweiten Sitzung vom 28. Oktober traten der Gesellschaft fünfzehn neue Mitglieder bei. Hr. Cornac, ehemaliger Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, ward zum Präsidenten, der Maler Blondel und der Architekt Guenepin zu Vice-Präsidenten ernannt. Weitere Ernennungen mußten der dritten Sitzung am 4. November vorbehalten bleiben. Eine besondere Commission wurde beauftragt, die Statuten dem König vorzulegen. Die Abstimmung über die Aufnahme neuer Candidaten wurde für die folgende auf den 18. November anberaumte Sitzung verschoben.

No. 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 11. Januar 1830.

Berlinische Briefe über Kunst- und Kunstsachen.

(Fortsetzung.)

Vierter Brief.

Die Gemälde der Kunstausstellung.

Wie die plastische Kunst, so hat in den auf der Akademie aufgestellten Arbeiten sich auch die Malerei in einer beträchtlichen Anzahl von Werken in jeder Art hervorgethan.

Die Landschaften sammt den Blumen-, Thier- und Genremalereien waren in großer Anzahl und mit einer reichen Fülle schöner Bilder hier beisammen, und den einheimischen in Preußen hatten sich berühmte Künstler aus München, wie Peter Heß, E. Fries, Domenico und Lorenz Quaglio, Albrecht Adam u. a. mit vortrefflichen Bildern beigesellt. Die Landschaften von Agricola, Ansicht von Salzburg und der Wasserfall von Gastein, zeigen eine eben so treue als lebendige Auffassung jener großartigen Natur, die auch in den Bildern von Eduard Biermann in Berlin, Ansichten vom Wetterhorn im Berner Oberlande und Bacharach am Rhein, uns wie etwas Heimisches anweht, während in den italienischen Landschaften von Fries, Franz Catel und Siegert, besonders in der Ansicht von Tivoli des erstern, die ganze Klarheit und Wärme der anmuthigen Natur von Hesperien übergetragen scheint.

Unter den Genrebildern, welche Naturwahrheit mit geistreicher Auffassung und Virtuosität der Ausführung vereinbaren, scheinen mir (um nach dem Alphabet zu gehen) die von Gros Claude (eine alte Frau im Gebete), mehrere von Wilhelm Hensel (z. B. ein Knabe, der eine Malve mit einem Schmetterlinge nach sich heranbiegt), und was außer von den baierischen Künstlern von Krüger, Joseph Scheurer, von Schirmer, Karl E. Schulz ist geliefert worden, der Beachtung vorzüglich werth zu seyn.

Das schon oben erwähnte große Genregemälde, die Revue von Krüger, zeigt den prachtvollsten Platz in Berlin vor den Linden mit der Aussicht auf dieselben, und die Palläste zu beiden Seiten, die eben so gut architektonisch, als perspectivisch behandelt sind und eine vortreffliche Scenerie bilden. Den Hauptgrund füllen dicht geschlossene Reihen des Cavallerieregiments Kaiser Alexander, das der Inhaber selbst vor seinem Freunde, dem Könige, vorüberführt. Den Vordergrund nehmen sehr mannichfaltige Gruppen von Zuschauern ein. Abgesehen, daß die enggeschlossenen Schaaren der Reiter in den Mittelgrund der Scene eine, man darf sagen, architektonische Einförmigkeit bringen, so ist das Einzelne darinnen, Pferde und Menschen mit größter Kunst behandelt und die Beleuchtung, in deren untere Räume der von den Hufen der Rosse erregte Staub sich verliert, vortrefflich; dazu sind alle hervorragenden Militärpersonen Porträte. Dasselbe gilt von den Gruppen der Zuschauer, unter denen man auf den ersten Blick bekannte und berühmte Männer und Frauen unterscheidet; Schinkel, Rauch, Alex. v. Humbold stehen neben anderen Notabilitäten der Akademie, der Universität, der Ministerien; Paganini neben Dem. Sonntag. Beide gewohnt, vor dem Publikum zu erscheinen, sind in einem zurückgeschlagenen Wagen stehend und über die andern hervorragend vorgestellt. Auch hier hatte der Künstler mit der Einförmigkeit der modischen Tracht zu kämpfen und hat sie durch Wechsel in den Gruppen und Beimischung von Figuren gemildert, welche bis dahin die Mode noch nicht erreicht hat. So wird Niemand die vortreffliche Charakterfigur des Theaterfriseurs und die Gruppen der Gassenjungen in seiner Nähe leicht vergessen, der sie einmal aufmerksam betrachtet hat. Das Ganze zeugt von einer außerordentlichen Gewandtheit in Auffassung und Behandlung der verschiedenartigsten Stoffe und von einer Klarheit und Sauberkeit der Ausführung, in welcher diesem vortrefflichen Künstler außer Peter Heß und Heidegger kaum einer der jetzt lebenden zur Seite steht. Mit Heß vorzüglich hat er in vieler Hinsicht auffallende Aehnlichkeit, und dieses Berliner Bild, das übrigens, wie ich höre, der Kaiser Nikolaus um einen außerordentlich hohen Preis (man sprach von 2000 Louisdor) erworben hat, erinnert besonders in den Gruppen der Zuschauer an das Gemälde, in welchem jener große Münchner Genremaler die Weihe der Constitutionssäule auf den Gütern des Hrn. Grafen von

Schönborn ausgeführt und mit den reichsten und mannichfaltigsten Porträtgruppen angefüllt hat.

Des Gegensatzes wegen möchte ich neben diesem größten Genrebild der Ausstellung das kleinste nennen, (der Name des Malers ist Adolph Schrötter) das wie durch seinen Umfang, so durch die Natur des Gegenstandes gegen jenes gehalten, auf dem äußersten andern Ende der Linie steht. Es hing in den hintern Zimmern neben einer Thüre und stellte einige Schweine vor, welche die Köpfe aus der alten schmutzigen Kofe herausstrecken und mit äußerster Begierde den Fraß verschlingen, den ihnen der Schweinejunge in den Trog geschüttet hat. Dieser kauert vor ihnen, und nicht viel sauberer, wie sie, sieht er dem unersättlichen Appetite seiner garstigen Pfleglinge mit einer so außerordentlich gutmüthigen Freude auf seinem häßlichen Gesichte zu, daß man nicht umhin kann, bei dem kleinen Bilde, voll des prägnantesten Naturlebens, mit einer Art von widerstrebendem Wohlwollen zu verweilen, ungefähr wie ein sehr gebildeter und vortrefflicher Kunstkenner, der dieses Bild mit Aufmerksamkeit betrachtete, und am Ende mit der Aeußerung: „der Schweinejunge ist unausstehlich" davon wegging, aber, wie man sagt, doch noch einmal zu dem unausstehlichen Schweinejungen zurückkehrte.

Die Portätmalerei erscheint hier in mehreren Werken, in denen sie sich zur Historienmalerei erhebt, besonders in den lebensgroßen Gemälden mehrerer italienischen Personen sehr ausgezeichnet, mit denen Wilhelm Hensel und Eduard Magnus die Ausstellung geschmückt haben. Von jenem ist eine Frau aus Genzano den Tamburino schlagend, nach welchem ein Knabe greift; von Magnus sind die Porträte einer Albaneserin, einer Venezianerin und eines alten Hirten von Tivoli, in denen die lautere menschliche Natur von Italien in charakteristischer Wahrheit und von jenem Reiz eines eigenen Geistes, der auch untergeordnete Individuen adelt, wie angehaucht, unter der erfahrnen Hand dieses ausgezeichneten Künstlers sich gestaltet hat.

Vieles andere ist auch in dieser Gattung hart und steif und der Beachtung nicht werth. Auch in der Historienmalerei fehlt es nicht an solchen unglücklichen Versuchen, und der Kampf ist dabei in seinen disparaten Ergebnissen um so sichtbarer, je größer die Schwierigkeiten sind, die hier zu überwinden kamen. Der Genremaler reicht mit einem glücklichen Talente der Auffassung für die Erfindung aus, der Historienmaler aber muß sich mit Hülfe der Natur seine Engel, Patriarchen, Götter und Heroen schaffen und sie in der idealen Größe oder Schönheit zeigen, welche die Ueberlieferung und die Verehrung der Menschen ihnen beilegt, um nicht hinter seinem Stoffe und hinter der Erwartung zurückzubleiben. Kein Wunder, wenn die meisten, mit nicht hinreichender Kraft und Uebung ausgestattet, dem Unternehmen ganz erliegen, wie es hier in vielen Bildern aus der Geschichte des alten und neuen Bundes, mit historischen oder allegorischen Figuren und ebenso aus der Mythologie ergangen ist. Andere vergreifen sich in dem Stoffe und wählen, was keiner wahrhaft artistischen Darstellung fähig ist, z. B. den Vater, der seinen eigenen Sohn bindet und schlachten will; indeß bewegt sich auch hier manches Talent in der schwierigen Bahn mit Erfolg, und anziehend ist es besonders, manche, die sich an demselben Stoffe versucht haben, zu vergleichen. So ist dem Einen das Opfer Abrahams ganz mißglückt, während ein anderer (Drägerer) demselben unerquicklichen Gegenstande eine vortheilhafte Seite abzugewinnen und den Abraham mit vieler Energie des Entschlusses darzustellen gewußt hat, während man nicht weiß, was man zu einem rüstigen und schönen Knaben sagen soll, der gebunden und ausgestreckt den Kopf herabhängen läßt und die Kehle dem Schlachtmesser anbietet, als ob er von Leben und Empfindung schon vor der That verlassen wäre. Es ist weder Resignation, welche in einer jungen, frischen Natur vor dem Schrecken des Todes sich in dieser Weise zeigt, noch Bewußtlosigkeit, für welche noch zu viel Lebendigkeit vorwaltet. Auch die schöne Sage von Hylas, den die Najaden in die Quelle hinabziehen, hat die Bestrebungen mehrerer jungen Künstler erregt und während man vor dem einen Bilde gleichgültig oder tadelnd vorübergeht, hat das andre von Sohn, dessen wir später weiter gedenken werden, fast alle Stimmen für sich vereinigt. Indeß erscheint in andern Werken die Historienmalerei jenes Kampfes, dessen wir gedachten, in nicht weniger preiswürdigen Werken, wenigstens größtentheils entbunden und neben den vortrefflichen Meistern und Führern der Schule, wie Wilhelm Schadow, Wilhelm Wach, Karl Begas treten sogar mit überwiegendem Glück neben ihnen mehrere von ihren Schülern mit verdienstvollen Bildern hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

(Fortsetzung.)

Nur die ersten Herrscher des Hauses Ommaya in Spanien bewahrten den alten einfachen Ernst, welcher der Ausdruck ihrer hohen Kraft und kühnen Tapferkeit war. Schon Alhakem I., der Streitbare und Siegreiche, zweiter Nachfolger Abderrahmans I., ging in seiner 27jährigen Regierung (bis 206 der Hedschra) zu Pracht und Luxus über. Nicht nur, daß er seinen Truppen regelmäßigen Sold zahlte und sie reich equipirte, Waffen- und Mundvorräthe anlegte — er hielt auch eine Wache zu

Pferde vor seinem Thor und zweitausend Reiter mußten fortwährend seinem Pallaste gegenüber am Ufer des Flußes in zwei eigens für sie erbauten Häusern stationiren; er vermehrte die Anzahl seiner Diener und Höflinge, hielt gegen fünftausend Mameluken oder Sklaven, von ihm die Stummen genannt, weil sie das Arabische nicht richtig aussprechen konnten, von welchen dreitausend zu Pferde als seine Leibtrabanten dienten; auch wird er beschuldigt, daß er Knaben einfangen und entmannen lassen. Alle seine Maßregeln waren darauf gerichtet, den Herrscherthron mit Glanz zu umgeben, doch übersah er, so sagen die arabischen Schriftsteller, mit eigenen Augen seine Geschäfte, führte mit eigener Hand die Zügel des Reichs, suchte die Gesellschaft der Weisen und Guten und unterwarf das Reich dem Schritt seines eigenen Fußes.

Ihm folgte Abderrahman II., genannt Alausat, (bis 852. H. 238), mit welchem der griechische Kaiser Theophilus Bündniß gegen das Haus der Abassiden schloß, und dessen Tage die des Friedens und Reichthums waren. Obgleich den Weibern leidenschaftlich ergeben, fand er, erfahren in den Lehren der Religion wie in den Wissenschaften und der Philosophie, sein größtes Vergnügen darin, die Werke gelehrter Männer vorlesen zu hören. Die jährlichen Einkünfte des Staats, die vor ihm nicht über 600,000 Dinars *) betragen hatten, brachte er auf eine Million; er errichtete Palläste, legte reizende Gärten an, in die er Wasser von entfernten Bergen leitete, baute Brücken, und während seiner Herrschaft wurden die größten Moscheen in verschiedenen Distrikten von Spanien errichtet. Zur Moschee von Cordova fügte er zwei Schiffe hinzu**). Viele seiner Unternehmungen, bei seinem Tode noch nicht vollendet, wurden von seinen Nachfolgern zu Stande gebracht. Er hatte, die Ehrfurcht des gemeinen Volkes zu vermehren, die Gewohnheit angenommen, bei allen Gelegenheiten sich dem öffentlichen Anblick zu entziehen, und auf alle Weise die Würde des Throns zu erhöhen gesucht.

Noch höher stiegen Reichthum und Luxus mit der Macht, die sich der siegreiche Abderrahman III., genannt Al Nasser Ledinallah, Vertheidiger des Glaubens, erwarb (911 — 961 H. 300 — 350). Er, an welchen Kaiser Leo von Byzanz, der König der Franken, die Herren von Castilien, Barcelona und Tarragona, ja selbst der römische Papst Gesandte schickten, umgab sich mit allem Pomp eines orientalischen Monarchen. Der Reichthum, der ihn umringte, war so groß, daß sein erster Vezir, Ahmadu Ben Schaid, ihm im Jahr 327 ein Geschenk machen konnte, von welchem 400,000 Mithcals gemünzten Goldes und 400 ℔. unvermischten Goldes nur geringe Bestandtheile waren; dafür ernannte Al Nasser seinen Diener zum Herrn des doppelten Vezirats und gab ihm den doppelten Vezirsgehalt, nämlich 80,000 Dinars. Al Nasser verwandte von seinen Einkünften ein Drittheil für sein Heer, ein Drittheil für Bauwesen und ein Drittheil für den Schatz. Die jährlichen Einkünfte von Spanien aus Städten und Dörfern sollen zu seiner Zeit 5,480,000 Dinars betragen haben; an Beute gewann er 765,000, ungerechnet das Fünftheil der großen Beute, die seine Soldaten gemacht und welches dem Schatz einverleibt wurde. Er hinterließ, als er im 73. Lebensjahre starb, in seinem Schatze 5000 Millionen und ein Blatt, worauf er mit eigener Hand die Tage verzeichnet hatte, die er im Genusse des reinsten Glückes verlebt — ihre Zahl betrug vierzehn!

Dieser König pflegte die Frühlings- und Herbstmonate auf einem ruhigen Landsitz, fünf Meilen von Cordova, den Quadalquivir abwärts, zuzubringen, und wegen der Frische und Anmuth des Orts, wegen seiner Baumgänge und dichten Gebüsche ließ er daselbst einen Pallast mit vielen prächtigen Gebäuden und schönen, weitausgedehnten Gärten errichten, und was vorher ein Haus gewesen war, verwandelte sich nun in eine Stadt. Die Sage berichtet, daß, da eine von des Khalifen Beischläferinnen gestorben war und ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, er befohlen habe, solches zur Loskaufung von Gefangenen zu verwenden; doch auf die Nachfrage fand sich, daß nicht Ein gefangener Moslem in Gewalt der Franken sich befinde. Darüber freute sich Al Nasser und dankte Gott. Darauf bat ihn Azzahra, seine geliebte Sklavin, „baue eine Stadt, die meinen Namen trage und mein sey.“ Und Al Nasser erfüllte ihren Wunsch. Diese prachtvolle Anlage ward im Jahr 325 der Hedschra (936 n. Chr.) begonnen, und Al Nasser rief dazu die geschicktesten Architekten und Steinmetzen aus Bagdad, Constantinopel und andern Gegenden herbei. Täglich waren zehntausend Menschen an dem Bauwerk beschäftigt, dann 1400 Maulthiere, 400 Kameele, die alle dem Khalifen gehörten, und zum Lasttragen waren noch 1000 Maulthiere gemiethet. 1100 Trachten Gyps und Kalk wurden jeden Tag herbeigebracht, und 6000 behauene Steine wurden jeden Tag verarbeitet, ungerechnet die Bruch- und Backsteine. Die Werkleute waren täglich jeder mit 1½ oder 2½ Dirrhems bezahlt. Jeder Marmorblock kostete zehn Dinars ohne Transport und Behauung. Der weiße Marmor kam von Almeria, der gestreifte von Ziva, der rosenfarbene und grüne von der Kirche von Isfakis in Afrika und von Carthago. In der Mitte der neuen Stadt Medina Azzahra erhob sich der königliche Alcazar oder Pallast. Alle Fußböden der Säle und Zimmer desselben wurden aus farbigem Marmor nach verschiedenen und künstlichen

*) Goldmünze von wechselnder Geltung, gewöhnlich ungefähr gleich einem Dukaten gerechnet.

**) Casiri Biblioth. Escur. II. 34.

Zeichnungen gepflastert, die Wände ebenfalls mit Marmor- und Porzellanplatten oder Friesen von mannichfaltigen Farben bekleidet, die Decken mit Gold und Azur bemalt und mit zierlicher Mosaik und künstlichen Stuccaturen geschmückt, Balken und Sparren waren von Lerchenholz sehr fleißig und zierlich gearbeitet. In einigen der großen Säle waren Brunnen von süßem und kristallhellem Wasser in marmornen Becken und Schalen von zierlichen und mannichfaltigen Formen. In der Mitte des Saales, den man den Saal des Khalifen nannte, und dessen Decke und Wände aus Gold und polirten Marmorblöcken von verschiedenen Farben bestanden, befand sich ein Wasserbecken von Jaspis, in dessen Mitte ein goldener Schwan von wundervoller Arbeit stand, der in Constantinopel verfertigt war, und über dem Bassin von der Decke herab hing die große Perle, welche Al Nasser von dem griechischen Kaiser zum Geschenk erhalten hatte.

Andere erzählen, dieser mit eingegrabenen und ausgehauenen Figuren geschmückte Brunnen sey von dem Philosophen Ahmud und dem Bischof Rabia, der an die im Dienste des Khalifen stehenden Slavonier geschickt war, aus Constantinopel gebracht worden, und Al Nasser habe ihn bei der Aufstellung noch mit zwölf in Cordova gearbeiteten Figuren umgeben lassen. Die eine war ein Löwe, zwischen einer Antilope und einem Krokodill stehend; gegenüber sah man einen Drachen und einen Adler, und auf den zwei andern Seiten eine Taube, einen Falken, einen Pfau, eine Henne, einen Hahn, einen Geier und einen Habicht. Diese Figuren waren aus lauterem Golde verfertigt und mit edlen Steinen besetzt, und das Wasser der Fontaine strömte aus ihrem Mund.

Anstoßend an den Pallast waren die großen Gärten mit den mannichfaltigsten Fruchtbäumen und abgetheilten Boskets von Lorbeern und Myrthen, einige von gebogenen und klaren Teichen umgeben, welche das Bild der schönen Bäume und des Himmels mit seinen röthlichen Wellen in ihrem Spiegel dem Auge darboten. In den Gärten waren Bäder von Marmor sehr bequem und schön eingerichtet. Die Teppiche, Vorhänge und Drapirungen waren aus Gold und Seide gewebt, und mit Figuren von Blumen, Landschaften und Thieren, welche dem Beschauer lebendig und natürlich zu seyn schienen, aufs künstlichste verziert. Inmitten der Gärten auf einer Höhe, welche sie beherrschte und überschaute, stand der Pavillon des Königs, wo er nach der Jagd zu ruhen pflegte: er war von Säulen aus weißem Marmor getragen mit sehr schönen vergoldeten Kapitellen, und man erzählt, daß in der Mitte des Pavillons sich ein Becken befunden habe, mit Quecksilber gefüllt, das künstlich wie Wasser hin und herströmte und von den Strahlen der Sonne oder des Mondes getroffen einen blendenden Glanz von sich gab. Acht Thüren an jeder Seite waren aus Ebenholz und Elfenbein mit Gold und köstlichen Steinen mannichfaltiger Art ausgeziert, und ruhten an Pfeilern von vielfarbigem Marmor und reinem Krystall. Wenn die Sonnenstrahlen durch die Thüren drangen, warfen Decke und Wände einen blendenden Glanz zurück. Die Kuppel dieses Pavillons sey Anfangs mit goldenen und silbernen Platten gedeckt gewesen, doch auf einen Vorwurf des Kadi Mundhir habe der Khalif solche mit farbig glasirten Thonziegeln, wie die der übrigen Gebäude waren, vertauscht.

Um das Jahr 949 kamen nach Cordova Gesandte des griechischen Kaisers zu Abderrahman und wurden mit großem Pomp in dem prächtigen Pavillon des großen Gartens von ihm empfangen, der mit kostbaren Decken von grüner Seide und Gold umhangen war. Der König war von seinem Hagib, seinem Vezir und Alcaliden und von einer glänzenden Garde von Sklaven umgeben. Der Kaiser der Griechen sandte seinen Brief auf Pergament, mit Gold und Azur geschrieben, in eine goldene Kapsel eingeschlossen, auf deren äußerer Seite die Bilder Christi und des Kaisers Constantinus eingegraben waren. Al Nasser befahl seinem Hagib, die griechischen Abgesandten zu bewirthen, schickte, als sie zurückkehrten, seinen Vezir mit ihnen, um den griechischen Kaiser seiner Seits zu begrüßen und seiner Freundschaft zu versichern und übersandte ihm durch denselben ein reiches Geschenk an andalusischen Pferden, Waffen und köstlichen Pferdegeschirren von Toledo und Cordova.

Auch eine Moschee baute Al Nasser in Azzahra, welche zwar nicht an Größe, doch an Kostbarkeit und Eleganz die von Cordova noch übertraf. Den Nachrichten der Araber zu Folge soll sie in 48 Tagen, doch frei von Fehlern, durch 1000 der geschicktesten Werkleute errichtet worden seyn. Sie hatte fünf Schiffe, das mittelste 13, die übrigen 12 Ellen breit und 30 Ellen lang. Ein Vorhof, mit einem Brunnen geschmückt und mit seltenen Marmorn gepflastert, führte zu ihrem Eingang und die ganze Länge des Gebäudes, jenen mit eingerechnet, betrug 97 Ellen, die Breite von Osten nach Westen 59. Am Tage der Vollendung des Gebäudes ließ Al Nasser eine Kanzel von außerordentlicher Zeichnung und Schönheit errichten und neben derselben eine große Maksura von wundervoller Construction. (Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Ist es doch, als bedächten die Neuern nicht recht, daß die offenste Helle kalt ist. Mit dem Schatten fängt das Leben an; dieses wächst mit Helldunkel. Wiederschein, Durchleuchtung, Luftton.

Wo soll das hinführen, wenn man im Ganzen von einer vorgefaßten Ansicht vorurtheilig, oder von einer Partei nachurtheilend bedingt ist, und doch im Einzelnen, in seinem eigenen Thun nicht recht fortkommt?

N°. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 13. Januar 1831.

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

(Fortsetzung.)

Ibn Haiyan, ein arabischer Schriftsteller aus Cordova (geb. 377, † 469) erzählt, in dem Pallast seyen 4312 Säulen verschiedener Höhe gewesen. Davon seyen 1013 aus Afrika, 19 aus fränkischen Gegenden gekommen und 140 habe der Kaiser von Constantinopel geschenkt. Die übrigen seyen aus verschiedenen Gegenden Spaniens, wie Tarragona und andern zusammengebracht worden. Die Länge des Pallastes von Osten nach Westen betrug 2700 Ellen und seine Breite 1500. Ueber dem Thore stellte Al Nasser die Bildsäule seiner Geliebten auf, nach welcher die Stadt genannt war. Als sie ihn bezog, bemerkte sie den Contrast der schönen Gebäude mit den dunklen Bergen um dieselben und sagte zu ihm: „Siehst du nicht, o Herr, die Schönheit dieses lieblichen Mädchens in der Umarmung jenes häßlichen Negers?“ Und Al Nasser gab Befehl, den Berg abzutragen. Da ihm aber vorgestellt wurde, wie dieß für menschliche Kräfte unmöglich sey, befahl er, die Bäume, welche darauf standen, niederzuhauen, und den Boden mit Feigen- und Mandelbäumen anzupflanzen, wodurch die Gegend ein reizendes Ansehen, besonders in der Zeit der Blüthe, und wenn die Blätter keimten, gewann.

So groß war Al Nasser's Sorge für dieses Bauwerk, daß er dessen Aufsicht keinem als seinem Sohn und Nachfolger Alhakem II. anvertraute. Troß der Menge von Arbeitern gingen die letzten 25 Jahre von Al Nasser's Leben und noch 15 Jahre und einige Monate von seines mächtigen, kunstliebenden und gelehrten Sohnes Regierung über diesem Werke hin. Die jährliche Ausgabe für dieses Gebäude soll unter Al Nasser 300,000 Dinare betragen haben und die Kosten im Ganzen beliefen sich daher auf 7½ Millionen.

Nach Al Nassers Tode empfing Alhakem II. den Eid der Treue von seinem Heere und Volke im Pallast Azzahra. Alle bei dieser Ceremonie Anwesenden trugen weiße Ueberschläge als Zeichen der Trauer an ihren Kleidern, im Gegensatz zu den östlichen Arabern, welche schwarze zu tragen pflegten. Dieß Bauwerk scheint den höchsten Punkt des Luxus und der Pracht zu bezeichnen, welchen die Herrschaft der Araber in Spanien erreichte und wahrscheinlich waren an ihm die leichten Verhältnisse und prachtvollen Ornamente schon ausgebildet, die wir als charakteristisch für die zweite Epoche an den Ueberresten der Alhamra bewundern. Sein schneller Untergang war aber zugleich ein Bild des eilig vorübergehenden Glückes, welches mit der männlichen Stärke dieses Volkes verschwand, als dasselbe in Weichlichkeit und Wollust versank. Reichthum und Schwelgerei hatten es schon unter Al Nasser unfähig gemacht, durch ausdauernden Muth die Kunst seiner Feldherrn zu unterstützen, weßwegen auch dieser Khalif in den letzten Jahren seiner Regierung kluge Unterhandlungen dem stets für ihn ungünstig ausgefallenen Waffenloose bereitwillig vorzog.*) Nach Alhakems II. Tode bemächtigten sich die Veziere oder Hagibs der Zügel des Reichs. Hescham II., Alhakems unmündiger Sohn und Nachfolger, sowohl durch seine Jugend als durch natürliche Neigung getrieben, dachte nur an Spiele und unschuldige Vergnügungen und kam nicht aus seinem Pallast und aus den köstlichen Gärten, noch wünschte er andere Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten, als er schon kannte. In seiner Zurückgezogenheit war er stets von jungen Sklaven seines Alters umgeben, und die Führung des Reichs war in den Händen seines Hagib Mohammed Ben Aby Aamir, welcher den Titel Alhagibu-l-Mansur (Almanzor) annahm, auch zur eigenen Sicherheit und Wohnung dicht an dem Pallast des Khalifen und am Ufer des Stromes den Pallast Azzahira baute. Dieß Gebäude ward im Jahr 368 (978 n. Chr.) begonnen und von Almanzor zwei Jahre nachher mit allen seinen Schätzen und Vorräthen, mit seiner Familie, seinen Dienern, Wachen und Trabanten bezogen. Hieher verlegte er die Staatsbehörden, Kornmagazine und Mühlen, und da er seinen Veziren, Sekre-

*) Feßler, Gesch. der span. Nat. S. 325.

tären, Generalen und Kämmerern das umliegende Land geschenkt hatte, so bauten auch sie und viele Andere prachtvolle Häuser und Palläste in seine Nachbarschaft. So erreichten die Vorstädte von Azzahira bald die von Cordova. Der Khalif war indessen aller Macht und Ehre außer seines Namens entkleidet, da Almanzor nicht bloß allen Tribut aus Spanien und Afrika in seinen Pallast bringen ließ, sondern auch Statthalter und Abgeordnete zwang, an seinem und nicht an des Khalifen Hof zu erscheinen. Ja er schloß sogar die Thüren von des Khalifen Residenz durch eigens angestellte Wachen und Thürhüter.

Doch auch dieses Glück dauerte nicht lange. Denn in dem Kampfe zwischen Abderrahman, dem Sohn dieses Almanzor, und Mohammed Almuhdy, dem Urenkel des Al Nasser, im Jahr 399 (1008 n. Chr.) ward Azzahira von dem siegreichen Heere des Almuhdy zerstört und auch der Pallast von Azzahra, dessen sich Mohammed bemächtigte, vielfach beschädigt. Almuhdy's Besieger und Nachfolger jedoch, Suleiman Almostain Bila, brachte seine meiste Zeit in Azzahra zu, als er aber dem Mohammed wieder weichen mußte, plünderten Suleimans eigene Afrikaner den Pallast und die Moschee und raubten gegen seinen Willen Lampen von Gold und Silber, köstliche Ketten, Kronen, reiche Gewänder und edle Steine aus einigen der Hauptgebäude. Und was diese übrig ließen, raubten nachher die Leute des Mohammed und die Cordoveser (im Jahre 400). Ein späterer Mohammed, der dritte mit dem Beinamen Mostakfi Bila, (1021 — 26) Freund der Dichtkunst und des Vergnügens, war sehr bemüht, die schönen Gärten von Medina Azzahra wieder herzustellen. Er brachte seine meiste Zeit daselbst zu, ward aber daraus vertrieben und starb bald nachher an Gift. Jetzt ist keine Spur mehr von diesen Gebäuden übrig, doch besuchen die Spanier noch gerne die Stätte, auf der sie standen, wegen der Schönheit der Umgebungen und der heilsamen Frische der Luft und des Wassers.

Obgleich die üppige Phantasie der arabischen Schriftsteller an diesen Schilderungen manches verschönert und erweitert haben mag, so beweist doch ein noch vorhandenes Bauwerk, daß sie nicht so viel, als man vielleicht glauben möchte, über die Wahrheit hinausgegangen sind. Was die Zeit von der Alhamra*) zu Granada übrig gelassen hat, ist ein eben so glänzendes Zeugniß für die Prachtliebe der maurischen Könige wie für den feinen Geschmack, die ausgesuchte Eleganz und die Geschicklichkeit ihrer Künstler. Dieses Gebäude bildete den mitteisten und höchsten Punkt einer von doppelten Ringmauren umschlossenen Festung, und war die Residenz der maurischen Könige von Granada, weßhalb es auch öfter nur der Alcazar oder königliche Pallast (von dem arabischen Worte al Cayçar, Haus des Cäsar) genannt wird. Der Erbauer desselben war nach Einigen Mohammed Ebn Alhamar, der erste Herrscher von Granada, (1237—73 H. 635 — 71) nach Andern dessen Nachfolger Mohammed Abu Abdallah Ben Nasr (1273 — 1302, H. 672 — 703). Die Kosten bestritt ein Tribut, welchen Mohammed seinen neueroberten Provinzen auflegte. Sein Sohn Mohammed II. (1302 — 1310) und sein Enkel Mohammed III. (1322 — 1333) vergrößerten und bereicherten das Gebäude; der letztere fügte eine prachtvolle Moschee hinzu, welche Musaiken und künstlich gearbeitete Pfeiler mit silbernen Füßen und Kapitellen schmückten.*) Die letzte Hand daran legte Jusuff Ben Ismael Ben Pharaki, genannt Abul Haggal, ein trefflicher Dichter, Gelehrter und Kunstverständiger. (1333 — 1354, H. 732 — 755). Sein letztes Werk in der Alhamra war der viereckige Thurm, welcher den Haupteingang bildet und dessen Vollendung im Jahr 749 (1348 n. Chr.) eine Inschrift an demselben bezeugt.

Die Alhamra und der Albayzin, auf zwei gegenüberstehenden Hügeln gelegen, waren die beiden Festungen, welche das prachtvolle Granada beherrschten; der Hügel, worauf die erstere steht, wird noch heute von den Spaniern la Sierra del Sol genannt, weil die Strahlen der aufgehenden Sonne denselben zuerst unter den Höhen der Gegend treffen. Als Residenz der maurischen Herrscher war sie stets das Hauptaugenmerk der Belagerer, und unter den Bedingungen, welche die christlichen Sieger den letzten Königen von Granada vorschrieben, stand immer die Uebergabe der Alhamra oben an. Wahrscheinlich bewog eben so wohl die Festigkeit als die Schönheit der Lage den maurischen König, hier seine Residenz anzulegen. Gegen Morgen und Mittag sieht man Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt, dem Quell der Gewässer, welche nach Granada Frische und Gesundheit bringen, gegen Norden und Westen schweift der Blick über die reiche Stadt Granada, das spanische Damascus der Araber, und über dieselbe hinweg, so weit das Auge reicht, über die Vega von Granada, eine reizende Ebene von immer grünen, blühenden und fruchttragenden Bäumen bedeckt. Abu Abdallah nannte das Gebäude Medinat al Hamra, d. h. die rothe Stadt, wegen der Farbe der Backsteine, woraus es erbaut ward.**) Andre sagen, das Wort sey verdorben, aus dem Arabischen Alhamar, dem Namen des Stammes, aus welchem Abdallah entsprossen

*) Die Spanier brauchen das Wort, analog dem Arabischen, weiblich, la Alhamra, daher ich dieß im Deutschen beibehalte, obgleich mehrere Neuere, auch Hr. v. Auffenberg in seinem Gedicht Alhambra es männlich brauchen.

*) Casiri Biblioth. Escur. II. 272.

**) Casiri Biblioth. Escur. II. 249.

ner. Die Mauern und Thürme folgen alten Schwingungen und Einbiegungen der Anhöhe, und müssen vor Erfindung des Schießpulvers unüberwindlich gewesen seyn. Ihre Ausdehnung beträgt in der Länge ungefähr 2000 und in der Breite 600 engl. Fuß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Vierter Brief.

Die Gemälde der Kunstausstellung.

(Schluß).

Da es mir nun auch hier nicht auf Vollständigkeit, sondern auf Beispiele zur Bezeichnung der Art und Weise ankommt, so erwähne ich unter mehreren höchst beachtungswerthen Werken die Gemälde von Lessing und Sohn, welche sich beide zur Düsseldorfer Schule Schadows rechnen. Von Karl Sohn aus Berlin ist jener Hylas, dessen wir schon gedachten, von drei Najaden in die Fluth hinabgezogen, ausgestellt, ein Bild mit lebensgroßen Figuren, und von Karl Lessing aus Wartenberg in Schlesien ausser einem Klosterhofe ein trauerndes Königspaar, welches von vielen und vielleicht nicht mit Unrecht, für die Krone der Ausstellung gehalten wird. Im Hylas sind die drei schönen Frauen um den Jüngling sehr verständig geordnet und die Vortrefflichkeit des Ausdrucks, besonders die schmachtende Sehnsucht derjenigen, die ihn umschlingt und zu sich hinabzieht, ist bewundernswürdig. Gleiches Lob verdient das Technische; die Zeichnung der zum Theil schwierigen Stellungen ist ausnehmend sicher, und doch frei, von allem Ältmässigen und so zu sagen augenblicklich. Das Colorit ist von ausnehmender Frische und Naturwahrheit. Hylas selbst ist gegen die Frauen stärker gehalten und in das Bräunliche gemalt, wie es für den Liebling des Hercules, den die Sonne der Palästra angestrichen hat, sich ziemt. Sein Ausdruck und Benehmen ist aber bänglich und etwas Übles ahnend, als dem nachgebend, was die Frauen mit ihm beginnen. Der Gedanke des vortrefflichen Künstlers ist klar; doch wird durch diesen etwas schroffen Gegensatz der Eindruck der idyllischen Scene gestört und es schwebt ein Mißton über dem Bilde, den man umsonst in die Harmonie des Mythus aufzulösen sucht, und den unser Dichter in Behandlung des ähnlichen Stoffes durch den Vers „Halb zog sie ihn, halb sank er hin" zu lösen gewußt hat. „Das Königspaar" d. h. ein König und seine Gemahlin sitzen im Bilde unter den Trümmern ihrer gesunkenen Herrlichkeit, zu ihrer Seite der Sarkophag, der ihre Kinder bedeckt, in dem Hintergrunde ein offener Bogen, durch welchen ein ermattendes Licht hereindringt, das die großen, ernsten und man darf sagen tiefen Gestalten und die melancholische Feierlichkeit der Scene wundersam beleuchtet. Das Bild ist nach Uhlands Gedicht „das Schloß am Meere" gemacht, und eben dieses ist daran zu tadeln. Bei so großen Werken begehrt die Phantasie einen bestimmten in der Sage oder Geschichte gegebenen und fest ausgeprägten Gegenstand, dessen Bild, wie es in der Vorstellung lebt, wir mit dem Kunstwerke zu vergleichen und darnach unser Urtheil zu bestimmen bemüht sind; dagegen bieten Gebilde poetischer Phantasie, in einzelnen Gedichten ausgeprägt, wohl zu Skizzen und und Zeichnungen bequemen Stoff, wie der König von Thule, der Erlkönig und so viele andere von Göthe, welche jetzo gerade der geniale Neureuther in arabeskenähnlichen Zeichnungen gleichsam den Augen wieder dichtet, indem er den Worten des Dichters die Gestalten unterschiebt. In diesen und ähnlichen steht das Skizzenhafte und Anspruchlose der Zeichnung zu den Phantasiegebilden des Dichters in dem rechten Verhältnisse; aber dieselben Gestalten in großen, historischen Bildern ausgeführt, treten mit Ansprüchen auf, welche sie nicht befriedigen. Es gehet ihnen, wie der Allegorie, wenn sie über Schmuck oder untergeordnetes Beiwerk hinausgreift. Diese Bemerkungen sch'en nöthig den Künstlern jetzo um so mehr zur Erwägung vorzulegen, da in der letzten Zeit mehrere derselben von der Bahn des Mythus und der Geschichte auf diesen Weg gegangen sind, der offenbar ein Irrweg ist, und zu befürchten steht, daß das hier gegebene Beispiel unbefugte Nachahmer finde.

Im Uebrigen ist aber an diesem Bilde beinahe Alles gleich vortrefflich und weder läßt die Erfindung und Anordnung, noch die Zeichnung und Färbung etwas zu wünschen übrig; was aber besonders bei ihm festhält, ist der Charakter des tiefen Ernstes, der gewaltig wie das menschliche Schicksal über ihm und seinen in der Trauer noch ehrwürdigen Gestalten ausgedrückt ist. Nur in den besten Bildern von Guercino erinnere ich mich diesen Ernst in ähnlicher Weise, wiewohl in größere Erhabenheit und sanftere Wehmuth gemildert, gefunden zu haben; doch steht dieser große und unergründliche Meister gegen den jungen Genossen seines Ruhms an Adel der Formen und Richtigkeit der Zeichnung zurück.

Vergleicht man diese und die ihnen ähnlichen Gemälde der Ausstellung unter sich und mit den Werken der ältern, so drängt sich einem unabweislich die Ueberzeugung auf, daß wie in den untergeordneten Gattungen, so auch in der schwierigsten, edelsten und der größten Ausbildung fähigen Kunst der historischen Oelmalerei die neuere Schule im raschen Vorschreiten begriffen ist, jedes Hinderniß besiegt und in ihren besten Meistern den Weg zur größten Auszeichnung glücklich gefunden hat. Man ist jetzo in Preußen von mehreren Seiten darauf aus, auch die Einführung und häufigere Anwendung der Frescomalerei zu großen, öffentlichen Werken zu empfehlen. Allerdings ist es zur weitern Ausbil-

bung der Malerei wünschenswerth, daß diesem Bestreben genügt werde; doch wird es nöthig seyn, gleich hier vor einer Ueberschätzung und Einseitigkeit zu warnen, welche sich in unsern Tagen mehr denn je dem als gut Anerkannten beizugesellen pflegt. Wie überall so ist es in der Kunst leicht geschehen, daß man des Guten zu viel thue. Man hat unter uns öfters die Fresko- oder Wandmalerei über die Oelmalerei gestellt und allerdings ist sie in ihren Mitteln unbeschränkter und im Stande ganze Epopöen und Tragödien gleichsam in colorirten Wandzeichnungen auf ihren Flächen zu entfalten; während die Oelmalerei sich an einzelnen Scenen muß genügen lassen; aber obgleich in der Erfindung und Anordnung umfassender und weiter greifend, steht sie doch in dem, was den Gipfel und das Leben der Kunst vollendet, in der Ausführung mit allen ihren Mitteln und Vorzügen hinter der Oelmalerei weit zurück, welche das, was sie leistet, das Leben in seinem innern Reiz, in den Werken lauterer und reiner zurückstrahlen kann und in dem Zauber der Farben mit dem Zauber der Natur wetteiferte. Dazu muß die Oelmalerei der Wandmalerei, wenn diese auf sicherem Grunde ruhen und vor Ausartung geschützt seyn soll, überall vorher und zur Seite gehen, wie zu den Seiten der alten Florentiner, oder Raffaels und der Caracci, und es muß die Wandmalerei, welche die größere Ausbreitung der Anlage durch Aufopferung der größern Vollkommenheit der Zeichnung und Ausführung erkauft, aus ihr nur als eine Erweiterung zu bestimmten Zwecken und für bestimmte Gelegenheit hervortreten um nach jener Entfaltung ihrer reichen Mittel wieder in das Gebiet ihrer Mutter und Pflegerin umzukehren. Nur dann darf sie darauf rechnen, gleich der Galathea, welche Raffael neben der Transfiguration vollendete, von der Oelmalerei an Reiz und Schmelz der Farben und dem Hauche des Lebens so viel für ihre Gestalten zu empfangen, als ihr spröder Stoff überhaupt aufzunehmen geeignet ist; in demselben Augenblicke aber, wo sie sich von der Oelmalerei trennt, um allein, ohne zu ihr umzukehren, auf eigenem Gebiete ihre Bahn zu verfolgen, wird sie auch der Trockenheit und Sprödigkeit anheim fallen, wird sie in der Zeichnung und Färbung sich verschlimmern, am wenigsten aber auf die Dauer eine blühende Schule zu bilden geeignet seyn. Dieses hier zu erwähnen schien mir jetzo doppelt nützlich, wo es noch Zeit ist, die enge Verbindung beider Gattungen und die Abhängigkeit der einen von der andern geltend zu machen und zu schirmen. Daß dieses bei der festen Begründung der Oelmalerei, welche die besten Gemälde dieser Ausstellung zeigen, geschehen könne, ist offenbar. Möge diese sodann ihr immer zügelnd, bildend und bessernd als der einzige sichere Schirm gegen Verhärtung und Entartung in Manier zur Seite gehen!

Auch die Kupferstiche und Lithographien, welche hier unter Nr. 897 — 1025 ausgestellt waren, zeigen vielfache Geschicklichkeiten in den einzelnen Zweigen dieser Kunst; dann die Gegenstände der Kunstindustrie, Stickereien und Damastwebung, Teppiche, Bordüren, Kalligraphieen, Modelle, musikalische, mathematische, chirurgische und andere Instrumente mit zum Theil schönen, feinen Ornamenten, Waffen, Vasen, sehr schöne Exemplare von Schlosser-, Kistler- und Buchbinderarbeit liefern den Beweis, daß alle Zweige des mit der Kunst verwandten Theils der Gewerbthätigkeit mit Einsicht und Geschmack betrieben werden. Daß ihre Erzeugnisse obwohl in eigenen Zimmern, doch in demselben Gebäude und zu gleicher Zeit mit den rein-artistischen ausgestellt wurden, wird man nach dem, was früher über den nahen Zusammenhang von Gewerben und Kunst und der nothwendigen, gegenseitigen Bedingtheit beider gesagt wurde, nicht anders als zweckmäßig finden. (Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Eine Naturschönheit läßt uns nicht lange ruhig anschauen; wir wollen ihre Entfaltung oder wir entwickeln uns ihr gegenüber durch Veränderung des Standpunktes. Wir wollen, daß die Sonne aufgehe und untergehe, wenn sie auch die schönste Morgen- und Abenddämmerung zerstört; wir dringen in das Thal hinein, dessen Hintergrund vom hellen Duft erglänzt, wenn schon die Vorberge den ganzen Zauber schufen; wir ersteigen die Höhe und schauen landkartenhaft, was zuvor in pittoresker Verschiebung uns romantisch ansprach.

So zieht es uns stets im Leben zur Schönheit, die wir dann lebend zerstören; wir bedenken nicht, daß das Schöne meistens eben im Verhältniß des Gegenstandes zu unserm Sinn und Gemüthe liege, in einer Proportion, die wir durch Näherung aufheben.

In der Kunst ist das anders. Was sie zur Fixirung ausgewählt hat, das lassen wir stehend gelten, eine Morgen- und Abenddämmerung von Claude-Lorrain schauen wir ruhig entzückt an, und verlangen keine Handlung. Das ist das Wesen der Kunst, daß sie wählt, abschießt, feststellt und nun weiter keine Variation gelten läßt.

*

„Jeder kann nur, was er gelernt hat." Dieser Gemeinplatz, diese Binsenwahrheit gewinnt für mich, je älter ich werde, desto mehr Bedeutung. Wie vieles wird aller Orten behauptet, gelehrt, getrieben, dargestellt, — was man doch nicht weiß und kann, weil man es nicht gelernt hat. Manches braucht fünfzig Jahre an Beobachtung, Schule, Uebung, bis man es kann, bis es recht gelingt. Je länger man lebt, desto mehr sucht und schätzt man die Leute, die etwas tüchtiges können — weil sie es gelernt haben.

N°. 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 18. Januar 1831.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Fünfter Brief.

Das Museum.

Gleich bei meiner Ankunft in Berlin war mir das neue Museum mit den großartigen Verhältnissen und heitern Formen seiner klassischen Architektur als eines der bedeutendsten Werke der neuen Baukunst erschienen. Gegenüber den ungeheuern und großartigen Massen des alten Schlosses, und von ihnen nur durch den offenen Raum des Platzes getrennt, wird es, obgleich niedriger und kleiner, als die kolossalen Mauern jenes Riesenbaues von diesem doch nicht gedrückt, ja die Aussicht von dem Museum aus beherrscht ihn schon, wenn man auch nur von den obersten Stufen des Aufganges zwischen den Säulen ihn in das Auge faßt.

Ueber einem hohen Unterbau, welcher in den Seitenflügeln Raum genug für das Erdgeschoß und die Aufnahme der Vasen, Terra Cottas, Bronzen, Münzen und Gemmen bietet und gegen den Platz sich in einer prachtvollen Scale herabsenkt, erhebt sich aus zwei und zwanzig großen und ausnehmend schönen jonischen Säulen bestehend, die schönste Colonnade, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat um den Rand einer Halle zu schmücken, welche sich hinter ihr in großer Fläche licht und weit, schön und erhebend ausbreitet. Ueber diesem prachtvollen Säulengange und hinter dem Giebel, mit dem er gekrönt ist, steigt als ein kleineres Quadrat noch der obere Bau empor, der zur Wölbung der großen Kuppel im Innern nöthig war, und der die weite Fläche des Hauptquadrats, in welchem der Bau ausgeht, zweckmäßig zusammenzieht und zu krönen scheint. Die beiden Gruppen von Montecavallo, nach Tieck's Modellen in Eisen gegossen, schmücken die Enden dieses obern Quadrats, und auf den vier Akroterien des untern großen sind nach Modellen von L. Wichmann vier weibliche Bildsäulen in Sandstein ausgeführt. Das Ganze ist mit einem schönen und reichvergoldeten eisernen Geländer umgeben. Aus der Säulenhalle durch das Hauptthor eintretend, wird man von einer erhabenen Rotunde in Empfang genommen, die der schönsten und größten Werke dieser Art würdig sich darstellt. Die Gallerie, von welcher sie näher der Wölbung umgeben ist, wird von einer den ganzen Kreis umfassenden Säulenstellung getragen, zwischen deren Säulen antike Marmorbilder stehn. Das Alles, jene äußere Colonnade, die Halle und hinter derselben diese Rotunde bilden ein architektonisches Ganze von solcher Größe, Schönheit und Herrlichkeit, daß es allein hinreicht den Namen seines vortrefflichen Erbauers des Geh. Rathes v. Schinkel, den gefeiertsten seiner Kunst beizugesellen. Das Uebrige des innern Raumes ist nach den Bedürfnissen zweckmäßig und mit Verstand eingerichtet. Der Hauptpforte in die Rotunde gegenüber öffnet sich der Eingang in einen großen Saal, dessen Decke von zwei Säulenreihen getragen wird und dessen Ausdehnung den ganzen hintern Raum des Gebäudes bis zu den Seitenflügeln einnimmt; dort hängt er mit den beiden Sälen an diesen zusammen. In diesen Räumen sind viele antike Bildsäulen in Marmor, dann die Büsten und Reliefe, desgleichen die berühmte bronzene Bildsäule des anbetenden Jünglings aufgestellt, welche dem Eingang in die Rotunde gegenüber steht, und deßhalb sogleich von den aus der Vorhalle Eintretenden wahrgenommen wird.

Um in den obern Theil des großen und schönen Gebäudes zu kommen, geht man durch die Rotunde in die Halle zurück, wo zu beiden Seiten des Haupteinganges zwei freie Stiegen nach der Thüre, welche mit der Gallerie der Rotunde in Verbindung stehen, sich erheben und dort durch einen Altan verbunden sind. Mir war es anfangs auffallend, diese Stiege in das Freie der Halle hinausgemauert zu sehen, doch trägt ihre Anlage dazu bei, die Einförmigkeit der hintern Wand zu unterbrechen, und der Aufgang über dieselbe gewährt einen ganz unvergleichlichen Durchblick durch die Säulen auf den Platz hinab und auf das alte Schloß, zugleich aber bringt er die obern Theile der Säulen und die schöne Form ihrer Kapitelle dem Auge näher und gibt dadurch Gelegenheit die architektonische Natur des Gebäudes näher zu betrachten.

Die Gallerie der Rotunde, in welche man durch diese Stiege geleitet wird, hat in der hintern Wand

Nischen, die ebenfalls mit antiken Bildsäulen unter Lebensgröße geschmückt sind, und führt, dem Haupteingang gegenüber, in die Säle, welche den drei untern für die Sculpturarbeit entsprechen und zur Aufnahme der grossen Gemäldesammlung eingerichtet sind. Je zwischen zwei Fenstern sind bretterne, schön decorirte Wände gezogen, an denen die Gemälde hängen. So hat man die Möglichkeit gewonnen, mit großer Sparung des Raumes die meisten Bilder dem Auge nahe zu bringen und durch das Schlaglicht des Fensters zweckmäßig von der Seite zu beleuchten, indem man zugleich Ueberladung des Saals dadurch vermieden hat, daß die gemauerten Wände nicht bis an die Decke gehen und an der den Fenstern entgegengesezten Wand große und freye Durchgänge lassen. Zur Bequemlichkeit der Uebersicht sind über diesen die Schulen in ihren Abtheilungen durch Inschriften angegeben und durch figurative Tabellen, die neben den Fenstern hängen, die Namen der einzelnen Meister zur Kenntniß der Beschauenden gebracht.

Um die Kunstwerke in der angedeuteten Art zu vertheilen, die Bronzen, Terracotta's, Vasen, Münzen und Gemmen in das Erdgeschoß, die Sculpturen in die Haupträume des Bau's, die Gemälde in den obern Stock, so wie die Ausführung und Bezeichnung der einzelnen Gattung und die Grundsätze der Aufstellung zu bestimmen, war unter dem Präsidio des als Kunstkenner und Gelehrten gleich ausgezeichneten Herrn Ministers Wilhelm von Humboldt eine Commission, bestehend aus dem Architekten des Museums und den künftigen Vorstehern der einzelnen Sammlungen eingesezt worden, die sich ihres Auftrages mit der größten Thätigkeit und Geschicklichkeit in einer Weise entledigt hat, daß ihr dafür sowohl vom Monarchen, als von dem Publikum Anerkennung und Dank geworden ist. Von den genannten drei Sammlungen ist die erstere Hrn. Prof. Levezow, die der Sculpturen Hrn. Prof. Tieck, und die der Gemälde Hrn. Dr. Waagen anvertraut. Von der Gemäldesammlung hat Hr. Dr. Waagen bereits einen ausführlichen und vortrefflichen Katalog geliefert *), der nicht nur für den Liebhaber, sondern auch durch die kritische Sorgfalt und die Sachkunde seines Verfassers bedeutenden Werth hat.

Die Aufstellung der Sculpturen ist nur in der Rotunde und in dem Hauptsaal hinter ihr vollendet und über diesen Theil eine kurze Nachricht von Tieck gedruckt **).

*) Verzeichniß der Gemäldesammlung des Königl. Museums in Berlin von Dr. G. F. Waagen, Director der Königl. Gemäldegallerie in Berlin. Gedruckt in der Druckerey der k. Akademie der Wissenschaften. 1830.

**) Verzeichniß der antiken Bildhauerwerke des k. Museums in Berlin. Erste Abtheilung von Friederich Tieck, Bildhauer und Professor der k. Akademie, Director dieser Abtheilung des k. Museums. Berlin 1830 ebendas.

Im untern Stocke war der würdige Hr. Vorsteher mit Anordnung der Bronzen und der Werke in gebrannter Erde weit vorgeschritten, die Aufstellung der Vasen war vollendet und von diesen durch ihn eine Uebersicht in Druck gegeben worden *).

Von diesen untern Sammlungen werde ich im nächsten Briefe eine Nachricht liefern, kann aber diesen nicht schließen, ohne mir noch eine Bemerkung über die beiden Dioscurengruppen, welche, wie ich angab, das kleine Quadrat über dem Museum schmücken, zu erlauben. Es ist mir nämlich an denselben aufgefallen, daß die offenbar falsche Verbindung der beiden Helden mit den sich bäumenden Rossen, so wie man sie in ihrer spätern Aufstellung auf dem Montecavallo sieht, hier beibehalten ist. Denn deutlich ist auf den ersten Anblick und durch mehrere Reliefe bestätigt, daß beide Helden ihre Pferde gegenseitig austauschen und sie von der Seite, nach welcher die Hälse der sich bäumenden Thiere gebogen sind, halten müssen, um sie, was ihnen obliegt, bändigen zu können. Wie wir sie aber sehen, nach der Verwechslung der Rosse, die man beliebt zu haben scheint, um mehr Bewegung und Kühnheit auf Kosten der Wahrheit hineinzubringen, haben sich die Thiere der Gewalt der Bändiger schon entrissen und sind im Begriff auf sie zu springen, ohne daß bei dieser Weise irgend eine menschliche Gewalt sie noch aufzuhalten im Stande wäre; und eher möchten die Gruppen in dieser Vorstellung ihrer Theile den Namen Pferdegebändigter statt Pferdebändiger ἱππόδμητοι statt ἱπποδάμαντες verdienen. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Uebersicht über die Gallerie der bemalten altgriechischen Vasen im k. Museum zu Berlin. Entworfen von Levezow. Ebendas.

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

(Fortsetzung.)

Den Haupteingang bildet noch jezt ein hufeisenförmig gewölbtes, mit einem viereckigen Thurm aus rothen Backsteinen überbautes Thor, welches das Thor des Gerichtes heißt, da hier nach alter morgenländischer Sitte die Könige zu Gericht saßen. Ueber demselben erblickt man einerseits eine aufgerichtete Hand, andrerseits einen Schlüssel in Stein gehauen, welche, auch im Abendland gewöhnliche, Zeichen des Burgfriedens von der Sage dahin ausgelegt worden sind, daß der Erbauer damit habe anzeigen wollen, so lang die Hand den Schlüssel nicht erreiche, werde auch die Alhamra nicht erobert werden.

Durch dieses Thor in den innern Raum eingetreten, erblickt man eine weite Fläche, von Trümmern, Gärten und neuern Gebäuden bedeckt; aus dem üppigen Grün des Baum- und Strauchwerks ragt über alle der kostbare aus buntem Marmor und im schmuckvollen römischen Styl erbaute Pallast Carls V. hervor, zu dessen Errichtung ein großer Theil des maurischen Pallastes zerstört werden mußte. Doch auch dieses Denkmal stolzer Größe steht seit langer Zeit öde und verfällt, und der Wanderer geht an der Wohnung des Siegers schnell und ungerührt vorüber, um die Größe des Besiegten in den Ueberresten seinen Werke zu betrachten.

Durch ein hufeisenförmiges Thor, welches die arabische Inschrift trägt: „Gott allein ist Sieger," gelangt man aus dem kaiserlichen Palläste unmittelbar in den Ueberrest des maurischen Gebäudes. Die Höfe, welche bei uns meist düster sind, erscheinen hier geräumig und fast als Fortsetzung der Hauptgemächer, die alle auf gleichem Grund mit ihnen liegen; Hallen und Gallerien, Säulengänge und Bögen, mit Musaiken und Stuccaturen vielfarbig geziert, öffnen sich für den Luftzug, welcher den Duft balsamischer Pflanzen und blühender Bäume und die Kühle springender Gewässer aus den Höfen hereinführte. Das Ganze scheint eine Reihe prachtvoller, aus buntfarbigen Teppichen aufgespannter, um blühende Gärten und krystallhelle Wasserbecken aufgestellter Zelte.

Der erste Hof, in welchen man aus dem Eingangsthore tritt, ist der Hof der Bäder, dessen Anblick sogleich den reichen, anmuthigen und weichlichen Charakter kund giebt, welcher die arabische Baukunst dieser Epoche bezeichnet. Er ist 150′ lang und 85′ breit, die Mitte nimmt ein länglich viereckigtes mit Marmor bekleidetes Wasserbecken ein, an dessen beiden Enden hohe Wasserstrahlen emporsprangen. Beete für Blumen und duftende Gebüsche liefen an den längeren Seiten desselben hin, das übrige des Bodens war zu Gängen eingerichtet und mit Platten von weißem Marmor belegt. Durch Säulenstellungen und Bögen, welche, ihn im Viereck umschließend, eine Halle bilden, gelangt man in eine Reihe von Badegemächern, die nicht nur mit allen Bequemlichkeiten versehen, sondern mit dem höchsten Luxus ausgestattet sind. Leichte Säulen tragen weitgeschwungene Hufeisenbögen und über denselben steigen hohe Kreuzgewölbe aus Stein empor, die auf's zierlichste mit sternförmigen Luftlöchern durchbrochen sind. Diese Oeffnungen sind aus gebranntem Thon und grün glasirt, erhielten beständig den Durchzug der äußern und die Reinigung der innern erhitzten Luft und gewährten zugleich ein sanftes, höchst angenehmes Dämmerlicht für diese reizenden Räume. Die Badegemächer des Königs und der Königin sind an den Wänden mit schwarzer und weißer Musaik ausgelegt, das der Königin noch besonders prächtig mit farbigem Porzellan und Golde geschmückt und die großen Wasserbecken von farbigem Marmor eingesetzt. In eigenen Einfassungen, als zierliche Ornamente geschrieben, sind zahlreiche Inschriften angebracht: „Gott allein ist Sieger," oder: „Preis unserm Herrn, dem Sultan Abu Abdallah!" Durch alle Mauern sind Röhren gezogen, welche das in Kesseln erwärmte Wasser nach den Bädern leiten. Ein Theil dieser Räume jedoch ist für einen hohen, prachtvollen Concertsaal bestimmt, in welchem des Sultans Musiker von einer hohen Tribune herab mit den schmeichelnden Tönen ihres Gesangs, ihrer Flöten, Lauten, Harfen, Orgeln, Handtrommeln und Mandolinen sich Bewunderung und reichlichen Lohn von ihren kunstliebenden Herrschern erwarben, die unten mit ihrem Hof auf köstlichen Teppichen ruhten. Die reichgearbeiteten Säulen dieses Saales sind von weißem Marmor, und alle Wände mit den zierlichsten Musaiken aus schwarzer, grüner, gelber und weißer Farbe überdeckt, zwischen welchen sich wieder zahlreiche Inschriften zum Preise Gottes und des Sultans finden. Auch die Verzierung der hoch oben angebrachten Fenster und der Decke zeugen von dem feinsten Geschmacke.

Aus dieser ersten Abtheilung gelangt man in einen zweiten länglich viereckigen, von einer Säulenhalle umgebenen Hof, in dessen Mitte eine Fontäne von schwarzem Marmor einen hohen Wasserstrahl emporwarf. Die unterste und größte von zwei übereinanderstehenden Wasserschaalen, die mit einer arabischen Inschrift zu ihrem Preise verziert ist, stützen zwölf unförmliche Löwen, aus deren Rachen gleichfalls Wasser sprang. Kanäle führen das Wasser aus diesem Brunnen nach den beiden schmalen Seiten der Säulenhalle, wo kleine Kuppeln, auf Säulen gestützt, hervortreten, und nach den zwei breiteren Seiten in große viereckige Säle. Dieser nach der Fontäne sogenannte Löwenhof ist 200 Fuß lang und 50 Fuß breit; der Säulengang besteht aus 128 Säulen, die einzeln oder doppelt, zuweilen auch drei- oder vierfach neben einander gestellt, zierliche Kapitelle und stärkere Würfel tragen, über welche enge Hufeisenbögen sich erheben. Sie sind aus weißem Marmor, mit den leichten Füßen und Kapitellen 9 Fuß hoch, die Schäfte nur 8½ Zoll dick; die Bögen über ihnen sind drei und vier Fuß weit und tragen die Mauern, auf welchen die oberen Gemächer ruhen. Der Fußboden dieses Portikus besteht aus Platten von weißem Marmor und seine Wände sind von außen und innen mit vielfarbigen Verzierungen geschmückt, die alle tapetenartig, nach mathematischen Formen in den mannichfaltigsten Verschlingungen angelegt sind.

Der größere jener anstoßenden viereckigen Säle, der gegen Norden, hat seinen Namen, Halle der zwei Schwestern, Sala de las dos Hermanas, von zwei groß-

ten schönen Marmorplatten, welche jede 15 Fuß lang und 7½ Fuß breit zu beiden Seiten des in der Mitte befindlichen Wasserbeckens in den Fußboden eingelassen sind. Die starken Bögen seiner Eingänge werden von massiven, mit tapetenartiger Musaik verzierten Pfeilern getragen. Ueber den ersten Fenstern laufen hohe Gallerien im Achteck herum, die auf tropfsteinförmig gebauten Bögen ruhen. Auch das hohe Gewölbe, welches über einer zweiten Reihe von Fenstern emporsteigt, ist stalaktitenartig ausgeziert, jedoch ist in dieser seltsamen Form so viel Regelmäßigkeit, daß sie fast an die Gestalt von Bienenzellen erinnert. Vielleicht ist dieser Schmuck zum Behuf der Musik ersonnen, denn die Gallerie oder Balkone waren bestimmt, die Musiker aufzunehmen. Von unendlicher Mannichfaltigkeit und noch grösserer Pracht ist auch hier der Schmuck der Musaiken, welche die Pfeiler, und der Stuccos, welche die Bögen und Balkone verzieren, und der Glanz ihrer Farben, verbunden mit dem Schmuck duftender Teppiche, welche den weißen Marmorboden bedeckten, muß einen bezaubernden Eindruck hervorgebracht haben.

Nicht minder prachtvoll ist der zweite Saal auf der Südseite des Löwenhofs, ein kleineres Viereck, mit anstoßenden Räumen durch Säulen verbunden, welche weit gesprengte Bögen und einen hohen Balkon tragen. Ueber diesem, auf buntfarbigen Stalaktitengrotten ruhend, ein zweiter, vieleckig angelegter Balkon, über dem sich ein noch reicher und seltsamer geformtes Stalaktitengewölbe auf dünnen Säulchen erhöht. Musaiken und Stuccos von neuer und abwechselnder Form, mit dem schönsten Azur, Purpur und Gold geschmückt, bedecken auch diese Wände und Gewölbe. Dieser Saal führt den Namen **Halle der Abencerragen**, von dem edlen Geschlecht der Abencerragen, welches hier auf Befehl des Abu Abdallah II., letzten Königs von Granada (1489 — 92, H. 895 — 98) ermordet wurde. Auf die falsche Anklage, daß einer von ihnen unerlaubten Umgang mit der Königin gepflogen, ließ der König ihrer 38, (andere sagen 86) hier an einem Tage niederhauen. Die Königin übertrug ihre Vertheidigung vier christlichen Rittern, die ihre Ankläger besiegten, und die Schmach der Dame wie der Abencerragen rächten. Noch jetzt gewahrt das Auge des Volks in dem Alabasterbecken, welches die Mitte des Marmorbodens einnimmt, die Spuren des Blutes der Abencerragen. Doch versichern aufmerksame Reisende, daß diese angeblichen Blutflecken nur Wirkungen der Zeit und der Witterung sind.

Fast eben so, nur weniger reich decorirt, ist eine an der schmalen Seite des Löwenhofs gelegene Halle, welche die **Halle des Gerichts** genannt wird.

Auf der Nordseite des Hofs der Bäder endlich gelangt man zu einem kleinen Hof, welcher den Durchgang zu dem prachtvollsten Theile des Gebäudes, dem **Thurm des Komares** oder der **Halle der Gesandten** bildet. Seinen Namen erhielt dieser Thurm entweder von dem maurischen Architekten, der unter Jusuff ihn errichtete, oder wie Pedraza *) will, von seinen prachtvollen Verzierungen, welche die Mauren und Perser Komaragia nannten. Er ist der höchste und prächtigste in der Alhamra. Seine Höhe beträgt 142 Fuß, seine Form ist viereckig. Verschiedene Gemächer im Innern des Thurms führen zu der Halle der Gesandten oder dem goldenen Saal, wo Jusuff umgeben von seinem glänzenden Hofe die Stellvertreter der benachbarten Könige empfing. Die Ausdehnung dieses Saals beträgt 36 Fuß im Viereck und die Höhe vom Fußboden bis zum Gewölbe 64. Die Mauern sind an drei Seiten 15 Fuß dick und an der vierten 9. Die untere Reihe der Fenster hat 13 Fuß Höhe. Ein reich mit blauen und goldenen Arabesken verzierter Bogen führt zu dem Haupteingang, über welchem eine arabische Inschrift aus dem Koran so prachtvoll im Ausdruck wie der Saal in seinen Verzierungen angebracht ist: „Bei „der Sonne und ihren emporsteigenden Strahlen, bei dem „Monde, wenn er ihr folgt, bei dem Tage, wenn er „seinen Glanz verbreitet, bei der Nacht, wenn sie ihn „mit Dunkel bedeckt, bei dem Himmel und bei dem, der „ihn geschaffen hat, bei der Erde und bei dem, der sie „ausgebreitet hat, bei der Seele und bei dem, der sie ge„bildet hat, es ist kein anderer Gott, als Gott!“ Mit ähnlichen Inschriften waren zwei kleine Nischen verziert, in welchen die Mauren ihre Pantoffeln ließen, ehe sie dem König nahten. Trat man in den Saal, so mußte das Auge sich in Bewunderung verlieren, über den Reichthum mannichfaltiger Verzierungen und die Eleganz und den ausgewählten Geschmack ihrer Ausführung. Der Fußboden ist mit der schönsten Musaik bedeckt, und dieselbe Verzierung ist an den niedrigen würfelförmigen Pfeilern (denn hier ist alles Säulenwerk vermieden), an den Bögen, welche dieselben tragen und an den Wänden über diesen mit unerschöpflichem Reichthum der Erfindung, mit der mannichfaltigsten Abwechslung mathematischer Formen im Glanze des Goldes, Silbers, Azurs, Purpurs und anderer prachtvollen Farben angebracht. Die wunderbare Wirkung des Ganzen aber vollendet das Deckengewölbe, dessen Ornamente von weißer Glasur die Perlmutter so täuschend nachahmen, daß die heutigen Spanier versichern, der Ueberzug der Kuppel sey wirklich aus diesem Stoff.

*) Antiguedad. de Granada. p. 16.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 6.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 25. Januar 1831.

Kunstausstellung in der Gallerie Luxemburg zu Paris im October 1830.

zum Besten der im Juli Verwundeten.

Der Oberreferendär der Pairskammer hatte bewilligt, daß diese patriotische Ausstellung in der Gallerie Luxemburg statt finden dürfe, und die Generaldirektion der Museen ließ es sich daher angelegen seyn, sie mit den Meisterwerken zu bereichern, welche die Großthaten des französischen Heeres bei Jaffa, Eylau, Abukir, Austerlitz u. s. w. vorstellen. Die öffentliche Ausstellung dieser Gemälde, welche seit langer Zeit den Blicken des Publikums entzogen gewesen waren, erregte natürlich die größte Aufmerksamkeit, welche theils die Gegenstände, theils den Kunstwerth dieser Werke der alten, so hochgepriesenen Schule ins Auge faßte, und es war merkwürdig, aus den Urtheilen der Pariser zu vernehmen, wie die Bewunderung jener sogenannten classischen Schule gesunken sey, und man sich gegenwärtig die Fehler ihrer einst so unbedingt gepriesenen Werke nicht mehr verhehle.

Unter den großen Bildern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, war die Erstürmung der Wiener Brücke von Lethiers, die man noch um vieles besser fand, als das große Gemälde desselben Künstlers, welches den Tod der Söhne des Brutus vorstellt. Man wunderte sich nun nicht über die kalte Aufnahme, welche diese Produktion gleich bei ihrem Erscheinen gefunden hatte. Ferner: Napoleon, wie er die Aufrührer von Cairo begnadigt, von Pierre Guerin. Dieses Bild überrascht durch die weise, klare Composition und durch die Correctheit der Formen. Aber die, wenn auch sonst harmonirende, doch so matte, gelbliche Farbe nöthigte jedem das Geständniß ab, daß ein Maler, der so wenig Colorist ist, doch nur ein halber Maler sey.

Das 76. Regiment, welches seine Fahnen in dem Zeughause zu Insbruck wieder findet, von Reynier, fand man theatralisch, die Formen schwerfällig, die Farben matt, ohne ihm darum seinen Werth im Ganzen abzusprechen.

Die Pest von Jaffa, das Schlachtfeld von Eylau und die Schlacht von Abukir von Gros, waren drei Bilder, welche den Enthusiasmus des Publikums und der Künstler von Neuem erregten. Man pries die Kraft der Zeichnung und der Farbe und die Behandlung des Einzelnen bei so viel Feuer der Composition, Reichthum der Erfindung und Wärme der Ausführung. Auch Girodet's großes Bild: Napoleon, wie er die Schlüssel von Wien empfängt, erwarb sich noch vielen Beifall. Man betrachtete es, wie die drei eben genannten, als eines der schönsten Denkmäler der Schule Davids. Es ließ sich darin das Verdienst der Zeichnung nicht verkennen, welches man dem Urheber des Endymion und der Scene der Sündfluth zugestehen muß, wenn auch die Farbe nicht eben so viel Kraft besitzt, als in der „Schlacht bei Abukir," die vielleicht als das Meisterwerk der David'schen Schule in dieser Hinsicht zu betrachten ist.

In der Schlacht bei Austerlitz, einem ausnehmend großen Bilde, hat sich Gérard in Hinsicht auf Formen weniger streng als Girodet und rücksichtlich der Farbe weniger glänzend als Gros gezeigt. Nichts desto weniger weist diese schöne Composition diesem Meister einen Platz unter den großen Historienmalern der französischen Schule an.

Den Tod des Gen. Desaix, von Regnault, fand man beinahe unter dem Mittelmäßigen und bedauerte, daß man unter den Werken dieses geschickten Malers nicht eine glücklichere Wahl getroffen hatte. Bei dem einige Monate früher statt gehabten Verkauf seiner Produktionen enthielt seine Werkstätte noch zehn Bilder, welche seinen Ruhm hätten sichern können.

Die Schlacht bei den Pyramiden, von Hennequin, ist ein sonderbares Werk. Mit seiner Einbildungskraft, seinem Feuer und seiner Kenntniß hat der Künstler nichts vermocht, als uns eine für das Auge unfaßliche Schlacht darzustellen; die unbedeutenden Dimensionen der Figuren erlauben nicht der Leinwand ferne zu treten, wenn man das Einzelne sehen will, und die Größe des Umfangs gestattet auch wieder nicht, sich derselben zu

nähern, wenn man einen Eindruck vom Ganzen haben will. Uebrigens ist es eine Art Grau in Grau und zudem mit einer Weichheit hingetuscht, die es weit hinter die kräftigen Werke des Salvator Rosa zurücksetzt.

Die Schlacht bei Marengo von Carl Vernet hat unstreitig mehr Wahrheit und Charakter, ob sie gleich so ziemlich in den nämlichen Verhältnissen und in den gleichen Dimensionen gehalten ist, wie die vorhergehende. Dieser Künstler ist nur von seinem Sohne übertroffen worden und kann sich also trösten. Horace Vernet soll sich als junger Anfänger in diesem Genre zum ersten Male in der linken Partie dieses Gemäldes versucht haben.

Mit großer Zufriedenheit betrachtete man weiter den Germanicus, wie er auf dem Schlachtfelde, wo Varus seine Legionen zu Grunde richtete, den römischen Adler wieder findet, von Abel de Pujol. Diese großartige und trefflich gezeichnete Composition sah man wie einen der Typen aus der Schule Davids an, obgleich sie nicht das ganze Verdienst der Farbengebung besitzt, in der sich Gros so sehr ausgezeichnet hat.

Das huldvolle Benehmen Bonaparte's gegen eine arabische Familie von Colson. Obgleich man in der Farbe dieses Gemäldes, dem 1812 der Preis zuerkannt wurde, den Ernst vermißt, welchen die Historienmalerei verlangt, so findet man doch das erste Erforderniß derselben, Genauigkeit und Correctheit der Zeichnung.

Ein Zug aus der Jugend Peter des Großen von Steuben. Bei diesem colossalen Gemälde findet sich das Verdienst der Zeichnung in überraschendem Grade mit dem der Farbengebung vereinigt. Wegen der großen Dimension der Figuren ist nur zu bedauern, daß das Ganze nicht mit breiterem Pinsel ausgeführt ist.

Die neugriechische Scene, ein Gemälde von Vinchon, überrascht die Einbildungskraft gewöhnlicher Beobachter eben so sehr, als es dem Künstler Stoff zum Nachdenken giebt. Man fragte sich: Ist dieß ein klassisches oder ein romantisches Gemälde oder beides zugleich? Die Zeichnung können die Classiker loben, und der Effekt der Farbengebung muß wegen des Poetischen und sogar Uebertriebenen den Romantikern gefallen. Das Ganze hat Verdienst und zeugt von Talent. Ferner sah man nicht ohne Vergnügen die längst bekannten Bilder:

Adam und Eva von Paulin Guerin, die Bewohner von Parga auf der Flucht vor der Herrschaft Ali-Pascha's von Callet, und den Manlius von François Dubois. Unter diesen großen Gemälden befand sich ein kleineres Bild, eine Scene aus der Bartholomäusnacht von Decaisne, welches wünschen läßt, daß die Romantiker nie schlechter malen möchten.

Als erste Arbeit eines Herrn Clement Boulanger sah man den Tod Heinrichs II. Man muß diese neue Produktion der romantischen Schule selbst sehen, um sich eine Idee von dem Aberwitze in der Auffassung und Ausführung machen zu können, durch welchen sie sich auszuzeichnen wähnt.

Charlotte Corday, in dem Momente, wo sie Marat tödtete, gegen die Wuth des Volkes gehalten und geschützt, von Heinrich Scheffer, hat ungeachtet seiner immer kalten Farbe und einer nicht auf Correktheit absehenden Zeichnung ein großes Verdienst. Der Kopf der Charlotte Corday ist schön gedacht.

Venus, wie sie den Amor entwaffnet, von dem sel. Robert Lefebvre, nicht sein schlechtestes Gemälde.

Ein Probeblatt des jungen Ducornet, in Ermangelung der Arme mit den Füßen gemalt, erregte Aufmerksamkeit. Eben so

Cephalus und Procris, von dem am 28. Juli wehrlos getödteten jungen Valette.

Frankreich, welches 1815 den Kaiser Napoleon zurückruft, von J. Franque. Die Composition und die Ausführung der Hauptperson ist gleich bemerkenswerth. Napoleon, auf einem Felsen am Gestade des Meeres sitzend, welches die Insel Elba bespült, sieht im Traume Frankreich in Thränen zerfließend, im Kampfe mit den Angriffen des Fanatismus, der Heuchelei und von den Fackeln der Zwietracht bedroht; er greift nach seinem Degen und will ihm zu Hülfe kommen. Das Profil Napoleons ist begeistert, seine Haltung lebendig, die Farbe magisch und wahr zugleich.

Unter den zahlreichen Genregemälden, welche besonders die Blicke der Menge auf sich zogen, führen wir hier folgende an:

Die Reise des Pfarrers und seiner Nichte nach der Hauptstadt von Bellangé, ein vorzügliches Bild in Erfindung, Zeichnung und Farbengebung.

Das kleine Zimmer von Pigal in Rom 1827 ist ein Bild voll Wahrheit.

Die junge eingeschlafene Frau von J. B. Govet, ein reizendes Stück, dessen Werth schon bei der großen Ausstellung 1827 anerkannt wurde.

Das kleine Porträt des Schauspielers Volnis in der Rolle Heinrichs V. von Lepaulle ist eine neue Probe wahren Talentes. Lepaulle wird, oder vielmehr ist schon ein ausgezeichneter Colorist.

Die Disciplin von Debacq. Eine alte Superiorin zählt an den Fingern die Disciplinarschläge nach, welche sich eine junge, auf den Knien liegende und ent-

kleidete Nonne giebt. Dieß Bild vereinigt Anmuth und Anstand der Erfindung, ungeachtet der Gegenstand pikant genug ist. Zeichnung und Farbengebung verdienen Lob.

Die Einnahme der Treppe des Louvre von Anbois, von lebendigem Effekt, aber zu wenig studirt.

Der Raub der circassischen Frauen von Heyteler, einem englischen Maler, eine reiche Composition, und durch Bewegung und Farbengebung bemerkenswerth.

Ein junger Schlosser in seiner Werkstatt, ein Meisterstück von Laurent, zugleich merkwürdig um die Veränderung des Geschmacks und der Mode im Malen zu beurtheilen.

Unter den Porträts zeichnet sich das des Marschall Maison in Lebensgröße, von L. Cogniet, durch Naturwahrheit und große Kraft der Farbengebung aus.

Eine junge Frau aus der Umgegend Roms, von C. Raigeon, ein Kopf voll Ausdruck und von schönem Farbenton.

Porträt einer Frau in Lebensgröße von Cibot. Zeichnung und Farbengebung sehr befriedigend, aber die Aermel sind von einer so unendlichen Weite, daß die linke Hand darunter zu verschwinden scheint.

Das Porträt einer Frau von Lecurieux, ist mit breitem Pinsel gemalt, aber die grauen Töne sind darin zu vorherrschend.

Ein Porträt des Aegyptiers Ali-Hamet, ehemaligen Mameluken der kaiserlichen Garde, der am 28. Juli zweimal verwundet wurde, von Madmslle A. Cogniet, von guter Farbengebung und ähnlich.

Studie eines Kopfes eines jungen Schotten, von Desains, eines der besten Stücke dieser Gattung. Man kann unmöglich eine schönere und wahrere Farbengebung, noch einen lebhafteren und man möchte sagen, heroischeren Ausdruck in der Physionomie eines Kindes sehen.

Unter den Landschaften, die im Ganzen wenig Hervorstechendes darbieten, gewähren immer die von Gudin und Aug. Regnier am meisten Vergnügen.

Eine Ansicht von Genua, von Raffort, zeugt von Talent.

Eine componirte Landschaft, von Sauvageot, ist lieblich aber etwas weichlich in der Ausführung.

Mehrere Gemälde auf Porzelän erwarben sich gleichfalls Lob.

Daphnis und Chloe, von Pastier, nach Hersent. Anmuth der Zeichnung, Lieblichkeit und Transparenz der Farben.

Psyche durch die Zephyre getragen, von Mdme. Debon nach Prudhon, rechtfertigt die ausgezeichneten Fähigkeiten des Meisters.

Das Porträt der Madmslle de Fontange, nach Mignard, von der nämlichen Künstlerin ist von bewundernswürdiger Feinheit des Tones.

Ein Porträt des Generals Foy, von Madmslle Amalie Leduc, zeichnet sich durch den Ausdruck aus, obschon es ein wenig Härte in der Farbengebung hat.

Noch müssen wir eines Gemäldes von Delacroix gedenken, der sich in allen Gattungen versuchen zu wollen scheint:

Ein junger Tiger, welcher mit seiner Mutter spielt. Die zwei Thiere von natürlicher Größe sind mit viel Talent und Wahrheit gemalt, ja es fällt auf, daß dieser Künstler die Thiere mit mehr Sorgfalt, Genauigkeit und Aehnlichkeit malt, als die Menschen. Nie hat Delacroix einen Menschen gemalt, der einem Menschen so gliche, als sein Tiger einem Tiger gleicht.

Ueber einige Bauwerke der Araber und Mauren in Spanien.

(Schluß.)

Inschriften zum Preise Gottes und poetische Beschreibungen der Schönheit des Gebäudes *) sind auch hier an allen Cornischen zwischen den Musaiken eingesetzt. Wohl mochte Carl V., als er zuerst in diese Halle trat, mit Recht sagen, er möchte lieber diesen Raum zum Begräbniß, denn die Alpujarras zum Erbe haben, anspielend auf das Schicksal des letzten maurischen Königs von Granada, welcher, als er diese Festung am 2. Januar 1492 an den König Ferdinand von Castilien übergab, sich einen Aufenthalt im Gebirge der Alpujarras östlich von der Sierra Nevada ausbedang. Noch jetzt bildet dieser Saal einen prachtvollen Anblick dar, nur daß die Vergoldungen zum Theil verschwunden sind. Auch alle die obengenannten Räume haben sich, obgleich verlassen, bis auf unsere Zeit erhalten, und bezeugen durch ihre Dauer die Stärke und Sicherheit ihres Baues, welchem von unten eindringende Feuchtigkeit nur allmählig den Untergang bereitet.

Außer den schon oben angegebenen allgemeinen Kennzeichen des Styls, welcher sich von dem der frühern

*) S. den Appendix zu Murphy History of the Arab. Emp. in Spain N. 3 ff. Die Abbildungen der beschriebenen Räume bei De La Borde Voy. pitt. und Murphy Arab. Antiq. in Spain.

Epoche durch größere Leichtigkeit der Verhältnisse und weniger ausgerundete Hufeisenbögen unterscheidet, charakterisirt sich diese Epoche der maurischen Baukunst hauptsächlich durch den Reichthum der in Musaik und Stucco gearbeiteten und von schimmernden Farben belebten Verzierungen, welche offenbar den Schmuck persischer Teppiche nachzuahmen bestimmt waren. Die Gesetze des Islam verbieten den Mohammedanern, menschliche und Thiergestalten zu bilden, daher hat man vermuthet, die wenigen Gemälde, welche sich in der Alhamra finden, und welche Laborde und Murphy abgebildet haben, möchten erst nach der Uebergabe an die Christen hier angebracht worden seyn; wo nicht, so sind sie als seltene Ausnahmen zu betrachten. Auch sieht man an den zwölf Löwen des nach ihnen genannten Brunnens, wie ungeschickt die maurischen Künstler in Bildung von Thiergestalten waren. Desto reicheren Gebrauch dagegen machten sie von Pflanzenformen und der Mannichfaltigkeit regelmäßiger Gestaltungen, die ihnen ihr eifriges Studium der Mathematik darbot. Blumen- und Blätterformen, und noch häufiger regelmäßige Dreiecke, Vierecke, Sechs-, Acht-, Zwölfecke, durchzogen und getrennt von eben so regelmäßigen, aber auf das Künstlichste verschlungenen Linien, bilden fast immer die Grundlage der Verzierung ihrer Wände, Pfeiler, Gewölbe und Fußböden, sie mögen nun aus Porzellan- und Marmormusaik oder aus Stucco gearbeitet seyn, welcher letztere wahrscheinlich durch Model behandelt war, die auf die weiche Masse eingedrückt, immer wiederkehrende Gestaltungen erhaben oder vertieft gaben, welche nachher mit dauerhaften Farben oder Gold und Silber überzogen wurden. Einen sehr bedeutenden und wesentlichen Schmuck bilden noch die auf's geschmackvollste vertheilten und mit der äußersten kalligraphischen Zierlichkeit ausgeführten Inschriften. Abgesehen von ihrem Inhalt, der oft von wirklich poetischem Werth ist, bildet die kalligraphische Schönheit der Buchstaben, die als Reliefs oder Musaik auf dunklem Grund oder reichem Laubwerk ruhen, ein höchst geschmackvolles Ornament, das in Friesen und Bändern die belebten Reliefs ersetzen mußte, welche der heidnischen und christlichen Architektur zu ihrem schönsten Schmuck verstattet sind. Der Charakter des Leichten und Zeltartigen vereinigte sich auf diese Weise mit dem Bedeutungsvollen und Anmuthigen, und der Reichthum der Ausführung in Formen und Farben, verbunden mit dieser Seltsamkeit der Anlage, verleiht dem Ganzen in der That etwas Zauberisches und Feenhaftes, das dem Beschauer selbst aus den einfärbig ausgeführten Kupferstichen entgegenspricht.

Eben so merkwürdig als der decorative ist der constructive Theil dieser Architektur. Die größten Mauern und Gewölbe werden durch dünne, leichte Säulen auf das Dauerhafteste getragen; in den Pfeilern, in den Wölbungen ist nirgends eine Spur von Verderben wahrzunehmen, selbst das Holzwerk der Dächer und das Gypswerk der Wände, ja die Farben, die auf die erhabenen oder vertieften Ornamente aufgetragen waren, sind von einer Dauerhaftigkeit, daß nur die äußerste Vernachlässigung allmählich ihre Zerstörung herbeiführen konnte. Nicht minder große Sorgfalt als auf die Verzierung scheinen die maurischen Künstler auf das Material des Gebäudes jeder Art verwandt zu haben, und noch die heutigen Spanier rühmen die Form der maurischen Backsteine als musterhaft und schreiben die Dauerhaftigkeit ihres Holzwerks dem Umstand zu, daß sie kein anderes als wohl ausgetrocknetes Lerchenholz dazu genommen.

Aehnlich dem Style der Alhamra ist das auf einem Hügel gegenüberliegende Lusthaus El Xeneraliffe, Haus des Vergnügens, nur in kleinerem Maaßstabe, von einem der genannten maurischen Könige im 13. Jahrhundert (genau läßt sich der Erbauer nicht angeben) errichtet. Dieser Ort übertrifft, wie die Reisenden sagen, die Alhamra noch an Schönheit der Lage, an Ueppigkeit der Vegetation und an Klarheit der Gewässer, die ihn zu einem bezaubernden Aufenthalte machen. In dem mit großen Bäumen bewachsenen und von zahlreichen Bächen durchschnittenen Garten, welcher dem Hauptgebäude sich anschließt, sieht man noch die alten Cypressen, welche diesen Raum beschatteten, als er der Sitz des Vergnügens und der Feste war. Noch heißen diese Bäume Cypressen der Königin, weil hier, wie man sagt, die unglückliche Gemahlin Boabdils mit einem Abencerragen überrascht wurde. Die Gärten sind amphitheatral und die Gewässer, die von der Höhe des Bergs herabstürzen, bilden Wasserfälle und verlieren sich unter blühenden Pflanzen und Bäumen.

In Granada selbst bietet die Vorderseite der sogenannten Casa del Carbon (Kohlenhaus) noch ein schönes Beispiel des edlen Styls maurischer Baukunst dar, und in vielen Wohnhäusern finden sich noch Spuren der nützlichen und bequemen Einrichtungen, welche die Mauren getroffen. Insbesondere danken ihnen noch die jetzigen Einwohner den großen Vorrath gesunden Wassers, die zahlreichen Bäder und die Brunnen im Innern der Häuser, welche theils den nöthigen Wasservorrath liefern, theils die Höfe und Gemächer mit Kühlung füllen und die Hitze des Sommers mildern. Bald sind es springende Strahlen, die einen leichten Thau verbreiten, bald Wassergarben, die in Becken herabstürzend, Absätze und Cascaden bilden. Noch jetzt bedecken die Einwohner von Granada, nach der Weise der Mauren, im Sommer die Höfe ihrer Häuser mit Zeltdächern gegen die brennende Sonnenhitze und benützen sie so als Speise- und Gesellschaftssäle.

N°. 7.

Kunst-Blatt.

Mittwoch, 26. Januar 1830.

Der Pallast der Tuilerien zu Paris.

Vor einiger Zeit brachten zerstörungssüchtige Neuerer die Abtragung der Tuilerien in Antrag, und es wurde über diesen Gegenstand in mehreren französischen Blättern für und wider gesprochen. Es mag deshalb nicht uninteressant seyn, hier eine kurze Geschichte des Gebäudes mitzutheilen.

Bekannt ist der Ursprung des Namens dieses Pallastes, welchen Katharina von Medicis auf der Vorderseite des Louvre an der Stelle des Palais des Tournelles erbauen ließ, dessen Abtragung Karl IX. im Jahre 1564 befohlen hatte.

Die Aufführung des Pallastes der Tuilerien wurde dem Architekten Philibert de l'Orme anvertraut, welcher an denselben allen Reichthum seiner Phantasie und die ganze Ueppigkeit seines Talentes in der Baukunst verschwendete. Wahrscheinlich hat auch Jean Bullant, ein eben so tüchtiger Architekt als geschickter Bildhauer, zu seiner Verschönerung beigetragen.

Anfangs bestand dieser Pallast nur aus einem grossen Pavillon in der Mitte, und aus zwei Reihen aneinander gränzender Zimmer, welche sich wieder mit Pavillons endigten. Philibert de l'Orme, ein feiner Hofmann, eignete das ganze Verdienst dieses Baues der Königin selbst zu, indem er sie öffentlich als die ursprüngliche Meisterin desselben pries, und Katharina von Medicis, auf eine solche Ehre stolz, gab den Tuilerien den Namen Palais des Muses.

Eine lügenhafte Prophezeihung des Astrologen Lucas Gauric benahm jedoch der Königin die Lust, die Tuilerien selbst zu bewohnen, weshalb sie gegen 1573 einen andern, unter dem Namen Hotel de Soissons bekannten, Pallast erbaute, an dessen Stelle um das Jahr 1762 die Halle au blé errichtet wurde.

Der Pallast der Tuilerien blieb in dem Zustande, in welchem ihn die Königin gelassen hatte, bis zur Regierung Heinrichs IV. Dieser ließ im Jahre 1600 von dem Architekten Androuet du Cerceau den Anfang mit der großen Gallerie machen, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet.

Im Jahre 1664 befahl Ludwig XIV. die Restauration und Verschönerung des Pallastes der Tuilerien. Der Oberintendant der königlichen Bauten Colbert bediente sich zu diesem Behufe des Louis Levau und des François d'Orbay. Diese Baukünstler vollendeten die beiden Flügel, welche sich an die drei mittlern Pavillons anschließen und in zwei andere, unter den Namen Pavillon de Flore und Pavillon Marsan bekannte, Pavillons auslaufen.

Der große Pavillon in der Mitte war bis dahin nur von einer Reihe jonischer und einer Reihe corinthischer Säulen geziert. Nun wurde die dritte römischer Ordnung und eine Attika mit einem sich darüber erhebenden viereckigen Kuppeldach darauf gesetzt. Die beiden sich hieran reihenden Pavillons sind mit jonischen Säulen geschmückt, deren Fußgestell sich über die ganze Länge des Gebäudes erstreckt. Die Säulen dieser Ordnungen sind von braunem und rothem Marmor. Ueber dem Gebälke befindet sich ein mit Figuren gezierter Giebel.

Die Flügel, welche zu dem geschlossenen Ganzen des durch Katharina von Medicis errichteten Gebäudes hinzugefügt wurden, und die Pavillons, mit welchen jene endigen, sind mit ausgekehlten Pfeilern römischer Ordnung geziert. In beiden Pavillons erhebt sich über dieser Ordnung eine Attika. So hat der Pallast der Tuilerien durch diese Zusätze und Verbesserungen 170 Toisen an Umfang und noch dazu zwei Pavillons gewonnen, welche dieser schönen Linie, aus der Entfernung gesehen, einen sehr imposanten und großartigen Charakter geben.

Die Masse des großen, im Mittelpunkte angebrachten Pavillons bedurfte einer bestimmten Erhöhung, um sich über die Ausdehnung der Façade hervorzuheben. Dennoch findet man, und mit Recht, daß die Säulenordnungen der Vordergebäude und die der anstoßenden Flügel im Vergleich zu der großen römischen Säulenreihe in den beiden zu den drei mittlern neu hinzugekommenen Pavillons von zu kleinem Verhältniß sind, und zwar so, daß diese Parthie des Gebäudes, welche in der Nähe betrachtet, mit einer für die Zartheit ihrer Glieder zu schweren Masse gekrönt ist, die Illusion eines

anmuthigen Feenschlosses zwischen zwei colossalen Monumenten erzeugt.

Die eben so sinnreich als edel combinirten innern Eintheilungen des Pallastes charakterisiren denselben als Aufenthaltsort eines Fürsten und sind Zeugen der Pracht, welche den französischen Thron umgab.

Unter dem mittlern Pavillon hatte Philibert de l'Orme eine Treppe gebaut, die bewunderenswürdigste, welche man bis dahin gesehen hatte. Da sie aber die Aussicht in den Garten benahm, so ließ sie Colbert abbrechen und dafür diejenige anbringen, welche man noch heut zu Tage sieht.

Der geräumige, reich verzierte sogenannte Saal der Maschinen wurde zur nämlichen Zeit von dem italienischen Architekten und Dekorateur Vigarani zur Vorstellung von Ballets und Comödien gebaut. Die französischen Schauspieler bedienten sich desselben vom Jahre 1770 bis zur Vollendung des Odeon.

Mit diesen Bemerkungen, die aus einem ungedruckten Werke des Hrn. Gault de Saint-Germain sur les Maisons royales, entnommen sind, bildet in Beziehung auf den Kunstwerth der Tuilerien folgende Bemerkung einen merkwürdigen Kontrast.

„Nie,“ sagt ein französischer Schriftsteller, (Louis Malnier, Verfasser des dernier voyage de Paris), „nie war ein „abscheulicheres Gebäude die Residenz eines mächtigen „Monarchen. Es ist die offenbarste Verletzung aller „Prinzipien der Baukunst; Colosse von Pfeilern reihen „sich an Säulen, welche in ihrer kleinen Ausdehnung „das Auge erfreuen würden; unverhältnißmäßige Fen„ster durchschneiden die Linie des Frieses und gehen dem „guten Geschmacke und den Regeln der Kunst zum „Trotze durch das Hauptgesimse; mit einem Worte, es „zeugt von der rasendsten Unwissenheit und ist ein Chaos „von einer Ausführung, wie sie nur der Vandalen wür„dig ist. Ich kann diese unselige Façade nicht betrach„ten,“ sagt Mainier am Schlusse, „ohne den bittersten „Unwillen im Herzen zu empfinden. Man hat hier „Statuen, Büsten, Zierden aller Art verschwendet und „das Monstrum geschmückt, ohne es zu verschönern.“

Obwohl nun dieses harte Urtheil zum Theil gegründet ist, so ist es doch so übertrieben, daß es keineswegs als eine gültige Stimme über den Werth des Gebäudes angesehen werden kann.

Arabeske.

Randzeichnungen zu Goethe's Balladen und Romanzen von Eugen Neureuther. (München, Stuttgart und Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung). Zweites und drittes Heft.

Der Reichthum der Phantasie, den das erste dieser Hefte ankündigte, hat sich schön bewährt, und es zeigen uns die vorliegenden, daß der Künstler aus einer Quelle schöpft, die nie versiegt und aus der ein voller Trunk den Geist auf ewig stärkt. Ehe wir jedoch uns in das Einzelne einlassen, wollen wir bemerken, wo der Künstler die ihm und seiner Aufgabe eigenthümliche Bahn uns verlassen zu haben scheint, damit wir dann ungestört die Freude äußern können, mit welcher wir immer und immer wieder in jenen Blättern uns ergehen.

Goethe selbst vergleicht diese Randzeichnungen Melodien, die neben seinen Liedern hingehen, seine Gedanken in neuen Formen begleitend und neue Bilder erzeugend; Neureuther deutet in seiner Zuneigung an Goethe auf dasselbe hin, in der er den über das Wort sich fortspinnenden Gedanken als die Quelle seiner Erfindungen bezeichnet. Ist auch hiedurch nicht die Erzählung, ihres Inhalts wegen von dieser Form bildnerischer Auffassung ausgeschlossen, — denn auch sie kann lyrisch behandelt und im Gesang vorgetragen werden — so fehlt doch gewiß einer bloßen Uebertragung des Erzählten ganz der Zauber, der jene Phantasiespiele begleiten soll und sie zur Musik macht. Wir haben dann eigentlich nur das, was jene Naturalisten in der leztern Kunst geben, deren Aufgabe es ist, das was in ihrem Text bereits klar vor den Sinnen steht, in dieselben fallen zu lassen, wie etwa das starke Auftreten eines Helden, einer Schaar, das Brüllen des Löwen, das Krähen der Hähne und alles Aehnliche. Dazu gesellt sich dann im vorliegenden Falle ein Uebelstand, der dem Künstler nicht zum Vortheile dient. Sein Genius hat sich nämlich mit ganzer Seele, wie mit dem offensten Blick, der Natur, vornehmlich der vegetabilischen zugewendet; es wachsen ihm Blumen und Pflanzen unter den Händen hervor, um die Blüthen schwirren Bienen und Schmetterlinge, Schlangen winden sich um Wurzel und Stamm und auf den zierlichen Blättern und Ranken wiegen sich und schweben die Vögel des Himmels und die Bewohner der Erde von der Maus bis zum Menschen. Alles unterwirft sich dem einen System, es ist kein Unterschied der Person und es wird Niemanden einfallen wollen, an den Stellungen, Bewegungen, den Ausdruck der kleinen Gestalten meistern zu wollen. Tritt hingegen das System in den Hintergrund, wie es schon bei der Legende vom Hufeisen im ersten Heft geschehen, oder verschwindet es ganz, wie beim getreuen Eckart in der vorliegenden Sammlung, so treten andere Anforderungen ein, und werden freilich — nicht befriedigt. Für Scenendarstellung und Auffassung von Charakteren hat die Kunst einen andern

Augenpunkt, als in welchem unser Künstler der Natur gegenüber sich befindet, wenn auch jener in weiter Peripherie horizontal sich bewegen kann, und es müssen die freundlichen Erscheinungen des Dichters, wie die großartigen darunter leiden, wenn man über die „Kinderlein“ im Text täppische Bauernjungen, (die über die Absicht des Künstlers, Lachen zu erregen, keinen Zweifel lassen) geschrieben, oder statt des Sängers, der „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“ einen guten Jahrmarktshomer erblickt, welchen die geschlizten Aermel nicht über seinen Stand erheben, den die Füße oder deren Stellung andeuten.

Aber nun genug; nun auch mit voller Seele zu den heitern lieblichen Bildern, die, wie aus schönsten Träumen genommen, uns immer im Traume umgaukeln, und wie diese ein neues reizendes Wunderland aufschließen. Das sproßt und knospet und erschließet tausend liebliche Blüthen, Vögel flattern in den Zweigen und huschen und hüpfen durch niederes Laubwerk, Eichkätzchen scherzen, Liebende herzen sich, zwischen schlanken Baumstämmen lacht die herrliche Landschaft mit Berg und Thal, Fluß und Wald und Flur und Garten und Dorf, glänzende Strahlen sendet die Sonne und aus Zweig und Blatt tönen Lieder und Gesang. Unvermerkt sind wir bei dem **Mailied** stehen geblieben, und gewiß hat in diesem Blatt sich das Genie des Künstlers, seine Naturlust, sein poetisches Gemüth am unumwölktesten geoffenbart. Hier ist er zu Haus, und hier bereitet er auch uns eine Heimath, in der wir uns freudig bewegen; das ist der über das Wort hinausklingende Gedanke: **Musik**. Hier ist alles Frühling und Leben, und wir fragen nicht, **wie** das liebende Paar in den allgemeinen Jubel stimmt, genug, **daß** es einstimmt.

In demselben Sinne sind die Titelblätter zu den beiden Heften entworfen, in denen, bei dem vorherrschenden Sinne des Künstlers, in alles eine Bedeutung zu legen, wir geneigt wären, die fortrückenden Menschen- oder überhaupt Zeitalter zu erblicken, wäre uns ein Land bekannt, in welchem die Rebe um die Zeit, da sie bei uns blüht, schon Früchte trägt. Aus dem Titelblatt zum zweiten Heft möchten wir die **Jugend** herauslesen, (wie auf dem ersten Titelblatt deutlich der Vorfrühling des Lebens in Kindern und Knospen sich aussprach) und fänden — vom beglückten Jüngling, dem das Mädchen mit der zarten Blume in der Hand, seines Herzens geheimste Fragen beglückend beantwortet, bis zu der vom Schornstein des fernen Schlosses geradaufsteigenden Rauchwolke kein Hindeirniß, als den traubenschweren Weinstock. Deutlicher zeigt das Titelblatt zum dritten Heft das **Mannesalter**, den Mittag des Lebens, des Jahres, der Natur. Die Aeltern arbeiten in Gärten, zwischen ihnen wiegt auf Blumen das Kind sich; statt der Vergißmeinnicht sproßt der Salat, und die Quelle, die erst zum Spiegel diente dem Entzücken der Liebenden, füllt nun die Gießkanne der geschäftigen Hausfrau. Bäume und Blumen zeigen ausgebildetere Formen, und nicht sowohl Lust, als Nahrung suchend, umschwärmen jene die Bienen.

Vorzugsweise hieher gehört nun noch das „**Hochzeitlied**“, wiewohl der Künstler die Pflanzennatur dabei nicht gebrauchen konnte, wohl aber den lustigen Traum des Grafen auf's reichste und ergötzlichste ausgesponnen hat.

„Da pfeift es und geiget und klinget und klirrt,
„Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
„Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt.“

Das sind die Worte der Eingebung zu diesem Blatt, und man wird nicht fertig damit, weil immer ein neues es aus irgend einem Winkel vorzuspringen scheint.

Es würde zu weit führen, die Hefte Blatt für Blatt mit dem Leser durchzugehen; nur auf die geschmackvolle Anordnung der Blumen und Arabesken beim **Goldschmidt** und der **Bajadere**, in welcher letzteren die indische Vegetation den Stoff gegeben, wollen wir aufmerksam machen und mit einer Bemerkung schließen, deren Richtigkeit wir freilich der Zeit zur Beurtheilung anheim stellen. Uns scheint nämlich, so wie sich das jezzige Zeitalter in seiner Richtung wesentlich von dem letztvorhergegangenen unterscheidet, auch manches der **Göthe**schen Lieder der Vergangenheit anzugehören. Wir rechnen dahin unter andern: **Die schöne Nacht**, die **heilige Familie** und das in vorliegender Sammlung bearbeitete **vor Gericht**. Sey es, durch was es sey, es hat sich der Zeit ein Sinn bemeistert, der es ungern, ja unwillig oder gar nicht erträgt, wenn Scherz oder gar Spott mit dem getrieben wird, was Einem selbst oder Anderen heilig ist, oder daß das Sittlich-verwerfliche mit Leichtsinn sich über den Ernst des Lebens erhebe. Vielleicht ist es die Aufgabe der bildenden Kunst, der die Gegenwart mehr und mehr Talente und Herzen erschließt, gerade dieß fest vor Augen zu behalten, daß sie nicht allein dem Wohlgefallen der Sinne, sondern der Erhebung und Veredlung des Herzens sich weihe, daß sie kein Werk zu Tage fördere, das sie nicht eben so froh und rein vor Kindesaugen, als vor den Blicken der Welt enthülle, und daß sie die Begeisterung für das **Sinnlichschöne** nie ohne die tiefer liegende heiligere Gluth für das **Sittlichschöne** walten lasse.

ef.

Bologna, im December 1830.

Das Bild von **Mantegna**, das sich ehemals im Kreuzgang zu St. Zeno in Verona befand, ist verschwunden, und man gewahrt nur die leere Stelle. Wie es heißt, soll es in sich zerfallen seyn. Dagegen befindet sich das Bild von demselben am Hochaltar der Kirche noch

an Ort und Stelle. In einem reichen Rosengarten, über den sich oben Fruchtgewinde hinziehen, sitzt die Madonna auf dem Thron, ihr geliebtes Kind stehend auf dem Schooße haltend, auf der rechten Seite unten von fünf, auf der linken von vier singenden und musicirenden Engeln umgeben. Dieß Bild hat freilich gelitten, aber doch nicht so viel, daß man das treffliche Colorit nicht noch gut sollte erkennen können. Auf der rechten Seitentafel befinden sich Petrus, Paulus, eine Heilige und St. Zeno, auf der linken Johannes der Täufer, der heilige Lorenz und noch zwei andere Heilige. Auch diese Tafeln sind oben mit Festons geschmückt, die Figuren auf denselben werden nach der Madonna hin kleiner, haben nachgedunkelt und auch anderweitig gelitten. So zieht sich durch die Figur der Heiligen von unten nach oben ein Riß hin. Doch scheinen diese zwei Seitentafeln von Anfang an dem Hauptbild im Colorit nachgestanden zu haben. Aber weniger an ihnen, weniger selbst an der Madonna mit ihrem göttlichen Kinde hängt das Auge, als an den unbeschreiblich schönen Engeln. Aus ihnen kann man erkennen, was Mantegna auf dem Felde der Schönheit vermocht hat. Aus den Engeln der älteren Meister könnte man ein eigenes Studium machen. Wenn die Engel von Giovanni Bellin auf dem wunderbaren Bilde ai Frari zu Venedig aus lauter Lieblichkeit und Harmlosigkeit wie gewebt sind, und deßhalb ganz verloren sind in die Musik, welche sie eben selber hervorbringen, so achten sie weniger darauf, daß sie dem Befreier der Welt ihre Huldigung darbringen. Auf die reinste, kindlichste Weise stehen sie da, und blicken nieder, vorzugsweise auf ihre eigenen Töne horchend. An Lieblichkeit sind sie wohl durch nichts, was die Welt später erblickt hat, überboten worden, und es begreift sich sehr leicht, wie der neueste Dichter mit ihnen Jahr um Jahr zu verleben wünscht. Damit sie körperlich durch nichts gehindert wären, gab der Künstler ihnen die leichteste Bedeckung, welche die Arme und den Körper von der Hüfte an freiläßt. Die Engel von Mantegna dagegen sind reellere, solidere Wesen. Ihnen ist es allen Ernstes sowohl um ihren Gesang selber zu thun, als sie auch nie vergeßen, daß sie nicht sich, sondern dem göttlichen Kinde singen. Die Körper malt Mantegna deßhalb körperlicher, fleischiger, in das Gesicht aber legt er Ernst und Sehnsucht nach dem Himmlischen. Nur die unvergleichlichen Engel, welche er im Archivio notarile zu Mantua gemalt hat, verlassen diesen Ernst etwas, und gehen in Bellinsche Freudigkeit und Lieblichkeit über. Sie dienen aber auch einem irdischen Zweck und tragen bloß eine Tafel.

Rührender und frommer als beide hat Francia diese Wesen gemalt. Bei ihm haben sie alle die Ahnung, daß sie dem Erlöser der Menschheit singen, welcher für dieselbe Tod und Qualen leiden muß. Sie sind durchaus mit ihm beschäftigt, in ihrem nach oben gewendeten Blick vergeistigt sich die Musik, der sie mit leiser Wehmuth nachhorchen. Die Unschuld ihres Blicks mildert die Trauer etwas. Zu dieser geistigen Luft paßt die gewöhnlich doppelte, den ganzen Körper umgebende Bekleidung. Selten überwiegt das Kindliche so weit, daß sie auf dem Sprunge stehen, schalkhaft zu werden, wie in dem, welcher auf dem Bilde zu St. Giacomo maggiore in Bologna links sitzt. Sollte er auch durch die geringste Einmischung von außen zu kindischen Spielen gebracht werden können, so hält doch der Ernst des neben ihm sitzenden Bruders ihn in den heiligen Schranken.

Wie das Bild von Mantegna sich in Verona nicht wieder findet, so hat auch Bologna Hauptzierden verloren, welche von der Hagen, Speth, Thiersch u. A. vor kurzer Zeit noch hier bewunderten. Die zwei Correggio's im Pallast Marescalchi sind verkauft; der Christus, wie es heißt, nach Rom. Eine mäßige Kopie läßt den Verlust noch schwerer empfinden. So ist auch die Madonna von Vitale verschwunden, welche ehemals in St. Baroncella war. Was dagegen als bedeutend bekannt geworden, z. B. die Fornarina bei den Erben Lanfranchini's zu Verona, welche Longhena, als von Rafael gemalt, weitläufig erwähnt, ist unbedeutend, und wird im Pallast selber nur für eine Kopie ausgegeben. Doch auch damit hat es nicht seine Richtigkeit; es ist eine nicht schlechte Arbeit der venetianischen Schule, befriedigt aber keineswegs die Erwartungen, welche man etwa nach dem Kupferstich bei Longhena mitbringen dürfte. Es werden aber damit auch die bloßen Nachrichten bei Longhena verdächtig. G.

Bemerkungen über Kunst.

Cartons und gemeine Tapeten. — Das Meisterliche reizt unsere Einbildungskraft schon durch wenige charakteristische Züge, es mit Leben auszufüllen, das Verfehlte oder Fabrikmäßige bleibt mit allem Aufwand von Stoff leblos. Das Meisterliche ist auf jeder Stufe organisch, dieses im Anfang, Mittel, Ende; das Manierirte ist ein Neben- und Aufeinander. Dieß zeigt sich auch beim Umgekehrten des Werdens, beim Zerstören; ein Fabrikwerk ist hin bei rauher Berührung, leichter Beschädigung; ein Meisterwerk verräth noch seinen Meister im lezten Moment der Verwüstung.

*

Der Himmel ist aus der schwarzen Nacht zum Blau gemildert, das Meer ist blaugrün, die Pflanzendecke der Erde grün, die Ferne, ob dunkles Waldgebirge oder weiße Hochalpen, wird blau. So ist die Natur auf ein Mittleres gestellt oder ihm nahe gebracht.

N°. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 27. Januar 1831.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Sechster Brief.

Die antiken Werke aus Bronze, gebrannter Erde und Glas.

Die Grundlagen zu den Vorräthen alter Kunstarbeiten in Metall und gebrannter Erde, Glas und edlen Steinen, welche das untere Geschoß des Museums vereinigt und vereinigen wird, (denn, wie wir bemerkten, sind auch die Sammlungen der Münzen und Gemmen, bestimmt aus dem alten Schlosse herüber gebracht und im Erdgeschoße des Museums mit den übrigen Sammlungen vereinigt zu werden) sind ein alter Brandenburgischer Besitz. Schon der große Churfürst, dessen Zeitgenosse und Freund wie bekannt, der als Gelehrter und Staatsmann berühmte Gründer der Numismatik der große Ezechiel Spanhemius war, sammelte, was sich ihm in diesem Gebiete Merkwürdiges darbot; eben so sein Nachfolger, welcher zugleich Sorge trug, durch den geschickten Vorsteher jener Sammlungen L. Beger im Thesaurus Brandenburgicus eine Auswahl des Merkwürdigsten an Münzen, Gemmen und andern Alterthümern der Etrurier, Griechen und Römer stechen und beschreiben zu lassen. Auf einer Platte des ersten Theils ist der große und prächtige Saal des Schlosses, in welchem sie über Tischen und Schränken aufgestellt war, mit seinem Vorrath abgebildet. Schon dieser alte Vorrath ist nicht gering und durch manches werthvolle Stück ausgezeichnet, (die Sammlung von Bellori befindet sich darunter), aber in unserer Zeit durch den von Sr. Maj. dem jetzt regierenden König genehmigten Ankauf der reichen und gewählten Sammlungen aus dem Nachlasse des Generalconsuls Bartholdy und des Generals Koller zu jener großen Ausdehnung und Wichtigkeit gediehen, in welcher die Cabinette sich hier vor uns ausbreiten. Auch nimmt die Regierung noch fortwährend die Gelegenheit wahr, ihn zu vermehren, und als ich ihn sah, wurden mehrere aus Neapel und Rom neu angekommene Kisten mit Werken und Geräthen aus Bronze und gebrannter Erde ausgepackt. Durch diesen Reichthum ist man genöthigt gewesen, den großen Vorrath ägyptischer Alterthümer von den übrigen Vorräthen zu trennen und in dem Gartengebäude von Monbijou unterzubringen, dessen langen Saal sie ganz anfüllt. Doch wir verweilen jetzo im Museum.

Eintretend rechts in das erste Zimmer der Westseite des Erdgeschoßes findet man die Gläser und was das Museum an Musaikarbeiten besitzt; an diese schließen sich in den daranstoßenden Cabinetten die Sammlungen in gebrannter Erde, auf welche die Bronzen folgen.

Die Gläser, hauptsächlich aus alten griechischen Gräbern stammend und von Bartholdy und Koller erworben, zeigen eine große Mannichfaltigkeit an Geräthschaften, Schalen, Flaschen, Krügen, von den kleinsten bis zu den größten, und die kostbarsten Vasen, die meisten colorirt. Eine der größten mit smaragdgrünen Farben am Boden und der ganze Umfang wie von Gold durchschimmernd, ist das schönste Stück, was ich der Art gesehen habe. Unter der Musaik findet sich hier das schon in früher Zeit berühmte Gemälde, vorstellend ein Triclinium mit Zechern unter einer Weinlaube.

Weit umfassender sind noch die Vorräthe an Werken in gebrannter Erde, Vasen und Krügen alter Form und Kunst, Thiere, halb und flach erhabene Arbeiten, Köpfe und Figuren von den rohesten Gebilden der ältesten Zeit oder der handwerksmäßigen Ungeschicklichkeit bis zu den ausgesuchtesten weiblichen und männlichen Gestalten, die in Feinheit der Glieder und geschmackvoller Behandlung der Gewande sich als wahre Kunstwerke darstellen. Fast alle Götter und Göttinnen sind hier in diesem gebrechlichen Stoffe beisammen. Auch fehlt es nicht an solchen, welche Spuren von schöner Farbe und von Vergoldung tragen, zum Zeichen, daß ihnen schon das Alterthum einen großen Werth beimaß, in welcher Gattung eine Diana, ein Krieger und Nereiden von besonderem Werthe sind. Auch der Lampen ist eine beträchtliche Menge zum Theil mit merkwürdigem Bildwerk, und was architektonisches vorkommt, z. B. die Akroterien mit Medusenhäuptern und andern Köpfen, so wie ganzen Figuren und ein Fries mit einem colorirten schönen jungen Phrygier, der einen Vogel tränkt, erhöht den Werth dieser ausnehmend reichen und bedeutenden Sammlung.

Die Sammlung der Bronzen wird zunächst durch die ausgesuchten und großen Stücke etrurischer Arbeit, welche man dem Geschmack und der Kunstkenntniß Bartholdy's verdankt, verherrlicht. Kaum wird man reinere und schönere Exemplare der in ihrer Eigenthümlichkeit gleich der ägyptischen und altgriechischen beharrenden Kunst jenes seltsamen und merkwürdigen Volkes irgendwo antreffen, als die vier anderthalb Spannen großen männlichen Figuren dieser Sammlung. Auch sind die etruscischen Candelaber und die jetzo Spiegel genannten flachen Schalen mit eingegrabenen Figuren schön und merkwürdig.

In der Sammlung der griechischen und römischen Bronzen sind gleichfalls die Götterfiguren im ziemlichen Reichthum; von Jupiter allein drei Bilder über eine Spanne, von Apollo unter andern das Fragment eines Bildes bis an die Schenkel fast eine Spanne groß. Mehrere Stücke von dem größten Kunstwerthe sind in der alten Sammlung gewesen und bereits bei Beger abgebildet. So ist jene Luna oder Diana,*) welche leicht einherschreitet, während hinter ihr das Gewand in weiten Busen sich wölbet und die von Silber eingesetzten Sterne zeigt, eine der feinsten und geschmackvollsten Figuren, welche das Alterthum uns überliefert hat, und auch der sitzende Merkurius,**) nicht unähnlich der berühmten Bronze von Neapel von der edelsten Form und dem reinsten Gusse.

An diese reichen Sammlungen von Figuren reiht sich der noch größere Vorrath von ganzen vortrefflichen Gefäßen, großen und kleinen Henkelkrügen und Schüsseln, zum Theil mit feingebildetem Schmucke von Widderköpfen, Masken und ganzen nackten Figuren an den Henkeln, dazu Schöpfkellen und anderes Tisch- und Trinkgeräthe und die schönsten griechischen Waffen, Helme, Beinschienen, Leibgurten, Schwerter und dergl.

*) Begeri Thes. Brand. T. II. p. 228.
**) Ebendaselbst. pag. 236.

(Die Fortsetzung folgt.)

C o s t ü m e.

Heinrich Wagner's Trachtenbuch des Mittelalters. zweites, drittes und viertes Heft.

Der glückliche Erfolg, dessen sich dieses Unternehmen gleich von Anfang zu erfreuen hatte, wird durch den Fortgang desselben mehr und mehr gerechtfertigt. Die Nützlichkeit mußte zunächst den Künstlern einleuchten, wenn sie sich erinnerten, unter welchen Schwierigkeiten sie bei Bearbeitung historischer Stoffe das Material zusammen brachten; aber auch jedem andern Freund der Geschichte wurde damit ein leichtes Mittel geboten, die Vergangenheit in wahren Erscheinungen anzuschauen, und es kam nur darauf an, neben der Nützlichkeit des Unternehmens auch die Brauchbarkeit des Werkes zu sichern. Dazu gehört nun neben größtmöglicher Treue, auch verständliche Zeichnung. Wer alte Monumente mit Aufmerksamkeit betrachtet hat, wird wissen, wie an den meisten Zeit und Zeitereignisse gearbeitet, wie die Conture verwischt und zerstört sind. Soll aus der Nachbildung solcher Werke ein Gewinn erwachsen, soll sie eine klare Anschauung bewirken, so muß der Künstler sehr bedacht seyn, daß er eine Seite wähle, an welcher die charakteristischen Kennzeichen am meisten in die Augen fallen, und darf keine Linie machen, ohne sich Rechenschaft über ihre Bedeutung zu geben; denn nur das Verstandene kann verstanden werden. Grade in dieser Beziehung lassen die meisten Zeichnungen im d'Agincourt, mit ihrer ganz allgemeinen, oft ganz oberflächlichen Zeichnung so unbefriedigt, und es ist zu bedauern, daß für mehrere sehr interessante Denkmale Herrn Wagner keine reinere Quelle zu Gebote stand. Uebrigens zeichnet gerade dieß das letztere Werk aus, daß — zumal überall, wo er das Original vor sich hatte — die Zeichnung charakteristisch und verständlich ist.

Das zweite Heft gibt außer mehreren Denkmalen der Uebergangsperiode, in welchen noch die meisten Motive der antiken Welt sichtbar sind, obschon die Romantik bereits an ihnen gebildet, und der Fortsetzung der Merovingischen Statuen, zunächst die interessanten Statuen der Paladine Karls des Großen, Roland und Olivier am Dome zu Verona, auf denen deutlich das Gepräge ihrer Zeit ruht, während das Abbild Karls des Großen selbst daneben „nach einer ehemals vorhanden gewesenen Musaik.“ deren Kopie im Montfaucon (monuments de la monarchie francoise) aufbewahrt wird, gerechte Zweifel übrig läßt.

Interessant auch sind die Glasfenster aus Notre Dame in Paris mit Kämpfen aus den Kreuzzügen, obschon sie das romantische Bild der Kreuzfahrer, das unsere Phantasie sich gerne entwirft, in etwas auswischen würden, wenn es nicht auf dem nächstfolgenden Blatte in den schönen Statuen aus der Templerkirche zu London (aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert) neue Nahrung erhielte. Außerdem enthält dieß Heft noch Bilder aus dem Gedicht: der Ritter von Stauffenberg und die Meerfey, einem Manuscript aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und einige Waffen aus derselben Zeit, namentlich den Helm des wilden Jägers, Hans von Rodenstein u. a.

Im dritten Hefte zeichnen sich besonders das zweite Blatt mit den schönen Statuen der Merovinger, und das fünfte Blatt mit englischen Haustrachten aus dem vierzehnten Jahrhundert aus. Die Vollständigkeit, mit welcher die erstern gegeben werden, verdient, (besonders bei der größern Mühe, die ihr Aufzeichnen macht,)

um so dankbarere Anerkennung, als in diesen Denkmalen einer großartigen Zeit ein Styl der Bekleidung aufbewahrt ist, welcher bei aller Einfachheit einen unglaublichen Reichthum in sich aufnehmen kann; welcher bei der züchtigsten Verhüllung doch die freie Bewegung des Körpers, so wie dessen Haupttheile klar und schön hervortreten läßt, was in spätern Jahrhunderten mehr und mehr verschwindet, bis im sechszehnten durch die zerlöcherten Pumphosen und zerschlitzten und zerschnittenen Frauengewänder der absoluten Geschmacklosigkeit der Perückenzeit die Bahn gebrochen wurde, in welcher allmählig im Gegensatz gegen die frühere Zeit, in der man die Tracht dem Körper anpaßte, gerade der Widerspruch gegen die Natur den Geschmack bestimmte. Gerade deßwegen dürften in einem solchen Werke Verzerrungen der Art, wie sie das siebente Blatt gibt, höchst spärlich oder gar nicht erscheinen. Es sind Schweizertrachten und Landsknechte aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wie sie durch Lucas von Leyden, Holbein und die guten Nürnberger Meister tausendfach verbreitet worden, und fast in Jedermanns Händen sind. Sollten sie ja gegeben werden, da ja kein Zeitalter von uns unbeachtet bleiben, noch weniger gar ausgewischt werden darf, so müßten sie den Anfang eines zweiten Werkes bilden, das mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schließen könnte. — Interessant sind die Jagdwerkzeuge auf dem achten Blatt, namentlich das elfenbeinerne Horn, welches Albrecht der Reiche von Habsburg, Landgraf von Elsaß, dem Kloster Mur im Aargau 1199 schenkte, und welches in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien aufbewahrt wird.

Das vierte Heft zeichnet sich sowohl in Bezug auf die Auswahl der Gegenstände, als in der Art der Ausführung fast vor allen, gewiß aber vor den vorhergehenden auf's erfreulichste aus. Ist dort nämlich eine Wiederholung, wie im ersten Blatte, das zwei Denkmale fast ganz gleichen Inhalts gibt, oder hin und wieder eine weniger verständliche Zeichnung, wie in der Statue Heinrichs des Löwen im dritten Blatt, so ist hier ein außerordentlicher Reichthum der interessantesten Trachten, ganz klare Darstellung und saubere und bestimmte Umrisse, so daß man sogar, abgesehen von seinem wissenschaftlichen Werth, es mit rechter Lust betrachten kann.

Auf dem ersten Blatte sieht man Kaiser Friedrich II. und zwei Falkenjäger, nach Miniaturen aus dem Vaticanischen Manuscript, welches des Kaisers Abhandlung de arte venandi cum avibus enthält. Die vier Ritterstatuen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert auf dem zweiten Blatt geben die allerdeutlichste Einsicht in die Waffentracht jener Zeit, da sie nach sehr gut ausgeführten und wohlerhaltenen Monumenten sehr treu gezeichnet sind, wie der Berchtold von Waldner und der Graf Gottfried von Arensberg, dessen Monument im Kölner Dome steht. Die Haustrachten aus dem vierzehnten Jahrhundert auf dem dritten Blatt sind ohne Ausnahmen schön, und die Darstellungen aus dem maurischen Leben, dem die nächstfolgenden Blätter gewidmet sind, helfen das Bild des Mittelalters vervollständigen. Da Herr Wagner im siebenten Blatt einige der Tunesischen Trachten aus Hans Vermeins Tapeten in Wien gegeben hat, so steht zu hoffen, daß er künftig noch mehr aus diesem höchst merkwürdigen und reichhaltigen Werke mittheile. Auch die beiden Schlangentödter, die Ritter Georg auf dem siebenten Blatt sind von Werth, wie die fleißige Ausarbeitung des türkischen Helmes und der Schwerter im achten Blatte alles Lob verdient.

Für die Empfehlung des Werkes noch etwas zu sagen, wäre nach der Aufzählung des Inhalts überflüssig; um der Sache selbst willen wünschen wir, daß es den besten Fortgang habe, und daß es nicht bei den sechs ersten angekündigten Heften bleibe. *) ef.

*) Es ist schon früher mitgetheilt worden, daß man sich wegen dieses Werkes an den Künstler selbst, Herrn Wagner in München, in portofreien Briefen zu wenden habe, und daß der Preis für jedes Heft von acht Blättern mit Text 48 kr. in der gewöhnlichen, 1 fl. 12 kr. in der guten Ausgabe ist.

Englische Kupferwerke.

1.

Die Alpenpässe von Brockedon gehören zu den vorzüglichsten Leistungen der Art, welche in neuerer Zeit in England erschienen sind. Vielleicht zeigte sich der englische Grabstichel nie glänzender als hier, wenn man die Ansichten in England und Wales nach Turner's Zeichnungen ausnimmt, obgleich Brockedon's Werk hinsichtlich einer treuen Auffassung der dargestellten Gegenstände sich vor jenen Arbeiten vielfach auszeichnet. Auch in Bezug auf die beigegebenen Erläuterungen verdient diese Sammlung vorzügliches Lob. Bekanntlich sind solche, den englischen Kupferwerken beigegebene Erläuterungen und Erklärungen in der Regel sehr seichter Art; die Dii minorum gentium, denen man dergleichen Arbeiten aufträgt, begnügen sich mit einigen oberflächlichen Notizen, oder schreiben wörtlich nach, was sich über den zu erklärenden Gegenstand in den größeren Werken vorfindet. In Brockedon's Werk führt die geschickte Hand, welche den Grabstichel hält, auch die Feder, und die Leistungen der letzteren sind eben so anziehend und belehrend, als die der erstern kunstvoll und treu sind.

Unser Künstler durchzog mehrere Male zu seinem Vergnügen die Alpen; der Eindruck war mächtig, eine Menge Skizzen füllten seine Mappe, bevor er den Entschluß faßte, seine Arbeiten dem Publikum vorzulegen.

Als dieser Entschluß in ihm gereift war, durchzog er die romantischen Gebirge nicht weniger als vier und zwanzig Mal, und wählte dann aus den zahlreichen Arbeiten diejenigen aus, die er für die anziehendsten und besten hielt. Dankenswerth ist es, daß er mit Vorliebe die Punkte festhielt, an welche sich historische Beziehungen knüpfen, als da sind, die Alpenpässe, welche Hannibal, Franz der Erste, Napoleon überschritt.

Jede Nummer enthält acht Platten und zwei Bogen Erklärungen. Wir wollen den Inhalt einiger Nummern näher bezeichnen.

Die erste führt uns von Grenoble über den kleinen Bernhard nach Aosta und enthält einige reizende Landschaften aus der Dauphiné, Tarantaise und Piemont. Einige der Platten sind von hoher Schönheit, dahin gehören das Thal von Gresivaudan, von der Terrasse des Schlosses Bayard aufgenommen, von Edward Finden gestochen, und der Montblanc und das Thal von Aosta, von demselben Künstler, beides Meisterwerke in Hinsicht der Treue und künstlerischen Ausführung; sodann eine von Robert Brandard gestochene Ansicht vom kleinen Bernhard aus gegen Tarantaise. Die Untersuchungen über den Weg Hannibals sind nicht ohne Interesse, der Verfasser zeigt sich mit den bisher erschienenen Arbeiten über diese Frage hinreichend vertraut und fügt einzelne de Luc's Ansicht rechtfertigende Bemerkungen bei, nach welcher Hannibal dem Lauf der Rhone folgte, nach der Niederlage der Allobroger bei Chambery über den Mont du Chat ging, von da nach Montmelian zog und dem rechten Ufer der Isere folgend, den kleinen Bernhard überschritt.

Die zweite Nummer umfaßt den Weg von Turin nach Grenoble über Mont Genèvre und zwar mit Berücksichtigung der beiden Wege, welche zu dem Paß des Mont Genèvre führen, des über Susa und den Paß von Exilles, und des zweiten durch das Thal Pragellato und den Col de Sestriere; die besten Stücke sind von Westwood (Fenestrella) und von E. Finden (Briançon und Ansicht des Val Romanche) gestochen. Die Ansicht von Grenoble ist zwar schön und fleißig gearbeitet, tritt aber zu alltäglich und prosaisch in die großartige Poesie, welche die Mehrzahl der übrigen Blätter behandelt.

Das dritte Heft führt uns von Lyon über den Mont Cenis nach Turin. Es ist ungewiß, ob die alten Römer, wie der Verfasser bemerkt, diesen Gebirgspaß gekannt haben, man möchte schwerlich vor den Geschichtschreibern Karls des Großen den Cenis angeführt finden; nach ihnen überstieg Pipin den Berg, um den Lombardenkönig, Astolph, anzugreifen, und Stephan den Dritten zu unterstützen. Karl d. G. zog öfter über den Mont Cenis, um die Lombarden zu bewältigen, und sein Sohn, Ludwig der Fromme, soll der Gründer des Hospitals auf dem Berge gewesen seyn, und von dieser Zeit an mögen Reisende, welche aus Frankreich nach Italien oder umgekehrt gingen, diesen Weg vorzugsweise gewählt haben. Das St. Michaelskloster, über St. Ambrogio, von E. Finden gestochen, gehört zu dem Bessern, was dieses Heft bietet, der Preis aber gehört dem Blatte, welches „Turin und die Alpen" überschrieben ist. Der Stich ist von dem, oben schon genannten Brandard, einem jungen Künstler, der, wenn er den betretenen Weg verfolgt, seinen Namen den ersten Kupferstechern Europa's anreihen wird.

Das vierte Heft begreift den Weg vom Lago maggiore zum Vierwaldstädtersee über den Gotthard in sich. Unter den hundert Ansichten von der Teufelsbrücke, welche an unserm Auge vorüber gegangen sind, möchte die hier mitgetheilte die beste zu nennen seyn. Airolo und das Laventiner Thal, von Brandard gestochen, sind Meisterwerke. Die Tells-Kapelle und einige andere Darstellungen erheben sich nicht sehr über das Gewöhnliche.

Wir wollen indessen nicht in Abrede stellen, daß der, welcher die dargestellten Szenerien nicht selbst gesehen hat, das Ganze etwas einförmig finden wird, indem das Wiederkehrende in dem Charakter der Gebirgsgegenden das Auge solcher Beschauer leicht abstumpft, welche die vorgeführten Scenen nicht durch die Phantasie zu erwärmen und zu beleben im Stande sind. (Die Forts. folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Wer einen Stern, einen kleinen Mondkrater oder auch einen durch die Ferne sehr verjüngten Gegenstand auf der Erde durch ein großes Teleskop gesehen hat, der findet und erkennt ihn dann auch durch ein kleines wieder, mittelst welches er denselben zuerst nicht aufgefunden haben würde.

Wer im Leben in größern Kreisen viel beobachtet und erfahren, der findet später auch in engern Sphären reiche Erndte. Wer aber sich stets philiströs in engen Schranken bewegt hat, der bleibt beschränkt.

*

Zum Wahrnehmen, Schauen, Genießen gehört ebensowohl lebendige Idee, Interesse, Enthusiasmus, als zum Forschen, Ausbilden, Schaffen. Ohne Wärme ist der Sinn blind, ohne leidenschaftlichen Antheil tritt auch bei den größten Reichthümern und Schönheiten die Sättigung früher ein, als es die Welt gestehen will.

Du kannst jahrelang an einem Werk schaffen, dein Blut und Leben daran wenden, es zum Spiegel einer Welt machen, — der Oberflächliche sieht sich in einer Stunde — was sage ich? — in fünf Minuten satt. Hältst du ihn länger, so befällt ihn Unruhe, Mißbehagen, Abneigung, Eckel.

Aber wo ein ebenbürtiges Interesse den Schauer durchdringt, da genießt er so lange, als lange du geschaffen hast.



Literatur=Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 1. — 3. Januar 1831.

Rückblick auf die Restaurationsperiode und ihre Literatur.

Wie es scheint, ist die Geschichte wiederum bei einem ihrer Wendepunkte, und die seit funfzehn Jahren fortgesprochne Periode endlich bei einem Abschnitte, wenigstens bei einem Fragezeichen angelangt. Diese Periode, die mit der Restauration 1815 begonnen hat und nach ihr genannt zu werden pflegt, unterscheidet sich sehr auffallend von der frühern Periode der Geschichte, die man die revolutionäre nennt, und Gott weiß, wie sie sich von der kommenden unterscheiden wird. Gewiß ist, daß sie ein sehr eigenthümliches Gepräge hat und einen eignen Geschichtschreiber verdient. Bis sie diesen gefunden haben wird, wollen wir uns begnügen, nur von dem Zustand der Literatur zu reden, die in dieser Periode den Einfluß des Zeitgeists so stark empfunden hat.

Funfzehn Friedensjahre sind eine schöne, kostbare Zeit, unwiderbringlich, wenn man sie recht zu nutzen versäumt hat. Die Finanziers mögen sich die Frage beantworten, ob sie für den Wohlstand, die physische Kultur, wir Literatoren fragen, ob sie für die geistige Kultur gehörig benutzt worden ist? Leider können wir auf diese Frage keine bessere Antwort geben, als: sie ist wissentlich nicht gehörig benutzt worden, doch sind die Menschen dabei unmerklich klüger geworden.

Auf den ersten Blick fällt es unangenehm auf, daß diese glänzenden funfzehn Jahre, in denen Deutschland siegreich, einig, stark, einer vollkommnen friedlichen Ruhe genoß, um alle seine geistigen Kräfte gedeihlich zu entwickeln, dennoch weit geistloser, an Wissenschaft und Kunst verarmter dastehn, als die frühern Jahre, in denen Deutschland im Kriege verblutet, zerrissen, hadernd mit sich selbst, fremder Zuchtruthe unterthan und fast noch mehr in Schande als Leiden versunken war. Und doch ist es wirklich so. Was hat die Restaurationsperiode an Weisheit oder wenigstens an aufregenden Ideen aufzuzählen, das sich mit den Gedanken eines Kant, Fichte und Schelling vergleichen könnte, die jener frühern Periode angehören? Was hat sie an Poesie aufzuweisen, das sich mit den Gedichten Goethes und Schillers, Jean Pauls und Tiecks vergleichen könnte, deren Glanzepoche ebenfalls noch in jene frühere Zeit fällt? Es ist nicht nur wahr, sondern sogar auch allgemein anerkannt, daß die deutsche Literatur von der Höhe, welche sie zu Anfang des Jahrhunderts erreicht hatte, bedeutend herabgestiegen ist. Die großen Geister haben sich vermindert, die kleinen zum Erschrecken vermehrt. Die Originalität ist fast ganz ausgegangen, und desto mehr häufen sich die Nachahmun-

gen. Was aber den meisten Schatten in dieses düstre Gemälde wirft, das ist die geistige Unfreiheit, die sich unsrer Literatur bemächtigt und vorzugsweise ihre edelsten Theile angegriffen hat. In keiner frühern Periode hat ein so ehrloser Sklavensinn deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst entweiht.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß für Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, für Naturkunde und Gewerbe mehr geleistet worden ist, als je zuvor. Wo es sich nicht um Ideen, sondern nur um Thatsachen, nicht um ein höheres, geistiges, sondern nur um ein materielles Interesse handelte, da ist auch der deutsche Fleiß geduldet, anerkannt, belohnt worden, und jemehr er im höhern Gebiet, wo alles Wirken durch Freiheit bedingt ist, sich eingeschränkt fühlte, desto mehr hat er sich auf das Erfahrungsmäßige, Geschichtliche und Naturwissenschaftliche geworfen. Damit verbindet sich denn auch der große Vortheil, daß wir um vieles von der Theorienschwärmerei zurückgekommen sind, in der wir vor der Restauration allzusehr befangen waren. Mit aller Macht auf die Erfahrung zurückgeworfen, haben wir dieselbe auch würdigen und benutzen gelernt. Wir sind klüger geworden. Wer könnte daran zweifeln?

Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Literaturgebiete, um den Kontrast der Zeiten in denselben noch genauer zu erkennen. In der Theologie herrschte bekanntlich vor der Restauration das protestantische, und in diesem wieder das rationalistische Element vor. Ganze Bibliotheken sind erfüllt worden mit den Spottschriften gegen Mittelalter und Katholicismus, und wer es noch wagte, sich als einen gläubigen Katholiken zu bekennen, wurde, wenn nicht für einen Heuchler, doch wenigstens für dumm gehalten. Im Protestantismus selbst war der Glauben an den Buchstaben der Offenbarung, und der Gefühlsglauben gänzlich unterdrückt und der Vernunftglauben herrschte mit Hülfe des Verstandes und Witzes allein noch.

Was aber sehn wir nach der Restauration? Ein entschiednes Hinneigen zum Katholicismus, theils durch vornehme Proselyten, theils durch eine Menge sehr geistreiche oder sehr gelehrte Werke, theils durch das Hervortreten eines katholischen Elementes im Protestantismus selbst. Zwar thut ein Hohenlohe vergeblich Wunder, aber der Rationalismus ist gestürzt, siegreich erhebt sich die supranaturalistische Orthodoxie, der Buchstabenglauben, erhebt sich der pietistische Gefühlsglauben, erhebt sich sogar die tiefsinnige Mystik eines Schwedenborg, Böhme, Suso ꝛc. und endlich öffnet eine Seherin den geheimnißvollen Vorhang der Geisterwelt und in ihr eine neue Offenbarung. In dieser ganzen Richtung, welche die religiöse Literatur und Gesinnung seit der Restauration genommen hat, zeigt sich auffallend die Ueberhandnahme theils einer wirklichen, theils einer nur affektirten geistigen Unfreiheit. Mehr als irgend Jemand mißbilligen wir die Ausschweifungen der Freigeisterei, und haben uns oft dagegen erklärt. Insofern erachten wir es auch als höchst heilsam, daß der übermüthige Rationalismus eine Niederlage erlitten. Allein man ist nun auf der andern Seite offenbar wieder zu weit gegangen, und das völlig Unzeitgemäße so vieler katholischen und pietistischen Uebertreibungen der modernen Frömmlinge, fällt Jedem in die Augen. — Das Merkwürdigste ist, daß die Feinde des Bestehenden den Freunden desselben dabei in die Hände gearbeitet haben. In Deutschland ist dies zwar nicht so kraß hervorgetreten, wie in Frankreich und Belgien, doch zeigten sich hin und wieder ähnliche Erscheinungen auch bei uns. Hier mußte der neue Religionseifer als Erhaltungsmittel, dort als Oppositionsmittel der Politik dienen. So war z. B. der katholische Eifer bei Fr. Schlegel und Görres der nämliche, aber der erste schrieb für, der andere gegen seine Regierung. So hat es bekanntlich auch pietistische Höflinge und pietistische Demagogen gegeben. Endlich finden wir, daß Leute sich aus politischen Interessen fromm stellten, während andre alle Politik fliehend, in die Frömmigkeit sich zurückzogen, und es ist demzufolge nicht immer leicht zu unterscheiden, welche verschiedne Absichten den nämlichen ganz ähnlichen Erscheinungen zu Grunde liegen. In jedem Fall aber haben die neuen Asceten, die sich von der Welt zurückzogen, sowohl als die politischen Heuchler die Sache übertrieben, und es steht zu befürchten, daß die Freigeisterei, die unterdeß, während die Gelehrten und Vornehmen frömmelten, in den untern Klassen desto weiter um sich gegriffen, eine Reaktion bewirken werde.

Die Philosophie leidet seit der Restauration an einem Mißwachs, der unerklärlich seyn würde, wenn man nicht bedächte, daß sie nur im Licht der sonnenklarsten Rede- und Preßfreiheit gedeihen kann. Unter dem Druck irgend einer kirchlichen oder politischen Inquisition kann sie nie etwas andres seyn, als Scholastik. So ist denn auch das schöne warme Leben, das noch zu Anfang des Jahrhunderts in der Philosophie rege war, völlig ausgestorben und die moderne Scholastik des Herrn Hegel wandelt allein noch als Gespenst über Gräbern. Diese sich selbst so sehr herabwürdigende Philosophie ist denn auch die Magd der Politik geworden, und uneingedenk der über alles Irdische erhabnen, göttlichen Freiheit, welche der Metaphysik den Namen gegeben, hat sie sich bis zu der Gemeinheit des Trugschlusses erniedrigt, der das Bestehende statt des Beständigen setzt. Doch da die Philosophie tiefer nicht sinken kann, und dieser philosophische Pessimismus in jedem Fall ein unhaltbares Extrem ist, so steht

zu hoffen, daß der natürliche Verlauf der Dinge bald wieder davon abführen wird. Die Philosophie hat allerdings eine so tiefe Demüthigung verdient, denn sie vermaß sich zur Zeit ihrer Triumphe unter Fichte und Schelling viel zu viel; allein sie muß und wird sich von ihrer Niederlage neu erheben. Der glückliche Anfang dazu wird durch den Fleiß gemacht, mit dem man neuerdings die Geschichte der Philosophie betreibt, und in dieser eine neue Basis für die weitern Spekulationen sucht. Dieses nüchterne und in den Grenzen der Schule eingeschränkte Treiben ist denn freilich viel unscheinbarer, als die geniale Schwärmerei für neue Systeme, die vor dreißig Jahren so allgemein herrschte. Das Genie schläft, und bis es wieder erwacht, kann man nichts besseres thun, als es durch Fleiß ersetzen.

Unsere politische Literatur ist von anerkannter Erbärmlichkeit. Nicht nur, daß sie tief unter dem Niveau des Zeitgeists steht, sie ist auch weit schlechter, als sie vor dreißig bis vierzig Jahren war. Wir fragen nicht, haben wir Publicisten und Journale, wie sie heute Frankreich und England haben. Wir fragen nur, haben wir noch Männer, wie einst unser Schlözer war, und Posselt, Archenholz, Huber? Das Geschlecht jener freimüthigen, aber besonnenen, festen aber gemäßigten Männer scheint ausgestorben, und während man vor vierzig Jahren schon das goldne Zeitalter der Aufklärung erreicht zu haben glaubte und weit entfernt war, zu befürchten, daß man von den einmal erkannten sonnenklaren Wahrheiten jemals zurückkommen könne — herrscht jezt in Deutschland der krasseste politische Aberglaube und werden Dinge behauptet, die in den finstersten Zeiten der Hierarchie, des Feudalismus und des antiken Despotismus bei weitem nicht so grell hervortraten. Wie Julianus Apostata, der das Heidenthum wieder herstellen wollte, die heidnischen Gebräuche ins Ungeheure übertrieb, und Hekatomben auf Hekatomben von Löwen, weißen Elephanten und andern seltnen Bestien opfern ließ, so scheinen unsre servilen Schwärmer in ihren Schriften auch alles überbieten zu wollen, was der Servilismus jemals in Praxi geleistet hat. Diese Erscheinung ist aus vielen Gründen erklärlich. Einmal aus dem ruhigen Gleichgewicht gefallen, gerieth der Deutsche zwischen zwei Extreme. Deutschlands Unglück und Erhebung führte eine reine Begeisterung und in deren Gefolge (denn alles Feuer hat Rauch bei sich) eine politische Schwärmerei herbei, die von pfiffigen Miethlingen, wahnsinnigen Phantasten und plumpen Schreiern mißleitet, gefährlich genug wurde, um gewaltsam unterdrückt, und zugleich Karrikatur genug wurde, um auch von der Meinung degoutirt zu werden. Nun fiel man aber auch sogleich ins andre Extrem. Der demagogischen Schwärmerei folgte die servile auf dem Fuße, dem altgermanischen Unsinn der mittelalterliche, der republikanischen Karrikatur die hierarchische. Am deutlichsten bezeichnet Görres diesen Uebergang. Der wackre Görres, einst von Napoleon eine europäische Macht genannt, fiel ein Paar Jahre nachher in den Wahn einer Restauration des Mittelalters und die öffentliche Meinung, deren Diktator er gewesen, warf ihn schonungslos in die Klasse der ihr verhaßten Jesuiten. Die Idee des alten Kaisers, von der Görres ausgegangen, war verpönt; es blieb ihm nun noch die Idee des Papstes und der mittelalterlichen Hierarchie und Aristokratie übrig. Für sie zu kämpfen vereinigte sich mit ihm Friedrich Schlegel, Adam Müller, der alte Stolberg, Haller, Eckstein, Pfeilschifter ꝛc. Mehrere dieser Männer sind so großen Geistes und genossen eines so wohlverdienten alten Ruhmes, daß ihre Schriften unter den Gebildeten und Gelehrten großen Eindruck machten, dennoch aber ihrer Tendenz wegen von der öffentlichen Meinung verworfen wurden. Es zeigte sich, daß die Stimmführer der Literatur selbst unter den Protestanten zu dieser Tendenz hinneigten, sich in die neue Sprache wie in eine Mode fügten und sie gewissermaßen zum Schibolet der Loyalität erhoben, während nur wenige liberale Schreier geistlos und zu ihrem Nachtheil dagegen kämpften, die große Masse des stummen Publikums aber keine Notiz davon nahm, oder einfach eine Sache von sich stieß, die ihr theils unverständlich, theils ihren Sitten und ihrem Vortheil zuwider schien. In der That war die Sprache eines Görres und Schlegel dem schlichten Verstande zu hoch, und die Sprache eines Haller oder Pfeilschifter verächtlich. Die literarische Aristokratie dagegen, die Männer, welche sich ausschließlich die vornehmen Geister nannten, stimmten mehr oder weniger in den Ton der hierarchisch-aristokratischen Reaktion ein. Pries nicht Steffens, wenn er auch von der Hierarchie nichts wissen wollte, wenigstens den Feudalismus? Schrieb er nicht die berühmten Worte: „Dem Adel ist sein Genuß eine Arbeit, darum ist auch dem Bauer seine Arbeit ein Genuß?“ Diente nicht die einflußreiche Hegelsche Philosophie dem krassesten, und predigt nicht auch Goethe bei jeder Gelegenheit den plattesten Servilismus? Ja sogar der selige Voß, der sich für einen Freiheitshelden auszugeben die Medisance hatte, wetteiferte er nicht mit dem Herrn von Haller, um zu beweisen, daß seine Konfession die der weltlichen Macht unterwürfigste und servilste sey? Vor allem aber muß hier an den Heros der Jurisprudenz, Hugo in Göttingen, erinnert werden, der sogar die Sklaverei im eigentlichen Sinne, die der Heloten, Neger und Leibeignen, als recht, vernünftig und weise anpries. Wir könnten diese Beispielsammlung noch bedeutend vermehren, wenn es nöthig wäre. Die servile Ueberspannung des lezten Jahrzehends kommt der demagogischen Ueberspannung

des vorhergehenden ganz gleich. Wie aber die Narrheiten und Frevel der Demagogen (man denke an Sand) der Sache eines verständigten und gemäßigten Liberalismus offenbar geschadet haben, so ist wohl nicht zu läugnen, daß der Wahnsinn der Ultras umgekehrt auch wieder der Sache der bestehenden und legitimen Ordnung schädlich ist. Eine an sich gute Sache wird nur zu leicht durch schlechte Vertheidiger entweiht, und wenn man erst gegen Uebertreibungen kämpft, wird leicht das gesunde Fleisch mit dem kranken ausgeschnitten. Es sind funfzehn lange schöne Friedensjahre verflossen. Was hätte in dieser Zeit nicht alles für die Befriedigung und Versöhnung der Gemüther geschehn können! Aber dann hätte nicht eine Parthei allein triumphiren und in blinder Siegeslust der öffentlichen Meinung Trotz bieten müssen. Die Preßfrechheit der Ultras ist der Ruhe und dem Frieden so gefährlich, als irgend die Preßfrechheit der Liberalen.

Auch die belletristische Literatur hat eine große Veränderung erfahren. Man hätte meinen sollen, der Sinn für das Schöne, der sich früher unter den Stürmen des Kriegs in der Glanzzeit Schillers, der Schlegel, Tiecks und Jean Pauls, Ifflands und Kotzebues so lebendig entwickelt hatte, werde in der Ruhe und dem Glück eines ehrenvollen Friedens noch erfreulicher gedeihen. Doch fand gerade das Umgekehrte statt. Kunst und Geschmack sind schmählich in Verfall gerathen und eine wahre Barbarei ist eingetreten. Alles in der Dichtkunst hat sich aufgelöst und ist in feindselige Extreme auseinander gefallen. Die Schüler der ältern großen Dichter affektiren, den Ruhm derselben fortzusetzen, und ziehn sich in die Vornehmigkeit ihrer Schulen zurück, wo sie den Meister anbeten und nachäffen. Sie glauben allein noch den guten Geschmack zu besitzen, aber in erfindungsarmer geistloser Nachahmung bestimmter Formen und künstlicher Ueberfeinerung gehn sie dem Schicksal aller solcher Jüngerschaften entgegen. Auf der andern Seite macht sich ein poetischer Pöbel mit der schamlosesten Frechheit Platz und ersezt auf der Bühne und in den Buchläden die wenigen bessern Werke älterer Dichter durch eine Sündfluth von barbarischen Bühnenstücken und Romanen. So begegnen sich die subtilsten Abgeschmacktheiten der vornehmen Sentimentalität mit den crudesten Hirngeburten der Gemeinheit, hier ein lyrisches Gedicht oder ein Damenroman, dessen Ueberzartheit in Unsinn oder ins blaue Nichts hinausnebelt, und dort Schicksalsstücke und historische Romane, die im tiefsten Schlamm des Lasters und der Rohheit wühlen. Das natürliche und Schöne geht in beiden Fällen verloren, alles ist Verzerrung und Karrikatur, die Pruderie in den Damenromanen so gut wie die offne Blutschande in den Schicksalstragödien. Das Einfache, Vernünftige und darum auch immer das Schöne wird hier wie dort vermieden.

In welchem kläglichen Verfall ist unsre Bühne! Eben so merkwürdig, als daß man einst den Hanswurst öffentlich verbrannte, bleibt es für die Geschichte der Kunst in Deutschland, daß der Dichterfürst Goethe von der deutschen Bühne getrieben wurde durch einen — Pudel, durch den Hund des Aubry, den Goethe nicht auf den Brettern dulden wollte, und den der neue Geschmack der Deutschen unumgänglich forderte. Doch möchte es noch bei Pudeln, Bären und Affen geblieben seyn, aber Müllner brachte auch menschliche Bestien auf die Bühne, und nun folgten Schaarenweise jene unsinnigen Schicksalsstücke der deutschen und jene eckelhaften Verbrechermelodramen der französischen Bühnensudler. Man gewöhnte sich an das Kannibalische, das denn auch in die historischen Romane überging. Die Dichter überboten sich im Gräßlichen und Unnatürlichen, und das Publikum lechzte danach. Und das alles mitten im Frieden und unter den Auspicien der Humanität! Doch waren diese Stücke noch die Einzigen, die auf irgend eine Wirkung rechnen konnten, da die gänzlich matten Jambentragödien der zahlreichen Nachkommenschaft Schillers in ihrer lauen Erbärmlichkeit gar keinen Eindruck machten, so wenig wie die so ganz unlustigen Lustspiele neuerer Zeit, deren Langweiligkeit den blutigen Manen Kotzebues eine süße Rache ist, denn wer sehnte sich dabei nicht nach ihm zurück?

Der Grund, warum die Poesie so gar wenig mehr gedeiht, scheint in einer gewissen Unbehaglichkeit der Gemüther zu liegen. Die wahre Ruhe und Heiterkeit fehlt, ohne die man Schönes weder recht hervorbringen, noch recht genießen kann. Wie sonderbar, daß in dieser langen schönen Friedenszeit alle Heiterkeit fliehen mußte. Aber das Faktum ist gewiß. Man ist nicht mehr zutraulich, natürlich, lustig. Steif bewegt sich einer neben dem andern fort, einer dem andern mißtrauend, einer den andern bekrittelnd. Fröhlichkeit ist unanständig, das Natürliche gemein. Eine prude Vornehmthuerei bewacht jeden Ausbruch der natürlichen Empfindung, eine kalte nordamerikanische oder altspanische Geseztheit stößt die muntre Laune zurück. Wo bleibt da die Behaglichkeit, die Zärtlichkeit, der Scherz? Wir mögen wohl nicht zu weit von der Wahrheit abirren, wenn wir in dieser Erkältung unsrer Sitten die Hauptursache des poetischen Mißwachses erkennen. Der Zustand unsrer Sitten aber hängt wieder von den Zeitumständen im Großen ab, und aufs neue müssen wir den Vorwurf wiederholen, die schönen funfzehn Friedensjahre hätten uns nicht ernst, verdrießlich, prude, sondern lustig machen sollen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 2. — 5. Januar 1831.

Rückblick auf die Restaurationsperiode und ihre Literatur.

(Beschluß.)

Die Unbehaglichkeit hat sich in einer Gattung von Poesie Luft gemacht, die unsrer Zeit ganz eigenthümlich ist, nämlich in der Nationalsatyre gegen die eigne Nation. Noch niemals hat es auf Deutschland so viel bittre Sarkasmen geregnet, als in der lezten Friedensepoche. Görres, Jean Paul, Julius von Voß, Friedrich, Börne, der Verfasser von Welt und Zeit, der Verfasser der Hammelburger Reisen, Heine xc. haben mit mehr oder weniger Talent gewetteifert, das deutsche Wesen überhaupt oder wenigstens unsern gegenwärtigen Zustand zu verspotten. Ein Zug von Schwermuth geht durch diese Satyre, und wenn sie lacht, ist es das bittre Lachen des Unmuths. Auch kommt diese Erscheinung keineswegs auf Rechnung einiger weniger Malcontenten. Nein, sie entspricht einem Gemeingefühl der ganzen Nation, sie geht von dem gutherzigen, weichen Jean Paul und von dem lebenslustigen Heine so gut aus, wie von dem ernsten Börne, und, was die Hauptsache ist; sie findet überall Eingang im Publikum. Man sieht, die Spötter haben nicht ganz Unrecht, und man liebt sie darum. Zwar soll damit nicht gesagt seyn, daß der Hohn nicht oft zu weit gehe und die Miene einer melancholischen Trostlosigkeit (Börne) oder allzufrivolen Wegwerfung (Heine) annehme, gegen die sich das bessere Gefühl empört. Im Allgemeinen indeß ist die Mißstimmung eine nur allzu natürliche und gerechte. Aber warum hat die neue Friedenszeit nicht mehr das Comfortable der Zeit, welche zwischen dem siebenjährigen und dem ersten Koalitionskriege lag?

Vergleichen wir überhaupt die schöne Literatur jener guten alten Zeit mit der unsrigen, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß damals die Sentimentalität die Regentin der Literatur war, während es jezt die Ironie ist. Die Gefühlsschwärmerei drang damals selbst in die wissenschaftlichen Bücher und jedermann wollte eine schöne Seele haben. Jezt will man nur noch Geist haben. Deshalb war man damals auch grundehrlich, und jezt ist man falsch, damals warm, und jezt kalt. Ja, Kälte, Falschheit und die Sucht, geistreich zu erscheinen, bilden die Elemente jener Ironie, mit der man jezt Philosophien schreibt wie Romane, während sonst die ehrliche Einfalt mit warmer Begeisterung wetteiferte, nur recht gut zu erscheinen, sey es in weltbürgerlicher Schwärmerei oder auch nur in einem Lafontaineschen Romane und in Menschenhaß und Reue.

Dies mag genug seyn, die Schattenseite unsrer neuern Literatur zu bezeichnen. Sollte vielleicht Frankreich darauf eingewirkt haben, sollte vielleicht der ausländische Geist in

natürlicher Rückwirkung den einheimischen, der eine Zeitlang in stolzer Selbstständigkeit sich entwickelt hatte, wieder gedämpft haben? Zu Anfang der Restauration war freilich alles bei uns ultradeutsch. Die Wissenschaft und Kunst beschäftigten sich vorzugsweise mit deutscher Vorzeit, und Fouqué war damals der Lieblingsdichter. Das hat aber bekanntlich nicht lange gedauert, und wenn man sieht, wie alsbald die Liebhaberei an der ästhetischen Seite des Mittelalters sich in eine Liebhaberei an dem Papstthum und Feudalismus, wie die Nazarener sich in Jesuiten verwandelten, so muß man allerdings geneigt seyn, diese Erscheinung in Deutschland von der jesuitischen Reaktion in Frankreich herzuleiten. Dies ist es aber nicht allein, auch die Veränderung, welche die liberale Literatur Frankreichs erlitt, indem sie mit großer Fassung und Vorsicht, Kälte und Falschheit, und mehr mit historischen als theoretischen Gründen der herrschenden Macht zu opponiren sich genöthigt sah, auch diese Veränderung der Denkart und Sprache in Frankreich scheint auf Deutschland eingewirkt zu haben. Dazu kommt der unermeßliche Einfluß der Uebersetzungen. Nie zuvor sind so viele französische und englische Werke in Deutschland übersezt worden, als seit den Karlsbader Beschlüssen. Was insbesondere den Einfluß der französischen Bühnenstücke und der englischen Romane betrifft, so sind diese zum herrschenden Modegeschmack in Deutschland erhoben worden, und Scribe hat Schiller, Walter Scott hat Goethe fast verdrängt. Wenn dem aber so ist, so fragen wir wieder: warum war es dem deutschen Genius nicht vergönnt, in funfzehn schönen Friedensjahren frei seine Schwingen zu entfalten? warum konnte fremder Einfluß den einheimischen Geist zurückdrängen?

Doch hat die neuere Literatur auch eine glänzende Lichtseite, und wir sind weit entfernt, sie verkennen zu wollen. Keine Zeit ist so starr, daß in ihr nicht ein geistiges Wachsthum Statt fände, und die unsre hat eine sehr rasche Entwicklung genommen. Wenn die jüngsten Jahre auch gar nichts gefördert hätten, so sind sie schon deswegen unendlich schäzbar, weil in ihnen vieles abgestorben und für immer verschwunden ist, was früher unsre Bildung hemmte oder ihr eine falsche Richtung gab. Das engherzige Spießbürgerthum, die weiche, feige, sorgliche Familiensentimentalität haben einem höhern Gemeinsinn weichen müssen. Der Deutsche ist aus der Idylle ins heroische Trauerspiel, aus dem Familienroman in den historischen Roman getreten. Der männlichen Gesinnung genügt der gemüthliche Schlafrock nicht mehr, und Rührungen wie die im Werther, bei Iffland, Kotzebue und Lafontaine sind so lächerlich geworden, als sie es verdienen. Die Leiden und die Thaten der Völker haben die Leiden und die Thaten des Familienpapas, der schmachtenden Tochter und des seufzenden Liebhabers vergessen gemacht. Da sich an jene häusliche Sentimentalität der frühern guten alten Zeit unsre gröbsten Nationallaster, die Trägheit und Verweichlichung, Feigheit und Eigenliebe, politische Ehrlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, chinesische Kleinlichkeit und chinesische Eitelkeit, kurz alle die Erbärmlichkeiten knüpften, die in den Koalitionskriegen uns zur bequemen Beute der muthwilligen Franzmänner machten, bis uns die bittre Noth männlich erstarken ließ, so ist es nun wohl nicht mehr als billig, daß wir uns hüten, in diese Erbärmlichkeiten zurückzufallen, und das ist ein großer, unschätzbarer Gewinn der Erfahrung.

Nicht minder mögen wir uns freuen, daß die läppische Theaterwirthschaft, zu der unser öffentliches Leben in jener guten alten Zeit herabgesunken war, aufgehört hat. In jenem tiefen Frieden, der auf den siebenjährigen Krieg folgte, ward eine schöne Kunstbegeisterung rege und alle guten Köpfe der Nation folgten dieser Richtung. So weit man sich nicht mit seinem Familienglück beschäftigte, nahm man ein öffentliches Interesse nur an den Alterthümern und Kunstsammlungen, an Theatern und der Belletristik. Ein feiner ästhetischer Epicuräismus wurde die bei allen Gebildeten herrschende Lebensansicht. Man bezog alles auf das Schöne und Künstlerische. Schöne Geister glänzten an den Höfen und in den Salons, die Monarchen selbst, wie Friedrich II., Katharina II., die Herzogin Amalie von Weimar, der Herzog von Gotha, Joseph II. ꝛc. buhlten als Mäcene, ja selbst als Dillettanten um die Gemeinschaft mit diesen Geistern, und wenn die Vornehmen anfangs geistreich seyn wollten, so wurden bald nachher die Geistreichen vornehm. Künstler und Dichter und was man immer schöne Geister nennt, sind mehr als andre Menschen den Anfechtungen der Eitelkeit unterworfen. Es war mithin sehr erklärlich, warum diese Geister in Deutschland sowohl als in Frankreich von der einmal erstiegnen Höhe ihrer Herrschaft nicht mehr herabsteigen wollten. Als sie in Frankreich dem Hofe lästig zu werden anfiengen, sezten sie sich in politische Opposition gegen denselben, und trugen nicht wenig zum Ausbruch der Revolution bei. In Deutschland gründeten sie sich unter gleichen Umständen ihre eignen Höfe, und kleine Kunstmonarchien nahmen friedfertig und ohne Störung neben den politischen Monarchien Platz. Nun verlangte der poetische König, so weit sein Scepter reiche, solle Alles mit seinem Auge angesehn, alles nur künstlerisch aufgefaßt und behandelt werden. Es traten Philosophen auf, die als Veziere der kleinen Kunstsultans die Lehre aufstellten, daß die Kunst allein die höchste Blüthe und das Ziel des Lebens sey. Die Brüder Schlegel und Solger giengen hierin am weitesten. Es bildete sich jene Kunstansicht des Lebens, die eine Zeitlang die herrschende war und noch immer alte Anhänger hat. So erfreulich es nun war, im Gegensatz

gegen die frühere altprotestantische Prosa und gegen die tölpischen Nachahmungen des altfranzösischen Geschmacks endlich wieder einmal in Deutschland die einheimische Kunst aufleben und gedeihen zu sehn, so ging man doch offenbar wieder im Kunstenthusiasmus zu weit. Es entstand eine wahre Kunstnarrheit daraus, und man entfremdete sich, um ganz eine künstlerische Natur zu seyn, geflissentlich von aller wirklichen Natur. In die Scheinwelt der Phantasie versenkt, achtete man nicht mehr auf die Welt um sich her, und wenn nur der Held im Schauspiel groß und edel handelte, so konnte man selber in der Wirklichkeit immerhin klein und gemein handeln. Man las einen vaterländischen Roman, aber man achtete nicht auf den gegenwärtigen Zustand des Vaterlandes, und nur einmal trat der Fall ein, daß zu gleicher Zeit vor Leipzig eine Völkerschlacht geschlagen wurde, während man in Leipzig ein Dutzend poetische Almanache druckte. Schon Lessing rühmte sich, keine Zeitungen zu lesen, und Callot-Hoffmann hatte einen solchen Eckel vor Zeitungen, daß er keine sehn konnte. — Diese Phantasterei, diese Flucht vor der Wirklichkeit, die einst große Mode war, ist es jezt glücklicherweise nicht mehr, und dies ist ein reicher Gewinn für das Leben, was auch die Kunst dabei verlieren möchte.

Der Hauptgewinn der in unsrer Literatur vorgegangenen Veränderung besteht aber in dem Untergange des Theorienschwindels und in dem Aufkommen des historischen, nur der Erfahrung folgenden Geistes. Der sogenannte philosophische Geist zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, beherrschten alle Fächer der Literatur und wollten alles, ja die Natur und Geschichte selbst, a priori konstruiren. Vom ersten besten obersten Grundsatz ausgehend, zog man die Konsequenz davon und bekümmerte sich weiter nicht, ob die Wirklichkeit und die Erfahrung damit zusammenstimmten. Weil dies ist, sagte man, so muß nun jenes seyn, und so fort, wenn man zulezt auch auf die offenbarste Unmöglichkeit kam. Dieses Verfahren blieb nicht im Gebiete der Probleme stehn. Nicht blos das Zweifelhafte suchte man bestimmt zu erklären, sondern auch das unmittelbar Gewisse wurde durch die Principiensucht und Konsequenzmacherei umzustoßen versucht. Was verlangte man nicht alles von der Natur, und was von der Weltgeschichte, damit diese zähen Stoffe dem philosophischen Formenschneider gerecht würden? Auch auf die politischen Meinungen hatte dieses Verfahren um so mehr Einfluß, als die französische Revolution, welche desfalls in ganz Europa den Ton angab, ebenfalls dem Paroxismus des Theorienfiebers erlag. Zu gleicher Zeit schnitt Robespierre mit der Schärfe der Guillotine und Fichte mit der Schärfe des Arguments durch die Erfahrung hindurch, und noch lange nachdem sich in Frankreich die Erfahrung an der Theorie bitter gerächt hatte, schwärmte man in Deutschland noch in Systemen fort.

Dies hat sich nun in neuerer Zeit bedeutend geändert. In allen Fächern der Literatur ist das theoretisirende Verfahren durch ein empirisches und historisches verdrängt worden. In den vier Fakultäten sind mit einziger Ausnahme der medizinischen, in den lezten funfzehn Jahren wenig neue Ideen zu Tage gekommen, desto fleißiger hat man die Geschichte sowohl der Kirche und der religiösen Meinungen (Neander), als der Philosophie (Ritter, Windischmann, Rixner rc.) und der Jurisprudenz (Savigny, Mittermayer, Grimm rc.) untersucht, und diese historischen Studien sind anerkannt die vortrefflichsten neuern Arbeiten in den respektiven Fächern. Selbst in der Belletristik herrscht dieser Geist. Haben nicht die historischen Romane fast allein alles Interesse in Anspruch genommen? Das Fach der eigentlichen Geschichte aber ist unstreitig neben dem der Naturwissenschaften und Gewerbe das, was jezt die meiste Pflege und Anerkennung findet. Wir haben uns zwar noch immer über den Mangel an guten Geschichtschreibern zu beklagen, desto reicher aber sind wir an guten Geschichtsforschern, und diese müssen jenen immer vorhergehn. Mitten im lebhaften Fortschritte dieser historischen Studien lassen sich ihre Resultate noch kaum übersehn. Allein vergleichen wir z. B. nur, was Rühs in seiner frühern Geschichte des Mittelalters, und was Leo in seiner neuesten an vorarbeitenden Specialuntersuchungen anführen konnte, so springt der Reichthum an trefflichen Arbeiten des lezten Jahrzehends in die Augen. Es ist aber über alle Zeiten und Völker zugleich geforscht worden, und überall sind neue Entdeckungen gemacht, neue Ansichten begründet worden, und es ist in die Geschichtswissenschaft ein Leben gekommen, das in Theologie, Philosophie, Politik, Rechtswissenschaft, Pädagogik und Belletristik beinah erloschen ist.

Gleicherweise haben sich die Natur- und Gewerbkunde des größten Aufschwungs zu erfreuen gehabt, und auch hier ist nur das spekulative Element, die reine Mathematik, auf dem alten Standpunkt stehn geblieben, während alles rein Empirische und Praktische überraschend fortgeschritten ist. Alle Zweige der Naturwissenschaft sind fortwährend kultivirt worden, und glückliche Entdecker so wie fleißige Sammler und Ordner haben die Naturerfahrung unermeßlich erweitert. Dasselbe gilt von der Technologie und von der Landwirthschaft. Hier hat man nicht nur die alten Erfahrungen unendlich bereichert und aufgeklärt, sondern es sind sogar eine Menge neue Wissenschaften entstanden, indem man die einzelnen Zweige des menschlichen Wissens in diesen Gebieten schärfer abgesondert hat.

Dabei bemerken wir einen merkwürdigen Zug, welcher die Naturkunde in die Politik hinüberleitet. Man bleibt nirgends dabei stehn, Erfahrungen nur gedächtnißmäßig zu sammeln und als todtes Kapital liegen zu lassen, nein, man wuchert damit für das praktische Leben. So sind die früher kaum dem Namen nach bekannten Wissenschaften der Statistik, Nationalökonomie und Finanzkunde in der jüngsten Zeit zu vollständiger Ausbildung und unberechenbarer Wirksamkeit gelangt.

Begreiflicherweise mußte diese vielseitige Durcharbeitung der Erfahrung auch auf die politischen Meinungen einen entscheidenden Einfluß üben, und wenn allerdings die alte Theoriensucht sich in der oben geschilderten hierarchisch-aristokratischen, vulgo Jesuitenpartheі auf eine schwindelnde Höhe trieb, so hinderte dies doch nicht, daß die bei weitem überwiegende Mehrheit der Nation sich jene besonnene Mäßigung aneignete, welche jezt die öffentliche Meinung in Deutschland charakterisirt. Offenbar ist jezt nicht mehr irgend eine republikanische oder absolutistische Theorie, sondern lediglich der praktische Nutzen an der Tagesordnung. Man schwärmt nicht mehr für die unerreichbaren Ideale, aber man nimmt seines Vortheils wahr und überlegt mit einer gewissen bescheidnen Sicherheit die Mittel, welche den unmittelbaren nächsten Vortheil des Einzelnen wie des Volks erhalten oder vermehren sollen. Daher ist der alte politische Partheienkampf auf wenige bürgerliche und ökonomische Fragen reduzirt, deren Lösung im Gebiete der Möglichkeit und ganz nahe liegt.

Politik.

Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, und ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt in ehrerbietiger Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung, von Hofrath Prof. Dr. Welcker. Freiburg, Groos, 1830.

Der als Rechtslehrer rühmlichst bekannte Verf. stellt in dieser durchdachten Schrift alle Gründe auf, welche für die endliche Befreiung der deutschen Presse sprechen. Er ist nicht der erste, der so etwas thut, er wird nicht der lezte seyn. Wie Cato lange vergeblich, doch immer unermüdlich rief: Carthaginem esse delendam, so mag wohl jeder deutsche Schriftsteller rastlos rufen: Censuram esse delendam! Jeder — ja, denn Preßfreiheit ist die Lebensluft für den Schriftsteller, ohne die er nicht gesund athmen kann, und nichts ist natürlicher, als daß er nach Luft schnappt, wenn sie ihm fehlt. Daher wäre jeder deutsche Schriftsteller ein ehrloser geistiger Selbstmörder, wenn er nicht die Petition des wackern Welcker freudig unterschriebe. Indem wir es thun, geben wir uns keiner illusorischen Hoffnung hin. Allein unbekümmert um den Erfolg oder Nichterfolg ist es die Pflicht der Petitionnäre, ihr Bedürfniß auszusprechen.

Da übrigens Bittsteller ihre Angelegenheit immer von einer für den Gewährleister vortheilhaften Seite darzustellen pflegen, so können auch wir nicht umhin, hier die Bemerkung anzuknüpfen, daß, wer die Presse befreit, sich dieselben auch zum Freunde macht, und daß es vortheilhaft ist, die Presse zum Freunde zu haben. Gewiß ist wenigstens, daß der die Presse nicht zum Freunde hat, der sie in Fesseln schlägt, und daß die Presse als Feindin immerhin gefährlich bleibt, denn sie ist, wie der Held von Montsalvaz zwar verwundbar, aber nicht sterblich. Wie oft man ihr den Todesstreich versetze, sie lebt immerfort, und wie lange man sie in dem Kerker halte, sie überlebt die Kerkermauern und sprengt zulezt, als eine lebendige Rieseneiche den morschen Thurm auseinander, in dessen Tiefe sie aufwuchs. Immer ist sie es, die über ihre Verfolger, wenn sie sie im Leben nicht besiegte, doch im Tode zu Gerichte sizt. Wie oft hat sie den Damm, der sie engte, durchbrochen und schreckliche Rache genommen! Und nie hat, wer das Spiel gegen sie gewagt, zulezt gewonnen. Darum ist es für das zeitliche Wohl, wie für den ewigen Ruhm räthlicher, sie zur Freundin zu gewinnen und sie zu beherrschen durch Gunst, nicht sie zu reizen durch Gewalt.

In dem Augenblick aber, wo sie wie Simson in den Fesseln drohend sich regt, ist es doppelte Pflicht, ihren verhaltenen Ingrimm zu beschwören, sie zu versöhnen und ihrem rohen Ausbruch durch innere Besänftigung zu begegnen. Wenn rings um das theure Vaterland Gefahren sich thürmen, die aufs neue seine Integrität und alle Interessen, die obern wie die untern, bedrohen, dann ist die öffentliche Meinung in den Bundesstaaten des Bundes natürlichster und bester Bundesgenoß. Darum fessle man sie nicht, man bewaffne sie! — Hat das Vertrauen auf den vaterländischen Geist je die Vertrauenden betrogen? Wir erinnern an 1813. Nichts, wir schwören es aus innerster Ueberzeugung, nichts wird Deutschland in dem bevorstehenden Weltkampfe eine kräftigere und würdigere Stellung zwischen Galliern und Slaven sichern, als ein enger Bund des Bundes mit der öffentlichen Meinung durch Preßfreiheit! —



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 3. — 7. Januar 1831.

Geschichte.

Wir haben im vorigen Jahrgang angefangen, eine Reihe neuer Geschichtswerke durchzugehn, und fahren nun in der chronologischen Folge fort, indem wir nur noch ein Werk über die ältere Geschichte Griechenlands von Plaß, das uns unterdeß zugekommen ist, an das treffliche Werk von Fallmerayer über Griechenlands spätere Geschichte anknüpfen.

19) Geschichte des alten Griechenlands. Erster Band. Vor- und Urgeschichte der Hellenen. Von H. G. Plaß, Conrektor an der Domschule zu Verden. Leipzig, Hartmann, 1831.

Ueber die älteste Bevölkerung Griechenlands ist man noch im Dunkeln. Der Name der Hellenen und Pelasger hat bekanntlich zu unzähligen Untersuchungen Anlaß gegeben, doch sind die Meinungen noch strittig, und aus dem halb mythischen, halb historischen Labyrinth der griechischen Vorzeit ist nicht leicht der rechte Ausweg zu finden. Herr Plaß verwirft von vorn herein die Vorstellung, als ob die Griechen ein ganz besonders Volk gewesen; er beweist vielmehr, daß sie nur der kleine Theil eines größern Gesammtvolks gewesen seyen, welches von Osten, der gemeinsamen Wiege der europäischen Völker, durch Kleinasien eingewandert sey, zu einer Zeit, wo vielleicht Asien mit Europa noch zusammenhieng. Dieses Gesammtvolk hat sich von Kleinasien über Griechenland bis nach Italien ausgebreitet. Der Verfasser theilt es in zwei Hauptstämme, den thrakisch-illyrischen, der sich dem Nordwesten, und den lelegisch-pelasgischen, der sich dem Südosten zugewendet. Die Namen- und Sprachverwandtschaft wird vielfach, namentlich auch aus Homer nachgewiesen, der genau die griechisch-redenden Streiter um Ilion von den barbarisch-redenden unterscheidet. Diese ganze Untersuchung ist lichtvoll und ihr Resultat nicht nur den alten Zeugnissen, sondern auch der Natur der Dinge selbst angemessen. Man kommt überhaupt in neuerer Zeit von der falschen Ansicht zurück, welche sich unter den zahllosen alten Völkernamen nur isolirte selbstständige Völker denkt. Man sieht immer mehr ein, daß die großen Ragen- und Stammunterschiede, welche noch heute Statt finden, auch schon durch die ältere Geschichte gehn und viele Specialvölker unter einem Gesammtvolk vereinigen. Erst kürzlich hat dies Niebuhr in der von uns angezeigten Schrift in Bezug auf die slavische, tartarische und mongolische Rage, unter welchen alle zahllosen sogenannten skythischen Völker begriffen sind, erschöpfend nachgewiesen. Der Verfasser begegnet zweitens dem Vorurtheil, daß die Hellenen von den Pelasgern verschieden, ein neues eingewandertes Volk gewesen seyen. Seine Ansicht ist,

daß die alte pelasgische Bevölkerung des Peloponnes und des eigentlichen Hellas dieselbe geblieben sey, und daß jene Hellenen kein neues Volk, sondern nur einige wenige neue Familien bezeichnen, welche durch ihre höhere Bildung und Waffenkunst sich das rohe Volk unterworfen. Er weist nach, daß zuerst Cypern, Rhodus und Kreta durch phönizische Kolonien Kultur empfangen haben, und daß demnach die ältere griechische Götterreihe, die dem Zeus vorangeht, namentlich aber der berühmte Dienst der cyprischen Venus und des Helios altphönizischen Ursprungs sey, während der noch ältere pelasgische Götterdienst sich in dem eigenthümlichen System der Wald- und Flußgötter, Faunen, Nymphen ꝛc. erhalten habe. — Jene ältern phönizischen Götter aber, Saturn und das ganze Titanengeschlecht, wurden gestürzt durch Zeus und die neuen Götter. Dies fällt genau zusammen mit dem Kampf der sich emancipirenden Insel Kreta gegen das phönizische Mutterland. Kreta riß sich, gleich allen mächtigen Kolonien, los und ein auf dieser Insel geborener Held, Zeus, umringt von erzgepanzerten Kureten, vertrieb die Phönizier von der Insel und stiftete einen mächtigen, mit dem Mutterlande rivalisirenden Seestaat, als welcher das kretische Reich namentlich unter Minos bekannt ist. Schon früher hat Böttiger die nämliche Ansicht ausgesprochen, und Plaß sie nur weiter ausgeführt. So sehr sie den mythologischen Ansichten vom Zeus-Jupiter widerstreitet, so ist doch bei der durchgängigen Vermischung der allgemeinsten Religionsideen mit den besondersten Lokalbegebenheiten bei allen alten Völkern, ein Zusammenhang zwischen dem Obersten der Götter und einem kleinen kretensischen Häuptling keineswegs unmöglich, und nach den Doppelbeziehungen des griechischen Zeus, der bald als der eine, bald als der andre in den Mythen erscheint, sehr wahrscheinlich. Der nordische Odin steht in einem ganz ähnlichen Doppelverhältniß.

Herr Plaß sucht nun ferner nachzuweisen, daß eben so, wie früher die Phönizier auf die griechischen Inseln eingewirkt, so später die Kureten auf das griechische Festland. Von Kreta ging der Kultus des Zeus und der neuen Götter aus, indem kuretische Häuptlinge, Abkömmlinge dieser neuen Götter, daher selbst Halbgötter und Heroen, zuerst von Thessalien aus die rohen Pelasger sich unterwarfen und daselbst als Priesteradel die kleinen Heroendynastien gründeten, die in der griechischen Poesie eine so große Rolle spielen. Diesen kuretischen, erzgepanzerten Adel unter den halbnackten wehrlosen Pelasgern bezeichnet nun der Verfasser als die Hellenen, so daß darunter keineswegs ein besondres Volk, sondern nur die Häuptlinge zu verstehn sind. Der aus Kleinasien eingewanderte Pelops macht die einzige Ausnahme unter diesen hellenischen Geschlechtern.

Sehr ausführlich verbreitet sich nun der Verfasser über die fortschreitende Ausbildung der Aristokratie in Hellas und über den daraus sich entwickelnden Rittergeist in den innern Fehden und abentheuerlichen Unternehmungen nach außen. Am interessantesten aber ist wohl, was der Verfasser über den Einfluß der Aristokratie auf die Religion der Hellenen sagt. Die Vergötterung der Ahnen führte durchaus von der orientalischen Symbolik ab und lieh allen Göttern das reinmenschliche Gewand kräftiger aber roher Heroen, schlauer aber lasterhafter Herrscher, wie eben Jupiter, Merkur ꝛc. erscheinen.

Wenn nun diese Grundzüge des alten Hellenismus im Allgemeinen für ächt, treu und natürlich erkannt werden müssen, so ist es doch gewiß äußerst schwierig, im Einzelnen zu unterscheiden, wie vieles in den griechischen Mythen rein historisch, wie vieles vom Orient entlehnte Symbolik und wie vieles spätere Ausschmückung der Dichter ist. Hier nun scheint Herr Plaß sich von der Vorliebe, überall in den Mythen wirkliche Geschichte zu entdecken, etwas zu weit haben führen zu lassen, und ein ansehnlicher Theil der Thaten griechischer Götter und Heroen dürfte seiner genauen Verwandtschaft mit ähnlichen Thaten fremder Götter wegen wohl symbolischen und nicht geschichtlichen Ursprungs seyn.

20) **Dreißig Ansichten Griechenlands** zu den Werken griechischer Autoren. Gegenden und Monumente darstellend, wie sie von denselben beschrieben und jezt noch in der Natur vorhanden sind. Nach Cokrell, Williams ꝛc. gestochen unter der Leitung des Herrn Professor Frommel. Zweites Heft. Karlsruhe im Kunstverlag, und in Kommission bei Kupferberg in Mainz, 1830. gr. 8. — Dieses zweite Heft ist ganz so schön wie das erste, dessen wir in Nr. 82. des vorigen Jahrgangs ehrenvoll erwähnten. Es enthält den Minervatempel auf dem Vorgebirge Sunium, Theben, Livadia, das Parthenon in Athen, Eleusis, den Tempel des olympischen Jupiter, das Thal von Pleistus, den Parnassus, die Akropolis und den Olymp. Die Wahl des Gegenstandes, die malerische Auffassung, die Luft und Beleuchtung sind höchst geschmackvoll und der Stich in der feinsten englischen Manier, das Ganze für jeden Freund Griechenlands ein äußerst werthvolles Geschenk. — Wie die hier dargestellten Städte und Tempel zerstört wurden, wie die in dem vorigen Werk von Plaß geschilderte alte Bevölkerung Griechenlands ausgerottet wurde, das erfahren wir aus folgender höchst merkwürdigen Schrift.

21) Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. Ein historischer Versuch von Professor J. Th. Fallmerayer. Erster Theil. Stutt-

gart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Dieses historische Meisterwerk wird sich zwar bei Wenigen Dank erwerben, da es uns einer sehr angenehmen Täuschung entreißt, allein gerade wenn die Wahrheit unerfreulich ist, verdient der, welcher sie sagt, doppelten Dank. Herr Fallmerayer beweist, daß die heutigen Griechen nicht Abkömmlinge der alten Griechen, sondern Slaven sind, und damit sinkt der schönste Traum des Philhellenismus in Nichts zusammen. Aber, fragen wir, was verliert die Menschlichkeit dabei? Sind die unglücklichen Neugriechen weniger des Mitleids, sind ihre jüngsten Heldenthaten weniger der Bewunderung, ist ihre Freiheit weniger der Unterstützung werth, weil sie nicht von antikem Adel sind? Gewiß nicht. Wir sollen in ihnen nur die Menschen sehn, gleichviel ob von althellenischem, ob von slavischem Blut.

Der Verfasser hat schon in seiner Geschichte des Kaiserthums Trapezunt seine genaue Bekanntschaft mit der bisher vom Studium so vernachläßigten, dunkeln und undankbaren byzantinischen Geschichte beurkundet. Indem er mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Scharfsichtigkeit die historische Finsterniß aufhellt, die seither über diesem Theil der Weltgeschichte gelastet, erfüllt er eine bedeutsame Lücke, und entspricht zugleich einem Bedürfniß der neuesten Zeit, da die Fortschritte der russischen Waffen am schwarzen Meere und der nahe Verfall des türkischen Reichs die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenden hingelenkt haben. Er tritt hier in Bezug auf den christlichen Theil der Türkei eben so als historischer Entdecker auf, wie Herr von Hammer in Bezug auf den muhamedanischen Theil, und seine Kritik wie sein Styl sind so glänzend, daß wir ihn den besten deutschen Geschichtschreibern unbedenklich an die Seite setzen. Ueberhaupt müssen wir hier wiederholt die neuern und neuesten historischen Studien der Deutschen rühmen, da binnen kurzer Zeit sehr viele treffliche Werke in diesem Fach erschienen sind, auf welche das Publikum aufmerksam zu machen, wir uns mit wahrer Freude angelegen seyn lassen. Kein Zweig unsrer Literatur trägt so viele und gesunde Früchte.

Herr F. zeigt zuerst, wie das alte Griechenland entvölkert, und dann, wie es neu bevölkert worden. Das Gemälde jener Entvölkerung ist schauderhaft. Wir geben nur eine kurze Skizze davon. Schon das Schwert der Römer wüthete so grausam bei der Eroberung Griechenlands, daß ein Zeitgenosse auf einer Reise von Aegina über Megara und Korinth nichts als Ruinen fand. Die eigentliche griechische Bildung zog sich nach Bizanz, Rhodus und Alexandrien. Im alten Peloponnes ging mit der Freiheit auch die Bildung unter, und an die Stelle der alten freien Bürgerschaften trat eine kleine Anzahl reicher Optimaten, umringt von einer großen Schaar Sklaven, wie überall in den römischen Provinzen. Apollonius von Tyana schrieb im ersten Jahrhundert nach Christo: „ich verwilderte, nicht weil ich lange von Hellas abwesend, sondern weil ich lange daselbst anwesend war." Doch blieb die Bevölkerung des Peloponnesus, obwohl vermindert und entartet, noch unvermischt die alte, mit Ausnahme einiger Kolonien, welche die Römer daselbst anlegten. Namentlich ließ sich ein großer Theil des siegreichen Heeres nach der Schlacht bei Aktium in Hellas nieder. Unter den ersten Kaisern wurde das Land öfters von der Pest verheert und von raubsüchtigen Beamten ausgesogen. Uebrigens blieb der Peloponnes von den ersten Stürmen der Völkerwanderung sowohl, als von den Christenverfolgungen verschont, weil die Barbaren nicht über den Isthmus von Korinth schritten und das Christenthum im Peloponnes nur äußerst wenig Anhänger fand. Desto schrecklicher aber litt die Halbinsel, als der bigotte Kaiser Arcadius eine große Heidenverfolgung verfügte. „Das Jahr 396 kann man als den Zeitpunkt ansehn, in welchem der öffentliche Gottesdienst auf der peloponnesischen Halbinsel in der Gluth der brennenden Tempel untergieng und Zeus der Olympier von seinem Throne sank, als den Zeitpunkt, in welchem das Schwert der Skythen (im römischen Solde) den Kern der heidnischen Bevölkerung verzehrte und das Kreuz siegreich auf ihren Gräbern sich aufrichtete. Die Namen der Christen, welche als das Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen sind, hat man der spätesten Nachwelt überliefert. Die Namen jener unerschrockenen Männer aber, welche als Heiden gleichfalls für ihre Ueberzeugung in den Tod giengen oder in Massen ermordet wurden, sind zugleich mit den Gegenständen ihrer Andacht unter dem Schutte der Tempel begraben." Alarich war es, der die alten Götter Griechenlands in ihrer Heimath bekriegte, und glücklicher als die Titanen, sie vernichtete. Wie einst Xerxes so wurde Alarich an den Thermopylen aufgehalten, aber auf gleiche Weise durch Verräther, nämlich durch griechische Mönche heimlich über das Gebirg geführt und nun wälzten sich die Gothen nach Attika hinab. „Alle Städte und Dörfer wurden angezündet, alle erwachsenen Personen männlichen Geschlechts getödtet, Kinder und Weiber als Sklaven weggeführt, die Tempel geschleift, die Bilder zertrümmert. — Zum erstenmale drangen Skythen und Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleusis und schleuderten Feuerbrände in den lezten Zufluchtsort der überwundnen Götter. Mit der Lohe des einstürzenden Tempels mischte sich das Blut des lezten Hierophanten von Griechenland, welcher (nach Eunapius) die Katastrophe vorherverkündigt hatte, und mit allen seinen Unterpriestern von Alarich erschlagen ward. —

Ob und wie tapfer die Griechen von Korinth, Argos, Mantinea, Tegea, Lacedämon und Megalopolis ihre Mauern vertheidigt haben, sagt Zosimus nicht, wohl aber, daß sie alle vertilgt und die benannten Städte niedergerissen wurden.“ Der elende Rest der Bevölkerung, der diesem Vernichtungssturm entgieng, wurde nun von den Kaisern in Konstantinopel mit Kirchen versehn und unter die grausame Zucht einer damals schon stattfindenden christlichen Inquisition genommen. „Damals machten viele edle Männer ihrem Daseyn freiwillig ein Ende, oder starben vor Gram, wie der Philosoph Priscus in Epirus.“ Nur die Bewohner des heutigen Maina erwehrten sich der Pfaffen und zogen sich als gefürchtete Räuber in ihre Schlupfwinkel zurück, wo sie fort und fort dem heidnischen Gottesdienst pflegten.

Nun aber erhob sich erst der furchtbarste Sturm der Völkerwanderung; die Ostgothen, Attila, die slavischen Bulgaren, Anten und Gepiden wälzten sich Jahr aus, Jahr ein über den Hämus und mordeten ganz Griechenland bis zum Isthmus von Korinth systematisch aus. Nur in einigen großen Städten, wie Adrianopel, Philippopel, Justiniana rc. erhielten sich die byzantinischen Besatzungen, das ganze platte Land dagegen ward von slavischen Stämmen bevölkert, die sich daselbst niederließen und Ackerbau trieben, sogar in der Nähe der byzantinischen Festungen. So sagt Procop, daß zu seiner Zeit schon dicht vor Thessalonich Barbaren wohnten. Derselbe Schriftsteller berichtet sodann von einer Pest, welche an den sämmtlichen Küsten des Mittelmeers hundert Millionen Menschen weggerafft haben soll. Ist diese Zahl auch übertrieben, so hat doch der noch griechische Peloponnes gewiß bedeutend von der Pest gelitten. Unterdeß fuhren die Slavinen, slavische Völker aus Rußland, unausgesezt fort, über den Hämus einzuwandern und die Byzantiner so zu bedrängen, daß diese endlich ein andres nordisches Volk, die Avaren gegen die Slavinen zu Hülfe rufen. Bajan, Chan der Avaren, zog aber nur noch mehr slavische Schaaren ins Land, und diese überschwemmten nun auch den Peloponnes, vertilgten den Rest der altgriechischen Bevölkerung daselbst, und gaben dem Lande, indem sie sich darin niederließen, so wie allen Bergen, Flüssen und Ortschaften slavische Namen. „Daß wir heute noch das Jahr bestimmen können, in welchem die Slaven den Peloponnes eingenommen, verdanken wir einem Mirakel des h. Andreas.“ Aus Dankbarkeit nämlich für das Wunder, durch welches dieser Heilige die Stadt Patras *vor 218 Jahren nach der Einnahme des Peloponnes durch die Avaren* gerettet, erklärte Kaiser Nicephorus Patras zu einer Metropolis. Nicephorus aber regierte zwischen 802 und 811; folglich muß auch die Einnahme des Peloponnes zwischen 584 und 593 fallen. Da aber ferner Evagrius ausdrücklich angibt, daß in demselben Jahr, in welchem Antiochia von einem Erdbeben zerstört worden, ganz Hellas von den Avaren unterjocht worden sey, so ist über dieses Jahr, 589, kein Zweifel mehr übrig.

Die ganze Mitte des Peloponnes wurde von den Slaven bevölkert. „Nur in einigen befestigten Küstenstädten, besonders auf der Ostseite der Halbinsel, wie in Patras, Koron, Modon, Argos, Anapli und in den Felsennestern des heutigen Maina erhielten sich doch die griechischen Einwohner, durch die See in Verbindung mit Konstantinopel. Das übrige Land wurde durchaus slavisch.“ „Wenn man nahe bei den Ruinen von Mantinea, Aegium, Olenos, Amikla, Messene und Megalopolis Ortschaften und Bäche findet, welche Goritza, Vorsitza, Caminitza, Pirnatscha, Chlumutzi, Slavitza, Veligosti und Arachova heißen, so wird keine tiefe Einsicht nöthig seyn, um zu erkennen, daß man solche Namen in keinem altgriechisch gebliebenen Lande, wohl aber in Serbien, in Bulgarien, in Gallizien, in Böhmen, Krain, Pommern und in Rußland finden kann, und daß sie folglich nicht von den Hellenen, sondern von slavisch redenden Menschen ursprünglich geschöpft worden sind. Erscheinen aber dagegen auf den Felsenriffen des peloponnesischen Eilandes zwei neue, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts noch nicht vorhandene Städte, *Arkadia* und *Monembasia*, so wird Jedermann ausrufen, das sind hellenische Namen und von Hellenen gebaute Orte. Wenn wir nun auf diesem Wege den Peloponnes Kanton für Kanton untersuchen, überall die Gebirgs-, Fluß- und Ortsbenennungen, wie sie zur Zeit des Pausanias und Procopius im dritten und sechsten Jahrhundert gestaltet waren, mit ihrer verwandelten Form im achten und den darauf folgenden vergleichen, so wird auch der Ungelehrte den Umfang der Revolution zu beurtheilen im Stande seyn, welche dieses berühmte Eiland in seinen Grundfesten umgekehrt hat. Den Einwurf machen, daß die heutigen Moraiten unmöglich slavischer Abkunft seyn können, weil sie griechisch reden, hieße eben so viel, als die Behauptung aufstellen, die Insel Rügen, die Länder Pommern, Meklenburg, Sachsen, Mähren, Steier und das östliche Tyrol seyen immer von Germanen bewohnt und niemals von den Slaven überschwemmt worden, weil man in diesen Ländern heut zu Tage allgemein die deutsche Sprache redet. Dessen ungeachtet wird auch dieser Umstand gründlich und überzeugend erläutert werden, damit der Götzendienst, den man noch immer mit einem übertünchten Mausoleum treibt, aufhöre, und unsere Zeit in den Moraiten nicht die Kinder der alten Hellenen, sondern die menschlichen Wesen lieben und unterstützen lerne.“

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 4. — 10. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

21) Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. Ein historischer Versuch von Professor J. Ph. Fallmerayer. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

(Beschluß.)

Die noch übrigen altgriechischen Küstenstädte, so wie die Inseln, auf welche sich die Griechen frühzeitig vor den Barbaren geflüchtet haben mögen, behaupteten sich zwar gegen die Avaren, geriethen aber in Bürgerkrieg mit Konstantinopel selbst, in Folge des berühmten Bilderstreites. Ihre Flotte wurde vor Konstantinopel geschlagen, und bald darauf vernichtete eine Pest, so furchtbar, wie noch keine gewesen, die ganze griechische Bevölkerung der Cykladen und der Küsten des Peloponneses. Nach Nicephorus und Theophanes sollen nur wenige Menschen übrig geblieben seyn, und Konstantin Porphyrogenitus schreibt, „der ganze Peloponnes wurde nach dieser Seuche slavinisirt und völlig barbarisch.“ „Hatten sich auch noch in den Thälern der taygetischen Gebirge Trümmer von lacedämonischen Griechen erhalten, so sind sie doch ganz sicher durch diese entsetzliche Seuche und die darauf folgende Immigration der Fremdlinge, weggerafft worden, weil wir von dieser Zeit an nicht etwa nur das Eurotasthal bis zum Meere hinab, sondern auch die Halden, die westlichen Abhänge des Taygetus von Kalamata bis Maina hinab, und sogar die innersten Winkel und Thalschluchten dieses famösen Gebirges urkundlich durch die melingotischen Slaven besezt finden. Und so vollständig war die Vernichtung der Hellenen, und die Kolonisirung dieser unwegsamen Gegend durch Slavenstämme, daß noch vierhundert Jahre nachher der ganze Gebirgszug von den Gränzen Arkadiens bis zum Kap Tänarus in der Chronik von Morea vorzugsweise τα Σκλαβικα genannt wird, nachdem der übrige Peloponnes längst durch die wiederauflebende Kraft der byzantinischen Imperatoren unterjocht, bekehrt und gräcisirt war. — Man muß sich unterdessen nicht vorstellen, als wären die von der Pest verödeten Ostküsten des Peloponnesus augenblicklich, wie auf ein gegebenes Zeichen, durch frisch eingedrungene Horden okkupirt worden. Es dauerten vielmehr die Strömungen der Fremdlinge vom Ister bis zum Kap Tänarus während der ganzen Regierungszeit des Konstantin Copronymus, und erst das Ende derselben ist beiläufig als der Gränzpunkt anzusehen, in welchem der eben bezeichnete große Länderstrich wieder mit Bebauern gänzlich angefüllt war und allmählich mit neuen Städten, Dörfern und Maier-

höfen bedeckt zu werden anfieng. Im Jahre 763 ließen sich nach Angabe des Patriarchen St. Nicephorus noch 280,000 frisch eingewanderte Slaven am Flusse Artanas nieder, und sechs Jahre nachher hatten sie schon die Inseln Tenedos, Imbros und Samothracien geplündert und entvölkert."

Dagegen begann die Kaiserin Irene im Jahr 783 ihren Eroberungszug gegen Süd-Slavinia oder Altgriechenland, doch glückte es erst hundert Jahre später dem Kaiser Basilius den slavischen Peloponnes (Slavinia, Morea) zu unterwerfen, mit Ausnahme der Milinger, welche sich in ihren Felsennestern nun eben so tapfer wehrten, wie ehemals die lezten heidnischen Altgriechen. Die unterworfnen Slaven mußten sich zum byzantinischen Christenthum bekehren und nahmen auch nach und nach durch die lange Unterwerfung die byzantinische, neugriechische Sprache an, um so mehr, als sie keine eigne Schrift hatten, sondern die Buchstaben erst von den Byzantinern erhielten.

Der Verfasser geht nun zu nähern Namenerklärungen über. Er beweist, daß Morea, der neue Name des Peloponnes, slavisch sey und Küstenland bedeute, wie Pommern (Po — moran) und das Land der Morlachen (Moro — Wlachen). Dann zeigt er, daß die meisten slavischen Ortsnamen im Innern von Morea in allen slavischen Ländern häufig wiederkommen; z. B. Planitza (Bach), wie mehrere Bäche in Böhmen und Schlesien heißen; Goritza (Berg), ein äußerst häufiger Name, auch im slavischen Deutschland, z. B. Görz, Göritz, Görlitz; Kamenitza (Stein), bei uns Kemnitz, Kamenz rc. Der Verfasser geht alle einzelnen Theile Moreas und alle Namen aufs sorgfältigste durch. Wir fügen hier nur noch seine Bemerkungen über Maina bei. Dieser Name ist neu, selbst Procop kennt ihn noch nicht, und doch sagt Konstantin Porphyrogenitus, daß zu Maina noch die Nachkommen der alten Hellenen lebten. Diesen Irrthum erklärt sich der Verf. folgendermaßen. Er sezt Maina und Mania (die Wuth) gleich, also daß Mainoten so viel als die Wüthenden heißen. Diesen Namen aber trugen kurdische Christen, welche vor Chosrew II. bei dessen Christenverfolgung aus Persien flohen, sich im Gebirge Libanon festsezten und von hier aus einen fanatischen Krieg gegen die Mohamedaner führten. Man nannte sie Mardaiten, d. i. Räuber, Wüthende. Als aber im Jahr 686 der erste Frieden zwischen Kaiser Justinian II. und dem Chalifen Abdulmelik geschlossen wurde, verpflichtete sich der Kaiser, die Mardaiten von fernern Kriegen gegen die Muhamedaner abzuhalten, und er verpflanzte 12,000 Männer derselben mit ihren Familien theils nach Kleinasien, theils nach Thrazien. Darauf aber erwähnt Konstantin Porphyrogenitus ausdrücklich „Mardaiten, welche im Peloponnes wohnen," und somit ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Mardaiten ihren räuberischen Sitten gemäß, sich in Maina niedergelassen, sich gräcisirt und den Namen erhalten haben, der nur die griechische Uebersezung von Mardait ist und dasselbe bedeutet. — Daß übrigens die Küstenörter, die sich anfangs lange gegen die Slaven hielten, und die unmittelbar nach ihrer Slavisirung wieder den Byzantinern unterworfen wurden, ihre alten Namen beibehalten haben, ist sehr natürlich, ohne daß deshalb auf das altgriechische Blut ihrer heutigen Bewohner der mindeste Schluß erlaubt ist. „Als Resultat dieser langen Prüfung ergibt sich, daß am Schlusse des zwölften Jahrhunderts von den althellenischen Ortsnamen des Peloponneses noch ungefähr fünf und zwanzig übrig waren, wovon ein und zwanzig an der Seeküste, vier aber in einiger Entfernung lagen. Hiezu rechne man noch die alten Flußnamen Erasinus, Inachus, Anigra und Erata mit dem Vorgebirge Drepanon, und man hat aus den vielen hundert Namen des Alterthums etwa noch dreißig gerettet, was nach unserem Dafürhalten jeden Zweifel über Größe, Dauer und Umfang der Verwandlung dieser Halbinsel auf immer heben soll. Hierbei ist auch nicht zu vergessen, daß sogar die noch griechischredenden Ueberbleibsel des Peloponneses schon im zehnten Jahrhunderte zu Konstantinopel nicht mehr als Hellenen, sondern als eine Bastarbrace angesehen wurde, welche die Spuren ihrer slavischen Abstammung im Antlize herumtrage."

Zum Schluß schildert der Verfasser die Eroberung des byzantinischen Reichs durch die Franken und die Lehnsherrschaft der Familie Ville-Harduin über Morea, durch deren Tapferkeit endlich auch die slavischen Milinger, die lezten Heiden, und die Mainoten bezwungen wurden.

22) Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Erster Band. Zweiter Band, erste und zweite Abtheilung. Hamburg, Perthes, 1826 — 1830.

Wenn irgend ein neueres Werk in der Geschichte der Literatur Epoche machen wird, so ist es das vorliegende. Steht es auch für den Augenblik, da alle Köpfe von der Politik eingenommen sind, in bescheidnem Hintergrunde, so sichert ihm doch sein innrer Werth und die Wichtigkeit seines Gegenstandes eine lange Dauer und einen mächtigen Einfluß auf die religiösen Entwicklungen der Folgezeit. Es ist ohne Widerrede die beste Kirchengeschichte, die wir bis jezt erhalten haben. Auch konnte erst die neuere Zeit ein solches Werk hervorbringen, indem früher die Polemik zwischen Protestanten und Katholiken, oder Offenbarungs- und Vernunftgläubigen beständig den reinhistorischen Standpunkt verrückte. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es ohne Gefahr noch nicht möglich tolerant zu seyn, nachher vergiftete umgekehrt die Religionsspötterei

die dem Kirchenhistoriker nothwendige ernste und fromme Gesinnung. Dazu kommt, daß erst in neuerer Zeit durch zahlreiche Special-Untersuchungen die dunkleren Parthieen der Kirchengeschichte, die sich auf die abweichenden Sekten, deren Zusammenhang mit heidnischer und späterer weltlicher Philosophie ꝛc. beziehn, besser aufgehellt worden sind, und daß überhaupt erst der historische Geist unsrer Tage eine gerechte und vollständige Würdigung aller Bedingungen des kirchlichen Lebens in den verschiednen Epochen möglich gemacht hat, weil man früher den organischen Zusammenhang aller geschichtlichen Erscheinungen noch niemals recht beachtete, sondern immer einseitig nur eine dieser Erscheinungen für sich und im Gegensatz gegen andre auffaßte. Herr Neander hat aber das große Verdienst sich erworben, mit der ausgedehntesten, in neuerer Zeit so sehr erweiterten Gelehrsamkeit den durch den Gegenstand gebotenen frommen Ernst und den überschauenden und seinen Gegenstand vollkommen beherrschenden Blick des philosophischen Historikers zu vereinen.

Die Grundansicht, der er durch das ganze Werk folgt, ist keine vorgefaßte Meinung, sondern das Resultat der Forschung, sie wird daher im Verlauf der Untersuchung auf jeder Seite bestätigt. Er sezt das Wesen des Christenthums in die Heiligung des Lebens. Damit weist er von sich zwei entgegengesezte Extreme, erstens die Ansicht, nach welcher das Wesen des Christenthums in dem Wissen, in der Erkenntniß gewisser Lehren vom Wesen Gottes, der Welt, der Seele, der Unsterblichkeit ꝛc. liegen soll, — zweitens die Ansicht, nach welcher es in gleichgültigen, oder gar unnatürlichen Zeichen und Handlungen, in der Werkthätigkeit, in Ceremonien oder in der Abtödtung und Ascetik liegen soll. Das Christenthum, sagt er, ist keine Philosophie, es gibt dem Wissen keine Aufschlüsse, es beschäftigt nicht einseitig den Geist, es ist vielmehr eine lebendige, den ganzen Menschen durchdringende, sein ganzes Leben heiligende, zum Guten stimmende Kraft. Es ist aber eben deshalb auch keine unnütze oder gar unnatürliche Werkthätigkeit, die dem gewöhnlichen Leben entgegengesezt ist. Es ist vielmehr der Sauerteig des Lebens, das Salz der Erde, es wirkt nur im Leben, wie der Sauerteig im Brod, wie das Salz in der Speise. So war das Christenthum von seinem Stifter gemeint, so bildete es sich bei den ersten Christen aus, und darauf wurde es auch von allen Reformatoren immer wieder zurückgeführt, wenn es nach einem oder dem andern jener beiden Extreme sich verirrt hatte. Es fing indeß schon frühe an, auf diese beiden Abwege zu gerathen. Die Heidenchristen bezogen bald das Christenthum nur auf ein höheres Wissen (Gnosis) und vermischten es mit der platonischen und orientalischen Philosophie. Diesen griechischen Gnostikern gegenüber bezogen im Gegentheil die Judenchristen und später die römischen Kaiser das Christenthum auf äußre Werkheiligkeit, und vermischten es theils mit der altjüdischen Hierarchie, theils mit der indischen Ascetik, theils mit der römischen Politik. So entstanden auf der einen Seite eine Anzahl philosophirender Sekten und auf der andern das Einsiedler- und Mönchsleben, das bevorrechtete Priesterthum und die Kirchenpracht. Dasselbe wiederholt sich später immer wieder aufs neue und in noch schroffern Gegensätzen. So finden wir in der Blüthe des Mittelalters zugleich die Scholastik gegenüber den Bettelmönchen und der vollendeten Hierarchie, und noch später in der Reformation die Mystik gegenüber den Jesuiten und der politischen Landeskirche. Das wahre Christenthum geht immer nur durch diese Gegensätze hindurch, behauptet sich aber auch immer zwischen denselben und führt von deren Uebertreibungen zurück. Alle großen Kirchenlehrer und Reformatoren zeichnen sich dadurch aus, daß sie das lebendige Christenthum gegen die Denker, das heilige Leben gegen die scheinheilige Werkthätigkeit vertheidigen. Und gerade darin, daß das Christenthum nie eigentlich sein eignes Ideal erreicht hat, sondern immer nur kämpfen muß gegen jene Verirrungen, gerade darin sieht der Verf. die Bestimmung des Christenthums. Es soll nämlich in der Menschheit wie der Sauerteig im Brode, wie das Salz in der Speise wirken, und damit es dies könne, muß es sich mit allen menschlichen Verirrungen vermischen. Indem es sich in dieser Vermischung selbst eine Zeitlang verunreinigt, reinigt es eben dadurch die Menschheit. Es hat die Bestimmung, wie Christus selbst zur Erde und sogar zur Hölle hinabzusteigen und bis in die lezte Wurzel alles Uebels einzudringen, um es von der Wurzel aus zu heilen.

Dies ist die schöne Grundansicht des Verfassers, die sich zugleich als die richtigste und wahrste im ganzen Verlauf der Geschichte bestätigt, denn nie ist das Christenthum entartet, ohne daß diese Entartung zur Reinigung dessen führte, wodurch es entartete. Es vermischte sich mit der heidnischen Philosophie, nur um zulezt diese Philosophie zu läutern, mit der cynischen Ascetik, um zulezt die so sehr gesunknen heidnischen Sitten neu zu veredeln, mit der Hierarchie, um die Staaten zu besserer Gestalt umzuschmelzen, mit der Pracht der Künste, um diese schöner zu verjüngen. Der ganze Zustand unsrer neuen Sitten und Staatsverfassungen, Wissenschaften und Künste ist aus jener Vermischung und temporären Verunreinigung des Christenthums mit entgegengesezten Denk- und Handlungsweisen hervorgegangen.

Indem der Verfasser aber, stets festhaltend an der Idee des lebendigen Christenthums, die Hineinbildung des Christenthums einerseits in die geistige, philosophi-

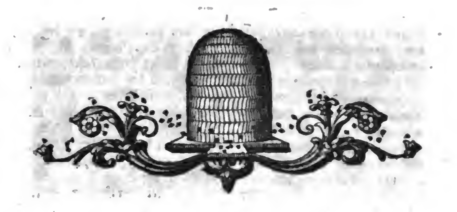
rende, gnostische, andrerseits in die sinnliche, jüdisch-römische Richtung als Abwege bezeichnet, verleitet ihn die strenge Konsequenz zu einiger Unbilligkeit gegen die christliche Philosophie und Aesthetik. Geben wir auch uneingeschränkt zu, daß die tiefsinnige Gnosis und Mystik, welche das Wesen Gottes, die Weltschöpfung, die ewige und zeitliche Natur des Menschen und das Leben nach dem Tode zu erklären unternimmt, und die schöne Kunst, namentlich des katholischen Mittelalters, Nebendinge sind, die das lebendige Christenthum nichts angehn und die es nicht bedarf, so ist darin noch keine Verwerfung, oder auch nur Gleichgültigkeit gegen diese Nebendinge ausgesprochen. Der menschliche Geist will und muß philosophiren, das menschliche Gemüth will und muß sich in das Schöne versenken, und gerade je tiefer der Mensch zugleich vom lebendigen Glauben des Christenthums durchdrungen ist, desto eifriger muß er streben, jenes philosophische und ästhetische Bedürfniß damit in Einklang zu bringen. Wenn er nur seine Philosophie und Kunst dem lebendigen Christenthum nicht entgegengesezt, oder es mit ihnen zu ersetzen wähnt, wenn er sie vielmehr dem Christenthum unterordnet, so kommt ihnen als dienenden Engeln neben der Gottheit unsre volle Verehrung zu. Die Erfahrung selbst hat darüber schon entschieden. Das christliche Denken und Dichten hat sich neben dem christlichen Handeln ausgebildet, immer mehr an ihm sich läuternd. Der Doppelbegriff der Freiheit und der Liebe, der dem Alterthum fehlte, hat die Philosophie unendlich veredelt, und wie wunderbar hat die Kunst im Christenthum sich verjüngt. Was ist, fragen wir, die ältere Kirchenmusik, wenn sie nicht christlich ist, wenn es keine christliche Musik, keine durchs Christenthum geheiligte Sinnlichkeit geben sollte?

Der Verfasser geht in seiner strengen Konsequenz so weit, daß er sogar das Martyrerthum verwirft. Allerdings ist „christlich leben" besser, als „für Christo sterben;" allerdings mochte die Martyrer zuweilen ein versteckter Hochmuth beseelen; allerdings war es unklug, sich zu opfern, wenn man sich durch eine kleine List hätte retten können; aber welch erhabne Unklugheit, ruhmwürdiger gewiß, als die vom Verfasser allzu sehr gerühmte geistliche Klugheit derer, die sich den Verfolgungen schlau zu entziehn wußten! Es versteht sich von selbst, daß Helden, wie es die Martyrer waren, immer nur Ausnahmen sind. Waren sie unklug, so waren eben tausend Andre dafür desto klüger. Warum ihnen einen Fehler vorwerfen, welcher der Sache des Christenthums nichts geschadet hat, da ihre großartige Aufopferung im Gegentheil dieser Sache unendlich genuzt hat? Hat ihr Beispiel etwas Gefährliches, so seyen wir doch ja nicht bange, daß es allzuhäufig werde befolgt werden. Aber wir gestehn, wir würden am Christenthum verzweifeln, wenn es die Menschen niemals bis zu dem Grade der Selbstentsagung hätte begeistern können, wenn es niemals Martyrer gehabt hätte.

Doch es kommt weniger darauf an, ob Herr Neander die Thatsachen, die er erzählt, billigt oder mißbilligt, als darauf, ob er sie treu, vollständlich und klar mittheilt. Dies muß in hohem Grade von ihm gerühmt werden. Ref. maßt sich nicht an, so unermeßliche Studien korrigiren zu können. Er kennt nur einige der bedeutendsten Kirchenlehrer im Original, namentlich gnosticirende, allein diese Vergleichungspunkte reichen hin, um den Scharfsinn zu erkennen, mit welchem Herr Neander in seinem verhältnißmäßig sehr gedrängten Werke überall die charakteristischen Hauptpunkte der verschiednen Lehren und die bezeichnendsten Citate aus den Quellen ausgewählt hat. Auch bestätigt sich dies durch jede Vergleichung mit frühern Kirchenhistorikern. Neanders Methode, stets einen reinchristlichen Mittelpunkt fest zu halten und von da aus die abweichenden Richtungen der Kirche einander zu kontrastiren, macht den Ueberblick des Ganzen ungemein leicht, und die treffende Schärfe, mit der er jede einzelne Lehre und Meinung, so wie die äußre Geschichte der Kirche schildert, hat so etwas Klassisches, daß die Kirchengeschichte in dieser Art und in so großem Umfang noch nichts Aehnliches hervorgebracht hat.

Der erste Band umfaßt die drei ersten Jahrhunderte bis auf Konstantin den Großen, schildert also die Kirche in ihrer ersten Erniedrigung und Verfolgung, welches aber auch noch die Zeit ihrer ersten Reinheit und ihres Heroismus war. Der zweite Band reicht von Konstantin bis auf Gregor den Großen, schildert also den Sieg des Christenthums über das Heidenthum und damit zugleich die Begründung der Hierarchie und der heidnischen Reaktion im Christenthum selbst. Denn im Grunde hat der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum nie aufgehört. Aeußerlich besiegt, pflanzte sich das Heidenthum innerlich im Christenthum selbst fort und wurde ihm nur um desto gefährlicher. Auch der erste Gegensatz, der sich im Christenthum bildete, zwischen gnostischer Philosophie und jüdischer Werkheiligkeit, blieb fort und fort in der Kirche und trat in der zweiten Periode in dem Gegensatz des philosophirenden Orients gegen das jüdisch-hierarchische Rom über. Der Kampf dieser Partheien gegen einander, und einer ächt christlichen gemäßigten Parthei gegen diese beiden Ultrapartheien, wird vom Verfasser mit außerordentlicher Lebendigkeit geschildert; und der Gegenstand ist für jeden Christen von so unendlicher Wichtigkeit, der Vortrag des Verfassers aber so verständlich, daß wir dringend wünschen, das klassische Werk möge nicht blos von Geistlichen, sondern auch überall von Laien gelesen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 5. — 12. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

23) Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi. Herausgegeben von M. Ch. G. Blumhardt, Inspektor der evangel. Missionsschule zu Basel. Erster Band. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Mit einem Kärtchen. Basel, Neukirch. 1828—29.

Auch dieses Werk enthält einen wesentlichen Theil der Kirchengeschichte, der bisher eine besondre Behandlung noch entbehrt hat. Der Verfasser ging von dem Bedürfniß der Basler Missionsschule aus, und wollte zugleich den Gegnern des Missionswesens beweisen, daß dasselbe nichts neues sey, daß vielmehr von den ältesten Zeiten der Apostel an bis jezt Missionen Statt gefunden haben und das wirksamste Mittel für Ausbreitung des Christenthums gewesen seyen. Die beiden vorliegenden Theile gehn nur bis auf Konstantin den Großen, enthalten daher nur die Geschichte der ältesten Missionen der Apostel und ihrer nächsten Nachfolger. Doch ist darin beinahe die ganze Geschichte des Christenthums selbst enthalten, da es sich in jener ersten Zeit der Verfolgung nur durch Missionen verbreitete. Am meisten Interesse erregen hier schon die Missionen in entferntere Ländern, namentlich Persien und Indien, Gallien und Britannien. Wenn unser Blick von den innern Streitigkeiten und weltlichen Verderbnissen der Kirche oft zurückgestoßen wird, so weilt er dagegen mit Freude bei den Boten des Heils, die, ungleich den Pilgern, nicht zum h. Grabe, sondern von ihm auswandernd, nach allen Weltgegenden hin das Licht tragen, tausend Gefahren bekämpfend, und sie besiegend durch die Macht der Liebe. Während in der Mitte des christlichen Reichs schon Dunkel sich einschleicht, strahlen seine äußersten Grenzen noch im ersten Licht, und während dort schon jüdisch-heidnisches Laster die Herrschaft in der Kirche gewinnt, waltet hier noch die alte christliche Einfalt und Tugend. In den Missionären hat sich von jeher diese Einfalt erhalten, weil sie bei fremden und rohen Völkern fast immer unter den gleichen Bedingungen auftraten, wie die ersten Christen unter den alten Juden und Heiden.

Dennoch hat auch das Missionswesen in späterer Zeit unter der allgemeinen Verderbniß der Kirche leiden müssen. Die Jesuiten entweihten es, indem sie es zu einem Mittel für politische Zwecke herabwürdigten, und erst die aus dem Schooß der Reformation hervorgegangenen Pietisten stellten es in seiner altapostolischen Reinheit wieder her. In dieser Beziehung werden die folgenden Bände des sehr schätzbaren Werks vom größten Interesse seyn.

24) **Greuelscenen aus der Geschichte des römischen Papstthums.** Dargestellt vom Pfarrer Lippold. Leipzig, Kummer, 1830. — Alle Schandthaten, die je von römischen Priestern ausgegangen, sind hier zu einem Bouquet Giftblumen zusammengebunden. Der Verfasser entschuldigt diesen sonderbaren Geschmack damit, daß auch auf der entgegengesezten Seite die römisch-katholische Parthei sich aller, nur irgend wirksamen Mittel bediene, um den Protestantismus verhaßt zu machen. Ist dem auch so, so folgt doch nicht, daß man ein schlimmes Beispiel befolgen müsse. Es bleibt immer ungerecht, blos die Schattenseite einer Sache darzustellen. Uebrigens ist dies Gemälde leider nur allzu treu. Ja, alle diese hier geschilderten Greuel sind wirklich geschehn, nur hat der Verfasser im Partheihaß alles Gute übersehn, was auch geschehn ist.

25) **Das Mährchen von der Päpstin Johanna** aufs Neue erörtert von Dr. W. Smets. Kölln, Pappers und Kohnen, 1829. — Der als eifriger Katholik bekannte Verfasser stellt aufs neue alle Beweise zusammen, durch welche die Geschichte der sogenannten Päpstin Johanna schon längst unter die Mährchen versezt worden ist. Im Grunde kommt aber wenig darauf an, ob dergleichen Mährchen einen historischen Grund haben oder keinen, wenn sie nur als Mährchen allgemeine Verbreitung gefunden haben. Daß man die tolle Erfindung einer Päpstin machen und so lange daran glauben konnte, ist nicht weniger merkwürdig, als wenn wirklich eine solche Päpstin gelebt hätte. Das matrimonium S. Petri ist auch ein Mährchen, und als solches tausendmal widerlegt, und doch hat es vollkommen die Wirkung einer Wahrheit gehabt. Wenn Erfindungen so große Erfolge haben, so müssen sie im Sinn der Wirklichkeit erfunden seyn. Thatsachen erzeugen Meinungen, Meinungen gestalten sich zu Mährchen, die wieder wie Thatsachen genommen werden. So war es ja immer.

26) Essai sur les anciennes assemblées nationales de la Savoie, du Piémont et des pays qui y sont ou furent annexés par le Comte Ferdinand dal Pozzo, Ancien Maitre des Requètes, et premier Président de la cour imperiale de Gènes. Tom. I. Paris 1829.

In keinem europäischen Staat ist die Landesgeschichte so dunkel und so mit Fleiß entstellt und in Nacht gehalten, wie in Savoyen und in Piemont. Zwar fehlt es keineswegs an einheimischen Schriftstellern, sie gehören aber weit weniger dem Land und dem Volk, als den Fürsten und dem Hof an, seinen Ereignissen, Festen, Todesfällen, Beilagern und Taufen, desgleichen den Kabinetskriegen und den kirchlichen Stiftungen, wie das leider auch in Deutschland lange Sitte gewesen ist. Guichenon, ein sehr gelehrter Mann des 17ten Jahrhunderts, hing in Allem was er sagte, von dem Turiner Kabinet ab, theilte diesem sogar seine Manuscripte mit, und schmeichelte dessen absurden Ideen über die Abstammung des Hauses Savoyen vom Haus Sachsen, wodurch die Ansprüche der savoyenschen Fürsten auf den deutschen Kaiserthron frisch erhalten wurden. Der Graf Emmanuel Tesauro zeigt sich in seiner Geschichte der Stadt Turin und in dem Buch über den Ursprung der bürgerlichen Kriege in Piemont zwar als gründlicher Historiker aber auch als schmeichelnder Lobredner der Königsgewalt und des Beamten-Despotismus. Spätere savoyische Geschichtschreiber waren im treuen Dienst freier Prinzessinnen des Landes. Andere Historiker z. B. Saint-Real und Giannone wurden zur Geschichtschreibung Savoyens und Piemonts angehalten, wie sie der Hof haben wollte, sie wollten aber nicht an das Geschäft. Wieder Andere bearbeiteten sie nach den mitgetheilten Materialien auf ihre Art, z. B. Pater Lama und Pater Roma, Professoren an der Turiner Universität, Gioffredo u. s. w. Ihre Manuscripte kamen aber nie ans Tageslicht. Es ist unglaublich, welche Menge kostbarer Handschriften dieser Art in den Archiven und in den verschlossenen Schränken der Universitäts-Bibliothek zu Turin liegen, und deren Druck sorgfältig verhindert wird.

Als Muratori Materialien zu seiner Geschichte Italiens sammelte, gab er sich alle ersinnliche Mühe, um Handschriften über Piemont und Montferrat zu bekommen. So verlangte er unter andern eine Astische Chronik von Raimond Ture aus dem 12ten Jahrhundert. Aber all sein Bitten war, wie er selbst sagt, vergebens, die piemontesischen Archive gaben Nichts heraus. Glücklicherweise theilte ihm der Marchese Malaspina von Tortone die Chroniken des Ogera Alfieri und der zwei Ventura mit. Dies sind mit der alten Chronik von Novalese die einzigen Handschriften, welche er über das ganze Land in sein rerum Italicarum Scriptores eintragen konnte. Nirgends war dies Verstecken so arg als in Turin. Darum wurden da die alten Landesgesetze nach den Bedürfnissen der Regierung verstümmelt. Es sind zwar einige Sammlungen davon erschienen, z. B. die von Varcelli, sie wurden aber nach dem Willen zweier piemontesischen Staatsminister gemacht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nach dem Erscheinen dieser Sammlung, die Originale, frühere Abschriften und Abdrücke, sorgfältig versteckt oder gar zerstört wurden. Als die Franzosen über Savoyen und Piemont herrschten, begann auch für die Geschichtschreibung des Landes eine bessere Zeit. Leider aber blieben die Archive nach wie vor verschlossen, denn auch die kaiserliche Regierung wollte von den alten Landesfreiheiten nichts hören. Das wenige,

was ans Tageslicht kam, bewieß, wie unsäglich Viel noch fehlte. Diesem suchte der Graf Galli und der Abbé Grillat durch bedeutende Sammlungen von Materialien abzuhelfen, und allerdings gaben sie das Beste, was wir bis auf den heutigen Tag in dieser Hinsicht besitzen, denn als später das alte Regentenhaus nach Turin zurückkehrte, war an keine Nachsuchung und Bekanntmachung dieser Art mehr zu denken. Denina's Werk über die Geschichte des westlichen Italiens, weit entfernt von seinem trefflichen Buch über die italienischen Revolutionen, muß sehr oberflächlich genannt werden, und in Beziehung auf Savoyen und Piemont enthält es die gröbsten Irrthümer und Verwechselungen. Gründlicher und gewissenhafter sind des savoyischen Marquis Costa de Beauregard's, zu Turin 1816 erschienene, historische Memoiren über das Haus Savoyen vom 11ten Jahrhundert bis zum Jahr 1796. Aber auch ihm fehlt es nicht an Irrthümern und zahlreichen Lücken, so wie an gewinnenden Bemerkungen über das regierende Haus, in dessen Residenz und mit dessen Censur das Buch erschien. Neuerdings hat Grenus in Genf in seinem Document historique du pays de Vaud und in seinem Fragment sur Genève viel neues Licht auf Savoyens Geschichte geworfen, und alles was er darüber sagt, hat großen Werth, das urkundlich belegt ist. Wenn nun in diesem Feld fortgearbeitet würde, so könnte Savoyens und Piemonts Geschichte nach und nach aus ihrem Dunkel hervorgehen. Dazu wird aber freilich die jetzige sardinische Regierung nicht die Hand reichen, da sie dal Pozzo's Buch gleich nach seinem Erscheinen streng verboten hat.

Auch von Savoyens Geschichte wie von der deutschen und französischen läßt sich Frau von Staëls Aeußerung wiederholen: il importe de repeter à tous les partisans des droits que reposent sur le passé que c'est la liberté qui est ancienne; et le despotisme qui est moderne.

Seit der Restauration des Turiner Hofs haben mehrere seiner Angehörigen und besonders der Graf Botton de Castellamonte größere und kleinere Schriften herausgegeben, worin behauptet wird, die alten Stände seyen höchst verderblich für das ganze Land gewesen, dabei seyen nur die Prälaten, die Lehnsträger und die unmittelbaren Städte, aber keineswegs das Volk repräsentirt worden; diese Ständeversammlungen hätten wie überall nur dazu gedient, das Ansehen des Regenten zu vereiteln, nützliche Reformen zu verhindern, und die Macht der Geistlichkeit und des Adels zu vermehren; erst nach dem Aufhören dieser Stände habe Piemonts Glanz und Glück begonnen und habe drei Jahrhunderte hindurch ununterbrochen fortgedauert; Emanuel Philibert (1561) habe diese hindernden Stände in einen großen Gerichtshof umgeschaffen, und ihnen befohlen, die neuen Gesetze nach Art des französischen Parlaments einzuregistriren, wobei er selbst noch das Recht gehabt, die Mitglieder dieses großen Gerichtshofs ein- und abzusetzen. „Wenn später, besonders seit Victor Amadeus I. ein Widerspruch von dem Parlament, oder auch nur von einigen Gliedern desselben vorgekommen: so sey die Ursache ganz einfach, denn die Präsidenten, die Generaladvokaten und die ausgezeichnetsten Mitglieder des Gerichtshofs seyen vorher immer nach Hof berufen und von der Regierung consultirt worden, wenn sie ein neues Gesetz geben wollen." In neueren Schriften, deren Verfasser gute Posten innehaben, wird Aehnliches behauptet; da heißt es: unsere Regenten sind immer die Väter des Vaterlandes gewesen; die Regierungsform war in den ältesten Zeiten ganz unabhängig und absolut, erst später maßten sich die Stände einiges Ansehn an, aber lange nicht so viel als man behauptet hat; nach dem Herzog Emanuel Philibert kamen jedoch auch diese in Verfall; die Landstände trugen dem Regenten blos Bitten vor, nie haben sie etwas gefordert, die Finanzen und das Militär hiengen gar nicht von ihnen ab; sie versammelten sich auch nur auf Befehl des Regenten, mit einem Wort, diese Landstände waren sehr unbedeutend, und ihre Versammlungen brachten dem Land in unruhigen Zeiten großen Nachtheil, darum ließen sie die Regenten nicht wieder zusammenkommen, und wir müssen ihnen dafür Dank wissen."

In diesem Ton sprechen die Turiner Historiker und Publicisten.

Hören wir nun, was der gründlichste savoyische Geschichtschreiber, der gelehrte und vielkundige Graf Tesauro über die Stände Piemonts und Savoyens sagt, und vergessen wir dabei nicht, daß er dem Hof sehr ergeben war, daß er das Verlangen nach Wiederherstellung der Stände für ein Majestätsverbrechen erklärte, ihnen auch persönlich sehr abgeneigt war. Bei Gelegenheit eines Vormundschafts- und Regierungsstreits in der savoyischen Regentenfamilie sagt er: „Es ist freilich ausgemacht, daß in den ältesten Zeiten, als die savoyischen Souveräne noch weniger mächtig, und ihre Völker freier und unabhängiger waren, als das Land noch Spuren von ehemaliger Republik enthielt, ein mächtiger und den Regenten sehr furchtbarer Gerichtshof in Savoyen und Piemont bestand, nämlich die Vereinigung des Geistlichen-, des Adels- und des Volksstands. Diese Ständeversammlung hatte sich ein großes und unbeschränktes Ansehen angemaßt, sie nannte sich den Vater und Vormund des Prinzen, ja den natürlichen und gebornen Landesfürsten, zum Unterschied desjenigen, der durch Succession auf den Thron kam; sie war der Knoten und der Mittelpunkt aller fürstlichen Hoheit und Gewalt, ja sie ordnete sogar zu Zeiten die Republik an, urtheilte und entschied alle Fragen und Streitigkeiten über fürstliche Vormundschaft oder Succession zwischen mehreren Prätendenten, sie mochten nun einheimisch oder fremd seyn. Außerdem erklärte sich die Ständeversammlung auch

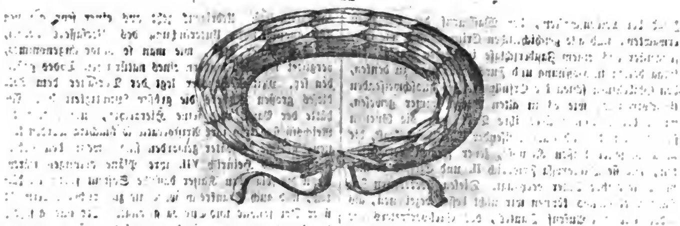
zum Präceptor des erwachsenen Fürsten, und zum Censor all seiner Handlungen; sie entschied über Krieg und Frieden, bewilligte die verlangten Steuern oder schlug sie aus, setzte dem Recht das Recht entgegen, manchmal sogar die Gewalt der Gewalt, denn der Fürst hatte damals keinen andern Schatz und keine andere Mittel, als die, welche ihm die Stände freiwillig und als Geschenk zugestanden, er hatte keine andere Waffen, denn die ihrigen. Hiernach darf man sich nicht verwundern, wenn in andern Königreichen, wo die Stände fast überall dieselben waren, Hand an den König gelegt wurde. Dieses Tribunal hat aber seine Kraft und seine freie Bewegung verloren, seit die savoyischen Fürsten mächtiger geworden sind, es sank immer mehr, bis es endlich ganz verschwand. Als König Ludwig XI. von Frankreich das Ansehen der drei Stände in seinem Königreich herabgedrückt und vermindert hatte, äußerte er sich, daß er nun endlich aus seinem ehemaligen Pagenstand getreten sey. Eben so war es mit dem weisen Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, denn er rühmte sich eines Gleichen. Wer aber jezt die drei Stände wiederherstellen wollte, würde für ein Majestätsverbrecher angesehen." Tesauro bezieht sich in seinem Werk auf eine Menge genau bezeichnete Urkunden und Pergamente, die er in Archiven, Bibliotheken und Privatsammlungen gesehen. Viele davon sind nun freilich jezt verschwunden, es ist aber schon von großer Wichtigkeit, daß sie einst existirt haben. Seine Gegner — die Sprecher des Turiner Hofs — wissen aber nicht das geringste Urkundliche gegen Tesauros Behauptung anzuführen, den sie jedoch den gründlichsten und belesensten Geschichtschreiber des Landes nennen, wenn an andern Stellen seine Ansichten mit ihren Zwecken übereinstimmen. Mehrere andere savoyische Historiker Della Chiesa, die Brüder Osasco, Capre, Costa de Beauregard und selbst Joh. Müller in Beziehung auf die savoyische Konstitution, welche das Waadtland vor der Bernischen Okkupation desselben besaß, stimmen ganz mit Tesauro überein, wiewohl ihre Worte nicht so klar und unumwunden sind. Sie wollten es nicht mit den Fürsten verderben. Wenn es auch dem Herzog Emanuel Philibert gelang, die Stände des Landes niederzuhalten und nicht zu versammeln, so war doch ihr Recht im ganzen 16ten und selbst in dem gehorsamen 17ten Jahrhundert noch lebendig im Sinn des Volks, und es wurde manchmal deshalb hinüber und herüber gestritten. Alle Augenblicke geschieht der Stände Erwähnung.

Gehen wir zu der Entstehung dieser merkwürdigen Stände zurück, so verlieren wir uns in das Dunkel des 12ten und 13ten Jahrhunderts, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Peter von Savoyen, auch der kleine Karolus Magnus genannt, der lange in England lebte, von da manches aus der kaum gebildeten Repräsentation und Verfassung in sein Land gebracht und mit einheimischem, besonders mit dem uralten Gebrauch der May-Felder vermischt hat. Es ist wahrscheinlich, daß im Anfang der Bürger- und Bauernstand nicht eigends repräsentirt, sondern von der Geistlichkeit vertreten wurde, die er mit zu wählen hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, aber nicht erwiesen, daß sich die Stände zu gewissen Zeiten des Jahres auch ohne den Willen der Fürsten versammelten, nicht immer an demselben Ort, sondern bald hier, bald dort. Gleich von ihrem ersten Auftreten an zeigten sie ihren großen Einfluß auf den Landesfürsten, selbst auf seine ganz persönlichen Angelegenheiten. Davon finden wir in der Heirathsgeschichte Humberts III. (1136—1188) einen interessanten Beweis, welchen die Grand chronique des princes de Savoie berichtet. Einige Jahrhunderte später wurde die Ständeversammlung in Chambery gehalten. Es war 1329. Der Graf Eduard war ohne männliche Erben abgegangen. Deshalb schickte Jeanne, Prinzessin von Savoyen, verehelichte Herzogin von Bretagne, als einzige Tochter Gesandte an die Stände und ließ sie um die Succession im Lande bitten. Im 15ten Jahrhundert finden wir die große und blutige Strenge, mit der die Stände mehrere ihrer Kanzler straften, mit denen sie unzufrieden waren, und von denen sie sich verrathen glaubten. Dann folgte der Aufstand der Stände gegen Heinrich V. und Amadeus VIII. wegen gekränkter Rechte und wegen Anmaßung der fürstlichen Diener und Hofleute, ein sehr merkwürdiger Aufstand, der mit dem Namen Liga belegt wird. — Hier schließt der erste Theil des Pozzo'schen historischen Versuchs, dem wir eine baldige Fortsetzung wünschen.

Mr.

27) Mastino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter. Von Daniel Leßmann. Berlin, 1829, Vereinsbuchhandlung. — Der Verfasser beschäftigt sich sehr fleißig mit der Geschichte Oberitaliens. Hier gibt er uns die sehr interessante Biographie eines jener kleinen Fürsten, wie sie aus dem Kampf der Gibellinen und Guelfen hervorgiengen, eines jener Stadtkönige, die in den Ringmauern einer Stadt zur höchsten bürgerlichen Würde erhoben, sofort andre kleinere Städte eroberten und zulezt ihr Gebiet zu einem Fürstenthum ausdehnten. Der Name Scala glänzt unter denen der Visconti, Sforza, Medici, Este, Gonzaga rc. und Mastino II. della Scala war einer der berühmtesten seines Geschlechts, der thätigste und intriganteste unter allen, dem es aber dennoch nicht gelingen konnte, Verona die Macht und Größe zu erhalten, zu der es seine Vorfahren erhoben hatten. Er lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 6. — 14. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

38) Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt von Dr. F. W. Barthold. Zwei Theile. Königsberg, Bornträger, 1830, 1831.

Ein meisterhaftes Werk, welches sich würdig an Raumers Geschichte der Hohenstauffen anreiht. Bekanntlich endete der lezte Hohenstauffe, Conradin, sein unglückliches Daseyn in Italien, ein Interregnum trat ein, und als die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte Rudolphs von Habsburg wieder fest saß, schien doch Italien für immer von Deutschland aufgegeben. Kaiser Rudolph hatte in Deutschland selbst genug zu thun, und es war seine Politik, seine Kräfte nicht wie die Hohenstauffen in Italien unnüz zu vergeuden. Erst Heinrich VII., der Lützelburger, ordnete den Begriff des deutschen Kaisers wieder dem des römischen unter und suchte die große Idee der Hohenstauffen neu zu verjüngen, doch nur, um, wie sie, in Italien den Untergang zu finden. Dieser lezte Akt des großen Ghibellinen-Trauerspiels ist hier auf eine würdige Weise dargestellt. Der so geistreiche als gelehrte Verfasser hat mit Herrn von Raumer gewetteifert, nicht nur die Thatsachen in ihrem vollen Reichthum als Resultat gelehrter Forschung darzulegen, sondern auch den Geist der interessanten Zeit, die er beschreibt, in seinen Hauptzügen charakteristisch aufzufassen, und mit der lebendigen Wärme zu schildern, die so große tragische Scenen der Geschichte immer einflößen.

Es versteht sich von selbst, daß in diesem Gemälde Italien den größten Raum einnimmt. Von Deutschland ist nur in Bezug auf den Römerzug die Rede. Die Verhältnisse Italiens, wie sie sich nach dem Sturze der Hohenstauffen unter dem Uebergewicht der guelfischen Parthei, des Papstes und des Hauses Anjou gestaltet, werden ausführlich erörtert. Es ist dies die interessante Zeit des großen Dante. Wir heben als Probe der Darstellung eine der ausgezeichnetsten Stellen des trefflichen Werkes aus: „Mitten unter die vom ersten Buche gezeichneten bürgerlichen Verhältnisse, diese politisch sittliche Beweglichkeit und Reizbarkeit des italienischen Lebens, erscholl der Ruf von einem neuen Könige in Allemannien anfangs wie ein fernes Jagdgetümmel, das im alternden Waidmann, im friedlichen Gewilde zuerst stutzende Aufmerksamkeit erweckt; kaum aber war der Name Arrigos di Lucemborgo, seine ritterliche Thatenlust, sein hoher Geist, die Bestätigung durch den heiligen Vater, beider Absicht, das Kaiserreich wieder herzustellen, über die Berge erklungen, als urplötzlich vom Fuße der Alpen bis nach Campanien hin die

Jagd der Leidenschaften, der Waffenruf der Partheien erwachten, und alle geschichtlichen Erinnerungen wie Riesengeister aus einem Zauberschlafe ins Leben traten. An Maaßhalten in Hoffnung und Furcht war nicht zu denken, den Ghibellinen schien die Erfüllung jedes ausschweifenden Glückstraums, wie es in alten Tagen immer gewesen, nahe, der Triumph über ihre Bedrücker; die Guelfen fürchteten mit gleich ausschweifender Einbildungskraft, die Rückkehr jener heißen Kämpfe, jener frechen Gewaltthaten, wie sie Barbarossa Friedrich II. und Ezelino di Romano über ihre Väter verhängt. Diesen überreizten Zustand Welschlands können wir nicht besser bezeichnen, als indem wir den Aufruf Dantes, des Stellvertreters der gebannten Weisen, der aus Schmerz über die Zerrüttung seines Vaterlandes und in Hoffnung auf Arrigo ein Ghibelline geworden, hier aufnehmen. „„Juble jezt auf, Italien! Bald wirst du von aller Welt beneidet seyn, sogar von den Saracenen! Denn dein Bräutigam die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volks, der fromme Arrigo, der erlauchte Mehrer und Cäsar, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o du schönste der Jungfrauen, deine Thränen und lege die Geberde deiner Traurigkeit ab! Denn der ist nahe, welcher dich befreien wird aus dem Gefängnisse der Arglistigen, der niederschlagend die Vollbringer der Bosheit, mit der Schärfe des Schwerts sie strafen und übertragen wird seinen Weinberg andern Arbeitern, damit sie Früchte der Gerechtigkeit erndten am Tage der Lese.““

Doch dem ersten Glück des Kaisers folgte nur zu bald eine Reaktion der guelfischen Parthei, und Dante muß den säumigen Kaiser mahnen: „So wie du, Nachfolger Cäsars und Augustus, den Rücken der Appeninnen herabstiegst und den glorwürdigen Banner vom tarpejischen Felsen gefaßt hattest, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt. — Jezt dagegen, sey es, daß unsre Furcht oder die Wirkung der Ungeduld, oder das Antlitz der Wahrheit zu uns redet, müssen wir glauben, daß du dort weilst oder rückwärts zu gehen gedenkst. Wir müssen zweifeln an der Gewißheit und ausbrechen in die Worte: „„Bist du der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?““ — Schäme sich demnach derjenige, welchen die ganze Welt erwartet, sich in einem engen Gärtlein der Erde festhalten zu lassen, und blicke er in die Weite wi. Augustus.“

Allein es ist bekannt, wie der lezte siegreiche Aufschwung des Kaisers, seine Krönung in Rom, sein Feldzug gegen Neapel ihn in den Tod führte, welcher der hohenstauffischen Politik auf immer ein Ende machte und dagegen die bourbonische und habsburgische Politik sich entwickeln ließ. Uebrigens geht aus einer sehr genauen und ausführlichen Untersuchung des Verfassers hervor, daß der Kaiser nicht, wie man so lange angenommen, vergiftet worden, sondern eines natürlichen Todes gestorben sey. Mit Recht aber legt der Verfasser dem Tode dieses großen Kaisers die größte Wichtigkeit bei. Nie hätte der Papst und seine Hierarchie, nie hätten die Reichsfürsten und ihre Aristokratie so mächtig werden können, als sie es später geworden sind, wenn den Hohenstauffen und Heinrich VII. ihre Pläne gelungen wären, wenn die folgenden Kaiser dasselbe System fortgesezt hätten, und auch Frankreich wäre nie zu solcher Uebermacht über Deutschland und Europa gelangt. Wir dürfen sagen, daß die Reformation wie die Revolution Europas genau mit dem Mißlingen der hohenstauffischen Politik zusammenhängen und nur die nothwendigen Folgen desselben gewesen sind. Die Reformation, die Revolution haben die Hohenstauffen gerächt und den Geist einer neuen Zeit siegen gemacht, der in den Hohenstauffen erlag, weil ihr Streben zu früh kam. Sie konnten nicht siegen, denn der Geist ihrer Zeit war gegen sie. Das Mittelalter mußte sich erst in der ganzen Fülle seines schönen und bösen Geistes entfalten, und erst naturgemäß abwelken, ehe die neue Zeit ihm folgen konnte. Allein Heinrich VII. ließ in Italien den Samen dieser neuen Zeit zurück, der dort mitten unter den Trophäen des Mittelalters wuchernd aufgieng. Wie der Geist des Mittelalters, so ist auch der Geist der modernen Zeit zuerst von Italien ausgegangen und hat seine Kultur erst nach und nach dem Norden mitgetheilt. Der Verfasser gibt von der Umgestaltung der italienischen Bildung zur Zeit Heinrichs von Lützelburg eine höchst anziehende Skizze: „Es läßt sich in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens zur Zeit Dantes der Uebergang zu einem neuen Zustande der Dinge, die Heinrichs von Lützelburg Auftreten in Italien jählings zum Umschwung brachte, nachweisen. — Der Genius der modernen Zeit regte sich mächtig durch ganz Welschland; das Studium des klassischen Alterthums war lange vor Petrarka erwacht; Zeuge dafür sind die Schriften des Dante, die Philosophie des Guido Cavalcanti, die Geschichte des Johannes von Cermenate, des Ferreto von Vicenza, und des Dichters Albertus Musatus. Man kannte den größten Theil der lateinischen Autoren, namentlich der Dichter; die Bücher des Jahrhunderts sind voll Anspielungen auf Virgil, Lucan, Lucrez. Neben und an dem Studium der römischen Meisterwerke hatte das italienische Idiom zu einer hohen Regelrechtigkeit und Fülle, einem so zauberischen Wohlklange sich entwickelt, daß es nicht allein die lateinische Mutter als Organ wissenschaftlicher Mittheilung, der Beredsamkeit und Poesie zu verdrängen begann, sondern in ihr unsterbliche, unerreichbare Werke, Muster der Spracheinheit, hervorge-

bracht wurden. — Zwar hatten schon einige Vorgänger und Zeitgenossen die ersten Versuche gewagt, in italienischer Sprache zu dichten; die Armuth derselben blieb aber innerhalb der Grenzen des provenzalischen Liedes, der Canzone, Sonette, und verläugnete zu wenig ihre nahe Verwandtschaft mit den andern romanischen Mundarten, die als Langue d' oc, Langue di si und Langue d' oui zusammengehören. Dante benuzte den Reichthum, welchen ihm die schwankenden Grenzen der verschiedenen romanischen Mundarten boten, und indem er mit Festigkeit innerhalb derselben das Gebäude des neuen Idioms aufbaute, ward er zugleich der Vater der italienischen Dichtersprache, wie er der Vater der neuen Poesie geworden ist. Denn nach ihm verhallten die Liebeslieder Sordallos, und mit Petrarcha und Boccaccio begann jene glänzende Reihe großer Dichtergeister, welche den italienischen Parnaß zum Vorbilde aller andern gebildeten europäischen Völker erhoben. Zu bemerken ist hier noch, daß Dante den erhabensten Theil seines Werkes, die Hölle, unmittelbar in der Zeit, die wir geschildert haben und noch schildern werden, schuf, und daß sogar Spuren sich nachweisen ließen, daß König Heinrichs Walten in Italien und die Abfassung einzelner Gesänge zusammen fallen. — Der Ausbildung der Redekünste und Wissenschaften war, wie überall, das Leben der Kunst vorangegangen, welche damals, getragen von dem religiösen Sinne der Zeit, sich zu einer herrlichen Blüthe entfaltete. Die Architektur der Kirche stand auf dem Gipfel der Vollendung, und zeigt den kühnen, frommen Geist des Jahrhunderts in Denkmälern, die später kaum erreicht, nicht überboten sind. Mit ihr hatte die Bildnerei in Stein und Erz sich der Religion geweiht. — Die Geschichte der italienischen Malerei begann damals ihre erste Epoche; der Florentiner Cimabue, dessen Werke Raphael und Michel Angelo schäzten, lebte kurz vor dem Dichter; jenes Schüler Giotto gehörte seinen Tagen. — Die frömmste Dienerin der Kirche, die Musik, ward mit Liebe gepflegt, und verherrlichte, neben dem Gottesdienste mannichfaltig auch die Akte des bürgerlichen Lebens. Der italienische Meßgesang nahm damals jene wunderbare Pracht an, die, vermählt mit der rührenden Einfachheit der ersten christlichen Hymnen, jene gefährliche Zaubergewalt ausübt, welche die Gemüther so oft in den Schoos der römischen Kirche zurückgeführt hat. Viele jener einfachen, tieferschütternden Gesänge, welche die Messen, die Todtenfeier begleiten, und in deren halbverstandenem Latein ein inbrünstiges Gemüth sich Luft machte, lassen sich erweislich auf jene Tage zurückführen. So hat der Kardinal Latino, dessen wir in der Geschichte von Florenz erwähnten, das allmächtig *ergreifende*, in die Seele donnernde *Dies irae, dies illa*, gedichtet; und da die Poesie des jüngsten Gerichts nicht ohne musikalische Begleitung gedacht werden kann, und die katholische Kirche mit frommer Treue uralte Melodien festhält, so hörte man gewiß schon damals in Welschlands Marmormünstern ohne Kastraten die Feyer des Requiems, welche den sündhaften Menschen zu vernichten droht. — So ergoß in klagendem Stabat mater Papst Johannes der XXII. den Durchbruch eines frommen Gemüths. — Verbinden wir nun mit dieser religiösen Tiefe und Sinnigkeit, dem leicht erweckten Schönheitsgefühl des Jahrhunderts, die heißpulsirende Lebenskraft, die geistig-sinnliche Begehrlichkeit des Süden, die mit der raschen Lustbefriedigung des heroischen Alterthums jene träumerisch-gespannte Verzücktheit, die Dantes Liebe zur Beatrice lehrt, vermählte; stellen wir ein so reich organisirtes, durchaus persönliches, Individuum in die Mitte des zerrissenen, gewaltthätigen, bürgerlichen Lebens, so haben wir hier die Bedingungen und den Apparat jener ergötzlichen und rührenden Novellenwelt, in welche Boccaccio als in eine Wirklichkeit hinein griff, und, ausgerüstet mit dem Zauber der Sprache, die heitern Gestaltungen, die romantischen Verwicklungen, die frivolen üppigen Situationen schuf, welche das Decamerone in nie ermüdender Fülle darbietet. In der Zeit, deren geschichtlichen, sittlichen und ästhetischen Gehalt wir geschildert haben, liegt der unerschöpfliche Schatz jener gefälligen Romantik, aus welchem, als jene Erscheinungen objektiv geworden, ein Chaucer, Bandello und die spätern Erzähler ihre Zuhörer gesellig unterhielten, und wenn in der Ernüchterung des modernen Alters die Phantasie des Romanschreiber sich abquält, einen anziehenden Stoff zu ersinnen, so brach der Italiener vom noch frischen Baume der Vergangenheit die goldnen Früchte, welche er in der gebildeten Sprache, wie silberne Schalen, auftischte. Alles was die Prosa einer verflachten Welt als müßige Träumerei in das Gebiet der Erdichtung weisen möchte, hatte damals sein jugendlich grünes Leben; Dante erglühte für Beatrice und fand die Erbleichte in den Räumen des Paradieses; Franceska und Polo lasen Lancelots Liebesberückung und starben; Federigo briet der schönen Verschmäherin den Lieblingsfalken zum Imbiß; Julia ließ sich lebendig zu Tibalds modernden Gebeinen betten, und Romeo trank des armen Mantuaners Todesarznei."

29) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechszehnten Jahrhundert, nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, herausgegeben von Dr. G. Friederich. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Für die Geschichte der frühern italienischen Reformatoren, oder wenigstens ghibellinischen Gegner des

Papstthums ist bisher mehr geleistet worden, als für die Geschichte der spätern, der lezten Versuche, die Reformation in Italien selbst einzuführen. Der Verfasser wirft zuerst einen Rückblick auf die Zeiten Arnolds von Brescia, der Hohenstauffen und Dantes, um zu beweisen, daß die frühreife Bildung Italiens eher, als es in andern Ländern der Fall gewesen, eine antipapistische Richtung genommen hat. Vielleicht wäre auch Italien zuerst reformirt worden, wenn nicht äußere Gewalt und einheimische politische Interessen den oft auflodernden Brand immer wieder getilgt hätten. Gewiß ist wenigstens, daß Arnold von Brescia der erste protestantische Martyrer, Dante der erste protestantische Politiker und Boccaccio der erste protestantische Spötter war. Zu der Zeit, als die Reformation in Deutschland ausbrach, war zwar äußerlich das Papstthum in Italien auf dem Gipfel seiner Macht, doch neigten, wie der Verfasser beweist, viele talentvolle Geistliche, zu den Grundsätzen Luthers, und in Oberitalien bis hinab nach Bologna drang der Geist der Reformation auch ins Volk. In dem Herzogthum Ferrara und in der Republik Venedig wurden die Protestanten sogar eine Zeitlang vom Staat geduldet und geschüzt. Besonders aber machte der Einmarsch des Prinzen Karl von Bourbon mit dem deutschen, größtentheils protestantischen Heere, große Sensation. Diese Deutschen eroberten Rom und trieben in der heiligen Stadt allen ersinnlichen Spott mit dem Papstthum. Ein großer Bengel, Namens Grünwald, verkleidete sich als Papst und seine Kameraden als Cardinäle und so zog er durch die Straßen Roms und ertheilte den Segen. Diese Schändlichkeiten scheinen indeß nicht allen Italienern mißfallen zu haben, denn der Protestantismus griff immer weiter um sich und drang bis nach Neapel und Sicilien. — Der Verfasser weist ferner nach, daß diese italienischen Protestanten sich mehr an Zwingli und Calvin, weniger an Luther gehalten haben, aus demselben Grunde, wie die Hugenotten in Frankreich, theils weil ihnen die Schweiz näher lag, theils weil jene schweizerischen Reformatoren lateinisch geschrieben haben, also den Italienern und Franzosen verständlicher seyn mußten, als der in jeder Hinsicht deutsche Luther. Nur die Venetianer hielten sich an Luther, woraus denn unselige Zänkereien entstanden, denn Luther ging in seiner Wuth gegen die Zwinglianer so weit, daß er seinen venetianischen Anhängern schrieb, die Papisten selbst seyen weniger verdammenswerth, als die Zwinglianer. Dadurch trug er nicht wenig bei, die Protestanten in Italien zu entzweien und zu schwächen. Auch veranlaßte der lebhafte Geist und die vielseitige Bildung der Italiener mancherlei spitzfindige neue Systeme und abweichende Sekten. Namentlich erhob sich eine Parthei gegen die Dreieinigkeitslehre (Antitrinitarier).

Die verhältnißmäßig noch kleine und überdies uneinige protestantische Parthei in Italien konnte sich nicht halten, da sogar ihre zahlreichen und einigen Brüder im nördlichen Deutschland in große Gefahr kamen. Der Kaiser, anfangs der Reformation nicht abgeneigt, fing an, sie zu bekämpfen. Der Papst, anfangs erschreckt und durch die Eroberung Roms entwaffnet, fing an, wieder mächtig zu werden, und das berüchtigte Institut der h. Inquisition begann zuerst den Kirchenstaat von Protestanten zu säubern. Von da aus verbreitete sich der Verfolgungsgeist über ganz Italien. Die kleinen Staaten gaben nach und entzogen den Protestanten ihren Schuz. Diese wurden nun ohnmächtig, sich selbst zu helfen, ohne Schonung entweder hingerichtet oder bekehrt oder vertrieben. Die venetianischen Patrizier wehrten sich aus Eifersucht gegen den Papst noch am längsten, als es aber auch ihnen am Ende räthlicher schien, sich dem Papst zu fügen, so zeigten sie auch einen desto grausamern Eifer der Verfolgung, und Venedig sah Auto da Fés wie Madrid. Am unmenschlichsten wüthete die Inquisition im Königreich Neapel. Ein katholischer Schriftsteller erzählt davon unter andern: „Die in Kalabrien gefangen genommenen Kezer belaufen sich auf sechshundert, welche alle zum Tode verurtheilt sind; allein es sind bis jezt nur acht und achtzig hingerichtet worden. — Einigen wurden die Kehlen abgeschnitten, andere mitten durchgesägt und noch andere von dem Gipfel hoher Felsen gestürzt. Alle wurden grausam, aber verdienter Weise, hingerichtet. Es ist sonderbar, was man von ihrer Hartnäckigkeit hört; denn während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater hinrichten sah, bezeigten sie nicht allein keinen Schmerz, sondern äußerten fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden; so sehr hatte der Teufel, dem sie sich hingegeben hatten, sie verblendet. — Heute ist ein Dekret erschienen, nach welchem hundert erwachsene Frauen auf die Folter gelegt und sodann gerichtet werden sollen.“

Der Verfasser fährt fort: „Der Hauptunterschied zwischen der italienischen und spanischen Inquisition zu jenem Zeitpunkte scheint in ihrer Politik, hinsichtlich ihrer Bestrafungsart, gelegen zu haben. Die leztere suchte durch das feierliche Schauspiel einer Handlung der Gerechtigkeit, bei welcher das Schaffot mit Verbrechern angefüllt war, Schrecken einzuflößen. Mit Ausnahme des Verfahrens gegen die entfernt gelegenen und freundlosen Kalabresen, suchte die erstere alle unnöthige Oeffentlichkeit und alles Aufsehen zu vermeiden. — Die Nachricht von den Auto da Fés zu Sevilla und Valladolid erregten in Europa mit einemmal großes Staunen; die Hinrichtungen in Rom hingegen machten weniger Lermen in der Stadt; weil sie minder Aufsehen erregend waren, und das Gerücht von ihnen erstarb, ehe es das Ausland erreichte.“

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 7. — 17. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

29) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im sechszehnten Jahrhundert, nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Englischen des Thomas M'Crie, herausgegeben von Dr. G. Friederich. Leipzig, Hinrichs, 1829.

(Beschluß.)

„Paul III. ließ viele Protestanten in die Gefängnisse von Rom werfen; Julius III. ließ solche zur Hinrichtung herausholen, und Paul IV. trat in die blutigen Fußtapfen seines Vorgängers. Unter lezterem verbreitete die Inquisition überall Schrecken und erzeugte jene Uebel, welche sie zu mindern beabsichtigte. Prinzen und Prinzessinnen, Priester, Mönche und Bischöfe, ganze Akademien, das heilige Kollegium und sogar das heilige Tribunal fielen in den Verdacht der Ketzerei. Das Konklave wurde einem Reinigungsprozesse unterworfen. Die Kardinäle Moroan und Pole nebst Foscarari, Bischof zu Modena, Aloysio Priuli und andere Personen von Rang wurden als Ketzer verfolgt. Der Papst ließ noch auf seinem Todesbette einige Kardinäle zu sich rufen und empfahl ihnen mit seinem lezten Athem die Aufrechthaltung der Inquisition. Ueber die Heftigkeit seiner Verfahrungsart und die Erpressungen und Räubereyen, von welche dieselbe begleitet war, aufgebracht, hatten die Einwohner Roms nicht so bald die Nachricht von seinem Tode vernommen, als sie sich zusammenrotteten, das Inquisitions-Gebäude, nachdem sie alle Gefangenen in Freiheit gesezt hatten, bis auf den Grund niederbrannten; die Bildsäule, welche sich Paul selbst errichtet hatte, niederrissen, die Stücke derselben mit Stricken durch die Straßen schleifen, und darauf in die Tiber warfen. — Pius IV. verwarf mehrere von seinem Vorfahrer befolgte Maßregeln; allein das geschah mehr aus Haß gegen das Haus Caraffa, als aus Mäßigung oder aus Liebe zur Gerechtigkeit. Sein Pontifikat übertraf in der That jenes von Paul IV. an Grausamkeit, da es durch Metzeleien in Kalabrien und zahlreiche Hinrichtungen zu Rom, Venedig und andern Theilen Italiens geschändet ward. Statt des in dem Volksaufstande niedergerissenen Hauses, wies er der Inquisition ein anderes jenseits der Tiber an, welches einem der Kardinäle gehört hatte, und ließ Zellen zur Aufnahme von Gefangenen anbauen. Dieses wurde gewöhnlich das lutherische

Gefängniß genannt, und man sagt, daß solches auf der Stelle des alten Circus des Nero erbaut worden war, wo so viele Christen den wilden Thieren Preis gegeben wurden."

Der Verfasser erzählt dabei ausführlich die Geschichte vieler einzelner ausgezeichneter Martyrer des Protestantismus. Auch macht er auf folgenden Umstand aufmerksam: „Es war die barbarische Politik der römischen Kirche, den, wenn auch noch so wohl verdienten Ruhm, und wo möglich das Andenken selbst, bis auf die Namen derjenigen zu vertilgen, denen sie der Ketzerei halber das Leben genommen hatte. Wenn wir sehen, daß Flaminio dieser occulta censura nicht ganz entgieng, und daß sein Name in Briefen gestrichen wurde, die nach seinem Tode herauskamen, obgleich er der Ketzerei nicht förmlich überführt worden war und mehrere Freunde im heiligen Collegio hatte, dürfen wir uns dann noch wundern, daß der Name Carnesecchi dasselbe Schicksal erlitt? Der Umstand ist merkwürdig und es mag nicht am unrechten Orte seyn, hier noch ein oder zwei Beispiele dieser Art mehr anzuführen rc." Zum Schluß schildert der Verfasser die Einführung der Reformation in Graubündten, und die Niederlassung der aus Italien vertriebnen Protestanten in diesem freien Berglande.

30) Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der spanischen Monarchie von J. Sempere, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1829.

Für die äußere politische Geschichte Spaniens ist bisher schon viel, für die Geschichte seiner innern Zustände, seiner Kultur und seines Wohlstands ist dagegen nur wenig geschehn. Sempere sucht diese Lücke einigermaßen auszufüllen und sein Werk ist vortrefflich, obgleich es seinen reichen Stoff nicht ganz gleichmäßig behandelt, sondern hin und wieder zu flüchtig darüber hinwegeilt. Er schrieb es übrigens in Paris, wo er als Flüchtling leben mußte.

Das erste Unglück Spaniens schreibt Sempere den Gothen zu. Er hat Recht, wenn er sagt, daß diese wilden Söhne des Nordens die römische Bevölkerung und deren Kunstfleiß und Wohlstand verringert und das sonst gebildete Land barbarisch gemacht. Allein er hätte auf der andern Seite auch wieder gerecht seyn sollen gegen die romantischen Tugenden, durch welche die Nachkommen dieser Gothen sich so glänzend ausgezeichnet. Wenn den Spaniern des Mittelalters auch nichts Gutes nachzurühmen wäre, als ihre poetische Seite, so muß man ihnen diese wenigstens lassen. Gegen die Mauren ist Sempere gerechter, und lobt ihre Tapferkeit wie ihre Milde, ihre treffliche Verwaltung des Landes und ihre Sorge für Kultur ganz so, wie sie es verdienen. — Der Kampf der Monarchie und der drei Stände in dem christlichen Spanien bis zur Vereinigung ganz Spaniens unter Ferdinand und Isabellen ist sehr interessant dargestellt. Der Verfasser weist nach, daß sich die Wahlmonarchie und die großen Vorrechte des bewaffneten Adels an die arianische Kirche geknüpft hatten, während die Einführung des Katholicismus die Erbmonarchie, die Vorrechte der Geistlichkeit und das Emporkommen eines dritten Standes begünstigte. Wie sehr schon die ersten katholischen Könige nach Absolutismus strebten, geht daraus hervor, daß Alphons I. von Arragonien alle seine Staaten dem h. Grabe zu Jerusalem vermachte. Indeß stießen die Stände das Testament um. Während der Adel durch den ewigen Krieg mit den Arabern noch immer auch in der Erbmonarchie ein großes Ansehn behauptete und die Bürger sich nach und nach hervorthaten, beruhte doch die größte Gewalt bei den Geistlichen und bei dem Könige. Diese beiden hielten sich aber im Schach. Die Geistlichen hatten durch Einführung des kanonischen Rechts und der zahlreichen Mönchsorden ein großes Uebergewicht erlangt; die Könige stellten ihnen nun das weltliche römische Recht entgegen, und befolgten hierin das Beispiel der Hohenstauffen. Aber wenn die Hohenstauffen dadurch unterliegen mußten, daß sie sich der Kirche blos feindselig entgegenstellten, so erhoben sich dagegen die spanischen Könige auf den höchsten Gipfel der Macht dadurch, daß sie das Interesse der Kirche geschickt mit ihrem eignen aussöhnten und verwebten. Dasselbe thaten sie auch in Bezug auf die Aristokratie und auf den dritten Stand. Sie giengen nicht darauf aus, irgend einen der drei Stände zu vernichten, sie suchten sie vielmehr alle drei durch Begünstigungen zu gewinnen.

Dieses bewundernswürdige System vollendete unter Ferdinand und Isabella der bekannte Staatsminister, Kardinal Ximenes, und wir wundern uns, daß Sempere das Verdienst dieses großen Mannes nicht hervorhebt, indem er die Erfolge schildert. Auch betrachtet er die neuen Einrichtungen in der spanischen Monarchie nicht ganz aus dem richtigsten Gesichtspunkt. Er sieht z. B. die Errichtung der h. Hermandad und die Vereinigung der Großmeisterschaften der Militärorden mit der Krone nur als ein Mittel an, die Aristokratie zu demüthigen, während doch vielmehr die h. Hermandad wesentlich ein Mittel war, um die unruhigen Bürgerschaften, den dritten Stand, zu ehren und durch diesen neuen ehrenvollen Beruf ins Interesse der Krone zu ziehn, und während zugleich dadurch, daß der König sich an die Spitze aller seiner Orden stellte und sich für den ersten Edelmann erklärte, der Adel nur neuen Glanz erhielt. Daher auch der Adel,

anstatt zu widerstehn, sich zu den neuen Staatsämtern und Hofämtern drängte und jene eherne Mauer um den Thron bildete, die Karl V. und Philipp II. so mächtig machte. Die Inquisition hatte in Bezug auf den geistlichen Stand denselben Zweck. Indem dieser Stand durch sie eine ungeheure Macht erhielt, wurde er zugleich der Krone eng verpflichtet, und das h. Gericht zog es stets vor, Hand in Hand mit dem König zu gehn, als sich von Rom aus befehlen zu lassen. — So wurden die drei Stände an den Thron gefesselt, die Geistlichkeit durch die Inquisition, der Adel durch die Orden, der dritte Stand durch die h. Hermandad. Auch die Gelehrten verbanden sich an Hof durch Begünstigung der Universitäten und der Literatur. Die Duldung der industriösen Juden endlich mochte auch dem Wohlstand zuträglich seyn, doch legt der Verfasser auf diesen Punkt allzu großes Gewicht. Wichtiger war die Duldung, mit der man die überwundnen Mauren behandelte.

Unter so glücklichen politischen Auspicien im Innern gelangte Spanien zum Besitz Amerikas. Anfangs ward auch hier eine weise Politik befolgt, und der Verfasser hat sich ein wahres Verdienst erworben, indem er die Vorurtheile zerstreut, die man gegen diese Politik zu hegen gewohnt ist. Was Spanien später versah, kommt nicht auf Rechnung der frühern Zeiten der amerikanischen Eroberung. Das gänzliche Freigeben der Kolonisation, die Gesetze zu Gunsten der Indianer rc. waren eben so viele Beweise von der Weisheit der spanischen Kolonialpolitik, die auch der glänzendsten Erfolge sich erfreute, bis später in Spanien alles den Krebsgang ging.

Der Tod der Königin Isabelle gab das Signal zu einer Reaktion des Adels, welcher das Uebergewicht der Monarchie immer mehr zu fühlen begann, allein die große Klugheit Karls V. sicherte den Thron vor allen übeln Folgen solcher Reaktionen. Es ist bekannt, wie unter diesem Karl und seinem Sohn Philipp II. Spanien die erste europäische Macht wurde und zugleich im Innern das Blüthenalter seines Wohlstands und seiner Kultur erlebte. Aber anders empfing Spanien seinen Philipp, anders verlor es ihn. Das Ende seiner langen Regierung glich nicht ihrem Anfange. Man kann die Vergleichung mit zwei Worten machen: Philipp, der in seinen Kriegen Milliarden verschwendet, schrieb im Jahr 1575, „er wisse am Abend nicht, wovon er am Morgen leben werde“ (S. 227).

Wer kennt nicht Philipp II. Sein Name reicht hin, die ungeheuren Glückswechsel Spaniens zu erklären. Sempere geht aber näher in die Erörterung aller der Umstände ein, welche Spanien zu Grunde gerichtet haben. Er macht zuerst darauf aufmerksam, daß Spanien sich von andern Nationen in der Industrie überbieten und dadurch der Vortheile seiner unermeßlichen amerikanischen Produktion berauben ließ. Man kann sich nichts Verkehrteres denken, als das Verfahren der Spanier im Handel. Spanische Tücher waren in Frankreich verboten, französische in Spanien erlaubt. Auch mit vielen andern Artikeln überschwemmte das industriöse Frankreich das faule Spanien, ohne daß Reciprocität Statt gefunden hätte, und Karl V., sonst ein so kluges Haupt, achtete so wenig darauf, daß er nicht einmal dem König von Frankreich, nachdem er ihn bei Pavia gefangen genommen hatte, einen besseren Handelstraktat abnöthigt. Ja er ging in der Unwissenheit in solchen Dingen so weit, daß er 1552 ausdrücklich befahl, spanische Wolle dürfe nur unter der Bedingung ausgeführt werden, daß gegen jeden ausgeführten Ballen roher Wolle ein verhältnißmäßiges Quantum fremdes Tuch eingeführt würde. Die Folge solcher und ähnlicher Maßregeln war, daß die amerikanischen Schätze, anstatt Spanien allein zu bereichern, vielmehr in die Hände fremder Kaufleute übergiengen. Dazu kam, daß die unsinnigen Religionskriege, welche Philipp II. gegen die Holländer, Engländer und Türken führte, dem Kolonialhandel einen furchtbaren Stoß versezten. Schon Karls V. Seemacht war durch das Unglück vor Algier erschöpft, Philipp II. erlitt neue Verluste durch die Türken. Am meisten aber litt er durch die Holländer und Engländer. Wer kennt nicht die Zerstörung der unüberwindlichen Flotte, die Philipp unermeßliche Schätze gekostet. Zugleich übte Franz Drake schreckliche Rache an den spanischen Kolonien, und die Holländer, früher Unterthanen der Spanier, wurden in sehr kurzer Zeit ihre glücklichen Nebenbuhler zur See und in den Kolonien. Solche ungeheure Verluste mußten auch die reichsten Hülfsquellen erschöpfen.

Wie aber sah es unterdeß im Innern Spaniens selbst aus? Gleich einem giftigen Drachen lagerte sich der Fanatismus auf dem blühenden Lande und schuf es zur Wüste um. Der Adel wie die Bürger verloren unter der Doppelherrschaft der Monarchie und Hierarchie ihre alte Bedeutung. „Seit dem Tode Karls V. wurde den Kortes nur noch geantwortet: es ist nicht rathsam, Neuerungen zu treffen. Die Sache soll untersucht werden. Man wird thun, was dienlich ist.“ Die Stände hatten nichts mehr zu sagen. Zwar suchte der Adel gegen die hereinbrechende Sündfluth der Pfaffen eine lezte Schutzwehr in dem Majoratsgesetz, das die adligen Güter in unveräußerliche Majorate umschuf, um zu verhindern, daß die Geistlichen nicht endlich allen Grund und Boden an sich rissen. Allein, obgleich Karl V. das Gesetz bestätigt, mußte es doch noch mehrmals erneuert werden, und die Geistlichen fanden Mittel, es zu umgehn, indem sie

die Güter der ausgestorbnen Familien erlangen durften und für das Aussterben dadurch Sorge trugen, daß sie die männlichen Familienglieder, die nicht im Kriege umkamen, zum geistlichen Stande bekehrten. Unter den Nachfolgern Philipps nahm die Masse der Geistlichen noch immer mehr überhand, und man berechnete in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, als unter den Bourbons die hierarchische Gewalt in Spanien doch schon einigermaßen in Abnahme gerathen war, daß die spanische Geistlichkeit ⅕ des Grund und Bodens inne hatte.

Die Geistlichen arbeiteten nicht, sie mußten vielmehr von den Laien ernährt werden, und je drückender nun den Laien die Last wurde, die sie allein tragen sollten, um so geneigter waren sie, den geistlichen Stand zu ergreifen, dessen Reichthümer ihnen Ueberfluß, dessen Ansehn Macht und Ehre, und dessen Sittenlosigkeit den freien Genuß aller irdischen Güter sicherte. Waren nun aber dem Lande unzählige arbeitsame Hände durch den geistlichen Müßiggang entzogen, so wurden auch die Laien selbst zur Trägheit verlockt durch die immerwährenden ungeheuer überhäuften Festtage und geistlichen Schauspiele. Dazu kam noch das Auswandern nach Amerika, der Krieg, der die kräftigsten Männer im Auslande aufrieb, und der Hochmuth des Adels, der Arbeiten für eine Schande hielt. Der Verfasser bemüht sich übrigens zu beweisen, daß die berühmte Faulheit der Spanier keinesweges ein angebornes Nationallaster sey, indem die Spanier unter der römischen und maurischen Herrschaft und selbst noch später die Kastilianer sehr industriös gewesen seyn.

Der fleißigsten Hände jedoch beraubte sich Spanien, indem es die Mauren und Juden vertrieb. Diese zahlreichen, ganz der Industrie ergebnen Menschen wurden erst unerträglich von der Inquisition mißhandelt, zu hunderten geschlachtet und dann völlig vom spanischen Boden vertrieben. Flossen auch durch ihre Beraubung viele Schätze in den Beutel der Kirche, so hatte doch der König wenig Genuß davon, und obgleich dieser jährlich die Gold- und Silberminen Amerikas benutzen konnte, so reichte doch dies alles nicht aus für die langjährigen Kriege in den Niederlanden, in Deutschland, Portugall, in den Kolonien und auf allen Meeren, und für die Summen, die Philipp an die Ligue in Frankreich verschwendete. Der König mußte seine Zuflucht zum Verkauf der Regalien und Steuern nehmen, welches eine neue Quelle des Unheils wurde. Ueberhaupt wurde die innere Verwaltung über den äußeren Kriegen auffallend vernachläßigt.

Scharfsinnig bemerkt übrigens der Verfasser bei Gelegenheit der kurzen Eroberung Portugalls, daß Philipp II. sehr wohl gethan haben würde, Lissabon zu seiner Residenz zu machen. Portugall würde dann eher mit Spanien vereinigt geblieben seyn und der Seehandel hätte durch eine am Meer gelegne Hauptstadt größern Aufschwung erhalten.

Nach Philipp II. ward das Uebel immer ärger. Die reichste Regierung der Welt machte verschiedene Male Bankerott, kipperte und wipperte, schuf Papiergeld, neue lästige Steuern &c. Die Mauern der Festungen fielen in Trümmer, die Arsenale standen leer und unter Karl II. hatte ganz Spanien nur 20,000 Soldaten und 13 Galeeren, und den zwölften Theil des Einkommens, welches Frankreich hatte, obgleich das Einkommen Philipps II. anfangs das aller übrigen Regierungen in der Welt zusammengenommen übertroffen hatte. Zu welchem Stumpfsinn die Regierung herabgesunken war, ersieht man z. B. aus folgendem Beschluß, den sie erließ, als man ihr vorgeschlagen hatte, den Tajo und Manzanares schiffbar zu machen: „Wenn Gott diese beiden Flüsse hätte schiffbar machen wollen, so hätten die Menschen nicht nöthig gehabt, diese Arbeit vorzunehmen, weil durch ein einziges fiat aus seinem Munde das Werk vollendet gewesen wäre. Da Gott dieses nicht ausgesprochen hat, so hat er die Sache nicht für gut gehalten."

Unter den Bourbons erholte sich Spanien ein wenig, indem die neuen Fürsten das Beispiel Frankreichs nachahmten. Sie stellten Auto da Fés ein, beschränkten die Inquisition, schlossen ein Konkordat mit dem Papste, begünstigten die Literatur, jagten die Jesuiten fort, schlossen mit den Türken Frieden (wodurch die früher so lästige Seeräuberei gemildert wurde) und brachten es dahin, daß man zwischen 1768 — 1788 in Spanien 28,000 Geistliche weniger zählte, als vorher. Allein das waren keine durchgreifende Reformationen. Der aufgeklärte Geist Karls III., dem in dieser Hinsicht Spanien die größten Wohlthaten verdankt, würde ohne Zweifel des Guten noch mehr gewirkt haben, wenn dieser treffliche Monarch nicht zu früh gestorben, und das Reich der Indolenz Karls IV. und der Perfidie Manuel Godoys Preis gegeben worden wäre. Jener Volksmörder Godoy, der jezt noch in Rom friedlich die Früchte seiner Ehrlosigkeit genießt, stürzte Spanien noch einmal in den Abgrund des tiefsten Verderbens. Er war es, der sein Vaterland an Napoleon verkaufte und ihm jenen mörderischen Krieg zuzog, in dessen Folge es Amerika verlor und dem finstern Absolutismus unterworfen wurde, an dem es noch jezt sich verblutet.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 8. — 21. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

31) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von Spanien von F. W. Lembke. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1831.

Der Verfasser hat zum Behuf dieser interessanten Arbeit nicht nur die spanische, sondern auch die arabische Sprache erlernt, und citirt in den Noten viele Stellen arabischer Geschichtschreiber in der Ursprache, wovon denn freilich nur die allerwenigsten Leser werden Gebrauch zu machen wissen. Der erste Band beginnt mit einer kurzen Schilderung Spaniens unter den Römern, beschreibt dann sehr ausführlich die Gründung und das Ende des westgothischen Reichs und die Gründung der arabischen Herrschaft in Spanien, und schließt in der Mitte des 9ten Jahrhunderts, in der Zeit, da die Araber in Spanien sich von ihren Stammesgenossen in Asien und Afrika bereits losgerissen hatten und unter sich selbst uneins wurden, während die christlichen Spanier im Norden sich immer trotziger und glücklicher gegen sie erhoben. Die Darstellung ist sehr anziehend, denn der Verfasser ist nicht nur durch gründliche Studien seines Stoffes mächtig gewesen, sondern hat auch mit unverkennbarer Liebe gearbeitet. Als die glänzendsten Parthieen des Werkes verdienen aber die Erörterung der weltlichen und kirchlichen Verfassung des westgothischen Reichs, und die Schilderung der romantischen Araberfeldzüge hervorgehoben zu werden. Schade nur, daß auch die trefflichste Darstellung bei der beständigen Wiederholung von Hofintriguen, Bruderzwisten, Fehden der Großen und Verräthereien sowohl von gothischer als arabischer Seite zuletzt ermüden muß. Vielleicht hätte der Verfasser diesen Dingen mehr Reiz geben können, wenn er zuweilen die alten Chronisten in ihrer naiven Sprache redend eingeführt hätte, in treuer Uebersetzung versteht sich, und nicht blos in der Ursprache. Dies können überhaupt Geschichtschreiber des Mittelalters nicht häufig genug thun. Daß der Verfasser so oft schöner Volkssagen erwähnt, wenn sie in Ermangelung besserer Quellen einiges Licht auf die Geschichte werfen, dafür müssen wir ihm Dank wissen.

32) Geschichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. V. A. Huber. Bremen, Heyse, 1829. — Man liest nicht gern die prosaische Geschichte von Helden, die uns durch große Dichter in verherrlichter Gestalt gezeigt worden, obgleich nicht selten die Wahrheit der Geschichte erhabenere Züge darbietet, als der Prunk und die Affektation der Poesie. Was den Cid betrifft, so ist er gleich sehr Held in Prosa wie in Versen, nur wissen die nüchternen Chroniken nichts von dem Liebreiz Ximenens, von Cids zarter Galanterie

und von Donna Urakas schmelzender Seele. Der Verfasser scheint alle Quellen, deren man diesseits und vielleicht auch jenseits der Pyrenäen habhaft werden kann, benuzt zu haben, denn er breitet deren eine überflüssige Menge vor uns aus.

33) Don Karlos. Aus den Werken des Abbé St. Real gezogen und übersezt von S. L. Schmidt. Worms, Kunze. — Ein interessanter Kommentar zu Schillers Karlos, nur etwas zu romantisch ausgeschmückt und ohne Angabe der Quellen.

34) Die enthüllten Geheimnisse des Beichtstuhls oder die Betrügereien der Pfaffen und Mönche in Spanien. Vor hundert Jahren beschrieben von Antonio Gawin, ehemaligem Laienpriester in Saragossa. Stuttgart, Brodhag, 1830. — Dieses Werk, das eigentlich nur eine Partheischrift gegen den Katholicismus ist, hat doch zugleich historischen Werth. Antonio Gawin lebte als Priester zu Saragossa und nahm an allen Verirrungen seines Standes Theil, zu einer Zeit, wo bekanntlich (am Ende des 17ten Jahrhunderts) unter den lezten Habsburgern in Spanien der Pfaffendespotismus und die Sittenverderbniß im geistlichen Stande am höchsten gestiegen war. Gawin sah endlich ein, in welchem Lasterpfuhl er sich befand und die Unruhen, welche der spanische Erbfolgekrieg herbeiführte, gaben ihm Gelegenheit zu entfliehen. Er begab sich nach England, wo er sich zum protestantischen Prediger ordiniren ließ und vorliegendes Werk abfaßte. Es machte seiner Zeit ungeheures Aufsehn und wurde in alle lebenden Sprachen übersezt. Die vorliegende Ausgabe ist ein Auszug aus: Le passe-par-tout de l'Eglise Romaine, der Dieterich der römischen Kirche, Cölln, 1728. Alle Polemik gegen die katholische Lehre als solche, alles Dogmatische und Kirchenhistorische, was die drei (später mit Fortsetzungen noch vermehrten) Bände des Originals füllte, ist in diesen Auszügen weggelassen, und nur das beibehalten, was Gawin als Selbsterlebtes schildert. Dies sind die Beichthistörchen, Inquisitionsprozesse, Wundergeschichten, geistliche Anekdoten, Beschreibungen der Kirchenpracht und sonderbaren Ceremonien ꝛc. die zum Theil grob komisch, zum Theil auch sehr rührend sind, und bald an Boccaccio erinnern, bald an Cervantes. Es finden sich darunter eine Menge Stoffe zu Novellen. Mag nun auch der Verfasser in seinem antikatholischen Eifer zu weit gehn (denn alle Proselyten sind fanatisch), ja mögen sogar fremde Zusätze das Buch noch mehr vergiftet haben, so ist doch die historische Grundlage ächt, und eine Bestätigung des Sempere'schen Werkes. Abgesehn von den gewöhnlichen und allgemein bekannten Lastern der Hierarchie, erkennt man darin auch insbesondre die Politik, welche die spanische Geistlichkeit anwandte, um das Majoratsgesetz zu umgehn und die Güter der Laien, die sie bei Lebzeiten der leztern nicht an sich bringen konnten, dadurch zu erlangen, daß sie die Familien — aussterben ließen. Dadurch vorzüglich wurde der stolze altspanische Adel ruinirt. Das geistliche Privatleben und die Privatpolitik der Geistlichkeit gegen den Laienstand und vorzüglich gegen den reichen Adel ist der Hauptgegenstand dieses Werks, das jeder Leser mit Interesse lesen wird, wobei er jedoch wohlthun dürfte, sich Handschuh anzuziehn, weil der Gegenstand, wie es sich von selbst versteht, nicht immer der sauberste ist.

35) Walter Scotts Geschichte von Schottland. Aus dem Engl. von Vogel. Erster Band, erste Abtheilung. Darmstadt, Leske, 1830. — 36) Dasselbe Werk übers. von Dr. Bärmann. Drei Bändchen, Zwickau, Schumann, 1830. Die Mode der Resumés ist auch auf England übergegangen, und nachdem Makintosh einen kurzen Abriß der Geschichte Englands und Thomas Moore einen solchen der Geschichte Irlands abgefaßt, wurde der noch berühmtere Walter Scott aufgefordert, das Kleeblatt durch eine Geschichte Schottlands voll zu machen, was er denn auch mit aller möglichen pretiösen Anspruchslosigkeit nach seiner Weise gethan hat. Nicht ganz so emphatisch, wie Zschokke in des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk, versteckt er die Nationaleitelkeit besser. Doch bedauern wir, daß er zu viel blos erzählt, zu wenig beschreibt, zu viel blos mit der äußern Geschichte seines Vaterlands, zu wenig mit dessen innern Natur- und Kulturzuständen sich beschäftigt. Allein dies ist auch vielleicht nicht die Aufgabe eines Resumé, und sofern die Verbreitung der vaterländischen Geschichtskenntniß überall ein Bedürfniß ist, so muß man es allen den Männern Dank wissen, die ihr Talent, zumal wenn dies Talent glänzend ist, einem so patriotischen Zwecke widmen. Auch wir Deutsche können uns das gesagt seyn lassen. Wenn unsre ausgezeichnetsten und anerkanntesten Talente sich herabließen, allgemein interessante Gegenstände populär für die Mehrheit des Volks zu bearbeiten, so würden sie ohne Zweifel etwas besseres thun, als wenn sie sich mit aristokratischer Laune den allerspeziellsten Liebhabereien widmen, an denen das Volk keinen Antheil nimmt, noch nehmen kann. Alle Talente sind der Nation verpflichtet, und in der Regel gewinnen sie nicht so viel dadurch, daß sie die Nation nach sich bequemen, als dadurch, daß sie sich nach der Nation bequemen. — Wir bemerken noch, daß sich vor der Zwickauer Ausgabe ein artiger Prospekt des Schlosses Holyrood befindet.

37) Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick. Von Dr. G. Gervinus. Frankfurt a. M., Brönner, 1830. Ein Abriß der ältesten englischen Geschichte bis auf Wilhelm den Eroberer. Mancher bisherige Irrthum der Geschichtschreiber ist hier mit kritischem Scharfsinn und Anführung der Quellen berichtet, z. B. im Leben des

berühmten König Alfred. Allein wir vermissen auch hier wie in dem Werke von Scott neben der Geschichtserzählung die Beschreibung der innern Zustände des Landes, der Verfassung, der Sitten ꝛc., wozu doch die frühe Ausbildung der angelsächsischen Kirche so wie die interessante, noch tief in die spätere Geschichte Englands eingreifende angelsächsische Verfassung Gelegenheit darbietet. Der Verfasser scheint ein Schüler Schlossers, dessen Manier er nachahmt.

38) Geschichte Irlands von W. A. Lindau. Zwei Bändchen. Dresden, Hilscher, 1829. — Der Verfasser, der sich schon fleißig um Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland bemüht hat, gibt hier ein Resumé der irländischen Geschichte, zusammengetragen aus den wenigen guten Werken, welche über dieses früher wenig beachtete und erst jezt durch seine Emancipation wieder mehr in den Vordergrund tretende Land vorhanden sind. Es wird wohl niemand die tragische Geschichte Irlands ohne Interesse lesen können. Auch die Irländer gehören zu den Völkern, deren Schicksal bisher ihres Talentes nicht würdig war, und deren die neuere Geschichte leider mehrere kennt. Doch wenn es uns schaudert, die jahrhundertlangen Martern anzusehn, denen ein edles Volk erliegen mußte, weil es gegen die Uebermacht unbarmherziger Fremdlinge seine Freiheit zu vertheidigen wagte, so tröstet uns auch wieder der Gedanke, daß, wie Schiller sagt, Tyrannenmacht eine Gränze findet, und daß die Völker ihre Leiden und ihre Henker überleben. Irland ist halb emancipirt, ist seiner völligen Emancipation nahe. Diese einzige Thatsache des Jahres 1829 macht wieder gut, was Jahrhunderte an ihm frevelten.

39) Analectes belgiques ou recueil de pièces inédites, mémoires, notices, faits et anecdotes, concernant l'histoire des Pays-bas, publié par L. P. Gachard, conservateur adjoint des archives du Royaume à Bruxelles. Ir cahier. Bruxelles, Frank. 1830. — Lauter interessante Aktenstücke, Urkunden, Briefe ꝛc. Das erste Dokument ist ein Erlaß des Bischof Robert von Lüttich, vom Jahr 1241, dann folgen mehrere, Burgund betreffende, Aktenstücke aus dem funfzehnten Jahrhundert, ferner ein Brief Wilhelms von Oranien an Maria, die Regentin der Niederlande. Von diesem Brief ist dem vorliegenden Heft ein Facsimile vorgebunden. Hierauf ein sehr freundlicher Brief der Königin Elisabeth von England, worin sie den Antwerpnern Hülfe gegen die Belgo-Spanier verspricht. Heutzutage würde sie wohl umgekehrt den Antwerpnern Hülfe gegen die Holländer versprechen müssen. Zu den interessantesten Gaben dieses Hefts gehören sonach die Briefe über die convulsionaires zu Namur vom Jahr 1772, und die Briefe des Kardinal von Frankenberg nach der Revolution von 1790 an den Kaiser Leopold. Unter den Mißzellen am Schluß finden sich neben andern Kuriositäten auch zwei gerichtliche Sentenzen. Nach der einen wurde am 22. September 1486 durch den Scharfrichter von Ypern ein Schwein, welches ein Kind gefressen hatte, unter Beobachtung aller Formalitäten öffentlich hingerichtet. Nach der zweiten wurde am 16. Mai 1499 ein Stier, der einen Knaben getödtet, in der Diözese von Beauvais, an den Galgen gehängt.

Erfreulich ist die Bemerkung, daß die vaterländische Alterthumsforschung in jüngster Zeit durch mehrfache patriotische Vereine gedeihliche Pflege gefunden. Die kleine Schrift:

40) Ueber Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz dargebracht von K. B. Preusker, (Leipzig, Nauck, 1829) fordert zu noch wärmerer Theilnahme auf und gibt zugleich die besten Mittel an, wie Alterthümer auszuforschen, zu erhalten und bekannt zu machen sind. Der Verfasser wünscht, daß überall möchten Vereine gebildet und Sammlungen angelegt werden, und daß eine Zeitschrift, die ausschließlich den vaterländischen Alterthümern gewidmet werden müßte, wie früher Gräters Iduna und Hermode, jeden neuen Fund und was immer in dieser Beziehung von allgemeinem Interesse wäre, zur schnellen Kenntniß des Publikums bringen möchte. Wenn ihn nun auch sein warmer Eifer für die Sache hinreißt, den Zeitgenossen, die so unzählbar viel andres zu thun haben, für die Alterthümer mehr zu thun zumuthet, als sie leisten mögen und werden, so bleibt es doch immerhin gewiß, daß es Pflicht der Regierungen ist, die vaterländischen Alterthümer als ein heiliges Erbtheil zu pflegen, daß ein großer Theil der Gelehrten wirklich für diese Alterthümer großes Interesse hegt, und und daß es demzufolge räthlich wäre, die einzelnen und zerstreuten Bemühungen der Alterthumsfreunde zu vereinigen und dadurch furchtbarer zu machen, So wäre wohl offenbar anstatt der verschiednen einzelnen Brochüren und Sammlungen in zwanglosen Heften, worin hier und dort die Alterthumsfreunde ihre neuen Erfahrungen mittheilen, eine Alterthümerzeitung für das gesammte Deutschland, worin man alles beisammen fände, sehr zu wünschen.

Unter den einzelnen Sammlungen bemerken wir:

41) Eufelia, von Fr. X. Boos. Heft 1—9. Aachen, Urlichs, 1827—1830. Diese Sammlung enthält sehr interessante Nachrichten über die frühere Geschichte und über die Alterthümer der Eufel, d. h. des Gebirglandes zwischen Rhein und Maas. Diese Nachrichten betreffen größtentheils den Zustand jenes Landes unter den Römern, sodann die Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Fürsten, Herrn, Städte und Klöster im Mittelalter, und endlich auch die Umgestaltungen

des Landes seit der Reformation und bis in die Revolution hinein. Je weniger bisher dieses der ostdeutschen Gelehrsamkeit entfremdete französische Grenzland historisch beleuchtet worden, um so interessanter sind die hier gelieferten Notizen. — Eine ganz ähnliche Sammlung ist:

42) Variscia, Mittheilungen aus dem Archive des Voigtländischen Alterthumsforschenden Vereins, von F. Alberti. Zweite Lieferung, Greiz, Hennig, 1830. — Hier werden voigtländische Alterthümer besprochen, und zwar ein deutscher Runenstein, der bei Großhabersdorf, 4 Stunden von Anspach, und mehrere Gräber, Urnen und dabei befindliche Geräthschaften, die in der Umgegend von Ranis und Wernburg ausgegraben worden. Die genaueste Untersuchung hat ausgewiesen, daß diese Gräber slavischen Wenden angehören.

Von allgemeinerem Interesse sind:

43) Historischen und literarischen Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben von Prof. Dr. F. W. Schubert. Erste Sammlung. Königsberg, Bornträger, 1830. Vier dieser Abhandlungen beziehn sich auf die preußische Geschichte, worunter die des Herausgebers über die ständischen Verhältnisse Preußens vor 200 Jahren und die des Archivar Faber über die Verhältnisse des deutschen Ordens zum päpstlichen Stuhl unter Markgraf Albrecht die interessantesten sind. Was jene altpreußischen Stände betrifft, so war es zwar nicht schwer, zu beweisen, daß sie dem Lande mehr Unheil gebracht haben, als der spätere monarchische Absolutismus, der Verfasser hätte aber wohl hinzufügen können, daß er damit nicht meine, auf das Bedürfniß neuer Landstände ein gehässiges Licht zu werfen.

Sehr schätzenswerth sind ferner die beiden Abhandlungen des Herrn Prof. Dr. von Bohlen über Handel und Schiffahrt des alten Indiens und über den Zusammenhang der indischen Sprache mit der lithauischen. In der ersten zeigt der Verfasser, daß die Portugiesen, Holländer und Engländer, weit entfernt, den indischen Handel zu beleben, ihn vielmehr zerstört haben: „Treten wir nur einige Jahrhunderte zurück, um den Vasco de Gama auf seiner Fahrt zu begleiten, so verschwindet bereits jede Spur der heutigen Indolenz, und allenthalben tritt uns noch ein freies, thätiges Walten entgegen, wo es jetzt erstorben ist. Gama fand sowohl Araber als indische Banyanen aus Cambaya und Guzurata im Reiche Melinda an der afrikanischen Küste und auf Mozambique, die sich aus dem portugiesischen Astrolabium wenig machten, weil sie bessere Instrumente, Quadranten, Kompas und Seekarten zu gebrauchen pflegten, und sich sogleich erboten, ihm als erfahrnen Seemann den indischen Piloten Komaka zu geben, der ihn nach Calikut geleiten möchte. Auf Sumatra, der jetzt so sehr verwilderten Insel, fanden sich mächtige Könige, welche Flotten von fünfhundert Segeln ausrüsten, und sechszigtausend Mann ins Feld stellen konnten; in ihrer Hafenstadt Achem auf der nördlichen Spitze landeten die Schiffe aller asiatischen Nationen. Die Bewohner von Malacca waren unermeßlich reich, und werden als sehr civilisirt hervorgehoben; sie handelten größtentheils mit Java und auch diese Insel war in blühendem Zustande, hatte große Stückgießereien und konnte große Kriegsschiffe, mit Kanonen versehen, ausrüsten. Ava trieb ausgebreiteten Handel mit seinen Edelsteinen; nach Siam kamen jährlich an tausend Schiffe der Araber und Inder; Pegu sandte aus mehreren Häfen seine Fahrzeuge nach Bengalen und den umliegenden Inseln und ist jezt dem Meere gänzlich entfremdet; noch 1519 waren in Arrakan Städte und Paläste, wo jezt Wildnisse sich befinden, und auf Coromandel zeigen allenthalben stolze Ruinen und Spuren von breiten Landstraßen die frühere Blüthe. In den Hafen von Calicut auf Malabar waren die Portugiesen 1497 mit vier Schiffen eingelaufen und mit offenen Armen aufgenommen, weil sie als Kaufleute sich ankündigten; Gama selbst schildert die Pracht dieser Stadt mit glänzenden Farben, und in den drei Monaten ihres Aufenthalts vom 19. Mai bis zum 25. Aug., sah man dort allein tausend fünfhundert Schiffe ankommen, die an Größe die portugiesischen weit übertrafen, und mitunter über zweihundert Menschen an Bord hatten. Eben so lebhaft war noch zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts das Gewühl in Bengalen; der Handel wurde von Arabern und Indern selbst mit gleichem Erfolge betrieben, und sezte jede Puisader des Landes in Bewegung; selbst bis zum nördlichen Nepal hin, wo noch ein früherer Missionär, Giuseppe, volkreiche Städte fand mit gepflasterten Straßen, Springbrunnen, mehrstöckigen Häusern und prachtvollen Tempeln, deren Vorhöfe mit Marmor ausgelegt und mit Blumen von Bronze verziert waren. Gleiche Pracht und Wohlhabenheit fand sich in den Stapelplätzen der indischen Waaren, an der Südküste von Arabien, besonders in Aden, vorzugsweise nach dem Vorgange des Periplus das glückliche Arabien genannt; denn hier war es, wo die Schiffe des gesammten Indiens ihre feinen Gewänder, Seide, Spezereien und Edelsteinen ausluden, bevor diese von den Arabern nach Aegypten oder den Häfen Syriens spedirt wurden, woselbst Genueser und Venetianer sie in Empfang nahmen. Gegenwärtig aber ist jene Küste meist verödet; die Umschiffung des Kap und der europäische Welthandel haben Blüthe und Wohlstand jener Gegenden, wie durch einen Zauberschlag vernichtet.

Für die früher schon bemerkte nahe Verwandtschaft der lithauischen und alten Sanskritsprache gibt der Verf. neue Belege, doch leider, ohne die frühern Verhältnisse des merkwürdigen mitten unter den Slaven nach Norden verschlagnen Volks näher aufklären zu können. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 9. — 24. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

44) Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Karl Dietrich Hüllmann. Zweite Ausgabe, größtentheils ein neues Werk. Berlin, Eichhoff und Krafft, 1830.

Die oft und viel behandelte deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte war doch bisher noch nicht auf die Hauptpunkte zurückgeführt und in völlig klare Uebersicht gebracht. Im Einzelnen ist in neuern Zeiten außerordentlich viel für sie geschehn durch Specialgeschichten, Monographien einzelner Rechte, Urkundensammlungen, Alterthumsforschungen ꝛc.; allein ein Ganzes konnte sich daraus noch nicht befriedigend gestalten. Der ehrwürdige alte Heineccius, in einzelnen Punkten sogar scharfsinniger als Eichhorn, entbehrte doch die vielen Vorarbeiten der Spätern und auch Eichhorn konnte in seiner verhältnißmäßig trefflichen Rechtsgeschichte sich theils noch nicht von der alterthümlichen Weitläuftigkeit losreißen und das unermeßliche Detail zur gedrängtesten Uebersicht bringen, theils standen auch ihm noch nicht die neuen Forschungen zu Gebote, durch welche jezt so mancher alte Irrthum widerlegt ist. Dagegen hat nun Hüllmann, ein längst ausgezeichneter Veteran unter unsern Historikern, Alles geleistet, was der heutige höhere Standpunkt der Forschung zu leisten erlaubt und vorschreibt. Sein Werk ist ein Meisterstück von historischer Präcision und Klarheit im Ganzen, während es einzeln überall abweichende Ansichten ausgleicht und vereinfacht, irrthümliche beseitigt, neue geltend macht.

Wir halten es für unsre Pflicht, eine gedrängte Skizze dieses großartigen politischen Gemäldes zu geben.

So weit die deutsche Geschichte zurückgeht, stößt man überall bei allen germanischen Stämmen auf freye Grundbesitzer, die 1) auf ihrem Grund und Boden zugleich Könige und Priester sind, und theils Leibeigne, theils persönlich freie, aber durch Vertrag an den Gutsherrn Gebundne Untersassen unter sich haben, und die 2) nach außen mit den benachbarten Grundbesitzern im Gemeinheitsverbande stehn, so zwar, daß je zehn unter einem aus ihrer Mitte durch sie selbst gewählten Zehenhaupt sich zu Schutz und Trutz und zu wechselseitiger Gewährleistung verbinden, auch insgesammt einstehn für den Frevel, den einer aus ihrer Mitte begeht. Zehn solcher Zehen bildeten eine Hundreda, welche sich wieder im Großen dieselbe Gewähr leistete und mehrere solcher Hunderte standen in Zeit der Noth zusammen und bildeten abwechselnd größere und kleinere Völkerschaften oder Staatenbünde. Alle diese freien Grundbesitzer waren gleich,

nur wenige Familien, die einen sehr großen Grundbesitz hatten und alten Ruhm genossen, zeichneten sich als Edelinge aus, wurden gewöhnlich zu Vorsitzern der Gemeinden und Anführern im Kriege gewählt, standen höher in der Währleistung und erhoben sich allmählich zu Stammfürsten.

Dieses älteste Verhältniß wurde umgestürzt durch die fränkische Monarchie. König Chlodwig trat als Eroberer auf, betrachtete das eroberte Land als seinen persönlichen Grundbesitz und vertheilte es als Lehn an Untersassen, welche dadurch theils persönlich unfrei, theils ausnahmsweise persönlich frei aber wenigstens dinglich unfrei wurden. Durch einen einzigen so großen Grundbesitzer, wie nun der König war, mit so vielen tausend Untersassen, mußte nun natürlich die bisherige gemeinheitliche Gewalt der kleinen freien Gutsbesitzer mächtig erschüttert werden. Man unterschied nunmehr den **Hof**, wozu alle Untersassen (Lehnsträger, Vasallen) des Königs gehörten, von dem **Reiche**, welches die übrigen Freien in sich begriff, und der Hof verschlang am Ende das Reich. Während die Vasallen dem Hofrichter unterworfen wurden, der ihnen im Namen des Königs Recht sprach, wurde auch bei den Freien selbst das Gerichtswesen aristokratischer und monarchischer. Hätten sonst alle Freie gemeinsam zu Gericht gesessen, so beschränkte man jezt die Richter auf eine bestimmte Zahl, etwa sieben, wozu die Freien nur noch der Reihe nach gelangten, daher sie Reigenbürger hießen. Diese hörten dann nach Karl dem Großen auch auf zu wechseln, und wurden eine bestehende Behörde, die Schöffen. Ueber ihnen aber stand der Landrichter, der bei den Freien, wie der Hofrichter bei den Vasallen, im Namen des Königs waltete. Da nun aber in jenen Zeiten die Rechtspflege, Verwaltung und das Militärwesen noch nicht getrennt waren, so war der Landrichter immer zugleich Kriegsoberster, und dies konnte er wieder nur seyn, sofern er ein Vasall des Königs war. Also konnte man zu einem Reichsamt so gut wie zu einem Hofamt nur dann gelangen, wenn man des Königs Vasall, also persönlich unfrei wurde, und so verknüpfte sich der Begriff des Herrschens dergestalt mit dem des Dienens, daß alles dienen wollte, um zu herrschen. Die altgermanische republikanische Ehre des freien Grundbesitzes verwandelte sich in die fränkische aristokratische Ehre des Hofdienstes. Daher das Zudrängen zu diesem Hofdienst und die Verwandlung der meisten freien Güter durch freiwillige Uebertragung in königliche Lehen (feuda oblata).

Wie natürlich leisteten die großen Güterbesitzer im alten Deutschland diesseits des Rheins, die zu Stammfürsten erhobnen alten edlen Familien, dem fränkischen Lehnwesen den meisten Widerstand, aber alle diese kleinen Stammfürsten der Alemannen, Bayern, Sachsen, Thüringer, wurden nach und nach unterjocht und Karl der Große ließ keine mächtige Familien mehr aufkommen, vielmehr theilte er sein ganzes großes Reich in lauter kleine Landrichter- oder Grafschaften, die er wiederum durch umherreisende Gewaltboten (Sendgrafen) in Aufsicht halten ließ. Den Namen Graf erklärt der Verfasser übrigens ganz anders, als man bisher gewohnt war. Er leitet ihn nämlich von dem griechischen Graphens, d. i. Schreiber (französisch: Greffier) ab. Auch stimmt das Alter dieses Namens genau mit dem der deutschen Bureaukratie zusammen. — Nach Karl dem Großen traten an die Stelle der ältern mächtigen Stammfürsten die Herzöge, die indeß nur für den Krieg ernannt waren, und die Markgrafen, die zur Bewahrung der Grenzen mit größerer Macht ausgerüstet waren als die gemeinen Landgrafen.

Während auf der einen Seite der Hof und das Feudalwesen das Reich zu verschlingen drohte, that dasselbe auf der andern Seite die Kirche. Karl der Große bediente sich der Kirche vorzüglich gegen die diesrheinischen Stammfürsten und sezte den überwundnen Sachsen eine große Menge kriegerische Bischöfe zu Hütern, so wie er überhaupt auf jede Weise, um sein monarchisches Ansehn durch das kirchliche über das altdemokratische der deutschen Stämme zu erheben, die Geistlichkeit in sein Interesse zog. Diese machte sich dies zu Nutzen und griff anfangs unter der Monarchie, dann neben ihr, endlich über ihr mit reißender Gewalt um sich. Sie strebte erst alle möglichen Arten des Besitzes unter allen möglichen Titeln an sich zu reißen und that dies anfangs, indem sie sich, dem allgemeinen Zuge des Zeitgeists folgend, zur Vasallin des Hofes machte. Allein kaum war sie im Lehnbesitz, so strebte sie, denselben zum Erbbesitz zu machen, und **die Emancipation der Kirchengüter gab die Losung zu der Emancipation auch der weltlichen Lehngüter.**

Die deutsche Verfassung erlebte eine abermalige Umgestaltung. Der König verlor seine Gewalt über die Kirche wie über seine weltlichen Vasallen, indem beide ihre nur zu Lehn empfangnen, daher wieder verlierbaren Güter und Rechte erblich machten. Hatte nun früher die altgermanische Demokratie der fränkischen Monarchie weichen müssen, so mußte jezt diese wieder der mittelalterlichen Hiero-Aristokratie weichen. Es war übrigens eben so natürlich, als nothwendig, daß die Vasallen sich emancipirten. Das Verhältniß eines Vasallen war drückend und unnatürlich. Man darf nur bedenken, daß dieselben Menschen, die einerseits vom König wichtige Aemter und große Lehngüter erhielten, daher auch vorzugsweise Edelmänner hießen, andrerseits vom König als Leibeigne verschenkt werden konnten. Der Verfasser citirt viele Beispiele solcher verkaufter Edelleute. Wie drückend mußte es ferner für die Lehnsträger seyn, die Güter, welche sie

lange verwaltet, nicht ihren Kindern hinterlassen zu dürfen, sondern vom Lehnsherrn einem Fremden übertragen zu sehn. Dies hatte schon früher zu Ausnahmen geführt. Es gab persönlich freie Vasallen, und erbliche Lehngüter derer, welche diese Vorrechte sich ausbedungen hatten, indem sie in den königlichen Dienst übertraten, oder denen der König ein besonderes Privilegium geschenkt hatte. Als nun aber die Geistlichkeit alle ihre Güter und Rechte sich erblich eigen machte, so folgte auch die große Masse der unfreien Vasallen diesem verführerischen Beispiele. Wenn dies nun die gute Folge hatte, daß die persönliche Unfreiheit der Edlen aufhörte, und daß die Güter von den Erbbesitzern wieder besser gepflegt wurden, als früher von den vorübergehenden Lehnbesitzern, so knüpfte sich doch an dieses neue Verhältniß der große Nachtheil, daß nicht blos die Lehngüter selbst, sondern zugleich auch die Aemter, die daran hafteten, erblich wurden. Als nun vollends die Erbgüter nicht mehr untheilbar blieben, sondern an viele Söhne vertheilt wurden, wurden auch die Aemter unnütz vervielfältigt, oder, wenn der Erbtheil allzuklein wurde, sank der Amtsname zu einem bloßen leeren Titel herab.

Ein nicht minder großer Nachtheil bestand darin, daß alle natürlichen Grenzen, sowohl die geographischen und ethnographischen, als die politischen, durch die neue Gestaltung erblicher Lehngebiete verrückt wurden. Die Natur selbst hat die Gaue gebildet, in welchen nach dem Zug der Gebirge und Flüsse sich die einzelnen Stämmen niedergelassen und eigenthümlich ausgebildet. Die späteren fränkischen Grafschaften und Bisthümer waren zwar nicht ganz diesen Gauen angepaßt, allein sie waren wenigstens unter einander ziemlich gleich. Als aber die Lehen und Aemter erblich wurden, da suchte jeder weltliche wie geistliche Erblehn- und Erbamtsbesitzer sein erbliches Gebiet zu vergrößern und abzurunden. Dies geschah durch List und Gewalt, Kauf oder Erbe, Schenkung oder Verleihung. Zehn alte Gaue, zehn alte Grafschaften schmolzen zu einem einzigen großen Gebiet zusammen, das hier ein Herzog, dort ein Graf, hier ein Bischof, dort ein Abt nach und nach erweitert hatte, während anderwärts ein einziger alter Gau, eine einzige alte Grafschaft nunmehr unter zehn verschiedne Herrn vertheilt war.

Der größte Nachtheil bestand aber darin, daß die monarchische Einheit des Reichs durch die aristokratische Vielheit der neuen großen Erblehnsträger zerstört wurde. Jeder von diesen riß in seinem Gebiet die Rechte der Krone an sich, und die Kaiser selbst dachten nicht selten mehr darauf, sich ein großes fürstliches Privateigenthum zu erwerben, als die übrigen Großen im Zaum zu halten. Daß sich alle die Glücklichen, denen es gelungen war, einen großen Lehnbesitz zu erwerben, sofort zur fürstlichen Würde erhoben, lag in der Natur der Sache, gleichviel ob es ursprünglich Herzoge oder Grafen, Bischöfe oder Aebte gewesen, und daß sie nunmehr die hohe Aristokratie des Reichs bildeten, die sich die Souverainität anmaßte, war eine nothwendige Folge davon. Sehr wahr sagt der Verfasser, daß sich seitdem nicht mehr, wie in der fränkischen Zeit der König, sondern fortan nur die Gesammtheit der erblichen hohen Reichsbeamten als den Grundbesitzer, höchsten Lehnsherrn und Souverain des Reichs angesehn haben, daher auch der Kaiser nicht nur von ihrer Wahl, sondern auch von ihrer Entscheidung im Reichsrath abhängig wurde.

Allein so wie sich die Aristokratie der großen Vasallen gegen den höchsten Lehnsherrn, den Kaiser, siegreich erhob, so auch nicht minder die der kleinen Vasallen gegen jene großen. Vom Kaiser bis zum lezten Untersassen hinab bildeten sich alle Verhältnisse nach dem aristokratischen Typus. Wie sich im Reich der hohe Adel der unmittelbaren großen Reichsvasallen ausbildete, so in den fürstlichen Territorien eben dieses hohen Adels der niedere Adel der mittelbaren Vasallen. Jeder große Herzog, Graf, Bischof und Abt ahmte den Hof des Kaisers nach, aber seine Hofbeamten bildeten um ihn dieselbe Aristokratie im Kleinen, welche die Reichsbeamten um den Kaiser bildeten. Denn auch diese kleinen Vasallen wurden erblich und dadurch mächtig, dem Lehnsherrn mehr zu trotzen. Je mehr nun aber Hohe und Niedre sich schieden und die Hohen alle Kräfte an sich zu ziehn strebten, desto schlimmer mußte es denen ergehn, die als die Niedrigsten unten zurückblieben. Die ursprünglich freien Bauern, die sich nur in wenigen Resten bei ihrer altgermanischen Gemeindeverfassung erhalten hatten, mußten immer mehr zwischen den großen Massen der Feudalherrschaften aufgerieben werden, und die leibeignen Bauern mußten in dem Maaß größere Lasten übernehmen, als ihre unmittelbaren und mittelbaren, kleinen und großen, priesterlichen und weltlichen Herrn sich vervielfältigten, und überhaupt mit dem Aufkommen der Aristokratie der Luxus stieg.

Unterdeß machte sich das zurückgedrängte demokratische Element auf energische Weise Luft in dem neuaufkommenden Bürgerstande. Sehr schön weist der Verfasser dessen reine Deutschheit nach und widerlegt die Ansicht, die seinen Ursprung und seine Gestaltung von den altrömischen Städten ableiten möchte. Die Bürger waren als ächter tiers-état und als Repräsentant der kommenden Zeit bestimmt, die Aristokratie zu untergraben. Anfangs zwar mußten auch sie, dem Bildungsgange der Zeit gemäß, aus der Monarchie in die Aristokratie sich hineinbilden, zulezt aber gestaltete sich daraus immer die Demokratie. Zuerst trat der Kaiser die gerichtliche und administrative Gewalt über die Städte an Bischöfe oder Fürsten ab, diese traten sie wieder an die

große Aristokratie der Stadtjunker, der altpatrizischen Geschlechter ab, von diesen aber ertrozten sie alsbald die demokratischen Zünfte, die, wenn sie sich selbst wieder zu aristokratisch zu gestalten anfiengen, immer aufs neue demokratischen Reformen erlagen.

Zulezt wendet sich der Verfasser zur Entstehung und Ausbildung der Landstände in den neuen geistlichen und weltlichen Fürstenthümern. „Seit der Unterwürfigkeit unter die fränkische Herrschaft ist Deutschland fast durch das ganze Mittelalter nur ein Reich gewesen, ein Inbegriff verschiedner Landschaften mit besondern Volksrechten und abweichenden Landesherkommen, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, noch kein eigentlicher Staat. Daher hat sich auch ein Staatsrecht erst in den einzelnen Reichslanden gebildet, seitdem die Fürsten zur landeshoheitlichen Gewalt und Selbstständigkeit gelangten.“ Dasselbe gilt auch von den Landständen, die sich erst in den einzelnen Reichslanden ausbildeten. Sie fiengen damit an, daß sich der Adel und die Geistlichkeit an Hoftagen versammelte, um dem Fürsten auf dessen Bitte Beisteuern zu bewilligen, wogegen der Fürst ihnen große Privilegien gestatten und sich nicht selten tief vor ihnen demüthigen mußte. Der immer mehr einreißende Geldmangel nöthigte indeß die Fürsten, bald auch die reichen Städte mit zu Rathe zu ziehn und nun wurden aus den Hoftagen Landtage, an denen alle drei Stände Theil nahmen. Diese Landstände giengen nun auch weiter, beaufsichtigten die fürstliche Regierung und mischten sich nicht selten darein. Wenn sie indeß auch in den meisten Fällen den finanziellen Verschleuderungen und der persönlichen Tyrannei der Fürsten vorbeugten, so kam dies doch in der Regel nur ihnen selbst, den drei bevorrechteten Ständen zu Gute, und der vierte Stand, die Bauern, blieben in ihrer gedrückten Lage, aus der sie fast durchgängig erst durch die spätern absoluten Ministerialregierungen befreit zu werden anfiengen, nachdem überall die alten aristokratischen Landstände durch die absolutmonarchische Gewalt verdrängt worden. — Jezt weicht auch diese absolutistische Periode, die das Beispiel Ludwigs XIV. herbeiführte und der geniale Geist Friedrichs II. vollendete, wieder einer neuen, der repräsentativ-konstitutionellen. Nicht nur, daß die scharfe Sonderung der drei ersten Stände aufgehört hat, auch für den vierten Stand, auch für den Bauernstand ist, wie der Verfasser schön bemerkt, das neunzehnte Jahrhundert der bürgerliche Schöpfungstag. Weil alle einzelnen Standesinteressen, die sich im Mittelalter isolirten und wechselseitig bestritten, jezt in das eine große Nationalinteresse zusammenschmelzen, müssen natürlicherweise die Stände, welche damals die unterdrückten waren, in dem Maaße sich verdessern, in welchem die andern ihre unmäßigen Vorrechte verlieren.

45) Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. Aus Urkunden und den besten Quellen von Dr. Ernst Münch. Mit Kupfern, Urkunden und andern Beilagen. Zwei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830. — Da dem Verfasser das fürstliche Archiv und alle andern Hülfsquellen zu Gebote standen, so ist es ihm gelungen, eine ausführliche Specialgeschichte zu schreiben, die leicht das Beste seyn dürfte, was er je verfaßt hat. Die Geschichte des Hauses Fürstenberg ist aufs mannichfaltigste mit der Geschichte Schwabens verflochten und greift zugleich in die Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte überhaupt ein, sofern die Fürstenberge im Dienst des Reichs und Kaisers daran Theil nahmen. Viele kräftige und talentvolle Männer zählt dies Fürstenhaus des Schwarzwalds, das einen Geschichtschreiber mit Recht verdient. Es wäre zu wünschen, daß bald auch eine ausführliche Specialgeschichte des Hauses Hohenlohe (wozu uns Herr Oechsle Hoffnung macht) und der Truchsesse von Waldburg erschien. Die aus den Archiven geschöpften Notizen über die einzelnsten Vorfälle und Zustände der Vorzeit geben auch dem Universalhistoriker erst den richtigen Maaßstab für die Beurtheilung der Nationen und Zeitalter ab.

46) Geschichte des Thurgaus von J. A. Pupikofer. Zweite Hälfte. Zürich, Trachsler, 1830. Schon der erste Theil dieser gehaltreichen Specialgeschichte, in welcher wir eine würdige Nachahmung der musterhaften Geschichte St. Gallens von Herrn von Arr erblicken, ist in diesen Blättern rühmlich erwähnt worden. Der zweite Theil reicht bis auf die neueste Zeit und ist vorzüglich in den Partheien interessant, welche die helvetische Revolution betreffen.

47) Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von Prof. Hottinger und herausgegeben von Prof. G. Schwab. Zweiter Band. Mit Kupfern. Chur, Dalp, 1830. Auch dieses Werkes ersten Theil haben wir seiner Zeit verdientermaßen empfohlen. Der zweite Theil enthält die Geschichte von 31 Burgen. Abgebildet sind 6, nämlich Kyburg, Castel, Thun, Corbieres, Sargans und Wildenburg. Unter den übrigen bemerken wir Chur, Münchenstein, Coppet (Neckers Sitz) 2c. Die Geschichte der einzelnen Burgen ist von verschiednen schweizerischen Gelehrten, Escher, Lutz, Henne, Kuenlin, Puppikofer, Mörikofer, Burgener, Hartmann, Strohmeier und Huguenin verfaßt, grossentheils schon bekannte Namen. Sie knüpft sich theils an die allgemeine Geschichte der Schweiz an, theils bietet sie wenigstens interessante Volkssagen dar, und was sich vorzüglich für eine poetische Behandlung eignete, hat G. Schwab in mehrern Romanzen, die dem prosaischen Text beigefügt sind, glücklich besungen. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 10. — 28. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

48) Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert. Geschichte des preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1830.

Die Geschichte Preußens hat in den neuesten Zeiten mehrere ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, wie Voigt und Manso, und nichts ist natürlicher, als daß ein großer gebildeter Staat für die Erforschung und Bekanntmachung seiner frühern Geschichte etwas aufwendet. Herr Stenzel hat treffliche Vorarbeiten benutzen können und seine Anordnung und Darstellung ist empfehlenswerth. Der erste Band seiner Geschichte geht von den ältesten Zeiten bis auf den großen Churfürsten; mithin ist keine zu weite Ausdehnung des Werks zu fürchten. Den innern politischen, religiösen und sittlichen Verhältnissen ist die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers nicht minder zugewendet, wie den äußern Staatsaktionen, und so erhalten wir ein sehr lehrreiches und nicht ermüdendes Gemälde der preußischen Vorzeit. Erfreulich ist dasselbe nun wohl nicht, denn die Wurzel der ganzen preußischen Geschichte ist ein barbarisches Eroberungsrecht, und ihr Wachsthum sey sie aus einem langen entsetzlichen Völkermord, der nirgends etwas Herzerhebendes darbietet, in dem selbst die Thaten der Helden und Märtyrer mit Fluch beladen sind. Es ist übrigens sehr charakteristisch und prägt sich noch jezt in den Physiognomien beider Staaten ab, daß unter preußischem Scepter die slavische Bevölkerung an Leib und Seele zertreten, zu Sklaven gemacht und germanisirt wurde, während sie unter Oestreich geraume Zeit ihre altslavische Verfassung und bis auf den heutigen Tag ihre Sprache beibehielt. Dies erklärt den düstern Charakter der Preußen und den heitern der Oestreicher. Jahrhunderte mußten vergehn, ehe die Wunden vernarbten, ehe die germanisirten Slaven wirklich Deutsche wurden und nach dem Untergange ihrer alten einheimischen Kultur sich die Kultur ihrer neuen Brüder im Westen aneigneten. Erst die Reformation vollendete die Einführung des deutschen Volksgeists in den alten Slavenmarken. Doch ging auch umgekehrt vom slavischen Volksgeist manches auf Deutschland über. Wenn wir sehn, wie im Osten Deutschlands, gerade in jenen alten slavischen Marken im Norden Preußen, im Süden Oestreich große Staaten bildeten, deren Ueberlast das schwache und geschmälerte deutsche Reich nicht mehr tragen konnte; wenn wir ferner sehn, wie zu gleicher Zeit in diesen Ländern die absolute Fürstengewalt aufkam, — so liegt es doch wohl sehr nahe, diese Erscheinungen aus dem Umstand abzuleiten, daß die Slaven von Natur sowohl als durch

eine lange Unterwerfung zum sklavischen Gehorsam geneigter waren, als die Deutschen, die daher im eigentlichen Deutschland westlich von der Elbe beständig sowohl der Bildung großer Staaten als dem Absolutismus entgegenkämpften. Die Zerstörung des salischen Herzogthums in Franken, des hohenstauffischen in Schwaben, des welfischen in Sachsen, so wie die verhältnißmäßig gering gebliebene Macht der bayrischen und thüringischen Fürsten beweist hinlänglich, daß diesseits der Elbe unter den ächten Deutschen den Habsburgern und Hohenzollern nicht gelungen wäre, was ihnen jenseits der Elbe unter den Slaven gelang. Der monarchische Absolutismus konnte sich nie in reinem deutschen Blut erzeugen, er bedurfte dazu des römisch-gallischen Bluts in den Ländern, welche die Deutschen zur Zeit der Völkerwanderung erobert hatten, und des slavischen Bluts in den Ländern, über welche sich später die deutsche Herrschaft ausbreitete. Aber auch ein großartiges Staatsleben konnte sich nur in jenen Grenzländern erzeugen, während die reindeutsche Mitte an der deutschen Erbkrankheit, der Kleinstaaterei, dahinschwand. Die Aufgabe ist nun, von beiden Elementen das Tüchtige zu verschmelzen, das Schlechte auszuscheiden, ein großartiges Staatsleben ohne scythische Willkühr des Herrschers und einen freien Bürgersinn ohne Kleinstaaterei. Diese Aufgabe zu lösen, ist vor allem Preußen geeignet, denn in diesem mächtigen Staate gleicht die ächt deutsche und die nur germanisirte ursprünglich slavische Bevölkerung sich aus. Sicher aber liegt diese Ausgleichung so sehr in den Bedürfnissen der Zeit, daß Preußen in gleichem Maaß an äußerer Ausdehnung und innerer Konstituirung gewinnen muß, mag es nun, wie ehemals, nur auf jene, oder mag es, wie jezt die Umstände zu verlangen scheinen, mehr auf diese bedacht seyen. Möge Preußen nie verkennen, daß es das Princip des Werdens in Deutschland repräsentirt.

49) Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch von M. Morgenbesser. Breslau, Max, 1829. — Auf eine merkwürdige Weise hat sich das nur zur Hälfte germanisirte Oderthal mehrmals um Deutschland verdient gemacht, indem es gleichsam einen Vorposten desselben bildet. Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts wendete die schlesische Tapferkeit bei Wahlstadt den tartarischen Völkersturm ab, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts gab die schlesische Dichterschule der Geistes- und Sprachbildung Deutschlands einen wenigstens mittelbar wohlthätigen Impuls, und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts war Schlesien der Feuerheerd der deutschen Reaktion gegen Napoleons Weltherrschaft und in einer zweiten Schlacht an der Wahlstadt schlug die schlesische Tapferkeit den diesmal vom Westen kommenden Völkersturm zurück. So hat sich unter allen slavischen Marken Schlesien wohl am würdigsten in die deutsche Landsmannschaft eingekauft. Die Geschichte des reichen kleinen Landes ist aufs mannichfaltigste mit der polnischen und böhmischen, später östreichischen und preußischen verflochten, und an eine völlige Selbstständigkeit desselben war nie zu denken, weil es offen und eben liegt ohne natürliche Grenzen, außer im Süden. Nur die Stadt Breslau erhielt sich von den ältesten Zeiten bis auf Friedrich II. eine reichsstädtische Unabhängigkeit, ohne jedoch Reichsstadt zu seyn. — Herr Morgenbesser hat sich durch seine klare Darstellung viel Verdienst um die schlesische Geschichte erworben, doch wäre zu wünschen gewesen, er hätte einige besonders interessante Begebenheiten, namentlich die Geschichte der h. Hedwig und ihres tapfern Sohnes, der bei Wahlstadt fiel, etwas mehr ausgemalt, und überhaupt die zum Theil sehr anziehenden schlesischen Chroniken in Bezug auf Volkssagen und spezielle Schilderungen besser benuzt. — Mängel dieser Art stoßen uns noch bei den meisten Spezialgeschichten auf. Eine gewisse historische Pruderie verdammt alles Romantische in der Geschichte des Mittelalters, wo es doch ganz eigentlich zu Hause ist, und läßt geflissentlich die abentheuerlichen Details der alten Heldenthaten und die charakteristischen Volkssagen aus, die doch so sehr dem ganzen Geist und Leben des Mittelalters angehören, daß man es ohne sie nicht verstehn kann.

50) Geschichtes des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Von Dr. Albert Hüne. Mit einer Vorrede von Heeren. Erster Theil. 1824. Zweiter Theil, erste Abtheilung. 1830. Hannover, Hahn.

Der Verfasser hat dieses Werk für das größere Publikum, zunächst für seine niedersächsischen Landsleute bestimmt, und es reiht sich würdig den besseren und besten Spezialgeschichten an, deren nun wohl nur noch wenige Winkel des deutschen Vaterlandes entbehren. Wir werden hier unter die ächten alten Sachsen, einen der kräftigsten deutschen Stämme, versezt, die aber das Schicksal aller reingermanischen Stämme theilen mußten, indem sie gleich den Franken und Alemannen, Thüringern und Bayern unter geistliche und weltliche Herrn mannichfach zerstückelt wurden. Die Niedersachsen haben, wie schon Justus Möser in seiner meisterhaften Geschichte von Osnabrück bewiesen, nächst den alemannischen Schweizern die Spuren ihrer uraltherkömmlichen Verfassung am längsten bewahrt. Was hätte aus Deutschland werden können, wenn im Norden die Sachsen, im Süden die Schwaben ungetrennte große Herzogthümern geblieben wären? Niemals hätte sich die Schweiz, das Elsaß, Lothringen, Burgund, Holland und Schleswig vom Reiche losreißen können, wenn sie sich auf zwei so mächtige deutsche Staaten hätten stützen können, wenn Sachsen und Schwaben

Frankreich gegenüber geworden wären, was Oestreich und Preußen Polen gegenüber geworden sind. Aber beide haben all ihre Kraft an einander selbst zersplittert. Nie war ein Bruderzwist Deutschland so verderblich, als der zwischen Sachsen und Schwaben, Welfen und Waiblingern. Friedrich Barbarossa zertrat mit eisernem Fuß den nordischen Löwen. Da ward, wie die Chroniken sagen, der todte Löwe zerrissen von wilden Thieren (im Wappen der Bischöfe, Fürsten und Herrn, die das Herzogthum theilten). Aber wenige Zeit darauf übten die Welfen blutige Rache, und als der lezte Waidlinger in Neapel gemordet war, da wurde, wie die Chroniken sagen, auch das Herzogthum Schwaben mit Schild und Helm begraben. Seitdem ist der Westen Deutschlands, zerrissen in kleine Staaten, eine leichte Beute der französischen Politik geworden.

Die Darstellung des Verfassers ist sowohl in Bezug auf die Erzählung der Begebenheiten als in Bezug auf die Beschreibung der alten Verfassung, Sitte und Kultur sehr ausführlich und gewährt, wie Heeren in der Vorrede gebührend rühmt, dem vaterländischen Publikum alle die Belehrung, die es erwarten kann. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes geht bis zum Jahr 1814, und wenn man, was die Darstellung der lezten Zeitperiode betrifft, den schonungslosen Griffel eines Tacitus zuweilen vermißt, so muß man doch die Entschuldigung des Verfassers, daß er desfalls „auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen" gelten lassen. Eine ganz unumwunden die Wahrheit sagende Geschichte der hundert kleinen deutschen Autokratien und Aristokratien seit etwa 50 Jahren wird wohl vor anderen funfzig Jahren noch nicht geschrieben werden können.

51) Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. München, Franckh, 1830.

Wer hätte 1809 glauben sollen, daß zwanzig Jahre später der Stimmführer der Tyroler ein eben so eifriger Stimmführer der Bayern werden würde? Die Ironie, deren Zug sich in der Weltgeschichte nicht verkennen läßt, hat gewollt, daß von allen Tyrolern der damaligen Zeit Herr von Hormayr der einzige Bayer geblieben ist.

Daß in den Arkaden des Münchner Hofgartens eine Gallerie von Scenen aus der bayerischen Geschichte al fresco gemalt worden, ist jedermann bekannt und man hat mit Recht eine so patriotische Bestimmung der Kunst weit und breit gepriesen. Herr von Hormayr gibt nun hier den Text zu diesen Bildern, und schöpft aus dem reichen Schatz seiner spezialgeschichtlichen Kenntnisse die Details, die zur Erklärung nöthig sind. Jeder, der die Freskobilder selbst gesehn hat oder sehn will, wird mit großem Interesse dieses Buch lesen, das überdies reich an zeitgemäßen Bemerkungen ist, wie sie sich ungezwungen an die geschichtliche Betrachtung anknüpfen. Bei Gelegenheit des sechszehnten Bildes, die Einführung der Verfassung, sagt Herr von Hormayr: „Ehe noch auf dem Wiener Kongresse die neuen Gränzen der deutschen Staaten, ehe noch die Entschädigungen geregelt, viel weniger gänzlich vollzogen waren, (was sie zum Theile noch nicht sind), vertheidigten viele Sprecher der glänzenden Versammlung (und noch mehrere außerhalb derselben) mit kunstreicher Wärme, die Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Beschränkung der Willkühr. — Sie wetteiferten im Bestreben, als Männer des Jahrhunderts, die Einführung repräsentirender Stände zu empfehlen — „mit dem Rechte der Mitberathung bei Einführung neuer Gesetze und Steuern, mit dem Rechte der Beschwerdeführung und der Schützung der Verfassung, an welchen Rechten alle Klassen der Staatsbürger Theil nehmen sollten." — Die Männer, die auf jenem Kongresse die größten süddeutschen Lande vertraten, mochten wohl ahnen, diese Wärme sey so gar ernsthaft nicht gemeint, indem von der Aufthürmung des Gerüstes gesprochen wurde, ehe noch der Boden abgesteckt war!? Die Erfahrung über die Natur der Verhältnisse zwischen den Mitgliedern des deutschen Bundes, hatte noch nicht das nöthige Licht verbreitet, um zu unterscheiden, in wie ferne die Autonomie der einzelnen souveränen Staaten, in dem Bunde Schutz oder Beschränkung finden möchte? Darum erklärte Bayern auf dem Kongresse, „daß es zwar gesonnen sey, seinen Völkern eine ständische Verfassung zu geben, sich aber in Bestimmung der der Nation einzuräumenden Rechte nicht durch Beschlüsse des Bundes beschränken lassen wolle." — Man möchte besorgen, daß ein vormundschaftlicher Einfluß auf die minder mächtigen Staaten sich aus der Aufsicht auf die Verfassungen unvermerkt hervorbilden könnte? — Wie hell damals Bayerns Blick in die Zukunft gewesen, bewies die nächste Folgezeit unwidersprechlich. Thatsache ist, daß der Bundestag noch nie im Falle war, die vollständige Erfüllung des XIII. Artikels der Bundesakte von den Bundesgliedern zu fordern. Mehrmals giengen aber von dort, Beschränkungen bereits anerkannter, konstitutioneller Rechte aus. — Viele der Stimmen, die auf dem Kongresse die unverzügliche Einführung ständischer Verfassungen betrieben, verstummten urplötzlich in der Heimath, und machten vielmehr ganz andere Meinungen geltend. Daher war Bayerns und Würtembergs entschlossene Verwahrung auf dem Wiener Kongresse, gegen die ihnen angemuthete Einschränkung

ihrer Regierungsgewalt glücklich und fruchtbringend für die Sache der Unabhängigkeit und der gesetzlichen Freiheit in Deutschland."

52) Bayerns Gauen nach den drei Völkerstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren aus den alten Bisthumssprengeln nachgewiesen, von Karl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1830. — Der Verfasser hat mit großem Fleiß die alte Eintheilung Bayerns in Gaue ausgemittelt, und es wäre zu wünschen, daß etwas Aehnliches auch für das ganze übrige Deutschland geschähe. Da die altdeutschen Gaue ursprünglich nur nach der Natur selbst eingetheilt und auch größtentheils nach Flüssen, Bergen und andern Naturgegenständen benannt sind, so daß sich, in Gebirgsgegenden wenigstens, ihre alten Gränzen und Namen im Volk bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so wäre es wohl nicht ungereimt, ihre Namen auch politisch beizubehalten oder zu verjüngen. Die Namen Regierungsbezirk, Distrikt, Oberamt, Kanton ꝛc. sind denn doch gar zu wenig lokal, und die ehrwürdigen Namen der alten Gaue würden sich viel besser ausnehmen. Diese Namen giengen unter, als in der Zeit des Feudalismus ein einziger Gau vielleicht fünferlei verschiedne geistliche und weltliche Herrn erhielt. Jetzt aber, da die Kleinstaaterei wieder aufgehört hat, dürften auch die alten noch der Gegend treuen Namen wieder aufkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

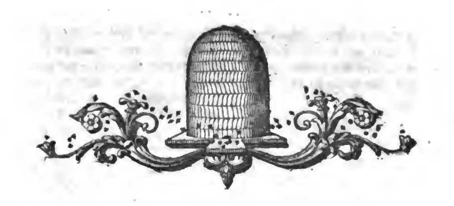
Sämmtliche Werke des Vicomte de Chateaubriand, Pair von Frankreich. Nach der neuesten Original-Ausgabe übersezt. Zwei und funfzig Bändchen. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1827—29.

Eine wohlfeile Uebersetzung der Werke Chateaubriands muß mit Dank angenommen werden, nicht nur weil Chateaubriand überhaupt ein gelehrter und schöner Geist ist, sondern vorzüglich, weil seine religiösen und politischen Grundansichten mehr als irgend etwas geeignet sind, den Ultraismus zu mäßigen und Aristokraten jeder Art zur Vernunft zu bringen. Chateaubriand war der Heros des Katholicismus und Royalismus zu einer Zeit, als derselbe jeden, der ihm anhing, nicht nur verdächtig, sondern sogar lächerlich machte. Wenn nun aber dieser strenge und erprobte Royalist dennoch mit Feuereifer gegen alle die schlechten Leidenschaften und Maximen kämpft, welche so oft die vermeinten Diener des Throns und Altars geschändet haben, wenn er hierin nicht nur mit den Liberalen übereinstimmt, sondern in seinen Vorwürfen und Anklagen sogar noch scharfsichtiger und unerbittlicher ist, so mag dies wohl von der Parthei beherzigt werden.

Was Chateaubriands Verhältniß zu Frankreich insbesondere betrifft, so stellt er in dessen Revolution einen Grundsatz dar, wie Lafayette, und zwar den Grundsatz des historischen Rechts, während Lafayette den des Naturrechts darstellt. Und in beiden erscheinen diese Rechte ganz rein repräsentirt, und auf Chateaubriand fällt so wenig ein Mackel des Ultraismus, wie auf Lafayette ein Mackel des Jakobinismus. Diese Reinheit war es, die selbst seine politischen Gegner zur Bewunderung hinriß und ihm in einem gefährlichen Augenblick anstatt Vorwürfe oder Anklagen nur Lobsprüche zuzog. Als im vorigen Herbst nach der Absetzung Karls X. die Thronfolge in der Pairskammer berathen wurde, nahm Chateaubriand furchtlos das Wort für den legitimen Nebenbuhler des damals schon zum König bestimmten Herzogs von Orleans, schwor diesem den Eid der Treue nicht und zog sich in das Dunkel einer freiwilligen Verbannung zurück. Was sagten die Liberalen dazu? Keiner verdammte ihn, keiner beunruhigte ihn auch nur durch den leisesten Spott. Der Temps schrieb damals: „Er isolirt sich, wie das Genie. Werfen wir ihm aus der Ferne Kronen zu, die Zeit wird vielleicht allmählich den Abgrund ausfüllen, den er zwischen uns eröffnet. Frankreich und Herr von Chateaubriand werden sich eines Tags wieder finden, denn sie verstehn sich besser als jemals, selbst im Augenblick, wo sie sich trennen. Seine Tugend raubt ihn uns, sein Ruhm wird ihn uns zurückgeben!" Ein schöneres Denkmal ist wohl nie einem großen Manne von seinen Feinden gesezt worden, und man weiß nicht, soll man dabei mehr den großen Mann bewundern, der so geehrt wird, oder die Nation, die so ehren kann.

Insbesondre aber ist in Chateaubriand die Wiedergeburt des religiösen Geistes in Frankreich repräsentirt, denn erst sein „Genius des Christenthums" hat den Atheismus der Voltairischen Schule gestürzt, die Frankreich ein Jahrhundertlang beherrschte, und in dieser Beziehung hat Chateaubriand durch bloße Worte eine größere Heldenthat vollbracht, als mancher Held der Revolution durch Schlachten.

Wie groß er als Schriftsteller, Redner, Dichter ist, wie schön außer seinen religiösen und politischen Schriften auch seine poetischen, seine Reisen ꝛc. sind, dies dürfen wir als bekannt voraussetzen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 11. — 31. Januar 1831.

Geschichte.

(Fortsezung.)

53) Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Aus handschriftlichen, meistens archivalischen Quellen geschöpft und herausgegeben von F. F. Dechsle. Heilbronn, Drechsler, 1830.

Eine höchst schäzenswerthe, lang vermißte Bereicherung der deutschen Geschichte, wodurch eine fühlbare Lücke derselben ausgefüllt wird. Der Verfasser, der mit großem Fleiß die alten Handschriften der hohenlohischen und würtembergischen Archive durchgegangen ist, wurde dadurch in den Stand gesezt, eine Menge neue Thatsachen, ausführliche Details und kritische Berichtigungen in Betreff des niederschwäbisch-fränkischen Bauernkriegs mitzutheilen, dessen Geschichte bisher noch sehr im Dunkel lag. Namentlich hat man bisher außer den bekannten 12 Artikeln wenig oder nichts von den politischen Planen der Bauern erfahren, und während der militärische Theil der Geschichte ziemlich bekannt geworden ist, so ist doch der legislative und diplomatische fast ganz unbekannt geblieben. Das Licht, was nun der Verfasser hierüber verbreitet, zeigt deutlich, daß die Bauern weit umsichtigere Pläne und weit klügere Köpfe an ihrer Spitze hatten, als man gemeiniglich glaubt, und daß, wenn der rohe Haufe seinen bessern Führern gefolgt wäre, die Umwälzung leicht eine ganz andre Wendung hätte nehmen können.

Der Verfasser hebt insbesondre einen Mann hervor, der eine Zeitlang die Seele des Aufruhrs war, die kühnste zugleich und schlaueste Politik befolgte und den Bauern die einsichtsvollsten Rathschläge ertheilte, denen sie freilich zu ihrem großen Schaden nicht lange treu blieben. Wendel Hipler war dieser Mann, ein ehemaliger Diener der Grafen von Hohenlohe, den dieselben tödtlich beleidigt hatten, und der nun Rache an ihnen suchte. Wegen seines großen Verstandes und seiner Bildung war seine Stimme im Rath der Bauern die herrschende und zugleich leitete er ihre Verbindungen unter einander und ihre Unterhandlungen mit den Fürsten und Herrn. Er hatte den äußerst glücklichen Gedanken, die weltlichen Herren für den Verlust der Rechte und Abgaben, von denen die Bauern befreit werden sollten, durch Säkularisirung der geistlichen Güter zu entschädigen. Auch war er es, der den Bauern dringend rieth, rastlos den Aufruhr zu verbreiten und sich mit den Bauern aller umliegenden Länder in Verbindung zu sezen, nicht aber vier Wochen lang alle ihre Kräfte bei Würzburg zusammenzudrängen und durch die vergebliche Belagerung dieser unbezwinglichen Feste den

Fürsten zu ihren Rüstungen Zeit zu lassen. Immer und überall rieth er das Beste, aber theils die Brutalität der bäurischen, theils die Verrätherei der adlichen Hauptleute des Heers hinderte, daß seine Meinung durchdrang. Er starb später im Gefängniß.

Der Verfasser beginnt damit, nachzuweisen, daß der Bauernaufruhr durchaus eine rein politische, nicht religiöse Quelle gehabt habe. Er zeigt, welche unglaublichen Lasten dem Bauern nach und nach aufgebürdet worden, als die Bedürfnisse des Herrenstandes sich gesteigert, und wie schon viele Jahre vor der Reformation zahlreiche Bauernaufstände Statt gefunden hätten, deren Zweck überall nur Erleichterung der Lasten gewesen sey. Sodann beweist er, daß Luther gleich anfangs mit den empörten Bauern nichts hat zu schaffen haben wollen, und daß er seinen ganzen Kredit aufgeboten hat, ihre Sache mißlingen zu machen. Auch hat Luther ohne Zweifel mächtig zu diesem Mißlingen beigetragen, indem er den gemeinen Mann an sich selbst irre machte. Es ist schon oft bemerkt worden, wie grausam und zugleich wie unpolitisch Luther in dieser Hinsicht verfuhr. Mehr als irgend ein andrer wäre er im Stande gewesen, die Bauern zur Billigkeit und Mäßigung zurückzuführen, und wenn er ihre gerechten Forderungen unterstützt hätte, würde er vermittelst des emancipirten Bauernstandes den ganzen deutschen Süden für die Reformation gewonnen haben, der sich ihr nachher entzog. Aber schon an sich ist empörend, was Luther zu schreiben sich nicht scheute. Folgendes sind seine eignen Worte: „der gemeine Mann muß mit Bürden beladen seyn, sonst wird er muthwillig. — Höret nun euer christlich Recht! Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehn, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel." Das sagte er zu den Bauern, mit unedler Sophistik Gottes Wort verdrehend. Zu den Söldnern der Herren aber sprach er: „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß."

Dann schildert der Verfasser den Aufruhr selbst, nur kurz berührend, was in andern Gegenden vorfiel, sehr ausführlich dagegen, was sich im Neckar- und Mainthal ereignete, wo übrigens unter der militärischen Leitung des berühmten Götz von Berlichingen und unter der diplomatischen des Wendel Hipler der Kern des Bauernheers und der eigentliche Heerd der Revolution war. „Während nämlich alle Rebellen, theils mit, theils ohne den Vorwand des Evangeliums einzig und allein Befreiung von den sie drückenden Feudallasten beabsichtigten, verband der helle, christliche Haufen Odenwalds und Neckarthals, zu welchem die hohenlohischen gehörten, mit diesem (wie ich glaube) ersten und Hauptzwecke den weiteren, die Verfassung des ganzen deutschen Reiches so zu gestalten, daß die Beschwerden, welche auf den Bürgern und Bauern lasteten und Handel und Gewerbe hemmten, abgeholfen und ihrer Wiederentstehung vorgebeugt würde. Die weltlichen Fürsten und Herren sollten Wenig oder Nichts dabei verlieren, das vorgesteckte Ziel sollte durch Säkularisation erreicht werden." Wir müssen es dem Leser überlassen, das interessante Detail selbst nachzulesen, und mache nur auf den Verfassungsentwurf für das deutsche Reich aufmerksam, welchen Wendel Hipler in Heilbronn, wo nach der Eroberung dieser Reichsstadt die Kanzlei der Bauern war, abgefaßt hat. Dieser Entwurf enthält im Wesentlichen:

1. Die Geistlichen sollen von der Gemeinde gewählt, auch von denselben nöthigenfalls wieder abgesezt werden. Jeder Geistliche soll sein reichliches Auskommen haben, der Ueberfluß aber für die Armen und zum gemeinen Nutzen verwendet werden.

2. Die Fürsten und Herren sollen „anständig dotirt," übrigens aber gehindert werden, den gemeinen Mann ferner zu plagen.

3. Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1 Pfennig mit 20 abgelöst werden.

Den Kaufleuten soll die Straße gesichert, sie dagegen sollen verpflichtet werden, ihre Waaren nur nach einer bestimmten Taxe zu verkaufen.

4. Weil die Doktoren des Rechts um ihres eignen Nutzens willen die Partheien oft zehn Jahre lang herumziehen, weßwegen sie Stiefväter und nicht rechte Erben des Rechts genannt werden können, sollen sie an keinem Gerichte sitzen, Urtheil machen oder aussprechen, sondern sie sollen allein in Rathschlägen gebraucht werden, daher jede Universität drei Rechtslehrer und jede Herrschaft oder Stadt einen oder mehr Doktoren als Rathgeber behalten darf.

5. Kein Geistlicher soll im weltlichen Rath, sey es des Reiches oder blos einer Kommune sitzen, „denn durch der Welt Weisheit und Brauch werden sie verfinstert im Geiste Gottes." Auch soll kein Geistlicher ein weltliches Amt verwalten noch zu Gericht sitzen.

6. Alle bisherigen Rechte sollen abgeschafft werden und das einfache natürliche Recht an ihre Stelle treten. — Das Recht aber soll gehandhabt werden von einem obersten kaiserlichen Kammergericht, welches aus 16 Män-

nern bestehen soll, nämlich 2 Fürsten, 2 Grafen, 2 Ritter, 3 Reichsstädtern, 3 Fürstenstädtern, 4 Bauern. Unter diesem höchsten Gericht sollen vier Hofgerichte, unter jedem von diesen wieder vier Landgerichte, und unter jedem von diesen wieder vier Freigerichte stehn, nach gleichem Verhältnisse aus allen Ständen je durch 16 Personen besezt.

7—9. Die übertriebnen Zölle und Steuern sollen ermäßigt und auf die Summe reduzirt werden, die nur der gemeine Nutzen erfordert.

10. u. 11. Es soll einerlei Münze, Maaß und Gewicht im Reich eingeführt werden.

12. Die großen Handelsgesellschaften sollen aufgehoben werden, weil sie Wenige zum Nachtheile Vieler bevortheilen.

Schließlich sollen alle Lehen der Geistlichen aufgehoben seyn, die der Weltlichen aber bestehn. Doch sollen die großen Lehnsträger, Fürsten und Herrn keine separaten Bündnisse mehr schließen dürfen, sondern alle unter dem Kaiser stehn.

Dieser Verfassungentwurf ist wesentlich von den bekannten 12 Artikeln der Bauernschaft verschieden, welche leztere blos die nächsten und dringendsten Beschwerden ausdrückten, ohne noch eine durchgreifende Reform des ganzen Reichs zu bezwecken. Man sieht übrigens, daß es dem Urheber dieses Plans sehr darum zu thun war, den Adel zu bestechen, indem er ihn so auffallend vor der Geistlichkeit begünstigte. Wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, beide Aristokratien zu schlagen, indem er eine gegen die andre hezte, so würde er, um konsequent zu seyn, wohl eine so gut wie die andre verworfen haben. Und wenn sein Plan durchgegangen wäre, so dürften die Fürsten und Herren nicht lange die Früchte ihres Verraths an der Geistlichkeit genossen haben. Dies sahen auch die Adlichen ein, daher ihr großes Mißtrauen gegen die Versprechungen der Bauern.

Sehr interessant sind ferner die beigelegten Urkunden, Korrespondenzen ꝛc. und die noch folgenden einzelnen Abhandlungen über den Antheil des Götz von Berlichingen am Bauernaufruhr, und über einzelne Scenen des denkwürdigen Krieges.

Was, dürfen wir wohl fragen, würde aus Deutschland geworden seyn, wenn die Bauern gesiegt hätten, ein Fall, der gar nicht im weiten Felde lag. Es würde sich ohne Zweifel eine puritanische Republik gebildet haben, die, vom religiösen Schwindelgeist des Zeitalters ergriffen, alle Krisen einer Theo-Demokratie durchgemacht haben würde. Nicht gescheute Männer, wie Hipler, sondern Wahnsinnige, wie Thomas Münzer und Johann von Leyden, würden das Volk fortgerissen haben. Was aber auf diesen Paroxismus gefolgt seyn würde, das zu untersuchen, ist, wenn auch vielleicht interessant, doch überflüssig.

Es scheint übrigens, daß ein Sieg und eine Herrschaft des vierten Standes unmöglich ist, wenn nicht erst der dritte Stand seine welthistorische Entwicklung durchgemacht hat. Der dritte, der Bürgerstand war zu der Rolle berufen, den politischen Zustand Europas umzugestalten, noch nicht aber der vierte, der Bauernstand. Alles hat seine Zeit, ganz vorzüglich aber in der Weltgeschichte, die fast immer die Ungeduld der Väter überlebt und erst den Kindern und Kindeskindern erfüllt hat, was sie jenen nur versprach. —

Die Jubelfeier der Augsburgischen Konfession im vorigen Jahre hat unter vielen erbaulichen oder polemischen auch mehrere historische Werke veranlaßt. Die Geschichte jenes denkwürdigen Augsburger Reichstags selbst von Fikenscher und von Pfaff haben wir früher schon angezeigt. Eins der schätzbarsten Werke ist ferner:

54) Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. Ein Beitrag zur genauern Kunde der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts. Aus Urkunden und andern Quellen bearbeitet von Dr. Chr. von Rommel. Drei Bände. Gießen, Heyer, 1830.

Nur der erste Band ist erzählender Text, der zweite enthält kritische Anmerkungen und Citate, der dritte Urkunden. Dem künftigen Geschichtschreiber der Reformation ist darin eine neue reiche Quelle eröffnet, aber auch für sich ist diese ausführliche Biographie eines der interessantesten Männer der Reformation sehr lesenswerth. Philipp von Hessen war eine Feuerseele, wie Luther, während sein Freund, der Churfürst von Sachsen, mild wie Melanchthon war; aber der Churfürst hatte mehr Gewalt über ihn, als Melanchthon über Luther, und so wurde Philipps Feuer der Reformation bisweilen mehr schädlich, als nützlich, weil es oft, wie man zu sagen pflegt, nur von der Pfanne brannte. Indeß lag es nicht an ihm, daß der schmalkaldische Bund so schlechte Geschäfte machte, daß sein glühender Eifer so oft gedämpft oder unnütz gemacht wurde. Er bleibt immer unter den phlegmatischen Frömmlern, Zanderern und Wortkrämern, welche die Sache der Reformation verdarben, eine edle muthige Heldengestalt, die man nur ungern zulezt der Uebermacht

N°. 1.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[17] Für Aerzte und Naturforscher,
Charte über die geographische Ausbreitung der Krankheiten von F. Schnurrer, Med. Dr. illum. 36 kr. schwarz 24 kr.
Im Verlag der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

[34] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Geschichte
der
Staatsveränderung
in
Frankreich
unter König Ludwig XVI,
oder
Entstehung, Fortschritte und Wirkungen
der
sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande.
Fünfter Theil.

Gr. 8. 24½ Bogen auf feinem Schreibpapier. 2 Thlr.

Der erste Theil (1826, 24½ Bogen) kostet 2 Thlr., der zweite (1827, 22½ Bogen) 2 Thlr., der dritte (1828, 20½ Bogen) 1 Thlr. 16 Gr. und der vierte (1829, 21½ Bogen) 2 Thlr.

Leipzig, 15. November 1830.
F. A. Brockhaus.

[35] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ossian's Gedichte.
Neu übersetzt von L. G. Förster.
In zwei verschiedenen Ausgaben:

1) Octav-Ausgabe. 2 Bände. Zweite Auflage. geb. Preis 2 Thlr.
2) Taschen-Ausgabe. 3 Bdchn. geh. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Welchem Gebildeten ist nicht der Name Ossian bekannt — Ossian, der nordische, kaledonische Homer, unsterblich durch seine hohen, erhabenen Gesänge! — Wen ergreifen sie nicht mächtig, diese hehren Gemälde menschlicher Seelengröße und kriegerischen Heldenmuths; diese pittoresken Schilderungen einer rauhen, aber grotesken Natur und ihrer Meteore! Wen ziehen sie nicht innig an, diese Darstellungen fester Charaktere, welche, um den Gesetzen einer hohen, schwärmerischen Liebe, oder den Vorschriften eines, alles Andere überwiegenden Ehrgefühls treu zu bleiben, der größten Entsagungen und Aufopferungen fähig waren! — Ueber die Gediegenheit dieser neuen metrischen Uebersetzung von Ossian's Dichtungen hat sich die Kritik bereits hinlänglich ausgesprochen, und wir fügen nur noch hinzu, daß das Ganze sich auch äußerlich durch saubern und korrekten Druck empfiehlt.

[36] Neue schöngeistige Schriften.

G. Schilling, der Hofzwerg. 8. 1 Thlr. 21 Gr. Auch unter dem allgemeinen Titel: Sämmtliche Schriften 2te Sammlung, 49ster Band.
Th. Hell, dramatisches Vergißmeinnicht. 8tes Bändchen, broch. 1 Thlr.

sind in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen.

[37] Für gebildete Lese-Zirkel, Lese-Anstalten und jeden Freund schönwissenschaftlicher Litteratur.

Um den Ankauf nachstehender schönwissenschaftlicher Schriften zu erleichtern, über deren Werth so vortheilhaft entschieden ist, und die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden, haben wir jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sowohl einzelne Werke als die ganze Sammlung mit außergewöhnlichem Vortheile liefern zu können.

München, den 1. August 1830.
Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.

Aurbacher, L., dramatische Versuche. 1) Fürstenweihe. 2) Fürstenkampf. 3) Fürstensieg. gr. 8. 1826 1 Rthlr. 12 Gr. 2 fl. 42 kr.
Bug Jargal. Eine Erzählung aus den Zeiten der Neger-Empörung auf St. Domingo, vom Verf. des Han d'Islande. Aus dem Französischen. 2te Auflage 8. 1829. geh. 20 Gr. 1 fl. 30 kr.
Freyberg, M. F. v., die Löwenritter, ein hist. Roman. Geschöpft aus den Quellen. 8. 1826. geh. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.
— — Novellen. 8. 1828. 20 Gr. 1 fl. 30 kr.
— — die Staufer auf Ehrenfels, ein hist. Roman. 3 Theile. 8. 1827. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.
Gruber, F. J., Ulmenblätter, romant. Gemälde aus alter und neuer Zeit. Die Brieftasche. Wunibald Herbenstein und Klotilde Inselin. Das Priester- und Frauengrab. 8. 1827. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.
Harring, Harro, Erzählungen aus den Papieren eines Reisenden. Der Mönch. Das gebrochene Herz. Der Flüchtling. 8. 1827. geb. 1 Rthlr. 6 Gr. 2 fl 15 kr.
— — Serenaden und Phantasien eines Friesischen Sängers, nebst Klängen während des Stimmens; als Vorläufer des Rhongbar Jarr. gr. 12. 1828. geh. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.
— — Rhongbar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frank-

reich, Griechenland, Italien und der Schweiz. In 4 Bänden nebst einem Vorläufer. Mit einem Worte an Johannes Wit, genannt von Dörring. 8. 1828. geh. 5 Rthlr. 12 Gr. 9 fl. 54 kr.

Harring, Harro, Theokla. Der Armenier. Trauerspiel. 8. 1827. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. 2 fl. 15 kr.

Milton, Johann, verlornes und wiedererobertes Paradies. Aus dem Englischen neu übers. von Fr. W. Bruckbräu. 6 Bdchen. 12. 1828. geh. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Petrarca's, F., sämmtliche italienische Gedichte, neu übersetzt von F. W. Bruckbräu. Mit erläuternden Anmerkungen. 6 Bdchen. Neue Ausgabe. 12. 1829. geh. 18 Gr. 1 fl. 12 kr.

Schaden, Adolph v., die Ahnenprobe. Humoristisches Original-Feenmährchen aus dem 19. Jahrhundert. Mit 1 Kupfer. 8. 1825. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

— — die beyden Dorotheen. Original-Lustspiel in 2 Abtheilungen. 8. 1826. 8 Gr. 36 kr.

---

[38] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die enthüllten Geheimnisse des Beichtstuhls oder die Betrügereien der Pfaffen und Mönche in Spanien.

Vor hundert Jahren beschrieben von Antonio Gavin, ehemaligem Laienpriester zu Saragossa. 22 Bogen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Dieses in seiner Art wahrhaft einzige Buch erfreut sich schon seit seines ersten Erscheinens des allgemeinen Beifalls, und ist ganz geeignet, die Verbrechen und Schandthaten einer verworfenen, durch die Neigung der Menschen zum Aberglauben mächtig gewordenen Kaste zu enthüllen und in das volleste grellste Licht zu setzen. Die Gräuel der Inquisition und ihrer Gehülfen, der Beichtväter in Spanien, und alle Schandthaten, welche jene jemals verübten, sind von einem alten Priester mit lebhaften Farben, und doch der Wahrheit vollkommen treu, dargestellt, so daß wir mit Recht dieses Buch, seiner Originalität wegen sowohl, als seiner Authenticität wegen, allen Freunden der Wahrheit empfehlen dürfen.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[39] Concordia.

Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche mit Einleitungen herausgegeben von Dr. Friedrich August Koethe, großherzoglich sachsen-weim. Consistorialrathe, Superintendenten und Oberpfarrer in Allstädt.

Gr. 8. 33½ Bogen auf feinem Velindruckpapier. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Der Herausgeber wünschte durch eine bequeme und möglichst wohlfeile, dabei anständige und durchaus korrekte Handausgabe den Gebrauch der evangelischen Bekenntnißschriften zu erleichtern und zu befördern, und hat sich dazu mit dem Unterzeichneten verbunden. Der deutsche Text ist nach sorgfältiger Revision treu, und auch für schwache Augen deutlich abgedruckt, eine Abhandlung über kirchliche Glaubensbekenntnisse überhaupt, und besondere geschichtliche Einleitungen gehen voran, und das ganze Werk kann als ein Beitrag zu der dieses Jahr stattgefundenen Jubelfeier der augsburger Confession betrachtet werden. In der Voraussetzung, daß dieses Unternehmen dem Wunsch und Bedürfniß Vieler entspricht, wird die Verlagshandlung, um den Ankauf zu erleichtern, den schon im Dezember vorigen Jahrs angezeigten äußerst wohlfeilen Subscriptionspreis von 1 Thlr. 12 Gr. auf unbestimmte Zeit noch fortbestehen lassen, und ist es dafür durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, am 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[4] Kunstanzeige.

Das Königsblatt, großer symbolisch-kalligraphischer Kupferstich, von 26½ Zoll Höhe und 18½ Zoll Breite, geziert mit dem höchst ähnlichen Brustbilde Sr. Majestät des Königs von Preußen, erfunden, gezeichnet und geschrieben von J. Heinrigs und von mehreren vorzüglichen Künstlern in Kupfer gestochen,

ist so eben erschienen und bei T. Trautwein in Berlin, so wie durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten. Preis eines Exemplars von den ersten 200 Abdrücken 7 Rthlr., desgleichen von den spätern Abdrücken 6 Rthlr.

Zur höchsten Empfehlung gereichet dem Blatt, daß in Beziehung darauf der Erfinder desselben von Sr. Majestät dem Könige von Preußen mit einer großen goldenen Medaille begnadigt wurde.

---

[6] Bei Carl Hofmann in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen Deutschlands auf Bestellung zu beziehen:

Stuttgarter Liedertafel.

Auswahl vierstimmiger Männergesänge. Erste Sammlung. 4. Baseler Velinpapier. Preis 1 Rthlr.

Inhalt:

1) Chor aus der Zauberflöte (O Isis ꝛc.) vierstimmig eingerichtet von Rohde. 2) Abendlied, von Mehul. Mit verändertem Text und vierstimmig gesetzt von Rohde. 3) Ständchen von Mozart. Vierstimmig gesetzt von Rohde. 4) An den Frühling von C. M. von Weber mit verändertem Text. 5) Sankt Paulus von Zelter. 6) Herr Schwiegervater von Schreinzel.

Musikfreunde und Vorsteher von Liederkränzen, welche sich direkt an den Verleger wenden, erhalten bei größern Bestellungen einen verhältnißmäßigen Rabatt; auch einzelne Stimmen werden parthieweise abgegeben.

---

[10] Von

Eberhards gesammelten Schriften

sind die letzten 8 Bändchen versandt, wobei zu bemerken, daß in den Bänden 14 bis 18 Vieles befindlich ist, was

bisher noch nicht gedruckt war. Um vielfachen Wünschen entgegen zu kommen, soll fürs erste noch der Subscriptionspreis von 5 Thalern für alle 20 Bändchen gelten. Im Laufe des folgenden Jahres wird er unfehlbar auf 6½ Thaler erhöht werden.

Halle, im November 1830.

Rengersche Verlagsbuchhandlung.

---

[9] Bei den Gebrüdern Schumann in Zwikau ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Cervantes Werke

16. und letzter Theil. Numancia; Trauerspiel, übers. von R. O. Spazier. — Leben des Cervantes von J. F. Müller.

Walter Scott Romane

109. — 112. Theil. Erzählungen eines Grossvaters, aus der schott. Geschichte. 3te Folge. Uebers. von G. N. Bärmann. 4 Theile.

W. Scott poetische Werke

19. und 20. Theil. Der Bräutigam von Triermain etc. Gedicht in 3 Gesängen. — Harold der Furchtlose. Gedicht in 6 Gesängen. Metrisch übertr. von Spazier.

Walter Scott Works

Vol. 150 — 153. Tales of a Grandfather; being Stoiries taken from Scottish History. 3. Series. 4 Volumes.

Der Ladenpreis eines jeden Theils mit einem Titelkupfer ist geheftet 9 Gr. und roh 8 Gr. Sie sind, wie alle unsere Taschenausgaben, auf Schweizer Velinpapier mit schöner Schrift korrekt gedrukt.

---

[8] Schöne Literatur.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ansichten und Umrisse
aus den
Reisemappen zweier Freunde.
Herausgegeben
von
Fr. v. Elsholtz.

Erster Theil. 8. geheftet. Preis des ersten und zweiten Theils, welche nicht getrennt werden, 3 Thlr.

In Nr. 18. der „kritischen Blätter der Hamburger Börsenhalle" heißt es bei Gelegenheit einer Beurtheilung des vorliegenden ersten Theils:

„Dieses Buch gehört unstreitig zu den besten Reisebeschreibungen, die neuerdings erschienen sind. Es erinnert in mehr als einer Beziehung an die Briefe eines Verstorbenen. Wie jene Briefe, ist es das Werk eines durch die Welt, nicht durch die Bücher gebildeten Mannes; an Lebendigkeit der Darstellung steht es den Briefen nicht nach, im Ganzen aber ist es anspruchloser, der Humor leichter, der Witz weniger bitter. Das rechte Maaß von romantischem Interesse und von Abentheuern, deren Beschreibung manchmal gewandt an den Grenzlinien des Schicklichen hinstreift, ist den gehaltvolleren Partieen glücklich als leichtere Zugabe beigemischt. Die kleinen Gedichte, welche die Erzählung an einzelnen Stellen nicht sowohl unterbrechen als beleben, lassen auf ein leichtes und glückliches Talent schließen," u. s. w. Am Schlusse noch: „Wir sehen dem zweiten Bande, und wenn er auch noch einen dritten ankündigen sollte, mit Vergnügen entgegen." —

Der zweite Theil befindet sich bereits unter der Presse und wird in Kurzem ausgegeben.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin, Stettin und Elbing.

---

[22] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Henke, Adolf, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der Medizin. 4 Bände. Zweite vermehrte Auflage. 1823 — 1830. Gr. 8. 90 Bogen auf Druckpapier. 6 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15. November. 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[5] Litterarische Anzeige.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben folgende, interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
COLERA MORBUS,
oder die orientalische Brechruhr. Von einem praktischen Arzte.
8. broch. 36 kr. oder 9 Gr.

Der Verfasser dieser höchst zeitgemäßen Schrift, deren Inhalt die Gefahr Europa's schildert, aber auch zur Beruhigung seiner Bewohner beitragen soll, widmet dieselbe nicht bloß Aerzten, sondern auch, und vorzüglich, jedem gebildeten Nichtarzte, dem es darum zu thun ist, die „Geschichte," den „Verlauf" und die „Heilung" einer Krankheit kennen zu lernen, deren Wuth Tausende hinweggerafft, und deren Ausdehnung in Europa nicht zu berechnen ist.

---

[7] Bei Fr. Laue in Berlin sind erschienen:

Das öffentliche Recht der Franzosen.

No. 1. Nouvelle charte constitutionelle des Français du 7. Août 1830, franz. und deutsch. broch. Preis 5 Sgr.

Nr. 2. Die sämmtlichen gegenwärtig (Okt. 1830) geltenden Preßgesetze Aus dem Französischen. broch. Preis 7½ Sgr.

Bei dem allgemeinen Interesse für das öffentliche Recht der Franzosen ist eine Uebersetzung der dasselbe

ausmachenden Gesetze gewiß eine willkommene Erscheinung. Den beiden vorstehenden sollen successive andere, z. B. die Wahlgesetze, das Departemental- und Municipal-Gesetz, die Gesetze über die National-Garde, über die Verantwortlichkeit der Minister, über den öffentlichen Unterricht ꝛc., nachfolgen.

Das Grundgesetz des Königreichs der vereinten Niederlande. Nach dem Holländischen ins Deutsche übersetzt. broch. Preis. 7½ Sgr.

Dies Grundgesetz ist um so interessanter, da es außer den nothwendigen Bestimmungen einer liberalen Verfassung zugleich die in sich enthält, welche in Frankreich und anderwärts erst durch besondere Gesetze garantirt sind, als z. B. über die Wahlen, die Provinzialstände, die Städte-Ordnung u. s. w.

---

[13] Wichtiges Werk für Baumeister.

Im Wege der Subscription erscheint bei Unterzeichnetem:

J. Rondelet

Kunst des Bauens

in 10 Theilen

theoretisch und praktisch dargestellt und mit vielen Abbildungen versehen; nach der 6ten Auflage des Originales aus dem Französischen übersetzt von

J. D. F. Mönch

K. Pr. Prem. Lieutenant in der 2ten Ingenieur-Inspekt.

Der Subscriptions-Preis für das ganze Werk ist 25 Rthlr. (die Hälfte des der Originalausgabe), die jedoch nur einzeln beim Erscheinen jeden Bandes bezahlt werden. Proben sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

Brüggemann
in Halberstadt.

---

[14] J. B. Cramer's Pianoforte-Schule,

Neue, sorgfältig nach den neuesten Fortschritten in der Musik umgearbeitete, sehr vermehrte, ganz praktisch und leicht abgefaßte Ausgabe. 1 Thlr.

Cramer's sechs leichte Sonatinen mit Präludien, als Fortsetzung der Pianoforte-Schule. 2 Hefte à 18 Gr.

Cramer's nützliche Finger-Uebung für das Pianoforte, um den Händen die beste Haltung zu verschaffen. 20 Gr.

Cramer's Studien, neue vollständige Ausgabe. 6 Hefte. à 1 Thlr.

Cramer's Führer zur Vervollkommnung. Auswahl interessanter Passagen aus den Werken der besten Componisten. 1⅓ Thlr.

Alle diese Werke sind mit dem richtigsten Fingersatz sorgfältig versehen.

Verlag von H. A. Probst in Leipzig, durch jede Buch- und Musikalien-Handlung zu erhalten.

---

[15] Erschienen und an alle Buchhandlungen (in Augsburg durch die Joseph Wolff'sche Buchhandlung (H. Kollmann und Hiemmer) zu beziehen) versandt sind jetzt:

Bergmann, F., Katechismus der christlichen Lehre, für die Jugend in Volksschulen. Mit dem kleinen Lutherschen Catechismus, 2te Auflage mit Fragen. 8. 5 gGr. oder 24 kr.

Hildt, Fr., Militair-Chronik des Großherzogthums Hessen vom Anfange des regierenden Hauses bis auf die neueste Zeit. Zweiter Theil, welcher die Periode von 1790 bis 1803 enth.; mit Portrait. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Lauteschläger, Dr. H., Rechnungsaufgaben zum Gebrauche für Lehrer in Volksschulen; 3tes Bändchen 8. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Maaß-Gewicht- und Münztabellen. Oder Vergleichung der Maaße, Gewichte und Münzen aller europäischen Staaten; mit besonderer Beziehung auf Preußen, Hessen, Frankreich und England. 8. geh. 12 gGr. oder 54 kr.

Lehren, die, der Physik in dialogischer Form. Zum Selbstunterricht und zum Gebrauche in Schulen. Aus dem Englischen mit Zusätzen von F. Vogel. Zweite Ausgabe mit 23 Kupfertafeln. 8. geb. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Lyncker, L., Oberst, Anleitung zum Situationszeichnen, mit 15 Kupfertafeln in 4.; 4te von Pabst, Prem. Lieut. vermehrte Auflage. Text in gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Müller, Dr. F. H. erster Unterricht im Zeichnen, besonders wichtig für Eltern, Erzieher und Lehrer an Volks- und Realschulen; auch den Erwachsenen zu empfehlen, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 8. 12 gGr. oder 54 kr.

Pistor, Dr. C. T., Lehrbuch der Geographie für Gymnasien und Bürgerschulen 8. 12 gGr. oder 54 kr.

— — Lehrbuch der Naturwissenschaft für die Jugend. 8. 21 gGr. oder 1 fl. 36 kr.

Schlez, J. F., Kinder-Declamationen bei Schulprüfungen und Familien-Festen; neue Ausgabe. 8. 8 gGr. oder 36 kr.

Schneider, J. A., Fibel oder A.B.C. und Lesebuch für Buchstabir- und Lautmethode. 7te Auflage. 8. 1½ gGr. oder 6 kr.; gebunden mit illuminirten Kupfern 4 gGr. oder 18 kr.

Weitershausen, Dr. C., Liederbuch für deutsche Krieger und deutsches Volk. 8. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Darmstadt, im November 1830.

J. W. Heyer.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186, Regent-Street in London.

№. 2.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[16] In unterzeichnetem Verlag ist erschienen und wird nächstens versendet:

Ritual
nach dem
Geist und den Anordnungen der katholischen Kirche,
oder
Praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes.
Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen.
gr. 8.

In einer Menge von werthvollen Schriften achtbarer katholischer Schriftsteller hat sich das Bedürfniß ausgesprochen, daß den ehrwürdigen Formen nicht nur jener öffentlichen Gottesverehrung, woran das gesammte Volk unmittelbar Antheil nimmt, sondern auch der feierlichen Ausspendung der Sakramente und anderen feierlichen Kirchenverrichtungen nach dem Sinne der ältesten kirchlichen Anordnungen, durch ihre Belebung mit dem Geiste der heiligen Schriften mehr und mehr der ihnen gebührende Einfluß auf die Erbauung und Belehrung der Christengemeinden nach ihrem dermaligen Grade religiöser Bildung verschafft werde.

Diesem Bedürfnisse sucht das angekündigte Werk in einer Weise abzuhelfen, in welcher es bisher noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung dessen, was entweder in ein Gesang- und Andachtsbuch der Gläubigen, oder in das bischöfliche Pontifikal gehört, beschränkt sich dieses Werk auf die liturgischen Formen bei der Ausspendung der Sakramente, bei den Begräbnissen, bei feierlichen Bittgängen, und bei einfachen Einweihungen, und auf die öffentlichen Kirchengebete bei besondern Anlässen.

Man hat sich beflissen, überall die passendsten Stellen der heiligen Schriften in Anwendung zu bringen, so, daß Alles so viel möglich mit ihren erhabenen, licht- und gehaltvollen Worten ausgedrückt ist; auch ist überall der Geist des kirchlichen Alterthums und der ehrwürdigsten Kirchensatzungen mit genauer Achtsamkeit berücksichtigt worden; man hat sich dabei die edle Einfachheit der alten Kirchensprache zum Vorbild gewählt; zugleich unterließ man aber auch nicht, mit sorgsamer Auswahl alles Werthvolle zu benutzen, was bereits für eine Verbesserung im Fache der Liturgie war vorgearbeitet worden. Das Werk ist ganz eigentlich das Gesammt-Ergebniß der Arbeiten verschiedener Verfasser, die alle den Einen Zweck im Auge hatten.

Der Herausgeber war auf Vollständigkeit und auf Mannigfaltigkeit, mit Rücksicht auf verschiedene Umstände und Verhältnisse, bedacht, und ist sich bewußt, Allemaufgeboten zu haben, um den frommgesinnten, von reinem Eifer durchdrungenen Seelenhirten ein Werk in die Hände zu liefern, das ihnen die fruchtbare Verwaltung des liturgischen Amtes sehr erleichtern wird.

Zugleich ist Alles so eingerichtet, daß das Werk auch von jedem Gläubigen mit Nutzen zur Privaterbauung gebraucht werden kann.

Das Werk ist den sämmtlichen Erz- und Bischöfen Deutschlands und den künftig von ihnen abzuhaltenden Synoden gewidmet, mit dem ehrerbietigen Wunsche, daß sie Alles prüfen mögen und das Gute behalten.

Stuttgart und Tübingen den 1. Januar 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Berichtigung.

In dem Verzeichniß unserer im Laufe des Jahrs 1830 erschienenen neuen Verlags-Werke (Intelligenzblatt 1830 Nr. 45) ist aufzunehmen vergessen worden:

Gerhard, Ed., antike Bildwerke, zum erstenmal bekannt gemacht. Kupfer Cent. I. 3s und 4s Heft. Folio 1830. 10 fl.

Linné, C. A., Systema vegetabilium, curant J. A. et J. H. Schultes. T. VII. ps. 2. 10 fl. 36 kr.

Stuttgart, den 5. Januar 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[27] Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Letters and journals of Lord Byron, with notices of his life, by Thom. Moore, compl. in one vol. Royal. 8. geh. 1ste Hälfte. Preis 3 fl. 30 kr.

Krebs, Dr. J. P., Anleitung zum Lateinischschreiben in Regeln und Beispielen zur Uebung und zum Gebrauche der Jugend. 6te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. Preis 2 fl. 6 kr.

Ségur, Geschichte Ludwigs XI. Uebersetzt von W. Suckau und J. C. Wagner. gr. 8. geh. Preis 2 fl. 42 kr.

Ueber die eigentliche Bedeutung der Aufgabe einer Vereinigung von Rationalismus und Realismus, als der beiden Hauptrichtungen philos. Ansichten. 8. geh. Preis 27 kr.

Die höchsten Ideen über Kunst, für Freunde des Schönen und angehende Künstler. Zusammengestellt und herausgegeben von D. G. von Ekendahl. 8. geh. Preis 3 fl.

[28] Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Nürnberger Blätter.
Eine literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland.

Wir melden hiermit vorläufig, daß, den ausgesendeten Probeblättern und Anzeigen gemäß, die Nürnberger Blätter, begründet durch Herrn Dr. K. O. Spazier, vom Januar 1831 zu wöchentlich 3 Nummern, Preis 5 Thlr. 8 Gr. Sächs. oder 9 fl., im Wesentlichen wie früher, jedoch nach der bekannten Verweisung des Herausgebers, unter unserer Verantwortlichkeit und in veränderter Form, fort erscheinen werden. Wir ersuchen daher, die auf die Probeblätter und Anzeigen eingegangenen Bestellungen an uns gelangen zu lassen. Die versprochene letzte Probe-Nummer wird ehestens von uns versendet.

Nürnberg, den 3. Dec. 1830.

Riegel und Wießner. Schrag.

---

[16] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Evangelische Hauspostille,
oder:
christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe.

Von Dr. W. Hülsemann,
Pfarrer und Schulinspektor in Elsey.

Düsseldorf bei J. E. Schaub.

Mit einem Kupfer, Christus und die beiden Apostelfürsten darstellend. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl.

Dieses im Geiste des wahren Christenthums geschriebene Erbauungsbuch wird die Herzen aller Christen innig ansprechen und ihnen bald lieb und theuer werden. Es eignet sich besonders für Freunde der Hausandacht, und hat bereits in vielen Häusern, wo noch Sinn für Frömmigkeit und christliche Erbauung herrscht, Eingang gefunden.

---

[24] Im Verlage der Hennings'schen Buchhandlung zu Gotha sind so eben folgende Werke erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Systematische Anleitung zum lehrreichen und würdigen Gebrauche des Conversations-Lexikons, mit Hinweisung auf die einschlagenden Artikel von B. J. E. Kulenkamp. 1ste Abtheilung: Wissenschaft. à 16 Gr. 2te Abtheilung: Kunst. à 14 Gr.

Ehrentempel, 11s Heft à 3 Rthlr. 12 Gr.

Sophoclis Tragoediae, Vol. I. 1. ed. Dr. Eduardus Wunder. à 1 Rthlr.

Isocratis orationes selectae, ed. Dr. Bremi. à 1 Rthlr. 2 Gr.

Eupel, J. Ch., Allgemeines, vollständiges und unentbehrliches Kochbuch für alle deutsche Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen und die es werden wollen. 3te vermehrte und wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. à 1 Rthlr.

Ueber die Blähungen, als eine oft unerkannte Ursache schwerer Krankheiten und Zufälle. Nebst Angabe sicherer Mittel und der Abbildung und Beschreibung einer Maschine, um sich sogleich von denselben zu befreien. gr. 8. à 9 Gr.

Boerhaave, Dr. Hermann, kurze Lehrsätze über Erkennung und Heilung der Krankheiten. Aus dem Lateinischen übersetzt. Neue wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. à 18 Gr.

Klein, Dr. L. G., Wegweiser am Krankenbette. Aus dem Lateinischen übersetzt. Neue wohlfeile Ausgabe. 3 Bde. à 14 Gr.

---

[19] Preis-Verminderung.

Die nachverzeichneten Werke sollen auf unbestimmte Zeit für die beigesetzten, bedeutend ermäßigten Preise erlassen, und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Vorzeit, ein historisches Taschenbuch mit Beiträgen von v. Arnoldi, Rauschnick u. a. m., herausgegeben von K. W. Justi. 1820 bis 1827. 8 Bände mit vielen Kupfern. in 8. sonst zusammen 13 Rthlr. jetzt 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. Einzelne Bände à 16 Gr.

L. von Wildungens Weidmanns-Feierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. 6 Bände mit Kupfern, in gr. 8. 1815 bis 1823. Sonst jeder Band 1 Rthlr. jetzt zusammen 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Einzelne Bände à 16 Gr.

Dr. A. von Tilesius, naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefactenkunde betreffend. Mit 1 Heft von 8 Steindrucktafeln. Fol. cart. 1826. sonst illum. 10 Rthlr. schwarz 8 Rthlr. jetzt illum. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. schwarz 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Marburg und Cassel im November 1830.

Joh. Chr. Krieger.

---

[25] Für Freunde schönwissenschaftlicher Literatur, Lesecirkel und Leihbibliotheken Erholungsstunden. Vierter Jahrgang 1831. Herausgegeben von G. Döring. 12 Monatshefte in 8. 5 Rthlr. oder 8 fl.

Durch die sorgfältige Auswahl des Herausgebers wird dem Publikum eine Zusammenstellung des Gediegensten geboten, wie es sich nicht leicht in einer andern Zeitschrift finden dürfte. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, Kruse, Mosengeil, Nänny, Rückert, Schacht, Schopenhauer, Starkloff, Zschokke u. A. m. für die Tüchtigkeit eines Unternehmens, dem Redaktion und Verlagshandlung ihre besten Kräfte widmen werden.

J. D. Sauerländer.

---

[26] Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind wieder vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bibel, oder die ganze heilige Schrift u. s. w. aus Garmond-Schrift, mit Stereotypen gedruckt,

in gr. 8. Auf weißem Druckpapier 1 fl. 24 kr. Auf ganz feinem Velin-Druckpapier. 3 fl.

Das neue Testament, gr. 8. aus derselben Schrift, auf weiß Druckpapier. 20 kr.

Sämmtliche Kupfer und Vignetten, zur Reise des Prinzen von Neuwied nach Brasilien, zusammen 44 Blatt, von den besten vaterländischen Meistern ausgeführt, in Portefeuille, zum herabgesetzten Preis von 15 fl.

Ausgabe dieser Reise in 2 Bde. gr. 8. geh. ohne Kupfer. Herabgesetzter Preis 3 fl. 12 kr.

Von der Pracht-Ausgabe in 2 Bdn. gr. 4. kart. mit Kupfermappe, sind auch noch einige Exemplare vorräthig à 99 fl.

---

[31] In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Lebensbilder von Balzak.

Aus dem Franz. übers. von Dr. Schiff. 2 Bde. geh. 2½ Rthlr.

Inhalt:

Die Blutrache. — Der Geizhals. — Der Ball im Freien. — Die tugendhafte Frau. — Der Demantring. — Glanz und Elend. — Das Abentheuer.

Jede dieser Erzählungen spielt in einer der interessantesten Perioden der neuesten französischen Geschichte, und die verschiedenen Themas sind mit so viel Zartheit und Geschmack behandelt, daß in dieser Beziehung nur wenige Werke der neueren Novellenliteratur diesem an die Seite gestellt werden können. Wir empfehlen es besonders allen Damen, denen es eine ebenso angenehme als interessante Unterhaltung gewähren wird.

---

[33] In der Nikolaischen Buchhandlung in Berlin, Stettin und Elbing ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
für geschichtliche Rechtswissenschaft.

Herausgegeben von

F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen.

VII. Band. 1s, 2s Heft; jedes ⅔ Thlr.
(Das 3te Heft wird in Kurzem ausgegeben.)

∴ Mehrfachen Anfragen zu begegnen, erlauben wir uns, bei dieser Gelegenheit ergebenst anzuzeigen, daß wir, um die Anschaffung dieser gehaltvollen Zeitschrift zu erleichtern, uns entschlossen haben,

die ersten fünf Bände derselben im Preise herabzusetzen, und zwar von 10⅔ Thlr. auf 5 Thlr., wenn sie zusammen genommen werden; jedes einzelne Heft aber von ⅔ Thlr. auf ⅓ Thlr.

Der im vorigen Jahre erschienene 6te Band kostet im Ladenpreise 2 Thlr., jedes einzelne Heft desselben ⅔ Thlr.

Da der Vorrath, besonders von den ersten 3 Bänden, nur noch gering ist, so bitten wir, die Bestellung auf komplette Exemplare möglichst zu beschleunigen. Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, die Zeitschrift für die bemerkten Preise liefern zu können.

---

[41] An alle evangelische Prediger.

Einem großen Mangel und Bedürfniß wird hoffentlich durch die so eben bei uns, von einer Anzahl berühmter und bekannter Kanzelredner erschienene

Sammlung
auserwählter Beicht- oder Abendmahl-Reden,

vom Oberhofpr. Dr. v. Ammon, Superint. Fischer, Superint. Dr. Greiling, Prof. Dr. Krehl, Pastor Küchenmeister, Pastor M. Pietsch, Superint. Dr. Schuderoff, Pred. M. Thenius, Past. Trautscholdt, Generalsuperint. Dr. Zeh und dem Herausgeber M. Gehe.

abgeholfen werden.

Zum leichtern Ankauf auch für kargbesoldete Prediger, haben wir bis mit der Ostermesse 1831 für 30 Bogen gr. 8. einen Preis von nicht mehr als 1 Thlr. 8 Gr. festgesetzt, wofür solche in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen sind.

Nach der Ostermesse tritt der Ladenpreis von 2 Thlr. 12 Gr. ein.

Dresden und Leipzig, im November 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[21] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Küstner (Karl Theodor), Rückblick auf das leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des leipziger Theaters, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer wie finanzieller Hinsicht. 8. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[29] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. Henke's
Handbuch des Criminal-Rechts und der Criminal-Politik,

Dritter Theil. (Inhalt: Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern.) gr. 8. 47 Bogen. Preis 3⅓ Thlr.

Ueber den 1. und 2. Band dieses Werks fällt die Hallesche Literatur-Zeitung folgendes Urtheil:

„Unstreitig gehört dieses Werk zu den geistreichsten und wichtigsten, welche je auf dem Gebiete der Criminal-Wissenschaft erschienen sind, es ist vorzüglich denen zu empfehlen, welche an der Gesetzgebung selbst thätigen Antheil zu nehmen berufen sind, aber auch für die zahlreiche und ehrenwerthe Klasse derjenigen, welche sich mit der peinlichen Rechtspflege beschäftigen, ist es von hoher nicht zu berechnender Wichtigkeit. Man wird in dem Werke große Ausführlichkeit und Vieles finden, was man

bis jetzt in den bändereichsten Handbüchern der Staatswissenschaft vergeblich gesucht hat u. s. w."

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, Stettin und Elbing.

---

[12] Bei Fr. Laue in Berlin ist erschienen:

Symbolik des Antlitzes, von Sihler. broch. 1 Rthlr. 10 Sgr.

In diesem Werkchen theilt der Verfasser seine schätzenswerthen Bemerkungen über die Kunst, aus dem Antlitz des Menschen auf die charakteristischen Eigenschaften des Geistes zu schließen, mit, und zwar in solcher Form, daß wir die „Symbolik" jedem Gebildeten nicht blos als eine belehrende, sondern auch, abgesehen davon, als eine unterhaltende Lektüre empfehlen können.

---

[40] Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen hat so eben die Presse verlassen:

Dr. H. E. G. Paulus,
(Geheimer Kirchen-Rath in Heidelberg),
Aufklärende Beiträge
zur
Kirchen-, Religions- und Dogmen-Geschichte.
gr. 8. 25 enggedruckte Bogen.
Preis 1 Rthlr. 20 Gr.

Der Titel bezeichnet, daß der unermüdete Herr Verfasser, dessen Scharfsinn für die Zeit und die Zukunft ein Gegenstand der Bewunderung seyn und bleiben wird, hier aus dem wichtigsten Theile seiner Leistungen und Forschungen Resultate bietet, welche für den Theologen von Beruf sowohl als für jeden, der zum Nachdenken über des Menschen Heiligstes sich gedrungen fühlt, von der höchsten Wichtigkeit und um so anziehender seyn müssen, als das rastlose Wirken des Herrn Verf. das seltene Verdienst hat, die Tiefen der Wissenschaft mit dem Bedürfnisse und der Erkenntnißfähigkeit des Lebens so in Verbindung zu setzen, wie sie allein nur zu geistiger Freiheit, zu Beruhigung des Gemüths und zu sittlicher Vervollkommnung führen können.

Es verdient darum von so vielen Werken, die wir seinem reichen Geiste verdanken, diese Sammlung, welche für den ganzen Lauf der Geschichte der Religionen vom Mythischen, Orphischen, Philosophischen, Jüdischen, Urchristlichen, Kirchlich-christlichen, bis auf den Nationalismus herab in XVI Absätzen und einer sehr freimüthigen Vorrede mancherlei Licht gewährt, wohl einer vorzugsweisen Beachtung.

---

[32] Zu Polterabende.

Eine Sammlung von Anreden für Einzelne und Scenen für gesellschaftliche Vereine, mit Andeutungen über die Kostüme. Nebst Strohkranzreden. Herausgegeben von Karl Müchler. Mit einem Titelkupfer. In 8., 1829, eleg. geh. 1½ Thlr.

Sinnig und zart sind die Anreden gewählt, deren sehr große Anzahl und Verschiedenheit das Inhaltsverzeichniß angiebt. Für Verlarvte und für diejenigen, welche ohne Verkleidung an den Freuden des fröhlichen Festes Theil nehmen wollen, ist genügend gesorgt, und möchten die angehängten Strohkranzreden, welche die Freuden des lendemain so sehr erhöhen, eine um so angenehmere Zugabe seyn, als dergleichen noch in keiner ähnlichen Sammlung erschienen sind. —

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung, in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

---

[30] So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift
für wissenschaftliche Bearbeitung des Preußischen Rechts.
Herausgegeben
von
A. H. Simon,
Geh. Ober-Justiz- und Revisions-Rathe;
und
H. E. von Strampf,
Justiz-Rathe.
1r Band. 2s Heft. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 5 Sgr. geh.

Der Druck des ersten Heftes des zweiten Bandes wird binnen Kurzem beginnen.

Nicolaische Buchhandlung, in Berlin, Brüderstraße Nr. 13, Stettin und Elbing.

---

[23] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Franz Bacon's neues Organ der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von Anton Teobald Brück. Gr. 8. 15¾ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186, Regent-Street in London.

Nº. 3.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[2] **Preis-Aufgabe**

Der unterzeichnete Verleger des Taschenbuchs Urania, von dem Wunsche beseelt, dasselbe immer würdiger und interessanter auszustatten, fodert alle deutsche Dichter und Dichterinnen auf, zu einem Preise zu concurriren, den er hiermit für die

Novelle oder Erzählung

aussetzt. Dieser Preis besteht darin, daß er die Novelle oder Erzählung, die von den eingesendeten für die ausgezeichnetste und werthvollste erkannt wird, mit

zehn Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten honoriren wird.

In der Wahl des Stoffes wird völlige Freiheit gelassen und nur hinsichtlich des Umfanges bestimmt, daß derselbe fünf Bogen nicht überschreiten darf; wenigstens würde, wenn einer Novelle oder Erzählung der Preis zufallen sollte, die im Druck mehr als 5 Bogen betrüge, dann überhaupt nur die Summe von fünfzig Louisdor dafür gezahlt werden.

Außerdem verspricht der Unterzeichnete, alle Novellen oder Erzählungen, die zwar nicht des Preises würdig erkannt werden, aber die er doch für die Urania geeignet erachtet, und zu deren Benutzung Raum vorhanden ist, mit

fünf Louisdor in Gold für den Bogen

von 16 Seiten zu honoriren, jedoch unter der obigen Einschränkung, daß über 5 Bogen gar kein Honorar gezahlt wird. Es wird von allen Einsendungen angenommen, daß sie zu diesen Bedingungen benutzt werden dürfen, wenn ihnen nicht der Preis zufallen sollte.

Die Zahlung des Honorars findet nach der Ausgabe des Taschenbuchs statt. Uebrigens kann erst 5 Jahre nach der Erscheinung des Taschenbuchs jeder Autor über seinen resp. Beitrag anderweitig verfügen.

Jede Einsendung ist mit einem Motto zu bezeichnen, das auf einem versiegelten Zettel, der den Namen und Wohnort des Verfassers enthält, zu wiederholen ist. Bis Ende März 1831 bleibt die Concurrenz offen, und Ende Mais erfolgt die Entscheidung, so daß, wer im Laufe des Juni keine Nachricht erhalten, daß seiner Einsendung der Preis zuerkannt ist, oder dieselbe doch benutzt wird, darüber verfügen kann. Ein Jahr lang bleiben die Manuscripte zur Disposition der Einsender liegen, nach dieser Zeit aber werden sie nebst den versiegelten Zetteln vernichtet.

Es wird um recht deutliches Manuscript gebeten und alle Einsendungen werden franco oder durch Gelegenheit erwartet.

Leipzig, 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

[11] Bei F. Laue in Berlin sind erschienen:

Algier und Paris im Jahre 1830, in zwei Novellen, von Ludwig Rellstab. Erste Novelle, die Aventure. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Diese beiden Novellen gründen sich auf denkwürdige Ereignisse der neuesten Geschichte, deren Kunde ganz Europa erfüllt hat. Sie stehen durch die darin auftretenden Personen unter sich im innigsten Zusammenhange, so daß sie ein Ganzes, jedoch in zweien für sich organisch gestalteten Hälften bilden. — Die erste derselben ist auf Thatsachen gestützt, die sich bei dem merkwürdigen Schiffbruch der französischen Briggs Silen und Aventure, von dem alle Zeitungen vielfach berichtet, ereignet haben.

Philoktet, ein Schauspiel von Sophokles, in 3 Akten, für das Theater übersetzt von C. Wünsch. broch. Preis 12½ Sgr.

Der Verfasser giebt hier eine Bearbeitung eines antiken Meisterwerks, welche man zugleich streng und frei nennen kann. Streng, in so fern sie den Geist des Dichters wiedergiebt, frei, indem sie sich todter Formengesetze entäußert. Der Adel und die Anmuth der Sprache, welche durch das Ganze herrschen, wird deutschen Lesern den wahrhaften Genuß eines griechischen Trauerspiels verschaffen, während die bisherigen Uebersetzungen sie nur mit den todt übertragenen Formen bekannt machten, in denen der lebendig blühende dichterische Geist erstarren mußte.

---

[49] **An Freunde der Tonkunst.**
Wohlfeilste Musikaliensammlung.

Bei Schuberth und Niemeyer, Hamburg und Itzehoe, erscheint:

Bibliothek für Pianoforte-Spieler.
Mustersammlung
aus den Werken der berühmtesten Tonsetzer älterer und neuerer Zeit.
Mit Portraits und Lebensbeschreibungen.

Von 105 der ausgezeichnetsten Claviercomponisten liefert die Bibliothek nur das Schönste und Gediegenste. — Ein Verein der ersten Musiklehrten, zugleich der ansprechendsten Componisten, besorgt die Auswahl. — Ueber jedes einzelne Werk wird das Nöthigste über den Vortrag verständlich bemerkt, und sind die schwierigsten Stellen durch zweckmässigen Fingersatz erleichtert, so daß diese Mustersammlung auch ohne Lehrer von ausserordentlichem Nutzen ist. —

Zuvörderst werden diese Sammlung die beliebtesten Compositionen von

Bach, Beethoven, Böhner, Clementi, Cramer, Czerny, Diabelli, Dussek, Field, Gelinek, Grund, Haydn,

Herz, Hummel, Kalkbrenner, Kuhlau, Latour, Methfessel, Moscheles, Mozart, Pixis, Reissiger, Ries, Aloys und Jakob Schmitt, Weber rc. zieren.

Monatlich erscheinen von jetzt an regelmässig 2 Hefte zu 5 Gr. sächsisch oder 24 kr. das Heft. Prachtexemplare mit gepresstem Rande ½ Rthlr. Die Portraits, sauber in Stahl gestochen, und die Lebensbeschreibungen, ausführlich und interessant, werden den Heften unentgeldlich beigefügt.

Möge dies klassische Werk, eine Encyklopädie des Trefflichsten in- und ausländischer Compositionen, und für Kindeskinder noch von gleichem Werthe, einer recht regen Theilnahme sich ferner erfreuen!

Musiklehrer und Sammler erhalten auf 5 Exemplare ein 6tes frei. Alle soliden Buch- und Musikalienhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Hamburg im Dezember 1830.

Die Verleger Schuberth und Niemeyer.

---

[44] **Für alle Stände.**

A. Müller, Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennahmen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst, durch Schrift- und Tonzeichen. Ein Handbuch für Gebildete.

Wer hätte es nicht fast täglich erfahren, daß ein und derselbe ausländische Name in einer Gesellschaft von nur wenigen Personen ganz verschieden und öfters wohl durchgängig unrichtig ausgesprochen wird.

Der Verfasser hat sich die unglaubliche Mühe gegeben, diese Ungewißheit durch vieljähriges Forschen und Berichtigen zu heben.

In dem so eben erschienen Probeheft, deren zwei oder drei nachfolgen werden, ist von diesem rastlosen Bestreben Rechenschaft gegeben, wie sie hoffentlich ausreichen wird.

Um nun den Ankauf eines allgemeinnützlichen Buches, woran es bis jetzt ganz fehlte, nicht zu erschweren, so überlassen wir das Ganze bis mit der Ostermesse 1831 für den gewiß sehr billigen Preis von 2 Thlr., wofür solches in allen Buchhandlungen zu haben ist. Nach der Ostermesse tritt der Ladenpreis von 3 Thalern ein.

Dresden und Leipzig, im Novbr. 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[48] In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen, historische und literarische, der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg; herausgegeben von Prof. D. F. W. Schubert. 1ste Sammlung. gr. 8. 1 Rthlr. 6 gGr.

Barthold, Dr. F. W., der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt. 2 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 20 gGr.

(Dieses Werk schließt sich unmittelbar an „Raumers Geschichte der Hohenstaufen.")

Bessel, Prof. F. W., Tabulae Regiomontanae reductionum observationum astronomicarum ab anno 1750 usque ad annum 1850. 8. maj. 6 Thlr. 16 Gr.

v. Bohlen, Prof. P., das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Egypten, 2 Thle. gr. 8. 4 Rthlr. 8 gGr.

Ebart, J. F., ΣΙΚΕΛΙΩΝ sive Commentariorum de Siciliae veteris Geographia, Historia, Mythologia, Lingua, Antiquitatibus Sylloge. Accedunt praeter Inscriptionum aliquot enarrationem, Scriptorum ut ratione Siculorum, ita horum, qui de rebus Siculis egerunt, vitae cum reliquiis Operum illustratis. Vol. I. p. 1. 8 maj. 20 Gr.

Rösielt, Fr., Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 3ter und letzter Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Richter, D. L. W., Handbuch des Strafverfahrens in den Königlichen Preußischen Staaten, mit Ausnahme der Provinzen, wo noch französisches Recht gilt. Eine Zusammenstellung aller, für das gesammte Strafverfahren bestehenden gesetzlichen Vorschriften, mit Zuziehung der besten Hülfsmittel der rechtswissenschaftlichen und gerichtlich-medicinischen Literatur. 1ster, 2ter und 3ter Band. 8 Rthlr.

(Der 4te und letzte Band erscheint in einigen Wochen.)

Sachs, Prof. L. W. und Dr. F. Ph. Dulk, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre. 1r Band. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 4ter Band. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

Königsberg, im December 1830.

Gebrüder Bornträger.

---

[45] **Literarische Anzeige.**

Im Verlage und unter der Verantwortlichkeit der Kranzfelder'schen Buch- und Musikalienhandlung in Augsburg erscheint mit dem 1. Januar 1831:

„Der Bazar für München und Baiern, ein Frühstücksblatt für Jedermann und jede Frau. Herausgegeben von M. G. Saphir. Zweiter Jahrgang. Preis für das ganze Jahr 4 fl. halbjährig 2 fl.

Hr. Saphir sagt in der ersten, bereits als Probeblatt vertheilten Nummer des Bazars für 1831, unter anderm folgendes:

Also der Bazar ist ein baierisches Kind in Saft und Blut; er ist geboren auf baierischem Boden und großgezogen in baierischer Luft. Du, lieber Leser, hast sein erstes Lallen gehört, du sahst es heranwachsen und gedeihen. Ich habe ihm zum halben Jahre ein Rosakleidchen angezogen und zu dir geschickt. Nun ist aber das Kind erst ein Jahr alt, und bedürfte nun erst so recht der väterlichen Pflege, denn nun beginnt eben sein literarisches Zahnen. Da aber verliert es seinen Vater, der feindselig von dannen getrieben wird, und es steht eine verlassene Waise vor euch, ihr lieben Leser und Leserinnen. Ich aber, der entfernte Vater, lege mein Kind nun erst recht vertrauens- und liebevoll an eure Brust, und ihr werdet es deshalb nicht weniger lieben, weil es eine Waise ist. Deshalb soll der Bazar fortbestehen, nicht aus Liebe zu mir, denn eine Feder die keinen Mutterwitz, d. h. keinen Gänsewitz hat, findet überall Leser und Abonnenten, aber aus Liebe zu meinen bisherigen Lesern und Leserinnen, damit ich durch den Bazar in literarisch-magnetischen Rapport mit ihnen bleibe, damit die fliegende Brücke der Lettern und die Gedanken-Taubenpost mich in steter Verbindung mit meinen frühern Lesern erhalte.

So wie der Bazar nun in seiner heitern, jokosen, humoristischen und poetischen Tendenz eher gewinnen als verlieren soll, so habe ich auch Sorge getragen, daß die Referate über München und über das Münchner Theater in dem Bazar mit ebenderselben Strenge und Wahrheitsliebe, mit ebenderselben rücksichtslosen Unpartheilichkeit erscheinen sollen wie bisher ꝛc.

Die Tendenz des Blattes wird stets innerhalb der Schranken der Anständigkeit seyn; Persönlichkeiten bleiben strenge aus demselben verbannt. Für die äußere würdige Ausstattung des Bazars, ist die Verlagshandlung besorgt. Ein besonderes Anzeigeblatt nimmt Inserate, die Zeile zu 4 kr. auf. Alle k. Postämter nehmen, gegen Vorauszahlung, Bestellungen an. Wie bisher erscheint täglich ein Blatt, am Montag ausgenommen.

---

[10] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

OEUVRES HISTORIQUES
DE
FRÉDÉRIK LE GRAND.
NOUVELLE ÉDITION,
AVEC DES NOTES ET RENSEIGNEMENS.
QUATRE VOLUMES.
Gr. 8. 107 Bogen. Geh.
Auf feinem geglätteten Druckpapier 6 Thlr.
Auf feinem geglätteten Velinpapier 10 Thlr.

Vielen unserer Zeitgenossen sind die historischen Schriften Friedrichs des Grossen gar nicht durch eigne Anschauung bekannt, was wohl nur darin seinen Grund haben mag, dass sie sich in zwei ziemlich theuern Sammlungen zerstreut befinden, von denen die eine (unter dem Titel: „Oeuvres posthumes de Frédérik II. roi de Prusse") noch dazu mit oft gerügter Nachlässigkeit redigirt ist. Und doch verdient, was der grosse König über die Geschichte seiner Kriege und seiner Regierung niedergeschrieben, so sehr die Beachtung des Kriegsmannes, des Geschichtsfreundes und Jedes, welcher sich für den preussischen Staat interessirt, dass man sich wundern muss, jenen Uebelstand noch nicht beseitigt zu sehen.

Ich versuche es, durch diese Ausgabe, welche die historischen Schriften des Königs in folgender Ordnung enthält:

1) Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg.
2) Du militaire depuis son institution jusqu'à la fin du règne de Frederic Guillaume.
3) Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences.
4) Du gouvernement ancien et moderne des Brandebourg.
5) Histoire de mon temps.
6) Histoire de la guerre de sept ans.
7) Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1765 jusqu'à la fin du partage de la Pologne 1775.
8) Mémoire de la guerre de 1778.

Diese neue Ausgabe besteht keineswegs in einem blossen Wiederabdrucke. Irrthümer, welche sich hier und da finden, werden in Anmerkungen kurz angedeutet, besonders in Bezug auf die Kriegsgeschichte, bei welcher man keine der abweichenden Darstellungen unbeachtet gelassen hat, welche seitdem erschienen sind und Glauben verdienen. Nächstdem werden die Urkundensammlungen nachgewiesen, in welchen die im Texte erwähnten diplomatischen Verhandlungen, Traktaten u. s. w. zu finden sind. Ist im Texte das Datum eines irgend bedeutenden Ereignisses nicht bemerkt, so wird es am Rande angegeben; und wie die Randüberschriften das Nachschlagen sehr begünstigen, so wird es noch mehr durch die Inhaltsverzeichnisse vor jedem Bande erleichtert, welche zugleich als chronologische Uebersichten dienen können. Bei dieser Behandlungsweise werden hoffentlich selbst Diejenigen diese Schriften mit Nutzen und Vergnügen lesen, welche nicht hinlängliche historische Kenntniss besitzen, um ohne andere Hülfe der weitgreifenden historischen Darstellung des Königs folgen zu können.

Dass für die Wiederherstellung der bisweilen sehr verstümmelten Eigennamen und für die möglichste Correctheit des Druckes gesorgt worden ist, bedarf kaum der Erwähnung, sowie dass der Herausgeber nicht versäumt hat, Alles zu vergleichen, was über die Werke des grossen Königs und in Bezug auf sie geschrieben worden ist. So steht denn zu hoffen, dass wenigstens von einer Abtheilung dieser Werke eine Ausgabe geliefert worden, welche ihres erhabenen Verfassers nicht ganz unwürdig ist.

Leipzig, den 15. November 1830.

F. A. Brockhaus.

---

[50] Neue Novellen von Leopold Schefer.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig sind so eben erschienen:

Neue Novellen von Leopold Schefer, 1r Band, enthaltend: 1. Der Unsterblichkeitstrank; 2. Der Seelenmarkt. 8. 25 Bogen auf feinem Papier 2 Rthlr.

Wir machen die zahlreichen Freunde Schefers so wie das gesammte gebildete Lesepublikum auf diese neue Sammlung seiner Novellen aufmerksam. Als Novellendichter nimmt Schefer nächst L. Tieck die höchste Stelle in unsrer Literatur ein. Jedes seiner neuen Gebilde ist ein neues Meisterstück, und ein Blatt des Ruhms mehr in seinem Dichterkranze. Der Unsterblichkeitstrank ist ein neuer Beleg zu obiger Anerkennung. Tiefe der Gedanken, Fülle neuer Ideen und schöner Bilder, Genie und Originalität strömen dem Leser auf jeder Seite zu.

---

[42] Von den sämmtlichen Schriften von

A. von Tromlitz,

sind in der schönen und wohlfeilen Taschenausgabe der 14te, 15te und 16te Band erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen. Der 17te und 18te Band werden in Kurzem nachfolgen. Alle 18 Bände sind noch im Prän.-Preise von 7 Thlr. zu bekommen. Nach der Ostermesse 1831 tritt der Ladenpreis von 9 Thlr. ein.

Wie reichhaltig der Inhalt ist, geht daraus hervor: daß darin die Pappenheimer in 4 Theilen, Franz von Sickingen in 5 Theilen und außerdem eine Menge Erzählungen von ein oder zwei Theilen enthalten sind, wel-

chen allen der ungetheilteste Beifall des Publikum zu Theil geworden ist. — Besonders als ein Geschenk für Damen kann diese Sammlung dienen, bei welcher dem sittlich schönen Innern das reine Aeußere, verbunden mit einer großen Wohlfeilheit, zur Seite steht und mithin dem schönen Geschlecht nur erfreulich seyn wird.

Dresden und Leipzig, im Novbr. 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[51] Neue Romane.

Bei C. H. F. Hartmann ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Beichte. Von J. J. Janin. 8. 1830. brochirt. 21 Gr.

Von demselben Verfasser erschien ein Jahr früher:

Der todte Esel und das guillotinirte Mädchen. Frei aus dem Französ. übersetzt von L. v. Alvensleben. 8. 1829. 18 Gr.

Der geistreiche Verfasser obiger Unterhaltungsschriften wird nicht mit Unrecht der französische Jean Paul genannt; er nähert sich in der That diesem seinem Vorbilde. Besonders interessant ist es in der Beichte desselben die Ansicht eines Franzosen über die katholische Religion, wie selbe in ihrer jetzigen Stellung zum Protestantismus ist, kennen zu lernen.

---

[61] Neue interessante Musik-Werke, im Verlage von H. A. Probst in Leipzig.

Bertini, H., brillante Variationen über ein Thema eigner Composition, für das Pianoforte zu 4 Händen. Op. 73 20 Gr.
Im elegantesten Style von mittlerer Schwierigkeit.

Czerny, C., drei leichte und angenehme Rondo's für vorgerückte Schüler am Pianoforte. Op. 158. 1s Heft. 12 Gr.

— — drei dergleichen für das Pianoforte zu 4 Händen. Op. 158. 2s Heft. 14 Gr.

Herz, H., Thema mit brillanten Variationen für das Pianoforte. Op. 55. 20 Gr.
Geschmackvoll und nicht zu schwer.

Hünten, F., Rondo über ein Thema aus Elisabeth für das Pianoforte zu 4 Händen. Op. 28. 12 Gr.
Leicht und voll angenehmer Melodie.

Kalkbrenner, F., Melancholie und Munterkeit. Romanze und Rondo für das Pianoforte. Op. 96. 10 Gr.
Leicht und sehr gefällig.

Kreutzer, C., Zwölf Lieder und Romanzen mit Pianoforte. Op. 76. 2 Hefte jedes 16 Gr.
Schöne Texte, mit lieblichen Melodieen, leicht zu singen.

Kuhlau, F., drei Duetten für Pianoforte und Flöte oder Violine. Op. 110. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 Rthlr. 4 Gr.
Ganz concertirend; die Flöte sowohl, wie die Violine, sind jede besonders gearbeitet. Die Ausführung ist durchaus nicht schwierig, aber höchst dankbar.

Mazas, F., 3 Fantasieen, doppelstimmig für eine Violine. Op. 25. 16 Gr.
Eine treffliche Gabe für jeden Violinspieler von einiger Fertigkeit.

Moscheles, J., Concert-Fantasie über schottische Bardengesänge, für das Pianoforte mit Orchester. Op. 80. 2 Rthlr.
Dies Werk ist auch mit Quartett zu spielen, so wie für das Pianoforte allein, oder für Pianoforte und Flöte leicht eingerichtet erschienen.

Onslow, G., 15tes Quintett für 2. Violinen, Bratsche und 2 Cellos (oder auch mit 2. Bratschen und 1. Cello.) Op. 38. 2¼ Rthlr.
Wer kennt und liebt nicht Onslows Compositionen?

Payer, J., Sturmglocke, Widerstand und Sieg. Gemälde der großen Woche in Paris für das Pianoforte. Op. 147. 16 Gr.

Piris, J. P., Der Schweitzerbue. Arie mit Variationen für Gesang und Pianoforte, für Demoiselle Sontag componirt. 8 Gr.

— — Dasselbe Werk für das Pianoforte allein. 8 Gr.

Vorstehende Werke sind durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu erhalten.

---

[59] Für Freunde der Religion und Kirche.

Von diesem Jahre an erscheint in unserm Verlage:

Die freie Kirche.

Mittheilungen für Religion und Kirchenwesen im Sinne des neuen Testamentes. Prän. Preis für den Jahrgang von 52 Nr. in gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Wir beabsichtigen durch diese neue Kirchenzeitung dem Publikum ein religiös-kirchliches Blatt zu liefern, welches in diesen ehrwürdigen Angelegenheiten, durch Erörterungen und Mittheilungen aller Art, so weit sie die kirchliche Gegenwart berühren, Aufklärung im schönsten Sinne des Worts zu befördern bestimmt ist. Das Nähere darüber besagen die bereits versendeten Probenummern.

Zwickau, im Jan. 1831.

Rittersche Buchhandlung.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken 2c. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,

Nr. 186, Regent-Street in London

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 1.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 1.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

N°. 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Februar 1831.

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.
>
> Schiller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Erster Abschnitt.

Gerade in den blutigen Pariser Juliustagen stiegen wir von Roussillon aus über den Col de Paillors in die Höhe. Je weiter wir hinaufkamen, desto stiller wards; denn hier oben zwischen den mächtigen Tannen und Felsenwänden war tiefer Frieden. Kommt doch der Mensch nicht herauf mit seiner Qual. Wir ahneten die Angst nicht, in der eben jezt die Unsrigen in Paris lebten; ganz unbefangen sahen wir nach Nordwesten, und hätten gar gern die Thürme von Notre-Dame erblickt, an deren Fuß eben Angst, Schmerz und Tod wie böse Gespenster umgingen. Was in dem Qualm der Städte Böses und Blutiges geschieht, wäre hier oben unmöglich, denn hier ist der Mensch ruhiger, milder und besser; wie ihm der Himmel so nah und die Erde so fern scheint, so bleiben auch seine Qualen unten. Hier herauf dringt kein Despot, denn wenn er je heraufkommt, wird ihm anders ums Herz, und er fühlt, daß er nur ein Mensch, Bruder seiner Brüder ist, und daß er Glückliche machen muß, weil er selbst glücklich ist. Hier oben hätte Karl X. seine drei Ordonnanzen nicht einmal denken, geschweige denn unterzeichnen können, und kein Blutbefehl wäre über seine Lippen gekommen.

Viele haben die Pyrenäen ganz oder zum Theil durchgangen und in wissenschaftlicher Hinsicht beschrieben: Ramond, Palapou, Dussoulx, St. Amant und andere. Von ihnen haben wir treffliche geognostische, oriktognostische, geologische Bemerkungen; noch andere haben sich länger und kürzer mit Naturmalerei abgegeben. Deßhalb ging ich nicht hinauf; es wäre in lezterer Beziehung auch kaum der Mühe werth für einen, der Monatelang zwischen den Alpen und Gletschern von Faucigny, des Berner Oberlands und der übrigen Schweiz herumgegangen. Mir war es um nichts zu thun, als um den Menschen, um das Leben und die Sitten der Pyrenäenleute. Von dem, was ich in dieser Beziehung gesammelt habe, will ich hier Einiges mittheilen.

Wie gesagt, am 27sten Juli begannen wir unsere Gebirgsreise von Roussillon aus. Am Col de Paillors, da wo östlich ein großer Vorsprung ist, sahen wir vier Kreuze nahe am Wege; jedes war an der Stelle errichtet, wo man einen Leichnam von den Unglücklichen fand, die hier vorigen Winter von einer Lawine begraben wurden. Die Kreuze stehen ziemlich weit von der Straße weg, die Lawine muß sie also nicht blos umgeworfen und verschüttet, sondern auch mit Gewalt in ihren furchtbaren Sätzen fortgerissen haben. Der heftige Stoß, Erstickung und Erstarren brachten ihnen den Tod. Es waren ihrer acht; vier andere gingen eine gute Strecke hinter ihnen, und nur der Rand der Lawine berührte sie. Es fiel ihnen nicht schwer, sich aus dem Schnee frei zu machen; sie waren aber so sehr von dem Vorfall erschreckt, der in diesen Gegenden freilich viel seltener ist als in der Schweiz, daß sie nicht an die Rettung ihrer verunglückten Freunde und

Verwandten dachten, sondern bleich und zitternd nach dem Dorf Mijanès zurückliefen; auch von da wagte sich Niemand herauf zum Retten. Diese Feigheit und Unmenschlichkeit mag bei den Pyrenäenbewohnern Sitte seyn, in der Hochschweiz ist es ganz anders, denn da wären sogar Frauen und Knaben zur Hülfe herbeigekommen. Ein St. Bernhardshospiz würde bei diesen Leuten keine Liebhaber zur Theilnahme finden.

Wir blieben einen Tag in Perpignan. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, darum sind auch die Straßen reinlich, was sonst wahrscheinlich nicht der Fall wäre. Perpignan hat im Ganzen etwas Gefälliges. Die Citadelle liegt oben und hat ihre Kanonen auf die Stadt gerichtet. Wann werden doch diese häßlichen Twingen aus Europa verschwinden? Vor Ludwig XIV. gehörte die Stadt Spanien, das kann man noch recht gut sehen, an den Gebäuden, in den Gesichtszügen, in der Denkungsart und den Sitten der Einwohner. Da steht noch der große Pallast der Inquisition mit seinen hohen, gewölbten Portalen. Ist es doch, als hätten die wilden Dominikaner diese Gebäude für die Ewigkeit gründen wollen. Sie sind aber selbst verschwunden und vorübergegangen wie ein furchtbares Unwetter, das nur noch an den Spuren seiner Verwüstung zu erkennen ist. Die schwarze Farbe der Mauern erinnert an ihre ehemalige Bestimmung und selbst an die Idee des Gebäudes, die der Hölle anzugehören scheint. Die großen Fenster erheben sich in Kreuzesform; das Kreuz soll aber nur Gedanken der Frömmigkeit, der Milde und des Friedens erwecken, es soll Bürge seyn für die Rettung des Menschengeschlechts. Hier aber ist es nur wie ein Medusenhaupt. An den Leuten, die zahlreich der Messe beiwohnten, bemerkte ich noch einen Rest ehemaliger Furcht vor der Inquisition. Ihre Andacht war nicht Liebe, sondern Furcht. Es war, als ständen sie noch unter den Späheraugen des heiligen Offiziums. Auch im Innern der Kirche sollte man glauben, die Spanier hätten es gestern erst verlassen; alles ist noch spanisch, wie im ganzen Roussillon. Es hängen wenig Gemälde in der Kirche, dafür stehen in allen Ecken Statuen aus Holz, vergoldet, oder bunt angemalt, außer dem noch eine Verschwendung von Ornamenten und Vergoldungen.

Ueberall, wo zwei Wege zusammenstoßen, oder wo eine gefährliche Stelle ist, stehen kleine Kapellen oder Nischen; allerdings ein schöner Gebrauch. Selten geht auch Jemand vorüber, ohne da einen Augenblick betend zu verweilen. An dieser Volkssitte voll Gefühl und Imagination zeigt sich schon der Süden. Die Menschen haben hier ein beständiges Bedürfniß nach religiösen Eindrücken und ununterbrochener Verbindung mit dem Himmel. Wodurch wurde denn eine so edle Sitte verkehrt und in kindischen Aberglauben, oder in gehässigen Fanatismus verwandelt?

Perpignans Ebene am Meer ist öde und unfruchtbar, und doch wachsen schon große Aloe hier, mit denen die Weingärten eingefaßt sind. Mehrere in Blüthe waren über achtzehn Fuß hoch. Einzelne Häuser, oder einige zusammenstoßende, in den Dörfern am Meer, sind mit Mauern umgeben. Dieß war ehemals wegen der Seeräuber nöthig. Heutzutage werden diese Einfänge nicht unterhalten und ausgebessert, sondern fallen zusammen. Zwischen den Schutthaufen wachsen Tamarinthen und Aloe, wie Symbole einer bessern Zeit, wo solche Schutzwehren gegen die Barbarei nicht mehr nöthig sind.

Weiter hin, gegen Collioure, stehen auf den höchsten Bergen längs des Meeres, Wachthürme, Caroch, d'Empages, Bayle, Rer, Madeboc und Massane geheißen. Hier wurden ehemals beim Erscheinen der Seeräuber oder sonstiger Feinde Feuersignale gegeben, um des Landes Hülfe zusammenzurufen. Diese Thürme waren die ersten Telegraphen.

Auf unserem Gang zum Pik du Canigou, dem höchsten Punkt in den östlichen Pyrenäen, ließen wir unsere Führer reden. Sie erzählten uns eine Menge Landessagen, die hier natürlich alle einen religiösen Charakter haben. So versicherten sie uns, am Pik sey ein eiserner Ring befestigt, an dem Noah seine Arche angebunden habe, um von hier aus den Raben und die Taube ausfliegen zu lassen. Wir waren sehr begierig, den Ring zu sehen, fanden aber nichts als ein eisernes Kreuz aus drei Stücken, in einen Haufen Steine gesteckt. Dergleichen stehen noch einige auf den benachbarten Kuppen, andere sind des Eisens wegen gestohlen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges aus dem Gesetzbuch des chinesischen Reichs.

Ein Engländer, Georg Staunton, hat die Grundgesetze des Reichs der Mitte ins Englische übersezt, und zwar nach einer auf Befehl des gegenwärtigen Kaisers veranstalteten Ausgabe. Wir theilen einiges allgemein Interessante aus diesen chinesischen Pandekten mit. Was überall gilt, daß sich der Geist eines Volks nirgends treuer abspiegelt als im Geist seiner Gesetze, gilt besonders von jenem seltsamen, patriarchalisch-despotischen Reiche und seinen Institutionen, die ein merkwürdiges Gemisch von Brutalität und Weisheit sind.

* * *

Der erste Abschnitt des Gesetzbuchs führt den Titel: allgemeine Gesetze, und beginnt mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeste ist „eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen, schwanken Bambus, wodurch dem Uebertreter der Gesetze ein heilsamer Abscheu vor seiner bisherigen Aufführung

und eine Witzigung hinsichtlich seines künftigen Betragens beigebracht werden soll." Die Strafen sind überhaupt in fünf Grade getheilt, je nach der Zahl der Stockstreiche; im ersten können gesetzlich zehn bis fünfzig Streiche erkannt werden, selten werden aber mehr als zwanzig wirklich gegeben; im zweiten zwischen sechszig und hundert, und zwar mit einem derberen Bambus. Der dritte Grad besteht, außer den Streichen, in einer Verbannung von einem bis drei Jahren, hundertfünfzig Meilen weit; „damit, wie der Text sagt, der Verbrecher Zeit haben möge, in sich zu gehen und sich zu bessern." Ewige Verbannung, sechs= bis neunhundert Meilen weit, nebst hundert Streichen, ist der vierte Grad, die Todesstrafe der fünfte und lezte. Ein supplementarisches Gesetz schreibt überdies die Tortur bei Diebstahl und Mord vor, wenn der Angeschuldigte hartnäckig läugnet. Sie besteht darin, daß man die Fußknöchel zwischen zwei Brettern und die Finger zwischen fünf Stäben von hartem Holz einschnürt. Im Verhältniß zu seinem Buchstaben scheint das Gesetz im Ganzen äußerst gelind vollzogen zu werden. So kommt im ordentlichen Gerichtsverfahren die Folter fast gar nicht in Anwendung.

Im zweiten Abschnitt des Grundgesetzes werden die Verbrechen aufgezählt, die gewöhnlich aufs Strengste, häufig mit dem Tod bestraft werden; es sind ihrer zehn. 1) Die *Empörung*, ein Versuch, die hergebrachte Ordnung auf Erden, den Frieden der Welt durch Verschwörung gegen den Herrscher zu stören, der da ist der *geheiligte Nachfolger seiner Ahnen*. 2) Der *Treubruch*, der Versuch, die kaiserlichen Palläste, Gräber, Tempel zu zerstören, die heilig und unverletzlich sind. 3) Der *Verrath*, Frevel gegen das Wohl des Reichs, Desertion von militärischen Posten, Aufstiftung des Volks zur Auswanderung. 4) Der *Vater= und Mutter=*, auch Verwandten*mord*. 5) Der Todtschlag von drei oder mehr Personen (massacre). 6) Das *Sacrileg*; außer der Beraubung der Tempel gehören hieher: das Vergreifen an Gegenständen, die zum unmittelbaren Gebrauch des Regenten dienen, das Nachmachen des Staatssiegels, und die *Versehen* und *Irrthümer*, wodurch die geheiligte Person des Kaisers gefährdet werden kann. 7) Die *Gottlosigkeit*, Pflichtvergessenheit gegen die Eltern. 8) Mißhelligkeit in der Familie, in Folge von Verletzung des Ehebands, von Verwundung oder Mißhandlung von Personen, um die man nach ihrem Tode gesetzlich Trauer tragen muß. 9) Unbotmäßigkeit gegen einen Beamten. 10) endlich der Incest, die ungesetzliche Verbindung mit einer Person, die man nach dem Gesetze nicht heirathen darf.

Der folgende Abschnitt handelt von den Personen, die dem Gesetze gegenüber privilegirt sind, und zählt sie auf. Sie genießen dieses Vorrechts kraft ihrer Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, in Folge langer, ehrenvoller Dienste, großer Gelehrsamkeit, ausgezeichneter und landeskundiger Tugend u. s. w. Die kaiserliche Familie und die Adeligen sind übrigens allein an und für sich selbst privilegirt, und das Privilegium besteht darin, daß ein gegen sie gefälltes Urtheil der kaiserlichen Revision unterliegt. Es ist bemerkenswerth, daß wer geadelt wird, den Adel seiner Ascendenz, nicht seiner Descendenz mittheilt. Durch die Auflösung der Ehe verliert die Frau den Rang, den ihr Mann ihr gab, wogegen eine den Rang, den eines ihrer Kinder ihr gibt, beibehält. Die Weiber der Verbannten sind gehalten, sie zu begleiten; ihre Eltern, Kinder und Enkel dürfen sie begleiten, wenn sie wollen, sind es aber nicht verbunden.

Unter den vom Gesetzgeber vorgesehenen Fällen findet sich eine schöne, väterliche Verfügung. „Hat ein Angeklagter, heißt es, das Leben wegen eines Verbrechens verwirkt, das vom Begnadigungsrecht nicht namentlich ausgenommen ist, und sein Vater oder seine Mutter, sein Großvater oder seine Großmutter sind krank, schwach, über siebzig Jahre alt, und haben keine andere Stütze als den Verurtheilten, so soll das Urthel des leztern und die vorerwähnten Umstände der Weisheit Sr. kaiserlichen Majestät zur Prüfung vorgelegt werden." Fast immer wird in einem solchen Fall das Urtheil gemildert und die Todesstrafe in eine körperliche Züchtigung verwandelt. Derselben Vergünstigung genießen die Mitglieder der astronomischen und mathematischen Gesellschaften zu Peking.

Wer ein Vergehen oder Verbrechen freiwillig eingesteht, wird fast immer begnadigt. Bekennt ein Angeschuldigter im Verlaufe des Verhörs ein schwereres Vergehen als dasjenige, das ihm Schuld gegeben wird, so wird blos diejenige Strafe gegen ihn erkannt, die auf das erste Vergehen steht, wegen dessen er vor Gericht ist. Das Gleiche gilt, wenn die Folter zur Entdeckung eines größern Verbrechens führt, als dasjenige, wegen dessen inquirirt wird. Gibt ein Dieb das Gestohlene zurück oder ersezt er den Werth desselben, erstattet ein öffentlicher Beamter den Betrag der Bußen, die er etwa betrügerischerweise einem Untergebenen auferlegt hat, so werden sie gewöhnlich nicht gerichtlich verfolgt.

Vorzüglich interessant für Europäer und namentlich für Handelsleute ist der Abschnitt, der von den Vergehen handelt, welcher sich Fremde schuldig machen. Der Uebersetzer sagt in dieser Beziehung: „Die Gesetze und Verordnungen hinsichtlich der Fremden sind nie anders als mit der größten Schonung in Vollzug gebracht worden. Ueberdieß bestehen gesetzliche Beschränkungen, die es einem Fremden sehr schwer machen, die Gesetze ohne den Beistand eines Eingebornen zu verletzen, und dann fällt natürlich ihre ganze Strenge auf den leztern."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Folgen der Theaterfreiheit.

Aeußerst interessant sind die Pariser Schauspiele, seitdem kein Censor mehr dem Dichterfluge Einhalt thun und mit seiner unerbittlichen Scheere sie zwingen darf, hübsch an der Erde zu bleiben. Gleich den Kindern, die man lange in einem Zimmer eingesperrt hielt, und die sich, sobald ihnen Thür und Fenster geöffnet werden, mit Entzücken in den naheliegenden Garten stürzen, hier ihre Kräfte versuchen und ihr Müthchen kühlen, auf Kosten mancher zarten Pflänzchen, die unter der Obhut eines Wächters und tüchtiger Riegel emporgeschossen waren, scheinen die Pariser Dichter ein unermeßliches Gebiet zu durchwühlen, das man ihnen überlassen hat, und alles in ihren Bereich zu ziehen, Geschichte und Politik, Wahrheit und Lüge, Lebende und Todte; Niemand bleibt von ihnen verschont, und Jemand, der bei seinem Ofen ganz ruhig sein Frühstück verzehrt, ist keineswegs gewiß, daß er nicht am Abend auf der Bühne wird dargestellt werden. Zwar klagen die Theaterdirektoren jämmerlich, daß die Leute jezt allzu sehr ihre Aufmerksamkeit auf die politischen Begebenheiten heften, als daß die Schauspiele großen Reiz für sie haben könnten, und daß die Pariser Helden des Julimonates, die Belgier und die Polen sie weit lebhafter interessiren, als die Theaterhelden; und in der That scheinen die Banterotte einiger Bühnenverwalter diese Klagen zu bestätigen; dazu kommt noch, daß sie von der Armenverwaltung, welche bekanntlich eine Steuer zum Besten der Armen von jeder Einnahme erhebt, stark geplagt werden, worüber sie sich auch schon in Zeitschriften und Suppliken beschwert haben. Einen Ersaz aber finden sie in der Theaterfreiheit, die eine der wichtigen Eroberungen ist, welche das Pariser Volk im Juli, freilich mit Aufopferung kostbaren Blutes, gemacht hat, und die nun den Dichtern eine neue Bahn eröffnet. Freilich haben sie darin bis jezt nicht viele Lorbeern gepflückt; allein es ist auch die Frage, ob die Dramatik, die nun schon seit länger als einem Jahrhundert in Paris unaufhörlich ausgebeutet wird, und besonders seit Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts von einer Legion Dichter, noch große, neue Ausbeute liefern kann. Kaum läßt sich eine Situation, eine Handlung denken, die nicht schon einmal auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer vorübergegangen wäre, und manche Situationen, manche Handlungen sind wohl hundertmal unter allerlei Namen dagewesen und alte Bekannte des Publikums geworden. Demungeachtet bieten die Pariser Theater seit der Zerstörung der alten Regierung den Reiz der Neuheit dar. Und wie sollte es einem nicht pikant vorkommen, Leute, die man vor einigen Jahren noch in der Welt öffentlich hat handeln sehen, die sogar neben uns im Theater sizen, auf der Bühne dargestellt zu erblicken; noch dazu in den wichtigsten Situationen, welche anderswo kaum in den Zeitungen erwähnt, geschweige denn vor dem Publikum aufgeführt werden dürfen! Man braucht kaum noch Memoires secrets zu lesen; sie werden stückweise jeden Abend mit schöner Beleuchtung, ja sogar mit trefflicher Musik dargestellt. Der Napoleone wandeln so viele auf den Bühnen umher, daß man fast Mühe hat, einem derselben auszuweichen, wenn man die Theater besuchen will; und seit einiger Zeit wird sogar seine und Josephinens Ehescheidung als Operette gegeben. Zwischen den Napoleons spuken Jesuiten und Scheinheilige umher; Robespierre ist schon in einem grausenden Melodrama da, wobei einem die Haare zu Berge stehen; Marschall Ney und die Ermordung Marschall Brünes werden angekündigt; sogar der kaum verstorbene Benjamin Constant ist schon in ein Tableau-Vaudeville gebracht, worin seine Verherrlichung in den elysischen Gefilden dargestellt wird. Der „Sohn des Mannes" wird schon lange gegeben. Aus dem Gouverneur des „Sohns des Mannes" hat man einen Dummkopf gemacht, den ein junger Franzose überlistet, und erst durch diesen Franzosen erfährt der junge Prinz das Geheimniß seiner Geburt. Geschichtliches muß man in diesem Stücke nicht erwarten; es soll blos dazu dienen, herrschende Gesinnungen auszusprechen und auf gleichzeitige Begebenheiten anzuspielen. Einen großen Aufwand hat, wie ich bereits in einem vorigen Schreiben gemeldet, der Cirque olympique gemacht, um die Hauptepochen in Napoleons Leben anschaulich und prachtvoll darzustellen; man schlägt diesen Aufwand auf 60.000 Fr. an; einige behaupten sogar, man habe 100.000 Fr. dafür ausgegeben, und in der That, wenn man alle die prächtigen Kostüme sieht, welche in den 18 (nicht 14, wie ich früher meldete) Gemälden vorkommen, besonders in dem glänzenden Krönungsgemälde, so ist man geneigt, wirklich leztere Summe anzunehmen; aber nicht alles, was glänzt, ist Gold, und auf dem Theater kann man für 60.000 Fr. schon eine Menge Flitterwerks anschaffen, das Abends eine herrliche Wirkung thut. Das Odeontheater hat nun auch eine Reihe von historischen oder historisch seyn sollenden Gemälden (vom Dichter Dumas) mit großen Kosten vorbereitet, und rüstet sich, dieselben darzustellen, wiewohl die Napoleons jezt anfangen, den Reiz der Neuheit zu verlieren, und mancher nach Neuheit lüsterne Pariser bald ausrufen wird: qui nous délivrera des Napoléons? wie der Dichter Berchoux in seinem Unwillen über das beständige Hinweisen auf das klassische Alterthum ausrief: qui nous délivrera des Grecs et des Romains? zumal da die vielen Schauspiele oder Schaustücke dieser Art, die man jezt den Parisern vorführt, weit mehr für das Auge, als für den Geist berechnet sind, und dem Dekorateur mehr Ehre machen, als dem Dichter. Natürlich konnten die Vaudevilledichter nicht unterlassen, sich über den mit den Theater-Napoleons getriebenen Unfug lustig zu machen; sie haben daher auch nicht ermangelt, in den sogenannten Revuestücken, die sie am Ende des Jahres als wizige Uebersicht über die wichtigsten Tagesbegebenheiten zu geben pflegen, auch diese von den Theaterdichtern zugestuzten Napoleons unter den Modethorheiten aufzuführen. Solcher Revuestücke hat man zwei gegeben; das eine auf der Vaudevillebühne, dem eigentlichen Vaterlande dieser wizigen Heerschau, und das zweite am Variétéstheater. Das erste heißt Cagotisme et liberté (Frömmelei und Freiheit, oder die beiden Hälften des Jahres 1830, in Frankreich, versteht sich). Auch das Stück ist in zwei Hälften getheilt, ganz zweckmäßig nach den beiden Halbjahren, die in der That von einander abweichen, wie Tag und Nacht. In der Vorderhälfte des Jahres 1830 ist Scheinheiligkeit an der Tagesordnung; die Machthaber falten andächtig die Hände, indeß sie Fesseln für ihre Nebenmenschen zubereiten, und rufen den Namen Gottes an, um die von ihnen heilig beschworne Verfassung untergraben zu können. In ihrer Jugend sind sie Taugenichtse gewesen; aber in ihrem Alter lassen sie sich von ihren Beichtvätern lenken, und zufolge der Staatsmaxime der Jesuiten werden sie despotisch ad majorem Dei gloriam. Das Volk aber wird dieses schändlichen Unfugs müde, ergreift eines Tages die Waffen, vertreibt diese frömmelnden Sünder, und nun bekommt die Freiheit ihre Rechte wieder.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Februar 1831.

Im Carneval der Geschichte trägt jedes Jahrhundert seine Charaktermaske.

Mercier.

Das französische Kostüm in den lezten drei Jahrhunderten.

Eine historische Skizze.

Erster Artikel.

Auf dem weiten Gebiete der Geschichte ist das Kostüm im weitesten Sinne nicht nur ein interessantes, sondern auch ein nicht unwichtiges Feld. Zum Kostüm gehören aber nicht allein Kleidung und Schmuck, sondern auch Waffen, Hausgeräthe, architektonische Verzierungen, kurz Alles, was einen Zeitraum materiell charakterisiren hilft. Erst mit der Kenntniß der mannigfachen Veränderungen, die mit diesen Dingen vorgegangen, schließt sich das Bild eines Volks und seiner Geschichte vollkommen ab, und der Zustand, in dem sich dieses Alles zu einer Zeit befand, gibt dem Jahrhundert eben seine charakteristische Physiognomie, drückt ihm den eigenthümlichen Stempel auf. Wie die Lebensbeschreibung eines wichtigen Mannes gewissermaaßen unvollständig ist, wenn man sein Porträt dabei vermißt, so verliert jede Geschichte bedeutend an dramatischem Reiz, wenn uns nicht der Historiker gleichsam ein Normalkonterfei der Menschen einer gewissen Zeit hinmalt, mittelst dessen wir sie sehen, wie sie liebten und lebten. Natürlich aber geht in der Geschichtschreibung der Geist dem Körper und seinen Hüllen voran, und der große Geschichtschreiber ist ein Lekain oder Garrik, der als Achill, Orosmane oder Hamlet, troz Perrücke, rothen Absätzen und französischem Kleide, begeistert und hinreißt, während es auch nicht an Historikern fehlt, die den Deklamirhelden gewisser Bühnen gleichen, zu deren historischem Kostüm Folianten, Münzen und Gräber zu Rathe gezogen worden sind.

Wahr bleibt es aber, der Kenner und Freund der Geschichte erkennt oft schneller und untrüglicher, als aus geschriebenen Quellen, am Kostüm einer Zeit, ob das Volk in Wohlstand, ob es im Elend lebte; erkennt daran die Quellen und den Fortgang seines Handels, seinen herrschenden Geschmack, die Stufe der Civilisation, die es erstiegen. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man auch nicht selten inne, daß Veränderungen der Mode mit politischen und moralischen Phasen in der Geschichte eines Volkes in näherer Beziehung stehen, als man auf den ersten Blick glaubt. Begreiflich ist hier nicht von jenen Launen die Rede, von jenem ephemeren Wechsel in Schnitt und Farbe, der eiteln Ausgeburt des Hochmuths und der Langeweile, sondern von den wahren Revolutionen im Kostüm, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, oft sogar von einer Regierung zur andern, eine Nation im Aeußern völlig umgestalten, wo es oft ist, als ob aus einem Volk von Mönchen oder Kaufleuten, ein Volk von Höflingen oder Kriegern geworden wäre. Von diesem Standtpunkte aus betrachtet, erscheint die Geschichte des Kostüms, im weitesten Sinne, wirklich als ein Spiegel des Volksgeistes, und in ihm sehen wir, wenn auch oft in verschwimmenden Umrissen, die Wirkungen von Regierungswechseln und Bündnissen mit dem Ausland, von

politischen und religiösen Stürmen, den Einfluß des Regenten und seines Hofes, je nachdem er den Krieg oder den Frieden, Sparsamkeit oder Verschwendung liebte, wollüstig oder bigott war, an uns vorüberziehen.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, diesen Gegenstand hier zu erschöpfen; wir gehen zunächst auf eine kurze Uebersicht des neuern französischen Kostüms aus, das ja so ziemlich der Vater des unsrigen ist, und in neuerer Zeit mit demselben fast zusammenfällt. Wenn wir später einmal ausführen, wodurch sich deutsche Tracht, Art und Weise als eigenthümlich erwiesen haben, bevor vom Tweed bis an den Vesuv und von der Newa bis an die Pyrenäen alle Welt den runden Hut und Frack trug, so werden uns die Franzosen den Weg geebnet haben; denn sie holten ihre Moden aus derselben Quelle wie wir, bevor sie modisch selbstständig geworden waren und ihre Musterkarte die Welt eroberte.

Weiter zurück, als in das fünfzehnte Jahrhundert, greifen wir nicht, und hier begegnen uns an der Schwelle der neuen Zeit, unter Ludwigs XII. Regierung, in der Tracht des Volks die lezten Reste jenes alten Geschmacks, jener naiven Einfalt, die bald für immer verschwinden sollten. Wirklich war auch im Kostüm wie in den Sitten, in der Literatur wie in der Kunst, Ludwigs XII. Regierung eine Uebergangsperiode. Einerseits stand der sogenannte gothische Baustyl im Begriffe, von jenem glänzenden, vorübergehenden Style verdrängt zu werden, den man noch jezt in Frankreich, weil er sich wirklich schwer charakterisiren läßt, den Styl der Renaissance (der Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften) nennt; andernseits bereitete sich durch den Einfluß, den die Kriege in Italien auf die Sitten ausübten, eine wirkliche Umwandlung des Nationalcharakters vor. Seltsamer Weise zogen um diese Zeit die wiedererwachende Kunde vom Alterthum und ein bis dahin unbekanntes, schreckliches Uebel aus demselben Lande, aus Neapel, mit denselben Menschen in Frankreich ein. Die Gährung, der Kampf in allen Zweigen der Kultur, der jene Zeit bezeichnet, spiegelt sich nun auch in ihrem Kostüme ab. Die lange Kleidung, die seit undenklicher Zeit das Zeichen des freien, wohlhabenden Mannes war, wird von nun an kürzer und kürzer. Auch die übrige Tracht erleidet mannigfache Veränderungen, wozu die Muster sämmtlich aus Italien kamen, und zu den charakteristischsten gehört, daß nun die breiten Schuhe, à la guimbarde, die langen Schnabelschuhe verdrängen, die seit mehreren Jahrhunderten Nationaltracht gewesen waren.

Hat die Tracht des oben bezeichneten Zeitraums, troz der bereits einreißenden Sucht nach Neuerung, immer noch etwas von des guten Ludwigs XII. und seiner anspruchslosen Ehehälfte Einfachheit und Bürgerlichkeit, so verrathen unter der folgenden Regierung die schlanken, graziösen Formen der Tracht und der ganze ritterliche Zuschnitt den Einfluß von Franz I. Galanterie und abentheuerlichem Charakter. Männer und Frauen jener Zeit, mit ihrer theatralischen Tracht, ihren ausschweifenden Begriffen von Galanterie und Ritterlichkeit, kommen einem fast nicht wie Wesen dieser Welt, sondern wie Ideale aus jenen langen spanischen Romanen vor, in die man damals so verliebt war, und in denen man sich Musterbilder suchte. Der Luxus war zwar bisher durchaus nichts Neues gewesen, denn schon längst hatte man ihn oft und viel, aber immer vergeblich, durch Gesetze zu beschränken gesucht; jezt aber, da er vom Regenten aufgemuntert, von einem glänzenden Hofe das Beispiel dazu gegeben wurde, was man bis jezt fast noch nie zusammen erlebt hatte, stieg er ins Grenzenlose und verbreitete sich tief in die Provinzen. Die Diamanten, die seit Agnes Sorel, welche der Sage nach zuerst welche trug, so ziemlich außer Gebrauch gekommen waren, stiegen unter dieser Regierung ums Doppelte im Werthe; und jezt macht sich auch der Einfluß, den der wegen des ewigen Streits um Mailand mit dem deutschen Reich und Spanien, wegen der Kämpfe mit Karl V., immer stärker werdende Verkehr mit Italien äußerte, in einer Menge Modifikationen der Tracht bemerkbar, die man von den Fremden entlehnte. So kam z. B. die Mode, die Haare in Locken zu kräuseln, mit Eleonore von Oesterreich nach Frankreich, und während Venedig seine Gold- und Silberstoffe, die Lombardei ihre ächten oder falschen Steine, Genua seinen Sammt und Mailand seine Stickereien einführte, kam aus Flandern und Deutschland die seltsame gezackte und geschlizte Tracht, der ursprünglich der Gedanke zu Grunde lag, die feine Wäsche sehen zu lassen, daher auch Anfangs blos das Wamms geschlizt wurde, wogegen man später mit Uebertreibung an sämmtlichen Kleidungsstücken, ja sogar an den Schuhen, Schlitze anbrachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Ehe ich aus dem Roussillon trete, muß ich noch einiges im Allgemeinen über die Sitten der Landesbewohner sagen. Nach den Einzelnen, die ich in Paris gesehen, stellte ich sie mir groß, mager, mit wilden Gesichtszügen und rauher Stimme vor. So sind sie aber im Ganzen nicht, sondern mittelgroß, ovalen, braunen Gesichts, mit schwarzen Augen und großen, langen Nasen. Ihre Stimme ist nicht so rauh, als bei den Provencalen und den Einwohnern von Languedoc. Diese Bemerkungen gelten nur vom Volk. In den höhern Ständen vermischt sich Alles, und bei ihnen ist es schwer, den Süden vom Norden zu

unterscheiden. Nur die Seeleute am Ufer haben in ihrem Benehmen und in ihrer Stimme das Rauhe, das allen Küstenbewohnern eigen ist. Im Innern des Landes hingegen sind sie manchmal freundlich und zuvorkommend. Ihre Sitten und Gebräuche haben etwas Liebenswürdiges und Malerisches, wodurch sie an den glücklichen Süden erinnern. Ihre Tänze sind weit anmuthiger und lachender als die ewigen, einförmigen Ronden an den Garonne-Ufern, oder als die unbehülflichen, schwerfälligen Sprünge am Allier. Dieß habe ich recht in Arles gesehen; dort war Musik und Tanz auf dem Markt. Ein Hautbois, ein Dudelsack, eine kleine Trommel und eine kleine Pfeife machten zusammen eine gar lustige und ziemlich richtige Musik. Jeder Tänzer nimmt seine Tänzerin unter den Arm; sie gehen in der Runde herum und trennen sich dann; wie im Fandango, weicht die Tänzerin vor dem Tänzer zurück, und dieser folgt ihr mit erhobenen, ausgestreckten Armen und schnalzenden Fingern, dann kömmt die Tänzerin und macht dieselben Bewegungen, und der Tänzer weicht zurück. Lachende Gesichtszüge und fröhliche Bewegungen drücken den Gang der Liebe und ihr Necken aus. Erst erklärt der Mann der Frau seine Liebe, sie sagt zwar nicht nein, zieht sich aber doch aus Schaam und Koketterie zurück und widersteht seinen Bitten. Der Mann, hingezogen und bauend auf den ersten liebenden Blick, auch überzeugt, daß alles Weigern nur Verstellung sey, verfolgt seine Tänzerin lachend und selbstvertrauend. Es kommt auch bald zum Einverständniß. Hierauf bilden sechs, acht oder zehn eine Runde um sie und walzen einige Augenblicke herum. Die Männer treten nun zusammen, gehen gegen die Frauen an, nehmen sie unter dem Arm, und in einem Augenblick schwingen sie sie nach der Musik hoch in die Höhe. Manchmal hebt auch ein Tänzer seine Tänzerin allein in die Höhe und hält sie so eine Zeitlang schwebend. Die stärksten drehen sie so wie einen Kreisel in ihren Armen herum und setzen sie dann auf ihre Schultern, was gar artig und galant aussieht. Ein andersmal, dies sieht aber nicht galant aus, macht der Tänzer einen gewältigen Sprung, schwingt sein rechtes Bein über den Kopf der Tänzerin weg und kommt schwebend auf seinen linken Fuß zu stehen. Die Leute müssen in diesem salto mortale sehr geübt seyn, denn die Frauen zeigen dabei gar keine Unruhe und zucken nicht einmal mit den Augenwimpern. Einen ähnlichen Tanz sahen wir in Corsari am Fest der Bergleute. Diese schwarzen, rauchigen Schachtbewohner waren ganz ausgelassen bei der ihnen seltenen Tanzmusik am hellen, heitern Tag. Hier zu Lande wird die Lüsternheit — der Hauptcharakter und Ausdruck der spanischen Tänze — etwas durch die getäuschvolle Lustigkeit gemäßigt, welche alle französischen Nationaltänze auszeichnet. So zeigt Alles bei den Roussillon-Einwohnern die Mischung spanischer mit französischer Art: Sprache, Gesichtszüge, Kleidung, Sitten und Gebräuche.

Interessant ist der Uebergang aus dem französischen Roussillon in die spanische Cerdagne. Dies zeigt sich schon in Puycerda, der Hauptstadt des Ländchens. Man kann eben die Reinlichkeit in dem südlichen Frankreich nicht loben, in der Cerdagne aber ist es noch viel ärger. Der Schmutz sticht gar sonderbar mit den al fresco angemalten Häusern ab. Dieß mag in Italien, in Spanien oder sonst in mildem Klima wohl angehen, hier aber in den Regen und Nebeln des Gebirgs ist es eine fast lächerliche Nachahmung. Aecht spanisch sind hingegen die großen schwarzen Augen, desgleichen die schwarzen Haare und der dunkle Bart der Männer. Ihr Gesichtsausdruck ist Härte und Theilnahmlosigkeit, in die sich schon merklich der spanische Dünkel mischt. Ihre Kleider, Westen und Beinkleider sind aus schwarzem oder dunkelbraunem Baumwollensammt, was ihnen ein düsteres Aussehen gibt; darüber werfen sie in malerischen Falten ihre Mäntel. Sieht man sie so stillschweigend, wichtigen Schritts und düsterbrennenden Auges daher schreiten, so sollte man glauben, es seyen Schatten, die nichts Menschliches fühlen. Dieselben Gesichter in großen und schönen Linien, jedoch weniger düster und moros, finden sich bei dem weiblichen Geschlecht und stehen ihm gar wohl an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar,

Die Zukunft. Runde des großen Kurfürsten.

Ein Nordlicht hat das Jahr angefangen. Welche Irrungen oder welche Lichtstrahlen lassen sich von einem solchen Jahre erwarten? Müssen denn die Meteore nur immer Krieg, Zerstörung, Revolutionen auf blutigem Wege in unserer realen Welt bedeuten? Gingen der Kirchenreformation keine Feuerzeichen voraus? Läßt sich nicht eine ersprießliche, segensreiche, geistige Revolution denken? Möchte wenigstens das Blut, das geflossen ist und noch fließen wird, dahin wirken; und es wird! Uebrigens hat ein hiesiger astronomischer Wetterbeobachter eine Berechnung aller Nordlichter, seit Erschaffung der Welt beinahe, bekannt gemacht, nach welcher diese feurigen Himmelszeichen am allersparsamsten in die Zeiträume fallen, welche blutigen Kriegen vorangingen. Aber beweise daraus Jemand etwas den Gläubigen. In Köln z. B. wissen sie aus einem alten Buche voraus, daß in diesem Jahre daselbst eine Völkerschlacht zwischen den Deutschen und Franzosen geliefert werden wird, in Folge deren das deutsche Heer so zusammenschmelzen soll, daß es der Schatten einer Eiche bedecken wird. Der gemeine Mann schwört darauf. Was sie bei uns glauben oder nicht glauben, weiß ich nicht. Ein angesehener Papierhändler, dessen Scharfblick und Voraussicht gerühmt wird, antwortet, wenn ein Freund über Ankauf oder Verkauf sich Raths erholen w[illegible] „Fragen Sie Ihre Köchin." Auf dem flachen Lande, in der [illegible]rovinz sieht es kriegerisch aus, die Regimenter wechseln und [illegible]ven, die Landwehren sind zum Theil aufgeboten, viele friedliche Familienverhältnisse zerrissen.

industrielle Gewerbsunternehmungen stocken; aber bei uns in Berlin sieht es darum nicht anders aus als sonst. Man glaubt nicht an Krieg und fragt sich nur, ob man ein Karneval haben wird? Auch die Geisterwelt läßt uns diesmal im Ungewissen schweben. Friedrich Förster hat zwar eine fünfte Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht ergehen lassen, sie handelt aber weit weniger, als man erwarten durfte, von den großen Angelegenheiten in der Scheidestunde des verhängnißvollen Jahres, und beschreibt dafür auf nicht unanmuthige Weise die Schätze unsers Kunstkabinets, welches Friedrich Wilhelm der Große zuerst angelegt hat. Doch hat das Gedicht auch praktischere Stellen, von denen ich Ihnen eine hier abschreibe. Friedrich II., der daselbst in einem Wachsbilde von Schadows Hand sizt, gekleidet in die wirklichen Reliquien des großen Mannes, spricht zu seinem Ahnherrn, dem Kurfürsten:

„Und findest Du noch Obscuranten,
Die mich und meine Zeit verkannten,
Mit frommen Eifer dagegen sprachen,
Als ich ließ ein neues Gesangbuch machen,
Die mich verkezert schon auf Erden,
Weil ich dem Bauer sein Recht ließ werden,
Sag' ihnen, was sie auch mäkeln und munkeln,
Meinen Stern, den werden sie nicht verdunkeln,
Und kommt die Zeit der Gefahr heran,
Sag' ihnen, was wir gewagt und gethan,
Wie wir bei großer Bewegung der Welt
Uns an die Spitze selbst gestellt.
Wenn aber von jeder Pest und Noth,
Die Volk und Fürsten je bedroht,
Umwälzung und Revolutionen,
Mit Blut befleckte Königskronen,
Das größte Unheil gewesen ist,
Erinnre mein Volk zu dieser Frist,
Wer einst das Vaterland bewahrt
Vor einer Krankheit so böser Art.
Denn daß ihr verschonet bliebt allhier,
Dankt es dem Doktor Luther und mir!
Was er einst für die Kirche that,
That ich für Wissenschaft und Staat.
Nicht baut' ich chinesische Mauern vor,
Schloß an der Grenze nicht Thür und Thor;
Da hilft kein Korden, den man gezogen,
Der Morbus kommt durch die Luft geflogen.
Drum sann' ich ein anderes Mittel aus,
Ich nahm das Gift wie ein Arzt in's Haus,
Ich impft' es mir und dem Volke ein.
So sollten wir Alle gerettet seyn;
Da wurde das Gift zu gesundem Blut,
Und wie auch die Krankheit mit Sturmes Wuth
Durch alle Länder fährt und bläst,
Uns ficht's nicht an, probatum est!

Nur meint man, des großen Friedrichs Worte in Ehren, daß unser Staatskörper es vollkommen gut vertrüge, wenn wieder eine etwas stärkere Dosis von dem Gifte ihm neu eingeimpft würde, da die alte Impfung schon zu sehr vertrocknet und verflüchtigt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Dramatische Revuen. Mathieu Laensbergs Kalender.

Die Dichter des Vaudeville haben natürlich kein geschichtliches Stück liefern können, noch wollen; sie haben nur einige Personen ausgedacht, die sich in den beiden ganz verschiedenen Jahreshälften auf eine komische Art betragen, und scheinen damit auf wirkliche Personen anzuspielen. Da ist ein von den Ministern (den Polignacschen) begünstigter Zeitungsschreiber, der wie ein Minister in nuce Audienzen ertheilt, und als ein mächtiger Patron den Leuten seinen Schuz, das heißt sein Lob oder sein Stillschweigen verspricht. Zu diesem Porträt können mehrere Journalisten aus der ersten Hälfte des Jahres gesessen haben, denn es gab damals mehrere dergleichen mächtige Zeitungspatrone, um deren Gunst kriechende Leute buhlten, wie um die eines mächtigen Staatsmanns. Hr. Aureole in dem Vaudeville heirathet eine andächtig gewordene Operntänzerin. Dann ist noch ein anderer Schriftsteller in diesem Stücke, Namens Plumeville, welcher stets bereit steht, die herrschende Macht zu vergöttern, sie sey eine „von Gottes Gnaden," wie die Ultras sagen, oder durch Volkswahl, nach dem Sinne der Liberalen, eingesezt. Zuvor sang Hr. Plumeville vive Henri IV.; jezt trillert er den Marseiller Marsch: allons enfans de la patrie. Ferner erscheint in dem Vaudeville der alte Sterndeuter Mathias Laensberg, dem noch immer der Lütticher Kalender zugeschrieben wird, obgleich er schon seit anderthalb Jahrhunderten todt ist. Dieser Mann, der in Frankreich einen außerordentlichen Ruf hat, weil der in seinem Namen herausgegebene Kalender der eigentliche Volkskalender ist, wird oft in den Theaterrevues am Ende des Jahres gebraucht. Im Jahre 1830 hatte sein abgeschmackter Kalender noch eine besondere Wichtigkeit erhalten. Das Polignacsche Ministerium, das sich, wie alle Leute von beschränktem und befangenem Verstande, zu kleinlichen Maßregeln herabließ, hatte die Einfuhr des Lütticher Almanachs in Frankreich verhindert, weil darin, wie es scheint, das Ende des Unfugs der sogenannten heil. Kongregation in freilich etwas dunkeln Ausdrücken prophezeit wurde. Vermuthlich hatte ein heller Kopf eingesehen, daß das Unwesen nicht lange mehr Stich halten könne und dem Volke die Geduld vergehen müsse. Man kann leicht denken, daß der Lütticher Prophet durch die Erfüllung seiner Wahrsagung viel gewonnen hat, und wahrscheinlich werden in diesem Jahre einige hundert Exemplare mehr von seinem Almanache abgesezt, als zuvor. Uebrigens gibt es Nachdrücke und Verfälschungen dieses Kalenders in Frankreich, und den Liebhabern desselben fällt es zuweilen schwer, den ächten herauszufinden, der allein Werth in ihren Augen hat. Vor mehreren Jahren hatte ein Schriftsteller in Paris den Einfall, einen wizigen Mathieu Laensberg herauszugeben; allein das Volk hielt sich an den dummen, das heißt an den ächten; der wizige mußte eingehen und der Ibschwapierne, der aber auch nur 2 Sous kostet, erhielt sich in der öffentlichen Achtung. Nun hat freilich eine wohlthätige Gesellschaft in Paris Preise für Abfassung gemeinnüziger Kalender ausgesezt und auch schon einige zweckmäßig abgefaßte Kalender gekrönt; allein ich möchte wetten, daß diese dem Volke kaum bekannt sind, und daß man bei den Kalenderkrämern wenigstens 200 Mathieu Laensbergs gegen einen gekrönten Kalender bestellt. In dem Vaudeville spielt der alte Mathieu Laensberg nicht allein die Rolle eines Sterndeuters, sondern auch die eines Zauberers; er macht sich anheischig, zwei „Königinnen der Welt," die beide im Jahr 1830 geboren seyen, erscheinen zu lassen, nämlich die politische Freiheit und die Theaterfreiheit. Diese beiden erscheinen, und leztere hat schon zwei Mißgeburten hervorgebracht, nämlich Napoleon Bonaparte und Robespierre, die beide als Zwerge dargestellt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Februar 1831.

Spanier sind sie, stolzen Herzens.

Müllner.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Haare der Weiber in der spanischen Cerdagne hängen in einem langen, schwarzen Netz mit Bändern; in einem großen Knoten ist dasselbe auf dem Kopf festgemacht, und darüber ein weißes Tuch, das hinten über das Netz herabhängt. Manchmal sind diese Tücher von karmoisinrother Seide, was sich über den schwarzen Haaren, den schwarzen Augen und den dunkeln Braunen gar gut ausnimmt. Ich dachte an die Flammen der Maurisch-Castilischen Galanterie, und da sah ich auch gleich süße Gedanken in den halbgeöffneten, durch lange, seidene Wimpern fast verdeckten Gluthaugen. Manchmal hörte ich Mädchen in der Ferne singen; mir war's, als liege schon in der Luft und in ihren Tönen südliche Lüsternheit.

In Spanien muß man in die Kirche gehen, um die Leute recht beobachten zu können, denn die religiösen Ceremonien machen bei den Einwohnern einen großen Theil ihres Lebens aus; sie sind Gott unterworfen, aber mehr aus Furcht vor Kerker und Scheiterhaufen, als aus Sehnsucht nach dem Paradies. Die Männer sitzen auf Seitenbänken, die Frauen aber knieen in der Mitte der Kirche. Diese Trennung der Geschlechter, die man in allen spanischen Kirchen findet, ist sehr zweckmäßig; an ihr ist jedoch mehr der hitzige und eifersüchtige Nationalcharakter der Spanier, denn religiöser Sinn schuld. In Italien hängen die Leute nicht weniger an kirchlichen Ceremonien; da sie aber froher und leichter sind, so haben sie dieses Schisma in der Kirche nicht angenommen. In Italien gleichen die Kirchen Ballsälen und Liebestempeln; tausend verstandene gegenseitige Zeichen, flüchtige Berührung mit den Händen, kurze, leise Worte, verstohlene Blicke u. s. w. beginnen oder begünstigen das irdische Wollen und Wünschen. In der Kirche von Puycerda bemerkte ich von alle dem nichts. Zur feierlichen Orgel sangen tiefe Stimmen ernste Weisen. Die Meßceremonien sind viel zahlreicher als in andern katholischen Ländern; wenige und schlechte Gemälde, aber eine Menge hölzerne, angemalte und vergoldete Statuen. Die Kirche selbst ist düster; schwaches Licht fällt von oben ein, und nur wenn die Thür aufgeht, wird es heller und es dringt mit dem Tageslicht etwas frische Luft herein; denn die innere wird nicht, wie in Italien, durch Weihrauchduft gebessert, sondern ist erstickend, faulig und ungesund durch die Menge der hier zusammengedrängten Menschen, und durch die vielen Gräber in der Kirche. Die verlängerten und vermehrten Kirchenceremonien zeugen von der priesterlichen Macht. Mönche von allen Farben und Kutten, die in so vieler Beziehung Einfluß auf das Volk haben und es geistig und leiblich gestalten; die Abspannung, der düstere Ernst und der Müssiggang der Männer auf dem Markt und in den Straßen; das Unheimliche, das die weiten, faltigen Mäntel haben; der Schmutz der Gassen und der Häuser, der glühende Blick der Weiber, selbst in der Kirche, die Kleinlichkeiten beim Gebet, alles, mit meinen historischen Erin-

nerungen zusammen genommen, beweist mir, daß ich bereits in Spanien bin, wiewohl ich mich noch auf französischem Grund und Boden befinde. Es war gewiß ein großer Mißgriff, die Cerdagne von Spanien loszureißen. Die Segre und alle Ströme und Bäche fließen von hier nicht nach Frankreich, sondern den südlichen Pyrenäenabhang hinunter in den Ebro. Es ist eine ganz falsche Grenzlinie, die eine Menge Uebelstände zur Folge hat, zuerst die Unzufriedenheit der Einwohner, die ungern einem Lande angehören, wo man nicht ihre Sprache redet, woraus zum Theil die häufigen Einfälle der mit Spaniern vereinigten Einwohner in die ächt französischen Grenzdistrikte erklärt werden müssen, die voriges Jahr statthatten. Der Kontrebande ist überdieß Thor und Thür dadurch geöffnet, und es ist bekannt, wie nachtheilig diese auf die Sitten beider Theile wirkt.

Die Cerdagner sind fast alle Schmuggler oder Hehler. Dieß ist besonders in dem Carolthal der Fall, das von Karl dem Großen seinen Namen hat; unser Führer war daraus gebürtig und erzählte uns viel von dem Schleichhandel der Cerdagner. Es ist, als wenn dabei das Fatum sein Spiel hätte, denn Niemand hält sich davon frei, selbst der Maire und der Herr Pfarrer nicht. Unser Führer schien einer der muthigsten und unternehmendsten Schmuggler; sein dicker und schwarzer Bart, sein offenes Gesicht, sein stolzer Blick, seine freie, kecke Sprache, sein nerviger, stählerner Körperbau bildeten ein Ganzes, in dem wohl eine kühne, sich an Gefahren erfreuende Seele wohnt. So war es auch. Sein Element waren ewige Kämpfe und Scharmützel mit den gut bewaffneten Douanenposten zwischen Felsen, Abgründen, Schneewehen in nächtlichem Dunkel und Winterstürmen. Auch hatte er schon mehrere Wunden bekommen, achtete sie aber nicht und trozte nur um so muthiger den Gefahren seines Gewerbs. Sein starker Körper hatte immer der Kälte und den Stürmen dieser Eisregion widerstanden, nur einmal erfror er zwei Fußzehen, und da er sie nicht heilen konnte, und auch sonst ohne Menschenhülfe war, so schnitt er sie sich selbst ab. Nichts war angenehmer, als ihm bei der Erzählung seiner Abentheuer zuzuhören, die er gern und ohne Schwulst erzählte. Bei einer Unternehmung waren ihrer sechszehn; sie wurden in dem Thal Aude bei Querigut von vierzig Douaniers und Nationalgarden überrascht. Man begann zu schießen, mehrere von ihnen wurden verwundet, sie schoßen aber besser als ihre Gegner, denn sie tödteten drei, machten sechs Gefangene, gaben jedem ein Louis'dor, empfahlen ihnen Stillschweigen, unter der Drohung, daß sie ein anderes Mal erschossen würden, wenn sie ein Wort sagten; dann ließen sie sie frei, und Herrn des Schlachtfelds, nahmen sie ihre schweren Waarenbündel wieder auf und schlugen den Weg nach Quillan ein. Wie mögen Zöllner solchen Leuten widerstehen und ihnen gegenüber aushalten? Dem Manne zu Folge waren alle Douaniers Spitzbuben und Räuber. Es fiel ihm nicht ein, daß sein Handwerk unrecht seyn könne. Von der Politik der Regierungen, hinsichtlich der Zölle, hatte er keinen Begriff, und es war auch nicht möglich, ihn darüber ins Klare zu bringen, so viel Urtheil und gesunden Verstand er auch sonst hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das französische Kostüm in den lezten drei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Die Kanzelredner und Satiriker jener Zeit haben gar viel mit den „auf schweizerisch, deutsch, wallonisch zerschlizten und tausendfältig gezackten Wämsern zu thun, mit den Hemdern aus Tafft, Atlas oder Goldstoff im Winter, aus feiner flandrischer Leinwand im Sommer, die überall aus den Schlitzen des Wammses hervorsehen." So wunderlich und unästhetisch diese Sitte seyn mag, und obgleich die männliche Tracht ein wenig allzu gesucht und theatralisch war, so bleibt doch das Kostüm jener Zeit eines der elegantesten in der neuern Geschichte; besonders aber war die Tracht der Frauen ein Muster von edler Einfachheit, von Grazie und Geschmack, und es kommt ihr wohl keine gleich, als höchstens die, welche in der Jugend Ludwigs XIV. getragen wurde und sehr Vieles mit ihr gemein hatte.

Ohne Zweifel haben auch die vielen berühmten, namentlich italienischen Künstler, deren Einfluß zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in alle Produkte der Kunst und Industrie einen bessern Styl brachte, wesentlichen Antheil an jener zierlichen Tracht, die wir in unserer, was die Tracht betrifft, sehr unzierlichen Zeit mit Recht bewundern. Ein und der andere Kopfputz aus jener Zeit ist so schön und glücklich erfunden, daß er nur von einem Künstler geschaffen seyn kann.

Wie es nach dem Gange der Politik und der sittlichen Entwicklung nicht anders zu erwarten war, erlitt die Tracht unter Heinrichs II. Regierung nur wenige Veränderung. Heinrich, seines Vaters Franz getreuer Nachahmer, erbte mit seinem Throne auch seine Galanterie und seinen ritterlichen Geschmack. Die einzige Neuerung von Bedeutung war die Halskrause. Diese neue Mode, die nebst den Schnürleibern, Fächern und Parfümerien mit Catharina von Medicis aus Italien gekommen war, überlebte weit die lange Herrschaft der ehrsüchtigen Königin. (Sie wurde vermählt mit Heinrich II. 1533, und starb 1589, nachdem sie vier Könige, Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III. bevormundet hatte.)

Die Halskrause, diese lästige Tracht, der zu Liebe eine Prinzessin, wenn sie in vollem Anzuge war, mit einem zwei Fuß langen Löffel essen mußte, wurde immer größer, und nicht lange, so trugen sie beide Geschlechter. Signor Vinciolo, ein Venetianer, war von der Königin eigens dazu angestellt, den Hofdamen in Verfertigung der Filetarbeit und der Kanten Unterricht zu geben, woraus jene gefalteten Kragen verfertigt wurden, und es war dieß ihr gewöhnlicher Zeitvertreib. Vorzüglich Genua und Venedig gaben diesem Luxus Nahrung, und ganz unermeßliche Summen gingen dafür fast ein Jahrhundert lang aus Frankreich, bis Heinrich IV., dem doch diese Besteurung allzu hoch dünkte, die Einfuhr italienischer Spitzen ganz verbot. Die Früchte dieses Verbots zeigten sich bald; in der Picardie, in Alençon, Argentan entstand eine Spitzenfabrik um die andere, und bald kam ihr Fabrikat dem venetianischen gleich.

Franz II. Regierung war zu kurz, als daß sich von ihrem Einflusse auf die Tracht etwas sagen ließe; auch Karl IX., dem Prachtliebe völlig fremd war und der nur in der Jagdlust lebte, eignete seine Düsterheit keineswegs zum Reformator in der Mode; aber während seiner, so wie seiner beiden Vorgänger und seines Nachfolgers Regierung war ja eigentlich Catharina von Medicis Königin, und somit herrschte fortwährend der italienische Geschmack in der Tracht unumschränkt. Aber auch abgesehen von Catharinas Einfluß, ist das Uebergewicht von italienischer Art und Weise zu damaliger Zeit leicht erklärlich. Italien spielte damals in Europa die Rolle, welche Frankreich seitdem gespielt hat und zum Theil noch spielt; es war die Schule der Artigkeit und des guten Geschmacks, der Mittelpunkt, von dem aus sich die Schätze des Gewerbfleißes, die Muster der Kunst und Literatur überall hin verbreiteten, von wo aus die Orakel der Mode erschollen; zunächst mußte sich wegen der Nachbarschaft und des vielfältigen politischen, religiösen und Handelsverkehrs diese moralische Herrschaft über Frankreich verbreiten. Der Philologe Heinrich Etienne macht der französischen Sprache bitter den Vorwurf, daß sie sich italienisire, und Brantome schildert in seiner Chronik ohne Scheu das schreckliche Sittenverderbniß in Frankreich durch moralische Ansteckung von Italien her. In der Tracht nun vollends band sich Frankreich so sklavisch an Italien, als je Deutschland an Frankreich hing und zum Theil noch hängt. Nicht nur befand sich der Alleinhandel mit Luxuswaaren, mit Bijouterie, Tressen, Spitzen und Handschuhen in den Händen der Italiener; da war kein elegantes Frauenzimmer, das nicht die Pantoffeln von Venedig bezogen und an Galatagen ein zu Mailand verfertigtes Kleid angezogen hätte, das oft 500 Thaler kostete, ohne Gold und Steine.

Hätte sich der italienische Geist, der über Franz I. Regierung so viel Glanz verbreitete, wie er damals war, in seiner Reinheit bis zu Karl IX. erhalten, so ließe sich wenn man den Patriotismus aus dem Spiel läßt, der ja nie tauber ist als in Angelegenheiten der Mode, nicht viel dagegen einwenden, daß die Franzosen fortwährend Geschmack, Luxus und Moden aus Italien holten. Dem war aber nicht so, und jener von Natur so bewegliche Geist hatte bereits mehr als einmal sich umgewandelt. So hatte namentlich, was das Kostüm betrifft, bald die reizende Einfachheit dem Schwulst, die Natur der Uebertreibung, die Grazie der Affektation Platz gemacht. In dieser Zeit kam unter den französischen Damen die Sitte auf — und auch sie war, wie immer, über die Alpen gekommen — mittelst Schnürleibern mit Fischbein, Wulsten und Bouffanten alle Formen zu verkehren und zu übertreiben. Es ist und bleibt unbegreiflich, wie eine so seltsame Verkehrung aller natürlichen Schönheitsbegriffe aufkommen konnte, wie einem die natürlichen Verhältnisse des menschlichen Baus so entfremdet werden konnten, daß eine oft wirklich monströse Fiktion anziehender wurde, als die reizende Natur; noch unbegreiflicher ist es aber, wie sich dieser Unsinn mit wenigen Unterbrechungen volle zwei Jahrhunderte und länger halten konnte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Englische literarische Notizen.

Walter Scott erhielt für seinen Roman Rob Roy 3000 Pf. Sterling; Gibbon für seine römische Geschichte in sechs Bänden 8000 Pf.; Robertson für seine Geschichte Karls V. 4500, und für seine Geschichte von Amerika 3000. Seine Reisen trugen Hakesworth 5000 Pf. ein; Miß Burney bekam 3000 Guineen für ihre Kamilla, Pope 2000 für seine Uebersetzung der Ilias. Ein englischer Buchhändler kaufte die Handschrift der Uebersetzung des verlornen Paradieses von Delille für 1200 Pf. Die Mitarbeiter am Edinburgh Review erhalten 100 Pf. Honorar für den Druckbogen. Fielding war im Begriff, seinen Tom Jones aus Noth für 20 Guineen zu verkaufen; nachher erhielt er durch Thomsons Vermittelung 2500 dafür; Fox soll für seine Geschichte der Stuarts 10,000 Pf. erhalten haben. — Addison war bekanntlich Hauptredakteur des Spectators; es wurden von diesem Journal häufig 20,000 Exemplare an einem Tage abgesezt. 1711 gab Swift eine Brochüre heraus, wovon in 2 Monaten 11,000 Exemplare verschlossen wurden. Ein Werk von Swift über Karl I. wurde siebenundvierzigmal neu aufgelegt; von Walter Scotts Jungfrau vom See wurden in nicht ganz zwei Monaten 16,000 Exemplare verschlossen. Adam Smith fand Anfangs keinen Verleger für sein Werk über den Nationalreichthum, Fox klagte darüber im Parlament, und nachher wurden 20,000 Exemplare von Einer Auflage verschlossen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Dramatische Revuen. Ursachen Noth der Theater.

Eine ähnliche Idee findet sich in dem zweiten Vaudeville, les Variétés de 1830; hier marschiren alle die Napoleons, welche auf den Pariser Theatern gedichtet worden sind, zusammen auf, von einem ganz kleinen an, der auf dem Kindertheater des Hrn. Comte gespielt wird, bis zu dem großen des Cirque olympique. Alle diese Napoleons halten die Hände auf den Rücken und schnupfen tüchtig Tabak, eine Anspielung auf die kleinlichen Umstände, die keiner von den Dichtern bei seinem Napoleon vergessen zu haben scheint. Diese Reihe von Napoleons in aufsteigender Linie nimmt sich sehr komisch aus. In dem lezten Vaudeville erscheint ebenfalls die Theaterfreiheit und entledigt die dramatischen Dichter von allem Zwange, was denn natürlich als eine der großen Wohlthaten der Revolution vom Jahr 1830 gepriesen wird. Ferner kommen in der lezten Heerschau noch der Dey von Algier, die Nationalgarde, die St. Simonisten (die nun auch eine Zeitung, le Globe, haben), die Schaar der Sollizitanten, die nach Stellen haschen, als Zeitgenossen vor. Natürlich regnet es in jedem der beiden Vaudeville's witzige Epigramme; denn diese sind die Würze der Vaudevilles. Vermuthlich würden in Ländern, wo die Theaterfreiheit noch nicht erschienen ist, von diesen Epigrammen unter der Feder der Censoren wenige stehen bleiben; in Frankreich kann man sie schon vertragen. Das Publikum belacht und beklatscht sie, und vergißt sie einige Stunden nachher, wie so manches Andere. Das Théâtre français, das nicht die Gelenkigkeit gehabt hat, sich nach den Umständen zu fügen und Stücke nach dem herrschenden Zeitgeiste zu geben, befindet sich gegenwärtig in sehr elendem Zustande, und diese Bühne, welche man als die erste Nationalbühne Frankreichs betrachtete, wird vielleicht bald geschlossen werden, wenn man nicht ihrer Zerrüttung zu Hülfe kommt. Neulich hat sie ihr Heil mit einem neuen Don Carlos versucht; um diesem bereits abgenuzten Stoff einen Anstrich von Neuheit zu geben, hatte der Dichter aus König Philipp von Spanien, dem Vater des Don Carlos, einen Wütherich gemacht, wie die Geschichte kaum einen aufzuweisen hat; dieser Popanz, womit man die Kinder hätte zu Bette jagen können, schien den vernünftigen Zuhörern so abgeschmackt, daß sie ihren Unwillen äußerten und das Stück zur Vergessenheit verdammten. Sogar die italienische Oper, die sonst ihr bestimmtes Publikum hatte und auf eine ziemlich sichere Einnahme rechnen konnte, fühlt jezt den Druck der Zeiten, oder richtiger gesagt, die Wirkung einer Revolution, die allzu hohe Interessen zur Sprache gebracht hat, als daß sich das Publikum ohne Zerstreuung zu dem Vergnügen der Schauspiele herablassen konnte, wenn diese Schauspiele ganz außer aller Verbindung mit den herrschenden Gefühlen stehen. Ein Volk wie das Pariser, welches den Anstoß zu einer der größten Revolutionen neuerer Zeiten gegeben hat, das täglich öffentliche Bezeugungen der Bewunderung wegen seines Betragens von den Städten Frankreichs, Englands und Nordamerikas, das heißt, von den drei freiesten Völkern der Erde erhält, das in allen Ländern, wo die öffentliche Meinung laut werden darf, wegen seines Muthes und seiner Gerechtigkeitsliebe gepriesen wird, muß wohl gleichgültig werden gegen solche Zeitverkürzungen, die in müßigen Augenblicken ergötzen, aber in einer so bewegten Zeit, wie die jezige ist, nur als eine entbehrliche Nebensache angesehen werden. Und wenn man noch den Umstand dazu rechnet, daß die Pariser einen ziemlich harten Wachdienst thun, so läßt sich begreifen, warum sie die Schauspiele, besonders diejenigen, die ihren aufgeregten Gefühlen nicht zusagen, weniger besuchen, als sonst.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Der künftige Justizminister. Jahn.

Während ich dies schreibe, ist man noch in großer Spannung, wer Justizminister werden wird. Den mit Tode abgegangenen Grafen Danckelmann hatten Alter und Kränklichkeit verhindert, die Erwartungen zu erfüllen, welche man von ihm gehegt hatte. Der Posten ist in diesem Augenblicke keine Sinecure. Es gilt, mit voller Kraft und Umsicht ein schönes Gebäude, das aber mit der Zeit baufällig geworden ist, nicht zu stützen, sondern bedeutend zu repariren, und es müssen sogar Grundmauern neu aufgeführt werden. Aber Grund und Boden sind zuverlässig, was die Arbeit erleichtert. Sie war in vollem Gange, aber viel zu weitschichtig angelegt. Wenn indessen einige Deputirte, Oberlandesgerichtsräthe, die am thätigsten daran gearbeitet haben, eben als Offiziere zur Landwehr entboten sind, und die Militärbehörde es thöricht findet, daß sie Arbeiten am Landrecht für wichtiger halten als bei der Landwehr, so ist noch wenig für den Fortgang der Riesenarbeit zu hoffen. — Dagegen hoffen Ultras und Liberale auf den neuen Justizminister. Man wettet auf die Namen Baime, von Kempz, von Schönermark, Mühler und von Grollmann, von denen vier Fünftel von den Liberalen gewünscht werden. Da man aber meint, daß diese durch den bürgerlichen Finanzminister Maaßen, und den neuen bürgerlichen Oberpräsidenten in Posen, Flottwell, genugsam abgespeist seyen, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man auch den Aristokraten wieder eine Herzensstärkung reichen will. Dem aristokratischen Minister würden auch einige Obergerichtspräsidenten in erledigten Stellen folgen. Doch glauben wir darum nicht, daß es jemals, am allerwenigsten aber jezt, dahin kommen wird, was ein enthusiastischer Bürger der Hallerschen Restauration einst als Schlußstein derselben bei/ uns anpries; das Kammergericht nämlich werde erst dann wieder in seiner alten Würde glänzen, wenn alle bürgerlichen Räthe daraus entfernt und alle Pläze aus dem märkischen Adel besezt wären. Dem frommen Propheten bekam der Wunsch seiner Zeit sehr schlecht — er hat seitdem in den Reihen der Pietisten Trost für die Mängel auf dieser Welt gesucht — wer aber wollte einen Stein auf ihn und die Seinen werfen, wenn die Verstocktheit außerhalb der Trojanischen Mauern nicht minder grell auftritt? So erzählt man, daß Jahn, der in jenen Tagen als Demokrat, Demagog und Ultrajakobiner verschrieene und verfehmte, heut nicht im entferntesten mit den Vorfällen in Frankreich und der ganzen Welt zufrieden ist. Der geächtete Turnerliberale stimmt in die brausenden Wünsche unserer vornehmen Lieutenants ein und behauptet, ein Krieg mit Frankreich sey jezt das einzig Heilsame für das heilige römische Reich deutscher Nation. Er spricht wieder von seiner großen Wüste, die zwischen Deutschland und Frankreich angelegt werden müsse, und von all den Hirngespinsten, welche vor achtzehn Jahren wie sibyllinische Weisheit klangen. Dies drängt uns die Frage auf: kann es Verbrechen werden, nicht mit der Zeit fortgeschritten zu seyn? Muß ein guter Staatsbürger immer lernen, und darf er nie ausruhen? Dann wäre die neue Zeit für Manchen doch äußerst unbequem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Februar 1831.

Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

Schiller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wenn man unserem Führer so zuhörte, fing man selbst an, stark an dem Recht der Regierungen zu Zöllen und Verboten zu zweifeln. Er fand sie besonders deßwegen schädlich und unrecht, weil sie gegenseitig werden, zwei Nationen hindern und ein allgemeines Stocken herverbringen. Der freie Verkehr schien ihm Naturgesetz. Im Grunde war der Mann ein wahrer Menschenfreund, denn er betrachtete das ganze menschliche Geschlecht wie eine einzige große Familie, und aus seiner Idee ging freier, ungehinderter Verkehr hervor. Wäre der Mann einmal von den Zöllnern gefangen worden, so wäre er unter Mörder, Räuber und Spitzbuben in ein Bagno gekommen, und daran hätte man ihm doch sehr unrecht gethan, denn es war ein grundehrlicher und rechtlicher Mann. Reiche Kaufleute in Carol, die den Handel nicht, wie er, unter Büchsenschüssen treiben wollen, schicken ihn alle Jahre mit großen Summen nach Languedoc, um da Schaafheerden zu kaufen, oder Maulthiere im Poitou, die er dann über die Pyrenäen nach Barcelona oder Valencia treibt, dort für ihre Rechnung verkauft und ihnen den Erlös zu Heller und Pfenning überbringt. Außerdem ist dieser Mann — den der Fiskus Räuber nennt — ein mitfühlender, hilfreicher Mensch. So ging er einmal im Winter über den Col du Puy-Morcert, an einem trüben, stürmischen Tag, wo unkundige Reisende so leicht den Tod im Gebirg finden können. Er sah Fußstapfen, die nach Combe-d'Elverine führten. Ihrer unsichern Stellung nach, dachte er gleich an Reisende, die sich verirrt hätten, und beschloß, ihnen zu folgen. Die Spur führte ihn in eine Wüste von Eis und Schnee ohne Ausgang; nun verdoppelte er seinen Eifer. Endlich findet er hinter einem Felsen einen französischen Sergeanten mit vier Mann, die (1812) zu ihrem Truppenkorps in Spanien wollten, und die ganz erschöpft und erstarrt hier Schutz gegen den eisigen Nordostwind gesucht hatten. Kaum konnten sie ihm auf seine Fragen antworten. „Was macht ihr da?" — „Wir wollen nach Spanien." — „Da seyd ihr arg vom Weg abgekommen; kommt mit, ich will ihn euch zeigen." — „Ach, Herr, laßt mich nur einen Augenblick ausruhen, ich kann nicht mehr." — „Wie, Du bist ihr Anführer? Du solltest ihnen ein Beispiel von Muth geben, und Du willst ausruhen? Schäme Dich! Eine Viertelstunde Ruhe brächte Dir und ihnen den Tod; also marsch! ich befehle es Dir." Darauf gibt er dem Sergeanten einige tüchtige Rippenstöße, die ihm, so wie sein Erstaunen und sein Unwillen wieder aufhelfen. So brechen sie wieder auf; er führt sie nach Hospitalet, dem ersten Dorf im Arriègethal. Als die Soldaten da durch Wärme und Nahrung wieder zum Leben gekommen, fallen sie ihrem Retter um den Hals und wollen ihm alles Geld geben, das sie bei sich haben. Er aber nahm's nicht,

denn er meinte, er verkaufe sein Mitleid nicht. Durch einen sonderbaren Zufall wurde ihm doch ein Lohn für seine gute Handlung. Mehrere Jahre nachher hatte er eine Quantität Chokolade nach Frankreich hinüber geschmuggelt. Bei Caccassonne fragt er in einem hübschen Landhaus an, ob man keine kaufen wolle? Der erste, der ihm entgegen kömmt, ist der ehemalige Sergeant, Sohn vom Haus, der Bauernkleider trug und dadurch nicht leicht kenntlich war. Er selbst aber erkennt gleich seinen Wohlthäter, zwingt ihn nun unter tausend freundlichen Worten einzutreten, und führt ihn zu seinem alten Vater. Seine Einkehr in diesem Haus war ein Fest. Junge Frauen, Mädchen und Kinder fielen ihm wechselsweise um den Hals; auch mit seiner Chokolade war er nicht in Verlegenheit; denn der Ex-Sergeant trug sie selbst bei allen Nachbarn herum. Er mochte wollen oder nicht, er mußte einige Tage da bleiben und sich von Alt und Jung liebkosen lassen. Seitdem wird er von der Familie wie ein naher Verwandter angesehen, alle Jahre muß er da mit seiner Kontrebande einkehren, und sie wird ihm verkauft, während er es sich im Hause wohl seyn läßt.

So ein thätiges, mit Anstrengungen und Gefahren erfülltes Leben hat dem Mann etwas Stolzes und Edles gegeben. Diese Führer sind nicht blos für Geld zu haben; man muß sie auch gut behandeln. Denn sie sind auch die Freunde und muthigen Gefährten der Reisenden, die sich ihnen ganz anvertrauen. So theilten auch wir mit unserem Ehrenmann Essen und Trinken. Dafür nannte er mich „mein Freund," nicht aus zudringlicher Vertraulichkeit, sondern aus Gefühl von Kraft und Wohlwollen. Er hatte ganz recht in der Meinung, uns mit dieser Anrede zu ehren. Als wir uns trennten, drückten wir uns herzlich die Hände, wie Freunde, die sich gegenseitig liebten und schätzten, und sich wieder finden möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schnee im hohen Norden.

Sobald wir von einer Reise in Afrika hören, malt uns unsere Einbildungskraft eine glühende, dürre Sandwüste ohne Busch und Quell, in der der Wanderer vor Durst verschmachtet; Niemanden aber fiel es vor Parry und Sloane ein, daß der Reisende in den mit Eis und Schnee bedeckten Ebenen des nördlichen Amerikas mit den Karavanen, die Afrikas Sand durchziehen, eine der schrecklichsten Qualen theilt, daß der Pelzjäger, obgleich auf einem Meere von erstarrtem Wasser, seine trockenen, brennenden Lippen nicht erfrischen kann, daß der Schnee, den er ißt, seinen Durst nur steigert. — In den hohen Breiten von Nordamerika fällt der Schnee mit Winters Anfang. Sodann herrscht bei unbewölktem Himmel strenger Frost, bis die Nebel und der Vögel Heimkehr den nahenden Frühling verkünden. Der frischgefallene Schnee schmilzt bei Tag selbst an der Hudsonsbei an der Oberfläche, diese friert aber wieder bei Nacht, und so bildet sich eine glatte Eisrinde, über die der Schlitten und der Jäger mit seinen Schneeschuhen pfeilschnell dahinfliegen. Man bekommt hier einen ganz andern Begriff vom Schnee als in geringern Breiten, wo man sich denselben immer als eine weiche, feuchte Masse denkt. Durch die angeführten Umstände wird der Winter z. B. am Ufer des Winipeg nichts weniger als unangenehm, ja er ist wegen der Jagd der Pelzthiere die lebendigste Jahreszeit.

Der Durst wird in diesen Ebenen häufig sehr groß, nicht so sehr als in den afrikanischen Wüsten, weil man ein untrügliches Mittel dagegen fast immer zur Hand hat; so lange er aber dauert, ist er sehr quälend, und der Schnee, den man etwa genießt, steigert die Entzündung im Munde auf eine unerträgliche Höhe. Häufig sieht man Jäger auf der weißen, unabsehbaren Fläche die Erdhaufen, welche die Bisamratzen in den von den Sommerregen gebildeten Morästen bauen, nach dem Wasser umwühlen, das sich nicht selten noch darunter findet, und es, so faul und unrein es auch ist, mit Begierde trinken. Die Reisenden führen daher auch in diesen Gegenden im Winter, als unentbehrliches Möbel, einen kleinen Kessel mit sich, worin man den Schnee schmilzt und das Schneewasser siedet. Nur wenn das Wasser gesotten hat, ist es trinkbar; blos geschmolzener Schnee ist bitter und löscht den Durst nicht; gekocht hingegen und erkaltet, schmeckt dieses Wasser so gut als das beste Quellwasser. Aber nur in Wäldern und an geschützten Orten kann sich der Reisende im hohen Norden von Amerika Brennmaterial verschaffen; in den Ebenen ist es sehr selten und der Frost ist so stark, daß es sehr gefährlich ist, weit nach Holz auszugehen; überdieß wirbelt sehr häufig ein heftiger Wind den Schnee auf; er verfinstert die Luft und macht dem Reisenden oft Tagelang die Fortsetzung der Reise unmöglich.

In solchen Stürmen lernt man begreifen, warum der Kanadier seine Hunde so hoch hält. Ein Fremder sieht für drei Hunde von kleiner Race fünfzig Pfund Sterling bezahlen und lacht den Käufer aus; stärkere Hunde, meint er, wären besser, und auch dann noch scheint ihm der Preis übermäßig hoch. Der Kanadier wird aber in seinem Schlitten in einer ungeheuren Ebene von einem Schneesturm überfallen, und weiß nicht mehr, wohinzu sein Haus liegt; auf dem Weg dahin ist zehn, zwölf Fuß hoher Schnee; die Flocken stürmen so dicht um ihn, daß er den vorausgespannten Hund nicht mehr sieht; wie soll er sich helfen? er muß zu Grunde gehen. Sonst leitet er seine Hunde beständig; jezt überläßt er es ganz

ihnen, den Weg zu suchen. Nur so lange hat er bange, als er sie ängstlich hin und her suchen sieht; denn kaum hört er den vordern Hund anschlagen, so weiß er auch gewiß, daß die Spur gefunden ist; er fliegt nun pfeilschnell über die dünne Eisdecke des Schnees weg, die unter schwerern Hunden einbräche, und ist bald daheim oder in einem nähern befreundeten Hause. — Zuweilen hält es der Reisende für räthlicher, liegen zu bleiben, bis der Sturm vorüber ist oder nachgelassen hat; selten hält er lange an, und es wird immer gut Wetter darauf. Da oft mehrere Wege in verschiedenen Richtungen laufen und die Hunde bei allem Scharfsinn doch unmöglich wissen können, welchen ihr Herr einschlagen will, so spannt er sie aus und gibt ihnen etwas Futter; dann gräbt er sich ein Lager in den Schnee, legt seine Flinte neben sich, seine Hunde lagern sich über ihn her und bald liegen alle in festem Schlafe. So bringt er ruhig, wenn gleich in der Nachbarschaft der Wölfe und viele Meilen von jeder menschlichen Wohnung, die Nacht zu. Er träumt auf seinem Schneebett von der Heimath und den Seinigen, und steht morgens gesund und munter auf.

Man kann also mitten im Schnee vom heftigsten Durst gequält werden, und andernseits, trotz dem, daß der Schnee so locker ist, daß man mehrere Fuß darunter noch frei athmet, mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln sich warm und bequem darin betten, während der Thermometer mehrere Grade unter Null steht und ein heftiger, schneidender Wind jedem das Leben kosten würde, der sich auf dem Schnee dem Schlafe überließe.

Die Napoleon zugedachte Ehre des Pantheons.

1830.

Ein Felseneiland ragt im uferlosen Meer;
Dort öd und einsam schaut ein Grabmal weit umher.
Wer kennt das Grabmal nicht, und den es in sich schließt,
Naht gleich ihm keiner jezt, der seinen Ruhm begrüßt?
Doch leuchtend, wie von Wind und Wellen hergeweht,
Ein hehres Riesenbild oft überm Grabe steht,
Und sieht in langen Reih'n einher die Schatten zieh'n
Von Helden, die noch jezt bei seinem Ruf erglüh'n.
So jüngst noch stand das Bild, und da erscholl die Luft:
„Laut in sein Pantheon der Franken Volk dich ruft."
Doch wo statt Lorbeer'n nur verdorrte Sträuche weh'n,
Hört aus der Tiefe dumpf man eine Stimme geh'n:
„Zur Göttin hat mein Volk die Freiheit sich erwählt,
Die Freiheit, die mich stets mit Schrecken hat gequält.
Was soll mein Schemen jezt im freien Frankreich thun?
O Ruhm, der Freiheit gram, laß mich in Frieden ruh'n!"

J. H. v. Wessenberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Geist der Zeitungen. Pietisten und Marktschreier. Literatur.

Die Thiere, die den Kopf ins Gebüsch stecken und dann glauben, daß der Jäger sie nicht sieht, sind eine alte Geschichte; sie bleibt aber immer neu, weil sie immer wieder geschieht. Was soll ich Ihren Lesern und mir den Aerger machen, sie mit den Variationen zu wiederholen, die wir täglich hier erleben? Immer gute Gesinnung und entsezliche Aengstlichkeit, sie blicken zu lassen; Vertrauen in der That, und Scheu, das Vertrauen gewahr werden zu lassen; Liberalität in der Conversation, so weit, als sie nur gehen kann, und entsezliche Angst, davon eine Sylbe gedruckt zu sehen. Unsere Zeitungen bleiben Muster der Verschwiegenheit. Die excentrischen Reden der Belgier und Franzosen erscheinen in unserer Staatszeitung so unendlich zahm, und daß etwas nicht Zahmes darin vorgekommen ist, erfährt man erst aus der Widerlegungsrede, die uns mit gewissenhafter Consequenz mitgetheilt wird. Ein andermal vielleicht etwas von unsern Censurbehörden. Eben höre ich, daß die Polizei den Debit des vierten Bandes der Heineschen Reisebilder untersagt hat; eine große Gefälligkeit für den Verleger. Aber konnte noch etwas Stärkeres gesagt werden, als in den drei ersten Bänden? und damals war man so klug, kein Aufhebens davon zu machen, und sie haben nichts geschadet.

Die Pietisten sind unendlich still geworden. Es ist keinem gelungen, die Märtyrerkrone zu erwerben. Man weiß nicht einmal, ob sie in ihrer Gesammtheit über die Zeit seufzen oder von ihr hoffen. Die Marktschreierkunst hat im abgelaufenen Jahre durch zwei französische Schönschreibelehrer, Hr. Audoyer und Keyser, hier große Fortschritte gemacht. Ihre am Straßendamm der Linden und an allen gangbaren Orten aufgepflanzten Tafeln, mit den Zeugnissen der Schüler, welche nicht Worte genug finden, ihren Lehrern Dank abzustatten, sind das Augenfälligste, was man der Art seither in Berlin gesehen. Glücklicherweise lacht man darüber, sagt: „es sind Franzosen," und wird es nicht nachahmen.

In der Literatur gibt es nichts Bedeutendes. Weihnachten, der ergiebigste Markt der Buchhändler, ist wenig erbstlich vorübergegangen. Von den Journalen ist die von Marx in einem dem Modeschmack widerstrebenden, kräftigen Geist redigirte Musikalische Zeitung eingegangen, auch das Tageblatt, der Courier. Der Gesellschafter und der Freimüthige scheinen durch die lezten politischen Stöße nichts verloren zu haben; der Freimüthige hat seit der Vereinigung mit dem Conversationsblatte seinen Wirkungskreis erweitert und an Theilnahme viel gewonnen. Unsere politischen Zeitungen haben nicht dieses Glück; die Spenersche, jezt Eigenthum des Dr. Spieker, soll namentlich bedeutende Ein-

buße gelitten haben. Die Censur lastet zu schwer; ein Alp, der täglich drückender wird, je mehr das Bedürfniß nach freier Rede allgemein gefühlt ist. Ein musikalisches Anzeigeblatt, von Rellstab mehr selbst geschrieben, als redigirt, Iris, geht seinen stillen Weg fort.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Italienische Oper. Scribe. Statistik der im vorigen Jahre gegebenen Stücke. Neue Theater.

Der Direktor der italienischen Oper hat nichts unterlassen, um diesen Winter eine ausgezeichnet gute Truppe beisammen zu haben; eine Méric Lalande, eine Malibran, ein Davide, der freilich 15 oder 20 Jahre früher hätte nach Paris kommen sollen, ehe seine Stimme anfing, sich abzunutzen, ein Lablache sind sicher die besten Sänger und Sängerinnen, die sich hätten in Europa auffinden lassen, und manche italienische Opern, besonders die Rossinischen, werden von ihnen vortrefflich gegeben; allein man spricht von ihren ausgezeichneten Talenten nicht wie in ruhigen Zeiten; man folgt den Darstellungen nicht mit der Aufmerksamkeit, die eine so seltene Vereinigung von ausgezeichneten Künstlern zu fordern berechtigt ist. Das Volk denkt an seinen großen Sieg und an alle die wichtigen Folgen, welche aus der Zertrümmerung eines despotischen Throns erwachsen sind und noch beständig erwachsen; dies ist ein ganz anderes Schauspiel, als Gazza ladra oder Donna del lago. Sogar Scribe, der gewandte Dichter, der dem Publikum auf alle Art beizukommen und ihm zu gefallen wußte, muß jezt die Ohnmacht seines unerschöpflichen Witzes fühlen; schon zwei- oder dreimal seit der Revolution ist er mit Stücken in seiner gewöhnlichen kleinlichen Manier durchgefallen, die sonst mit Vergnügen gesehen worden wären, aber bei so wichtigen Staatsangelegenheiten eine schale Geistesbelustigung schienen. Will Scribe noch ferner Beifall erhalten, so wird er entweder ruhigere Zeiten abwarten, oder einen andern Weg einschlagen müssen; mit seinen witzigen Liebessituationen reicht er jezt nicht mehr aus. Im vorigen Jahre sind 13 neue Stücke von ihm gegeben worden, und wahrscheinlich hat er sich noch der besten Einnahme als Theaterdichter zu erfreuen gehabt. Aber zuvor war er doch fruchtbarer, und sicher hat er in vorigen Jahren weit mehr Einkünfte vom Theater bezogen, als im lezten Jahre. Uebrigens ist die Vaudevillegattung jezt die beliebteste; denn gegen 7 neue Trauerspiele und 32 Lustspiele, die im vorigen Jahre zum erstenmale (und einige auch zum lezten) aufgeführt worden sind, rechnet man 73 Vaudevilles, welche das Jahr 1830 zur Welt gefördert hat. Der Opern und Operetten hat es 21 gegeben; darunter sind aber 4 fremde begriffen, die im Frühjahr von der deutschen Truppe aufgeführt worden sind; wahrscheinlich hat man unter den Lust- und Trauerspielen auch die italienischen mit inbegriffen, da nach der deutschen Truppe eine italienische Vorstellungen gab. Die Quelle der Melodramen ist auch nicht versiegt, denn man hat deren 28 neue in demselben Jahre gegeben; das Ambigu comique allein hat deren 10 aufgeführt, ohne daß darum dies bankerott gewordene Theater aus seinen Schulden gezogen worden wäre, und der Cirque olympique 9; lezteres Theater hat dasselbe Unglück gehabt, wie das Ambigu comique. Die meisten Neuigkeiten hat das Variétéstheater hervorgebracht, nämlich 21 Vaudevilles, freilich lauter leichte Stücke, meistens in einem Aufzuge. Die große Oper, die das Eile mit Weile zum Wahlspruche auserkohren zu haben scheint, hat nichts erzeugt als zwei Opern und ein Ballet; freilich geht das Produciren hier nicht so leicht, als bei den kleinern Theatern, wo Dichten, Einstudiren und Darstellen zuweilen das Werk einer Woche ist. Ueber die Hälfte aller gegebenen Stücke hat die Zeit in ihrer unerbittlichen Fluth schon mit sich fortgeführt, so daß außer den Titeln nichts mehr davon im Andenken ist. Von der andern Hälfte wird wahrscheinlich ein beträchtlicher Theil bald dasselbe Schicksal erleben; besonders wird dies bei den Gelegenheitsstücken der Fall seyn, welche von den Parisern sicher vergessen werden, sobald die herrschenden Gefühle und Gesinnungen, welchen jene Produktionen ihr Daseyn verdankten, ihre Lebhaftigkeit werden verloren haben, und von allen 170 Stücken erhalten sich vielleicht 20 auf der Bühne und werden noch in der Folge mit Vergnügen gesehen werden; dies ist das gewöhnliche Loos der dramatischen Erndte jeden Jahres. Die eroberte Theaterfreiheit wird darin wenig ändern; denn nunmehr werden sich die dramatischen Dichter, welche die gewöhnlichen Elemente beinahe ganz verbraucht haben, hauptsächlich auf die Darstellung der Zeitbegebenheiten legen; ein Element, das wie die Blumen einen Augenblick ergözt, aber bald verwelkt und weggeworfen werden muß. Doch verspricht man uns für dieses Jahr einige wichtige theatralische Neuigkeiten, z. B. Mayerbeers Oper Robert le diable, Delavignes Trauerspiel „König Ludwig XI.“ u. a. Das Fallissement von drei oder vier Theatern schreckt die Unternehmer nicht ab, an die Errichtung anderer Theater zu denken; so sollen in gegenwärtigem Jahre drei neue Bühnen errichtet werden, ein Théâtre Molière, das schon ehedem in der St. Martinsstraße vorhanden war, und also gleichsam aus seinen Trümmern, die eben keine glorreichen waren, wieder entsteht, ein Volkstheater auf dem Platze der ehemaligen Bastille, und dann ein kleines Theater auf den Boulevards, dem wahren Tummelplatze der Volksbelustigungen. Hier steht eine Schaubühne neben der andern, Schauspieler, Seiltänzer, Wachsbossirer wetteifern hier miteinander, um das schaulustige Volk herbeizuziehen und es einige Stunden des Abends zu ergötzen. Findet es in einem derselben seine Befriedigung, so strömt es haufenweise herbei; aber wehe dem Schauhause, welches sein Mißvergnügen erregt! Dies erfuhr neulich die Truppe unter der Anführung der bekannten Seiltänzerin Saqui. Sie hatte entweder nicht die gewöhnliche Portion Belustigung gegeben und das Schauspiel um eine Stunde abgekürzt, oder sonst etwas versäumt; genug, der Pöbel erboßte sich und ließ es das arme Haus entgelten. Lampen und Lüsters wurden in Stücke zerschlagen, die Bänke aus ihren Fugen gerissen, und es bedurfte des Einschreitens der immer thätigen Nationalgarde, um zu verhindern, daß der Mad. Saqui ihr Haus nicht niedergerissen wurde. Mit dem Pöbel ist nicht zu spaßen. Dieser Vorfall wird daher ein Fingerzeig für alle Truppen seyn, welche auf den Boulevards um die Volksgunst buhlen. Wollen sie sein Geld haben, so müssen sie ihm zu gefallen suchen; eine uralte Maxime, die nicht allein auf den Boulevards, sondern auch in einer höhern Sphäre, zu Paris sowohl, als anderswo manchmal vergessen wird.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Februar 1831.

> Wohl hast du, mein feurig Herz, geahnet,
> Wohl geahnet, doch mir nicht verkündet,
> Daß mein Glück so schmählich enden soll;
> Von mir Aermsten schied der Heißgeliebte.
>
> Goethe. – Russische Volkslieder.

Toniotto und Marie.

Eine Novelle.

Zur Franzosenzeit war ich Dorfschulmeister im obern Montferrat und kannte in meinem Dorfe einen jungen Mann, mit Namen Toniotto, und ein junges Mädchen, Marie, die zwei befreundeten Familien angehörten, ehrlichen, unbemittelten Landleuten. Von Kindheit auf waren Toniotto und Marie einander zugethan gewesen; sie waren beständig beisammen, so daß, wer sie nicht kannte, sie für Geschwister hielt, und die Leute im Dorf meinten oft, die beiden Kinder müßten einmal das hübscheste Paar geben, das sich denken ließe. Mit achtzehn Jahren war auch Toniotto wirklich der schönste Junge weit und breit, und Marie, sie war sechszehn Jahre alt, sah nicht anders aus, als wäre sie Unsere liebe Frau selbst. Die Zärtlichkeit zwischen den jungen Leuten nahm von Jahr zu Jahr zu; sie hatten es auch kein Hehl, und da die ganze Nachbarschaft sie gerne hatte, so wünschte ihnen Jedermann Heil und Segen. Längst war es ausgemacht, daß sie sich heirathen sollten; nur wollten Mariens Eltern warten, bis Toniotto bei der Aushebung das Loos gezogen habe; was sollten sie ihre Tochter einem zur Frau geben, der sie leicht nach ein Paar Monaten zur Wittwe machen konnte? und Toniottos Eltern fanden dieß ganz in der Ordnung. Den jungen Leuten aber wollte dieser Aufschub eben nicht behagen; doch da sie gute, gehorsame Kinder waren, unterwarfen sie sich dem Willen ihrer Eltern und liebten sich allermittelst wie zuvor, oder vielmehr feuriger von Tag zu Tag. Eines Tags, da Niemand daran dachte, ward der Befehl zur Aushebung unter Trommelschall verkündet; ich hör' es noch, als wäre es gestern gewesen, so fuhr mir's damals durchs Herz. Es war ein Donnerschlag für die jungen Leute im Dorf. Die Rosen verschwanden mit einem Mal von der armen Marie Wangen und ihre rothen Augen zeigten, daß sie die Nacht mehr geweint als geschlafen habe. Aber Toniottos Gesicht glühte; er warf wüthende Blicke links und rechts; es war, als glaube er in jedem den Gensdarmen zu sehen, der ihn aus den Armen der Geliebten reißen wolle; kurz, aus allem, was er that und sagte, merkte man, daß er etwas Schlimmes im Sinne hatte. Er, der sonst der geordnetste Bursche im Dorfe gewesen, kam mehr als einmal zwei, drei Tage gar nicht nach Haus; fragte man ihn, wo er gesteckt habe, so war er bei einer Lustbarkeit in der Nachbarschaft gewesen; das glaubte aber Niemand, denn man wußte wohl, daß Marie unterdessen das Haus nicht verlassen hatte. Man raunte sich ins Ohr, Toniotto gehe in schlechte Gesellschaft, er stehe mit ein Paar Räubern in Verbindung, die zur Bande des berüchtigten Majino, des Kaisers der Alpen, gehört hatten, bevor sie gesprengt worden war. Vielleicht that man ihm auch Unrecht; wie dem sey, am Tage, wo gezogen werden sollte, begab sich Toniotto in die Amtsstadt, Marie begleitete ihn, und man sah sie unterwegs lebhaft mit ihm sprechen; er aber blieb düster und antwortete keine

Sylbe. In der Stadt ließ er Mariens Arm los und ging zu den andern jungen Leuten, die gleich ihm loosen sollten, und die arme Marie setzte sich in einen Winkel, wo sie die Nummern ausrufen hören konnte. Nicht lange, so kamen der Präfekt, der Kommandant des Departements und der Oberoffizier der Gensdarmerie, und man schritt zum Ziehen der Loose. Wie pochte Marien das Herz, als sie Toniotto aufrufen hörte! Er tritt zum Tische und zieht — eine der ersten Nummern; er muß Soldat werden. Marie sank bewußtlos nieder und mußte weggetragen werden; Toniotto sprach nicht ein Wort, und bald, so suchte man ihn vergebens.

Der ganze Tag und die Nacht darauf verstrichen, und Toniotto ließ sich nicht blicken. Seine Eltern wußten nicht, was sie denken sollten; schon glaubten sie sich verloren, wenn die furchtbaren Strafen auf sie fielen, womit das Gesetz, wenn ihr Sohn sich nicht stellte, sie bedrohte. Drei Tage verflossen in entsetzlicher Angst; am vierten kam der Lieutenant der Gensdarmerie, um sich von Toniottos Abwesenheit zu überzeugen, und gab den Eltern aus Schonung noch eine Frist von zwei Tagen, um den Sohn aufzusuchen. Als auch diese verstrichen waren, wurden zwei Soldaten den Eltern in das Haus gelegt; am selben Tage sah man Leute mit verdächtigen Gesichtern in der Gegend und Abends nach Sonnenuntergang kam ein kleiner Junge aus dem Dorfe zu Toniottos Vater und sagte ihm, es warte Jemand bei der Kirche, der ihn sprechen wolle. Er ging hin: es war sein Sohn, und er sprach drei Stunden mit ihm. Die Leute im Dorf sagten nachher, Toniotto habe seinen Vater bereden wollen, sich mit den Banditen, mit denen er einverstanden war, zu verbinden, dieser aber habe sich geweigert; ich weiß nicht, ob dieß wahr ist; soviel aber ist gewiß, daß Toniotto den andern Morgen nach Hause kam. Die beiden Soldaten wollten ihn packen; er erklärte ihnen aber mit drohendem Blick, wenn er mit seinen Eltern gefrühstückt und von allen den Seinigen Abschied genommen habe, werde er sich freiwillig in der Stadt stellen. Kaum erfuhr ich dieß, so lief ich hin und sah eben Toniotto aus seinem Hause in Mariens gehen; kaum konnte ich ihm noch zurufen: „Gott lohne Dir, Toniotto, Du bist ein guter Sohn!“ Er winkte mir mit dem Kopf und trat in Mariens Haus, wo er kaum eine Viertelstunde blieb; später erfuhr ich von dem Mädchen, er habe ihr ihr Wort zurückgeben wollen; sie aber habe ihm feierlich versprochen, zu warten, bis er wieder komme. Indessen ging ich vor Mariens Hause auf und ab; endlich kam Toniotto mit ganz verstörtem Gesicht heraus und ging wieder zu seinen Eltern; hier blieb er nur zwei Minuten, ich hörte, wie er sie bat, ihn nicht zu begleiten, er kam heraus und machte sich unverzüglich auf den Weg. Der arme Junge wußte wohl, was seiner wartete; auch ich wußte es, und darum ging ich ihm nach. Ich ließ ihn erst ein Paar hundert Schritte allein gehen, damit er Zeit gewänne, sich zu fassen, dann trat ich an seine Seite. Er drückte mir freundschaftlich die Hand und ich sah eine große Thräne über seine Wange rollen; doch kaum fühlte er sie, so wandte er schnell das Gesicht ab und fing an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen. In der Stadt angekommen, ließ er sich vor den Präfekten führen und sprach: „Ich heiße Toniotto, ich bin zum Soldaten ausgehoben; ungern habe ich mich gestellt, und wären nicht meine Eltern und Geschwister, wäre es vielleicht nicht geschehen; doch gleichviel, hier bin ich.“ Nun trat ich vor und verwandte mich beim Präfekten für ihn; dieser lobte Toniottos Betragen sehr, rief den Quartiermeister der Gensdarmerie und sprach leise mit ihm; ohne Zweifel empfahl er ihm den jungen Menschen, denn der Quartiermeister antwortete: „Gewiß, man wird thun, was man kann.“ Drauf winkte er Toniotto, mit ihm ins Quartier zu gehen.

Toniotto nahm Abschied von mir und beschwor mich bei allem, was mir lieb und theuer sey, zu machen, daß seine Eltern und Marie ihn vor dem Abmarsch nicht noch einmal besuchten. Ich versprach es ihm, erfuhr von den Gensdarmen, daß Tags darauf aufgebrochen werde, und trat traurig den Rückweg in mein Dorf an. Ich traf Marie bei Toniottos Eltern und richtete meinen Auftrag aus. Da aber das Mädchen darauf beharrte, von Toniotto Abschied nehmen zu wollen, sagte ich, dieß seye unmöglich; nun wollte sie wissen, ob er eingesperrt sey, sie fragte und fragte, und am Ende wußte sie Alles, was ich ihr nicht hatte sagen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Das Schloß Lordat zwischen Ax und Tarascon ist gar merkwürdig. Das Auge staunt über die Höhe des steilen Felsens, und auf dieser natürlichen Citadelle erheben sich noch kühne Mauern, Wälle und Thürme. Der Erbauer und erste Bewohner dieses Felsennests sah wohl ein, daß er hier dem königlichen Ansehen ungestraft trotzen könne. Da er nun, wie viele seines Gleichen, von Haus aus stolz und grausam war, so überließ er sich ganz seinem Wesen und Gelüsten, so daß er am Ende glaubte, er sey wirklich mehr denn ein Mensch. Er machte unsinnige und grausame Gesetze und Verordnungen, die aber doch die gefällige Geistlichkeit für gutes Essen und Trinken und sonstige Genüsse bestätigte. Dadurch wurde er noch unverletzlicher und unangreifbarer, selbst in der öffentlichen, damals so beschränkten Meinung. Nichts glich der Härte

und Grausamkeit dieses gnädigen Herrn. Seinen Unterthanen legte er die härtesten Frohnen unter der Peitsche des Frohnknechts auf, entehrte ihre Mädchen und Frauen, plünderte und tödtete die vorüberziehenden Reisenden. Der König dachte nicht einmal daran, den wilden Felsengeier anzugreifen und zu züchtigen; der Versuch wäre auch wohl umsonst gewesen. Was kein König und Ritter wagte, unternahm und vollbrachte ein zartes Mädchen. Er hatte sie aus einem Dorf von Eltern und Geliebten weg auf sein Felsennest schleppen lassen. Da sie sah, daß ihr Widerstand nichts helfen könne, nahm sie zur Verstellung und List ihre Zuflucht. In der ersten Nacht erstach sie ihn im Schlaf mit einem Nagel, den sie in ihren dichten Haarflechten verborgen hatte. Darauf wurde das Schloß von den Bauern zerstört. Diese lustigen Felsenschlösser, deren am Abhang der Pyrenäen eine Menge stehen, hatten, als sie noch bewohnt waren, viel Aehnlichkeit mit den Horsten der Geier und Adler; denn der gnädige Schloßherr betrachtete nicht nur die Bewohner unter seinem Schloß und in der Umgegend als rechtliche Beute, er packte auch jeden vorüberziehenden Kaufmann und Reisenden in seine gierigen Krallen und plünderte ihn. Bei dem geringsten Widerstand brachte er sie um. Damals zerfielen die Menschen nur in zwei scharf geschiedene Klassen, in Tyrannen und Opfer, und in Vergleich mit ihnen waren eine Menge Thiere zu beneiden, die gesellig und freundlich mit einander leben.

Ich muß einige allgemeine Bemerkungen über die Einwohner des Arriègebeckens machen. Die Bauern sind gewöhnlich mittlerer Statur, sie tragen eine Jacke, eine Weste und Kamaschen von braunem Wollenzeug; dazu haben viele noch eine wollene violette Mütze, die hinten wie die katalonische Mütze herabfällt. Die Frauen besonders aus dem obern Thal bey Ax sind ziemlich hübsch. Die Leute an der Arriège haben alle etwas Sanftes und Geistreiches in ihren feinen Zügen, denen doch das Hervorstechende nicht fehlt. Die Thalbewohner sind zwar arm, aber lange noch nicht so sehr als die Gebirgsleute zu beklagen. Es ist, als wenn sich das Elend tief in den häßlichen Zügen der leztern abdrückte. Ich habe da wirklich zurückstoßend widrige Gesichter mit dicken Lippen, blaßer Farbe, Kröpfe, dummen, erstorbenen Blick gesehen, kurz wahre Cretins. Sie leben von Milch, von Mehl aus Heidekorn, von Kartoffeln, und trinken Wasser dazu. Korn bauen sie zwar, es ist aber zu gut und zu theuer für sie, darum verkaufen sie es, um sich für den Erlös geringere und ausgiebigere Nahrung zu verschaffen. Die Frauen knieen im Feld bei Bearbeitung des Haidekorns. Dazu bedienen sie sich eines eisernen Werkzeugs, das drei bis vier Zoll lang und einen Zoll breit, dabei auch etwas gekrümmt ist, und das in einem kurzem Stiel von Holz steckt. Damit bearbeiten sie eine Pflanze nach der andern, indem sie die Erde um sie her aufkratzen. Die Männer verrichten noch viel mühsamere und schwerere Arbeiten. Wenn das Erdreich nicht gar zu abschüssig ist, so sind sie so keck, es mit dem Pflug umzuackern und zu bebauen; gar Mancher möchte nicht gehen und stehen, wo hier der Pflug gegangen ist. Diese von Jugend auf abgehärteten, mit großer Mühe und Gefahr vertrauten Arbeiter erschrecken nicht, da ihren Acker zu bauen, wo es die Leute aus der Ebene, die an Wohlstand, Bequemlichkeit und Sicherheit gewöhnt sind, für ganz unmöglich halten. Freilich geschieht auch zuweilen Unglück dabei; oft können sich die ackernden Kühe nicht bewegen, weil sie ihr schwerfälliges Joch daran hindert; sie wanken und stürzen an dem jähen Abhang; manchmal glückt es dem Führer, sie zu halten und wieder aufzurichten, oft aber auch nicht; sie stürzen hinunter; treffen sie dann auf einen festen Zaun oder auf einen Baum, so ist's ein Glück, denn dadurch werden sie aufgehalten; ist aber dies nicht der Fall, so rollen sie mit dem Pflug in den Abgrund. Da, wo gar kein Vieh mehr ackern und sich halten kann, arbeiten die Leute noch mit Harken und Hacken. In der Ebene ist es keine Kunst, ein Stück Feld urbar zu machen; da genügt es, Gesträuch und wildes Kraut wegzureißen, auszubrennen und dann mit dem Pflug Furchen zu ziehen; hier oben ist es eine wahre Eroberung, mühsam und mit Gefahr der Natur abgerungen; da müssen die Leute ganze Felsblöcke aus dem Boden heben, trockene Mauern errichten, damit das Erdreich nicht vom Schnee, vom Wasser oder von der eigenen Last hinabgedrückt wird; dann kommt die Arbeit mit der Hacke und dem Spaten auf dem abschüssigsten Grund und Boden. Ich habe nirgends als in den Pyrenäen so kleine und schmale Aecker an den Bergabhängen gesehen. Wenn nun den Winter über keine Lawine das kleine Feld weggerissen hat, wenn es von den späten Frühlingsfrösten verschont geblieben ist, so waschen oft die Sommerregen ganz unmerklich das Erdreich unter den Mauern weg, und nun fällt auf einmal Mauer und Erdreich mit der ganzen Erndte in den Abgrund. Ereignet sich aber gar kein Unfall, kömmt Alles zur Reife, so kann man sagen, daß jedes Korn den geduldigen Landmann einen Schweißtropfen kostet. In der Schweiz habe ich oft gemeint, daß die Sennen auf guten Weiden und die Bergbewohner überhaupt glücklicher seyen als die Bewohner der Fläche. In den Pyrenäen bin ich dieser Meinung nicht. Gibt es etwas Armseligeres als diese elenden und schmutzigen Hütten, deren Einwohner mit ihren Hühnern, Schweinen und Kühen fast in Familie leben? Hier, wo immer Kälte, Unreinlichkeit und Hunger hausen, ist kein Lebensglück zu finden, es ist der traurigste Aufenthalt, den man sich nur denken kann. Hier sind auch Grundstücke und Häuschen fast für nichts zu haben, und die Handarbeit findet beinahe keinen

Preis. Die allzubeschwerliche und unselige Arbeit und die schlechten Nahrungsmittel machen die physische Ausartung der Bewohner auf dieser Höhe begreiflich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Häusliches und geselliges Leben.

Häuslicher und eingezogener, als je zuvor, hat vielleicht das hiesige Familienleben im jetzigen, bisher ziemlich gelinden Winter sich gestaltet. Der ernste Charakter der Zeit mußte wohl den rauschenden Ergötzlichkeiten nachtheilig werden. Schlittenpartheien kamen zwar in den wenigen Tagen, wo es leidliche Bahn gab, zu Stande, doch beschränkten sich solche nur auf einzelne Schlitten. Solenne Schlittenfahrten mit Prachtaufzügen und Musikbegleitung scheinen das jetzige, wichtige Streben gleichsam zu beleidigen. Selbst die rüstigste, lebenslustigste Jugend hat einen neuen Maßstab für ihre Freuden gewonnen. Bei den wenigen Bällen, welche bis jezt stattfanden, wird keinem Beobachter eine ungewöhnlich große Stille entgangen seyn. Auch für öffentliche Maskenbälle ist diesmal noch gar keine Anstalt gemacht, dafür aber scheint der Gebrauch maskirter Gesinnung im gewöhnlichen Leben mehr als jemals einreißen zu wollen. Im Allgemeinen erzeugen die Gewitterwolken, welche ganz Europa umziehen, natürlich eine gewisse Beklemmung, durch nichts als den Gedanken bezwingbar, daß, in welcher Art sich auch die schwarzen Riesenmassen entladen, wie furchtbar ihre Blitze auch zerstören möchten, ein allgemeiner Segen in ihrem Gefolge kaum ausbleiben könne. Sogar die Familienfeste erlitten eine große Verminderung. Die meisten Häuser beschränken sich auf sich selbst und ihre nächsten Freunde und Bekannten. Gesellschaftliche Karten- und andere Spiele, hauptsächlich Lektüre, als der stillste Zeitvertreib, tragen vor den meisten andern Zerstreuungen den Preis davon. Natürlich behaupten die politischen Blätter ihr Recht vor allen, doch keineswegs mehr so ausschließend, wie unmittelbar nach den gewaltigen Ereignissen im Juli v. J.; vielmehr nimmt man auch wieder andere, theils periodische, theils solche Schriften zur Hand, welche den Stempel der neuesten Messe an sich tragen. Wer an der auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes hinstrebenden Gegenwart kein Behagen findet, vertieft sich gern in Novellen, welche das Mittelalter zur Schau legen.

Neben den zeitherigen geselligen Vereinen haben sich durch die Kommunalgarde Zusammenkünfte für diese in den verschiedenen Gegenden der Stadt gebildet, in denen auch manche, die Bestimmung dieses höchst achtungswerthen Korps angehende Gegenstände zur Sprache kommen. Zweckmäßige Vereine dieser Art, wenn die ganz verschiedenen Klassen, aus denen die Kommunalgarde besteht, daran mit Liebe Theil nehmen, können unmöglich anders, als von dem wesentlichsten Nutzen, besonders auch für die allgemeine Bildung und innere Annäherung seyn.

Von einem Theile der Kommunalgarde ist vor Kurzem die öffentlich gedruckte Erklärung geschehen, daß sie den gewöhnlichen Männergruß auf der Straße durch Hutabnehmen nicht mehr beobachten, sondern dafür das militärische Anlegen zweier Finger an Hut oder Mütze auch im bürgerlichen Kostüm annehmen wolle. Dabei wurde Jedermann eingeladen, in Zukunft dasselbe zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke. Mimendünkel.

Auf dem Hoftheater hat man doch im Winter zwei Trauerspiele zu Stande gebracht, „Philipp von Schwaben" von Raupach, und „Agnes Bernauerin" von Dr. Schiff. Jenes, von dem Ihnen schon gemeldet, ist theatralisch, dramatisch und historisch ein „gutes" Stück; es hat auch, mit Ausnahme des fünften Aktes, interessirt, hat aber den Fehler für das Publikum, den die Kritik an der Dichtung nicht rügen kann, daß das Interesse sich nicht an eine bestimmte Hauptperson knüpft. Das Recht ist getheilt, mithin auch die Theilnahme. Otto von Wittelsbach ist ein rauher Unhold, der Kaiser der bessere Mann dagegen, aber doch nicht Mann und Held genug, daß man ganz und allein für ihn leben und sterben wollte. Die deutschen Familienscenen leihen dem Stücke die meiste Anziehungskraft. Es heißt, Raupach wolle das Drama umarbeiten und ihm einen neuen fünften Akt geben. Von seinem Hohenstaufencyklus ist „König Enzius" fertig, von dem sich die Schauspieler viel versprechen. — „Agnes Bernauerin" ist die erste theatralische Arbeit eines jungen Dichters. Man kann nicht sagen, daß es ein gutes Stück ist, denn ihm fehlt jede positive Haltung und Gestaltung, eben so wenig ist es aber ein schlechtes und noch viel weniger ein mittelmäßiges. Es ist Poesie darin, ächte, aber sie hat noch keinen Grund und Boden gewonnen, es ist ein zerrissenes Traumgewebe, voll Raserei der Empfindung, reich an lyrisch-schönen und bizarren Stellen, die rein subjektive Schöpfung einer Phantasie, welcher die nächsten Bedingnisse des Lebens unbekannt sind. Der deutsche Mime geht mit festen Füßen auf einer sehr breiten Basis der Realität; seine Kunst kann daher nicht dem Gange eines nerveusen Empfindungstraumes folgen. Eine solche Traumerscheinung mitten unter den Platituden unsers Theaters bleibt indessen immer interessant. — Daß unser Mimendünkel noch immer nicht vor der gewichtigen Zeit das Knie zu beugen Lust hat, ergibt sich aus folgendem charakteristischen Zuge, den ich nicht verbürgen will. Ein ehemals nicht unverdienter Sänger oder Schauspieler — ich lasse es dahin gestellt — erhielt seine längst erwartete Entlassung. Auf Spezialvorstellung des Intendanten wird ihm höhern Orts eine Pension von 1200 Thalern, und außerdem ein Gehalt von 600 Thalern für ein kleines Geschäft, welches er behält, ertheilt. Der Entlassene ist außer sich über diese Zurücksetzung, beschwert sich beim Intendanten, der ihm freundschaftlichst räth, zufrieden zu seyn, endlich aber erlaubt, wenn er durchzubringen hoffe, höhern Orts einzukommen. Dies geschieht mit bittern Beschwerden über die Intendantur. Der Bescheid ist, nur auf besondere Vorstellung des Intendanten und aus besonderer Gunst sey das obige Gnadengehalt bewilligt worden. Da Bittsteller damit nicht zufrieden sey, müsse es bei den gesetzlichen Pensionsbestimmungen sein Bewenden haben, und der Bittsteller erhält nun in Allem 600 Thaler! **Relata refero**, nicht der Geschichte an sich wegen, sondern zu beliebiger Nutzanwendung.

Charade.

Es spricht der Graf: „Ich liebe Dich,
Du wirst, Du mußt das Erste werden;
Nimm hin das Zweite feierlich,
Es gilt im Himmel und auf Erden." —
„Das Ganze ist's," die Jungfrau spricht,
„Gebt Ihr das Zweite einem Weibe;
Herr Graf, ich mag das Zweite nicht,
Damit mein Herz das Erste bleibe.

C. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 32.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. Februar 1831.

Was kletterst du nieder aus glänzender Luft
Zum finstern Schooße der Erde?
Was suchst du in der grausenden Kluft,
Die des Tages Leuchte nicht klärte?

Th. Körner.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Was der fromme Glaube in der berühmten Bedeillacgrotte alles findet: Taufstein, Kapuzinerprozession, Beichtstuhl, Bischofsmütze, den Kampf des Engels mit dem Riesen, Glocken und Orgel, das ist hinlänglich bekannt, denn alle Pyrenäenreisende sprechen davon. Weniger sind es die poetischen Erinnerungen und Traditionen. Roland ist's, dessen Andenken das Volk an so viele Stellen in den Pyrenäen geknüpft hat. An einem Ort hat er mit einem Schwerthieb den Marboré gespalten, in Ronceval rettete er die fränkische Armee, fiel aber selbst als Opfer. Hier in der Bedeillachöhle ist er begraben, und da liegen seine Gebeine. Sein Grab steht mitten in einem weiten Saal, ganz im Verhältniß mit der Riesengestalt des Helden, vier-und-zwanzig Fuß lang, zwölf breit und achtzehn hoch. Solch eine Gruft mußte freilich der Mann haben, welcher alte Eichen ausriß und allein eine ganze navarrische Armee aufhielt.

Es war ein junges Weib bei uns, um die Strohfakkeln zu tragen, die unser Führer nach und nach anzündete. Als wir ins Dorf zurückkamen, hörte ich, wie sie ihren Nachbarinnen die Wunder in der Höhle erzählte. Ich war ganz erstaunt, und es lag etwas gar Reizendes darin, den Namen Roland aus ihrem lieblichen Mund zu hören. So lebte Achilles Name noch lang nach Homer im Mund der thessalischen Bäuerinnen. Dieser poetische Zauber ließ mich's übersehen, daß die Weiber in grobes Tuch gekleidet und daß ihre Kleider hier und da durchlöchert waren. Mir war's, als horchten die Kinder, die sie an der Brust trugen, beim Namen Roland schon auf.

Auf dem Pic von Montarguel, dem Dorf gerade gegenüber, steht ein uralter Thurm, ein anderer auf dem steilen und kahlen Bedeillac. Der Führer sagte uns, sie stammten aus der Zeit der „bösen Leute." Weiter gibts keine Tradition über diese Thürme, die sich häufig auf den hohen Pyrenäenpunkten finden. Von einigen gehen aber Volkssagen um. So trug ein Hexenmeister vor drei Jahren Blindschleichen und Kröten im Bedeillacthurm zusammen und beschwor damit den Bösen. Dieser kam auch und fragte den Zauberer, was er begehre, um den Menschen Böses zu thun, Wind, Blitz oder Regen? Der Pyrenäische Faust wählte lezteren, und in derselben Nacht wurde ein Haus in der Nachbarschaft vom Regen weggerissen. So erzählte mir eine Bäurin. Bei all' diesen Erzählungen über Verwüstungen der Elemente zeigt sich das Streben, sie nicht etwa natürlich, sondern aus dem Walten wunderbarer Mächte und aus menschlicher Bosheit zu erklären. All' diese Volkssagen von den Thürmen und Höhlen in den Pyrenäen, haben übrigens denselben Hintergrund. Immer vermuthet das Volk Schätze an diesen heimlichen Orten. Die junge Bäurin, die mir Obiges erzählte, glaubte steif und fest, daß tief im Bedeillacthurme goldene Gewölbe, Käfige und Werkzeuge seyen. Sie möchten gern diese Orte besuchen und auskundschaften

und etwas von dem Gold haben, sie fürchten sich aber vor den Zauberern, die da unten Wache halten. So trauen sie auch den Fremden nichts Gutes zu, wenn sie diese Orte besuchen, und sehen sie mit unruhigen Blicken. Ich denke, die dunkle Erinnerung an die ehemaligen reichen, nun verschütteten Goldbergwerke in den Pyrenäen hat wesentlich zu der Entstehung dieser Volkssagen mitgewirkt.

Dieß bringt mich auf die berühmten Eisenbergwerke von Vic-de-Sos, zu denen wir am folgenden Tag kamen. Schon seit langen Jahrhunderten werden sie betrieben und geben noch immer gute Ausbeute. Die Grafen von Foix und ihre Erben, die Könige von Frankreich, haben den Bewohnern des Vic-de-Sosthals mehrmals Urkunden und Briefe ertheilt, denen zu Folge alle Thalbewohner Antheil an der Bearbeitung und dem Ertrag dieser Bergwerke hatten. Dieß blieb aber nicht immer so, sondern machte sich durch Verjährung anders. Die Bewohner der Dörfer Senz, Goulier und Olbier liefern jezt allein Bergleute und schließen die andern im Thal aus, welche jezt nur das Erz führen dürfen, es sey denn, daß sich einer mit einem Mädchen oder mit einer Wittwe aus jenen Bergwerksdörfern verheirathet; dann theilt er ihre Rechte. Im Ganzen sind es ungefähr 1600 bis 1800 Einwohner, von denen vierhundert in den Schachten arbeiten. Ich bin mit hineingegangen und habe ihre Klagen über ihr trauriges, mühevolles und gefährliches Leben gegründet gefunden. Welches Daseyn in diesen dunkeln, engen, labyrinthischen Gängen, in diesen hier und da angebrachten Löchern, wo die Leute in gezwungener, beängstigender Stellung Steine abschlagen und von Schweiß triefen, wiewohl es kalt in diesen Schachten ist, deren Höhe und Tiefe nicht abgesehen werden kann. Das Licht der Lampen und Fackeln verliert sich im unendlichen dunkeln Raum, ohne einen Gegenstand zu finden, den es erleuchten könnte. Wirft man einen Stein mit aller Gewalt, so kömmt er doch nicht bis ans andere Ende, sondern verliert sich in tiefen Höhlungen. Diese Räume mit ihrer tiefen Stille, ihrem Dunkel, nur wenig von traurigem Lampenschein erhellt, diese erschrecklichen Arbeiten erinnern an die furchtbare Idee des Nichts, oder an die Vorhallen des Tartarus. Es sind immer zwei und zwei Bergleute zusammen; der Perrier schlägt mit seinem Picou Steine los, die dann der Bourbatier auf seinem Rücken, Kopf und Hals aus dem Schacht trägt. Diese Last beträgt über achtzig Pfund, und wiewohl die Leute so gebückt sind, daß sie mit dem Gesicht gegen die Erde schauen, so gehen sie doch bergauf, bergab sehr schnell in den dunkeln, gewundenen Gängen. In der einen Hand tragen sie eine kleine Lampe; dem ungeachtet stoßen sie manchmal mit den ihnen begegnenden Bourbatiers zusammen, oder an die schwarze Wand. Der Perrier hat es aber doch noch schlimmer. Er steckt in einem engen Loch und schlägt mit Mühe Stücke vom Felsen los, zerbricht daran oft seinen Picou oder findet nur eine armselige Ader, die der Mühe nicht werth ist; dabei wagt er jeden Augenblick, daß das Gestein einfällt und ihn todt oder zum Krüppel schlägt. Man denke sich dazu ihre zerrissenen, schwarzen Kleider, den dunkeln und traurigen Lampenschein auf ihren magern, bleichen Gesichtern, und man meint, es seyen Sklaven oder Missethäter, zur Buße zu diesen unterirdischen Arbeiten verdammt. Wie sind doch diese Leute mit Blindheit geschlagen, daß sie ihr Leben in diesen Höhlen kümmerlich zubringen, da ihnen Land und Meer offen stehen. Ich wenigstens glaube, daß alle Gefahren, Stürme und Schiffbrüche auf dem Ocean vorzuziehen sind. Der Seemann stirbt doch nur einmal, der Bergmann aber liegt täglich in seinem dunkeln, feuchten Grab. Wahrhaftig, die Neger von Guinea, die auf die reizenden Antillen gebracht werden, scheinen mir fast glücklich! Sie leben in freier Luft, in einer wunderschönen Natur, genießen das Tageslicht und den Sonnenschein. Dieß fühlte ich recht lebhaft, als ich wieder aus den dumpfigen Schachten in Gottes schöne Schöpfung und unter den freien Himmel trat. Das Räthsel ist aber gelöst, wenn man erfährt, daß die Bergleute täglich von zehn bis sechs Uhr einen Taglohn von zwei Franken erhalten, was in dieser armen Gegend bedeutend ist. Die Kinder verdienen einen, ja anderthalb Franken. So zeigte man mir einen Bergmann, der mit seinen drei Buben täglich sechs Franken nach Haus trägt. Mit diesem Lohn könnten die Leute ein hübsches Geld zurücklegen und für ihr Alter sorgen; aber nur wenige thun es. Die Meisten sind schlechte Wirthe, lieben gutes Essen und Trinken, Wein und Spiel. Dieß scheint auffallend, denn die Leute in der Gegend, die sich mit Ackerbau und Viehzucht abgeben, haben diesen Fehler nicht. Sie sparen, so viel sie nur können, und leben daher sehr nüchtern und mäßig. Es ist aber nicht zu verwundern: Hirten und Landleute sehen einer Zukunft, einem langen Leben entgegen; für dieses sparen sie. Dem Bergmann hingegen geht es wie allen Leuten, die ein gefährliches Handwerk treiben; es drängt ihn, zu genießen, er unterdrückt die Besorgniß durch das Vergnügen, den Genuß und die künstliche Sorglosigkeit, die aus dem Wein hervorgeht. Da ihm sein Leben nur einen Tag lang scheint, so kömmt ihm thöricht vor, für den folgenden Tag zu sparen, dessen Abend er vielleicht nicht sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Tags darauf sah man Marie am frühen Morgen, einen Korb am Arm, das Dorf verlassen, als ginge sie auf den Markt. Als die Eltern ihre Abwesenheit bemerkten,

dachten sie wohl, sie werde Toniotto wollen abgehen sehen. Ihre beiden Brüder gingen ihr eilends nach; aber in der Stadt erfuhren sie, Toniotto sey längst fort, und Marien hatte Niemand gesehen. Das Mädchen hatte wohl gewußt, daß man sie hier suchen würde; sie war daher nicht in die Stadt, sondern geradeswegs an die Straße gegangen, welche die andern Rekruten eingeschlagen hatten, und auf der ersten Station zugleich mit Toniotto angelangt, der gleich einem Missethäter, jedoch ohne Fesseln, von zwei Gensdarmen geführt wurde. Die Gensdarmen erkannten sie; sie erlaubten ihr, bei Toniotto zu bleiben und ihm die Erfrischungen zu reichen, die sie im Korbe gebracht hatte. Toniotto drang in sie, zu ihren Eltern heimzukehren; vergeblich: sie wollte ihn durchaus bis ins Nachtquartier begleiten. Hier wurde Toniotto mit den andern Rekruten eingesperrt, und sie erbat sich bei einer armen Frau ein Nachtlager. Am folgenden Morgen stellte sie sich an das Gefängnißthor, und was mußte sie hier sehen? Toniotto und ein Paar Dutzend andere Rekruten zwei und zwei, gleich Galeerenslaven, mit den Händen an ein langes Sail gebunden. — Sie ging wieder neben Toniotto her; dieser fragte, was sie denn wolle; sie wisse es nicht, war ihre Antwort, sie habe ihn nur noch einmal sehen und ein wenig begleiten wollen; Toniotto redete ihr nun ernstlich zu, heim zu gehen; da fing die Arme an zu weinen, und Rekruten und Gensdarmen machten sich über beide lustig. So ging es den ganzen Morgen fort; zur Essenszeit wurden die Rekruten in die Scheune eines Wirthshauses eingesperrt, und die Gensdarmen jagten Marie sogar von der Thüre weg. Das arme Mädchen sezte sich daher in einiger Entfernung nieder und wartete, bis der Zug wieder aufbrach; dann trat sie wieder an Toniottos Seite und ging neben ihm her, ohne recht zu wissen, was sie wollte oder was sie that; von Zeit zu Zeit nahm sie Erfrischungen aus dem Korbe und reichte sie Toniotto; dann fing dieser wieder an ihr zuzureden, und sie brach von neuem in Thränen aus.

Gegen Abend wurden sie von Mariens Brüder eingeholt; es waren gute Jungen, sie schalten daher die Schwester nicht und baten sie nur flehend, wieder heimzukehren. Toniotto vereinigte seine Bitten mit den ihrigen, und die Arme gab mit Thränen, aber ohne Murren nach. Kaum war sie nach dem schmerzlichen Abschiede Abends zu Bette, als sie ein heftiges Fieber befiel. Sie blieb mehrere Wochen krank, und als sie wieder nach Hause kam, kannte man sie fast nicht mehr; aber Niemand machte ihr den geringsten Vorwurf wegen ihrer Flucht, denn Alles im Dorfe liebte sie.

Nach und nach erholte sie sich wieder, und besonders Toniottos erster Brief wirkte sehr wohlthätig auf sie. Wie oft habe ich ihn gelesen! darum weiß ich ihn auch auswendig; es hieß darin: „Lieber Vater, ich schreibe, um euch zu melden, daß wir glücklich beim Depot des Regiments angelangt sind, das in einer Stadt ist, die Besançon heißt, und wie man sagt, werden wir hier lange bleiben. Sie haben mich bereits in Soldatenkleider gesteckt, so daß ihr mich fast nicht wieder kennen würdet. Zwei Tage nach unserer Ankunft hat man angefangen, uns zu exerziren, das heißt, wir lernen gehen und den Kopf rechts und links drehen; in zwei, drei Tagen kommt es an die Flinte, und es heißt, vom Morgen bis zum Abend werde dann damit exerzirt. Wir hoffen allesammt, daß es bald Krieg geben wird, denn dann ist es doch mit diesem langweiligen Leben aus, und man heißt uns nicht mehr Rekruten; dies ist so viel als ein Schimpfwort. Indessen wäre ich froh, wenn ich wüßte, daß ihr es euch nicht mehr so zu Herzen nehmt, und dann möchte ich auch wissen, wie es der armen Marie geht, die, ich mochte sagen, was ich wollte, zwei Tage lang mit mir gegangen ist; es hat mir dies sehr leid gethan; übrigens, Vater, versichere ich euch bei Allem, daß wir nicht anders waren, denn wie Geschwister; deshalb will ich auch hoffen, daß sie Niemand darum angesehen hat; küßt sie in meinem Namen, grüßt auch ihre Eltern und Brüder . . .“

Nicht lange nachher lief ein zweiter Brief vom guten Toniotto aus dem Lager vor Magdeburg ein. Er erzählte, wie er der Schlacht bei Jena beigewohnt und die ersten Kanonenschüsse, die er hier gehört, statt ihm Furcht einzujagen, zum erstenmal, seit er die heimathliche Schwelle verlassen, Trost in sein Herz gegossen haben; von Stunde an wage es kein Kamerad mehr, ihn einen Rekruten zu nennen, und er sey unter die Grenadiere gekommen. Den Winter darauf schrieb er aus Polen, ich weiß nicht mehr, woher, und den folgenden Sommer aus Aranda am Duero in Spanien. Jedesmal hatte er von neuen Schlachten zu berichten, und man sah wohl, er bekam Geschmack am Handwerk; er war Korporal geworden, nicht lange darauf Sergeant, hatte dann die Ehrenlegion bekommen, und mir konnte er nicht genug danken, daß ich ihn schreiben gelehrt, denn dies bringe ihn weiter im Avancement, als alle seine Thaten auf den Schlachtfeldern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Genovevenkirche und Pantheon.

Jeden Tag wird man in Paris zu ernsthaften Vergleichungen zwischen dem **vormals** und **jezt** veranlaßt. Wer konnte in diesen Tagen vor der schönen Façade des Pantheon vorbeigehen, ohne solch eine Betrachtung anzustellen? Vor einem Jahre war dies erhabene Gebäude noch die St. Geno-

vevenkirche, wenigstens hatte es die Regierung Karls X. mit aller Gewalt dazu umschaffen wollen. Eine sogenannte Missionsgesellschaft, das heißt ein Verein von fanatischen, unwissenden Geistlichen, welche jener König begünstigte und besoldete, und welche die offenbare Sendung hatten, das Volk wieder abergläubisch und bigott zu machen, hatte sich des schönen Tempels bemächtigt, den man während der Revolution zum Grabmale der Männer bestimmt hatte, die sich um den Staat wohl verdient gemacht haben. Diese fanatischen Missionarien hatten Voltaires und Rousseaus Gebeine in einem dunkeln Winkel verborgen, ihre Altärchen unter der erhabenen Kuppel errichtet und verrichteten dort ihre Andachtsübungen, besonders in der Oktave nach dem Feste der heil. Genoveva, das bekanntlich zu Anfang Januars eintritt. Sie hatten es dahin gebracht, daß Karl X., den in seiner Jugend die Andacht wenig kümmerte, jezt in seinem Alter demüthig ihrer Oktavenandacht beiwohnte; aber immer mit der alten Hofetikette, das heißt, der Erzbischof empfing den König mit großem Pompe am Eingange des Tempels, hielt eine Anrede an ihn und lobte ihn wegen seiner Andacht; der König antwortete wie ein großer Monarch, und die Zeitungen beschrieben am folgenden Tage seine Wallfahrt. Versteckt oder zertrümmert hatten die rohen Missionarien die schönen Basreliefs, welche den Portikus des Tempels zierten; dagegen hatten sie Bilderchen in ihrem Geschmacke in dem Tempel aufgehangen, auch Reliquien aufgestellt, die sie wieder aufgefunden zu haben behaupteten, obschon ihnen Niemand glaubte; an solchen Trug war man schon längst vor der Revolution gewohnt. Während der Oktave des heil. Genovevenfestes hatte sich auf dem Plaze vor der Kirche ein Handel wieder erneuert, den man in allen katholischen Ländern recht wohl kennt, nämlich der Handel mit Rosenkränzen, Bildern und kleinen Kerzen. Vor einem Jahre um diese Zeit standen manche Buden mit diesen Waaren vor der Kirche aufgeschlagen. Welche Umwandlung ist seitdem geschehen! Gestern war auch eine Menge Menschen vor dem Eingange der ehemaligen Kirche versammelt, aber nicht mehr, um ihre Andacht zu verrichten oder um Kerzchen und Rosenkränze zu erhandeln; dieser Handel ist daniedergefallen, und die schöne Façade des Genovevengebäudes prangte wieder mit der Inschrift, die ihm als Pantheon gebührt: **aux grands hommes la patrie reconnaissante.** Studenten der Rechtsfakultät waren es, welche die Stufen des Einganges, den Säulengang und den weiten Raum vor dem Gebäude einnahmen; nicht aus andächtigen Absichten, sondern aus politischen kamen sie hier zusammen. Ein Redner hatte die oberste Stufe betreten und sprach sehr geläufig vom Zwecke dieser Zusammenkunft, wozu die Jünglinge durch überall angeschlagene Zettel eingeladen worden waren. Es sollte nämlich eine Verbrüderung in Paris, in ganz Frankreich, ja in ganz Europa oder gar in der ganzen gebildeten Welt zur Aufrechthaltung und Verbreitung der Freiheit und Aufklärung gestiftet werden; es kam darauf an, zu bestimmen, wie diese Verbrüderung am zweckmäßigsten könnte ins Werk gesezt werden. Der Redner mit seinem blauen, rothgefütterten Mantel, der sich auf seinem gestikulirenden Arme in Falten warf, vor dem Säulenportale in antikem Style, glich einem jungen Römer, der im Forum seine Mitbürger anredet. Unter den jungen Zuhörern trugen die meisten auch solche Mäntel. Aber o weh! nun erschien ein Polizeikommissär, welcher die Täuschung unterbrach und an die neuern Zeiten erinnerte. Der Mann trug die Schärpe, welche in Frankreich das Kennzeichen der obrigkeitlichen Würde ist. Er wollte die versammelten Jünglinge anreden. Sie verlangten, er sollte seinen Hut abnehmen. „So nehmen Sie erst den Ihrigen ab!" antwortete der ziemlich entschlossene Mann. Die Jünglinge sahen ein, daß dies Verlangen vernünftig sey, und nahmen ihre Hüte ab, worauf er den seinigen in die Hand nahm. Nun ward es still, und er benuzte diesen Augenblick, um ihnen vorzustellen, daß es unschicklich, ja gesezwidrig sey, sich an einem öffentlichen Orte zusammenzurotten, politische Berathschlagungen anzustellen und gar von Verbrüderungen zu sprechen, welche die Regierung unmöglich dulden könne. Bei dem Worte zusammenrotten äußerten die Jünglinge ihr Mißfallen, und da der Polizeikommissär noch einige andere harte Worte fallen ließ, so pfiffen und schrieen sie ihn aus. Der Mann aber ließ sich nicht irre machen und nahm den Vorgang zu Protokoll.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Neuerungen. Vorlesungen.

Eine zweite Neuerung, welche übrigens, gleich der vorigen, auch nicht zum erstenmale zur Sprache kam, betrifft die Visitenkarten, welche am Neujahr gewöhnlich herumgesendet werden. Eine ziemliche Anzahl zum Theil sehr geachteter Männer wünschte im Dresdener Anzeiger allen denjenigen Glück, welche in den vorigen Jahren zu diesem Zwecke Karten von ihnen erhalten hatten. Beide Abänderungen alter Sitten empfehlen sich durch eine wesentliche Erleichterung in Dingen, welche zu den ganz gleichgültigen gehören. Bei alle dem werden gewiß Viele diese einseitige Aufhebung eines ziemlich allgemeinen Gebrauches als unzulässig betrachten. Ohne das Recht oder Unrecht hier abwägen zu wollen, möchte man doch wünschen, daß die Mehrheit sich zur Nachahmung beider Neuerungen entschlösse.

Seit einigen Tagen soll das Eingehen der italienischen Oper im künftigen Jahre beschlossen seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß hiermit eine reiche Quelle des Genusses für alle gebildeten Musikfreunde versiegt; eben so wenig aber läßt sich freilich verkennen, daß der Aufwand, den dieser Genuß der Regierung verursachte, äußerst bedeutend war.

Von Vorlesungen, welche diesen Winter hier gehalten werden, verdienen besonders die Böttigerschen und die von einem hiesigen Prediger, Hrn. Wagner, Beachtung. Böttiger liest über den Juvenal und hat, wie sich das schon denken läßt, ein sehr gewähltes Publikum. Es ist wahrhaft erfreulich, daß dieser so hochverdiente Gelehrte dem zunehmenden Alter und den, leider schon seit vielen Jahren periodisch zurückkehrenden körperlichen Leiden immer wieder, vermöge der innern Lebenskraft, Troz zu bieten und eine Geistesthätigkeit und Heiterkeit zu behaupten weiß, um die ihn mancher Jüngling beneiden könnte. Auch den Wagnerschen Vorlesungen, deren Gegenstand, wenn ich nicht irre, die Kirchengeschichte ist, fehlt es keineswegs an Abonnenten. Die Deklamatorien hingegen scheinen kein rechtes Gedeihen mehr finden zu wollen. Bekannte Namen in diesem Industriezweige sterben immer mehr ab, und die unbekannten, von denen mitunter der Dresdener Anzeiger sagt, verhallen in der Regel in dem Geräusch der Kaffee- und anderer Wirthshäuser, denen sie ihre Kunstleistungen zu widmen pflegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Februar 1831.

Auf! ihr stürmischen
Herbstlichen Winde!
Zu der Liebsten mein
Wehet, wehet hin,
Keine fröhliche,
Nein, ach! leidige
Botschaft kundend.

Goethe.
Russische Volkslieder.

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Es mochten zwei Jahre seyn, seit Toniotto fort war, und ich hielt eben Schule wie gewöhnlich, da kam ein kleiner Junge herein und sagte einem Kameraden etwas ins Ohr; dieser theilte es seinem Nachbar mit; in einem Augenblick war die Neuigkeit in der Schule herum, plötzlich geschah ein allgemeiner Aufstand und die kleinen Bursche riefen aus Einem Halse: „Toniotto ist wieder da! wir wollen ihn sehen!" An Halten war da nicht zu denken, ich ging daher mit, und da stand wirklich Toniotto, strahlend von Wonne, wie ich ihn nie gesehen, links sein Vater, rechts Marie, die weinte, schluchzte und kein Wort sprechen konnte, ringsum die Seinigen, die ihn mit Liebkosungen überhäuften. Kaum sah er mich, so flog er mir an den Hals, und ich meinte, er wolle mich erdrücken vor Zärtlichkeit. Mit kurzen Worten sagte er mir, sein Regiment stoße aus Spanien zu der italienischen Armee; auf dem Durchmarsch durch Piemont habe er einen dreitägigen Urlaub erhalten, um seine Eltern und... Er brach ab, sah Marien an, ergriff ihre Hand und küßte sie mit freiem, ungezwungenem Anstand, ganz anders, als ehe er ging, und schon fürchtete ich, das Soldatenleben möchte ihn ein wenig verdorben haben; als ich aber weiter mit ihm sprach, fand ich, daß er noch immer der alte brave Bursche war. Nur ein Mann war er geworden in den zwei Jahren; er weinte und klagte nicht mehr, er berechnete seine Zukunft und ging fest und gerade auf sein Ziel los — und dieß war und blieb seine Verbindung mit Marie. Nach seinem bisherigen Avencement, meinte er, könne es ihm nicht fehlen, in Kurzem Offizier zu werden, und dann werde es ihm nicht schwer fallen, die Erlaubniß zu heirathen oder den Abschied zu erhalten. „Um so eher," sagte er lächelnd, „da ich unterwegs mein gutes Theil Wunden bekommen habe, von denen in meinen Briefen nichts steht, und bekomme ich noch zwei oder drei, so könnte ich leicht mit fünf-und-zwanzig Jahren zu den Veteranen kommen oder nach Haus entlassen werden."

Die drei Tage, die Toniotto in seinem Dorfe zubrachte, verflossen rasch in Freude und Jubel, und die arme Marie hatte Recht, wenn sie sagte, es seyen die schönsten Tage ihres Lebens gewesen. Beim Abschiede gab Toniotto seinem Vater drei, seinem Bruder ein Louis'dor, Marien ein seidenes Tuch und einen goldenen Ring; von Venedig aus schickte er ihr noch eine kleine Kette, die sie von Stunde an beständig am Halse trug.

Nun kam der österreichische Feldzug. Toniotto erhielt einen gefährlichen Säbelhieb über den Kopf, genas aber wieder und trat nun in die kaiserliche Garde; er meldete dieß seinem Vater mit einem Jubel, als wäre er Reichsmarschall geworden. Nach dem Frieden kam Toniotto mit seinem Regimente nach Paris; er schrieb häufig, bald an seinen Vater, bald an Marie; immer hieß es, er sey gut angeschrieben bei seinen Vorgesetzten, er hoffe bald Offizier zu werden, und dann werde Alles noch

gut gehen. So verflossen zwei Jahre, dann wurde Rußland der Krieg erklärt. Voll froher Hoffnung marschirte Toniotto aus Paris; von Smolensk schrieb er, er sey Adjudant Sousoffizier geworden, habe die Dekoration der eisernen Krone erhalten, und keiner seiner Kameraden zweifle daran, daß er noch vor Ende des Feldzugs die Epauletten haben werde. Drauf verflossen mehrere Monate, ohne daß man etwas von ihm hörte; aber zu Winters Anfang verbreitete sich das Gerücht im Dorfe, das französische Heer sey ganz aufgerieben worden; ich zog Erkundigungen in der Stadt ein, und mußte da hören, daß es leider nur allzu wahr sey. Zu Ende des Jahrs schrieben einige Piemonteser, die in der Garde dienten, Toniotto, der arme Junge, sey beim Uebergang über die Beresina umgekommen. Man denke sich den Schmerz seines alten Vaters, seines Bruders, Mariens Verzweiflung, als diese Trauerpost ankam! Das arme Mädchen wurde krank und schwankte lange zwischen Leben und Tod. Sie erholte sich indessen allmählig wieder, aber nur, um immer neues Unglück zu erleben. Die Aushebungen folgten einander Schlag auf Schlag; auch ihre beiden Brüder mußten fort; sie fielen beide, der ältere bei Hanau, der jüngere unter den Mauern von Paris. Somit blieb Marie die einzige Stütze ihrer betagten Eltern, und nur das lebendigste Pflichtgefühl oder des Himmels besonderer Schutz konnten ihr Kraft verleihen.

Das arme Mädchen war jezt zwei-und-zwanzig Jahre alt; sie stand in der Blüthe der Schönheit, die durch die himmlische Geduld, mit der sie ihren Schmerz trug, noch rührender wurde; nie flog ein Lächeln über ihre Lippen, aber nie verfinsterte auch jene Verzweiflung, die mit dem Himmel rechtet, ihre Züge. Im Jahr 1814 kamen einige Soldaten vom französischen Heer ins Land, und durch sie erfuhr man etwas Näheres von Toniottos Tode. Auf dem ganzen Rückzuge hatte er unerschütterlichen Muth bewiesen, und wenn seine Kameraden über die Kälte klagten, meinte er, er trage auf der Brust etwas, das sie, Rußlands Eis zum Troz, warmhalten solle. Die Soldaten wußten nicht genau zu sagen, ob er Offizier geworden sey; aber an der Spitze seiner Kompagnie hatten sie ihn marschiren sehen. Er war einer der ersten, die über die Brücke der Beresina gingen; kaum darüber, warf er sich auf den Feind, erhielt einen Schuß in die Brust und fiel todt nieder. Armer Toniotto! sprachen die Soldaten, sein ganzes Regiment liebte ihn, und alle Piemonteser im Heere waren stolz auf ihn.

Arme Marie, sprach ich zu mir selbst, nachdem ich den traurigen Bericht vernommen; ja, du bist am meisten zu bedauern; du sollst leben und hast den verloren, der dein Leben war! Und ich wußte erst nicht, was sie alles litt. Es mochten drei Jahre seit Toniottos Tode verflossen seyn, da bemerkte ich, daß offenbar eine Veränderung mit dem Mädchen vorging. Die sanfte Schwermuth verschwand aus ihrem Gesichte; ihr Blick wurde scheu, unruhig, unruhiger von Tag zu Tag. Gerne hätte ich sie darüber befragt, ich war aber zu schüchtern, und sie sagte kein Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf einem der höchsten Pyrenäenpunkte steht und auf beiden Seiten hinabsieht, hier auf Frankreich, dort auf Spanien, so ergreift einen der Gedanke an die Wundergeschichte dieses Scheide- und Bindegürtels, den der spanische Stolz das Halsband des europäischen Jungfrauenkopfs nennt. Tiefes Dunkel herrscht hier in den vorhistorischen Zeiten, die ja auch bei den großen Völkern in der Ebene — den Galliern und Iberiern — nicht klar sind. Mythologische Sagen beginnen. Ein iberischer König hatte eine schöne Tochter, Pyrene genannt. Herkules, dieser erste Roland, lernte sie auf seinem Zug kennen, entführte sie und sie folgte ihm auch bis in das Gebirg, da verließ sie der griechische Halbgott, und das arme Mädchen irrte lange zwischen den Schluchten umher, bis sie in einer derselben ihren Tod fand. Nach ihr ward das Gebirg geheißen. Die Phönicier haben den westlichen Abhang der Pyrenäen nach dem Meer hin gekannt. Als Josua ihr Land verwüstete, flohen sie nach allen Seiten des Mittelmeers, manche noch weiter; einige Haufen kamen auch vom biscayischen Meer her und sind die Ahnen der alten Cantabrier und Baskier. Dieß geht augenscheinlich aus der bis auf den heutigen Tag sichtbaren Verschiedenheit der leztern von allen Nachbarvölkern, desgleichen aus ihren Sitten und ihrer Sprache hervor, die große Aehnlichkeit mit der phönicischen hat. Dieß wäre eine der ältesten asiatischen Kolonien auf europäischem Boden. Wahrscheinlich kamen bald darauf die Gallier oder Celten aus dem hohen Mittelasien nach Europa und von da, nach Plutarch, in das Land zwischen den Pyrenäen und den Alpen. Vielleicht waren sie auch schon da, als die phönicischen Flüchtlinge kamen. Wer wollte bestimmen, ob andere Völker früher in den Pyrenäen zu Haus waren als die Cantabrier? Selbst viele Jahrhunderte später, nachdem die Römer erobernd in Gallien und Spanien eingedrungen, war wenig von ihnen bekannt. Cäsar und Diodorus sprechen nur von den Völkerstämmen in den Ebenen. Heere und Kaufleute hielten sich weislich fern von den Thälern und Schluchten der Mittelpyrenäen. Die Einwohner lebten wahrscheinlich in großer Rohheit ohne Schimmer von Bildung. Da kam Hannibal mit seinem mächtigen Heer, fünfzigtausend Mann Fußvolk, neuntausend Mann Reiterei und sieben-und-dreißig Elephanten, vom Süden herangezogen und ging über die Pyrenäen, an ihrem östlichen Theil, der jezt die Albères heißt. Die

Geschichtschreiber, die das große Gebirg nur ganz im Allgemeinen kannten, bestimmen freilich den Ort des Uebergangs nicht, obige Angabe ist aber keinem Zweifel unterworfen, denn Hannibal hatte eben Sagunt am mittelländischen Meeresufer genommen. Um nach Gallien zu kommen, war der Uebergang über die Cols der Albères, wo jezt Bellegarde und Collioure liegen, die kürzesten Linie, und dabei hatte der Feldherr noch den Vortheil, daß die Transportflotte der Armee am Ufer folgen und sie immer mit Lebensmitteln versehen konnte. Diesen großen Vortheil hätte sich Hannibal gewiß nicht entgehen lassen; warum sollte er seinen Uebergang westlicher in den Pyrenäen bewirkt haben, wo ihn überdieß die Natur des Gebirgs viel schwerer, wenn nicht unmöglich gemacht hätte? Nach Hannibal ging auch Hasdrubal denselben Weg. Nach den Siegen des Publius Crassus und des Proconsuls Messala ward Spanien den Römern unterworfen. In zwei Jahrhunderten hatten aber doch die Cantabrier in dem westlichen Gebirg nicht bezwungen werden können, wie die gleichzeitigen römischen Schriftsteller und Horaz sagen. Darüber wurde der weltherrschende August ungehalten und zog gegen das kühne Gebirgsvolk; zwar besiegte er es durch Uebermacht, materielle Mittel, Kriegskenntniß und Glück, aber er unterwarf sie nicht, und immer zeigten sie ihre Kraft und Unabhängigkeit. (Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Miszellen.

Abel-Rémusat hielt vor einiger Zeit in der Akademie einen Vortrag über folgende chinesische Entdeckungsreise. Buddhistische Priester machten sich im Jahr 399 n. Chr. auf den Weg, zogen durch die Tartarei, die aber Tatarei heißt, durch das Uiguren land, über die Himalayaberge, den Indus, besuchten das ostpersische Hochgebirg, passirten nochmals den Indus, erreichten den Ganges, besahen die Hauptstädte Mittelindiens, stiegen in die Gegend des jetzigen Calcutta's hinab, schifften sich nach der Insel Ceylon ein, landeten in Java und begaben sich wieder heim. So machten sie einen Weg von 900 deutschen Meilen zu Lande und gegen 500 zur See. Sie hatten den Zweck, Sanskrit zu studiren, die heiligen Schriften ihrer Religion zu copiren und Theologie zu treiben. Während sie aber die „für heilig geltenden" Orte, Tempel, Klöster besuchten, sammelten sie zugleich höchst merkwürdige Nachrichten über wenig bekannte Punkte der Erdkunde und über die Geschichte mehrerer indischen Staaten, womit uns die Indianisten noch nicht bekannt gemacht haben, als da sind Udiana, das Land Kandara und das Belutschenland, ferner zur Rechten des Indus Kuschala, Kapila und mehrere andere Gegenden Mittelindiens. Rémusat hat in der großen Pariser Bibliothek ihren Reisebericht entdeckt, den man bisher für eine Abhandlung über Magie und den Stein der Weisen gehalten hatte. Diesen Bericht hat er aus dem Chinesischen übersezt und erläutert. Man lernt daraus u. a. die Orte kennen, wo der Buddhismus ursprünglich gepredigt wurde; bisher hatte man geglaubt, er sey im Süden vom Ganges entstanden, er kommt aber vom nördlichen Indien, aus der Gegend von Nepal. Auf diese Weise findet sich in chinesischen Büchern die Lösung wichtiger Probleme über Indien, die man aus indischen Büchern noch nicht erklärt hatte. Man sieht nun dem Werke des gelehrten Rémusat entgegen.

* * *

Ein König der Gesellschaftsinseln im stillen Meer hat seinen Unterthanen die Preßfreiheit gegeben. Der protestantische Missionär Ellis, ebenderselbe, welcher vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die Sandwichinseln herausgegeben, hatte Typen und eine Druckerpresse mit auf die Reise genommen. König Pomare in Eimeo gab ihm ein Haus und ließ sich dafür Unterricht im Drucken ertheilen. Er berief sodann einen seiner Minister, ließ dem Volke den ersten gedruckten Bogen zeigen und octroyirte ihm die Preßfreiheit. So weit ist man jezt schon bei unsern Antipoden!

* * *

Se. Majestät der König von Ava geruhte am 17. Juni 1830 den großbritannischen Gesandten, Hrn. Major Burney, in einer feierlichen Antrittsaudienz aufzunehmen. Hr. Burney war schon am 24. April in der Hauptstadt angelangt. Der Hof hatte gegen den fortwährenden Aufenthalt eines brittischen Gesandten in Ava nichts einzuwenden; er hegte sogar den Wunsch, einen birmanischen Gesandten nach Calcutta zu schicken, und somit den 7ten Artikel des Yandaboovertrags zu erfüllen. Der diplomatische Grund, warum der Major zwei Monate ohne Audienz blieb, ist eine Unpäßlichkeit, der wahre Grund, weil er im k. Pallaste nicht barfuß erscheinen wollte. Man bestand aber darauf, er müsse seine Schuhe ausziehen, und Hr. Burney willigte endlich ein, mit dem Vorbehalt, daß seine Nachfolger hierdurch nicht verpflichtet seyen. Dem nunmehr anerkannten Diplomaten wurde eine Schaar Elephanten ins Haus geschickt. Um neun Uhr Morgens begann der Zug. Vor Hrn. Burney marschirten vier Silberstockträger einher und trugen das Bildniß des Königs von England; sein Gefolge sammt den Geschenken ritt auf den Elephanten. Der Major mußte in der Residenz warten, bis die Prinzen und hohen Beamten im Staatsornat in den Pallast eingezogen waren; unterdessen wurden Erfrischungen in Gold servirt. An den Stufen vor dem Audienzsaale legte man die Schuhe ab, worauf der Gesandte und das Gefolge sogleich ihre Sitze dem Throne gegenüber einnahmen. Nach einigen Minuten ließ sich ein Rollen, wie ein ferner Donner, vernehmen, eine vergoldete Flügelthüre that sich

auf, und der König erschien in prächtigem Ornate. Er hatte eine goldene Krone auf und trug ein mit Edelsteinen reichlich besetztes langes Gewand mit Goldblumen, die Höflinge warfen sich zu Boden, die Gesandtschaft zog ihre Hüte ab und verneigte sich. Ein birmanischer Beamter verlas mit lauter Stimme das Beglaubigungsschreiben, welches nicht vom König von England, sondern vom indischen Generalgouverneur unterzeichnet war, und außerdem das Verzeichniß der Geschenke. Der König erkundigte sich nach dem Wohlseyn des Generalgouverneurs; ob die Witterung günstig sey, ob man in Calkutta erfrischenden Regen habe. Darauf zog sich Se. Majestät zurück und die Flügelthüre wurde geschlossen. Major Burney stand gut mit dem Ministerium, welches ihm eine Privataudienz versprach. Uebrigens haben die Minister in Ava nicht viel zu befehlen; der König ist ein unumschränkter Selbstherrscher.

* * *

Am Schwanenfluß in Neuholland ist eine Insurrektion ausgebrochen. Als Grund wird angegeben, das Jahr sey trocken und das Trinkwasser nicht frisch. Die Eingebornen haben den Ansiedlern eine Schlacht geliefert. Die Häuptlinge kletterten auf die Bäume und hielten revolutionäre Reden: „wenn die Eingebornen auf einen grünen Zweig kommen wollten, müßte man die Fremden fortjagen.“ Die Stellung auf den Bäumen war für jene Häuptlinge sehr geeignet, um todtgeschossen zu werden; bei Abgang der Post waren ihrer sieben heruntergefallen, doch waren die Fremden noch in großer Furcht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Die Pariser Studenten. La marmite autoclave.

Nun trat wieder ein junger Redner auf und suchte zu beweisen, daß ihre Zusammenkunft nichts Gesezwidriges habe, indem es sich hier blos um den Plan einer Verbrüderung handle, und man diese so einzurichten hoffe, daß sie nicht wider die Geseze verstoße. Sollte es der Polizei mißfallen, daß sie sich an einem öffentlichen Orte versammeln, so wollen sie sogleich aufbrechen und sich an einen geschlossenen Ort zurückziehen. Dieser Vorschlag wurde von der zuhörenden Menge gebilligt, und die Versammlung sezte sich nach dem Sorbonnegebäude in Bewegung, wo sich ein sehr geräumiger Hof befindet; hier soll die Berathschlagung wieder begonnen und zu Ende geführt worden seyn. Was das Resultat gewesen ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich die Ernennung eines Comité, um einen Plan zur vorhabenden Verbrüderung zu entwerfen. Hätte solch ein Verein unter der Regierung Karls X. stattgehabt, so würden sogleich eine Menge Gensdarmen zu Pferde auf die Jünglinge gehezt worden seyn; diese würden einigen Widerstand geleistet, aber zulezt doch mit Verlezung Mehrerer oder gar nach Niederhauung oder Niederschießung Einiger auseinander gejagt worden seyn; eine Menge Verhaftungen würden stattgehabt haben; die Gerichte hätten sich mit der Sache befassen und die aufbrausenden jugendlichen Köpfe nach der Strenge der Geseze bestrafen müssen. Die Zeit, da man vermittelst der Gensdarmensäbel in Frankreich regierte, ist aber vorüber; heutzutage sucht man, der Jugend besonders, nicht mit Gewalt, sondern mit Vernunft beizukommen, und Manches übersieht man als unbedeutend und in einem freien Staate unvermeidlich. Früher schon haben mehrere solche Versammlungen unter den Studenten der Rechtsfakultät stattgehabt, ohne daß man sich darum geängstigt hätte. Indessen scheint der Plan zu einer Verbrüderung doch der Regierung etwas bedenklich vorzukommen, und da bereits ein aus mehreren Studenten bestehendes Comité eine Aufforderung an die Jugend hat ergehen lassen, sich ihnen anzuschließen, so soll, den Zeitungen zufolge, eine gerichtliche Untersuchung wider die Unterzeichner dieser Aufforderung eingeleitet werden. Wahrscheinlich wird diese Untersuchung aber wenig zu bedeuten haben. Man darf übrigens die Studenten der Pariser Rechtsfakultät, oder vielmehr die Jünglinge, welche sich auf dem Pantheonplaze versammelt, und von deren Wirken und Handeln man in der lezten Zeit mehrmals Nachrichten in den Zeitungen gelesen hat, nicht mit den Studenten deutscher oder anderer Universitäten vergleichen. Es befinden sich unter ihnen manche sogenannte Clercs aus den Notarien- und Avouésstuben, manche junge Advokaten, also Leute, welche sich schon mit Rechtsgeschäften befassen und den Staatsangelegenheiten nicht so fremd sind, als man glauben könnte; auch macht ihr Aufenthalt in der Hauptstadt, daß sie lebhaften Antheil an den Debatten der gesezgebenden Kammern nehmen und die Lage der Dinge einsehen. Sie also als unerfahrene, mit dem Staatsleben unbekannte Jünglinge darstellen zu wollen, wäre ungerecht; manche unter ihnen sind auch schon majorenn, und haben folglich ein Recht, mitzusprechen, nur freilich nicht haufenweise und an einem öffentlichen Orte. Auch darf man sich nicht darüber wundern, daß die Politik jezt alle Gemüther beschäftigt und die Aufmerksamkeit aller Stände fesselt; um sie drehen sich ja alle Angelegenheiten, und Jeder hat Ursache, sich um den Gang der Regierung zu bekümmern und zu erfahren, wie die Steuerleute das Staatsruder führen, damit das Schiff nicht auf Klippen gerathe. Sogar bei den öffentlichen Sizzungen literarischer Gesellschaften spielt die Politik jezt die herrschende Rolle; so hatten neulich die Vorlesungen bei der öffentlichen Sizung der philotechnischen Gesellschaft großentheils eine politische Tendenz. Hr. Casimir Bonjour las ein Bruchstück aus einem neuen Lustspiele vor: „Die Deputirtenwahlen.“ Der Dichter Jebvé trug zwei epigrammatische Fabeln vor, wovon die eine la marmite autoclave hieß, und deren Inhalt dieser war. Ein Minister in einem noch ziemlich willkührlich regierten Staate kann mit der Presse gar nicht fertig werden und weiß nicht, was er anfangen soll, damit die Schriftsteller keine Tollkühnheiten begehen. Sein Küchenjunge, welcher die Verlegenheit Sr. Excellenz bemerkt, macht sich anheischig, guten Rath zu geben. Der Minister sieht verächtlich auf den armen Küchenjungen herunter und weißt ihn ab. Der Küchenjunge aber besteht auf seinem Anerbieten, und zulezt gibt die Excellenz nach. Der junge Koch bringt nun eine Küchenmaschine ins Zimmer, welche vermittelst des heißen Dampfes die Speisen kocht. „Sehen Ihre Excellenz,“ sagt er, „das kleine Loch hier, welches bestimmt ist, dem Drucke des Dampfes Luft zu verschaffen? Je nun, ein unverständiger Mann wollte einmal dieses Loch verschließen und wähnte, die Maschine würde besser ihren Dienst thun, wenn der Dampf wohl verschlossen bliebe und nichts herausströmen könnte. Durch den Druck von innen aber wurde die Maschine gesprengt, und der weise Herr bekam einen derben Stoß vor das Gehirn; so geht's denjenigen, welche dem Luft-, so wie dem Gedankenstrome keinen Ausweg verschaffen wollen. Also erwägen Ew. Excellenz die Beschaffenheit der Küchenmaschine.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Februar 1831.

Mit unserm Arm ist's nicht gethan,
Steht uns der Mächtige nicht bei,
Der Alles ausführt!

Klopstock.

Das Kreuz in den Alpuxarasbergen.

In den Bergen Alpuxaras
Steht ein Kreuz auf freien Höhen,
Wo man auf Grenada's Ebnen
Weithin mag hinuntersehen.

Einst am heil'gen Ostertage,
In den wild'sten Wetterschau'ren,
War ein heißer Kampf dort oben,
Kampf der Christen und der Mauren.

Lang bedrängt, in Hungersnöthen,
Matt von viel durchwachten Nächten,
Möchten heut die armen Christen
Lieber beten wohl, als fechten.

Doch die Heiden immer wilder
Schwenken ihre krummen Klingen,
Und die Gläub'gen immer matter
Ihre schweren Schwerter schwingen.

Als es endlich Abend worden,
Nicht ein Christ mehr kann sich wehren,
Und sie wollen ihre Schwerter
Auf die eignen Herzen kehren:

Sieh! da strahlt ein Licht vom Himmel
Auf das schwache Häuflein nieder.
Horch! es rauschet und es säuselt
Ob den Häuptern wie Gefieder.

Und der Herzen tiefste Tiefen
Machet heiß der Strahl erglühen,
Und das wunderbare Wehen
Läßt sie hell in Flammen sprühen.

Blitzend morden ihre Schwerter,
Unersättlich, Blut zu trinken,
Und in ungeheurem Schrecken
Läßt der Feind die Arme sinken.

Tausende im Blut sich wälzen,
Tausende gefangen flehen,
Tausende hinunterstürzen
In die Schluchten von den Höhen.

Und die Sieger ziehen selig,
Singend alte, fromme Lieder,
Tragend hoch des Kreuzes Fahnen,
In des Thales Kirchen nieder;

Legen dort die reiche Beute
Vor des Altars heil'ge Stätte,
Falten brünstig nun die Hände,
Niederknieend zum Gebete,

Bis die Nacht am Himmel schwebte
Und die müden Wimpern sanken,
Und in wundersamen Träumen
Christus kam, dem Volk zu danken.

Aber eh' der Morgen grauet,
Ziehn die Christen schon nach oben,
Haben auf der Siegesstätte
Bald ein steinern Kreuz erhoben.

Und sobald ein Jahr verflossen,
Seit der Kampf allda geschehen,
Wenn am heil'gen Ostertage
Nieder will die Sonne gehen:

Kommt ein Engel hergeflogen
Aus des Himmels tiefster Ferne,
In den himmelblauen Flügeln
Schimmern hell zwei goldne Sterne.

Auf des Kreuzes Spitze steht er,
Schaut hinunter in die Tiefe,
Sehnsuchtsvoll, als ob er alle
Menschen in den Himmel riefe.

Tief entschlummert sind die Stürme,
Eingeschlossen, wie in Särgen,
Die das ganze Jahr durch wüthen
In den Alpuraxasbergen.

Und im weiten Thale läuten
Auf den Thürmen alle Glocken,
Um das Wunder anzudeuten,
Zum Gebet das Volk zu locken.

In das Feld hin strömt die Menge,
Schauet knieend nach den Höhen,
Wo sie auf des Kreuzes Spitze
Lange nach dem Engel sehen.

Und wenn einer traurig weinet,
Fühlt er stillen Trost im Herzen,
Und liegt einer krank darnieder,
Fühlt er nichts von seinen Schmerzen.

Und wer stirbt in dieser Stunde,
Wird im Tode nimmer zagen,
Denn der Engel darf die Seele
Mit sich in den Himmel tragen.

J. Fallati.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Bei Bagnères, Bigorre, Cotterets sind zahlreiche römische Inschriften, Altäre und Gräber, desgleichen Thermen entdeckt worden. Die römischen Schriftsteller sagen aber kein Wort von den Bewohnern jener Gegenden am Fuß des Gebirges. Der römische Koloß wankte und sank unter den germanischen Schlägen. In der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen die Gothen und zogen über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie sich festsezten. Durch sie wurden die baskischen Stämme aus ihren Sitzen an der Südseite des Gebirgs vertrieben, zogen hinüber und unterwarfen sich das angrenzende Land im Nordwesten am Adour, wo auch Cantabrer saßen und in der Römerzeit von der Veste Lampurdum, dem heutigen Bayonne, im Zaume gehalten wurden. Bisher waren die Pyrenäen für die Landeseinwohner wie Höllenpforten gewesen, aus den ihnen die wilden erobernden Völker zuströmten. Jezt begann die Eroberung auch vom Süden. Nach der Schlacht von Xeres wurden die Mauren Herrn in Südspanien. Bald war es da dem kühnen, feurigen Volk zu eng. Sie zogen unter Alahor über die Pyrenäen, und müssen östlich ihren Uebergang genommen haben, denn sie eroberten gleich darauf das anliegende Roussillon und Languedoc. Von nun an zogen eine Menge maurische Häuptlinge über das Gebirg, denn sie waren nach Kampf, Ruhm und Reichthümern begierig, belagerten Toulouse und blieben lang in dessen Umgegend Herrn. Unter Abd-Alrahaman begann der große Zug der Mauren gegen den Norden, der über dessen Schicksal entscheiden sollte. Es handelte sich hier nicht um kleine Interessen, nicht um den Besitz einiger Provinzen oder Reichthümer, sondern um die große Frage, wer künftig in Europa herrschen sollte, der Islam oder das Christenthum, Asien oder Europa? Die ganze Richtung der neueren Civilisation hing von der großen Schlacht ab, die der tapfere Franke Karl Martel bei Tours gewann, und nach der die maurischen Flüchtlinge bis an den Genfer See kamen. Nur wenige gelangten durch das aufgestandene Land über die Pyrenäen zurück. Den Pfad des Siegs und ihre Lust an maurischen Schätzen verfolgend, zogen die Franken unter Karl dem Großen über das Gebirg nach Spanien, und dieser Zug ist ein überreicher Sagenquell für alle Theile der Pyrenäen geworden, in denen die poetischen und grandiosen Traditionen von Geschlecht zu Geschlecht forterben werden, so lange diese Mauer steht. Von nun an kömmt kein weltgeschichtlicher Zug mehr über das Gebirg vor, bis auf die neuere Zeit. Denn die kleinen Kämpfe der Herrn von Bearn, Bigorre und Foix, desgleichen die vorübergehenden Einfälle der Normänner und Engländer an der Nordseite der Pyrenäen haben keine höhere Bedeutung. Diese beginnt erst wieder mit Napoleons hoffnungsvollen und hoffnungslosen Hin- und Herzügen nach Spanien, das er für sich und seine Sippschaft erobern wollte, desgleichen mit dem lezten Zug der Franzosen, zur Unterdrückung der jungen, noch nicht reif gewordenen, Freiheit. Doch lassen wir diese Erinnerungen, denn sie sind zu beschämend für unsere Zeit. Aus jenen armseligen Trocaderostagen haben die Pyrenäenbewohner keine Rolandssagen zu bewahren und ihren Kindern zu überliefern.

Die Schriftsteller und Geschichtschreiber des Mittelalters berichten nichts als die Thaten der Könige, Fürsten und Heerführer. Die Ereignisse im Volk, seine Sitten,

seine Gebräuche und sein ganzes inneres Leben schienen ihnen zu unbedeutend und niedrig, um ein Wort darüber zu verlieren. Ich finde aber aus dem vierzehnten Jahrhundert einen geschichtlichen Zug, der beweist, daß die Pyrenäenbewohner hinsichtlich der Weiden damals so eifersüchtig und neidisch auf einander waren, wie im vorigen Jahr. (1830) Die Leute von Gavarnie und Val-de-Breto schlugen sich lange um den Besitz einiger Weiden, und dieser Hirtenkrieg drang von Thal zu Thal. Endlich blieben die Franzosen Sieger und schlossen 1319 einen Verein. Dieser hinderte aber nicht, daß sich die alte Feindschaft von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Ihr verdanken jedoch diese Gebirgsleute einen Theil ihrer Energie und ihres Muths. So ließen sie sich auch nie etwas Unbilliges von der Regierung gefallen. Im Jahr 1670 sollte bei ihnen die ganz Frankreich aufgelegte Salzsteuer eingeführt werden. Sie hatten aber nicht Lust dazu, waffneten sich, jagten die Steuereinnehmer fort, und wußten sich auch bleibend bei dieser Immunität zu erhalten.

Nach einem langen, mühseligen Tag ruhten wir in Viella aus. Ich wollte abermals das Volk in der Kirche beobachten, denn diese, ihre Gebräuche und Gewohnheiten, sind herrschende Gedanken der Spanier. Sie werden ihnen von Kindheit auf eingeprägt, und dabei wirkt vieles zusammen: Furcht vor der Hölle und noch mehr vor der Inquisition, der Reiz des Paradieses, die Musik, an der alle südlichen Nationen hängen, mehr noch aber die Liebe, die sich so gut mit den kirchlichen Ceremonien vereinigen läßt, der Müssiggang und die Langeweile. Die Ausschmückung der Kirchen spricht recht die Volksideen aus, denn für's Volk sind sie geschmückt. Die Italiener, bei denen die Kunst vorherrscht, machen Museen und Konzertsäle aus ihren Kirchen. Die schöne, geschmackvolle und oft grandiose Architektur der Kirchen erfreut und erhebt das Gemüth und macht sie zu würdigen Wohnorten für die Menge heiliger Männer und Frauen, die durch ihre schönen Gestalten und den anziehenden Ausdruck ihrer Gesichter ein außerordentliches und übernatürliches Geschlecht sind, wie die griechischen Götter und Heroen, denen sie sehr gleichen. In Italien, wo die Religion mild, sanft und leicht zu üben ist, und wo deßhalb die Inquisition, des Bemühens der Päbste ungeachtet, nie recht aufkommen konnte, zieht sie angenehm an. Welch geistreiche, anmuthige und wollüstige Scenen habe ich dort zwischen den herrlichen Bildern und zwischen den wie ein Schlafgemach mit bunter Seide behängten Säulen gesehen und belauscht; wie sorglos und vertrauensvoll ist da alles! Die Spanier haben weniger Sinn und Liebe zur Kunst. Dieß zeigt sich gleich in ihren Kirchen; dagegen erinnern sie durch die Ueberladungen mit Vergoldungen an die großen, jedoch blutigen Züge der spanischen Geschichte, an die Eroberung Amerikas. Alles ist hier Schwulst und Uebertreibung. Dieß sah ich noch in der kleinen Kirche des armen Viella. Ueber dem Hochaltar steht die Holzstatue St. Michaels, der den Teufel, mit Hörnern und Ochsenklauen, unter die Füße tritt. Rechts steht ein Bischof, links ein Mönch, über St. Michael die Jungfrau, rechts ein Pabst mit seinem Stab ihm zur linken Hand wieder ein Bischof; gewundene blaue Säulen mit Weinreben, Trauben und vielen andern goldenen Zierrathen und Schnörkeln, zwischen denen eine Menge kleiner Engel in den gezwungensten Stellungen hängen und schweben. Wer erkennt hier nicht die Schlauheit der geistlichen Herrn, kirchliche Gewänder dem Volk in nächster Verbindung mit Gott und den Heiligen zur Verehrung auszustellen? Durch diese ganz natürliche Ideenassociation wird auch den Leuten früh Respekt, Verehrung, Gehorsam und blinde Unterwürfigkeit gegen Geistliche und Mönche eingeflößt. Es ist und bleibt wahr: die Theokratie ist seit drei Jahrhunderten die eigentliche Regierung in Spanien; ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das Volk ist noch immer so grenzenlos, sie spricht sich so vorherrschend in seinen Gesichtszügen, Sitten, Gebräuchen, Tugenden, Vorurtheilen und Lastern aus, daß ich in unserer Zeit an keine nationelle Aufrichtung der Spanier glaube, wenn sich nicht die Geistlichkeit, wie bei dem Aufstand gegen Napoleon, an die Spitze stellt und Alles leitet. Wie aber ist dies von einer Kaste zu erwarten, die nur dadurch den alten Einfluß und die verjährte Gewalt behält, daß Alles um sie her dunkel und unfrei bleibt?

(Schluß des ersten Artikels.)

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Eines Tages begegnete ich Marien auf einem Spaziergange; wir gingen erst neben einander her, ohne ein Wort zu sagen; ich bemerkte endlich, daß sie unruhiger war, als je, und rief unwillkührlich: „Arme Marie!" Da brach sie plötzlich in Thränen aus, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und sagte schluchzend: „Lieber Maestro, sie wollen mich verheirathen!" Daran, ich gestehe es, hatte ich nie gedacht, als wäre es eine Sünde oder eine Unmöglichkeit gewesen. Aber Mariens Worte gaben mir mit einemmale Licht; ihre ganze Lage, wie jezt alles kommen mußte, sah ich klar vor mir; im Augenblick aber fand ich keine Worte und sagte nur eins ums anderemal: „arme Marie!" Nach einigen Minuten sezte ich mich, zog sie neben mich nieder, wartete, bis sie sich ein wenig gefaßt hatte, und begann dann: „Nun ja, arme Marie, Dein alter Vater und Deine gute Mutter bitten Dich, ihnen eine Stütze zu werden in ihren alten Tagen; Du wirst sie nicht um diesen Trost bringen. Lebst Du doch darum noch, troz Deines Jammers, bist Du

doch darum nicht vergangen im Schmerz. Ja, dies war das schwerste Opfer, und jezt, da Du es gebracht, wirst Du es nicht vergeblich gebracht haben wollen. Brave Marie, gute Tochter, ja, Du wirst ausharren bis ans Ende, und wenn Du hienieden das Deinige gethan, so wirst Du mit dem, den Du hier geliebt, dort oben vereinigt werden. Glaube mir, theure Marie, es sind keine leeren Worte, daß wir zum Leiden auserseheu sind hienieden. Pflichten erfüllen und das Gute thun, ist einmal kein spielend Geschäft für den Menschen; wem aber die Vorsehung die härtesten Opfer auferlegt, der ist Gottes liebstes Kind und seiner wartet der herrlichste Lohn." Ich sagte dies abgerissen, Satz für Satz, und drückte dem armen Mädchen die Hand dabei. Während ich sprach, sah ich, wie sie ruhiger und ruhiger wurde; sie schlug oft die Augen gen Himmel, ihr Antlitz wurde heiter und freundlich, wie es zuvor gewesen; endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Wußte ich es doch, daß auch Ihr so sprechen würdet!" Wir standen auf und ich führte sie zu ihren Eltern.

Auch Mariens Eltern waren sehr unglücklich: wohlhabend waren sie nie gewesen, jezt, da sie weder als Taglöhner arbeiten, noch ihr kleines Gut bauen konnten, verarmten sie täglich mehr, und obgleich Marie Tag und Nacht arbeitete, war es drauf und dran, daß ihnen das Nöthigste abging. Wie gerne hätte ich ausgeholfen, aber ich hatte nichts als meinen geringen Gehalt als Schullehrer, der eben reichte. Je länger ich hin und hersann, desto mehr überzeugte ich mich, daß nur Marie helfen könne, und zwar durch eine Heirath. Sie wußte das so gut als ich, und endlich entschloß sie sich, unter den jungen Leuten, die oft ihre Hand begehrt hatten, eine Wahl zu treffen. Sie wählte einen gewissen Franceseo, einen guten Burschen, einen Jugendfreund von Toniotto, der nie aus dem Dorf gekommen war. Längst schon liebte er Marie, und hatte nie heirathen wollen, so gut er auch wußte, daß seine Liebe nicht erwiedert wurde. Marie, offen und ohne Falsch, wie sie war, sagte ihm, was sie dazu bestimme, sich zu verheirathen; nie könne sie einen Mann lieben, wie sie Toniotto geliebt, auch ihre Liebe zu ihm sich nicht aus dem Herzen reißen; wolle es aber Francesko so ansehen, als sey sie eine Wittwe, die ja ihres ersten Mannes in Liebe gedenken dürfe, so verspreche sie ihm, ihn werth zu halten und alle Pflichten eines guten Weibes gegen ihn zu erfüllen. Ohne Bedenken nahm der gute Francesko den Vorschlag an, der ihn zum glücklichsten Menschen machte, und erlaubte Marie, die kleine Kette, die Toniotto ihr geschenkt, am Halse zu behalten. Die Hochzeit wurde still gefeiert; statt ein glänzendes Fest zu veranstalten, gab Francesko, der wohlhabend war, die Hälfte des Geldes, das die Hochzeit gekostet hätte, dem Pfarrer, und mit der andern richtete er in seinem Hause ein Zimmer für Mariens Eltern ein. Alle lebten zusammen in Friede und Eintracht; bevor das Jahr herum war, vermehrte sich die Familie mit einem hübschen Knaben, der den Namen Toniotto erhielt, und anderthalb Jahre drauf kam ein zweiter. Marie gewann nach und nach ihre Heiterkeit wieder; sie war jezt sechs oder sieben und zwanzig Jahre alt, aber nie so schön gewesen, und Abends, wenn sie im Kreise der Ihrigen saß, war es nicht anders, als sähe man eine Madonna mit der heiligen Familie. Aber diese süße Ruhe sollte nicht von Dauer seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Die europäischen Hauptstädte.

Tiefe Stille, eine wehmüthige Trauer, aber zugleich großartiger Frieden, ohnedies der herrschende Charakter unserer Priesterstadt, ruhen auf den Tempeln der Tochter des Mars, und bezeichnen auf eine würdige Weise die jezige Todtenfeier.

Wer die großen Mittelpunkte Europas vergleichend betrachten und ihre welthistorische Bedeutung bezeichnen wollte, dürfte, wie unsere Geschichte, mit Rom anfangen und wahrscheinlich mit Rom enden. Staaten sind Organismen der Geschichte. Die übrigen europäischen Staaten sind einfacher; ihre Bedeutung, wie die der einfacheren Gebilde der Natur, auf den niedern Stufen des Organismus, leichter zu begreifen. Deutschland und Italien sind die tiefsten, universellsten Bildungen, ihre welthistorische Bedeutung, wie die lezte Schöpfung, der Microcosmus der Natur, das große Räthsel und die Vollendung der Geschichte. Je höher die Bestimmung, desto schwieriger das Verständniß, desto später die Vollendung. Die großen Städte, als Mittelpunkte der Staaten, nehmen auf eigenthümliche Weise an der Bildung Europas Theil und wechseln mit der Geschichte ihre Physiognomien. London ist jezt der große Weltmarkt; alles auf Verkehr, Zweckmäßigkeit und durchgreifenden Comfort der Einrichtungen des Lebens berechnet; Wissenschaft und Kunst und alles menschliche Streben dem Bedürfnisse dienend; Pläze und Straßen mit ihren leichten Thonhäusern, durch Handelsgesellschaften gestiftet, auf die Dauer eines Menschenlebens berechnet; die Gesellschaft in unendlichen Formen des Bedürfnisses und Herkommens verbunden und scheinbar erstarrt, aber durch wahre politische Freiheit auf geschichtlicher Basis für den Zwang des häuslichen Lebens entschädigt, und zu einem großartigen, alles Fremdartige zur eigenthümlichen Nationalität umwandelnden Ganzen gestaltet. Paris erscheint dagegen kleinlich und unfertig; ein Mittelpunkt der Theater, der Salons, der Mode, früher des Königs und seines Adels, jezt der Liberalen, Eidevants, Bankiers rc. Wien, die alte Kaiserburg, fröhlich und würdig zugleich; festlich und bequem in seinem scheinbar engen Kreise, dem kleinen Mittelpunkte mit seinem Glacis und den gesonderten Vorstädten, und dennoch mannigfach und freier in den Formen des geselligen Lebens, als irgend eine andere Hauptstadt, wogegen Berlin den Fremden oft genug als eine etwas steife Militärschule und Beamtenkaserne vorkommen mag.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Februar 1831.

— Ob du es bist, ob nicht,
Ob ein bezaubert Spielwerk, mich zu täuschen,
Ich weiß es nicht.

Shakespeare.

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Eines Abends um die Dämmerung ging ich vor meinem Hause auf und ab und sprach mit lauter Stimme mein Gebet. Auf einmal kommt Jemand hinter mir her, ruft: „mein lieber Maestro!“ faßt mich unter den Armen und hebt mich auf. Ich drehe mich um und erkenne Toniotto. Glaubte ich an Gespenster, ich hätte gemeint, es sey sein Geist, der mich dafür züchtigen wolle, daß ich Marien den Rath gegeben, sich zu verheirathen. Ja dieser Gedanke fuhr mir wirklich wie ein Blitz durch den Kopf, aber alsbald sagte mir die Vernunft, es sey der leibhafte Toniotto, und wahrhaftig, eine übernatürliche Erscheinung hätte mich nicht gräßlicher erschrecken können. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ohne recht zu wissen, was ich that, nahm ich ihn am Arm und zog ihn in mein Haus herein. Er bemerkte meine Bestürzung, wechselte die Farbe und fragte mit zitternder Stimme: „Mein Vater? mein Bruder?“ — „Beide wohl, aber“ — „Und Marie?“ — „Ihre beiden Brüder sind umgekommen, nicht lange, nachdem wir erfahren, daß Du geblieben seyst.“ — „Und Marie?“ — „Sie lebt.“ — Da er schwieg, so nahm ich das Wort und sagte: „Warum hast Du sechs lange Jahre nichts von Dir hören lassen?“ — „Ich habe geschrieben, oft, oft; daß ihr meine ersten Briefe nicht bekommen haben werdet, dachte ich mir leider; aber die habt ihr doch gewiß bekommen, die ich in den zwei letzten Jahren geschrieben habe?“ „Nichts, nichts, nicht einen haben wir bekommen, und wenn auch —“ „So habt ihr mich also seit sechs Jahren für todt gehalten? Ach ja leider, das fürchtete ich, so mußte es kommen; und da fuhr mir manchmal ein Gedanke durch den Kopf — aber ich mußte ihn schnell wieder loswerden, sollte ich nicht vergehen. Wie froh, wie selig war ich eben noch! wie konnte ich mir aber auch einbilden, daß ich nach sechs Jahren Alles wieder beim Alten finden würde! Armer Giovanni! armer Filippo! arme Marie!“ — „Nun, Marie —“ fing ich an, aber das Wort erstarb mir auf den Lippen, um keinen Preis hätte ich es aussagen können, daß Marie für ihn verloren sey. Er schwieg auch eine Weile und fuhr dann fort: „Und wenn ihr vor zwei Jahren meine Briefe bekommen hättet?“ — „Ach, es wäre schon zu spät gewesen!“ Kaum waren diese Worte über meine Lippen, so sah ich Toniotto erbleichen; Alles, was er ausgestanden, was er gelitten, was er litt, was er noch leiden sollte, stand in finstern Falten auf seiner Stirne geschrieben, und sein Gesicht verzog sich, daß mir schauderte. Er blieb ein Paar Minuten wie vernichtet sitzen; dann sprang er auf, schüttelte den Kopf und sagte mit erloschener Stimme: „kommt zu meinem Vater!“

Ich schweige von des alten Vaters Freude, als er den Sohn wieder sah; ich schweige von den Thränen, welche der Arme vergoß, als endlich die kindliche Liebe dem verschlossenen Schmerze Luft machte. Ich ließ sie beisammen und bat Francesko, es Marien beizubringen, daß Toniotto

da sey. Wie er dieß anfing, weiß ich nicht, denn die beiden Eheleute sprachen nie davon, was da zwischen ihnen vorgegangen war.

Drei Tage nach seiner Ankunft führte ich Toniotto zu Francesko. Marie trat ihm entgegen mit einem himmlischen Lächeln, durch das aber doch leise der Schmerz zuckte. Sie reichte ihm die Hand mit den Worten: „Dem Himmel sey Dank! Francesko und ich dachten nicht mehr, Dich auf Erden noch einmal zu sehen; desto gewisser hofften wir, Dich einst im Himmel wiederzufinden.“ Der arme Toniotto hielt sich kaum aufrecht und konnte kein Wort sprechen; er nahm Mariens und Franceskos Hände, drückte sie herzlich und küßte sie. Da fielen ihm die beiden kleinen Jungen in die Augen, er trat zu ihnen, schloß sie in seine Arme und sezte den ältesten auf seine Kniee. Das Kind sträubte sich, da sagte die Mutter: „sey doch vernünftig, Toniotto!“ Als der Soldat sich bei Namen nennen hörte, drehte er sich um, errieth aber sogleich, daß der kleine Junge so heiße, küßte ihn und barg sein Gesicht in den Haaren des Kindes, denn er konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten. Nach und nach faßte sich Alles wieder; Francesko brach zuerst das Schweigen und fragte Toniotto, was nach dem Uebergang über die Beresina, wo er umgekommen seyn sollte, aus ihm geworden sey.

Toniotto erzählte nun mit kurzen Worten, eine Kugel habe ihm die Schulter zerschmettert, er sey bewußtlos niedergesunken und erst daran wieder erwacht, daß ihn die Kosaken ausgezogen. Ein junger Offizier, der eben des Weges kam, hatte ihn in das Spital tragen und ihm seine beiden Kreuze wiedergeben lassen. Nach seiner Wiederherstellung war er mit einer Kolonne Gefangener nach Moskau und von da weiter nach Sibirien geführt worden. Da ihr Sold kaum zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen ausreichte, so suchten sich alle etwas durch Arbeit zu verdienen. Toniotto war als Gärtner bei einem vornehmen Herrn in Dienst getreten und dieser hatte ihn liebgewonnen. Zu Anfang des Jahrs 1815 waren sämmtliche Gefangene in Freiheit gesezt worden; aber der Krieg brach von neuem aus, ehe sie Sibirien verlassen hatten, und es kam Gegenbefehl. Toniotto kam wieder in das Schloß seines alten Herrn, und da glaubte er zu bemerken, daß dieser seine Briefe unterschlug und ihm verschwieg, was in der Welt vorging; durch eifrige Erkundigung erfuhr er indessen, der Frieden sey zum zweiten Mal geschlossen worden; da entsprang er seinem Herrn und begab sich unter den Schutz des Gouverneurs der nächsten Stadt. Dieser hielt ihn unter mancherlei Vorwänden etwa ein Jahr lang auf. Endlich erhielt er Erlaubniß zur Heimreise; da er aber allermittelst seine kleinen Ersparnisse rein aufgezehrt und blos seine Löhnung als Gefangener hatte, mußte er zu Fuß reisen; die Schmerzen von seinen Wunden verzögerten noch seinen Marsch, und mehr als einmal hatte er seine Kreuze verbergen und das öffentliche Mitleid ansprechen müssen. — Je weiter Toniotto sprach, desto mehr sah ich seine Rührung überhandnehmen und sich auch Marien mittheilen; nun dachte ich, sey es Zeit, dem Besuche ein Ende zu machen; ich stand daher auf, wir nahmen Abschied und gingen zusammen fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren des Fürsten von Ligne.

Die vor einiger Zeit erschienenen Memoiren des Fürsten von Ligne, der in mehr als einer Hinsicht der Repräsentant seiner Zeit genannt werden kann, sind ein zu getreuer Spiegel dieser Zeit, als daß wir nicht wenigstens einige Züge daraus mittheilen sollten.

* * *

Der Graf von Artois war in Beloeil krank gelegen. Sobald er das Fahren ertragen konnte, begleitete ich ihn nach Versailles. Die Wiedergenesungsfeste sind zum wenigsten so langweilig als die Krankheiten, und so veranstaltete denn die Gräfin Diane eines zu Montreuil, dem Prinzen zum Aerger und zum Verdruß. Die Königin war im Komplott und führte den Prinzen hin, dem angst und bange war. Der Herzog von Polignac und Esterhazy, als Amoretten verkleidet, bemächtigen sich seiner, und wohl oder übel, muß er in einem Lehnstuhl unter seinem Porträt, einer abscheulichen Sudelei, mit der sinnreichen Aufschrift: vive Monseigneur, comte d'Artois, aushalten. Der Herzog von Guiche hielt ihm, wenn ich nicht irre, den Kopf. Vor mir kam der Herzog von Coigny, der sang: v'la l'plaisir! v'la l'plaisir! Ich kam dahinter, als Freude, mit zwei großen, ewiglangen Flügeln, mit denen ich aussah wie ein Cherub in einer Dorfkirche. Die Königin, die Damen Polignac, Guiche und Polastron waren als Schäferinnen gekleidet, de Lille als Schäfer mit einem Schaaf. Wir sangen dem Prinzen Couplets vor, und er geberdete sich auf seinem Thron wie ein Rasender. Die meinigen waren nichts als Albernheiten über seine Figur und anderes Zeug, das ihn ärgerte. Nie ist mir etwas Geschmackvolleres vorgekommen, als dieses abgeschmackte Fest, das sich von allen Festen der Art, wie man sie gewöhnlich veranstaltet, wesentlich unterschied. Nichts war drolliger, als die vorgeblichen Hochachtungs- und Zärtlichkeitsversicherungen, womit wir den Prinzen überhäuften. Er wünschte uns zum Teufel, desto mehr, da er Anfangs nicht recht wußte, ob es uns Ernst sey, oder ob Alles nur Scherz seyn solle.

* * *

Ludwig XV. war am Sterben; die Höflinge zogen sich, wie es der Brauch ist, von Madame du Barri zu-

rück, und ich, der sie fünf, sechs Jahre her vernachläßigt hatte, ging ihr nicht mehr von der Seite. Zu ihrem berüchtigten Schwager, dem Roué du Barri, sagte ich: „Die Farce ist aus; Ihr könnt gehen." Er antwortete in seinem drolligten Provinzialdialekt: „Und warum soll ich gehen? Wenn man mich böse macht, so mache ich eine Republik aus der Monarchie." Dieß klang wie eine Gasconnade ins Blaue hinein, aber der Zufall hat es so gefügt, und durch Leute, die größere Spitzbuben, aber nicht so geistreich waren, als du Barri, ist es so geworden.

* * *

Es ist ein ernster Augenblick, wenn man einen grossen Mann leiden und enden, einen Mann, den man so oft dem Tode hat trotzen sehen, gleich einem gewöhnlichen Geschöpfe ihm zur Beute fallen sieht! Zwar Marschall **Laudon** sehnte sich nach ihm seit acht Tagen wegen der schrecklichen Schmerzen, die er der Ungeschicklichkeit eines Chirurgen zu danken hatte. Den Tag, ehe er starb, wurde er mich in seinem Vorzimmer ansichtig; die Thüre war offen, er rief mir mit schrecklicher Stimme und sagte — sonst sprach er deutsch mit mir, diesmal wollte er sich im Französischen versuchen —: „Cher prince de Ligne, je suis terrible!" Da hatte er nun zwar Recht, so meinte er es aber nicht; er wollte sagen, er leide furchtbar. Wie mir zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben; ich wollte mich über die Hand des alten, ehrwürdigen Kriegers herwerfen und sie küssen, aber ich war am Ersticken vor Lachen; man mußte mich aus dem Zimmer führen.

* * *

Ich war eines Tags im Garten Montecuculi gewesen; auf dem Rückweg fahre ich sehr rasch vor der kleinen Kapelle an der obern Brücke vorbei, ohne zu wissen, daß dem kleinen Heiligen zu Ehren eine Prozession war, die just aus einer kleinen Straße hervorkam. Ein Frommer, von Zorn entbrannt, hält die Vorderpferde auf und wirft sie rücklings nieder. Ein anderer fällt über den Kutscher her, ein noch frommerer schlägt auf ihn los. Ich schreie ihm zu: „fahr zu! zum Teufel!" (Diese Worte waren in der gegen mich vorgebrachten Klage herausgehoben, und hätten mich fast um den Dienst gebracht.) Mein Kutscher peitscht darauf los; man hält alle vier Pferde an. Da steige ich aus und zerstreue, da ich unglücklicherweise kein Rohr bei mir hatte, mit dem Degen in der Faust die ganze Prozession. Der Priester bleibt ganz allein an seinem kleinen Altare stehen, und ich ziehe meines Wegs. — Zwei Tage darauf ist mir der Teufel auf den Fersen: Geistlichkeit, Bürgerschaft, Polizei, Justiz und ein Paar Dutzend Aktenstöße. Der Marschall Neipperg läßt mich kommen. „Was haben Sie gemacht? in der alten Zeit mochte das angehen. Karl VI., so streng er war, hat darüber gelacht, als die Fürsten Eugen Commerci und Vaudemont wegen Straßenlärm auf der Polizei saßen; aber eine Prozession! — die Kaiserin! Sie sind verloren; gehen Sie doch zu Hrn. v. Schrotenbach." — „Das will ich bleiben lassen, antwortete ich; begegne ich ihm, so spreche ich vielleicht mit ihm von der Sache; meinen ergebensten Dank, Herr Marschall u. s. w." — Der Prozeß nahm eine fatale Wendung; ich fürchtete mich noch mehr vor einer Predigt von der Kaiserin, als vor der Kassation. Da sehe ich den dicken Polizeichef in seine Loge treten; ich gehe ihm nach, erzähle ihm, wie meine Livree und ich beschimpft, wie mir Pferde und Kutscher mißhandelt worden, wie man sogar mich mißhandeln wollen. Se. Erzellenz meint, man habe Recht gehabt, man hätte meinen Burschen ganz wohl umbringen können, ja am Ende sollen. Ich werde zornig; Se. Erzell. meint noch: sie wisse ja auch nicht, ob ich die Wahrheit sage. Da werde ich wüthend, und unbesonnen, wie man in dem Alter ist, in dem ich damals stand, rufe ich: „Sie glauben auf der Stelle, was ich sage! denn wenn Ew. Erzellenz es nicht glaubt..." Damit mache ich Miene, ihn ins Parterre hinunterzuwerfen; Se. Erzellenz thut, als ob sie es glaubte, und schlägt den Handel nieder.

* * *

Wie manchen Verweis, wie manchen Degenstich und Prozeß haben mir nicht zu weit getriebene Scherze eingetragen: falsche Unterschriften, unterschobene Briefwechsel, lächerliche, abgeschmackte Negotiationen, Käufe, zu denen ich Leute wider ihren Willen verführt, tausenderlei tolles Zeug, wobei ich keinen Zweck hatte, als zu lachen und ein Paar Andern etwas zu lachen zu geben. — Zu Lüttich, z. B. gab ich mich einmal am Stadtthor und im Wirthshause für einen Kardinal aus, der im Namen des Pabstes den Fürst Bischoff wegen seiner Maitressen vermahnen solle. Der Bischof verging beinahe vor Angst, und dann vollends der Skandal hinterher in den Zeitungen! Er beklagte sich über mich schriftlich beim Prinzen Karl; da kam er aber schlecht an, denn der Prinz lachte sich halbtodt, als er mit mir von dem Handel sprach. — Einmal hätte ich mir mit meinen Mystifikationen bald einen verdrießlichen Handel auf den Hals geladen. Wenn ein österreichischer Generallieutenant vor einen preußischen Werboffizier geführt worden wäre! Die Sache ist folgende: Am Augsburger Thor waren weit und breit keine Pferde; ich bekomme Langeweile und gehe in eine Gassenschenke; mit mir zwei Obristen, die mich zu einem Lustlager Josephs II. begleiteten, Schorlemmer und Clerfalt. Ich sehe, daß mich ein Paar Rekrutenliebhaber aufs Korn nehmen; blos mein Wuchs von fünf Fuß zehn Zoll konnte noch solche Augen auf mich ziehen, denn ich war nicht mehr jung. Man bietet mir 50 Dukaten Handgeld; ich schlage ein unter der Bedingung, daß man auch meine beiden Kameraden nehme. Schorlemmer ist ihnen schon recht, der ist hübsch; aber

von Clerfait wollen sie nichts; der, meinten sie, sey zu garstig; und sie hatten Recht. Ich lachte, aber jene lachten nicht, man wollte mich schon packen. Zum Glück rettete mich mein Name, den ich am Thor abgegeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsetzung.)

Roms politischer Charakter.

Rom schlummert wie in Ruinen einer untergegangenen Welt; ein ernstes Mausoleum der alten Zeit und die stille Wiege der neuen. Ungeheure Palläste, Gärten und Villen und reichverzierte Kirchen mit Tausenden von Priestern aller Art, alterthümlich geschmückte Livreen, ähnliche Karossen, altdeutsche Schweizer, eigenthümliche Trachten und Kleidungen der untern Volksklassen, Hirten der nahen Gebirge mit ihren Pelzen oder braunen Mänteln und Dudelsäcken, und inmitten zwischen Tempeln und Ruinen, inmitten der großen Pläze und Spaziergänge der Stadt, grüne Anger mit ruhig weidenden Heerden. Keine Stadt hat solchen Ausdruck der Ruhe und des Friedens, vielleicht der Wehmuth und des Grabes, wie Einige meinen, doch auch der lebendigen, gemüthlichen Ruhe und des wahren Friedens zwischen den Stürmen und Gewittern Europas. Hier sieht man, wie nirgendwo sonst, alle Konfessionen, alle politischen Farben, abgedankte Könige, Bonapartes, Liberale, Carlisten rc., Engländer, Franzosen, Deutsche, Portugiesen, Spanier, Armenier rc., die feindlichsten Gestalten der modernen Welt friedlich auf dem Pincio neben einander spazieren, oder im Vatikan und auf dem Kapitol gemeinschaftlich die großen Denkmäler des Alterthums und der Kunst bewundern. Wie verschieden man auch denken mag über die äußere Gestaltung der Religion, einen würdigeren Mittelpunkt und vollendeteren Ausdruck ihrer **äußern Erscheinung** wird man nirgendwo finden. So stellten die alten Maler des 15ten und 16ten Jahrhunderts die Geburt des neuen Heilandes der Welt in einer stillen Hütte unter den Ruinen einer untergegangenen Welt, unter den zerbrochenen Säulen der alten Tempel dar. Dieser Frieden kann nur gewaltsam von außen, schwerlich von innen gestört werden. Im nördlichen Italien ist viel Gährungsstoff vorhanden, und ein allgemeiner Krieg, der Italien erreichte, dürfte auch dort eine Krise hervorbringen. Piemont, vorzüglich Savoyen, erregt wohl mit Recht die größten Besorgnisse; weniger die benachbarten Staaten des nördlichen Italiens; in der Lombardei vielleicht nur der reiche, unruhige Adel, in den Gebirgen das arme, verwahrloste, leidenschaftliche Volk. Die Regierung in Mailand ist tüchtigen Männern anvertraut. Der Militärgouverneur, General Graf Wallmoden, ist in Europa als einer der besonnensten und ausgezeichnetsten Männer bekannt. Graf Hartig, der würdige Sohn des liebenswürdigen, bekannten Dichters und Schriftstellers, steht an der Spize der Civilverwaltung. Rom fühlt seine Abhängigkeit vom römischen Hofe, seinen Umgebungen und den Fremden, welche die Ruhe dort vereinigt. Die Bevölkerung sank in der kurzen Zeit der französischen Occupation von 170 auf 111,000, und stieg unmittelbar darauf wieder auf 150,000. Die politischen Bewegungen Europas werden hier kaum gefühlt. Alle Zeitungen, deutsche, englische, französische aller Farben werden gelesen, aber die Stimmung des Volkes scheint davon nicht berührt zu werden. Einige junge Leute, meist Fremde, versuchten vor einigen Wochen die Ruhe zu stören; die Polizei hat sie aufgegriffen, einige 70 theils eingesteckt, theils über die Grenze befördert, und die Ruhe blieb ungefährdet. Der zweite Sohn Ludwigs de St. Leu, Exkönigs von Holland, der daran Theil genommen hatte, ist mit dem Bruder des Viceprincipe Borghese, dem jungen Gozzani, der für das Haupt der Verschwörung gilt, über die florentinische Grenze geschafft worden. Die jungen Leute sollen nichts Geringeres, als die Herstellung des Königreichs Rom bezweckt haben; sie wollten, wie man behauptet, während der Exequien mit der Volksmasse unbemerkt in die Peterskirche bringen, sich der Waffenvorräthe im Vatikan bemächtigen, dann durch den bekannten Corridor Alexanders VI. in das Fort St. Angelo dringen und dort dem Volke den König von Rom proklamiren.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die polnische Marseillaise. Die Opernsezer.

Es ist Schade, daß der Koch des Polignacschen Hauses seinem Herrn vor dem 25. Juli keine **cuisine autoclave** ins Zimmer gebracht hat; wahrscheinlich würden aber die Warnungen des Küchenjungen eben so wenig geholfen haben, als diejenigen, die er täglich durch die freisinnigen Zeitungen erhielt; die angeführte Fabel kann aber noch andern Herrn dienen, welche sich in demselben Falle befinden, als er. Die obenerwähnte Sizung der philotechnischen Gesellschaft wurde, wie gewöhnlich, mit der Aufführung einiger Musikstücke beschlossen, worunter denn auch wieder etwas Politisches vorkam; zu dem berühmten Marseillermarsch hatte Léon Halevy, ein Mitglied der Gesellschaft, neue, den Zeitumständen gemäße Verse gedichtet, und diese wurden von einem Opernsänger, Namens Abadie, gesungen, und ein polnischer Künstler, Sowinsky, hatte einen kriegerischen Marsch in Musik gesezt, den er aufführte, wobei der Präsident der Gesellschaft, Hr. Villenave, ankündigte, man hoffe, daß die Polen mit diesem Marsche ihre Freiheit und Unabhängigkeit behaupten werden, und daß Sowinsky's Marsch für sein Vaterland das seyn werde, was der Marseillermarsch für Frankreich gewesen ist. Dieser mit Wärme ausgedrückte Wunsch wurde von den Zuhörern lebhaft beklatscht. Sowinsky erhielt mit seinem Marsche, der indessen keinen hervorstechenden Charakter hatte, den er aber auf dem Flügel mit vieler Kraft vortrug, ebenfalls großen Beifall. Der Künstler trug die Uniform der Pariser Nationalgarde, wie denn überhaupt die in Paris lebenden Polen an der lezten Revolution lebhaften Antheil genommen haben und noch jezt unter der Bürgergarde Dienste thun. Einige sind, bekanntlich sogar verwundet worden, und tragen jezt rühmliche Narben als augenscheinliche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Pariser. Bald werden diese Polen, die meistens Gelehrte und Künstler sind, in ihr Vaterland zurückkehren, das ähnliche Dienste von ihnen verlangt und sie auf einen gefahrvolleren Kriegsschauplaz beruft. Obenerwähnter Léon Halevy ist jüdischer Religion und ein ziemlich ausgezeichneter Dichter; er ist ein Bruder des bekannten Tonsezers Halevy, von dem einige der beliebtesten Operetten jüngerer Zeit herrühren. Die Opernsezer fangen an, etwas selten zu werden. Lezthin ist auch Catel, einer der ausgezeichnetsten, gestorben, und wenn jezt Boveldieu und Auber nicht da wären, so würde die dramatische Musik, besonders die höhere, fast gar keine Repräsentanten mehr in Paris haben. Es ist hohe Zeit, daß die Oper einen neuen Schwung bekomme, wie die Dichtkunst durch die lezte Revolution einen bekommen hat. Victor Hugo hat nichts Erhabeneres gedichtet, als seine Ode auf den Sieg des Volkes im Julimonat.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 36.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 11. Februar 1831.

Süß und ehrenvoll ist's, sterben für's Vaterland.

Horaz.

Die polnische Legion.

Schön und groß war der Gedanke, der das polnische Heer beseelte, als es nach der Theilung des unglücklichen Vaterlands und nach vergeblichen Versuchen, ihm die Freiheit wieder zu erringen, unter General Dombrowski nach Italien zog, um sich ein Paar Blätter vom Lorbeer zu pflücken und noch einmal für das heißgeliebte Vaterland zu kämpfen; denn ein großer Mann hatte ihnen versprochen, um den Preis ihres Blutes es in seinem alten Glanze wieder herzustellen.

An einem schönen Maimorgen sagten die Tapfern dem Vaterlande Lebewohl, die meisten auf ewig. Aus unbewölktem Himmel strahlte das Licht auf sie nieder, und die Lanze des leichten Reiters, das Schwerdt des Dragoners, Helme und Bajonette funkelten im Sonnenstrahl. Dieser Schimmer war die Glorie unvergänglichen Ruhms, aber auch wie bitterer Spott über den Schmerz, der ihre Herzen in dem herben Augenblicke zerriß, wo sie vom Heerde schieden, dessen Flamme an ihrer Wiege geleuchtet hatte.

Eine weite, mit Tannen bewachsene Ebene, deren düsteres Grün im frischen Thau des Frühlingsmorgens munterer schimmerte, erstreckte sich weithin. Hier schlängelte sich ein kleiner Fluß hin, in dem sich die vom Thau triefenden Trauerweiden spiegelten. In der Ferne breiteten sich ein lachender Hintergrund, weite Saamenfelder aus, wo der Weizen kräftig sproßte; da und dort ein Dorf, ringsum zerstreute Höfe mit gelben Strohdächern und weißen Mauern; hie und da schimmerte ein Kirchthurm in der Ferne, und der verhallende Klang der Glocken schlug an das Ohr der Soldaten: die Ihrigen beteten daheim und ihre Segenswünsche gaben ihnen das Geleite. Der Himmel bedeckte sich nach und nach mit kleinen Wölkchen; langsam häuften sie sich vor der Sonne zusammen, warfen aber nur einen leichten Schleier vor ihre Strahlen.

Die Regimenter waren jedes in zwei Linien aufgestellt; in düsterem Schweigen, auf ihre Säbel gestüzt, standen die Offiziere an der Spitze ihrer Abtheilungen; man erwartete den Anführer und mit ihm das Zeichen zum Aufbruch. Auf allen Gesichtern, vom gemeinen Soldaten bis zum Oberoffizier, lag die düstere Ruhe der Entsagung. Allerdings flog hie und da ein lebendiger Bliz der Hoffnung und des Vertrauens von Glied zu Glied und leuchtete in all den Augen, die so oft dem Tod fest ins Angesicht geblickt hatten; aber dieß war von kurzer Dauer, bald war die Niedergeschlagenheit wieder Meister. Ließen sie doch Brüder, Eltern, Weiber, Kinder hinter sich, und wer konnte hoffen, sie noch einmal in die Arme zu schließen? In einem fernen Lande sollten sie sterben, und ihr Name mit ihnen; ihr lezter Seufzer sollte sich nicht mit der Luft des Vaterlandes mischen, ihr lezter Blick vergeblich den Himmel suchen, unter dem diesen ihre Jugend, jenen, und den meisten, das halbe Leben verflossen war. Von diesem schönen Lande mußten

sie scheiden, von seinen reichen Saaten, seinen grünen Weiden, vom Lande des alten Ruhms und großartiger Erinnerungen; von diesem Boden, mit dem sich die Asche ihrer Väter und so vieler Helden gemischt hatte, wo jeder Baum ein Jugendgespiele war, wo jeder Laut der Natur in ihrem Herzen wiederklang. Sie zogen hin, um auf fremder Erde, im unbekannten Himmelsstrich zu sterben, aber für das Vaterland zu sterben: dieß war genug; gen Süden mußten ihre Adler, und gälte es ihr Leben!

Endlich kam der General, und der bang erwartete Befehl zum Aufbruch lief von einem Ende des Heers zum andern. Da beugten sich alle Knice und jeder Mund sprach ein kurzes Gebet. Dann neigten sie die Stirne noch tiefer, sie küßten den dürren Sand, lang hafteten die Lippen, als gelte es den Abschied von der Geliebten. Drauf faßten sie ein wenig Erde auf und hingen es an die Brust, jeder, so gut er konnte; die Offiziere in Medaillons von Gold oder Silber, andere in Sammt oder Seide, der Soldat in Leinwand; schweigend, die Augen voll Thränen, standen sie wieder auf. Einen Augenblick noch blieben sie stehen, als könnten sie sich nicht losreissen von der gemeinsamen Mutter; auf einmal aber rührte sich die ganze Kolonne und sezte sich in starken Schritt; die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Fahnen flatterten in der Luft, und mit Begeisterung betrat jeder die neue Laufbahn; der menschlichen Schwäche war der Tribut bezahlt. Sie schieden vom Vaterland, von ihren Brüdern; aber für sie wollten sie ja fechten; und gelang es ihnen nicht, das Glück heimzubringen, so strahlte doch zum lezten Male Polens düsteres Grab im Glanze ihres Ruhms. Kraft, Muth und Hoffnung zogen wieder in die Herzen ein, Kriegslieder ertönten allmählich lauter und munterer, und das alte Feuer strahlte in den Augen. So singen Märtyrer, und sie wurden es.

* * *

Unter der Asche einer seit Jahrhunderten erstorbenen Freiheit suchten sie noch ein Paar Funken, um sie einst ins Heimathland zu bringen und eine unvergängliche Flamme daran zu entzünden. Ihr Mühen war vergeblich, aber mit Freude und Rührung gedenkt man noch ihrer Thaten.

An den Ufern des Po und des Tibers, an den Gräbern der Scipionen und Cäsarn rauschten ihre Waffen. Die Brücke von Arcole schwankte unter ihrer Last, als sie im Sturmschritt jenem berühmten Banner folgten. Ihr Blut mischte sich mit den Wellen der Trebia und Venedigs alte Thürme schimmerten im Glanze ihrer Schwerdter. Sie pflanzten ihre Banner auf dem Kapitol auf und die ewige Stadt erscholl von ihrem Siegesgeschrei. Gleich einem Sturmwind durchzogen sie das alte Ausonien; der Himmel Neapels lachte, der Rauch des Vesuvs wirbelte über ihnen, und von Tag zu Tag, von Schlacht zu Schlacht, von Marsch zu Marsch wurden ihre Reihen lichter.

Die Kreuze ihrer Gräber schimmern an den Ufern des Anio und am lieblichen Strande von Sorrent, auf den schwarzen Gipfeln der Apenninen und am adriatischen Meer; und hier ist es, als ob jede Woge, die am Gestade zerschellt, ihnen die Seelenmesse murmelte. Ueberall, wo sie im muthigen Kampfe ihr Leben hingaben, schlossen sie die Augen ohne eine Klage, überall krönte der Siegeslorbeer ihre Stirn. Mehrere Tausende voll Kraft und Muth waren nach Italien gezogen; nur wenige sahen das Vaterland wieder.

* * *

Lange Zeit nachher, an einem Frühlingstage, näherte sich ein Mann der Grenze Polens. Sein Gang war mühselig; ein zerrissener Helm deckte sein weißes Haar; ein zerrissenes kriegerisches Kleid umschloß den kräftigen, doch schon etwas gebückten Körper; im Staube der Schlachten verbleichte Epauletten hingen auf seinen Schultern, zwei Kreuze, deren Schmelz die mörderische Kugel abgeschlagen, an der breiten Brust, der Degen an der Seite. Nur dieser war der alte, er und das Herz dessen, der ihn trug. Er langte an der Grenze an; einen Augenblick meinte er, er habe den Weg verfehlt; doch nein: da liegt sie ja, die sandige, mit Tannen bewachsene Ebene, dort fließt der Strom, hier dehnt sich das Weizenfeld, dort in der Ferne schimmern die Kirchthürme. Seit er dieser Landschaft den Abschiedsblick zugeworfen, hat er andere Länder, andere Gebräuche, andere Menschen kennen gelernt; mit dem Schwerdte in der Hand hat er die halbe Welt durchzogen; aber überall, im Angesicht von Egyptens Pyramiden, unter dem Schattendach von St. Domingos Bananen, auf den Gipfeln der Sierra Morena, in Alhambras geheimnißvollen Hallen, an des Rheins lachenden Gestaden, unter den Myrthen und Orangen auf Italiens blühenden Hügeln, im Lärm der großen Städte, in der schauerlichen Stille der Schlachtfelder hat er des Jammers seines Vaterlandes gedacht, sich gesehnt, es noch einmal zu sehen. Und jezt, da dieser heiße Wunsch, das Bild seiner Träume, die Sehnsucht eines ganzen Lebens voll Kampf und Mühe erfüllt ist, wie findet er es wieder!... Hat er doch seine Jugend in Lagern und auf Schlachtfeldern verlebt, hat er doch später seine Ruhe und den Rest seiner Jahre der Hoffnung zum Opfer gebracht, einst sein Vaterland wieder zu sehen, es stolz und ruhmgekrönt, wie in seinen schönen Tagen, wiederzufinden. Und jezt soll er, wenn er unter das väterliche Dach tritt, Klagen hören und nichts als Klagen, er soll ruhmlos sterben; um seine lange Hoffnung ist er betrogen!

Traurig zog er durch die Landschaft, die er in der Jugend an einem schönen Maimorgen verlassen; in langen Zügen athmete er die heimathliche Luft; mit jedem Athemzuge tauchten mehr und mehr die Bilder seiner Kindheit in ihm auf, seiner Mutter Liebkosungen, seiner Amme Gesang, seines Vaters Segnungen, und eine Thräne rollte über die Wimper, die sich nie vor einer Gefahr gesenkt hatte. Er lauschte, ob ihn Niemand bemerke, griff in den Busen, zog eine kleine Büchse heraus, drückte sie an die Lippen, öffnete sie; ein gelber Staub flog auf und fiel dann nieder in den Sand. „Ich habe dich," sprach der alte Soldat, „auf dem Herzen durch die ganze Welt getragen; gehe hin, woher ich dich genommen!"

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Es war dies das erste- und das leztemal, daß ich die armen Leute vor einander über ihr Unglück weich werden sah; von Stunde an trugen sie es mit einem Muthe, einer Selbstverläugnung, die manchen Philosophen beschämen könnte, der über die Geduld Bücher schreibt, manche reiche Leute, die bei der geringsten Widerwärtigkeit klagen und jammern, und dann ihre Schwäche, ihre Feigheit gar schön Gefühl betiteln. Bei diesen armen Landleuten fielen keine sentimentalen Auftritte, keine Jammerscenen vor; sie waren darum nicht weniger im Herzen unglücklich, sehr unglücklich; aber sie hatten sich ja an Entbehrungen aller Art von jeher gewöhnt. Der Gedanke, der Mensch müsse einmal hienieden tragen und dulden, war ihnen tief eingeprägt, und so trugen sie ihr Loos ohne Murren. Nur Pflichtgefühl hatte Marie bestimmen können, Francesko zu heirathen, und jezt, da sie einmal sein Weib war, war ihr einziger Gedanke, den Gatten glücklich zu machen, und sie mühte sich, selbst glücklich zu seyn, so weit dies möglich war. Was Toniotto anlangt, so bin ich versichert, daß nie ein böser Gedanke in seinem Herzen aufstieg; nie hörte man von ihm die mindeste Klage, den geringsten Vorwurf; nie kam ein Wort über seine Lippen, das man so hätte deuten können, als sey er unwillig auf den guten Francesko; im Gegentheil behandelte er ihn als seinen besten Freund. Francesko seinerseits gefiel sich vorzüglich in Toniottos Gesellschaft und hätte ihn gerne öfter bei sich gesehen. Aber Toniotto ging sehr selten zu ihm ins Haus, und nie anders, als wenn Francesko daheim war. Dann sezte er die beiden Kleinen auf seine Kniee, und er und Marie sprachen so einfach, so natürlich miteinander, daß Jedermann meinte, sie haben sich das Vergangene aus dem Sinn geschlagen; ich glaubte es selbst, aber nicht lange, so wurde ich leider inne, daß ich mich geirrt hatte.

Eines Tags erging ich mich im Thal und trat zufällig in den Weingarten von Toniottos Vater; da sah ich den armen Jungen — er glaubte sich ganz allein — auf einem Stein sitzen, die Hände auf die Harke, den Kopf auf die Hände gestüzt. Ich dachte, er möchte sich vielleicht nicht gerne von mir in dieser Stellung überraschen lassen, und wollte mich daher sachte entfernen; aber auf ein Geräusch, das ich beim Weggehen machte, blickte er auf, sah mich und rief mich bei Namen. Ich kehre um und setze mich neben ihn. „Du bist müde, Toniotto," fing ich an. — „Ja, ja, lieber Maestro, ich bin müde. Seht, über dem Soldatenhandwerk habe ich das Bauernhandwerk ein wenig verlernt. Doch, es thut nichts, ich finde mich schon wieder darein." — „Ich dachte, schon in Sibirien, bei dem Herrn, der Dir die Briefe unterschlug, hättest Du Dich wieder ein wenig daran gewöhnt." — Toniotto gab keine Antwort, und sein finsteres Gesicht sagte mir, diese Saite hätte ich unberührt lassen sollen. Verlegen über meinen Mißgriff und nur um etwas zu sagen, fragte ich, ob man in Sibirien Wein baue. „Nein," antwortete er trocken und ließ wieder das Gespräch fallen. „Armer Toniotto," sagte ich nun, „Du bist vor wie nach ein guter, redlicher Junge. Du warst ein braver Soldat, jezt bist Du wieder ein fleißiger Landmann, und immer, im Glück und Unglück, bist Du ein guter, guter Sohn gewesen." Dießmal fanden meine Worte einen Anklang; seine Stirne glättete sich ein wenig und er antwortete: „Nun ja, lieber Maestro; man muß eben thun, was Gott will, und aus seiner Hand annehmen, was er schickt. Im Kriege, da kommt jezt ein Sieg, ein andermal eine Niederlage, jezt gibt es Beförderungen und ein Kreuz, jezt einen Säbelhieb oder einen Schuß, und hier im Dorfe haben wir bald ein gutes, bald ein schlechtes Jahr, jezt eine gute Erndte, einen reichen Herbst, einandermal schlägt der Hagel alles zusammen. Wahrhaftig, Soldaten- und Bauernhandwerk sind so verschieden nicht." — „Das denke ich auch, und darum werden vielleicht auch aus den Bauern so gute Soldaten. Aber Du, Toniotto, Du warst nicht mehr bloßer Soldat; nur wenig fehlte, so warst Du Offizier. Ohne die verwünschte Kugel da, wärest Du es nach dem russischen Feldzuge geworden; nicht?" — „O! ohne die Kugel da!" rief er und brach ab. Ich sah wohl, ich hatte schmerzliche Erinnerungen bei ihm geweckt; aber das Wort war einmal heraus, und so wollte ich mir die Gelegenheit zu Nutze machen und von einem Plane mit ihm sprechen, der mir seit einiger Zeit durch den Kopf ging. Ich nahm daher wieder das Wort und sagte: „Toniotto, sehnst Du Dich nicht ein wenig nach Deinem alten Handwerk? möchtest Du nicht wieder in Dienst treten?"

(Der Beschluß folgt.)

Aus den Memoiren des Fürsten von Ligne.

Es gibt auf der Welt keinen unbeholfenern Menschen als den Fürsten **. Hr. v. ** und ich nennen ihn deshalb nur Alberto Duro. Wir besuchen ihn auf zwei Tage in Ungarn. Ich sage zu meinem Reisegefährten: „Sie werden sehen, aus Höflichkeit weckt er uns aus dem Schlafe, und plagt uns mit lauter Aufmerksamkeiten.“ Richtig, da kommt er Morgens 6 Uhr, faßt mich bei der Hand, reißt mich aus dem Schlaf, nicht viel fehlte, gar aus dem Bette, tritt in meinen Nachttopf, wirft ihn um, geht zu Hrn. v. **, macht es hier ungefähr ebenso, trocknet sich an seinen Vorhängen ab, lacht auf seine Manier — es klingt, wie Papageigeschrei — und fordert uns auf, mit ihm zu frühstücken. „Sie werden sehen, sagte ich zu meinem Begleiter, was wir bei diesem Frühstück auszustehen haben, wie wir mit Kaffee begossen werden.“ Wir gehen hinunter; er servirt uns den Deckel vom Milchtopf, zerbricht die Tasse, begießt Hrn. v. ** und mich; er will um Verzeihung bitten, steht auf und tritt mir auf den Fuß. — „Gnädiger Herr, sage ich, was haben Sie auf der Staffelei da? es ist, scheint mir, kein übles Gemälde.“ — „Das glaube ich, erwiedert er, und das Sujet habe ich gar gerne. Es ist die Geschichte des Barons des Adretz, ein herrliches Gemälde von Alberto Duro.“ Die beiden Namen nebeneinander — wir wußten uns nicht mehr zu lassen, und trotz unserer Schnupftücher wären wir am Ende herausgeplazt, hätte man nicht einen ungarischen Edelmann gemeldet. Der Fürst geht ihm entgegen. „Ah! lieber Freund,“ sagt er und faßt ihn bei der Hand, erwischt ein Bein der Staffelei, purzelt mit dem Baron des Adretz und Alberto Duro, rafft sich halb auf, schlägt sein allbekanntes lautes, albernes Gelächter auf, versichert, er habe sich sehr wehe gethan, lacht noch einmal, steht auf und verwickelt seinen Degen mit dem Säbel des Magnaten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Kandidaten des Pabstthums.

Der Sohn des Exkönigs von Westphalen war mit andern jungen Herrn zum Mitgliede der Regentschaft bestimmt, und es scheint nur der Vormundschaft für die jungen Regenten selbst noch bedurft zu haben, um die glückliche Ausführung zu sichern. Die Römer bezweifeln die Wahrheit dieser allerdings sehr unglaublichen Angaben, und halten das Ganze für eine **mauvaise plaisanterie** des Gozzani, oder eine Erfindung der Polizei, welche gewöhnlich beim Wechsel des Pabstes einigen Rumor und Aufsehen zu machen pflegt, und, wie man glaubt, jezt besonders der östreichischen Nachbarschaft zu Gefallen, das Ansehen einer strengen Wirthschaft zu affektiren für nüzlich hält.

Die große Angelegenheit des Tages ist die Wahl des neuen Pabstes. Das Volk zeigt Theilnahme, und fürchtet und hofft, je nachdem die Schaale für diesen oder jenen steigt oder sinkt; die Hauptkompetenten waren bis jezt Pacca, der Decan, und de Gregorio, welche schon bei der vorigen Wahl nahe daran waren. Seitdem scheint die Wahl zwischen Cappellari und de Gregorio zu schweben. Pacca, später Cappellari werden von Albani und der östreichischen Parthei unterstüzt, de Gregorio von der neapolitanischen, oder vielmehr von einigen persönlichen Freunden. Albani, ein Verwandter des östreichischen Hauses, hat bedeutenden Einfluß; Oestreich, Frankreich, Spanien und Portugal haben bekanntlich das Recht der Refutation; Frankreich möchte wohl dem östreichischen Einflusse entgegenwirken, es scheint indeß bis jezt wenig Antheil zu nehmen, oder vielmehr, da Oestreich nichts Ungebührliches fordert, mit Allem, was geschieht, zufrieden. Die bestehenden Canons verbieten bereits, einen Ausländer zu wählen, oder machen die Wahl doch sehr schwierig; die übrigen Italiener möchten selbst keinen Lombarden, da Oestreichs Einfluß jezt damit verbunden scheint. Das Volk wünscht, wie überall, auch hier vor allem Ruhe und Sicherheit des Erwerbs, fromme, aber vor allem uneigennüzige, wohlthätige Päbste, die dem Volke zurückgeben, was sie vom Volke bekommen, und die Herrschaft und den Reichthum der Nepoten, das alte Unglück des Exarchats, nicht vermehren: **quod non fecere Barbari, fecerunt Barbarini**, hieß es, als der Pallast Barberini, wie so viele andere, aus den Verwüstungen antiker Tempel und Gebäude, vorzüglich aus den Trümmern des Kolosseums, gebaut wurde. Durchgreifende und entschiedene Charaktere, besonders den Mönchsorden früher angehörige, werden vom Klerus und den Beamten, die ohnedies größtentheils dem Klerus angehören oder mit ihm gleiches Interesse haben, aus begreiflichen Ursachen gefürchtet und gehaßt. Die Kardinale haben außerdem den politischen Ruf der Familie, der in den Zeiten der Karbonaris vielfach gelitten hat, und die schwierigen politischen Verhältnisse der alten und neuen Staaten in Beziehung auf die Religion zu beachten, und es ist natürlich, daß wenige Kandidaten vor allen diesen Rücksichten gerechtfertigt erscheinen. Dem alten Pacca wirft man die Bedürfnisse des Bruders, besonders des Neffen vor, der, früher zu geistlichen Würden bestimmt, nach Paris geflüchtet ist und dort mit einer Schauspielerin verheirathet lebt; noch mehr wird der lästige Einfluß der Günstlinge, die statt des schwachen Greises regieren möchten, vorzüglich eines gewissen Polverosi, eines übrigens unbedeutenden Tuchhändlers, gefürchtet. De Gregorio soll ein tüchtiger, aber hart und despotisch gesinnter Mann seyn; es ist natürlich, daß das Volk, welches Wohlthaten verlangt, und die Beamten, welche Aufsicht und Strenge fürchten, ihn nicht wünschen. Sein Bruder entfloh, des Karbonarismus verdächtig, aus seinem Hause, und der Ruf des Kardinals ist in dieser Beziehung zweifelhaft; außerdem ist er dem östreichischen Hofe von Wien her als Nuntius bekannt, und möchte schwerlich genehmigt werden. Capellari ist in allen Beziehungen ein braver und tüchtiger Mann, mit den Geschäften wie wenige Andere vertraut, umsichtig und gewandt. Seine Negotiationen mit den Regierungen von Frankreich rc. sind bekannt, und haben ihn den auswärtigen Höfen, wie allen vernünftigen Politikern dieser gefährlichen Zeit empfohlen. Die Römer aber fürchten den Mönch; er war früher Dominikaner.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Februar 1831.

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Goethe.

Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeiung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabstwahl.

Die römisch-katholische Kirche besizt eine Prophezeiung, aus der sie selbst kein Hehl macht, obgleich dieselbe ihrer Auslegung und Anwendung jenes Wortes: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“ gerade zu widersprechen scheint. Es ist dieß die Prophezeiung des heiligen Malachias, in welcher die noch kommende Anzahl der Päbste und der Sturz des Siebenhügelstaates auf das Bestimmteste, und zwar auf eine von jezt nicht mehr allzuferne Zeit, vorhergesagt wird. Wenn freilich der Schluß dieser Weissagung, wie ein italienischer Ausleger meint, auf das jüngste Gericht sich bezöge, so könnte sie allerdings nicht als ein Widerspruch gegen die Anwendung jenes Ausspruches angesehen werden; aber alsdann müßten wir uns sehr bald auf das Ende der Welt gefaßt machen: denn dem Propheten zufolge sind nur noch wenige Päbste zu gewarten, und con Pontefici finira il mondo, sagt gedachter Ausleger.

Malachias war Erzbischof von Down oder Downe (Comitatus Dunensis) in Irland, aus dem Orden der Cisterzienser, und ist nach Samuel Andreä im Jahr 1148 gestorben. Der in der katholischen Kirche hochgefeierte heil. Bernhard, der 1091 — 1153 lebte und dessen Zeitgenosse er war, hat (im zweiten Bande seiner Werke) das Leben desselben beschrieben und diese Lebensbeschreibung mit den Worten begonnen: „Unser Malachias ist in Hibernia unter einem rohen Volke geboren, erzogen und gebildet worden, hat übrigens von der Rohheit seines Geburtslandes nichts angenommen, so wenig als ein Seefisch vom Seewasser ꝛc.“; und an einer andern Stelle sagt derselbe von ihm: „Nicht mit Unrecht wird Malachias in die Gemeinschaft der Engel aufgenommen, weil er sich gleicher Herrlichkeit und Glückseligkeit wie die Engel erfreut.“ Wir ziehen diese Stellen nur an, um darzuthun, welchen Werth die gedachte Kirche auf die Person dieses Heiligen legt. Die Prophezeiung nun, die von ihm herrühren soll, ist in lateinischer Sprache verfaßt und findet sich mehrmals gedruckt vor. (Ernesti führt eine Ausgabe an, die, mit Anmerkungen von Ciacconi, in Arnold Wion's Lignum vitae, ornamentum et decus ecclesiae, Venet. 1595 (deutsch, Köln 1643) steht. Eine andere Ausgabe, die wir hier zum Grunde legen, ist den Flosculis historiarum von Johann von Bussieres beigedruckt, einem Buche, das, nachdem es in Frankreich zum siebten Male herausgekommen war, in Deutschland zum ersten Mal im Jahre 1706 zu Köln ans Licht gegeben wurde.) Sie beginnt, ohne alle weitere Einleitung, mit dem Jahre 1143, da Cölestin II. den päbstlichen Stuhl bestieg, und bezeichnet von diesem an jeden der folgenden Päbste bis zu demjenigen herab, mit welchem die römische Kirche geschlossen werden soll. Die Regierungszeit eines jeden der hundert und zehn Päbste, unter welchen diese Kirche vom gedachten Jahre an noch stehen und mit deren leztem sie dann fallen soll,

ist jedesmal mit nur wenigen, meist zwei Worten angedeutet, die sich (wie aus der, bis zum vier-und-achtzigsten jener Päbste beigegebenen, von Pater Alphons Ciaconus (obgedachtem Ciaconi) verfaßten Auslegung hervorgeht) entweder auf das Vaterland des betreffenden Pabstes beziehen, oder auf den Ort, wo er vorher Bischof war, oder auf seinen Familiennamen, oder auf sein Familienwappen, oder auch auf ein Ereigniß, das unter der Regierung desselben statt hat oder statt haben soll. So heißt es z. B. von Innocenz V. Concionator Gallus (ein Prediger aus Frankreich), weil er aus einer französischen Familie abstammte und dem Predigerorden angehörte; von Cölestin IV. Leo Sabinus, indem er im Wappen einen Löwen führte und vorher im Sabinischen Bischof war; von Alexander V. Flagellum solis (Geißel der Sonne), ein Ausdruck, der sich theils auf dieses Pabstes Wappen, in welchem sich eine aufgehende Sonne befindet, theils auf die Kirche zu Mailand, wo er vorher Erzbischof war, bezieht, an welcher der heil. Ambrosius mit einer Geißel angemalt ist; von Calixtus III. Bos pascens (weidender Ochs), indem er einen solchen im Wappen führte; von Sixtus IV. Piscator Minorita, weil er der Sohn eines Fischers und aus dem Minoritenorden war; von Paul V. Gens perversa (verkehrtes Geschlecht), weil unter ihm die Böhmen „von der Pest der Ketzerei angesteckt, gegen die katholische Religion und gegen den Pfeiler der Kirche, das österreichische Haus, aufstanden und die ganze christliche Gemeine in Verwirrung brachten;" von Innocenz X. Jucunditas crucis, indem unter ihm der westphälische Friede geschlossen wurde. Vielen der Auslegungen merkt man an, daß sie, wie schon aus einigen der eben angeführten Proben erhellt, im Sinne des römischen Interesses gemacht sind; und leicht möchte ein unpartheyischer Kenner der Spezialgeschichte [illegible] hie und da andere Beziehungen der Erfüllung auffinden können.

Vielleicht aber möchte man überhaupt geneigt seyn, anzunehmen, daß alle diese Prophezeiungen erst hinterher vom Ausleger selbst gemacht worden seyen; allein zugegeben auch, daß kein Hellsehen, noch das sogenannte second sight, das hier freilich so recht en gros aufträte, sondern Trug mit im Spiele sey, so läßt sich das doch nur bis zum Jahr 1676 annehmen, als bis wohin die Auslegung unsers vorliegenden Exemplars reicht. Von da an läßt uns der Ausleger im Stich, aus dem natürlichen Grunde, weil derselbe über Innocenz XI. hinaus keinen Pabst mehr erlebte, und er wenigstens keine größere Prophetengabe besaß, als sein angeblicher Malachias. Es muß sich uns also aus den noch übrigen nackten Angaben der Weissagung, in so weit wir sie an die seit 1676 abgelaufene Geschichte halten können, ergeben, was Wahres daran ist oder nicht. Um aber unsere Leser nicht zu ermüden und auch einem andern Pater Alphons etwas aufzubehalten, so begnügen wir uns hier, von den seit Innocenz XI. dahingegangenen dreizehn Päbsten die fünf lezten, die wir meist selbst erlebt haben, ins Auge zu fassen, und zu sehen, ob das prophetische Wort an ihnen in Erfüllung gegangen ist.

Die fünf Andeutungen, womit jene fünf Päbste gemeint sind, lauten:

Visus velox (schneller Blick);
Peregrinus apostolicus (der apostol. Mann in der Fremde);
Aquila rapax (raubsüchtiger Adler);
Canis et coluber (Hund und Schlange);
Vir religiosus (ein religiöser Mann).

Das Visus velox nun fällt auf Clemens XIV. und wer sollte in dieser Beziehung den mit so großer Kraft, so großem Scharfsinn ausgerüsteten Pabst Ganganelli verkennen? Wie lange zauderte er nicht, bis er endlich den gebieterischen Umständen nachgab und die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnete, als habe er vorausgesehen, daß er mit der Vernichtung der Loyoliten seinem schon sehr untergrabenen Kirchengebäude den Hauptstrebepfeiler entreissen werde, der, einmal weggenommen, sich nie mehr recht werde anpassen lassen. — Das Peregrinus apostolicus geht Pius VI. an, jenen Pabst, der durch seinen feierlichen Anstand bei allen kirchlichen Handlungen die Frommen zu großer Erbauung erweckte, wie denn schon Benedict XIV. in ihm mehr einen durch Frömmigkeit, als durch Genie und Gelehrsamkeit sich auszeichnenden Mann erkannt hatte. Dieß in Beziehung auf das Wort Apostolicus, wenn wir anders darin etwas mehr als ein gewöhnliches Prädikat eines Pabstes sehen wollen; das Peregrinus deutet auf seine zwar pomphafte, aber für ihn demüthigende Reise nach Wien, wo seine Unterhandlungen mit Joseph II. ohne den gewünschten Erfolg blieben. Er ist überhaupt in der langen Reihe der Päbste, wenn wir nicht irren, erst der dritte Pabst, der sich ins Ausland begab; stets war ein solches Unternehmen für den Pabst übel ausgefallen, daher später Pius VII., eingedenk der verhängnißvollen Reisen seiner Vorfahren, nur auf den ausdrücklichen Beschluß des Kardinalkollegiums sich der Reise nach Paris unterziehen wollte, ein Beschluß, zu dem bekanntlich eine noch gebietendere Macht drängte. Pius VI. ist übrigens gegen das Ende seines Lebens, wie wir alle wissen, noch einmal gezwungen worden, sich von Rom, das von den Franzosen in eine Republik umgeschaffen worden war, hinweg und als Gefangener nach der Citadelle Valence zu begeben, wo der unglückliche Greis (den 29ten August 1798) starb. — Das fatale Aquila rapax bezeichnet uns die Regierungszeit Pabst Pius VII., und wem sollte nicht Napoleons Adler beifallen, der seine Raubfänge auf so viele und große Beute ausstreckte, so daß selbst die Tiare nicht vor ihm sicher war? Außer an die Wegnahme Roms durch Napo-

leon, muß man hier auch besonders an die Säkularisationen in Deutschland denken, durch welche die Kirche so großer Güter beraubt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Toniotto und Marie.

(Beschluß.)

Diese Frage gab Toniotto ganz seine Fassung wieder; er erwiederte, er habe auch schon daran gedacht, habe sich sogar schon deshalb erkundigt; es sey aber, wie man ihm gesagt, sehr schwer, es wäre denn, er wollte wieder als gemeiner Soldat eintreten; zwar habe man ihm zu schnellem Avancement Hoffnung gemacht, aber wieder ganz von vorne anzufangen, das vermöge er nicht über sich; wenn es Krieg gäbe, würde er sich eher dazu entschließen, weil er dann hoffen könnte, seinen frühern Grad wieder zu bekommen, und dann fechte er ja auch für das Vaterland; im Frieden aber habe der Soldatenstand keinen Reiz für ihn, und überall habe er in der Garnison Langeweile gehabt, in Paris sogar. Was ihm allein noch Lust machen könnte, Dienst zu nehmen, wäre die Aussicht, ein anderes Kreuz für die zwei alten zu verdienen, die er nicht tragen dürfe; im Grunde sey dies aber nicht der Mühe werth, und weil ihn Gott einmal wieder zu seinem Vater geführt habe, so bleibe er lieber bei ihm und pflege ihn, so lange es Gott gefalle; er fühle zwar wohl, daß sein Vater seiner nicht bedürfe... Er brach bei diesen Worten ab, als erläge er dem Andrang schmerzlicher Gefühle; dann fuhr er fort: „Ja, lieber Maestro, es ist hart, wenn man mit dreißig Jahren, so zu sagen, um sein ganzes verflossenes Leben kommt; mit dreißig Jahren fängt man nicht wieder von vorne an." Ich fühlte, er hatte Recht, doch mochte ich dies so wenig gestehen, als ihm widersprechen, und brach daher auf. Er drückte mir die Hand, stand auch auf, warf die Harke über die Schulter und ging mit mir ins Dorf.

Von diesem Tage an bewies mir Toniotto noch mehr Zuneigung, als zuvor; er kam oft zu mir, wir schwazten mit einander, und dies schien ihn zu erheitern; ich meinerseits unterhielt mich sehr gerne mit ihm, denn es fehlte ihm zwar an der Bildung, die man aus Büchern schöpft, dagegen hatte ein vielbewegtes Leben Kopf und Herz bei ihm so entwickelt, daß ich mich oft wundern mußte. Gerne hätte ich ihm etwas Muth eingeredet und ihn dahin gebracht, ein wenig heiterer in die Zukunft zu blicken; es war aber alles vergeblich; ich mochte sagen, was ich wollte, immer war er mit seinem Spruche da, mit dreißig Jahren sey es zu spät, sich ein neues Leben zu zimmern. Was war darauf zu sagen? Es gab nur Ein Mittel, ihn wieder an das Leben zu ketten, und das war, ihm eine Frau zu geben; aber über diesen Punkt wagte ich nicht, mich frei herauszulassen. Eines Tags versuchte ich es indessen, entfernt darauf anzuspielen; Anfangs wußte er nicht, was ich wollte; als er mich aber endlich verstand, warf er mir einen Blick voll Unwillen zu, stand rasch auf und vermied mich vierzehn Tage und länger. Allermittelst zehrte er zusehends ab, und es war augenscheinlich, wenn er keine andere Lebensweise ergriff, mußte er dem Kummer, der ihn verzehrte, bald unterliegen. Ohne ihm etwas davon zu sagen, ging ich in die Stadt zu einem Obrist, den ich kannte, und erkundigte mich bei ihm, ob nicht Toniotto eine Stelle als Unteroffizier bekommen könnte. Der Obrist machte mir Hoffnung, und ich brachte diese Zeitung Toniotto. Er dankte mir mit trübem Lächeln für meine Mühe, wollte aber keinen Gebrauch davon machen, und ich sah wohl, er fühlte sich nicht mehr kräftig genug zum Dienst. Ich war indessen der einzige, der seine zunehmende Schwäche bemerkte, denn er beklagte sich niemals, er arbeitete beständig fort, wie sonst, und ruhte nur aus, wenn er sich allein glaubte, wie an jenem Tage, wo ich ihn überrascht hatte. So verfloß ein halbes Jahr; er war furchtbar mager geworden und besuchte Marie fast gar nicht mehr. Der Winter kam herbei; troz der Vorschrift eines Arztes, den ich wegen seiner befragt hatte, weigerte er sich hartnäckig, seiner Gesundheit zu schonen, und arbeitete immer fort. Endlich nöthigte ihn ein heftiger Husten, zu Hause zu bleiben, und bald kam ein schleichendes Fieber dazu. Da er die schnelle Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er mich rufen, um zu beichten. Als dies geschehen war, sagte er, er wünsche Marie noch einmal zu sprechen; ich mißrieth ihm dies, denn ich fürchtete, die heftige Erschütterung möchte ihm wie ihr schädlich werden. Er drang nicht weiter darauf und antwortete seufzend: „Ihr habt Recht; ich bin so schwach, und da ist es besser, wir sehen einander nicht mehr; sorgt also dafür, daß sie nicht kommt." Er empfing nun die heiligen Sakramente und den dritten Tag darauf die lezte Oelung. Als wir ihn entkleideten, fanden wir an seinem Halse eine Haarlocke. „Lieber Maestro, sagte er, es war vielleicht unrecht, daß ich die Locke behielt, seit ich wieder da bin; ich konnte mich aber unmöglich davon trennen. Die Haare da und das Gebetbuch, das Ihr mir gabt, als ich zur Armee ging, sind nicht von meinem Leibe gekommen, und in Rußland hat es mich darum nicht gefroren; jezt brauche ich sie nicht mehr; hier, nehmt Alles dies!" und damit zog er unter dem Kopfkissen sein Gebetbuch und seine beiden Kreuze vor; kaum hatte er diese Worte gesprochen, so wurde er ohnmächtig, und eine Stunde darauf starb er.

Marie lebte nach seinem Tode noch vier Jahre; dann wurde sie auch krank; als sie fühlte, daß ihr Ende herannahte, ließ sie mich bitten, ihr in den lezten Stunden

beizustehen; nach wenigen Tagen entschlief sie im Frieden und wurde neben Toniotto begraben.

Meine Republik.

Nach Beranger.

Ich fand Geschmack an Republiken,
Seit Kön'ge ich genug gesehn;
So laß ich eine, zum Entzücken
Organisiret, auferstehn.
Verkehrt wird nur mit Weines Blüthe,
Geurtheilt nur mit Heiterkeit;
Mein Tischchen ist ihr ganz Gebiete,
Ihr Wahlspruch ist die Reichsfreiheit.

Nimmt euer Glas zu Handen, Freunde:
Es hebt der Rath der Sitzung an;
Zuvörderst wird aus der Gemeinde
Die Langeweil' in Bann gethan.
Was! in den Bann? Dieß Wort, ach! bleibe
Hier unbekannt in Ewigkeit:
Uns kann Langweile nicht zu Leibe,
Vergnügen wohnt bei Reichsfreiheit.

Doch Freude, um nicht bald zu kranken,
Verbittet sich das Uebermaaß;
Für den Gedanken keine Schranken,
Auf Bacchus obersten Erlaß;
Mag jeder frei heraus gestehen,
Wem er des Herzens Andacht weiht,
Mag einer selbst zur Messe gehen,
So will es unsre Reichsfreiheit.

Der Adelstolz macht nur Verhaßte:
Sey unsrer Ahnen nicht gedacht.
Nur keine Titel! selbst dem Gaste,
Der hoch vor Allen trinkt und lacht.
Und wenn Verräthers Laune denket
Auf eigne Machtvollkommenheit,
Sey Cäsar stracks in Rausch versenket,
Und retten wir die Reichsfreiheit.

Stoßt an! die Republik gerathe
Befestigter von Jahr zu Jahr;
Allein dem so friedfert'gen Staate
Droht allbereits ein Feind Gefahr.
Es ist Lisette, die vom Throne
Der Liebe Huldigung gebeut;
Schön wie sie ist, will sie die Krone,
Aus, aus ist's mit der Reichsfreiheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Beschluß.)

Die Kandidaten des Pabstthums. Marforio und Pasquino.

Zwischen den Hauptgünstlingen der Partheien wird häufig ein Dritter, als Ableiter oder Vereinigungspunkt, gewählt. So ging das leztemal Castiglione, ein durchaus braver, trefflicher, keiner Parthei angehöriger Mann, unerwartet aus der Wahl als Pabst hervor; so wurden auch jezt, anfangs Daudini, ein braver, aber ganz unbedeutender Mann, später Bussi, dann Oppizzoni, endlich Giustiniani und noch andere genannt. Bussi ist als wahrer Armenvater verehrt. Beim Oppizzoni fürchtet man den fremden Einfluß — er ist ein geborner Mailänder — und strenge Kirchenzucht, selbst lästige äußere Form und Etikette für Geistlichkeit und Beamte. Giustiniani, noch härter und despotischer, wie man glaubt oder vorgibt, wird von den Römern noch weniger gewünscht. Einstweilen geht alles ruhig und ungestört seinen Gang; die Hirten mit ihren Dudelsäcken haben die Geburt des Heilands verkündet und sind in ihre Gebirge zurückgekehrt; das Fest der Geburt ist prachtvoll gefeiert und mit unendlichen, zum Theil sehr zierlichen Krippchen (Presepio) geschmückt worden. Jezt ist die Beffana (Epiphania) erschienen und hat den Kindern die lustige Bescheerung gebracht; Pangiallos und Toronis überall, und nebenbei Marforio und Pasquino, welche Gericht halten über das Leben des verstorbenen Pabstes und der eingeschlossenen Kardinäle. Die Sitte erinnert an das ernste Todtengericht in Aegypten. Die Kardinäle und die Polizei lassen dieser altherkömmlichen privilegirten Neckerei ihren Lauf; mit der neuen Wahl ist sie verstummt und vergessen. Seit den lezten Wahlen hat sie übrigens bedeutend verloren; sie nimmt fortwährend ab, und war in den lezten Zeiten meist nur boshaft, am boshaftesten nach dem Tode Leo's XII., aber oft gemein, und fast immer ohne Witz. Diesmal hat sie gegen den verstorbenen Pabst selbst nichts aufbringen, und nur, daß so wenig geschehen, was aber durch die Umstände, nicht durch ihn verschuldet war, tadeln können. Die Kardinäle werden zum Theil sehr arg mitgenommen, meist persönlich und boshaft, doch immer mit einem gewissen Takt, um den künftigen Pabst nicht zu berühren. Das erste Strafgedichtchen, welches erschien, ist bei weitem das unschuldigste, vielleicht auch das beste unter allen:

Breve, mà ben regnò l'Ottavo Pio —
Odiò l'arbitrio, amò la pace altrui,
Non ebbe d'esser despota desio —
Non arricchì ladroni intorno à lui,
Non fè bottega sul poter di Dio. —
O! Padri santi successori sui,
Se imitar nol sapete in tutto questo,
Imitatelo almen à morir presto!

Auflösung der Charade in Nr. 31:
Meineid.

Charade.

(Homonymisch.)

1. 2.

Wir bringen Tod; was wir getödtet, geben
Die Menschen ihrem Vieh zum Leben.

3.

Mich seht ihr häufig, aber selten ganz;
Zu nichts oft brauchbar, als zu Spiel und Tanz.

Das Ganze.

Ich bin ein Bauer und ein Soldat,
Und doch der furchtbarste Potentat.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Februar 1831.

Bin auf Bergen bei den Hirten
Glücklich, heimlich froh gewesen,
Hab' in Städten auf Gesichtern
Manch verworrne Schrift gelesen.

F. Müller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Zweiter Abschnitt.

Wer in den savoyer und schweizer Hochalpen herumgewandelt ist und darauf die Pyrenäen besucht, dem fällt besonders eins sehr unangenehm auf: ich meine die Führer. Es gibt nichts Zuverläßigeres, Gewissenhafteres und Besonneneres als die Führer von Chamounie und von Grindelwald. Wären sie auch der Regierung nicht streng für ihr Thun und Lassen verantwortlich, so würde ihr Selbstgefühl und ihre Rechtlichkeit sie doch vor allen Mißgriffen bewahren. Dieß ist hier ganz anders. Die Regierung bekümmert sich nicht um sie, sie bilden kein geordnetes Korps wie in Faucigny, und jeder kann Führer seyn, wer mag. Dieß ist allerdings eine Folge der in Frankreich herrschenden Gewerbsfreiheit. Dieselbe sollte aber hier, wo es sich um Menschenleben handelt, nicht Anwendung finden, wie beim Schneider und Schuster. Ich würde sie in die Kategorie der Aerzte und Apotheker setzen, die eine Prüfung aushalten müssen, ehe sie praktiziren dürfen. Es gibt auch in den Pyrenäen gute Führer, sie sind aber selten, und fast möchte ich sagen, der von Eitelkeit und Oberflächlichkeit orydirte französische Nationalcharakter taugt nicht zu diesem Gewerb, besonders bei den lebhaften Südfranzosen. Eitel und voll Zuversicht in sich selbst sind fast alle; aber gerade durch diese Fehler kommen Reisende, die das Land nicht kennen, in die unangenehmsten und gefährlichsten Lagen. So ging es uns. Wir wollten aus dem Aranthal nach dem von Artigue-Telline über einen rauhen, selten besuchten Gebirgsrücken; wir nahmen einen Führer und fragten ihn, ob er den Weg kenne; fast wäre er böse über diese Frage geworden, und antwortete uns mit einer Zuverlässigkeit, die keine weitere Erkundigung mehr zuließ. Was geschah nun? Er wußte den Weg nicht, und es genügte ihm, einige oberflächliche Erkundigungen darüber einzuziehen. Zuerst führte er uns hoch und immer höher in einen dichten Wald, zwischen Felsen und Brüchen. Alle Augenblicke mußten wir durch Waldbäche und Schluchten. Schon nach den ersten zwei Stunden bemerkte ich, daß wir zu hoch stiegen und ins Gebirg kamen, statt ins benachbarte Thal, und meinte, es wäre klüger, dem Lauf der Waldbäche zu folgen. Da kam ich aber schön an; der Führer sagte mir ganz kurz, ich sey im Irrthum, er kenne den Weg und irre sich nie. Nun kam ein dichter Nebel, der die ganze Gegend einhüllte und verdunkelte, so daß wir uns gar nicht mehr nach den umliegenden Höhen orientiren konnten; es wurde Abend und wir sahen das Vergnügen vor uns, die Nacht unter den bis auf die Erde hängenden Tannen zuzubringen, an deren stechenden Zweigen der Nebel herabtropfte und rieselte. Dieß wäre eine angenehme Nacht gewesen! ohne Nahrungsmittel, ohne Waffen, ohne Feuer und ohne Bedeckungen. Ich stellte dieß dem Führer vor, und daß wir in dem angestrengten Marsch längst Telline erreicht haben könnten, daß wir hinauf ins Gebirg gegen den Fouscanade und Pomerou-Pic oder in eine ihrer Flan-

ken gerathen seyen, statt in ein Seitenthal, und auf diesem Weg immer mehr in die Irre und Wüste kämen. Der Führer aber blieb aus falscher Schaam auf seiner Meinung, und ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht Ernst gebraucht hätten. Wir kehrten ohne Weiteres um und stiegen gerade den Berg hinunter, immer den Gebirgsbächen nach, mußten auch über einige hinweg. Endlich kamen wir auf einen Holzweg, der hinabführte. Wir folgten ihm, und in einer halben Stunde gelangten wir nach Telline. Nun endlich fand sich der Führer zurecht; aber weit entfernt, seinen Irrthum zu gestehen, sprach er uns den ganzen Tag von der Möglichkeit, auch auf dem vorigen Weg hierher zu kommen. Aehnliches ist vielen andern Reisenden begegnet.

Bei unserer Besteigung der Maladetta brachten wir die erste Nacht bei den Hirten zu, die da große Schaafheerden haben. Wir lagen auf weichem Gras unter dem gestirnten Himmel bei einem tüchtigen Feuer, das mit den abgestorbenen Tannen aus der Umgegend unterhalten ward. So ein großes Feuer ist nicht blos wegen der Kälte nöthig, sondern auch wegen der im Gebirg häufigen Bären, die sich vor der Flamme fürchten. Die vier oder fünf Hirten, die auf dieser Höhe der Maladetta Heerden von mehreren tausend Stück weiden, haben kein anderes Mittel, die Bären abzuhalten. Wenn aber so ein Thier recht Hunger hat, so kehrt es sich auch ans Feuer nicht, so wenig als an die Hunde, sondern geht gerade auf die Heerde zu. Die ganze Heerde kömmt nun vor Angst ganz außer sich und stäubt auseinander; dieß hilft den Schaafen aber nichts, und der Bär hat überdieß noch einen so sichern Instinkt, daß er die besten und fettesten Hammel packt und fortschleppt. Dieß war auch bei unserem Hirten in der vorigen Nacht geschehen; der räuberische Bär kehrte sich nicht an vier Hunde, die auf ihn losgelassen wurden, und wenn ihm einer zu nahe kam, so gab er ihm nur einen Schlag mit der Tatze, wo dann der Hund heulend weit hinflog. Da ergriff der Hirt einen Feuerbrand und ging auf das Thier los; dieß half, der Bär ließ seinen Hammel los und suchte grunzend das Weite. Die Hunde haben ein ganz eigenes Gebell, wenn sich ein Bär naht. Ihr Heulen ist länger, gedrängter und drückt recht ihre Angst aus, sie halten sich auch ganz nahe an die Hütte, um des Schäfers Schutz zu suchen. Im Ganzen sind es doch, ihrer Größe ungeachtet, elende Wächter und Hüther; die Hunde vom großen St. Bernhard würden sich anders benehmen, und zwei würden gewiß über einen Bären Herr.

Wenn man nach **Bagnères** herunter kömmt, glaubt man, es sey eine ganz neue Stadt. Es ist ein ganz sonderbarer, fast einschüchternder Anblick, wenn man wochenlang nur im Gebirg, zwischen seinen großartigen Naturbildern und unter seinen einfachen Menschen gelebt hat, und nun auf einmal mitten in eine bunte, geräuschvolle Welt tritt. Es begegneten uns bleiche Gesichter in Sänften, junge gepuzte und geschniegelte Herrchen, deßgleichen Weiber aus dem Gebirg mit schwarzen, rothen und weißen Halbmänteln, die bis auf den Gürtel herabgehen; Frauen aus Bagnères, dicht, aber nicht unmalerisch in ihre Mäntel gehüllt, spitzige Mützen aus dem Ort und braune Barette aus dem Béarnischen. Diese geheimnißvollen Mäntel und die vielen Kirchen erinnern überdieß an Spaniens Nähe. Der Adour umgibt Bagnères so reichlich mit Wasser, daß sich mit Kanälen und Gondeln ein kleines Amsterdam daraus machen ließe, oder vielmehr ein kleines Venedig, denn mit diesem hat das sittliche Leben und Treiben in Bagnères mehr Aehnlichkeit. Vieles ergreift einen hier gleich bei dem ersten Eintritt, und jeder findet dabei seine Rechnung. Der Kranke sucht seine kranken Bekannten auf; der starke Geruch der Heilquellen dringt ihm, fast möchte ich sagen, zum Herzen, denn er gibt ihm Hoffnung zur Genesung. Der junge Mann erfreut sich am Anblick hübscher Frauen aus dem Ort oder aus der Fremde, denn dergleichen kommen aus allen Theilen Europas her; der Beobachter beginnt seine Betrachtungen, der Naturkundige seine Untersuchungen, Maler und Zeichner denken an ihre Skizzen und Gemälde, die Frauen an Eroberungen, Huldigungen und Genuß, der Spieler an sein Gewerb. Mit einem Wort, Bagnères ist ein großes Bad, und diese gleichen alle den Hauptstädten wie ein Ey dem andern. Nur ist die Leichtigkeit und die Masse des Genusses hier noch größer. Der Ort ist wirklich ein kleines Sybaris, besonders im Umgang mit den Frauen. Die Natur scheint es schon zu wollen. Nach allen Gegenden laufen gute Wege, wo leichte Wagen pfeilschnell rollen, und das Blut durch Luftbad und Bewegung nach dem Rath des gefälligen Arztes noch wärmer machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeiung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabstwahl.

(Beschluß.)

Mit Canis et coluber finden wir **Leo XII.** bezeichnet. Hat er nicht mit strenger Wachsamkeit (einer Tugend, die zu den nöthigsten Eigenschaften eines Pabstes gezählt wird; daher sie auch das Prädikat canes führen), die Rechte seiner Kirche zu wahren gesucht, und seine Schlangenklugheit, die neben der Taubeneinfalt einen Pabst zieren soll, schon früher als Nuncius bei seinen verschiedenen Sendungen, ganz besonders bei Abschließung von Konkordaten, und als Pabst durch die Rückgabe des römischen Kollegiums rc. an die Jesuiten, durch die Herstellung der Gefängnisse der Inquisition und durch die

Verbindung der südamerikanischen Republiken mit dem römischen Stuhl bewährt? — Noch bleibt Pius VIII. übrig, dessen Hinscheiden die Kirche so eben betrauert, und wer will ihm das Prädikat religiosus streitig machen, besonders wenn man sich seines ersten Hirtenbriefes erinnert?

Es möchte demnach diese Prophezeiung doch nicht so ganz leer und nichtig seyn. Wir wollen jedoch Niemanden zumuthen, darauf irgend eine Hoffnung oder Befürchtung zu gründen; denn wer sieht nicht aus den angeführten Beispielen, daß auf diese Weise nicht schwer zu prophezeien ist, da der Orakelworte immer nur wenige und diese so allgemein und unbestimmt gefaßt sind, daß aus ihnen Alles gemacht werden kann, zumal der Raum, woraus der Stoff zur Deutung genommen wird, nicht kleiner ist, als die ganze Welt, d. h. alle in ihr, während der Lebenszeit eines Pabstes vorfallenden Begebenheiten. Damit aber von unsern gegenwärtigen Lesern diejenigen, die jung genug sind, noch einige Pabstwahlen zu erleben, im Stande seyn möchten, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Weissagung doch wenigstens bei einigen der nächsten Stuhlveränderungen zu prüfen, so setzen wir der Kuriosität wegen noch die prophetischen Worte her, mit denen die nun noch folgenden dreizehn Päbste bezeichnet sind.

Der erste, dessen Wahl eben noch schwebt, ist angedeutet durch die Worte: De Balneis Hetruriae; dieß kann heißen: der neue Pabst werde herkommen aus Balnea regia, d. i. St. Bagnaria in der päbstlichen Delegation Viterbo (eine Meile südlich von Orvieto, dritthalb Meilen nördlich von Viterbo) im ehemaligen Hetrurien; es kann aber auch eine andere uns noch verborgene Beziehung (wie fast das De anzudeuten scheint) darin liegen. Sodann kommen die Bezeichnungen:

Crux de cruce (Kreuz vom Kreuze),
Lumen in coelo (Licht am Himmel),
Ignis ardens (brennend Feuer),
Religio depopulata (gänzlicher Religionsverfall),
Fides intrepida (unerschrockner Glaube),
Pastor angelicus (englischer Hirte),
Pastor et nauta (Hirt und Schiffer),
Flos florum (Blume der Blumen),
de medietate lunae (den halben Mond oder das erste Viertel betreffend),
de labore solis (mühevoller Kampf der Sonne),
Gloria olivae (Ruhm oder Herrlichkeit des Oelzweigs).

Und nun kommt die ominöse Dreizehn, die man ja auch an keinem Tische gerne sitzen hat, weil an sie der Aberglaube Tod und Untergang knüpft. Wirklich schließt auch Malachiä Verkündigung mit folgenden Worten: In persecutione extrema sacrae Romanae Ecclesiae sedebit Petrus Romanus, qui pascet oves in multis tribulationibus; quibus transactis civitas septicollis diruetur et Judex tremendus judicabit populum. d. h.: Während der lezten Verfolgung der h. röm. Kirche wird Petrus Romanus (oder Petrus aus Rom) auf dem heil. Stuhl sitzen, und die Schaafe unter vielen Drangsalen weiden, und nach denselben wird der Siebenhügelstaat zusammenstürzen und der furchtbare Richter das Volk richten. — Merkwürdig ist, daß in der ganzen Reihe der Päbste (den Apostel Petrus abgerechnet, der als der erste Pabst mitgezählt wird) kein Petrus vorkommt, weil die Knechte der Knechte Gottes aus Bescheidenheit es vermieden, den Namen des heil. Apostels zu führen, während sie dessen unmittelbare Nachfolge anzusprechen sich berufen hielten. So läßt denn diese Prophezia veridica, wie der Ausleger sie nennt, durch eine großartige Parodie der Geschichte es kommen, daß, so wie der Name Romulus nur in dem ersten und in dem lezten Beherrscher des alten, weltlichen Roms zusammentraf, so auch nur das erste und das lezte Oberhaupt des neuen, geistlichen Roms mit dem Apostel- und Märtyrernamen Petrus geschmückt erscheinen. Dann würde man freilich mit tiefer Doppelbedeutung, ja, wenn das judicabit populum im Sinne des ital. Auslegers das jüngste Gericht bedeutete, mit dreifacher Bedeutung sagen können: Sic transit gloria mundi! Und wenn die noch folgenden Päbste eben so kurz, und einige darunter noch kürzer als Pius VIII., und die übrigen etwa so kurz wie Pius III. oder Pius IV. regieren, so könnte zugleich noch eine andere alte Prophezeiung mit in Erfüllung gehen, die das Ende der Welt auf das Jahr 1847 verkündigt, und dann hätten Malachias und sein Ausleger bis zum Punktum Recht. Demnach hätten wir von dem Kometen von 1834 noch nicht Alles zu fürchten, ihn aber doch gleichsam als den anzeigenden Deuteschlag anzusehen, der bei einer Wanduhr, hier der Weltuhr, fünf Minuten dem Ausschlag der Stunde, hier der lezten hienieden, vorausgeht. — Wollte aber Jemand mit dem judicabit einen andern Sinn verbinden, etwa wie die Franzosen von 1798, als es das Ansehen hatte, daß Pius VI. der lezte Pabst seyn werde, den wollen wir gleichfalls in seinem Glauben nicht stören; nur muß er nicht frohlocken wollen: denn auch nicht Luther, noch sonst ein Mensch oder Menschenwort heißt der Fels, auf den Christus seine Kirche gegründet hat. Was die Pforten der Hölle nicht sollen überwinden können, muß in dem heiligen Geiste stehen, der da nicht nur heißt Licht, sondern auch Liebe; und in keiner sichtbaren Kirche wird jemals jenes rein und ungetrübt, diese lauter und ungefälscht sich darstellen können: denn Sein Reich ist nicht von dieser Welt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

Zustand von Savoyen.

Sie wünschen von mir einige zusammenhängende Nachrichten von Piemont und Savoyen, besonders in sittlicher Hin-

sicht. Damit könnte ich mich nun kurz fassen, wenn ich Ihnen sagte: Land und Leute, Haus und Hof sind heutzutage wieder so ziemlich wie zu Karl Emanuels und Victor Amadeus III. Zeiten; die kurze französische Episode hat nichts dauernd Gutes gewirkt, weil sie zu unvorbereitet kam und weil sie in der kurzen Zeit nicht tief genug einging. Bei der Restauration wurden wieder alle Räder ins alte Gleis gesezt, und darin laufen sie denn auch mit geringen Ausnahmen bis auf den heutigen Tag. Mit solchen trockenen Bemerkungen ist aber den Lesern natürlich nicht zu einer Zeit gedient, wo der nordwestliche Gürtel von Italien, das Nachbarland zweier kühn aufstrebenden Länder, alle Aufmerksamkeit verdient. Ich will also etwas genauer eingehen, und ich kann dies um so leichter, da meine frühern Korrespondenzen aus Turin und Chambery hierin Manches vorbereitet haben. Wer aber heutzutage vom sittlichen Leben eines Volkes sprechen will, darf seine öffentlichen Verhältnisse nicht ausschließen, weil diese jenes bedingen, erweitern oder beschränken.

Es ist nicht so leicht, als man wohl glaubt, einen klaren Begriff von dem sittlichen Charakter der Volksstämme zu geben, aus denen unser sardinisches Königreich besteht, und die untereinander so ungleich sind, wie ihre Geschichte. Gibt es wohl etwas heterogeneres, als den einst weitherrschenden, mit Meer, Schiffahrt und Handel genau befreundeten, reichen und stolzen Genueser, und den armen, in einem dürftigen Lande am Fuß der Gletscher lebenden, bescheidenen Savoyer? Nicht weniger stehen Sardinier und Piemontesen von einander ab; von den Unterthanen Sr. Majestät in Cypern und Jerusalem zu geschweigen, denn diese sind vorerst nur noch in dem Titel, und unsere Regierung selbst weiß blutwenig von diesen überseeischen Subjekten. Ich kenne alle die sardinischen Kontinentalländer ziemlich genau, ich lebte längere und kürzere Zeit in Piemont, Nizza, Genua und Savoyen, und überall habe ich gefunden, daß Land und Einwohner lange nicht das sind, was sie seyn könnten. Sonderbar ist es, daß man dies im Lande recht gut weiß, aber doch keine Bitte um Besserung durchdringt, und so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß die Leute bisher immer glaubten, es könne nicht anders seyn. Ich spreche zuerst von Savoyen. Diesem interessanten Land fehlt es nicht an Einwohnern, denn man findet Savoyarden in allen großen und kleinen Städten Europas, wohl aber an Brod für sie; darum wandern sie zu Tausenden aus. Im Lande ist es, als hätten die Leute keine Arme, und doch sind sie das fleißigste, anstelligste und unermüdlichste Volk, wenn sie einmal über ihre Landesgrenze sind. Was unternähme und triebe ein Savoyarde nicht? Es ist nicht zu läugnen, daß dies Volk jezt nicht mehr ist, was es ehemals war; der sardinische Druck und die Mischung mit den Piemontesern — denn alle Beamten werden von hier hingeschickt — haben den Savoyern etwas von ihrer ehemaligen Offenheit und von ihrem Freimuth genommen. Fast Alle denken sehnsüchtig an die französische Zeit zurück, die dem Lande so wohl that, die niedergedrückten Einwohner wieder aufrichtete und ihnen Selbstbewußtseyn gab; wehe aber dem, der dergleichen Gesinnungen nach der Restauration hätte laut werden lassen! Dadurch ist Verstellung in den sonst so offenen Volkscharakter gekommen; dessen Güte und Milde haben aber doch die Piemonteser nicht ganz unterdrücken können. Ein Glück ist es für die Savoyer, daß sie Genf, Waad und Frankreich nahe haben, denn da sehen und hören sie doch Manches, was sie wieder aufrichten kann. Freilich thut die sardinische Regierung alles Mögliche, um diese Kommunikation mit den Nachbarländern zu erschweren; dies ist aber doch nicht ganz möglich, denn um ihre bedeutenden Abgaben zu zahlen, müssen die Savoyer ihre Naturerzeugnisse, ihr Holz, Korn, Butter, Schmalz, Fleisch, Geflügel und Fische zu Markt tragen. Dafür bringen sie von Vevey, Lausanne, Morges, Rolle, Nyon und besonders von Genf nicht nur baares Geld, sondern auch Ideen nach Haus; denn den klugen Leuten entgeht in den fremden Städten nichts, sie haben überall die gesunden Augen offen, und bei meinen häufigen Gebirgsreisen im Innern des Landes bin ich gar manchmal über die Bemerkungen und das Urtheil der Leute erstaunt, die freilich nicht lesen und schreiben, dafür aber nachdenken und vergleichen können. (Die Forts. folgt.)

Paris, Februar.

Beobachtungen an der Magnetnadel bei Gelegenheit des Nordlichts.

Manchen Lesern ist es vielleicht willkommen, die Beobachtungen, welche der Physiker Arago bei dem starken Nordlicht am Abend des 7. Januar an der Magnetnadel gemacht hat, mit ihren eigenen zu vergleichen.

Die Nadel, an welcher täglich die Deklination (die Abweichung vom Nordpunkt gegen Ost oder West in der Ebene des Horizonts) beobachtet wird, wurde am 7. Januar schon Nachmittags so unruhig, daß Arago darin die Vorläufer eines Nordlichts erkannte. Statt daß die Bewegung gegen Westen, wie gewöhnlich, um ½ auf 2 Uhr aufhörte, dauerte sie noch um 5 Uhr fort, und um diese Zeit war die Deklination um 12 Minuten 40 Sekunden stärker als gewöhnlich. Eine so bedeutende Verrückung und die Richtung, in der sie stattfand, ließen keinen Zweifel über die Ursache; nur wußte man noch nicht, ob sich das Nordlicht über den Horizont von Paris erheben würde; aber nicht lange, so zeigte es sich wirklich. Es wurde von gegen sechs Uhr bis um halb ein Uhr, wo es allmählig verschwand, unausgesezt beobachtet. Um 6 Uhr 10 Minuten hatte die Deklination der Nadel seit 5 Uhr um 43 Minuten 8 Sekunden abgenommen, um 6 Uhr 15 Minuten um 48 Minuten 57 Sekunden; um 6 Uhr 18 Minuten um 50 Min. 58 Sek.; von da an nahm sie wieder allmählig zu bis 7 Uhr 15 Minuten, wo sie das Maximum erreichte. Nach einem Stillstand von einigen Augenblicken ging die Nordspize der Nadel wieder gegen Ost zurück. Das Minimum der Deklination wurde um 8 Uhr 30 Minuten beobachtet. Vergleicht man die Deklination zu dieser Stunde mit der um 5 Uhr Abends, so ergibt sich, daß durch den Einfluß des Nordlichts die wagerechte Magnetnadel um einen Grad 6 Minuten 47 Sekunden verrückt worden ist. Die Beobachtungen sind bis auf 5 Minuten ganz genau.

Gleich auffallend war der Einfluß des Nordlichts auf die Inclinationsnadel (die, in ihrem Schwerpunkt aufgehängt, sich in der Richtung des Meridians senkt). Sie wurde den ganzen Abend sehr fleißig beobachtet, ihre Bewegungen zeigten aber nicht die geringste Uebereinstimmung mit dem Gange der horizontalen Nadel. So nahm zuweilen die Deklination zu, während die Inklination abnahm, ein andermal dagegen bewegten sich beide Nadeln gleichmäßig miteinander. Auch geschah es mehr als einmal, daß die eine Nadel beinahe ganz ruhte, während die andere am unruhigsten war. Die schwächste Inklination war an diesem Tage um 2 Uhr 10 Minuten Nachmittags, die stärkste um 7 Uhr 35 Minuten. Der ganze Unterschied betrug 21 Minuten, und dies ist äußerst auffallend, wenn man weiß, daß zu gegenwärtiger Jahreszeit die tägliche Variation an der Inklinationsnadel kaum etwas über eine Minute beträgt.

Selbst als das Nordlicht am stärksten war, ließ sich am athmosphärischen Elektrometer auf der Sternwarte keine Spur von Elektrizität bemerken, und dies bestätigt Aragos frühere Behauptung, daß das Nordlicht und die Elektrizität in keinem Rapport miteinander stehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Februar 1831.

— Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn;
Deiner Magd ist recht geschehn.

Fr.. Leopold v. Stollberg.

Der Brautstein *).

„Bleibst du mir treu und eigen,
Wenn ich dir ferne bin?
Wird nie dein Herz sich neigen
Zum andern Buhlen hin?
Des Fernen Angedenken
Mag bald die Zeit versenken
Im wankelmüth'gen Sinn!“

Sie saßen auf der Haide
Im grünen Birkenwald,
Auf einem Steine beide,
Von Liebeslust durchwallt.
Da hat sie sich entrungen
Dem Arm, der sie umschlungen,
Mit zärtlicher Gewalt.

Kaum läßt der Schmerz sie sprechen,
Sie weint und schluchzet laut;
„Sollt' ich die Treue brechen,
Die dir ist längst vertraut?
Kannst du mein Herz so kränken,
Für ihre Liebe schenken
Solch bittres Wort der Braut!

„Wohl mögen Jahre fliehen,
Nicht flieht der Treue Wort;
Mag der Geliebte ziehen,
Die Liebe zieht nicht fort,
Könnt' auch durch eignes Leben
Sich dieser Fels erheben
Und ändern seinen Ort.

„Ja! mög' er sich entrütteln
Aus seiner tiefen Kluft,
Die harten Glieder schütteln
Ein Ries' in freier Luft,
Mich mit des Todes Schrecken
Verfolgen, und bedecken
Lebendig in der Gruft:

Wenn dir die Treu' ich breche,
Mir theurer als mein Blut,
Wenn je, was ich verspreche,
Vergißt der Wankelmuth;
Ein Buhle mich gewinnet
Und ihn mein Leichtsinn minnet
Mit neuer Liebesgluth!“

Der Reiter ritt von dannen
In's Feld zu mancher Schlacht,
Und ihre Thränen rannen
Um ihn in mancher Nacht;

*) Der Stein, an welchen diese Sage geknüpft ist, ist ein rothgesprengter Granit, etwa vier Fuß über der Erde hervorragend, und steht auf der Kolborner Haide bei dem Städtchen Lüchow im Königreich Hannover.

Und auf der weiten Haide
Da hat, in Lust und Leide,
Sie seiner viel gedacht.

Und als im Birkenhaine
Nun wieder grün es war,
Da saß sie auf dem Steine,
Getrennt von ihm ein Jahr.
Da kam daher gegangen
In frischer Jugend Prangen
Ein Jüngling, wunderbar.

Im grünen Jägerkleide
War er so mild und hold,
Er fragt nach ihrem Leide
Und Trost und Thränen zollt;
Süß Wort aus rothem Munde,
Mit feuchtem Aug' im Bunde,
Gewinnen mehr als Gold.

Kaum saß sie auf dem Steine
Am andern Tage da,
Im duft'gen Birkenhaine,
War auch der Jäger nah.
So rosenmilde Wangen,
So edler Stirne Prangen
Ihr Auge nimmer sah.

Es zog sie immer wieder
Zum Walde unbewußt:
Das süße Gift drang nieder
Tief in die junge Brust.
Und als ein Mond verflossen,
Da hat sie ihn umschlossen
In heimlich süßer Lust.

Und horch! die Glieder schüttelt
Der Stein im finstern Schooß;
Aus seiner Tiefe rüttelt
Zum Leben er sich los;
Und jäh empor gethürmet,
Auf die Erbleichte stürmet
Der Rächer, riesengroß.

Sie fliehet durch die Bäume,
Sie flieht in wilder Hast;
Er treibt sie durch die Räume,
Verfolgend ohne Rast;
Zum immer engern Kreise
Drängt ihres Laufes Gleise
Die ungeheure Last.

So floh sie nach dem Orte,
Wo fest der Stein sonst lag,
Wo einst mit heil'gem Worte
Brauttreue sie versprach:

Da sank erschöpft sie nieder,
Die Angst lähmt alle Glieder,
Vor Grau'n ihr Herz zerbrach.

Zerstampft vom Stein, verschlinget
Sie der zerriß'ne Grund;
Ihr rothes Blut entspringet
Und färbt des Felsens Rund,
Und deckt die nahe Haide
Mit einem rothen Kleide,
Das ihren Tod macht kund.

Der Reiter kam geritten
Vom fernen Ungarland,
Wo Ruhm er sich erstritten
Und gute Beute fand.
Er zieht im Birkenhaine
Beim späten Abendscheine
Zum Steine, wohlbekannt.

Der Stein, der sonst lag nieder,
Steht aufgerichtet da,
Und roth sieht er ihn wieder,
Den grau er immer sah;
Und nie sah er die Haide
In rother Blümlein Kleide,
Wie hier dem Steine nah.

Da zuckt ein böses Ahnen
Ihm durch das treue Herz,
Und weckt, ein fernes Mahnen,
Ihm ungemeßnen Schmerz.
Er zieht sein Schwerdt und schmettert,
Daß rings es Funken wettert,
Den Stein mit scharfem Erz.

Welch Wunder! da entspringet
Von Blut ein rother Strahl,
Und aus der Tiefe dringet
Ein Wehlaut herbster Qual.
Bei jedem neuen Schlage
Ertönt Geächz und Klage
Und Blut springt jedesmal.

Da reißet von der Stelle
Ihn des Entsetzens Hand,
Es trägt sein Roß ihn schnelle
Zum Krieg in Feindesland.
Doch einen Strauß von Haide
Pflückt' er, zu seinem Leide
Brauttreue nun genannt.

F. Helms.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Auf den umliegenden Höhen und Bergen von Bagnères sind überall nette verschwiegene Sennhütten, wo angelegt-

ruht werden kann, desgleichen offene und versteckte Rasenplätze, duftende Baumgruppen und eine Menge traulicher Pfade, die in den Wald führen. Das Tageslicht ist hier milder und manchmal sogar in süßes Düster übergehend. In dem reinen, aufregenden Aether duften Blumen und Kräuter; reizende Stellen mit und ohne Aussicht, Moos- und Rasenbänke auf jedem angenehmen Fleckchen. Oft ziehen auch dünne Nebel heran und verhüllen die Spaziergänger, die dabei an die gefälligen Wolken der griechischen Götter- und Heroenwelt denken können. Abends, nach dem reichlichen Diner findet man sich in den glänzenden Sälen Frascatis, und gar manche Blicke begegnen sich hier in süßer Erinnerung vom Morgen her, oder bereiten unter Musik und Tanz künftige Morgen vor. In den Sälen und in den Gesellschaften findet sich alles das Lächerliche zusammen, woran Paris keinen Mangel hat, was aber dort weit weniger bemerkt wird, weil es vertheilt ist. Freilich ist im Faubourg St. Germain, im Marais und in der Chaussée d'Antin viel Komisches ganz verschiedener Art, man muß aber in diese Stadttheile gehen, um es zu finden und zu beobachten, denn diese sind wahre Zonen. Hier ist hingegen Alles beisammen, und die Gesellschaft bildet ein großes Stück florentinischer Mosaik, dessen einzelne Theile in Formen und Farben ganz verschieden sind. In Frankreich noch mehr als in Deutschland hat jede Stadt ihre eigene Art und Weise. Der Fremde merkt es nicht so, wohl aber der Pariser, der mit süßem, selbstgefälligem Lächeln auf alle herabsieht und überzeugt ist, daß sie Alle unter ihm stehen. Die Leute aus den kleinen französischen Städten nehmen hier gern einen Rang an, der ihnen nicht gehört. Es gehen da eine Menge falsche Barons und Pseudo-Komtessen herum. Wie glücklich wären die Franzosen dieser Art, wenn sie die deutschen Titel der Räthe, Hofräthe, geheimen Hofräthe, geheimen Hof- und Finanzräthe, Kriegs- und Domänenräthe, Geheimenräthe u. s. w. hätten, die jenseits des Rheins so viele beglücken. Man thut aber wohl, wenn man darüber ein Auge zudrückt und jeden nimmt, wofür er sich gibt. In Bädern muß einer mit dem andern nachsichtig seyn. Es wäre peinlich, langweilig und ungesund, wenn man in Rechte und Ansprüche eingehen wollte. Alle angenommenen Rollen werden ja auf der nächsten Poststation abgelegt. Manche Damen kamen in der Meinung hierher, Bagnères gebe nicht allein den Adel und Ordensbänder, sondern auch Jugend und Schönheit. Dieser Irrthum wird ihnen aber bald benommen, wenn sie sich neben gefeierten jungen, schönen Frauen allein sehen. Nirgends, glaube ich, gibt man sich so unsägliche Mühe, zu scheinen, was man nicht ist, sich höher zu stellen als andere, damit man mehr gesehen werde. Sieht man diese lärmenden Marionetten, deren Fäden von der Eitelkeit gezogen werden, so überzeugt man sich, daß diese die Lebensluft der Franzosen ist. Damit nichts fehle, was ihnen unentbehrlich ist, so hat sich auch ein Theater aufgethan. Die Spielsäle hingegen, die ehemals viel Unheil anstifteten, sind nun Gottlob geschlossen, was viele gar sehr bedauern. Verzweifeln Sie aber nicht, es findet sich hier auch außer dem Falschen, Verdorbenen und Lächerlichen, manches Gute und Achtenswerthe zusammen. Hierher rechne ich besonders die von Paris in ziemlicher Zahl herkommenden Literatoren, Gelehrte und Künstler. Viele gebrauchen die Bäder gar nicht, sondern gehen nur über Bagnères, weil es der Weg in die Pyrenäen ist, die jezt außerordentlich Mode in Paris sind.

Eine andere Gestalt hat die Badewelt in Coterets. Die verschiedenen Pyrenäenbäder zeichnen sich überhaupt alle durch ihre Gesellschaftsphysionomie aus, und dieß kömmt von der vorherrschenden stehenden Klasse der Besucher. In den östlichen Bädern, in Preste und Arles, herrscht die Languedocsche und Roussillonsche Lebhaftigkeit vor. In Ostat, Ar und Bagnières-Luchon finden sich die liebenswürdigen Männer und die blühenden, rosigen Frauen aus Toulouse zusammen. Die eleganten, leicht gehenden, fast schwebenden Damen aus Bordeaux gehen nach Bagnières-Adour. Das düstere, finstere Barège, von dem ich Ihnen vor einigen Monaten schrieb, ist, so zu sagen, ein Militärhospital, und hat eine gemischte Bevölkerung. Paris, seine ausgezeichneten Männer und seine liebenswürdigen Frauen, desgleichen die lächerlichen Kopien jener Vorbilder, Paris geht nach St. Sauveur und besonders nach Coterets. Lange war der Aufenthalt da sehr angenehm, und ein fröhliches Fest drängte das andere. Dies ist aber leider nicht mehr so; denn die Politik, die in Frankreich so sehr herrscht und so viel Gutes und Schönes erdrückt, ist bis an den Fuß der Pyrenäen gedrungen. Wie in Paris, ist Alles hier Partheiung geworden; man scheut sich, man beobachtet sich, und gar Manche schließen sich nicht näher an einander an, weil sie fürchten, auf feindliche Meinung zu stoßen und sich dann nicht mehr sehen zu können. Die Franzosen, und zumal die Pariser, sind ein kluges, geistreiches und gebildetes Volk, und doch sind sie noch nicht so weit gekommen, daß sie für einen kurzen Badeaufenthalt, bei dessen Frieden und Freude die Gesundheit so sehr interessirt ist, als geltende Uebereinkunft angenommen haben, daß alle politische Farbe verschwinden muß, und daß es ein Mißgriff der ganzen Gesellschaft gegenüber ist, sie zur Schau zu tragen oder gar zum Gegenstand von Diskussionen zu machen. Ich fürchte, daß dies künftigen Sommer noch ärger hier seyn wird, als vergangenen, denn die Juliustage und alle ihre Folgen sind eben nicht geeignet, die politischen Partheien in Paris verträglicher zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Savoyen. Piemont.

Savoyen zahlt jährlich gegen drei Millionen Franken Abgaben, eine ungeheure Summe für ein so armes Land. Um dies zu erschwingen, müssen die Savoyer wenigstens sechs bis acht Monate ins nahe und ferne Ausland wandern, und sich allen Lebensgenuß versagen, um nur so viel als möglich an die Nachbarn zu verkaufen und Geld zu lösen. Sie verkaufen alle Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Viehzucht, versagen sich jeden Lebensgenuß, jeden guten Bissen, leben von groben Kartoffeln, Kastanien, die wohlhabendern von schwarzem Brode, um Getreide, Eier, Butter, Schmalz und Geflügel an die Nachbarn verkaufen zu können. In Beziehung auf Gewerbsfleiß sind allerdings einige Erleichterungen eingetreten; die Regierung hat, besonders auf Vermittelung des verstorbenen Ministers Cholex, die Anlegung von Fabriken erlaubt und selbst begünstigt, wenn Niemand in Piemont darunter litt; die Savoyer haben vergangenes Jahr an der hiesigen Industrieausstellung Theil nehmen dürfen; dies war aber auch die ganze Erleichterung, sonst ist Alles beim Alten geblieben. Piemont gestattet Savoyen keinen Vortheil, der ihm selbst im Geringsten schädlich seyn könnte. So z. B. wird dem Lande nicht erlaubt, eine eigene Universität zu errichten; dagegen sprechen gar mancherlei Gründe. Erstens entginge dadurch der Turiner Universität und den Bürgern der Hauptstadt ein Bedeutendes, und zweitens, wenn sie, wie es in diesem Augenblick der Fall ist, die Hörsäle schlösse, so könnten die Studenten nach Savoyen gehen und dort lernen; dies wäre aber wieder sehr fatal. Der savoyische Senat, der das Land wenigstens in Beziehung auf Justiz vertreten soll, ist nur noch ein Schatten. Die armen Leute haben keinen Repräsentanten, keinen Mittelsmann bei der sardinischen Regierung; in seine armen Thäler werden noch piemontesische Truppen geschickt, welche besonders jezt, seit den Unruhen in Anneey, sehr an Zahl zugenommen haben; unglücklicherweise ist darunter noch viel Kavallerie, für die in dem Gebirgsland nur schwer Futter aufgetrieben werden kann, weßhalb manche nützliche Kuh abgeschafft werden muß, die einer armen Familie Nahrung gab. Früher unter Karl Emanuel waren keine Truppen im Land, es wehrte sich selbst. Savoyen hat über 400.000 Einwohner; davon können wenigstens 80.000 die Waffen tragen, und als mächtige Bundesgenossen haben sie noch Berge, Felsen, Klüfte und Waldströme. — Wer weiß es nicht, daß Piemont eines der schönsten und reichsten Länder ist, und wer bedauert nicht, daß bisher so wenig aus ihm geworden? Dies wäre freilich eine Kunst bei diesem Volk, das alle übeln Eigenschaften seiner italienischen und französischen Nachbarn vereinigt, ohne eine gute zu haben. Gibt es etwas Erbärmlicheres, als diese Verehrung der Exzellenzen, der Ordensritter, der Durchlauchten und der gnädigen Herren, abgesehen von allem Verdienst, von aller Würdigkeit? Gleich groß ist die Verehrung des Volks für Mönche, Abbés, Büßende und geistliche Associationen. Man kann die Piemonteser in drei Klassen theilen: die Vornehmen, hier Große genannt, die Bürger und die „kleinen Leute,“ wie man hier in Turin zu sagen pflegt. Die Bürger sind, besonders hier, recht unterrichtet, die „Großen“ aber sind zu stolz, als daß sie etwas lernen sollten, und zu unwissend, um es zu merken, daß sie nichts wissen. Auf Lotterien sind die Leute ganz versessen; darin läßt ihnen auch die Regierung ganz freien Lauf, und es ist unglaublich, welch großen Nachtheil dies Institut dem Lande bringt. Von Zeit zu Zeit erhält ein Kloster von der Regierung das Recht, eine Lotterie zu ziehen, und dann reißen sich die Leute um diese geistlichen Loose, auf denen ein besonderer Segen ruhen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

Zustand der Theater.

Es erscheinen jezt nur sehr wenige neue Werke, und selbst die Romane und Erzählungen vermindern sich, seitdem die Eigenthümer der Lesebibliotheken, fast die einzigen Käufer dieser Art von Werken, es nicht mehr erschwingen können, so viel Makulatur zu bezahlen. Auch auf der Bühne haben wir nichts Neues, desto mehr Ueberseztes und Aufgewärmtes mit neuen Namen. Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß die ehemals so hübsche Madame Vestris selbst Direktrice eines Theaters geworden ist. Sie hatte gleich anfangs sehr vielen Zulauf; was denselben aber noch vermehrt hat, sind der schönen Schauspielerin — schöne Beine! Ja, lieber Leser, ihre Beine. Mad. Vestris Beine sind von jeher bei unsern jungen Männern berühmt gewesen. Nun aber hatte man sich mit der Zeit daran gewöhnt, ihre Beine zu sehen, und Manche mochten sie haben spielen sehen, ohne je daran gedacht zu haben; da erschien vor ein Paar Wochen ein italienischer Gipsmodler vor dem Lord Mayor und klagte, daß ihm einer seiner Arbeiter — Abdrücke von Mad. Vestris Beine gestohlen und verkauft habe. „Ja,“ erklärte er dem erstaunten Beamten, „Mad. Vestris Beine sind weltberühmt, und da ich so glücklich war, einen Abdruck davon nehmen zu dürfen, so versah ich alle Künstler, welche das schönste Muster von einem Bein zu haben wünschten.“ Was nun weiter aus dem Beindieb geworden ist, hat man nicht vernommen, und Manche, welche Weltkenner seyn wollen, sehen in der Geschichte nichts mehr und nichts weniger als einen Puff. Auf jeden Fall hat die Eigenthümerin der Beine dabei gewonnen. Während Mad. Vestris ihre Taschen füllt, sind die Eigenthümer und Pächter anderer Theater damit beschäftigt, die ihrigen zu leeren, und zwar durch das beste Mittel in der Welt — durch Prozesse. Bekanntlich haben die beiden Theater Drurylane und Coventgarden schon von Karl II. her ein Patent, kraft dessen sie allein berechtigt sind, innerhalb eines gewissen Bezirks, den man zu London rechnet, eigentliche dramatische Vorstellungen zu geben, die man billigerweise Trauer-, Schau- oder Lustspiele nennen kann. Indessen haben die Eigenthümer derselben längst gefunden, daß sie eher dabei verlieren, als gewinnen würden, wenn sie das ganze Jahr spielten, und schließen deßwegen ihre Häuser gewöhnlich während der Sommermonate. In Folge dessen erhielt schon vor 80 Jahren das sogenannte Haymarket-Theater auf sieben Monate des Jahrs die Erlaubniß, ähnliche Vorstellungen zu geben; aber die Eigenthümer desselben spielen seit mehreren Jahren lieber drei Monate lang allein, als eine längere Zeit, wenn die größern Häuser auch offen sind. Unter Georg III. entstand ein neues Theater, das Lyceum, später das englische Opernhaus genannt. Ein gewisser Arnold erhielt ein Patent, Opern mit Recitativ aufführen zu dürfen. Es fand sich indessen bald, daß das englische Publikum diesem ewigen Singsang in seiner eigenen Sprache keinen Geschmack abgewinnen konnte, und Arnold erhielt jezt die Erlaubniß, Opern mit Dialog vermischt aufführen zu dürfen; auch machte er von dieser lezten Clausel einen so guten Gebrauch, daß er sogleich ein Lustspiel — mit sechs Liedern aufführte, und zwar mitten in der besten Jahreszeit, wo die alten Patenttheater ihre Erndte erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Februar 1831.

War so was wirklich hier, wovon wir sprechen?
Oder aßen wir von jener tollen Wurzel,
Die den Verstand gefangen nimmt?

Shakespeare.

Die geheimnißvolle Braut.

Nach dem Englischen des Schäfers von Ettrick.

Eine Menge Leute fangen heutzutage an zu behaupten, es gebe keine Gespenster, keine dem menschlichen Auge sichtbare Geister. Ja sogar Sir Walter Scott ist abtrünnig geworden und sucht mit seinen aus Glauben und Unglauben zusammengesezten Geschichten kaltes Wasser auf die zuverläßigsten, obgleich am wenigsten handgreiflichen Erscheinungen der menschlichen Natur zu gießen. Die Leute sind nicht klug; ehe sie dergleichen behaupteten, hätten sie seyn sollen, wo ich oft gewesen bin, und wo der Laird von Birkendelly am Vorabend des St. Lorenztages im Jahr 1777, und mehrere Male nachher war.

Der Leser dieser Begebenheit, die sich zu meiner Zeit zugetragen, wisse also, daß der Weg von Birkendelly nach dem großen Dorfe Balmawhapple zwischen zwei so dichten Dornhecken läuft, daß kein Kaninchen durchkriechen könnte. Auf diesem Wege nun ritt der Laird von Birkendelly an dem genannten Abende. Den Hut auf einem Ohr, und mit der Peitsche auf dem Sattelknopf trommelnd, trällerte er sorglos ein Lied; da sah er auf einmal eine kurze Strecke vor sich eine ungemein schöne Frauengestalt, welche in derselben Richtung ging, wie er. „Aha,“ sagte der Laird zu sich selbst, „das ist ja ein herrlicher Magnet! Aber wo kann sie hergekommen seyn, da ich sie erst diesen Augenblick zu Gesicht bekomme? So was Schönes ist mir denn doch in meinem Leben nicht vorgekommen! Ich wollte, ich wäre ihr Liebhaber, und sie hätte mich hierher bestellt!“ Indem der junge Mann dieses halblaut vor sich hin murmelte, sah sich die Schöne um, und zwar mit einem Blick, der ihm zu sagen schien, sie wisse, was er sich eben gewünscht, verschwand aber sogleich hinter einer Anhöhe, die man in der Gegend Birky-Brow nennt. „Geh' Du nur!“ sprach er, „ich sehe schon, es wird nicht schwer halten, Dich einzuholen; ausweichen kann sie mir nicht, und ich erreiche sie, ehe sie noch an den Rehstall kommt.“ Mit diesen Worten beschleunigte er den Schritt seines Pferdes, sang aber nicht mehr, denn es wurde ihm wunderlich eng ums Herz, und er sagte oft zu sich selbst: „ein schönes Weib, wahrhaftig ein schönes Weib! aber wie mag sie so allein hierher kommen? sonderbar!“

Als er den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, war sie nicht mehr zu sehen, und doch überblickte er jezt ein größeres Stück der Straße als vorher. Dieß däuchte ihm immer sonderbarer, und da er meinte, sie wolle ihm entfliehen, obgleich sie vorher auf ihn zu warten geschienen, sezte er sich in scharfen Trab; bei jeder Biegung des Weges meinte er sie zu finden, aber immer vergebens. Sein Ritt ward immer schärfer, und er flog in gestrecktem Galopp hin, da rief ihm auf einmal eine Stimme entgegen: „Holla, Birkendelly! wo zum Henker fliegst Du denn hin?“ Der Frager war sein Freund Macmurdie von Aulton. „Ich reite einem Weibsbild nach,“ erwiederte der Laird ganz unbefangen. „Nun, die kann Dir auf die

Weise nicht entgehen, wenn sie nicht in der Luft davon fliegt." — „Das wäre so unwahrscheinlich nicht. Ist sie weit voraus?" — „Wo voraus?" — „Auf dieser Straße." — „Auf dieser Straße? Birkendelly, Du bist verrückt; ich bin auf dem ganzen Weg keiner Menschenseele begegnet, und auf dem Weg, den Du gekommen bist, hat sie unmöglich ausbiegen können." — „Das weiß ich wohl," erwiederte der andere und biß sich in die Lippen; „das ist es eben, was mich konfus macht. So eben war ich ganz nah bei ihr auf dem Birky-Brow, und wenn ich mir's bedenke, so kann sie noch gar nicht so weit seyn. Sie hatte ein schneeweißes Kleid an, ein kleines grünes Hütchen mit Federn und einem grünen Schleier auf dem Kopf, der über ihre linke Schulter und bis mitten auf den Rücken herabfiel; es war eine so einnehmende Gestalt, daß Niemand hätte an ihr vorbeigehen können, ohne sie anzusehen. Aber scherzest Du nicht mit mir? bist Du ihr wirklich nicht begegnet?" — „Bei meiner Ehre, nein. Aber komm nur mit zurück, da werden wir ihr wohl begegnen; wahrscheinlich hat sie Dich vorbeisprengen lassen. Ich habe nur in der Mühle wegen Gerste für die Branntweinbrennerei nachzufragen und will mit Dir in's Dorf zurückreiten." Birkendelly begleitete seinen Freund; dieser bemerkte, daß der Laird ernsthaft und nachdenklich aussah, und vermochte kein Wort aus ihm herauszubringen, außer von der lieblichen Erscheinung mit dem weißen Kleide und dem grünen Schleier. Und sieh, als sie den Gipfel vom Birky-Brow erreicht hatten, da war das Mädchen wieder vor ihnen, und zwar auf demselben Fleck, wo sie der Laird vorher gesehen hatte, nur daß sie jezt in der entgegengesezten Richtung hinging. „Nun, sonderbarer ist mir doch noch nichts vorgekommen!" rief der Laird. „Was denn?" fragte Macmurdie. „Daß mir das Mädchen hat entschlüpfen können: sieh, da ist es wieder." — „Wo? ich sehe nichts." — „Dort in der Biegung; doch Du bist kurzsichtig; da geht sie eben die andere Anhöhe hinauf, mit dem weißen Kleid und grünen Schleier, gerade wie ich sie beschrieben habe. Welch ein liebenswürdiges Geschöpf!" — „Nun," sprach der andere, „da wir sie so nah vor uns haben, müssen wir bald sehen, wer sie ist." Zwischen dem Birky-Brow und der nächsten Anhöhe bildet die Straße an der Stelle, wo sie am niedrigsten liegt, einen stumpfen Winkel, wo die beiden Freunde nothwendig den Gegenstand, den sie zu erreichen suchten, aus dem Gesichte verlieren mußten. Aber sie ritten rasch zu, kamen bald um den Winkel herum und sahen — kein Mädchen. Sie sprengten die Anhöhe hinan, von wo aus sie eine sehr lange Strecke des Weges überblicken konnten, aber kein menschliches Geschöpf war zu sehen. Der Laird wurde todtenblaß; die Begebenheit fiel ihm um so schwerer auf's Herz, da er sich eben entsann, sein ganzes Leben hindurch öfter eine ähnliche Gestalt in seinen Träumen erblickt zu haben, mit der es eine schreckliche Bewandniß habe, ohne daß er sich recht zu erinnern wußte, was für eine. Umsonst bemühte sich sein Freund, ihn aufzuheitern und ihm seine bösen Ahnungen wegzuscherzen, und als er sah, daß er in sich selbst versunken blieb und auch keine Lust bezeugte, die Stelle zu verlassen, so wünschte er ihm endlich guten Abend und trabte allein der Mühle zu, während der Laird langsam nach dem Dorfe umlenkte.

Sein Inneres war tief ergriffen, die Schönheit der Gestalt hatte sein Herz unwiderbringlich gefesselt. Während er in tiefem Sinnen die heutige Erscheinung mit den Bildern seiner Träume zusammenhielt, blickte er einmal auf, und sieh — da war die Schöne wieder an der nämlichen Stelle, wo er sie zum erstenmal erblickt, und ging gelassen vor ihm die Anhöhe hinauf. Die Sonne war inzwischen untergegangen, aber es war ein heiterer Augustabend und alle Gegenstände lagen im hellen Lichte. Ergriffen von unwiderstehlicher Sehnsucht, mit dem räthselhaften Wesen zu reden, rief er ihr zu, sie möchte doch warten. Das Mädchen nickte willfährig und verkürzte seine Schritte. Als er um die Hecke kam, war sie noch immer da, aber schon oben auf der Anhöhe. Sie wandte sich um, grüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln und einer freundlichen Verneigung, und ging dann wieder langsam vorwärts. Allmählig verschwand sie hinter der Anhöhe, aber immer noch sah er den Hut und die Federn so nahe vor sich winken, daß er sie hätte mit einer Angelruthe erreichen können; jezt war er selbst auf dem Gipfel, aber das Mädchen war verschwunden. Nun zitterte er am ganzen Leibe, jezt fürchtete er eben so sehr, dem Phantom wieder zu begegnen, als er ihm so eben noch eifrig nachgestrebt hatte. Er ritt also gerade nach dem Dorfe, wohin er Geschäfte halber hatte gehen wollen, und kehrte in dem Gasthof ein; da hier bald sein Freund Macmurdie zu ihm stieß, so ward bis spät in die Nacht getrunken, gescherzt, gestritten, aber der Laird ließ es sich nicht ausreden, er habe die Person im weißen Kleide und grünen Hut wirklich gesehen, und sie sey die Person, welche ihm die Vorsehung zur Gattin bestimmt habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsezung.)

Es gibt auch noch andere Verkehrtheiten und Uebelstände, die von der Hauptstadt herkommen. Obenan steht die Marktschreierei und die Eitelkeit, die in keinem Bad und in keiner Weltgegend geheilt werden kann, weil sie bei den Franzosen zu tief sizt, mit ihnen geboren wird und mit ihnen stirbt. Ruhige Fremde müssen wahr-

haftig glauben, sie seyen unter ein Volk von Komödianten gerathen. Durch Ramond, St. Amans, durch die sentimentalen Beschreibungen von Dusaule, Azais und Arbanères sind die Fußreisen in den Pyrenäen in Paris Mode geworden. Man möchte gern diesen unterrichteten Männern gleichen, denn dieß gäbe den Nachahmern doch einiges Ansehen, wenn sie sonst keins haben. Die jungen duftenden Pariser Elegants, die in Cotteretz sind, lassen sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Sie ziehen daher eine Blouse oder einen leichten, kurzen Rock an, setzen die bei den Pyrenäenbewohnern übliche Mütze auf, binden sich den landesüblichen rothen Gürtel um, nehmen einen langen, eisenbeschlagenen Stock in die Hand. Wer nun gerade erst ankommt und diesen gerüsteten Leuten, Pyrenäenrenomisten möchte ich sagen, auf der Straße begegnet, der denkt natürlich: das sind Maler, Zeichner oder Naturkundige, die ins Gebirg ziehen und auf die eisigen Höhen glimmen wollen; er sieht ihnen mit Interesse nach, und denkt vielleicht, die haben mehr Muth als ich. Wie wird er lachen, wenn er dahinter kömmt, daß alles eine bloße Mummerei ist, mit der sich die Herrn nur auf dem Platz oder höchstens auf dem nächsten Spaziergang herumtreiben, und die sie des Abends ablegen, um geputzt in den Salons zu erscheinen. Wer an Bergreisen gewöhnt ist, braucht nur auf ihren Gang Acht zu geben, um gleich zu sehen, daß diese schwankenden Schwächlinge nicht weit kommen würden. Diese kindischen Komödien mögen noch in großen Städten angehen, wenn etwas der Art gerade Mode ist, und dort zeigt sich das Lächerliche mehr bei den Massen, denn an den Individuen; aber hier in dieser großartigen Welt, so nah dem Gigantengang der Natur in Zerstörung und Schöpfung, an dem Ort, wo das Gemüth so zu Bewunderung und Anbetung des waltenden Weltgeistes geneigt ist, hier sind diese Zierbengeleien gar ekelhaft, man kann nicht mehr darüber lachen, wie anderwärts, man muß sie verachten.

Manche Damen wollen nicht zurückstehen, darum tragen sie auch lange, eisenbeschlagene Stöcke; darauf stützen könnten sie sich jedoch nicht, denn sie sind ganz dünn und zierlich. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, Felsen und Schneehöhen zu trotzen; sie machen nur die allmächtige Mode mit. Doch war davon neulich eine Ausnahme. Zwei junge Damen beschlossen, eine Fußreise in die Pyrenäen zu machen; hören Sie nur, wie es damit ging. Wären Sie gerade von Cotteretz fortgegangen, so hätte dies lange nicht genug Effekt gemacht, es wäre nicht davon gesprochen worden, kurz, es wäre nicht der Mühe werth gewesen. Für eine Gebirgsreise braucht es eine eigene Kleidung, wie für einen Ball oder für eine Komödienrolle; ein pikantes Kostüm war also das erste, und eigentlich das Haupterforderniß. Die Damen kleiden sich als Troubadours — nicht ohne Grund, da dieses Kostüm ihre schönen Körperformen ins hellste Licht sezte — lange, weite Beinkleider, ein kurzer, enganliegender Rock, über den schön ausbeugenden Hüften von einem himmelblauen Gürtel gehalten (versteht sich, darunter geschnürt), und dazu ein eleganter, feiner Männer-Strohhut. Dies Kostüm erinnert mich an zwei schöne Pariserinnen, die ich voriges Jahr auf den Eisblöcken des Mer de glace bei Chamouni herumhüpfen sah. Sie trugen weiße Kleider, darüber Spenzer von Carmoisinsammt mit dicken goldenen Ketten, knappe Tuchkamaschen und Strohhüte mit weithinwehenden grünen Schleiern. Doch zurück zu den Cotteretzdamen. Zwei junge Männer sollten sie begleiten, versteht sich, auch in einem eigenen Kostüm. Sie lassen sich unbändig weite türkische Beinkleider von buntem, rothgestreiftem Zeug machen, dazu rothe Gürtel, die braune Béarner Mütze, kühnes, unternehmendes und unerschrockenes Antlitz, kecker, beweglicher Schritt. Es gingen noch mehrere junge Herrn mit; ihre Kleidung war zwar weniger auffallend, sie machten aber doch der Maskerade keine Schande. Man versammelte sich nicht etwa in einem Haus, sondern auf dem Markt. Hier wurde mit großer Bethulichkeit viel hantirt, gestikulirt und hin- und hergegangen; als endlich die Karavane, zwei Stunden später, als bestimmt war, denn es mußten doch gehörig viel Zuschauer herbeikommen können, versammelt ist, wird triumphirend abgezogen. Die Leute hatten eigentlich Recht, zu triumphiren, denn der Hauptzweck der ganzen Maskerade war nun erreicht, und alles Uebrige eine ganz unbedeutende Nebensache, besonders die Pyrenäenreise. Mit dieser ging es auch den Masken übel; denn kaum waren sie zwei Stunden bergauf gestiegen, so riß dem Pyrenäenrübezahl die Geduld über den Anblick und die Ziererei, er schickte ein tüchtiges Gewitter mit Sturm, Hagel und Regen. Sie können denken, wie in einer halben Stunde die Troubadours mit ihren dünnen, anliegenden Kleidern aussahen. Die ganze Gesellschaft war froh, mit den zahlreichen Führern und Viktualienträgern in einer Scheune am Gaubesee unterkommen zu können. Da brachten sie, eng zusammengedrängt und bunt unter einander, die Nacht zu. Wären ihre Kleider nicht durch und durch naß, wäre es nicht so kalt, und wäre der Salon nicht von dem unentbehrlichen Feuer voll Rauch gewesen, so hätte es noch angehen können; bei so viel Unannehmlichkeiten packte aber Unmuth und üble Laune Jedermann. Auf dem Rückweg am folgenden Morgen fielen auch an den Damenkleidern noch Verdrießlichkeiten vor, und es war ein Glück, daß der Zug wieder in Cotteretz ankam, ehe viel Leute auf den Straßen waren. Einige Tage ließen sich die sämmtlichen Theilnehmer nicht sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Literarische Miscellen.

Vergebens kämpften die Patenttheater gegen diesen Einbruch in ihr Vorrecht, Arnold behauptete das Feld. Voriges Jahr nun brannte diesem sein Theater ab, und nicht zufrieden mit dem früher errungenen Siege, ist er beim König, unter dem Vorwande der Ermunterung des musikalischen Talentes, um eine Ausdehnung seiner Licenz eingekommen, welche Coventgarden und Drurylane den Garaus machen würde. Se. Maj. verwies die Sache an Lord Brougham als Schiedsrichter, und dieser hat nun, mit Zuziehung zweier andern Richter, zehn oder zwölf Abende gesessen und die beiderseitigen Rechtsanwälte vernommen. Sie können sich denken, daß alle Theaterliebhaber auf den Ausgang begierig sind.

Lord Kingsborough verehrte unlängst der asiatischen Gesellschaft ein Exemplar seines Prachtwerkes über die Alterthümer von Meriko, in sieben großen Foliobänden; die ersten vier Bände enthalten Kupferstiche, die andern drei den Text in spanischer, italienischer, französischer und englischer Sprache. Das Werk enthält eine Sammlung aller mexikanischen Hieroglyphen, die man in den Bibliotheken Europas findet. Lord Kingsborough verwandte neun Jahre und 30.000 Pf. St. auf die Sammlung und den Druck.

Unter der Handschriftensammlung des sel. Earl of Guildford, welche Evans verkauft, finden sich Originalbriefe Machiavellos von 1515 bis 1522, also aus der Zeit, in welcher er seine hohe politische Stellung behauptete.

Traut erzählt in seinem neuen Werke, **Travels in Grece**: „Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Kapudan-Pascha (in Konstantinopel) Ecarté zu spielen; ich habe gesehen, wie die Mitglieder des türkischen Kabinets an der Tafel des Grafen Guilleminot auf die Gesundheit des Königs von England und Karls X. Champagner tranken; ich war zugegen, als Awney Bey, Obristlieutenant der Garde zu Pferde und erster Adjudant des Sultans, eine Dame aufforderte, mit ihm zu walzen und den ganzen Abend hindurch tanzte; ich kann berichten, daß die türkischen Damen ihren Schleier jezt hinlänglich lüften, daß die Ungläubigen einen Theil ihrer Stirn, ja sogar ihrer Nase zu sehen bekommen; daß Sultan Mahmud Stiefeln, Sporen, Pumphosen und Handschuhe trägt, gleichwie ein Christ." Traut besuchte auch den Bey von Athen. Hier wartete ein Page mit Rhum und Wasser auf. Der Bey trank mit, goß immer weniger Wasser zu und schlürfte am Ende puren Rhum. „Hr. Gropius machte den Vorschlag, ein kleines Kiosk oben auf dem Hause zu besuchen, von wo man einer herrlichen Aussicht genießt; das Dach war in ein Branntweinmagazin verwandelt; neben Limonen und englischem Zucker standen einige Dutzend große Flaschen mit der Aufschrift Rhum in kolossalen Lettern. Es ist ein Glück für die Türken, daß Mahomed die mannigfaltige Anwendung des Zuckerrohrs nicht kannte; da aber der Prophet nie von Rhum gehört hatte, und sein Schutzengel ihm die künftige Erscheinung dieses Getränks nicht verrieth, so blieb es von den Getränken der Gläubigen nicht ausgeschlossen; das benutzen nun die Gläubigen und trinken Rhum im Uebermaß."

In Jamaika ist ein neues Journal entstanden: **The Watchman and Jamaica free Press**; es wird von freien Farbigen redigirt und vertheidigt die Sache der Schwarzen. Es gibt jezt in Jamaika 300.000 Sklaven, 40.000 freie Neger, welche meist lesen und schreiben können, und deren Eigenthum wenigstens eben so bedeutend ist, als das von 13.000 dort ansäßigen Weißen.

Wenn man nach der Menge und zunehmenden Vortrefflichkeit der Elementarwerke schließen darf, so kommt die deutsche Sprache immer mehr in Aufnahme in England. Sogar ein Schottländer, Namens Rowbotham, hat eine deutsche Grammatik und ein Lesebuch herausgegeben, welche zwar gut im Plan, aber fehlerhaft ausgeführt sind. Wir haben ferner von Professor Mühlenfels eine vortreffliche Auswahl deutscher Prosa und Poesie unter dem Titel: **Manual of German Literature**, welches nur deswegen einem ähnlichen Werke von Klatovsky nachsteht, weil dieses auch gute französische und englische Uebersetzungen enthält. Diesen beiden ähnlich sind die **German Poetical und German Prose Anihology** von A. Bernays, welche reichlich mit erklärenden Noten und Nachweisungen auf desselben **Compendions German Grammar**, einem kleinen, aber sehr umfassenden Werkchen, ausgestattet sind. Auch Beckers **German Grammar** macht viel Aufsehen, ist aber für unser Publikum zu gelehrt und erfordert mehr Studium, als je ein Engländer auf eine neue Sprache verwenden wird.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Piemont. Genua.

Der Einfluß der Mönche und Geistlichen auf die Einwohner Piemonts ist fast so groß wie in Spanien. Jede Familie, auch die ärmste, hat ihren geistlichen Vater, der bei Allem die Hand führt, ohne dessen Wissen und Rath nichts unternommen wird. Ein großes Uebel ist der Dünkel der Offiziere und der Leute, die bei Hof etwas sind, wäre es auch nur Lakei oder Küchenjunge. Es ist nicht zu verwundern, sie haben das ausschließliche Recht, den „Pöbel," d. h. die nützliche, arbeitsame Klasse der Einwohner, nach Gutdünken zu beleidigen. Einem Privilegirten, den ein Offizierstitel, eine Hofcharge oder ein Ordenskreuz deckt, ist Alles erlaubt, und wehe dem, der sich an ihm vergriffe. Die Begierde nach dergleichen Stellen ist daher auch bei den Piemontesen unglaublich groß. Man hat der Regierung vorgeschlagen, solche Stellen, Titel und Kreuze nicht mehr nach Gunst, wie bisher, zu ertheilen, sondern um theures Geld zu verkaufen; gewiß ist es, es würden schnell Millionen eingehen, denn die Sucht der Leute nach eitler Auszeichnung und nach dem Recht, sich über Andere ungestraft erheben zu dürfen, geht ihnen noch über gutes Essen und Trinken, und das will viel sagen. — Ist es nach alle dem zu verwundern, wenn die untern Klassen in Piemont herabgewürdigt sind? Die Vornehmen unterhalten bei dem Volke den Haß gegen Alle, die nicht piemontesisch sprechen, und wie sie selbst nicht aus ihrem Lande gehen, um im Ausland zu lernen, so hindern sie es auch, daß die Handwerker wandern und die Fremde sehen. Es ist wahr, das Volk ist voll schlechter Eigenschaften, voll Barbarei, Tücke und Unwissenheit; dies kommt aber größtentheils von dem Mangel der Erziehung und von dem Beispiel der Vornehmen; wie sollen diese Leute gut werden, wenn sie nirgends ein gutes Beispiel sehen? Piemont hatte, wie Savoyen, im Mittelalter eine sehr freisinnige ständische Verfassung, bei der das Volk ordentlich vertreten wurde, die in Besteuerung und Gesetzgebung die fürstliche Willkühr beschränkte; es ging aber auch hier, wie anderwärts, nach dem westphälischen Frieden. — Ueber Genua brauche ich nichts zu sagen, denn dies Volk ist weltgeschichtlich. Nach der Herrschaft über den Orient und auf den Meeren ist diese großartige Republik zur Provinz eines kleinen Königs geworden. Indessen hat Genua durch seine Eigenschaft als Freihafen neuerdings bedeutend gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Februar 1831.

> Ich folge dem Starken; im Kampf mit Gefahr
> Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
> Der Geist aus kerkernden Schranken
> Zu Göttergedanken.
>
> Matthisson.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Den Franzosen, die nicht aus der Hauptstadt, sondern aus dem Innern des Landes nach Cotterets kommen, müssen viele Pariser unausstehlich seyn, weil sie sich in Allem das Ansehen geben, als wenn sie Beispiele und Muster wären. So ist es auch mit den Frauen. Ich habe Damen aus dem Faubourg St. Germain und aus der Wechsler- und Geldchaussée d'Antin, rue d'Artois u. s. w. neben Toulouserinnen und Bordeauxerinnen gesehen, die viel schöner, eigenthümlicher und liebenswürdiger waren als sie. Dieß hinderte aber jene nicht, in einem gewissen vornehmen Uebergewichtston mit ihnen zu sprechen, der sie wahrhaft lächerlich machte und von dem Ton ihrer Pariser Lebenskreise einen sehr ungünstigen Begriff gibt. Auch hier ist's wie in Bagnères, nur stärker ausgeprägt; ich meine die Menge Leute, die sich, gerade wie in unsern deutschen Bädern, das Wörtchen von, oder einen Barontitel beilegen, oder ein rothes Band ins Knopfloch binden. Es ist, als wenn ihnen der Mineralwasserdunst die Köpfe verrückte. Benähmen sie sich nicht so linkisch dabei, so merkte man den Betrug nicht. Die Barone und Ritter kommen aber oft in Lagen, wo ihnen der Krämer oder kleine Rentier aus der übergehängten Haut hervorschaut. Ich meine, diese Sucht nach Schein ist in Heilbädern noch widriger, als überall anderswo; denn hier sind die Menschen der Natur näher und sollten fühlen, daß sie durch ihre Leiden und Gebrechen alle der Natur und dem großen Weltgeist untergeordnet sind, der über Aller Daseyn gebietet und alle gleich macht.

Aber ich habe nun lange genug in der Ebene und bei ihren Armseligkeiten verweilt, es ist Zeit, daß ich wieder hinauf in meine Berge und zu den einfachen und kräftigen Menschen steige, an denen keine Lüge ist. Ich machte auch, wie jene Maskerade, den Gang vom Cotteretsthal nach dem Gaubesee. Der Weg ist allerdings sehr mühsam und beschwerlich, zwischen und über große Granitblöcke weg und dicht neben tiefen Abgründen. Selbst der an Gebirgspfade gewöhnte Reisende stutzt hier einen Augenblick. So ging es mir wenigstens, denn ein falscher Tritt oder ein Fall bleibt wohl nicht ohne einen Beinbruch. Während ich hier mit großer Aufmerksamkeit vorschritt und im Stillen mit meiner Vorsicht und Geschicklichkeit recht zufrieden war, kamen zwei Männer vom Berg herunter, die einen ziemlich alten Herrn auf einem leichten Lehnsessel an zwei Stangen trugen. Ich schämte mich nun meiner früheren, etwas ängstlichen Vorsicht. Ich war nicht wenig erstaunt über die Leichtigkeit, Genauigkeit, Sicherheit und athletische Kraft ihrer Schritte, ich könnte sagen, ihres Laufs und ihrer Sprünge über diese Felsen, hart an den Abgründen weg. Nach dem Staunen machte es mir Vergnügen, und durch eine sonderbare sympathetische Kraft theilten sie auch mir etwas von ihrer Geschicklichkeit mit, denn ich ging nun schneller, muthiger und sicherer als vorher. Man muß diese kühne Geschicklichkeit sehen, um

sie zu begreifen. In der Schweiz sieht man Aehnliches; Mädchen mit schweren Lasten auf dem Kopf schreiten da nicht nur auf den steilsten und abschüssigsten Gebirgspfaden zwischen Felsenblöcken und Klüften umher, sondern sie steigen auch ganz unbesorgt und singend die Leitern herab und hinauf, die dicht neben bodenlosen Abgründen an hohe Felsenwände gelehnt sind. Ja man hat mich versichert, daß selbst in der Nacht Trunkenbolde, die auf ebener Erde fallen, ohne allen Schaden diese Wege machen.

Als ich auf den furchtbaren, mit Gletschern wie mit Eismänteln behangenen Vignemale stieg, bewies mein Führer auf sehr gefährlichen Pfaden ähnliche Geschicklichkeit. Dieser Mann war überhaupt eine seltene, wunderbare Erscheinung. Wiewohl im Gebirg geboren und durch sein Geschäft genau mit all' diesen Naturwundern bekannt, ward er doch von jeder Stelle ergriffen, die etwas Ausgezeichnetes hatte. So waren auch seine ganz natürlich und ungesucht hingeworfenen Ausdrücke seltsam ergreifend. Als wir zu dem ewigen Schnee kamen, sagte er: „Das ist eine Schneehölle." Sonderbar ist's, daß derselbe Ausdruck in den skandinavischen Skaldendichtungen vorkömmt. Ihr Sühnort ist kein Fegfeuer, sondern ein ungeheures Schneethal. Einige Gemsen sprangen vor uns auf, denn in dieser einsamen Höhe glauben sie Sicherheit zu finden, da sagte er: „Diese wilde Gegend ist der Gemsen Pallast." Alle seine Aeußerungen hatten etwas Malerisches und Ungemeines, wie seine mächtige Gestalt.

Ganz offenherzig theilte er mir Einiges über die Führer in dieser Pyrenäengegend mit. Ist ihr Reisender ängstlich oder schwach, so führen sie ihn wie ein Kind am Gängelband auf guten, ebenen Pfaden; dann aber bleiben sie auch kalt und sehen keine andere Vergeltung für ihre Mühe, als den Taglohn, den sie verdienen, und den sie so bequem und kurz als möglich zu gewinnen suchen. Wenn der Fremde hingegen stark ist, wenn er Keckheit, Verwegenheit und lebendigen Sinn für Naturschönheiten zeigt, so wird ihnen das Gemüth wie durch Sympathie warm. Sie wollen die Achtung des Fremden verdienen, seine Anhänglichkeit an ihre Berge noch größer machen und selbst, wo möglich, Neues entdecken. Deßhalb werden sie tollkühn und schlagen manchen Weg ein, dessen gutes Ende sie nicht absehen. Auf den Fremden kömmt ihnen dann nichts mehr an, sie verlieren ihn ganz aus den Augen und meinen, er könne doch nicht mehr von ihnen verlangen, als daß sie seine Gefahren theilen. Mein poetischer, sonst so wackerer Führer von Cotterez brachte mich selbst durch dergleichen Meinung in Gefahr und in eine recht kritische Lage. Dieß hing so zusammen. In der Kaiserzeit hatte sich die Königin Hortensia von Holland von starken Männern über den Col d'Ossone nach Gavarnie tragen lassen. Ich hatte nun Lust, denselben Weg zu Fuß zu machen, deßhalb fragte ich meinen Führer und er antwortete mir mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, als wenn er diesen Weg schon zwanzig Mal gemacht hätte. Ich hätte mißtrauisch gegen seine Bestimmtheit werden sollen, zumal er mir bis auf den Col einen Weg angab, der nicht eristirte, und dessen Nichtvorhandenseyn ich ihm auf meiner cassinischen Karte bewies. Seine Zuversicht verführte mich aber, und ich glaubte ihm für den übrigen Theil des Wegs. So stiegen wir denn über Felsen und steile Abhänge den Col hinunter, immer tiefer, immer tiefer. Endlich stehen wir in einer Schlucht von zwei hohen Marmorwänden, ganz in der Tiefe braust und schäumt ein Waldbach, und um über ihn zu kommen, gibt es kein anderes Mittel, als über eine sehr zweideutige Schneebrücke zu gehen. Wir überlegten lange, ehe wir an dieß Wagestück gingen, aber zum Zurückklimmen bergauf hatten wir nicht Kräfte genug, die Nacht über konnten wir auch nicht wohl hier bleiben, dabei war uns der Gedanke beschämend und unerträglich, unverrichteter Sache wieder umzukehren. Auf der andern Seite sahen wir wohl, wie herabgestürzte Felsenstücke die Schneebrücke zum Theil eingerissen hatten, und wie sie von den Sonnenstrahlen an mehreren Stellen brüchig und morsch geworden war. Aber es blieb uns einmal kein anderer Weg übrig. Wir wagten also den Uebergang, und trotz alles Bebens und Krachens der Brücke gelang er. Als wir hinüber waren, gestand mir der Führer, diesen Weg könne die Königin unmöglich gekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ der Laird sich von Macmurdie bereden, ihn auf ein Paar Tage nach Hause zu begleiten, denn dieser hoffte, ihn durch Zerstreuung von dem, was er für ein Hirngespinst hielt, abzubringen. Aber weit entfernt, den Gegenstand zu vergessen, ward der Laird immer tiefsinniger, und sein erstes war, als er sich wieder zu Hause befand, Birky-Brown zu besuchen; aber vergebens: Tag für Tag, zu allen Stunden ritt er auf der Anhöhe hin und her, die schöne Erscheinung ließ sich nicht wieder blicken, und die Stimmung des jungen Mannes ward endlich so gereizt, daß er freventlich an der Stelle niederkniete und zu Gott flehte, er möchte ihn das Weib seines Herzens wieder sehen lassen, gleichviel, ob sie von der Erde, aus dem Himmel oder aus der Hölle sey.

Da aber auch dieses gottlose Gebet zu nichts fruchtete, so ward er zuletzt aus Sehnsucht krank; man schickte nach einem Arzte und Macmurdie. Nach langer Berathung kamen diese endlich überein, er solle eine Zeitlang die Gegend verlassen und seine Schwester in Irland besuchen.

Diese Schwester war mit Kapitain Bryan, einem jüngeren Sohn des Hauses Scoresby, verheirathet und lebte mit ihrem Manne in einem Hause auf dem Gute der Familie Scoresby, welche das nahe Schloß bewohnte. In diesem befanden sich nicht weniger als sieben heirathsfähige Töchter. Als der junge Laird ankam, meinte man, wie natürlich, er gedenke eine derselben nach Schottland abzuholen; und da von der Jüngsten bis zur Aeltesten alle Lust hatten, sich zu heirathen, so wurden von Allen Plane zur Eroberung des jungen Bräutigams entworfen, und es gab dieß zu manchem Streite unter ihnen Anlaß. Birkendelly kannte nur Ein Ideal weiblicher Schönheit, in Gesellschaft von Frauenzimmern that er nichts, als sich nach Aehnlichkeiten mit dem Urbilde umsehen, das er im Herzen trug, und so geschah es denn einmal, daß ihn in einem solchen Wahn eine von Bryan's Töchtern, Namens Luna, so sehr anzog, daß er den ganzen Abend keinen Blick von ihr zu verwenden vermochte. Dieß war für die Familie genug, die Wahl des schottischen Lairds für entschieden anzusehen, und am folgenden Morgen ward Luna zu ihrem Bruder auf Besuch geschickt, um es dem Liebhaber nicht an Gelegenheit fehlen zu lassen, sein Mädchen näher kennen zu lernen. Der Laird schien zwar einiges Wohlgefallen an ihr zu finden, aber lediglich bloß darum, weil er ein gewisses Etwas an ihr zu entdecken meinte, das ihn an die Erscheinung auf Birky-Brow erinnerte. Er kaufte ihr ein weißes Kleid und einen grünen Hut mit Federn und einem Schleier, den sie auf der linken Seite herabhängen lassen mußte, und dann ließ er sie jeden Tag wenigstens sechsmal eine kleine Anhöhe hinauf vor sich her spazieren. Sie lebte ihm gern zu Gefallen; statt aber, wenn er dann zu ihr hinkam, zu sagen: „Luna, ich liebe Dich, wann willst Du die Meinige werden?" sah er aus, als wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht fühlte, und sagte — nichts. Indessen fühlte er sich doch erleichtert; seine Gesundheit kehrte zurück und mit ihr die Röthe seiner Wangen, und das offene, arglose Vertrauen des Mädchens hatte einen Reiz für ihn, der ihn den Aufenthalt bei seiner Schwester gern verlängern ließ. Bald aber ereignete sich etwas, das diesem Verhältniß auf einmal ein Ende machte.

Eines Abends, da er vom Fischfang zurückkam, erblickte er vor sich Lady Luna, die auf ihn zu warten schien; aber statt ihm, wie gewöhnlich, entgegen zu hüpfen, wandte sie sich um und ging vor ihm eine Anhöhe hinauf. „Armes Mädchen! wie gefällig sie gegen mich ist," sprach er zu sich selbst; „und wie gleicht sie doch dem himmlischen Wesen, dessen Gestalt und Züge so tief in mein Herz gegraben sind. Ja, jezt sehe ich es, es ist nicht bloße Einbildung, sie ist es ganz und gar, sie ist das Mädchen, das die Meinige werden soll; was ich früher gesehen, war nur ein Trugbild, welches mich im Voraus für die Wirklichkeit bezaubern sollte. Wie verlangt michs, sie an mein Herz zu drücken!" Mit diesen Worten eilte er ihr nach; als er die Höhe erreicht hatte, wandte sie sich um und verneigte sich — Himmel! es war die Erscheinung selbst, aber tausendmal reizender als je. Er erwartete jeden Augenblick, daß sie, wie früher, verschwinden würde; aber sie blieb und empfing ihn zu seinem Entzücken mit offenen Armen. Sie war wahrhaftig ein Wesen von Fleisch und Blut, dabei sanft und voll Liebe. Er küßte ihre Hand, er küßte ihre glühenden Wangen und dankte dem Himmel, der so unerwartet seine heißesten Wünsche erfüllt, nachdem er Liebesschmerzen getragen, wie sie nie vorher ein Mensch erduldet. „Aber Geliebte" sprach er, „wie kann ich Sie hier auf der offenen Heerstraße zurücklassen? erlauben Sie vielmehr, daß ich Sie zu meiner Schwester führe, wo Sie mit einem Naturkinde das Zimmer theilen können, das einige Aehnlichkeit mit Ihnen hat." — „Ich werde," erwiderte sie lächelnd, „heute Nacht nicht bei Lady Luna schlafen. Sehen Sie sich doch nur um, wo wir sind." Er that, was sie verlangte, und sah sich zu seinem unaussprechlichen Entsetzen auf der Höhe von Birky-Brow, auf dem einzigen Flecke, wo er sie je gesehen hatte. Sie lächelte über seine Verlegenheit und fragte ihn, ob er sich nicht erinnere, von Irland herüber gekommen zu seyn? „Ach ja," sprach er, „ich habe eine dunkle Erinnerung davon; aber die Liebe hat sich so sehr meiner Sinne bemeistert, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich weiß." Er bat sie hierauf, ihn nach seinem eigenen Hause zu begleiten; aber dieß lehnte sie damit ab, daß sie sagte, sie könne ihn nur dann dort besuchen, wenn sie verheirathet seyen, und dieß könne nicht eher als in drei Jahren am Vorabend des St. Lorenztages geschehen. „Jetzt aber," fuhr sie fort, „müssen wir uns trennen. Ich nenne mich Johanna Ogilvie, und Du warst mit mir versprochen, eh' Du noch das Licht der Welt erblicktest. Doch ich gebe Dich diesen Augenblick frei, wenn Du den geringsten Widerwillen hast." Er versicherte im Gegentheil, daß es ihn zum glücklichsten Menschen mache, kniete nieder, schwur ihr auf ewig die feurigste Liebe und versprach, sie jedesmal am Vorabend des St. Lorenztages an dieser Stelle zu treffen, bis zu dem seligen Tage, wo seine sehnsüchtigsten Wünsche erfüllt und sie für immer die Seinige werden solle. Sie bat ihn hierauf mit liebevollen Worten, den Ring mit ihr zu wechseln; mit Freuden willigte er ein, sie schwuren einander noch einmal ewige Liebe und Treue, nahmen zärtlichen Abschied und trennten sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die englischen Tageblätter. Die Times.

Eines der merkwürdigsten Produkte der an Wundern reichen englischen Industrie sind die Tageblätter. Es ist zwar in diesen Blättern bereits verschiedenemale davon die Rede gewesen; ich halte es aber, besonders da die Zeit Manches ändert und der deutsche Leser, wenn auch nicht die Blätter selbst, doch zahlreiche Citate daraus zu Gesicht bekommt, nicht für überflüssig, darauf zurückzukommen, und versuche es, dadurch, daß ich das jedem der vornehmsten Blätter Eigenthümliche heraushebe, diese Blätter selbst und die ganze seltsamgroßartige Klasse von literarischen Produkten zu charakterisiren.

Die Regierung hat von jeher die Wirkung dieses mächtigen Hebels dadurch zu schwächen gesucht, daß sie ihn mit Abgaben belastete. Die Presse erträgt aber diese Last mit einer Kraft, die wirklich in Erstaunen sezt, und troz allem vervielfältigen sich nicht nur ihre Produkte mit jedem Tage, sondern werden auch schneller in Umlauf gesezt. Die Tageblätter bezahlen der Krone 4½ Pence (12 kr.) Stempelgebühr für das Blatt, und 3 Schilling 6 Pence (über 2 fl.) für jede Anzeige; und doch gibt es in London sieben täglich erscheinende Morgenzeitungen und sechs Abendzeitungen, mehrere, die dreimal wöchentlich erscheinen, und eine Unzahl einmal wöchentlich erscheinende literarische, politische und Klatschblätter. Die Times sind bei weitem das verbreitetste Blatt, es hat dabei das meiste Ansehen und ist am besten redigirt. Gegründet wurde es vom Buchdrucker Walter, einem sehr gewandten, thätigen Geschäftsmann, dem Vater des gegenwärtigen Eigenthümers. Die Verwaltung ist in Händen einer von den Eigenthümern eingesezten Exekutivgewalt. Die Redaktion führen zwei vertraute Männer. Es sind dieß sehr talentvolle, gebildete Männer; sie haben übrigens keinen Namen in der literarischen Welt und brauchen daher auch nicht genannt zu werden. Einer dieser Redaktoren ist dem andern untergeordnet. Außerdem liefern mehrere Mitarbeiter fortlaufend Artikel, jeder über sein Fach, und erhalten einen bestimmten Gehalt. Die strenge Bewahrung des Redaktions-Geheimnisses und das bedeutende Honorar sichern der Zeitung einen regelmäßigen Influß von guten Artikeln; ihr großes Kapital und die Liberalität im Bezahlen verschaffen ihr die Tagesneuigkeiten von überall her, so schnell als möglich, und andrerseits fließen ihr, eben wegen ihres großen Einflusses und durch ihre Verbindung mit den ersten Männern im Staate, die zuverlässigsten politischen Nachrichten sehr schnell zu. Es fehlt nicht an Leuten, welche diesem Journal Schuld geben, es sey wetterwendisch, es fehle ihm an Grundsäzen; da irrt man sich aber gewaltig; sein Grundsaz ist sein Bestehen, und daran hält es gewaltig fest; das Blatt ist eine reine Handelsspekulation, es ist unabhängig von allen politischen Partheien, und sein einziges Augenmerk ist der Profit.

Oft nehmen die Times, wie sich nach dem Bisherigen nicht anders erwarten läßt, eine Zeitlang Anstand, sich auszusprechen, sprechen sie sich aber endlich aus, so geschieht es mit Donnerstimme. Das sieht man durchaus: für ministeriellen Einfluß, ja selbst für die Wünsche der ersten Person im Königreich ist und bleibt das Blatt taub; erkaufen kann es die Regierung nicht. Die Times waren von jeher für den Krieg mit Frankreich seit der Revolution, mit der Republik wie mit Napoleon, und sie haben in dieser Beziehung immer eine starke, leidenschaftliche Sprache geführt; man darf aber nicht vergessen, daß sie dabei wohl nichts anders als das treue Organ der Leidenschaften und Ansichten des englischen Volks waren. Dem Umstande, daß diese Zeitung Parthei für sie nahm, verdankt es die Königin Karoline, daß sich der Unwille des Volks so lebhaft zu ihren Gunsten äußerte, und wie die Verhältnisse damals waren, muß man sagen, daß dieß wirklich aus Ueberzeugung und Antheil, nicht aus Interesse geschah. Die Times haben Cannings Ministerium vertheidigt, und zwar nicht bloß, so lange er lebte, sondern bis der Herzog von Wellington ans Ruder kam; besonders aber waren sie das Organ des Lord Landsdowne und der Whigs. Thomas Moore, Landsdownes vertrauter Freund, der allgemein für den Verfasser von vielen prosaischen und poetischen Aufsäzen in den Times gilt, soll das vermittelnde Glied bei dieser Allianz gewesen seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Turin, Januar.

(Fortsezung.)

Sardinien. Piemontesische Gesezgebung.

Die Insel Sardinien bringt dem Schaz nur wenig ein, gegen 320,000 Franken. Die Einwohner zahlen freilich viel mehr, fast das Doppelte: die Hälfte geht aber für die Einnahme, und was damit zusammenhängt, auf. Das Land könnte viel besser angebaut seyn, für Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß viel mehr geschehen; dabei müßte man aber die Leute aufklären und unterrichten, man müßte sie auch mehr mit dem gebildeten Ausland in Verbindung bringen. Der Senat und die Universität sind lediglich mit Piemontesern besezt, welche auf der Insel ungefähr so wirthschaften, wie ehemals die Venetianer auf den jonischen Inseln, besonders auf Korfu. Dort herrscht ein Vizekönig und gebietet über Blut und Gut, Leben und Tod, ohne dem König oder dem sardinischen Senat dafür Rechenschaft schuldig zu seyn. Sardinien ist ein wahrer Exilort, wo die schlechten Subjekte aus Piemont hingeschickt werden; ehemals hatten sogar Verbannte Stellen inne, das soll aber doch nicht mehr so seyn. Die nachbarlichen Korsen, bei denen doch auch noch viel Barbarei herrscht, sind aufgeklärt und gebildet gegen die Sarden zu nennen.

Ich will noch einige Bemerkungen über die Gesezgebung im Königreich beifügen, von der, so viel ich weiß, wenig oder nichts in Deutschland bekannt ist. Die Royales constitutions, so heißt unser Gesezbuch, beginnen mit scharfen Verordnungen über die Gottesverehrung; darauf wird erklärt, der König, als von Gott eingesezt, sey heilig, unverlezlich und unverantwortlich. Ein langes Kapitel handelt von den guten und treuen Unterthanen, die dem königlichen Willen gehorsam und unterwürfig sind, dann wird von den Aufrührern gesprochen, die sich unterstehen, an den königlichen Befehlen zu deuteln und manches auszusezen. Alle Geldstrafen, körperliche Züchtigungen, Martern, Tortur und Tod werden nicht ohne viel Worte über Gott, Christenthum, Weisheit und Gnade ausgesprochen. Merkwürdig sind die im Namen der christlichen und evangelischen Gleichheit gemachten Unterschiede zwischen der Bestrafung der Adelichen und der Bürgerlichen. Ein Bauer, der, selbst in der Nothwehr, im Hunger oder in der Verzweiflung, einen Adelichen erschlägt, wird gerädert, im umgekehrten Fall aber wird dem Adelichen nur zeitliche Gefangenschaft. Im Namen der Gerechtigkeit werden die Töchter bei der Erbschaft ihrer Eltern den Söhnen nachgesezt; im Namen der Gerechtigkeit werden die Erstgebornen auf eine Weise begünstigt, die viel zu dem physischen und moralischen Zurückbleiben der Einwohner beiträgt. Kindern, Ehegatten und andern nahen Verwandten wird befohlen, ihre Angehörigen anzuzeigen und zu verrathen. Den Spionen, welche der königlichen Gewalt dienen, wird Geld und Ehre versprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Februar 1831.

— Wenn du getrunken,
Sprüht um dich des Feuers Glast. —
Alles weißt du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
Und verbirgst nicht das Gewimmel,
Wie sich's dir im Busen regt.

Goethe.

Die Annalen eines Alten.

„Bring, Knabe, mir die besten Weine,
Von jedem Jahrgang nur ein Glas!
Ich will bei luſt'ger Kerzen Scheine
Geschichte treiben — nach dem Faß!

Es schauten mich vom Bücherständer
Die Chroniken trübselig an;
Drum blättre ich im Weinkalender,
Wie ich es ehmals wohl gethan.

Vergangner Tage tiefe Schachten
Eröffnet plötzlich der Pokal:
Ich sehe Heere, sehe Schlachten
Und Zelte, Fahnen ohne Zahl.

Ich sehe Völker, kaum noch Knechte,
Sich drängen an den stolzen Thron,
Und sich vom Herrscher edle Rechte
Erkämpfen für den fernsten Sohn.

Was hebt mich über Land und Seeen?
Stellt mich an des Eurotas Strand?
Aus Asche seh' ich neu erstehen
Der Charis heil'ges Vaterland.

Ha! wie mir alle Sinne wanken!
Bin wachend ich, bin ich im Traum?
Ich sehe siegestrunkne Franken
Sich tummeln um den Freiheitsbaum!

Vom kühnen Traum der Republiken
Stürzt der vielhundertjähr'ge Thron;
Die oft befleckten Lilien knicken,
Bedeckt mit Blut und Gift und Hohn.

Mir wird im Kopfe immer wilder;
Wie drängt sich Alles auf mich ein!
Wie schlagen sich die Zeitenbilder!
O Knabe, ihr habt starken Wein.

„Ja dieser, lieber Herr, der macht sich;
O bleibet nur vor dem nicht stehn!
Der ist von Anno drei und achtzig;
Dann könnt ihr ruhig schlafen gehn!“ —

Ha, jenes Jahr! wie muß michs mahnen!
Da fand ich sie, so hold und süß,
Die mich das Glück des Himmels ahnen
Und scheidend in der Wüste ließ!

Im Becher klingt's wie Todtenglocken!
Sie gelten der verlornen Braut!
Die dumpfen, schweren Töne locken
Die Seele wie mit Geisterlaut.

Es hebt sich aus dem feuchten Golde
Das liebe Antlitz Zug für Zug;
Ich fühle dich, verlorne Holde!
O Knabe, laß, es ist genug!

Gustav Pfizer.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nachdem Birkendelly die Geliebte verlassen, ward er so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, wo er sich befand. Bald dünkte es ihm, er gehe nach seinem eigenen Hause zu, bald wieder nach dem seiner Schwester. Endlich aber kam er, wie ihm däuchte, an die Stelle, wo die Liffey in Loch Allan fällt, und als er eben einen Fährmann herbeirufen wollte, erwachte er aus einem tiefen Schlafe und fand sich bei anbrechendem Morgen im Bette, im Hause seiner Schwester. Indessen fühlte er so lebendig im Innersten, er habe die Geliebte wirklich gesehen, gesprochen und mehrere Male umarmt, daß es ihm Niemand hätte ausreden können, wenn auch nicht ihr Smaragdring an der Stelle des seinigen an seinem Finger gesteckt hätte. Wie sich aber das alles zugetragen, konnte er nicht begreifen, und alles Grübeln machte ihn nicht klüger.

Es lebte damals bei Mistreß Bryan eine alte Schottländerin, die man gewöhnlich Lucy Black nannte. Sie war Birkendellys Mutter Säugamme, seine und seiner Schwester Wärterin gewesen, und war, als ihre jüngere Pflegetochter sich verheirathete, derselben nach Irland gefolgt. Als der Laird diesen Morgen ins Wohnzimmer trat, saß sie, wie gewöhnlich, in ihrer schwarzsammtenen Kaputze da und las im „vierfältigen Zustand des Menschen;“ da sie einen Schlagfluß gehabt hatte und etwas taub war, so gab sie selten auf die Aus- und Eingehenden Achtung, da sie aber heute den Laird zufällig etwas vom 9ten August sagen hörte, so hörte sie auf zu lesen und fragte mit heiserer Stimme: „Was sagt er? was sagt der unglückliche Bursche vom neunten August? Das ist ja der Vorabend vom St. Lorenztag, doch der zehnte erst ist der Festtag; ja, ja, so ist's; s'ist nur zu wahr — er und seine ganze Sippschaft! armer Mensch! Was sagt er?“ Die Männer lächelten über die verwirrte Rede; die Dame aber, nachsichtig, wie die Weiber sind, sagte ihr mit lauter Stimme, Allan habe versprochen, am Vorabend des St. Lorenztages in Schottland zu seyn. Da sprang sie plötzlich auf, streckte ihre wie Espenlaub zitternden Hände aus und stammelte athemlos: „der Himmel bewahre uns! Was hat er vor auf jenen Unglücksabend? Bindet ihn, bindet ihn mit Banden von Stahl und Eisen. O möge der, dessen heiligem Willen es gefallen hat, ihn so früh zur Waise zu machen, ihn vor dem Schicksal bewahren, an das ich nicht denken mag!“ Hiemit taumelte sie mit außerordentlicher Anstrengung um den Tisch herum, ergriff des Lairds Hand und zog sie dicht vor ihre blöden Augen; als sie den Smaragd an seinem Finger sah, warf sie die Arme plötzlich in die Höhe, riß den Mund weit auf und fiel mit einem gräßlichen Schrei, der allen durch das Herz fuhr, leblos zu Boden. Die Männer entflohen vor Entsetzen; aber ein Weib verläßt die Ihrigen nie in der Noth: die Hausfrau rief ihre Mägde herbei, ließ die Alte zu Bette bringen und versuchte alle mögliche Mittel, um sie ins Leben zurückzurufen. Aber der Mund, welcher wahrscheinlich allein ein Schreckniß hätte offenbaren können, das dem Laird drohte, war für immer geschlossen.

Den Laird vermochten indessen weder die Gründe seines Schwagers und seiner Schwester, noch die herzlichen Bitten der guten Luna, seine Abreise zu verschieben; er versprach indessen, bald wieder zu kommen. Vor seiner Abreise fragte er aber seine Schwester, ob sie in Schottland von einer Dame, Namens Johanna Ogilvie, gehört habe. Mistriß Bryan wiederholte den Namen mehrere Male und sagte endlich, es sey ihr freilich, als habe sie einmal einen solchen Namen gehört, und zwar nicht im Guten, aber sie könne sich im Augenblick auf keine Person dieses Namens besinnen. Er zeigte ihr hierauf den Smaragdring, welcher der alten Lucy Black den Tod gebracht hatte. Sobald sie ihn erblickte, griff sie darnach, als wolle sie ihm denselben mit Gewalt entreißen, was ihr auch beinahe gelungen wäre. „Verbrenn ihn, verbrenn ihn!“ rief sie; „es ist kein rechter Ring, verbrenn ihn!“ — „Aber liebe Schwester,“ versezte er, „was hat Dir denn der Ring gethan? Es ist ein hübscher Ring und er hat viel Werth für mich.“ — „Ums Himmels willen, verbrenne ihn“, rief sie wieder, „und entsage der, die ihn Dir gegeben! Wenn Dir Deine Ruhe hier und Deine Seligkeit dort lieb ist, so verbrenne diesen unseligen Ring! Wenn Du mit Deinen gesunden Augen sähest, so würdest Du bald bemerken, daß es kein Ring ist, den ein Christ tragen darf.“ Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf Birkendelly; er schloß sich ein und besah den Ring von allen Seiten, konnte aber nirgends etwas Unheimliches entdecken. Um indessen weder die Schwester, noch sonst Jemand damit zu ärgern, nahm er ihn vom Finger und nähete ihn seinem Herzen gegenüber in seine Weste ein; es müsse, dachte er, etwas an dem Ringe seyn, das seinem Auge nicht sichtbar sey.

In dieser Stimmung verließ er Irland, den Kopf voll stürmischer Gedanken und Zweifel, aber mit einem Herzen, in dem seine unselige Leidenschaft alle andern Gefühle überwältigte. Er scheint sein ganzes Leben hindurch eine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm irgend ein geheimnißvolles Schicksal bevorstehe, und die Uebereinstimmung zwischen seinen nächtlichen Träumen und den Gesichten, die er am Tage gehabt, bestätigten ihn nur zu sehr darin. So sehr er indessen entschlossen war, der Lockung blindlings zu folgen, fühlte er doch eine Art Schaam, die ihn bewog, keinem Menschen mehr etwas von seiner Lieb-

schaft zu sagen, am wenigsten seinem Freund Macmurdie, den er von nun an aufs Sorgfältigste vermied. Deßwegen bin ich auch nicht im Stande, etwas Näheres von seinen Zusammenkünften mit der geheimnißvollen Braut zu sagen. Daß er sie am Vorabend des St. Lorenztages auf dem Birky-Brow gesprochen, ist gewiß; denn man hat sie dort beisammen gesehen. Zu Anfang Augusts des Jahrs 1781 fing er indessen an, ernstliche Vorkehrungen, wie zu einer bevorstehenden Heirath, zu treffen; doch nicht so, als ob er seine Braut heimführen wollte, sondern als ob es eine lange, weite Reise gälte.

(Der Beschluß folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden lang gingen wir in dem stillen Thal fort. Nur einige Heerden weideten an den Abhängen; bei einer stand ihr Hirt, der uns grüßte. Seine fremdartige Tracht und seine unfranzösischen Gesichtszüge zeigten, daß wir auf spanischem Boden seyen. Seine Sandalen waren auf antike Art gebunden, ein rothes wollenes Netz hielt seine Haare, und seine schmutzige Stirn war von einem breiten arragonischen Hut bedeckt. Er strickte einen braunen Wollenstrumpf; er sagte uns, wir seyen seit langer Zeit die ersten Fremden, die er gesehen, und es war zu bemerken, daß unsere Erscheinung einen lebhaften Eindruck auf ihn machte. Wir grüßten uns freundlich, denn in Wüsten und Einöden sind alle Menschen Brüder, sie fühlen das Bedürfniß, sich einander zu nähern, schon deßwegen, weil sie besser und der Natur näher sind, als in Städten. Es wäre schwer, in dem Leben dieser Schäfer etwas Idyllisches zu finden; leben sie doch immer in einer rauhen Natur, die unwillig darüber zu seyn scheint, daß sich Menschen in ihr stilles Heiligthum drängen, das sie ihnen doch durch entsetzliche, in der Ebene ungekannte Stürme, durch Lawinen, Felsenstürze, tiefen Schnee, Kälte und eine Menge sich immer wieder erneuernder Gefahren unzugänglich gemacht zu haben wähnt. Wir kamen zu ungeheuren Haufen von Hagelstücken, die nie aufthauen, sondern zwischen den Felsen liegen bleiben, mit denen sie aus den Schluchten herausgekommen sind.

Am folgenden Tag, nahe an der Schneelinie, kamen wir zu einem andern Hirten, der auch seinen braunen Strumpf strickte, und da wir eben ein Bischen ausruhen wollten, so ließen wir uns mit Hülfe des Führers in ein Gespräch ein, denn hier sprechen die Leute eine bunte Mundart, gemischt aus dem südfranzösischen Patois und dem Castilischen. Die Pyrenäenbewohner haben diese Sprache durch das ganze Gebirg hin gebildet, um sich von beiden Seiten zu verstehen. Es wurde mir fast unheimlich bei diesem Hirten, der wie ein Wesen aus einer andern Welt vor uns stand, denn wir hätten zweifeln können, ob er in dieser lebe. Jahre, Monate und Tage vergingen ihm in seiner Oede und Einsamkeit, ohne Berührung mit der übrigen Welt. Von den merkwürdigsten Ereignissen und Personen unserer Zeit wußte er so wenig, als davon, wer jezt in Frankreich herrsche. Der Name Napoleon war ihm nie zu Ohren gekommen; er hatte von Niemanden gehört, als von — Roland; mit diesem und den Sagen, die von ihm im Gebirg umgehen, begann und endigte sein Wissen. Seine Seele schien kalt, unbeweglich, wie die Felsen, zwischen denen er seit fünfundvierzig Jahren lebt. Seine Schaafe kletterten an gefährlichen Felsenabhängen umher; dumm und unbesonnen, wie sie sind, rennen sie oft Felsen hinauf, die auf der andern Seite steil hinuntergehen, sie können sich dann nicht halten und stürzen in den Abgrund von Felsen zu Felsen hinab. Es ist nicht zu verwundern, daß der Hirt wohl mit Roland bekannt war, denn unfern seiner Weide ist die sogenannte Brèche de Roland, ein Durchgang zwischen hohen Marmorwänden, ein herrliches, imposantes Portal, beider Königreiche würdig, die es mit einander verbindet. Die Sage berichtet, Roland sey zu Pferd hierhergekommen und habe wegen des Felsens nicht weiter kommen können; da habe er sein Schwerdt gezogen und sich bald einen Weg hindurch gehauen. Alles in diesen Rolandssagen ist mächtig und großartig; am merkwürdigsten dabei ist, daß die Leute so fest und zuverlässig daran glauben; so fanden wir bei einem kleinen See am Abhang des Montperdu Schäfer, die uns erzählten, die Weide sey sonst hier viel besser und fetter gewesen, Gott sey aber mit den Hirten unzufrieden geworden und habe ihnen befohlen, hier mit ihren Heerden wegzuziehen; die Armen thaten es auch, die Reichen machten sich aber wenig aus Gottes Befehl; darum sandte er ein großes Wasser, das Alles überschwemmte. Die Hirten behaupten steif und fest, noch jezt sehe man am Johannistag die Ungehorsamen im Wasser. Mehrere versicherten, sie haben sie mit eigenen Augen gesehen. Jeder Berg, jedes Thal hat solche Sagen, in denen sich immer zweierlei ausspricht: der poetische Glaube ans Wunderbare und der Glaube an die Gleichheit der Menschen vor Gott und vor der Naturgewalt. Bei uns war ein Franzose, dem ich den Aerger über all diese Sagen und über meine herzliche Theilnahme daran schon oft angemerkt hatte. „Dergleichen Volksideen," meinte er endlich, „seyen für die Société und für die Civilisation gefährlich; man sollte ihnen durch Verbreitung mathematischer und physischer Kenntnisse entgegen zu arbeiten suchen."

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Parlament und die Geschwindschreiber.

Die Auflage der Times schwankt zwischen sechs- und achtzehntausend Exemplaren; der Gewinn eines englischen Blattes hängt indessen nicht zunächst von den Abonnenten, sondern von den Anzeigen ab. — Die Kosten einer Morgenzeitung sind ganz ungeheuer. Wir sprechen, abgesehen vom Papier, vom Saz und Druck, blos von den Redaktionskosten. Außer den beiden Hauptredakteurs und den gewöhnlichen Mitarbeitern, die sämmtlich sehr gut bezahlt sind, haben die Times zwölf bis vierzehn Redakteurs der Parlamentsverhandlungen, die zwanzig Guineen monatlich bekommen; und das verdienen sie auch wirklich sehr wohl, denn es müssen nicht nur gebildete, mit den Parlamentsdebatten sehr vertraute Männer seyn; es gehören noch besondere Eigenschaften dazu, die man sich nur durch Uebung erwirbt: sie müssen einem raschen, concisen Redner in seinen Gedanken zu folgen, aus den verworrenen Reden weitschweifiger Sprecher nur das Wesentliche auszuheben verstehen, sie müssen sehr geläufig, dabei aber in mancherlei Styl schreiben können, um so viele verschiedene Sprecher richtig zu charakterisiren. Es fällt einem auf, daß man zu London häufig das Talent und die ganze Stellung eines solchen Redakteurs herabzusetzen sucht, und dies hat wohl zwei Ursachen: einmal hat man eine geheime Scheu vor ihrem Talent und ihrem Einfluß, und zweitens fühlen sich manche einfältige Sprecher in und außer der Kammer gekränkt, wenn ihre Reden vor dem Redakteur keine Gnade finden und er es nicht der Mühe werth hält, das Publikum damit zu behelligen. Auf den ersten Blick unterscheiden sich die englischen Parlamentsglieder sehr von den französischen Deputirten; die Volksredner in England, deren Reden auf's Genaueste, der ganzen Länge nach in den Zeitungen zu lesen sind, thun, als ob sie an die Geschwindschreiber gar nicht dächten, und als ob ihnen sehr wenig daran liege, ob ihre Reden in's Publikum kommen oder nicht; dies ist aber nichts als lächerliche Affektation. Das Parlamentsglied, das Morgens beim Thee Alles, was er in der verflossenen Nacht in einer zwei Stunden langen Rede gesprochen hat, in fünf Linien beisammen findet, ist eher zu entschuldigen, wenn er der Zeitung Unbilligkeit und Partheilichkeit vorwirft, als der Volksredner, der seinen Ruf und seinen Einfluß ebensosehr den Zeitungen, als seinem eigenen Talent zu danken hat. Die Kammer der Gemeinen, als Körperschaft, verstößt noch gröblicher gegen Augenschein und Menschensinn. Einem uralten Reglement gemäß, wird es als Verlezung der Privilegien der Kammer betrachtet, wenn man ihre Debatten öffentlich bekannt macht, und um nun dieses Reglement und die Würde der Kammer unverlezlich zu bewahren, erkennt man die Geschwindschreiber nicht als solche an, man thut, als ob man sie blos duldete, und so müssen sie denn mit der größten Unbequemlichkeit, mitten im Gedränge der Menge, die den schmalen, dem Publikum angewiesenen Raum füllt, ihr schweres, wichtiges Geschäft versehen. Die Charlatanerie und Koketterie der Kammer in diesem Punkt ist wirklich höchst jämmerlich. Spielt ein Mitglied auf die Gegenwart der Schnellschreiber oder des Publikums an, sogleich verweist ihn der Sprecher zur Ordnung: „die Kammer weiß bei ihren Verhandlungen nichts von der Anwesenheit eines Fremden.“ Sieht man einen Redakteur oder einen Fremden auf der ersten Sizreihe der öffentlichen Gallerie etwas aufschreiben, sogleich befiehlt der Sprecher mit der abgeschmacktesten Gravität dem Huissier, die Ordnung auf der Gallerie herzustellen. Diese alberne Heuchelei ist einer Versammlung verständiger Männer durchaus unwürdig. Es paßt dies aber vollkommen in das System von Charlatanerie, das in England so ausgebreitet ist, Cant genannt. Der Cant ist an der Tagesordnung, nicht nur im Parlament, nein, in der ganzen Nation; es gibt religiösen Cant, moralischen Cant, Freiheitscant u. s. f. Es läßt sich wohl noch ein anderer Grund angeben, warum die Kammer sich so hartnäckig weigert, die Geschwindschreiber anzuerkennen und ihnen die mindeste Bequemlichkeit zu verschaffen, und dieser Grund allein stempelt den Cant des Parlamentsprivilegiums zu einem bloßen Vorwand: nämlich der geheime Haß der Privilegirten gegen die Freiheit der Presse und ihren großen Einfluß.

(Die Fortsezung folgt.)

Turin, Januar.

(Beschluß.)

Piemontesische Gesezgebung.

Allen Obrigkeiten (heißt es in den royales constitutions weiter) wird bei dreimonatlicher Gefängnißstrafe verboten, unter irgend einem Vorwand und in irgend einem Nothfall ihre Sizungen in einer Kirche zu halten, oder auch nur darin zu deliberiren. Körperliche und Geldstrafen für die, welche an Fasttagen trinken oder an Fasttagen Fleisch essen. Den Syndiken, Gemeinderäthen und sonstigen Ortsbehörden wird aufgegeben, jährlich ein genaues Verzeichniß von denen einzuschicken, die am meisten gebeichtet haben; nur aus diesen sollen die Beamten genommen werden. Es ist streng verboten, das Zeichen des Kreuzes auf einem flachen Grabstein in Kirchen anbringen zu lassen, weil es da mit Füßen getreten wird. Im Turiner Schloß habe ich aber genug Fußteppiche gesehen, auf denen Kreuze, bekanntlich das Wappen von Savoyen, angebracht sind. Wer in der Kirche eine Trauung oder Taufe durch Husten, Lachen, Spucken oder sonst unterbricht, zahlt zehn Livres, wenn es ein Bürgerlicher, und zwei, wenn er von Adel ist. Ein Kapitel handelt von der Trennung der Juden von den Christen; für eine gewisse Summe Geldes bekommen sie auf unbestimmte Zeit das Recht, Synagogen zu halten; sie dürfen aber nicht laut darin singen; zehn Thaler Strafe muß ein Jude zahlen, wenn er vor einem Christen betet; läßt er sich aber gar beigehen, respektwidrig von der Mutter Gottes oder von irgend einem Heiligen zu sprechen, so verliert er das Leben; Christen dürfen durchaus nicht bei Juden wohnen oder sie bedienen. Gleich hinter den Juden wird von den Richtern gehandelt. Sie sollen in ihrer äußern Haltung die Größe und Erhabenheit des Königs zeigen, der sie angestellt hat. Die Bestimmungen über die Tortur sind grausam. Im Kapitel der Majestätsverbrechen ist merkwürdig und charakteristisch, daß ein bloßer Verdacht hinreicht, um Jemanden zum Tode zu verurtheilen. — In diesen royales constitutions, so breit, weitläuftig und bändereich sie auch sind, fehlt doch Ein Gesez, dessen Mangel vor Kurzem den Senat in Chambery in die größte Verlegenheit gesezt hat. Fast zu gleicher Zeit, als wäre es Inspiration oder Magnetismus gewesen, verkauften zwei Bauern ihre Frauen, einer für ein ganz geringes Geld, ich glaube, es waren ungefähr vierundzwanzig Kreuzer, der andere aber viel theurer, nämlich für einen jungen Esel. Sie können sich den Lärm unter Pharisäern und Schriftgelehrten denken. Anfangs sollten die Kaufleute von unten auf gerädert werden, mit der Zeit aber und da die Advokaten immer von Neuem darauf aufmerksam machten, daß gar kein Strafgesez für diesen Fall existire, trat milderes Wetter ein, und die Negotianten stecken bis auf Weiteres noch im Gefängniß, wobei es sein Verbleiben haben wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Februar 1831.

Laß dir von den Spiegeleien
Unsrer Physiker erzählen,
Die am Phänomen sich freuen,
Mehr sich mit Gedanken quälen.

Goethe.

Wie alt ist die Sonne?

Wie der Improvisator nach einigem Nachdenken irgend einer Seite seines Gegenstandes sich bemächtiget, oder der Naturforscher, seinem guten Stern vertrauend, die Untersuchung des Unbekannten irgendwo anfängt, so ergreift der Verfasser dieser Abhandlung flugs zuerst den astronomisch=anthropologisch=historischen Faden und bemerkt Folgendes. — Der Gegenstand ist in hohem Grade geeignet, die Fortschritte, die wir gemacht, und die Höhe des Bewußtseyns, auf die wir uns geschwungen, zu beweisen. Solch eine Frage aufzuwerfen, solch eine Frage beantworten zu dürfen! Erinnern wir uns doch noch der Schauspiele aus unserer Jugendzeit, wo die Inkas auf die Bühne kamen und wir andächtig der Verehrung und Anbetung der Sonne zusahen, und blicken wir zurück in die Jugend des Menschengeschlechts, so sehen wir in unzähligen Bildern und Symbolen auf den herrlichen Eingängen und Hallen der Tempel Egyptens den Sonnendienst durch alle mögliche Kunst und Geschicklichkeit verfeinert; und jezt im Jahre 1831 werfen wir die Frage, die nicht einmal bei Menschen ganz schicklich ist, bei dem alten Titan, dem Helios auf, und wollen wissen, wie alt er sey.

Diese Frage ist indessen keine Frage des Scherzes oder der Neugier; genug, lange genug haben wir die Staubfäden an den Pflanzen gezupft und gezählt und wieder gezählt, die Berge gemessen und die Meerestiefen, so weit es nämlich reichte, und haben Mikroskope nach den Insekten gerichtet, und Teleskope nach den Sternen. Die Kinder greifen ja in ihrer Unschuld selbst nach dem Monde, warum sollten wir nicht nach der Sonne greifen?

Jede Frage ist wie der Faden einer Seidenraupe: läßt man sie einmal fortspinnen, so spinnt sie ohne Ende und wickelt sich in ihre eigene Welt ein, bis an das Ende ihres Seyns. Hat man dem Menschen einmal erlaubt, zu fragen, wie alt ist die Erde, so frägt er weiter nach dem Alter der Sonne, und frägt fort und fort, er will das ganze Weltall mit den Fäden seiner egoistischen Neugier umspinnen, will die Dauer des Himmelsheeres nach seinen Jahren messen, und forscht nach dem Anfang der Weltquellen, wie nach den Quellen des Nils. Ich will's aber nur kurz sagen: die Sonne ist jünger als die Erde.

Einige Ueberraschung über meinen eigenen Gedanken ergreift mich hiebei, und fast wie der Wanderer im Virgil, der, auf die Schlange tretend, seinen Fuß wieder zurückziehen möchte, möchte ich das ausgesprochene Wort wieder zurücknehmen. Denn nicht wenige Leser könnte dabei vielleicht ein unbehagliches Gefühl beschleichen; ein angebornes natürliches Bewußtseyn von Ehrfurcht, die wir der Sonne schuldig seyen, als ihre Kinder, könnte man dadurch verlezt fühlen, daß wir mit unserem Planeten gar älter seyn wollen; auch der Verstand gewöhnt sich an gewisse Begriffe, und es wird ihm unbehaglich, wenn man sie ihm mit andern vertauschen will, wenn es

auch bessere wären. Doch bei dem industriösen Geist des Zeitalters, in welchem wir leben, erwarte ich kaum so viel Rücksichten. Man trägt nach Bedürfniß Berge ab, durchlöchert Flüsse, und hat in der That jezt so wenig Achtung vor der sichtbaren Schöpfung, daß man den Mond, der offenbar das Eigenthum der Erde ist, wäre es thunlich, zerbröckeln würde, wenn er von Torf wäre, um mit ihm einzuheizen. Der grandiose, industriöse Eigennutz hat allen Unterschied zwischen großen und kleinen Bedürfnissen, zwischen Naturkräften, die frei, und die unsere Dienstboten sind, zwischen großen Naturwerken und Fragmenten unseres Erdkörpers aufgehoben. Die industriösen Menschen scheinen in ihren Wohnplatz, den Erdball, so ganz verliebt zu seyn, daß sie sich um die übrige Schöpfung gar nicht mehr bekümmern; und wenn nicht bisweilen ein Komet sie erschreckte, oder ein Erdbeben sie aufweckte, sie würden gar nicht mehr daran denken, daß auch noch Sonne, Mond und Sterne vorhanden sind.

Wenn auf den Trümmern zerfallener Irrthümer sich der Wahrheit verwandtere Systeme aufbauen, so wird ihnen, eben in Vergleich mit der glücklich überwundenen Unwissenheit, die größte Verehrung zu Theil, und gleichsam siegestrunken wetteifert Alles, das Neue zu verschönern, zu erweitern, von allen Seiten freundlicher darzustellen. So begibt es sich denn, daß man nicht daran denkt, was bei aller menschlichen Wahrheit in gewissen Kreisen der Naturforschung nie zu vergessen ist: jede ist noch mit Unvollkommenheit behaftet; überall ist im Hinterhalt der Irrthum, sobald man über den Grenzstein schreitet, der die Erscheinungen im Raume beschränkt. So begab es sich auch bei dem kopernikanischen Weltsystem, welches die Irrthümer des Ptolemäus begrub; Keppler verschönerte es durch Erweiterung des astrologischen Glaubens; später priesen andere die Symmetrie, das lebendige Fortschreiten der Planeten in ihren Distanzen von der Sonne; die neuesten Philosophen sahen die Glieder eines lebenden, organischen, der Thierwelt ähnlichen Ganzen. Alle aber waren einig, daß der Gürtel der Planeten, welcher in regelmäßiger Lagerung die Sonne umgibt, eigentlich ihre Kraft, die Schönheit ihrer Bildungen in sich fasse, und daß die Planeten eigentlich, und namentlich wir guten tellurischen Geschöpfe, ihre vortrefflichsten Geschöpfe, der Adel der Erschaffenen seyen, daß die Sonne ihre Verherrlichung im Planetensystem habe. Da nun diese Behauptung der kopernikanischen Lehre nichts ist, als was sie ist, nämlich eine bloße Behauptung, so könnte sie wohl auch ein Irrthum seyn, und mir will es als gar wohl möglich erscheinen, daß die eigentlichen Blüthen und Erzeugnisse der Sonne, ihre eigentlichen Trabanten von edlern Lichtgeschöpfen bewohnt, in ihrer uns undurchdringlichen, hellen, in unversiegbarem Glanz strahlenden, immer die Finsterniß bekämpfenden Atmosphäre leben und weben, während wir, in die Finsterniß hinausgestoßen, ein kaum abwechselndes, dämmerndes Leben führen. Gewiß, ein Komet mit seinem tausendjährigen Winterschlaf, aus dem er zu einer so herrlichen Reise um die Sonne und durch unser Planetensystem erwacht, ist erhabener als ein Planet, der im immerwährenden Einerlei um die Sonne im Kreis umher läuft. Man hat, um fortzufahren, wirklich auch noch nicht die geringste Kenntniß, wie tief die Sonnenatmosphäre, diese uns so herrlich erscheinende Glanzdecke ist, in welcher, nach der von uns eben angenommenen Möglichkeit, jene eigentlichen Sonnenkinder wohnen.

Aber die Sterne, sagt man, und als Herrschel in so tiefe Fernen des Himmels schaute, wiederholte man es vielfach, sind schon Millionen Jahre alt; „denn der Lichtstrahl, der unser Auge jezt erreicht, ist vor Millionen Jahren ausgegangen, sonst hätte er aus jener Ferne noch nicht den Weg zu uns gefunden. Wie kann die Sonne so jung, ja jünger als die Erde seyn? sie gehört ja doch unter das Sternenheer.“ Es sind mehrere Gelehrte aufgetreten, welche sich in sinnreichen Gedanken gefielen, um diese unsere sichtbare, uralte Schöpfung überhaupt recht jung zu machen, ohne daß es gerade ersichtlich war, warum sie so sehr darauf erpicht waren. Bald war die Geschwindigkeit des Lichts in jenen Regionen unendlich mal schneller als in unserem trüben Trabantensystem voll von Planetenausdünstung; oder sie rückten die Sterne näher herbei, und hielten sie nicht für Sterne, sondern für Sternschnuppen. Wir wollen vor einer sichtbaren Ewigkeit, wie wir die Sterne nennen können, nicht erschrecken; wir wollen uns nicht ängstigen durch die Vorstellung Kants, als sey das Weltall in ewiger Schöpfung und Wiederzerstörung begriffen; als gehen unaufhörlich Wellen von Tod und Leben, von Sterben und Wiedergeburt hin und wieder; wollen nicht sprechen von Wanderungen der Weltseele von einem Himmel zum andern; das sind unhaltbare Reminiscenzen aus egyptischer und indischer Mythologie, gestohlene Gedanken aus unserem Erdenleben, die wir zwischen Wachen und Träumen ersonnen haben; wer wird den Himmel auch nur im tausendsten Abbilde vergleichen mit der Erde? Ja, in der That, die Erde ist eigentlich die Kreatur, welche seufzt; wir gewahren es an der Angst und Mühe und dem Drängen, womit sie immer zwischen Leben und Tod sich abarbeitet; um die Eiche, die über tausend Jahr lebt, noch über diese tausend Jahre hinaus zu erhalten, schüttet sie jährlich Tausende von Saamen aus; sie mordet Millionen Individuen im Keime, um ein einziges nur gewiß zu retten. Am Himmel sind andere Gesetze; die Welt ist in ewiger Jugend, weil sie nicht blos, wie die Gelehrten fürchteten, Millionen Jahr alt ist;

an ihr wird nicht gezimmert und gemauert, wie an unsern Häusern, niedergerissen und wieder erneuert; der Himmel ist fertig und für die Ewigkeit fertig und fest; der Mensch und sein Wohnplatz, die nur sind unvollkommen, die sind in dem ewig wechselnden Spiel zwischen Geburt und Grab befangen. Wie konnte solch ein Wesen auf einem ewig klaren, ewig jugendlichen, immer, ohne alt zu werden, neue Gestalten hervorbringenden Schauplatz wohnen? Wenn auf der Erde nur Menschengräber wären, wenn nur Menschen, nicht auch Blumen mit ihnen verwesten, wer möchte es ertragen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Beschluß.)

Am Morgen des neunten August schrieb der Laird an seine Schwester, steckte den Smaragdring an den Finger, legte sein neues Hochzeitkleid an und schien den Tag in unruhiger Erwartung zuzubringen. Abends aber bestieg er sein Pferd und ritt nach dem oft genannten Hügel. Seine Geliebte muß er hier getroffen haben; denn man hat ihn mit einem weiß und grün gekleideten Frauenzimmer hinter sich in rasendem Galopp durch's nahe Dorf sprengen sehen. Man sah sie später, und zwar mit derselben halsbrechenden Eile, bei einem Hause, Moßkilt genannt, vorbeifliegen, welches zehn englische Meilen weiter entfernt liegt und wo eigentlich gar kein Weg hinführt. Weiter will sie Niemand mehr gesehen haben; am folgenden Morgen aber fand man Birkendelly's Reitpferd todt vor der Stallthür, und ihn selbst, gleichfalls leblos, auf dem Birky Brow, an derselben Stelle, wo ihm das geheimnißvolle Wesen immer erschienen war. Er hatte weder eine Wunde, noch eine Verrenkung; aber der ganze Körper war von dunkler Farbe und die Züge gräßlich entstellt.

Diese entsetzliche Begebenheit brachte die ganze Nachbarschaft in Bewegung; lange Zeit redete man von nichts anderm, als von Birkendelly's Schicksal; man suchte zusammen und verglich, was man sich nur von der Familie erinnern konnte, und da fand sich, daß sein Vater auf demselben Fleck und an demselben Tage vor zwanzig, und sein Großvater vor vierzig Jahren das Leben verloren hatten; der erste, wie man meinte, durch einen Sturz vom Pferde in der Trunkenheit, der zweite — das wußte Niemand, und dieser Allan nun war der lezte seines Stammes; seine Schwester hinterließ keine Kinder. Jezt erinnerten sich auch Viele, und besonders der Pfarrer, Hr. Joseph Taylor, öfters am Vorabend des St. Lorenztages ein weiß und grün gekleidetes Frauenzimmer an jener Stelle gesehen zu haben. Nicht lange, so erschienen Kapitän Bryan und seine Gemahlin, um vom Gute Besitz zu nehmen. Sie stellten die genaueste Untersuchung über die Begebenheit an, konnten aber nichts weiter herausbringen, als was Macmurdie von der geheimnißvollen Braut zu erzählen wußte, und was des Unglücklichen lezter Brief davon sagte. Dieser lautete, wie folgt: „Liebe Schwester! Morgen werde ich der glücklichste oder elendeste Mensch, denn gestern Nacht habe ich mich feierlich verbunden, ein junges schönes Frauenzimmer zu ehelichen, Namens Johanna Ogilvie, der ich, wie es scheint, vor meiner Geburt schon angetraut war. Unsere Bekanntschaft ist von der räthselhaftesten Art; aber mein Wort ist gegeben und mein Entschluß steht fest. Wir reisen noch am Hochzeitabend nach ihrem fernen Wohnort ab, so daß es lange währen wird, bis ich Dich wieder sehe. Dein bis in den Tod, Allan Georg Sandison. — Birkendelly den 8ten August 1781.

In demselben Jahr wurde eine alte Frau, Namens Mariow Haw, welche viele Jahre lang mit ihrem Sohn, einem verdächtigen Kesselflicker, im Lande herumgezogen war, auf dem Schub ins nahe Dorf gebracht, wo sie geboren war. Diese gab eine Geschichte von der geheimnißvollen Braut, so umständlich und doch so wunderbar, daß es ihr oft wie mir selbst ging: es hieß, es sey eine erdichtete Geschichte. Aber in Kurzem fanden sich unumstößliche Beweise für ihre Wahrhaftigkeit.

Der erste Allan Sandison, erzählte sie, welcher die reiche Erbin von Birkendelly heirathete, sey vorher mit einem schönen jungen Frauenzimmer, Namens Johanna Ogilvie, versprochen gewesen, und dieses habe er entweder selbst ermordet, oder ermorden lassen. Sie selbst habe, als ein junges Mädchen, in einem Gebüsch, das sie genau bezeichnete, das frische Blut und das neue Grab gesehen; sie sey nach Hause gelaufen und habe es ihrem Großvater gesagt, der aber habe ihr bei ihrem Leben verboten, davon zu reden, und sie versichert, es sey das Blut von einem Reh, das er selbst dort verscharrt habe. Als man aber zwanzig Jahre darauf den bösen, unglücklichen Allan Sandison todt gefunden, und zwar auf dem Grabe selbst, das bereits ganz eingesunken gewesen, habe sie angefangen, an eine Vorsehung zu glauben; denn auch ihr Großvater sey umgekommen, Niemand wisse wie. Man führte sie hinaus, und nach langem Suchen zeigte sie eine Stelle auf der Landstraße selbst, welche seit jener Zeit über Birky Brow geführt worden war, wo das Grab seyn müsse. Es war genau der Ort, wo die Geheimnißvolle Birkendelly erschienen war. Man grub nach und fand tief, tief unter der Landstraße den Schädel und die Gebeine eines Weibes.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Morning-Chronicle und der Morning-Herald.

Noch gibt es eine weitere Klasse von Mitarbeitern an den Tageblättern; siebzig bis hundert Personen nämlich sind damit beschäftigt, von den Verhandlungen vor den Polizeigerichten, von Verbrechen, Unglücksfällen, Bericht zu erstatten, kurz von Allem, was im täglichen Leben Ungewöhnliches begegnet, oder von Allem, was sich übertreiben, herauspuzen und in das schauerliche Gewand kleiden läßt, das John Bulls absonderlicher, ächt nationaler Geschmack ist. Nichts entgeht ihnen, es sind wahre Argus; zuweilen, wenn magere Zeit ist, nehmen sie allerdings ihre Einbildungskraft zu Hülfe, um das gehörige Quantum von Mordthaten, Selbstmorden, Diebstählen, Feuersbrünsten zu liefern; der Umstand aber, daß man, wenn man einmal hinter ihre Schliche kommt und sie auf einer Lüge ertappt werden, nichts mehr von ihnen aufnimmt, hält ihre Erfindsamkeit immer gehörig in Schranken. So entsteht jene Masse von Schauer- und Wundergeschichten, Wahres und Falsches untereinander, woran es die Londoner Blätter nie fehlen lassen, weil dies eine Kost für John Bulls Gaumen ist. Alles Bisherige gilt indessen von allen Zeitungen, nicht von den Temps allein. Sprechen wir jezt von einigen andern Blättern.

Das Morning-Chronicle war lange Zeit das Organ der Whigs und die große Niederlage ihrer Meinungen, ja des ganzen Geistes der Parthei. Fiel in Brooks Klub oder bei Lord Holland ein Wiz, ein beißendes Epigramm, den andern Tag war es richtig im Morning-Chronicle zu lesen. Lange Jahre war Perry Herausgeber und Eigenthümer desselben. Dieser Mann war nach Figur und Manieren ein vollkommener Petit-Maitre, und lebte, so wenig auch seine Bildung wirklich heißen wollte, der innigen Ueberzeugung, er sey ein Gelehrter und Politiker vom ersten Rang. Indessen war die Zeitung zu Perrys Zeit immer mit Takt, Geschmack und strenger politischen Consequenz redigirt. Jezt ist Doktor Blak Redakteur, ein Mann von großem Talent und ausgebreiteten Kenntnissen, aber ein ächter schottischer Philosoph, der nur für ein Ding Sinn hat, nämlich für Staatswirthschaft. Seine Artikel über diesen Gegenstand sind auch wirklich sehr gediegen. Aber nicht allein die Staatsökonomen, auch die Reformatoren und Philosophen haben ihren Tummelplaz im Morning-Chronicle. Die Mißbräuche in der Kirche, die Habsucht und Herrschsucht, deren sich die Geistlichen der herrschenden Kirche, als Kirchendiener, wie als Bürger, oft schuldig machen, die uralte Barbarei der englischen Gesezgebung, eine Barbarei, die auf Jedermann lastet, aber aus Selbstsucht nicht abgeschüttelt wird, die lächerliche Scheu vor jeder Neuerung, die Afterweisheit, welche Erfahrung und Autorität hochpreist und alle Theorie für Hirngespinnst ausgibt, jene tyrannische Macht, auf deren Spuren man in England bei jedem Schritte stößt, der Cant, alle Mißbräuche, alle Irrthümer, alle Vorurtheile werden ohne Unterlaß und nicht selten mit Talent und Unbefangenheit angegriffen; in einem Londoner Tageblatt sucht man aber keine gründlichen Abhandlungen über Dinge der Art, wenigstens müßten sie viel leichter behandelt und in populärerem Style geschrieben seyn. Das Morning-Chronicle ist jezt nicht mehr das Organ der Whigs; spricht es sich einmal kräftig aus, so ist es rein blos Doktor Blaks Organ, und der gehört keiner Partei an. Vergeblich sucht man jezt die alten pikanten Parteiartikel, die geistreichen Späße in Prosa und Versen, den amusanten Jargon der schönen Welt darin; dies ist aber noch nicht das schlimmste: außer um obengedachte lange Artikel scheint sich Blak um nichts zu kümmern, und so ist denn das Blatt im Uebrigen mit dem plattesten, gemeinsten Zeug gefüllt, mit ausführlichen, ins Gräßliche gehenden Beschreibungen von Verbrechen, mit ekelhaften Boxereien, Hunde-, Affen-, Hahnen-, Rattenkämpfen; kurz mit all den Dingen, die nur dem niedrigsten Pöbel zusagen, und nicht selten werden die empörenden Schilderungen noch durch Holzschnitte versinnlicht, die des Gegenstandes durchaus würdig sind. In keinem Blatt finden sich ferner die unverschämten Anpreisungen, welche Charlatane aller Art, Spekulanten, Auktionärs, Zahnärzte, Theaterdirektoren u. s. w. in die Blätter einrücken lassen, in größerer Menge als in diesem. In einem Punkte aber, und in einem sehr wichtigen, behauptet das Morning-Chronicle seinen alten hohen Ruf, in den Berichten von den Parlamentsdebatten. Es kann sich darin mit den Times messen; die Gewandtheit in der Redaktion, die Schnelligkeit im Saz und die mechanische und künstlerische Fertigkeit im Druck sind bei beiden wirklich bewundernswerth.

Anzugeben, was die Farbe und der Charakter des Morning-Heralds ist, möchte kaum möglich seyn. Er ist, wie die Times, eine bloße Spekulation; sie wird aber mit weit weniger Umsicht betrieben. Auch er ist von den Partheien und der Regierung unabhängig, auch er buhlt nur um die Gunst des Publikums; er ist aber nur auf den Geschmack des großen Haufens und die niedrigen Ansichten der untersten Klassen berechnet. Die Times haben ihr System und ihre eigene Meinung, der Morning-Herald dagegen hat keines von beiden; seine Spalten stehen ohne Anstand Tories, Whigs, Radikalen, Orangisten, Protestanten und Katholiken offen; er ist so unpartheiisch, wie es ein reiner Spekulant seyn muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Sensenmann.

Räthsel.

Ist euch die Versammlung von Geistern bekannt?
In enges Gefängniß ist jeder gebannt;
So leben sie freilich im tiefsten Frieden,
Doch sind nicht die Schaafe von Böcken geschieden;
Auch könnt ihr neben den Christen seyn
So Türken und Juden, als Heiden stehn.

Doch denkt ihr Kerkermeister groß;
Gern läßt er die wartenden Geister los;
Auf thun sich die Logen, es sprechen die Geister
Mit Jungen und Alten, mit Schüler und Meister;
Und haben sie Manchem den Kopf verrückt,
So wird auch ein Mancher durch sie beglückt.

So kommt in den Kerker herein und wählt,
Und sucht die Geister, daran euch fehlt;
Nur wenn ihr Einen nicht könnt erfassen,
So bitt' ich, wollt ihn im Kerker lassen!
Es ist mit Geistern doch nicht zu spassen,
Die alles Meistern und Ansehn hassen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Februar 1831.

Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der lustige
Reigen gewebt.

Matthisson.

Sagen vom Mummelsee im Schwarzwald.

Von August Schnezler.

1.
Die Lilien.

Im Mummelsee, im dunkeln See
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Von selbst zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde,
Und auf und ab durchs nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
Ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrei'n
Und werden immer bläßer.
„Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewäßer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

2.
Der Fischer.

Es steht ein Fischer an dem See:
„Verschlinge mich und all mein Weh!“

„Mein Liebchen hat der Tod genommen,
Was soll mir noch das Leben frommen?“

Zum Sprung ist er bereitet schon,
Da ruft es ihm mit süßem Ton:

„Ja komm zu mir, in meinen Armen
Sollst du zu neuer Lieb' erwarmen!"

Und auf dem Wasser sieht er klar
Ein lichtes Mädchen, gold von Haar.

Sie winkt mit süßem Liebesblicke —
Er aber springt entsezt zurücke.

„Nein, dir gehört mein Herz allein,
„Mein liebes, todtes Mägdelein!"

„Und lieber bleib' ich auf der Erden,
Als dir im Wasser untreu werden!"

Der Fischer eilt nach Hause fort,
Gar fromm und stille lebt er dort,

Und harrt geduldig, ohne Klage,
Bis Gott ihn selbst zur Liebsten trage.

3.

Mummelsees Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Fluth,
So still, als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?"
„„Das ist der rothe Diether, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt;
Jezt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken,
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.""

„„Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen.""

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jezt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen."

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glüh'n des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Fluth zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder schliefe,
Glatt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

Wie alt ist die Sonne?

(Fortsetzung.)

Also nur der Schauplatz und die Genossenschaft von Körpern, die wir um uns her als befreundete Planeten erblicken, sind in der Zeit erschaffen. Das Zeitliche ist aber wirklich auch im Sichtbaren mit dem Ewigen, nämlich der Sternenwelt, umgeben. Der Kern des leiblich Verweslichen, das Menschengeschlecht, das aber zur höhern Unsterblichkeit berufen ist, findet sich wirklich in einer Schaale von leiblich Unvergänglichem eingeschlossen, im Himmel. Ich sage hier nichts Neues, wenn ich den ewigen, ewig erschaffenen Himmel unterscheide von den Sonnen, welche lebendigen Wesen dienen, die nach Art des Menschen Leben und Tod erfahren. Auch Herschel unterscheidet den isolirten Stern, welcher allein Träger eines Planetensystems ist, von den übrigen Bildungen des wandellosen Himmels.

Unsere Bahn ist jezt geebneter, und es wird uns nicht schwer werden, zu überzeugen, daß die Bildung der Erde, wie der ihr verwandten Planeten, der eigentlichen sonnenhaften Entwicklung unseres Centralkörpers in der Zeit vorhergehen mußte und vorhergegangen ist, wenn wir es auch allerdings nicht so gewiß wissen, als wenn wir selbst dabei gewesen wären, 'oder von einem schon vollendeten Planeten herab, weiter von der Sonne entfernt, der Geburt unserer Erde aus dem Chaos gelauscht hätten.

Das Edelste ist in allen Erscheinungen und Bildungen immer das lezte; dieser Gedanke, oder dieses aus der Beobachtung gewonnene allgemeine Resultat ist ja bei den Bewohnern der Erde selbst zum Sprichwort geworden; ich glaube aber, der gebildetste Philosoph wird es als eine gediegene, allgemeine Wahrheit anerkennen. Bei Schöpfungen aus einem chaotischen Zustand, aus einem unvollendeten Daseyn zum Edlern, ein Loos, welches alle unsere irdischen Wesen theilen — und nur die Göttin Pallas sprang geharnischt und vollendet aus dem Gehirne des Zevs hervor — muß die Basis da seyn, an der die Blüthe sich festhält; der gemeinere Stoff muß sich zuerst ausgeschieden haben. Ich setze darum die Planeten nicht herab,

wenn ich sie der Sonne dienstbar erkläre, ich halte jene nur für ein höheres, vortrefflicheres Wesen, ohne gerade, wie der Kaiser Julian, sie zum höchsten Symbol der Verehrung zu machen. Zu sagen, die Sonne belebt mit ihrem Licht, ihrer unermüdeten Umdrehung, ihrer Anziehungskraft eine ganze Planetenwelt, folglich ist sie blos dienstbar, also auf einer niederern Stufe als die Planeten, wäre ein sonderbarer Schluß. Der Sonnenbewohner könnte mit demselben Recht sagen: die Planeten sind der Sonne dienstbar; damit die Kraft der Attraktion sichtbar werde, damit der Bewohner der Sonne ihr Licht gleichsam im Spiegel betrachte, damit dieser edle Körper seine Lust zu leuchten und zu segnen erst recht empfinde, ist diese Planetenwelt entstanden. Das Rohe, Dunkle hat sich ausgetrennt, das Licht hat sich um einen gediegenen, allen gewaltsamen Revolutionen fremden Kern gesammelt.

Wenn im Sonnensystem eine Entwicklung zu regelmäßigem Daseyn in der Zeit stattgefunden hat, so muß sie von den äußersten Grenzen des Planetensystems angefangen und in dem goldenen Kern der Sonne aufgehört haben; dieß ist auch die Ansicht des größten Astronomen, was die Ausbildung der Planetenwelt in den feinsten Schattirungen der mechanischen Wechselwirkungen und den großen Umrissen ihrer Thätigkeit betrifft, des Geometers la Place; sie war von seinem Zeitalter angenommen und nur in Rom eine Zeitlang verkannt. Wie weit jenseits des Uranus diese Bildungsbewegungen anfingen, ist durch menschliche Schlüsse aus der bis jezt bekannten Ordnung nicht zu enträthseln. Die Sonne war allerdings dem Keim nach schon vorhanden und ihre wirksamen Fäden reichten hinaus in jene Weite; aber mit einer Art von Freiheit bildeten sich die einzelnen Körper aus; der Saturn, mit seinem Reichthum von Trabanten und ähnlichen Gebilden, hat zu seiner Bildung Ruhe, Unabhängigkeit und Zeit nöthig gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Französische statistische Notizen.

Das vor Kurzem erschienene Annuaire du bureau des longitudes enthält unter andern folgende statistische Notizen über Frankreich im J. 1828 und die Stadt Paris i. J. 1829.

1828 wurden in Frankreich 976,517 Menschen geboren, es starben 837,145; die Bevölkerung nahm also zu um 139,402. Im Jahr 1827 war die Zunahme noch um ⅕ größer. — 1829 wurden zu Paris 28,721 Kinder geboren (14,760 Knaben, 13,961 Mädchen), worunter 10,153 uneheliche. Es starben 25,591 (12,239 männlichen, 13,352 weiblichen Geschlechts), 15,268 zu Hause, 9454 in den bürgerlichen Hospitälern, 531 in den Militärhospitälern, 82 in Gefängnissen; 276 wurden auf der Morgue ausgestellt.

4719 Kinder sind zu Paris im ersten Jahr gestorben; 1590 im zweiten Jahr. Aus einem Durchschnitt einer Reihe von Jahren ergibt sich, daß von 28,721 Gebornen 8207 in den fünf ersten Jahren sterben; 865 vom fünften zum zehnten Jahr, und nur 417 vom zehnten zum fünfzehnten; abgesehen von den ersten Jahren, ist die Sterblichkeit am größten zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahr; in diesem Zeitraum sterben 1413. In den weitern fünfjährigen Perioden von 30 bis 65 ist die Mortalität weit geringer. Von 65 bis 70 sterben 1461, und 1510 von 70 bis 75. Zwischen dem 20sten und 25sten Jahr sterben also zu Paris fast so viele Menschen, als zwischen dem 65sten und 70sten, und 70sten und 75sten. 1829 wurden 11 Personen 95 und 100 Jahre alt, nur 2 über 100.

In den zwölf vorhergehenden Jahren, d. h. von 1816 bis 1828 einschließlich, wurden in Frankreich 11,613,076 Individuen (5,988,742 Knaben, 5,624,336 Mädchen) geboren. Nimmt man die ganze Bevölkerung von Frankreich zu 32,000,000 an, so würde sich also diese Bevölkerung alle 12 Jahre etwa um ein Drittheil erneuen.

Die Durchschnittszahlen für die angegebenen zwölf Jahre sind folgende: Geburten 967,756, Ehen 233,126, Sterbfälle 779,379, Zuwachs der Bevölkerung 188,377.

Aus einer andern Tabelle ersieht man, daß sich in Frankreich die männlichen zu den weiblichen Geburten bei ehelichen Kindern wie 16 zu 15, bei unehelichen wie 21 zu 20 verhalten. Auf 13,3 oder mehr als 13 eheliche Kinder kommt ein uneheliches, oder ungefähr 10 uneheliche auf 133 eheliche. — Es sterben mehr Männer als Weiber im Verhältniß von 47 zu 46. — Man rechnet eine Ehe auf 130,5 oder 131 Einwohner und auf 4¼ Geburten; auf die Ehe kommen 3,9 oder 4 Kinder. — Auf 39,1 oder 39 Einwohner und auf 1,24 oder 1¼ Geburt kommt ein Sterbfall. — Auf 31,5 Einwohner und 0,80 Sterbfall kommt eine Geburt, also ungefähr 10 Geburten auf 8 Sterbfälle.

Die jährliche Zunahme der Bevölkerung beträgt im Durchschnitt ein 162 Theil; bliebe sich dieses Verhältniß fortwährend gleich, so würde die Bevölkerung in 15 Jahren um ein Zehntheil, in 29 Jahren um zwei Zehntheile, in 41½ Jahren um drei Zehntheile, in 53 Jahren um vier Zehntheile, in 61 Jahren um die Hälfte zunehmen, und damit sie sich gerade verdoppelte, brauchte es 110 Jahre.

Wir haben gesehen, daß eine Geburt auf 31,5, und ein Sterbfall auf 39,1 Einwohner kommen. Die jährlichen Geburten und Sterbfälle mit diesen Zahlen multiplicirt geben ungefähr die ganze Bevölkerung. Nimmt man an, leztere bleibe sich so ziemlich gleich, so drückt das Verhältniß 31,5 auch die mittlere Lebensdauer aus, die demnach 31½ Jahr betrüge. In Duvillards vor der Revolution verfaßten Tabellen ist die mittlere Lebensdauer nur zu

28½ Jahr angegeben. Sie hat also um etwa 3 Jahre zugenommen, und es ist dieß wohl eine Folge der Kuhpockenimpfung und des verbreiteteren Wohlstandes. Seit vielen Jahren macht sich übrigens diese günstige Veränderung in den Mortalitätsgesetzen vielfältig nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa bemerklich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Censur. Geselliges Leben. Verbesserungen.

Noch immer hält der Frost den Elbstrom gefesselt. Ueberhaupt hatte sich der Winter zulezt auf sein altes Recht wieder besonnen, und handhabte zu Ende des vorigen und Anfang des jezigen Monats ein weit strengeres Regiment, als zuvor.

Endlich ist auch mit der Censur der hiesigen Zeitblätter eine Veränderung eingetreten. Nachdem im verflossenen Jahre ein für sehr urtheilsfähig anerkannter Censor die Stelle niedergelegt und das Gerücht sich verbreitet hatte, sein ebenfalls sehr achtungswerther Nachfolger verwalte das Censoramt nur noch wider eigene Neigung interimistisch, ist endlich dasselbe dem Hofrath Philippi übertragen worden. Man findet in der Wahl des durch große Freisinnigkeit bekannten Mannes einen recht erfreulichen Beweis für die hellen Ansichten der Regierung, und hofft auch, daß es dem Scharfsinne und der besondern Klugheit dieses mit der Schriftstellerei des Tages und ihrem Charakter so vertrauten Gelehrten vor Vielen gelingen werde, im Geiste der Regierung zu handeln, ohne mit den Wünschen der Schriftsteller und Leser in offenbaren Widerspruch treten zu müssen. — Das gesellige Leben hat durch die Karnevalszeit dießmal nicht, wie sonst, einen höhern Grad von Aufregung zur Freude erhalten. In den wichtigen politischen Ereignissen, deren Wanderungen und Resultaten man noch immer mit den gespanntesten Erwartungen entgegensieht, ist, allem Ansehen nach, die Lust an rauschenden Ergözlichkeiten so Vielen untergegangen, daß besonders auch die Entbehrung öffentlicher Maskenbälle diesmal Niemand eben schwer zu fallen scheint. Der erste und einzige bekannt gewordene soll heute Abend (den 10.) im sogenannten Bürgerkasino stattfinden, wo andere Winter oft sehr glänzende Redouten gegeben wurden. — Das Schlittenfahren wollte während der kurzen Schneezeit nicht viel bedeuten. Das Wetter that überdies das seinige redlich, den Menschen dieses etwas unbehagliche Vergnügen zu verleiden. Ohne alle Rücksicht warf der Wind den ohnehin nicht im Ueberflusse vorhandenen Schnee von den Fahrstraßen in die Seitengräben; dazu blies er mit so unausstehlicher Heftigkeit, daß man die Ausdauer der Spazierenfahrenden, denen man doch mitunter begegnete, wirklich bewundern könnte, wenn sie ein verständigeres Ziel gehabt hätte. — In der melancholischen Eintönigkeit, deren Viele im Ganzen unsere Bühne beschuldigen, hat es mehrere recht lichte Intervallen gegeben. Auf der italienischen Bühne machte die allezeit zwei Abende ausfüllende Oper Tell von Rossini Furore. Man findet sie fast allgemein über Erwartung schön, und erstaunt besonders auch darüber, daß der talentreiche Meister so viel leisten konnte, ohngeachtet er dabei seine gewohnte Manier absichtlich ganz vermieden zu haben scheint.

Unter den mancherlei neuen öffentlichen Verbesserungen, mit denen man rastlos vorwärts schreitet, verdient besonders auch die Beschränkung der Zahl der Feiertage Erwähnung. Noch immer gab es hier drei Oster-, Pfingst- und Weihnachtstage, die nun bis auf zwei vermindert worden sind, ebenso drei Marienfeste und drei Bußtage, welche beiderseits in einen einzigen zusammenschmolzen. Weit wichtiger aber sind die außerordentliche Reduktion der Feste der römisch-katholischen Kirche und viele andere bei lezterer vorgenommene Beschränkungen in den Ausgaben. Der mit künftigem Monate beginnende Landtag verspricht unter den jezigen Umständen ein weit höheres Interesse, als alle bisherigen.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Morning-Herald. Morning-Post. Courier.

Der spezifische Charakter des Morning-Herald ist krasse, baare Rohheit. Mit der Bildung büßt man, nach ihm, nichts als Zeit und Geld ein, und das Lesen ist eine böse Gewohnheit, wodurch man sich nur den Kopf verrückt und zu Handel und Wandel unnüz wird; manche Artikel in diesem Blatte über Politik, Literatur und Kunst sind ein so seltsames Gemische von krasser Unwissenheit, natürlichem Verstand und Scharfsinn, daß man sich wirklich nicht satt wundern kann. Gleich dem Morning-Chronicle, bringt er regelmäßig sein Quantum von Diebstählen, Mordthaten, Boxereien u. dgl., und gibt eine sorgfältigere, getreuere und geistreichere Schilderung von den Verbrechen, den Reden und dem Charakter der Diebe und verdächtigen Weibsbilder, die vor den Polizeigerichten stehen. Neben diesen schauerlichen oder spaßhaften Geschichten figuriren die Gastmähler, Routs, Bälle, das Stadtgeklatsch vom Hofe und aus den Modecirkeln in feierlichem, hochtrabendem Chronikstyl. Der Morning-Herald hat sehr viele Abnehmer, weit mehr als das Morning-Chronicle, jedoch weit weniger als die Times; er ist ein sehr solides, sicheres Unternehmen. Man mag ihm noch so oft Abgeschmacktheit, Unwissenheit, Widersprüche vorwerfen, und die Sache mag noch so handgreiflich seyn, er bietet Allem kühnlich Troz. Die Menge findet hier reichliche Nahrung für ihren Geschmack und Magen, und Leute höhern Standes sehen einmal hinein, wie man in eine Marktbude tritt und einen Löwen füttern sieht.

Von den Morgenzeitungen erwähnen wir nur noch der Morning-Post. Sie kämpft mit blindem, oft lächerlichem Eifer, aber mit Consequenz und Ueberzeugung für die Tories aus Pitts Schule. Man liest sie vorzüglich als Modejournal, und sie hat besondern Reiz für Leute von halber Bildung, die sich dafür interessiren, was die elegante Welt, die Kammerdiener, Lakaien und Zofen des englischen Adels thun und treiben.

Von den Abendzeitungen erwähnen wir natürlich vorzugsweise des Couriers. Hinsichtlich der Unabhängigkeit und Zuverlässigkeit stand er nie in ganz gutem Rufe. Er war sechsundzwanzig Jahre lang das halboffizielle Blatt des Hofs und des Ministeriums, und galt daher natürlich für das besoldete Organ der Regierung. Seine nicht übergroße Gewissenhaftigkeit, mochte es sich von Sachen oder Menschen handeln, und die Vermuthung, daß er sich zu Börsenspekulationen hergegeben habe, hatten Anfangs seinem moralischen Charakter Eintrag gethan. Seine wahre Farbe erhielt aber der Courier von seinem ersten Redakteur Street. Dieser Mann war eigentlich zum Hofzeitungsschreiber geschaffen; von den Tafeln der Großen trug er bedeutsame Winke mit nach Hause; Alles wußte er angenehm darzustellen; die schielende, salbungsreiche Sprache, wenn von der Geistlichkeit, dem Hof, den Lords und dem König die Rede war, hatte er als Meister inne. Uebrigens war das Blatt unter ihm immer lebendig, geistreich, pikant geschrieben, und als Leibjournal des Ministeriums hatte es den großen Vortheil, daß es die Neuigkeiten schnell und frisch von der Quelle bekam, daher es auch zahlreiche Abonnenten hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Februar 1831.

Egypten ist jederzeit ein Kind an Kenntnissen geblieben, weil es ein Kind in Andeutung derselben blieb, und für uns sind diese Kinderideen wahrscheinlich auf immer verloren.

Herder.

Die Musik der alten Egypter und Hebräer.

Der Mensch singt, wie er spricht; beides ist das Produkt seiner organischen Bildung und seiner Triebe. Was nüzt es, die fabelhaften Sagen der Völker so oder so zu deuten, um dahinter zu kommen, auf welche Weise wohl der Mensch die Musik erfunden hat? Gab es doch Leute, die sich einbildeten, ohne den Gesang der Vögel wäre er nimmermehr darauf gekommen. Die einzige Quelle aller Musik ist Gefühl und Leidenschaft.

Was von den andern Künsten gilt, nämlich daß sie wohl schwerlich an Einer Stelle erfunden und von da über die Erde verbreitet worden sind, gilt auch von der Musik. Ganz abgesehen von der Frage, ob alle die weißen, schwarzen, gelben und rothen Menschen auf der Erde eines und desselben Stammes sind, wird es Niemand wahrscheinlich finden, daß so verschiedene, unter den mannigfaltigsten äußern Verhältnissen lebenden Völkerstämme die Elemente zu ihren Künsten und Wissenschaften aus einer und ebenderselben Hand, von einem Urerfinder haben. Auf der ganzen Welt aber, am Nordpol wie auf den Südseeinseln, gibt es Musik, die freilich von den Tönen, welche die Ohren unserer Dilettanten in den Opernsälen kitzeln, sehr verschieden, aber immerhin Menschenmusik ist. Schon die außerordentliche Verschiedenheit im ganzen Wesen der Musik und den Instrumenten bei verschiedenen Völkern beweist, daß Musik ein nothwendiges Produkt der Menschennatur, und daß es unnöthig ist, nach den Wegen ihrer Verbreitung über die Erde zu forschen.

In Egypten blühten bekanntlich Künste und Wissenschaften schon zu einer Zeit, zu der unsere geschichtlichen Forschungen kaum hinaufreichen. Nach den alten Schriftstellern holten Moses und Pythagoras ihre musikalischen, wie ihre andern Kenntnisse bei den egyptischen Priestern. Diodor von Sicilien behauptet zwar, die Musik sey bei den Egyptern durchaus in Mißachtung gestanden; dieß ist aber nicht sehr wahrscheinlich, denn auf den interessanten Gemälden in den Gräbern der Könige zu Theben kommen Leute, welche musikalische Instrumente, namentlich Harfen spielen, sehr häufig vor. Mehr Glauben möchte Strabos Behauptung verdienen, daß in den Tempeln und bei Opfern keine musikalischen Instrumente, sondern blos Gesänge ohne Begleitung gebräuchlich gewesen seyen.

In den neuesten Zeiten ist Egypten vielfältig von Gelehrten und Künstlern bereist worden, und die Notizen über die Musik dieses merkwürdigen Volkes, die theils wirklichen, theils abgebildeten musikalischen Instrumente, sind keiner der uninteressantesten Theile ihrer Ausbeute; eine Handschrift, die uns über das eigentliche Musiksystem der Egypter Aufschlüsse gäbe, ist indessen noch nicht aufgefunden worden und wird auch schwerlich aufgefunden werden. Was darüber gesagt worden ist, sind nichts als Vermuthungen; so heißt es, die Egypter haben die Noten ihrer Tonleiter mit der Planetenreihe, mit den Wo-

chentagen und Tagesstunden in Zusammenhang zu bringen gesucht; aber auf keinem einzigen Denkmal findet sich etwas, das diese Behauptung bestätigte, die von Dio Cassius herrührt und von neuern Schriftstellern so ausgeschmückt worden ist, daß man glauben sollte, sie haben einem Hofkonzert bei Pharao beigewohnt. Was die neuern, zum Theil vielversprechenden Versuche im Entziffern der Hieroglyphen in dieser Hinsicht aufklären werden, muß die Zeit lehren.

Nur bei religiösen Ceremonien, bei Leichenbegängnissen und zur Unterhaltung im häuslichen Leben scheinen die Egypter Gebrauch von der Musik gemacht zu haben; denn von dramatischen Darstellungen und öffentlichen Spielen wußten sie nichts. Auch als Begleitung beim Tanze hat sie ihnen wohl nicht gedient; denn die Egypter waren ein ernstes, nichts weniger als tanzlustiges Volk.

Der Saiteninstrumente, die man in den Gräbern oder abgebildet auf den Denkmälern gefunden hat, sind dreierlei: einmal halbzirkelförmige und dreieckige Harfen; es gab welche von sehr verschiedener Größe und mit mehr oder weniger Saiten bespannt; die gemeinsten sind die zehnsaitigen; dergleichen sieht man z. B. am Fries der Façade des großen Tempels von Denderah und am kleinen Tempel von Medinet-Abou; auf den Gemälden in den Katakomben kommen aber welche mit weit mehr Saiten, ja mit vier-und-zwanzig vor. Die Harfen sind die häufigsten Instrumente auf den Denkmälern. Die zweite Art von musikalischen Instrumenten ist die Leier mit drei oder vier Saiten; sie ist seltener als die erste; die dritte, häufig vorkommende, begreift die Instrumente mit Hälsen, welche ungefähr unsern Guitarren gleichen. Wie jedes dieser Instrumente hieß, weiß man nicht; die allgemeine Benennung aber war Te Bouni. Im Pariser Museum befindet sich eine dreieckige egyptische Harfe, an der noch ein Paar Enden von antiken Saiten hängen.

Blaseinstrumente hatten die alten Egypter vier. Das erste ist die lange, gerade Flöte, Knoue genannt; sie war aus Einem Stück Lotosholz. Das zweite ist die krumme Flöte aus einem Stück Lotosholz und einem Kuhhorn; wie sie hieß, weiß man nicht; sie kommt weit seltener vor als die erste. Das dritte Instrument ist die Querflöte. Als das vierte Blaseinstrument der alten Egypter führt Apulejus die Trompete an; wahrscheinlich aber hatten sie keinen Namen dafür, denn die Nachkommen der alten Egypter, die Kopten, müssen sich zur Bezeichnung der Posaune, die häufig in der heiligen Schrift vorkommt, des griechischen Worts Salpinx bedienen.

Der lärmenden Instrumente, die geschlagen werden, gab es zwei in Egypten. Das eine, von den Griechen und Römern Sistros genannt, hieß in der egyptischen Sprache Cencen. Es gehörte Egypten ganz eigenthümlich an und ist nie auf ein anderes Volk übergegangen; es war aus Kupfer, man schlug es mit einem Stab und es gab einen sehr lauten Schall. Das zweite Lärminstrument ist die Trommel; sie war aber nicht cylindrisch wie unsere Kriegstrommeln, sondern glich dem Tambourin; sie hieß Kem-kem.

Als Egypten unter fremdes Joch kam, vermischte sich allmählich der ursprüngliche Charakter seiner Sitten und Gebräuche, und fremde Künste wurden eingeführt. Die bedeutendste Revolution in dieser Hinsicht mußte die Eroberung durch Alexander hervorbringen, und unter den Ptolemäern herrschte im Lande griechischer Geschmack, griechische Wissenschaft und Kunst. Bei dem großen Fest, das Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria gab, spielte, nach Athenäus, die Musik eine bedeutende Rolle; denn ein Chor von sechshundert Sängern wurde von dreihundert Harfen begleitet; dieß beweist, daß wohl die Musik damals in Egypten weit allgemeiner getrieben wurde als früher. Ptolemäus Auletes, der Vater der Cleopatra, war bekanntlich ein leidenschaftlicher Flötenspieler, und der ganze Hof machte es ihm nach. Unter Cleopatra, wo Egypten eine römische Provinz wurde, verloren sich die alten Gebräuche vollends ganz, und die Musik der alten Egypter machte der römischen Platz.

(Der Beschluß folgt.)

Wie alt ist die Sonne?

(Beschluß.)

Bei unserer Erde können wir die Stufen ihrer Bildung näher angeben.

Die erste Periode der Erdrevolution ist die Geburt des Mondes und die Entstehung des Menschengeschlechts; die zweite ist die allgemeine Fluth. Ob von der ersten Erdrevolution, insofern mit ihr die Entstehung des Mondes verbunden war, noch Spuren in den Sagen des Menschengeschlechts, oder vielmehr in den Trümmern dieser Sagen vorhanden sind, weiß man nicht. Da aber gar Vieles über die Entstehung der Erde gesagt worden, so mag auch der obige Satz sich dem allgemeinen Strom beigesellen, ob er schwimme oder untergehe, ob er einige paradore Genossen finde, die sich seiner annehmen, oder nicht, der Zeit überlassend. Die Aerzte behaupten, der Mensch müsse, ehe er wirklich Menschengesicht und Menschenleib in Mutterleib sich aneignet, vorher durch alle Thiergattungen in ihren unvollkommenen Organen wandern; und daraus suchen sie dann zu erklären, daß bei Mißgeburten der Menschen Aehnlichkeiten mit Thierbildungen zum Vorschein kommen. Ungefähr auf dieselbe Weise glaube ich, daß der

Mensch in seinem Leibe von allen Planeten Elemente und Theile trage; denn da in dem Chaos, in der Wüste und Leere, aus der die Planetenwelt geschaffen worden, alle Keime des Planetenlebens lagen, so zog zwar jeder Planet die ihm verwandten und angehörigen, die seine Bildungen erhaltenden und fördernden Materien vorzugsweise an sich, in dem Raume aber, wo die andern Planeten sich bereits bildeten, blieben sicher noch solche Stoffe zurück. Und so ist es auch mit dem Monde; die lezte Bildung der Erde ist, sammt dem Menschengeschlecht, der Mond; daher die lezten Stoffe ihnen gemeinschaftlich, daher die Erregbarkeit des Menschen durch den Mond und die unmittelbare Dienstbarkeit des Mondes gegen die Erde. Die Entstehung des Mondes ist keine allgemeine, das Planetensystem angehende Erscheinung, sondern nur eine besondere, rein die Erde und das Menschengeschlecht angehende. So lange unsere Geographen darauf nicht Rücksicht nehmen, scheint mir ihre Kenntniß noch unvollkommen. Von dieser großen Revolution der Erde können wir freilich keine solche Zeugnisse beibringen, wie die Reste von Thieren oder gar ihre Fußtritte in noch weichen Urgebirgen uns von den Zeiten vor der großen Fluth Kunde geben; annehmen aber kann man sie demungeachtet.

Aus diesen gewaltigen Kämpfen werdender Planeten mit dem ungebildeten Stoffe, diesen Schlachten zwischen Titanen und Giganten, diesen ungeheuren Eruptionen, wo aus den Wolken des Chaos nicht Blitze, sondern leuchtende Kometen fuhren, wo die vulkanischen Gährungen nicht rohe Massen schleuderten, sondern Trabanten, die nach veredeltem Lichtgenuß sich drängten: aus diesem Gewitter des Universums, aus dieser allgemeinen Planetenfluth trat die Sonne selbst in ihrer Klarheit hervor, wie ein aufgehellter Nebelstern. Sie selbst hat zu ihrer Bildung keine andere Revolution durchgegangen, und wird auch nicht, wie wahrscheinlich alle unsere Genossen, ferneren Umkehrungen unterworfen seyn.

Wir sehen zwar wenig durch den Vorhang, den die Sonne fortdauernd vor das Innere ihrer Entwicklungen und Arbeiten gezogen hat, doch steht uns offen zu bemerken, daß dort, außer dem größern Maßstab, eine größere Allgemeinheit und gleichsam gediegenere Ruhe in den Bewegungen und Entwicklungen herrscht. Allerdings hat die Sonne auch ihren Aequator, wie die Erde, wie die Genossen derselben, die Planeten; dort sind auch die größten Bewegungen an den ungeheuren, uns als schwarze Flecken, Punkte von mehr oder minder regelmäßiger Gestalt erscheinenden Wesen zu sehen, die den Durchmesser unserer Erde mehrere Male übertreffen. Wolken, wie in unserer Atmosphäre, können dieß nicht seyn; dagegen spricht ihre Einzelnheit, ihre ungeheure Größe, ihre lange Dauer; es mögen diese Erscheinungen herrühren von welcher Ursache sie wollen, auch dieß widerspricht allen Phänomenen auf unsern Planeten, daß keine periodischen Zustände und Wiedererscheinungen auf der Sonne stattfinden: die Sonne hat keinen Tag und kein Jahr, und wenn sie auch, was wir aber nach unserer Meinung von der Sonne nicht annehmen, von einem fernen Stern oder Sternheere afficirt und angeregt würde, so hat dies mit diesen Erscheinungen in Betrachtung der Zeit keinen Zusammenhang. Aus innerer Kraft muß sie also wirken.

Bekanntlich hat Herrschel gefragt: ob die Sonne ein veränderlicher Stern sey? Wir wissen nämlich, daß viele Sterne am Himmel in größeren oder geringeren Zeiträumen an Glanz abnehmen, dann wieder zunehmen und wieder ihre erste Stärke erhalten; kurz zu sagen, ihr Glanz hat gleichsam Jahreszeiten, periodischen Wechsel. Von andern wissen wir nur, daß ihr Licht seit alten Zeiten abgenommen hat, von einigen, daß sie ganz ausgelöscht sind. Wir haben oben der Sonne, der Trägerin eines Planetensystems, andere Natur als Sternnatur zugeschrieben, und müssen demnach darüber alle Entscheidung aufgeben.

Die Sonne hat vielleicht eine Hälfte schwächeren Lichts als die andere, ist Herrschel geneigt, auszusprechen. Welch interessante Deutungen über die innere Thätigkeit der Sonne ließen sich daraus herleiten!

J. W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Januar.

Briefe eines Deutschen in Algier. Erster Brief.

Das schlechte Herbstwetter zerstörte meinen hoffnungsvollen Plan, die Reise von Paris nach Toulon als ein wackerer deutscher Bursche, das heißt zu Fuß zu machen. Zu größerm Mißgeschicke noch hatte ich im Eilwagen ein altes Frauenzimmer zur Gefährtin, die mir nur selten erlaubte, das kleine Fensterchen zu öffnen, um das schöne Land, das ich so schnell durcheilte, nur einigermaßen kennen zu lernen. Ich hielt mich einige Tage in Lyon auf, um das prächtige Rhone- und Saonethal zu besuchen, und hier glaubte ich mich wieder an die reizenden Ufer des Neckers versezt, etwa auf dem Wege zwischen Heidelberg und Neckargemünd, den ich so oft in milder Jahreszeit einem langweiligen Kollegium vorzog. In Marseille und Toulon verweilte ich ebenfalls einige Tage und unternahm einige Excursionen in die umliegenden Dörfer. Da indessen meine Nachrichten doch höchst unvollständig seyn würden, so eile ich darüber weg und spreche sogleich von meiner Ankunft in Algier. Nach einer neuntägigen windstillen Ueberfahrt, die wegen einer unerträglichen Gesellschaft, einer schlechten und unreinlichen Nahrung und eines sehr unsanften Lagers mir jahrelang vorkam, erreichten wir endlich kurz vor Sonnenuntergang die Rhede von Algier. Der Hafen ist so klein, daß oft ein Theil der Schiffe auf der Rhede, die aber gegen heftigen Nordwind gar keinen Schuz bietet, vor Anker liegen müssen. Ich ließ mich sogleich durch ein kleines Boot ans Land bringen. Man schiffte mich an einer am Meer liegenden Citadelle aus, von welcher eine etwa 15 Fuß hohe

Terrasse in die Stadt führt. Es läßt sich schwerlich ein reizenderes Gemälde denken, als das, das hier die Natur, nur wenig von der Kunst unterstüzt, darbietet. Zunächst vor mir lag die auf einem hohen Berge in amphitheatralischer Gestalt gebaute Stadt. Im Abendlicht blinkten die weiß getünchten Häuser, über welche einige Moscheethürmchen nicht weit hervorragten. Hinter ihr erheben sich immer höhere und höhere Gebirgszüge, bis endlich der lezte Zweig des kleinen Atlas den Prospekt schließt. Auf ihren beiden Seiten bildet die bis an das Meer sich erstreckende Bergkette einen großen Halbkreis, den östlich die sogenannte englische Feste und westlich das Vorgebirge Matisu begrenzt. Der diesseitige Abhang dieses etwa drei Stunden weiten Halbkreises, so wie die westlich an dessen Fuße liegende Ebene sind mit prächtigen Landhäusern und Lustschlössern dicht besät, die, ebenfalls weiß getüncht, einen lieblichen Kontrast mit dem sie umgebenden Grün bilden. Auf der westlichen Seite, wo ein herrlicher Wiesenteppich den niedersten Atlaszweig von dem Meere trennt, erkannte ich den prächtigen Garten des lezten Aga, während östlich, wo schroffe Felsenabhänge der stürmenden See plözlich einen Damm entgegensezen, sich der Garten des Dey vor allen andern auszeichnet. Bis auf die Terrasse senden die zahlreichen Orangenhaine, mit Jasmingebüschen und Rosensträuchen lieblich gemengt, ihre erquickenden Wohlgerüche. Zur Rechten verlor sich mein Auge in den weiten Meeresfluthen, in welche der lezte Sonnenstrahl sich allmählig tauchte, während zur Linken der lebendige, menschenwimmelnde Hafen mich aus meinen Träumen weckte. Noch ganz voll vom Eindruck der entzückenden Aussicht, ging ich in die Stadt; erst als ich nicht mehr vorwärts gehen konnte, ward ich gewahr, daß nun ganz andere Gegenstände mich umgaben, die den süßen Zauber bald verdrängten. Zwei Wagen, die sich begegneten und einander nicht ausweichen konnten, da selbst die zwei Hauptstrassen nicht einmal so breit sind, daß ein Mann neben einem Wagen Plaz fände, versperrten mir den Weg. Man ward genöthigt, und dies fällt beinahe täglich vor, die Pferde vor einem der Wagen abzuspannen und ihn rückwärts bis an das Thor zu schleppen. Ich mußte schnell in ein Haus mich flüchten, und es war mir nicht leicht, den Eingang zu erkämpfen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Courier. Globe. Sonntagsblätter.

Street zog sich vor einigen Jahren von der Redaktion des Couriers zurück und Mudford, ein sehr vorzüglicher Mann, übernahm die Redaktion, änderte aber den Geist des Blattes keineswegs. Der Courier blieb vor wie nach geistreich und nicht sehr gewissenhaft; vor wie nach rieb er sich gern an Personen, blieb seiner Gewohnheit treu, mit Spässen, statt mit Gründen zu fechten, und seinen Gegner lächerlich zu machen, statt ihn zu widerlegen; vor wie nach machte er seine Bücklinge vor der exemplarischen Frömmigkeit der Bischöfe der englischen Kirche und der fleckenlosen Reinheit der Aristokratie und des Hofs; er war aber geistreicher, in besserem Tone geschrieben, er äußerte wirklich liberale, gutgemeinte Ansichten, beurtheilte die Verhältnisse billiger und aus höherem Standpunkt, so oft Partheigeist und Politik nicht ins Spiel kamen, seine Persönlichkeiten waren geistreicher, treffender und seine Wize feiner. Als Canning ans Ruder kam und das Schisma zwischen ihm und seinen Kollegen von der Toripartheі eintrat, war der Courier in einer desto größeren Verlegenheit, weil er sich rasch entschließen mußte. Mudford entschied sich für Canning; dies kränkte die Tories, die sich zurückziehen mußten, tief, und als sie unter Wellington wieder ans Ruder kamen, rächte sich der Herzog; er drang darauf, daß Mudford sich von der Redaktion zurückziehen und Street wieder Plaz machen müsse, und machte dies zur unerläßlichen Bedingung, wenn der Courier die Protektion des Ministeriums behalten wolle.

Das Abendblatt der Globe ist nach liberalen Grundsäzen redigirt und sehr verbreitet. Er gibt sich vorzüglich mit einheimischen Angelegenheiten ab, namentlich mit Finanzwesen und Landbau. Es macht diesem Blatte Ehre, daß es sich ohne alle Charlatanerie und Kunstgriffe, blos durch Beharrlichkeit, Thätigkeit und Verstand, Bahn gebrochen hat.

Sonntag Morgens regnet es Wochenblätter in London. Einige, jedoch sehr wenige, wie das Athenäum, sind mit Talent und Geschmack redigirt; im Ganzen aber sind sie wirklich ein krankhafter Auswuchs der periodischen Presse. Es ist in der Regel eine Spekulation der gemeinsten Art, auf die allerniedrigsten Leidenschaften des Menschen berechnet. Der verantwortliche Herausgeber oder nominelle Eigenthümer ist meistens ein Strohmann, ein armer Teufel ohne Ruf und Gewissen, der Monat- oder Jahrweise gemiethet wird, um zu schwören, den Meineid zu schwören, er sey Eigenthümer des Journals, der sich vom Publikum auspeitschen und von den Gerichten einsperren läßt, während die wahren Redaktoren und Eigenthümer unbekannt bleiben. An der Thüre steht ein Briefkasten, der, wie der Löwenrachen in Venedig, anonyme Denunciationen aufnimmt.

Die Londoner Presse ist eine gigantische Handelsspekulation, für die ein Schaz von Intelligenz verwandt wird, die eine Menge von Händen beschäftigt und ein unermeßliches Kapital umtreibt. Man könnte meinen, da Spekulation ihr Lebensprinzip sey, so werde wohl die Civilisation dadurch wenig gewinnen; man würde aber sehr irren. Ein Theil der öffentlichen Blätter spricht fortwährend zum gesunden Menschenverstand, zum natürlichen Gefühle der Nation, ein anderer spekulirt allerdings auf die nationellen und religiösen Vorurtheile; es wäre aber höchst traurig, wenn man denken müßte, Vernunft, Wahrheit und Menschlichkeit werden nicht am Ende den Sieg davon tragen. Eigentlich politische Materien, alles, was sich auf Gesezgebung, Justiz, die Schritte der vollziehenden Gewalt bezieht, wird in den Hauptblättern mit Talent, aber ganz praktisch besprochen, das heißt, es wird mehr Rücksicht auf die Materie selbst, als auf den Styl genommen; es sollen keine eigentlichen Abhandlungen seyn, die Aufsäze sind daher weder weitschweifig, noch künstlich. Die literarischen Aufsäze in den Tageblättern sind allerdings weit geringer; sie überlassen aber die Literatur meist den Monatschriften und den vierteljährlich erscheinenden Journalen. Die schönen Künste werden völlig vernachlässigt, oder doch ohne Sachkenntniß besprochen; es gibt Ausnahmen davon, im Allgemeinen aber gilt die Behauptung. Auch von den dramatischen Leistungen wird Bericht erstattet; daß diese Berichte oft nicht gut ausfallen, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß man nach einer einzigen Vorstellung eines Stückes, das um 11 Uhr zu Ende geht, etwas darüber sagen muß, das der Leser Morgens 6 Uhr und oft noch früher in der Zeitung sucht und findet. Diese Eile hat indessen ihr Gutes, wie ihr Schlimmes: der Artikel wird geschrieben, so lange der Eindruck noch ganz frisch ist; der Verfasser kommt, da ihm so wenig Zeit bleibt, sogleich zur Sache und kann sich nicht bei all den Gemeinpläzen und elenden Einzelnheiten aufhalten, die ihm sonst wohl gar leicht in die Feder kämen. Oft sind auch diese Artikel, so schnell sie hingeworfen werden, wirklich sehr gut geschrieben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Februar 1831.

Im Schloß der Ondinen,
Das glänzend auf grünen
Gewölben der Fluth
Im Ocean ruht,
Regiert das Gefühl
Im heiligen Styl.

Matthisson.

Sagen vom Mummelsee im Schwarzwald.

Von August Schnezler.

4.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wüthenden Jäger herbei
Mit schallenden Hörnern, mit Hurrageschrei.

Und drunten am Wasser hält stille der Troß,
Und schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß.

Es springen die Hunde hinab in die Fluth,
Und löschen des Durstes verzehrende Gluth.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell steiget der Mond aus den Tannen hervor,
Und theilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier, trinket ihr Herren! wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schlückchen in Ruh!"

Aus trinken die Jäger: „wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höh'n!"

Es peitschet und gellet und billt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braust durch die Nacht.

Da tauchen die Nixen zurück in ihr Schloß,
Und ferne verklinget der wüthende Troß.

5.

Der Knabe vom See.

„Was im Schilf dort ausgesezt,
Mag der Korb wohl hegen?
Schaut, ein Knäblein, unverlezt,
Lacht uns drans entgegen!
Schwestern, unter Mutterhut
Wollen wir es legen,
Drunten in der kühlen Fluth
Liebevoll sein pflegen!"

Und die Nixen tragen es
Unter stille Wogen,
In dem Reich des Mummelsees
Wird es auferzogen;
In der Wiege von Kristall
Auf und ab geschaukelt,
Und von süßer Lieder Schall
In den Schlaf gegaukelt.

An der weißen Brüste Quell
Darf das Kind sich laben,
Und so reift der Säugling schnell
Zu dem schönsten Knaben;
Blondgelockt das lange Haar,
Milch und Blut die Wangen,
Kommt er in der Nymphen Schaar
Keck einhergegangen.

Nun darf er zum erstenmal
Aus den Fluthen steigen,
Läßt sich Berg und Wald und Thal
Von den Nixen zeigen;
Schaut entzückt den Mondesstrahl
Hinter Tannenzweigen,
Mit dem Mädchen seiner Wahl
Tanzet er den Reigen.

Und ein ungetrübtes Glück
Wird ihm nun zum Loose;
Oft noch kehret er zurück
Aus der Wellen Schoose;
Ueber Thäler, Berg und Ried
Treibt es ihn zu wallen,
Selig lauschet er dem Lied
Sanfter Nachtigallen.

Doch er wandelt nicht allein:
Aus der Nixen Schwarme,
Hält das schönste Mägdelein
Kosend er im Arme;
In des Mondes Zauberschein
Kann man beide sehen,
Unter Scherz und Schmeichelein
Aus dem Rohre gehen.

Schlußbetrachtung.

Der Sänger steht am Wasser,
Er ist kein Weiberhasser,
Er ist ein Vielgereister
Und fürchtet keine Geister;

Er möchte gar gern sehen
Die schöne Wasserfei —
Da kann er lange stehen,
Die Zeiten sind vorbei.

Denn Alles drunten schweiget,
Nur leise lacht das Rohr,
Und aus den Fluthen steiget
Kein Nixchen mehr empor.

Ein Geist lebt heutzutage,
Ach, nur noch in der Sage,
Das Licht nahm überhanden,
Und alle Wunder schwanden!

Die Musik der alten Egypter und Hebräer.

(Beschluß.)

Die Art, wie die heilige Schrift und auch manche Profangeschichtschreiber von der Musik der Hebräer sprechen, läßt uns bedauern, daß sich jezt auf keinem Wege ausmitteln läßt, ob sie wirklich so hoch stand, wie sich nach jenen Zeugnissen vermuthen ließe. Im ersten Buch Mosis wird Jubal die Erfindung der ersten Instrumente zugeschrieben. In der Geschichte des Patriarchen Jakob ist zwar auch von Vokal- und Instrumentalmusik die Rede; aber allem nach waren die musikalischen Kenntnisse der Juden, vor ihrer Niederlassung in Egypten, höchst unbedeutend. Während ihres langen Aufenthalts in diesem Lande, machten sie sich wohl mit den Künsten der Egypter vertraut, und ihre Instrumente waren ohne Zweifel von den egyptischen entlehnt. Leider ist durch die Zerstörung Jerusalems und des großen Tempels, so wie durch die Zerstreuung des jüdischen Volkes über die ganze Erde, diese Musik nebst den Instrumenten bis auf die lezte Spur zu Grunde gegangen; man ist darüber rein auf das beschränkt, was hie und da in der Bibel von Musik vorkommt. Ueber diese Stellen ist nun von Kennern und Nichtkennern viel hin und her gestritten worden. Je mehr es an Denkmälern fehlt, aus denen sich etwas beweisen ließe, desto leichter waren Vermuthungen aufzustellen; aber keiner Hypothese ist es gelungen, einen deutlichen Begriff von der Musik der Hebräer zu geben.

Bekanntlich irrte das Volk nach dem Auszug aus Egypten vierzig Jahre in Arabien umher; auf dieser Irrfahrt wurde wohl die Musik sehr vernachläßigt, und erst nachdem Palästina erobert war, konnte man daran denken, sie wieder zu kultiviren. Aus mehreren Bibelstellen sieht man, daß sie besonders von Frauen getrieben wurde, und zwar vorzugsweise als Begleitung zum Tanze; und so ist es ja größtentheils noch jezt im Orient. Der Tanz der Hebräer war ohne Zweifel eine ernste, pathetische Pantomime, weil die Tänzer dazu singen und spielen konnten: David spielte auf der Harfe und tanzte vor der Bundeslade. Samuels lange, friedliche Regierung hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Künste, besonders auf die Musik, und allem nach ist leztere in öffentlichen Schulen, die in den heiligen Büchern der Juden Prophetenschulen heißen, gelehrt worden; es gab deren verschiedene in Juda. Aber die größten Fortschritte machte die Musik unter Davids Regierung. Dieser König führte sie förmlich bei den religiösen Ceremonien ein und stellte eigene Musiker für den Tempeldienst an. Er selbst war bekanntlich ein guter Musiker und spielte die dreieckigte Harfe; sie gleicht dem Te Bouni der Egypter, bei den Hebräern heißt sie Kinnor und die Uebersetzung der sogenannten Septuagenta gibt das Wort mit Psalterion, ein

Ausdruck, der ein Instrument bezeichnet, womit man den Gesang begleitet.

Die Schriftsteller, welche nach den Namen in der Bibel die musikalischen Instrumente der Hebräer auszumitteln suchten, haben sich meist ihrer Einbildungskraft überlassen, statt sich darnach umzusehen, wie es mit dieser Kunst bei den gleichzeitigen Völkern aussah. Ja es ist behauptet worden, die Juden haben Orgeln mit Pfeifen und Tasten gehabt, und doch ist dieses Instrument über fünfzehnhundert Jahre nach Salomo erfunden worden. Allem nach hatten die Hebräer keine andern musikalischen Instrumente als folgende: Die dreieckige Harfe mit zehn Saiten, die halbkreisförmige Harfe mit acht Saiten, die Leyer mit vier Saiten, das Te Bouni mit einem Hals und zwei Saiten, die gerade und die Querflöte, die Posaune, die Trommel und die Zymbeln. Als David die Bundeslade in die Stadt eingeführt hatte, sangen Heman, Assaph und Ethan und spielten mit metallenen Cymbeln dazu, Zacharia, Asiel u. a. sangen Psalmen und spielten auf dem Psalterium (Kinnor, die zehnsaitige Harfe) dazu; Mathithia und Elipheleja spielten die halbkreisförmige achtsaitige Harfe und sangen Siegeslieder; Jehiel spielte die Leier, Sebanja, Josaphat und andere Priester bliesen die Posaune vor der Bundeslade. Salomo, ein großer Freund und Beförderer der Musik, ließ zur Einweihung des Tempels zu Jerusalem mehrere tausend Instrumente verfertigen, ohne Zweifel von allen oben angegebenen Arten. Bei Gelegenheit dieser Tempelweihe, die sehr feierlich war, ist in der Bibel zum leztenmal von Musik und musikalischen Instrumenten die Rede. Die lyrische Poesie der Juden, von der wir in den Psalmen und dem hohen Lied so kostbare Ueberreste besitzen, war sehr erhaben und sicher ganz für die Musik berechnet; dasselbe gilt von den pathetischen Klagliedern des Jeremias, und man kann sich ganz gut denken, wie der Musiker dadurch begeistert wurde; aber noch einmal, was wir darüber sagen könnten, wären nichts als Vermuthungen; die Orientalen wußten von Bezeichnung der Musik durch Noten nichts, und somit haben wir von der Melodie der hebräischen Gesänge auch nicht eine Ahnung.

Die Musik mußte zwar bei den Juden in der langen Gefangenschaft Rückschritte machen; aber ganz ging sie nicht zu Grunde und wurde bis auf Jerusalems lezte Zeiten getrieben. Tacitus sagt, die Priester haben auf der Flöte und der Trommel gespielt. Aus verschiedenen Bibelstellen sieht man, daß die Juden Tafelmusik hatten. Auch bei Leichenbegängnissen wurde Musik gemacht, denn Maimonides erzählt, der ärmste Israelit sey wenigstens mit zwei Flöten begraben worden.

Ueber die Musik der Perser, Meder, Assyrer und Babylonier finden sich bei Herodot, Diodor und den andern Geschichtschreibern nur sehr sparsame und ganz allgemeine Angaben, nach denen wir uns vom Zustand dieser Kunst bei genannten Völkern gar keinen Begriff machen können. Mehr Ausbeute, obgleich bei weitem nicht so viel, als sich wünschen ließe, geben die Quellen für die Musik der Griechen und Römer, wovon wir ein andermal sprechen.

Prophezeiung über die englische Thronfolge.

Die vor Kurzem in diesen Blättern mitgetheilten Orakelsprüche des h. Malachias über die Reihenfolge der Päbste und seine Weissagung vom Sturz der römischen Kirche erinnern an eine Prophezeiung, die vor Kurzem in englischen Blättern zu lesen war.

Ein Mönch zu Wilhelm des Eroberers Zeit soll geweissagt haben, es werden im Königreiche England nie mehr als drei Könige ohne eine Veränderung in der natürlichen Succession oder eine Revolution aufeinander folgen. Die Weissagung ist eingetroffen bis auf das Haus Braunschweig; Georg IV. hat den Zauber gelöst; aber in der Reihe der Könige von ihm rückwärts bis zu Wilhelm dem Eroberer ist es oft, als ob das Schicksal dem prophetischen Mönch zu Liebe je nach dem zweiten oder dritten etwas eingeschoben hätte. Wir setzen der Kuriosität wegen und als eine Repetition in der englischen Geschichte, die Gruppen her, wie sie ohne Zweifel der Mönch bis in das achtzehnte Jahrhundert sah; und vom eilften Jahrhundert bis ins achtzehnte zu sehen, ist aller Ehre werth.

Wilhelm I., der Eroberer. Wilhelm II. Heinrich I. Stephan usurpirt die Krone.

Heinrich II. Richard I. Johann ohne Land; Ludwig, Dauphin von Frankreich, wird ins Land gerufen zum Präjudiz des rechtmäßigen Thronerben (Heinrichs III.).

Heinrich III. Eduard I. Eduard II. Lezterer wird vom Thron gestoßen und hingerichtet.

Eduard III. Richard II. wird des Throns verlustig erklärt.

Heinrich IV. Heinrich V. Richard III. wird erschlagen; die Krone geht auf die Tudors über.

Heinrich VII. Heinrich VIII. Eduard VI. Usurpation der Johanna Gray.

Maria. Elisabeth. Thronbesteigung der Stuarts.

Jakob I. Karl I. wird enthauptet. Die Republik.

Karl II. Jakob II. wird vertrieben; der Prinz von Oranien erhält die Krone.

Wilhelm III. Anna. Das Haus Braunschweig kommt auf den Thron.

Georg I. Georg II. Georg III. Georg IV. Wilhelm IV.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Musik. Vorträge über die Temperatur von Deutschland.

Unter den vorzüglichern Leistungen, denen wir im seitherigen Verlaufe des Winters in unserm. der Ausführung größerer musikalischen Werke; besonders aus dem Gebiete der

klassischen Kirchenmusik, gewidmeten Cäcilienvereine beiwohnten, verdienen besonders das Requiem von Mozart, dann Kyrie und Gloria aus der großen Messe von Beethoven mit Auszeichnung genannt zu werden. — Es erregt wahrlich nur Lächeln, wenn man bei dem hohen Genusse, den das unsterbliche Requiem jedem Musikfreunde gewährt, an den Streit denkt, der sich vor wenigen Jahren über dessen Aechtheit mit so vieler Heftigkeit erhob. Mag Mozart es ganz oder zum Theil geschaffen, oder auch nur den Plan dazu entworfen haben, das Ganze läuft immer blos auf einen unfruchtbaren Namenstreit hinaus, da es dem Verehrer dieser religiös-erhebenden Töne eben nicht darauf ankommt, mit mathematischer Genauigkeit zu wissen, wer ihr Schöpfer war.

Das vom physikalischen Vereine herausgegebene „Jahrbuch zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für das Jahr 1831" ist nunmehr bei Sauerländer im Druck erschienen. Es ist solches dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt ehrerbietigst gewidmet und überreicht worden. — In demselben Vereine sezte im verflossenen Monate Hr. Cläpius aus Köthen seine interessanten Vorträge über das Klima von Deutschland fort. Hatte derselbe in frühern Sizzungen die thatsächliche Behauptung aufgestellt und erwiesen, daß nur ein geringer Unterschied der Temperatur zwischen den südlichen niedern Gegenden Deutschlands und den nördlichen stattfinde, so erörterte derselbe in gegenwärtiger Sizung, als weitern Grund dieser Erscheinung, die von den Klimatologen gemachte Wahrnehmung, daß sich die niedrige Temperatur, die bekanntlich den Gebirgen überhaupt eigen ist, um so tiefer zeige, je höher diese sind. Wir geben hier in kurzen Worten dasjenige wieder, was C. in einer, der Fassungskraft einer gemischten Zuhörerschaft entsprechenden Ausführlichkeit über diesen Gegenstand vortrug. — Luft sowohl als Boden der Gebirge, sagte der Redner, haben jene geringere Temperatur, die auch auf die benachbarten Ebenen und Thäler wärmeraubend einfließen muß. Was nämlich die Luft der Gebirge betrifft, so wirkt dieselbe auf folgende Weise erkältend auf die der benachbarten tiefern Gegenden, was freilich die Luft in höhern Regionen an und für sich selbst nicht vermag, da Luft, besonders in ruhigem Zustande, bekanntlich ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, was sie aber, vermittelst der Gebirge, über denen sie sich befindet, leicht bewirken kann. Es geht dies so zu: (a) Vermindert sich die Lufttemperatur schnell und bedeutend in einer Gegend, die von Ebenen und Thälern, welche nicht gar hohe Gebirge einschließen, etwas entfernter liegt, so entsteht dadurch natürlich ein Wind, der jenen Ebenen und Thälern diese kältere Luft zuführt, vorausgesezt, daß solche vorher wärmer waren. Wenn nun, wie angenommen ward, die Gebirge nicht hoch sind, auch deren Form nicht besonders ungünstig ist, so weht der größte Theil der kalten Luft über dieselben weg, nimmt aber zugleich die darüber befindliche, oft noch kältere Luft mit sich hinweg und gleitet mit dieser, vermöge der der Luft beiwohnenden Eigenschaft, sich an feste Körper gleichsam anzuschmiegen und längs deren Oberfläche hinzustreichen, oder mit andern Worten, vermöge ihrer Adhäsionskraft, auf der andern Seite der Gebirge nach den Ebenen und Thälern hinab, und zwar um so mehr, weil kältere Luft wegen ihrer größern Dichtigkeit schwerer als wärmere ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Algier, Januar.

(Fortsezung.)

Brief eines Deutschen.

Da es schon anfing dunkel zu werden, und ich nach einigen schlaflosen Nächten und fast ohne Nahrung zugebrachten Tagen nach einem guten Nachtessen und weichen Bette mich sehnte, so bat ich einen mir begegnenden französischen Hauptmann, mir ein gutes Gasthaus zu nennen. Seine Antwort: „Wozu suchen Sie ein Hotel?" ärgerte mich und ich erwiederte trocken: „Wohl nicht, um darin zu fasten und die Nacht zu durchwachen." — „Ne vous fâchez pas, Monsieur," sagte er ganz gutmüthig; „es gibt hier kein Gasthaus, wo Sie übernachten könnten; wenn Sie aber blos etwas zu Nacht zu essen wünschen, so will ich Sie gerne bis zu einem Restaurant begleiten." Ich erzählte ihm, ich komme so eben an, kenne Niemanden in der ganzen Stadt und möchte doch nicht gern auf der Straße schlafen; ich sezte hinzu, daß ich zwar einige Rekommandationsbriefe habe, allein natürlich sie nicht abzugeben wisse. Hier fand ich die den Franzosen eigene Gefälligkeit gegen Fremde wieder, die man in Deutschland oft vergebens sucht. Er versicherte mich, wenn er nicht selbst ein sehr schlechtes, ganz schmales Bett hätte, würde er es gern mit mir theilen, so aber wolle er sein Mögliches thun, die Wohnung der Leute, denen ich empfohlen war, zu entdecken. Er klopfte überall an, wo Franzosen wohnten, bis er endlich über Hrn. S. Haus Auskunft erhielt. Er führte mich bis zur Thüre und verschwand, ehe ich ihm danken konnte. Schon glaubte ich, endlich meinen Hunger stillen und dann ungestört ausruhen zu können, als die im ersten Stocke wohnenden Juden in ihrem arabisch-jüdischen, verdorbenen Dialekte, den ich nicht ohne Mühe verstand, da überhaupt die hiesige Sprache weit entfernt ist von der, welche ich in Rosenmüllers und de Sacy's Grammatik erlernt, mir sagten, Hr. S. sey mit seiner Familie ausgegangen und werde wohl vor 9 Uhr nicht zurückkommen. Da sie mir nicht erlaubten, ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, indem sie vorgaben, sie werden sogleich zu Bette gehen, blieb mir nichts anders übrig, als vor dem Hause etwa eine starke Stunde, doch glücklicherweise unter einem klaren afrikanischen Sternenhimmel, auf und ab zu gehen. Bald vernahm ich hier von allen Seiten ein lautes Schnarchen, und als ich mich umsah, erblickte ich vor den, am passendsten unsern Hühnersteigen zu vergleichenden Kramläden schlafende Männer, deren ganze Kleidung in einem leinenen oder wollenen zerlumpten Mantel bestand. Ich trat zu einem, dessen Schweigen mich vermuthen ließ, daß er noch wache, und fragte ihn, ob er hier die ganze Nacht zubringe und ob es ihn nicht, besonders Morgens, friere? Er antwortete mir, allerdings sey in der Frühe von 3 bis 6 Uhr die Kälte fast unerträglich, er müsse aber aus Mangel an Geld hier schlafen; übrigens bezahle man ihm jede Nacht ¼ Budschu (etwa 6 Kreuzer), um die nächsten vier schlecht verschlossenen Buden zu hüten. Er bat mich, ihn diese Nacht mit in mein Zimmer zu nehmen, und war freudig erstaunt, als ich ihm sagte, ich sey nicht viel besser daran als er, und werde ihn vielleicht um die Hälfte seines am Laden vorspringenden Steines bitten. Während dieses Gesprächs hörte ich an dem Hause, dessen Bewohner ich erwartete, klopfen; ich verließ schnell den armen Beduinen, nachdem ich ihm etwas gegeben, wofür er mir tausendmal Kater Allah Cheiret! (Gott vermehre Dein Glück!) nachrief; ich lief zur Thüre, welche so eben geöffnet ward, und fragte den Klopfenden, ob er nicht Hr. S. sey. Nachdem er diese Frage bejaht, überreichte ich ihm meinen Brief und stellte ihm meine Lage in wenig Worten vor. Er nahm mich sehr freundlich auf, ließ ein köstliches Mahl zubereiten, gab mir seine eigene Matraze, und so entschlief ich bald, nachdem ich mit jugendlichem Appetit mein Nachtessen verzehrt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 47.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Februar 1831.

> Ja leider reißt euch euer Unglück hin,
> Wo mehr noch eurer harrt; ihr schmäht den Staat,
> Der väterliche Sorgfalt um euch trägt,
> Indem ihr ihm als einem Feinde flucht.
>
> Shakespeare.
> Coriolan.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Vorwort.

Die verworrenen Ereignisse, deren unglückseliger Schauplatz Belgien und Holland in neuester Zeit geworden sind, leiten von der Gegenwart gern auf die Vergangenheit zurück, um so mehr, wenn beide in engerem Verhältniß zu einander stehen, als der erste flüchtige Blick wohl ahnen läßt. Zwei bedeutende Länderstrecken, deren Schicksale in diejenigen vieler anderer Staaten mächtig eingegriffen haben und fortwährend eingreifen, von der Natur und der Geschichte einst eng zusammengekettet und durch zwei gemeinsame Dynastien, Burgund und Oesterreich, so wie durch gemeinsame Handelsvortheile, auch, zu zwei Drittheilen, durch dieselbe Sprache einst zusammengehalten, sind im Verlaufe dreier Jahrhunderte durch den Strom neuer Ereignisse, durch die Wirkungen verschiedenen Glaubensbekenntnisses, durch die Ränke bevorrechteter Kasten, durch die Unwissenheit des Volks, durch die Verführung und das Gift ausländischer Politik, Sitten und Gewohnheiten, zwei einander völlig fremde Völker geworden. Das eine, bei dem die Freiheit, in Folge ruhmvoll entwickelten öffentlichen Lebens und reich entfalteter Nationalkraft, in Saft und Blut übergegangen, suchte seine Revolution, nach den Stürmen einer drei-und-zwanzigjährigen Zwischenperiode von Unglück und Erniedrigung, durch Verschmelzung der Partheien im Innern, und durch Aufopferung des Uebermaßes jener Freiheit unter einem freisinnigen Herrschergeschlechte dauernder zu begründen und festzuhalten; das andere, eine Beute der Partheien, ohne Glückseligkeit und Freiheit nach Innen, ein Schlachtopfer der Intriken und ohne Ruhm und Selbstständigkeit nach Außen, verschmähte, nach dreihundert Jahren endlich zu Ruhe und Wohlfahrt gelangt, die Rückkehr in den alten Bund mit den nördlichen Brüdern, oder vielmehr thaten dieß seine Beweger, Führer und Leiter; und für ein unerreichbares Bestes opferte es das ihm mit Sorge und Anstrengung gereichte Gute und Bessere. Die Lehren weiser Mäßigung und den Ruf zu legalem Gehorsam rauh verachtend, hat es zum zweiten Mal einem trügerischen Wahne sich hingegeben, welcher das Ideal einer Freiheit ihm vorspiegelt, unerreichbar den hellgebildetsten Völkern, und reinunmöglich einer nur halberzogenen Nation. Oder vielmehr täuscht es sich selbst über die Benennung als Nation: eine Nation hat das belgische Volk niemals für sich selbst, sondern nur damals gebildet, als es mit Holland unter Burgund und Oesterreich zusammenhing; von dem Zeitpunkte an, wo es unter das Joch Philipps II. sich zurück begeben, ward es abwechselnd durch Schenkungen, Heirathen, Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und Abtretungen dienstbare Provinz bald der einen, bald der andern europäischen Macht. Nichts desto weniger suchte es nun, wiewohl für eigene Rechnung,

da wieder anzuknüpfen, wo es bei Abschluß der Pacifikation von Gent einst stehen geblieben ist, und seine Revolution fortzusetzen, mit einer Miene, als wäre sie niemals unterbrochen worden. Für diesen Gedanken riß Belgien vom erneuerten Bande mit Holland zum zweiten Mal sich los, und übertrug dieselben Ideen, welche Norden und Süden beim Anfang der Bewegungen im sechzehnten Jahrhundert wider König Philipp von Spanien begeistert, auch auf den verfassungsmäßigen König aus demselben Geschlechte über, dessen Zierden einst die Stützen und Triebfedern der niederländischen Revolution gebildet. Es ist das spanische Prinzip, welches zum zweiten Mal im Süden vorherrschend geworden, und der erste konstitutionelle Monarch, welcher den Namen Wilhelms I. trägt, scheint gleichsam dazu auserkoren, um für den glorreichen Widerstand des ersten Stadhouders mit demselben Namen, diesem Prinzip und dem Schatten des spanischen Despoten feierliche Sühne zu bringen. Dieselben Kräfte und Künste, dieselben Namen und Verhältnisse sind auch hier gegen die Nassau's wirksam erschienen, welche damals die Einheit der Gesammtnation zersplitterten und den Norden zwangen, auf sich allein beschränkt und nicht ohne verzweiflungsvollen Widerstand gegen den Herrn zweier Welten, das kostbare Kleinod zu erfechten.

Die Aehnlichkeit der beiden Zeitverhältnisse ist so groß, daß auch ein nur halbwegs geübter politischer Blick von den lautsprechenden und klar vorliegenden Thatsachen mächtig überrascht wird. Der großen Geschlechter leidenschaftlicher Hochmuth, der Priester fanatische Verschmähung der Fortschritte geistiger und religiöser Kultur, der Demagogen wildhabsüchtiges Treiben, der rohen Masse leicht verführbare Unwissenheit, der einzelnen Provinzen kleinliche Eifersucht und die listigen Einmischungen der Fremden stellen abermals in seltsamem Schauspiel sich dar; und wie auch jezt von Hof zu Hof, und von Bude zu Bude herumgegangen wird, um einen König zu suchen, so wurden im sechzehnten Jahrhundert eine Reihe Monarchen und Fürsten, Feldherrn und Glücksritter hinter einander angegangen, ob sie nicht der Noth der Niederländer sich erbarmen und die Ehre ihnen anthun wollten, über sie zu herrschen.

Aber in dem Süden, welcher hauptsächlich durch seine Lauigkeit und nachmals durch seine Trennung von gemeinsamer Sache, diese Unwürdigkeit des Benehmens veranlaßt, waren doch damals noch, selbst bei leidenschaftlicher Richtung wider die liberatorische Tendenz der Nassau's, einige großartige Elemente, einige edlere Charaktere sichtbar, welchen die Verführung des Volksgeistes nicht entging, welche nur mit Schmerz den Untergang schöner Hoffnungen und aufblühender Freiheit in der Stickluft gemeinen Eigennutzes und niedrigen Ehrgeizes wahrnahmen, und welche ihren Einfluß und ihren Reichthum, ihre physischen und geistigen Kräfte dem gemeinsam begonnenen Werke beharrlich fortwidmeten. In ihrer Reihe strahlt unter allen hervor der edle Belgier Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde. Er hatte ein festes Ziel des Lebens vor sich, das all sein Denken und Wollen verschlang und festhielt. Er übersah in einem einzigen klaren Blicke die Bedürfnisse der fortgeschrittenen Menschheit, die Leiden seines Volkes und die Mittel, denselben abzuhelfen. Voll glühender Freiheitsliebe schloß er gleich im Anfang der niederländischen Revolution den Männern sich an, welche für seine Unabhängigkeit aufgestanden, und in Wilhelm von Oranien erkannte er das einzige Haupt, welches die Bewegung zu irgend einem günstigen Ende zu führen, Beruf wie Kraft besäße. Seinem Charakter verwandt, durch scharfen Verstand und tiefe Lebensansicht, reiche Kenntnisse und Ernst des Willens innig zu dem Schweigenden hingezogen, umfaßte er diesen mit treuer Bruderliebe und überließ ihm willig und mit edler Selbstverläugnung eine Rolle, zu welcher wohl eigene Geistesüberlegenheit und hohes Ansehen im Lande ein kühnes Selbstbewußtseyn hätten verführen können; das Unterstützen der wohlberechneten Plane Wilhelms ward ihm daher eine Art religiöser Verpflichtung, vor der alle übrigen Rücksichten und Hindernisse verschwanden. Er trat für ihn als Diplomat, Feldherr, Publizist und Schriftsteller bei mehr als einem Anlaß kräftig in die Schranken, weil er alles für die Freiheit seines Vaterlandes zu thun glaubte, was er für den Oranier that; und als das belgische Volk, oder vielmehr dessen unwürdige Häupter, einen so reichen Geist und ein so großartiges Bestreben schnöde verkannt, trug er seine Liebe auf Holland, als sein neues Adoptivvaterland über; er duldete schweigend die Anklagen des Neides und die Verfolgung und Zurücksetzung von Seite untergeordneter und kleinsinniger Männer, und als er den Schmerz noch erlebt, den Herrlichen durch meuchlerisches Blei eines Fanatikers mitten in der Strömung seines Wollens und Wirkens für die Unabhängigkeit der Nordniederländer fallen zu sehen, bewahrte er auch dem Sohne dieselbe Treue und Ergebenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fischereien in der Wolga.

Aus dem ungedruckten Reisejournal eines Genfers.

Nach dem Abendessen bestiegen wir zu Astrachan eine bedeckte Schaluppe, um die Fischereien der Herrn Saposhnicoff zu besuchen. Unsere Ruderer waren Kalmucken, acht an der Zahl. Sie rudern außerordentlich schnell; es war

mir unbegreiflich, wie sie es lange so ausdauern konnten, und doch hatten sie heute ihr gewöhnliches Tagwerk verrichtet und ruderten nun Schlag auf Schlag drei Stunden lang fort. Wir fuhren stromabwärts; die Flußufer sind äußerst einförmig, lauter mit Rohr bewachsene Sandflächen. Kaiser Paul hat dieselben verschiedenen russischen Großen geschenkt; die Herrn Saposhnicoff haben sie in Pacht und bezahlen namentlich dem Fürsten Kurakin 500,000 Rubel; der ganze Pacht kostet sie jährlich 625,000 Rubel, und schon dieß gibt einen Begriff von der Größe dieses Geschäfts, das über fünftausend Arme beschäftigt. Die Pächter haben gegenwärtig für mehr als eine Million Hausenblase in Petersburg liegen.

Nachts ein Uhr kamen wir zwanzig Werste von der Stadt bei der ersten Fischerei, Tchaganski Utchug genannt, an; wir stiegen bei einem Pavillon der Eigenthümer aus, erwärmten uns mit einigen Tassen Thee und schliefen bis zu Tages Anbruch. Das benachbarte Dorf ist von lauter Fischern bewohnt; der Arm der Wolga, auf dem wir uns befanden, ist mit Wehren gegen den großen Arm gesperrt, und ein schwimmender, mit Spitzen besezter Balken sperrt die Fahrt über die Wehre hinaus, bis die Vorgesezten auf dem Platze sind.

Kaum war geöffnet, so fuhren eine Menge sehr leichter und sehr gut gebauter Schaluppen, die mit zwei Menschen, einem Ruderer und einem Steuermann besezt waren, durch und stellten sich in einem Nu längs des Flusses auf; nicht lange, so begann der Fang und zwar auf folgende Weise: Jede Schaluppe führt einen oder zwei Stricke, an denen von Arschine zu Arschine eine Angel an einem dünnern Stricke hängt. Die Angeln sind so stark wie Rabenkiele und werden durch Korkstücke wagerecht erhalten. Sie dienen keineswegs dazu, den Fisch mittelst eines Köders zu fangen, sondern sich im Vorbeischwimmen ihm in den Leib einzuhacken. Das große Tau ist am einen Ende an den Boden des Flusses festgeankert, am andern Ende ist ein Rohrbüschel befestigt; lezteres ergreifen die Fischer, ziehen das Tau nach sich und machen die gefangenen Fische von den Angeln los.

Ich sah eine ziemliche Menge Fische herausziehen; die eigentliche Jahreszeit dazu ist aber erst um die Mitte Oktobers. Der größte war ein Stör, gegen zwölf Fuß lang.

Merkwürdig ist, daß der Stör, er mag noch so groß seyn, so bald er fühlt, daß er sich am Hacken gefangen hat, ganz ruhig bleibt, und daher kommt es auch, daß der Fischfang hier ein so leichtes Geschäft ist. Auf den Schaluppen waren großentheils Buben und Mädchen, (leztere tragen, bis sie sich verheirathen, einen Schleier; man sieht nur ihre Augen.) Es war sehr unterhaltend mit anzusehen, wie diese Kinder sich mit den mächtigen Stören herumschlugen, sie entweder einfach in die Schaluppe hoben, wenn sie nicht zu groß waren, oder ihnen einen Strick durch die Kiemen zogen und sie heraufbugsirten. Erst wenn der Stör die Schnautze über dem Wasser hat, sträubt er sich, aber auch da nichts weniger als sehr heftig.

Wenn sämmtliche Taue gezogen sind, so fahren die Schaluppen in der Jahreszeit, wo die Fische eingesalzen werden, geradezu ins Magazin; zu Winters Anfang aber, zu welcher Zeit ich dort war, wirft man die gefangenen Fische in die Behälter, die, etwa zweihundertfünfzig Fuß lang und fünfzig breit, am Ufer angelegt sind; hier bleiben sie, bis es friert, dann werden sie herausgenommen und gefroren versandt. Während dieser Zeit liegen sie auf Gefahr der Fischer im Behälter; die Fischer sind in Kompagnien abgetheilt, und jede erkennt ihre Fische daran, daß sie die Flossen auf eigene Weise auszackt; sie heben aber die Fische bis zum Froste auf, weil der gefrorene Fisch mehr gilt als der gesalzene. — Wir sahen nur gemeine Störe fangen; aber auch der Sterlet, der in der Newa sehr selten vorkommt und in Petersburg mehrere hundert Rubel kostet, ist hier häufig und kostet eine Kleinigkeit; er wird nie länger als drei Fuß.

Nachdem wir die Fische, die in die Behälter bestimmt waren, hatten hinschaffen sehen, ließen wir uns in das Magazin führen, um die Fische mit Rogen abliefern zu sehen; der obengenannte große Stör war darunter. Der Rogen oder Caviar ist ein Hauptartikel bei dieser Fischerei und wird daher sehr sorgfältig gesammelt. Mit den gefangenen Weibchen werden aus dem Behälter alle Fische, die abzustehen drohen, ins Magazin geschafft und mit den andern eingesalzen. Ich sah einen bringen, der noch weit größer war, als der eben gefangene; in meinem Leben hatte ich keinen größern Fisch gesehen; über den Rücken war er so breit wie ein Ochs, sein Rachen war weit genug, um mich ganz zu verschlingen, sein Auge aber nicht größer als ein Menschenauge.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Januar.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Brief eines Deutschen.

Den folgenden Morgen ließ ich mich zu den übrigen Leuten führen, denen ich empfohlen war, und einer derselben hatte mir ein Zimmer anzubieten, das ich ohne Umstände annahm. Ich mußte aber, da ich es ganz leer fand, ein Paar Stunden lang den Schreiner machen. Ich ging frisch ans Werk und dachte zuerst darauf, mir einen Tisch aufzurichten. Ich nagelte zwei Bretter an einander, unterstüzte sie an beiden Enden mit zwei Hölzern und befestigte sie mit einem grossen Haken an die Wand. Ein Kästchen, das einst Rosinen enthielt, verwandelte ich in einen Stuhl, ein starkes leinenes

Tuch, an zwei das Zimmer durchlaufende Balken befestigt, bildete mein Bett. Erst nachdem ich so für das Nöthigste gesorgt hatte, ging ich ein wenig aus, um die Stadt näher zu betrachten.

Am allerauffallendsten war mir die Toilette der hiesigen Frauenzimmer, besonders ihr Kopfputz, der in einer zuckerhutförmigen, je nach dem Wohlstande der Weiber silbernen oder goldenen Mütze besteht. Diese Mütze, auf der die mannigfachsten Blumen ausgeschnitzt sind, erhebt sich in schräger Richtung eine bis 1½ Ellen hoch. Die arabischen Weiber haben unter derselben ein weißes, die jüdischen ein schwarzes seidenes oder baumwollenes Tuch, das bis zu den Augenbraunen sich herunterzieht. Ueber demselben schwebt ein ungeheuer großer wollener oder mousselinener Schleier; nur einige Maurinnen bedecken ihre Mütze mit einem gelben wollenen Tuche, während die Negerinnen, die gar keine Mütze tragen, ein blau gestreiftes kattunenes Tuch um den Kopf binden. Die meisten Araberinnen tragen weite weiße Beinkleider, ein seidenes, gold- oder silbergesticktes, bis an die Knie reichendes, sackförmiges Röckchen und ein langes gazenes Oberkleid; ein großes weißes Halstuch umhüllt das Ganze, während ein kleines, ebenfalls weißes Tuch vom Halse aufwärts bis zu den Augen reicht, so daß das ganze Gesicht, nur die Augen ausgenommen, unsichtbar ist. Selbst die reichsten Frauenzimmer gehen ohne Strümpfe, die elegantern haben roth oder blau sammtne, golddurchwirkte Sandalen. Erst seit Kurzem fangen einige Mädchen und junge Weiber an, Strümpfe und Schuhe anzuziehen, und selbst die Jüdinnen, die keine Beinkleider tragen, heben dann ihren Rock bis zu den Knieen auf; ich weiß nicht, ob um die Strümpfe, als etwas Seltnes, aus Koketterie sehen zu lassen, oder weil sie glauben, mit Strümpfen dürfe man die Füße wohl so weit zeigen. Selbst die minder Wohlhabenden sind mit Edelsteinen reich geschmückt; man sieht zwar keinen modern gefaßten, aber manchen sehr kostbaren Stein. Auffallend waren mir die starken goldenen Armbänder, und die in dem unter der Mütze hervorgehenden Tuche steckenden diamantnen Nadeln. Manchen Frauenzimmern hängt hinten ein handbreites goldenes Band bis zu den Füßen herunter; dieses ist aber nicht wie bei den hübschen Elsässerinnen oder Breisgauerinnen mit Haaren durchflochten. Die Freudenmädchen tragen statt einer Mütze ein roth- oder blauseidenes Käppchen. Alle Frauenzimmer ohne Ausnahme färben sich den flachen Theil der Hände und Füße, die vordere Hälfte der Nägel, so wie die Haare und Augenbraunen dunkelroth. Einige Maurinnen haben ihre Hände und den untern Theil des Halses grün und blau gefärbt. Die Kleidung der Männer ist minder befremdend. Die der Araber und Beduinen besteht in einem langen breiten Mantel; leztere bedecken ihr Haupt mit einem kleinen Käppchen, erstere mit einem mousselinenen Tuch, mit wollenen, den Turban vorstellenden Stricken umwunden. Die Juden tragen meistentheils schwarze oder dunkelblaue weite Hosen, mit einem gleichfarbigen wollenen Tuche umgürtet, und ein kurzes tuchenes Kamisol. Ihr Haupt ist mit einem schwarzen seidenen oder baumwollenen Tuche bedeckt, um welches einige ein farbiges Tuch binden. Diese Tracht war ihnen vom Dey vorgeschrieben und ist bis jezt beibehalten worden. Nur manche Fashionables haben ihr schwarzes Tuch mit einem europäischen Hute vertauscht. Die Mauren haben meistens hellfarbige Beinkleider, und ihr fein tuchenes, rothes, blaues oder gelbes Kamisol ist oft sehr reich gestickt. Manche tragen die schönsten Kaschemirs als Gürtel und die kostbarsten seidenen Tücher als Turban. Beinahe hätte ich den Burnus vergessen, den Jedermann auf der linken Achsel trägt.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsezung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Nachdem Eläpius (im physikalischen Verein) die Richtigkeit dieses Satzes durch ein Experiment seinen Zuhörern im Kleinen veranschaulicht hatte, fuhr er fort: Die Luft über jenen Ebenen und Thälern kann auf diese Weise leicht einen noch höhern Kältegrad erlangen, als die Luft der Gegend, wo, in unserer Hypothese, die Temperatur zuerst vermindert ward. Die Anwendung derselben aber auf die süddeutschen Ebenen und Thäler ist um so eher statthaft, da thatsächliche Wahrnehmungen beweisen, daß hier die Luft zuweilen kälter als in Norddeutschland zu derselben Epoche des Jahres ist. Auf diese Weise erklärt es sich auch mit vieler Wahrscheinlichkeit, weshalb im vorigen Winter (18 32/33), vornämlich zu Anfang Februars, die Kälte in dem größten Theile des südwestlichen Deutschlands höher stieg, als in dem größten Theile des nördlichen. Allerdings ist das ursprüngliche Entstehen jener Kälte im nordöstlichen Deutschlande aufzusuchen, wo sie um den fraglichen Zeitpunkt stärker, als selbst in nördlichen Gegenden war. So hatte dieselbe bereits am 29. Januar zu Berlin — 21, zu Magdeburg — 20, zu Köthen — 19½ und zu Leipzig — 20° R. als ihren höchsten Grad erreicht; nun aber ward sie durch den Nordostwind, der sie aus jenen Gegenden den südwestlichen Ebenen und Thälern Deutschlands zuführte, in dem Grade verstärkt, daß einige Tage später, als sie bereits dort angefangen hatte abzunehmen, das Thermometer hier noch tiefer fiel; nämlich zu Würzburg auf — 24, zu Stuttgart — 25, zu Frankfurt a. M. — 22½, und sogar in dem Rheingau auf — 22° R. Eine ähnliche Erscheinung, wie die vorhin erwähnte, macht sich in den süddeutschen niedern Gegenden, besonders im Sommer, oftmals dann bemerklich, wenn die wärmere Luft Italiens über die schneebedeckten Hochgebirge, in Verbindung mit der über diesen wehenden, in jeder Jahreszeit sehr kalten Luft, mittelst ihrer Adhäsionskraft, hierher gelangt. Denn selbst die italienische Luft bildet in dieser Verbindung, wenigstens sehr häufig, eine kältere Luft, als die ist, welche sonst über den süddeutschen Ebenen und Thälern weht. Je näher diese also den Hochgebirgen liegen, um so stärker müssen sie erkältet werden, wogegen die Luft bei ihrer fernern Fortbewegung von dieser großen Gebirgskette nach Norden hin wieder immer mehr Wärme erlangt. Zur Unterstüzung dieser Angabe führte E. beispielsweise München an, wo bekanntlich der Südwind nicht selten durchdringend kalt und scharf ist. — b) Es wird ferner häufig die Luft über den süddeutschen Thälern und Ebenen dadurch erkältet, daß die vermöge ihrer Adhäsionskraft nach ihnen hinabgleitende Gebirgsluft selbst zuerst durch irgend einen Prozeß, wie z. B. durch den, welcher mit der Bildung der Gewitter zusammenhängt, außerordentlich erkältet worden. Eine solche Erkältung der Luft findet zwar freilich auch in den höhern Regionen über den norddeutschen Ebenen statt; allein es kann dieselbe bei weitem nicht so leicht als in Süddeutschland zu ihnen hinabgelangen, weil dort keine Gebirge sind, die ihr gleichsam als Brücke zum Hinabgleiten dienen können. Es werden demnach auch in dieser Beziehung die norddeutschen Ebenen verhältnißmäßig nicht so sehr erkältet als die süddeutschen, zumal da überhaupt die Gebirge selber jene Erkältungsprozesse in den höhern Luftregionen vorzüglich begünstigen, und sie mithin in den Lufträumen über ebenen Gegenden nicht so leicht entstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 48.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Freitag, 25. Februar 1831.

Könnt' ich sturmwindgleich, ein schnellhinfahrend Täublein,
Ueber des Himmels Gewölk
Auffliegen, dorther am Anschau'n
Der Schlacht mein Auge mitzuweiden.

Sophocles, Chorgesang im Oedip. Col.

Neugriechisches Volkslied.

Bei Sparta von einem blinden Greise zur Leier gesungen.

1 8 2 9.

Könnt' ich als Vogel fliegen, könnt' auf Missolonghi schiessen,
Zu seh'n, wie dort der Säbel spielt und wie dort knallt die Flinte,
Und wie der Romeliote kämpft, der unbesiegte Sperber!
Da sprach zu mir, da sang zu mir ein goldbeschwingtes Vöglein:
„Bleib, Yorghi, bleib; und dürstet dich nach der Egypter Blute,
Ungläub'ge sind so viele hier, als dich zu tödten lüstet!
Siehst du dort in der Ferne nicht die Türkenschiffe drunten?
Es steigt auf sie der Tod herab, daß sie in Staub zerfallen!"

O Vögelein, wie weissest du, was du mir da verkündest?
„Ein Vogel schein' ich dir zu seyn, ich aber bin kein Vogel!
Nein, auf der Insel Strande dort, im Antlitz Navarino's,
Dort hab' ich kämpfend ausgehaucht den lezten heißen Athem.
Ich bin der Krieger Tzamados, zurück zur Welt jezt komm' ich;
Sonst schau' ich wohl zu euch herab vom Himmel, wo ich wohne;
Doch heute drängte mich's, zu sehn euch näher auf der Erde!"

Und was doch willst du heute sehn in diesem armen Lande?
Weißt du nicht, was geschehen, was gethan wird in Morea?
„Laß, Yorghi, von dir selber nicht, laß deinen Muth nicht sinken;
Wenn auch Morea jezt nicht kämpft: die Stund' ist nicht mehr ferne,
Wo sie wie eine Löwin hüpft, wo sie den Feind zermalmet.
Mit schwarzen Knochen wird besä't auch Missolonghi's Boden,
Und Souli's Löwen kommen her, sich an dem Schmaus zu weiden."—
Und wieder flog der Vogel fort und stieg hinan gen Himmel.

G. S.

Die Fischereien in der Wolga.

(Beschluß.)

Das Magazin ist ein großes viereckiges Gebäude auf Pfählen; der Boden ist durchbrochen, damit das Blut ablaufen kann, und von der Thüre läuft eine schiefe Fläche in das Wasser, auf der man die Fische an einem Tau heraufzieht. Zuerst wird der Fisch gemessen und darnach der Preis dem Fischer berechnet. Man mißt vom Auge bis an die Schwanzflosse. Jedes Stück, das zwischen 1¼ Arschinen (die Arschine ist gleich 26 franz. Zollen, und wird in 4 Tchetverts oder Viertel getheilt) und 2 Arschinen mißt, gilt für einen Fisch und wird mit einem Rubel bezahlt; sobald der Fisch zwei Arschinen lang ist, gilt er für zwei und wird mit zwei Rubeln bezahlt; jedes Tchetvert

weiter gilt auch einen Rubel weiter. Ein neun Tschetverts langer Stör gilt drei Rubel, ein zehn Tschetverts langer vier Rubel u. s. f.; so steigt es aber nur bis zu fünfzehn Tschetverts; über diese Größe hinaus wird nichts bezahlt, und ein solcher Fisch wiegt fünf-und-zwanzig Puds (das Pud hat 40 Pfund). Die Fischer haben nicht das Recht, die Fische an Jemand anders als an den Pächter zu verkaufen.

Sobald der Fisch gemessen ist, kommt einer und spaltet ihm mit dem Beil den Kopf, damit das Blut abläuft; drauf schlizt er ihm mit einem großen Messer zwei Zolle vom Kiemendeckel bis an den Schwanz die Seite auf und nimmt den Ikra oder Rogen heraus. Der große Fisch, den wir hatten fangen sehen, gab drei Pud Rogen; man kann sich darnach denken, wie viele Millionen Eyer diese Fischerei alljährlich zerstört, und troß dem nimmt die Menge der Fische nicht merklich ab. Nach dem Rogen nimmt man die Blase heraus, welche den Fischleim gibt, sodann die Eingeweide; nun spaltet man ihn der Länge nach bis auf die Rückenhaut und macht endlich seitlich am Bauch auf der andern Seite einen ähnlichen Längenschnitt wie den ersten; mehr wird mit den Fischen, die blos 1½ Arschine messen, nicht gemacht; ein solcher Fisch gilt im Handel für Ein Stück; die zwei Arschinen langen werden ganz gespalten, und jede Hälfte gilt für ein Stück. Bei den noch größern wird wieder anders gerechnet.

Die ausgeweideten Fische werden auf Wagen in ein benachbartes Gebäude zum Einsalzen geschafft. Es ist dieß ein sehr großer Keller, in dem ringsum Eisgruben laufen. In der Mitte ist ein Pfad für die Wagen und zu beiden Seiten desselben sind große in den Boden gegrabene, mit Brettern gefütterte Löcher, in welche man die Fische zum Einsalzen wirft; jedes Loch hat etwa achtzehn Fuß im Gevierte und ist sechs Fuß tief. Jede Fischsorte wird besonders gelegt. Sie kommen zuerst ein Zeitlang in die Lacke, und werden dann auf die gewöhnliche Weise eingesalzen. Im Salz muß der Fisch ein Jahr lang liegen bleiben, dann ist er verkäuflich und wird auf der Wolga in das Innere von Rußland verführt; vor dem Einschiffen wird er aber gewaschen und im Schiff von Neuem mit Salz bestreut. Der Preis ist verschieden, von drei bis fünf ein halb Rubel das Pud.

Hat man, wie oben angeführt, den Rogen ausgenommen, so bringt man ihn in Eimern in ein besonderes Gebäude, wo Tröge, wie Bakmulden, mit Salzwasser stehen; über den Trog ist ein enges Netz von Schnur gespannt; darauf reibt man den Caviar, daß nur der Rogen in die Lacke durchfällt und das Häutchen, das ihn einhüllt, zurückbleibt. Sodann wird der Ikra mit Sieben aufgeschöpft, man läßt das Wasser ablaufen, und steckt ihn dann in Säcke, die man zusammenwindet, damit das Wasser vollends wegkommt; die Säcke leert man sodann in Fässer aus, in welchen ein Mensch mit ledernen Strümpfen den Rogen so fest als möglich einstampft. Es ist dieß ein sehr wichtiger Handelsartikel für Rußland; namentlich wird viel nach Italien als Fastenspeise verführt. Der Caviar, den man frisch ißt, wird etwas sorgfältiger behandelt und nur im Winter versandt.

Es ist schon erwähnt worden, wie die Blasen, welche den Fischleim oder die sogenannte Hausenblase geben, herausgenommen werden. Wenn sie gewaschen sind, legt man sie bündelweise über einander, wie Tabaksblätter, und schlägt ein feuchtes Tuch darum. Jeder der Arbeiter, die um einen großen, sehr glatten Tisch sitzen und eine Menge kleiner hölzerner Plöcke vor sich liegen haben, nimmt nun ein Bündel vor sich, zieht ein Blatt ums andere ab, rollt es auf und gibt ihm, je nach der Sorte des Fischleims, mit den kleinen Pflöcken, die man nach dem Trocknen wieder wegnimmt, eine besondere Form. Man reiht die Stücke auf Schnüre und trocknet sie, Sommers an der Luft, Winters in geheizten Zimmern. Die Hausenblase in Hufeisenform ist die beste. Gewisse Theile vom Fisch werden auch ausgekocht, um den Thran zu gewinnen.

Außer auf die beschriebene Art, fischt man auch mit dem Netz, wie überall. Nur der Sterlet wird auf andere Weise gefischt, und zwar im Großen nur im Winter; auch lassen die Pächter nie mehr Sterlets fangen, als bestellt sind. Man verführt ihn gefroren in Rußland und er ist sehr geschäzt. Er wird, wie schon erwähnt, nicht leicht über drei Fuß lang, ja Fische von dieser Größe sind selten. Im Winter zieht sich der Sterlet den Untiefen nach und man erkennt die Stellen, wo er sich aufhält, an den Luftblasen, die er von sich gibt und die sich unten an das Eis anlegen; hier läßt man die Netze hinab und fängt, so viel man braucht. Die Pächter lieferten einmal an Einem Tage hundert vierzehn tausend Stück ab; die Fischer erhalten vierzig Rubel für das Tausend. — Die Besitzer der hiesigen Fischereien haben am kaspischen Meere auch große Anstalten zum Robbenfang.

Ein seltsames Schauspiel gewähren die unzähligen Seeraben, die auf den Pfählen der Wehre sitzen, jeden Augenblick ins Wasser tauchen und den Fisch, auf den sie es abgesehen haben, selten verfehlen; während sie ihn fressen, kommen die Möven herbei geflogen, suchen sie zu verscheuchen, und es entspinnt sich nun ein wunderlicher Kampf; der Seerabe hat eine ganz eigene Stimme, es klingt vollkommen, wie wenn er mit der Möve zankte.

Unsere Neugierde war befriedigt; wir aßen eine vortreffliche Sterletsuppe und frischen Caviar, wie sie der Kaiser nicht besser bekommen kann, und schifften uns um halb sechs Uhr wieder nach Astrachan ein. Der Wind, der den ganzen Tag über stark und für die Rückfahrt sehr günstig geblasen hatte, legte sich gegen Abend ganz und wir ruderten langsam stromaufwärts. Um zehn Uhr Abends waren

wir noch fünfzehn Werste von Astrachan, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, mit Donner und Bliz, und warf uns auf der Wolga hin und her. Wir mußten laviren; das Fahrzeug hing aber so stark auf der Seite, daß das Wasser über Bord schlug und wir ganz naß wurden. Als wir einmal dem Land zu nahe kamen, liefen wir mit vollen Segeln auf eine Sandbank, und nicht viel fehlte, so wäre die Chaluppe umgeschlagen. Unsere Kalmucken sprangen sämmtlich ins Wasser und machten uns wieder flott; der Wind drehte sich, wir hißten die Segel auf, griffen zu den Rudern und liefen pfeilschnell in den Kanal ein.

Unsere Ruderer hatte ich den Tag über fleißig beobachtet. Kaum waren wir bei der Fischerei angelangt, so wurde am Flußufer der Kessel über das Feuer gesezt, und mit Wasser, Salz und Fischen bereiteten sie sich ein leckeres Mahl. Es ist unglaublich, welche Masse diese acht Menschen verschlangen, und zwar drei Mal im Tage, und immer mit gleicher Eßlust. Es ist nicht anders, als ob sie sich, wenn sie etwas zu essen haben, vorsorglich vollstopften, denn in der Noth sind sie so frugal, als gefräßig im Ueberfluß. Die Kalmucken sind große Liebhaber vom Thee, und Astrachan treibt einen starken Handel mit sogenanntem Kalmuckenthee; es ist dieß eine grobe Theesorte, die in Kuchen gepreßt wird; sie kochen ihn mit Milch und Salz. Wenn sie nichts anderes haben, so machen sie Wasser warm und trinken es; dieß sah ich selbst: als wir mit Segeln fuhren, machte man Thee für uns, und als wir fertig waren, leerten sie das übrige Wasser im Kessel in eine Schüssel und tranken es aus ihren Löffeln mit solchem Wohlbehagen, als wäre es die beste Suppe. Sobald sie beim Rudern ein wenig warm werden, entkleiden sie sich bis auf den Gürtel und muntern einander mit einem Zuruf auf, der ganz eigen klingt und meistens mit einem stark aspirirten Hu! endet. Ein krepirtes Pferd, das man ihnen preisgibt, ist ein großes Fest für sie, und es finden sich so viele Liebhaber, daß bald nichts mehr davon zu sehen ist.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsezung.)

Der Mann, von dem wir hier sprechen, steht nicht nur mit der Bürgerkrone eines Helden für politische Freiheit geschmückt vor uns, ihm wurden auch die noch duftigern Kränze des Genies und diejenigen eines Ringers für die geistigen Güter der Menschheit zu Theil, welche unabhängig von allen Staatsformen sind, obwohl sie durch dieselben, je nach ihrer größern oder geringern Würdigkeit, Antrieb, Weihe, Schutz und Richtung erhalten. Philipp v. Marnix bekämpfte Aberglauben und Schwärmerei mit gründlicher Forschung und geistreichem Spotte; kein Zweig des Wissens war ihm gänzlich fremd, und derselbe Mann, welcher den Kompromiß unterschrieb und die Geusenlieder dichtete, welcher Staatsschriften verfertigte und Proclame erließ, welcher Antwerpen wider Parma vertheidigte und die langwierigen Verhandlungen der General- und Provinzialstaaten leiten half, schrieb mit gleicher Fertigkeit theologische Abhandlungen, verspottete die Thorheiten aller rein dogmatischen Konfessionen und verfaßte die wunderherrliche Uebersetzung der Psalmen in flämischer Sprache. Sein Geist war eine einzige frische Quelle, welche allen Unrath der Zeit, mochte er kommen, woher er wollte, in sich aufzunehmen verschmähte, und welche in Theorie und That nur Kraft und Leben ausströmte. Dies unterscheidet ihn rühmlich von den meisten seiner Zeitgenossen. In dieser universellen Richtung lag der Schlüssel seines innigen Verständnisses mit dem gleichgesinnten Oranier. Darum wurden sie beide von ihrer Zeit mehr geahnt, als begriffen. Sie trieben dieselbe vorwärts, scheinbar zu ihren Gefühlen und ihrer Denkweise sich herablassend; aber man sieht es deutlich, daß sie oftmals derselben gespottet und über die Mittel, welche das große Werk fördern konnten, die Mittelmäßigkeit nicht immer um Rath gefragt haben. Sie waren beide nicht immer kalvinistisch genug; natürlich, weil ihnen der Protestantismus selbst nur als eine veredeltere Metamorphose sich darstellte, durch welche der Menschengeist sein unaufhörliches Weiterschreiten kund gab, und welche in ein Schulgebäude einzuzwängen, so thöricht als frevelhaft schien.

Die Synode zu Dortrecht, welche an der Ueberzeugung und Begeisterung eines Augenblickes auch jezt noch fortkaut, und welche der verdrängten Mumie des römischen Pabstthums eine gleich widerliche in tyrannisch-langweiliger Gestalt entgegenstellte, mußte dieses Gefühl schon damals halb errathen haben, als sie die herrliche Psalmenübersetzung durch das geistlose Gewäsche eines unberufenen Dritten bei Einführung des Kirchengesangs ersezte; aber die Dankbarkeit des verständigern Theils der holländischen Nation hat ihm in späterer Zeit bleibende Denkmale gesezt, welche seinem Ruhm und seinen Verdiensten gebühren.

Während jedoch bändereiche Sammlungen der fadesten Predigten, Sermonen, Traktate, Briefe u. s. w. die Schränke der Bibliotheken Hollands füllen, sind die kostbaren Geisteserzeugnisse Philipps v. Marnix wahre Seltenheiten geworden. Man ist nicht nur niemals auf den Gedanken gekommen, sie in einer vollständigen Ausgabe kritisch zu sammeln und herauszugeben, damit die Nachkommenschaft an den Strahlen seines Ruhmes zu Großthat, Freimuth, Kraft, Wissenseifer sich entzünde, sondern man findet selbst die hin und wieder zerstreuten einzelnen Schriften, von denen manche doch mehrere Ausga-

ben und Uebersetzungen erlebt, kaum noch in wenigen Exemplaren der einen und andern Landes- oder Privatbibliothek; ein verhängnißvolles Zeichen für den stabil gewordenen Protestantismus und die geistige Richtung dieses Landes; auf jeden Fall ein schreiendes Unrecht gegen den eigenen Nationalruhm und die eigene Nationalität.

Möge es die Eitelkeit der Eingebornen verwunden oder nicht, wenn ein Ausländer, diesen leztern vorgreifend, oder hülfreich, diese Schätze endlich sammelt und nicht nur zum Eigenthum der Holländer, sondern zum Gemeingut aller Nationen macht, so fühlt dieser einmal den Trieb dazu in sich, und er hat bereits sein Vorhaben, das er mit Gottes Hülfe zu verwirklichen gedenkt, kund gegeben. Beide Freunde, im Leben und Wollen und Wirken einst so brüderlich vereint, sollen auch in ihren Schriftdenkmalen Arm in Arm auftreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Von der Luft der Gebirge zu dem Boden derselben übergehend, machte Cläpius zuvörderst bemerklich, daß dessen Oberfläche in einiger Erhöhung stets fühlbar kälter sey, als die der tiefer liegenden Gegenden, so wie denn überhaupt die Temperatur der Luft mit derjenigen des Bodens bis zu einer geringen Tiefe ziemlich übereinstimme. Jedoch treten nicht selten Umstände ein, welche besonders auf Gebirgen bewirken, daß die Oberfläche des Bodens bedeutend mehr erkältet werde, als die umgebende Luft. Dies führte C. zu dem merkwürdigen, erst seit wenigen Jahren bekannten Prozesse der Wärmeausstrahlung, worauf bekanntlich der englische Gelehrte Wells zuerst aufmerksam machte und darüber eine eigene Theorie aufstellte. Nach dieser haben alle Körper unserer Erde, wie sie die Wärme bald besser, bald schlechter leiten, auch die Eigenschaft in verschiedenem Grade, die Wärme durch Ausstrahlung von sich zu entfernen. Je heiterer und trockener nun die Luft ist, desto besser geht dieser Prozeß von statten. Verschiedene Körper aber sind gute Wärmeleiter und doch zugleich schlechte Wärmeausstrahler. Zu den schlechtesten Wärmeausstrahlern gehört die Luft, zu den besten dagegen sind die Pflanzen zu zählen. Strahlen nun diese leztern die Wärme aus, so vermag, aus so eben bemerktem Grunde, die Luft ihnen nicht so viel Wärme durch Leitung und Ausstrahlung zurückzugeben, als sie verlieren; die Pflanzen werden daher kälter als die Luft. Gegen diese Theorie sind von einigen Physikern Einwürfe gemacht worden; und allerdings hat der Umstand etwas Sonderbares, daß nach derselben ein Körper ein guter Wärmeleiter und doch zugleich ein schlechter Wärmeausstrahler seyn kann. Indessen sind jene Einwürfe durch die von dem berühmten Arago mit großem Scharfsinn angestellten zahlreichen Experimente bündig widerlegt worden. Da nun die Gebirgsluft trockener ist, als die unmittelbar über tiefern Gegenden befindliche, so geht auf den Gebirgen die Wärmeausstrahlung in stärkerm Grade vor sich, als hier. Die zunächst sie umgebenden Luftschichten werden daher, eben durch die stark erkältete Oberfläche der Gebirge, verhältnißmäßig viel kälter, als die Luftschichten über den tiefern Gegenden, und zwar um so mehr, als die Oberfläche der Gebirge verhältnißmäßig größer ist, als die der ebenen Gegenden, sie mithin auch auf mehreren Stellen zugleich erkältet wird. Ist nun auf diese Weise die Gebirgsluft viel kälter geworden, als sie es ohnedies schon vermöge der größern Höhe ist, so gleitet sie, kraft des Adhäsionsgesetzes und ihrer Schwere, in die benachbarten Thäler und Ebenen hinab. Die süddeutschen, von Gebirgen umgebenen tiefern Gegenden werden also auch in Folge dieses Prozesses oft mehr erkältet, als die norddeutschen, von den Gebirgen entfernten Gegenden. Als Beispiel führte schließlich C. das in einem Thale liegende Stuttgart an, wo die Nächte verhältnißmäßig sehr kalt sind. So daß in der Mitte Oktobers 1829 dort die Temperatur einmal auf $-4°$ R. sank, während sie zu Frankfurt a. M. und Berlin erst am Ende dieses Monats auf -1 bis $2°$ herabging. Ferner zeigte sich die Temperatur in dem nicht weit von Gebirgen entfernten Frankfurt a. M. in mehreren Nächten des Oktobers 1830 unter ° R., in einer Nacht sogar beiläufig $= -2\frac{1}{2}°$, während sie zu Berlin nur in einer einzigen Nacht auf $-\frac{1}{2}°$ sank.

Paris, 17. Februar.

Der Fasching und die Politik.

Nie hat wohl Paris einen so sonderbaren Fasching erlebt, wie den lezten; ein solches Gemisch der ernsthaftesten Auftritte und der Karnevalsscenen ist wohl niemals erlebt worden, und wird auch vermuthlich nie wieder erlebt werden; dazu gehörte die sonderbare Fügung, daß die Politik gerade mit der Sucht oder Gewohnheit, die Karnevalsbelustigung mitzumachen, unversehens zusammentraf, ohne daß weder die eine, noch die andere wich, und jede daher neben der andern ihr Unwesen trieb; man hätte zu gleicher Zeit lachen und weinen mögen. Der Karneval hatte den schmollenden Schwarm der Stockroyalisten wieder hervorgelockt, und die alten Adeligen hatten sich wieder bequemt, mit den Helden des Julimonates, die ihnen ihre Pensionen und andere zeitlichen Güter entrissen, zusammen zu tanzen. Bälle waren, wie ein Tageblatt bemerkt, die besten diplomatischen Unterhändler gewesen, und es schien, als ob die Partheien wieder miteinander ausgesöhnt seyen, oder wenigstens, als ob die Aussöhnung nicht lange mehr ausbleiben werde. Darin hatte man sich aber getäuscht. Die Tageblätter der Ultrapartei sprachen von der bevorstehenden Trauerfeier am Jahrestage der Ermordung des Herzogs von Berry, und die fanatischen Anhänger jener Parthei bereiteten sich vor, an diesem Tage ihre Gesinnungen recht auffallend an den Tag zu legen. Der Jahrestag jenes Mordes, der 13. Februar, fiel bekanntlich dieses Jahr auf den Faschingsmontag. Am Tage vorher hatten die Gazette de France und die Quotidienne schon Aufsätze eingerückt, welche für die Nation höchst beleidigend waren, weil sie gleicher Gesinnungen mit dem Mörder Louvel beschuldigt wurde; dies reizte die Gemüther auf. Am folgenden Tage nun hielten die Stockroyalisten und ehemaligen Höflinge das feierliche Seelenamt in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Die Thorheiten, die sie dabei begingen, und wie sie den herrschenden Gesinnungen Troz boten, ist aus den Zeitungen bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Februar 1831.

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!

Goethe.

Neuer Frühling.

Von H. Heine.

I.

Unterm weißen Baume sitzend,
Hörst du fern die Winde schrillen,
Siehst wie oben stumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen.

Siehst wie unten ausgestorben
Wald und Flur, wie kahl geschoren!
Um dir Winter, in dir Winter,
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdrossen
Meinst du schon, mit Schneegestöber
Hab' der Baum dich übergossen.

Daß es doch kein Schneegestöber,
Merkst du bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen sind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maye,
Schnee verwandelt sich in Blüthen,
Und dein Herz, es liebt auf's Neue.

II.

Es erklingen alle Bäume,
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Waldorchester?

Ist es dort der graue Kibitz,
Der beständig nickt, so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt, zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während Alles musiciret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sizt des Walds Kapellenmeister,
Und ich fühl' wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

III.

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie,
Sie schmettert, daß es schallt!
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß schon der ganze Wald.

IV.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

V.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paßt' dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht!

VI.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör' die Glasthür' klirren,
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen!
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Möge der gewaltige Sturm, welcher gegenwärtig unsern Welttheil durchzieht, umwerfen, was er will, und was weder der Erhaltung würdig, noch fähig ist, er wird gewiß dieses Denkmal schonen und achten, welches der reinsten Menschheitsliebe, der edelsten Freiheitskraft, dem beharrlichsten Streben aufgebaut wird. Durch die Leichen, welche der brudermörderische Streit in neuesten Tagen in dem Vaterlande dieser beiden Männer aufgethürmt, schreiten sie, zwei riesenhafte Geister, mahnend, drohend, belehrend; und ihre Sprache wird von allen denen verstanden werden, welchen das ewige Wort des Genius unseres Geschlechts höher, als der Ruf einseitiger Partheiung, und welchen die Verehrung der Nachwelt gewichtiger, als der vergängliche Weihrauch der Leidenschaften des Tages ist. Wenn der Wahn und das Unrecht mit glänzenden Farben jeder Art sich schmücken, und den erborgten Glanz täuschend für Wahrheit und Recht auszugeben verstehen, so wird doch zwischen allen bessern Gefühlen vergangener und gegenwärtiger Zeit innige Berührung stattfinden, und was die Kleinen und Schwachen im Gepolter tagtäglichen Lebens überhören, an die Brust des Weisen und Guten siegreich dringen.

Dem Verfasser dieser Biographie Philipps v. Marnix, welche zugleich als Programm der Ausgabe seiner Werke dient, hat ein Deutscher hülfreich die Hand geboten. Wenn auch die Ausgabe weder beispiellos wohlfeil, noch in einem Bande dem Publikum dargereicht werden kann, so darf man doch von diesem leztern, besonders bei jetziger Stimmung der Gemüther erwarten, daß es ein Unternehmen befördern helfen wird, welches wissenschaftliche Erzeugnisse ersten Ranges in Politik, Profan-, Kirchen- und Kriegsgeschichte, Redekunst und Poesie in einer würdigen Gestalt mitzutheilen den Zweck hat, und die reiche Summe germanischen Ruhmes vermehrt, gleichviel, ob ein Hoch- oder Niederdeutscher der Urheber desselben, und ein Schweizer oder Holländer der Herausgeber ist *).

*

Die Verdienste des Herrn zu St. Aldegonde sind vielfach Gegenstand der Darstellung von Seite holländischer Geschichtschreiber und Literatoren gewesen; die Belgischen haben ihn, theils aus Unwissenheit, theils aus Partheigeist, vernachläßigt, und auch ihre Lobpreisungen des berühmten Mannes, welchen sie während seiner Lebzeit verfolgt und mit dem man sie erst in neuesten Tagen wiederum bekannt gemacht, sind nur Echo's ausgezeichneter Stimmen des Nordens. Und gleichwohl hat er einen großen Theil des Schönsten und Gediegensten in französischer, als der allgemein verbreitetsten, Sprache geschrieben, derselben, welche vor wenig Jahren mit so großem Ungestüm als die Nationalsprache von Südniederland angesprochen worden ist. Aber auch den holländischen Gelehrten kann man den gegründeten Vorwurf machen, daß sie die großartige Erschei-

---

*) Die Werke Philipps van Marnix und Wilhelms des Schweigenden werden in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, München, Stuttgart und Tübingen, erscheinen, und das Nähere darüber soll nächstens folgen.

nung, welche ihre Geschichte im sechzehnten Jahrhundert durchstrahlt, nur von einseitigem, entweder politischem, kirchengeschichtlichem oder literarhistorischem, und nicht von einem universellen Standpunkte aufgefaßt haben. Nur wenige, höherstehende Männer, wie Brant, de Vater, Hooft, Bayle, Prins, Scheltema, Collot d'Escury, van Kampen, Gysbeek, van der Aa u. s. w. faßten ihn mit mehr oder minderem Glück in seinem reinmenschlichen und patriotischen Werthe auf. Ihre Bemühungen für ihn sind zugleich Denkmale ihrer eigenen Trefflichkeit *). Es ist ein wahres Unglück, daß so manches Große in der Geschichte nur deßhalb vorhanden zu seyn scheint, damit die Gelehrten es, gleich edlem Wein, in Flaschen verzapfen und an gewissen Festtagen ihren Gästen auftischen. So liegen in gelehrtem Wust ungenießbarer Dissertationen und geschmackloser polyhistorischen Sammlungen neben Spreu und Mist die Diamanten der Menschheit vergraben, und es gehört Selbstverläugnung und Anstrengung dazu, um den Eckel zu überwinden, welcher mit ihrer Ausgrabung und Vereinigung unzertrennlich verbunden ist.

Die meisten Biographen, in der Absicht, ihren Helden dadurch eine Ehre anzuthun, beginnen mit den Thaten der Ahnen und mit dem Glanz und Alter des Geschlechts. Auch hiefür ist bei Marnir reichlich gesorgt worden. Das Nobiliaire des Pays-Bas und viele andere ähnliche Werke, welche Eitelkeit oder Schmeichelei einer Reihe von vergessenswürdigen Namen mit schweren Kosten aufgethürmt, geben auch über die Familie der St. Aldegonde weitläuftige Aufschlüsse, welche wir zur Beruhigung aller, genealogische Gründlichkeit liebenden Seelen hier mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der biographische Kompilator Kock hat ihn vielfach verunglimpft, ja verläumdet.

Lord Radical.

Zu den neuesten und merkwürdigsten Erscheinungen in London gehört eine französische Zeitschrift unter dem Titel: le Précurseur. Sie soll unmittelbar von Holyrood-House herstammen, und bezweckt nichts Geringeres, als Europa, als Vorreiter, schnell auf die Legitimität vorzubereiten, zu der es, wie der Précurseur fest überzeugt ist, nach Anarchie und Blutvergießen zurückkehren muß, von der es aber in diesem Augenblick sich in tollem Streben loszureißen sucht, besonders aber Frankreich zu bereden, daß es recht bald Heinrich V. auf seinen Thron berufe. Indessen beschäftigt sich das erste Stück, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für die hier herrschende Preßfreiheit, welche es selbst Fremden erlaubt, über Englands Staatsangelegenheiten Glossen zu machen, fast ausschließlich mit dessen Verfassung und der ihm drohenden Revolution. Die folgende Skizze von einem Lord Radical ist nicht übel gerathen.

„Milord A. B. besizt ein schönes Vermögen; er wird von seinen Kollegen im Oberhause geachtet und lenkt die Wahlen in verschiedenen Grafschaften. Er hat prächtige Schlösser, Parke, Pferde, Hunde und Diener. Seine Gemahlin zeichnet sich sowohl durch Geist, als Schönheit aus; er hat liebenswürdige Kinder, an denen er mit ganzer Seele hängt. Ohne Zweifel wird man nun meinen, er freue sich, dereinst diese Reichthümer, diesen Rang, diese Macht, die ihm kraft der Landesverfassung seine Geburt verliehen, auf diese geliebten Kinder übertragen zu können; keineswegs: nach ihm ist das ganze Staatssystem, das ihn in diese glückliche Lage versezt hat, ein Unsinn; die Menschen werden gleich geboren, die gesellschaftlichen Einrichtungen sind nichts als Uebereinkunft, die eine andere Uebereinkunft vernichten kann. Alle Souveräne (und er selbst ist ein Theil einer Souveränität) sind Usurpatoren; die Rechte der Menschheit werden durch jede Aristokratie verlezt (und er ist ein Aristokrat); das Parlament (er ist ein Mitglied desselben) bedarf einer durchgreifenden Reform. Mit einem Worte, Milord ist ein Liberaler, nein, noch mehr, er ist ein Radicaler; freilich nur in Hinsicht auf die Grundsätze der Sekte, denn in allem andern unterscheidet er sich gewaltig von den ächten Radicalen. Die Radicalen nähren sich meistens von Kartoffeln und dünnem Bier, und zu Milords Mittagessen müssen beide Indien, Portugal und Frankreich ihr Seltenstes und Bestes liefern. Die Radicalen besuchen einander in Lumpen, und Milord würde einen schlechtgekleideten Menschen kaum in seine Ställe lassen. Die Radicalen halten nicht sehr viel vom Eigenthumsrecht, und Milord läßt ohne Umstände einen jeden nach Botany-Bay transportiren, der ihm einen Fasanen stiehlt. Dafür aber haben auch die Radicalen keinen beredtsamern Vertheidiger im Oberhaus. Vielleicht wäre es ihnen lieber, wenn er sie die Brosamen, die von seinem Tische fallen, auflesen hieße, aber davon ist bei dem stolzen Manne nicht die Rede; Milord ist wohl gern populär, aber hübsch aus der Ferne, und die guten Radicalen dürfen sich ja freuen, wenn sie aus den Zeitungen erfahren, wie sehr dem edlen Lord ihre Sache am Herzen liegt."

„Milady gibt ihrem Gemahl nichts an Geringschätzung und Hochmuth nach, wenn es sich davon handelt, die Huldigungen von Leuten in Empfang zu nehmen, die nicht höher im Range stehen, als sie, und wer dürfte sich schmeicheln, von ihr als höher stehend angesehen zu werden? Kurz, sie denkt, spricht und handelt, wie ihr Gemahl. Doch Höflichkeit gegen ihr Geschlecht ist Pflicht, und so sagen wir nichts weiter, als: Milady ist stolz."

„Milord haßt die Legitimität; überall verfolgt er sie mit seinen Spöttereien. Dagegen hat er aber nichts, daß ihn ein legitimer Vater gezeugt hat, dessen Sitz im Oberhause ihm auf geradem Wege zugefallen ist, ohne daß er, wie Figaro sagt, sich weiter darum zu bemühen brauchte, als daß er eben zur Welt kam. An diesem Sitz und den damit verbundenen Privilegien hält er zum wenigsten so fest, als Mahmud am türkischen Scepter. Nichtsdestoweniger greift er in seinen Reden unaufhörlich die Legitimität an, und doch bedarf Niemand derselben mehr, als er. Man nehme ihm den erblichen Rang, den dieselbe Legitimität ihm verschafft hat, was bleibt ihm? Er ist nicht so gesund, wie sein Kutscher, hat nicht so viel Geld, als sein Bankier, weniger Geschäftskenntniß, als sein Verwalter, weniger Kunstfleiß, als die Handwerker in seinem Dorfe, weniger Wissenschaft, als sein Hausarzt. In sittlichem Werth steht er bei weitem dem bescheidenen Pfarrer nach, dem er so eben eine der zahlreichen Pfründen verliehen hat, über die er, kraft der von ihm verschrieenen Verfassung, verfügt, und was die physische Stärke betrifft, so müßte er dem schwächsten seiner Pachterssöhne unterliegen."

„Auch Milady haßt und verabscheut alle Könige und Fürsten der Welt; Lady Morgans Werk liegt immer auf ihrem Tisch; es ist das Textbuch, aus dem sie alle Tage ihre Schimpfreden gegen alles Vornehme entlehnt. Sie nennt diesen Souverän blödsinnig, jenen schimpft sie einen Tyrannen. Das Volk ist alles, sagt sie, dem Volk allein kömmt die Herrschaft zu, es lebe das Volk! Dabei verlangt sie aber von ihrer Dienerschaft grenzenlose Verehrung und Unterwürfigkeit. Vor Kurzem erst jagte sie einen ihrer Bedienten fort, der es vergessen hatte, nachdem er einen Auftrag erhalten, rückwärts aus dem Zimmer zu gehen; ihre Kammerfrau wartet ihr knieend auf, und sie hat einen Arzt verabschiedet, weil er ihr nicht eine tiefe Verbeugung machte, ehe er ihr den Puls fühlte."

„Der Haß des edeln Paars gegen alle Fürsten leidet indessen Eine Ausnahme, und diese Ausnahme ist — Napoleon. Napoleon ist ihr Held; in jedem Winkel ihres Hauses findet man seine Büste oder sein Porträt, und Milord bewahrt in einem reichverzierten Kästchen zwei Knöpfe von dem Rocke, den der Edelmann von Ajaccio am Tage seiner Abdankung trug, einen Handschuh, der ihm bei der Flucht vom Schlachtfeld von Waterloo entfiel, und ein zärtliches unleserliches Briefchen, das er auf St. Helena schrieb. Milord liebt in Napoleon den Feind seiner Feinde, d. h. der Fürsten von Europa; aber das Hauptmotiv dieser widersinnigen Abgötterei ist der Widerspruchsgeist; dieser erlaubt ihm nicht, mit dem vernünftigen Theil seiner Kollegen und seiner Nation einerlei Meinung zu seyn — er ist ein Original."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Februar.

(Beschluß.)

Der Fasching und die Politik.

Das Volk wurde böse, warf den Stockroyalisten und ehemaligen Höflingen ihr Castrum doloris über den Haufen, verjagte Priester und Höflinge und stürmte dann auf den Pallast des Erzbischofs, des berüchtigten Hrn. de Quelen, los, welcher dieses Traueramt und diese Thorheiten gebilligt hatte, obschon er von der Regierung zuvor gewarnt worden war. Nachdem im Julimonate dieser Pallast rein ausgekehrt worden war, so hatte sich der Erzbischof bald wieder mit sehr schönen Meubeln versehen. Diesmal wurde nun Alles wieder zerschlagen und in die vorbeifließende Seine geworfen; diese Zerstörungsarbeit wurde am Faschingsdienstage Morgens mit Eifer fortgesezt, ohne daß die in Eile zusammenberufene Nationalgarde es verhindern zu müssen glaubte. Gestern Morgen schwammen auf der Seine Bischofsmützen, Bücher, Papiere, Bruchstücke von Mahagonymeubeln, traurige Beweise des dahinschwindenden Luxus der geistlichen Macht in Frankreich; die von dem jezigen allgemein gehaßten Erzbischofe auf den Kirchen errichteten Kreuze wurden heruntergeschlagen, und hätte es die Nationalgarde nicht verhindert, so würde in mehreren Kirchen alles zerstört worden seyn. Und während dieser revolutionären Auftritte fuhren die Masken auf den Gassen herum, ohne daß sich Jemand in seiner Faschingsbelustigung stören ließ. Am lezten Tage riefen den ganzen Tag bis zum späten Abende die Trommeln die Bürger unter die Waffen, und nichtsdestoweniger waren Hunderte und Tausende von Wagen in Bewegung, um die Damen auf die Bälle zu führen. Einige Masken stellten Jesuiten und Karlistische Höflinge vor, sogar Karl X. wurde nachgemacht und ihm ein Brevier statt eines Scepters in die Hand gegeben. Der sonderbarste Auftritt war der, den der ausgelassene Pöbel veranstaltet hatte. In dem erzbischöflichen Pallaste hatte man das Bild des Erzbischofs gefunden. Dieses wurde unter einem zerrissenen Thronhimmel mit allerlei Küchengeschirr umhergetragen, wobei der Pöbel den Marseillermarsch anstimmte. Hätte man den Erzbischof erwischen können, so würde er vielleicht nicht gut davongekommen seyn. So ist glücklicherweise Niemand ums Leben gekommen; aber einige Kirchen liefen Gefahr, zerstört zu werden. Unbegreiflich bleibt es, wie ein solcher Aufruhr dem Fasching nicht den geringsten Abbruch gethan, sondern auf eine groteske Art sich demselben vermählt hat.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 43:
Die Bibliothek.

Räthsel.

Ich mache dünn, ich mache glatt,
Ich trockne aus, was Wasser hat;
Ich schwitze, seufze, strahle Licht,
Und mancher liebt die Helle nicht;
Ich spreche freundlich, doch im Grimme,
Schallt gleich dem Donner meine Stimme.
Wer mich will sachte schläfern ein,
Muß alt und klug und mächtig seyn.
Mich fesselt, rühr' ich mich einmal,
Nicht glattes Gold, nicht rauher Stahl;
Zu solchem Werk ist keiner klug,
Ist keiner alt und mächtig g'nug.
Beugt euch! denn wißt ihr, wer ich bin?
Ich bin Europas Königin.

C. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Februar 1831.

Beseufzen muß ich manch beseufztes Leid,
Um altes Weh im neuen Schmerz ertranken.

Shakespeare.

Neuer Frühling.

Von H. Heine.

VII.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergibt,
Solche Küsse, wie beseel'gen
Sie die Seele, die da liebt!

Ahnend und erinn'rungsüchtig,
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt.
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist.

VIII.

In meiner Erinn'rung erglühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welkenden Rosen zeige.

IX.

Hab' ich nicht im Reich der Träume,
Schon geschwelgt in diesem Glücke?
Waren's nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach, ich weiß, wie sich verändern
Diese allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume.

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jezt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen!

X.

„Mondscheintrunkne Lindenblüthen,
Sie zerfliessen fast in Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

„Lieblich läßt es sich, Geliebter,
Unter dieser Linde sitzen,
Wenn die goldnen Mondenstrahlen
Durch die duft'gen Blätter blitzen.

„Schau dieß Lindenblatt, du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden;
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.

„Doch du lächelst, wie verloren
In entfernten Sehnsuchtsträumen —
Sprich, Geliebter, welche Wünsche
Dir im lieben Herzen keimen?"

Ach, ich will es dir, Geliebte,
Gern bekennen, ach, ich möchte,
Daß ein kalter Nordwind plötzlich
Weißes Schneegestöber brächte;

Und daß wir, mit Pelz bedecket,
Und im buntgeschmückten Schlitten,
Schellenklingelnd, peitschenknallend,
Ueber Fluß und Fluren glitten.

XI.

Durch den Wald, im Mondenscheine,
Sah ich jüngst die Elfen reiten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih' und flogen
Rasch dahin, wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreiten.
Galt das meiner neuen Liebe?
Oder soll es Tod bedeuten?

XII.

In Gemäldegallerieen
Siehst du oft das Bild des Manns,
Der zum Kampfe wollte ziehen,
Wohlbewehrt mit Schwert und Lanz.

Doch ihn necken Amoretten,
Rauben Lanze ihm und Schwert,
Binden ihn mit Blumenketten,
Wie er auch sich mürrisch wehrt.

So, in holden Hindernissen,
Wind' ich mich, mit Lust und Leid,
Während andre kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Die Besitzungen der Familie lagen theils in Belgien, theils in Holland. In letzterem heben wir Westsouburg, auf der Insel Walchern, und Touwink auf Seeland hervor; in ersterem, ihrer eigenthümlichen Heimath, St. Aldegonde im Hennegau. Das Schloß auf dem Berge, welches diesen Namen trug, lag ohnfern eines Klosters, gegründet zu Ehren eines im siebten Jahrhundert gestorbenen Fräuleins, Aldegonde genannt, Tochter des fränkischen Grafen Walder; ihre Tugenden hatten ihr die Kanonisation, ihre Wunder dem Kloster Maubeuge einen Ruf verschafft. Der Name St. Aldegonde blieb jedoch nicht ausschließlich den Marnir's, sondern die Noircarmes theilten denselben mit ihnen.

Philipp war der zweite Sohn Jakobs van Marnir (Herr zu Thoulouse, Budingen und St. Aldegonde) und der Maria von Hemmerycourt (aus hochburgundischem Geschlechte), und zu Brüssel im Jahr 1538 geboren. Der Vater gehörte zu den eifrigsten Beförderern des Widerstandes wider Philipp II., gleich in der ersten Periode, und wahrscheinlich zu den geheimen Anhängern des Protestantismus in Belgien. Aus eben diesem Grunde ward der Jüngling daher auch frühzeitig nach Genf geschickt, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studiren. Er hatte das Glück, in die Wohnung Kalvins, an welchen er Empfehlungen mitgebracht, unmittelbar aufgenommen und von demselben, so wie von dessen berühmten Freunde Beza, in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache unterwiesen zu werden. Sein Gegner Don Juan d'Austria ersah in diesem Verhältniß mit Recht die erste und vorzüglichste Quelle aller nachmals von ihm aufgefaßten sogenannten Irthümer.

Im 22ten Jahre kehrte Philipp, mit Kenntnissen reichlich ausgerüstet, nach seinem Vaterlande zurück; doch mußte er sich sechs Jahre lang durch stille Verborgenheit dem drückenden Joche grausamer Verfolgung, welches auf seinen Glaubensgenossen lastete, entziehen. In dieser Verborgenheit suchte er durch eifriges Selbststudium den Kreis bisher erworbener Kenntnisse zu erweitern, und er verfolgte den Gang der Entwicklung des kirchlichen und politischen Lebens in den Niederlanden mit unverwandtem Blick und mit ängstlicher Sorgfalt. Alle Leiden, seinen Mitbürgern durch die spanischen Satrapen zugefügt, stimmten ihn zur innigsten Theilnahme; ein von Antwerpen aus im Jahr 1561 an Peter Delenus, Lehrer der reformirten Kirche zu London, geschriebener Brief drückt dieß Gefühl auf das ehrenvollste aus.

Der feste, männliche Charakter, welchen der von St. Aldegonde schon in so jungen Jahren offenbarte, gewann ihm schnell die Achtung der Ausgezeichnetsten seiner Parthei,

und es gab bald keine Sache von Belang, ja selbst kein noch so wichtiges Geheimniß mehr, darein er nicht eingeweiht worden wäre. Seine Sprache war energisch, wie die eines alten Römers; sein Gemüth so rein, wie das eines der ersten Christen. Erst mit dem Jahre 1565 wagte er es indessen, mit seinen politisch-kirchlichen Ansichten öffentlich aufzutreten. Dieß geschah bei Gelegenheit der Abfassung und Unterzeichnung des berufenen Kompromisses oder Verbündnisses der Edlen, welcher aus seiner Feder hervorgegangen und das erste Manifest der niederländischen Nation gegen ihren Bedränger war. Seine Unterschrift prangt zuerst darauf; die Urkunde selbst steht in allen bedeutenden Geschichtswerken über den Aufstand; auch Schiller hat ihn seiner geistreichen Schrift eingerückt, und ein holländischer Gelehrter denselben, so wie die damit zunächst in Verbindung stehenden Thatsachen, in einem ausführlichen Werke beleuchtet *). Es ist ungewiß, und wohl mehr als unwahrscheinlich, daß Marnir auch der Verfasser der bekannten, in den ersten Tagen des Aprils 1566 der Regentin-Statthalterin überlieferten Schmähschrift gewesen. Doch befand er sich ohne Zweifel mit im Gefolg der Edlen, welche dieselbe überbrachten.

Aber auch im Geheimen hatte er bereits kräftig für Maßregeln des Widerstands gegen die Tyrannei des Tages mitgewirkt und der Versammlung zu Antwerpen (1566) beigewohnt, welche den Entschluß gefaßt, die Fesseln schimpflicher Heimlichkeit bei Ausübung des neuen Kultus hinfür abzustreifen, und den Gott, so wie man ihn in der Brust erkannt, auch öffentlich im Tempel, oder unter freiem Himmel zu verehren. Das Resultat dieser Versammlung, der Entwurf der sogenannten Moderatie, welche man dem Hofe übergeben, ist bekannt. St. Aldegonde hatte großen Theil daran.

Die Frucht solch öffentlichen und heimlichen Wirkens gegen das spanisch-papistische System war: Haß und Beschimpfung von Seite seiner Verwandten, Verlust seiner Würden und Güter, und endlich einjähriges Gefängniß unter der Gewaltherrschaft von Alba und Requesens; drei Monate lang machte er jeden Abend sein Testament und empfahl sich der Gnade des Höchsten, indem er die Nacht nicht zu überleben hoffte und von der Absicht Albas überzeugt war, ihn im Kerker tödten zu lassen.

Endlich fand er Gelegenheit, nach Deutschland zu kommen, was sein Freund, Wilhelm von Oranien, den er seit geraumer Zeit schon kennen gelernt, bereits früher gethan hatte. Er begab sich nach Heidelberg, damals eine besondere Zufluchtsstätte vertriebener Protestanten aus fremden Ländern. Er war mit Empfehlungen des Prinzen an den Pfalzgrafen versehen worden und in dessen Dienste getreten, bis auf weiteres als Münzmeister oder Generaleinnehmer der Beiträge zum Behufe der Rüstungen wider gemeinsame Feinde. In dieser Eigenschaft kam er mit Kaspar von der Heiden, Prediger zu Frankenthal, in lebhafte Berührung, und beide Männer beriethen sich, mittelst häufigen Briefwechsels, über den Plan „eines allgemeinen Unterstützungsfonds für sämmtliche zerstreute reformirte Gemeinden." Die darauf wirklich zu Stande gekommene Bursa trug noch lange den Namen der fremden Diakonei.

Die trübsten Wolken umhingen die Lebensperiode von 1567 bis 1571, und Marnir hatte einen reichen Spielraum zu Entwickelung seiner geistigen Thätigkeit und zu Bewährung seiner sittlichen Kraft. Eine Art Einheit und Hierarchie unter den Glaubensgenossen in der Ferne und Nähe zu Stande zu bringen, war bei ihm die vorherrschende Idee. Mehr als irgend Einer erkannte er die hohe Nothwendigkeit derselben, so wie die Gefahren, welche dem Protestantismus schon in der ersten Zeit seines Auftretens aus Vereinzelung, Zersplitterung, Rechthaberei und Sektengeist gedroht. Da die Religion ihm Sache des Herzens und der Ueberzeugung nach festen Grundsätzen war, so ging sein gebildeter Geist über alles Kleinfügige, Einzelne, Hemmende mit sicherm Takte hinweg, und er suchte die verschiedenen Ringe in eine starke, furchtbare Kette, die unzähligen Strahlen, in welche die entfesselte Aufklärung sich brach, zu einem schönen harmonischen Irisbogen zu vereinigen. Tag und Nacht arbeitete Marnir also für die Wohlfahrt der verfolgten Kirche, für die Gemeinschaft der Brüder, für den Triumph der evangelischen Wahrheit. Zu Embden, zu Wesel und zu Köln erschien er in Person, und von letzterer Stadt aus schrieb er einen herrlichen Liebesbrief an die Embdener, welcher kostbare Früchte trug. Es war in diesem Leben und Treiben der damaligen Protestanten viel Aehnlichkeit mit demjenigen der ersten Christen; ihre Leiden wurden auch als Muster genommen, wie die gegenwärtigen Stürme zu ertragen seyen; ihre stillen Geistesfreuden waren die Feuersäule in der neuen Wüste, wohin sie vor den Aegyptiern des Jahrhunderts geflüchtet. Die dicken Folianten und Quartbände mit theologischen Streitfragen liegen im wohlverdienten Grabe der Vergessenheit; aber das lebendige Wirken und Streben, gegenüber einer Welt in Waffen, welche die Geistersaat zu zertreten sich anschickte, steht in der Geschichte der Menschheit unvertilgbar.

St. Aldegonde erschien, als die Zeiten günstiger und die Anstrengungen der niederländischen Geusen siegreich geworden, neuerdings nun auch auf politischem Schauplatz wieder. Er ging im Heumond 1572 nach Dortrecht zur ersten berühmten Versammlung der Staaten von Holland, und zwar mit Vollmachten des Prinzen von Ora-

*) I. W. Te Water, Hist. van het Verbond der Edelen. Amst. 8.

No. 9.

Kunst = Blatt.

Dienstag, 1. Februar 1831.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Siebenter Brief.

Die bemalten Vasen des Museums.

Geht man in den Sälen der Bronzen, Terracotta's und Gläser zurück nach den Gemächern, welche den nördlichen Seitenbau einnahmen, so findet man in ihnen, einem Saale mit zwei Cabinetten zu beiden Seiten, die schönste und erlesenste Sammlung griechischer Vasen aufgestellt, welche Deutschland je gesehen hat. Sie ist mit Ausnahme weniger und unbedeutender Stücke der früheren Sammlung (und ich weiß nicht einmal bestimmt, ob sie hier aufgenommen sind) ganz das Werk Sr. Maj. des jetzt regierenden Königs und bildet ein unvergängliches Denkmal seiner aufgeklärten Kunstliebe und königlichen Gesinnung. Ueber ihre Bildung liefert die oben erwähnte Uebersicht ihres würdigen Vorstandes folgende Nachricht:

„Die Grundlage derselben bildete die Sammlung des Hrn. Henin d. j., welche schon im Jahre 1805 zu Paris gekauft wurde. Diese Sammlung, aus 333 einzelnen antiken Gefäßen bestehend, enthielt schätzbare Denkmäler dieser Klasse von Alterthümern, fast aus allen Fabriken in allen Größen und Formen. Sie konnte indeß nur erst als Bezeichnungsmittel des großen, mannichfaltigen Fachwerks angesehen werden, worin mit der Zeit bedeutendere Erwerbungen dieser Art eingereiht werden mußten, wenn diese Sammlung für Studium der Kunst des Alterthums und für Bildung des Geschmacks die Früchte gewähren sollte, welche mit Recht von diesen so lehrreichen und zierlichsten Denkmälern des Alterthums zu erwarten sind.

Die Gelegenheit zu allmähliger Erweiterung dieser Grundlage fanden sich auch bald in den folgenden Jahren, und zwar zuerst in dem Ankauf zweier ausgezeichneten sicilianischen Gefäße mit Malereien im älteren griechischen Styl und lesbaren Inschriften versehen, welche bis dahin Besitzthum eines Privatmannes in Potsdam gewesen waren. Reichlicher aber und ausgedehnter fielen diese Erweiterungen seit dem Jahre 1822 aus, wo der Ankauf einer Zahl von 27 schönen Gefäßen verschiedener Größe, Form und Fabrik aus der Sammlung des Hrn. Gargiulo in Neapel zu Stande kam; darauf im Jahre 1824 durch den Erwerb von 76 größeren und kleineren Gefäßen mit der ganzen Frhrl. von Minutoli'schen Sammlung vermischter Alterthümer, bald darauf durch bedeutende Geschenke des verstorbenen Grafen von Sack, auch außer andern sehr schätzbaren Denkmälern verschiedener Art, durch 22 bemalte Vasen, eine der Ausbeuten seiner Reise nach Griechenland, besonders in Attika. Im Jahre 1827 wurden sechs auserlesene, schöne Gefäße aus der Gräfl. von Ingenheim'schen Sammlung mit der Königlichen vereint, des Ankaufs einiger anderen einzelnen Gefäße von Werth bei verschiedenen Gelegenheiten nicht besonders zu erwähnen.

Aber in Hinsicht auf inneren und äußeren artistischen und antiquarischen Werth erhielt (1828) die sich immer mehr ausdehnende Sammlung eine ihrer vorzüglichsten Bereicherungen durch 128 höchst merkwürdige und schätzbare Gefäße aller Formen und Fabriken, welche eine der wichtigsten Abtheilungen des Bartoldy'schen Alterthümer-Museums in Rom ausgemacht hatten und mit dem ganzen Museum in den Besitz Sr. Maj. des Königs durch Ankauf von den Bartoldy'schen Erben übergegangen waren.

Wodurch aber diese jetzt schon sehr beträchtliche und lehrreiche Sammlung zu einer der reichsten und vorzüglichsten in ganz Europa erhoben wurde, das geschah durch den Ankauf der an 1348 einzelnen Gefäßen aller Zeitalter, Fabriken, Formen und Größen (unter ihnen 14 der größten Prachtvasen) so reichen Sammlung, welche der K. K. Oestreichische Feldmarschall-Lieutenant Baron von Koller, während eines mehrjährigen Aufenthalts in Neapel und Sicilien aus allen Gegenden Großgriechenlands, Siciliens und Mittelitaliens, durch einen Verein der glücklichsten Verhältnisse unterstützt, zusammengebracht und sie von Neapel nach seinem Schlosse zu Obrzistwo in Böhmen versetzt hatte. Hier ward sie nach dem bald darauf erfolgten Tode des Besitzers mit dem größten und besten Theil seines übrigen zahlreichen Alterthümer-Mu-

seums zu einer der schönsten Hauptzierden des Königl. Preuß. Museums, auf Befehl Sr. Maj. des Königs im Jahre 1828 angekauft und glücklich nach Berlin versetzt.

So besteht demnach jetzt diese ganze Sammlung beinahe aus 2000 Gefäßen aller Fabriken, Größen und Formen, aus alten Zeitaltern der griechischen Gefäßkunst, mit Inbegriff einer Anzahl ächt etrurischer Gefäße aus schwarzem Thon und mit erhobenem oder eingedrucktem Bildwerk verziert.“

In dem Vorzimmer zum großen Saale zeigen die beiden ersten Glasschränke eine Zusammenstellung von kleinen Gefäßen mit Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Formen, von den flachen Tellern durch alle Gestalten der Schaalen, Schüsseln, Terrinen, deßgleichen alle Arten von Töpfen, Urnen mit den verschiedensten Ausbiegungen des Eies, der Glocke und mit großer Mannichfaltigkeit der Mündungen, Henkel, auch solche, welche sich als Köpfe von Menschen und Thieren darstellen. Diese Zusammenstellung ist auch deßhalb sehr zweckmäßig und belehrend, weil in allen größern Vasen, auch in den größten, sich dieselben Formen wiederholen, und deßhalb dieser Verein des Kleinern als ein typischer Inbegriff jeder Vasensammlung kann betrachtet werden. Deßgleichen sind in diesem Zimmer die Gefäße von hellgelbem Thone mit farbigen Thieren und Blumen im ältesten griechischen Geschmacke, oder, wie es mir scheint, einer besonderen, später beibehaltenen Kunstart angehörig, merkwürdig, die innern Theile und Glieder sind durch eingeritzte Linien angedeutet.

Die Hauptsammlung im großen Saale mußte natürlich mit Rücksicht auf die Symmetrie geordnet werden; doch wird man nach einiger genauerer Betrachtung des Einzelnen bald die kunstreiche Folge und den geographischen Zusammenhang ihrer Theile herausfinden. Dort im ersten Glasschranke linker Hand stehen außer den bekannten altgriechischen mit strengen Figuren auf rothem Grunde, auch einige von jenen attischen mit ähnlichen Figuren auf weißem Grunde, welche erst die neueste Zeit an das Tageslicht gebracht hat; daran schließt sich vorzüglich aus Campanien und Sicilien eine sehr reiche Folge vortrefflicher griechischer Vasen ebenfalls in dem alten heiligen oder hieratischen Style, unter ihnen auch ein Exemplar jener höchst merkwürdigen attischen, welche die neueren Entdeckungen gezeigt und vervielfältigt haben, mit der Inschrift:

ΤΟΝ ΑΘΕΝΕΘΕΝ ΑΘΛΟΝ

d. i. τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων (od. ἆθλον) von den Kampfpreisen aus Athen, (einer), deren schon bei Pindarus Erwähnung geschieht, als welche mit attischem Oele gefüllt, den Siegern bei den Panathenäen gegeben wurden; denn er sagt (Nem. 10, 35) vom Theäus aus Argos, den er als Sieger in jenen Spielen begrüßen will:

„Des Oelbaums Frucht in gluthdurchhärteter Erde gelangte
Zu dem mannhaften Volksherre der Hera in vielfach bunter
Krüg' Umzäunungen.“

Folgt man der angetretenen Richtung linker Hand durch den Saal hinab, so entfaltet sich die Pracht und der Glanz der durch Form, Zeichnung und Firnis gleich ausgezeichneten Nolanischen Gefäße in immer größerer Mannichfaltigkeit, und man wird hierauf an den hintern Wänden dieselbe Fülle der Formen, die man vorn in kleinen Exemplaren gesehen, in größern und mit vielen Abweichungen als Kannen, Becher, Balsamarien, dazu Lampen und Leuchter, Näpfe, Teller, Schüsseln für Zuspeise (ὄψον, besonders Fische, die meist auf dem Grunde gemalt sind) in der schönsten Fülle wiederfinden. Höchst merkwürdig sind darunter die Doppelgefäße, so daß statt des Deckels dasselbe Gefäß in verjüngtem Maaßstabe gebraucht wird.

An der andern Seite wird man hierauf durch die Reihen des Geschirres, das meist aus Basilicata, Apulien, Calabrien stammt, und wie der Zeit nach später, so in der Arbeit weit geringer ist, nach dem Eingang zurückgeführt, um dann in dem mittleren Gange wieder auf die Vasen zu kommen, welche gleich Anfangs die Aufmerksamkeit des Eintretenden in Anspruch nehmen. Es sind nicht weniger als 22 große Prachtgefäße zum Theil bis 4 Fuß Höhe und ganz mit Gemälden überdeckt.

In dem hintern Zimmer stehen unter andern die merkwürdigen Gefäße aus schwarzem Thon, mit zum Theil eingeritzten, zum Theil erhobenen Verzierungen, dann die ganz schwarzen mit nolanischem Firniß und die roheren Töpfe aus germanischen Grabhügeln.

Was nun die Gemälde dieser reichen Vasensammlung (aufgestellt sind 1163 Stück) belangt, so ist ihre Merkwürdigkeit und Schönheit dem Werthe der Sammlung gemäß und begründet ihn erst vollends. Mehrere beziehen sich auf Festkämpfe und geselliges Spiel, wie jenes anmuthige Bild, wo eine Jungfrau sich auf der Schaukel schwingt, hinter welcher die Freundin aufgestellt ist, durch deren Anstoß die Schaukel im Schwunge gehalten wird; andere sind mythologisch. So ist das Urtheil des Paris in der größten Mannichfaltigkeit der Darstellung auf wenigstens zehn Vasen gemalt, außerdem die calydonische Jagd, Bellerophon, die Gorgonen, wie aus dem Blute der Medusa Pegasus entspringt und anderes. Ich erlaube mir nur noch einige weitere Bemerkungen.

Auf einer schönen und großen nolanischen Schale ist in einer ganz vortrefflichen Zeichnung ein Greis in weißem Haare gebildet, der einen jungen gerüsteten Krieger entläßt. Da unten troische Vorgänge sind, so scheint die Hauptscene den Peleus vorzustellen, welcher den Achilleus mit jenen bekannten Ermahnungen, seine Heftigkeit zu mäßigen, von sich in den Krieg entläßt.

Auf einem andern Gefäße ist außer dem Aktäon auch ein Knabenraub abgebildet. Die Heldensage kennt (den des Ganymedes durch den Adler ungerechnet) nur einen, den Laius verübte, und dessen Apollodor in der mytholog. Bibliothek (III. c. 5. §. 12) in dieser Weise gedenkt: „Den Laios vertrieben die Söhne der Antiope aus Theben. Wie dieser nun im Peloponnes sich aufhielt, ward er von Pelops gastfrei aufgenommen und raubte den Sohn desselben, Chrysippus, aus sträflicher Liebe, den er im Wagenlenken unterrichtete.“ Das ist die Scene der Vase; der Räuber schwingt den sich sträubenden Knaben auf den Wagen, hinten steht eine phrygische Gestalt (wohl der Pädagog des Knaben, dessen Vater, Pelops, wie bekannt aus Phrygien kam) und vorn einer, der umsonst bemüht scheint, die Pferde zurückzuhalten.

Auch steht hier die durch neuere Deutung berühmt gewordene Vase des Hrn. Gr. Ingenheim, welche der Berliner Archäolog, Herr Hofrath Hirt, die Brautschau nennt, weil er der Meinung ist, es sey Theseus darauf abgebildet, und in einer gehörnten Figur, die ihm den Rücken kehrt, Ariadne, zu deren Schau er gekommen sey. Nun ist aber diese weder heroisch gekleidete noch gestaltete Figur schon, wenn ich nicht irre, von Böttiger richtig als die Jynx, die Tochter des Pan erkannt worden, der gleich ihr gehörnt in der einen Ecke des Bildes vorgestellt ist. Sie aber ist die Erzeugerin des Liebeszaubers, der das Gemüth im Kreise dreht. Verwandelt in den gleichnamigen Vogel (Jynx) dient sie, in das Rad gespannt, (bei Theocrit in der Pharmaceutria) jenen Wirbel zu erregen. Hier erscheint sie noch vor ihrer Verwandlung mit dem Kreisel vor sich, über ihrem Haupte ein Eros, das Symbol jener wehevollen Leidenschaft. Der Ort deutet nebst andern die Gegenwart eines alten Dianenbildes als ein Heiligthum dieser Göttin und so scheint mir kaum zweifelhaft, daß der Grund dieser Scene in der Stelle des Pindarus (Pyth. IV. 214 ff.) zu suchen ist, wo er schildert, wie Jason mit Medea zusammentraf; damals zuerst sey unter die Menschen die Jynx, der Liebeszauber von der Aphrodite gebracht worden, damit das Verlangen nach Hellas den Geist der Medea mit der Peitsche der Ueberredung im Kreise treiben möchte. Es ist nicht dieses Orts, die einzelnen Personen, die Aphrodite mit der Taube, die Medea und den Aretes auf ihrer Seite, auf der andern den Jason, hinter ihm die ihn beschützende Here, nach Pindar die Ordnerin des Zuges, nachzuweisen. Die Jynx, als die hier entscheidende Figur, nimmt zwischen Jason und Medea und gegen diese gewandt die Mitte ein, sitzend am Altar der Artemis, in deren östlichstes Heiligthum also die Scene versetzt wird.

Große und umfassende Sammlungen dieser Art sind aber nicht nur zu solchen einzelnen Bemerkungen und Erläuterungen nützlich; sondern auch für die endliche Gestaltung des Theils der Archäologie, welchem sie angehören, durchaus nothwendig. Kein Feld der Antike (die Münzen ausgenommen) ist in neuerer Zeit häufiger behandelt worden, als das der bemalten Vasen, und die Verwirrung ist dadurch noch immer größer geworden, daß es mit weniger Ausnahme seichte Gelehrte waren, die sich mit der Vasenerklärung beschäftigten. Weder über Alter, noch über Fabrik, noch über Bestimmung und die darauf gegründete Lehre von den Gattungen, noch über Verhältniß der Gemälde zu ihrer Bestimmung ist man völlig im Klaren. Nur einen Punkt berühren wir: Panofka hat angefangen, eine Gattung derselben, die Preisvasen zu erklären; doch hat er, wie mir scheint, sich bei der Wahl nicht nach festen Grundsätzen gerichtet und so sind ihm gleich in den Anfang seines Werkes, Vasen von ganz anderer Bestimmung hineingekommen. Als eine andre Classe lassen sich die Grabgefäße mit Sicherheit ausscheiden, welche nicht wie die andern aus früherem Besitze den Verstorbenen glichen oder dem Schmuck beigegeben, sondern eigens dazu gemacht wurden, um ihnen in das Grab zu folgen, nach Umständen auch seine Asche zu umfassen. Zu diesen Grabgefäßen scheinen mir alle zu gehören, welche auf der Rückseite den Cippus, die Säulen, oder eine Pforte oder ein Sacellum haben, denn keine Frage, daß wie jene Ornamente das Grabdenkmal, so diese Architektur das kleine Grabgebäude oder die Nische andeutet, in dem gemeiniglich das Bild des Beerdigten steht. Auf der berühmten Vase von Canosa, die erst als Graburne (zu der sie auch das verschleierte Haupt des Adonis und der auf ihr gebildete Mythus der in die Unterwelt entführten und im Frühlinge dem Lichte wiedergegebenen Proserpina macht) ihre Bedeutung erhält, ist ein Jüngling mit einem Hunde, in welchem Creuzer irgend einen Genius mit dem Symbol des Hundssternes findet, als Jäger mit dem Spies und Jagdschwert gebildet und in seiner Nische sind Binden als die Denkmäler der gymnischen Spiele aufgehängt. Der Inhalt dieses prächtigen und sinnvollen Gefäßes ist also, daß ein Jüngling den Freuden und Ehren seiner Jugend entrissen ward, daß ihm aber nicht bestimmt sey, bei den Todten zu verweilen, sondern gleich dem Adonis und der Proserpina aus dem Hades zu der Gemeinschaft der Götter emporzugelangen, und man sieht hier in Bildwerken vereinigt, was ein Klagelied um ihn, etwa ein Threnos des Pindarus in anmuthvollen Weisen des Chorgesanges dargestellt hätte. Die Figuren bei diesen Grabmälern, mit Schmuck derselben, mit Cisten, Bechern, mit Spendungen und Tanz beschäftigt, sind die Angehörigen, Freunde und Geschwister, welche das Grab des Verstorbenen mit Geschenken und Todtenopfern ehren oder seine Feier mit

Reigentänzen begeben. Auch die Berliner Sammlung hat solcher Grabgefäße nicht wenige, die erst durch ihre Ausscheidung aus der übrigen Masse und ihre Vergleichung sich gegenseitig erklären lassen.

Doch genug, um die archäologische Wichtigkeit und Bestimmung solcher Sammlungen zu bezeichnen. Die Dunkelheit, welche noch über so vielen Punkten der Vasenkunde liegt, kann nicht zerstreut, die Verwirrung, in welcher zur Zeit auch hier noch Nahes und Fernes, Befreundetes und Verschiedenartiges durch einander steht, kann nicht gelöst, noch die Thätigkeit der Wissenschaft ordnend und gestaltend über den Gegenstand verbreitet werden, außer von denjenigen, welche einer solchen Sammlung von dieser Mannichfaltigkeit und Fülle aller zur Sache gehörigen Urkunden und Stoffen zu Gebote steht, und wir wünschen dem wohlunterrichteten, wohlwollenden und thätigen Vorsteher dieser Sammlung, Herrn Prof. Levezow hierzu von Herzen eine lange Reihe mit Gesundheit, Kraft und Rüstigkeit angefüllter Lebensjahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Kupferwerke.

2.

Wir haben schon der Ansichten von Turner gedacht, welche unter dem Titel: „England and Wales" in einzelnen Heften, mit beschreibenden und historischen Erläuterungen von Lloyd, zu London erscheinen. Dieses prachtvolle Werk ist eine Fortsetzung von Turner's Südküste von England, und zeugt von den großen Fortschritten, welche die trefflichen Landschaften und die Kupferstecherkunst in England gemacht haben.

Turner ist ohne Zweifel der ausgezeichnetste Landschaftsmaler, dessen sich England jetzt rühmen kann; merkwürdig erscheint uns sein Talent in Behandlung solcher Landschaften, welche er für den Stich bestimmt: diese Gemälde sind so, daß die Stiche, von einem geschickten Künstler ausgeführt, stets der günstigsten Aufnahme gewiß seyn können. Unter den vor uns liegenden Blättern ist kaum eines, das nicht zu dem Besten zu rechnen wäre, was die englische Kupferstecherkunst hervorgebracht hat; die von E. Goodall und Robert Wallis gestochenen Blätter aber übertreffen Alles, was uns je in diesem Genre vor Augen gekommen ist. Was die Wahrheit in der Darstellung betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß man, ohne die Bezeichnung des Künstlers, in der Regel nicht wüßte, was der dargestellte Gegenstand ist. Turner ist ein zu genialer Künstler, um sich auf die Copie einer Gegend im Detail einzulassen. Wenn er es für zuträglich hält, wirft er einen Hügel auf, wo vielleicht einst eine Erdrevolution einen solchen hervorbringt, sprengt eine Brücke, wo man es bisher noch zu thun versäumte, trägt eine Kirche ab, welche erst vor kurzer Zeit mit großen Kosten erbaut worden u. s. w. Minder bedeutend ist es, daß er da und dort üppiges Laubwerk wachsen läßt, wo kein grünes Blatt das Aug erfreut. So hohen Werth wir daher seinen Produktionen an sich beilegen, so unrecht finden wir es, daß er diese Phantasie-Gemälde für Copien der und jener Gegend gibt und durch Hintansetzung aller Wahrheit seinen Arbeiten einen Theil ihres Interesses nimmt.

Unter den vorliegenden Blättern zeichnen wir aus: Rivaux Abbey, von E. Goodall gestochen. Dieses Blatt ist vielleicht in der ganzen Sammlung das einzige, das einige Aehnlichkeit mit dem darzustellenden Gegenstand darbietet, in jeder Beziehung aber ist es des ausgezeichneten Talentes des Kupferstechers würdig; die Wärme und der Glanz erinnern an die schönsten Erzeugnisse eines Claude. Höheren Kunstwerth gestehen wir der Ansicht von Lancaster, von R. Wallis gestochen, zu. Vielleicht gibt es kein Blatt, welches so ganz und gar den Charakter unseres Landschafters ausspricht, wie dieses; der Stich entspricht der hohen Schönheit der poetischen Zeichnung vollkommen. Unter den übrigen Kupferstechern, deren Namen sich in diesem glänzenden Werke finden, nennen wir vorzugsweise W. R. Smith und Barral. Die Erläuterungen sind in schlimme Hände gerathen; der Verfasser hat die Gegenden, von denen er redet, nie gesehen und sich begnügt, aus den größeren topographischen Werken über England und Wales das Unpassendste und Unanziehendste abzuschreiben.

3.

Die Picturesque views of English Cities, nach Zeichnungen von Robson, zeichnen sich durch die gewissenhafteste Treue der Nachbildung vor ähnlichen Sammlungen aus; auch der Stich ist in einzelnen Blättern meisterhaft, während manche sich freilich nicht über die gewöhnlichsten Hervorbringungen dieser Art erheben. Unter den Kupferstechern verdienen Barber und Jeavons vorzüglich genannt zu werden.

4.

Metropolitan Improvements in the XIX Century, von Shepherd herausgegeben. Dieses seit 1827 in einzelnen Nummern erscheinende Werk erfreut sich in England des ungetheiltesten Beifalls. Die Zeichnungen sind fleißig gearbeitet, im Ganzen treu und wahr, die Mehrzahl der Stiche vortrefflich und der Preis so gering, daß auch unbemitteltere Familien das Werk anzuschaffen im Stande sind. Jede Nummer, welche zwei Blätter und einen Druckbogen Erläuterungen enthält, kostet nämlich einen Schilling. Die Blätter, welche sich auf den Regent-Park und dessen nächste Umgebungen beziehen, geben vorzugsweise den ganzen Zauber wieder, der die Szenerien und Landhäuser im Regent Park charakterisirt. Die Staffage könnte mannichfaltiger gehalten seyn. Die Erläuterungen von Elmes sind eher für Architekten als für das größere Publikum berechnet.

A.

N°. 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 3. Februar 1831.

Ueber die neue Auszierung des Theaters in Karlsruhe.

So mannichfaltig und weit der Spielraum im Felde der Verzierung ist, den die Reichthümer der Natur, die verschiedensten Zusammensetzungen geometrischer Formen, und, in tieferer Bedeutung, die mannichfachen Anspielungen und Allegorien der Phantasie gestatten, so unterliegt die Anwendung dieser unendlich vielen Mittel dennoch gewissen Beschränkungen und Gesetzen, die der Phantasie Zügel und Zaum anlegen und ihr kein willkührliches Schalten und Walten mit denselben zulassen.

Die in einem Gebäude angebrachten Verzierungen müssen in einem Geiste gedacht, und aus der Subjektivität des Künstlers hervorgegangen seyn, wenn sie ein harmonisches Ganzes bilden und einen ästhetischen Werth besitzen sollen.

Dazu ist es aber nothwendig, daß der Künstler sich ein System gebildet habe, nach welchem er verziert, damit er nicht wie aus der Luft gegriffene Dinge schaffe, und ohne Grund bald zu dieser, bald zu jener Verzierungsart überspringe, wofern es ihm nicht blos darum zu thun ist, nur sogenannte Knalleffekte hervorzubringen.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß keine Gegensätze und Contraste vorhanden seyn dürften, — ja, sie werden das Ganze heben, ihm mehr Reiz verleihen und es vor Einförmigkeit schützen; allein sie dürfen nicht hart und schroff nebeneinander stehen und müssen durch Uebergänge gebildet werden, gleichwie in der Musik aus einer Tonart in die andere übergegangen wird und dennoch ein Grundton durchgeht.

Das Talent des Künstlers wird sich aber hauptsächlich in der Freiheit beurkunden, mit der er sich in dem geschaffenen System zu bewegen weiß, in welchem das Einzelne dem Allgemeinen selbst in Abweichungen als untergeordnet, das Ganze in schöner Harmonie und Mannichfaltigkeit zugleich erscheint, wo überall Ordnung und Consequenz durchleuchten, ohne die weder das Auge ergötzt, noch der Verstand befriedigt werden kann.

Betrachten wir nun die Anordnung eines Theils der Verzierungen im Karlsruher Theater, so werden wir an der untersten Galleriebrüstung zuerst in die alte Römerzeit versetzt. Hier läuft ein antiker Fries, als Basrelief, und grau in grau gemalt, herum, in welchem aus Kräuterwerk wachsende Figuren sich befinden, die Candelabern zugewendet sind und allerley Instrumente spielen. Ueber den Fruchtschnüren, die zwischen diesen Figuren hängen, sind Köpfe ohne alle Bedeutung gemalt, die sie doch so leicht hätten erhalten können, wenn man darin Porträts berühmter Dichter und Musiker hätte darstellen wollen! — Was sollen aber ferner Candelaber in einem Theater? — An einem römischen Tempel hatten sie ihre Bedeutung, aber hier wissen wir keine in ihnen zu finden. Sollen Anspielungen gemacht werden, so steht es wohl außer Zweifel, daß sie sich auf den Zweck des Gebäudes, welches verziert werden soll, beziehen müssen.

Zunächst über und hinter dieser Brüstung erblicken wir die Brüstungen der ersten Ranglogen-Reihe, mit dunkelrothem Sammetpapier überzogen und mit darauf befindlichen Goldsternen verziert.

Gerade senkrecht über diesen sehen wir in den Verzierungen der zweiten Gallerie den Styl der Raphaelischen Logen; sie bestehen nämlich aus verschiedenen länglichten, aufrechtstehenden und liegenden Vierecken, in welchen auf braunem Grunde allerlei Vögel aus Gefäßen trinken.

Hinter diesen fällt unser Auge auf die Brustwehren der zweiten Ranglogen-Reihe, die wieder mit rothem Sammetpapier, — aber ohne Goldsterne — überzogen sind.

Senkrecht über diesen an der Brustwehr der dritten Gallerie läuft eine Reihe an einanderhängender dunkelgrüner Palmetten auf hellgelbem Grunde hin, ganz in etruskischem Styl. Diese sind im Vergleich mit den übrigen Verzierungen zu groß und weit gehalten; dadurch scheint uns diese Gallerie weit näher gerückt, als sie wirklich ist, und der gemalte Fries der ersten Gallerie dagegen zu fett und voll.

Obwohl nun der Künstler, wie wir hieraus zu erkennen glauben, den richtigen Grundsatz befolgen wollte, die Gegenstände, je höher sie sind, desto leichter zu ver-

zieren, so hat er doch durch zu schroffe Absprünge die erwähnten Nachtheile hervorgebracht.

Ueberlassen wir es jedem unbefangenen Beschauer, eine solche Anordnung von Verzierungen mit den oben aufgestellten allgemeinen Betrachtungen und Grundsätzen zu vergleichen, so wird er mit uns vergebens nach einem durchgeführten Systeme und deßhalb vergebens nach Einklang und Harmonie, vergebens nach einem Geiste suchen, in dem und durch den das Ganze erschaffen ist; er wird im Gegentheil nur eine völlig unmotivirte Zusammenstellung der verschiedensten Style erblicken.

Betrachten wir weiter die Decke, so finden wir denselben Uebelstand. Sie ist in zwei Hauptheile getheilt; derjenige, welcher den Halbzirkel des Theaters in sich faßt, stellt ein ausgespanntes Tuch vor, welches von Stäben gehalten wird, die als Radien vom Leuchter aus nach den Enden laufen. Zwischen diesen sind länglicht spitzwinklichte Vierecke, welche runde Felder enthalten, in denen auf braunem Grunde verschiedene Gegenstände gemalt sind, die sich theils auf Dichtkunst, Musik und bildende Kunst beziehen, theils auch Dinge ohne allen Sinn, z. B. antike Opfergeräthschaften, einen Schiffsschnabel u. s. w. darstellen.

Wenn wir nun auch diese Anordnung im Allgemeinen gelten lassen, so finden wir nicht allein in den weitern Verzierungen zwischen diesen Stäben die verschiedensten Style, sondern in dem länglicht viereckigen anderen Haupttheile der Decke, welcher an das Proscenium stößt, auch ein ganz anderes System der Verzierung an jenes hart angereiht. Hier erblicken wir nämlich gemalte Kassaturen und à la Grecque Verzierungen, die sehr große Felder ausfüllen.

Warum verfolgte nun der Künstler nicht das erst angenommene System und behandelte auch das längliche Viereck als ein ausgespanntes Tuch? — Alsdann wäre er der Wahrheit überdieß treu geblieben, indem die ganze Decke wirklich aus einem solchen ausgespannten Tuch besteht.

Hier finden wir unter anderm auch horizontal hängende Blumen und Fruchtschnüre! — Welch' eine lächerliche Verkehrtheit, hängende Gegenstände auf eine horizontale Decke zu malen! —

Auch sind in die konisch gewölbte Decke des Prosceniums Kassaturen gemalt, die sich gar nicht gut an die konische Form anschließen.

Diese gemalten Kassaturen führen uns noch auf eine andere allgemeine Betrachtung über das Feld der Verzierung.

Sie darf nicht aus ihren Schranken heraustreten; diese liegen ihr schon im Worte vorgezeichnet. Sie soll die vorhandene Architektur verzieren, aber nicht selbst Architektur darstellen wollen, eben so wenig wie umgekehrt Architektur als bloße Verzierung angewendet werden soll, weil diese in der Nothwendigkeit und Konstruktion begründet ist und aus ihnen hervorgeht; in beiden Fällen werden Verzierung und Architektur unwahr, indem sie uns etwas zeigen wollen, was nicht ist, und unschön, indem sie der ersten Bedingung alles Schönen, der Wahrheit entgegen sind.

Kassaturen sind aber Vertiefungen, die bei hölzernen Decken und den sich kreuzenden Balkenlagen entstehen, sind also rein architektonisch und in der Konstruktion begründet, und können wohl verziert werden, aber nicht selbst ausschließlich als bloße Verzierung dienen, obgleich sie einem bedeckten Raum zur Zierde gereichen können, indem eine glatte monotone Deckenfläche durch sie angenehm unterbrochen wird.

Warum aber auf eine ausgespannte Leinwand Balken malen, die nicht da sind? Warum sie noch überdieß auf eine Weise malen, daß, wenn sie auch wirklich so vorhanden wären, man dieselben nur durch die künstlichsten Konstruktionen etwa halten könnte?! Heißt dieß nicht unwahr und aus den Schranken der Verzierung herausgetreten seyn? Und sind denn der Mittel so wenige, die uns im Bereiche der Verzierung angeboten sind, daß wir zu lügenhaften unsere Zuflucht nehmen müssen? —

Auch hierin haben wir also einen Beweis, zu welchen Mißgriffen und Ungereimtheiten es führt, wenn ein in der Natur der Sache begründetes Normalsystem mangelt, in welchem die Verzierungen entwickelt und der Phantasie die nöthigen Schranken gesetzt sind; aus dem Ganzen leuchtet mehr ein willkührliches Schalten mit den uns zur Verzierung zu Gebot stehenden Mitteln, als eine wohlverstandene und consequente Anwendung derselben hervor.

Es ist nicht unsere Absicht uns weiter in die Einzelnheiten einzulassen, wir wollten blos den Geist, in dem das Ganze entstanden ist, näher beleuchten; indessen können wir doch nicht umhin, der Zeichnung der Einzelnheiten mit Lob zu erwähnen. Wir gehen nun dazu über, diese Verzierungen von der Seite des Effekts der Farben zu betrachten.

So schwer es auch seyn mag, hierüber genauere Gesetze aufstellen zu wollen, da dieser Theil der Verzierung zu subjektiv ist, so lassen sich wenigstens einige allgemeine Bemerkungen machen, die, wie wir glauben, wohl zu berücksichtigen wären.

Wir halten es nicht für geeignet, ein Theater allzubrillant in Farbe und Beleuchtung zu halten, indem dadurch der Effekt der Bühne nothwendiger Weise verlieren muß.

Verzierungen können auch in dieser Beziehung aus ihren Schranken treten, indem sie durch blendenden grellen Schimmer unser Auge mit Gewalt auf sich ziehen,

da sie doch nur als eine angenehme Zugabe erscheinen sollten; sie kommen uns dann vor, wie ein unberufner Redner, der auf eine zudringliche Weise mit oberflächlichem Geschwätz einem andern in die Rede fällt, um auch seine Gegenwart kund zu thun, statt daß er, bis an ihn die Reihe kommt, in Bescheidenheit abwarten, dann aber gediegen und kräftig seine Rede erheben sollte.

Wir glauben den erwähnten Verzierungen zuerst darin einen Vorwurf machen zu müssen, daß sie sowohl in ihren Farben selbst zu wenig moderirt, als auch durch zu harte Gegensätze von Dunkel und Licht zu grell erscheinen.

Ferner ist gerade das Proscenium, als der der Bühne zunächst liegende Theil am allerhellsten gehalten, da es doch nach unserer Meinung, aus oben benanntem Grunde, den gemildertsten Ton besitzen sollte.

Die Logen des Parterres und ersten Ranges sind innerhalb mit einem sehr dunkelrothem Papier überzogen, von dem die weißen Säulen und sehr hellen Brüstungen, so wie auch die Logengründe des zweiten Ranges, welche hellgelb sind, um so härter abstechen, als jene innerhalb nicht erleuchtet sind; derselbe Fall ist es mit den sehr dunkelrothen Brüstungen der beiden Ranglogenreihen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Achter Brief.

Von der Sammlung antiker Bildhauerwerke des königlichen Museums.

Ueberraschend war mir, die Sammlung der alten Marmorwerke von diesem Umfange, den das Museum zeigt, und von so bedeutendem Werthe zu finden. Daß in dem Schlosse zu Berlin, daß in Charlottenburg und Sanssouci einzelne Büsten und Bildsäulen zerstreut, an letzterem Orte sogar eine Statuengruppe vereinigt stände, war bekannt, aber unerwartet, daß des Werthvollen so viel, so mannichfaches, daß es durch seine Vereinigung eine so achtbare Gallerie alter Bildsäulen, Büsten und Reliefs liefern würde. Wir haben also in Deutschland doch drei Antikensammlungen, in München, Dresden und Berlin, und werden die Zeiten wieder ruhig, so ist Hoffnung, daß auch Wien hierin nicht zurückbleiben wird, das in andern Zweigen antiker Kunst, in Münzen, Gemmen, Bronzen und Vasen und in ägyptischen Sachen schon so große Schätze vereinigt.

Die Grundlage des Berliner Museums bildet die von Friedrich dem Großen angekaufte, zahlreiche und berühmte Sammlung des Cardinals von Polignac und was derselbe Monarch durch Bianconi zu verschiedenen Zeiten in Rom erwerben ließ. Dazu war die Sammlung gekommen, welche die Frau Markgräfin von Baireuth auf einer Reise durch Italien gekauft und in ihrer Erbschaft S. M. dem Könige von Preußen zurückgelassen hatte, deßgleichen die Ankäufe, welche im Jahr 1791 der Herr von Erdmannsdorf für den König Friedrich Wilhelm II. gemacht hat, und was unter des jetzo lebenden Königs Majestät zur Erweiterung und Ergänzung dieser Sammlungen in Rom war erworben worden.

Die Aufstellung dieser mannichfaltigen Schätze ist noch nicht vollendet. Aufgestellt sind die Bildsäulen in der Rotunde und der Inhalt des an sie stoßenden Saales; aber noch in der Anordnung begriffen der große Seitensaal linker Hand, welcher vorzüglich Römisches enthalten soll.

Unter den 18 Bildsäulen zwischen den Columnen der Rotunde sind mehrere von vorzüglichem Werthe. So ist gleich Nro. 1, die Viktorie, schwebend und wie vom Hauche des Windes gehoben, eine Figur von vortrefflicher Erfindung und Arbeit, und wird durch ihr mattes Gegenstück Nro. 18 noch mehr hervorgehoben. Die unter Nro. 2 als Jupiter bezeichnete Gestalt ist wohl ein Aesculap wegen der Beugung nach der rechten Seite, woraus deutlich, daß der Gott sich ursprünglich wie in andern Bildsäulen auf seinen Stab gelehnt. Die Fortuna (Nro. 3) ist von breiten Formen und schönem Styl; höchst ausgezeichnet auch das großartige Frauenbild in schwerer dorischer Tracht, das unter Nro. 5 als Ceres aufgeführt ist. Fackel und Aehren, die sie zur Ceres machen, sind neu, und auch die Verschleierung des Hinterhauptes ist nicht für diese Göttin entscheidend. Der Apollo Musagetes, Nro. 6, ist glücklich wieder aus dem Kaufmann in der Familie des Lycomedes hervorgegangen. — Unter Nro. 11 ist „Apollo mit einem Knaben“ aufgeführt, der die Hände auf den Rücken hält; doch ist der Kopf angesetzt und die Leyer, die ihn zum Apollo macht, neu. Auch deutet der heitere Ausdruck des Knaben nicht auf Fesselung, und die Gruppe hat wohl Bacchus und Ampelus vorgestellt. Der Apollo Citharödus (Nro. 15) mit dem Arme über dem Haupte, ist eine große stattliche Figur, doch sind Leier und Schenkel neu.

Eine der Hauptzierden des großen Saales hinter der Rotunde ist der anbetende Knabe aus Bronze, nächst dem bronzenen Jüngling in Wien das beste metallene Bild natürlicher Größe diesseits der Alpen, und schon zur Zeit Friedrichs des Großen von ihm um 10,000 Thaler nicht zu theuer gekauft. Sämmtliche Formen, (die etwas zu schmächtigen Arme abgerechnet), sind, einzeln genommen, vortrefflich; doch scheinen sie mir weniger aus einer innern Uebereinstimmung und festen Idee hervorgegangen, als aus Nachahmung und Vergleichung eines mannichfachen Schönen verschiedener Naturen entsprungen.

und stehen deßhalb, der innern Harmonie ermangelnd, hinter nicht wenigen antiken Jugendgestalten beträchtlich zurück; auch war der Guß nicht überall gelungen und an manchen Stellen ist nachgeholfen.

Wie das Bild Nro. 21 zur Benennung eines Apollo Musagetes kommt, ist schwer zu begreifen. Seine tunica fibulata, von der rechten Schulter herabgesunken und noch am Arme haftend, zeigt deutlich genug auf eine Frau und namentlich auf ein Musenbild. Dergleichen Benennungen sollten in Berlin wenigstens einen Katalog nicht verunzieren, und so ist auch bei Nro. 35 an einen Apollo nicht zu denken bei einer Figur, die den Palmenzweig in der linken Hand und den Lorbeerzweig in der rechten hat, zumal der Köcher am Stamme neu und der Kopf aufgesetzt ist.

Von den zahlreichen als Musen hergestellten und bezeichneten Frauenbildern sind mehrere von großer Schönheit, z. B. die Polyhymnia, Nro. 47; doch ist eine strengere Sichtung wie in den andern Gattungen, so auch hierin nöthig, um Willkührlichkeit der Namen zu entfernen. So ist z. B. nicht klar, weßhalb Nro. 85 als Muse eine lesende Frau bezeichnet wird, die ihre Ellbogen auf die Schenkel stützt, an der noch dazu Kopf, Arme und Rolle neu sind, und warum Nro. 86, ein weiblicher Kopf mit dem griechischen Kredemnon denselben Namen trägt. Die Hermaphroditengruppe (der Hermaphrodit wird durch einen Faun von vorne angegriffen) hat in Wendung der Glieder und freier Behandlung viel Verdienstliches, und so ist auch Nro. 111 der Hermaphrodit, welcher früher in Besitz des Grafen Caylus war, mit dem zusammengeschlagenen Tuche auf dem Kopfe, ein Werk von vortrefflicher Arbeit und Erhaltung.

Von den Porträtstatuen erwähnen wir die kolossale sitzende Gestalt des Trajan, doch ist nicht deutlich, warum der Katalog ihn Trajan als Jupiter bezeichnet, da auf diesen Gott eine Andeutung durchaus nicht gefunden wird. Die Vorderarme an ihm sind neu.

Unter den Büsten ist die Juno Nro. 55, kolossal, von großer Schönheit, ein, jedes Lobes würdiges Original, auch sind mehrere schöne Köpfe des Antinous, so wie andere von unbekannten männlichen und weiblichen Gestalten, die nur zu leicht mit bestimmtem Namen belegt worden, als Klytie, Niobide, Muse, Amazone und dergleichen, von beträchtlichem Werthe.

Zu wünschen bleibt, daß man über diese höchst schätzbare Sammlung bald einen vollständigen, mit Genauigkeit bezeichnenden und mit Gründlichkeit erklärenden Katalog von der Hand eines bewährten Archäologen erhalten möge, damit die Wissenschaft, welcher abgesehen von der artistischen Betrachtung und Nachahmung der Vorrath solcher Sammlungen zur Erläuterung und Benutzung anheim fällt, bald in den Besitz eines sichern und ihren Forderungen entsprechenden Inventars komme. Berlin darf in dieser Hinsicht hinter andern Städten um so weniger zurückbleiben, da es an ausgezeichneten Männern in diesem Fache keinen Mangel hat, und es sowohl seinem sehr gebildeten Publikum als auch der großmüthigen Gesinnung seines Monarchen die nöthige Vorkehrung schuldig ist, daß das Werk, welches die hier vereinigten Schätze genau darstellen und nutzbar machen soll, nicht hinter ihrem Werthe, hinter der Erwartung eines unterrichteten Publikums und hinter der Absicht des großmüthigen Stifters zurückbleibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst-Verein für die Rheinlande und Westphalen.

Der Kunst-Verein für die Rheinlande und Westphalen eröffnet seine Kunstausstellung am 24. April d. J. und mit derselben wird die Generalversammlung für 1830 so wie die Verloosung der für 1830 erworbenen Kunstwerke verbunden seyn, und am 20. resp. 21. Mai d. J. statt finden.

Der unterzeichnete Secretär des Vereins ladet die Künstler, welche geneigt sind, bei dieser Ausstellung zu concurriren, ein, ihre Werke unter seiner Adresse, jedoch so zeitig einzusenden, daß sie spätestens am 10. April d. J. hier eintreffen, mit der Bitte: ihn, wenn nicht früher, doch wenigstens gleichzeitig, von ihrer Absicht und dem Preiße der verkäuflichen Werke zu unterrichten, weil der Verein aus dieser Ausstellung seine Erwerbungen zu vermehren beabsichtigt.

Düsseldorf, am 1. Januar 1831.

Falkenstein.

Kunst- und Industrie-Verein für das Großherzogthum Baden.

Besondere Beweggründe haben den Vorstand des Kunst- und Industrie-Vereins für das Großherzogthum Baden veranlaßt, zu beschließen, daß die öffentliche Ausstellung von Werken der Kunst und Erzeugnissen des Gewerbfleißes, welche nach §. 10 der Statuten im Monat Mai 1831 statt haben sollte, auf das Jahr 1832 verschoben werde.

Karlsruhe, den 6. Januar 1831.

Das Secretariat.
Bauer.

№. 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 8. Februar 1831.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

Neunter Brief.

Die Gemälde-Sammlung des K. Museums.

Von den ernsten Bildern der alten plastischen Kunst führe ich Sie in die von Farben und Gestalten schimmernden Räume der neuern Malerei.

Nachdem die früheren Beherrscher von Brandenburg und Preußen, vorzüglich der große Kurfürst, König Friedrich der Erste und Friedrich der Große ihre Schlösser zu Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Sanssouci mit Gemälden geschmückt und dadurch zu einer künftigen Gallerie den Grund gelegt hatten, wurde von des jetzo regierenden Königs Majestät durch die Ankäufe der Gallerien Giustiniani zu Paris im Jahr 1815 und der großen Sammlung des englischen Kaufmanns Eduard Solly im Jahr 1821 die Herstellung einer solchen nach einem bis jetzo, obwohl von Andern gefaßten, aber noch nicht ausgeführten Plane möglich gemacht. Die Solly'schen Bilder liefern eine reiche Fülle der ältesten italienischen und deutschen Schulen bis zur Vollendung ihrer Kunst und wurden durch eine von Herrn von Rumohr veranstaltete kleinere aber sehr werthvolle Sammlung im Jahr 1829 sehr zweckmäßig ergänzt. Aus dem Giustinianischen reichen Vorrathe konnten besonders die Epochen der Carracci und des Michael Angelo Caravaggio, aus dem früheren Vorrathe der Schlösser aber die niederländischen Schulen genommen, und so aus diesen dreien ein Cyclus beinahe aller Malerschulen, von ihrem Ursprung bis zu ihrer Ausartung, zugleich kunsthistorisch und artistisch belehrend, hergestellt werden. Dadurch bestimmt sich der eigenthümliche Charakter dieser ausnehmend reichen und vorzüglichen Gemäldegallerie.

Ueberall geht sie darauf aus, die Anfänge der Schule, ihre ersten Fortschritte, die Art ihrer Entfaltung, ihr Ziel, ihre Eigenschaften, die guten wie die schlechten, die Auffassung und Behandlung der Stoffe, mit einem Worte, ihren Geist und ihre Geschichte durch sichere, lautere und wohlgeordnete Urkunden vor Augen und zur klaren Einsicht zu bringen.

Von überwiegendem Reichthum sind die Incunabeln der italienischen und deutschen Schule, und die Werke der an die Gründer sich anschließenden ältern Meister einer jeden hat man nirgends in einer solchen Folge und Fülle, so bedeutsam und werthvoll beisammen gesehen. Italien hat in seinen Städten bei Aufhebung seiner Klöster und vielen Kirchen die bis dahin in ihnen verborgenen Schätze seiner älteren Malerschulen in Gallerien vereinigt, und Venedig wie Mailand, Florenz wie Bologna und Siena wetteifern jetzo mit einander an Sammlungen, welche den Ursprung, den Wachsthum und die Arten ihrer Malerschulen in großer Vollständigkeit darlegen; aber sie sind größtentheils auf die einheimischen Malerschulen ihrer Stadt beschränkt, während hier die Sammlung einen allgemeinen Charakter trägt, und, was die oben genannten an Vollständigkeit in einzelnen Schulen voraushaben, durch die das Ganze aller Schulen umfassende Folge und Uebersicht mehr denn aufwiegt.

So ist es auch mit den deutschen und niederländischen Schulen von dem ehrwürdigen Van Eyk an bis auf unsern Albrecht Dürer herauf, und dann wieder, welche Fülle der durch die Carracci wieder belebten Malerei, und der theils feinen, theils lebensvollen und unerschöpflichen niederländischen Meister! Zurücktretend gegen diesen Reichthum erscheint allerdings die Sammlung in dem, was man die Krone der Malerei nennen kann, in den Werken von Raphael, Correggio, Tizian, nicht als ob hier Lücken wären, im Gegentheil sind einzelne Werke von großer Schönheit vorhanden, von Raphael namentlich eine unschätzbare Folge von Bildern seiner früheren Zeit bis auf das Bild aus dem Pallaste Colonna, aber sie stehen zwischen den andern gleichsam verloren und sind nur als Proben des Höchsten und Besten, was hierin geleistet ward, zu betrachten. Gerade dadurch, daß in diesem höchsten und äußersten Gebiete die Gallerie des benachbarten Dresdens jene glückliche Folge unvergänglicher Meisterwerke besitzt, hebt sie sich nicht nur über die Berliner, sondern überhaupt über alle Gemäldesammlungen aller Länder siegreich empor.

Doch das Ziel ist gesteckt! das Fehlende wird erkannt und gefühlt, und bleibt Zeit und Gunst der Umstände sich gleich, so ist an einer fortschreitenden Erweiterung und Vollendung der Sammlung für die Zukunft nicht zu zweifeln. Alsdann wird auch noch die spanische Malerschule, die nach allem, was von ihr bekannt ist, der allergrößten Beachtung würdig erscheint, die ihr gebührende Berücksichtigung finden, und was in der französischen Ausgezeichnetes sich findet, zu dem hier schon in großer Anzahl Vorhandenen erworben werden.

Indeß obwohl darauf bedacht, das den einzelnen Schulen Gehörige zu scheiden und nach der Zeitfolge anzuordnen, war doch die Chronologie der Malerei nicht dasjenige, worauf man ausschließlich lossteuerte. Schon die räumlichen Schwierigkeiten würden eine rein chronologische Ordnung unmöglich machen, und gebieten, nachdem man die Ausscheidung der Schulen und Zeitalter vollendet hat, in jeder einzelnen Zeitfolge das der Ausdehnung nach sich Ergänzende und zu einander Passende zusammen zu stellen. Dazu ist eine solche Sammlung zugleich bestimmt, ästhetischen Kunstgenuß zu gewähren, und wenn wir auch nicht dieses, wie in der Vorrede zum Katalog geschieht, für ihren Hauptzweck erklären möchten, so steht er doch in gleicher Wichtigkeit neben dem oben bezeichneten der kunsthistorischen Belehrung, ja man darf sagen, daß für einen wohlunterrichteten Beschauer der Kunstgenuß von der Einsicht in die Folge und der auseinander hervorgehenden Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schulen nicht zum wenigsten bedingt ist. Indeß wenn auch nicht, weil wir den ästhetischen Genuß für den Hauptzweck halten, so doch weil wir glauben, daß auf beide Zwecke möglich Bedacht zu nehmen und eine Vermittlung von beiden zu suchen war, können wir es nicht anders als billigen, daß vieles, was nur kunsthistorisch merkwürdig ist, da wo der Sache schon durch andere Bilder genug gethan war, in den großen Vorräthen, über die man gebot, überwogen, oder in besondern Cabinetten der Incunabeln der italienischen und deutschen Schulen zusammengestellt worden ist.

Eine andere Frage wäre, ob es nicht zweckmäßig würde gewesen seyn, die alte italienische Malerei bis Gian Bellino in Venedig, Dominico Ghirlandajo in Florenz, Francesco Francia in Bologna und Pietro Perugino zusammen zu nehmen und in Einer großen Abtheilung zu vereinigen, während man jetzo auch nach Ausscheidung der Incunabeln bei jeder Schule von vorne beginnt, und immer auf ähnliche Arten und Bestrebungen zurückgeführt wird. Denn offenbar ist vor der Schule des Pietro Perugino das Typische überall vorherrschend und eben wegen seiner Natur dem Wesen nach übereinstimmend. Erst mit Raphael, Leonardo da Vinci, Correggio und Tizian gehen die Schulen und Arten wahrhaft auseinander, und es würde, im Fall man das Beste der größten Meister, das man besaß, wieder in Eine Sammlung vereinigt hätte, diese durch Zusammenstellung des Verschiedenartigen eben so belehrend gewesen seyn, wie jene durch Verbindung des Uebereinstimmenden, während jetzo das der vollendeten Kunst Angehörige unter der Menge der ältern Werke sich beinahe verliert und diese bis zum Eintritt der Schulen, welche von der alten typischen Malerei sich ganz losgesagt hatten, vorherrschend, ja fast allein herrschend erscheint. Doch verkennen wir auch nicht das Gewicht der Gründe, welche, abgesehen von diesem Uebelstande, für die Spaltung nach Schulen und für das Zurückgehen in die Anfänge der Einzelnen entscheiden konnten, und finden eine Milderung der hier nothwendigen Folge darin, daß man die großen und umfassenden Schulen des mittleren Italiens, Bologna, Florenz, Siena und Rom zusammengenommen hat.

In dem Kataloge finden wir besondere Sorgfalt auf die genaue Bezeichnung der Gemälde in Rücksicht auf Zeit, Schule und Meister gewendet, und die anerkannte Geschicklichkeit des Herrn Dr. Waagen in diesem Fache wurde hier durch das Zusammentreffen so großer Schätze des den einzelnen Schulen Angehörigen, durch die beträchtliche Anzahl des historisch, d. h. durch Jahrzahlen und Namensunterschriften der Urheber Beglaubigten, so wie durch die große Kunde des Herrn Baron von Rumohr unterstützt, dem der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede seinen Dank für die warme und ersprießliche Theilnahme ausspricht, „welche derselbe an der königlichen Gallerie „des Museums genommen, und die sich mit gleich günstigem Erfolge auf alle Theile, die Auswahl, Bestimmung und Anordnung der Gemälde erstreckt hat.“

An Incunabeln sind in zwei einander gegenüber liegenden Lokalitäten, in drei Klassen vertheilt, zusammen 186 Bilder aufgestellt, und zwar in der ersten Klasse von Byzantinern und aus Schulen des mittlern Italiens, 106, darunter besonders viele schöne Bilder aus der Schule von Siena; in der zweiten Klasse 42 Bilder von Venezianern und Lombarden; die übrigen 36 der dritten Klasse aus den niederländischen und deutschen Schulen von Cöln (von Meister Wilhelm an) von Nürnberg und andern Orten und Ländern.

Daneben sind die Italiener, nämlich Venezianer, Lombarden und die von Mittelitalien sammt den Nachahmern, den Schülern der Carracci und den Akademikern in der Gallerie selbst mit 497 Bildern, die Niederländischen und Deutschen mit 515 Bildern aufgenommen, so daß die ganze im Museum vereinigte Sammlung den großen Reichthum von 1198 Gemälden darbietet.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, in die Schilderung des Einzelnen einzugehen, nachdem wir An-

ordnung, Umfang und Werth der Sammlung und ihr Verhältniß zu andern im Allgemeinen bezeichnet haben; doch bleibt uns in Bezug auf die zurückgestellten Werke, deren wie wir hören, eine große Anzahl ist, noch ein Wunsch übrig. Bayern hat durch die liberale Gesinnung seines Monarchen in den einzelnen beträchtlichen Städten Sammlungen von Gemälden aus dem großen Vorrathe des Staats und des königlichen Privatbesitzes bilden sehen. Noch vor Kurzem ward in Nürnberg eine alte Kapelle zu Aufbewahrung einer vortrefflichen Sammlung vorzüglich altdeutscher und niederländischer Gemälde eröffnet. Die Sache selbst ist erst im Werden, und ist erst die neue Pinakothek vollendet und mit den Auswahlen der ihr bestimmten Werke geschmückt, so wird dann der übrige Vorrath, so weit die Gallerie zu Schleisheim ihn nicht in Anspruch nimmt, dazu dienen, die in der Anlage begriffenen oder weiter fortgeführten Gallerien zu Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Bamberg u. s. w. zu bereichern und zu selbstständigen Sammlungen zu erheben. Die Kunstbildung gewinnt dadurch in Bayern eine breitere Grundlage und eine mannichfachere Gelegenheit; zugleich werden die Städte in den Besitz eines artistischen Eigenthums gebracht und ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit wieder nahe gerückt. Die Folgen für Verbreitung des Kunstsinnes und für Belebung des Kunstbestrebens können nicht ausbleiben. Möge dieses Beispiel für Preussen, das nach Anordnung der Gallerie des Museums noch über sehr beträchtliche Schätze der Malerei gebietet, nicht verloren gehen. Aachen wie Cöln, Düsseldorf wie Münster, Naumburg wie Breslau, Danzig wie Königsberg sind dieser Berücksichtigungen würdig. Die Sache scheint von großer Bedeutsamkeit und eine weitere Verbreitung und feste Begründung der deutschen Malerkunst nicht am wenigsten dadurch bedingt.

Erfreulich ist es in jeder Hinsicht, die beiden ersten reindeutschen Staaten, Preußen im Norden und Bayern im Süden des gemeinsamen Vaterlandes wetteifernd auf den Bahnen der Kunstbildung fortschreiten zu sehen. Es gehört zu den für die innere Geschichte der Völker denkwürdigsten Erscheinungen der Zeit, in Einem Jahre und in Einem Herbste das Museum in Berlin und die Glyptothek in München vollendet und ihre durch königliche Großmuth und Freigebigkeit gesammelten Schätze zur Belehrung und zu artistischen Bestrebungen durch zwei Könige ihren Völkern geöffnet zu sehen. Möge diese für die höhere Bildung und für die Ehre des Vaterlandes bedeutsame Begebenheit dazu beitragen, in dieser sturmbewegten und erschütterten Zeit die deutschen Völker nachdrücklich daran zu erinnern, was Deutschland seinen Fürsten schuldig ist!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die neue Auszierung des Theaters in Karlsruhe.

(Schluß.)

Der deutlichste Beweis für unsere Behauptung, daß das Ganze zu brillant und grell gehalten sey, liegt in der, von uns und mehreren Personen, die sich eben nicht über schwache Augen zu beklagen haben, gemachten Bemerkung: daß man eine Zeitlang im Theater sitzend, ein Stechen in den Augen empfindet, welches sich bei Manchen wohl auf den folgenden Tag und noch weiter erstreckt. Am Auffallendsten ist diese Wirkung in den dunkeln Parterrelogen.

Es geht uns mit dem Auge, wie mit den übrigen Sinnen; dem feinen Ohr des Musikers ist ein falscher Ton eine schmerzliche Empfindung, und dem ungebildeten Ohr eines Wilden wird eine lärmende grelle Musik besser gefallen als jenem, und ein Mißton wird ihn nicht so leicht rühren. So ist es mit den Farben. Je ungebildeter das Auge, desto weniger wird es auch durch eine lärmende und grelle Farbenmusik einen unangenehmen Eindruck empfinden, ja es kann sogar Gefallen daran haben.

Der Vorhang, welcher in zwei Theile getrennt ist, hat darum unsern Beifall, weil er ganz in natürlichen Falten herabhängt, die sich beim Auseinanderziehen desselben über einander legen, wodurch das widernatürliche Aufrollen gemalter Falten, wie es früher statt fand, vermieden wurde; dagegen thut seine unterste Einfassung dem Auge weh, weil der ganz weiße Grund mit den in Gold gemalten Verzierungen von den nahen Lampen sehr hell und blendend erleuchtet wird.

Zuletzt können wir nicht umhin, die Nachtheile noch zu berühren, welche die durchgehends hohl gespannte Leinwand, auf welche die Verzierungen gemalt sind, mit sich bringt.

Der vorige Wohlklang des Gesangs und der Musik, dessen sich das Theater in seinem früheren Zustande erfreute, hat sich verloren und der Ton ist weit dumpfer geworden. Aber es mußte wohl so kommen, weil der ganzen Decke und allen mit Leinwand überspannten Holzflächen ihre natürliche Reflectibilität genommen ist und hohlgespannte Leinwand, mit der darauf befindlichen Farbe diese gar nicht, oder nur in einem äußerst geringen Grade besitzt.

Ist der Refler in einem geschlossenen Raume zu groß, so daß ein zu starker Nachhall entsteht, so können wir diesem Uebel dadurch etwa abhelfen, daß wir die Wände mit Leinwand oder mit irgend einem andern wenig reflektirenden Körper überziehen. Da aber dies der Fall des Theaters in seinem vorigen Zustande nicht war und es überhaupt in akustischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig ließ, so hätte man sich wohl hüten sollen, Mittel zur Verzierung zu wählen, die in dieser Beziehung nur nachtheilig wirken konnten.

Die hohlgespannte Leinwand ist aber ferner auch je-

der Aenderung der Lufttemperatur und ihren Wirkungen zu sehr unterworfen, als daß wir uns von dieser technischen Anordnung eine lange Dauer versprechen könnten. Je nachdem die Luft feucht oder trocken, kalt oder warm ist, wird sich die Leinwand mehr oder weniger ausdehnen und zusammen ziehen, was Falten geben muß, die sich auch wirklich jetzt schon an der Decke an mehreren Stellen zeigen. Und sollte dieß nicht auch nach und nach ein Springen der Farben, die ziemlich dick aufgetragen scheinen und sich nicht in dem Maaße ausdehnen und zusammenziehen, wie die Leinwand, nach sich ziehen können?

Wenn wir nun glauben, diese Sache von dem richtigen Standpunkte aus beleuchtet zu haben, und treu hierin unserer Ueberzeugung gefolgt sind, so müssen wir es nicht allein bedauern, daß für einen so bedeutenden Kostenaufwand von wenigstens 50,000 Gulden, deren größter Theil für die aus Paris gekommenen Gegenstände in das Ausland gewandert ist, und wohl schwerlich wieder auf eine ähnliche Weise zurückfließen wird, nicht Etwas geleistet wurde, was mehr Ansprüche auf den Ruhm eines gediegenen und gelungenen Kunstwerkes zu machen gehabt hätte, und zugleich im richtigen Verhältniß zu diesem Kostenaufwand gestanden wäre; wir müssen auch noch bemerken, daß die Erwartung, die man von diesem Gegenstande hatte, um so mehr getäuscht werden mußte, als man von einem ausländischen Künstler mit Recht dann ausgezeichnete Leistungen verlangt, wenn auch das Vaterland deren tüchtige aufzuweisen hat. —

* * *

Lithographie.

Freskogemälde aus der Geschichte der Bayern in den Arkaden des Hofgartens zu München, lithographirt und herausgegeben von einigen der Maler derselben. Erstes und zweites Heft.

Bei der freudigen Theilnahme, mit welcher die Darstellungen aus der bayrischen Geschichte vom Volke begrüßt wurden, und bei der ununterbrochenen Dauer derselben war es ein zeitgemäßes und den hohen Absichten des königlichen Urhebers nur entsprechendes Unternehmen, jene Gemälde in kleineren Nachbildungen bekannt zu machen und somit dem Volke das Buch seiner Tugenden, das der König ihm aufgeschlagen, in die Hand zu geben. Der Name der Künstler, die sich in dieser Absicht verbunden, von denen einige an den Freskomalereien selbst thätigen Antheil genommen, so wie die vorliegenden beiden Hefte bürgen dafür, daß das Ganze mit richtigem Sinn und dem Geiste der Originale gemäß ausgeführt werde.

In der Weise der Ausführung — die Zeichnung ist mit dem spitzen Pinsel auf den Stein aufgetragen — haben sich mit Recht die Künstler an ältere Vorbilder gehalten, und an die in deren Geiste gefertigten schönen Federzeichnungen von Cornelius zu Faust und den Nibelungen. Denn wenn auch in der Weise der Rembrandtischen Radiernadel, oder mit der breiten lithographischen Kreide leicht etwas fürs Auge, ja sogar die Täuschung der Farbe gewonnen werden kann, so verbirgt sich doch bei nicht vollständiger Ausführung zu leicht dahinter die reinere Absicht des Erfinders, oder noch mehr der Mangel klarer künstlerischer Anschauung. Feste Conturen hingegen, die die Formen genau und charakteristisch umschreiben, leichte, aber sichere Auseinanderhaltung der Licht- und Schattenmassen in einfachen Linien, lassen im Verzichtleisten auf den oberflächlichen Sinneneffekt das Geistige eines Kunstwerks — Erfindung, Anordnung, Motive, Charaktere — allein, aber auch um so bestimmter hervortreten.

Am meisten seiner Sache gewiß erscheint in den vorliegenden Blättern Herr Hiltensperger, von welchem im ersten Heft das Titelblatt, die schöne Gestalt der Bavaria nach Kaulbach, und die Belehnung Ottos I. mit Bayern nach Prof. Zimmermann; im II. Heft der Sieg Ludwigs des Bayern über Friedrich den Schönen bei Mühldorf, nach Hermann, und das von ihm selbst ausgeführte Bild, Abrechts III. Verweigerung der böhmischen Krone.

Nicht so sicher erscheint Hr. Waagen, obschon ein rühmlicher Fleiß nicht zu verkennen ist, der jedoch Abweichungen vom Original nicht weniger bedenklich erscheinen läßt. Von ihm ist im ersten Heft der Ueberfall Ottos I. in der Veroneser Klause nach Förster, im zweiten die Flußgottheiten Main und Isar nach Kaulbach.

Hr. Röckel hat im zweiten Heft die Zeichnung nach seinem Bild, der Vermählung Ottos des Erlauchten mit Agnes von der Rheinpfalz gegeben und ist natürlich dem Originale, vorzüglich in der Auffassung der Charaktere, sehr treu geblieben, nur würde seine reiche Composition um vieles an Klarheit gewinnen, hätte er einfacher und bestimmter die Licht- und Schattenmassen gesondert gehalten.

Die übrigen historischen Darstellungen, Erstürmung von Godesberg nach Gassen, und die Eroberung der Türkenschanze von Belgrad nach Monten im ersten Heft, dann im zweiten die Stiftung der Akademie der Wissenschaften nach Foltz sind auf geistreiche, wenn schon von den übrigen etwas abweichende Weise von Herrn Gail ausgeführt, der bereits durch vortreffliche Leistungen im Gebiete des Genre sich bekannt gemacht.

Außerdem ist jedem Bild ein Blatt beigefügt, mit Wappenschild und Spruch, wie diese an der Decke über jedem der Gemälde im Hofgarten angebracht sind.

Das Werk wird ein eben so erfreuliches Ganze bilden, als die Fresko-Malereien selbst, und ist nicht nur seiner allgemeinen Bestimmung nach eine willkommene Gabe für jede Familie, als insbesondere ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der Kunstschule, aus deren Geiste es hervorgegangen. ef.

N°. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 10. Februar 1831.

Zur Geschichte deutscher Kunst.

Wer nur je einmal ältere deutsche Bilder, auch Steinbilder, zu sehen Gelegenheit fand, wird gewiß sehr bald zu dem Geständniß gelangt seyn, daß hier, ebenso wie in den Zacken und Zinken deutscher Bauwerke und selbst in der Weitwendigkeit der deutschen Wissenschaft, deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit sich recht mit Lust und Liebe schaffend bewiesen haben. Bewunderungswürdige Treue im Kleinsten, und das Ganze mit großer, voller Liebe durchgeführt. Die Meister handelten alle in dem Sinne, welchem Dürer das Wort fand, indem er sagt: „Du sollt wissen, je genawer man dem Leben und der Natur mit Abmachen nachkummt, je pesser und künstlicher dein Werk wirt.“ Wegen dieses Sinnes spricht uns auch die leider nur zu kurze Stelle der bei Liedern und Kleidertrachten länger weilenden, höchst anziehenden Limburger Chronik *) so sehr an, wo sie vom Maler Wilhelm zu Cöln meldet: „In dieser Zeit (um 1380) war ein Mahler zu Cöln, der hiesse Wilhelm. Der war der beste Mahler in allen deutschen Landen, als er ward geachtet von den Meistern. Er mahlete einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als hätte er gelebet.“

Mit diesen Worten ist gewiß nach dem Geiste jener Zeit eben so sehr jene oben berührte saubere Treue, wie das glückliche Treffen und lebenswahre Wiedergeben gemeint, denn diese sind in jenen Zeiten der ehrsamen Mühwaltung und gewissenhaften Eindringlichkeit in den Gegenstand der Wahl eins und eng verbunden: glänzende Schnellwirkung oder unwahre Eitelschmeichelei gehören erst späteren Malern und Gemälden an.

Recht lebendig und fast sonderbar nahe tritt uns jene Uebertreue, und nicht ohne Bedeutung für manche geschichtliche Steinbilder, über die z. B. bei der Abbildung des Kaisers Friedrich Rothbart vor Fr. v. Raumers Geschichte der Hohenstaufen, nach einem Steinbild, manche Frage sich erhoben hat, in einer Stelle der für Sittengeschichte überaus reichen Reimchronik Ottokar's von Horneck, welche Fiorillo nicht bekannt geworden seyn muß.

Er erzählt darin von einem kunstfertigen Steinmetz, der ein schönes Bild aus Marmor sauber und rein nach Kaiser Rudolf gehauen hätte, dessen überraschende Aehnlichkeit jeder, der es sah, ihm eingestand. Der Künstler oder Meister war aber auch dem Könige lange nachgegangen und hatte so die Gestalt sich eingeprägt und abgenommen, daß er selbst die Runzeln des kaiserlichen Antlitzes gezählt hatte. So stand das Bild manche Jahre; als der Meister aber vernahm, daß das Alter dem Herrn eine Runzel mehr gefurcht hätte, machte er sich auf bis ins Elsaß, um den Kaiser selber wieder zu sehen, und als er die Sache richtig erfand, gieng er heim wieder gen Speyer und überarbeitete sein Standbild von Neuem dem Kaiser getreulich und ähnlich. Später setzte man dieses Bild auf des Kaisers Grab.

Doch hören wir das Ganze in Ottokar's Darstellung selber:

Ein kluger Steinmetz
Ein Bild sauber und rein
Aus einem Marbelstein
Schön hätt gehauen;
Wer das wollt schauen
Der mußt' ihm beziehen (gestehen)
Daß er nie Bild hätt gesehen
Einem Manne so geleich.
Wann so der Meister kunstreich
Einen Gebresten (Mangel) fand,
So lief er zuhand (sogleich)
Da er den König sach
Und nahm darnach
Die Gestalt hie ab.
Die er dort dem Bild gab.
Unter andern Dingen
Lat euch zu Licht bringen
Einen albern Sitt.
Der dem Meister wohnt mit:
Er hätt so gar gefädemt
Und in sein Herz begädemt
All des Königs Stalt.

*) Einen neuen und treuen Abdruck besorgte C. D. Vogel, Herborn 1826. 8.; freilich nur nach der Auflage von 1720, nicht nach der Faustischen von 1617, die seltener ist.

Daß er die Runzeln zahlt
An dem Antluze.
Das hätt der Meister nuze
Alles gewahrig gemerkt
Und da das Bild ward gewerkt
Als er sein hätt gehaht. —
Nu hätt der König bracht
Gebreste mannigfalter
Und allermeist das Alter,
Daß der König Herr
Einer Runzel mehr
An dem Antluz gewann.
Das ward dem Meister kund gethan.
Der hub sich auf sein Straßen
Und lief hin z'Elsassen.
Da der König da was.
Da nahm er aus und las
An den Sachen die Wahrheit
Als man ihm hätt gesait.
Und da er das erfand,
Da kehrt er zu Hand
Gegen Speier wieder
Und warf das Bild nieder
Und macht es aber gleich
Rudolfen dem König reich.
Der Stein ward nu sein Dach.

Maßmann.

Beschreibung des alten Altares in der Stadtpfarr-Kirche zu Hersbruck.

Alterthums-Verehrung, den vorigen Jahrhunderten fremd, kehrt wieder in den unsrigen; darum wird begierig hervorgesucht, was man damals zurückgestellt. Seit dem theilweisen Bau der Stadtkirche zu Hersbruck, 1738, stand der alte, aus Wohlgemuth und Veit Stoßens Zeitalter stammende Altar unbemerkt und unbeachtet an der Wand hinter dem neuen, der von Justin Preisler eine Grablegung zeigt. Ein Zufall deckt die Silberminen der Erde auf, zieht Kunstschätze aus dem Staube der Jahrhunderte hervor; ein Zufall wollte, daß eine glückliche Hand die doppelten Flügelthüren des alten Altares öffnete und ein kunstverständiges Auge den verborgenen Schatz zu würdigen verstand.

Vierzehn Bilder, auf 8 großen Flügeln, davon jeder 8 Schuh und 10 Zoll hoch und 5 Schuh und 2 Zoll breit, stellten sich dar. Ueberall Wohlgemuths Geist, überall der Charakter seiner Schule, ausgesuchte Composition, Verzichtung auf Effekt, Naturtreue in der Zeichnung mehr als bei seinen Zeitgenossen, schöner Wurf der Gewänder, selbst über Dürers Verdienst, Annäherung oft an's Ideal, besonders bei den weiblichen Gestalten, Farbenglut, wie sie seiner Zeit und Schule ausgezeichnetes Eigenthum war, Goldgrund überall, wo die verständiger gewordene Kunst den Himmel malte.

Der geöffnete Altar stellt im Mittelfeld sehr gutes Schnitzwerk dar, nicht unwahrscheinlich Veit Stoßische Arbeit, Maria von vier anderen Figuren, in der Höhe von 5 Schuh, umgeben. Die Meisterschaft des Schnittes, die Schönheit der Köpfe, die Tiefe der vielfach und eckig gedrehten Falten, die Aehnlichkeit der Maria mit dem Bilde in dem englischen Gruße der Lorenzer Kirche Nürnbergs, die treffliche Bearbeitung der in der reichen und zierlichen Architektur angebrachten kleineren Figuren dienen zur Rechtfertigung solcher Muthmaßung. Die beiden Flügel enthalten Maria im Stalle und Maria auf dem Sterbebette, zwei vortreffliche Gemälde, würdig neben den unbezweifelten und besten Arbeiten Wohlgemuths zu stehen. Das Jesuskind in verjüngtem Maasstab, von einer Gruppe gleich großer Engelchen mit bunten Flügeln umgeben und in der Höhe von einem Chor singender Engel begrüßt; die jungfräuliche Mutter dagegen ziemlich kolossal, Ausdruck der Demuth, Unschuld, Frömmigkeit in ihren Mienen, Gewand von schönem Wurf und trefflicher Ausführung; Joseph ein alter, markiger, charakteristischer Kopf, unstreitig nach der Natur, fast zu alt für die ihm vertraute Jungfrau. Er bedeckt sorgfältig mit der Hand das Licht, mit welchem er das Kind beleuchtet, daß es den hinter ihm stehenden und knienden Hirten sichtbar werde. Im rothen Gewande Josephs liegt viel Kunst des Malers; durch Wahrheit, Natur und Einfalt zeichnen sich die Hirten aus; ungemeiner Reichthum in der Ausstattung des ganzen Vordergrundes mit Thieren aller Art, dem Ochs und Esel nicht nur, sondern auch mit den Vögeln des Himmels und dem, was auf Erden kreucht. Noch vorzüglicher ist das andere Gemälde, Marias Tod. Zehn Apostel umgeben das Sterbebette der Heiligen. Petrus steht vor ihr im päpstlichen Ornat mit dem Weihwedel; Kerze, Palmzweig und Kreuz, des Glaubens-Sieges hohe Symbole, bieten drei hinter ihm stehende Apostel, ihm gegenüber bemüht sich ein anderer, der Sterbenden das Kopfkissen zurecht zu legen, zu ihren Füßen knien zwei Betende, drei andere beschäftigen sich abwechselnd mit Vorlesen, durch die offene Thüre im Hintergrund kommen noch drei andere und tragen Rauch- und Oelgefäße — so schlingt die heilige Kirche den Kranz ihrer Segnungen um die Sterbende. In bildenden und redenden Künsten haben ältere und neuere Meister sich auf einige Originale beschränkt und bringen sie, anders benannt und situirt, immer wieder; ein Vorwurf, der Wohlgemuth nicht trifft! Den Mangel an würdigen Idealen ersetzt er durch Mannichfaltigkeit und Naturcharakteristik der Originale. So hier, überall Individualität, Charakter, Leben, Bestimmtheit, in reichster Abwechslung. Maria, die Hauptfigur, fordert des Künstlers vorzugsweisen Fleiß; dieß Brechen der Augen, dieses Entfliehen des Lebens, dieß Erbleichen und Verwelken, und doch diese ruhige Ergebung, diese sanfte Unschuld, im Sterben noch schön! Schwer hält's unter den Apo-

stein, die besseren herauszuheben, denn in Zeichnung der Köpfe und Drapirung der Gewänder ist gleich viel Verdienst. Petrus hat der Künstler die meiste Liebe zugewendet, auch die Gruppe der Lesenden steht den anderen voran. Durchaus muß dieses Gemälde als Meisterstück und seine Wiederherstellung als großer Kunstgewinn bezeichnet werden. Weder an Größe, noch an dem Reichthum der Composition, noch an der Ausführung dürfen viele Stücke ihm gleichgesetzt werden, auch die Haltung, in der altdeutschen Schule so selten, ist dieses Bildes Vorzug; bei schöner Vertheilung der Farben ist mehr Regel und Perspektive, als man sonst bei dieser Schule sucht.

So stellte man an Marienfesten den Altar der gläubigen Menge dar, anders zur Passionszeit. Man bedeckte das innere Feld mit den beiden ersten Flügelthüren, während die zweiten geöffnet blieben und sich acht Scenen aus dem Leiden Jesu darstellten; in den vier obern Feldern der Kampf im Garten, die Gefangennehmung, das Verhör vor Kaiphas, die Geißelung; in den vier untern die Dornenkrönung, Ausstellung, Kreuzschleppung und Kreuzigung. Die Meisterschaft wie in den beiden bereits beschriebenen Gemälden findet man hier nicht mehr. Die Zeichnung, die Formen sind härter, die Wahl der Farben nicht immer glücklich, die Leichtigkeit und Sicherheit des Pinsels fehlt; doch sehr fleißige Ausführung. Ueberall ist Wohlgemuths Einfluß unverkennbar. Was der Meister entworfen, scheint von seinen Gehülfen ausgeführt. So hatten die Alten, die Kunst in der Form des Gewerbes treibend, ihre Lehrlinge und Gesellen um sich versammelt und der Letzteren Werke gingen unter dem Namen des leitenden Meisters. Wenn die Hauptfigur gerne hervorgehoben wird, so hat es dem Künstler genügt, dieß durch hervorstechende Größe derselben in allen acht Darstellungen zu thun; sonst zeichnet sie sich durch nichts aus. Zur Andacht waren solche Darstellungen einem Volke vorgehalten, das an Blutvergießen ziemlich gewöhnt war und es für unziemend hielt, wenn an seinem Heilande nicht alle Rohheiten seiner grausamen Justiz sollten geübt worden seyn. Daher hier nicht blos Mißhandlung, sondern Zerfleischung, nicht blos rohe, sondern unerträgliche Marter ausgeübt wird, selbst Folterinstrumente, und mehr zerschlagene Ruthen und Geißeln, als eines Menschen Kraft ertragen dürfte. Die einzelnen Scenen sind: a) Jesus im Garten zu Gethsemane, vor einem altarähnlichen Felsen knieend, über ihm ein schwebender Engel mit dem Kreuze; im Vordergrunde die drei schlafenden Jünger, davon Johannes und Petrus besonders gut gemalt. Originell ist Judas im gelben Mantel, welcher den Knechten voran in den Garten eilte und ihnen winkt, heranzukommen. b) Die Gefangennehmung Jesu im Garten, rechts Judas in Unterhandlung mit einem Knechte, links Petrus, in der Hand das blutige Schwert und Malchus zu seinen Füßen. Im Hintergrund der neugierige Beschauer, der dem Knechte sein Hemd überläßt. Hier Schönheit in der Composition, Lebendigkeit in der Handlung, guter aber gemeiner Ausdruck in den Köpfen. c) Christus vor Kaiphas und den Priestern, an der Kette um den Hals von zwei Knechten geführt. d) Geißelung Jesu, die im eigentlichen Sinne von der Fußsohle bis zum Scheitel vollzogen wird. Mit solchen Stachelbesetzten Geißeln dürften schon zwei Hiebe tödten, doch haben die Knechte schon eine unbrauchbar geschlagen und binden neue Ruthen. Viel Ausdruck in den Köpfen der rohen Knechte und in ihren lebendigen Bewegungen. Im Hintergrund ein sehr belebtes Bild, Pilatus Haus mit dem versammelten Volke und den Schächern, welche eben aus dem Gefängniß geführt werden, um den Tod zu erleiden. e) Die Dornen-Krönung, ausgeführt durch die nämlichen Knechte. Hier noch mehr Anstrengung, mit Balken und Stangen wird die Dornenkrone auf die Stirne gepreßt und alle Menschengewalt angewendet, das auszuführen, was doch nur Hohn seyn sollte. Im Gegensatz gegen das „Aus dem Munde der Säuglinge hast du dir Lob bereitet," wird ein Knabe vom Vater zur Verspottung herbeigeführt und der Hohn in das Gesicht des unverständigen Alters gelegt. f) Die Darstellung des zerfleischten Dulders vor dem Volke und dem nach Blut schreienden Priesterpöbel. g) Die Kreuzschleppung vor Jerusalems Thoren, eben als Simon von Cyrene nahet. Die weinenden Frauen mit Johannes hinter Jesu, eine treffliche Gruppe; unter den Knechten bemerkenswerth einer mit einem Körbchen, darin Nägel, Hammer und anderes Werkzeug. Zwei Folterwerkzeuge treiben dem Heilande bei jedem Schritte vor- und rückwärts Stacheln in die Füße. h) Die Kreuzigung, zur Rechten die Gruppe der Frauen, zur Linken der Hauptmann mit den höhnenden Priestern. Geringeres Bild als das vorige. Alle diese zehn Malereien sind sehr gut erhalten, durch die Geschicklichkeit des Maler Frör in Nürnberg unter des Herrn Direktor Reindels Aufsicht wiederhergestellt. Der ganz geschlossene Altar bot noch vier Darstellungen aus dem Leben der Maria, die Verlobung der Mutter Anna, die Geburt der Maria, den englischen Gruß, den Besuch der heiligen Jungfrau bei Elisabeth, zwar sichtlich aus Wohlgemuths Schule, doch sehr flüchtig und oberflächlich behandelt, daher von ihnen nichts weiter. Der Trümmer von dem zierlichen Aufsatz sind nur wenige mehr vorhanden.

Hersbruck freuet sich wieder eines Kunstschatzes, von dem man es nicht glauben wird, daß ein ängstlicher, bilderfeindlicher Eifer ihm die Aufnahme in die Kirche zwar gestattete, aber anfangs verweigern wollte.

Neue Kupferstiche.

S. Giovanni, gem. von Cesare da Sesto, gest. von G. Felsing. Fol. Mannheim bei Artaria und Fontaine. 6 fl.

Da Vinci's trefflicher Schüler, C. da Sesto, der selbst Raphaels Achtung und Freundschaft besaß, ist unter uns nur wenig bekannt. Die Wiener Gallerie besitzt blos ein Porträt von ihm, und in den übrigen deutschen Sammlungen sieht man sich umsonst nach seinem Namen um. Soviel wir wissen, ist auch nichts von Bedeutung nach ihm gestochen worden. In seinen Compositionen ist Gedanke und Poesie, sein Styl hat etwas großartiges, und wie die alten Meister überhaupt, suchte er in der Natur seine Vorbilder und liebte die naiven Motive. Auf dem vorliegenden Bilde ist Johannes im ersten Knabenalter dargestellt; er sitzt in einer Felsengrotte und zeigt auf das neben ihm stehende Kreuz. Es ist dieß eine gar anmuthige Kindergestalt, in welcher sich die sinnvolle Bedeutung mit kindlicher Naivetät auf eine höchst anziehende Weise vereinigt. Der Körper ist wacker modellirt, bis auf den rechten Schenkel, vielleicht hat das Original hier stark nachgedunkelt? Die vom Gestein herabfließende Quelle, die Blumen und Wasserpflanzen, die mancherlei Vögel und Insekten, geben der Grotte etwas Poetisches.

Felsing zeigt in diesem Bilde, daß er seine Stechart nach den Eigenthümlichkeiten eines Meisters abzuändern verstehe. Vergleicht man seinen Christus nach Carlo Dolce mit dem gegenwärtigen Blatte, so erscheint hier alles kräftiger, bestimmter, weniger verschmolzen, die Form tritt entschiedener hervor, ohne daß darum der Effekt vernachläßigt wäre. Das Blatt ist der jetzigen Großherzogin von Baden gewidmet, und wird Kunstfreunden doppelt willkommen seyn, da es einen trefflichen, uns fast fremden Meister auf eine so würdige Weise einführt.

Die um die Kunst vielfach verdiente Verlagshandlung kündigt auch die Beendigung der meisterhaften Platte von Toschi nach Raphaels Spasimo di Sicilia an; auch hat sie die Platte des Müller'schen Johannes nach Domenichino an sich gebracht.

—ber.

Bemerkungen über Kunst.

Tadelnde Kritik! Unbefriedigte Theorie! — Das Lob hat es schwerer, sich auszusprechen, denn beim besten Kunstwerk hat der Meister eben seine Schuldigkeit gethan, die Natur erreicht, oder etwas hingestellt, was wie die Natur lebt. Der Tadel aber hat ein reiches Arsenal von Ausdrücken. Beim Vollendetsten ist die Leistung doch nur sich annähernd an's Vollkommene; jedes Werk könnte besser seyn in Stoff und Form. Die Kritik mag sagen: Nichts davon ist ganz recht! — Das wird vorweg zugegeben. Kein Federzug, kein Pinselstrich, keine Linie der Zeichnung, kein Schlag des Meißels, kein Ton der Stimme ist ganz recht; kein Schritt des Menschen, keine That, kein Satz, keine Strophe ist ganz unverbesserlich. Ja selbst die Natur, die so häufig regelmäßige Formen bilden will, bringt keine mathematisch reine zu Wege, vom Sternenlaufe bis zum Spinnengewebe, von den Gebirgsschichten bis zum Salzkrystall. Ueberall stört der materielle Stoff und der bedingte Prozeß das Erscheinen der vollendetsten Form. Es gibt berühmte Gedichte, in denen kaum ein Prozent reiner Verse, z. B. Hexameter sind, berühmte Gemälde, die durchaus entweder in Beziehung auf Conception, Idee, oder auf Zeichnung, Ausdruck, Anordnung, oder auf Colorit, oder auf Haltung, Helldunkel rc. verfehlt sind.

Die Kritik verschweige dieß nicht: aber wenn sie das Eine thut, soll sie das Andere nicht lassen. Sehr oft ist das Unvermögen in der einen Kunstfertigkeit durch Virtuosität in der andern gut gemacht. Ja es kann ein Werk sogar klassisch seyn, bei einer durchlaufenden nicht tadellosen Manier und Eigenthümlichkeit.

Auch in dem schwächsten Kunstwerk ist neben allen Versäumnissen eine positive Leistung; keines ist ganz todte Masse, es lebt irgend ein Geist in ihm. Diesen citire die Kritik.

Es gibt aber auf dem Kunstmarkte Werke, die gar nicht einmal Kunstwerke sind, sondern nur Conglomerate von Natur- und Kunststoff. Sie verhalten sich wie Nagelfluh zu Felsen. Diese sind unter aller Kritik, weil sie in einer Region erst beginnt, in welche jene nicht einmal reichen.

*

Man schilt oft den Ausspruch: Er ist doch kein Raphael, Tizian, Correggio, rc. — wie: er ist kein Gluck, Haydn, Mozart rc., unverständig, unbillig, wenn er über neuere Künstler ausgesprochen wird. Er ist beides, wenn völliges Erreichen gefordert wird. Wenn er aber aus der wehthuenden Empfindung hervorgeht, daß manches schätzbare Talent auf ganz verkehrtem Weg ist, ganz anderen Prinzipien folgt, sich für zu vornehm hält, den klassischen Meistern nachzueifern, sie in ihren Grundsätzen, in den Geheimnissen ihres Bildens angestrengt forschend zu begleiten, nachzufühlen, nachzuahmen, dann ist der Vorwurf nicht ungerecht; er tadelt mehr das Nichtwollen als das Nichtkönnen. Wie könnte man Etwas erreichen, zu dem Neigung, Studium, Uebung die Richtung gar nicht nehmen? Es blühen noch herrliche Kränze dem ernsten Streben, nur muß man nicht erwarten, daß diese die Zeitmenschen ihm reichen werden.

N°. 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 15. Februar 1831.

Zur Geschichte der Sculptur des Mittelalters in Italien.

I. Die Sculpturen am Portal der Kirche St. Zenó in Verona.

Um die Reihenfolge der einzelnen Darstellungen deutlicher zu machen, und um zu häufiger Wiederholung überhoben zu seyn, schicke ich für die Seite, welche von der Thür aus linker Hand ist, folgende übersichtliche Tafel voraus.

	VIII	VIII		
	i	i		
	VI	VII		
	i	i		
IV^a	IV	V		
	i	i		
III^a	III	II	II^a	
	a	a		
	I^a	I^b		I^c
	i	i		
	A	A		

Es enthält diese Seite die Geschichte des Sündenfalls, die gegenüberstehende das Leben des Erlösers. Der Bildner hat die Geschichte nicht in alle Einzelnheiten verfolgt, wie es z. B. bei den Musaiken in der Markuskirche zu Venedig der Fall ist, sondern das Ganze in 6 Darstellungen zusammengefaßt. Die Wahl der Gegenstände selber zeigt größere Freiheit und schärferen Verstand. Sie sind übereinander gestellt, und nur durch die beschreibenden Inschriften von einander getrennt. Diese sind in Leoninischen Versen, und von mir in der Tafel durch i bezeichnet. Die ganze Seite ist von recht geschmackvollen Arabesken umgeben, und oben mit einigen Caryatiden geschmückt. Meistens hat der Bildner sich innerhalb des festgesetzten Raumes gehalten, einige Male aber einige Figuren weiter als nöthig von einander getrennt, und so die zusammengehörigen Gruppen vereinzelt, noch seltener aber ganz außerhalb des Raumes hinausgerückt. Vergl. III, IV und I^b.

In dem ersten Felde A A sind in 6 Abtheilungen 6 Greise, schon bedeutend beschädigt.

In I^a jagt ein Jäger zu Pferde im gestreckten Lauf, so daß sein Gewand zurückfliegt, einem Hirsch nach, der in I^b von Hunden ereilt und gepackt wird. Pferd und Hunde sind ihm aber von höllischen Geistern verschafft, welche durch einen Mann mit der Keule repräsentirt werden (I^c). Die Inschriften zu I^a und I^b, so viel ich dieselben selbst lesen, und nach der Descrizione di Verona etc. von 1820 (einer vor vielen andern in Italien

sorgfältig gearbeiteten Monographie) ergänzen konnte, lauten also:

I[a] O regem stultum petit infernale tributum!

Moxque paratur equus, quem misit daemon iniquus.

Exit aquam nudus, petit infera non rediturus.

I[b] Nisus equus, cervus, canis huic datur, hos dat Avernus.

Zu bemerken ist, daß die Tradition in dem reitenden Jäger den Theodorich sieht. — Dieses Feld hat außerordentlich gelitten. Zwischen I[b] und II folgen Arabesken, ebenso zwischen I[a] und III.

II Adam wird schlafend, den Kopf auf die Hand stützend, zum Herrn über die Geschöpfe gesetzt. Adam behauptet hier ganz das Feld. Gott Vater ist ganz in die Ecke gerückt (II[a]). Die Ueberschrift:

+VT' STRX RERVM' DEDIT ĀDESXĀ DIERVM
+hc EXEPLĀRĀI POSSVT' IADS NICOLAI

Die erste Reihe ist verständlich: Ut sit rex rerum dedit at de *) sexta dierum. Die zweite wird wohl auf den Bildner selber gehen und so zu lesen seyn: haec exempla trahi possunt laudes Nicolai. — Maffei las das Wort laudes: Zads, woraus er Zaderensis machte, aus Zara, was er wieder für Vaterland des Nikolaus nahm.

III Gott erschafft die Thiere, oben sind die Vögel, unter denen man den Storch deutlich erkennt, weiter unten die vierfüßigen Thiere, Löwe, Pferd, Ochse, Esel, Hirsch u. s. w. Die Inschrift:

Factor terrarum genus creat omne terrarum **).

Gott Vater ist auch hier wieder den Geschöpfen ganz entrückt (III[a]), wahrscheinlich um dadurch und durch seine ruhige Stellung seine Macht und Würde auszudrücken. Er tritt auf diese Weise vor den Geschöpfen hervor.

IV Gott Vater zieht aus der Seite des schlafenden, und auch hier (wie II) mehr sitzenden als liegenden Adam die Eva hervor. Die Inschrift:

Costa furatur dominus, una virago creatur.

Auch hier steht Gott Vater allein, überall demnach wo er als eigentlicher Schöpfer auftritt (IV[a]).

V Adam und Eva werden unter dem Baum von der Schlange verführt. Die Schlange, um den Baum gewunden, scheint der Eva den Apfel zu geben. Adam ist im Begriff zu essen. Ueberschrift:

Idra dat, Eva viro, vir mordet foedere diro.

VI Beide werden von dem Engel aus dem Paradies vertrieben, welcher mit entsetzlich großen Flügeln und mächtigem Schwerte versehen ist; Ueberschrift:

Lex datur, offendit, poenas de crimine pendit.

Die Schuldigen sind jetzt beide bekleidet.

VII Adam ist mit Holzspalten beschäftigt. Eva hat zwei Kinder auf dem Schooß, ist im Begriff zu spinnen. Ueberschr.:

Conqueror intrantes de sacrae fraudibus Evae,

Quae mihi, quae sibi inflixit perpetuo viri.

VIII Ein Lautner mit einer Schalmei, und eine Sphinx, wie es scheint.

Die rechte Seite, die Geschichte Christi vorstellend, zerfällt in folgende Felder:

---

*) Vielleicht Adamo? das E ist im Original gerundet, könnte also vielleicht O gewesen seyn. D. H.

**) Vielleicht ferarum? D. H.

E F
XI XII
a a
IX D. X
a a
VII VIII
I | I II III | IV | V[a] V[b] VI
a a
b | B[1] | C | B[2]
A | A

Auch diese Seite ist von Arabesken umschlossen; die einzelnen Felder sind auch dadurch getrennt. Die Ueberschriften in Leoninischen Versen fehlen hier, wahrscheinlich weil der geringere Raum sie nicht zuließ; dafür wird der Gegenstand ganz kurz angegeben. In den zu kleinen Feldern hat der zu enge Platz den Künstler gezwungen, seine Figuren ausserhalb des vorgesetzten Raumes hinauszusetzen. In b ist es wohl geschehen, um von dem heiligen Gegenstande die Personen zu trennen, welche nicht unmittelbar mit denselben in Beziehung stehen. An den zwei Bögen, und zwischen denselben sind Caryatiden angebracht. Die Arabesken habe ich durch a, und zwischen den sechs obersten Feldern durch D bezeichnet.

In A sind zu beiden Seiten vier Thiere zur Verzierung angebracht, die bedeutend gelitten haben.

B¹ enthält Kämpfer zu Pferde, und B² Kämpfer zu Fuß. Vielleicht ist dieß eine zeitgeschichtliche und lokale Anspielung. Die Ueberschriften fehlen hier.

C Eine sehr verdorbene, fast unkenntliche Figur.

b Ein Knieender, vielleicht der Künstler selbst, da er am Portal zu Ferrara sich auch findet. Man könnte diese ausserordentlich beschädigte Figur für den Stifter des ganzen Werkes halten, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, daß eine weibliche Figur daneben, unter eigens für sie eingerichteten Säulen, mit der Ueberschrift Mataliana, die Stifterin vorstelle.

Die Bedeutsamkeit der einzelnen Vorfälle, und der unerschöpfliche Reichthum der Geschichte des Erlösers hat den Künstler zu einer genaueren, der Bibel ängstlicher folgenden Darstellung vermocht, und ihn dadurch gezwungen den an sich engen Raum zu überfüllen.

I. I Die Verkündigung; in dem einen Felde der Engel, in dem andern die Jungfrau; mit der gewöhnlichen Ueberschrift: Ave Maria.

II Die Heimsuchung; Ueberschrift: Maria et Elisabet.

III Die Geburt des Heilandes; Ueberschrift: Praesepium.

IV Joseph, den Kopf stützend, vielleicht schlafend, mit der blossen Ueberschrift des Namens.

V¹ V² Der Engel erscheint den viehweidenden Hirten; in V² ist über dem Vieh der Engel; in V¹ die Hirten.

VI Die Könige aus dem Morgenland nahen sich dem Herodes; Ueberschrift: ecce veniunt adorare Dominum.

VII Die Anbetung derselben.

VIII Die Beschneidung, und daneben der Engel dem Joseph erscheinend, und ihn auffordernd nach Aegypten zu gehen. Darüber: Tolle puerum.

IX Hier wird die Flucht nach Aegypten ausgeführt.

X Christus wird von Johannes getauft; etwas im Hintergrunde schlägt Petrus dem Knecht Malchus das Ohr ab.

XI Christus wird von Judas durch den Kuß verrathen.

XII Christus am Kreuz, zu beiden Seiten Maria und Johannes.

E Eine nach dem Himmel gerichtete Hand, mit der Unterschrift: Intrantes continentes sunt.

F Das Lamm, mit der Ueberschrift: Curaturus hic pereunti.

An und über der Thüre selber befinden sich noch folgende Arbeiten von derselben Hand. In der Mitte zwischen Johannes dem Täufer und Johannes Ev., aber höher als beide, die aufgehobene Hand, Gott Vater darstellend, die sogenannte Lateinische Segnung. Um dieselbe stehen folgende Worte: Dextera dei benedicat sacra petentes. Unter dieser Hand befindet sich das Lamm, auf welches Johannes d. T. hinweist. Unter jener: Agnus hic est, qui tollit crimina mundi; unter diesem: Sensit; praedixit; monstravit; gurgite tinxit. Dem Johannes d. T. gegenüber steht Joh. Ev., ein Buch haltend mit der Inschrift: In principio erat Verbum. Unter ihm:

Astra petentes ales bibit alta fluenta Ioannis,
Pectore de Christi gustans arcana.

Eben oberhalb der Thür steht der h. Zeno mit Bischofsstab und Bischofsmütze auf einem erliegenden Ungeheuer, wie es scheint. Er ist gefärbt, und hat um sich herum folgende Worte:

Artificem gnarum qui sculpserit haec Nicolaum
Omnes laudemus, Christum dominumque rogemus,
Coelorum regnum tibi donet ut ipse supernum.
Dat Praesul signum populo numine dignum,
Vexillum Zeno largitur corde sereno.

Rex Gallienus Zeno quaerit, anelus, pisces legatis tres, dat bonitas sua gratis, Zeno Piscator vir stat, daemonque fugatur.

Zu beiden Seiten umgeben ihn Fußvölker und Reiter, diese Vorstellung versinnbildlichend, wie es scheint. Ob die acht kleinen Bilder unter den ebengenannten sich auf dieselbe Person beziehen, läßt sich nicht bestimmt angeben, da die kleinen Figuren dem Auge zu sehr entrückt sind. — Im Gesimse endlich finden sich noch folgende Worte:

Qui legis intrare natum per lata tonare,
Salvet in aeternum qui sculpserit ista Guillelmum.

Es ist bekannt, daß der Name Wilhelm sich am Dom zu Modena bei ähnlichen Gegenständen, und mit der Inschrift von 1099 wieder findet. Millin in seiner Reise durch Oberitalien schloß aus dem Namen Artus von Bretagne, der sich daselbst finden soll, auf die Abstammung des Künstlers aus Brittannien, Fiorillo dagegen aus dem Namen Wilhelm, den eine Inschrift ebendaselbst enthält, auf das deutsche Vaterland desselben. Beiden scheinen aber die Arbeiten am Dom zu Ferrara unbekannt geblieben zu seyn, welche mit denen zu Verona

und Modena in Vorstellungen und Ausführung dasselbe Gepräge tragen. Diese nun sind nach der deutlichen Aufschrift 1135 vollendet, und werden ganz entschieden dem Nicolo da Ficarolo zugeschrieben. Ficarolo liegt in der Nähe von Ferrara, und so wird diese an sich sehr glaubliche Tradition wohl zur Gewißheit erhoben. An der Thür des Doms befindet er sich, und wahrscheinlich auch andere Glieder seiner Familie. Vielleicht war Wilhelm sein Bruder, oder wenn auch dieß nicht, so arbeitete er doch ganz in demselben Geiste.

*

II. Die Reliefs am Portal des Doms zu Modena.

Ueber der Seitenthüre, rechts:

1) Gott Vater gibt dem Adam das Leben. Vor Gott, der seine Hand auf ihn legt, beugt Adam seine Kniee. Daneben in einem großen Raum Gott Vater, von zwei Engeln gehalten, halbe Figur.

2) Aus der Rippe des schlafenden Adam erschafft Gott die Eva. Sie wird auch hier von Gott herausgehoben, wie auf den Reliefs von St. Zeno.

3) Adam und Eva beim Feigenbaum. Eva, im Begriff zu pflücken, sieht sich wie fragend nach Adam um, der die Finger der Linken auf den Mund legend Angst und Bedenken zu verrathen scheint.

Unterhalb der Hauptthür, rechts:

4) Gott Vater hält den beiden ihr Vergehen vor, welche Furcht und Reue zeigen; Eva weint. Gott Vater hält die Tafel des Gesetzes, welche anzeigt, daß er sie aus dem Paradies verstößt.

5) Die Schuldigen werden vom Engel vertrieben; den Kopf mit der Linken stützend verlassen sie wehklagend das Paradies. Dieses Feld hat schon sehr gelitten.

6) Adam im Schweiße seines Angesichts sich abmühend. Er befindet sich in diesem Felde zwei Mal, indem er aus 5 hieher herüber gesezt ist.

7) Gott Vater sitzend, mit der Tafel des Gesetzes in der Hand, von einer zusammengedrückten Figur getragen. Rechts bietet Abel ihm ein Lamm, Kain links ein Bündel voll Garben.

8) Kain erschlägt den Abel. Dieser erliegt schon seinen Streichen. Kain hat den Mord zum größten Theil vollbracht und hält deßhalb den Stock am Kopfe seines Bruders.

9) Gott Vater verweist dem Kain seine Sünde, der in sich geht und an seine Brust schlägt.

An der Thüre stehen in Nischen, unter einer Art von korinthischen Säulen: Sophonias, Malachias, Jeremias, Jesaias, Ezechiel, Habakuck, Abdias, Michias, Zacharias, Daniel, Aaron, Moses. Sie haben verschiedene Attribute, theils Bücher, theils Stäbe; einige sind in belehrenden und warnenden, andere in ruhigen Stellungen; viele Arabesken schließen sie ein.

Ueber der Seitenthür links ist der Tod eines Heiligen, vielleicht des Sebastian, in zwei Feldern dargestellt. Der Pfeil des Schützen trifft die Brust des Knieenden. Diesem Schauspiel scheint aus seinem Hause derjenige zuzusehen, welcher es angeordnet.

Links von dem Portal, über der Thür an der Piazza sind noch sechs kleine Felder, welche sich vielleicht auf die Geschichte des Artus von Bretagne beziehen, wenigstens will Millin hier dessen Namen gelesen haben. Man erkennt deutlich, wie einer davon reitet, auf dem Schiff in Gefahr zu seyn, und deßhalb zu beten scheint. An der Thür befinden sich in Nischen die 12 Apostel, welche theils durch aufgeschlagene, theils durch aufgerollte Bücher bezeichnet sind. Den untersten Platz nehmen hier zwei Heilige ein. Auch hier schlingen sich an der Seite Arabesken hinauf.

Dieser Thür gegenüber sind auf einem eben so kleinen Raume eben so viele Abtheilungen angebracht. Sie sind aber etwas verbaut, und fordern helleres Licht, als ich an einem trüben Tage hatte. Sie rühren aber sicherlich von derselben Hand her.

Oben über der Rose scheint Gott Vater zu sitzen; neben ihm ein stehender Engel. —

Die Arbeiten haben das Jahr 1099.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Wo so viele Kunstmittel bereit liegen, daß jeder sich darin künstlerisch vernehmbar machen kann, da ist Leben, tüchtige Gesundheit, Einheit, Würde, Klarheit, Größe der Intention am höchsten zu schätzen. In dem meisten Uebrigen sehen die Kunstwerke zum größten Theil einander gleich. Tiefe und Klarheit der Grund-Idee und unverworrenes Ausspinnen des goldnen Fadens bezeichnet den Meister, der uns sammelt während die Andern uns zerstreuen. Es ist eine Gottesgabe und ihre Werke bleiben als Reliquen, während aller Zeitentand vermodert.

*

Wenn die Einzelnen auch erregbar sind, in der Masse werden sie kalt und materiell. In der Masse muß nur Derjenige sich herausstellen, an den sie schon glaubt. Ihm ist sie zu huldigen geneigt, und in dieser Huldigung vernimmt sie sich selbst wieder als ein imponirendes Ganzes. Bei dem Nichtanerkannten regen sich nur um so stärker gegen seine Eigenthümlichkeit alle negativen Pole.

N°. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 17. Februar 1831.

Ueber die holländische Schule.

Auszüge aus Briefen über Amsterdam.

Ich hatte einen heitern sonnigen Tag erwartet, um die berühmte Gemäldesammlung des königlichen Museums in ihrer ganzen Herrlichkeit zu sehen. Die Anzahl der Bilder mag kaum vierhundert übersteigen, da viele früher hier befindliche, und leider zum Theil mit die schönsten, zur Ausschmückung der königlichen Schlösser haben dienen müssen. Aus der italienischen Schule ist hier nur weniges und unbedeutenderes; desto mehr und vorzüglicheres aus der holländischen, so daß in diesem Zweige nicht leicht eine andre Sammlung mit der Amsterdamer den Vergleich aushalten möchte. Ich lasse mich natürlich hier weder auf Namen noch auf Beschreibungen ein. Ueber jene kannst du das erste beste Gemäldeverzeichniß zur Hand nehmen; und was sind diese, gesetzt auch die Feder des geistreichsten Darstellers versuchte sich an ihnen, gegen die lebendige Anschauung und ihre unendliche Wirkung? Alles Schöne der Kunst und Natur gestattet nun einmal keinen Zwischenhändler, sondern verlangt einen unmittelbaren Verkehr, ist es uns anders um Genuß und Erhebung der Seele zu thun. Daher hier nur wenige Bemerkungen über das Eigenthümliche und die Entwicklung der holländischen Kunstschule; Bemerkungen, wie sie bei Betrachtung des Landes und der Art und Weise seiner Bewohner am Besten an Ort und Stelle gemacht werden können.

Gleich bei meinem Eintritt in die Gemäldesammlung ward ich durch das Wiederzusammentreffen mit zwei Franzosen, deren Bekanntschaft ich vor einigen Tagen gemacht hatte, zu den unterhaltendsten Vergleichungen aufgefordert. Welcher schroffe, unversöhnliche Gegensatz zwischen ihnen und den anwesenden Holländern. Während sie ungeduldig von einem Gemälde zum andern, aus einem Saale in den andern eilten, schnell und bestimmt in Lob und Tadel, und mit Worten, Blicken und Fingern hastig gegen einander streitend: so standen diese lange vor einzelnen Bildern, ruhig und schweigsam, ohne daß irgend eine Miene oder Bewegung die Gefühle ihres Innern angedeutet hätte.

Es dauerte nicht lange, so gerieth ich mit den Franzosen in eine künstlerische Fehde, da sie der holländischen Schule den Vorwurf der Gemeinheit in Wahl und Auffassung ihrer Gegenstände machten, und diesem Zweige der Malerei überhaupt keine Ebenbürtigkeit mit den übrigen zugestehen wollten. Bei Franzosen, denen äußerliche Zierlichkeit und Eleganz überall ein nothwendiges Erforderniß wie des Lebens so auch der Kunst ist, konnte mich eine solche Ansicht nicht befremden. Traurig aber, daß selbst noch viele Deutsche darin befangen sind, und die Werke der Holländer höchstens als technisch wohlgelungene, aber immer nur dürftige und sklavische Nachbildungen der gemeinen, unedlen Natur betrachten. Die Härte und Einseitigkeit eines solchen Urtheils kann jeden frischen freien Geist nur mit Unwillen erfüllen. Doch will ich, um mich nicht selber der Einseitigkeit schuldig zu machen, zuvor zweierlei zugeben, daß nämlich die holländischen Künstler weder das der reinen, vollendeten Form des menschlichen Körpers inwohnende Göttliche, gleichsam die schöne Versinnlichung des geistigen Innern, zu fühlen und darzustellen vermocht, noch auch die höchsten Gedanken und Gefühle der menschlichen Seele, die religiösen Ideale, zum Vorwurf ihrer Kunst gemacht haben, oder in allen Versuchen der Art wenigstens immer gescheitert sind. Indessen kommt beides mehr auf Rechnung äußerer Verhältnisse, als einer mit Unrecht angenommenen Geistesarmuth und Beschränktheit der holländischen Künstler. Wie hätten diese an dem Anblicke schöner Formen Entzücken finden, und zu künstlerischen Nachbildungen und Veredlungen derselben begeistert werden können, da die Natur des Landes sich in deren Schöpfung äußerst stiefmütterlich zeigte, und selbst die wenigen reizenden Formen, die ein glücklicher Zufall noch werden ließ, durch die klimatische Nothwendigkeit einer dichten Umhüllung entstellt wurden, oder mindestens wie entstellt den Blicken erscheinen mußten? Auf ähnliche Weise lagen in dem damaligen Zustande der holländischen Kirche hemmende, ja wahrhaft feindselige Elemente gegen alle künstlerische

Hervorbringungen auf dem religiösen Gebiete. Die reformirte Religion, die Religion des Landes, besaß nicht nur keine Schutzorte der Malerei in den Klöstern, wie anderwärts der Katholicismus; sondern hatte selbst aus den Kirchen, sey es zum Gottesdienste oder zum bloßen passenden Schmucke, alle Bilder verbannt. So ward dem Künstler nicht die mindeste Aufforderung von außen, jener Gattung der Malerei Kraft und Liebe zu weihen; denn für die engen Zimmerräume der Wohnhäuser erschienen mit Recht alle größern religiösen Darstellungen durchaus ungeeignet. Dazu kam die Erstarrung des damaligen Protestantismus zu einem trocknen, düstern Dogmatismus, eben so unfähig, das Gefühl zu erwärmen, als die Einbildungskraft in schaffende Thätigkeit zu versetzen; und mithin für die religiöse Kunst in jeder Weise unfruchtbar.

Jene zwei Vorwürfe nun aber abgerechnet, die man, mit billiger Beschränkung, der holländischen Schule allerdings machen kann, so hat sie, was in den übrigen Kreisen des Lebens und der Natur nur immer Schönes und Großes zu finden ist, bis in seine innerste Tiefe durchschaut und erkannt, und, jedes andere Volk darin übertreffend, mit unvergleichlicher Wahrheit und Liebe wiederzugeben gewußt. Besonders zeigt sie ein inniges Gefühl und den feinsten Sinn für das allgemein und reinmenschlich Schöne, das uns beständig umgibt, aber eben deßhalb so selten bemerkt und noch seltener nach seinem Werthe gewürdigt wird, mit einem Worte, für die Poesie des alltäglichen Lebens, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Daher jene süße Behaglichkeit, die aus allen ihren Bildern spricht, und sich auf den ersten Blick auch dem Beschauer mittheilt. Daß Viele dieß alles nicht finden, ist nur eine traurige Folge unserer Entfernung von der Natur und vom frischen, thätigen Leben. Einzig und allein auf Spaziergängen, oder höchstens auf flüchtigen Lustreisen im wohlverschlossenen Wagen kommen uns beide zu Gesicht, und so natürlich auch dann nur unvollkommen und abgerissen. Die übrige Zeit brüten wir, künstlich abgeschlossen von der Welt, auf unserem dumpfen Zimmer, und in dem Maaße wie unsere äußeren Sinne abgestumpft und geschwächt werden, bekommen auch die inneren, so weit sie zu ihrer Ernährung und Kräftigung auf eine frische selbstständige Auffassung des Lebens angewiesen sind, eine falsche Stimmung und krankhafte Reizbarkeit. Ohne Einwirkung auf die Natur, sey es Vortheile und Früchte ihr abzugewinnen, oder mit Kraft und Verstand ihren zerstörenden Anfällen siegreich zu begegnen, werden wir gegen ihre unschuldigsten Verrichtungen mit einem empfindsamen Eckel erfüllt, der uns bald das Ohr verstopfen, bald die Nase zuhalten, bald das Auge schließen heißt. So büßen wir das selige Vollgefühl des ganzen ungetheilten Lebens ein, und bannen uns selbst aus der glücklichen Freiheit und reizenden Mannichfaltigkeit der Natur in ein armseliges geistiges Gefängniß, das wir Geschmack und feine Bildung nennen! Alle Gefühle und Empfindungen müssen sich die Zwangjacke unserer gesellschaftlichen Willkührgesetze gefallen lassen, oder sie werden, wo sie sich irgend in ihrer Ungebundenheit und ihrem natürlichen Feuer aussprechen, sogleich mit dem Namen roh und gemein gebrandmarkt. Geleckt muß alles seyn, geschniegelt und gebiegelt, so daß es vielen rein unmöglich ist, an einem Bettlergesicht etwas Schönes und Edles zu erkennen und zu fühlen, oder in einer dürftigen Hütte Spuren von Hoheit und Göttlichkeit zu finden. Das Große bedarf bei den meisten immer noch eines Ordensrocks oder einer glänzenden Uniform, und das Schöne eines Corsets oder gefälligen Modefraks, um einigermaßen Eindruck zu machen.

Wäre dem nicht so, wie erschiene es nur möglich, daß diese reiche holländische Bilderwelt mit der unendlichen Wahrheit ihrer unverfälschten Naturgefühle, mit all ihrer reizenden Naivetät, der Genügsamkeit und Stille des Gemüths, und endlich mit der überquillenden Freudigkeit des Lebens, die trotz der ungelenksten Formen aus jedem Gesicht und jeder Stellung uns entgegenstrahlt, nicht alle Seelen mächtig ergriffe? Kein Gefühl, keine Geistesrichtung ist hier leer ausgegangen. Alle Stände, Geschlechter und Alter sind in ihren verschiedenen Beschäftigungen, Sinnesarten, Leiden und Freuden mit eigenthümlicher Schärfe dargestellt, aber freilich alles nur nach dem wirklichen Leben, nichts mit Verfolgung einer idealen Richtung. Indeß auch zugegeben, daß wir mit dem höchsten Entzücken vor einer Madonna verweilen, deren schönes Antlitz in frommer Betrachtung oder Begeisterung sich verklärt und uns einen Himmel voll Ruhe und Seligkeit aufschließt; so muß doch gewiß auch die freundliche Alte, die in stiller Zufriedenheit ihren Faden abspinnt, während die Ordnung und Reinlichkeit des Zimmers als ein treues Abbild ihres Innern erscheint, in jedem nicht ganz Ueberbildeten eine ähnliche Empfindung erwecken! Blicken wir dort in ein frommes Gemüth, so zeigt sich uns hier ein ganzes frommes Leben, das selbst seine Umgebungen geheiligt und befriedigt zu haben scheint. Und sollten nicht hundert andre Gegenstände dieser reichen Lebensbilder auf eine ähnliche Weise aufgefaßt werden können, ja aufgefaßt werden müssen? Selbst wo ein Künstler, aus Laune oder Uebermuth, einmal zum Bedeutungslosen, ja wirklich Gemeinen herabgestiegen ist, da entschädigt doch für das Verletzende einer solchen Wahl fast immer das Gesunde und Kräftige in der dargestellten Sinnlichkeit und losgelassenen Leidenschaft, als ein nicht ungefälliger Gegensatz zu unserer geschnürten und übertünchten Welt; oder der schalkhafteste Humor des Malers spricht so deutlich aus seinem Bilde,

daß es unter der Gestalt einer treffenden Satyre uns auf der Stelle das herzlichste Lachen abgewinnt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Sculptur des Mittelalters in Italien.

(Beschluß.)

III. Die Reliefs am Portal des Doms zu Ferrara.

Dem Haupteingang zur Seite zeigt Johannes der Täufer auf das Lamm; ihm gegenüber steht auf der andern Seite Johannes E., gerade wie in St. Zeno.

Ueber dem Haupteingang kämpft der Erzengel Michael zu Pferde mit dem Drachen. Der Kampf ist ihm nicht leicht gemacht, und fordert von seiner Seite heftige Bewegungen. Darunter sind acht kleine Darstellungen: 1) die Heimsuchung, 2) die Geburt Christi, 3) der Engel den Hirten auf dem Felde erscheinend, 4 und 5) die Anbetung der drei Könige, 6) die Beschneidung 7) die Flucht nach Aegypten, 8) die Taufe Christi im Jordan. Arabesken und Caryatiden sind ganz, wie in St. Zeno. Unter diesen ziehen sich zu beiden Seiten der Thüre sechs Figuren hin, von denen die eine eine Rolle hält, mit dem Namen Nicolaus. Von den andern knieen zwei, zwei stehen. Ausser der Familie des Meisters dürfte man in diesem die Stifter dieses Werkes finden.

Weiter nach oben zu endet das Portal mit dem Weltgerichte. In der Mitte sizt Christus als Weltrichter, bis an die Hüfte unbekleidet, in der Rechten ein Buch haltend. Ihm zur Seite vier Heilige; über dem Ganzen eine Glorie von Engeln. —

Unter Christus stehen drei Engel, von denen zwei durch den Schall der Posaunen die Auferstehung verkünden, der dritte die Seelenwaage hält und die böse Seele hoch empor fliegen läßt. Dem einen Posaunenbläser fehlt jezt sein Instrument. Rechts von diesen Engeln sind die Guten, in verehrender und anbetender Stellung, alle bekleidet; links werden die Bösen, alle unbekleidet, fortgetrieben. Weiter unten erstehen vier aus dem Sarge; die zwei auf der Seite der Guten blicken sehnsuchtsvoll empor, die andern zwei, auf der entgegengesezten Seite, fahren schaudernd zurück.

Rechts von diesen Werken sitzen die Seligen im Schooße Abrahams; ihm zur Seite fromme, anbetende Heilige. Auf der entgegengesezten Seite werden die Bösen gemartert.

Leoninische Verse sezen die Vollendung dieses Portals in das Jahr 1135.

Vergleichen wir nun diese Werke unter einander, so erkennen wir eine in keiner Beziehung ausserordentliche Phantasie, die nie müde ward in die Tiefe des vorliegenden Gegenstandes sich zu versenken und denselben fort und fort zu wiederholen, die aber auch den gegebenen Inhalt zu keinem eigenthümlichen Ganzen zu verbinden verstand, und desselben nicht auf freie Weise sich bemeisterte. Hin und wieder wird das Bedeutendere dem Unbedeutenderen vorgezogen, aber eine ganze, eine eigentliche poetische Schöpfung tritt nirgens hervor. Der Inhalt hält den Geist der Künstler noch gebunden, und erlaubt ihnen keinen freien Flug. Aus dieser Gebundenheit des Geistes läßt es sich auch erklären, daß meistens von den biblischen Gegenständen diejenigen ausgewählt sind, welche Ruhe oder Freude athmen, dagegen diejenigen durchgehends vermieden, welche Leiden, Qualen und Marter heiliger Personen darstellen. In dieser Beziehung schließen sich diese Werke den ältern christlichen Denkmälern an. Auch hier fehlt die Krönung der Maria noch gänzlich.

Ist auch in diesen drei Werken kein bedeutender Fortschritt sichtbar, der zur Annahme verschiedener Manieren berechtigte, so läßt sich doch aus der Behandlung selber die chronologische Folge derselben ziemlich wahrscheinlich bestimmen. Allen ist das Streben nach Charakteristik gemeinschaftlich; die Eva in den Werken zu Modena schon hat einen vollern, weicheren Körper, herabhängendes, freilich schwerfälliges Haar, angedeutete Brüste; Gott Vater erscheint hier schon in dem langen Gewande, mit länglichtem Gesicht und hervortretenden Backenknochen; Abel als derjenige, dessen Opfer Gott wohlgefallen, wird durch ein volleres Gesicht und schlichtes Haar, Kain dagegen durch das Gegentheil bezeichnet. Es geht somit die Kunst über das bloße Streben noch nicht hinaus, denn es kehren die großen Köpfe, welche eigentlich bloß Wangen sind und den Mund fast nur als langen Einschnitt haben, und der im Verhältniß um Vieles zu kleine Körper überall wieder. Hände und Füße werden nur angedeutet. Auch die Gewandung bleibt bloß umgeworfen; die einzelnen Theile des Körpers treten nirgends hervor. Um aber der dadurch nothwendig entstehenden Fläche das Einförmige zu nehmen, sind einige Vertiefungen hineingegraben, welche in ihren ovalen Linien sich gleichmäßig wiederholen. Es bleibt auffallend, daß bei dieser mangelhaften Kenntniß der Gewandung und der Anatomie die bildnerische Perspektive hin und wieder nicht ohne Glück in diesen Hochreliefs versucht wurde. Sonst schweben die Figuren meistens in der Luft, wenn nicht etwa, wie bei der Kreuzigung zu St. Zeno, eine eigens angebrachte Erhöhung den einzelnen Personen als Fußboden dient.

Aengstlicher als in den andern Werken hat der Bildner sich in denen zu Modena an die Worte der Genesis gehalten. Der Gegenstand füllt hier bei weit beschränk-

terem Raume eben so viele Felder, als auf dem großen Werk zu St. Zeno, und beginnt doch erst mit der Erschaffung des Menschen. Die Sorgsamkeit den Text ja nicht zu verlassen hat hier noch das Bild hinzugethan, auf welchem Gott Vater den Schuldigen ihr Vergehen vorhält. Uebergangen ist dagegen die Erschaffung der Thiere, wahrscheinlich weil der Künstler die technischen Schwierigkeiten nicht überwinden zu können fürchtete. Vermieden sind ferner alle gewagteren, kühneren Bewegungen, denen der Künstler bei den nachfolgenden Werken nicht mehr ängstlich aus dem Wege ging. Auch die Arabesken verrathen hier noch eine unsichere, ungeübtere Hand, sie sind schwerfälliger als auf den andern Werken. Daher dürften die Arbeiten zu Modena, nach der Inschrift von Wilhelm im Jahr 1099 vollendet, denen zu St. Zeno in Verona und denen am Dom zu Ferara vorangehen. Durch diese Arbeit geübter, durch vereinte Kräfte kühner setzten beide Künstler, Wilhelm und Nicolaus, sich eine größere Aufgabe zu St. Zeno. Sie wagten hier nicht allein weitläuftigere Darstellungen aus dem alten, sondern auch aus dem neuen Testament. Freilich findet sich auch hier noch wenig eigentlich wählender Verstand, sie nahmen was vorlag und ihrem Naturell besonders zusagte, aber sie zogen doch mehr in ihren Kreis, begannen die Schöpfung mit der Erschaffung der Thiere, und gönnten eigentlich historischen Begebenheiten einen Raum. Und gerade dieser Muth förderte das Beste zu Tag. Nicht allein in dem angeblichen Theodorich zeigt sich eine freiere Hand, und kühnere Phantasie, sondern auch in den Thieren erblickt man eine sorgsamere Beobachtung der Natur. Was nicht in unmittelbarer Verbindung mit der heiligen Geschichte stand, mußte ganz unten oder in kleineren Räumen seinen bescheidenen Platz einnehmen, wie Aehnliches in viel späterer Zeit durch Brüggemann an seinem herrlichen Altar zu Schleswig geschehen, indem er von seiner protestantischen Weltansicht aus die Personen, welche vielleicht Portraits seiner Umgebung sind, und am meisten seine poetische Auffassung beurkunden können, in kleine Nischen verwies*).

Kühneren Flug aber nahm die Phantasie der Künstler, und mit ihr die technische Geschicklichkeit an dem Dom zu Ferara. Sie überhäuften hier nicht mehr den Raum durch die Menge der Gegenstände, welche noch den an sich großen Platz zu St Zeno verengte, sondern sie wählten mit Verstand das Passende und Nothwendige aus; sie brauchten jezt weniger zu fürchten, als nur zu wagen. Daher zeichnet das Weltgericht sich nicht nur durch größere Gedankentiefe vor den übrigen aus, sondern auch durch gebildetere Handgeschicklichkeit. Eine Auferstehung der Todten wäre vierzig Jahre früher demselben Bildner unmöglich gewesen, weil ihm mehr als die Kühnheit des Gedankens die Kraft fehlte die Schwierigkeiten im Technischen zu überwinden. Dieses Werk, von den dreien das Lezte, ward im Jahr 1135 vollendet, die Arbeiten zu St. Zeno haben keine Jahrzahl. —

Es ist zu bedauern, daß Maffei nicht zu der Herausgabe aller Inschriften vom J. 1000—1400, wie er sich's vorgesetzt hatte (nach seinem Mus. Veron. p. CLXXXIII) gekommen ist. Bei der Menge von Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, hätte sich alsdann dieses namentlich in dem ersten Jahrhundert dieser Zeit nicht sehr erfreuliche Feld der Kunstforschungen, wahrscheinlich auf einem höheren Standpunkt befunden, als den wir Deutsche jezt durch sparsam fließende Hülfsquellen mühsam erstreben müssen. Doch soll auch hier nicht vergessen werden, daß auch auf diesem Felde durch deutschen Fleiß, und deutschen Kunstsinn gründlichere Fingerzeige gegeben sind, als früherhin von Italien aus geschehen war. — Maffei hat namentlich den jezt im Lapidarium befindlichen Sarkophag der heiligen Sergius und Bacchus in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen wollen. Erinnert diese Arbeit auch an die Reliefs zu St. Zeno, und ist sie auch mit diesem aus demselben Jahrhundert (man liest auf der einen Seite deutlich: *annis millesimis centenis septingenis*) so übertrifft sie dieselben doch durch größere Freiheit des Technischen. Auf der einen Hauptseite zielen zwei Bogenschützen auf einander; in ihrer Mitte steht ein Vogel ganz ruhig und ohne Beziehung auf den Kampf, wie es scheint; auf der andern erblickt man zwei Reiter, deren Pferde sich namentlich durch eine gewandte Behandlung auszeichnen. — Um vieles schlechter, als alle diese Arbeiten, sowohl in Behandlung des Nackten und der Gewandung, als im Ausdruck sind die Reliefs am Hauptaltar der unterirdischen Kapelle zu St. Zeno. In der Mitte ist Christus gekreuzigt, darüber zwei halbe Engel, und unter den Armen des Kreuzes die Madonna und Johannes, wie es scheint, denn sie sind kaum zu erkennen. Etwas besser sind die Engel, obwohl auch ganz roh. Zu beiden Seiten unter Bögen sitzen die vier Evangelisten mit ihren gewöhnlichen Attributen, jeder vor einem Pult. Sie haben dicke, hervortretende Wangen, breitgeschlitzten Mund mit herabhängenden Mundwinkeln, durchaus schlichtes herabhängendes Haar, und hervortretende Augen. Die Gewandung ist über und über durch Striche bezeichnet. Die Stellung erscheint besser und freier, als alles Uebrige. Ein Name des Künstlers war nicht aufzufinden; die Arbeiten sind aber gewiß früher als die genannten Werke zu setzen.

G.

*) Möchte doch Herr Böhndel, der jahrelangen Fleiß auf dieses Werk verwandt hat, sich entschließen können gerade diese Figuren, wenn auch nur in Umrissen bekannt zu machen. Nicht allein die Kenner, ein größeres Publikum würde ihm dafür Dank wissen.

No. 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 22. Februar 1831.

Ueber die holländische Schule.

Auszüge aus Briefen über Amsterdam.

(Beschluß.)

Wer aber in der Art, wie die holländische Schule ihre Gegenstände aufgefaßt und behandelt hat, nur eine sklavische, geistlose Nachahmung des alltäglichen Lebens findet, der muß das alltägliche Leben wenig beobachtet haben. Nein, Stellung, Gruppirung, Form und Ausdruck der Züge, alles an jenen Bildern ist wahr und naturgetreu; aber es ist mehr als das. Es ist zugleich aus einer vielfältigen und liebevollen Anschauung des Lebens mit tiefem Kunstverstand oder vielmehr mit unbewußtem, aber untrüglichen Natur- und Volksgefühl bedeutsam und sinnvoll gewählt und zusammengestellt. Und so haben es die Holländer uns möglich gemacht, schon allein aus ihren Bildern den Geist und Sinn ihres Volkes zu jener Zeit auf's klarste und bestimmteste zu erkennen. Das aber ist's, was uns an diesen Darstellungen vorzugsweise erfreut und erwärmt, nicht blos die Fertigkeit und Gewandtheit des Pinsels. Mit dieser, aber ohne das angeborne Gefühl, welches jene Künstler so sicher leitete, wird selbst der tüchtigste Maler umsonst Trinkstuben und Märkte, Hütten und Tanzplätze besuchen und jeden Kopf und jede Gestalt mit der größten äußern Treue Zug für Zug nachbilden. Seine Gemälde werden ewig frostig und kalt lassen. Auch wäre es in der That ein Wunder, hätten jene Meister nur dem regen menschlichen Leben und Treiben keinen Geist und Sinn abzugewinnen gewußt, und bei Darstellungen der Art ihr höchstes Verdienst einzig und allein in täuschender Nachahmung der Kleiderstoffe, Geschirre und andrer Nebendinge gesucht; sie, die nicht nur als geistvolle Portraitmaler die unbedeutendsten Köpfe nach einer ansprechenden Eigenthümlichkeit aufzufassen und zu beleben verstanden, sondern auch in das geheimnißvolle Leben der Thiere und selbst der sogenannten todten Natur eindrangen, und beides mit hinreißender Wirkung darstellten.

Oder wären auch die Ruisdael, Everdingen und van der Neer, die Hondekoeter, Snyders und Fyt und hundert andere blos seelenlose Abschreiber der Natur, allenfalls fähig, mit geübtem Auge die Farbe des Wassers und der Federn, des Laubes und der Wolken zu erkennen und aus ihrem künstlich gemischten Farbentopfe mechanisch wiederzuspiegeln; aber ohne Gefühl für den innern Geist der Natur, der sich in Sturm und Mondschein, im Tone der Luft, im Zauber der Beleuchtung und des Helldunkels, wie in jedem andern Wechsel der unzähligen äußern Erscheinungen offenbart? Gerade dieses Naturgefühl zeigt sich beim holländischen Künstler in so hohem Grade, daß selbst die ödeste Heide unter seiner Hand Reiz und Bedeutsamkeit gewinnt. Nicht minder aber ziehen auch die übrigen Bilder der holländischen Schule, ihre Darstellungen des menschlichen Lebens und Treibens, Vortheil und erhöhten Werth aus jenem Naturverständniß, da wohl nur diesem die schöne Einheit zu verdanken ist, in welcher durch den Zauber der Farben, der Beleuchtung und des Helldunkels der in der Handlung liegende Geist sich mit der ganzen äußern Umgebung so innig verbindet.

Es war mir unmöglich, meine beiden Franzosen für diese Ansichten zu gewinnen. Ich war daher froh als sie sich endlich entfernten, und ich nun ungestörter in der Betrachtung aller dieser Herrlichkeiten schwelgen konnte. Mein Genuß ward verdoppelt, in dieser Sammlung von dem Meisterpinsel der holländischen Maler endlich einmal auch die Großthaten ihrer vaterländischen Geschichte verherrlicht zu sehen. Backhuizen, Wilhelm van der Velde, Beerestraten und Peters hatten gewetteifert, Ruyters, Tromps, Adams und de Witts Heldenthaten zur See auf eine ihrer würdige Weise darzustellen. Terburg zeigte in einem herrlichen kleinen Bilde die Bevollmächtigten der europäischen Staaten in dem Augenblicke, da sie, von ihren Sitzen um einen langen Tisch sich erhebend, den westphälischen Frieden beschwören. Schon lange hatte ich anderwärts nach ähnlichen Darstellungen vergeblich gesucht, und mich gewundert, warum jene Künstler, deren übrige Werke von Sinn und Liebe für ihr Volk doch so augenscheinlich zeu-

gen, für Verherrlichung gerade der ruhmwürdigsten seiner Thaten so wenig gethan haben. Vielleicht möchte in der Schwierigkeit und einer gewissen, auf die Länge wenigstens nicht ganz zu vermeidenden Einförmigkeit aller Seedarstellungen der Grund jener Armuth an geschichtlichen Bildern zu finden seyn. Oder noch wahrscheinlicher ist, daß die in der nothwendigen Ferne des malerischen Standpunktes begründete Unmöglichkeit, in jene übergroßen Massen den unerläßlichen Ausdruck des Lebens und der Leidenschaft so vieler Einzelnen nach seiner ganzen Bedeutsamkeit zu legen, die holländischen Maler die meisten Aufgaben der Art als unmalerisch ansehen und verschmähen ließ. Mithin blieb ihnen nur der einzige Weg offen, in Darstellungen des häuslichen und bürgerlichen Lebens ihres Volkes seine Tüchtigkeit und den Kern zu zeigen, aus dem solche Thaten hervorgehen mußten. Die Treue, Festigkeit, Gediegenheit und Lebenskraft, die alle Gesichter und Gestalten der holländischen Schule beurkunden, läßt auf nichts anders schließen, und gibt ihren Bildern den Hauptreiz für den denkenden Beobachter. Könnte ein äusserer Beweis für die Wahrheit dieser Ansichten geführt werden, so wäre die Entstehung einer solchen Gattungsmalerei bei einem andern, aber gesunkenen Volke ohnstreitig dazu am geschicktesten. Kein Zweifel, daß von der Hand selbst der tüchtigsten Meister, deren Pinsel aber freilich von der ungeschminkten Wahrheit geführt werden müßte, eine italienische Bilderwelt dieser Art, trotz der edlen Gesichtsformen und Gestalten dieses Volkes, wohl den Verstand ansprechen, das Herz hingegen ungerührt lassen würde. Denn gleichgültig läßt jede äußere Schönheit, wenn kein ansprechend menschliches Gefühl sie beseelt, oder gar nur feindselige, zerstörende Leidenschaften ihr Ausdruck und Bewegung geben.

Diese Ansichten erklären auch auf die ungezwungenste Art den plötzlichen Verfall der holländischen Kunst mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Das Sinken des holländischen Staats, das von jener Zeit an in jeder Rücksicht begann, lähmte mehr oder weniger die frische freudige Kraft des Volksgeistes; und so mußte der ächte Künstler, der sich nicht selber befruchten kann, sondern wahre Liebe und Begeisterung nur aus den Herrlichkeiten seiner Zeit und seines Volkes zu gewinnen vermag, durch den Druck, der auf dem Gemüthe des Volks lag, nothwendig sich selber gedrückt fühlen. Seine Schöpfungen wurden schwächer und hörten zuletzt gänzlich auf. In der That kann man, im Gegensatz der Armuth der folgenden Jahrzehnte, nur mit Wehmuth die lange Reihe der großen Meister übersehen, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts überall gleichsam hervortauchten. Einzig und allein aus Amsterdam waren gebürtig: Adrian und Wilhelm van der Velde, Arthur und Eglon van der Neer, Johann Baptist und Johann Weenix, Hermann Sachtleven, Carl du Jardin, Gerbrand van den Eckhout, Wilhelm Kalf, Samuel Konink, Abraham Storck, Simon de Vlieger, Isaak Moncheron, Johann Griffier, Johann Franz Bredael, Johann van Huysum und Rachel Ruysch. Aber merkwürdig genug waren die fünf leztern, deren Blüthezeit erst später in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt, alle nur Landschafts-, Blumen und Fruchtmaler. Das nur zwei Stunden von Amsterdam entfernte, aber um vieles kleinere Haarlem gab der Kunst außer andern einen Jakob und Salomon Ruisdael, Philipp und Peter Wouwermanns, Johann Wynants, Nicolaus Berghem, Adrian Brouwer und Bartholomäus van der Helst. Und wer möchte die Utrechter, Haager, Gröninger, Rotterdamer, Leydner, und Delfter alle nennen? Kurz, beinahe kein Dorf, wenigstens schwerlich ein Städtchen war in ganz Holland zu finden, das nicht wenigstens einen einzigen großen Maler hervorgebracht! Und nun auf einmal eine unglaubliche Abnahme und dann eine gänzliche Vertrocknung dieser Kunstquelle, als ob die Natur, wie ermattet und erschöpft durch die verschwenderische Fruchtbarkeit eines Jahrhunderts, fortan alle Zeugungskraft verloren hätte. Eine solche Annahme möchte indeß durch nichts zu rechtfertigen seyn. An Keimen zu allem Großen und Schönen fehlt es wohl zu keiner Zeit und in keinem Volke, aber die vollkommenere oder kümmerlichere Entwicklung jener Keime hängt größtentheils von dem geistigen und sittlichen Zustande der beiden leztern ab. Auf diese Weise erkläre ich mir, in Uebereinstimmung mit andern ähnlichen Erscheinungen der Geschichte, die Blüthe und den Verfall der holländischen Kunst.

Im Widerspruch mit dieser Ansicht hörte ich in Amsterdam wiederholt behaupten, daß sich in der leztern Zeit die holländische Malerei wieder gehoben habe, wozu auch die Einführung regelmäßiger Kunstausstellungen das ihrige beitragen soll. Leider hatte ich keine Gelegenheit, neuere Bilder zu sehen, und ehrlich gestanden könnte nur der Augenschein selbst mich von meinem Unglauben heilen. Eine richtigere Theorie mag auch hier, wie anderswo, den Ungeschmack und Pedantismus des vorigen Jahrhunderts glücklich bekämpft und zu Werken geführt haben, die dem Sprachgebrauch nach fehlerfrei genannt werden können. Aber ob auch ein frisches Leben, ein eigenthümlicher Geist in ihnen herrscht? Ob diese möglich sind, wo nicht zugleich ein neuer kräftiger Lebensgeist im Volke selbst erwacht? Ich zweifle daran. Man betrachte die Bilder der alten Meister und stelle sie vergleichend mit dem lebenden Geschlechte zusammen. Welch unendlicher Abstand! Dort Ruhe und Zufriedenheit aus dem Ernst und der Festigkeit des Sinnes hervorgegangen, sind beide hier in Stumpfsinn und Gleichgültigkeit aus-

geartet; dort sprudelnde Lebensfülle und Freude, zeigt sich hier nur Trägheit und ein dumpfes Schlummerleben, das den Geist in träumerische Behaglichkeit einwiegt, aber aller Beweglichkeit, Thatkraft und alles Feuers beraubt. Auch die neuern ungeheuren Ereignisse scheinen das frühere Volksgefühl und den alten Heldensinn nicht wieder erweckt zu haben; und wo das eine wie das andere fehlt, da kann von einer lebendigen, volksthümlichen Kunst niemals die Rede seyn.*) Dr. Fein.

*) Dieses Urtheil des Herrn Verfassers dürfte sich nach Ansicht neuerer holländischer Gemälde aus den Fächern der Thier-, Landschaft-, Marinen-, Architektur- und Blumenmalerei, einigermaßen beschränken, indem man den jetzt lebenden holländischen Malern zugestehen muß, daß sie die vortreffliche Technik ihrer Vorfahren noch im hohem Grade besitzen und ihnen an Lebendigkeit und Wahrheit der Auffassung jener Gegenstände wenig nachstehen. D. H.

Stahlstich.

Dreißig Ansichten Griechenlands zu den Werken griechischer Autoren. Kl. Fol. 1tes und 2tes Heft. Carlsruhe im Kunstverlage.

Diese Blätter stellen Gegenden und Monumente dar; sie sind nach Cockerell, William u. a. auf Stahlplatten, unter Leitung des Gallerie-Directors Frommel gestochen, und von der zartesten, vollendetsten Ausführung. In jeder Hinsicht kann man sie den schönsten englischen Blättern in dieser Art an die Seite setzen. Das erste Heft enthält: 1) Die Akademie. 2) Die Akropolis von Athen. 3) Athen vom Hügel des Museums aus. 4) Canina. 5) Reste eines alten Tempels zu Corinth. 6) Acroceraunia. 7) Das Cap Sunium. 8) Theseustempel zu Athen. 9) Parnassus. 10) Tempel des Jupiter Panhellenius zu Aegina. Das zweite Heft: 1) Sunium vom Meere aus. 2) Lobadra, Livadia. 3) Lepsina, das alte Eleusis. 4) Thal des Pleistos. 5) Pantheon. 6) Theben. 7) Tempel des Jupiter Olympius. 8) Parnassus. 9) Andere Ansicht des Akropolis zu Athen. 10) Olympia.

Noch im vorigen Jahr hat Herr Prof. Frommel die Flaxman'sche Blätter zur Ilias und Odyssee mit großer Genauigkeit copiren lassen. Es sind, ohne die Titel, 73 Bl. und das Format der so gelungenen Nachbildungen eignet sie für die Octavausgabe des Originals sowohl als für die Voßische Uebersetzung.

—ber.

Zusatz des Herausgebers.

Bei dem allgemeinen Beifall, welche sich die landschaftlichen Blätter des Hrn. G. D. Frommel und die aus seiner Schule hervorgegangenen Stahlstiche erworben haben, wird es Künstlern und Kunstfreunden von Interesse seyn, zu erfahren, wie er sich seine Behandlungsweise angeeignet hat und welches Verfahren er dabei beobachtet. Wir theilen deßhalb den folgenden, von dem Künstler mit der Erlaubniß öffentlicher Bekanntmachung an einen seiner Verwandten gerichteten Brief mit, in welchem er sich auf die unbefangenste Weise über seine so erfolgreiche künstlerische Wirksamkeit äußert.

Carlsruhe den 17. Juni 1830.

„Als ich 1817 aus Italien kam, brachte ich nebst mehreren Aquarell- und Oelbildern auch zwei ausgeführte Zeichnungen in Kreide von Ariccia und Tivoli mit. Die gute Aufnahme, welche letztere Zeichnungen in der damaligen Ausstellung in München fanden, munterte mich auf, dieselben in Kupfer herauszugeben. Eine nicht erwartete Anstellung in meinem Vaterlande machte dem Plan, wieder nach Rom zurückzukehren, wo ich vielfache Bestellungen zurückließ, ein Ende, und ich beschäftigte mich nun außer den Stunden, die ich bei der Großherzogin, der Königin von Schweden und in einem Attelier in meinem Hause gab, fast ausschließlich mit beiden obenerwähnten Platten. Nun fielen mir zum erstenmal Kupferstiche von le Keux, Heath, Cook in die Hände, wo die geistige Auffassung sowohl als die freie, zarte und kraftvolle Behandlung, besonders die einer Zeichnung ähnlichen Effekte von Luft und Ferne, mich unendlich anzog. Tag und Nacht dachte ich darüber, wie diese Effekte mögen hervorgebracht seyn, aber sowohl meine Versuche als die Ansicht unserer geschicktesten Künstler bestärkten immer mehr in mir die Ueberzeugung, daß diese Arbeiten, wo das menschliche Auge kaum hinreicht, durch Maschinen gemacht seyn müßten. Einige Briefe an englische Künstler und deren ausweichende Antworten befestigten diese Meinung noch mehr in mir. Nun gerieth ich auf die Idee, durch einen Pentographen, den ich zur höchstmöglichen Vollkommenheit einrichten ließ, aus dem Großen in's Kleine zu radiren und so übergab ich 1821 dem Publikum das erste Heft von Baden, welches durchaus mit der Maschine radirt ist. Der schnelle Absatz, welchen dieses Werkchen hatte, munterte mich zwar auf, allein ich fand doch sehr viele Schwierigkeiten, die ich indeß durch Beharrlichkeit bald überwand, indem ich der Freiheit der Zeichnung der Engländer und der Feinheit der Striche, welche mit freier Hand nicht können gemacht werden, ganz nahe kam; ein großer Vortheil, welchen die Maschine gewährte, war der

gleiche Ausdruck der Nadel auf das Kupfer, wodurch dann die Töne natürlich sehr egal äzten. In Baden, wo ich mich im Sommer gewöhnlich aufhielt, sah ich 1823 bei englischen Familien sehr schöne Aquarell-Zeichnungen von Turner, Fielding ꝛc. in einer so wahren lebendigen Art dargestellt, daß von nun an mein fester Vorsatz war, England zu besuchen, und besonders die Aquarelle der Engländer kennen zu lernen. Im Mai 1824 ging ich nach Paris, um von dort mit meinem Freunde d'Ostervald, (dem Herausgeber des Werkes über Sicilien, wozu ich mehrere Bilder lieferte) nach London zu gehen.

Durch ihn, so wie durch Herrn Cockerell, welchen ich in Rom schon kannte, wurde ich bei den ersten Künstlern eingeführt und ich war nicht wenig erstaunt, wie rückhaltslos mir diese Männer alles mittheilten. Besonders verdanke ich Copley Fielding, Prout, Cook, Finden ꝛc. die meisten Mittheilungen. Hier sah ich in wenig Tagen mehr, als Jahre mir außer London genützt hätten. Eine Kupferdruckerei auf englischem Fuße schien mir unerläßlich nöthig, ich kaufte mir eine vollständige und brachte selbst den Kupferdrucker P. Bishop auf ein Jahr mit. Das seltsame Wiederfinden des ehemaligen englischen Consuls von Corfu, Herrn Colonel Bossé, welchen ich neun Jahre vorher in Messina kennen gelernt hatte, verschaffte mir den Zutritt zu dem Amerikaner Perkins, wo ich die Stahlstiche und ihre Behandlung schon auf einem sehr hohen Grade fand. Nach seiner Angabe machte ich sogleich mehrere Versuche und kehrte nun über Paris wieder zurück, nachdem ich mich reichlich mit allem versehen hatte, was ich zu Ausführung neuer Werke brauchte. Obschon ich alles genau gesehen, ja selbst bei den Künstlern in Stahl Proben gefertigt, so hatte ich doch noch immer mit großen Schwierigkeiten, besonders beim Aetzen zu kämpfen. 1825 gab ich die ersten Hefte des Werkes zur Aeneide heraus, durchgängig von meinen Schülern auf Stahl gestochen, und es war dieß das erste Werk, welches auf dem Continent erschien, obgleich eine Wiener-Zeitung sich rühmt, daß sie 1828? die ersten waren, welche den Stahlstich trieben. Die Aeneide, welche nach dem Werke der Herzogin von Devonshire gestochen ist, vermehrte ich durch viele Gegenstände nach eigenen Zeichnungen, die ich nach der Natur gemacht, z. B. Scylla, Charybdis, Aetna, Selinus, Cyclopenfelsen ꝛc. Diesem Werke folgte der Horaz nach Zeichnungen, welche ich an Ort und Stelle gezeichnet hatte; die fehlenden waren durch Catel ꝛc. ergänzt. Das neu angefangene Werk über Griechenland wird Ihnen gezeigt haben, daß wir in Stahl eben so zart und elegant ätzen, als es nur immer in Kupfer möglich ist. Der größte Theil der Ansichten Carlsruhs ist auf Stahl, und ich zähle schon (die Platten zu Homer mit indegriffen) gegen 200 ausgeführte und gegen 100 Platten im Contour, alle auf Stahl gestochen. Die Erfahrung ist auch hier wie überall das größte Geheimniß. Ein eigentliches Rezept zum Aetzen kann man nicht wohl geben, da die Mischung sich immer nach der Härte oder Weiche des Stahls richtet.

Es gibt der Arten, in Stahl zu ätzen, schon sehr viele; die beste finde ich die von Turrell 1824 in der Academie vorgelegte, nämlich 4 Th. brenzliche Holzsäure, pyrolineous acid., 1 Th. spir. vini, 1 Th. sp. nitri; diese wohl untereinander gerüttelt. Eine halbe Minute gibt einen feinen Strich. Wenn es indeß egal ätzen soll, so muß man die Platte das erstemal bloß übergießen, dann austrocknen und sodann ätzen, damit die Striche gleich rosten. Feine Striche ätzen sich mit dieser Mischung sehr gut, für stärkere hingegen finde ich es gut, daß man die Platte jedesmal vor dem Aetzen mit obiger Composition mit einer Mischung von fünf Th. Wasser und 1 Th. Scheidewasser von 16° übergießt und abgießt, und ohne dieses aufzutrocknen, sogleich mit obigem weiter ätzt. Alles kommt aber, wie gesagt, auf den Stahl und die Güte der Ingredienzen an, welche man nach Graden für jede Art von Stahl bestimmen muß, alsdann ätzt man eben so sicher, wie auf Kupfer, und beendigt das Aetzen in einem halben Tage, wo das Aetzen auf Kupfer mehrere Tage erfordert. Dem Einzelnen, welcher die Methode, in Stahl zu radiren, übt, wird es immer schwer werden, sich alle die Erfahrungen zu verschaffen, während in einer Schule, wo tägliche Proben gemacht werden, man auch täglich mehr Uebung erhält. Gegenwärtig bin ich beschäftigt, den Stahl, nachdem er gestochen, zu härten, wodurch er unendlich viele Abdrücke hält; eine Probe gelang mir sehr gut, und bewährt sich's an vielen, so werde ich Ihnen die Verfahrungsart mittheilen.

Eine ganz neue Art, Schriften in Stahl und Kupfer in allen Alphabeten, groß, klein ꝛc. zu stechen, wie Sie dieselbe in meinen Werken finden, habe ich erfunden. Vermittelst dieser Maschine sticht man sechsmal mehr Schrift, als auf die gewöhnliche Art, und sie wird viel egaler im Ton und in der Form. Dazu kann jeder Schuljunge, der das Alphabet kennt, gebraucht werden. Die Noth ließ mich dieß erfinden, da man auf Stahl sehr schwer Schriften sticht. Ganze Bücher können Sie damit schreiben, und jeder Buchstabe wird das fac simile des andern; auch können Sie durch Stellung der Maschinen eine und dieselbe Schrift in allen beliebigen Größen erhalten. Die Schriften in meinem Hefte über Carlsruhe sind durchgängig damit gemacht."

Frommel.

Nº. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 24. Februar 1831.

Ueber eine Münze von Metapont.

In den Transactions of the royal Society of literature, Vol. I. Part. I. (London 1827) befindet sich eine Abhandlung von dem bekannten Archäologen Jakob Millingen über eine Münze von Metapont, die allerdings ihres großen Interesses wegen eine ausführliche Erörterung verdient. Leider war dem Verfasser dieser Zeilen nicht vergönnt, dieses Werk selbst einzusehen und er mußte sich mit der Relation begnügen, welche davon Letronne im Journal des Savans 1829 Oktober gegeben hat. Was jedoch Letronne S. 613 und 614 über den Inhalt dieser Abhandlung bemerkt, scheint so genau und zuverlässig zu seyn, daß man es gewagt hat, folgende Bemerkungen niederzuschreiben, in welchen natürlich fast mehr der französische Referent als der englische Verfasser berücksichtigt werden konnte.

„On voit," sagt Letronne, „sur cette médaille d'argent l'épi, type connu de Metaponte; d'un côté de l'épi est une cigale, et de l'autre les lettres META en boustrophédon. Au revers est une figure nue d'un vieillard à longue barbe, avec des cornes de taureau: autour se lisent distinctement les mots ecrits en anciens caractères ΑΧΕΛΟΙΟ *) ΑΘΛΟΝ, qui ne permettent pas de douter que la figure ne représente l'Achelous. Cette manière de représenter l'Achelous donne lieu à M. Millingen d'expliquer le passage des Trachiniennes de Sophocle, où Déjanire parle des divers déguisemens de l'Achelous, vers. 12: ἄλλοτ' ἀνδρείῳ κύτει βούπρωρος. ἐκ δὲ δασκίου γενειάδος κρουνοὶ διεῤῥαίνοντο κ. τ. λ. On a cru que le poëte donne au fleuve une tête de taureau sur un corps d'homme; mais cela est incompatible avec les mots δάσκιος γενειάς. Il est évident etc. — qu'il s'egit ici, comme sur la médaille, d'une figure d'homme barbu, dont la tête est armée de cornes de taureau." So weit die Beschreibung der Münze nach Letronne.

Zuerst stellt sich uns aus der Betrachtung dieser Münze ein Resultat heraus, welches für die ganze Metapontische Numismatik selbst sehr fruchtreich ist und zugleich als Grundlage der folgenden Bemerkungen angesehen werden muß. Da nämlich in Bezug auf die Figur des mit Hörnern versehenen Greises auf der Münze wegen der Aufschrift nicht der mindeste Zweifel obwalten kann, so läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit diese Entdeckung auch auf viele andere Metapontische Münzen ausdehnen, welche obwohl ohne Legende dieselbe Figur mit entweder ganz gleichen oder doch sehr ähnlichen Attributen darstellen. Nämlich auf mehrern Münzen dieser Stadt findet sich ein alter, nackter Mann, aufrecht stehend, mit einem Stierhaupte, in der einen Hand eine Patera, wie es scheint, mit der andern einen Zweig oder Stab haltend, mit einer Chlamys über den Schultern — kurz ziemlich in der Gestalt, in welcher wir den Minotauros auf alten Monumenten vorgestellt finden. Vgl. Eckhel Doct. num. T. I. S. 154. Mionnet Descr. des médailles antiques T. I. S. 161. Nr. 584. Neumann Pop. et reg. num. ined. S. 8. Eine fast ganz gleiche Münze wurde auch in der Sylloge inscr. Græc. S. 48 mitgetheilt. Daß auf diesen Münzen eine und dieselbe Person dargestellt sey, kann nicht bezweifelt werden: nur war man darüber ungewiß, wen sie eigentlich vorstelle. Von den meisten Numismatikern, selbst noch von Mionnet, ist sie für einen Minotauros gehalten worden. Dafür hielt sie auch Eckhel, bemerkte aber schon S. 155: „quae sit causa argumenti Cretensis in numo M. Graeciae ignorare me profiteor." Das Unhaltbare dieser Annahme hatte bereits Neumann eingesehen, indem er S. 9 bemerkte: „Ad haec non video, quid Metapontinis fuerit cum monstro Cretensi;" ja er war bei Erklärung der von ihm bekannt gemachten Münze schon auf dem rechten Wege, als er in dieser Figur das Bild eines Flußgottes dargestellt zu finden glaubte; nur irrte er

*) Aus dieser Legende ersieht man augenscheinlich, daß dieser Name Ἀχελῷος geschrieben werden muß, nicht Ἀχελῶος, wie man noch hier und da gedruckt findet. Daher auch Iliad. v. 616 die aufgelöste Form Ἀχελώϊος.

darin, daß er in derselben den bei Metapont vorbeifließenden Casuentum abgebildet vermuthete. Jetzt erst mittelst Vergleichung des Typus dieser Münzen mit der von Millingen bekannt gemachten, so weit wir sie aus Letronne's Beschreibung kennen, läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß dieser angebliche Minotauros nichts anders als der ätolische Flußgott Achelous sei. Der Unterschied der Figur auf der Millingenschen Münze besteht nur darin, daß der Gott nicht ein eigentliches Stierhaupt, sondern nur die Hörner davon hat, und weil der Kopf eben menschlich gehalten ist, auch mit einem Barte versehen werden konnte. Es lassen sich überhaupt in der plastischen Darstellung der Flußgötter wohl füglich drei Fortschritte oder Epochen annehmen, die durch die fortschreitende Vervollkommnung der Kunst selbst und der sie leitenden Ideen von dem Wesen der Götter in den verschiedenen Zeitaltern bestimmt und hervorgerufen worden sind: einmal, als älteste Form die vollkommene Gestalt eines Stiers; ferner menschliche Körpergestaltung, in aufrechter Stellung *), mit einem Stierhaupte, von welchem Typus die Darstellung auf der Millingenschen Münze (menschliche Gestalt, jedoch mit Stierhaupte als Symbol der früheren Stiergestalt) den Uebergang zur dritten Gestaltung eines liegenden, aus einer Urne Wasser ausgießenden Greises macht **). In diesem Fortschritt der Darstellung wird man leicht zugleich den Fortschritt der Kunst selbst wahrnehmen und man begreift leicht, warum Sophokles in den Trach. 12. auf dieselbe Weise die Gestalt des Achelous beschreibt, auf welche wir sie auf jener Münze vorgestellt finden; eben so geneigt wird man auch seyn, in der Darstellung auf den andern erwähnten Münzen ebenfalls den Achelous anzuerkennen, zumal wenn man sich daran erinnert, daß er auf akarnanischen und ambrakischen Münzen gleichfalls in Stiergestalt, oder in menschlicher Gestalt mit Hörnern, theils mit, theils ohne Bart, vorkommt ***), und außerdem Strabon X. S. 458 ihm diese Gestalt noch ausdrücklich zuspricht.

*) So wurde der Flußgott Chrysas auf Münzen von Assoros abgebildet; siehe Eckhel T. I. S. 198. Dieselbe Gestalt hatte auch wahrscheinlich die Statue desselben in seinem Tempel auf dem Wege von Assoros nach Enna, von welcher Cicero II. Verr. IV. 44. berichtet.

**) Es braucht wohl kaum angedeutet zu werden, daß die oben angegebenen Kennzeichen der drei Perioden nur die allgemeinsten sind und zuweilen an einzelnen Monumenten (doch auch wohl nur aus später Zeit) vermischt gefunden werden. So findet sich zum Beispiel der Rhein auf einer Münze dargestellt nach der dritten angegebenen Vorstellung; jedoch hat ihm der Künstler noch zwei Hörner hinzugefügt. Vergl. Spanheim de usu numism. I. S. 395.

***) Siehe Rasche Lex. rei num. T. I. S. 45.

Wenn nun der Achelous auf Münzen von Metapont hinlänglich nachgewiesen worden, so fragt es sich weiter, in welcher Beziehung dieser fremde Flußgott zu Metapont gestanden habe. Es wird jedoch, ehe wir diese Frage zu beantworten unternehmen, bei dem sonstigen Mangel aller positiven Nachrichten über beider wechselseitige Beziehung zweckmäßig seyn, noch weiter zu forschen, ob sich sonst noch Anspielungen auf einen Metapontischen Achelous vorfinden. Hier begegnen uns wiederum einige Münzen dieser Stadt, deren Embleme auf den Achelous, wenn wir diesen nun einmal als einen in Metapont heimisch gewordenen Heros annehmen dürfen, leicht gedeutet werden können. Von dieser Art ist eine Münze mit einem Stierkopfe, bei Mionnet a. a. O. S. 157 Nr. 536. Auch nehmen wir keinen Anstand eine andere bei Mionnet S. 161 Nr. 592, auf welcher sich bei der uns unverständlichen Legende ΣΙΡΥ ein Füllhorn findet, auf den Achelous zu beziehen. Es scheint freilich näher zu liegen, das Füllhorn als Symbol des großen Segens an Feldfrüchten zu deuten, mit welchem die Demeter die reichen Fluren Metaponts beglückte, weßwegen auch der Kopf der Demeter selbst auf mehreren Münzen dieser Stadt erscheint, oder dieser Ueberfluß und Reichthum durch die Spitze einer Kornähre *), welche als eigentliches Wappen dieser Stadt sich fast auf allen ihren Münzen findet, symbolisch ausgedrückt wird **). Ja ein ähnliches Symbol findet sich auf einer Münze von Nikopolis bei Sestini Lettere numismatiche Tom. VI. S. 15, auf welcher sich der Flußgott Istros abgebildet findet, in der Rechten vier Kornähren haltend, gewiß als Anspielung auf den von diesem Fluß reichlich gespendeten Fruchtsegen. Da sich aber auf der andern Seite jener Münze das Symbol der Kornähre bereits findet, so würde die Wiederholung desselben Gedankens durch ein ähnliches Symbol schwerlich von der Erfindungsgabe der Einwohner von Metapont zeugen, und wenn wir eine andere, oder wenigstens anders modificirte Erklärung des Füllhorns aufzufinden im Stande sind, so werden wir diese wohl vorzuziehen haben. In dem Zweikampfe nämlich, welchen Achelous und Herakles um den Besitz der Deianira als Freier mit einander bestanden, wurde ersterem, der die Gestalt eines Stiers angenommen hatte, das eine Horn abgebrochen, welches darauf die Najaden nach einer schönen Sage mit Blumen und Früchten füllten und welches von nun an als Füllhorn Segen verbreitete.

Ovidius Met. IX, 85:

*) Vergl. Romanelli Storia del regno di Napoli, T. I. S. 270.

**) Nach Strabon VI. S. 406 weiheten die Einwohner von Metapont das goldne Bild einer Aerndte nach Delphi.

Nec satis id fuerat: rigidum fera dextera cornu
dum tenet, infregit: truncaque a fronte revellit.
Naides hoc pomis et odoro flore repletum
sacrarunt; divesque meo bona Copia cornu est.

Die Sage von diesem Horne wird von Strabon, Apollodorus und Hyginus etwas verschieden erzählt, was hier unberücksichtigt bleiben kann. Wenn nun aber Achelous den Metapontinern Gegenstand der Verehrung war, so begreift sich leicht, warum sie aus der alten den Achelous betreffenden Ueberlieferung gerade das Füllhorn herausgriffen, um es zum schützenden Symbol der fruchtreichen, in dieser Hinsicht im Alterthum allgemein gefeierten Fluren ihres Landgebietes zu machen und ihre Münzen damit zu zieren.

„Mais quel motif de veneration particulière,“ referirt Letronne S. 614 weiter, „pouvait avoir cette ville de la grande Grèce pour un fleuve de l'Etolie? C'est la seconde difficulté, et celle-ci est peutêtre insoluble dans l'état actuel de nos connoissances. M. Millingen propose à ce sujet une conjecture qui est au moins vraisemblable. Comme Épeus, fondateur de la ville selon Justin, étoit frère d'Aetolus, il se peut que les compagnons de ce chef de colonie aient été des Étoliens, d'autant plus que, parmi les villes d'Étolie, on comptoit une Métapa, dont le nom de Metaponte se dérive plus probablement que de celui du héros imaginaire Métabus ou Metapus; et de même que les Tarentins avoient donné le nom d'Eurotas à leur Galèse, en mémoire de Sparte, les Metapontins auront pu donner celui d'Achelous au fleuve qui arrosait leur pays, en mémoire de l'Achelous étolien. Ce ne sont là que des conjectures, mais on ne peut nier que le type de la médaille n'y conduise naturellement.“ Daß ein Zusammenhang dieser Art zwischen Metapont und Aetolien statt gefunden habe, ist eine zu sichere Vermuthung, als daß wir sie in Zweifel zu ziehen unternehmen möchten, zumal da sich hierdurch die Uebertragung eines ätolischen Heros, des Achelous, nach Metapont vollkommen erklären läßt. An bestimmten geschichtlichen Zeugnissen fehlt es hier freilich fast ganz und wir müssen es weiterer Forschung überlassen, diesen Punkt, wenn es überhaupt möglich ist, weiter aufzuhellen. Vielleicht darf hierbei der Umstand geltend gemacht werden, daß nach Pausanias VI, 19, 8 in dem Schatzhause der Metapontiner zu Olympia sich eine köstbar gearbeitete Statue des Endymion, des Stammvaters des Aetolos, befand.

Nicht weniger schwierig und mehrern Deutungen unterworfen ist die Legende der Münze selbst. Hören wir Letronne: „M. Millingen prend ΑΧΕΛΟΙΟ pour l'adjectiv dérivé du nom du fleuve, et croit que l'inscription signifie Ἀχελῴου [ἀγῶνος] ἆθλον, „Prix des jeux d'Achelous.“ Ici deux difficultés se présentent. D'abord on peut dire qu'une petite pièce d'argent n'étoit pas un prix digne d'être offert dans das jeux solennels. Pourquoi pas, repond M. Millingen? Il est possible que cette pièce n'eût d'autre objet que de rappeler la victoire et que le prix fut autre que la pièce elle même. Mais quand elle aurait été l'unique prix du vainqueur, elle auroit bien pu lui suffire: l'honneur de triompher dans les jeux publics étoit tellement ambitionné, que les vainqueurs ne devaient pas attacher une grande importance à la valeur intrinsèque des prix: une couronne de laurier ou d'olivier leur suffisoit; pourquoi ne se seroient-ils pas contentés d'une pièce frappée par la ville même qui donnoit ces jeux?' Rien n'empeche donc de croire que la médaille ait été frappée à l'occasion des jeux célebrés par Metaponte en l'honneur d'Achelous.“ Diese Ansicht würde ich gleich unterschreiben, wenn nicht die grammatische Erklärung der Worte Ἀχελῴου ἆθλον zu einem andern Sinne nöthigte. Sie können nichts anderes bedeuten, als „des Achelous (der in den Festkämpfen des Achelous errungene) Kampfpreis,“ woraus sich zugleich ergiebt, daß zwar die Münze allerdings an einen bei diesen Kämpfen errungenen Sieg erinnern sollte, nothwendig aber dem Sieger als Preis selbst ertheilt worden sey. Aehnliche Beispiele bieten viele Münzen von Syrakus dar, welche zugleich zu den schönsten dieser Stadt gerechnet werden müssen, auf welchen außer einem Sieger auf einem im Laufe begriffenen Viergespann, welcher von einer Siegesgöttin bekränzt wird, noch eine Panoplia abgebildet ist mit der Aufschrift ΑΘΛΑ. Diese Münzen hatten sicher denselben Zweck und dieselbe Bedeutung wie die in Rede stehende Metapontische, und wenn Eckhel T. I. S. 243 seine Meinung dahin aussprechen zu müssen glaubt, daß jene Syrakusischen Münzen als Ehrenpreis solchen gegeben worden seyen, welche durch ihre Tapferkeit im Krieg sich eine Panoplia verdient hätten, so hat er dabei das Emblem eines Siegers auf dem Viergespann, welches das Hauptbild der Münze ausmacht, und die keinen Zweifel über die Bestimmung der Münze übrig lassende Legende zu wenig in Berücksichtigung gezogen. Auffallend ist jedoch allerdings, daß ein Preis dieser Art in einem Geldstücke bestand, und ich weiß von diesem Gebrauche kein anderes Beispiel nachzuweisen. Das Auffallende verschwindet aber, so bald man sich daran erinnert, daß erstens diese Art Münzen gewiß nicht zu den für Verkehr und Gebrauch im gewöhnlichen Leben bestimmten Geldsorten gehörte, sondern lediglich für den Zweck einer zu ertheilenden Ehrenbezeigung eben bei diesen Spielen geschlagen worden war *); ferner, daß

*) Stieglitz Archäologische Unterhaltungen, Th. II. S. 9 sagt: „Andere — waren Denkmünzen, die theils bei Fes-

N°. 4.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[3] ## Das Karlsruher Unterhaltungsblatt
an
seine schon erworbenen und noch zu erwerbenden Freunde.

Wie Mancher, der nicht d'ran gedacht,
Ganz unverhofft sein Glück gemacht,
So ist's auch mir ergangen;
Ich kleines Unterhaltungsblatt,
Glaubt nur, daß meine Vaterstadt
Mich freundlich würd' empfangen.

Doch es verging nur kurze Zeit,
Da kam von der und jener Seit'
Ein freundliches Ersuchen:
Ich möcht' mit meinen Bilderchen,
Die Eltern, wie die Kinderchen
Doch wöchentlich besuchen.

So komm' ich denn nach Süd und Nord,
An manchen weit entlegenen Ort
Und darf es frei gestehen:
In Preußen wie in Oesterreich,
Bleibt günstig sich mein Urtheil gleich
Und ich bin gern gesehen.

Denn wisset, ich besaß' mich nur
Mit edelm Wissen der Natur,
Geschicht' und Völkerkunde;
Doch geb ich auch für Geist und Herz,
Manch hübsch' Geschichtchen, manchen Scherz,
Und kürze so die Stunde.

Was Mode und Theater heißt,
Was kritisirend um sich beißt,
Das laß ich unbeachtet,
Nur dem, was wahr und schön zugleich,
An nützlicher Belehrung reich,
Nur dem wird nachgetrachtet.

Dadurch ist mir es denn geglückt,
Daß ich in Deutschland schon verschickt:
„Viel Tausend Exemplare;"
Und, wo bisher ich Fremdling war,
Werd ich bekannt im nächsten Jahr,
Ich leb' ja erst drei Jahre.

In Baden, Elsaß, Sachsen-Land
Komm ich in jedes Bürgers Hand,
Bin Hausfreund ich geworden;
Und Oestreich, das sonst Keinem glaubt,
Hat mir den Eingang gern erlaubt,
Das ist mein schönster Orden.

Die Lehrer sind mir zugethan,
Und wenden mich mit Nutzen an,
Ze unsrer lieben Jugend,
Denn wovon auch mein Inhalt spricht,
Stets fehlt die ernste Mahnung nicht,
Zur Gottesfurcht und Tugend.

Dies spricht am besten wohl für mich,
Und darum unterlasse ich,
Mein Lob hier selbst zu singen;
Wer meinen Worten nicht will traun,
Der woll' in meinen Inhalt schaun,
Es wird ihm Nutzen bringen.

Euch alten Freunden, hier und dort,
Die Ihr mich kennt, als Mann von Wort,
Bin vielen Dank ich schuldig;
Nehmt das Versprechen dafür hin:
Ich werd' noch besser als ich bin,
Seit nur nicht ungeduldig.

(Bis jetzt sind von diesem Unterhaltungs-Blatt 3 Jahrgänge, 1828, 1829 und 1830, ersterer in 5 Auflagen, erschienen; der Abonnementspreis beträgt halbjährlich 2 fl. 36 kr., oder 1 Rthlr. 12 Gr., jede Woche wird eine Nummer mit einer Abbildung in 4. geliefert. Probeblätter liegen in jeder Buch- und Kunsthandlung, woselbst auch, wie auf sämmtlichen Postämtern, Bestellungen angenommen werden.)

---

[52] **Storchs neue Romane.**

Allen Freunden der Dichtkunst und Unterhaltungslectüre kann der Unterzeichnete die angenehme Nachricht geben, daß nachstehende Werke eines der ausgezeichnetsten Belletristen unsrer Zeit bei ihm erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Storch, Ludw., Der Freiknecht, historischer Roman aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. 3 Theile, auf Patentpapier, elegant broschirt. gr. 12. Preis 5 Thlr. Der 2te und 3te Theil erscheint Jubilate 1831.

Dessen Die Fanatiker, historischer Roman aus den Zeiten der St. Barthelemy. 2 Theile. 8. 1830. 2 Thlr.

Dessen Förberts-Henns. Novelle aus dem Leben

eines Wundermannes der neuern Zeit, nach wahren Begebenheiten dargestellt. gr. 12. elegant brosch. 1830. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Dessen Der Glockengießer. Novelle, nach einer deutschen Volkssage bearbeitet. 1830. brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Storch gehört seit drei Jahren zu den beliebten Schriftstellern im Fache der Belletristik: er wird nun, nach dem Erscheinen der angekündigten Werke, zu den beliebtesten gehören, und es steht keinem Zweifel unterworfen, daß er, bei der überraschenden Fülle, Kraft und Lieblichkeit seiner Poesie, seiner Kenntniß des Lebens in dessen verschiedensten Gestaltungen, des menschlichen Herzens und endlich bei seiner treffenden und wahren Charakteristik, welches Alles sich seit dem Erscheinen seiner ersten Romane schon so weit und herrlich ausgebildet hat und stets noch in höherer Ausbildung begriffen ist, in kurzer Zeit die erste Stelle unter den jetzt lebenden deutschen Romanciers einnehmen wird. Wenn er in seinen größern historischen Romanen dem jetzt so viel gelesenen Spindler gleichkommt, so übertrifft er ihn in der kleinern Novelle und Erzählung. Der Freiknecht ist ein historischer Roman, wie Deutschland noch keinen hervorgebracht hat, Spindlers Juden ausgenommen, und es wird sehr interessant seyn, die Verschiedenheit beider Schriftsteller zu beobachten. Die Fanatiker sind nicht minder ein höchst anziehendes Gemälde einer vielbewegten Zeit. In den beiden Novellen: „Föberts-Henns" und „der Glockengießer" bethätigt der Verf. eben so seine Meisterschaft in diesem Zweige. Die erstere ist idyllischer, die zweite dramatischer Natur. Dort führt er uns in eins der romantischen Thäler des Thüringerwaldes, macht uns mit dem darin lebenden Volke, seinen Sitten und Gebräuchen bekannt; hier bringt er Schillers ewig wahre Worte: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären," zur lebendigsten Anschauung.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

---

[60] Bey C. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca sacra patrum ecclesiae Graecorum. Pars III. Tom. 1. Contin. Clementis Alexandr. opera omnia. Recognov. R. Klotz. Vol. 1 8. broch. 21 gGr.

Brandes, H. G. de cometarum caudis disquisitio mathematica. Pars 1. qua candidatos magisterii ad solemnia examina invitat. Cum 2 Tabul. lithograph. 4. Druckpr. 8 gGr. Schreibpr. 10 gGr.

Handbuch des im Königreiche Sachsen geltenden Civilrechts. (v. Curtius.) 4r Theil, welcher des dritten Buches 2te u. 3te Abtheilung enthält. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

---

[48] Von

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie,

ist so eben des vierten (letzten) Bandes erste Abtheilung (Thierchemie) erschienen, welcher die zweite und dritte Abtheilung (chemischer Operationen und Instrumente, chemische Analyse und Krystallographie) Ende Februar 1831 nachfolgen und damit das ganze Werk beendigt seyn wird.

Nach dem Willen des Herrn Verfassers soll nun dieses Lehrbuch auch für Unbemittelte, durch besonders billigen Preis, käuflich werden, und so sind wir entschlossen: die drei ersten Bände in 6 Abtheilungen, statt des Ladenpreises von 16 Thlr. 18 Gr. von jetzt an bis mit der Ostermesse 1831 für 12 Thlr., den vierten Band aber, in 3 Abtheilungen mit Kupfern, statt des Ladenpreises von 9 Thlr., für 6 Thlr. 18 Gr. abzulassen, so daß sämmtliche 4 Bände oder 9 Abtheilungen für 18 Thlr. 12 Gr. statt des Ladenpreises von 25 Thlr. 18 Gr. durch namhafte Buchhandlungen, ohne weitern Nachschuß, zu bekommen sind. Nach der Ostermesse 1831 tritt der volle Ladenpreis ein, der auch jetzt bei einzelnen Bänden stattfindet.

Dresden und Leipzig, im Novbr. 1830.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[66] An alle soliden Buchhandlungen wurde versendet der 7te und letzte Band von:

Say's, J. B., Ausführliche Darstellung der National-Oekonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen der 5. Ausgabe übersetzt und, theils kritisch, theils erläuternd, glossirt, so wie mit einem vollständigen Real-Auszuge von Say's Cours d'économie politique pratique begleitet, von Dr. K. E. Morstadt. 3te stark vermehrte Ausgabe. In 3 Bänden gr. 8. Br. — L. Pr. 13 fl. 30 kr. — 8 Thlr. 12. Gr.

Die Vollendetheit dieser deutschen Bearbeitung des europäischen Hauptwerkes über Nationalökonomie zeigen wir mit um so größeren Vergnügen an, als sie in eine Epoche fällt, wo die Mitglieder von so vielen nahe bevorstehenden Landtagen über die wichtigsten Fragen der Staatsökonomiepolizey, der Besteuerung und des Staatsschuldenwesens, die gründlichsten und zugleich klarsten Aufschlüße daraus schöpfen können: ein Vortheil, den schon vor 12 Jahren die weit minder vollkommene und stoffreichhaltige erste Ausgabe dem Vaterlande gewährt hat. Gerne wollen wir, den geäußerten Wünschen entsprechend, zur Erleichterung der Anschaffung den Pränumerations-Preis von 10 fl. oder 6 Rthlr. 18 Gr. bey direkter Bestellung bey uns selbst und freier Einsendung des Betrags noch eine kurze Zeit bestehen lassen, auch die Freyexemplare (1 auf 6 oder 2 auf 10 oder 6 auf 24) so lange noch bewilligen.

Auch auf folgende neue Werkchen, welche dem Rechtsphilosophen Stoff zu ernstem Denken geben, erlauben wir uns hier die geehrten Mitglieder der Ständeversammlungen, so wie das gesammte juristische und medicinische Publikum aufmerksam zu machen.

Groos, Dr. Fr., Ideen zur Begründung eines obersten Princips für die psychische Legal-Medicin. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

— — Der Skepticismus in der Freyheits-Lehre

in Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Mittermaier, über den neuesten Zustand der Criminal-Gesetzgebung, vorzüglich mit Prüfung der neuesten Entwürfe, insbes. d. Sächs. Entwurfs. gr. 8. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Heidelberg, im Januar 1831.

J. Engelmann.

---

[47] Cholera.

Von dem Herrn Geheimerath und Professor Harles in Bonn, ist in kurzer Zeit ein Werk über die

Colera Indiens und Rußlands,

ihren wahren Charakter, über die bei ihr wesentlich eintretende Art des Darmleidens und über die der Cholera am heilbringendsten entsprechende Kurmethode, sowie über die für den Staat wichtigsten Punkte zur Verhütung und Abhaltung dieser Krankheit

in meinem Verlag zu erwarten.

Der Name des Verfassers bürgt für die Wichtigkeit dieses Werkes, welches den Erwartungen des Publikums um so sicherer entsprechen wird, da der Verfasser selbst einen sehr heftigen Anfall von Cholera ausgestanden, und sich nach jener Methode schnell geheilt hat.

Der Preis für die Subscribenten wird 1 Rthlr. 8 gGr. seyn, und alle Buchhandlungen sind ersucht, Bestellungen anzunehmen.

Braunschweig, im Januar 1831.

Friedr. Vieweg.

---

[54] Ein alter Roman in neuem Gewande.

So eben ist erschienen: gedruckt im Kyffhäuser und zu finden in allen deutschen Buchhandlungen:

Cavalier, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde, oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel Herrn von St***. Ehedem zusammengetragen durch Herrn C. v. H. Jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung für Jung und Alt von Neuem herausgegeben, commentirt und glossirt durch den Stachlichten, weiland der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft Ehrenmitglied. 2 Thle. 8. 1831. 2 Rthlr. 8 Gr.

Der vorstehende Roman machte vor nun beinahe 100 Jahren in Deutschland großes Aufsehn, und erlebte viele Auflagen, von denen die letzte ohngefähr in den 60er Jahren erschien. Ein Exemplar desselben war in unsern Tagen eine Seltenheit und wurde mit vielem Gelde bezahlt.

Das Buch enthält die Memoiren eines Deutschen von Adel, der seiner Zeit vielen Frommen und Gottseligen ein Stein des Anstoßes und Aergernisses war und späterhin sein Leben zum Nutzen und Frommen aller argen Sünder in puncto puncti beschrieb.

Die neue Ausgabe hat nicht allein durch eine moderne und elegante äußere Ausstattung gewonnen, sondern auch durch die sorgfältige Revision des Herausgebers, eines Eremiten im Kyffhäuser, der den Cavalier noch überdem kommentirt und glossirt hat.

Sollte die Aufnahme des Cavalier den Erwartungen des Herausgebers entsprechen, so ist er willens, noch einige ältere gute Romane der Deutschen, welche die jetzige Generation längst vergessen hat, auf ähnliche Weise ans Licht zu ziehen.

---

[62] Unter dem Titel:

Baseler Zeitung,

erscheint bei Unterzeichnetem seit dem 13. dieses Monats, wöchentlich 3 Mal, nämlich Dienstags, Donnerstags und Samstags, ein politisches Blatt, von einem halben Bogen in gr. 4. Dasselbe hat die Bestimmung, die merkwürdigsten Begebenheiten der Schweizer-Kantone, wie der auswärtigen Staaten in einfacher Erzählung und in möglichster Neuheit zu berichten, mit Vermeidung ermüdender Weitschweifigkeit ebensosehr wie unbefriedigender Kürze. Kaum möchte wohl irgend eine Stadt geeigneter seyn, die Nachrichten aus dem gesammten Europa schnell zu geben wie Basel, durch seine Lage im Laufe der Posten, seines ausgedehnten commerziellen Briefwechsels u. s. w. Der Ankunft und dem Abgang der Posten zufolge, können durch die Baseler Zeitung die Neuigkeiten der Pariser und Londoner Blätter eben so bald als durch diese Blätter selbst, weiter nach Osten gebracht werden; auch dürfte zur Empfehlung gereichen, daß keine Censur beschränkend entgegentritt.

Diese Zeitung kostet in Basel vierteljährig 25 Batzen. Abonnements werden angenommen von allen Löb. Postämtern, an welche sich Auswärtswohnende gefälligst zu wenden belieben, und in Basel bei

J. G. Neukirch, Buchhändler.

Den 25. Januar 1831.

---

[71] In meinem Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klügel, G. S., mathematisches Wörterbuch oder Erklärung der Begriffe, Lehrsätze, Aufgaben und Methoden der Mathematik, mit den nöthigen Beweisen 2c. 2c. Erste Abtheilung. Die reine Mathematik. 5r Theil. T. bis Z. mit 8 Kupfertafeln. Bearbeitet von J. A. Grunert. gr. 8. 6 Rthlr.

Um den bisher häufig bey mir geschehenen Anfragen, ob dieses Werk nicht um einen geringern Preiß zu haben sey, zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den bisherigen Ladenpreiß der Vier ersten Theile von 16 Rthlr. 12 Gr. auf 10 Rthlr. zu ermäßigen, um welchen sehr verminderten Preiß, sie von jetzt an durch jede Buchhandlung, so wie von mir selbst, bezogen werden können.

Leipzig, im Januar 1831.

E. B. Schwickert.

[56] Nordische Mythologie
nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitet.

So eben ist bei C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Alkuna. Nordische und Nord-Slavische Mythologie für Dichter und Künstler, mit 13 Abbildungen nach Antiken und Stammtafeln. Herausgegeben von Dr. G. Thormod Legis. gr. 12. broch. 1830. Preis auf extra fein. Patentp. 2 Rthlr. 12 Gr. auf weißem Patentpap. 2 Rthlr.

Das Bedürfniß einer umfassenden, den vorhandenen Quellen treu nachgearbeiteten nordischen Mythologie ist seit Lessing und Herder in Deutschland nur zu häufig gefühlt worden, und der Wunsch, unsere Literatur mit einer solchen bereichert zu sehen, erst neuerlich noch von Goethe lebhaft ausgesprochen worden.

Dieses Bedürfniß ist nun durch den eben so geistreichen als sachverständigen Literator, den Herausgeber der Fundgruben des alten Nordens, Herrn Dr. Legis, genügend ausgeführt worden. Die nordische Mythen- und Sagenwelt enthält einen großen Schatz poetischer Fictionen und eine reichhaltige Masse von Stoff für dichterische und künstlerische Behandlung.

Die Alkuna wird sich also einer ausgezeichneten Theilnahme zu erfreuen haben, um so mehr, da der Verleger es an einer würdigen typographischen Ausstattung dieses Lesebuchs nicht hat fehlen lassen; 13 Abbildungen nach Antiken geben der Alkuna ein erhöhtes Interesse.

Von demselben Verfasser ist früher die erste Verdeutschung der Edda unter folgendem Titel erschienen:

Fundgruben des alten Nordens. Bearbeitet und herausgegeben durch Dr. Gust. Thormod Legis. Zweiter bis vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Edda, die Stammmutter der Poësie und der Weisheit des Nordens. Lyrisch-epische Dichtung, Mythen und Sagen der Gotho-Germanischen Vorzeit. Zum erstenmal aus der isländischen Urschrift übertragen, mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen, mythologischen Erläuterungen, einem fortlaufenden Commentar und Register versehen von Dr. Gust. Thormod Legis. Erste bis dritte Abtheilung mit einer kosmologischen Charte gr. 8. 1830. 4 Rthlr. 16 Gr.

Die zweite und dritte Abtheilung erscheint zu Ostern 1831.

---

[67] Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist von mir zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1831. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Für die frühern Jahrgänge dieser Zeitschrift gelten folgende herabgesetzte Preise.

Literarisches Wochenblatt. 6 Bände, oder Jahrg. 1818 — 20. (Erster bis fünfter Band herausgegeben von August v. Kotzebue, sechster Band, herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus.) 4. Ladenpreis 24 Thlr. Jetzt 12 Thlr. (Einzelne Bände 4 Thlr.)

Literarisches Conversations-Blatt. 11 Bände, oder Jahrgang 1821 — 25 und Januar bis Juni 1826. Gr. 4. Ladenpreis 55 Thlr. Jetzt 25 Thlr. (Der Jahrgang 10 Thlr.)

Werden beide Folgen, „Lit. Wochenblatt" und „Lit. Conversations-Blatt", zusammengenommen, so kosten sie 32 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung, 1826, Juli bis Dezember, 150 Nrn., kosten 5 Thlr., die Jahrgänge 1827 — 29 à 10 Thlr., 1830 12 Thlr.

Leipzig, den 31. Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[75] So eben ist in der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Der Dom zu Magdeburg
herausgegeben
von der Commission für die Wiederherstellung desselben
Clennes, Mellin, Rosenthal

1te Lieferung. in 6 Blättern Imper. Folio, mit Erläuterung, Subscriptionspreis 2 Rthlr. wobey zugleich derselbe Betrag als Pränumeration für die 5te und letzte Lieferung erbeten wird, welche seiner Zeit ohne Berechnung nachzuliefern ist.

Nach Erscheinen der 2ten Lieferung in wenig Monaten, wird der Preis der Ersten auf 2½ Rthlr. erhöht.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186, Regent-Street in London

No. 5.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[63] Das zu Anfang des vorigen Jahrs von uns angezeigte Unternehmen, die Herausgabe von

Hauff's sämmtlichen Schriften

ist nun beendigt, und wie wir mit Ueberzeugung sagen dürfen, zur Zufriedenheit aller Interessenten ausgefallen. Der festgesetzte Termin wurde genau gehalten, die Ausstattung war fast noch besser, als wir versprochen, und das ganze Werk liegt vollständig und geschlossen in den Händen der werthen Abnehmer.

Der früher bestandene Subscriptionspreis à 12 kr. per Bändchen hört von jetzt an auf, und tritt dagegen der Ladenpreis von 10 fl. 48 kr. für das vollständige Exemplar ein.

In Verbindung mit obiger Anzeige erlauben wir uns, auf ein neues von uns begonnenes Unternehmen aufmerksam zu machen. Es erscheinen nämlich in unserem Verlage

E. T. W. Hoffmann's
erzählende Schriften,
in einer
Auswahl.

Herausgegeben von seiner Wittwe Micheline Hoffmann, geb. Rorer. Nebst Hitzigs:
Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß.
18 Bändchen in Taschenformat, Subscriptionspreis per Bändchen 18 kr.

Schon vor einigen Jahren begannen die Herren Gebr. Franckh die Herausgabe obiger Auswahl, das Unternehmen gerieth jedoch ins Stocken, und das Verlagsrecht ging an uns über. Durch die Herausgabe von Hauff's Schriften wollten wir dem Publikum erst zeigen, daß es uns mit unsern Versprechungen Ernst ist, dann aber den früheren Plan der Herausgabe von Hoffmann's Schriften ins Leben treten lassen. Um nun aber denjenigen, welche die Taschenausgabe von Hauff's Werken besitzen, das Buch in einer Form zu bieten, welche sich an jene Reihe mehr anschließt, haben wir ein gefälligeres, Hauff sich mehr näherndes Format gewählt.

Zum Lobe Hoffmanns, zur Empfehlung seiner Schriften etwas zu sagen, halten wir für überflüssig, da er als ein für alle Zeiten origineller Schriftsteller ganz einzig dasteht, da er in mehreren Sprachen übersetzt, und sogar in England in verschiedenen Ausgaben erschienen ist.

Hinsichtlich der Einrichtung und Ausstattung verweisen wir auf die in jeder soliden Buchhandlung vorliegenden Probebändchen — woselbst auch Subscription angenommen wird und ausführliche Anzeigen zu haben sind.

Für die Subscribenten auf die bei den Gebr. Franckh erschienene Ausgabe bemerken wir noch, daß wir uns erbieten, falls sie sich an das jetzige Unternehmen anschließen, die bereits in Händen habenden drei Bändchen unentgeldlich umzutauschen; und sehen wir die Zurückgabe dieser Bändchen als Pränumeration auf die letzten drei Bändchen der bei uns erscheinenden Ausgabe an.

Stuttgart, im Januar 1831.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

---

[53] **Für Freunde dramatischer Lectüre.**

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu haben:

Johann Friedrich der Sechste, Herzog von Sachsen-Weimar. Historische Novelle in dramatischer Form. Von D. L. B. Wolff, Prof. in Jena. 8. broch. 15 Gr.

Moritz Kurfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Gustav Herrmann. 8. broch. 18 Gr.

Der Stoff der vorstehenden Schauspiele ist aus der Sächsischen Geschichte entlehnt, und die Wahl des Helden derselben eben so glücklich als interessant. Der Name eines so rühmlich bekannten Gelehrten, wie der des Herrn Professor Wolff, bürgt für die Wahrheit dieser Behauptung. Das Drama des Herrn Herrmann, welches bereits zur Aufführung auf dem Theater zu Leipzig bestimmt war, hat eigne Schicksale gehabt, welche der Herr Verfasser in der Vorrede erzählt.

Für Freunde vaterländischer Geschichte und Literatur werden beide Werke doppelt anziehend seyn.

---

[64] Neue Musicalien, welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Adam. Melange sur des airs nationaux francais für Pfte. Op. 54. 1 fl.
Auber. Le Dieu et la Bayadère, Ouvert. arrang. pour Pfte. 48 kr.
— — Dieselbe für Pfte. mit Violine begl. 1 fl.
— — Dieselbe für Pfte. zu 4 Händen 1 fl. 12 kr.
— — Ouverture aus fra diavolo für 2 Flöten arrang. 48 kr.
Beethovens Adelaide, deutsch, franz. und ital. mit Pfte. und Horn, oder Bassethorn, oder Fagott, oder Violoncello, oder Alt 1 fl.
Berg. Duo für Harfe und Pfte. Op. 18. 1 fl. 36 kr.
Carulli. La Marseillaise variée pour la Guittare. Op. 330. 40 kr.
— — La Parisienne variée pour la Guittarre. Op. 332. 40 kr.
Chant patriotique. Veillons au salut de l'empire, deutsch und französisch mit Pfte. oder Harfe, oder Guittarre 16 kr.
Docke, Souvenir militaire. Te souviens tu. Desgleichen 16 kr.

Grosheim, 4stimmige religiöse Gesänge stes Heft 36 kr.
Hausfreund, Musicalischer, 10ter Jahrgang 1831. 45 kr.
Heinroth, 6 4stimmige Gesänge für Männerstimmen 1 fl.
Küffner, 20tes Potpourri für Guittare und Flöte oder Violine über französische National-Lieder. Op. 226. 48 kr.
— — Divertiss. für Horn oder Violine und Pfte. Op. 227. 1 fl. 36 kr.
— — 22tes Potpourri für Pfte. und Flöte, oder Violine über Th. aus Aubers Braut. Op. 228. 1 fl. 36 kr.
— — 6tes Potpourri für Pfte. über Th. aus derselben. Op. 229. 1 fl.
— — 23tes Potpourri für Pfte. und Flöte, oder Violine über Th. aus La Violette von Carafa. Op. 230. 1 fl. 48 kr.
— — gr. Walzer für Tanz-Musik nach der Marseillaise und Parisienne 36 kr.
— — Derselbe für Pfte. 16 kr.
Labarre gr. Trio für Harfe Violine und Violcll. Op. 45. nach Th. aus Wilh. Tell 2 fl. 24 kr.
Louis, grosse Harmonie 12stimmig, Cah. 1. 2. 3. jedes 4 fl. 48 kr.
La Marseillaise französisch und deutsch mit Pfte. oder Guittare 16 kr.
— — Dieselbe für 4 Hände von Vollweiler arrang. 16 kr.
Münchs, varirtes Thema für Flöte mit Orch. oder Pfte. begleitet 2 fl. 42 kr.
Neukomn. Der Engel des Herrn französisch und deutsch für 3 gleiche Stimmen mit Pfte. begleitet 16 kr.
Paganini. Glöckchen Walzer für Tanz-Musik 24 kr.
La Parisienne französisch und deutsch mit Pfte. oder Guitt. begleitet 16 kr.
Ries. 14te Fantas. für Pfte. über die Parisienne Op. 163. 1 fl. 24 kr.
Rink. Die 4 Singstimmen zur Messe Op 91. 1 fl. 42 kr.
Rossini, 4 gr. Quartette für Flöte Violine Alt und Violcll. jedes 1 fl. 48 kr.
— — Wilhelm Tell für Pfte. und Violine von Brand arrang. 9 fl.
Rummel, gr. Walzer für Pfte. in Form eines Rondos. Op. 73. 1 fl.
Savart, 6 leichte Vart. über die Parisienne. Op. 10. 48 kr.
— — Die Einnahme von Algier. gr. Fantas. für Pfte. Op. 11. 1 fl. 12 kr.
Späth, Gesangs-Scene über 2 Schweizerlieder für Clarinette mit Pfte. Op. 113. 1 fl. 36 kr.
Thielmann, Gesang aus dem Jungen Feldherrn mit Pfte. oder Guitt. 8 kr.
— — Gesang aus den Franzosen in Algier ebenso 8 kr.
Vollweiler. Vart. für Pfte. über eine Romanze aus fra diavolo. 48 kr.
— — brill. Vart. für Pfte. über die Marseillaise 1 fl. 12 kr.
Wiesbader fav. Hopswalzer für Pfte. Nr. 351. 8 kr.
Fav. Walzer der Mlle. Heinefetter von Herz Nr. 352. 8 kr.
Gallopp a. fra diavolo Nr. 353. 8 kr.
Wiesbader Gallopp Nr. 373. 8 kr.
Contretanz über die Marseillaise Nr. 374. 8 kr.

In Stuttgart sind diese Musicalien bei
G. A. Zumsteeg zu haben.

---

[55] **Neuestes Handbuch für Reisende in Italien.**

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neuestes allgemeines Handbuch für Reisende. A. u. d. Titel: Italienische Reise. Von K. Fr. Scholler. gr. 8. 2 Thle. 1830. 3 Rthlr. 8 Gr.

Das Bedürfniß eines vollständigen Führers für Diejenigen, welche Italien, das Land der Kunst und des klassischen Alterthums mit Nutzen bereisen wollen, wurde immer fühlbarer, je weniger die vorhandenen literarischen Hülfsmittel dasselbe hinreichend befriedigten. Herr Scholler hat diese Aufgabe gelöst. Er hat die Reise nach Italien selbst gemacht, alle Merkwürdigkeiten und Kunstschätze dieses Landes selbst gesehen, und theilt nun die Resultate seiner Forschungen mit zweckmäßiger Benutzung der vorzüglichsten Werke seiner Vorgänger mit.

Auf diese Weise ist Herrn Schollers Werk ein wahrer Schatz für Alle Diejenigen, welche eine Reise nach Italien beabsichtigen, und wird sowohl zum Vorstudium als zum Führer auf der Reise selbst der treueste und beste Rathgeber seyn.

---

[81] **Ueber Polen.**

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu finden:

Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830. Nach eignen, im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund. 8. 3 Bogen auf Schreibpapier Geh. 6 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[68] In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Gallerie der vorzüglichsten Aerzte und Naturforscher Deutschlands,
nach neuen Orginalzeichnungen gestochen und herausgegeben
von F. Rosmäsler.
1. Heft.
In Commission
bey J. Perthes in Gotha. 1831.

Den Geist der Zeit in wissenschaftlicher Hinsicht genau beobachtend, hat der Verfasser unter obigem Titel ein Werk begründet, welches in dem so eben versendeten ersten Hefte gewiß alle billigen Erwartungen befriedigen wird.

Im Vertrauen auf die gegenseitige Hochachtung und Freundschaft oben bezeichneter HH. Gelehrten, und aus Liebe zu dem Unternehmen wird der Verfasser gern bedeutende Opfer an Geld und Zeit bringen. Bereits ist das zweite Heft seiner Vollendung nahe (4 Platten sind schon fertig), was mithin den Beweis liefert, daß der Fortgang rasch seyn, und das Ende des auf 16 Hefte be-

stimmten Werkes in höchstens sechs Jahren erreicht seyn wird.

Ueber den artistischen Werth des Werkes kein Wort — hinsichtlich der Aehnlichkeit aber, darf dreist der Herausgeber behaupten, daß sie großentheils frappant ist, eine Folge der durchaus neuen Zeichnungen. Denn unter den 12 Platten der ersten 2 Hefte ist nur für eine ein bereits vorhandenes Blatt benutzt worden. Da nun auch fernerhin nach lauter neuen Zeichnungen gearbeitet werden soll, mithin das Unternehmen wol unter die kostbaren gehört, so erwartet der Herausgeber eine billige Sicherung seiner Mühe durch zahlreiche Subscription.

Der Subscriptionspreis eines jeden Heftes ist 2¼ Thlr. oder 4 fl. 12 kr. — Für die Herren Subscribenten auf das Ganze tritt aber die Vergünstigung ein, daß ihnen das 8. und 16. Heft gratis geliefert werden, so daß ihnen also jedes Heft nur auf ungefähr 2 Thlr. zu stehen kömmt. Sie werden ersucht, ihre resp. Namen deutlich geschrieben einzusenden, welche dem 8. Hefte vorangesetzt werden sollen.

Ein Mehreres besagt der Prospectus, welcher dem ersten Hefte beygegeben ist.

F. Rosmäßler.

---

[58] Ein unentbehrliches Buch für Jedermann

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematisches Lehrbuch der Welt- und Erdbeschreibung, Kosmo- und Geographie. Für Gebildete jedes Standes. Auch unter dem Titel:

Teutsche Encyclopädie, oder systematisches Lehrbuch der jedem Gebildeten nöthigen Kenntnisse. Ein Buch für Schule und Haus. Bearbeitet von Dr. J. G. Stemler. gr. 8. 1830. 2 Rthlr.

(In Parthien für Schul- und Privatanstalten billiger.)

Das vorstehende, nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitete Werk, enthält a) ein vollständiges Lehrbuch der Astronomie, b) ein vollständiges Lehrbuch nicht allein der neuen Geographie, (in der Ausführlichkeit wie Cannabichs Lesebuch), sondern auch der alten Geographie. Dies ist eine so von selbst in die Augen springende zweckmäßige Verbindung, welche noch kein einziges Werk ähnlicher Art aufzuweisen hat; daß die Ausführung derselben gewiß allgemeine Anerkennung in Deutschland finden wird, um so mehr, da der Preis für 48 eng gedruckte Bogen des größten Octav-Formats so äußerst billig gestellt ist.

Alle Gebildeten, denen ein solches Werk zum täglichen Gebrauch fast unentbehrlich ist, vorzüglich aber Lehrer und Vorsteher von Schul- und Privatanstalten, werden auf dieses Werk hiermit aufmerksam gemacht.

---

[69] Von dem

Handbuch der Mechanik von Franz Joseph Ritter von Gerstner, K. K. östreichischen Gubernialrath, Direktor des technischen Institutes zu Prag, K. K. Landeswasserbaudirektor ꝛc. aufgesetzt, und mit Zusätzen herausgegeben von dessen Sohne Franz Anton

sind die ersten zwei Hefte des ersten Bandes nebst einem Hefte Kupfer bereits erschienen und in Leipzig bei F. L. Herbig zu haben. Der Rest des ersten Bandes, die Mechanik fester Körper enthaltend, mit 80 Bogen Text und 40 großen Kupfertafeln, erscheint zur Ostermesse 1831, und ist dann complet durch alle Buchhandlungen in Deutschland zu dem Ladenpreise von 16 Gulden oder 10 Thaler 16 Groschen sächsisch zu beziehen.

Dieses Werk enthält die Vorlesungen über Mechanik, welche an dem technischen Institute zu Prag seit 25 Jahren von Herrn von Gerstner (Vater) gehalten worden, und ist von dessen Herrn Sohne mit den wichtigsten Zusätzen über jene mechanischen Construktionen vermehrt, welche derselbe auf drei, zu diesem Zwecke unternommenen Reisen nach England und Frankreich gesammelt hat. Alle Maschinen sind in den prachtvollen Kupfern mit solcher Vollkommenheit und Größe dargestellt, daß sie von jedem Künstler hiernach ausgeführt werden können; dieses Werk erscheint sonach für jeden Gelehrten vom Fache, ebenso wie für jeden Hüttenmann, Baumeister und Fabrikanten unentbehrlich, indem es nebst einer gründlichen Theorie die neuesten Fortschritte in diesem Fache enthält.

Die Pränumeration auf den zweiten Band, welcher die Mechanik flüssiger Körper enthält, wird ebenfalls von allen Buchhandlungen (in Leipzig bei Unterzeichnetem) zu 8 Thlr. sächsisch angenommen, und dieser Band im Laufe des Jahres 1831 geliefert.

Leipzig, den 1. Februar 1831.

F. L. Herbig.

---

[80] Interessante Neuigkeit.

So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Briefe
aus
Paris und Frankreich im Jahre 1830
von
Friedrich von Raumer.

Zwei Theile. 12. 26½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[70] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift. Erstes Heft ¾ Thlr.

Inhalt:

I. Emanation des Objects aus dem Subject. Ueber Journalismus — Charakteristik der wichtigsten deutschen Zeitschriften.
II. Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile
III. Aufgelesenes — gegen Franz Horn, Schueller, Lange, Gräfenhan, André.
IV. Auffoderung — zur Theilnahme.

Wilhelm Logier, Buchhändler in Berlin.

[79] In der Gerstenbergschen Buchhandlung in Hildesheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Roland und Maria
Romantisches Trauerspiel
in
fünf Aufzügen
aus den Zeiten der Kreuzzüge
von
Carl Bahrs.
gr. 8. geh. Schreibp. 1 Rthlr. 8 gGr. Druckpapier 1 Rthlr.

---

[74] Durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes sind Probenummern von folgender im vorigen Jahr begonnenen und bereits der größten Verbreitung und der allgemeinsten Achtung genießenden Zeitschrift ist zu erhalten:

Der canonische Wächter.
Eine antijesuitische Zeitschrift
für
Staat und Kirche und für alle christlichen Confessionen.
Herausgegeben
von
Alexander Müller.

Es erscheinen von dieser Zeitschrift außer den Beilagen wöchentlich 2 Nummern in gr. 4., und der Preis des Jahrganges von 104 Nrn. mit den Beilagen beträgt 5 Thlr., oder 9 fl. rhein. Die Postämter wenden sich mit ihren Bestellungen an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, oder an das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, die Buchhandlungen an die unterzeichnete Commissionshandlung.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[57] Das neueste und vollständigste Kochbuch

In allen Buchhandlungen Deutschlands, namentlich in Leipzig bei C. H. F. Hartmann, in Dresden beim Verfasser, Badergasse Nr. 436, und in der Waltherschen Hofbuchhandlung ist folgendes Kochbuch zu haben:

Der Dresdner Koch; oder die vereinigte deutsche, französische und englische Koch- und Backkunst, nebst Anleitung zu Dessert-Zuckerbäckereien, Gefrornen, Einmachfrüchten, Getränken rc. so wie eine Sammlung von Speisezetteln und Anweisung zu Anordnung der Tafeln. Ein Buch für alle Stände, von Joh. Friedr. Baumann, Koch Sr. Excellenz des Landtagmarschalls Herrn Grafen von Bünau auf Dahlen. 2 Theile. gr. 8. Mit 8 lith. Abbild. 1830. Auf fein Papier 3 Thlr. 12 Gr. Auf weißem Druckpapier. 2 Thlr. 16 Gr.

Das vorstehende Kochbuch enthält auf beinahe 60 Median-Druckbogen alle nur mögliche Vorschriften und Recepte der Kochkunst rc. und übertrifft an Vollständigkeit, Eigenthümlichkeit und Zweckmäßigkeit des Vortrags alle frühern. Das ausführliche Register giebt über die Reichhaltigkeit des Werks den besten Aufschluß. Der Preis ist für den Umfang des Werks erstaunend billig.

Eine unpartheiische Würdigung dieses Werks in Nr. 296 der Sachsenzeitung hat dieses Kochbuch auf eine ausgezeichnete Weise empfohlen, und dasselbe einen Codex der Kochkunst genannt, und diesem Lobe noch hinzugefügt: daß der Verfasser alle seine Vorgänger übertroffen habe.

---

[76] Subscriptions-Anzeige.

Bei Friedrich Fleischer erscheint zur Ostermesse 1831

Blicke des Glaubens in das bewegte Leben des Menschen, ein vollständiger Jahrgang von Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres von Dr. M. F. Schmaltz, Pastor in Neustadt und Dresden. Zwei Bände in gr. 8. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 16 Gr.

Den zahlreichen Freunden des Herrn Verfassers wird diese neue Sammlung eine angenehme Verheißung seyn, deren Inhalt doppeltes Interesse gewinnt, da ein großer Theil dieser Predigten mit Rücksicht auf unsere bewegten Zeitumstände gehalten wurde. Eine ausführliche Anzeige ist durch alle Buchhandlungen, welche Subscription annehmen, zu erhalten. Nach Ende May, wo das Ganze bereits geliefert seyn wird, tritt der Ladenpreis von 3 Rthlr. 16 Gr. ein.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken rc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,
Nr. 186, Regent-Street in London.

Berichtigung.

Im Intelligenzblatt Nr. 33. v. Jahrs. lese man in der Anzeige Nr. 413. Engl. Chronometer u. Uhren rc. statt in dem Jahr 1801 von der Engl. Admiralität veranstalteten Concurrenz rc. — in dem Jahre 1821 von der Engl. Admiralität veranstalteten Concurrenz rc.

N°. 6.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[96] Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrgang 1829. 1stes Heft, 8. Subscriptionspreis 1 fl. 18 kr. broch. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise. — II. Besondere Denkwürdigkeiten. — III. Nekrolog, Leibmedicus und Obermedicinalrath von Jäger. — IV. Staats-Verwaltung, Abhandlungen, Aufsätze, und Nachrichten ꝛc. — Nachrichten über Witterung, Fruchtbarkeit und Preise der Naturalien, v. J. 1138 bis 1650. Von Dr. Banotti. — Notizen über den sogenannten Heilbrunnen, bei Möhringen im Amts-Oberamt Stuttgart. — Ueber die zu Metzingen, Oberamts Urach, im Juli 1789 ausgegrabene römische Inschrift. Von Herrn Professor Pauli in Stuttgart. — Ueber die Strafanstalten des Königreichs, mit statistischen Notizen. — Notizen über die Militair-Verwaltung. — Uebersicht der dem Staate zehntbaren Flächen, nach dem Stand von 1829. — Uebersicht über die jährliche Wein- und Bier-Consumtion, in den Wirthshäusern — Herzog Friedrich I. und seine Hof-Alchymisten. — Nachtrag zu der Beschreibung des Oberamts Blaubeuren, die Gleißenburg betreffend.

[94] Literatur.

Nürnberger Blätter,

eine literarische Zeitschrift aus und für Süddeutschland, herausgegeben von Dr. Richard Otto Spazier für das Jahr 1831.

Wöchentlich 3 Numern, und der Preis des Jahrgangs ist 5 Thlr. 8 Gr. oder 9 fl.

Inhalt des Monats Januar. Nr. 1 — 13.

Erste Abtheilung für Gegenstände des öffentlichen Lebens.

1) An die Leser von den Verlegern. 2) Die deutschen publizistischen Schriften und Brochüren, als Einleitung. 3) Des Bischofs von St. Ander Hirtenbrief. 4) Blicke auf süddeutsche Zeitschriften (Hesperus, die Münchner politische Zeitung). 5) Blick auf die Richtung des Zeitgeistes (herrschende Meinung). 6) Die Wanderung der Cholera nebst diätetischen und medizinischen Vorkehrungslehren gegen den Anfall derselben, von Dr. Tilesius. 7) Die deutschen publizistischen Flugschriften und Brochüren. (Eine Stimme aus Baden). 8) Reflectionen über die deutschen Theater, in der Neujahrsnacht 1831. 9) Die Schnellschreibekunst. 10) Eine Stimme aus Hannover, accompagnirt von einer aus Bayern.

Zweite Abtheilung, als Repertorium für süddeutsche Verlags-Literatur.

1) Taschenbuch der neuesten Geschichte, von Dr. Menzel. 2) Fichte's Leben, von seinem Sohne herausgegeben. 3) Lehrbuch der mathematischen und physikalischen Geographie, von A. P. Renter. 4) Etwas über die bayerischen Lyceen, von Meyer. 5) Leben und Träume, von Zimmermann. 6) Ueber das Wesen des Gefühles, von H. Bekkers. 7) Alpenblumen, von Th. Mörtl. 8) Phantasiegemälde, von G. Döring. 9) Malcolms Geschichte von Persien, von Dr. Spazier. 10) Kaspar Hauser, von R. Giehrl. 11) Spaziergang an das Mittelmeer, von L. Würth. 12) Die Araucana, aus dem Spanischen, von Winterling. 13) Byron's sämmtliche Werke, von Dr. Adrian. 14) Taschenbuch für Geschichte, von J. Fr. von Hormayr. 15) Quellen-Sammlung zum öffentlichen Recht des deutschen Bundes, von J. L. Klüber. 16) Die Doppelmayer'schen Vorlegeblätter zum Zeichnen. 17) Gemälde aus dem Nonnenleben. 18) Der Rechtsweg, von Dr. v. Holzschuher. 19) Zeitspiegel, von C. Spindler. 20) Humoristische Abende, von M. G. Saphir. 21) Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, C. Bunsen ꝛc. 22) Taschenbuch für Damen, auf das Jahr 1831.

Dritte Abtheilung. Miszellen.

Auch die Num. 14 — 16 sind ohne Unterbrechung erschienen, und die regelmäßige Fortsetzung zu gewärtigen.

Nürnberg, den 8. Febr. 1831.

Riegel u. Wießner. J. L. Schrag.

[93] Bericht über die im Laufe des Jahres 1830 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Annalen, Allgemeine medizinische, des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folgereihe, von ihrer zweiten einviertelhundertjährigen Periode an. In Verbindung mit dazu eingeladenen Gelehrten herausgegeben von Johann Friedrich Pierer. Jahrgang 1830. 12 Hefte. Gr. 4. 108 Bog. auf gutem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift ist zu folgenden herabgesetzten Preisen zu erhalten:

Die Folge von 1798 — 1830. 33 Jahrgänge, nebst 20 Heften Supplement. Gr. 4. Ladenpreis 203 Thlr. 10 Gr. Jetzt fünfzig Thaler.

Auch mehrere andere Folgen sind im Preise herabgesetzt.

2. Bacon (Franz), Neues Organ der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von Anton Theobald Brück. Gr. 8. 15½ Bogen auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr.

3) Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis zweiundzwanzigster Band. 12. Auf Druckpapier. Geh. 13 Thlr. 5 Gr.

Erster bis vierter Band: Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Don Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 60¼ Bogen. 1825. 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfter Band: Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldsmith. Neu übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 11⅞ Bogen. 1825. 15 Gr.

Sechster bis neunter Band: Gil Blas von Santillana, von Alain René Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 45¼ Bogen. 1826. 2 Thlr.

Zehnter Band: Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von Don Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 8¼ Bogen. 1826. 12 Gr.

Elfter bis vierzehnter Band: Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen übersetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 59 Bogen. 1826 2 Thlr. 12 Gr.

Fünfzehnter Band: Niels Klim's Wallfarth in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersetzt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 13¼ Bogen. 1828. 15 Gr.

Sechzehnter Band: Letzte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italienischen übersetzt durch Friedrich Lautsch. Mit einer Einleitung. 13¼ Bogen. 1829. 15 Gr.

Siebzehnter bis neunzehnter Band: Delphine, von Anna Germaine von Staël. Aus dem Französischen übersetzt durch Friedrich Gleich. Mit einer Einleitung. 42½ Bogen. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Zwanzigster bis zweiundzwanzigster Band: Das Decameron, von Giovani Boccaccio. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit einer Einleitung. 42 Bogen. 1830. 2 Thlr.

(Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.)

4. Blätter für litterarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1830. Außer den Beilagen 365 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

5. Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitung herausgegeben von Friedrich August Koethe. Gr. 8. 33¼ Bogen auf feinem Velindruckpapier. Subscriptionspreis 1 Thlr. 12 Gr.

6. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Realencyklopädie für die gebildeten Stände. In 12 Bänden. Siebente Originalauflage. (Zweiter durchgesehener Abdruck) Gr. 8. 659 Bogen.

Pränumerationspreis für das ganze Werk:
Nr. 1, auf weißem Druckpapier 15 Thlr.
Nr. 2, auf gutem Schreibpapier 20 Thlr.
Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier 36 Thlr.

7. Crawfurd (John), Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels und der freien Colonisirung. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von H. Fick. Gr. 8. 11 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

8. Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treue, in Bildern aus der großen Welt. 8. 17 Bogen auf feinem Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr.

9. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der Allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salariencassenreglements, sammt der Instruktion für die Oberrechnungskammer, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salariencassenreglement und die Instruktion für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Dritte, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 3 Bände. Gr. 8. 134 Bogen. Auf Druckpapier. 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

10. Fréderic le Grand, Oeuvres historiques. Nouvelle édition, avec des notes et renseignemens. 4 volumes. Gr. 8. 107 Bogen. Geh. Auf feinem geglätteten Druckpapier 6 Thlr., auf feinem geglätteten Velinpapier 10 Thlr.

11. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Erster bis vierter Theil. Mit Karten und Plänen. 1827 — 30. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. 11 Thlr. 8 Gr.

12. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Erster bis fünfter Theil. 1826 — 30. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. 9 Thlr. 16 Gr.

13. Henke (Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medizin. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bände. 1823 — 30. Gr. 8. Auf Druckpapier. 6 Thlr. 12 Gr.

14. Hermes, oder Kritisches Jahrbuch der Literatur. Vierunddreißigster und fünfunddreißigster Band. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Preis des Bandes von 2 Heften, jedes Heft von 12 — 13 Bogen auf gutem Druckpapier, 2 Thlr. 12 Gr.

15. Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrg. 1830. 12 Hefte. Gr. 4. 150 Bogen auf Druckpapier, mit Kupfern. 8 Thlr.

16. Küstner (Karl Theodor), Rückblick auf das leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des leipziger Theaters, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer wie finanzieller Hinsicht. 8. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

17. Melanchthon's (Philipp) Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von Friedrich August Koethe. 6 Theile Erster bis vierter Theil. 8. 77 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für alle 6 Theile, gegen 100 Bogen enthaltend, 2 Thlr. 8 Gr.

18. Müller (Wilhelm), Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Müller's

Bildniß. 8. 148 Bogen auf dem feinsten geglätteten Velinpapier. Subscriptionspreis 6 Thlr.

19. Naumann (Karl Friedrich), Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. In 2 Bänden. Erster Band. Mit 22 Kupfertafeln. Gr. 8. 33 Bogen auf gutem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

20. Odeleben (Ernst Freiherr von), Die französische Revolution, oder Geschichte alles dessen, was sich von 1789 bis zum Jahr 1815 in Frankreich zugetragen hat. Alles getreu und wahrhaft erzählt und als ein Lesebuch für den deutschen Bürger und Landmann bearbeitet. 12. 18½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 18 Gr.

21. Peschel (C.), das Buch Tobiä in elf bildlichen Darstellungen. Zur Förderung frommen Sinnes herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von August Hahn. 4. Auf feinem Druckp. Geh. 1 Thlr.

22. Provinzialrechte aller zum preussischen Staat gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehreren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster und zweiter Band, und dritten Theils erster Band. Gr. 8. Auf Druckpapier.

Auch unter den Titeln:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lentze. 31 Bogen. 1827. 1 Thlr. 12 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, imgleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 38½ Bogen. 1829. 1 Thlr. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 15½ Bogen. 1830. 20 Gr.

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster Band: Provinzialrecht der Districte des preuß. Landrechts von 1721, von Leman. Gr. 8. 50 Bogen. 1830. 2 Thlr. 12 Gr.

23. Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. In 24 Bänden. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Erste Lieferung, oder Band I. II. III. VII. VIII. IX. 16. 109 Bogen. Subscriptionspreis für das ganze Werk auf Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

24. Schweikert (Georg August Benjamin), Materialien zu einer vergleichenden Heilmittellehre zum Gebrauch für homöopathisch heilende Aerzte, nebst einem alphabetischen Register über die positiven Wirkungen der Heilmittel auf die verschiedenen einzelnen Organe des Körpers und auf die verschiedenen Funktionen derselben. 4 Hefte. 1826 — 30. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 10 Thlr. 8 Gr.

25. Taschenbuch (Historisches). Mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zweiter Jahrgang. Mit dem Bildnisse des Kaisers Maximilian II. 12. 25½ Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Der erste Jahrgang, von denselben Mitarbeitern (10 Bogen, mit dem Bildnisse des Cardinals Richelieu), kostet auch 2 Thlr.

26. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1831. Mit 7 Stahlstichen. 16. 31 Bogen auf feinem Druckpapier. Geb. 2 Thlr.

Der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr.

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Goethe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen (letztere 3 nicht aus der Urania) kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes acht Groschen.

27. Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. 2 Bändchen. 8. 42 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

28. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse.) Zweiten Bandes drittes bis achtes Heft. (XI — XVI) Gr. 8. Geh. Jedes Heft von 6 — 7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

---

[72] In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Ueber die Cholera. Ein Versuch dieselbe zu deuten von Chr. Joh. Hein. Elsner, Professor der Medicin an der Universität in Königsberg. 8. geh. 10 Gr.

---

[98] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Worte zur Beherzigung an Deutschlands Edle Fürsten und Völker,

von

Bernhard Freiherrn von Fürth,

der Rechte Licentiaten und Königl. Preußischem Landgerichtsrathe in Aachen.

8. Geh. 120 Seiten. Preis: 12 gGr.

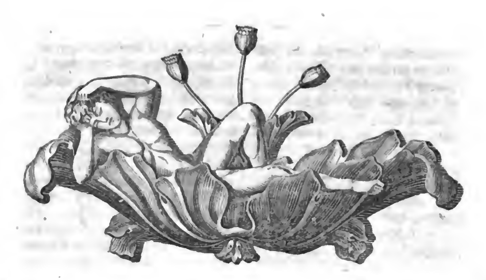
Die edle Begeisterung, mit welcher der Verf. in den Kampf für das Beste der Nationen tritt, die besonnene Gerechtigkeit, mit welcher er diese sowohl, wie die Fürsten selbst vor Verirrungen warnt, aus denen Glück und Unglück so vieler Nationen sich entwickelt, der Scharfsinn, mit dem überall das Rechte herausgefunden, die Wahrheitsliebe, mit der das Gute anerkannt, das Schlechte gestraft wird, auf welcher Seite es auch sey, geben diesem Werkchen einen bleibenden Werth, für die jetzige Zeit aber ein erhöhtes Interesse. Es ist insbesondere an die Bewohner der Rheinlande gerichtet, und Niemand wird das Wohlmeinende in jedem Worte des Verfassers verkennen, ein Jeder ihm Dank wissen für die Mühe, die er sich gegeben, die jetzigen Verhältnisse in ihr klares Licht zu stellen, und die verschiedenen Interessen gehörig zu würdigen. Die Schrift ist durch den außerordentlich geringen Preis noch gemeinnütziger geworden.

---

[95] **Mineralogische Literatur.**

Es hat die Presse verlassen und ist versendet worden:

Grundzüge der Geologie und der Geognosie. Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 12. — 2. Februar 1831.

Heilkunde.

Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr von Dr. R. A. Riecke. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1831.

Die Cholera rückt uns immer näher und scheint mit der ewigen Ruhe jenen Geist der Unruhe bekämpfen zu wollen, der von Westen aus ihr entgegenkommt. Die Pest zur Rechten, der Aufruhr zur Linken, was bleibt noch in der Mitte als der Krieg? Eine furchtbare Konstellation, über deren drohenden Anblick man leicht das alltägliche literarische Treiben in unserm lieben Vaterlande, „diese süße freundliche Gewöhnung des Daseyns“ vergessen könnte.

Blicken wir nach dem Orient, wo der schlotterbeinige Tod seit 13 Jahren wie ein Wahnsinniger von Land zu Land taumelt, bald vorwärts, bald rückwärts, bald weitausspringend, bald im Kreisel sich drehend, und überall, wohin er tritt, mit seiner Hippe die Menschen wie Halme mähend zu Tausenden. Gleich einem Wirbelwind ohne Regel und Vernunft tanzt die Pest nun seit 1817 in Indien, Persien, China, der Türkei und Rußland umher, und ist endlich unsern eignen Grenzen so nahe gekommen, daß wir sie jeden Augenblick mitten unter uns erwarten dürfen. Inzwischen beschwören wir sie mit ärztlichen Kommissionen und — mit Büchern, wie alles.

Leider sind die Buchstaben keine Runen mehr, durch die man Wetter und Krankheiten machen und vertreiben kann. Das vorliegende Buch enthält in seinem ersten Theile die Geschichte der Cholera, der zweite Theil soll von ihrer Heilung handeln; aber bis er erscheint, wird dann die Heilung ausgemittelt seyn? Wir müssen es hoffen, und gewiß ist die Kombination aller bekannten bei dieser Krankheit vorkommenden Symptome und aller bekannten Heilungsversuche derselben der rechte Weg dazu. Darum gebührt dem Herausgeber dieser Schrift der wärmste Dank.

Er faßt die Erscheinung sogleich im Großen und Ganzen auf und gibt uns folgendes Bild: „Die Geburtsstätte der Weltseuchen ist Asien, zugleich die Wiege des menschlichen Geschlechts und seiner Kultur. Dort nahm der schwarze Tod, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Asien und Europa verheerend überzog und allein in China 13 Millionen Menschen hingerafft haben soll, seinen Ursprung; dort die große Influenza des vorigen Jahrhunderts, die von den östlichen Theilen Asiens her über diesen Welttheil und Europa sich verbreitete und selbst über den breiten atlantischen Ocean nach Amerika

übersezte; dort die morgenländische Brechruhr, die mehr und mehr ihr Recht, in die Reihen dieser großen Seuchen aufgenommen zu werden, geltend macht und nun in einem Zeitraume von 15 Jahren über etwa die Hälfte von Asien und einen beträchtlichen Theil Europas ihre Verheerungen ausgedehnt hat. In der ganzen, freilich mangelhaften Geschichte der Seuchen läßt sich kein Beispiel einer so schnellen Aufeinanderfolge von zwei weitverbreiteten Epidemien finden, wie es die neueste Zeit gezeigt hat. Die Influenza von 1782 und die morgenländische Cholera sind in den Zeitraum eines halben Jahrhunderts zusammengedrängt, und es möchte diese auffallende Erscheinung unsrer vielbewegten Zeit nicht mit Unrecht als ein Beleg der von Schnurrer ausgesprochenen Vermuthung, daß zwischen den politischen Schicksalen des Menschengeschlechts und den so häufig damit zusammentreffenden außergewöhnlichen Ereignissen in der physischen Welt ein tieferer Zusammenhang anzunehmen sey, angesehen werden. So große Aehnlichkeit diese beiden Weltseuchen der neuesten Zeiten einestheils zeigen, so unähnlich sind sie sich in andern Beziehungen. Die erste trat in der Form eines Katarrhfiebers, die zweite unter der eines Brechdurchfalls auf, beides Krankheiten, die zu einer epidemischen Verbreitung geneigt sind. Der Katarrh ist mehr eine Krankheit nördlicher Gegenden, die Influenza nahm ihren Ursprung im nordöstlichen Asien. Die Geburtsstätte der morgenländischen Cholera ist das südliche Asien, wie der Brechdurchfall mehr in südlichen Ländern einheimisch ist. Wie das Katarrhfieber in der Regel eine gutartige Krankheit ist, der Brechdurchfall dagegen eine schnelle und kräftige Hülfe der Kunst verlangt, um einem unglücklichen Ausgang vorzubeugen, so haben sich beide Krankheiten auch bei ihrem Auftreten als Weltepidemien ihrem Charakter treu gezeigt. Obgleich die Influenza an den von ihr heimgesuchten Orten sich sehr allgemein verbreitet, wie z. B. in Petersburg an einem Tage 40.000 Menschen davon befallen wurden, so brachte sie doch nur sehr wenigen den Tod. Die morgenländische Brechruhr dagegen tödtete bis jezt gewiß ein Drittel, wo nicht die Hälfte der von ihr Befallenen; aber das Verhältniß der Leztern zu der Volkszahl in den ergriffenen Gegenden war im Allgemeinen bedeutend geringer, als bei der Influenza. Die Verbreitung der Influenza war viel rascher, als die der Cholera."

Sodann verfolgt der Verfasser historisch den Gang der Krankheit von ihrem Ursprung in Noddia am Ganges, im Mai 1817 durch alle ihre labyrinthischen Verzweigungen bis zu ihrer Ausbreitung in Rußland im verflossenen Jahre. Bei dieser Verfolgung der Krankheit achtet er genau auf alle Symptome derselben, und unterscheidet darunter die, welche die Krankheit überall und immer begleitet haben, und die, welche nach Zeit, Ort und Umständen verschieden waren. Folgendes ist ein gedrängtes Bild dieser Symptome: „In vielen Fällen tritt die Krankheit plötzlich mit ihren eigenthümlichen Symptomen auf, in andern aber geht derselben ein kurzer Zeitraum der Vorboten voran, die in einem Gefühl von Vollheit des Magens, Eckel, Mattigkeit, Frösteln, Schwindel, öfter in einer unbeschreiblichen Unruhe bestehn. Die Krankheit selbst bricht meistens in der Nacht oder Morgens aus; der Magen entledigt sich durch Erbrechen seines Inhalts, und die in den Gedärmen enthaltenen Stoffe werden schnell nach unten ausgeleert, worauf ein plötzliches Gefühl von Erschöpfung eintritt. Nach diesen ersten Entleerungen zeigen sich zwar bald wieder Erbrechen und Stuhlausleerungen, aber das Ausgestossene ist von ganz andrer Beschaffenheit, meistens gleicht es einem trüben Wasser und hat weder im Geruch, noch im Geschmack etwas Auffallendes; öfters ist es grünlich und gelblich und enthält hie und da auch im weitern Verlauf der Krankheit Galle, was meistens ein gutes Zeichen ist. Die Stuhlausleerungen sind dem Erbrochenen ähnlich, man bemerkt in ihnen viele schleimige Flocken; die Quantität derselben ist in den meisten Fällen sehr beträchtlich. Gewöhnlich gehen den Stuhlausleerungen Leibschmerzen voran, die öfters einen hohen Grad erreichen, in andern Fällen aber auch ganz fehlen. Stuhlzwang gesellt sich oft dazu, doch in der Regel ist er nicht bedeutend; mehr Beschwerden dagegen macht ein brennendes Gefühl und Beklemmung in der Magengegend, womit sich ein so furchtbar quälender Durst verbindet, daß selbst Aerzte, welche die Gefahr des kalten Trinkens wohl kannten, sich nicht enthalten konnten, dringend um einen frischen Trunk zu bitten. Die Magengegend fühlt sich auch äußerlich heiß an. Zugleich findet eine sehr lästige Mattigkeit und Erschöpfung statt, die sich öfters bis zu Ohnmachten steigert. Bald nach dem Eintritt der copiösen Ausleerungen stellen sich Krämpfe ein; sie fangen gewöhnlich in den äußersten Gliedmassen an und gehen von diesen nach und nach zu den Muskeln des Rumpfs über. Nur selten steigern sich die Krämpfe bis zu allgemeinen Zuckungen; in manchen Fällen fehlen sie gänzlich, was aber nichts weniger als ein günstiges Zeichen ist. Zuckungen der Muskeln wurden öfters selbst noch nach dem Tode beobachtet. Der Puls ist anfangs klein, schwach und beschleunigt, aber bald nach dem Eintreten der Krämpfe ist er an allen äußern Theilen gar nicht mehr zu fühlen. Die Haut verliert ihre natürliche Wärme, wird marmorkalt, meistens bedeckt sie sich mit einem kalten, klebrigen Schweiß und bekommt eine livide Färbung; die Lippen und Nägel werden ganz blau. In diesem Zustande ist die Haut selbst gegen chemische Einwirkungen wie siedendes Wasser und dgl. unempfindlich, und doch klagt der Kranke über Hitze

in den oberflächlichen Theilen. Die Augen sinken in ihre Höhlen zurück, die Gesichtszüge fallen schnell zusammen und werden bald leichenähnlich. Das Athmen ist anfangs beschleunigt, wird bei der Zunahme der Krankheit beschwerlich und langsam; in einem Falle hatten nur sieben Athemzüge in einer Minute statt. Zuweilen treten eigentliche Brustkrämpfe ein. Der Athem hat wenig Wärme. Das während der Krankheit aus der Ader gelassene Blut zeigt fast kein Serum, keine Speckhaut und gerinnt schnell; beim Ausfließen ist es dick und schwarz, selbst das der Schlagadern. Oft findet während der Krankheit eine außerordentliche Unruhe statt, welche ohne Zweifel theilweise von moralischen Einflüssen herkommt, aber immer eine ungünstige Erscheinung ist. In Indien wurde sie häufiger bei Europäern als bei Eingebornen beobachtet. Die Absonderung des Speichels und des Urins ist in der Regel unterdrückt, nicht so die Gallenabsonderung, obgleich selten Galle ausgeleert wird; (meistens aber findet sich die Gallenblase bei den Leichenöffnungen mit einer dunkeln, schwärzlichen Galle angefüllt). Die Verrichtungen des Gehirns erleiden selten eine bedeutende Störung; öfters jedoch entwickelt sich eine Art von Schlummerschlaf, immer aber sind die Geisteskräfte etwas getrübt und die Sinne geschwächt. Der Zustand dieser Verrichtungen hat, nach Cromwell, große Aehnlichkeit mit dem, der auf die Trunkenheit folgt. Es findet immer eine große Apathie statt, und häufig sind die Kranken völlig gleichgültig über den Ausgang ihres Leidens. Meistens behalten sie bis zum Tode ihre Besinnung und fühlen sich auch öfters vor dem Eintritte desselben etwas erleichtert, indem die erschöpfenden Ausleerungen und die Krämpfe nachlassen und auch die Wärme in einzelnen Theilen wiederkehrt, wobei aber die Gesichtszüge ihren eigenthümlichen geister- oder leichenähnlichen Ausdruck behalten. In andern Fällen dauern jedoch die quälendsten Symptomen bis zum Tode fort. Geht die Krankheit in Genesung über, so deutet sich diese durch Rückkehr der Wärme über die ganze Hautoberfläche, durch ein Heben des Pulses, Aufhören der Krämpfe, des Erbrechens und des Durchfalls, das Erscheinen von Galle in den Ausleerungen, Wiedereintritt der Urin- und Speichelabsonderung und Neigung zum Schlaf an. Wiedererscheinen von Kothabgang ist ein sehr günstiges Zeichen. Uebrigens zeigt der Verlauf mannichfache Abweichungen, und es kamen öfters Fälle vor, wo die Befallenen zu Boden stürzten und in kurzer Zeit ihren Geist aufgaben, ohne daß die der Krankheit eigenthümlichen Symptome sich deutlich zu erkennen gaben, wie dies auch schon bei andern epidemischen Krankheiten beobachtet wurde, z. B. bei der Pest von Sydenham. In solchen Fällen ist der Verlauf äußerst schnell, sie kommen besonders im Anfange der Epidemie vor. Meistens tritt der tödtliche Ausgang 10—24 Stunden nach dem Eintritt der ersten Krankheitserscheinungen ein; eben so rasch ist öfters der Uebergang zur Wiedergenesung, jedoch leiden manche Wiedergenesene längere Zeit an Magen- und Unterleibsbeschwerden. In manchen Fällen geht die Cholera in ein nervöses Fieber über, das nicht selten einen tödtlichen Ausgang nimmt, Recidive kommen manchmal bei Wiedergenesenden vor und sind noch gefährlicher, als die ersten Anfälle der Cholera, weil der Körper in Folge von diesen noch sehr geschwächt ist."

Die folgende Schilderung der Leichenbeschaffenheit der an der Cholera Gestorbenen mag man im Buche selbst nachlesen. — Wir machen nur noch auf einige besondre Vorkommenheiten aufmerksam. Die Cholera entstand ursprünglich am sumpfigen und höchst ungesunden Ufer eines Flusses, so wie sie auch vorzüglich in tiefgelegne und feuchte Gegenden sich hinzieht, die trocknen Höhen aber verschont. — Nach James Ranken wurden auch Camele und Ziegen von heftigen Durchfällen befallen, wo die Cholera herrschte. — In den tropischen Ländern nahm die Cholera in der Regel mit der Regenzeit zu und ab. — Die Erscheinung der Cholera scheint mit derjenigen der Erdbeben im Zusammenhang zu stehn, beide wütheten am stärksten in Indien 1820, in Arabien 1822, in Syrien 1823. — Auf der Insel Ceylon und in Astrachan bemerkte man ausdrücklich, daß nur sehr wenige Weiber und gar keine Kinder von der Krankheit befallen wurden, im Orenburgischen dagegen litten besonders die Weiber an der Cholera.

Die Braminen erklärten das Entstehen der Seuche aus dem Zorne der Göttin Ulabebi und einem Streite derselben mit dem Gotte Kali und meinten, der Zorn der Göttin müsse durch eine Wallfahrt zu ihrem Tempel in Kalinghaut, durch reichliche Opfer in demselben, und durch Baden in dem benachbarten heiligen Ganges besänftiget werden. Tausende folgten dieser Aufforderung und fielen während der Wallfahrt als Opfer gerade der nämlichen Krankheit, welcher sie durch dieselbe zu entgehen gehofft hatten.

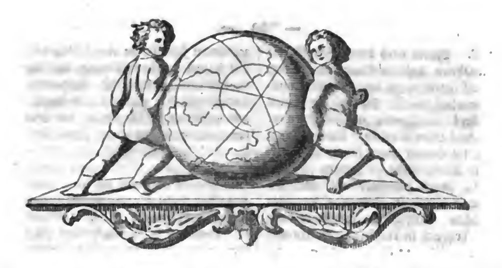
Der russische Grenzzolldirektor in Kiachta wendete sich an den Dzargutschey, den chinesischen Oberbeamten an der Grenze, um Quarantaineanstalten gegen die Cholera zu errichten. Dieser aber bemerkte, „daß polizeiliche Vorsichtsmaßregeln bei ihnen wegen der äußerst starken Bevölkerung unnütz seyn würden, indem er mit der größten Kaltblütigkeit hinzufügte, diese Krankheit verschaffe ihrem Reiche um so mehr Raum, je ungewöhnlich mehr Menschen sie hinwegraffe. Diese Ansicht ergänzte er noch durch die Bemerkung, daß eine solche Seuche ihre

Opfer wohl kenne und die andern unberührt lasse, daß sie Menschen wähle, welche in Unsauberkeit und Unmäßigkeit leben, und daß im Gegentheil bei Reinlichkeit und Mäßigkeit das unverzagte Gemüth sicher vor ihr sey. Bei dieser Gelegenheit bezog er sich auf seinen jezt lebenden Kaiser, indem er behauptete, Pekin verdanke seine Befreiung von der Seuche einzig dem festen Willen Sr. Kaiserl. Majestät, welche geruhte, ihrer Umgebung zu sagen: Glaubt nicht, daß die Krankheit mächtiger sey als ihr; nur Kleinmüthige sterben daran. Und von dem Augenblicke an faßten alle Muth, und der Seuche blieb nichts übrig, als die Residenz zu verlassen. Allein das ist noch nichts, fuhr er fort, ich will Ihnen einen andern Fall erzählen, der sich im Jahr 1070 ereignete. Damals erschien in Pekin eine Krankheit, die ihre Wirkung an den Zöpfen derjenigen äußerte, die ihre Häuser verließen, und in der freien Luft sich aufhielten. In kurzer Zeit verzehrte sie den halben Zopf, und so wie dies geschah, mußte der Mensch sogleich sterben. Als der damals regierende Kaiser Tschang-Lung dies erfuhr, sagte er ausdrücklich, er wolle gar nichts von einer solchen Krankheit wissen. Dieser allerhöchste Wille, mit Festigkeit ausgesprochen, und darauf publicirt, bewirkte, daß die Krankheit alsbald Pekin verließ. — Während Dzargutschei dieses erzählte, faßte er den Grenzzolldirektor scharf ins Auge, und, als er in dessen Gesichtszügen ein Mißtrauen in seine Erzählungen wahrnahm, fügte er lächelnd hinzu: Sie werden doch glauben, daß die Furcht den Geist entkräftet und daß dieser auf den Körper entschieden wirkt. Mögen Sie nun meiner Erzählung Glauben beimessen oder nicht, wir müssen das Gerücht von der Seuche in Kukuchoton durchaus ohne Furcht und Schrecken anhören, und dann wird sie uns bestimmt nicht heimsuchen. Wirklich schritt die Krankheit im Sommer 1827 in diesen Gegenden nicht weiter."

Darüber, ob die Cholera ansteckend sey, oder nicht, herrscht noch immer große Dunkelheit. Im Allgemeinen haben mehr die englischen Aerzte im Süden die Nichtansteckung, dagegen die russischen Aerzte im Norden mehr die Ansteckung behauptet. Für beide Behauptungen gibt es Beweise, deren der Verfasser viele anführt. Auf Ceylon wurde auch nicht ein Arzt oder Aufwärter krank, während in Persien eine Wöchnerin, die keinen Schritt aus dem Hause gesezt hatte, von der Cholera befallen wurde. Der bengalische Gesundheitsrath so wie der von Madras sprechen unverholen in ihren, auf das Zeugniß von hundert Aerzten sich stützenden Berichten ihre Ueberzeugung von der nichtansteckenden Natur der Krankheit aus. Nur ein früherer Bericht des bombayischen Gesundheitsraths läßt die Ansteckung zweifelhaft. Dagegen erzählen die russischen Aerzte mehrere auffallende Fälle von wirklicher Ansteckung, und die aus den russischen Medizinalräthen und vorzüglichsten Aerzten niedergesezte Kommission hat im lezten Herbst erklärt: „daß die Krankheit nicht allein epidemisch, sondern auch ansteckend sey."

Von den Heilungsversuchen, wie sie in verschiednen Ländern auf sehr mannichfaltige Art angestellt worden sind, führt der Verfasser alles an, was darüber irgend bekannt geworden ist, doch hat sich noch kein einziges bisher bekanntes Mittel als völlig zuverläßig bewährt. In dieser Beziehung sind wir begierig, die Ansichten zu vernehmen, die der Verfasser im zweiten Theile seines Werks entwickeln wird.

Uebrigens ist die Cholera keine neue Erscheinung. Sie wurde schon lange in Indien beobachtet. Schon Bontius (de medicina Indorum, Leyden 1642) hat dieselbe beschrieben. Die Krankheit kommt im Sanskrit unter dem Namen Vandie und Ennerum Vandie vor, im Marattischen ist ihr Name Morschi, im Hindostanischen Morghi (Tod), woraus dann die Europäer Mordeschie oder Mort de Chien machten. Bereits im Jahre 1787 findet sich in den Verhandlungen des Gesundheitsrathes von Madras eine vollständige Beschreibung der Krankheit, wie sie 1770 zu Arcot, 1783 im Amborethal und 1771 zu Gandscham unter dem Namen Mordy rim oder Mordeschün geherrscht hat. Im Jahre 1775 herrschte die Krankheit auf der Insel Moriz. Auch in neuerer Zeit wurde sie in Indien häufig unter den englischen Truppen beobachtet, besonders wenn sie in gewissen Distrikten campirten, namentlich in Travancore, wo sie den Namen Mihrkom ben führt. Uebrigens beschränkte sich ihr Auftreten in der Regel auf kleinere Epidemien, und nur selten breitete sie ihre Verheerungen über große Landstriche aus. So soll sie nach Deguignes im Jahre 1031 bis nach Syrien sich verbreitet haben; und nach einer arabischen Sage zog vor etwa 500 Jahren eine ähnliche Seuche von Indien bis nach Aegypten, Nubien und Abyssinien. Die neueste Cholera-Epidemie entwickelte sich, nach vorhergegangenen bedeutenden Witterungsanomalien, im Jahre 1817 in Bengalen und hat sich seitdem östlich bis nach China und den philippinischen und molukischen Inseln, gegen Süden bis zur Insel Bourbon, gegen Westen bis zu den westlichen Küsten des schwarzen und asowschen Meeres und gegen Norden im europäischen Rußland fast bis zum 60sten Grade N. B. verbreitet. (Tichwin.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 13. — 4. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun zu Werken über die neuere und neueste Geschichte übergehn, und eröffnen deren Reihe mit einem vortrefflichen, klassisch zu nennenden Werke.

60) Die monarchische Staats-Verfassung Ludwigs XIV. Ein geschichtlich-politisches Gemälde nach dem Französischen der zweiten Ausgabe des Lemontey. Leipzig, Hinrichs, 1830.

Unstreitig ist Ludwig XIV. das Ideal eines absoluten Herrschers, die Incarnation des Großtürken auf dem allerchristlichsten Throne, und da dieses Ideal seinen Nachkommen noch immer vorleuchtet, so ist es wichtig, ihn genau kennen zu lernen und sein System mit den heutigen politischen Systemen zu vergleichen. Lemontey gibt uns folgendes klare und scharfe Bild, das Kenner dem von Voltaire bei weitem vorziehen werden: „Das Königthum in Frankreich beruhte, nach der Auslegung der Geistlichkeit, auf der heiligen Schrift, nach der Meinung der Rechtsgelehrten, auf dem römischen Rechte, und nach der Ansicht des Adels auf altem Herkommen. Ludwig XIV. verwarf alle diese Grundlagen; seine Monarchie war rein und unumschränkt. Sie beruhte ganz im Königthum, und dieses ganz im König. Der König verwechselte sich mit der Gottheit und machte, wie diese, Anspruch auf blinden Gehorsam. Er wurde die Seele des Staats, und glaubte seine Rechte nur dem Himmel und seinem Degen zu verdanken. Er wurde die Quelle aller Gnade, aller Macht und aller Gerechtigkeit; aller Ruhm wurde nur ihm zugetheilt. Sein Wille wurde zum Gesetz, ohne Mitwirkung irgend einer andern Gewalt im Staate; und jene aristokratische oder demokratische Mischung, die mit dem Namen einer gemäßigten Monarchie nur bezeichnet, nicht genau beschrieben wird, war in seinen Augen ein Schandfleck. Auf diese Art erlangte er gleich den Kalifen das Verfügungsrecht und Eigenthum über alle Güter, und was er davon dem Volke und selbst dem Klerus noch übrig ließ, war nur eine Wohlthat seiner Mäßigung. Wenn er das Blut seiner Unterthanen schonen wollte, so geschah es nicht aus Pflichtgefühl oder Mitleid, sondern aus Interesse des Eigenthümers. Dieser Lehre gab nur sein eigener Wille Gesetzeskraft, und er sorgte dafür, daß die Seele seiner Nachfolger schon in früher Jugend von diesen Grundsätzen recht innig durchdrungen wurde. Genug, der Koran von Frankreich war in den vier Worten enthalten, wie sie der König einst wirklich aussprach: „Der Staat bin ich!“ — Furcht und Bewunderung waren die Stützen

dieses neuen Systems. Erstere wird durch Gewalt, die andere durch stets genährten äußeren Glanz unterhalten. Beide Federkräfte recht wirksam in der Maschine anzubringen, war das angelegentlichste Streben der Politik des Königs. Besonders die Armee, als Hauptelement der Gewalt, mußte neues Leben erhalten. Aber nicht die Feinde allein fühlten die Gewalt einer so gut organisirten Armee. Auch die Königsmacht im Innern schuf sich dadurch ein einfaches, schnell wirkendes und gelehriges Werkzeug, das sie ohne besondere Schonung bei allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung in Anwendung brachte. So wurden Truppen in einzelne Provinzen verlegt, um die immer ausgedehntere Gewalt der Intendanten zu unterstützen. Sie füllten die Citadelle, von deren Wällen sie ihr mörderisches Feuer auf unruhige Städter herabschleudern konnten. In schwierigen Zeiten oder bei Gehorsamsverweigerung einzelner Orte beförderten sie durch Schrecken den Einzug der Abgaben. Man gieng selbst so weit, ihnen das wahrhaft sonderbare Geschäft der Bekehrung und Zurückführung des Gewissens der Dissidenten zur Einheit des Glaubens anzuvertrauen! — Auch die Civil-Gewalt übte diesen Militär-Druck. Der Despotismus der Minister und ihre Unabhängigkeit von immer seltener gewordenen Staatsberathungen unterhielten den Nerv des königlichen Alleinwillens. Ein schnell und gleichförmig sich äußernder Gehorsam bezeugte, daß eine und dieselbe Gewalt überall gegenwärtig sey. — Die Institution der Intendanten, früher durch parlamentarischen Einfluß verdrängt, verbreitete sich nun in Frankreich mit mehr Gewalteinräumung und in größerer Ausdehnung. Diese Stellvertreter einer obrigkeitlichen Gewalt ohne Grenzen beschleunigten die raschen und strengen Fortschritte derselben, weil sie sehr ausgedehnte Vollmachten besaßen, und weder die Einmischung der untergeordneten, noch das unermeßliche Meer von Schreibereien zu fürchten hatten, in welches später die ganze Staatsverwaltungsmaschine gleichsam untergetaucht wurde. — Für diese neue Staatsmaschine wurde auch ein neues, zusammenhaltendes Band erfunden. Der König mißtraute gleich stark der Militär-Gewalt, die man für stark hält, weil sie hart ist, wie der Justiz-Gewalt, die man als milde rühmt, weil sie langsam und schleppend wirkt. Auf Kosten der einen wie der andern stiftete er die Institution der Polizei, die mit der Thätigkeit der erstern gewisse Formen der leztern verband. Ihr eigentlicher Zweck wurde jedoch unter dem Schein allgemeiner Wohlthätigkeit versteckt. Sie schien aus den Fortschritten der Civilisation hervorzugehen, und nur Ruhe in den Städten, dem Reichen nur Vergnügungen und dem Armen nur Unterstützung und Gesundheit sichern zu wollen. Gemüther, die früher durch jene außerordentliche Kommissionen am meisten empört worden waren, gewöhnten sich nun an eine stets fortwährende Kommission. Die Polizei wurde das Auge des Thrones und der zusammenhaltende Kitt der Monarchie. Je weniger sie sichtbaren Raum einnahm, je mehr wurde sie geachtet und gefürchtet. D'Argenson, der ihren Mechanismus zusammensezte, wußte einige Federkräfte darin anzubringen, die sein Vater und Graßvater, als ehemalige Botschafter in Venedig, den tiefblickenden Beherrschern des adriatischen Meeres abgelernt hatten. Durch dieses Behikel gewann das Spiel der Gewalt außerordentlich an Leichtigkeit in der Bewegung."

Den sonst so mächtigen Adel zähmte der König, indem er ihn in die Eitelkeiten des Hofes verstrickte, zu unsinnigen Verschwendungen verleitete, und dann durch Hof- und Staatsämter von sich abhängig machte. Der Amtstitel wurde wieder, wie es immer hätte bleiben sollen, über den Geburtstitel gestellt, um dadurch den Stolz derer zu beugen, die den Hofdienst verschmähten. Um auch den unabhängigen Korporationsgeist des niedern Adels zu brechen, wurde demselben der Seehandel als eine ehrenvolle Beschäftigung empfohlen. Aber gegen die Eitelkeit der armen Ritter half selbst nicht des unumschränktesten Königs Machtgebot, um zu beweisen, daß die Aristokraten stets um so unverbesserlicher sind, je kleiner sie sind. Sie verschmähten die Bahn, die man ihnen öffnete, und zogen es vor, unter den damals aufkommenden und weltberüchtigten Namen der chevaliers d'industrie sich als Diebe und Betrüger das Leben zu fristen. Bei weitem die meisten Adlichen aber wurden zum Lohn dafür, daß sie sich ganz zu Leibeignen des Hofes ergaben, auch mit dessen Gnaden überhäuft. Sie besezten alle Stellen und ihnen zu Liebe wurden zahllose neue Stellen erst geschaffen, um sie alle zu versorgen.

Das Parlament gewährte dem Volk keinen Schuz mehr gegen den Despotismus und gegen die Hofaristokratie. Ludwig XIV. hatte es schon als Jüngling von 17 Jahren mit der Reitpeitsche in der Hand auseinandergejagt. Auch die einzelnen Privilegien der Provinzen und Städte schüzten nicht mehr. Denn damals schon erfand man die Kunst, Verschwörungen und Empörungen anzuzetteln, um dann über die, welche sich dazu verleiten lassen, herzufallen und sie aller ihrer alten Rechte zu berauben. Durch solche Künste entzog Ludwig XIV. vielen Gemeinden ihre Privilegien. Wo dies nicht geschah, verlezte man die Privilegien willkührlich oder beseitigte sie durch bestochene Municipalbeamten, deren Stellen käuflich waren.

Indem der Verfasser alle diese Unbilden ins Licht sezt, vergißt er, dabei zu bemerken, daß sie, wie verabscheuungswürdig an sich, wie grausam für den Augenblick, doch in der Folge zu Frankreichs wahrem Heile ausgeschlagen sind. O möchte doch auch Deutschland von Karl V. oder selbst von Ferdinand III. völlig unterjocht

und unter dem eisernen Fuß eines einzigen Tyrannen zermalmt worden seyn! Gewiß ist, daß der ewige Bürgerkrieg der Feudalaristokratie, daß das gänzliche Ersticken des Nationalgeists im Provinzial- und Ständegeist, daß die Zerstückelung und Plünderung des Gesammtvaterlandes, daß die Kleinstaaterei mit ihrer tausendfältigen Frucht von Niederträchtigkeiten in allen Staaten, wo sie nicht mehr bestehn, nur durch einen kraftvollen Despoten vernichtet worden sind, der, indem er die ganze Nation an sich riß, sie sich selbst wiedergab. Frankreich ist Ludwig XIV. seine Einheit, die Vernichtung aller seiner Provinzial- und Standesinteressen in dem einen ungetheilten Staats- und Nationalinteresse schuldig, und um einen solchen Preis bluten die Völker gern ein halbes Jahrhundert unter der Tyrannei.

Zwei Handlungen Ludwigs XIV. hebt der Verfasser als vorzüglich segensreich in ihren Folgen hervor, nämlich seine Sorge für die Industrie und für die Wissenschaften und Künste. Ursprünglich wollte der König damit nichts andres, als seine Einkünfte vermehren und seinen Hof mit dem Glanz der Künste umgeben, um einem irdischen Gott immer ähnlicher zu werden; allein der wahre Gewinn davon kam dem Bürgerstande zu Gute, der durch die Industrie thätig und reich, durch die Gelehrsamkeit und Poesie aufgeklärt und stolz wurde. So bereitete Ludwig XIV. selbst die Emancipation des Tiers-Etat vor.

Die politische Moral, welche der große König nach außen befolgte, glich vollkommen der, die er gegen Frankreich selbst anwandte. Kein Völkerrecht achtend, war er stets nur auf den eignen Gewinn und auf die Schädigung seiner Nachbarn bedacht, und die Stützen dieses barbarischen Systems waren ein wohldisciplinirtes stehendes Heer für den Angriff und eine trugvolle Diplomatie, die, eine Tochter des Jesuitismus, ihre Mutter noch zu übertreffen schien. Allein wenn Ludwig XIV. für seine weltliche Universalmonarchie eben so viel aufs Spiel sezte, wie Philipp II. für die geistliche, so erlagen auch beide denselben Hindernissen, und die kleine Republik Holland, die in beiden Beziehungen beiden großen Monarchen gleich sehr im Wege stand, hatte auch die Bestimmung, beide zu beugen, oder, wie der Verfasser treffend sagt, das Glück Ludwigs XIV. versank in den nämlichen Morästen, die auch Philipp II. verderblich waren.

Indem der König mit der einen Hand durch die Willkühr der Verwaltung, durch Kriege und Beraubungen sein Volk zu verderben schien, und mit der andern durch Belebung der Industrie, der Wissenschaften und Künste es wieder belebte, bediente er sich für jenen Zweck des Minister Louvois und für diesen des Minister Colbert. Jener demoralisirte die Aristokratie, dieser schuf einen mächtigen aufgeklärten Bürgerstand. Beide sind die Pfosten am Eingang der Revolution.

Im Leben des großen Königs selbst sind zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste ist die heroische, die des Sieges und des Glanzes, in der er, auch körperlich einer der schönsten, und würdevollsten Männer, sich in dem Gedanken seiner Göttlichkeit bespiegelte. Die zweite ist die frömmelnde, die der Niederlagen, der Finanznoth, der Kränklichkeit, der Frau von Maintenon, der Dragonaden. „Einige wenige Lichtfunken ausgenommen, die der Stoß der Begebenheiten in Zwischenräumen noch aus seiner Seele hervorgelockt hatte, erscheint Ludwig XIV. in seinem 47sten Jahre nur noch als ein Schatten seiner selbst. Der Gesetzgeber ist verstummt, Projekte zu nützlichen Anstalten liegen versenkt im Grabe Colberts: nur ein allesverschlingender Prachtaufwand ist geblieben. In einem Jahrhundert, das so reich an Männern von ausgezeichneten Verdiensten war, wählte man nur noch unfähige Minister und Generale, die nichts verstanden, als sich lächerlich zu machen. Das erstaunte Frankreich sieht in seinem Innern nur Elend und Thränen, in seinen Armeen nur Schande und Niederlagen. Man fragt, wodurch der König gezwungen werde, sich so gegen seinen eignen Ruhm zu verschwören; wo jener feste Wille, der jedes Hinderniß zu überwinden wußte, jener königliche Instinkt, der ihn sonst nie verließ, jene herrliche Beurtheilungskraft, in welcher die wahre Regierungskunst besteht, geblieben sey? Gewiß, es ist ein weiter Abstand von dem Souverän, der den Frieden von Nimwegen diktirte, den Kanal von Languedoc graben und den Tartüffe auf die Bühne bringen ließ; bis zu dem verliebten Frömmling, der das große französische Reich in die Schlafkammer der Wittwe Scarron versezte! Aus diesem finstern Winkel giengen Plagen ohne Ruhm hervor. Die Widerrufung des Edikts von Nantes, die einer Bartholomäusnacht in so weit gleicht, als ein französisches Verbrechen sich einem italienischen annähern kann, hatte eine lange Reihe von Verbannungen zur Folge. Die gräuelvollen einzelnen Umstände dieser Unternehmung mußten die oberste Regierungsgewalt entweder verhaßt machen, wenn sie Kenntniß davon hatte, oder mit Verachtung stempeln, wenn sie ihr unbekannt hätten bleiben können. Unersetzliche Verluste an Reichthümern und nützlichen Bürgern bezeugten die Verblendung des Verfolgers."

61) Die Stände von Blois oder der Tod des Herrn von Guise in einer Reihe geschichtlich-wahrer Handlungen aus dem Jahr 1588. Nach dem Französischen des Vitet von A. H. von Weyrauch. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1828.

62) Die Barrikaden, in einer Reihe geschichtlich-wahrer Handlungen aus dem Jahr 1588.

Nach demselben von demselben. Zwei Theile. Daselbst. 1829.

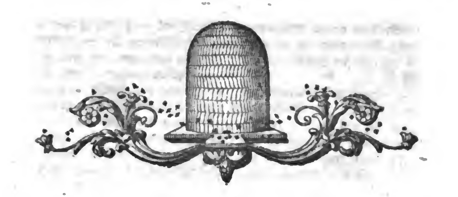
Der Gedanke, geschichtliche Begebenheiten in dramatischer Form zu behandeln, ohne die Wahrheit derselben durch poetische Willkühr zu entstellen, ist sehr glücklich und vorzüglich auf die französische Geschichte anwendbar, in welcher sich alle wichtigen Begebenheiten an den Hof knüpften, der insofern schon als eine fertige Bühne mit ihren bestimmten Schauspielern dasteht. In neuerer Zeit sind solche Dramatisirungen noch leichter geworden, da die Journale regelmäßig die Protokolle aller Berathungen und die genauen Schilderungen aller Vorfälle enthalten; daher es auch wenig Mühe kostete, mit glänzendem Erfolge den Prozeß Ludwigs XIV., der Gironde und Robespierres aus dem Moniteur und andern Pariser Revolutionsjournalen schon fertig dramatisch auszuziehn, ohne daß kaum ein Wort hinzugefügt werden durfte. Was die ältere Geschichte betrifft, so ist die Dramatisirung freilich schwieriger, allein man nimmt es dabei auch mit der strengsten historischen Wörtlichkeit nicht so genau, wenn nur die Charaktere richtig gezeichnet, und der Geist einer Handlung richtig aufgefaßt ist.

Die beiden vorliegenden Werke Vitets sind von Frankreich mit gerechter Bewunderung aufgenommen worden. Sie geben Geschichte, reine Geschichte, und doch in einer Form, die das historische Interesse zum poetischen erhebt und den Leser so ganz in die Mitte der Ereignisse versezt, daß er noch jezt daran Theil nehmen zu können glaubt. Dies ist gewiß die rechte Weise, den lebhaften Franzosen ihre Geschichte vorzuführen. Sie, die Glücklichen, machen sich auch die Vergangenheit zur Gegenwart, während wir mit gelehrter Ernsthaftigkeit schon die Gegenwart ad acta legen.

Schon der Name der Barrikaden erinnert an die neuesten Vorfälle in Paris. Mit diesen haben denn allerdings die Vorfälle des Jahrs 1588 einige Aehnlichkeit. Auch damals errichteten die Pariser in ihren Straßen Barrikaden und schlugen die Schweizergarden des Königs aus der Stadt; auch damals stellten sie einen Prinzen vom Geblüt dem König feindlich gegenüber. Nur die Tendenz war eine andere. Denn damals galt es, denselben Jesuitismus einzuführen, den man jezt ausgetrieben hat.

Bekanntlich rächten die französischen Protestanten die Pariser Bluthochzeit und zwangen den König zu einem Vertrage, der ihre Religionsfreiheit schüzte. Darüber empört, bildeten die Katholiken die sogenannte Ligue, eine geheime Verbindung zur Ausrottung der Protestanten, unterstüzt von Rom und von Philipp II. Das Haupt der Ligue aber war der Herzog von Guise, der diese Gelegenheit benutzen wollte, sich auf den französischen Thron zu schwingen. Der König von Frankreich, Heinrich III., der lezte Valois, war kinderlos und sein jüngerer Bruder, der rechtmäßige Thronerbe wurde durch einen plötzlichen Tod auf die Seite geschafft. Um auch den folgenden Erben, Heinrich von Navarra, nachherigen Heinrich IV., auszuschließen, suchte sich nun der Herzog von Guise schon bei Lebzeiten Heinrichs III. über diesen schwachen Monarchen alle Gewalt anzumaßen und die katholische, liguistische Parthei zur herrschenden zu machen. Des Königs eigne Mutter, die berühmte Katharina von Medicis, unterstüzte die Ligue, und diese würde gesiegt haben, wenn nicht des Königs Eifersucht gegen die Person des Herzogs rege geworden wäre. In allen Punkten, welche die Religion betrafen, gab er der Ligue nach, aber gegen seinen Vetter behielt er einen unüberwindlichen Haß. Seitdem belauerten sich beide, jeder eines Gewaltstreichs gewärtig. Da die Bevölkerung von Paris seit der Bluthochzeit nur noch rein katholisch, also auch der Ligue ganz ergeben war, so hielt sich der König nicht mehr daselbst sicher und ließ 4000 Schweizer und 2000 französische Soldaten in die Stadt einrücken. Gegen sie bot der Herzog die Pariser Bürger und Studenten auf, welche sogleich alle Gassen mit Barrikaden schlossen und wüthend über die Soldaten herfielen. Auch damals schon war der Greveplatz das Schlachtfeld. Hier wurden die Schweizer von allen Seiten mit Steinen angegriffen und endlich gezwungen, die Waffen zu strecken. — Der König entfloh nach Chartres, bezähmte seinen Grimm, und stellte sich, als ob er sich zu einer Versöhnung überreden ließe. Seine bekannte Unbeständigkeit kam ihm dabei zu Statten. Man glaubte, er sey wirklich so leicht beschwichtigt, als er sich stellte. Listig schrieb er nun eine Ständeversammlung nach Blois aus, einer ihm gänzlich ergebnen Stadt, wo er den Herzog meucheln ließ. — Dies ist der Inhalt der beiden Werke. Hätte der Kampf nicht durch seine religiösen Beziehungen und durch die Einmischung der Bürger ein höheres politisches Interesse, so würde die Hofintrigue an sich wenig Bedeutung haben. Keiner der beiden Helden taugt viel. Heinrich III. ist ein unköniglicher, heuchlerischer, feiger Mörder, und Guise ein eitler Verschwörer ohne wahre Energie. Man kann kaum begreifen, warum er sich am Tage der Barrikaden nicht zum König machte, da ihm der regierende König das Feld räumte. Die Katholiken hätten ihn anerkannt, Spanien ihn unterstüzt und dieselben Umstände, welche nachher Heinrich IV. nöthigten, katholisch zu werden, und welche dem Katholicismus in Frankreich den entschiednen Sieg verschafften, würden auch die Familie Guise auf dem Thron erhalten haben, wenn der Herzog ihn zu besteigen nicht gezaudert hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 14. — 7. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

63) Histoire de la Ville et du château de Saint-Germain. Paris 1830.

64) Histoire de l'université depuis son origine jusqu' à nos jours, par Eugéne Dubarle. Paris 1830.

Es ist merkwürdig, wie die Franzosen Schritt vor Schritt in der Bearbeitung ihrer Landesgeschichte thun, was seit geraumen Jahren in Deutschland geschehen ist. Sie sehen ein, daß sie nur dann erst eine gute Landesgeschichte ohne alles philosophische Brimborium haben werden, wenn eine Menge Orts- und Lokalgeschichten mit Gründlichkeit und Ruhe, ohne vorgefaßte Meinung und Farbe vorausgegangen sind. Solches ist von obiger Geschichte der alten Abtei und des Schlosses St. Germain zu rühmen. Es kommen darin anziehende Züge von dem Aufenthalt der französischen Könige im noch vorhandenen Schloß St. Germain vor. Möchten doch viele seinem Beispiel folgen, das an Dulaure's treffliche Geschichte von Paris und an die Umgebungen dieser Stadt von demselben Schriftsteller erinnert.

Ueberhaupt sind viele in Frankreich hinsichtlich der Landesgeschichte in einem erschrecklichen Irrthum befangen, sie meinen, weil die Leute bisher wenig aus ihrer alten Landesgeschichte wußten, so sey in den mittelalterlichen Chroniken kein Leben, keine Bewegung und keine Freiheit zu finden. Wer noch zweifelt, daß die heutige französische Freiheit in den fernen grauen Jahrhunderten schon frische Wurzeln geschossen habe, der studire die alten Urkunden, die städtische und Provinzialrechte und die französischen Sitten nach Clovis Zeit. In Allem wird er, die Umgestaltung und Heranreifung des Volks und seines öffentlichen Lebens erkennen und er wird begreifen, daß seine jetzigen Ansprüche auf verständige Freiheit und Gleichheit nicht von Gestern und Vorgestern stammen, sondern einen alten Grund haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß die unzähligen literarischen und akademischen Gesellschaften in Frankreich sich jede in ihrem Bereich mit den Provinzialarchiven, deren Bearbeitung und Benutzung beschäftigten, um die alten hier und da zerstreuten Chroniken aus dem Staub und vor der Zerstörung zu retten und auf diesem alleinigen Weg zu einer guten und vollständigen Geschichte Frankreichs zu gelangen, die bis auf den heutigen Tag fehlt.

Bei weitem weniger zu loben ist Dubarles Geschichte der Pariser Universität. Sein Buch ist wenig mehr als eine unordentliche Kompilation, ein Gemisch aus den langen Erzählungen Duboullays und den schwerfälligen Dissertationen Crevier's, ohne alle Eigenthümlichkeit. ...

In einem deutschen Literaturblatt finden wohl einige Bemerkungen über die Pariser Universität um so mehr ihre Stelle, da sie Beispiel und Muster für die ältesten deutschen Hochschulen gewesen ist.

Im fünften Jahrhundert gieng römische Civilisation und Sprache in Gallien unter. Karl der Große und einige seiner Nachfolger gaben sich viel Mühe, brachten aber doch die Wissenschaften nicht aus den Klöstern ins Volk. Dies Privilegium des Wissens trug wesentlich zur Herrschaft der Geistlichkeit bei. Es war aber natürlich, daß ihr bald die weltliche Macht entgegen strebte und daß sich der menschliche Geist dadurch unterjocht glaubte. Aus dem doppelten Bedürfniß nach bürgerlicher und intellektueller Freiheit giengen die Universitäten hervor, und die ihnen ertheilten Privilegien werden dadurch erklärlich. Das Uebergewicht der Geistlichkeit konnte nur durch höheres und besseres Wissen gebrochen werden. Nur die scolastische Philosophie vermochte die Theologie vom Thron zu stoßen. Zu diesem Zweck waren die Universitäten trefflich geeignet. Philipp August, der Gründer der Pariser Universität, betrog sich nicht.

Es war sehr klug von den Königen, die Papstgewalt nicht geradezu anzugreifen, sondern nur indirekt, indem sie ihr eine öffentliche Anstalt entgegensezten, die den Drang nach Wissen mit geistlichem Eifer verband und die Macht der Geistlichkeit brach, ohne den Anschein davon zu haben. So entstand die Pariser Universität. Fast eben so machten es die Könige mit der herrschenden Feudalität, deren Gewalt ebenfalls untergraben werden mußte. Nicht mit den Waffen in der Hand wurde sie bekämpft, sondern durch Gesetze, nicht untergraben durch Gewalt, sondern durch die öffentliche Meinung. Zu diesem Zweck wurden die Parlamente errichtet. Diese Gemeinschaft in Ursprung und Zweck machte es erklärlich, warum mehrere Jahrhunderte hindurch Parlamente und Universität im Kampf gegen Papstthum und Feudalität immer gemeinschaftliche Sache machten.

Durch diesen Charakter der Wissenschaftlichkeit und der politischen Unabhängigkeit war der Einfluß der Pariser Universität im XIII. und XIV. Jahrhundert immer im Steigen. Damals kam man von allen Seiten, um sich Rath und Lehre bei ihr zu holen. Sie wurde fast für so infaltibel wie Rom gehalten. Von ihr giengen Lehre und Beispiel nach allen Seiten, nach Spanien und besonders nach Deutschland aus, das in Kurzem auch berühmte Universitäten hatte, die wie viele deutsche Institutionen mitten unter Stürmen und Umwälzungen kühner Philosophie und mächtigem Aufstreben der Wissenschaft zum Troz ihren mittelalterlichen Charakter und ihre Freiheiten aus jener Zeit bis auf den heutigen Tag behalten haben. Will man den unruhigen Geist der Schüler aus dem XIV. Jahrhundert, ihre wüsten und oft groben Sitten, ihren Durst nach Wissen und unermüdlichem Fleiß und ihre Begeisterung für eine nicht richtig aufgefaßte Freiheit sehen, so muß man noch heut zu Tag auf unsere deutschen Universitäten kommen. Selbst in dem Studiren finden sich die Formen des Mittelalters wieder. So gleichen z. B. unsere Disputationen den Scolastischen auf ein Haar.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts verlor sich das Gedeihen der Universität. Als Ludwig XI. die Feudalität glücklich bekämpft und bezwungen hatte, fürchtete doch der Tyrann noch jede Unruhe, selbst die Bewegung des Geistes im Reich des Wissens. Daher sein Benehmen gegen die Universität, argwöhnisch, ohne Liebe, aber auch ohne Haß.

Im sechszehnten Jahrhundert wurde sie durch die Wuth der Liga von Neuem in bürgerliche Unruhen und Kämpfe geworfen. Einige kurze Mißgriffe abgerechnet blieb sie im Ganzen ihrem ursprünglichen Grundsaz, der religiösen Unabhängigkeit und dem Königthum getreu. Als die Päpste in Verbindung mit den Guisen die Dynastie und die gallicanische Kirchenfreiheit vernichten wollten, hielt die Universität wieder treu und fest mit dem Parlament zusammen und protestirte laut gegen jene doppelte Anmassung. Dies war aber auch die lezte freie Aeußerung ihrer Selbstständigkeit und Kraft in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs. Von nun an sank die Universität immer mehr und krümmte sich wie alles Uebrige unter Richelieu's Despotismus. Hiermit wirkte aber noch etwas Andres zusammen, dem schwer zu widerstehen war.

Das kluge, umsichtige schlaue Papstthum hatte durchschaut, wo dieses Streben nach Unabhängigkeit des 13ten Jahrhunderts, das Bemühen die Landessprache wieder aufzurichten und Universitäten zu gründen, hinführen sollte. Es sezte diesem entgegen, was es nur konnte und wußte. Dominicaner und Franciskaner zogen bald zu Tausenden herum und predigten in der Landessprache, um den Untersuchungen und Zweifeln entgegen zu arbeiten, die von den Universitäten und aus den spätern Ketzereien hervorgegangen waren und die nur schlecht unterdrückt waren, und immer noch unter der Asche glimmten. Im 16ten Jahrhundert beobachtete die römische Curie dieselbe Politik. Luthern sezte sie die Jesuiten entgegen, gegen die neue, populäre Lehre, wurde eine junge, geschickte und beharrliche Miliz ausgesondert. Ihr konnte denn auch die Pariser Universität nicht entgehn, denn sie war eine respektvolle Opposition gegen Rom, aber doch immer eine Opposition. Bald begann der Streit zwischen ihr und den Jesuiten. Er war lang und hartnäckig und es zeichnete sich dabei die Beredtsamkeit und das Feuer der Familie Arnauld aus. Sehr traurig waren die Folgen dieses Kampfs, denn um sich an der Universität zu rächen, wurde Port-Royal aufgehoben.

Die Gründung der Sorbonne war der Universität



auch sehr schädlich. Denn durch dieselbe verlor sie ihre religiöse Autorität, ehemals ihre bedeutendste Kraft, und durch die entzogene Erziehung einen Theil ihres Einflusses.

Als unter Ludwig XIV. und XV. die Jesuiten einen so großen Einfluß bei Hofe bekamen, ward die Universität ganz still und gab kein Lebenszeichen mehr von sich, kurz darauf wurde sie selbst aufgehoben, um in unsern Tagen wieder zu erscheinen und abermals die Herrschaft über das indessen hell gewordene Frankreich zu fordern.

Unter der Kaiserregierung war die Universität eine der gehorsamsten und geschmeidigsten Dienerinnen des Despotismus. Sie hatte ganz ihre alte Würde vergessen. Und auch seit der Restauration hat sie ihre precaire und leidende Stellung nicht geändert und ist bis auf den heutigen Tag ohne Einfluß auf das rege politische und intellektuelle Leben Frankreichs. Wird sie je wieder zu einiger Bedeutung gelangen?

65) La Protestante, ou les Cevennes au commencement du 18. siècle precedée d'une introduction historique sur la guerre des Camisardes. 3 Vol. Paris 1830.

Die Gährung, welche vor einigen Monaten in Folge der Pariser Juliustage zu Nantes und in der Umgegend herrschte, hat die Aufmerksamkeit auf ein Völkchen gerichtet, das immer politische Bewegungen, die von der Hauptstadt ausgiengen, sehr stark empfand. „Die Protestantin" ist ein Roman, und benuzt die Freiheit dieser Dichtungsart, um die ganz südlichen Schattirungen und Leidenschaften der Landeseinwohner in einem Zeitpunkt darzustellen, die der ehemaligen Provinz Languedoc durch die Verwüstungen unvergeßlich bleibt, welche Ludwig XIV. da seinen Söldlingen auftrug. Dort weiß noch Jeder von den Schrecknissen und Grausamkeiten des Religions- und Bürgerkriegs zu erzählen, denn genährt von Religionshaß pflanzt sich die Erinnerung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die Fabel des Romans gründet sich auf die gezwungenen Bekehrungen, die nach dem Edikt von Nantes so häufig wurden und die — besonders unter den protestantischen Frauen aus den höhern Klassen — gegen das Ende des „Großen" Königs so viel traurige Opfer machten. Sehr gelungen und anziehend sind die Darstellungen und Gemälde aus den Cevennen mit ihren wilden Felsen, ihren freundlichen Thälern, wo Feigenbäume mit Weinreben und mit dunkeln Kastanienwäldern wechseln. Man sieht die cevennischen Gebirgsbewohner mit ihren Sitten, die heute noch sind, wie zu den Zeiten der Camisards. Auch an einigen Zügen aus dem damaligen geselligen Leben fehlt es nicht. Dazu dient das Innere der Familie des Intendanten Basvolle. Ergreifend sind die Scenen der Grausamkeit und der Verwüstung, deren sich damals beide Partheien schuldig machten.

Am meisten hat mich jedoch die historische Einleitung beschäftigt, mit der das Werk beginnt. Durch sie erhält man eine genaue Vorstellung von dem Zustand des Landes während des Camisards-Krieges. Der Verf. scheint dies Kriegstheater sehr gut zu kennen, er hat auch Urkunden und Ueberlieferungen aus dem Lande selbst benuzt. Ueberdies geht auch aus seiner historischen Darstellung hervor, daß er die gleichzeitige Kabinetsgeschichte Europas sehr genau kennt.

Der Bauernaufstand in den Cevennen begann 1702 und dauerte länger denn zwei Jahr. In dieser Zeit widerstand Cavalier, der Hauptanführer der Insurgenten, den königl. Truppen, die Ludwig XIV. gesendet hatte, und wenn er sich auch bisweilen vor ihnen zurückziehen mußte, so that er es doch mit so viel Muth und Geistesgegenwart, daß man solch' seltener Kraft ein berühmteres Schlachtfeld wünschte. Endlich war Cavalier gezwungen mit dem Marschall Villars zu kapituliren. Es geschah in bester Form, der Insurgentenhauptmann erhielt sehr günstige Bedingungen für sich und für die Protestanten in den Cevennen. Er wurde selbst dem König vorgestellt und verließ dann das Königreich mit seiner Familie und einer Kompagnie seiner ehemaligen Waffengefährten. Die andern Camisard-Chefs, die damals noch das Feld hielten, unterwarfen sich zwar nun auch, das Land kam aber dadurch doch nicht zur vollen Ruhe.

Als der Cevennen-Aufstand in seiner vollen Stärke war, hätte es die bedenklichsten Folgen für die französische Regierung haben können, wenn ihm von Holland und England Unterstützung geworden wäre. Diese Mächte thaten jedoch nichts für die Unterdrückten. Erst, als der Aufstand zu Ende war, fiel es ihnen ein, ihn wieder anzufachen. Dies gelang aber nicht, wie zu späte Unternehmungen nie gelingen. Zwar wurden wieder einige Verschwörungen in den Cevennen gemacht, die meisten alten Camisards-Chefs, die Frankreich verlassen hatten, kehrten heimlich wieder dahin zurück. Die Regierung war aber von allem benachrichtigt. Jene Bandenführer wurden ergriffen und zum Tod verurtheilt. Dieser mißliche Anfang entmuthigte jedoch weder die alliirten Mächte, die damals mit Ludwig XIV. im Krieg waren, noch ihre Agenten. Von 1705 bis 1711, ja bis nach dem Utrechter Frieden hatten partielle Unruhen in den Cevennen und in Languedoc statt. Auch im Vivaresischen wurde ein Aufstand versucht. Cavalier reiste in Holland hin und her, und ging von da nach Piemont, wo ein Einfall ins Dauphine projektirt wurde. Alles aber hatte keinen bedeutenden, ernsthaften Erfolg, wohl aber kamen dadurch eine Menge kühn und freidenkender Einwohner aufs Blutgerüst. Der Cevennenkrieg ist die lezte, aber nicht die unblutigste Episode der langen und jammervollen Religionsstreitigkeiten, die das ganze 16te Jahrhundert hindurch Frankreich mit Blut überschwemmt, und mit Leichen bedeckt haben. Als Ludwig XIV. das Edikt

von Nantes widerrief, war die Reformation in Frankreich als politische Parthei schon schwach geworden; weil ihre Häupter abgefallen waren. Sie hatte auch als religiöser Glaube von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit verloren, weil mit der steigenden Civilisation die religiöse Begeisterung nachgelassen hatte.

Es muß bemerkt werden, daß der ganze protestantische Adel durchaus keinen Antheil an dem Cevennen-Aufstand genommen hat, und daß die reformirten Bürger in den Städten auch nichts dafür thaten, als einige Unterstützung an Geld und Lebensmitteln, die sie den Camisards zukommen ließen.

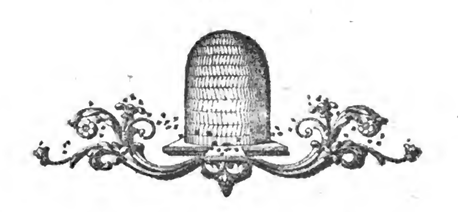
66) La cour et la ville sous Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI. ou révélations historiques tirées des manuscrits inédits et publiés par F. Barriere. Paris 1829.

Der Verf. hat zu seinem Buch mehrere Handschriften benuzt, die alle den Charakter und die Farben ihrer Zeit tragen. Am bedeutendesten sind die Nachrichten über Ludwig XIV. und seinen Hof, aus einem Manuscript des gelehrten Jean Bouhier. Es wäre unmöglich eine Kritik von einem solchen Buch zu geben, wir begnügen uns daher, einiges auszuziehen. — Man warf dem Abbé Bonin vor, es sey doch nicht löblich von einem so großen Prediger, daß er in den Fasten Fleisch esse. Darauf erwiederte er: Man gibt mir zwölfhundert Livres für meine Predigten und das was ich darin sage, böte man mir aber zwölftausend, um alle dem nachzukommen, so thäte ich es nicht. — Die Aebtissin de Chelles, Tochter des Herzogs von Orleans, bat ihn einst schriftlich um etwas, und unterzeichnet ihren Brief: Braut Christi. Der Herzog antwortete ihr darauf nur die Worte: ich bin schon lange mit meinem Eidam gespannt, und kann daher nichts für seine Frau thun. — Der Kardinal Richelieu hatte die sonderbare Idee sich ans Kreuz geschlagen malen zu lassen, und dies Bild wurde wirklich ausgeführt. — Die französische Akademie gieng eine Zeitlang mit dem Gedanken um, auch ausgezeichnete Frauen der damaligen Zeit in ihre Mitte aufzunehmen, z. B. Mlle. Scudéry, Mad. Dacier und Mad. Deshoulières.

Ueber die Zeit Ludwigs XIV. und die Menschen, welche da lebten, macht man sich gewöhnlich ganz irrige Vorstellungen. Man denkt die damaligen Männer und Frauen seyen in jeder Beziehung ein hochbegünstigtes Geschlecht gewesen. Sie sollen im Umgang und in der Unterhaltung durchaus geistreich oder doch wenigstens gebildet gewesen seyn. Man denkt sie sich überdies als schön und wohlgestaltet. Wenn die Hofpoeten von den Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Geblüt sprechen, so finden sie nicht Ausdrücke genug für die Schönheit dieser „Götterkinder." Dem war aber nicht so. Mit diesem Olymp stand es schlecht. Marie-Therese, Gemahlin Ludwigs XIV. war mager, klein und unansehnlich, und man mußte immer über sie lachen, so war sie bei Tisch, selbst in Versailles immer in Angst, man lasse ihr nicht genug zu essen. Henriette von England hatte zwar viel Geist, war aber ausgewachsen. Die La Vallière hinkte. Dem Dauphin hatte der Herzog von Conté in seiner Jugend beim Spiel die Nase eingeschlagen. Der Herzog von Burgund, dem die Franzosen so zugethan waren, hatte eine hohe Schulter. Seine Gemahlin, deren Muthwillen und Schelmerei den ganzen Hof unterhielt und entzückte, hatte keinen ganzen Zahn im Mund. Der Herzog von Maine hinkte; Mademoiselle von Bourbon, die Enkelin des großen Condé, hatte nur eine Hand; Heinrich von Bourbon, der nach der Regentschaft Minister wurde, war einäugig. Der König selbst roch abscheulich aus dem Mund. Dies bemerkte freilich kein Hofmann, eine aufgebrachte Maitresse warf es ihm aber vor. Da nun der mächtige König seine Familie unmöglich schön und gerade machen konnte, so that er doch alles Mögliche um alle Glieder, Würde und Anstand beobachten zu lassen. Damit gieng es ihm aber auch schlecht. In seinem Palast, unter seinen Augen, im Schoos seiner Familie giengen gar manche Intriguen und Abentheuer vor, die im schlüpfrigsten Roman keine Stelle finden könnten. — Diese Ausschweifungen wurden gegen das Ende von Ludwigs Regierung heimlicher betrieben, weil dem Monarchen sein Beichtvater Angst gemacht hatte. Sie schlugen aber zur hellen Flamme aus, als Philipp von Orleans, der Zögling des verworfenen Dubois, als Regent zur Regierung kam. Nun prunkte man mit dem Laster und rühmte sich unsittlicher Streiche, wenn man sie auch nicht begangen. Bei alledem hatte Philipp viel Geist.

Vom Regenten geht der Verf. zu Ludwig XV. im Jahr 1760 über. Es war damals eine schöne Zeit in Frankreich. In Deutschland erlitt das gepuderte und pomadete Heer die schimpflichsten Niederlagen, aber in Paris kam die komische Oper auf, Madame Pompadour herrschte, Bankerotte waren im besten Gang, neben den Beichtzetteln war der Parc-aux-cerfs im Flor, ein öffentlicher Unfall folgte auf den andern, aber die „Gesellschaftsparaden" waren im höchsten Schwung. Da diese wenig in Deutschland bekannt sind, so mögen hier zum Schluß einige Bemerkungen darüber stehn. Es waren eine Art von Theaterstücke, die zum Theil von Laujon zum Theil von Collé herrühren, und die von vornehmen Herren, vor einem vornehmen Auditorium gespielt wurden, wenn sie recht schmutzig und gemein waren. Die ersten Damen des Hofs drängten sich dazu, zwar incognito, d. h. in Wagen ohne Wappen am Schlag und mit Lakaien ohne Livree. Während der Vorstellungen trugen sie auch Halbmasken, nicht weil sie sich vor dem Rothwerden, sondern weil sie sich vor dem Nichterröthen fürchteten. Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 15. — 9. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

67) Memoiren von Maximilian Robespierre. Aus dem Französischen von Louis Lax. Zwei Bände. Mit Belegen und einem Facsimile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Der Titel läßt nichts besseres von dem Werke erwarten, als daß es zu der Sündfluth falscher und oft sehr nachläßig und nur im Sinn einer Parthei zusammengestoppelter Memoiren gehöre, womit die französische Literatur fast so reichlich überschwemmt wird, als die unsre mit historischen Romanen. Daher wurden wir angenehm überrascht, als wir neben jenen unbedeutenden, Robespierre untergeschobenen Memoiren in den beiden vorliegenden Bänden fast alle seine Reden und die Urtheile, welche die berühmtesten Geschichtschreiber über Robespierre gefällt, abgedruckt fanden. Warum hat der Herausgeber dies nicht ausdrücklich auf dem Titel bemerkt, es würde seinem Werk sicher mehr Leser verschafft haben. Denn nur wenige wollen etwas von Robespierres falschen Memoiren wissen, aber jeden muß es interessiren, die geistreichsten Urtheile, die über diesen außerdentlichen Mann gefällt worden, bei einander zu haben und vergleichen zu können.

Es gibt wenig Helden der Geschichte, die so verschieden beurtheilt worden sind, wie Robespierre. Des Pöbels Wahn hat Napoleon bald zu einem Gott, bald zu einem Teufel gemacht, aber die Geschichtschreiber sind einstimmig in der Bewunderung seiner Talente und in der Verwerfung seiner Despotie. Ueber Robespierre ist man nicht einstimmig, weder in Betreff seines Talents noch seiner Gesinnung. Gleich große Geschichtschreiber haben ihm das ehrenvollste und das schimpflichste Zeugniß gegeben. Welches ist nun das richtige? Offenbar sind die meisten Urtheile, die ihn unbedingt verdammen, von der Leidenschaft diktirt gewesen und insofern ungerecht. Wenn Desodoards mit Wahrheit von ihm sagt, er habe im höchsten Grade das Talent besessen, zu hassen, so ist ihm doch dieser Haß übermäßig von seinen Gegnern vergolten worden, und es ist auch nicht zu läugnen, in seinen politischen Handlungen, in seinen Grundsätzen, selbst in seiner Gestalt und Physiognomie ist etwas so Zurückstoßendes, Hassenswürdiges, daß sich selbst in die Bewunderung, die manche seiner Tugend gezollt haben, ein geheimer Eckel gemischt hat. Man erschrickt unwillkührlich vor der Tugend in dieser Gestalt. Doch je wahrer und natürlicher dies Gefühl des Abscheus ist, um so ge-

wissenhafter muß man es blos auf die Eigenschaften Robespierres beschränken, die es rechtfertigen, und seine übrigen großen Eigenschaften nicht darum mißkennen. Der beredteste seiner Vertheidiger, Uranelt de Leuze (Pseudonym) sagt mit Recht: „Es verräth große Bescheidenheit von Seiten seiner Gegner, daß sie ihm alles Talent und alle Tugend absprechen, während sie doch vor eben diesem talent- und tugendlosen Manne im Staube krochen." Ohne Talent wird man nicht Herr einer Nation, und wie mag man an Robespierres Talent zweifeln, da seine zahlreichen Reden, die er in der Nationalversammlung und im Jakobinerklubb gehalten hat, noch vorliegen, Reden, die größtentheils ihren Gegenstand auf das schärfste und klarste darstellen, stets auf den Augenblick berechnet und daher, wie bekannt, von schlagender Wirkung waren, und in denen sich nicht selten ein Tiefsinn ausspricht, der in mehr als einer Hinsicht prophetisch ist. Wenn Robespierre auch nichts gesagt hätte, als die inhaltschweren Worte: „Wenn wir den Atheismus befördern wollen, so wird der Aberglaube siegen; wenn wir Europa erobern wollen, so wird uns Europa erobern!" — wenn er weiter nichts, als dies gesagt hätte, so müßte man ihm zugestehn, eine tiefere politische Voraussicht gehabt zu haben, als alle seine Zeitgenossen, denn der Pariser Frieden und die Jesuitenherrschaft unter Karl X. haben bewiesen, wie wenig er geirrt. Wer seine Reden lesen kann, ohne darin Talent zu entdecken, dem dürfte das eigne fehlen. — Was aber seine Tugend betrifft, so ist es von allen unbefangenen Geschichtschreibern stets anerkannt worden, daß sie durchaus unbestechlich war. Der lächerliche Vorwurf, er habe Geld von den Bourbons genommen, bedarf keiner Widerlegung. Den Vorwurf aber, er habe sich selbst die Krone aufs Haupt setzen wollen, hat er selbst am besten widerlegt, indem er seinen Anklägern im Konvent, den er damals noch beherrschte, die Worte zurief: „Sie haben mich einen Tyrannen genannt. Wäre ich es, sie kröchen zu meinen Füßen, ich stopfte sie mit Golde voll, ich sicherte ihnen das Recht, alle Verbrechen zu begehn, und sie würden mir es Dank wissen." Er kannte die Menschen, er kannte die Franzosen, er wußte und sagte voraus, wie sie sich benehmen würden, wenn er oder ein Anderer ihr Despot würde. Er zweifelte gar nicht, daß sie seine schmeichelnden Sklaven seyn würden. Aber er sagte: ich will kein Tyrann seyn, obgleich ich es könnte! Glühend für das Ideal seiner rein sittlichen Republik wollte er diese um jeden Preis durchsetzen, und die unsittlichen Menschen, die ihn daran hinderten, ausrotten. Sie auszurotten für den höhern Zweck der Menschheit, schien ihm würdiger, als sie zu beherrschen durch gleiche Schlechtigkeit. Ja in diesem Kampf zu erliegen, schien ihm nicht so schmählich, als mit den Verdorbenen länger als ihr Beherrscher zu leben. Er zweifelte selbst, ob die Tugend stark genug seyn würde, das Laster zu besiegen. Er ahndete seinen Untergang, ohne, um ihn zu verhindern, von seinen strengen Grundsätzen etwas zu opfern. Er sagte mehr als einmal seinen Tod voraus, den er als den Tod eines Martyrers betrachtete, und in diesen seinen Reden lag so viel tiefer Ernst, daß ihm nur der blindeste Partheihaß vorwerfen kann, er habe die Todesbetrachtungen nur geheuchelt, um sich interessanter zu machen. Auch seine lezten Worte vor dem Konvent, „die Räuber siegen," und der Edelmuth, womit sein Bruder und seine wenigen wahren Freunde sein Schicksal zu theilen sich erboten, bezeugen, wie sehr er die „verdorbnen" Menschen verachtete, wie erhaben er sich über sie fühlte, wie sehr er nicht Heuchler, sondern Fanatiker war. — Aber eben seine Tugend selbst war sein Laster, denn um der Tugend willen beging er das Verbrechen, alle Menschen zu schlachten, die sich zu dieser Tugend nicht bekennen wollten. Er wollte den ganzen Menschenwald niederhauen, weil die Bäume noch nicht die Frucht trugen, die er darauf sehn wollte. Diese Verkehrtheit, eine gute Sache durch schlechte Mittel, die Tugend durch Verbrechen retten zu wollen, bezeichnet ihn als das rechtschaffene Ungeheuer, daß man in ihm hassen zugleich und bemitleiden muß.

Nirgends ist er besser geschildert als von Nodier, der ihn an dem Tage seines glänzendsten Triumphes, am 10. Prairial, sah. Dieser Tag war der Feier des höchsten Wesens gewidmet, nachdem es Robespierre gelungen war, den Atheismus auszurotten und den Glauben an Gott durch dieselbe Guillotine herzustellen, die ihn hatte verschwinden machen. „Nie hatte die Sonne so klar an unserm Horizont sich erhoben, lange nachher erst habe ich diese Durchsichtigkeit des Firmaments wieder angetroffen, durch welche der Blick in andere Himmel zu dringen scheint. Das Volk sah ein Wunder darin, und hielt diesen ungewöhnlichen Glanz des Himmels und der Sonne für ein sicheres Pfand der göttlichen Versöhnung mit Frankreich. Die Todesstrafen hatten aufgehört; das Werkzeug des Mords verschwand unter Blumen und Tapeten. Das Gerücht von einer Amnestie verbreitete sich, und hätte Robespierre diese Hoffnung bestätigt, so waren alle Schwierigkeiten vor ihm ausgeglichen. Aber er berauschte sich in der allgemeinen Freude, vertraute zu sehr auf diese schwankende Gunst, die vielleicht Niemand in so hohem Grade genossen hat, als er, und verschob seinen Plan, dessen Ausführung nichts im Wege stand, auf eine andere Zeit. — Aber er hatte den Aufwand zu diesem Versuche gemacht, und der Haufen merkte ohne zu erstaunen, daß es einen Herrn erhalten werde. Ueberall herrschte ein Gefühl für Ordnung, welches alle das Be-

dürfniß der Sicherheit und gewiß auch das einer gemäßigten Gewalt empfinden ließ, die den Staat weise in gesetzlichen Schranken erhielt. Es war kein Platz der Stadt, der nicht mit einer Fahne geschmückt war, kein Nachen auf dem Flusse, auf dem nicht alle Wimpel flatterten. Das kleinste Haus war mit Bändern und Guirlanden verziert, die kleinsten Straßen waren mit Blumen besäet, in dem allgemeinen Rausche erlosch die Stimme des Hasses und des Mordes, wie die lezte Spur eines Gewitters bei der Nähe des friedlichen Morgens. Man näherte sich, ohne sich zu kennen; man umarmte sich, ohne sich zu nennen; ein öffentliches Mahl vereinigte auf den Straßen selbst die Reichen und die Armen, die Aristokraten und die Jakobiner, und das ungeheure Gewühl gieng ohne Verwirrung, ohne Streit und Unglück vorüber. Die Ruhe war jedem nothwendig geworden: die einen wollten gern ungestört das Erworbene genießen, die andern waren der Leiden müde, sehnten sich nach Trost. Das Volk war der Gährungen überdrüssig, die nicht für seinen graden, gewöhnlichen Verstand paßte. Endlich kam der Zug. Zum ersten Male sah man die Glieder des Konventes in einem gleichen Kostüm; diese Eigenthümlichkeit der Monarchie und der aristokratischen Regierung konnte schon manches verrathen. Leonard Bourdon hatte fast einigen Anstand, Armonville selbst benahm sich nicht ganz ohne Würde. Die Konventsmitglieder, welche auf Robespierres Befehl bei der Feier der Gottheit gegenwärtig waren, trugen ein hellblaues Kleid mit der dreifarbigen Schärpe. Ihre Säbel, Hüte, Bänder, Federbüsche, das angenommene Ansehen in ihrem Einhergehen, diese Mischung von wilder Priester- und Patrizierwürde, das Geschrei eines verwunderten Volkes, dem man durch ein Dekret seinen Gott zurückgibt: alles dies muß man gesehen, gehört haben, um es glauben, um es begreifen zu können, daß alles dies sehr schön gewesen sey. Jeder Abgeordnete hatte einen Blumenstrauß in der Hand. Robespierre allein trug ein dunkelblaues Kleid. Er hatte einen Strauß an der Brust, und einen ungeheuren Strauß in der Hand. Es war ihm zu schwer, seinen finstern Zügen den Schein eines Lächelns zu geben, das vielleicht niemals seine Lippen umschwebt hat; aber ich erinnere mich, daß er stolz seinen weißen Kopf empor hielt, und daß sein gewöhnlich trübes Auge einige Zärtlichkeit und Enthusiasmus ausdrückte."

68) Der Krieg im Osten, ein auf philosophische Geschichts-Auffassung gegründetes unpartheiisches Urtheil. Von D. A. Benda. Im August 1829.

Der Verstand hat seine Schwärmerei, wie das Gemüth. Daher steht unsern überschwenglichen Dichtern auch eine Gattung von überschwenglichen Denkern gegenüber, von Leuten, die indischen Fakirs gleich, unverrückt auf einen Punkt sehn und nichts anders um sich sehn. Eine in Deutschland nur zu gewöhnliche Erscheinung ist der geistige Hochmuth, durch absolutes Wissen alles langsamen Lernens und Erfahrens überhoben zu seyn. Mit Recht hat schon Schelling, die Hegelschen Uebertreibungen bekämpfend, jenes absolute Wissen für schlechthin unmöglich, also auch, wo es ernstlich behauptet wird, für eine Verrücktheit erklärt. Aber jener Hochmuth ist so bequem, die innre, an Seligkeit grenzende Befriedigung, die er gewährt, so wohlfeil, daß man sich ihm nur zu gern hingibt und die Einrede der Vernunft wenig dagegen ausrichtet. Unser Verfasser sagt Seite 673: „Daß mein Geist sowohl Haupt-Fakta der Geschichte kennt, wie von derem innersten Wesen, und eben so vom innersten Wesen des Geistes überhaupt weiß — und zwar bei Vernachläßigung formeller Kenntnisse, zu deren Erwerbung keine Zeit blieb, weil geschäftvolle bürgerliche Thätigkeit, selbst der Erforschung des Wesentlichen äußerst wenige Muße gestattete — also, daß mein Geist, obwohl in formellen Kenntnissen sehr zurück, doch innerstes Wesen der Menschheit zu deutlichster Anschauung in sich erhoben, dieses ist für mich gültig in dieser Schrift unverkennbar bewiesen. Zugleich sind darin die Ursachen entwickelt, wodurch mein Geist zum Wissen Seines Selbst empor gehoben wird, so wie die Ursachen, wodurch jene trotz Erziehung (?), Unterricht und scheinbar ununterbrochener Beschäftigung mit Wissenschaften, im Wesentlichen des Geistes Unwissende bleiben."

In diesem naiven Geständniß, die Geschichte beurtheilen zu wollen, ohne sie studirt zu haben, liegt schon so viel Selbstkritik, daß ich über den Beruf des Verfassers zum Historiker nichts weiter hinzuzufügen brauche.

Wie der Titel des Werks verkündet, beschäftigt es sich zunächst mit dem russisch-türkischen Kriege, der durch den Frieden von Adrianopel beendigt wurde. Der Verfasser beurtheilt diesen Krieg aber nur aus einem einzigen Gesichtspunkt, aus dem der Gerechtigkeit, und er nennt ihn ungerecht, „weil der an sich löbliche Zweck, eine Barbarei auszurotten, nicht durch eine andre Barbarei, d. h. durch Gewalt erreicht werden könne." Aus diesem Grunde nimmt er aufs entschiedendste die Partheí der Türken. Man kann ihm entgegnen, daß noch nie eine Barbarei ausgerottet worden ist, als wieder durch eine andre, d. h. durch Gewalt, und daß die Völkerkrankheiten stets homöopathisch, nie allopathisch geheilt worden sind. Selbst das Christenthum, selbst die Reformation derselben, selbst die Freiheit und Aufklärung sind durch eine Gewalt eingeführt worden, die mit der Gewalt, Barbarei gegen Barbarei,

kämpfte. Es würde schlimm mit der Weltgeschichte stehn, wenn man alle ihre Erscheinungen auf der Goldwage der absoluten Gerechtigkeit wägen wollte. Absolut sind sie gar nichts, ihre ganze Bedeutung ist eine relative, proportionale. In der Geschichte machen die Umstände alles, und der wäre nicht klug, der die römische Tugend z. B., welche gerade bei diesem Volk, gerade zu dieser Zeit, gerade unter diesen Umständen Tugend war, verdammen wollte, weil es keine absolute Tugend war. Ganz die nämliche Sache nimmt unter verschiednen Umständen einen andern Werth und Charakter an. Daher muß der Historiker vor allen Dingen die Geschichte in ihrem ganzen weiten Umfange und möglichst im Detail kennen zu lernen suchen. Dann erst wird er ein Urtheil fällen können, und es wird ein billiges seyn. Ich verkenne nicht den Adel der Gesinnung, der in den Klagen des Verfassers über die so vielfach, so allgemein verletzte Gerechtigkeit liegt, allein wer in das Treiben der Menschen nicht mit einer gewissen Resignation blicken kann, der muß das Buch der Weltgeschichte zuschlagen.

Immer sein Ideal absoluter Gerechtigkeit verfolgend, kommt der Verfasser auf Robespierre, und zwar ganz ungezwungen, weil Robespierre in der That den unmöglichen Absolutismus der Gerechtigkeit möglich machen wollte. Nur vergißt der Verfasser, daß hier wieder nur Barbarei das Mittel seyn sollte, die Barbarei auszurotten, denn welch schlimmere Barbarei ist je im Namen der Sittlichkeit geübt worden, als die Robespierres. Der Verfasser vertieft sich so sehr in die Bewunderung jenes Schrecklichsten der Schrecklichen, in dem er übrigens nur seine Ideen und deren Konsequenz, nicht seine Handlungen sieht, daß er ihn zum größten Namen der Weltgeschichte macht. Er sagt von ihm Seite 504: „Ewig nachhallen in Geschichte werden lezte Worte herlichen Robespierres: „Räuber triumphiren, Republik ist verloren!“ Ja! sie war für Frankreich verloren, mit deinem Tode, du edler Märtyrer der Freiheit, aber nicht für Menschheit; was du erstrebt, und was du gewirkt, heilige Früchte davon werden Nachlebende genießen bis zum lezten Tag! — Verzeihe hingeschieden erhabener Geist, daß ich in dieser Schrift noch (S. 165) dich geläſtert, dich Epaminondas und Lafayette unterordnend; durch nochmalige, schärfere Erforschung deines Lebens, ist dieser Irtum völlig gehoben: du stehest unter Staatsmännern genau so einzig, wie Spinoza unter Philosophen!! — Evidente Beweisführung dieser, hier nur hingeworfenen Behauptung, erforderte nichts geringeres als verwandten Geist Plutarchs, zusamt reich zugemessenem Lebensalter, weil vieljährige Studien kaum zureichten, zahllose Aktenstücke, welche unmittel- und mittelbar auf dieses Mannes Leben Bezug, so zu ordnen, wie zu würdiger Geschichtsdarstellung nötig. Da Geschichte bis diesen Tag keinen würdigeren Gegenstand nachweist, so wird er zweifelsfrei seinen Plutarch einst finden.“

Diese kleinen Proben werden hinreichen, dem Publikum zu beweisen, daß Gedanken und Sprache in diesem Buche gleich originell sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

M y t h o l o g i e.

Alkuna. Nordische und nord-slavische Mythologien. Von Dr. G. Th. Legis. Mit 18 Kupfern, einer kosmologischen Karte und Stammtafel. Leipzig, Hartmann, 1831.

Ein Handbuch der nordischen Mythologie hat bisher noch gefehlt, obgleich schon viel über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Es kam dem Verfasser vorzüglich darauf an, eine reine Geschichte und Beschreibung der Götter und Heroen des Nordens zu geben, ohne sich dabei, wie nur zu viele seiner Vorgänger gethan, in Untersuchungen über den dunkeln asiatischen Ursprung und über die in den Symbolen der Mythe versteckte religiöse Mystik einzulassen. Es ist gewiß, daß diese Untersuchung äußerst schwierig ist und noch zu keinem völlig genügenden Resultate geführt hat. So wichtig sie nun für den philosophischen Historiker ist und bleibt, so gehört sie doch nicht in eine Mythengeschichte und Götterbeschreibung, so wenig wie die Naturphilosophie in die Naturgeschichte, und der Verfasser hat wohl gethan, die Leser nicht mit Problemen und vagen Hypothesen zu behelligen. Für das größere Publikum hat offenbar das alte Heidenthum nur ein poetisches Interesse, weil es die Grundlage vieler älterer und auch neuerer Gedichte bildet; also durfte Herr Legis sich auch nur auf die äußre, plastische und poetische Seite der Mythologie beschränken, und von den sittlich-religiösen Grundbegriffen, so wie von der Kosmogonie des Nordens nur das Allgemeinste und Einfachste mittheilen. Uebrigens sollte es uns leid thun, wenn dieses löbliche und nützliche Werk unsre jungen Dichter zu Nachahmungen der altnordischen Poesie verleitete, indem sie ihnen dieselben erleichtert. Herr Legis wünscht es, wir verwünschen es. Man gebe uns alle die schönen Sagen und Romanzen des Nordlands, die noch nicht herausgegeben, noch nicht übersezt sind, aber man überschwemme uns bei leibe nicht mit modernen Nachäffungen jener alten Poesie, die nie etwas andres seyn können, als Affektation.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 16. — 11. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

69) Die französische Revolution, oder Geschichte alles dessen, was sich von 1789 bis zum Jahr 1815 in Frankreich zugetragen hat. Alles getreu und wahrhaft erzählt, und als Lesebuch für den deutschen Bürger und Landmann bearbeitet von Ernst Freiherr von Oldeleben. Leipzig, Brockhaus, 1830.

„Es traf sich einmal, daß ich in einem Dorfe einige Wochen verweilen mußte. Des Abends kamen nun die Bauern hier in der Schenke zusammen, der Herr Schulmeister las die Zeitungen vor, und da ward, wie ein altes Wort es ausdrückt, gekannegießert ꝛc. Sprach Knoch, der Schmidt: Ja, was nicht alles die Franzosen getrieben haben. Frenzel, der Schenkwirth, und Pani, der Müller, meinten, daß es doch eine sonderbare Geschichte sey mit der französischen Revolution ꝛc. Kurz zu sagen, wie ich es hier unter den ehrlichen Landleuten fand, so ist es überall gewesen, ist zum Theil noch; daher nahm ich mir vor, wenigstens eine wahrhaft treue Geschichte für Euch, Ihr deutschen Männer, zu schreiben. Was ich nun jene Abende hindurch auf dem Dorf mitgetheilt hatte, war meinen Zuhörern willkommen. Ausführlicher gebe ich es Euch — hoffentlich für Kind und Kindeskinder zum Lesen.“ So sagt der Verfasser in der Vorrede.

Wir verkennen seine gute Absicht nicht, allein wir fürchten, er wird nicht zum Zwecke kommen. Was wird nicht alles für den lieben Bauernstand geschrieben, was doch kein Bauer liest? Es ist das allgemeine, das unabwendbare Schicksal aller der gutgemeinten Schriften, worin es heißt: „Komm her, du liebes dummes Gesindel, komm her, du alter deutscher Michel, ehrlicher Schafskopf, setze dich her, ich will dir Weisheit einlöffeln,“ es ist das Schicksal aller solcher Schriften, daß wohl die sogenannten Volksfreunde davon Notiz nehmen, aber nicht das Volk selbst. Nie verbreiten sich solche Schriften in den ländlichen Hütten, sie bleiben in den Pallästen oder in den gelehrten Stuben, und man spricht höchstens von der Wirkung, die sie machen könnten, aber niemals von der Wirkung, die sie wirklich machen. Sie machen dem Verfasser vielleicht Freunde von oben, wenn er in loyalem Interesse schrieb, aber niemals Freunde beim Volk, dem er gänzlich unbekannt bleibt. Sie bedeuten noch viel weniger, als die Gastmähler, die man sich in großen Städten zum Besten der Armen gibt, denn von diesen fällt für die Armen wenigstens etwas ab, von den Büchern aber gar nichts.

Und gesezt, es wäre möglich, dem Volk ein Interesse für solche Schriften einzuflößen, sie unter dem Volk zu verbreiten, was würde die Folge seyn? Ich fürchte, das Volk würde an dem darin herrschenden Tone keinen Geschmack finden. Im Ernst, sind denn die Bauern noch so, wie sie Becker vor funfzig Jahren im Noth- und Hülfsbüchlein geschildert hat? Nein, sie waren sogar niemals so. Die Redensarten aristokratischer Sentimentalität und Herablassung und der Ton studirter Naivetät hat sie immer mißtrauisch gefunden, wenn er je zu ihnen gelangte. In neuern Zeiten ist überdies durch die militärische Schule, die fast jeder junge Bauer durchmachen muß, viele Aufklärung auf dem Lande verbreitet worden, und in jeder Dorfschenke werden die Zeitungen gelesen. Der Verfasser gesteht dies selbst; wenn er nun aber annimmt, daß die Bauern bereits mit dem modernen Zeitungsstyl vertraut sind, warum begeht er den Widerspruch, ihnen die Geschichte in einem ganz andern Style vorzutragen, in jenem Style des Herrn von Mildheim, der sich gnädig zur Einfalt und zu den kindischen Begriffen des deutschen Michel herabläßt? Dieser Ton ist einer Idylle vollkommen angemessen, aber in die Wirklichkeit paßt er nicht, hat er nie gepaßt. Rede zum Bauer ernst und männlich, und er wird dich bald begreifen und dir glauben. Rede zu ihm affektirt und kindisch, und er wird glauben, du wollest ihn nur betrügen, auch wenn du es noch so gut mit ihm im Sinn hast.

Beurtheilen wir das vorliegende Werk, unbekümmert um den Erfolg, nur nach seiner Absicht, so müssen wir dieser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn der Verfasser vorzüglich stark die Gräuel der Anarchie, und dagegen die schreckliche Nothwendigkeit, so wie die wohlthätigen Folgen der Revolution vielleicht zu wenig hervorhebt, so dürfen wir nicht vergessen, daß er sich Leser denkt, welche zu wenig Philosophie besitzen, um nicht das Gute einer Revolution als Entschuldigungsmittel des Schlechten in derselben zu gebrauchen. Allein wenn der Verfasser wirklich von Bauern gelesen zu werden und auf dieselben Eindruck zu machen hoffte, so hätte er vor allen Dingen nicht den enormen Fehler begehn dürfen, die Angelegenheiten des Landvolks vor, während und nach der Revolution so äußerst flüchtig zu behandeln. In diesen Punkten mußte der Verfasser die größte Sympathie beim deutschen Landmann voraussetzen, und darum hätte er ganz vorzüglich dem berühmten 4. August seine Aufmerksamkeit schenken sollen. Darüber geht er ganz oberflächlich hinweg. Er sagt nur: „Indeß hatte eine Sitzung der Nationalversammlung in der Nacht vom 3ten zum 4ten Aug. 1789 die Gestalt Frankreichs im Wesentlichen geändert, denn es wurden vermöge Beschlusses derselben mit allgemeiner Einstimmung aufgehoben: alle Vorrechte des Adels in Rücksicht der Besteurung, alle Lehenrechte, alle Frohndienste, persönliche Dienstbarkeiten, Zehnten, Jagd- und Fischgerechtigkeiten, alle Vorrechte der Provinzen und der Geistlichkeit. — Die Nationalversammlung, sagt ein Augen- und Ohrenzeuge in jener Nacht, glich einem betrunkenen Haufen, und die Klugheit und Mäßigung, mit welcher man alle Zeit wichtige Veränderungen vornehmen muß, wurde ganz aus dem Auge gesezt. — Daß durch diesen Beschluß sehr viele gewonnen, aber auch viele verloren, sieht jeder, nur ein wenig verständige Mensch ein; aber waren dann nicht auch wohlerworbene, durch Gut und Blut erkaufte Rechte dabei? und diese ohne alle Entschädigung wegzugeben, das war jenen Herren nicht erlaubt, deren größere Anzahl nichts verlor, und mir vorkömmt, wie von dem Herrn Krispinus erzählt wird, welcher den reichen Lederhändlern das Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen. — Ich würde Euch, meine Leser, nun in einen Irrgarten, statt in einen Kunstgarten einführen, wenn ich alle die Reden und Verhandlungen der Reichsversammlung wollte auf- und herzählen; das thue ich aber nicht, denn auch hier sah man, wie die Schwächen der Menschen oder ihre Leidenschaften wirkten."

Das ist alles. Mehr kann, mehr will der Herr Baron nicht sagen. Aber hier gerade kam es darauf an, seine Leser, die er sich doch immer als Bauern dachte, aufs genaueste über Recht und Unrecht aufzuklären und ins einzelnste Detail sich einzulassen. Er mochte nun als Aristokrat den 4. August verfluchen, oder als Demokrat ihn segnen, oder als Historiker ihn ganz unbefangen beurtheilen, immer mußte er, wenn er zu Bauern sprach, mehr davon sagen.

70) Histoire des sectes religieuses depuis commencement du dernier siècle jusqu' à l'époque actuelle par M. Grégoire, ancien evèque de Blois. Nouv. edit. Paris 1830. VI Vol.

Dies Buch machte bei seinem ersten Erscheinen weniger Aufsehn als jezt bei der zweiten Ausgabe, die in eine Zeit fällt, wo alles religiöse Formenwesen mehr erkannt und durchschaut ist. An der Ordnung wurde nichts geändert. Eigentlich herrscht gar keine darin, sondern es ist nur ein Kapitel an das andere gereiht.

Der erste Band enthält blos die Zeit der französischen Revolution und der religiösen Sekten, die da zum Vorschein kamen, mit ihrem Kultus und ihren Festen. Es sind mit einem Wort die Saturnalien des Deismus. Das große Bundesfest am 14. Julius 1790 auf dem Marsfeld hatte allerdings etwas Imposantes, denn die Revolution hatte damals noch ihre ganze Jungfräulichkeit. Sie verlor sie aber, als Voltaire's Asche mit lächerlicher Ostentation ins Pantheon übergesezt wurde, Hebert's und

Chaumette's Faktion bezweckte mit ihren Kultus- und Vernunftfesten die Vergötterung des Atheismus. So gieng man in Furcht und Niedrigkeit immer weiter, als Robespierre durch die Konvention beschließen ließ: es gäbe ein höchstes Wesen. Hierauf kam die Theophilantropie Laréveillères und hernach des Decadi Francais von Neufchateaus.

Die schrecklichste Scene jener Zeit war die Abdankung des constitutionellen Bischofs von Paris, worin Grégoire sehr würdig auftrat. Hier erhebt sich sein Buch zur Höhe historischer Memoiren und wir wollen daher dem Verfasser einen Augenblick zuhören. Diese Abdankung hatte am 17. Brûmair des 2ten Jahres (am 7. Nov. 1793) statt. Tags vorher waren Anacharsis Clootz und Pereira Abends um 11 Uhr zu Gobel, damaligem konstitutionellen Bischof von Paris, gekommen, der schon zu Bett lag. Sie forderu ihn auf, sich gleich in die Sitzung der Konvention zu verfügen, um da seine Irrthümer abzuschwören. Hierauf antwortete er: Ich kenne keine Irrthümer in meiner Religion, ich habe also auch keine abzuschwören. — Hier ist nicht der Ort über Ihre Grundsätze zu streiten, Sie müssen dem Willen des Volks nachgeben, da es verlangt, Sie sollen Ihre Stelle niederlegen, die ihm nicht mehr behagt. — Wenn das des Volks Wille ist, so braucht es mich nur abzusetzen, da es mich ernannt hat. Indessen will ich vorher meinen bischöflichen Rath hören. Dieser wurde am folgenden Morgen gehalten. Von siebzehn Geistlichen sprachen vierzehn für die Abdankung. So verfügte man sich denn nach dem Hotel de Ville und Chaumette hält einen Vortrag über die Nothwendigkeit der Abdankung. Gobel verliert den Muth und die Fassung, eine Bande Lumpen fassen und schleppen ihn vor die Konvention. Hier sagt er mit zitternder Stimme: Ich lege mein Amt nieder, weil es das Volk will. Da er aber kein Wort gegen das katholische Dogma oder die Moral äußerte, so wurden seine einfachen Worte sogleich von dem Redner verdreht und verschwärzt. Hierauf stürzen eine Menge katholischer und protestantischer Geistliche auf die Rednerbühne, um da zu erklären, daß sie es für ein Glück halten, den Tag zu sehen, wo endlich die Vernunft leuchtet, und daß sie künftig keinen andern Kultus, als den der Freiheit wollen. Ich war schmerzlich von all diesen Vorgängen ergriffen, und als ich in einem Nebenzimmer, wo ich mit der Abfassung des Berichts über den öffentlichen Unterricht beschäftigt war, wo man laut und wie besessen lachte und mit Händen und Füßen den Apostaten Beifall ausdrückte, die sich von der Rednerbühne wegdrängten, um nur recht schnell ihre Erklärung zu machen. So wie ich in den Saal trat, drängten sich die Deputirten der cime de la Montagne um mich, denn ihnen lag besonders viel an meiner Abdankung, die für sie ein großer Triumph gewesen wäre. Mit wüthender Stimme und schäumend vor Erbitterung befahlen sie mir auf das Spielzeug des Aberglaubens und die Taschenspielerei des Priesterthums zu verzichten. Andere Deputirten wandten sich an den Präsidenten, um für mich ums Wort zu bitten, wiewohl ich gar nicht sprechen wollte. Der Präsident gab mir dasselbe. Hätte ich nun geschwiegen, so wäre mir dies wenn nicht wie stillschweigende Zustimmung, doch wie Muthlosigkeit und Feigheit ausgelegt worden. So eilte ich denn nach der Rednerbühne. Auf den fürchterlichsten Lärm folgt auf einmal Todtenstille in dem weiten Saal. Aber schon nach den ersten frei gesprochenen Worten unterbrach man mich mit neuer Wuth, denn die Rasenden konnten daraus wohl abnehmen, daß ich nicht ihrer Meinung war. „Ich trete in den Saal — sagte ich — und habe nur sehr unbestimmte Kenntniß von dem was früher da vorgegangen. Man spricht mir von Opfern. Ich bin gewohnt sie zu bringen. Soll ein Beweis der Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit geliefert werden, so glaube ich, daß ich ihn schon lange gegeben habe. Ist aber von Religion die Rede, so muß ich bemerken, daß sie außer ihrem Wirkungskreis liegt, und daß Sie kein Recht haben, dieselbe anzugreifen. Ist aber davon die Rede, die bischöflichen Einkünfte einzuziehen, so erkläre ich, daß ich sie ohne Bedauern fahren lasse. Ich höre, man spricht von Fanatismus, von Aberglauben .... ich habe sie immer bekämpft, beide sind aber der Religion gerade entgegengesetzt. Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Gefühl, ich bin Priester aus Wahl, und das Volk hat mich zum Bischof ernannt. Meine Sendung aber kömmt von oben, nicht von Ihnen und nicht vom Volk. Ich habe das bischöfliche Amt in einer Zeit übernommen, wo es voll Dornen war, man hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich es annahm. Jezt plagt man mich, ich solle es wieder niederlegen. Dies wird aber nicht geschehen. Ich handle nach den Grundsätzen, die mir über alles theuer sind, und die Sie mir nicht entreißen können. Ich habe mich bemüht, in meinen Sprengel so viel Gutes zu thun, als möglich. Ich bleibe Bischof, um damit fortzufahren. Ich stütze mich auf die Freiheit des Kultus." Bis zum Ende dieser Worte waren die drohenden Unterbrechungen immer ärger und heftiger geworden. Man schäumte vor Wuth, und ich halte es für unmöglich, daß Milton, der doch Höllen- und Teufelsscenen so trefflich malte, hier ausreichen würde. Als ich die Tribüne verließ, um mich an meinen Platz zu setzen, rückte man von mir weg, wie von einem Pestkranken. Um mich herum sah ich nur grinzende, zähnfletschende Gesichter, die drohende Blicke auf mich schossen. Ich glaubte mein Todesurtheil werde nun gleich gesprochen werden. Achtzehn Monate lang glaubte ich es. Es wurde

aber nicht gesprochen. — Komischer Natur ist, was der Verfasser über die Einführung des republikanischen Kalenders und die Ausmerzung der alten Namen sagt, die 1793 geschah. Man sollte glauben, Walter Scott erzähle von den Puritanern der englischen Revolution.

Mr.

71) Denkwürdigkeiten des Scharfrichters unter der Schreckensherrschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution von Gregoire. Leipzig, Hartmann, 1830.

Der Verfasser entschuldigt die Dreistigkeit eines Scharfrichters, sich unter die noble Welt der Memoirenschreiber zu drängen, mit dem Geschmack der Pariser. „Wie abscheulich, wie zurückstoßend ein Gemälde auch seyn mag, die jetzige Generation schlägt bei keinem die Augen nieder. Die Männer sind ganz Nerve, die Frauen haben keine Vapeurs mehr.“ In der That, auch unser deutsches Publikum hat sich schon an die Galeerensklaven, an die dreißig Jahre eines Spielers ꝛc. gewöhnt, und man würde dem „Henker“ bei uns so viel Beifall schenken als in den Boulevards in Paris, wenn der große Theodor Hell uns auch dies Stück übersezt hätte. Wir haben also so wenig ein Recht, als die Pariser, uns über den schriftstellenden Dichter zu beklagen. Seine Memoiren sind nicht ohne Schneide, satyrische Schneide versteht sich, und besonders reich an Anekdoten aus der Schreckenszeit, die Napoleons Satz beweisen, daß vom Schrecklichen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Der Scharfrichter ist Royalist und Klassiker, der diese Memoiren einzig zu dem Zweck geschrieben hat, um zu beweisen, daß Liberalismus und Romantik aus der Schreckenszeit stammen und wieder dahin führen. Vom Gräßlichen seiner wahrhaftig henkermäßigen Gemälde wollen wir nicht reden. Wir geben nur einige Anekdoten: „Wie nennst du dich, Bürger? frug der Präsident des Revolutionsgerichts. — Ich heiße de Saint Sauveur. — Weißt du, daß diese Antwort verteufelt nach dem Scheiterhaufen riecht? — Warum das? — Weil es keine de (von) mehr gibt. — Nun dann, Saint Sauveur. — Es gibt auch keinen Saint (Heiligen) mehr. — Also Sauveur kurz weg. — Reiner Aberglauben. Führt mir den Mann ins Gefängniß. Es gibt keinen Sauveur (Heiland) mehr.“ — — „An die Stelle des gregorianischen Kalenders trat der republikanische. Die Tage und Monate erhielten neue Namen. Anstatt der Heiligennamen sezte man die Benennungen von Ackerwerkzeugen und Gemüsen, wie Lauch, Zwiebeln und Möhren, so daß die Marktweiber ausriefen: Heute ist heilige Cichorie, Jungfrau und Märtyrerin, wer will welche kaufen? — Der Name König war verboten. Man sagte auch im Schachspiel nicht mehr Schach dem König, sondern Schach dem Tyrannen. — Chaumette gab folgendes Gesetz gegen die Verdächtigen: „Ohne Zweifel ist ein jeder zu verhaften, der keine Atteste seines Republikanismus mit sich führt, aber nicht so wohl die, welche gar keine haben, als diejenigen, welche deren zu viele haben, sind fest zu halten. Jeder, der einen Paß, eine Sicherheitskarte, eine Bürgerthumsbescheinigung, ein Diplom einer populären Gesellschaft und die Quittung über seine Abgaben dreist vorzeigt, ist zu sehr in der Ordnung, es ist ein verkappter Aristokrat, den man nicht entkommen lassen darf. — Mehrere Klosterjungfrauen glaubten sich nicht verpflichtet, ihr Gelübde an Gott zu brechen, weil die Menschen es so verlangten, und lebten deshalb zurückgezogen in einer Provinz von der Arbeit ihrer Hände; weil sie nicht an einer Prozession der Göttin Vernunft Theil nehmen wollten, beschuldigte sie der Klubb ihrer kleinen Stadt des Aberglaubens, und bald darauf schickte man sie in Paris zum Schaffot. An dem Tage war Jacot, ein Henkersknecht, der durch seine Sprünge und Grimassen den Pöbel zu belustigen wußte, wahrscheinlich besonders komisch: denn die jüngste Nonne, an der Seite der Domina, stieß diese an und sagte: „O, wie ist er lächerlich! Seht doch den Narren!“ — „Auf dem Schaffotte drehte sich ein Verurtheilter um, als man ihn eben an das Bret binden wollte, und sprach: „Ich Einfältiger habe etwas vergessen.“ — „Was?“ frägt ein Henkersknecht. — „Meinen Paß, Freund, kann ich ohne ihn fort?“ — Die Geistlichen im Allier-Departement, 80 an der Zahl, begaben sich zu ihrem Einschiffungsorte, den apostolischen Vicar des Sprengels von Moulins an der Spitze. An dem Thore von Limoges fanden sie eine ungeheure Volksmenge einer ganz neuen Prozession zuschauen. Eine große Anzahl Esel und Böcke zogen in Priesterkleidung einher, und zulezt gieng ein Mastschwein im Meßgewande. Es trug auf dem Kopfe einen Bischofshut mit der Inschrift: der Papst. Die Geistlichen mußten aus den Wägen steigen und paarweise mit den Thieren einherziehen. So gieng es in die Stadt auf den Markt, wo man sich um das Schaffott in einen Kreis stellte, und einen eidesweigernden Priester hinrichtete. Hierauf zeigte der Henker dem Volke den Kopf und sagte: „Die Elenden, die ihr seht, verdienen ein gleiches Loos; mit wem soll ich anfangen?“ — „Mit wem du willst,“ riefen mehrere Stimmen. Doch nachdem sich das Volk an ihrer Todesangst geweidet hatte, führte man sie ins Gefängniß, wo sie die Nacht über blieben, dann aber weiter geschafft wurden.“

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 17. — 14. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

72) Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. Ch. Schlosser und G. A. Brecht. Erster Band. Frankfurt a. M., Brönner, 1830.

Eine Sammlung trefflicher Abhandlungen. Die erste enthält eine Vergleichung der Madame de Staël und Madame Roland, der ausgezeichnetsten Frauen in der französischen Revolution, von Schlosser. Wenn wir bei weitem nicht alles, was Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts über die französische Revolution gesagt hat, billigen können, am wenigsten aber den Ton des Eckels und der Verachtung, der überall darin vorherrscht, so erwarten wir doch von der neuen Auflage jenes Werks, die Schlosser ankündigt, und deren Vorläufer die vorliegende Abhandlung ist, ungleich mehr, da sich die Quellen und Hülfsmittel für die Geschichte der Revolution unterdeß vermehrt und die allzu hypochondrischen Ansichten des Verfassers hoffentlich geändert haben. Seine Vergleichung der Damen Staël und Roland ist meisterhaft. Wir heben nur einige Züge heraus: „Beide treten aus dem Kreise heraus, den der Deutsche ungern von Weibern überschritten sieht, und dennoch können beide, wenn gleich auf verschiedene Weise, die Weiblichkeit nicht verläugnen, während sie die geistvollsten Männer, nicht etwa durch Gefühle oder durch Schönheit, sondern durch ihren Verstand beherrschen, ihnen die Feder führen, oder Reden ausarbeiten heißen, die hernach ganz Frankreich bewundert. An der Art des Einflusses der beiden Damen, an dem poetischen Schwung der Einen, dem Heroismus der Andern, zeigt sich übrigens, daß in dem Augenblicke, wo die politischen Veränderungen erfolgten, auch die Art des weiblichen Einflusses, den man durch die ganze französische Geschichte verfolgen kann, sich veränderte und dem Ernst der Zeiten einigermaßen angepaßt ward. — Die Wirkung dieses Einflusses des weiblichen Geschlechts auf den Charakter der Nation, auf Staat und Literatur anzugeben, ist, je nachdem man die Sache nimmt, sehr leicht und wieder sehr schwierig, weil deutsche Gelehrte den Charakter französischer Frauen selten richtig aufzufassen vermögen und deshalb leicht einseitig urtheilen. Im Allgemeinen möchte sich wohl alles Gute und alles Böse davon sagen lassen, was sich vom weiblichen Geschlecht überhaupt sagen läßt. Ausgemacht ist, daß der Ernst des Lebens dabei litt, daß eine leichte Manier, die Dinge zu behandeln, die nicht überall paßt, allgemein eingeführt ward, daß Dinge im geselligen Gespräch abgethan und entschieden, Meinungen verbreitet wurden, die

nach einer reifen Ueberlegung und mit einer behutsamen Annahme weniger nachtheilig gewirkt hätten, als dadurch geschah, daß man die Entscheidungen der Sallons als Orakel betrachtete. Dieses hörte nicht unmittelbar nach dem Anfange der Revolution auf, wie man vielleicht glauben könnte, so ernst auch damals die Stimmung und die allgemeine Richtung der Zeit wurde. Die Frau von Staël und die Frau von Genlis rühmen jede in ihrer Sphäre die Pariser Gesellschaft der ersten Revolutionsjahre. Die Erstere sagt in ihren Betrachtungen: „Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen sey, als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nämlich vom Jahre 1788 bis 1791." Dies heißt freilich mit andern Worten nichts anders, als damals hätten die Frau von Staël und ihre Freunde und Freundinnen die Berathschlagung über Staat und Staatsangelegenheiten in ihre Kreise gezogen gehabt. Seit dieser Zeit bis zum Juni 1793 hatten die Frau Roland und ihre Freunde Einfluß; dieser war aber ein männlicher und ward auf eine männliche, selbst zuweilen etwas barbarische Weise ausgeübt. Doch hatte die Frau Roland an den gewaltsamen Unternehmungen eines Barbaroux und anderer ihrer Freunde keinen Antheil. In der eigentlichen Schreckenszeit hörte der Einfluß der Weiber eine Zeitlang auf, wenn man nicht die Weiber der jakobinischen Brüderschaft, die Strikerinnen ihrer Versammlungen, die, welche den Unglückskarren begleiteten und die Guilotine schreiend umgaben, Weiber nennen will. Schon vor Robespierres Sturz hatte die Frau von Fontenai, geborne Cabarrus, die nachherige Gemahlin Talliens einen sehr bedeutenden Einfluß gewannen und beschleunigte den Sturz der Parthei Robespierres oder die Revolution vom 9ten Thermidor; auch nachher erhielt sie eine Bedeutung, die sie mit andern Damen theilte. Schon unter dem Direktorium hatte die Frau von Staël ihren Einfluß wieder erhalten, und sie hat es Bonaparte nie verzeihen können, daß er von ihr und ihres gleichen nie etwas wissen wollte, und einen eben so tödlichen Haß gegen die Sallons politisirender Damen, als gegen das, was er Ideologie nannte, hegte und aussprach."

Sodann kontrastirt der Verfasser die beiden Damen auf eine höchst treffende Weise. „Die eine steht immer auf der Bühne, worauf sie geglänzt und sich die Urtheile aller derer angeeignet hat, mit denen sie in Berührung gekommen ist, wir befinden uns in ihrem Salon und hören mit Entzücken die Frau vom Hause das Wort führen, aber es bleibt nur ein schwacher Eindruck dieser obenhin gleitenden Rede zurück, gelernt haben wir wenig, weil alles so unbestimmt, so rednerisch gestaltet ist. Die Roland bleibt wenigstens immer hinter der Bühne, wenn ihr Wink, ihr Geist, ihre Feder sogar die erscheinenden Gestalten leiten und lenken sollen, wenns Noth ist. Sie will stets nur einen Gedanken, der ihre ganze Seele erfüllt, ausdrücken, nur den Gedanken, wie sie Rousseaus Träume in Wirklichkeit gesezt, für eine Idee gelebt habe, und für eine Idee zu sterben bereit sey; wie sie in der That auch ein Opfer ihrer Schwärmerei geworden ist. Gehen wir etwas näher ein, so wird sich unten ergeben, daß die Bildung der Roland ihr selbst, nicht ihren Eltern oder deren Kreise gehörte. Eignes Bedürfniß, eigner Trieb, nicht Eitelkeit und Sucht zu glänzen, oder mit ihrem Geiste Eroberungen zu machen, trieb sie an, Kenntnisse, die man sonst Weibern nicht mitzutheilen pflegt, aufzusuchen. Die Eine suchte und liebte das stille häusliche Leben und war nur froh im Anblick der schönen Natur; für die Andre hatten Talent, Wissenschaft, das Leben selbst keinen Werth, wenn sie nicht in Paris Gesellschaften aus der großen Welt um sich sammeln und ihren Geist in glänzender Rede zeigen konnte. Die Roland war noch im acht und dreißigsten Jahre, als sie in Paris eine Stelle erhielt, wenn nicht reizend, doch schön und einnehmend, ihre Manieren hatten die Annehmlichkeit einer gebildeten Frau, ohne Frechheit der Genialität; sie kannte eben so wenig die Leichtfertigkeit vornehmer Sitten, als die stolze Herablassung oder die wegwerfende Manier der Damen, die das Amt der Beschützerinnen in Paris übernommen hatten. Der Staël fehlte aller weibliche Reiz gänzlich, das ist ganz gewiß, wenn wir sie gleich erst im späteren Alter zu sehen Gelegenheit hatten."

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, auf die äußerst interessante historische Parallele aufmerksam zu machen.

Eine zweite Abhandlung von Schlosser über Dantes göttliche Comedie verdient nicht weniger theilnehmende Leser. Bekanntlich hat Schlosser schon früher manches über Dante mitgetheilt, dessen Studium ihm eine besondre Lieblingssache ist; und wie wir überhaupt aus allen Schriften Schlossers das Resultat ziehn müssen, daß er um so gedankenreicher und zugleich schärfer und klarer wird, je mehr er ins Einzelne eines Charakters oder einer Begebenheit eingeht, (während ihm die großen Umrisse historischer Epochen, die Ueberblicke im Ganzen nicht geläufig sind), so ist auch die vorliegende Abhandlung ein con amore gearbeitetes Meisterwerk.

Auch die übrigen Abhandlungen von Schlosser über die Archive, öffentlichen Bekanntmachungen und Zeitungen unter den römischen Kaisern, und über die Universitäten der Griechen unter Julian und Theodosius, und von Brecht über Bignons französische Geschichte und einige andre kleine Rezensionen sind von Interesse. Näheres davon zu berichten, würde uns zu weit führen. Es sey genug, diese schätzenswerthe Sammlung geistvoller Abhandlungen, der wir eine baldige Fort-

setzung wünschen, der eignen Lektüre unsrer Leser zu empfehlen.

73) Ausgewählte Schriften der Baronin von Staël-Holstein. Erster und zweiter Theil. Zehn Jahre in der Verbannung. Uebersezt von K. L. Kannegießer. Zwickau, Schumann, 1830.

Die Dame, der das Plaudern in einem Pariser Salon Alles war, wurde von Napoleon, weil sie zu viel unbesonnen über ihn plauderte, aufs empfindlichste dadurch bestraft, daß er sie von Paris und endlich aus Frankreich überhaupt verbannte. Das ist der Gegenstand der vorliegenden Jeremiade, die, beredt und geistreich, doch zugleich alle Eitelkeit des weiblichen Herzens Preis gibt. Es ist wahr, Napoleon behandelte sie ungalant, barbarisch. Allein darf sie sich beklagen, daß er ihre weiblichen Vorrechte nicht respektirt, da sie dieselben nur mißbrauchte, um ihm mehr zu schaden, als es ein Mann vermocht hätte? Frau von Staël war eine Dame, ganz wie sie seyn muß, um Männer vergessen zu machen, daß man in ihr die Dame zu schonen hat. Die Prätension, Männer in männlichen Eigenschaften zu übertreffen, ist eine Concession, Weiber in ihren weiblichen Eigenschaften nicht mehr zu schonen. Man darf glauben, daß sie Napoleon sehr lästig fiel, sonst würde er es nicht darauf gewagt haben, ihr Geschrei gegen ihn ganz Europa erfüllen zu lassen. Von der Frau von Staël selbst aber war es sehr unkonsequent, daß sie erst immer sagte, Napoleon sey ein Tyrann, und sich nachher wieder so verwundert und überrascht stellte, da er ihr bewies, daß er es wirklich sey. Man hat nie ein Recht, sich über Maßregeln zu beklagen, die man selbst prophezeiht, selbst herbeigeführt hat.

Frau von Staël sucht vorzüglich die Meinung zu verbreiten, als ob Napoleon ihren großen politischen Einfluß gefürchtet habe, und als ob dieser Einfluß in der Reinheit ihrer Ideen von Sittlichkeit und Freiheit und in dem hinreißenden Talent bestanden habe, mit welchem sie diese Ideen in den Pariser Cirkeln geltend gemacht habe. Das aber war es wohl nicht, was Napoleon von ihr zu fürchten hatte. Wir glauben, er fürchtete nur die boshaften Bonmots, durch welche sie seine Größe täglich zu verkleinern beflissen war, weil er ihr aus natürlicher Antipathie und aus soldatischer Unhöflichkeit von Anfang an mit Geringschätzung begegnet war. Er fürchtete das beständige Geklatsch, das kleinliche Necken und Sticheln gegen seine Person, die er gerade damals um so mehr vor dem Lächerlichwerden in Acht zu nehmen hatte, als er im Begriff war, den Thron zu besteigen. Und wer weiß nicht, wie mächtig in Paris ein Witzwort ist! Was that Napoleon? Er strafte die böse Nachbarin, er jagte sie fort: „schreye jezt, so viel du willst, nun weiß man doch, daß du es nur aus Rache thust.“ Es verräth Menschenkenntniß, daß er sie entfernte, denn von einem Frauenzimmer, die sich einst in den Kopf gesezt hatte, er als der größte Mann müsse sie als die größte Frau heirathen und zur Kaiserin machen, konnte er sich jeder Art von Weiberrache versehn.

Das Buch ist reich an damals zeitgemäßen Phrasen. Sie stellt sich mit ihrer freysinnigen und sittlichen Politik in gleiche Kategorie mit den Engländern. Sie sagt: „Die Engländer sind Napoleon besonders darum ein Dorn im Auge, weil sie das Mittel gefunden haben, mit der Rechtlichkeit Glück zu machen, eine Sache, die Napoleon gern als unmöglich darstellen möchte.“ Eine ungeheure Ironie! Besser verräth sich das trutzige und verzagte Ding, wie die Bibel das menschliche Herz nennt, in folgender Stelle: „Ich ward eines Tags zum General Berthier gebeten, wo der erste Konsul sich einfinden sollte, und ich schrieb auf alle Fälle, ehe ich mich zu dem Feste begab, verschiedne stolze und beißende Antworten auf, welche ich ihm nach Maßgabe dessen, was er mir sagen würde, geben könnte. Er richtete aber an mich nur die allgemeinsten Fragen von der Welt. Ein Gleiches begegnete denen unter seinen Gegnern, denen er die Möglichkeit zutraute, ihm zu antworten.“ Welch ohnmächtige Wuth! Ist es wohl Napoleon zu verdenken, daß er sich in seiner delikaten Stellung als Staatschef nicht den Sottisen einer bis in die Fingerspitzen vor Rachbegierde bremenden verschmähten Liebhaberin aussetzen wollte?

Daß Frau von Staël sich nie dazu hergeben wollte, auch nur eine Zeile zum Lobe des Kaisers zu schreiben, um ihn dadurch zu versöhnen, wundert uns nicht; nur daß sie sich dessen rühmt, wundert uns. Wenn Frauen hassen, hassen sie ewig, und weder Vernunftgründe noch Bestechungen vermögen etwas daran zu ändern. Das ist nicht sowohl Tugend, als Natur. Nein, so ganz war aus der kraftvollen Frau die Weiblichkeit nicht gewichen, daß sie die Erbärmlichkeit so vieler schwachen Männer ihrer Zeit getheilt hätte.

Die Reisebemerkungen der Dame über Deutschland, Polen, Rußland, Schweden und England sind flüchtig, doch zum Theil sehr interessant.

74) Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande, über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung. Aus dem Französischen übersezt von Karl Schall. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. Breslau, Max, 1829.

Für die Verfasserin dieser Denkwürdigkeiten wird die Vertraute Ludwigs XVIII., die Gräfin Octavie von Cayla ausgegeben, indeß ist es wahrscheinlicher, daß sie sie nicht selbst verfaßt, sondern daß nur ihr Namen mißbraucht wor-

den ist, das Werk glaubwürdiger zu machen. — Sie erzählt zuerst vom alten Hof unter Ludwig XVI. und äußert sich sehr freimüthig über die Mißbräuche der Hofaristokratie, dann geht sie auf die Emigration über, wo sie aufs neue Gelegenheit nimmt, den Geist jener Aristokratie nicht im besten Licht zu zeigen. Unter Bonaparte kam ihr emigrirter Vater nach Frankreich zurück und die Verfasserin ward in die große Welt eingeführt. Hat sie nun ziemlich ungünstig von den alten Hofmännern geurtheilt, so kommen die neuen Liberalen nicht viel besser weg. So nennt sie Herrn Benjamin Constant den feudalsten aller Liberalen, der lieber seine Schriften ins Feuer werfen würde, als seinen Adelsbrief als Baron von Rebecque. Wie? und B. Constant ist wirklich gestorben, weil er nicht Mitglied der Akademie wurde? Eine zwiefache Verläumdung, wenn es eine ist. Da die Verfasserin mehr darauf ausgeht, zu spotten, als zu bewundern, so ist es begreiflich, daß sie auch die alles beschönigenden Memoiren der Frau von Campan der Unwahrheit zeiht, wie dies auch schon viele Andre gethan haben. Mitten in der Glanzepoche Napoleons trat die Verfasserin mit den geheimen Anhängern der Bourbons, Royer=Collard ꝛc. in Verbindung. Hier läßt sie besonders Herrn von Chateaubriand Gerechtigkeit widerfahren, indem sie sagt, daß er zuerst und allein im Stande gewesen sey, eine neue Zeit der Bourbons an die alte des heiligen Ludwig anzuknüpfen. Sie reiste darauf selbst in Angelegenheiten der royalistischen Comité zu Ludwig XVIII. nach England, wo sie dessen Liebe gewann. Sie drückt sich darüber artig aus. „Wir plauderten einen ganzen Tag lang in der größten Vertraulichkeit mit einander, und ich kann die Herrschaft, die ich über den Geist des Königs erhielt, von diesem Augenblick an datiren. Ich hatte das Glück ihm zu gefallen; er sagte mir es, und diese Versicherung, die gewissermaßen meine Ergebenheit belohnte, bestimmte mich, nichts für seine Sache zu vernachläßigen. Im Grunde des Herzens jeder Frau steckt einiger Royalismus.“ Charakteristisch ist, daß Ludwig XVIII. sich ein sorgfältiges Register aller Franzosen angefertigt hatte, die sich irgend durch ihre Talente seit der Revolution bemerklich gemacht hatten, und daß er dennoch später unter denselben nicht eben die glücklichste Wahl traf.

Napoleons Reich brach zusammen. Die Erzählerin berichtet ausführlich, welchen Antheil sie an der Wiedereinsetzung der Bourbons genommen. Bei dieser Gelegenheit erzählt sie eine hübsche kleine Anekdote von Herrn von Pradt. Dieser wollte seinen Royalismus beurkunden und eine weiße Kokarde aus der Tasche ziehn, griff aber in die unrechte Tasche und zog eine dreifarbige hervor, denn er war auf beide Fälle gefaßt. Ueber die Restauration drückt sich die Dame sehr gut aus. Sie sagt: „Es gab Royalisten, welche sich Napoleon zurückwünschten, denn er hatte doch wenigstens keine Charte gegeben.“ Doch wie viele Hoffnungen wurden damals nicht getäuscht. Frau von Staël klagte: „Es geht mir unglücklich, — Napoleon verabschente mich, weil er mir Geist zutraute; diese hier stoßen mich zurück, weil ich gemeinen Menschenverstand besitze.“ Wir können hier nicht alle die trefflichen Anekdoten und Charakterschilderungen aus der Zeit der Restauration anführen, empfehlen aber dem Leser, das Buch selbst in die Hand zu nehmen. Es ist in hohem Grade unterhaltend und belehrend.

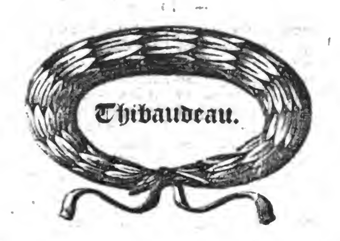
75) Denkwürdigkeiten des Grafen von M., eine getreue Schilderung seines Lebens und seiner Schicksale zu den Zeiten des nordamerikanischen Befreiungskriegs, der französischen Revolution bis zur Restauration. Aus dem Französischen übersezt von A. Levasseur. Dessau, Fritsche, 1829. — Ueber das französische Original dieser interessanten Denkwürdigkeiten ist in Nr. 46 und 47 des Literaturblatts von 1829 ausführlich berichtet worden, und um uns nicht zu wiederholen, müssen wir auf die damalige Empfehlung des Werks hinweisen.

76) Liebschaften und Galanterien der Könige von Frankreich, oder historische Memoiren über die Konkubinen, Maitressen und Favoritinnen dieser Fürsten, von Anfang der Monarchie bis zur Regierung Karls X. Von Saint=Edme. Zwei Bände. Schneeberg, Schill, 1830. — In keinem Lande haben die Damen und respektive die Maitressen so viel gegolten, wie in Frankreich. Man erinnre sich der oben angeführten Worte von Schlosser über diesen Gegenstand. Die Geschichte dieser Maitressen ist eng mit der des Sta[illegible] verflochten, und verdient wohl eine specielle Behandlung, wie sie auch schon früher mehreremale, z. B. von Bussy-Rabutin mit Glück versucht worden. In dem vorliegenden Werke findet man die Maitressen aller Könige von Frankreich der Reihe nach aufgeführt, und die berühmtesten, die blutgierige Fredegunde, Agnes Sorel, Gabriele d'Estrees, die Valliere, die Montespan, die Maintenon, die Pompadour und du Barry nehmen den meisten Raum ein. Von Heinrich IV. werden über 60 Maitressen namhaft gemacht; kein König geht ganz leer aus, außer Ludwig XVI.; auch von Napoleon und Ludwig XVIII. werden verschiedne galante Abentheuer erzählt, die aber historisch unbedeutend sind, da nur die frühere Maitressenherrschaft bis zum Tode Ludwigs XV. wirklich welthistorisch geworden ist. Die Sprache des Werkes ist so anständig, als es der Gegenstand, der freilich zuweilen sehr unanständig ist, irgend hat zulassen wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 13. Seite 50, Spalte 2, Zeile 1 von unten lies: Ferdinand II. statt III.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 18. — 16. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

77) Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration, vom Staatsrath Thibaudeau. Sechster Band. Konsulat. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Die frühern Theile dieses klassischen Geschichtwerkes sind zu ihrer Zeit von uns angezeigt worden. Der hier vorliegende sechste enthält die Geschichte des 18. Brümaire und des Sieges bei Marengo, der das Konsulat sanktionirte. Der Verfasser hat mit bewundernswürdiger Klarheit und Präcision das Labyrinth der Aengste, Hoffnungen, Täuschungen, Intriguen und Handstreiche entwickelt, durch welche der Held von Aegypten kühn sich den Weg zur höchsten Gewalt bahnte. Kaum kennt die Geschichte einen so auffallenden Kontrast, als den zwischen dem schwachen und ruhmlosen Direktorium und dem kraftvollen und glänzenden Konsulat. Man kann ohne Schmeichelei und Uebertreibung sagen, daß der Konsul Bonaparte in Frankreich aufgieng, wie die klare Morgensonne, welche die trüben und giftigen Nebel verschwinden macht. Damals war seine schönste Zeit. Noch sah man in seiner Erhebung nur den Sieg der Freiheit und des Friedens, die Erfüllung aller Hoffnungen und Ideale französischer Herzen. Noch hatte er jenen Nimbus von Schwärmerei um sich, der ihn zur Personifikation der Revolution und zum Propheten einer neuen Zeit machte. Noch war in seinem Munde Freiheit und Ruhm dasselbe; noch hatte nicht der Ruhm allein die Freiheit verschlungen. Das Wunderbare seiner ganzen Erscheinung, die Zauberei seiner Reden und Thaten hatten noch etwas Liebenswürdiges, Jugendliches, Lichtes, noch nicht jenen finstern, dämonischen Charakter, in dem es später untergieng.

Und so ist auch dieser Theil des großen Werkes von Thibaudeau einer der glänzendsten, und ahmt gleichsam die Vorzüge seines Helden nach. Durchaus lichtvoll, alle Seiten des verwickelten Gegenstandes behelligend und doch in keine einseitig sich verfangend, verbindet er mit einer strengen Unpartheilichkeit gegen Einzelheiten diejenige Wärme für das Ganze seiner Darstellung, ohne die es nie einen glücklichen Maler geben kann. Es scheint uns, daß noch kein Geschichtschreiber so gut den Ton getroffen hat, in welchem man von Napoleon und seiner wunderbaren Zeit sprechen muß, ein Ton der zwischen kindischer und serviler Bewunderung und feindseliger Leidenschaft-

lichkeit in der Mitte doch auch nicht kalt, nicht pedantisch gleichgültig, sondern von einem sanften Feuer der Theilnahme durchglüht ist, und die Sympathie und Antipathie nicht ganz verläugnet, die Napoleon in jedem Gemüth erweckt. Wir würden einzelne glänzende Stellen des Werks hier anführen, wenn nicht Thibaudeau den Vorzug besäße, den Geist wie ein feines Licht durch sein ganzes Werk zu verbreiten, anstatt an einzelne Stellen blendende Lichtmassen anzuhäufen.

Wir knüpfen hier einige Bemerkungen über die berühmten

Memoiren des Herrn von Bourrienne

an. Es liegen uns davon vor: 78) Mémoires de M. de Bourrienne, Ministre d'état, sur Napoleon, la directoire, le consulat, l'empire et la restauration. IIme édition. Tom. I – X. Stuttgart, Hoffmann, 1829. — 79) Memoiren des Staatsministers von Bourrienne über Napoleon ꝛc. Zehn Theile. Leipzig, Kummer, 1829. — 80) Der Staatsminister oder geheimen Memoiren über Napoleon ꝛc. ans Licht gebracht von Bourrienne. Zehn Theile. Stuttgart, Franckh, 1829. — Die kleine Gegenschrift des Freiherrn von Stein: 81) Herr von Bourrienne und Sahla (Frankfurt a. M., Brönner) enthält, wie schon aus allen Zeitungen bekannt ist, die Rechtfertigung des Herrn von Stein gegen eine heimtückische Beschuldigung des versuchten Meuchelmords. Von allgemeinerem Interesse ist die Gegenschrift: 82) Bourrienne et ses erreurs, ou observations sur ses mémoires, par MM. le général Belliard, le général Gourgaud, le comte d'Aure, le comte de Survilliers, le baron Meneval, le comte Bonacossi, le prince d'Eckmuhl, le baron Massias, le comte Boulay de la Meurthe, le ministre de Stein, Cambacérès. Recueillies par A. B. Paris, chez Heideloff. 83) Bourrienne und seine freiwilligen und unfreiwilligen Irrthümer, oder Bemerkungen über seine Memoiren, von den Herren General Belliard ꝛc. ꝛc. Zwei Bände. Leipzig, Kummer, 1830. — Unter den zahlreichen Memoiren über Napoleon haben keine so großes Aufsehn erregt, als die von Bourienne, aber nicht ihrer glänzenden Vorzüge wegen, obgleich sie sehr gut geschrieben sind und sehr viel Pikantes enthalten, sondern wegen ihrer glänzenden Fehler, da sie unter die Wahrheiten Lügen mischen, die, von geistreicher Bosheit erfunden, nicht selten noch pikanter sind.

Fauvelet von Bourrienne war Schulkamerad von Bonaparte zu Brienne, wurde 1797 sein geh. Sekretair, begleitete ihn auf seinen Feldzügen in Italien und Aegypten, wurde 1801 zum Staatsrath ernannt, compromittirte sich, wurde begnadigt und Gesandter, nochmals begnadigt und schrieb eine ganze Reihe von Bänden gegen den Kaiser, nämlich als er nicht mehr Kaiser war. Darüber wundern sich nun die Leute. Wie kann man sich darüber verwundern? Als er sein Buch schrieb, war er ja nicht in Diensten des Kaisers, sondern königlicher Staatsminister.

Herr Ladvokat ist ein reicher Buchhändler zu Paris; um noch reicher zu werden, kaufte er Bourrienne's Manuscript und gab den ersten Band heraus. Da kamen Leute zu ihm und sagten: Man führt Sie hinter's Licht, mein Herr, Bourrienne hat das Buch gar nicht geschrieben, sondern nur seinen Namen hergegeben, Herr Ladvokat aber zuckte die Achseln und erwiederte: Mich hinter's Licht geführt! Es ist von Bourrienne, denn sein Name steht drauf, und was die Hauptsache ist, das Publikum kauft.

Dann erschienen die folgenden Bände. Und dies ist die Geschichte der Pariser Memoiren. Die Contemporaine reist in Aegypten, während ein junger Mann in Paris den Reisebericht schreibt und die Femme de qualité vermählt sich nächstens gesetzlich mit einem hübschen Mädchen.

Herr A. B. aber glaubte, wenn ein Buchhändler sich absichtlich hinters Licht führen lasse, so sey dies kein hinlänglicher Grund, um das kaufende Publikum im Dunkeln zu lassen. In seinem Unmuthe nahm er sich vor das Publikum aufzuklären, und als er an die Arbeit gieng, war sie schon fertig, dafür hatten die im Titel erwähnten berühmten Männer gesorgt.

Daß die französischen Rezensenten, auch Freunde des Kaisers, von Bourrienne's Werk mit Lob sprachen, das ist klar. Herr Ladvokat ist kein armer Mann und die französischen Publicisten haben andre Sachen zu thun als Bücher zu lesen. Daß aber die deutschen Rezensenten nicht von selbst dahinter kamen, Bourrienne's Buch sey nicht von Bourrienne; je nun! das ist auch zu erklären. Es scheint, wenn man in Deutschland ein Buch liest, so liest man eine Seite nach der andern. Ist es aber ein französisches Buch, so hat man Unrecht. Man sollte vielmehr die Anzeigen des Inhalts, der Kapitel, die Indices lesen und vor Allem zusammensuchen, was die Verf. über einen und denselben Mann, über dieselbe Sache berichten, ob sie mit sich einig sind oder ob sie sich Lügen strafen. Wer ein Buch auf diese Weise zu lesen beginnt, erspart sich oft die Lektüre, und wenn er das Buch dennoch lesen und anzeigen will, so thut er es wenigstens vom Standpunkte der Kritik.

Der 1ste Band von Bourrienne erzählt, er sey 1791 nach Stuttgart gereist und habe Bonaparte erst 1795 wiedergesehn. Der 3te Band erzählt, er habe Bonaparte von 1792 bis 1804 nicht verlassen. — Der Friede zwischen Frankreich und der Türkei wurde dem 3ten Bande zufolge zur Zeit des Vertrags von Amiens, nach dem 7ten Bande 1806, in Wirklichkeit aber 1802 geschlossen. — Bour-

rienne's Buch läßt den General Vandamme bei Hamburg umkommen, und Vandamme starb erst kürzlich. Es läßt die Haarburger Brücken vom General Bertrand bauen, der damals nicht in Haarburg war. Es läßt nach dem Tillsitter Frieden Guilleminot mit Mustapha Bairactar zu thun haben, der todt war. So läßt es tausend andre Sachen geschehen, die gar nicht, oder früher, oder später geschehen oder gar nicht geschehen konnten, und lauter Sachen, von denen Bourrienne selbst die genaueste Kenntniß haben mußte.

Was die Kritiker des Herrn Bourrienne am meisten aufbringt: er berichtet, Bonaparte habe die Pestkranken zu Jaffa nicht angerührt. Der Oberarzt des Heers sagt das Gegentheil, General Andreossy ist mit dem Oberarzte einverstanden, und wenn Bourrienne Recht hätte, so hätte der berühmte Maler Gros ein besseres Sujet zu seinem Gemälde wählen können. Aber der Besuch bei den Pestkranken geschah bei dem Rückzuge aus Syrien, wie Jedermann weiß, und Bourrienne's Buch zufolge beim Einzuge in Syrien. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der Staatsminister das Buch nicht einmal gelesen, aber gewiß, daß Herr Ladvokat es ihm bezahlt hat.

Die Feindschaft des Buches gegen den Kaiser erstreckt sich bis auf seinen literarischen Geschmack. „Nie kannte ich einen Menschen, der fühlloser war für schöne Dichtung und schöne Prosa. Die schönsten Werke unsrer Literatur waren für ihn nichts anders als arrangirte wohllautende, sinnlose Worte? Dagegen erfahren wir durch die Kritik, daß Bonaparte in seiner Jugend enthusiastisch für Jean Jacques Rousseau eingenommen war; daß er 1789 einen Abriß der Revolutionen Korsikas schrieb, worauf Abt Raynal viel hielt; daß Mirabeau nach Durchlesen dieser Schrift den jungen Bonaparte einladen ließ, nach Paris zu kommen. Napoleon wußte die besten Stellen aus Corneille, Racine und Voltaire auswendig. Es ist unwahr, daß er Chénier haßte; er war für ihn eingenommen, hatte sich über ihn zu beklagen und gab ihm ein Gnadengeld. Er war vertraut mit Fontanes, Arnault, Talma, David, Paesiello, Monti (II. 133). Das Bourrienne'sche Buch wirft dem Kaiser Vorliebe für den „zuweilen so puerilen" Ossian vor. Die Kritik erwiedert, Homer, Virgil, Lucan seyen die Lieblingsdichter des Kaisers gewesen. Sie hätte wohl hinzufügen können, er sey in jener Hinsicht seiner Zeit vorausgeeilt. Heutigen Tags gibt es viele Franzosen, welche sogar in Racine und zumal in Voltaire manche Verse für „arrangirt" halten und Ossian bewundern; haben sie Unrecht? und durfte er sich nicht über die französische Literatur beklagen, der, wie Alexander von Macedonien, bei Lebzeiten oder wenigstens in seinem Glanze keinen Dichter fand, der ihn würdig beschrieb? Wie Alexander, hielt er sich an Homer.

Nichts Anziehenderes als die zwei Bände Bourrienne et ses erreurs, troß der schlechten Redaktion. Man kann das französische Sprüchwort auf sie anwenden: „Gut oder schlecht geschrieben, Geschichte liest sich," besonders eine an sich anziehende Geschichte, deren Held von vielen geliebt, von allen bewundert wird, besonders die Geschichte des Herrn Marquis von Bonaparte, wie ihn der Jesuit Loricquet, in seinem Geschichtsbuche für Schulen, genannt hat....

84) Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserlichen Pallastes und einige Begebenheiten während der Kaiserregierung vom Jahre 1805 bis zum 1. Mai 1814. Ein Beitrag zur Geschichte Napoleons von C. F. J. von Bausset, ehem. Präfekten des kais. Pallasts. Zwei Bände. — Fortgesezte Denkwürdigkeiten ɩc. von demselben. Zwei Bände. Darmstadt und Leipzig, Leske, 1829.

Eine ähnliche Sammlung von Notizen über Napoleon, wie die von Bourrienne, jedoch der Wahrheit treuer und mehr nur auf das Privatleben des Kaisers beschränkt. Der Verfasser empfiehlt sich überdies durch seine warme Anhänglichkeit an den Kaiser und durch seine Dankbarkeit nach dem politischen Sturz desselben. Herr von Bausset folgte der Kaiserin Marie Louise als treuer Diener nach und vergaß nie die Achtung, die er dem Unglück seines Wohlthäters schuldig war. In seinen Memoiren ist wohl das Anziehendste das, was er über die zweite Vermählung des Kaisers und über die Kaiserin Marie Louise sagt. Von der Hofhaltung in den Thuillerien, von der Etikette des Nachfolgers Karls des Großen gibt er uns ein sehr anschauliches Bild. Spiegelt sich auch darin die ganze Selbstgefälligkeit des Pallastpräfekten, und ist nicht Jedermann geneigt, Dinge wichtig zu nehmen, die ein Hofmann wichtig nimmt, so erhellt doch daraus mancher interessante Charakterzug Napoleons, und überdies liegt in der Accentuirung des Herrn von Bausset mehr Naivetät als Anmassung. Wir Deutschen dürfen dem Verfasser insbesondre zu Dank verpflichtet seyn für das liebenswürdige Bild, das er uns von seiner kaiserlichen Gebieterin entwirft. Wer die Partheien in Napoleons späterer Periode, die sich auf die Kaiserin Marie Louise beziehen, recht genau kennen lernen und sie gleichsam pittoresk durchwandeln will, wird Herrn von Baussets Werk nicht unbefriedigt aus der Hand legen. In der Forsetzung seiner Memoiren lenkt er die Aufmerksamkeit von Frankreich auf Oestreich, wohin er der Kaiserin folgte, und spricht viel über die Benehmungen und Besprechungen, Feste und

Geschäfte des Wiener Kongresses. Auch hier ist er als Beobachter der Persönlichkeiten und Aeußerlichkeiten sehr unterhaltend. Zum Schluß gibt er eine Uebersicht über die Bauwerke, welche Napoleon während seiner Regierung unternommen, und dies ist ohne Zweifel ein schätzenswerther Beitrag zur neuern Kunstgeschichte, um so mehr, da der Aufsatz sehr ausführlich ist.

85) Cromvell et Napoleon, la révolution d'Angleterre et la révolution française parellélement comparés, suivis de Quelques pensées et reflexions morales et politiques par un ami de la verité. Wolfenbüttel et Leipzig, au comptoire de la librairie. 1829.

Es ist nicht das erste Mal, daß man Napoleon mit Cromwell verglichen hat. Die Vergleichung der englischen und französischen Revolution liegt sehr nahe, und hat, seitdem dieses Buch geschrieben ist, durch die der Vertreibung der Stuarts so ähnliche Vertreibung der Bourbons eine Aehnlichkeit mehr erhalten. Der ungenannte Verfasser dieser Schrift sezt, abgesehn von dem Unterschied des Alters, der Religion und des Zeitalters die Verschiedenheit Cromwells von Napoleon vorzüglich in den Umstand, daß der erstere, um sich zu erhalten, die Revolution fortsetzen, ihre ganze Ueberspannung fortwährend nähren mußte, während Napoleon diese Ueberspannung in Frankreich schon erschöpft fand und mit den ermatteten Partheien leichtes Spiel hatte; und ferner darein, daß Cromwell beständig gegen mächtige Feinde in England selbst zu kämpfen hatte, während Napoleon seine Feinde erst von außen suchen mußte. Der englische Adel war nicht emigrirt, wie der französische, die englischen Jakobiner und Anarchisten waren nicht termidorisirt, wie die französischen, beide vielmehr bildeten noch mächtige Partheien im Lande. Auf diese Weise waren die Umstände Cromwell weit ungünstiger, als Napoleon. — Auch der Charakter beider Männer bietet manche Vergleichungspunkte dar, wobei Napoleon wiederum im Vortheil ist, denn der heuchlerische finstre Frömmler des siebzehnten Jahrhunderts hat fast keine von den lichten, romantischen Seiten des modernen Alexander. Doch möchten wir dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er sagt, daß Napoleon niemals so heuchlerisch und perfid gehandelt hätte, wie Cromwell. Napoleons Betragen gegen die Spanier ist keineswegs blos un enchaînement de fautes et d'inconsequences, sondern wirklich une perfidie.

Unter den folgenden Aphorismen findet man einige feine, richtige und geistvolle Bemerkungen, z. B.: „Der mittelmäßige Kopf hat ein Gefühl seiner Schwäche, grade so wie der Böse Gewissensbisse fühlt. — Der Ruhm stellt die Menschen auf dieselben Proben, wie das Glück; man kann oft weder zu dem einen noch zu dem andern gelangen, ohne sich vorher zu etwas bequemt zu haben, was eines edlen Charakters unwürdig ist. — Die Tugend gefällt wie die Schönheit überall, sie mag sich zeigen oder verbergen. — Fürsten haben eine Gattung Freunde mehr, als andre Leute, nämlich Freunde, von denen sie wirklich geliebt werden, Freunde, die ihnen nur schmeicheln, und Freunde, von denen sie gehaßt werden. — Der Charakter eines Menschen ist die Frucht seines Temperaments. Seine Lage macht nicht seinen Charakter, sie modificirt ihn und enthüllt ihn. — Nur dann ist Stolz entschuldbar, wenn er sich nicht beugt vor der Gewalt. — Ein Geschäftsmann, ein tiefer Denker taugen selten für die Gesellschaft. Wenn sie auch die Geschäfte verlassen, so verlassen die Geschäfte sie nicht. — Der Schlaf ist unser Palliativ, aber nur der Tod das rechte Heilmittel."

86) Die Geschichte Napoleons nach dessen eignen Angaben. Von Leonhard Gallois. Aus dem Französischen frei übersezt. Frankfurt a. M., Brönner, 1829.

Der Verfasser hatte den nicht unglücklichen Gedanken, eine Geschichte Napoleons soviel als möglich aus dessen eignen Aussagen, wie sie in urkundlichen Aktenstücken und in den vielfachen, zum Theil unter seinen Augen geschriebenen Memoiren vorkommen, musivisch zusammenzusetzen. Nun ist zwar der Standpunkt, aus dem Napoleon von sich selbst sprach, der einer tiefen Politik oder Ironie, keineswegs immer der, welchen der Historiker wählen muß, allein es ist auch wieder wahr, daß viele Geschichtschreiber Napoleons zu wenig seine, zu sehr nur ihre eignen Ansichten gegeben haben. In jedem Falle findet eine nach Gallois Idee abgefaßte Geschichte einen Platz unter den vielen andern, nach anderm Plan geschriebenen Werken. Uebrigens ist die Kürze dieser Geschichte nicht ihr geringster Vorzug. Der Verfasser sagt mit Voltaire: er wolle der Nachwelt nur das erzählen, was der Nachwelt würdig ist. Ist diese Kürze auch etwas militärisch, bulletinartig, kurz napoleonisch, so ist das eben hier ganz am rechten Orte. Mit bescheidnem Stolz rühmt sich der Verfasser, daß er fast kein Wort zu dem hinzugethan, was er aus eignen Aussagen Napoleons zusammengesezt, daß also eigentlich Napoleon selbst diese Geschichte geschrieben hat; indeß würde er sich ein Verdienst erworben haben, wenn er zugleich unter jeder Seite seines Werks die Quelle genannt hätte, aus der er das Mosaikstiftchen genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 19. — 18. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

87) Mémoires de Constant, prémier Valet de chambre de l'Empereur, sur la vie privée de Napoleon. Paris, l'Advocat, 1830.

Jenen Verehrern Napoleons, die nicht blos den Geist des Helden, sondern — wie ein geschätztes Blatt neulich sich ausdrückte — auch seine „körperlichen Beziehungen“ bewundern, hat der Buchhändler Ladvokat in Paris einen nicht geringen Dienst erwiesen. Die Memoiren des Kammerdieners Constant geben uns die vollständigsten und umständlichsten Aufschlüsse darüber, wie der Kaiser aß, trank, sich wusch, ankleidete, schlief, wachte, seine Gemahlin besuchte, oder allein ließ; und da diese wichtigen Gegenstände, wie man sich denken kann, in der Mannichfaltigkeit ihrer verschiedenen Kombinationen unerschöpflich sind, so dürfen wir hoffen, daß den wenigen Bänden, die uns bisher zugekommen sind, vier an Zahl, noch eine ganze Reihe anderer von gleich hohem Interesse folgen wird. Das Detail, in welches dieser aufmerksame Diener eingeht, ist bewunderungswürdig; fünf Seiten werden allein dem Barbiere Napoleons gewidmet. Doch dürfen wir unseren Lesern nicht verbergen, daß unter einer Fluth von Anekdoten und Bemerkungen, welche für das hungernde Heer der Uebersetzer eine willkommene Beute seyn werden, sich doch auch mancher charakteristische Zug befindet; und im Allgemeinen können wir nicht läugnen, daß der erste Konsul, so wie der Kaiser uns von keinem seiner Biographen bisher in so tiefem Negligée gezeigt worden ist, als von seinem treuen Kammerdiener Constant.

Lächerlich war uns der Auftritt, zu dem es zwischen dem Eroberer Italiens und dem Sänger Marchesi zu Mailand kam. Während unserer ersten Reise nach Italien, erzählt Constant, sprach der erste Konsul den Wunsch aus, Marchesi zu hören; nach vielen Bemühungen zeigte sich der Sänger endlich, jedoch mit aller Wichtigkeit eines Mannes, der sich in seiner Würde gekränkt glaubt. Die einfache Tracht des Konsuls, seine unbedeutende Gestalt, sein schmales Gesicht, — dies Alles war aber nicht darauf berechnet, einen imponirenden Eindruck auf den Theaterhelden zu machen; und als er aufgefordert wurde, eine Aria zu singen, antwortete er nur durch einen unartigen Scherz: „Herr General, wenn Sie eine gute Aria (das Lied, aber auch: die Luft) verlangen, so werden Sie die beste im Garten finden.“ Seine augenblickliche Entlassung und Verhaftung waren die natürlichen Folgen dieser Ungezogenheit; als Bonaparte indessen nach der Schlacht von Marengo nach Mailand zurückkehrte, so glaubte er, daß der unglückliche Sänger für seinen schlechten Witz hinreichend be-

straft sey; er ließ ihn daher aus dem Gefängnisse, in welchem der Arme bisher geschmachtet hatte, holen und bat ihn aufs neue um eine „Aria.“ Marchesi hatte jezt seine Stimme gefunden und sang zum Entzücken; der erste Konsul drückte ihm die Hand und bekomplimentirte ihn — um uns des Ausdruckes unserer Quelle zu bedienen — auf das herzlichste. So war der Friede zwischen den beiden hohen Mächten wieder hergestellt, und Marchesi athmete von Stund an, nichts als das Lob des Konsuls.

Charakteristisch für die republikanische Würde und Festigkeit der neuen „Römer,“ wie vielleicht noch jezt mancher die Franken jener Zeit nennen möchte, ist ein Dialog, bei Gelegenheit der Wiedereinführung der alten kirchlichen Gebräuche: während der erste Konsul sich ankleidete, trat Joseph Bonaparte mit Cambaceres (dem zweiten Konsul) ein. „Gut, sagte der erste Konsul zu dem lezteren, wir werden also wieder in die Messe gehen; was sagt man dazu in Paris?“ — „Nun, Viele, erwiederte Cambaceres, wollen die erste Aufführung sich mit ansehn, und wenn ihnen das Stück nicht gefällt, werden sie es auspfeifen.“ — „Wenn es irgend Jemand in den Sinn kommt zu pfeifen, werden ihm die Grenadiere der Konsulargarde bald die Wege gewiesen haben.“ — „Aber wenn es nun den Grenadieren einfiele, selbst mit zu pfeifen?“ — „Oh, was das betrifft, so bin ich unbesorgt; meine alten Schnurrbärte werden nach der Notre Dame gehen, wie sie in Cairo zu der Moschee giengen, und wenn sie ihren General ernst und aufmerksam sehen, werden sie es gleichfalls seyn und unter einander sagen: es ist die Parole!“ — „Ich fürchte nur, sagte Joseph Bonaparte, daß die Generale nicht so nachgiebig seyn werden. Ich komme eben von Augereau; er speit Feuer und Flamme über deine Capucinaden, wie er es nennt. Er, und so manche andere, werden nicht so leicht in den Schoos unserer heiligen Mutter-Kirche zurückzuführen seyn.“ — „Bah! Augereau ist ein Schwätzer, der nur Lärm schlagen will. Wenn er irgend wo einen kleinen schwachköpfigen Vetter hat, wird er der erste seyn, der ihn zur Schule schickt und mir in den Ohren liegt, daß ich einen Kaplan aus dem Burschen mache. A propos, fuhr der erste Konsul fort, indem er sich zu Cambaceres wandte, wann wird Ihr Bruder abgehen und seinen Siz zu Rouen einnehmen? Wissen Sie auch, daß es das beste Erzbisthum in Frankreich ist? Binnen einem Jahre ist er Kardinal, das ist eine ausgemachte Sache.“ — Der zweite Konsul verbeugte sich, was konnte er Anderes thun? Gewiß, Napoleon wußte mit seinen Leuten umzugehen.

Wenn es eine Vertheilung von Ehrenwaffen gab, so war immer ein grosses Diner in den Tuilerien, an welchem Alle, die eine solche Auszeichnung erhalten hatten, ohne Unterschied des Ranges Theil nahmen, oft waren ihrer bei zweihundert Generale, Obristen, gemeine Soldaten saßen ohne Unterschied neben einander; und Bonaparte gab sich alle Mühe, es seinen Gästen möglichst behaglich zu machen. Bei vielen war indessen die Verlegenheit unüberwindlich; sie saßen zwei Schuhe weit von der Tafel ab und wagten weder Serviette noch Brod anzurühren; dabei wurden sie roth bis über die Ohren und streckten ihren Hals immer nur nach dem Generale aus, als ob sie das Kommando von ihm erwarteten. Oft nahmen die Diener Gerichte hinweg, die gar nicht berührt worden waren. Aber diese Befangenheit hinderte sie nicht, die Auszeichnung, die ihnen erwiesen wurde, mit dem größten Enthusiasmus aufzunehmen. Nichts konnte aber auch einschmeichelnder seyn, als das Benehmen Bonapartes bei einer solchen Gelegenheit. Er trank mit den Soldaten und ließ sich von ihnen die tapfern Thaten erzählen, durch welche sie jene Ehre verdient hatten. Und wenn er dann vom Tische aufstand, so redete er sie an: „Meine tapfern Kameraden, ihr müßt mir jezt aber auch nicht vergessen, eure Kinder recht bald zu taufen!“ wobei er auf die Ehrensäbel wies. Und dem Himmel ist es bekannt, ob sie sich schonten.

Doch daß wir für unseren Kammerdiener nicht zu ernsthaft werden, wollen wir zum Schluß nur noch eine Anekdote abschreiben, in welcher wir Mr. Constant in Lebensgröße und sein Buch wenigstens *in nuce* sehen. „Napoleon behielt beständig denselben Schuhmacher, den er auf der Militärschule zu Brienne gehabt hatte; und als der Mann starb, folgte sein Sohn ihm in seinem Amte. Die Folge hievon war, wie Konstant weise bemerkt, daß Napoleons Schuhe immer sehr schlecht gemacht waren. Im Verlaufe der Zeit waren die Leisten zu schmal geworden, und der Schuhmacher mußte daher geholt werden, um dem Kaiser Maaß zu nehmen. Der arme Mann, der den Kaiser noch nie gesehen hatte, kam, als er diese Botschaft erhielt, vor Angst fast außer sich. Wie sollte er vor Sr. Majestät erscheinen? Wie mußte er gekleidet seyn? Ich sprach ihm Muth ein und belehrte ihn, daß er einen schwarzen Frack und schwarze Hosen, nebst Degen und Hut, anhaben müsse, wenn er dem Kaiser vorgestellt würde. In diesem Anzuge erschien er denn in den Tuilerien und trat in das Zimmer des Kaisers, er machte einen tiefen Bückling und stand in tödlicher Verlegenheit. — „Ihr seyd nicht der Mann, der mir meine Schuhe zu machen pflegte?“ sagte Napoleon. — „Nein, Ew. Majestät, Kaiser und König, dies war mein Vater.“ — „Warum ist er nicht selbst gekommen?“ — „Wenn Ew. Majestät, Kaiser und König, erlauben, weil er gestorben ist.“ — „Wieviel laßt ihr mich für meine Schuhe bezahlen?“ — „Achtzehn Franken.“ — „Das ist theuer genug.“ — „Ew. Majestät, Kaiser und König, können sie noch theurer haben, wenn es Ihnen

gefällig ist.“ — Der Kaiser lachte herzlich über dieses naive Bekenntniß, aber jezt verlor der Schuhmacher, der den Hut unter dem Arme herantrat, um das Maaß zu nehmen, völlig alle Fassung; der Hut entfiel ihm, der Degen kam ihm zwischen die Beine und er fiel auf den Boden; endlich nahm man ihm den Hut und Degen ab, und so gelang es ihm, sein Geschäft zu Ende zu bringen.“

Hermes.

88) Memoiren und Mittheilungen eines Pagen am kaiserl. französischen Hofe. Von 1802 bis 1815. Erster Theil. Leipzig, Hartmann, 1830. — Man fragte Talleyrand, ob er seine Memoiren bald herausgeben werde. „Ich bin noch nicht entschlossen, sagte er, ich weiß nur, daß mein Koch sich mit den seinigen beschäftigt.“ Das ist das beste Motto zu all der Memoirenkocherei, die seit der Restauration Mode geworden. Wenn man Alle hört, so mag man auch den kleinen Pagen hören, der mit aller möglichen Medisance und Suffisance seine kleinen Antichambregeheimnisse ausplaudert, und besonders viel artige und unartige Anekdötchen zum Besten gibt.

89) Denkwürdigkeiten über den Hof Louis Napoleons und über Holland. Aus dem Französischen. Leipzig und Darmstadt, Leske. Zwei Theile. — Allgemein bekannt ist das edle Betragen des Exkönigs von Holland, der lieber die Krone niederlegte und die Ungnade seines Bruders Napoleon auf sich zog, als daß er die Interessen des ihm anvertrauten Volks verrathen hätte. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten gehn näher auf sein großmüthiges Verfahren ein, doch schildern sie auch manche kleine Schwachheit des guten Königs. So wollte derselbe z. B. das kleine Holland eben so organisiren, wie das große Frankreich, und hatte bereits mehrere Generale zu „Marschällen von Holland“ ernannt, als Napoleon ihn nöthigte, diese Lächerlichkeiten zu widerrufen. — Ausführlich schildert der Verfasser auch die kaiserliche Rundreise Napoleons und der Kaiserin Marie Louise in Holland, und gibt dabei folgende artige Anekdote zum Besten. Die Holländer hatten nie aufgehört, unter dem Schutz ihres Königs Louis, englische Waaren einzuschmuggeln, und Marie Louise selbst bedurfte solcher Waaren unumgänglich für ihre Toilette, hatte sich daher an Amsterdamer Juden gewandt und von diesen erhalten, was sie bedurfte, ohne daß Napoleon das Geringste davon merkte. Auf jener Reise nun in Holland verschärfte er die Befehle gegen den Schleichhandel und machte bekannt, er werde jeden, der dabei ertappt würde, am nächsten Schiffsmast aufhängen lassen. Da frug ihn die Kaiserin, die dabei stand, lächelnd: ob er nur den, oder auch die hängen lassen wolle? und gestand ihm, daß sie selbst geschmuggelt habe. „Also auch Sie, meine theure Freundin, erwiederte er, verschwören sich gegen mein System?“ Sie mußte ihm versprechen, es nicht mehr zu thun, und die Sache war abgethan. — Der Verf. schildert Holland ferner zur Zeit, da es völlig mit Frankreich vereinigt war, und dann dessen Befreiung und die Restauration der Oranier. Als ächter Franzose weiß er übrigens in die Eigenthümlichkeiten des fremden Volks nicht eben tief einzudringen. Er wirft es unter anderm als einen bekannten Satz hin, daß das heutige Holländisch das Deutsch sey, was im 15ten Jahrhundert allgemein in Deutschland gesprochen worden. Unsre schwäbischen Dichter werden sich für die Ehre bedanken, daß ihre süßen Töne mit dem breiten Gequatsch der heutigen Holländer verwechselt werden.

90) Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen vom Anfang der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Wohlfeile Taschenausgabe mit Schlachtplanen. Aus dem Französischen. Darmstadt, Leske, 1830.

Es liegen uns davon vor: 1) Die Kriege in der Vendée von 1792 – 1796 von Mortonval, 2 Bändchen. 2) Die Feldzüge in Italien von 1796 und 1797 von Saintine, 3 Bändchen. 3) Die Revolutionsfeldzüge im Norden und Osten von Frankreich, von Viennet, 4 Bändchen. 4) Die Feldzüge in Deutschland, 1802—1809, von Saint-Maurice und Mortonval, 4 Bändchen. Der Subscriptionspreis für das Bändchen beträgt nur 27 kr., und das Unternehmen ist sehr zu loben. Unterhaltender gewiß und lehrreicher sind diese Geschichten ewig denkwürdiger Kriege, als die langweiligen Romane Walter Scotts. Auch ist die Bearbeitung weit glänzender, als man es bei wohlfeilen Resumés und Taschenausgaben gewöhnlich erwarten darf. Die Franzosen wissen ihre Kriege so gut zu beschreiben, als zu führen, und wer liest nicht mit Vergnügen die wundervollen Feldzüge, in welche das lang im Innern verschlossene Feuer der französischen Revolution plötzlich wie ein Nordlicht in seinen bunten Farbenfächer ausbrach.

91) Napoleons Ehrentempel. Ein Cyclus der vorzüglichsten über den Kaiser Napoleon und seine Zeit erschienenen Memoiren, Biographien und Anekdoten. I. Denkwürdigkeiten des Herzogs von Rovigo. Zwanzig Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1830.

Auch der Herzog von Rovigo, Savary, gehört zu den dankbaren Anhängern Napoleons, die es mit Recht für eine größere Ehre hielten, ihrem Wohlthäter im Unglück treu zu bleiben, als „den todten Löwen mit Eselsfüßen zu treten.“ Indeß ist diese Dankbarkeit und persönliche Bravour das Einzige, was wir an dem Herzog zu schätzen haben. Im Uebrigen ist er, als Spätling der Re-

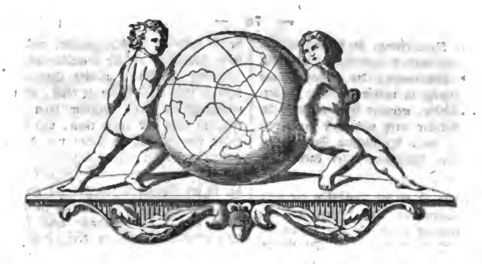
volution, der ihre schönen Tage nicht mehr gesehn, als bloßer Satellit der Napoleonischen Gewaltherrschaft, als dessen Handlanger beim Morde des armen Herzogs von Enghien und als Polizeiminister zu tief in die große Blutschuld Napoleons verwickelt, als daß er denselben ehrfurchtgebietenden Eindruck auf uns machen könnte, dem wir uns gern hingeben, wenn wir ältere Helden der Republick betrachten. Der Umstand, daß der Herzog seine Handlungen nicht blos erzählen, sondern auch entschuldigen muß, ist ziemlich peinlich. Vorzüglich machen ihm die Prozesse des Herzogs von Enghien und des Generals Mallet zu schaffen. An der Hinrichtung des erstern will er unschuldig seyn, seine Unvorsichtigkeit bei der Verschwörung des leztern (1812) sucht er möglichst zu bemänteln. Allein es ist und bleibt ein undankbares Handwerk, das von der Polizei. Es färbt ab und die Flecken lassen sich nie wieder ganz verwischen.

Uebrigens kann Niemand zweifeln, daß Savary ein Mann vollkommen nach dem Herzen Napoleons war, ein braver Soldat, aber zugleich ein unbedingt gehorsamer Helfershelfer, der sich zu allem brauchen ließ und der nichts von jenem zarten politischen Ehrgefühl oder moralischen Eckel besaß, welche den patriotischen Bürger, den großmüthigen Soldaten verhindern, jeden Befehl eines Tyrannen auszuführen. Aber so wollte Napoleon seine Leute haben.

92) Dr. K. Fl. Leidenfrosts französischer Heldensaal, oder Leben, Thaten und jetzige Schicksale der denkwürdigsten Heroen der Republik und des Kaiserreichs, insonderheit der Waffengefährten und Marschälle Napoleons. Mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt. — Ein dicker Band von Biographien nach alphabetischer Ordnung, worin man die wichtigsten Notizen über alle einzelnen Helden der Revolution und der Kaiserzeit findet, also ein recht nützliches und dankbares Unternehmen. Sieht man diese glänzenden Namen alle beisammen, so vermehrt sich der Respekt vor der Nation, aus der so viele Helden in so kurzer Zeit hervorgiengen. Wir wollen hier nur die vornehmsten nennen: Arrighi, Herzog von Padua. Augereau, Herzog von Castiglione. Baraguay d'Hilliers. Barbanègre. Eugene de Beauharnois, Vicekönig von Italien. Bernadotte, König von Schweden. Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram. Bessieres, Herzog von Istrien. Marschall Brune. Cancleaux. Carteau. Coulaincourt, Herzog von Vicenza. Championnet. Claparede. Clarke, Herzog von Feltre. Clauzel. Compans. Custine. Dampierre. Davoust, Herzog von Auerstädt. Desaix. Dumouriez. Duroc, Herzog von Friaul. Eblé. Espinasse. Excelmans. Gouvion Saint Cyr, Marschall. Grouchy. Hoche. Houchard. Hüllin. Joubert. Marschall Jourdan. Junot, Herzog von Abrantes. Kellermann, Herzog von Valmy. Kleber. Lamarque. Lannes, Herzog von Montebello. Latour-Maubourg. Lauriston. Lefebvre, Herzog von Danzig. Lobau. Macdonald, Herzog von Tarent. Maison. Marceau. Marmont, Herzog von Ragusa. Massena, Fürst von Eßling. Menon. Marschall Molitor. Moncey, Herzog von Conegliano. Montholon. Moreau. Mortier, Herzog von Treviso. Murat, König von Neapel. Ney, Fürst von der Moskwa. Oudinot, Herzog von Reggio. Pajol. Pichegru. Rapp. Reynier. Savary, Herzog von Rovigo. Scherer. Sebastiani. Serrurier. Soult, Herzog von Dalmatien. Suchet, Herzog von Albufera. Vandamme. Victor, Herzog von Belluno. Westermann. Noch zweimal so viel Namen untergeordneter Generale, die indeß ebenfalls sich sehr ausgezeichnet, sind in der Sammlung enthalten, in der übrigens manche Namen, die erst in den lezten Monaten wieder neuen Glanz erhalten haben, z. B. Lafayette, Gerard, Bourmont, und noch einige wie Carnot und die sämmtlichen Helden der Vendée, gar nicht einmal genannt sind. Welche Menschen, welche Thaten! Wahrlich, die Weltgeschichte kann nur noch viel Besseres, aber nicht viel Größeres mehr sehn!

93) Beschreibung der Schicksale und Leiden des ehemaligen Korporals Büttner während seiner 19monatlichen Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813. Von ihm selbst beschrieben. Nürnberg, Riegel und Wießner. — Der arme Mann, der sehr treuherzig erzählt, wurde bei Moskau verwundet und gefangen. Man machte ihm sogleich den Antrag, bei den Russen Dienste zu nehmen. Als er dies verweigerte, schrie der russische Offizier ihn und seine gefangnen Kameraden an: dann sollt und könnt ihr krepiren! Büttner wurde zu Fuß fortgeschleppt, obgleich er aus fünf offnen Wunden blutete. Umsonst berief sich Büttner auf das Point d'Honneur, das ihm verbot, beim Feinde Dienst zu nehmen; umsonst flehte er, man möchte seine schmerzhaften Wunden verbinden lassen. Man warf ihn in die Wache, ohne Verband. So wurde er noch mehrere Tage hindurch fortgeschleppt, in den Dörfern mit Koth geworfen und auf jede Weise mißhandelt, bis endlich eine vorüberreisende Generalsfrau sich seiner erbarmte. Aber er war schon zu geschwächt, um sobald hergestellt werden zu können und blieb in der Stadt Perm liegen, wo er dem Tode nahe kam. Auch hier verweigerte der russische Arzt, Dr. Reich, ein geborner Hannoveraner, ihn zu heilen, wenn er nicht gelobe, russische Dienste zu nehmen, und ließ den Todtkranken auf dessen Weigerung hülflos liegen. Dennoch wollte das Glück, daß er gerettet wurde und die Heimath wieder erreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 20. — 21. Februar 1831.

Kritische Literatur.

Forum der Journal-Literatur. Eine antikritische Quartalschrift. Ersten Bandes erstes Heft. Berlin, Logier, 1831.

Der Herausgeber, Karl Gutzkow, prüft in der Einleitung zu dieser Zeitschrift die Tendenzen der bedeutendsten jezt in Deutschland bestehenden kritischen Journale und erklärt sodann, sein Forum solle „dem Menzelschen Literaturblatt, dessen Farbe und Gesinnung am nächsten stehen.“ Die Gründe dieser Uebereinstimmung seiner Tendenz mit der meinigen, entwickelt er in einem langen Artikel und bekämpft bei dieser Gelegenheit alle meine literarischen Widersacher. Ich bin dem mir völlig unbekannten Herausgeber um dieser Diversion willen doppelt zu Dank verpflichtet, da die Sache der Wahrheit an ihm nicht nur einen begeisterten, sondern auch einen sehr talentvollen Streiter gefunden hat. So jung er ist, beurkundet doch seine Schrift eine ausgebreitete Bekanntschaft mit unsrer Literatur, und seine Einsichten bilden mit seiner Jugend einen Kontrast, der ihm nur zur Ehre gereicht. Auch zieht er aus dieser Jugend mit Recht den Vortheil, den jedem Talent sein Horoskop gewährt. Wenn der altersschwache Geist einer dahinsterbenden Zeit mit dem jugendlichen Geist einer erst werdenden Zeit ringt, so ist es ein Vortheil, ein oder ein Paar Jahrzehente später geboren zu seyn. Man wurzelt dann weniger in den Vorurtheilen der alten Zeit. Man ist schon von Natur außerhalb der Illusionen gestellt, in welchen die Zöglinge und Günstlinge der alten Zeit befangen sind. Man braucht sich nicht erst viele Mühe zu geben, sich von üblen Gewohnheiten, kleinen Ansprüchen, angenehmen Täuschungen los zu machen. Man ist schon von selbst darüber hinaus. Man weiß nicht mehr, wie den Männern zu Muthe war, welche Zöpfe trugen, weil man selbst nie einen getragen hat.

Je weniger wir Jüngern aber mit unsrer Subjektivität in die alte Zeit gehören, um so objektiver wird sie uns, um so unbefangner können wir sie im Umfang aller ihrer Erscheinungen als eine vorübergegangne, hinter uns liegende Epoche historisch würdigen. Nichts ist natürlicher. Sie ist wohl noch nicht ganz vorüber, aber nahe am Ende, und aufs deutlichste unterscheidet sich von ihrem Geist der neue Zeitgeist.

Wie in unsrer Literatur der alte und neue Geist kämpfen, und welche mannichfaltige Entartungen eine Umbildung derselben nothwendig und unvermeidlich gemacht haben, das ist unter andern in diesen Blättern schon oft genug dargethan worden. Und wer vermöchte die Mon-

strosität, die chaotische Verwirrung, die innre Zerrissenheit, die Meinungsverschiedenheit und Unentschiedenheit, die Ueberreizung und Abspannung, die vielfache innre Erkrankung und Verwesung in unsrer Literatur zu verkennen, wenn er sie allseitig, wenn er sie unbefangen betrachtet? Die Klage darüber wird nicht erst heute vernommen. Schon lange haben die edelsten Geister, hat der vernünftige Theil des Publikums bitter darüber geklagt.

Des Uebels Ursprung ist in den Zuständen des vorigen Jahrhunderts zu suchen, und eben darum muß auch die durchgreifende Umbildung dieser Zustände in unserm Jahrhundert diesem Uebel ein Ende machen. Die Bedingung alles gesunden Gedeihens in Wissenschaft und Kunst ist ein öffentliches Leben, d. h. das Leben in der Kirche und dem Staate. Wo dies fehlt, da fehlt auch in der Literatur der rechte Takt und das rechte Maaß und sie fällt, der Kontrolle des öffentlichen Geistes entrissen, der zügellosen Willkühr individueller Geister anheim. Die Musen herrschen zwar, aber sie verlieren die Zucht. Offenbar fehlte dem vorigen gelehrten und poetischen Jahrhundert das, was das griechische Alterthum, was das Mittelalter besaß, die innerlich zugleich belebende und zugleich einigende und bindende Mitte, die plastische Kraft des öffentlichen Lebens. Darum zerfuhr in ihm der Geist nach allen Richtungen und desorganisirte sich, zersezte sich in seine lezten Elemente und äußersten Gegensätze, und wenn auch die weinichte Gährung dieses großen geistigen Verwesungsprozesses anfangs eine Erhitzung und Erhöhung der Lebenskraft schien, so trat doch bald genug die faulichte Gährung ein, in der alle diese hitzigen Hoffnungen zu Wasser wurden. Das Zusammenwirken aller Kräfte hörte auf, jede Kraft wirkte auf eigne Hand; jede ächte und natürliche Kraft aber überspannte sich, glänzte eine Zeitlang in dieser Ueberspannung und fiel dann in das Gegentheil, in die Abspannung. So die Bücher, so die Menschen. Wir sahen eine Menge große, aber egoistische, einseitige, überspannte Talente, und auf diese sind die unmächtigen Geister gefolgt, die von jenem Talent nur noch den Anspruch haben. Die Spätlinge fast aller Schulen sind verkrüppelte Zwerggeister, wie Horus in der Wintersonne geboren, und geben doch ihre immer mehr am Pol ihrer Einseitigkeit erkältende armselige Lapplandsnatur für die sublimste Natur aus.

Die Väter besaßen noch Originalität, die Söhne dagegen sind nur deren schwächliche Kopien. Ohne eigne Kraft ahmen sie nur immer nach und fahren mechanisch fort, bekannte Formen zu wiederholen, aus denen aber Geist und Leben gewichen sind, oder wenn sich noch welches darin findet, so ist es der Schein und Abglanz davon, in die Form selbst übergegangen, und eine um so schlimmere Heuchelei, als sie unwillkührlich ist. So sehn wir Menschen und Bücher gläubig thun und aufgeklärt thun, legitim thun und freisinnig thun, phantastisch thun und wissenschaftlich thun, vornehm thun und populär thun, ernsthaft thun und lustig thun, und sie sind doch wirklich nichts von alledem, sie haben nur des Vaters Rock an. Oder ist etwa der wirklich begeistert, der Jamben schmiedet nach Schillerschen Trauerspielen? und jeder vornehm, der in der Gallaprose Goethes sich breit macht? und jeder eine schöne Seele, der Capriolen zu machen versucht à la Jean Paul? Die Schwäche kann sich nicht verbergen. Wer erkennt sie nicht in dem faden Pietismus und dem zahmen Rationalismus, in denen nichts mehr von der alten Kraft des orthodoxen Fanatismus und des muthwilligen Atheismus ist? Wer erkennt sie nicht in der servilen Salbaderei, worin die alte naive Loyalität, die weniger überzeugen wollte, als selbst überzeugt war, längst verschwunden ist, und in dem liberalen Gewäsch, das den Terrorismus in einen Timorismus verkehrt? Und unsre Dichter? Was ist in ihren conventionellen Phrasen noch übrig von der Sturm und Drangperiode? Ueberall sehn wir die nämliche Erscheinung in der Geisterwelt, krankhafte Ueberreizung, dann Tod und Verwesung.

Doch diese geistige Zersetzung ist, trotz der sie begleitenden traurigen und Eckel erregenden Erscheinungen, von einem höhern Standpunkt betrachtet, eine welthistorische Nothwendigkeit gewesen. Sie bezeichnet, wie aller Tod in der Natur, nur den Uebergang aus einem Lebendigen in das Andre.

Sonderbar ist es, daß alle Schöpfungsversuche in jener Zeit mißlangen, daß immer ein System, eine Methode, eine Manier die andre verdrängte, daß eine Einseitigkeit immer die andre verneinte und zu vernichten trachtete, und daß man dennoch beständig das goldne Zeitalter pries und eine vollendete Bildung erreicht zu haben sich schmeichelte. Die Eitelkeit spielte den Herrn diesen Streich. Jeder hielt doch im Grunde das Zeitalter nur deshalb für vollkommen, weil es das seinige war. Das Unwesen im Ganzen zu übersehn und zu bekämpfen, mochte erst am nahen Ende seiner Epoche gelingen, weil man immer erst die Totalanschauung einer Zeit erhält, wenn dieselbe sich vollendet und in sich abläuft.

Dieser Zeitpunkt ist aber nun gekommen. Ob ich oder ein andrer grade der erste war, der die Generalkritik jener Epoche unternommen, ist sehr gleichgültig. Nicht ich bin der Kritiker, es ist der Zeitgeist selbst, dessen Organ ich nur bin. Jede neue Zeit blickt auf die alte zurück und beurtheilt sie von ihrem neuen Standpunkt

aus. Daß der jetzige aber der Standpunkt des öffentlichen Lebens ist, versteht sich von selbst.

Die Kinder und Nepoten jener hinwelkenden Zeit begreifen die neue freilich nicht. Sie sind viel zu sehr in ihre Einseitigkeit und in ihren Egoismus verrannt, um mit Universalität des Geistes und Demuth des Herzens die Größe des allgemeinen Lebens zu erfassen. Sie, die Repräsentanten der Desorganisation, der Zersetzung, sind eben wesentlich dadurch charakterisirt, daß sie den Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben verloren, sich isolirt haben, und keiner den andern mehr, am wenigsten aber das Ganze selbst begreifen. In diesem Sinne sind sie die wahren Barbaren der neuern Zeit, obgleich sie sich für etwas weit besseres halten, und ihre Barbarei ist, als das Gegentheil der vollendeten Humanität, wahres Zurücksinken in die Thierheit. Was andres unterscheidet das Thier vom Menschen, als seine Einseitigkeit, seine Unfähigkeit, aus dem engbegrenzten und nur auf einen Punkt gerichteten Instinkt herauszugehn? Die Schnecke begreift den Lauf der Sonne nicht, der Maulwurf nicht ihr Licht. Nun, gibt es unter unsern Schriftstellern nicht genug solche Schnecken und Maulwürfe, die das Nächste nur, das sie berührt, nicht die unendliche Ferne und Weite der großen Natur verstehn? Und darf man es ihnen zum Vorwurf machen? Herr Gutzkow klagt darüber, daß alle meine Widersacher ohne Ausnahme in meinen Schriften die Totalanschauung, den centralen Gesichtspunkt verkennen; müssen sie es denn aber nicht? Schriftsteller, deren geistige Existenz nur an dem dünnen Faden eines einzigen, meist nur geborgten Gedankens hängt, können auch nicht einmal ahnen, welche Welt von Gedanken in andrer Leute Köpfen sich bewegt. Der Eingeborne in den Bergwerken von Wiliczka hat das Universum voll Sterne nie gesehn, und man sollte ihm zumuthen, was man einem Newton und Herschel zumuthet? Nein, die Unwissenheit ist zu beklagenswerth, als daß sie nicht verzeihlich seyn sollte. Noch Niemand hat die Sterne geläugnet, der sie gesehn, und im Angesicht ihrer Größe vergibt man dem Blinden und bedauert ihn.

Wenn Herr Gutzkow meine Widersacher ferner anklagt, daß sie meinem Eingreifen in die Literatur nur die persönlichsten Zwecke der Schriftstellereitelkeit und des Berühmtwerdenwollens unterschieben, so kann ich mich auch darüber weder wundern noch erzürnen, denn in der That, es gibt sehr viele Schriftsteller unter uns, die auch nicht die entfernteste Ahnung davon haben, wie man für eine Sache begeistert seyn könnte, wie man einen höhern oder allgemeinern Zweck haben könnte, als den des literarischen Parvenu. Solche Leute haben keinen andern Maaßstab als sich selbst; wenn sie uns mit demselben messen, so ist das sehr natürlich. Indeß liegt immer zugleich ein Widerspruch in der Behauptung, es sey mir um den Ruhm zu thun, da ich mir das, was die Herrn Ruhm nennen, auf viel wohlfeilere Weise verschaffen könnte, wenn ich mich nur herabließe, mit ihnen Parthei zu machen.

Stets mit dem Ganzen der Literatur beschäftigt, die Schriftsteller alle in Masse nehmend und viele tausend geistige Physiognomien meinem Gedächtniß einprägend, habe ich weder Zeit noch Neigung, den Einzelnen zu hassen oder seinen Haß zu erwidern, einen Haß, den erregt und verdient zu haben ich übrigens gern bekenne, weil ich auch dem elendesten oder bösartigsten Wurm das Recht nicht abstreite, den zu hassen und sich gegen den zu wehren, der ihn als ein schädliches Thier erkannt hat und ihn vertilgt. Dieselbe Wahrheit, die ihm verderblich wird, bringt der übrigen Welt desto mehr Gutes. Die Sonne trocknet hier den Sumpf aus, daß das Gewürm darin verschmachtet, und ruft dort eine reiche Frühlingswelt hervor. Es ist die einzige Strafe des Gewürms für die Schuld seiner Natur, daß es von dem Segen nichts weiß, den die Sonne, ihre Verderberin, andern Geschöpfen bringt. So hat mich der Himmel schon genugsam an meinen Widersachern dadurch gerächt, daß sie das segnende Licht einer Wahrheit nicht kennen, deren Feuer sie nur brennt.

Höchst geistvoll spricht Herr Gutzkow von den lauwarmen Halblingen, die gern möchten und nicht können, wohl könnten aber nicht mögen, die in Lob und Tadel, Wahrheit und Lüge, taubenhalsig schillen, deren Geist der neuen Zeit, deren Leib aber noch der alten angehört, die aus Ueberzeugung und Naturell dem Zeitgeist zwar gerne folgten, aber aus Interesse und Konvenienz zurückbleiben. Solche Mischlinge wird es immer geben, wenn zwei Zeiten in hartem Kontrast zusammenstoßen. Es ist nicht jedermanns Sache, Charakter zu haben, und gerade der Geist weiß am leichtesten auch ohne Charakter auszukommen. Jede Reformation hat ihre Erasmusse.

Die blühende Phantasie, der treffende Witz des Herrn Gutzkow würden ihm einen ehrenvollen Rang unter unsern humoristischen Schriftstellern verbürgen, wenn nicht seine haarscharfe Logik und noch mehr die ihm von der Natur als eine ihrer seltensten Gaben verliehene kerngesunde Vernunft, die sich selbst durch den Verstand nicht von dem sichern magnetischen Zuge abbringen läßt, ihm einen noch höhern Beruf anwiesen. Unsre Zeit bedarf vor allem und ruft hervor universelle Köpfe, um die chaotische Verwirrung der Systeme, Methoden und Manieren zu lösen, um den Bücherwald zu lichten, um die

Nation zum Bewußtseyn aller ihrer geistigen Kräfte zu bringen, indem sie dieselben sammeln, ordnen, läutern, den Krankheitsstoff und den Ballast ausscheiden. Lange genug verlor man sich vom Mittelpunkt an die entferntesten und entgegengesetztesten Punkte des Umkreises; es ist endlich Zeit, wieder die Mitte zu suchen und in ihr den Ueberblick über den Umkreis. Lange genug wurde die Geisteskraft mißbraucht für schlechte Zwecke, für Unvernunft und Tändelei, lange genug wurde Verkehrtes und Nichtiges für das Rechte genommen; es ist endlich Zeit, das wuchernde und in seiner Ueberfülle faulende Unkraut auszujäten.

Indem ich alle guten Köpfe zu dieser zeitgemäßen Herkulesarbeit auffordre, sie auffordre, meine vorbereitenden Bemühungen hierin weit zu übertreffen, überlasse ich ihnen auch gern allen Ruhm davon und glaube zu beweisen, daß es mir nicht um den Triumph, sondern lediglich um den Sieg zu thun ist.

Eine antikritische Zeitschrift, in diesem Sinne durchgeführt, überall die in unserer kritischen Journalistik hervortretenden verkehrten Ansichten rügend und strafend, und zugleich einen Ueberblick über diese Journalistik gewährend, ist gewiß ein glückliches Unternehmen, wenn der Herausgeber nur nicht dabei ermattet, sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt. Herr Gutzkow scheint mir die aus innrer Kraft und aus einem erhabnen Zweck entspringende Unbefangenheit zu besitzen, mit der nach Ariosts Gedicht Roger mitten durch das große Ungeziefer schritt. Die Zeit muß lehren, ob er auch Ausdauer besitzen wird. Es gilt hier nicht, einen einzigen Gedanken auszusprechen, der plötzlich alles erleuchten und umgestalten könnte, sondern man muß ganz im Detail reformiren und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in alle Disciplinen einzudringen, den Feind in allen Posten aufzustöbern und den Proteus der Unnatur und Unvernunft in allen seinen tausendfachen Verwandlungen zu bändigen. Nur am nemäischen Löwen war es genug, das Herz zu treffen, im Stalle des Augias mußte Herkules alle Winkel säubern. Es gibt einen Herkules Musagetes, und eben nur in diesem Sinn. Man begreift diesen Beinamen erst, wenn man sieht, wie der Parnaß sich in einen Stall des Augias verwandeln kann. Eine schlechte Arbeit an sich, ihn auszuräumen, doch geadelt durch den Zweck und durch die Kraft, eine Herkulesarbeit, deren nicht Herkules, deren nur Augias sich zu schämen hat. Zum Glücke fehlt es auch an dem Flusse Alpheus nicht. Der Strom der Zeit braust mächtig heran, all den alten Unrath wegzuschwemmen.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

94) Histoire de la campagne de 1813, par M. de Norvins. Paris, chez Gagniard, 1830. 2 Bändchen.

Soll man Geschichte mit Ausrufungszeichen schreiben? Von der Beantwortung dieser Frage hängt das Urtheil über das neue Werk des Herrn v. Norvins und einen bedeutenden Theil der neueren französischen Geschichtsliteratur ab. Ueberall Ausrufungszeichen, überall Gedankenpunkte, und doch soll der Geschichtschreiber Richter und nicht Advokat seyn. Uebrigens besitzt Norvins ausgezeichnete strategische Kenntnisse und wäre man 1813 dem Plane gefolgt, den er 1830 vorschreibt, so wäre vielleicht ein anderes Denouement eingetreten als das wirkliche, welches er immerhin als wahrheitsliebender Mann getreu erzählt. Mit andern Worten: ein anderes Resultat wäre eingetreten, wenn Napoleon nach seiner Rückkehr aus Rußland die Vertheidigung seines Interesses in die Hände Eugens gelegt hätte. Diese Ansicht macht den Hauptgedanken des Werkes aus, welches zu den besten Theilen der Histoire militaire des Français par campagnes gehört.

95) Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn von Thielmann und zur Geschichte der jüngst vergangnen Zeit. Zusammengestellt und mit Aktenstücken belegt von Albr. Graf von Holtzendorff. Leipzig, Nauck, 1830.

Eine Beantwortung der Schrift des Herrn von Hüttel, der es übernommen hat, den verstorbenen General Thielmann von allen Vorwürfen zu reinigen, die ihm seine sächsischen Landsleute gemacht haben. Der Verfasser dieser Antwort beweist, daß bei aller gerechten Anerkennung und Hochschätzung der Verdienste Thielmanns doch der Vorwurf auf ihm haften bleibt, er habe mit der Politik auf eine etwas leichtsinnige Weise gewechselt, er sey mit einem Wort der sächsische Alcibiades gewesen. Uebrigens sollten wir, statt der Menschen vielmehr nur die Zeit anklagen, welche deutsche Ehrenmänner in die bedenkliche Alternative setzte, zwischen Dienstehre und Patriotismus wählen zu müssen. Das ist der Fluch der Kleinstaaterei, treulos seyn zu müssen aus Patriotismus, oder ein Vaterlandsverräther aus Ehrgefühl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgan.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 21. — 25. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsezung.)

96) Frankreich in den Jahren 1829—30. Von Lady Morgan. Uebersezt von C. Richard. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830.

Man hat oft die Lady Morgan mit der Madame de Staël verglichen. Ohne Zweifel muß man an beiden gleich brillante Talente rühmen, und vielleicht liegen auch ihre Schwächen nicht weit von einander, denn in der Bescheidenheit der Lady verbirgt sich wohl nicht weniger Prätension als in dem stets offnen Stolz der Frau Baronin. Allein wir geben der Lady darum den Vorzug, weil sie gedankenreicher ist. In den meisten Fällen scheint Frau von Staël wahr, tief, groß zu denken, aber sie spricht nur schön. Lady Morgan denkt wirklich, und scheint oft mehr zu denken, als sie spricht. Diese männliche Eigenschaft eines gründlichen Denkens erhält noch einen höhern Werth durch eine ebenfalls männliche Leidenschaftslosigkeit, die wir bei der Lady bemerken, von der aber die immer brennende Frau von Staël ganz und gar nichts besaß.

Das Werk der Lady über Frankreich kommt gerade noch zur rechten Zeit, denn die Lage der Dinge, welche sie darin geschildert habt, endete mit dem 26. Juli und wird nie wiederkommen. Daß eine geistreiche Feder das lezte Jahr der Restaurationsepoche so genau, so pittoresk beschrieben hat, ist bei diesem raschen Wechsel der Epochen höchst schäzenswerth, und vergleicht man mit diesem Werk der Lady, das, was sie 1816 im Anfang der Restauration über Frankreich geschrieben, so hat man die ganze Restauration wie in einem Rahmen. Ein glücklicher Instinkt führte die Verfasserin gerade im rechten Augenblick zweimal über den Kanal.

Daß die Lady im Jahr 1829 bereits eine Aenderung der Dinge in Frankreich voraussah, ist wohl nicht sehr zu verwundern, doch gönnen wir ihr den kleinen Triumph, eine Prophetin gewesen zu seyn. Manche ihrer einzelnen Bemerkungen sind in dieser prophetischen Beziehung allerdings schlagend. Wir wollen einige herausheben. Die Lady gibt in der Form einzelner Tableaux anziehende Schilderungen von dem Leben und Treiben der Pariser, von den politischen, literarischen und religiösen Partheien, von den verschiednen Kotterien und deren Ton, von Luxus und Moden, von alten und neuen Sitten rc. Zunächst fällt es ihr auf, daß das Leben in Frankreich seit 1816 viel bequemer, fashionabler, mit einem Wort englischer geworden ist. Im Postwesen, in den Wirthshäusern, in den Kaufläden und in den Salons fand sie

überall eine starke Annäherung an die englische Behaglichkeit, und bei weitem nicht mehr die Nachläßigkeit, Windigkeit, Unreinlichkeit wie sonst. Diese Beobachtungen sind uns interessanter gewesen, als die, welche sie über die Veränderung des französischen Geschmacks in der Poesie gemacht hat. Aus allem dem Gerede über die neue französische Romantik, das eine Zeitlang in allen Blättern wiedergetönt hat, und auch aus dem, was hier die Lady macht, geht hervor, daß der neue Geschmack noch bei weitem nicht durchgegährt hat und aufgeklärt ist. Die Lady verkennt nicht die Uebertreibungen beider Geschmacks-partheien und spottet recht artig über Romantiker und Klassiker. Es macht ihrem eignen Geschmack Ehre, daß sie von den Regeln der Schulen nichts wissen will, sondern sich an das Natürliche hält und in diesem Sinn vor allen neuern französischen Dichtern Beranger preist, den sie in seinem Gefängniß besuchte. — Was die Lady über die neue französische Philosophie sagt, ist zum Glück wenig, denn sie hatte nicht viel darüber zu sagen. Ueberhaupt muß man in Paris selbst leben, um an all diesen literarischen Streitigkeiten regen Antheil zu nehmen; denn die Persönlichkeiten sind dabei interessanter, als die Sache selbst. Wenn wir nicht ganz irren, so ist Paris der Ort, Ideen zur Schau zu legen, aber nicht sie zu erfinden. Die Lady führt einige Beispiele von guten Köpfen an, die in Paris ihre originelle Erfindungskraft durch Ruhm, Besuche und Kotteriengeschwätz eingebüßt haben. Und kann man sich denken, daß Voltaire Voltaire, Rousseau Rousseau geworden seyn würden, wenn sie schon als Jünglinge in den Pariser Salons zugezogen, bewundert, manierirt und verflacht worden wären?

Die politischen Beobachtungen der Lady verdienen die meiste Auszeichnung. Sie beginnt sie mit den Worten: „Ein kraftloserer, unausführbarer Plan, als der, vermöge der Charte despotisch herrschen zu wollen, konnte nicht entworfen werden; jeder Tag stellt die Albernheit des Versuchs mehr heraus.“ Und doch wurde zu der Zeit, als die Lady dies schrieb, jener Plan noch von den meisten Franzosen für eine sehr kluge Berechnung genommen, und selbst die besten Publicisten äußerten Furcht vor der Konsequenz dieser Albernheit, so gut wie auch jezt wieder das Princip der Nichteinmischung nicht als eine Albernheit angesehn wird, obgleich es ohne Zweifel unsre geistreiche Lady mit ihrer nadelspitzen weiblichen Einsicht dafür halten wird. — Gewiß richtig ist auch die Bemerkung, daß Frankreich sich mit den Bourbons versöhnt haben würde, wenn Karl X. sich als König und nicht vielmehr als erster Edelmann betragen hätte: „Könnten die Bourbons sich bestimmen, freimüthig mit der Nation sich dadurch zu einen, daß sie solche Gesetze gäben, welche die Emigranten für immer entwaffnen müßten, so möchte ihre eigene Herrschaft vielleicht so willkührlich bleiben, als sie nur wünschen. Denn wie eifersüchtig und leicht gereizt die große Masse der Franzosen auch bei allem sich zeigt, was politische Ungleichheit herbei führen könnte, war sie doch lange an Napoleons Präfekturregierung gewohnt, und möchte sehr gezaudert haben auf Einzelheiten der bürgerlichen Freiheit zu bestehn, wenn deren Wichtigkeit nicht Allen einleuchtend geworden wäre, durch die falsche Richtung, welche das Gouvernement genommen hat. — Es ist ein Unglück für das Königthum in Frankreich, daß es diesen Standpunkt der öffentlichen Meinung übersehen hat, und daß es, mißleitet durch den lange vorherrschenden Sophismus, eine mächtige Aristokratie sey nothwendige Stütze der Krone, vom Augenblicke der Wiedereinführung an, mehr oder weniger gemeinsame Sache mit dem Adel gemacht hat.“

Mit Bewunderung spricht die Lady von den Fortschritten des Civismus und der Civilisation, des Bürgersinns, des Wohlstands und der Bildung unter dem Volk in Frankreich. Sie stellt die Franzosen in dieser Beziehung weit höher als ihre eignen Landsleute. Sie thut dies mehrere Male. „Troß allem, was Napoleon, und was die Charte gethan hat, das demokratische Prinzip auszurotten, ist der Einfluß des Volkes viel fühlbarer bei der Kummunal- und Departemental-Behörde, als bei unsern großen Jurys, Wahlausschüssen und Kirchspielkommissionen, die in ihrer Praxis fast übereinstimmend, ausschließlich aristokratisch und bestechlich sind; auch der gegenwärtige Zustand der Gerichtshöfe in Frankreich gewährt einen noch viel entscheidendern Beweis vom Vorherrschen konstitutioneller Gesinnung, und folglich von einem viel höhern Standpunkte politischer Rechtlichkeit, als unter dem englischen Volke gefunden wird.“

Daher konnte sie auch die folgenden prophetischen Worte hinzufügen, welche die Revolution vom Juli glänzend gerechtfertigt hat. „Die Jakobiner empfiengen ihre Unsittlichkeit von der Verderbtheit, welche sie zerstörten, und wenn auch jezt alle französischen Behörden vernichtet würden, wäre es dennoch dem Lande unmöglich in jene moralische und politische Anarchie zurückzuversinken, welche Europa bei dem Sturz des Königthums am Ende des vorigen Jahrhunderts untröstlich machte. In seinem jetzigen Kulturzustande will das Volk begründen, nicht zerstören, will befestigen und kräftigen, nicht über den Haufen werfen.“

Auch über Napoleon und seine Bedeutung für Frankreich spricht die Lady ein treffendes Wort: „Nie war Napoleon Bonaparte bisher billig gewürdigt, weder im guten noch im nachtheiligen Lichte. Nie wurde seine überwiegende Kraft, die Anstelligkeit seines Genius, sein

Einwirken auf die Zeit, in welcher er handelte, so freimüthig besprochen, so strenge geprüft, als jezt. Nie ward die Thatsache so allgemein anerkannt, daß er im Zeitabschnitt seines Wirkens eine unabwendliche Nothwendigkeit war. Selbst die Fehler seiner Gesetzgebung, die Kleinlichkeit seines Ehrgeitzes im Wiederhervorrufen alter Formen (Zeichen von Mißbräuchen, welche niederzuwerfen der Nation das Blut von Millionen gekostet hatte) waren nicht ohne ihre guten Erfolge. Seine Wiederherstellung einer bezahlten Hierarchie ohne Einfluß, seine Wiedererschaffung eines erblichen Adels ohne gesetzgebende Gewalt (leere Scheinzeichen der bevorrechteten Kaste des alten Regime, Pagen und Schranzen in Vorzimmern — aber nicht länger Tyrannen über alle Andern) blieben nicht ohne ihren Nutzen. Er brachte die Jesuiten zurück zu ihrem lezten Erscheinen auf dem Schauplatze ihrer früheren Triumphe, um das Andenken an Ränke und Abscheulichkeiten zu erneuen, welche zu frühzeitig vergessen worden, und durch ein endliches, entscheidendes Beispiel eine Warnung vor den Gefahren hinzustellen, welche eine geistliche Körperschaft unvermeidlich über Fürst und Volk verhängt, wenn sie der populären Aufsicht entzogen ist. Er bahnte den Weg für die vorübergehende Opposition der Ultra-Aristokratie, welche Gleichheit vor dem Gesetze und Befreiung von Feudalismus und Erstgeburtsrecht, einem Volke theurer als je machen wird, welches bisher die Segnungen, deren es theilhaftig geworden, vielleicht mehr empfand als erkannte. Die also aufgeregte Gegenwirkung wird gerade Dauer genug haben, um dem Zwecke des Volkes dienlich zu seyn."

Auch den Pariser Kunstschätzen hat Lady Morgan ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und sie fällt darüber sehr geistreiche Urtheile. Ueber das berühmte Bild von Gerard, die Salbung Karls X. darstellend, das bekanntlich am 29. Juli vom Pariser Volk in den Tuilerien zerstört wurde, sagt sie: „Was nur die Kunst aus einem Schauspiel, wie die Krönung ist, mit solchen Mitteln und Urbildern als dem Künstler zu Gebote standen, machen konnte, ist hervorgebracht. Aber welche waren seine Musterbilder? Vergebens ist eine bewundernswürdige Zeichenkunst verschwendet um Gestalten Kraft und Ebenmaaß zu ertheilen, die keine besitzen, vergebens machte er alberne Gesichter die selber seine Kunst nicht weise aussehend machen konnte, ernsthaft blickend; vergebens suchte er den Poloniussen des Hofes einen geistvollen Ausdruck zu leihen, den die Natur ihnen versagt hat. Das Gepräge der Zeit und der Grundsätze drückt, die Kunst im Auslöschen und Würdevollmachen eines der größten Maler seiner Zeit überwiegend, seinen Stempel auf und beweiset die Unzulänglichkeit des höchsten Genius, um das zu veredeln, was an sich selber unedel ist. Unter allen den Personen, Prinzen und Herzogen, Kardinälen und Bischöfen, welche dieses umfassende und höchst glänzende Gemälde ausfüllen, fiel uns nur eine als besonders wohlangebracht auf, die des Kardinal Herzogs Clermont-Tonnere, denn sein Rücken ist dem Beschauer zugewendet, nur sein Gewand und seine Tonsur sind sichtbar, als die wahrhaftesten Theile an der Person dieses Ultra-Priesters und Prälaten."

Unter den Seltenheiten, welche die Lady gesehn, befindet sich auch der Schlüssel der Bastille. In der Reise Lafayettes durch Nordamerika von Levasseur ist aber zu lesen, daß dieser Schlüssel von Lafayette an Washington zum Geschenk übersandt worden sey. Welches ist nun der ächte, oder existiren die modernen Reliquien auch so vielfach, wie die alten?

In einer Nachschrift spricht sich die Verfasserin noch über die Tage des Juli triumphirend aus und läßt einen sehr liebenswürdigen Brief abdrucken, welchen Lafayette bald nach der Pariser Revolution an sie nach Irland geschrieben hat. Auch verfehlt sie nicht, auf die politische Wahlverwandtschaft zwischen der französischen und englischen Nation aufmerksam zu machen und spricht die prophetischen Worte aus, von denen sich ein Theil schon erfüllt hat: „Der Ausruf der Ermuthigung und des Triumphes, der bei dem Siege des französischen Volkes durch unser ganzes Inselreich widertönte, ist ein Wahrzeichen und eine Vorherverkündigung für nahe bevorstehende Verbesserungen im Innern unsres Reichs. Der alte zerbröckelnde Aufbau von Mißbräuchen erbebt bei diesem Ausruf bis in sein Innerstes, und gleich Jerichos Mauern wird es beim siebenten Trompetenstoße zusammenstürzen vor dem wiederholten Aussprechen einer so hochherzigen, so erleuchteten und so freisinnigen Meinung."

97) Histoire de la revolution et de l'Empire par M. F. Fayol. IX Vol. Paris 1830.

98) Moeurs politiques au XIX. siecle par Al. Dumesnil. II Vol. Paris, 1830.

Die Unternehmung obiger Revolutions- und Kaisergeschichte ist, wenn auch einseitig und nicht auf umschauende Leute, sondern nur auf Franzosen allgemeinen Schlags berechnet, doch nützlich und anziehend. Sie begann unter der vorigen Königsregierung als eine Art Oppositionswerk, also auch mit dessen Uebertreibungen. Es ist weniger ein sorgsam überdachtes und ausgefeiltes

Werk, als ein keck und warm hingeworfenes Buch, dem neue Materialien noch mehr Werth geben, eine genaue lebendige Erzählung, der es auch nicht an Geschmack und Leben fehlt.

Eine ganz andere geistige Richtung haben die Moeurs politiques von Al. Dumesnil, deren ersten Theil wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen haben. Ihm sind die großen Pariser Julius-Ereignisse Nichts, er hat kein Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge, so wenig als in die Kraft des Königs, den schäumenden und braußenden Strom der Revolution aufzuhalten und zu bändigen. Es ist gewiß nicht tröstend, dies geistreiche, auf vielseitige Erfahrung gegründete Buch zu lesen. Es ist so zu sagen die Leichenrede der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Die Zeichnung von der Niedrigkeit und Verworfenheit der Menschen ist leider sehr wahr und treu, die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker scheint dem Verfasser ein schöner, nie zum Leben kommender Traum. Einige Bemerkungen aus dem Kapitel: triste examen, werden genügen, um die Ideen und die Denkungsart Dumesnils kennen zu lernen. Man kann sagen, — heißt es da — daß für alle Revolutionen nur eine Form besteht, in die sie alle gegossen werden, und in der sie sich abkühlen und alles verlieren, was sie im Anfang Großes, Edles und Erhebendes hatten. Wir können uns noch keine Regierung vorstellen, ohne gestickte Kleider, ohne Orden, Kreuze, Bänder und Sterne, ohne Titel und Privilegien, ohne Kutschen, Pferde und gute Diners. Eben so wenig glauben wir, es könne ein Volk geben, dem es am Nöthigsten fehle. Das Volk soll sich gewiß groß und glücklich dabei fühlen, wenn es die leere Ostentation seiner Herren und Meister, wenn es die Feste und die Verschwendung der Reichen, den tollen Ueberfluß ihrer Feste, ihre Pracht und Herrlichkeit sieht. Zehn Millionen in einem Kasten, zwanzig Millionen in dem andern, reiche prächtige Hotels, glänzende Equipagen, Livreen, Gold, Silber, Bronze, Diamanten und Sammt in allen Ecken, während das arme Volk, auf dessen Kosten das Stück gespielt wird, vor Hunger auf dem Stroh stirbt. Das ist bis auf den heutigen Tag das Meisterstück unserer Aufklärung!.. Man hat um eine Kleinigkeit viel Lärm gemacht, und viel Blut ist darum vergossen worden, um dem alten Regime seine Schminke und seine Reifröcke zu nehmen, und dafür eine Menge Lehrlinge in der populären Größe in die Höhe zu bringen. Die aus unserer Revolution hervorgegangenen Vortheile erstrecken sich nur auf sehr wenige. Das gute Volk, das sein Blut vergoß, wird nur von einer Täuschung, von einer Entbehrung zur andern geführt. Unsere schönsten Träume und Hoffnungen sind in Nichts vergangen, und wir begreifen jezt, daß Entbehrung und Elend die einzige Wirklichkeit im Leben ist. Das lebende Geschlecht ist nur reich an Unglück und an Wunden, aber nicht an Glück. Dies Geschlecht errichtete mit seinem Blut eine Republik, es erlitt in der Vendée großartige Unfälle, es baute ein weltherrschendes Kaiserreich auf, es begieng die Bluttage vom Julius. Was hat es nun mit alle dem gewonnen? Nichts, als traurige Erinnerungen und den ängstlichen Blick in eine ungewisse Zukunft. Wie niederschlagend ists für das Volk nur Ruinen um sich, und irrende Gespenster unter den verstümmelten Trophäen zu sehen.

In dem Kapitel über den Mißbrauch der Civilisation heißt es: „Immer hängen wir uns mit Begeisterung an eine neue Lüge, täglich lassen wir uns mit dem großen Wort: Institution an der Nase herum führen, wir rühmen und preisen unsere Reformen und unsere Fortschritte. Im Grunde ist aber nichts geändert, als daß die Reichthümer einen andern Weg nehmen, und daß die Regierung jezt nicht mehr gerade, wie ehemals, geht, sondern Seitenwege macht, oder in schiefer Stellung vorwärts schreitet.“

Es ist nicht zu läugnen, wenn man diese Ideen auf einen gewissen Zeitpunkt, besonders auf einen Augenblik der Krisis anwendet, wie heute; haben sie sehr viel Wahrheit und Kraft. Man muß sie aber ja nicht in ihrer Allgemeinheit und Strenge anwenden, denn so würde das gesellige Leben eine Chimäre. Die mehrsten Moralisten machen sich eine Pflicht daraus, uns immer das Elend unserer Existenz, unsere Schwächen und Irrthümer vorzuhalten; ohne es zu wollen, verwandeln sie das böse Princip, das in allem Menschlichen liegt, in ein allgemeines und unbeugsames Gesetz, das über die Menschheit herrscht. Was entsteht aber daraus? Die Tugend wird ganz unnütz, weil sie nichts hilft, denn sie scheint nichts weiter als eine seltene Erscheinung zum Trost der Weisen; gefällt er sich in seinem Schmerz, so kann er nichts weiter thun, als in die Einsamkeit gehen und über Ninive weinen, das untergehen muß, und doch nicht untergeht. Dumesnil gesteht selbst, daß er so denke, denn im lezten Kapitel seines Buchs bittet er die Felsen — seine alten Freunde und die Wiege seiner Kindheit — um ein Asyl, wo er über sein trauriges Vorgefühl weinen und seine Tage beschließen könne. Nun fragt sichs nur, ist der Mensch geboren, um in Wäldern und zwischen einsamen Felsen zu leben? Wir glauben es nicht. — So viel ist aber gewiß, der Verfasser hat ein großes stylistisches Talent. Man kann ihn tadeln, daß er so gedacht, nicht aber, daß er so geschrieben hat.

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 22. — 28. Februar 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

99) L'Hôtel-Dieu de Paris en Juillet en Août 1830. Histoire de ce qui s'est passé dans cet hôpital, pondant et après les trois grandes journées, suivie de détails sur le nombre, la gravité des blessures et les circonstances qui les ont rendues fatales, par Prosper Menière, docteur en Med. ancien chirurgien interne des hopitaux et hospices civils de Paris. Paris 1830. I. Vol.

Historische Medicin! eine neue Wissenschaft. Da Ref. der Meinung ist, daß man in Deutschland nicht genug über die großen Pariser Juliustage lesen und nicht genug darüber nachdenken kann, so nimmt er obiges Werk vor, wiewohl davon schon flüchtig im Morgenblatt gesprochen worden ist. Es gehört wesentlich zur Geschichte unserer Zeit und ist ein interessantes und wichtiges Document für sie. Der Verfasser hat schon früher einige ausgezeichnete philosophische Schriften geliefert.

Wer weiß es nicht, daß das Hôtel-Dieu, dieses großartige „Gotteshaus," mitten in Paris, und in seinem engsten und belebtesten Theil liegt? Schon oft ist diese Lage getadelt worden, doch sind jezt die Widersacher durch den Augenschein zum Schweigen gebracht. Denn hätte dies große Krankenhaus mit seinen reichen Hülfsmitteln in den Juliustagen nicht mitten in der aufgeregten Hauptstadt gestanden, so wäre eine Menge braver Bürger bei Mangel augenblicklicher Hülfe umgekommen. So viel steht nun durch Erfahrung fest: in Paris, wo das Schicksal nicht nur Frankreichs, sondern der Welt bisweilen, in blutigem Kampf entschieden wird, muß ein großes Krankenhaus mitten in der Stadt stehen. Alle Gegengründe müssen diesem weichen.

Als am 26. und 27. der Volksunwille einen so festen und ernsten Charakter angenommen hatte, daß eine blutige Krisis vorauszusehen war, da eilten Aerzte und Chirurgen auf ihre Posten, der berühmte Puytren an ihrer Spitze. Keiner fehlte, alle hielten sich darauf gefaßt, mehrere Tage und Nächte da bleiben zu müssen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn bald kamen zahlreiche Tragbaren mit verwundeten Soldaten und Bürgern an. Hier hörte alle Feindschaft auf, kein Haß, keine Trennung mehr.

Zwischen beiden Partheien war aber nach Dr. Menières Bemerkung ein großer Unterschied, und es schien

bei ihnen die Sache noch nachzuwirken, für die sie gefochten hatten. So wurden die Soldaten heftig von den Nachrichten ergriffen, die alle Augenblick eintrafen. Ihr Unwillen über die Rolle, die man sie gegen ihre Mitbürger spielen ließ, und die ihrem eigenen liberalen Sinn so zuwider war; über die Vernichtung ihrer künftigen militärischen Laufbahn, oder über die untergehende Hoffnung künftiger Beförderung; die Furcht wegen ihres Kampfs gegen die Bürger nun zurückgesezt zu werden, und endlich der Gedanke an die Veranlassung und den Ursprung ihrer Wunden, deren sie sich nicht rühmen konnten. Unter dem nachtheiligen Einfluß solcher Gefühle nahmen unbedeutende Wunden einen beunruhigenden Charakter an, und mehr denn ein Viertheil dieser unglücklichen Soldaten starben im Hospital.

Die verwundeten Bürger hingegen hob moralische Energie. Die alten Kaiser-Soldaten, die seit geraumer Zeit ein Gewerb ergriffen, ließen unter den schmerzlichsten Operationen Siegesrufe hören, oder suchten Etwas darin, unter Schnitt und Säge ganz gleichgültig zu scheinen. Einer, dem eben der rechte Arm abgenommen worden war, betrachtete den Verband an der Stelle, wo vor Kurzem noch sein kräftiger und thätiger Arm war und sagte: „Wenn ich betteln muß, so schreibe ich da drauf: au Louvre 1830, vielleicht hat man dann Mitleid mit mir." Dem Braven ersparte der Himmel die Demüthigung des Betteigehens, denn am folgenden Morgen war er schon nicht mehr.

Die Nachricht und die steigende Gewißheit von dem Sieg des Bürgerthums wirkte wie ein wunderthätiger Balsam auf die verwundeten Pariser und sie hat wesentlich zu ihrer schnellen Heilung mitgewirkt. Ja, vielen macht es Vergnügen, an ihrem Körper künftig den unvertilgbaren Beweis zu tragen, daß sie zum Triumph der guten Sache mitwirkten. Solche Gefühle machen das Leiden leicht und gut schläft sichs, wenn einmal der Sieg vollständig ist.

Wir heben einige Bemerkungen aus über den Zeitpunkt dieser Ereignisse und über den klimatischen Einfluß. Ich glaube der Kardinal Retz hat zuerst gesagt, und nach ihm viele Andere, ein tüchtiger Regenguß und die Stunde des Abendessens seyen die besten Truppen gegen Volksaufstände. Hier aber in Paris war kein Aufstand, sondern eine Revolution. So viel aber ist gewiß, daß die Juliushitze das ihrige gethan hat, denn durch sie geriethen die Gemüther schneller als sonst in Exaltation, das Blut in gewaltige Wallung, es konnte Unbegreifliches, fast Uebermenschliches geleistet werden, was vielleicht im Jänner nicht der Fall gewesen wäre. Man lebte so zu sagen von Muth, und man nährte sich mit Beharrlichkeit. Das Brod schmeckte wie Kalk, Fleisch und andere Nahrungsmittel erzeugten nicht Speichel genug zur Mastikation, das Wasser war ganz rauh, und doch vermied man so viel wie möglich Wein darunter zu gießen, um Trunkenheit zu vermeiden. Erbitterung, Begeisterung fürs Vaterland, und Zorn trieben das Blut genug in den Kopf und brachten es fast zum Kochen. Die Feinde oder heimlichen Widersacher der Juliusrevolution haben aber den Einfluß der Hitze auf dieselbe übertrieben. Die Pariser sollen nur brav gewesen seyn, weils heiß war. Ich möchte wissen, ob die schweizer Miethtruppen und die königlichen Truppen nichts von der Hitze gespürt hätten, oder ob sie eine andere Wirkung davon spürten? Dabei fällt mir ein, wie Goethe in seinem Egmont die Volksbewegungen lächerlich macht. Wenn der Herr Staatsminister am 27. 28. und 29. in den Pariser Straßen gewesen wäre, so hätte er von alledem, was er sagt, nur das Gegentheil gesehen, ja einige Wochen später hätten ihn die Brüsseler selbst eines andern belehrt.

Manche behaupteten auch, die Hitze habe einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Verwundeten gehabt, und ihre Heilung sey dadurch viel schwieriger geworden. Dr. Menière zeigt, daß auch dies ein Irrthum ist. Die Hitze wirkt nicht allein nicht nachtheilig auf die Wunden, sondern selbst vortheilhaft. Dies zeigt sich augenscheinlich in den ganz verschiedenen Resultaten des ägyptischen und des russischen Feldzugs. Die Kälte bringt die Wunden zur Entzündung. Im Sommer starben weniger Verwundete als im Winter. Obiges Vorurtheil hatten jezt auch mehrere Kranke im Hôtel-Dieu, sie kühlten sich durch kaltes Getränk, Entkleidung, Luftzug u. s. w. ab, und wurden schnell Opfer ihrer Unvorsichtigkeit.

Mr.

100) Nouveautés de la litterature française. I—XIII livraison. Stuttgart, Hoffmann, 1830.

Eine gute Sammlung der vorzüglichsten Gelegenheitsschriften, welche die neue französische Revolution erzeugt hat. Man findet darin das Gedicht l'insurrection von Barthélemy und Méry, das erste ausführliche Gemälde der großen Woche, une semaine von Baron von L.. L..., das Journal de Saint-Cloud à Cherbourg von Theodor Anne, und sodann das oben erwähnte berühmte Werk von Lady Morgan, la france en 1829 et 1830. Es muß uns gewiß wünschenswerth seyn, eine vollständige Sammlung der Schriften über das neue Frankreich möglichst wohlfeil zu erhalten und darum wünschen wir diesem Unternehmen guten Fortgang. Auch die eben erwähnte Schrift, l'Hôtel-Dieu, sollte unverzüglich darin aufgenommen werden.

101) Die neue Zeit. Von einem alten Konstitutionellen. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Franckh, 1830 und 1831.

Daß der alte Konstitutionelle, Herr Seybold, früherer Redakteur der Neckarzeitung ist, hat die Ankündigung ausgesagt und das Buch selbst beweist es auf jeder Seite, denn man wird darin denselben freimüthigen und schneidenden Geist, der des Verfassers Feder auszeichnet, — so weit nämlich in die reine Geschichtserzählung Urtheile und Raisonnements eingestreut sind, und so weit die deutsche Preßfreiheit die Feder zu spitzen erlaubt. Die neue Zeit enthält die Schilderung der neuen Revolutionen in Frankreich, Belgien, Deutschland, Polen, Rückblicke auf die frühere sie vorbereitende Zeit und was immer für die Tagesgeschichte Interesse hat, Auszüge aus Lady Morgans Schrift über Frankreich, den Prozeß der Exminister rc. Der Herausgeber hat dazu theils die Zeitungsnachrichten kombinirt, theils die, bereits einzelne Geschichtstableaus ausmalenden Brochüren ganz oder theilweise übersetzt, wobei es ihm weniger um zusammenhängende und pragmatische Geschichte und um strenge kritische Wahrheit, als um den Effekt vorzüglich glänzender Parthieen und um die Herausstellung der Tendenz zu thun war.

102) Frankreich und die lezten Bourbonen. Uebersicht der Vorfälle in Frankreich von 1814 bis 1830. Von Theodor Mügge. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1831.

Diese anziehende historische Skizze hat vorzüglich darum Werth, weil sie die lezte Revolution in Frankreich nicht gleich allen anderen Bearbeitungen in ihren Wirkungen, sondern zugleich auch in ihren Ursachen schildert, und einen Rückblick auf die lange und fatale Restaurationszeit wirft. Ohne sich auf unnützes Raisonnement einzulassen, gibt der Verfasser die Thatsachen, und erzählt sie partheilos, was bei einer in Berlin gedruckten Schrift immer besonders bemerkt werden muß. Nur in einem Punkt hat der Verfasser die Wahrheit nicht erkannt oder aus Rücksichten umgangen, nämlich in Betreff der Person Karls X. Auch er stellt den König noch, wie es eine Zeitlang konventionell war, als den Dupe der Minister dar und schiebt diesem leztern alle Schuld zu. Dem ist nicht so, Karl X. hat weit mehr die Minister dupirt, als sie ihn.

103) Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830. Von einem deutschen Augenzeugen an seinen Freund in Deutschland. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831. — Der Verfasser war wie Herr Schnitzler, dessen interessante Erzählung wir schon früher in diesen Blättern angezeigt, bei der Pariser Revolution mit Begeisterung, wenn auch nicht thätig, doch zugegen, und gibt uns von dem, was er gesehn, eine eben so begeisterte Schilderung, die man gewiß mit Vergnügen lesen wird, wenn man auch schon viel andres über denselben Gegenstand gelesen hat.

104) Die Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von Augenzeugen. Aus dem Französischen. Nebst mehrern Nachträgen von patriotischen Zügen und bis zur Thronbesteigung Ludwig Philipps I., mit der neuen konstitutionellen Charte und einem Plan von Paris. Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhandlung. — 105) Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von mehrern Augenzeugen. Aus dem Französischen. Darmstadt, Leske, 1830. Beides das nämliche Werk, flüchtiger und weniger systematisch als die Schrift von Schnitzler, jedoch sehr reich an anziehenden Anekdoten, welche Schnitzler nicht aufgenommen hat, und die zur Erklärung der unzählbaren Steindrucke dienen können, welche, Scenen der großen Woche darstellend, auch über Deutschland verbreitet worden sind.

106) Hochverrathsprozeß der Minister Karls X. Mit histor. Einleitung herausgegeben von Theodor v. Haupt. Erstes Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1831. — Es ist löblich, daß diese interessante Episode der neuen französischen Geschichte besonders herausgehoben wird. Der Verfasser hat die bereits durch alle Zeitungen bekannten Aktenstücke und Protokolle, die Instruktion des Prozesses und die Debatten in historischer Folge zusammengestellt.

107) Ausführliche Darstellung der Ursachen und Begebenheiten der belgischen Revolution. Von einem Brüsseler Augenzeugen. Stuttgart, Hoffmann, 1830. — 108) Die Unruhen in Brüssel, Löwen, Lüttich rc. von mehrern Augenzeugen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. — Beide kleine Schriften kombiniren nur, was Zeitungen verkündigt haben, doch reicht die erstere bis über die Schlacht in Brüssel am Ende des September hinaus, während die zweite nur die Begebenheiten bis Mitte dieses Monats schildert. Auch ist die erstere unpartheiisch und läßt den Belgiern Gerechtigkeit widerfahren, während die in Aachen erschienene Schrift, ohne Zweifel in der löblichen Absicht, den auch in dieser Stadt eingeschlichnen Geist der Unruhe zu dämpfen, über die Revolution etwas polizeimäßig referirt.

109) Session de 1829 du Grand conseil du Canton de Vaud, par Charles Monnard, Lausanne 1829. — Der Verfasser ist der bekannte Professor Monnard, der vor zwei Jahren von der waadtländischen Regierung, wie

die Zeitungen damals berichteten, unwürdig mißhandelt wurde. Mit Recht sagt er hier, daß es keine ächte, wahre und vollständige Nationalrepräsentation gibt, wenn ihre Verhandlungen nicht öffentlich sind, und zu Jedermanns Kenntniß kommen. Die Hauptgegenstände der Session des Großraths von 1829 waren die Debatten über die Publicität der Verhandlungen über die Duldung der Religionssekten, zumal der Methodisten, genannt Momiers, über das Petitionsrecht, über Veränderungen in der Konstitution, besonders hinsichtlich der Wahlen, über die Verwaltung des Staatsraths, über den militärischen Tumult auf dem Montbenon bei Lausanne, über die Mittheilung der Großen-Raths-Sitzungen durch Journale, über die Untersuchung gegen die Professoren Monnard und Vinet.. Wir theilen hier Einiges mit. So sagte A. Nicole in der Sitzung vom 12. Mai unter andern über die religiöse Toleranz: „Wir sehen ihre glücklichen Wirkungen in den Niederlanden, in Deutschland und in Frankreich, denn in all diesen Ländern werden alle Sekten und Religionen neben einander geduldet. Die Toleranz beginnt selbst in ganz katholischen Staaten. Auf Roms Kapitol steht eine protestantische Kapelle im preußischen Gesandtschaftshaus und ist jezt formell von der päpstlichen Regierung anerkannt. So sind auch in Florenz und in Genua protestantische Kirchen. Welch herrliches Beispiel gibt uns nicht England! Voriges Jahr nahm dort die Regierung alle Gesetze gegen die protestantischen Dissidenten und dies Jahr die Gesetze gegen die Katholiken zurück, und wir wollten bei uns die Dissidenten nicht dulden, die, wie wir, die Bibel und das helvetische Glaubensbekenntniß zur Grundlage ihres Kirchenthums haben? Vielleicht meint man, solche Toleranz sey nur in großen Staaten anwendbar, vertrage sich aber nicht mit unserer Kleinheit. Auch dies ist ein Irrthum. Neben uns liegt ein Land, das noch viel kleiner ist, als das unsrige. Ich meine Genf. Hier nahm die Regierung den Grundsatz voller Toleranz und Glaubensfreiheit an, und dies that mir für unser Land leid. Wie ganz anders ist dies noch im Waadlande, in dem schönen, reichen und glücklichen Land, hier werden Gendarmen ausgeschickt, um Versammlungen auseinander zu sprengen, wo man die Bibel liest, während in Genf die Versammlungen der Dissidenten durch Soldaten gegen die Angriffe des Volks geschützt werden. So erfuhr der dortige Staatsrath einmal, daß die Methodisten in einem Haus Zusammenkunft hielten, und daß sich das Volk in Haufen davor versammelte, um sie beim Herausgehen zu mißhandeln und zu beschimpfen. Da die Gendarmerie in dem kleinen Kanton nicht zahlreich ist, so ließ der Staatsrath sogleich eine Kompagnie von der Garnison aufmarschiren, und rund um das Haus stellen. Als die Zusammenkunft zu Ende war, und die Methodisten nach Haus gehen wollten, fanden sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Sie hatten auf Märtyrerthum und Verfolgung gerechnet, so wohl wurde es ihnen jedoch nicht. Denn die Soldaten bildeten sogleich von der Thür an eine doppelte Reihe, zwischen der die Methodisten ganz sicher ins Freie gelangen konnten. Dies Benehmen der Regierung machte einen so großen Eindruck auf das Volk, daß es seit diesem Augenblicke die Methodisten gehen ließ. Seitdem haben sie auch mehr ab- als zugenommen, und der Oberhirt derselben beklagt sich über Mangel an Verfolgung.

110) Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unsrer Zeit und die Möglichkeit, mit einer liberalen Majorität einen Staat zu regieren. Zur Erwiderung auf des Herrn Friedrich Buchholz Aufsatz „über den fünften Akt der französischen Umwälzung.“ Leipzig, Bahrdt, 1830. — Herr Buchholz hat sich im lezten Oktoberheft seiner Monatschrift für Deutschland auf jene subalterne Weise über die Zeitereignisse ausgesprochen, die wir leider an so manchem deutschen Publicisten gewohnt sind. Wir geben nur drei Sätze aus seinem Aufsatz, die vom Verfasser der vorliegenden Schrift gebührend widerlegt worden sind, die wir aber als „Unsinn an sich“ nackt hierher setzen wollen.

1) Eine Trennung der (legislativen und ausübenden) Gewalten soll, nach Herrn Buchholz, darum nichts taugen, weil dadurch ein Kampf zwischen diesen Gewalten entstehn muß.

2) Kammern taugen deßwegen nichts, weil Männer hineingewählt werden, welche sich nicht durch ununterbrochne Beschäftigung mit der Staatswissenschaft darauf vorbereitet haben, welche nicht studirte Staatszünftler sind.

3) Die absolute Monarchie ist darum die beste Regierungsform, weil die Gesinnung des Monarchen schwerlich eine andre seyn kann, als die, Freund und Vater seines Volks zu seyn.

Wenn wir nicht irren, war es Herr von Rehberg, der schon früher die Logik des Herrn Buchholz gebührend bekomplimentirt hat. Auch wir machen ihm hier unser Kompliment und gratuliren ihm zu den Fortschritten, die er seitdem gemacht hat. Doch, alle Kunst geht in Deutschland nach Brod, und wenn es keine Kunst mehr ist, dümmer zu seyn, als man sich stellt, so kommt doch die Kunst, sich dümmer zu stellen, als man ist, desto mehr in Aufnahme und wer es in dieser Kunst — uns dünkt sie zu schwer — zu einiger Fertigkeit bringt, dem ist wohlgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Biographie.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 17.

Nro. 18.

N°. 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. März 1831.

> Dieß Spiel, verehrte Hörer, überspringt
> Der Fehden Anfang und Entwicklungen,
> Und in der Mitte gleich mit dem hebt's an,
> Was sich zu einem Schauspiel fügen kann.
>
> Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

Eine Novelle aus der brandenburgischen Geschichte.

Unter den alten Eichen am Elbufer bei Schönhausen, im Erzstift Magdeburg, ging eine Dame in Trauer dem kleinen Fährhause zu, das, weit hinausgebaut, einsam auf der Strandhöhe lag. Die Dame blieb öfters stehen; sie sah nach dem Flusse hin, ohne zu erblicken, was sie doch sehnsüchtig erwarten mochte. Tief am Horizonte glühte die Abendsonne. Ihr röthlicher Schein färbte das Wasser; es rauschte stärker in der heraufziehenden Nacht. Die purpurnen Wellchen jagten sich eilig an dem weißen Ufersande hin. Die einsam Wandernde heftete einen nachdenklichen Blick auf die ungewöhnlich beleuchtete Fluth. Sie schüttelte den Kopf, auf ihrem Gesicht lagen Gram und Besorgniß; sie ging langsam weiter.

Jetzt trat ein breitschultriger, wohlbeleibter Mann in die Thür des Häuschens. Er strich das gescheitelte Haar von der Stirne und schirmte dann mit der Hand die weit umherschauenden Augen vor den glitzernden Funken des Abendlichtes. Das linnene Wams, mit einem breiten Ledergurt über den Hüften zusammen gehalten, bauschte sich im Winde und vermehrte noch seinen stattlichen Umfang. Man sah, er hatte, trotz der schweren Zeiten, nicht gedarbt, und mit Freunden und Feinden, wie sie das wechselnde Kriegsglück über den Strom leitete, dem Bierkrug fleißig zugesprochen. In seinen Bewegungen langsam, wandte er sich nur ein wenig, indem er mit gedrückter, fetter Stimme den Namen Claus mehrmals in die offenstehende Hausthür hinein rief. Drauf schlenderte ein langer, noch nicht ganz ausgewachsener Bursche über die Schwelle, an dem dicken Mann vorbei. Er mußte wohl wissen, was jener Ruf zu bedeuten habe, denn er hielt sich weiter nicht auf, sondern häckelte die schwere Kette, mit welcher die Fähre an den eingerammten Pfosten angehängt war, von diesem los, setzte den einen Fuß auf den Rand des Fahrzeuges, ergriff das Ruder und war, den andern Fuß nachziehend, im Begriff abzustoßen, als sein Herr, ihm folgend, bedächtig mit der Hand winkte. „Sachte, sachte,“ erinnerte er, indem er in die Fähre trat, „es sind ihrer Viele drüben. Du wirst nicht allein damit fertig, der Wind treibt ohnehin ab, ich werde Dir helfen. Aber nur sachte! Nichts übereilt! Wir kommen schon noch zu rechter Zeit.“ Er nahm derweil das zweite Ruder zur Hand, stellte sich auf die andere Seite und zeigte bald, daß er weder unbeholfen, noch träge bei der Arbeit sey. Der frische Schlag, mit dem er die Fluth theilte, das Geschick und die Art, diese zu durchschneiden, widersprachen der anfänglichen Lässigkeit und dem bequemen Zögern.

Die Dame, welche während dem ihre Schritte beeilt hatte, begrüßte ein freundlicher guter Abend vom Hause herüber; sie sah nach diesem hin: die kleine braunäugige Catharine, des Fährmanns Tochter, stand in ihrem blauen Mieder und kurzem, rothem Rocke, den Zipfel der gestreiften Schürze über die verlegen in einander gelegten

Hände geschlagen, lächelnd vor der Thür. Sie war die Pathe der gnädigen Frau, von dieser wohl gelitten und zuweilen auf dem Schlosse in der Wirthschaft und bei ungewöhnlicher Arbeit um sie. „Guten Abend!" entgegnete die sanft und bekümmert aussehende Frau. „Guten Abend, Catharine, wie geht es Dir?" — „Wie soll mirs gehen?" war die Antwort; „unruhig anjetzo, wo das viele Volk aus der Altmark und dem Stift dem Heere nachzieht. Du lieber Gott!" seufzte das hübsche Mädchen, „und Junker Georg kommt auch zurück aus der Fremde, um unter die Soldaten zu gehen?" — „Freilich," bestätigte jene, „der Kurfürst läßt alle streitbaren Männer aufbieten, ihm nach Preußen zu folgen." — „Ja so hört man," meinte die Kleine. „Aber der gnädige Junker, der braucht sich doch nicht zu stellen, wie unsere Bursche im Dorfe." — „Das verstehst Du nicht, Kind," seufzte die Dame. „Ich erwarte ihn heute," sezte sie nach einer Weile hinzu. „Vielleicht daß er mit der rückkehrenden Fähre herüber kommt. Mein Herz schlägt vor Angst und Ungeduld, ihn wiederzusehen. Ich konnte es oben im Schlosse nicht aushalten."

Catharine hatte die Schürze fallen lassen, und die runden, fast noch kindlichen Hände freudig zusammenschlagend, rief sie einmal über das andere: „Das glaube ich, das glaube ich! Heute also! und just alleweile! Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Ihr Gnaden? Ich laufe und hole einen Schemel." — „Laß, Kind, laß!" gebot die Dame. „Ich kann doch nicht lange auf einem Flecke bleiben. Du hast," fuhr sie fort, näher an den Fluß tretend, „Du hast wohl schärfere Augen als ich; kannst Du unterscheiden, wer drüben am Ufer hin- und hergeht?" Die Kleine war behend auf einen Stein getreten, gegen welchen der Kettenpfahl lehnte; sie drehte sich ein wenig seitwärts, damit ihr die volle Gluth der sinkenden Sonne nicht gerade ins Gesicht scheine; den einen Arm in der Seite, den andern aufwärts gehoben und mit dem vorgestreckten Finger, was sie sah und erzählte, genauer bezeichnend, berichtete sie, es halten einzelne Reiter oben auf dem Sandhügel, andere seyen abgestiegen und stehen neben den Pferden; sie könne Ansehen und Kleidung nicht unterscheiden, aber es dünke ihr doch was Vornehmes. Einer trage eine rothe Feder am Hut, die im Winde hin- und herwalle. „Wo?" fragte die Dame gespannt, indem sie, sich an Catharine haltend, ein wenig höher auf den Anwurf stieg. „Dort," sagte das Mädchen, „neben dem kleinen Wägelchen, das so hoch bepackt und mit Rindern bespannt ist." — „Es stehen mehrere solcher Fuhrwerke jenseits," entgegnete jene, „ich kann nicht sogleich Deiner Richtung folgen." — „Schade!" meinte Catharine, indem sie eine ungeduldige Bewegung machte. „Nun landet die Fähre und alles wirrt sich in einander; stößt sie wieder ab, so kommt sie uns wohl eine Zeitlang wieder näher, aber dann macht sie eine Wendung und die Büsche decken sie fast so lange, bis sie dicht bei uns ist."

Die Dame trat ein Paar Schritte zurück. Ihr thaten die Augen von dem glänzenden Widerschein der Sonne im Wasser wehe. Sie drehte das Gesicht ab und heftete den Blick auf das Grün der Bäume. Indem ward sie durch eine jammervolle, abgezehrte Gestalt erschreckt, die vor dem Hause stand und mit bittender Geberde um ein Stückchen Brod flehte. „Sieh doch," rief sie die Kleine an, „wer da steht!" Catharine wandte sich rasch um. Sie hatte wohl eine freudigere Ueberraschung erwartet — vielleicht dachte sie an den Junker — denn sie sagte mit verdrießlichem Tone: „ach, der alte Paul, Clausens Vater! Wenn's sonst nichts ist!" Die Dame hatte indeß kein Auge von dem Unglücklichen gewendet. Es war etwas in seinem gelben, dürren Gesicht, das ihr bekannt vorkam. Das ungleich gebleichte, ehemals pechschwarze Haar, die buschigten Augenbraunen, der wilde Bart, von der Hand des Elendes verwirrt, der schmutzige Schaafpelz, das zerlumpte, aus bunten Lappen zusammengeflickte Wams entstellten zwar die ursprüngliche Bildung der Züge, allein dem allem ohnerachtet regte sich etwas wie Freude in der Brust der immer genauer Hinsehenden. Sie ging endlich auf den Armen zu. „Wo seyd Ihr her?" fragte sie gütig. Der Mann fing an zu weinen; er konnte nicht sprechen. Das Herz der beiden Frauen schwoll zum Zerspringen. Nach einer Weile stammelte er: „aus dem Gröninger Dorfe. Sonst ein Fischer, jezt ein Bettler!" — „Ein Fischer aus Gröningen!" rief die Dame, von einem Blitz der Erinnerung durchzuckt. Sie hatte, unwillkührlich hingerissen, die Hand auf des Menschen Arm gelegt und sah ihn fragend an, während sie ängstlich nach dem Zusammenhang ihrer Gedanken suchte. „Wart Ihr nicht einmal —" sagte sie ungewiß. Sie stockte und besann sich wieder. „Ja," rief sie dann, „ich weiß es noch recht gut, und Ihr müßt es auch noch wissen, wie Ihr den gewaltigen Hecht im Netze, mit den geputzten Fischerburschen auf den Hof von Nennhausen gezogen kamt und den größten Fisch aus dem spiegelhellen See zur Hochzeit des Fräulein Hedewig von Lochau in die Küche liefertet. An dem Netze hingen so viel bunte Bänder, als es Farben gibt, und dicke Büschel Schilf und gelbe Wasserlilien. Herr Wichard von Lochau befragte Euch viel über den glücklichen Zug, und alle Gäste weissagten der Braut deßhalb reichen Gottessegen in ihrer Ehe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Noch im Windemond desselben Jahres sah man St. Aldegonde darauf zu Haarlem und Alkmaar in Unter-

stützung der Vertheidigungsanstalten wider die Spanier und in Verbesserung der Gesetze thätig. Doch hatte er das Unglück, bei einem Ueberfall der Feinde, welche über den Haag nach Maaslandsluis gebrochen waren, in einer Schanze überrumpelt und gefangen zu werden.

Beinahe ein Jahr lang blieb er in spanischer Gewalt, in dem Schlosse Vrendemburg bei Utrecht, und erst nach der Uebergabe von Middelburg ward er gegen Christoph von Mondragon, den Befehlshaber dieser Stadt, nicht ohne harte Mühe, ausgewechselt. Während dieser Zeit hatten die Feinde es versucht, ihn als Vermittler eines Friedens zu gebrauchen, und er war auch wirklich zu dem Behuf an den Prinzen nach Rotterdam gesendet worden, wo die Staaten von Holland damals sich aufhielten; mittlerweile blieben zwei Glieder dieser lezten als Geisel bei den Spaniern zurück. Der Freiheit wiedergegeben, reiste er im Frühjahr 1575 nach Heidelberg zurück, um tüchtige Subjekte für akademische Stellen im Gebiet der Theologie und Literatur für die Hochschulen des Landes, namentlich das neugegründete Leyden, in der deutschen Gelehrtenwelt aufzusuchen. Man findet bei holländischen Geschichtschreibern selber die Nachricht, daß dieß wirklich geschehen sey und Marnir die ersten deutschen Gelehrten nach Leyden gebracht habe; doch hat das eifersüchtige Selbstgefühl der Batavier nachmals diese Angabe in Zweifel gezogen oder doch ermäßigt.

Noch in demselben Jahr, während er zu Breda sich aufhielt, wurden ihm neue Aufträge, theils zum Behuf einer Friedensvermittelung, theils zu Unterhandlung der Heirath des Prinzen von Oranien in Frankreich. Seine Wahl war auf Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, gefallen, welche, von ihrer Mutter heimlich unterrichtet, dem protestantischen Glaubensbekenntnisse zugethan war. St. Aldegonde hatte die Braut zu begrüßen und auch später, im Briel, die Ehre, die Vermählung in des Prinzen Namen durch Vollmacht zu vollziehen. Inzwischen suchte er in Frankreich auszuforschen, ob nicht für die Sache der niederländischen Revolution die eine oder andere Parthei gewonnen werden möchte.

Als solches nicht glückt, ging er mit den beiden Rathspensionärs P. Buis und Fr. Maelson als Gesandter, oder vielmehr als Haupt der Gesandtschaft, nach England, um der Königin Elisabeth die Oberherrlichkeit über Holland und Seeland, gegen Zusicherung bewaffneten Beistandes, anzubieten. Allein jene Prinzessin, so sehr sie den Sieg der protestantischen Sache im Niederlande sonst begünstigte, fand es ihrer Politik dermalen doch nicht angemessen, diesen kühnen Schritt zu thun. Man hat die Gründe dieser Weigerung in mancherlei Umständen gesucht, deren jeder gleich richtig und falsch seyn kann. Uns scheint der wahrscheinlichste der: die Königin, welche Maria Stuart wegen Angriffen auf ihre Legitimität zum Blutgerüste schickte, konnte nicht selbst das Beispiel von Zertrümmerung der Legitimitätsrechte eines Andern, wie Spaniens auf die Niederlande, durch ihr Zuthun geben.

Im Vaterlande wiederum angekommen, nahm er im folgenden Jahre an dem Vermittelungswerke zwischen Nord und Süd der Niederlande und den beiden kriegführenden Partheien im Allgemeinen, das unter dem Namen der Pazifikation von Gent so berühmt geworden ist, lebhaften Antheil. Seine Unterhandlungen, um leztgenannte wichtige Stadt auf Seite des Prinzen von Oranien zu bringen, waren von großen Schwierigkeiten, doch zulezt von günstigem Erfolge begleitet, wiewohl leider das Werk nicht auf die Dauer hielt; denn überall wirkten die spanischen Feldherrn und Agenten durch Trug und List, die Priester und Edle durch ihren Reichthum und Einfluß, wie durch den Fanatismus und die Leidenschaften des Volkes entgegen.

An dieses Ereigniß knüpfte sich unmittelbar nun eine ausgezeichnete diplomatische Wirksamkeit, gegenüber dem Prinzen Don Juan d'Austria, welcher als neubestallter Generalgubernator den Niederlanden vom Könige zugeschickt worden war, in der Absicht, durch den hohen Feldherrnruhm des Siegers von Lepanto und die persönliche Liebenswürdigkeit des Sohnes Karls V. und einer schönen Niederländerin, die Herzen des Volkes zu gewinnen, nachdem Margarethens Neutralität, Alba's Grausamkeit und Requesenz Ränke nichts wider den Verstand des Oraniers und den Heldenmuth des Volkes verfangen.

Leider brachte Don Juan, welcher auf selbstständige Lorbeere und Befreiung von seinem finstern Bruder sann, nicht die frühere Reinheit und Großartigkeit des Charakters mit, die man von dem Rächer der Christen wider den Islam erwarten konnte. Eingegarnt von den Grundsätzen des Antonio Perez und den Ränken Escovedos, sann er mehr darauf, die Ketten der Niederländer zu verstärken, als zu lösen. Während er den Generalstaaten und den Volkshäuptern Großmuth und Versöhnung heuchelte und den Frieden von Gent unterzeichnete, pflegte er mit den spanischen Ministern und Sendlingen verrätherischen Briefwechsel zum Umsturz der Nationalfreiheiten, welche bereits auch auf der Halbinsel mit dem lezten Aufschwung der Arragonier zu Grabe getragen worden.

In diesen geheimen Arbeiten wurde er blos von Marnir durchschaut und unterbrochen; man fing verschiedene Sendschreiben auf, welche in geheimnißvollen Charakteren abgefaßt waren und die Niemand als der Herr von St. Aldegonde, in der Kunst der Chiffern sehr bewandert, zu lösen vermochte. Der Betrug kam an Tag.

und Marnix trat mit bittern Klagen wider den Prinzen Gubernator vor den Ständen auf. Ein heftiger Streit entstand darüber, welcher eine Fluth von Schriften erzeugte, und wobei Jener eine Hauptrolle spielte *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die wichtigsten dieser Schriften sollen in der Ausgabe der Werke Marnix's beschrieben werden. Fast alle gehören zu den größten Seltenheiten, und nur einige sind in größern Geschichtswerken und Quellensammlungen abgedruckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Faubourg St. Germain. Bälle für die Armen und Hofbälle.

Nach und nach bequemen sich doch manche Leute aus dem berüchtigten Faubourg St. Germain, welche ihrem Adel und dem Hofe Karls X., den Gehalten, Pensionen und Orden, die sie dort erhielten, sehr zugethan waren, in die neue Ordnung der Dinge und wagen es, ihre Augen und ihren Sinn bis zu dem Palais royal zu erheben, wo jezt die Sonne strahlt. Anfangs rümpften sie die Nase über einen Hof, an welchem man mit groben Schuhen und mit einer gemeinen Uniform zugelassen würde. Noch im November spottete ein Modejournal, das, wie es scheint, von den hochadeligen Herren und Damen jenes Faubourg seine Eingebungen erhält, über den populären König, über den Mangel an Etikette und über die Leute, die jezt am Staatsruder sitzen, lauter bürgerliche Namen- und Eigenschaften besitzen, und von dem wahren bon ton unmöglich etwas wissen können; denn ist auch nur einer von ihnen in den glänzenden Gesellschaften des Faubourg St. Germain, wo sich der ächte bon ton von Geschlecht zu Geschlecht unverdorben fortpflanzt, erzogen und gebildet worden? Wo ist die Zeit, so seufzte der Herausgeber des Journals la mode, da man sich zu jenen Gesellschaften hinzudrängte, um sich einander an Witz, an Urbanität, an Liebenswürdigkeit zu überbieten, wo eine Tagesanekdote, ein neues Theaterstück, eine neue Broschüre hinreichenden Stoff zu einer geistreichen Unterhaltung auf den ganzen Abend gab? Wo Reichthum und Glanz eine Gesellschaft auf das geschmackvollste schmückten und dem Gewerbfleiße vollauf zu thun gaben? Was ist aus dieser Eleganz, welche so lebhaft an das Zeitalter Ludwigs XIV. erinnerte, geworden? Auch die Gazette de France rief noch vor einigen Tagen die glücklichen Zeiten zurück, da man, wie sie sagte, nach glücklich vollendeten Tagesgeschäften ruhig die Abendgesellschaften besuchte und seinen Geist an einem witzigen Gespräche, an einem Theaterstücke weidete, da die Zeitungen Platz genug hatten, die Leser mit Urtheilen und Auszügen aus neuen Literaturprodukten zu unterhalten. Anfangs hatte sich also die hohe Zunft des Faubourg St. Germain in seine Hotels verschlossen, wahrscheinlich in der Erwartung des Messias, der sie wieder zu Hofesglanze führen sollte, das heißt an den alten Bourbonschen Hof, gegen den das Volk die Unhöflichkeit begangen hatte, ihn aus Frankreich zu vertreiben. Der Messias erschien aber nicht, und in die Hotels des noblen Faubourg schlich sich die Langeweile ein. Einige liberalen Blätter spotteten über das Schmollen der adeligen Hofdamen Karls X. und über ihren grausamen Entschluß, diesen Winter hindurch die großen Gesellschaften in Paris ihrer herrlichen Gegenwart zu berauben und allem glänzenden Putz zu entsagen. Man ließ verlauten, manche wollen dem Gewerbfleiße seine Nahrung entziehen und dadurch Stoff zur Unzufriedenheit mit der neuen Regierung geben. Man bedachte wohl nicht, daß zuvor viele angesehene Familien vom Hofe auf alle mögliche Art Nutzen zogen, und sich jezt wohl einschränken müssen, da der köstliche Mannaregen auf einmal aufgehört hat. Bis zur Karnevalszeit blieben die hochgebornen Familien ihrem spartanischen Entschluß unverbrüchlich getreu, und ließen die Pariser vergeblich nach ihrer Gegenwart seufzen, so viel auch die freisinnigen Blätter darüber spotteten. Nun aber ließen sich die Tanzorchester hören. Ein Ball zum Besten der Armen im Opernhause, Ball im Palais royal, Bälle bei den fremden Gesandten, bei den Ministern; wer hätte so grausam seyn können und allen diesen Reizungen widerstehen? Wenn man doch nun einmal die Juwelen, die Straußfedern, die Kaschemirs besizt, warum sollte man sich ihrer nicht bedienen, statt sie im Schranke staubig werden zu lassen? Kurz und gut, manche hochgebornen Damen sind beim Tanze überrascht worden, zum großen Leidwesen der ächten Royalistenrace, welche nicht begreifen kann, wie Jemand in Frankreich tanzen mag, seitdem Hr. de Latil oder Hr. v. Polignac nichts mehr zu sagen hat; zieht man jezt das aristokratische Wochenblatt wieder zu Rathe, so liest man darin, daß das Faubourg St. Germain nichts Arges im Sinne hat und im Grunde sich gern mit den Parisern vergnügt, wenn man es nur nicht durch ungerechte Beschuldigungen verläumdet. Die eingeschachtelten Juwelen werden wieder hervorgezogen, und da man die Welt doch nicht ändern, noch das Geschehene vernichten kann, so hat man weislich beschlossen, den Karneval wie gewöhnlich mitzumachen. Nun aber lassen sich andere Murrköpfe hören. Die St. Simonisten, welche aus dem weiland so geschätzten und in Deutschland so wohl aufgenommenen Blatte le Globe ihre Zeitung gemacht haben, schelten über den Luxus und den Aufwand der Reichen. Bei dem Ball zum Besten der Armen im Opernhause hatte jeder Eintretende sein 20 Frankenstück erlegen müssen, und diese Belustigung hatte der nothleidenden Klasse über 130,000 Franken eingebracht, ohne noch den Gewinn zu rechnen, welcher den Gewerbsleuten durch die Verfertigung so vieler Ballkleider u. s. w. zugeflossen war. Dennoch fand der Globe, daß es ein schlimmes Ding um die menschliche Gesellschaft sey, indem die Reichern, wenn sie nur Lust haben, sich in-dem größten Prunke vereinigen können, um Gutes zu thun, indeß die Armen nie zu solch einem Genusse gelangen können, und noch froh seyn müssen, wenn ihnen vom Tische der Prasser einige Brosamen zufallen. Es ist wahr, bei diesem wohlthätigen Feste hatte der Reichthum wieder, wie im vorigen Winter, allen seinen Glanz zur Schau gestellt, und man muß einen Opernball der Art gesehen haben, um sich einen Begriff von der Menge vermöglicher Familien in Paris zu machen, die für ein solches Fest einige Hundert Franken ausgeben können, ohne daß es ihnen im mindesten beschwerlich fällt. Als einige Tage darauf bei Hofe ein großer Ball gegeben wurde, so wichen auch hierüber die Meinungen in den Tagblättern von einander ab. Einige nämlich lobten es, daß man die alte abgeschmackte Etikette der Hofuniformen abgeschafft habe, und jezt sogar die einfache Montur der Bürgergarde bei Hofe zulasse; andere hingegen äußerten, diese Montur sey auf dem Opernballe ganz am Orte gewesen, indem dies ein von Bürgern und auf Kosten der Bürger veranstalteter Verein gewesen sey; bei Hofe aber müsse man vielen Prunk zur Schau stellen, damit der Gewerbfleiß vollauf zu thun habe; hier sey die Sparsamkeit von Seiten der Eingeladenen nicht allein unzweckmäßig, sondern sogar schädlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. März 1831.

> Was edle Seelen reizt und macht entschlossen,
> Was Tapferkeit erweckt, die träg entschlief,
> Er findet Alles auf, und so gelinget
> Ihm sein Bemühn, daß es gefällt und zwinget.
>
> Tasso.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Affaire, welche sehr böses Blut im Lande machte, eine Reihe neuer Verwicklungen herbeizog und Don Juan um seine Volksthümlichkeit und moralischen, bald auch um allen politischen Einfluß brachte, übernahm es St. Aldegonde, innere Zwiste, die zwischen der Stadt Gröningen und den Staaten von Ommeland ausgebrochen, zu schlichten, und seine Gründe, wie sein Ansehen, siegten auch über die Leidenschaft der Partheien.

Allein nunmehr (im Jahr 1578) eröffnete sich für sein Talent ein größerer Schauplatz wieder. Der Erzherzog Mathias von Oesterreich, welcher inzwischen in die Interessen der niederländischen Angelegenheit gezogen worden, und von dessen feurigem Muth und kühner Gesinnung man hohe Erwartungen zu hegen berechtigt schien, hatte an die Reichsversammlung zu Worms sieben Abgeordnete geschickt, um seine und der Niederländer gemeinsame Sache daselbst zu vertreten. Der vorzüglichste darunter war abermals Philipp van Marnix. Er trat in der ersten Woche des Mai's vor den Fürsten und Ständen Deutschlands mit einer lateinischen Rede auf, welche sowohl an sprachlichem Gehalt, als an Gründlichkeit, politischem Scharfsinn und kühner Begeisterung ein Meisterstück war und noch lange als solches gepriesen wurde. Er schilderte mit lebhaften, oft grellen Farben die furchtbare Tyrannei und langjährige Unterdrückung seines Vaterlandes durch die Spanier, alle die verschiedenen Perioden hindurch. Er rief die mannhafte Tugend und alterprobte Treue der Deutschen an und forderte sie dringend auf, die Drangsale ihrer Nachbarn und Brüdern nicht allzuleicht zu nehmen, indem das Schwert des Despotismus, welches dermal über dem Nacken der Belgier schwebe, auch für sie geschliffen sey. Nur vereinte Kraft der Hoch- und Niederdeutschen werde den fernern Fortschritten des spanischen Uebermuthes wehren und die tief gehenden Plane vereiteln, welche zu Unterdrückung aller Freiheit vom Escurial aus angelegt worden.

Diese Rede hinterließ bei allen Anwesenden den tiefsten Eindruck und trug so wohlthätige Früchte, daß knechtische Federn von verschiedener Seite aufgeboten wurden, um derselben wenigstens theilweise entgegen zu wirken. Ueber dem Glanz und Nachdruck der Worte hatte jedoch der Staatsmann auch sonst nichts vergessen, was in solchen Fällen zum Zwecke führen konnte.

Seine Verrichtung zu Worms mehrte den Ruf seines Namens; die Apologie für Mathias selbst ging, unter den Gebildeten gedruckt in der Ursprache, unter dem gemeinen Volk in flämischer Uebersetzung, ja selbst in Versen, von Hand zu Hand herum und half den Muth der Freiheit stärken. Die Spanier selbst aber empfanden darüber unversöhnlichen Haß. Als bald darauf die Friedenshandlung zu Köln weiter betrieben werden sollte, schärfte der Herzog von Parma seinen Bevollmächtigten

vor allem andern ein, ja die Schritte des von St. Aldegonde genau zu beobachten, übrigens vor aller gefährlichen Berührung mit diesem „gottlosen Manne“ sich zu hüten. Denn seine doppelte Kunst, die Herzen zu gewinnen oder die Geister zu überzeugen, schien dem Prinzen furchtbar, wie die Nähe der lockenden Klapperschlange.

Bei seiner Rückkehr hatte er mit Wilhelm von Oranien mehrere geheime Unterredungen, worin der fernere Vertheidigungsplan gegen die Waffen und die Diplomatik Philipps II. verabredet wurde. Marnix diente darauf eine Zeitlang wieder in den innern Landesangelegenheiten. Besonders wichtig war sein Auftreten in den Generalstaaten zu Utrecht (August 1579), wo man über die Mittel und Maßregeln auf den Fall der Fortsetzung des Kampfes berathschlagte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der arme Paul faltete hier in großer Bewegung die kraftlosen Hände über dem dicken Knotenstock. Der lange, schwankende Körper beugte sich darüber, die Lippen zuckten unter weinerlichem Lächeln. „Ja,“ stammelte er mit heiserer, feiner Stimme, „ja damals!“ Die Dame war auch bei den lezten Worten ihrer Thränen nicht Meisterin geblieben. Sie trocknete aber die Augen schnell, und wie von der Vergangenheit zum Reden gezwungen, fuhr sie fort: „so habt Ihr auch wohl nicht vergessen, daß Ihr des andern Tages an die Tafel vor den Brautvater gerufen wurdet. Ihr standet ihm gegenüber in einem stattlichen blauen Wams, mit silbernen Knöpfen zugehäckelt, die eckige rothe Mütze hieltet Ihr in beiden Händen und lachtet verschämt, als Euch der strenge Herr wie zum Scherze fragte, ob der See drüben statt des Gewürms und der kleinen Wasserthierchen Goldkörner zur Nahrung der Fische berge? Aber es war ihm nicht scherzhaft zu Muth, und da Ihr verlegen schient, hielt er einen kleinen Goldring auf der Spitze der Gabel in die Höhe und befahl Euch, zu sagen, wie der Reif in des Hechtes Bauch gekommen sey? Ihr wart aber keck, faßtet Euch schnell und riefт mit zuversichtlichem Tone: „Je nun Herr, wenn ihn der Fisch in seinem Bauche hieher trug, so muß er ihn auch wohl hinuntergeschluckt haben. Im Wasser aber leben keine Goldschmiede. Das sind die Unterirdischen, die der Braut ein Hochzeitgeschenk machen.“ Der arme Mann hob sich hier aus seiner gebückten Stellung ganz lang in die Höhe, und als käme ihm die volle Besinnung, sagte er fest und deutlich: „Da schrie die Hochzeitmutter: „das haben mir die bösen Wasserjungfern gethan! Sie höhnen meinen Fürwitz; Jammer und Elend schlingen von jezt eine Kette um unsern Stamm. Der unselige Ring ist das erste Glied der Kette!“ — „Ach!“ seufzte die Dame, „welche Schmerzen weckt mir Euer Anblick!“ — „Ei,“ rief Catharine, die achtsam auf jedes Wort gehört hatte; „Ihr Gnaden waren ja die Braut, und es blüht doch Ihr Geschlecht in dem jungen Herrn. — Ach, da ist er!“ schrie sie, sich selbst unterbrechend, hell auf.

Das Plätschern der Ruderschläge verkündete die Annäherung der Fähre. Alle wandten die Blicke nach dem Flusse. Ehe noch das Fahrzeug anlief, sprang ein Jüngling im zurückgeschlagenen Mantel, den Hut mit der rothen Feder hoch in der Luft schwenkend, mit beiden Füßen aus Land und stürzte athemlos vor Freude in die Arme der Mutter. Sie zog ihn fest an sich, ihre Freude war leise, wehmüthig, früherer Gram und neue Besorgniß hielten sie furchtsam zurück. Der junge, fröhliche Mensch vertraute dem Glück besser; doch erschreckte ihn der bekümmerte Blick der Mutter. Er betrachtete nicht ohne einen leichten Anflug von Unruhe ihre bleichen, gealterten Züge. Er schob es indessen auf die Erschütterung des Wiedersehens, auf die unruhige Erwartung vorher. Um die fatalen Grillen, wie er jede Sorge im Leben nannte, schnell zu verwischen, wandte er sich zu der hübschen Catharine, die während seiner Abwesenheit herangewachsen, aus der früheren Spielgefährtin ein Gegenstand artiger Tändelei geworden war. Er begrüßte sie vertraulich, und hatte sogleich tausend kleine Erinnerungen im Gedächtniß, die das Mädchen in Verlegenheit sezten, worüber er sich todtlachen wollte. „Laß das,“ warnte die Mutter. „Wir müssen eilen, nach dem Schlosse zu kommen, ehe die Nachricht Deiner Ankunft dort vor uns eintrifft.“ — „Ja so,“ lächelte Georg, „Oheim Jobst wartet sonst und macht ein lang Gesicht.“ — „Beide Brüder,“ versezte die Mutter, „sind ungeduldig, Dich zu sehen. Der lustige Domherr ist jezt auch hieher gezogen; wir drei einsame Menschen leben so mit einander fort, wie wir können.“ — „Nun, ich bringe Gesellschaft mit,“ tröstete der Sohn, dem das Bild der traurigen Stille in den alten Mauern aus der Erinnerung etwas ängstigend war. Er sah sich bei den Worten nach seinen Gefährten um, die bescheiden zurück geblieben waren, um durch ihre Dazwischenkunft der Dame nicht sogleich lästig zu fallen. Georg sah sie indeß nicht sobald von fern stehen, als er auf sie zueilte und den Aeltesten unter ihnen, einen keck und zuversichtlich aussehenden Mann, bei der Hand nahm. „Kommt,“ sagte er in einer Mischung von Ehrfurcht und Muthwillen, „kommt, Herr Rudolf von Heßler, sagt meiner Mutter, Frau Hedwig von Bismark, nur halb so schöne Sachen, als Ihr die Großherzogin von Florenz, des Kaisers Schwester, in Eurer gelehrten Oration hören ließet.“ Der Fremde verneigte sich sehr feierlich vor der Dame. Seine Haltung war

stramm und gemessen; doch verrieth der schnell erfassende Blick aus etwas unruhigen Augen einen geschmeidigeren, beweglicheren Geist. Er lächelte zufrieden, als er die Frage, ob er der vielgereiste Amtshauptmann von Heßler auf Möckern sey, welcher vor Jahren in Rom und Venedig, wie in Paris und Straßburg von sich habe reden lassen, mit „ja" beantworten konnte.

Auf diese Anrede versammelten sich mehrere der Angekommenen um ihn. Einige darunter, Westphalen und Niederländer, welche auf Vertrauen und guten Glauben in die Lande des Churfürsten zogen, und dessen weit gerühmten Schutz, wie auch Arbeit und freie Religionsübung hier erwarteten, maßen den stattlichen Mann in seiner französischen Tracht, mit der dick und lang gelockten Perrücke, den breiten, stülpenartigen Aufschlägen am Ermel und den bis ans Knie herauf reichenden Stiefeln neugierig, während er in zierlich gedrehten Komplimenten seiner gnädigen Wirthin den Arm reichte, sie nach dem Schlosse zu führen. Georg vertrat ihm indeß den Weg. „Halt," sagte er, „Ihr seyd's nicht allein, der Anspruch auf die Gastlichkeit der Meinigen macht. Es sind noch zwei andere Gefährten mit mir, denen ich gute Aufnahme versprach." Er zeigte zugleich auf einen schönen jungen Mann, hoch und fein gewachsen, mit leicht geringeltem blonden Haar und großen, tiefblauen Augen. Herr Gebhard von Alvensleben von der Hundsburg, nannte er ihn der Mutter. „Und dieser da," sezte er hinzu, einen andern, schlau, achtsam und sehr lebendig aussehenden Jüngling unter dem Arm fassend, „ist Levin von Schulenburg, ein lustiger Fant, wie Euer Sohn, doch bedächtiger und schneller einlenkend wie er."

Die Mutter heftete freundliche Blicke auf beide junge Leute, die ein vornehmes und bescheidenes Wesen hatten. „Ich hätte es sagen wollen," nahm sie nach kurzer stummer Begrüßung das Wort, „welchem Stamme jeder von beiden angehört. Die bräunliche Gesichtsfarbe, die vortretende, gewölbte Stirn, unter welcher die klugen Augen wie im Hinterhalte lauern, verrathen den Schulenburg in Euch, Herr Levin, und was die Alvensleben anbelangt, so sind sie schwerlich zu verkennen." Sie begleitete das leztere mit einem Lächeln, das eben so viel Schmeichelhaftes enthielt, als jene zu dem Andern gesprochenen Worte. Es ward auch so genommen. Ein verbindlicher Gegengruß und die Versicherung inniger Freundschaft für Georg, den sie zum neugeworbenen Heere nach Preußen begleiteten, begründete augenblicklich ein angenehmes Verhältniß unter den hier Zusammentreffenden. „Jezt aber, Frau Mutter," rief Georg mit lustiger Eile, „lasset uns auch keine Minute länger zögern, sollen meine gestrengen Vormünder und Oheime mich nicht sogleich mit einer Strafpredigt empfangen. Ueberdem vermuthe ich, Herr Joachim, der Domherr, ist nicht ohne seinen Weinkeller hier eingezogen. Wir haben auf der Akademie gelernt, alle Sorten zu prüfen. Wir wollen sogleich Proben unserer Studien ablegen."

„Ein Wort, mein Sohn," bat die Mutter, als sie schon eine Strecke von dem Fährhause entfernt waren. „Geh, befiel Niklas, Catharinens Vater, für den armen Bettler zu sorgen, der dort seitwärts hinter den Bäumen steht und sich schämt, vor Leuten zu erscheinen. Ich werde, sage ihm das, die Zeche bezahlen, und wolle morgen den unglücklichen Menschen sprechen." — „Was ist es denn so Großes mit ihm," fragte Georg verwundert, „daß Ihr ihn zu besonderer Pflege empfehlt? Bettler, dächte ich, gebe es jezt hinter allen Zäunen." — „Kann seyn; doch dieser da war bei meiner Hochzeit, lieber Sohn, und brachte mir den Unglücksgruß der erzürnten Nixen. Wer weiß, wessen Bote er heute ist! Man darf ihn nicht ungelabt gehen lassen. Damals ließ ihn mein Vater hart an: hart war auch das Geschick, das ihn und uns traf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kreuz an der Teufelsbrücke.

Langsam zieh' ich hinan die Gotthardtsstraße
Durch der Schöllenen finstre Grabesklüfte,
Und am Abgrund trägt mich das Saumroß hängend
Ueber den Tiefen.

Nebel kommen, berstende Wetterwolken
Werfen trüb und grau verhüllende Schleier
Ueber die Schlucht herab zum schmalen Pfade
Zagender Wandrer.

Und mein Herz erbebt im schauernden Busen —
Tief erschüttert wend' ich die Blicke aufwärts,
Aber ach! kein Strahl entflieht dem verhüllten,
Trauernden Himmel.

Doch aus halbzerborstenen Felsentrümmern
Glühen dunkle Augen ital'scher Männer,
Andre schweben hoch mit Hammer und Meisel
Ueber dem Abgrund.

Arme Hände! ewig bestimmt vom Schicksal,
Wege zu bahnen, ach! mit blut'gen Mühen,
Daß der reiche Haufen gemächlich wandernd
Ziehe vorüber.

Schweigend denk' ich's, — eine rollende Thräne
Reißt mir der wilde Sturm vom bleichen Antlitz.
Weiter und weiter bis zur Teufelsbrücke
Trägt mich das Saumroß.

Horch — da tönet ein Wehruf dumpf und schaurig
Durch das Geklüft umher: ich sehe schwindelnd
Eine dunkle Gestalt mit Meisel und Hammer
Stürzen zum Abgrund.

Drunten wühlt sich die Reuß durch schwarze Spalten,
Schwillt empor und kämpft von Klippe zu Klippe,
Stürzend von Nacht zu Nacht mit breiten Wirbeln
Donnernder Wogen.

Und das Haupt, zerschellend am starren Felsen,
Taucht noch einmal empor aus weißem Schaume,
Dann auf ewig schließt sich die Wasserhölle
Ueber dem Leichnam.

Niedergestiegen waren rings die Männer,
Suchten traurig umher mit langen Stangen,
Ob sie vielleicht den armen Jüngling brächten
Seiner Geliebten.

Aber ach! sie kehren vergebens wieder!
Senden traurig einen aus ihrer Mitte,
Der die Todesbotschaft hinunter bringet
An den Ticino.

Uns, den Wandrern, die zitternd abgestiegen,
Sagten sie dann: „Ihm wird ein Kreuz errichtet
An der Stelle, wo er den Tod gefunden,
Stürzend vom Felsen."

Wandrer, der du ziehest die Gotthardtstraße
Leicht und sicher einst auf breitern Pfaden,
Siehst ein Kreuz du nahe der Teufelsbrücke,
Denke der Armen! *)

Adelheid von Stolterfoht.

*) Diese traurige Begebenheit hat die Verfasserin bei ihrer Reise über den Gotthardt nach Italien, im August 1828, selbst erlebt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Konzerte für Arme und fremde Patrioten. Die Beiträge für die Opfer der Revolution aus verschiedenen Ländern.

Das über den Hofball Gesagte mag wahr seyn, wenn der Hof blos von den Reichen besucht wird; wenn nun aber auch Leute aus dem Mittelstande zugelassen werden, die unmöglich mit den begüterten Familien an Pracht wetteifern können, ist es dann nicht besser, daß Jeder seinen Aufwand nach seinem Vermögen einrichtet und die Ehre, am Hofe zu erscheinen, nicht auf Kosten seines Vermögens erkauft? Am besten ist es, man läßt den Leuten freie Wahl; Eitelkeit und Reichthum werden nimmer ermangeln, solche festliche Gelegenheiten zu benutzen, um auf's möglichste zu glänzen, und die dem Monarchen gebührende Achtung wird um nichts gehoben oder vermindert werden, weil die Kleidung der bei Hofe Erscheinenden so oder anders zugeschnitten und besezt ist. Mit den Bällen wechseln die Konzerte ab, und auch bei diesen Zusammenkünften wird viel Aufwand gemacht, da sie meistens einen besondern Zweck haben, und zwar einen wichtigern, als die bloße Belustigung. Einige werden zum Besten der Armen in Paris gegeben, andere zu Gunsten der belgischen und polnischen Patrioten. Bei den leztern geht es sehr lebhaft zu. Erstlich werden sie sehr besucht, indem sich die Stimmung der Pariser sehr allgemein zu Gunsten jener beiden Völker ausspricht, und zweitens kommen in solchen politischen Konzerten gewöhnlich einige Stücke vor, welche eigentlich für die Zeitumstände gesezt worden sind, z. B. patriotische Gesänge, Cantaten auf die Freiheit oder die Unabhängigkeit der Völker, militärische Märsche u. dgl. Die französischen Angelegenheiten gehen nun ruhig ihren Gang fort, und der Patriotismus der Pariser hat nicht oft Gelegenheit, sich in öffentlichen Versammlungen zu äußern, es sey denn bei den Gastgelagen der Bürgergarden, die ziemlich oft stattfinden und den Vortheil gewähren, daß die Bürger besser mit einander bekannt werden und gleiche Gesinnungen sich verbreiten. Um desto lieber ergreifen die Pariser jede Gelegenheit, die sich darbietet, um den Völkern ihre Theilnahme zu bezeigen, die ihr Beispiel vom Julimonate vorigen Jahres nachahmen. Für diese wird gesungen, getanzt, geklatscht und, was wichtiger ist, gespart und gesammelt. Paris thut jezt mehr für die andern, als diese für die Pariser gethan haben; freilich haben sie nicht die Mittel dazu, oder es fehlt ihnen an Freiheit, um ihre Gesinnungen äußern zu können. Für die Verwundeten und die Familien der getödteten Pariser sind über 2 Millionen Franken eingekommen; aber diese 2 Millionen kommen blos von Franzosen. England hat viele Zusammenkünfte, Reden und Kollekten veranstaltet; aber im Ganzen beläuft sich der Betrag der in England für die Pariser gesammelten Gelder doch nur auf ungefähr 120,000 Franken. Es ist zwar viel, wenn man die Summe betrachtet, wenig aber, wenn man auf den großen Reichthum Englands Rücksicht nimmt. Freilich hat die aristokratische Klasse wenig beigetragen; das Meiste kam vom Volke und mag zum Theile mühsam erspartes Geld seyn. Und diese aus England eingeschickte Summe ist beträchtlicher, als was von der ganzen übrigen Welt eingeschickt worden ist, obschon sicher überall das Schicksal der gefallenen und verwundeten Pariser die lebhafteste Theilnahme erregt hat. Nordamerika hat ungefähr 25,000 Franken beigesteuert, Deutschland 4000, die meistens aus Baiern gekommen sind. Von Spanien ist die Summe von 25 Franken eingekommen; das arme Land hat nicht viel zu erübrigen. Sein Geld, wenn etwas da ist, steckt in den Klöstern oder bei den Grandes, und vielleicht weiß das Volk kaum, daß in Paris Hunderte von Familien in dem Kampfe für die Freiheit ihrer Stützen beraubt worden sind. Griechenland hat 50 Franken geschickt, also das Doppelte, was Spanien gegeben hat. Das ist wahrlich der Sparpfenning der Wittwe. Von Polen haben die Pariser wahrscheinlich gar nichts empfangen. Darauf sehen sie aber jezt nicht; Polen ist unglücklich; dies ist hinreichend, um sie zu bewegen, den gewöhnlichen Subscriptionsweg zu dessen Gunsten zu betreten, das heißt, Bälle und Konzerte mit Kollekten für Polen zu vereinigen. So haben die Völker allmählig gelernt, sich einander beizustehen, besonders wenn sie sich in ähnlichen Lagen befinden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. März 1831.

Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich, benezt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Palmenschaft.

Platen.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Erster Anblick. Die Schönheit der Lage Neapels wird für die von Rom Kommenden noch durch die Ueberraschung erhöht, die jezt die neue Straße, Strada del campo, gewährt, indem man durch eine Wendung rechts, von Capo di chino — caput clivi — aus, Stadt und Golf, die bis dahin durch die vorliegenden Berge verdeckt waren, auf einmal ins Gesicht bekommt. Die Aussicht, die sich dann dem Blick eröffnet, wird wohl mit Recht für die schönste in Europa gehalten. Dieser reizende Golf, abgeschlossen im Süden durch die hohe Insel Capri, rechts das langgestreckte Ufer, welches die Höhen von Posilippo bilden, mit welchen die Hügel, die diese Aussicht gewähren, durch die von Capo di Monte und Vomero eine zusammenhängende Kette ausmachen; links die Zwillingsbrüder Vesuv und Monte-Somma, und unter ihnen das dichtbewohnte nördliche Ufer, wo die aneinander stoßenden Oerter S. Giovanni à Teduccio, Portici, Resina und Torre del Greco von Neapel aus bis dahin eine zusammenhängende Stadt zu bilden scheinen; weiterhin die andere, den Golf einschließende Bergkette von Castellamare bis Sorrento, welche mit dem hinter der ersten Stadt sich aufthürmenden Monte S. Angelo beginnt und mit Capo di Massa, Capri gegenüber, schließt, alles dieß gewährt dem Auge ein eben so mannigfaltiges, als reizendes Schauspiel. Der 4450 Fuß hohe Monte Lattario oder S. Angelo, in gerader Linie vier deutsche Meilen von Neapel entfernt, stellt sich neben dem Vesuv, der, obgleich 800 Fuß niedriger, noch höher erscheint, da er nur halb so entfernt als jener ist, am majestätischsten dar. Dazu denke man sich die Schiffe, größere und kleinere, die im Hafen und dem Golfe vor Anker liegen, oder ein- und auslaufen, und man wird gestehen müssen, daß ein solches Panorama sich nicht oft in der Welt findet.

Lokalität. In Rücksicht auf Geschichte sowohl als Lokalität könnte man die Stadt eintheilen in Neapel auf dem Strande, und Neapel auf den Bergen. Das erstere ist zugleich das ältere, denn der ganze Theil, der, von der Straße Toledo an, sich an die Berge lehnt, die die Stadt nördlich einschließen, ist erst unter der spanischen Herrschaft, und vorzüglich unter Karl V. und seinem Statthalter Toledo hinzu gekommen, und daher verhältnißmäßig sehr neu. — Von diesen Bergen abgesondert (aber doch so nahe daran, daß er mit ihnen durch eine Brücke, Ponte di Chiaja, zusammenhängt, unter welcher eine der lebhaftesten Straßen, die Via di Chiaja durchläuft), ist der Felsenberg Pizzo falcone (Falkenschnabel), der bis ans Meer sich erstreckt, eine der bewohntesten Gegenden von Neapel. Durch ein Erdbeben soll er von der Felseninsel, die vor ihm im Meer liegt, und auf welcher das Kastell del Ovo steht, getrennt worden seyn. Gewiß ist, daß hier Lucullus seine Gärten hatte.

Wegen der eigenthümlichen Lage der Stadt rund um den Golf und auf den Bergen, kann man eigentlich ihren

Durchschnitt in Länge und Breite nicht genau angeben. In der Linie gerade von Norden nach Süden, vom Capo di Monte bis zum Kastell del Ovo, was man als die größte Breite ansehen kann, sind dritthalb Miglien, deren vier eine geographische Meile ausmachen. Die Länge ergibt sich immer nur in krummer Linie, entweder von der Mergellina unter Posilippo durch die Straße Toledo bis an das äußerste Ende des Borgo S. Antonio, Ottocalli genannt, oder aber von demselben Punkt der Mergellina aus rund um den Golf hin, bis zur Brücke der Madalena über den Sebeto, von Südwest nach Nordost. Beide Entfernungen betragen vier Miglien oder eine deutsche Meile. — Das Flüßchen Sebeto ist den größten Theil des Jahres beinahe unsichtbar und steht sogar dem unansehnlichen Manzanares bei Madrid weit nach. Metastasio sagt daher sehr richtig von ihm: „Quanto ricco d'onor, povero d'onde." Schon früher hatte Boccaccio dasselbe in Prosa gesagt.

Obgleich London, Paris und Konstantinopel, welch lezteres auch in der Lage mit ihm wetteifert, größer sind als Neapel, so ist diese Stadt doch vielleicht die großartigste in Europa. Eine Straße wie Toledo, ein Theater wie S. Carlo, einen Spaziergang wie die Villa reale hat keine andere Stadt aufzuweisen. Ferner sind der Molo, die Katakomben und besonders die Grotte von Posilippo, die gewissermaßen ein Thor von Neapel bildet, einzig in ihrer Art. Aber wäre auch alles dieses nicht da, der Vesuv allein würde schon hinreichen, diese Stadt zu einer der merkwürdigsten zu machen, die es gibt.

Bevölkerung. Neapel ist wohl verhältnißmäßig die bevölkertste Stadt in Europa; denn sie ist klein in Rücksicht auf ihre Volksmenge, kleiner als Wien mit seinen Vorstädten; ja sie würde kaum den Platz ganz ausfüllen, den die Mauern Berlins umschließen, wenn man ihre ausgedehnte Lage in eine mehr abgerundete Form brächte. Aber jeder Winkel ist hier unglaublich bevölkert, wozu noch die vielen Lazzaroni kommen, die oft gar keine Wohnung haben, und man sieht hier nicht, wie in fast allen andern großen Städten, daß die entfernteren Gegenden weniger bewohnt wären, als die im Mittelpunkt gelegenen. Die Anzahl der Häuser fehlt in den statistischen Angaben, sie muß aber sehr ansehnlich seyn, da hier nicht so viel große Palläste, wie in Rom, und in den entfernteren Theilen, so wie am Hafen, die Häuser meistens klein sind. — Hassel gibt Neapel im Almanach von 1829 nur 354,000 Einwohner. Aber die Zählung vom 1ten Januar 1829 ergab 375,309 Einheimische, mit Einschluß des Militärs. Rechnet man nun noch die Fremden hinzu, deren beständig zwischen 20 und 30,000 hier sind, wovon drei Viertel auf die Provinzen und ein Viertel aufs Ausland kommen, so kann man die Zahl der ganzen Volksmenge in dieser Stadt nicht unter 400,000 anschlagen. Ueberhaupt muß es hier, wo so viele kein sicheres Dach und Fach haben, schwieriger als irgendwo seyn, die Volszahl einigermaßen genau zu bestimmen, und es wäre daher wohl nicht unmöglich, daß diese Angaben sich noch unter der Wahrheit befänden.

Die Bevölkerung hat nicht so schnell wie in vielen andern großen Städten zugenommen, obgleich sie fortwährend gestiegen und noch im Steigen ist. Neapel hatte schon 1595 226,000 und 1671 280,000 Einwohner. Sie hat also in den leztern 160 Jahren nur um 100,000 zugenommen, während Berlin z. B. dieselbe Vermehrung in weniger als 50 Jahren erlebt hat. — Juden gibt es ganz und gar nicht hier.

Bei der Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit der Südländer ist es nun natürlich, daß eine halbe Million, wie man gewöhnlich rechnet (la Lande gab Neapel sogar 590—600,000 Einwohner), hier mehr Leben, Geräusch und Bewegung verursacht, als eine ganze in andern Ländern hervorbringen würde. Dazu kommt nun noch, daß fast die ganze Bevölkerung immer und in jeder Jahreszeit nicht innerhalb der Häuser, sondern außerhalb auf der offenen Straße ihr Wesen treibt, und man könnte beinahe sagen, da wohnt. Alle Arten von Handwerkern arbeiten daselbst, und es wird dort gekocht und dort gegessen. Dieß hat freilich manche Unbequemlichkeit für die zur Folge, die gern sicher und ruhig auf den Straßen gehen wollen, und zu den mancherlei Hindernissen und Fährlichkeiten, denen man auf jedem Schritte in den Straßen des alten Roms begegnete, und welche Horaz in einer seiner Satiren mit so viel Laune aufzählt, gesellt sich hier (nächst der Menge von Kutschen, die es dort auch nicht gab) ein neues Ungemach. Es sizt nämlich in manchen Straßen, an den Häusern hin, eine ganze Reihe von dort arbeitenden Schuhmachern. Oft streifen die Wagen bis an ihre Schemel, und wenn man, um jenen zu entfliehen, sich zwischen diese rettet, so läuft man auf allen Seiten Gefahr, von ihren großen Nadeln, die sie im Nähen mit großer Vehemenz und so weit sie können ausziehen, jeden Augenblick gestochen zu werden. Daher ist man auf den Straßen am Tage noch schlimmer daran als Abends.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der aufgeklärte, durch Unterricht und Verkehr mit der Welt freier denkende Sohn wußte nicht, ob er die Befangenheit seiner Mutter belächeln, oder einen heimlichen Schauer, der ihn, er wußte selbst nicht weßhalb, befiel, für böse Vorbedeutung halten solle. Er that deßhalb nicht, als ginge ihn das alles weiter an; er sprang

zurück nach dem Häuschen und gewissermaßen aus seinen Gedanken heraus, drückte im Vorbeigehen einen flüchtigen Kuß auf Catharinens rothe Wangen, flüsterte ihr ein Paar vertrauliche Worte zu und hatte seine Bestellung an Niklas nicht sobald gemacht, als er in eiligen Sätzen an dem armen Fischer vorbeiflog, dessen zaghaftes Murmeln und unverständliches Bitten um ein Almosen von dem Rauschen der Wellen verschlungen ward, die sich zu seinen Füßen brachen. — „Dumme Ammenmährchen!“ schalt der Jüngling, als er die andern wieder erreicht hatte. „So was fällt einem immer wieder ein, man mag tausendmal wissen, daß es Unsinn ist.“ Er drängte sich jezt zwischen Gebhard und Levin ein, und hatte seinen Spaß mit beiden über die blumenreiche, mit fremden Worten ausstaffirte Unterhaltung des gelehrten und weltklugen Amtshauptmann, der seine Reiseerfahrungen, und was er an Kenntnissen eingesammelt hatte, wie Kunstwasser in kühnen Schnörkeln und Bogen spielen ließ, seine Rede gewöhnlich mit einem „als ich zu Siena oder Padua war,“ anhob, dann schnell die große Tour durch Frankreich machte und es beiläufig mit einfließen ließ, er kenne Fürsten und Könige, habe Dinge erlebt, die nur alle hundert Jahre einmal gesehen würden, wisse, wie es bei Höfen zugehe, und habe selbsten bei einem Hofballe in Paris figurirt. Unter diesen und ähnlichen Reden, bei welchen Hedwig eine schweigsame und zerstreute Zuhörerin abgab, kamen sie zu dem großen Hofthore des alten Schlosses in Schönhausen, ehmals ein Kastell der Tempelritter, als diese noch in der Mark waren.

Hier hatten sich während dem die beiden Brüder, die Unruhe der Erwartung durch ein äußeres Thun zu dämpfen, zum Schachbrette geflüchtet. Die gewaltigen, weit in die Gemächer hineingehenden Mauern, nebst den schmalen, mit kleinen Scheiben ausgesezten Fenstern ließen das Abenddunkel frühe, auf unbequeme Weise empfinden. Der stets auf Behagliches bedachte Domherr schob deshalb das Tischchen mit schwarz und weißen Feldern in die Vertiefung des Fensters, öffnete dieses und ließ so die lezten Tageslichter auf die eilfenbeinernen, bunt gemalten Figuren fallen. Er saß in einem gepolsterten Armsessel, dessen hohe Lehnen seine an sich kleine Gestalt noch mehr gegen die seines Bruders abstechen ließen. Dieser war groß und hager, und trug sich, der gewöhnlichen Neigung langer, dünner Körper entgegen, sehr gerade, vielleicht aus Grundsatz, dem Lästigen, was auf seinem Nacken lag, zum Trotze, etwas hoch und vornehm. Er war nicht bei dem Spiele, und wenn er auch, den Arm aufgestüzt, die Wange gegen die Hand gelegt, Auge und Gedanken auf den lezten Zug des Domherrn zu heften schien, so verrieth doch der trübe Ernst seiner Miene, daß seine Seele mit ganz andern Dingen beschäftigt war. Der Andere hatte schon eine ganze Weile in der lustigen Erwartung, die eine Zerstreuung, ein Vergessen gutmüthig zu belachen hofft, im Stuhle zurückgelehnt dagesessen und, einer angenommenen Gewohnheit zufolge, mehrmals mit der flachen Hand von der Stirn bis zum Kinn über das runde, volle Gesicht gestrichen, während die kleinen, klugen Augen das mechanische Hin- und Hergreifen Hrn. Jobsts begleiteten. „So werden wir nicht weit kommen,“ sagte er jezt trocken. „Laß die Bauern vorspannen, sonst bleibst Du in Deinen Gedanken, wie ich gestern auf dem verwünschten Knüppeldamme stecken.“ — „Meinst Du, daß es so holpricht und hölzern in meinem Kopfe aussehe?“ fragte der Bruder. „Nun, es scheint,“ war die rasche Antwort, „es steckt ein Brett davor, ich kann nicht durchsehen.“ — „Sage, finstere Nacht liege darauf, dann kannst Du recht haben,“ meinte jener. — „Ist es Georgs Ausbleiben, was Dir wurmt, oder sonst etwas?“ — „Sonst etwas!“ — „So! Hm!“ Der Domherr warf den Kopf in die Höhe, fuhr wieder einmal mit der Hand über's Gesicht und schien eine zweite Frage zu vermeiden. Er war nicht für das Erläutern von Empfindungen, und mochte am liebsten Sorge und Gram vergessen. Diesmal hatte er aber unvorsichtig die Saite angeschlagen; er mußte nun den Mißton aushalten. Herr Jobst hatte die Gedanken an das Spiel aufgegeben. Die Arme übereinandergeschlagen, sagte er in ernstem, unruhigem Tone: „Es gehen böse Gerüchte über die Angelegenheiten in Preußen.“ — „Wird auch so schlimm nicht seyn,“ meinte der Bruder. — „Wenn Du es nicht schlimm nennst, daß Karl Gustav das Erblehn verheert und mit seinen raubsüchtigen Schweden vor Königsberg steht —“ — „Hoho!“ unterbrach ihn der Domherr, als wolle er der Uebertreibung Einhalt thun. „Wenn Du,“ fuhr jener fort, „eine Alliance des Kurfürsten mit diesen Schweden gegen Johann Kasimir, dem Vasalleneid zuwider —“ — „Larum, larum! Vasalleneid!“ rief der Andere dazwischen. „Das ist da ein ander Ding: der Eid ist auf Schutz und Schirm der größern Macht gegen die kleinere bedingt, und fällt das Eine weg, so hebt sich das Ganze von selbst auf. Ich werde es nicht tadeln, wenn der Kurfürst dem saumseligen, bald übermüthigen, bald kriechenden Bundesgenossen absagt und sich stärkere Freunde sucht.“ — „Es beliebt Dir,“ entgegnete Jobst, „den König von Polen einen Bundesgenossen von Brandenburg zu nennen. Mich dünkt, das wahre Verhältniß sollte Dir so wenig fremd seyn, als mir.“ — „Das wahre Verhältniß!“ wiederholte der schneller und umfassender Denkende. „Sage mir, welches politische Verhältniß hat jezt noch eine Wahrheit, seit der Krieg während dreißig Jahren an allen gerüttelt und der Friede die meisten umgeformt hat?“ — „Es ist wahr,“ meinte jener, in Gedanken die Lage und gegenwärtige Gestalt der europäischen Staaten an sich vor-

übergehen lassend. „Allein Schweden!“ sagte er dann, mit innerer Empörung das Andenken an die mannigfach durch sie verübten Greuel von sich weisend; „kannst Du Dir Segen von einer Verbindung mit Schweden versprechen? Glaubst Du, Zutrauen und Eintracht lassen sich erzwingen, wie zufällige Verträge es gebieten?“ — „So dachtest Du nicht, und keiner, dem das Feuer auf die Nägel brannte, als der verstorbene Churfürst den Kaiser verließ und sich mit Gustav Adolph verband. Wir beide und Georgs Vater, wir drei Brüder, hegten große Erwartungen, als wir unter den Mauern von Magdeburg mit den überseeischen Männern gegen das deutsche Oberhaupt fochten, und mich dünkt, es waren nicht unsere schlimmsten Thaten.“ — „Was hatten wir gleichwohl für Segen davon?“ erwiederte der andere; „uns lag von da an ein doppeltes Joch auf dem Nacken, und zog uns die eine Hand nicht an, so that es die andere.“ — „Richtig,“ versezte der Domherr, „weil wir uns ziehen ließen. Jezt stellen wir uns selbst, wie wir Platz finden, und lehren vielleicht über kurz oder lang andere, nach unserer Pfeife zu tanzen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Frau v. Genlis.

Zwei berühmte Personen sind am Ende des lezten Jahrs vom Schauplaz abgetreten, Benjamin Constant und Frau v. Genlis; beide geniale Köpfe und fruchtbare Schriftsteller, beide gleich dürstend nach Ruhm, beide berühmt in Frankreich und im Auslande, und von Fremden und Einheimischen häufig besucht. Man kann hinzusetzen, daß es beiden ergangen ist, wie allen lebhaften Geistern, welche sich unverholen äußern, und zwar nach ihren vorübergehenden Gefühlen, das heißt, daß beide oft mit sich selbst im Widerspruche gestanden haben, und daß ihre Werke zuweilen ganz entgegengesezte Grundsäze enthalten. Auch darin gleichen sich beide, daß sie in ihren lezten Jahren minder wankelmüthig gewesen sind und mit Beharrlichkeit ihre Grundsäze beibehalten, vertheidigt und entwickelt haben. Sonst aber herrscht in allem große Verschiedenheit zwischen beiden. Frau v. Genlis war sicher eine der merkwürdigsten Frauen Frankreichs. Sie hat noch eben lange genug gelebt, um ihren ehemaligen Zögling auf dem Throne zu erblicken; eine wunderbare Begebenheit, die sich unter Ludwig XVI. eben so wenig, als unter Ludwig XVIII. vorhersehen ließ. Man hat in den Zeitungen und am Grabe der Frau v. Genlis die Bemerkung gemacht, der jezige König sey ihr bestes Werk; und wenn er in der That seine Bildung ihr verdankt, so hat sie ein großes Verdienst um ihn. Jedermann in Paris ist es auffallend, daß der König mit der größten Geläufigkeit, Schicklichkeit, Mäßigung und Herzlichkeit auf alle Reden antwortet, die an ihn gehalten werden. Seitdem er auf den Thron berufen worden ist, vergeht fast kein Tag, wo er nicht in den Fall kommt, eine Anrede halten oder eine feierliche Antwort auf eine Rede ertheilen zu müssen. Diese lästige Pflicht kostet ihn nicht die geringste Mühe; die Rede kommt ihm vom Herzen, und er drückt sich beständig so geziemend aus, daß vielleicht nur Lafayette mit ihm in dieser Hinsicht verglichen werden kann. Nun gibt es freilich Könige in der Welt, die auch zu sprechen wissen und sich durch Bildung auszeichnen; aber schwerlich steht irgend einem von ihnen das Wort so zu Gebote, wie Ludwig Philipp; dieses Talent wissen die Erzieher selten zu entwickeln, weil es ihnen selbst daran fehlt; und daher war es ein günstiger Umstand, daß der Vater des jezigen Königs, der bekannte Herzog von Orleans, die Leitung der Erziehung seiner Kinder einer Dame übergab, welche sich durch ihre Beredtsamkeit auszeichnete und dieses Talent auch ihren Zöglingen beizubringen wußte. In einem großen Staate, wo nur wenige Unterthanen den Landesherrn von Person sehen und kennen lernen, ist es wichtig, daß dieser durch Gespräche sich ihnen bekannt macht, nicht durch unbedeutende Floskeln, sondern durch herzliche, wohl angebrachte Aeußerungen, welche seinen Charakter schildern und ihn bis zu den äußersten Grenzen seines Reiches seinen Unterthanen bekannt und achtungswerth machen. Und ist der Landesherr noch dazu der Stifter einer neuen Dynastie, ein vom Volke auserkorner Fürst, so ist es um so nöthiger, daß das Volk ihn oft sprechen hört. Um dieses große Talent Ludwig Philipps nun hat sich Frau v. Genlis unstreitig ein Verdienst erworben; sie hat ihn erzogen, wie alle Erbprinzen erzogen werden sollten, leutselig, milde und gesprächig. Wie ganz anders verhielt es sich mit jenem Könige im südlichen Italien, welcher, als seine Braut, die östreichische Prinzessin Karoline, ihn mit einer zierlichen Anrede bewillkommte, sich unwillig gegen seine Hofräthe wandte und sagte: „Hört ihr, wie die da schön spricht? warum habt ihr mich das nicht auch gelehrt?“ Wenn Prinzenerzieher erfahren wollen, wie Frau von Genlis dieses Talent bei ihrem Zöglinge entwickelt hat, so brauchen sie nur die Schriften der redseligen Frau, besonders ihr Journal d'éducation zu studiren, wo sie unter vielen Schwärmereien manchen nüzlichen Fingerzeig entdecken werden. Sie selbst ist ein Beweis, wie weit man es in der großen Welt mit gefälligen persönlichen Eigenschaften bringen kann. Bekanntlich war sie blos als ein schönes und die Harfe gut spielendes Mädchen bekannt, da sie den Hrn. von Ducrest-Genlis durch ihre Reize einnahm und zum Manne bekam. Nun war ihr die Gelegenheit dargeboten, auf einem größern Schauplatze zu glänzen. Hier bekam sie Freunde, Gönner und Anbeter in Menge. Sie ward mit vielen ausgezeichneten Schriftstellern bekannt, bildete sich selbst aus und ward zur Erziehung der Kinder des Herzogs von Orleans berufen. Die Gunst, die sie in diesem Fürstenhause genoß, verdankte sie zwar ihren persönlichen Eigenschaften; allein wer sie in dieses Haus eingeführt hatte, war die Frau v. Montesson, welche mit dem Herzoge von Orleans heimlich getraut war; dies hat Frau v. Genlis nicht verhindert, in ihren Memoiren der Frau v. Montesson, ihrer Tante, viel Uebles nachzusagen. Die ersten Werke der jungen und geistreichen Frau, besonders ihre Veillées du chateau, erhielten großen Beifall; auf diese folgte eine Fluth von Schriften, meistens für die Jugend. Zwar fand sich manches Geschwäz darin, sie hatte aber einen so natürlichen, gefälligen Styl, daß man alles mit Begierde las.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. März 1831.

Bringt ihn auf einen Fall der Politik,
Er wird desselben Gordischen Knoten lösen,
Vertraulich wie sein Knieband.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Wo denkst Du hin!“ erwiederte Jobst; „bei der Beschränktheit unserer Mittel! Hast Du vergessen, wie viel Mühe es kostete, die verlangten dreihundert sieben-und-dreißig Thaler in der Altmark aufzubringen, die der Churfürst uns abforderte, um die neuen Regimenter zu errichten? Und was hat es geholfen? haben wir den Durchmarsch der Schweden durch churfürstliche Lande abwehren können?“ — „Ach, ich vergesse so was gern!“ meinte der Domherr. „Ist das Geld ausgegeben, ist es nicht mehr mein, was hilfts, in Gedanken damit klimpern und sich ärgern, daß es nicht mehr da ist? Und darauf, nimm mirs nicht übel, kommt es bei den meisten von Euch scheel- und schwarzsehenden Tadlern hinaus. Euer Stolz sagt Euch wohl, daß es schicklich sey, mit den Waffen in der Hand Verträge zu durchschneiden, die der Ehre zuwider oder der Wohlfahrt hinderlich sind, allein wenn der Beutel in Anspruch genommen und angegriffen wird, dann friert Euch an der Stelle, wo er sonst gefüllt lag, Ihr werdet kalt und rechnet und rechtet mit den Machthabern.“ — „Du thust mir sehr Unrecht,“ erwiederte Jobst empfindlich, „wenn Du meinem Widerwillen gegen den Schwedenbund Gründe unterlegst, die Du selbst unverträglich mit meiner Sinnesart finden mußt. Allein zweierlei ist es, persönliche Opfer gering achten, und allgemeine Unzulänglichkeit der Mittel berücksichtigen. In welche Händel wird uns der thatendurstige Ungestüm des jungen Schwedenkönigs nicht verwickeln? Setzen wir, es glückt ihm, sich Polen zu unterwerfen, wird der Moskowiter ihm die Uebermacht gönnen? Werden Frankreich, England und Holland ruhig zusehen, daß die Seestädte alle in einer Hand sind? Und weißt Du, wie Oesterreich denkt? Und nun nimm uns, in dieser allgemeinen Reibung: die clevischen Länder sind gleich verloren, und was wir an der Ostsee besitzen, das ist so gut wie dem Schweden gehörig.“ — „Ja, ja!“ gestand der andere, „es kann schlimm werden, aber es kann auch Alles ganz anders kommen, wie sich sogleich durchsehen läßt. Ist die Welt erst recht im Aufruhr, dann bahnt sich das Glück plötzlich eine Straße mitten durch und die Sache bekommt eine vernünftige Gestalt, man weiß nicht wie.“ — „Daß Gott erbarme!“ seufzte der Bruder, „den Aufruhr haben wir gehabt, aber die vernünftige Gestalt, die soll noch kommen.“ — „Ich weiß nicht,“ war die launige Antwort, „mir scheint es nur allzuvernünftig bei uns. Du, zum Beispiel, Du klügelst Dir die Lebenslust weg, und kannst mir doch nicht sagen, was eigentlich jetzt geschehen sollte? Sey ehrlich! was würdest Du an des Churfürsten Stelle thun? weißt Du es? ich wette nein! Es ist nicht leicht, sich aus der Klemme herauszudrücken, und versteht es Einer, so ist er es. Hilf ihm über den mißlichen Augenblick weg, und ich versichere Dich, er manövrirt sich den Schweden so gut wie den Polen sachte vom Halse und steht frei und unabhängig da.“ — „Das geben die preußischen

Stände niemals zu, daß er unabhängig wird," versicherte Jobst. — „Er wird sie fragen!" — „Sie werden es ihm aber sagen, und sie haben eine Stimme, die schon einmal die Lage der Dinge verändert hat, denn ohne sie säße der König von Polen noch in Oppeln, wohin ihn die schwedischen Waffen jagten, sie halfen ihm einen Theil des Landes wieder erobern." — „In die Wage, die das Für und Wider abwägt," entgegnete der Domherr, „vergißst Du ein Hauptgewicht zu legen, das ist das Genie, Herr Bruder! das ist nicht zu berechnen; es rechnet auch selbst nicht. Wo das ins Spiel tritt, da hat alle Kombination ein Ende. Sieh einmal zurück, statt vorauszusehen, wo Dir jezt doch nichts recht deutlich wird, und betrachte es, wie der kluge Steuermann lavirt, und wie er sein Fahrzeug stellt und dreht und den Wind rechts und links pfeifen läßt, ohne die Richtung zu verlieren. Wie lange hat er unterhandelt, den Vermittler gemacht und sich Bündnisse gesichert. Hat Berlin nicht eine Zeitlang die Gesandten der größten Mächte in seinen Mauern gesehen? Schickte der Kaiser nicht den Esterhazi zum Churfürsten und ersuchte ihn, die Händel zwischen Schweden und Polen auszugleichen? Kam Rautenfels nicht von Warschau und bat um Beistand, und hatte Schlippenbach etwa nicht unendliche Worte und Versicherungen, um unserm Herrn Memel und Pillau abzuschmeicheln; Gustav Adolph nahm Spandow und Küstrin ohne so viel Umstände, mit Gewalt. Geschieht das um nichts und wieder nichts? Die Macht des Churfürsten ist es nicht, die ihnen imponirt, es muß etwas anderes seyn, was sie respektiren. Er hat sich bis jezt weise im Vermeiden des Kriegs gezeigt, traue ihm auch zu, daß er es mit dem Degen wie mit der Feder durchführen wird." — „Gott gebe es!" meinte der andere. „Allein verdenken kannst Du es mir nicht, dem so Vieles auf den Schultern liegt, die Verwaltung des eigenen und des Besitzthums des vaterlosen Georgs, die kränkliche, trübsinnige Schwägerin, die Noth des Kreises wie der eigenen Unterthanen, wenn ich einem neuen Kriege, den Durchmärschen und allem, was damit zusammenhängt, besorgt entgegensehe." — „Die Schwägerin!" lachte der Domherr, froh, einen andern Gegenstand des Gesprächs herbeizuführen, „der thun weder die schlechten, noch die guten Zeiten etwas. Sie lebt immer so sachte in Angst und Sorgen weiter, horcht auf Eulengeschrei und das Miauen der Katzen, erblaßt, wenn ein Altarlicht erlischt, und fährt zusammen, schnarrlt das Gewicht der großen Hausuhr. Heulen nun gar die Hofhunde bei Regen und Sturm, findet sich eine weiße Pflanze unter den Kohlstauden im Garten, dann ist der Sterbefall da, sie hängt am Morgen den schwarzen Boy aus und sucht aus Kisten und Kasten die Trauer für das Hausgesinde zusammen." — „Spotte nicht," sagte Jobst. „Sie hat viel erlebt und großes Unglück gehabt. Die Jugend ging ihr in Schmerzen hin, und nun sie alt wird, sieht sie den Sohn wie den Vater in die Unruhen der Zeit hineingerissen. Es ist menschlich, daß sie mehr, als gut ist, auf Zeichen achtet, da ein so sonderbares Zeichen der Vorbote vom Sinken ihrer Familie war." — „Gott weiß," betheuerte der Bruder, „ich bin ihr von ganzer Seele gut, und mißgönne ihr die kleinen Spielereien nicht, unter denen ihr die Zeit vergeht. Aber bedaure sie darum auch nicht, und nimm es Dir nicht zu Herzen, wenn ihr gespanntes Wesen einen Tag mehr Unruhe als den andern verräth. Frauen müssen immer außerhalb der gewöhnlichen Welt stehen, sie haben sonst Langeweile. In der Jugend träumen sie von der Liebe, im Alter verkehren sie mit geheimnißvollen Dingen. Das ist einmal so!" — „Du schwazst Dir das Mitleid und mir die Sorge nicht weg," sagte der andere, „aber der Roland wird draußen so unruhig. Der gute Hund wittert wohl den Georg!"

Er stand, indem er dieß sagte, auf und ging nach der Thür. Diese ward rasch geöffnet; der Neffe stürzte ihm in die Arme. „Ho ho!" rief der Domherr, „wirklich schon da?" Er fuhr schneller als gewöhnlich mit der Hand über's Gesicht, dießmal vielleicht, um sich von der aufsteigenden Rührung zu sammeln; dann verließ er seinen bequemen Armsessel und ging dem Angekommenen langsam entgegen. „Du siehst ja aus wie ein Dompfaffe, Georg, mit dem rothen Kinnbart, dem schwarzen niederländischen Wams und dem breitausfallenden Spitzenkragen." — „Alles, um Ihnen ähnlich zu werden," entgegnete der junge Mann, auf die geistliche Würde des Oheims anspielend. Dieser nahm das gut auf, faßte ihn unter dem Kinn und nickte der Mutter zu, als wenn er sagen wollte: „Der stuzt vor keiner Waffe."

Es brauchte hierauf einige Zeit, ehe Wirth und Gäste die gewöhnlichen Bewillkommungskomplimente gegen einander gemacht und von beiden Seiten gezeigt hatten, daß sie feine Sitte und auch wohl französische Artigkeit kannten. Besonders nahm sich Jobst zusammen, dem zierlichen und wohlredenden Amtshauptmann in Gegenwart der jungen Leute nicht allzusehr nachzustehen. War er auch nicht gereist wie jener, so hatte ihn der Krieg doch früher in allerlei Berührung mit Offizieren fremder Heere gebracht, er hatte sich in ihre Art und Weise schicken gelernt und dadurch ein gefügiges, bewachtes Betragen angenommen. Auch war er stets beflissen, nichts von der gewonnenen Bildung einzubüßen, und so mochte er denn auch jezt wohl bestehen. Der Domherr liebte das Leben, wurde überall damit fertig und eignete sich mitten im Genuß die Verfeinerung an, welche Zeit wie umfassendere Verhältnisse mit sich brachten. Es brauchte bei ihm just nicht viel Anstrengung, um für einen gebildeten Mann zu gelten. Er hatte immer einen Spaß bereit, die klugen Anstalten anderer zu

durchkreuzen, und sich dann vor ihnen in Positur zu stellen. So fragte er Herrn Rudolph gleich zum Antritt: „ob er selbst wohl wisse, was er eigentlich Nützliches in Rom gelernt habe?" Der betroffene und etwas verwunderte Mann erwog noch den Sinn der Frage, die ihm zweideutig schien, als jener lachend ausrief: „den Pantoffel zu küssen, lieber Herr, da Ihr Euch zum zweiten Mal zu verehelichen gedenkt." — „Richtig," war die schnell gefundene Antwort, „denn ich sehe ein, daß man ohne den Pantoffel leicht über die Schnur der Mäßigung haut."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Klima. Das Klima von Neapel, welches weit milder ist, als man von seiner Breite von beinahe 41 Graden, bei einer östlichen Lage, erwarten könnte, wird einestheils durch seine Berührung mit dem Meere, auch wohl durch die Wärme seines vulkanischen Bodens, vorzüglich aber dadurch modifizirt, daß die Stadt überall gegen Norden geschützt ist, auf der einen Seite durch die 500 bis 600 Fuß hohe Anhöhe von Capo di Monte, und auf der andern durch die noch höhere von St. Elmo. Eben so verdankt, nach Alexander von Humboldt, Toulon die ungewöhnliche Milde seines Klimas derselben Ursache. Auf diese Weise ist eine mittlere jährliche Temperatur von + 14° Reaumur erklärlich, die selbst die von Mexiko beinahe um einen halben Grad übersteigt, und in der Scala der europäischen Beobachtungen die höchste Stelle einnimmt, da die von Sicilien, Portugal und Spanien meistens noch fehlen.

In einem kleinen Werkchen von wenigen Bogen, aus dem man aber vielerlei lernen kann, (welches der am botanischen Garten angestellte Professor Tenore unter dem Titel: Cenno sulla Geografia fisica del Regno di Napoli — Skizze der physischen Geographie des Königreichs Neapel — herausgegeben hat) befinden sich auch die auf der hiesigen Sternwarte angestellten meteorologischen Beobachtungen von 1815 — 1825. Daraus geht hervor, daß in diesem Zeitraume von eilf Jahren die größte Kälte den 30. December 1822 statt hatte, nämlich 2° 8 unter dem Gefrierpunkt. 1815 und 1821 war die größte Kälte 2° unter Null, 1816, 1°, die übrigen Jahre nur wenige Dezimalen unter Null, und 1825 sogar 0° 6 über Null. Man darf nicht vergessen, daß die Sternwarte auf einem 500 Fuß hohen Berge gegen Norden liegt, und es daher dort einen bis zwei Grad kälter seyn muß, als unten in der Stadt. Darnach hat also Neapel in diesen eilf auf einander folgenden Jahren nur ein Maximum von etwa 1° Kälte erlebt; wohl gemerkt, nur in den kältesten Stunden der Nacht, denn bei Tage und besonders zwischen 10 bis 4 Uhr, wo die Temperatur immer um einige Grade höher ist, als bei Aufgang der Sonne, erreicht die Kälte wohl nie den Gefrierpunkt. — Die Hitze stieg in demselben Zeitraum nur ein einzigesmal, den 7. August 1824, auf 30°. Ein sehr seltener Fall, wenn es nicht gar ein Druckfehler ist. In allen übrigen Jahren war sie zwischen 25 und 27°. Im vorigen Jahre 1829 war in Italien überhaupt und auch hier in der ersten Hälfte des Februars eine, besonders für diese Zeit auffallend kalte Witterung. In Neapel, wo mit diesem Monat sonst der Frühling beginnt, war den 12. Februar bei Sonnenaufgang 3° Kälte (auf der Sternwarte 4°), und um 2 Uhr Nachmittags nur 1° 3 Wärme.

Ich füge hier noch der Vollständigkeit wegen aus einem andern Werke das Maximum der Temperatur aus einem Durchschnitt 7jähriger Beobachtungen von 1822 bis 1828 bei, die aber in der Stadt selbst angestellt worden; es ergibt sich aus denselben, daß die größte Hitze 28° betrug, und das Minimum der Wärme oder, wenn man will, die größte Kälte 1° 5 über dem Gefrierpunkt war. Noch wird dort angemerkt, daß man annehmen könne, es falle in vierzig Jahren nur einmal Schnee, welcher nicht im Augenblicke seines Niederfallens schmilzt. Alles dies beweist hinlänglich, was ich im Allgemeinen von der Milde des hiesigen Klimas behauptet habe. Der allgemeinen Regel zufolge, daß in den Breiten über 48° der Juli, in denen unter 48° aber der August der wärmste Monat ist, findet auch hier das Maximum der Hitze in der Regel in leztern Monat statt.

Ich kann mich nicht enthalten, noch einiges hieher gehörige aus dem angeführten interessanten Buche des als fleißiger Naturforscher bekannten Professor Tenore hier anzuführen, mich auf einige Bemerkungen über die Vegetation beschränkend, die mir besonders merkwürdig geschienen haben.

Die Bäume, welche bei uns ihr Laub schon meistens zu Anfang des Herbstes verlieren, behalten es hier fast bis in den Winter; so z. B. Nußbäume, Buchen, Linden u. s. w. noch den ganzen Monat November, Apfel- und Feigenbäume, auch Ulmen den ganzen Monat December, und die Trauerweide hat hier das Eigenthümliche, daß sie ihre Blätter fast nie eher verliert, als bis schon die neuen da sind, so daß sie also gleichsam den Uebergang zwischen den ihr Laub verlierenden und den immer grünenden Bäumen macht. Noch weit merkwürdiger ist die folgende Thatsache. Auf der Insel Ischia nämlich wachsen bei den sogenannten Fumajoli (Stellen, wo heiße Dämpfe aus der Erde dringen, wie bei allen halbausgebrannten Vulkanen der Fall ist) zwei Pflanzen, Pteris longifolia und Cyperus polystachyus, die erstere

eine Grasart, die andere ein Farrenkraut, die sonst nirgends außerhalb den Tropen angetroffen werden. Tenore sucht eine so auffallende Erscheinung durch die Hypothese zu erklären, daß jene heißen Oerter in ihrem Bereich eine dem jetzigen Klima fremde Vegetation seit der Zeit haben erhalten können, wo vor den lezten Revolutionen unseres Erdballs die allgemeine Temperatur hier die der Tropen war, während indessen der übrige Theil der Insel sein früheres Klima gegen das jetzige vertauscht hat. — Einen eigenen Kontrast hiemit bildet die Vegetation des Monte S. Angelo bei Castellamare, wo in der geringen Entfernung von einigen deutschen Meilen von der Insel Ischia, Cerastium latifolium und andere Pflanzen der kältesten Klimate oder der höchsten Alpenregionen wachsen. Also gedeihen hier so nahe bei einander die Produkte der entgegengeseztesten Zonen, eine Erscheinung, die wahrscheinlich einzig in der Welt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Frau v. Genlis.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß Frau v. Genlis bald mit den aufgeklärten Schriftstellern zerfiel, welche man die Philosophen des 18ten Jahrhunderts nannte; entweder hatten diese Schriftsteller, welche einen so großen Anhang hatten und denen sich alle Freisinnigen in Frankreich anschlossen, ihre weibliche Eitelkeit nicht genug geschont und ihr nicht geschmeichelt, wie so viele kleine Schriftsteller, oder sie theilte mit dem Adel den Haß gegen die sogenannte philosophische Sekte, welche alle Mißbräuche und besonders die unbilligen Vorrechte der Geburt abgeschafft wissen wollte. Die Frau Gräfin that sich etwas auf ihren Titel zu gut und fand, daß die Hofgunst einträglicher sey, als die Liebe zur Philosophie. Genug, sie warf sich zur entschiedenen Feindin der philosophischen Schriftsteller auf und machte sie in ihren Schriften tüchtig herunter, wobei sie denn immer einen sehr andächtigen Ton annahm. Wäre ihr Haß aus strengen Grundsäzen und aus religiösem Eifer hervorgegangen, so hätte man ihn gewissermaßen entschuldigen können; allein eine in aller Ueppigkeit des Luxus lebende und alle Freuden genießende Frau, deren Betragen noch dazu sehr leichtsinnig gewesen seyn soll, konnte unmöglich viel Andacht besizen; man betrachtete ihre Angriffe daher nur als Anwandlungen ihrer Eifersucht auf jene Schriftsteller, deren Werke allgemein gelesen und deren Namen so zu sagen vergöttert wurden. Man glaubte, es thue der jungen Hofdame leid, daß nicht sie allein im ausschließlichen Besize alles Ruhmes sey, und daß man sich mit andern Schriften beschäftige, als mit den ihrigen. Es regnete Epigramme auf ihre Eitelkeit, auf ihre Ausfälle wider Rousseau und Voltaire, auf ihre vorgebliche Frömmigkeit. Im Jahre 1787 erschien von zwei wizigen Dichtern in Paris eine komische Parodie vom Traume Athalias in Racines Trauerspiel dieses Namens. Frau v. Genlis wird hier redend eingeführt, an der Stelle der jüdischen Königin, und erzählt einen furchtbaren Traum, den sie gehabt und worin ihr der von ihr so gehaßte Voltaire siegreich erschienen war:

Je jouissais en paix du fruit de ma finesse,
Mais un trouble importun vient depuis quelques jours
De mes petits projets interrompre le cours etc.

Ihre Zuneigung zu Laharpe, dessen Namen zu gleicher Zeit der ihres Lieblingsinstruments war, veranlaßte arge Reden; man beschuldigte sie, mit dem Herzoge von Orleans selbst in heimlicher Verbindung zu stehen, obschon vielleicht nichts daran war. Was die Frau Gouvernantin Arges von Rousseau und Voltaire sagte, ward ihr in reichlichem Maße wiedervergolten. Unterdessen brach die Revolution aus. Da das Orleans'sche Haus es mit der populären Parthei hielt, so konnte Frau v. Genlis auch nichts Besseres thun, als daß sie den Grundsäzen der Revolution huldigte. Dies bezeugen einige ihrer damals erschienenen Schriften. Sie gab eine Abhandlung über die Erziehung des Dauphins heraus, worin manche helle Ansicht vorkommt, die noch heutzutage von den Fürstenhäusern beherzigt zu werden verdiente. Sie begleitete die Prinzessinnen, deren Erziehung ihr anvertraut war, nach England und in die Schweiz, hielt sich in Deutschland auf, ohne daß dieser Aufenthalt den mindesten Einfluß auf ihre geistige Bildung hatte; hier gab sie ihre bekannte Vertheidigungsschrift heraus. Nach der Emigration erschien sie wieder in Paris, wußte sich von Napoleon eine Pension zu verschaffen, schrieb ihre Briefe über die Literatur, aber nach ihren partheilichen Ansichten, und verlor ungeachtet ihres zunehmenden Alters nichts von ihrem Hasse wider Voltaire und Rousseau und wider die Verfasser der Encyklopädie, weshalb sie denn wieder eine Menge Feinde bekam, die ihr Haß mit Haß vergalten und sie in den Zeitungen lächerlich machten. Es gab zwischen ihr und ihren Widersachern einen beständigen Austausch von kleinen Bosheiten und Verläumdungen. Frau v. Genlis eröffnete sich nun eine neue Bahn durch ihre historischen Romane, deren einige, besonders ihre Mademoiselle de Clermont, zu den besten Romanen dieser Gattung gehören, die man in der französ. Literatur besizt. Diese Romane hatten reißenden Absaz und mußten mehrmals aufgelegt werden. Frau v. Genlis fand es einträglich, von literarischen Arbeiten zu leben, und nun kehrte sie ihren Schreibepult von oben bis unten aus, und alle Papierwische, die sich darin befanden, wurden an den Mann gebracht. So entstanden mehrere Schriften von ihr, die des Druckes durchaus nicht werth waren. Die Ader der historischen Romane war erschöpft, als Napoleon vom Throne gestürzt wurde und die Bourbons zurückkamen. Nun bekam Frau v. Genlis ihre vorigen Zöglinge wieder zu sehen. Obschon sie bei diesen an Achtung viel verloren hatte, so konnte sie doch auf ihre Dankbarkeit rechnen, und in der That bekam sie von denselben ansehnliche Unterstüzung. Sie hatte verschiedene Kunstgriffe, um dergleichen Hülfsgelder herbeizuziehen. So z. B. malte sie Blumen und dergleichen, schrieb einen Text dazu, ließ das Buch prächtig einbinden und schenkte es einer Prinzessin zu ihrem Geburtstag oder zum Neujahr; natürlich mußte die Prinzessin dasselbe mit einem ihrem Stande angemessenen Geschenke erwiedern.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In einem Theil der Exemplare von Nr. 53 ist in der lezten Zeile des Motto zu lesen: Und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. März 1831.

> Amph: Au mystère nouveau que tu me viens conter
> Est-il quelque ombre d'apparence?
> Sos: Non, vous avez raison, et la chose à chacun
> Hors de créance doit paraître;
> Cela choque le sens commun,
> Mais cela ne laisse pas d'être.
>
> Molière.

Neueste Briefe des Verstorbenen, aus Berlin im Jahre 1831.

Am 18ten Januar.

1.

Könnte ein Verstorbener noch Leidenschaften haben, so würde ich recht böse auf Dich seyn, liebe Julie. Von Deiner discrétion à toute épreuve hätte ich es nie geglaubt, daß Du Deinen Freund so kompromittiren würdest. Wie wenig mußt Du das Geheimniß meines jenseitigen Schicksals verborgen haben, da solches sogar der Redaktion des Morgenblatts nicht verschwiegen blieb, und diese mir nun schreibt: sie wisse aus guter Quelle, wie ich, zur Strafe für einige in meinen Briefen karg verschleierte Persönlichkeiten, verdammt sey, in Berlin als revenant umzugehen, und das noch dazu mit jenen Personen en question. Daher bäte sie mich, indem sich unter ihren Berliner Korrespondenten bis jetzt noch kein Geist befände, diese höchst piquante tâche, der Kuriosität halber, zu übernehmen.

Wie mir dieses Schreiben zugekommen? — Auf die allergewöhnlichste Weise, durch die theure Bereitwilligkeit der Post und unter der Adresse: „An S. D. den Verstorbenen, dicht am Meilenstein in Berlin.“ Mein Kammerdiener, den mir mitzugeben man jenseits so kondescendent war, führte den Postboten in mein Zimmer, weil dieser darauf bestand, mir den Brief selbst einzuhändigen. Ich hatte so eben, nach einem excellenten Gabelfrühstück, die Gnadenwirkung der beseligenden Berliner Kirchenzeitung erfahren, indem ich, dieses Blatt in der Hand, eingeschlummert war, da weckte mich der Postbote mit der Frage: ob ich der Verstorbene sey? — Guter Freund, sagte ich, ich lebe; will aber hiemit keineswegs desavouirt haben, daß ich der Verstorbene bin, welches ich übrigens eben so wenig eingestehe als läugne. — O weh! rief der Postbote, ich fürchte, Sie werden hierüber nähere Erklärung geben müssen! — Mein guter o w, erwiederte ich, indem ich den Pseudo-Briefträger erkannte und ihm den Brief aus der Hand nahm, mein guter o w, fürchten Sie nichts; im Gegentheil, leben Sie wohl, und genehmigen Sie die Versicherung, daß der Tod jedes Geheimniß erklärt, und daß daher nur Lebendige wegen einer Erklärung in Verlegenheit kommen, Verstorbene aber nie. Und somit ging ich in ein anderes Zimmer, las den Brief, und war zum ersten Male in meinem Leben, oder vielmehr nach meinem Tode, recht böse auf Dich. Dir allein war es bekannt, daß ich wirklich aus ennui gestorben bin, die Societät meinte, ich lebe noch in ihr; Dir allein hatte ich es vertraut, daß ich ein Geist geworden, die Dandys hielten mich noch immer für ihres Gleichen. Wer hätte besonders das Letztere gemerkt, wenn Du mein Geheimniß vorsichtiger bewahrt hättest! Verdienst Du nicht Strafe? Sollte ich nicht stumm für Dich seyn wie mein Grab? Aber Julie, arme kranke Julie! Du leidest jetzt, und Dein verstorbener Freund leidet mit Dir, und kann nicht so grausam seyn wie andere Todte, er

kann Dich nicht gänzlich ohne Nachricht, er kann nicht gar nichts von sich hören lassen.

Da nun aber doch einmal meine Briefe an Dich — ich will eben so wenig sagen auf eine mir bekannte, als unbekannte Art — in den Druck kommen, so will ich lieber meinem mysteriösen Herausgeber das Prävenire spielen, und von nun an öffentlich im Morgenblatt an Dich schreiben.

Laß mich also, liebe Julie, bevor ich Dir von Berlin, von dem foyer des lumières schreibe, wie selbst französische Blätter diese neun Monat im Jahr erleuchtete Brennenstadt nennen, laß mich zuerst von mir selbst sprechen. — Du wirst dadurch gewahr werden, daß, obgleich der Mensch überhaupt, und besonders der Mufti, der Bonze, der Bramine, jeder sich selbst der nächste ist, und daher den Nächsten just so haben will, wie er ihn für seine nächsten Absichten braucht, ein abgeschiedener Geist wie ich gar keine Absichten hat und also auch keine egoistischen. Meines höchsten Glücks, Deiner liebenden Freundschaft gewiß, kam es mir, als ich jene gedruckten Briefe eines Verstorbenen schrieb, sie nur für Dich schrieb, kam es mir, sage ich, nicht in den Sinn, ein Autor zu seyn, ein Publikum zu haben und diesem gefallen zu wollen. Aber eben deßhalb, und im Gegensatz der Absichtlichkeit, der gène, die man jeder für den Druck bestimmten Schrift anmerkt, haben meine Briefe an Dich einiges Aufsehen erregt, so wie ich jezt — gerade weil ich weiß, daß diese Zeilen hier gedruckt werden — Dir nicht mehr mit jenem abandon schreiben kann, wie damals, als ich noch nicht der bekannte Verstorbene war. So bald ein Schriftsteller an die Lesewelt denkt, so ist er dem stillen Heiligthume seiner Werkstätte, seiner Seele entrückt, und muß — comme nous autres dans la société — höflicherweise und rücksichtsvoll lügen. Daß ich nicht gelogen, und besonders meine Porträts, ohne zu schmeicheln, nach dem Leben gezeichnet, haben mir die Originale sehr übel genommen, während — o närrische Leute! o komische Welt! — sich diejenigen Personen noch viel mehr geärgert haben, die nicht in meinen Briefen vorkommen, und zwar eben deßhalb. Ganzen Städten hat aus dieser Ursache mein Buch nicht gefallen, so z. B. Leipzig, weil ich Dir kein Wort schrieb von den dortigen höflichen Revolutionshelden, die erst den Vorübergehenden zurufen, sich ja vor Beschädigung zu hüten, bevor sie, in ihrem glühenden Freiheitseifer, die Möbel zu den Fenstern hinauswerfen. Ja wenn man in dem wirklichen Irland so weit wäre, dann hätte mein Freund O'Connel leichteres Spiel! — Glaube mir, liebe Freundin, ich bin recht froh, daß ich verstorben bin, denn wie unglücklich wäre ich, alles das erleben zu müssen, was der sel. Niebuhr in der Vorrede zu seinem neuesten Werke dem armen Europa prophezeit! Du weißt doch, daß dieser rückwärts gekehrte Prophet, vulgo Historiker, es voraussieht, daß wir wieder zum Mittelalter zurückgeworfen werden? Geworfen? schrecklich! Ach, und wozu ist das nöthig? Die Wege dahin waren ja schon so schön geebnet, und hätte man die Schüler Loyola's gewähren lassen, wir wären heute schon da! Und so wird denn der ganze große Kampf des Jahrhunderts um einen einzigen winzigen Buchstaben geführt: die Einen wollen, es soll loyal in der Welt, die andern es soll loyol hergehen. Ich wollte von mir sprechen und, sieh! da sind wir mit einem Male mitten in der Politik. Abermals ein Zeichen der Zeit, von deren geistiger Strömung Alles mit fortgerissen wird, selbst die Manen Deines Verstorbenen. — Doch ich soll ja, als Berliner Korrespondent des Morgenblatts, von Berlin erzählen. Höre also! . . . . . . Auch dieses will der politische Strom der Zeit nicht erlauben. Unser lieber Freund, der Dr. phil. Herr Herrmann, der sich auf diesem Strome nach Paris einschifft und diesen Brief besorgen will, tritt eben, Abschied zu nehmen, herein, hat keinen Augenblick Zeit und zwingt mich, zu schließen. Ich sage Dir also nur noch, daß Du alle acht Tage regelmäßig einen Brief an Dich im Morgenblatte finden wirst von Deinem — ohne Epitheton — Freunde.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der doppelte Stich, welcher den protestantischen Weltgeistlichen wie den alten lebenslustigen Junggesellen traf, gefiel Joachim über die Maßen. Ein Wortkampf machte ihn stets nach mehreren Ausfällen lüstern; er freute sich deßhalb, seinen Mann gefunden zu haben, und es sprang ihm, so zu sagen, über die Lippen: „Die Schnur taugt nicht, denn sie führt Euch zu Ende.“ Rudolf erblaßte; ihm war ein früher Tod prophezeit, und ob er gleich wohl wußte, daß der Domherr hier nur auf seine Verlobung mit einem Fräulein von Ende anspielte, so glaubte er doch, die Bestätigung jenes bedrohlichen Ausspruches zu hören. Er entgegnete daher etwas feierlich: „daß es zu Ende geht, bedenke, wer da steht.“ Joachim fuhr mit der Hand übers Gesicht; es war ihm nicht deutlich, was jenen verdrossen habe. Frau Hedwig trat dazwischen, sie erinnerte, daß das Abendessen ihrer warte. Die große Halle ward geöffnet, und man ging nun Paar und Paar, nach Alter und Würden hinein.

Die Noth der bösen Zeiten sezte der Gastlichkeit keineswegs Schranken. Jeder bemühte sich, der Ehre des Hauses durch reichliche Bewirthung genug zu thun. Was Forsten und Seen, Gärten und Felder dem Gutsherrn lieferten, das ward bereitwillig mit jedem getheilt, der in Vertrauen des Hauses Schwelle betrat. So fand denn auch die kleine Gesellschaft hier eine Masse großer Schüsseln

mit Fisch und Wildpret, gekochtem und gebratenem Geflügel, kalter und warmer Suppe besetzt, welche zur Ausrichtung eines Gastmahls zugereicht hätte, und wobei weit weniger auf den Genuß der Gäste Rücksicht genommen, als dem Rufe der Freigebigkeit des Wirthes geopfert wurde; denn wie viele der Schüsseln auch unberührt hinausgetragen werden mochten, keine kam in das Vorrathsgewölbe der Hausfrau zurück. Diese würde geglaubt haben, sich vor den eigenen Leuten herabzusetzen, hätte sie den Abhub der Tafel ein zweites Mal vor sich bringen lassen. Lieber entbehrte man im Geheim, als daß man der Würde des Standes zu nahe getreten wäre. Es herrschte damals mit dem Herrenrecht auch ein Herrensinn; wer ein Haus hielt, der öffnete es gern den Eintretenden und rechtete nicht mit dem Gesinde über das, was jene ungenossen bei Seite schoben. Nur dem hungrigen Bettler durfte sein Theil davon nicht entzogen werden, das brachte die Ordnung so mit, deßhalb erinnerte auch heute Frau Hedwig, die Reisenden unten im Fährhause und namentlich Clausens Vater nicht zu vergessen. Sie trug einem alten Diener, welcher Jäger und Hausverwalter zugleich war, auf, dafür Sorge zu tragen.

Georg hörte, was die Mutter dem Alten auftrug; bei Erwähnung des Fährhauses kam ihm ein Gedanke. Während nun der Domherr Herrn Rudolf tüchtig zutrank, Schulenburg mit Oheim Jobst über die neuesten Begebenheiten in Preußen sprach und der sanft und zärtlich empfindende Gebhard Frau Hedwig leise von seiner Mutter und ihrem Schmerze bei der Trennung von ihm erzählte, schlich er sich vom Tische und ging munter das Dorf entlang, den Eichen zu, die schon mit ihren hohen, dunkeln Kronen den schmalen Pfad an der Elbe beschatteten. Seitwärts rauschte der Fluß, über ihm flüsterte das Laub, der harte Lehmboden gab den Takt seiner eiligen Tritte zurück; Georg hörte sie wie die eines andern. Ein paar Mal drehte er sich um, als wollte er sehen, ob Jemand hinter ihm komme. Es war Niemand als er selbst, unter dem die Erde so dumpf dröhnte. „Was ist das heute," fragte er sich, „daß mir alle Augenblicke so unheimlich in der Seele wird?" Er war froh, als das Kienfeuer im Kamin des Fährhauses durch die Blätter schimmerte. Das Fenster stand offen, man konnte die helle Flamme von dem niedern Heerde aufleuchten sehen. Georg hätte Catharine gern einen Augenblick allein gesprochen. Er schlich sich unter das Fenster, bückte sich und schielte in die Stube hinein, ob er ihr nicht ein Zeichen geben könne. Allein es saß drinnen ganz voll um das hübsche Mädchen, die bei dem hellen Scheine des Feuers spann und daneben in einem großen Topfe Mehlbrei kochte, auf den Niklas begierig sah. Es sprachen einige über Jemand, der eben hinausgegangen war; Catharine that sehr mitleidig und gab allerlei zu verstehen, was Neugierde erregte. Eine junge Frau, mit einem schlafenden Kinde auf dem Schooß, deren Tracht und Mundart das überrheinische Vaterland verrieth, bat ihre junge Wirthin, ihr mehr von dem armen Fischer und der Hochzeit der gnädigen Frau zu erzählen, deren sie zuvor Erwähnung gethan. Georg ward aufmerksam und nahm eine solche Stellung, daß er alles hören konnte, ohne von den Leuten im Hause gesehen zu werden.

Catharina hatte die Geschichte vielmals von ihrer Pathe gehört, und sie wußte sie artig nachzuerzählen. „Es war einmal," hob sie an, „ein reicher, reicher Freiherr, der hieß Wichard von Lochau und war meiner Herrschaft Vater. Ihm gehörte fast das ganze Land, alle Dörfer, die er sehen konnte, und so viel Wälder, so viel Seen, daß er die Armen mit seinem Wildpret und grossen Fischen speisen konnte. Weil er nun so reich war und nicht wußte, wo er mit den Perlen und dem Geschmeide, dem Golde und Silber hin sollte, so dachte er zuerst daran, seinen Eltern ein Denkmal in der Kirche zu stiften, daß ihr Name auf die Nachwelt komme, und in späten Zeiten noch, wenn der Prediger vor den Altar trete, er einen Blick auf die steinernen Bildnisse werfe und ein Vaterunser für die Seelen der Verstorbenen bete." — „Welch ein frommer Herr!" sagte die Niederländerin, jedes Wort mit Aufmerksamkeit beachtend. — „Ja wohl!" seufzte Catharina; „hätte nur die Frau nicht so dreiste Worte gesprochen." — „Was waren das für Worte?" fragte jene. — „Nun, wartet nur," fuhr die Erzählerin fort. „Jetzt erst von dem Denkmal. Aus Welschland wurden die Meister verschrieben, die aus dem feinsten Marmor die Gestalten des Herrn und der Dame so groß, als wenn sie lebten, ausschneiden mußten; doch wollte der Sohn, daß sie knieend dargestellt würden, was auch geschah, und über ihnen der heilige Georg zu Pferde und viele heilige Männer. Es nimmt eine ganze Wand ein, und alle, die es sehen, bewundern es. Ganz kürzlich ging ein reisender Maler durch Rennhausen, so heißt der Ort, wo Herr Wichard wohnte, der war ganz erstaunt über das Prachtwerk, erkannte gleich den Künstler daran und nannte ihn auch. Dadurch machte sich denn der Freiherr viel Ehre vor der Welt. Nun aber wollte doch das Geld immer noch nicht weniger werden, und Kissen und Truhen konnten es nicht mehr fassen. Da kamen von fern und nahe die Freier und warben um seine einzige Tochter, Fräulein Hedwig. Sie war blutjung und verließ sich zu keinem als dem Herrn Georg von Bismark unsers Junkers Herrn Vater. Dem versprach sie ihre schneeweiße Hand mit allen Goldringen, die an jedem Finger steckten. Nun war Freude im Hause, und die Mutter schickte Boten aus und ließ Stoffe und Spitzen aus Brabant und Flandern kommen. Es ging jetzt an ein Schneidern und Nähen im Hause, als würde eine

Königstochter über's Meer in das Feenland geschickt. Das Brautbett ward mit ächten Perlen gestickt und das Hemd, das der Bräutigam zur Morgengabe erhalten sollte, hatte vorn auf der Brust eine breite Einfassung von Gold und Edelsteinen. Denkt erst, wie das Kleid und die Schuhe der Braut beschaffen seyn mochten."

Georg ward hier des Zuhörens fast überdrüssig. Ihn ermüdete das Aufzählen so großer Reichthümer, von denen er niemals Gewinn gehabt. Er hatte große Lust, der Erzählung durch seine Dazwischenkunft ein Ende zu machen; allein wie Catharina jezt so tief seufzte, die Hände mit dem feingedrehten Faden sinken ließ und recht kläglich sagte: „aber alles das halten die Unterirdischen jezt in ihren Kammern verschlossen," da ward er aufs Neue gespannt, das Weitere zu hören.

„Der Hochzeittag rückte immer mehr heran," fuhr jene fort. „Von den geladenen Gästen kam schon einer und der andere. Erika von Stochow, die beste Freundin der stolzen Hausfrau, ging eines Abends noch spät mit dieser in dem Wald spazieren, der dicht ans Haus stößt. Sie erzählten einander vielerlei, und Erika kam darauf zu sprechen, daß einst die Besitzung der Herren von Lochau ihren Vätern zu eigen gewesen und durch den Wankelmuth des Glücks der Familie verloren gegangen sey. „So," schloß sie, wohl nicht ohne Absicht, „bringt der Wechsel im Leben stets Fallen und Steigen hervor. Seyd auf Eurer Hut, Frau Muhme, daß so großer Aufwand, wie Ihr mit der Ausstattung Eurer Tochter treibt, nicht das Maß überschreite, das auch dem Reichen wohl ansteht. Das Bett mit ächten Perlen gestickt würde einer Fürstin nicht zu schlecht dünken. Seht Euch vor, ich bitte Euch; Hochmuth kommt vor dem Fall."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Frau v. Genlis.

Frau v. Genlis wurde zulezt mit dem Buchhändler Ladvocat bekannt, nachdem sie schon mit Jemand wegen der Herausgabe ihrer sämmtlichen Schriften eine Uebereinkunft getroffen hatte. Der schlaue Ladvocat gab ihr den Gedanken ein, sie solle Memoiren über ihr Leben schreiben. Zwanzig Jahre früher hätte sie ein solches Werk wahrscheinlich mit dem guten Geschmacke, der ihr eigen war, und mit aller Eleganz des bon ton abgefaßt. Aber leider war die Frau alt, bettlägerig und mit ihrem Zeitalter ganz zerfallen. Sie dehnte ihre Memoiren zu einer unausstehlichen Breite aus, um desto mehr Geld zu verdienen, da sie gar keinen haushälterischen Geist besaß und daher stets in Geldverlegenheit gerieth. Diese Memoiren, die allerdings manches Interessante enthalten und die Persönlichkeit der Verfasserin vortrefflich zur Schau stellen, sind ein schmachvolles Denkmal ihrer Habsucht und ihrer Geschwäzigkeit. Verschwunden ist in diesen zehn Bänden die Eleganz, der gute Ton und der reine Geschmack, der die Schriften aus ihrer guten Zeit auszeichnet. Der häßliche Ton einer neidischen, zanksüchtigen Alten herrscht leider allzu oft vor, und nur hie und da, besonders in den ersten Bänden, schimmert ihr voriges, weitberühmtes Talent noch durch. Als dieses bändereiche Werk erschienen war, hatte das Publikum genug, und es war hohe Zeit, es künftighin mit Genlisschen Schriften zu verschonen. Zwar droht die bejahrte Schriftstellerin in den lezten Bänden ihrer Memoiren, sie gehe mit dem Plane um, die zwanzig Folianten starke Encyklopädie abzukürzen, auszumerzen und zu arrangiren, und hofft, alle Freunde des Throns und des Altars werden ihr die Beutel öffnen, um ein so frommes, zur Ehre Gottes unternommenes Stück Arbeit zu unterstüzen. Entweder aber haben sich die Beutel nicht so geöffnet, wie es die anti-encyklopädische Verfasserin gehofft hatte, oder die Feder ist ihrer matten Hand während der Arbeit entsunken, und sie hat zu ihrem Aerger die alte Encyklopädie mit allen ihren philosophischen Aeußerungen stehen lassen müssen, ohne Hoffnung, daß je eine Editio expurgata davon erscheinen wird. Sie gab noch einige unbedeutende Schriften heraus, die kaum die Aufmerksamkeit der Rezensenten auf sich zogen, und die Frau verschied endlich am lezten Tage des Jahres, in welchem ihr ehemaliger Zögling durch die Stimme der Nation auf den Thron Frankreichs berufen worden war. Frau v. Genlis hat entweder zu lange gelebt, oder zu lange fortgeschrieben. Hätte sie aufgehört, sobald sie ihre historischen Romane herausgegeben hatte, so würde sie in weit höherer Achtung bei der französischen Lesewelt stehen, und sich in ihrem hohen Alter nicht dem Spotte der Jüngern ausgesezt haben. In ihren lezten Tagen hat die Frau das doppelte Unglück erlebt, daß ihre Schriften aufs unbarmherzigste heruntergemacht wurden, und daß die Grundsäze, die sie bekämpft oder zu bekämpfen versucht hatte, öffentlich triumphirten. Freilich hat sie dagegen auch die Freude erlebt, ihren Zögling als König zu erblicken. Ja, wenn alle ihre Schriften an Vortrefflichkeit ihrem Zöglinge gleich kämen, so wäre sie eine große Schriftstellerin; aber ihr langes Memoirengewäsch ist ein starkes Gegengewicht ihres hohen Ruhmes.

Dg.

Charade, Homonyme und Logogriph.

Erste Sylbe.

Wer mich verdient, ihn nennt nach meinem Namen das Volk wohl;
Was ich umfasse, das hält, wen ich umfasse, der stirbt.

Zweite und dritte Sylbe.

Ich bin spizig und grün im Norden häufig zu finden;
Nimmst du mir aber den Kopf, bin ich von hoher Geburt.

Das Ganze.

Ich, in schönen Händen und häßlichen häufiges Werkzeug,
Bin's, das Goethe besang, herrlich, im „magischen Nez."
Ja, mir danket sogar ein Lustspiel einzig sein Daseyn;
Kozebue hat es gemacht, und ist sein schlechtestes nicht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. März 1831.

> Wie die Zaubermähr dem Munde
> Stück um Stück entfällt,
> Läuft das Grausen in die Runde.
>
> Müller.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Die Frauen,“ fuhr Catharine fort, „saßen, als Erike das aus gutem Herzen sprach, auf einer Anhöhe, die der Gallienberg heißt. Ein breiter, blaugrüner See lag zu ihren Füßen. Er sah so still und klar aus wie ein Spiegel, aber unten im Grunde mochte es so ruhig nicht seyn. Fräulein Erike wußte das wohl, sie sagte aber nichts, ihr graute, davon zu sprechen, denn die Bäume warfen schon so lange Schatten, und es war ihr ohnehin ängstlich, auf dem Hügel zu sitzen, wo noch der Pfahl, das Zeichen früherer Gerichtsbarkeit der Gutsherrn, stand. Die Freifrau war indessen unwillig geworden über ihre dreiste Rede. Sie sah sie von der Seite an und maß sie mit einem stolzen Blick. „Weßhalb,“ sagte sie, „soll ich meine Hedwig geringer wie ein Fürstenkind achten? Ist doch mein Eheherr reich und mächtig wie ein Fürst. Wahrlich,“ rief sie hohnlachend, „ehe die Goldkisten in unserer Kammer geleert sind, muß sich die Erde umdrehen, denn so gewiß —“ sie sprang hitzig von ihrem Platze auf und that ein Paar rasche Schritte nach dem See, zog ihren Handschuh ab und hielt einen schmalen Goldreif zwischen den Fingern — „so gewiß als dieser Ring nie wieder an meine Hand kommt, so gewiß wird der Glanz unseres Stammes nicht erlöschen.“

„Ei sieh doch, einfältige Dirne,“ fuhr Niklas ärgerlich dazwischen; „der Brei kocht über und es ist spät. Niemand hat bei der Unruhe und dem Hin- und Herfahren auf dem Fluß noch einen Bissen gegessen. Mache fort, laß das Geplapper bleiben, und schaffe mir Teller und Löffel herbei.“ — „Schade,“ sagte die Niederländerin, und mehrere waren ihrer Meinung; lieber, meinten sie, noch eine Weile gehungert, als das Ende nicht gehört. — „Ich erzähle es Euch später doch noch aus,“ flüsterte die Kleine. Aber der Vater überhob sie der Mühe. „Was ist's mehr damit?“ brummte er unwillig. „Das sind alte, vergessene Geschichten; man erinnert sich nicht gern daran! Wen kann es freuen, daß der Ring doch wieder an den Finger der Dame kam, und der Satanskrieg, der bald über's Land zog, die Reichthümer ihres Hauses alle mit einander verschlang.“ — „Nicht Alle, Vater,“ versicherte Catharine, die indeß emsig mit Herbeischaffung des Geräthes beschäftigt war; „nicht Alle, gewiß nicht. Das Perlenbett, der Brautschmuck und das kostbare Hemd vergrub die kluge Mutter, als der Feind kam, in den tiefen Wiesengrund und pflanzte eine Weide und eine Eiche daneben. Man sagt, die Wasserjungfern habe es gereut, ihr den schlimmen Streich mit dem Ringe gespielt zu haben. Sie konnten die Klagen der bekümmerten Frau, die bis zu ihnen in die Tiefe drangen, nicht aushalten, und als vollends die vielen Thränen, welche jene am Ufer vergoß, ihnen das Wasser trübten und sie sich nicht mehr darin spiegeln konnten, kamen sie herauf und sagten: wenn sie ihnen einen Wunsch erfüllen wolle, werden sie ihr die verborgenen Schätze bewachen bis —

„Nun, bis wann denn?“ fragten mehrere Stimmen. „Ja das weiß Niemand,“ war die Antwort. „Allein eine Wünschelruthe hatten sie der Freifrau gebracht, und ich weiß auch wohl, wo die liegt,“ sezte Catharine geheimnißvoll hinzu.

Die fremden Gäste sahen das Mädchen verwundert an. Die Frau mit dem schlafenden Kinde rückte näher zu ihr hin und forschte neugierig, was denn das Begehr der Wasserjungfern gewesen sey. „Einige,“ versezte Catharine zögernd, „wollen wissen, sie haben nach dem Bräutigam verlangt und die Schwiegermutter sey ihnen gewärtig gewesen; denn,“ sezte sie kleinlaut hinzu, „das ist einmal wahr, der schöne Mann starb ein Jahr darauf, bei Vertheidigung der Elbbrücke. Andere —“ sie hielt inne. Niklas lachte laut auf; „andere,“ ergänzte er, „haben es gar auf den Enkel gemünzt und vermählten ihn schon in der Wiege mit den Weibsbildern da unten. Hast Du nun das Geschwätz genug?“ sezte er plötzlich ernst und wegwerfend hinzu, wie Jemand, der einen Feind fürchtet und gern verachten möchte.

Georg schauerte unwillkührlich. Es zog sich ein Gewitter unten an dem Ufersaume zusammen; es blizte stark, er hatte die Lust verloren, mit Catharine zu scherzen; den Mantel über das Kinn gezogen, schlich er nach dem Schlosse zurück, während die gespannt aufhorchende Niederländerin Catharine verstohlen an dem Rock zupfte und einen Augenblick wahrnahm, wo der Vater durch lautes Hundegebell zum Fenster gelockt wurde. „Sagt,“ bat die Fremde, „wie kam der Ring wieder an der Dame Hand?“ — „Die Nixen,“ entgegnete das Mädchen, „steckten ihn in den Rachen eines großen Fisches.“ — „Und der Fisch?“ — „Den zog der arme Mann, den Ihr hier gesehen, in seinem Netz ans Land.“ — „Ach!“ ergänzte die Fragerin, „und lieferte ihn in des Freiherrn Küche!“ Catharine nickte bejahend.

„Wen zum Henker hat denn Claus da wieder mit der Fähre vom jenseitigen Ufer hier herüber genommen?“ sagte Niklas, vom Fenster nach der Thür gehend. „Wie so, Vater?“ fragte die Tochter; „was ist's denn mehr? reis't doch jezt alles her und hin.“ — „Hm!“ erwiederte jener, „man weiß niemals, ist's Freund oder Feind, in solch unruhiger Zeit.“ — „Feind?“ lachte das Mädchen. „Wo soll der hierherkommen! Sagt Ihr doch, wir seyen jezt mit dem Schweden eins.“ — „Eins! hat sich was! Das wird man mit dem Teufel doch nicht, wenn man ihm auch die Hand gibt.“

Indem er so sprach, leuchtete das Wetter hell vom Fluß herüber und es fiel unmittelbar ein starker Donnerschlag. „Guter Himmel!“ rief Catharine; „wo kam das her?“ — „Ja, wo kam's her!“ war die Antwort; „wo jezt alles Unheil herkommt! Weiß man's? Mitten aus heiterer Luft.“ — „Heiterer Luft?“ lachte eine kräftige Stimme vor der Thür, indem diese zugleich aufging. „Kommt einmal heraus und seht Euch den Himmel an: kohlschwarz, über und über mit Gewitterwolken bezogen, voller Sturm und Regen. Die dicken Tropfen fallen schon nieder, ehe zwei Minuten vergehen rauscht der mit dem Strome um die Wette.“

Ein großer, wohlgebauter Mann war unter diesen Worten weiter in das niedrige Stübchen hineingetreten. Er trug ein gelbliches Lederkollet, darunter ein violettes Wams, von dem aufgeschlagenen Hute hing eine einzelne schwarze Feder den Rücken herab. Sein volles, frisches Gesicht, die schwellenden Lippen und ein Paar lachende blaue Augen sahen wohlwollend und zuversichtlich zwischen dem sich ringelnden braunen Haar heraus. „Ei, Herr Jakob Friedrich!“ rief Niklas froh überrascht. „Schon zurück von Eurem Ritte nach Tangermünde und Salzwedel?“ — „Wie Du siehst, Alter,“ entgegnete jener, nicht geneigt, wie es schien, sich auf weiteren Reisebericht einzulassen. Er nahm den Hut ab, schwenkte ihn seitwärts ein Paar Mal hin und her, um die Regentropfen von der Feder abzuschütteln, und fragte dann, um doch etwas zu sagen: „Nun, wie stehts denn oben auf dem Hof? Alles hübsch gesund?“ — „Frisch und gesund,“ erwiederte Niklas, etwas eilig, „frisch und gesund!“ Er äusperte sich und suchte nach dem Eingange einer Frage, die ihm das Herz abdrückte. Allein Catharine ließ ihm keine Zeit dazu, denn sie fuhr mit der frohen Botschaft heraus, daß Junker Georg vor ein Paar Stunden angekommen sey. „So! So!“ klang die laue Antwort zurück. „Also Gesellschaft oben. Nun da werde ich die Frau Muhme und die Herrn Vetter wohl noch wach beisammen finden.“ Er wandte sich indem nach dem Fenster und rief seinem Reitknechte draußen zu, nur immer voraus zu reiten und im Schlosse anzufragen, ob der Briest von Böhne wohl noch auf einen Augenblick vorsprechen dürfe.“ — „Ich will indeß,“ sezte er, sich nach den Leuten in der Stube zurückwendend, hinzu, „hier den Regenschauer abwarten und sachte nachgehen, denn solch ein Nachtgast verwirrt Frau Hedwig leicht und gibt ihr böse Träume.“

Er hatte nicht sobald ausgesprochen, als ein starker Windstoß das Gewölk über den Fluß trieb. Es blizte, daß die Stube hell ward, dazwischen glänzten die dicken Regenstrahlen, wie sie der Wind außen an dem Fenster vorbeijagte. „Setze die Laden vor, Trinchen,“ sagte der Vater; „unsern Gästen wird es unheimlich bei dem Wetter.“ — „Nicht doch,“ entgegnete Briest, indem er sich an das offene Fenster stellte, „ich habe das gern, wenn es um mich braust und tobt. Es wird doch immer einmal wieder still. Man kann sich eine Lehre daraus nehmen. Es ist oft kurios, wie sich das am Himmel anstellt, das Unwetter kocht wie die Hölle, schwarze Nacht, wohin man sieht; betrachtet man die Wolken, glaubt man, es

müsse nun so bleiben, und kaum hat man's gedacht, so ist der blaue Himmel da." Ein starker Blitz überflog ihn gerade jezt vom Scheitel bis zur Ferse. „Herr Gott!" schrie Catharine; „er brennt lichterloh." Briest lachte. „Ich spüre nichts." Sein helles, heiteres Gesicht machte allen Muth. Er legte sich, sie zu beruhigen, weiter zum Fenster hinaus, sah eine Weile nach der Gegend, wo der Wind herkam, dann sagte er: „ich wette, jezt ist's vorbei; zündet es in solcher Nähe nicht, dann zieht's weiter, um anderswo besser zu fassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.
1830.

Alterthümer. Wenn man in Rom ein Dutzend Folianten über die dortigen Alterthümer schreiben könnte, ohne den Gegenstand zu erschöpfen, so sind die hiesigen mit eben so viel Worten abzufertigen, wohl verstanden, wenn blos vom Bezirk der Stadt die Rede ist. Ueber der Erde findet man nur noch zwei Ueberbleibsel aus der griechischen oder römischen Zeit; zwei Bogen und einige Mauern, anticaglie genannt, von dem Theater, und nicht weit davon zwei Säulen des Tempels des Castor und Pollux, vor der Façade der Kirche San Paolo, welche auf den Grundlagen dieses Tempels erbaut ist. Im Arci Vescovato (einst der Tempel des Apollo), und in einigen andern kirchlichen und öffentlichen Gebäuden befinden sich außerdem noch einige alte Mauern und Substruktionen.

Außerhalb der Stadt, unfern vom äußersten Ende des Borgo S. Antonio, Ottocalli genannt, sieht man noch die Ueberreste der Wasserleitung, welche die alte Neapolis mit diesem Bedürfnisse versah. Man nennt sie Ponti rossi, und sie befinden sich in einem reizend gelegenen, sehr fruchtbaren Thale, zwischen den Hügeln von Capo di Monte und Capo di Chino. Wohl wäre zu wünschen, daß das neue Neapel noch der Wohlthat einer solchen Wasserleitung genösse, denn es hat großen Mangel an gutem Wasser, ob es ihm gleich, da es am Berge lehnt, daran überhaupt nicht fehlen kann.

Hohe Wohnungen. Die Neapolitaner verstehen es recht gut, sich die Sachen auf alle Weise bequem zu machen. Keine kleine Unbequemlichkeit verursachen die hohen Wohnungen, die wegen guter Luft und schöner Aussicht sehr gesucht, und daher selbst theurer sind, als die untern. Man will besonders der Ansicht des Vesuvs nicht entbehren, und man hat Recht, denn alle Abend genießt man auf diese Weise ein neues Schauspiel, dessen man nie überdrüssig wird. Da die Stadt amphitheatralisch gebaut ist, so kann man diesen Berg auch vom obersten Stockwerke und den Terrassen der meisten Häuser sehen. Wie beschwerlich müßte es nun für die Bewohner seyn, wenn sie bei jeder Veranlassung drei bis vier hohe Treppen auf- und absteigen müßten. Aber sie wissen sich zu helfen. Ein jeder hat einen Korb, den er an einem Strick in den Hof oder auf die Straße herunterlassen kann. Durch eine im Hofe angebrachte Klingel erfährt nun der obere Bewohner, wenn ihm Jemand etwas bringt oder von ihm verlangt. Der Korb wird nun mit dem verlangten Gegenstand heruntergelassen oder zieht den erwarteten hinauf. Eines und das andere ist der Fall bei Ankäufen von Gemüsen und andern Lebensmitteln, die alle auf dieselbe Art geschehen, ohne daß der Käufer das Geld hinunter, oder der Verkäufer die Waare hinauf zu tragen brauchte. Auch über die Straße hinüber, von einem Hause zum andern, habe ich dergleichen Körbe wandern sehen. Eben so wird auch in manchen Häusern das Wasser, wie in Rom, in alle Stockwerke in Eimern, die an Drähten laufen, heraufgezogen.

Douane. Ueber die Dogana wird vielfach geklagt, und nicht mit Unrecht. Es kann aber bei der hiesigen Einrichtung nicht fehlen, daß sie noch drückender seyn muß, als in andern Ländern, wo man es wenigstens blos mit der Regierung zu thun hat. Denn hier sind alle Zollabgaben vom Staate an eine Gesellschaft von Aktieninhabern für ein jährliches Quantum verpachtet, und daher vervielfachen sich denn natürlich die von diesem Abgabenzweige nie ganz zu entfernenden Bedrückungen. Da einestheils die zu entrichtende Summe so hoch als möglich angeschlagen wird, und anderntheils die Interessenten noch ein Bedeutendes darüber gewinnen wollen, so fällt dieser Ueberschuß dem Publikum zur Last, den es, wenn die Regierung selbst den Zoll einnähme, nicht zu tragen hätte, indem diese dann durch niedrigere Zollsätze manche Erleichterungen eintreten lassen könnte, ohne dabei zu verlieren. Der Einwand, daß die Perception der Regierung mehr kosten würde, reicht nicht hin, diese Gründe zu widerlegen; denn schwerlich würde sie ein größeres Personal, noch dieses höher zu besolden brauchen. Nicht nur übermäßige Strenge bei sehr hohen Zöllen, sondern noch manches Andere findet statt, was meines Wissens nur hier vorkommt. So muß z. B., so unglaublich es auch immer scheinen mag, der Zoll von einem Gegenstand bezahlt werden, welcher aus Versehen deklarirt worden, wenn er auch gar nicht vorhanden ist. Findet sich hingegen etwas nicht Deklarirtes, so steht nicht nur die Konfiskation, sondern noch obenein die größte Strafe darauf; obgleich man nicht einsieht, wozu bei einer so genauen und sorgfältigen Visitation noch eine so skrupulöse Deklaration gefordert wird, wenn man nicht eben in den irrigen Deklarationen, es betreffe nun zu viel oder zu wenig, eine neue, aber sehr unlautere Quelle von Einkünften sich eröffnen will.

Man wird auf einer Strecke von zwölf deutschen Meilen dreimal visitirt, in Fondi, am Garigliano und end-

lich beim Eingang in Neapel. Sogar ein Lascia passare, eine Art Freipaß, befreit nicht davon, wie doch schon durch den Namen selbst ausgedrückt ist, sondern gibt nur Ansprüche auf eine mildere Behandlung. Selbst die Gesandten sind nicht davon ausgenommen, mit dem Unterschiede, daß *sie* nicht den Zoll zahlen, sondern daß derselbe von allen Stück für Stück notirten Artikeln von dem König für sie an die Gesellschaft bezahlt wird. In den gedruckten Listen des Zollamts werden die dem Dazio (Zoll) unterworfenen Artikel nicht unrecht, obgleich sonderbar genug, Chiavi di Dogana (Zollsklaven) genannt; ein Ausdruck, welcher, Neapel ausgenommen, im übrigen Italien eben so lächerlich klingen würde, als er in der Uebersetzung lautet.

Mein Stern.

Ich war ein Knäblein, da sah ich gern
Am Himmel strahlen gar schönen Stern;
Er blickte mich so freundlich an,
Erhellte meiner Kindheit Bahn,
Er schaute von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und roth und blau.

Da zogen, wie das wilde Heer,
Am Himmel viel Gespenster her;
Sie rasten, waren blutbesprüzt,
Die Schädel waren rothbemüzt...
Und, ach! mein schönes Sternlein schwand,
Und Schrecken herrscht' im Vaterland.

Doch wieder ich das Sternlein sah,
Da war ein Siegesgott ihm nah,
Den Stern umschlang ein Lorbeerkranz;
Doch, weh! gar bald erblich der Glanz,
Der Siegsgott sprühte Herrscherblick:
Da schwand der Stern, mit ihm mein Glück.

Und noch einmal der Stern erschien,
Bald wieder war sein Glanz dahin;
Es flog ein schwarzes Rabenchor
Tief aus des Abgrunds Schoos empor;
Der Heuchelschein, der Hölle Macht
Verhülleten des Sternleins Pracht.

Doch, ha! Triumph! o welche Lust
Erfüllt die tiefbewegte Brust!
Zerschmetternd zuckt ein Blitzesstrahl,
Das Rabenchor stürzt allzumal;
Der Stern strahlt von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und roth und blau.

Und immer schöner wird sein Glanz,
Ha! ihn umschlingt ein Bürgerkranz!
Wie schlägt das Herz so kühn und hehr!
Es sinken Ketten zentnerschwer,
Es jubeln Völker, nah und fern;
Die Freiheit ist der goldne Stern.

Strasburg.

Ehrenfried Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Allerlei.

Man hat berechnet, daß mittelst der verschiedenen Maschinen zur Baumwollenmanufaktur ein Mensch so viel producirt, als hundert fünfzig ohne Maschine produciren könnten. Nun rechnet man zum wenigsten 280.000 Arbeiter auf diesen Fabrikzweig; vor Erfindung der Maschinen wären also 42 Millionen Arbeiter nöthig gewesen, um die Masse von Baumwollenzeug zu verfertigen, die gegenwärtig verfertigt wird. Rechnet man auch nur einen Schilling Lohn auf den Kopf, und schlägt die Auslage für Lohn, Maschinen und Gebäude noch so hoch an, so wäre die Summe, welche das jezige jährliche Produkt an Baumwollenzeug, durch Menschenhände, statt auf Maschinen verfertigt, kosten würde, ganz ungeheuer. — In einer amerikanischen Zeitung, dem Cincinnati commercial Advocate, lesen wir Einiges über die kolossalen fossilen Knochen, die zu Big-bon-lik in der Grafschaft Boone in Kentuky ausgegraben worden sind. Das Skelett ist sechzig Fuß lang und zweiundzwanzig hoch; den Zähnen nach soll das Thier ein Fleischfresser gewesen seyn. Bestätigte sich lezteres, was uns aber nach den bisherigen Erfahrungen nicht wahrscheinlich ist, so wäre die Entdeckung von großer Bedeutung; wir kennen bisher keine fossilen Knochen von Fleischfressern von sehr großen Dimensionen, und überhaupt nur Eidechsenähnliche Thiere von den obigen ungeheuren Verhältnissen. Es lagen an dem Fundort die Knochen von sehr vielen Thieren bei einander; unter andern entdeckte man zwei Pferdefüße, die um ein Drittheil größer sind, als die Knochen unsers Pferdes. Dies ist darum interessant, weil es bekanntlich zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer auf dem ganzen Kontinent von Amerika kein Pferd gab, und auch in den Sagen der Eingebornen nichts davon vorkommt. Die Knochen wurden zwanzig Fuß unter dem Boden in einem schwarzen Letten gefunden, der über einer 12 — 15 F. dicken Schichte gelben Thons liegt. Der Besitzer hat die Skelette nach Cincinnati gebracht, wo sie öffentlich gezeigt werden; er will sich nächstens nach Newyork begeben und von da seine Schätze nach der alten Welt bringen, wo es Gelehrte gibt, die aus einem Knochensplitter ein ganzes antediluvianisches Ungeheuer konstituiren. — Im Jahr 1720 bestanden in sämmtlichen englischen Kolonien von Nordamerika nur sieben Zeitungen; 1810 hatten allein die Vereinigten Staaten 359, und sechzehn Jahre später 640 Zeitungen, d. h. bei einer Bevölkerung von zehn Millionen weit mehr als der Kontinent von Europa mit seinen 160 Millionen Einwohnern. Ueberhaupt macht die Presse fast überall reißende Fortschritte; so erscheint seit Kurzem am Kap ein neues Journal unter dem Titel: „Vierteljährliche Blätter für Südafrika.“ Auf der Insel Cuba, die der unumschränktesten Monarchie in der Christenheit gehört und wo also von Preßfreiheit nicht die Rede seyn kann, erscheinen nichtsdestoweniger zehn Zeitungen. Im englischen Indien kommen jezt sechs Blätter in bengalischer Sprache für die Eingebornen heraus. Zu Freemantle, der Hauptstadt der englischen Kolonie am Schwanfluß in Neuholland, hat man angefangen, eine Zeitung, vorerst handschriftlich, in Umlauf zu setzen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. März 1831.

— Zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron. —
Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt:
Roland singt er, er singt das gefabelte Schwerdt Rinalds.

Platen.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Der Molo. Man kann sich nicht rühmen, Neapel zu kennen, wenn man den Molo nicht fleißig besucht hat. Dieser Damm, welcher beim Castell Nuovo ins Meer hinein gebaut ist und an dessen Ende der Leuchtthurm steht, bildet an der linken Seite den Hafen. Ich schweige von der unvergleichlichen Aussicht rings herum, denn heute soll uns nur das beschäftigen, was auf dem Molo selbst vorgeht. Er ist nicht nur der Vergnügungsplatz der untersten Volksklasse, besonders der Lazzaroni, sondern es kommen auch oft elegante Equipagen hin, um die verschiedenen Volksbelustigungen, die es dort gibt, im Vorüberfahren anzusehen, unter welchen das kleine tragbare Pulcinelltheater nie fehlt, und zu denen sich auch manchmal ein Charlatan gesellt.

Gegen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, ist schon alles in vollem Gange. Aber noch früher ist der Moment nicht minder interessant, wenn sich die verschiedenen Kreise der Zuhörer um ihre Dozenten zu bilden anfangen; denn der Molo ist nicht blos ein Vergnügungsort, er ist auch außerdem noch eine Art von öffentlicher Schule für die Lazzaroni, denen gewissermaßen dort Collegia gelesen werden. — Hier sieht man einen ältlichen Mann, mit der Brille auf der Nase, vor einer Versammlung von Leuten dieser Klasse, die um ihn herumsitzen, aus einem Manuscripte ein Heldengedicht vorlesen; kommt er an schwere Stellen, so unterbricht er seinen Vortrag, nimmt die Brille ab und erklärt mit Worten und Gesten die Ausdrücke, die solchen Zuhörern unverständlich seyn müssen.

Weiterhin steht, gestützt auf einen großen Knittel, ein junger Mensch, nicht viel besser als ein Lazzarone gekleidet, in einem noch zahlreichern Kreis; er erzählt mit großer Vehemenz deklamirend, aus dem Stegreif in Prosa, der aber auch wohl mit unter Verse beigemischt sind, ungeheure Abentheuer. — Ein dritter, ebenfalls noch jung, versammelt das größte Auditorium um sich. Sein Text ist nicht minder wunderbar als der des Vorigen; aber diesem die Heldenabentheuer überlassend, beschränkt er sich auf Reiseabentheuer. — Oefters geht ihre Rede in einen gesangähnlichen Vortrag über, in der Art, wie man ihn von den Improvisatoren hört, und in diesem Tone schließen sie auch ihre wundervolle Erzählung mit den Worten: „Signori, qui termina la storia,“ nehmen dann ihre Mütze ab und sammeln in dieselbe die kärglichen Beiträge ihrer Zuhörer. Wenn man sich nun erkundigt, wer der Held jenes Gedichts sey, wer jene unglaublichen Abentheuer überstanden, oder diese Reisen, gegen die alle neuern zurückstehen müssen, gemacht habe, so bekommt man immer dieselbe Antwort: „il Meschino.“ Denn so wie der heilige Jannarius der geistliche Held der Neapolitaner ist, so ist der Meschino ihr weltlicher. Es gibt nämlich ein Heldengedicht dieses Namens aus dem Zeitalter des Ariost oder aus einem noch frühern, welches wenig oder gar

nicht im Auslande bekannt geworden zu seyn scheint; auch hier habe ich es noch nicht zu Gesicht bekommen können, und weiß eben so wenig den Namen seines Verfassers anzugeben. Nur so viel ist mir davon bekannt, daß der Held ein Neapolitaner und Zeitgenosse Karls des Großen war, daß er Guerrin hieß, aber „il Meschino" genannt wurde, weil seine Herkunft unbekannt war, daß er die Ritterwürde also nur seinen außerordentlichen Thaten verdankte, und endlich, daß er die ganze Welt auf seinen Reisen durchwandert hat, so daß es zum Sprüchwort geworden ist, zu sagen: „er ist so weit gereist wie der Meschino."

Ich will damit keineswegs behaupten, daß der Held der einzige Gegenstand dieser Vorträge ist, vielmehr behandeln diese Leute auch oft, nach dem Denkspruch: Varietas delectat, Tasso, Ariost und andere Dichter, theils Vorlesungen aus ihnen haltend, theils Episoden daraus aus dem Stegreif vortragend, je nachdem ihre Rollen vertheilt sind.

Am weitesten nach dem Leuchtthurm hin hat Pulcinella sein Theater. Dieß ist das beste von allen den vielen der Hauptstadt. Hier hat Pulcinella den meisten Witz und spricht am keckſten; auch sind die dort gespielten Scenen die unterhaltendsten von allen. — Doch Pulcinella ist auch außer Neapel bekannt, und hat selbst im mittäglichen Frankreich das Indigenat erhalten.

Wenn ich nun bei Beschreibung des Molo nicht unterlassen konnte, des Meschino gebührend zu erwähnen, der dort immer, trotz Ariost und Tasso, den ersten Rang einnehmen wird, so kann ich ebenfalls nicht umhin, noch ein Wort über die dort gleichsam ihr Hauptquartier habenden Lazzaroni zu sagen. — Man macht sich nämlich gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung von denselben und träumt wohl gar von einer ganz eigenen Volksklasse, die sich von den andern armen und geringen Leuten durch Gott weiß was für Privilegien, Eigenthümlichkeiten und Abzeichen unterscheide. Dieß ist nun, wenn es auch vor Jahrhunderten vielleicht der Fall gewesen wäre, jetzt wenigstens keineswegs so, und London, Paris und überhaupt jede große, mit einer Menge von Armen heimgesuchte Stadt, hat so gut wie Neapel ihre Lazzaroni, wenn sie auch keinen besondern Namen führen. Die ganze Sache beschränkt sich eigentlich einzig und allein darauf, daß man hier unter dieser Benennung alle diejenigen begreift, welche keinen gewissen täglichen Erwerb haben, und daher werden vorzüglich dazu gerechnet: 1) Die Facchini, Tagelöhner und solche, die an dem Hafen und auf den Plätzen stehend, zu jeglichem Dienst bereit sind, zum Verschicken, zum Lasttragen u. s. w. Gewöhnlich hat jedes Haus seinen eigenen Faschino, il facchino di casa, der vorzugsweise die Aufträge der Bewohner besorgt. 2) Die Venditori ambulanti, die die Stadt durchziehenden Verkäufen von Eß= oder andern geringfügigen Waaren, besonders von kleinen Fischen, und 3) die Pescatori, alle Fischer, die unter allen noch am meisten Eigenthümliches haben und sich auch alle auf dieselbe Art — kleiden, wollte ich eben sagen, aber ich werde inne, daß dieser Ausdruck auf die zwei bis drei Stücke, aus denen ihr ganzer Anzug besteht, wohl nicht ganz passen dürfte. Und hierin, nämlich daß das Klima ihnen, selbst im Winter, die meisten Kleidungsstücke, ja mitunter wohl sogar eine eigentliche Wohnung entbehrlich macht, liegt auch der einzige Unterschied zwischen den hiesigen Lazzaroni und der ärmsten Volksklasse in den andern großen Städten.

Im Weggehen von Molo verschmähe man doch nicht, vor der Expedition der Briefpost, die nahe dabei ist, einen Blick auf die Reihe der Scribenti publici zu werfen, die ihre Tische gegenüber, als an dem Ort, wo sie besonders nöthig sind, hingestellt haben. Diese geheimen Sekretäre des gemeinen Volks, das weder lesen noch schreiben kann, sind beständig beschäftigt, entweder Briefe vorzulesen, oder solche, die man ihnen, so gut es gehen will, in die Feder diktirt, zu schreiben oder vielmehr zu redigiren. Nach der großen Verschiedenheit der Aufträge, die sie erhalten, müssen sie in jeder Art des Styls, vom Liebesbrief bis zum Geschäftsmemorial, bewandert seyn. Man wird selten vorüber gehen, ohne dieß oder jenes Interessante zu bemerken. Bald sieht man hier ein junges Mädchen, welches vor sich hinstarrend — sie wagt nicht, den Scribente anzusehen — die Vorlesung eines Briefes (man kann leicht errathen von wem) mit allen Zeichen der höchsten Spannung anhört, bald dort einen Mann, der sich alle mögliche Mühe gibt, seine verworrenen Gedanken dem Scribente vorzutragen, damit dieser aus solchen chaotischen Bruchstücken ein gerundetes Memorial verfertige. Wie verschieden auch diese Scenen seyn mögen, immer sind sie unterhaltend.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Die Frauen schöpften erleichtert Athem, Niklas seufzte: „wenn nur das Kriegsgewitter auch so vorbeiziehen wollte." — „Hilf es verjagen," entgegnete Herr Jakob Friederich. Jener horchte hoch auf. „Ist's schon so weit?" fragte er; „müssen wir nachrücken? oder droht von dieser Seite vielleicht der Holländer und Franzose?" — „Noch nicht; aber ruhig kann's in solcher Zeit nicht bleiben. Darum wer rechtschaffen ist, der denke bei Zeiten, daß er nichts besitze, damit er alles fahren lassen mag, wenn Zeit und Stunde kommt, wo sein Lehnsherr ihn zur Hülfe ruft mit seinem ganzen Vermögen." — „Ja, ja!" meinte Niklas, „es ist alles schön und gut,

aber ob man's voraus denkt, oder später thun soll, es ist und bleibt ein Unterschied. Die Pfennige sind knapp und der Erwerb wird Einem blutsauer. Lieber gleich unter's Volk gegangen und auf einen Hieb gefallen, als zu Tode gemartert werden.“ — „Hm,“ lächelte Briest, „das heißt aus einem Hasen einen Löwen machen; bleibt doch ein Hase!“ — „Wie ich, denken viele.“ — „Sie denken darum nicht weniger falsch. Wenn alle nach dem Feuer rennen, wird's darum gelöscht? Faß an, hilf retten, scheue nicht Angst und Mühe! Solche muß es auch geben, die zusammenhalten, was andere vertheidigen. Zu was hätten denn die sonst gefochten?“ — „Ihr habt immer so eindringliche und ermunternde Worte, lieber Herr,“ sagte der Fährmann; „habt Ihr drüben über der Elbe auch so frisch vom Herzen weggesprochen und ein williges Ohr gefunden? Die Kriegssteuer ist ihnen schon hart genug gefallen, und nun noch die Zinszahlung der herrschaftlichen Schulden; es ist viel, was von dem Adel gefordert wird! Unser einer hört manches Wort, was —“ — „Du nicht zu behalten brauchst,“ fiel ihm Briest ernst in die Rede. „Vergiß es, rathe ich Dir. Es ist so schlimm nicht gemeint, thut auch in der Hauptsache nur wenig; darum bliebe es besser ungesprochen; aber wenn's dem Hausvater manchmal allzukraus vor der Stirn wird, wenn eigene Sorgen den Edelmann an sich selber denken lassen, dann fällt ihm mit dem Einen auch noch allerlei Anderes ein: er vergleicht wohl sonst und jezt. Nun, da wurmt es ihm, sich in Freiheit und Recht gefährdet zu sehen, die Galle schwillt ihm, Troz und Unmuth fließen über. Ist es aber damit vorbei — ei, mein Gott, die Pflicht tritt ins Mittel und er thut, was er soll.“

Es öffnete hier Jemand rasch die Thür; alle sahen dahin: ein todtbleicher Mensch, die Augen weit aufgerissen, stand sprachlos vor ihnen; es war Claus. Auf seinem von Schreck entstellten Gesicht lag irgend eine Unglückspost. Niclas fuhr ihm daher gleich mit der Frage entgegen, ob der Bliz im Dorfe gezündet habe? Jener hörte nicht, was er sagte; er sezte sich schweigend auf die Ofenbank; er schien seiner Sinne nicht mächtig. „Mensch!“ rief Jakob Friedrich, „sprich, wenn das Entsetzen Dir nicht die Zunge lähmt; ist Jemand bei dem Sturme auf dem Wasser zu Schaden gekommen?“ Der arme Bursche, durch die gebietende Stimme des vornehmen Herrn aus seiner Betäubung aufgerissen, stammelte ein Paar undeutliche Worte, die gleich darauf ein weinerliches Heulen und Schluchzen verschlang. „Gott! sein alter Vater!“ rief Catharine, die zunächst gestanden und schon eher mit seiner Art und Weise bekannt war. „Gewiß ist dem etwas begegnet.“ — „Ist's so, mein Sohn?“ fragte Briest. Der Unglückliche stieß mit einem Schrei die Worte: „erschlagen! todt zu meinen Füßen!“ krampfhaft heraus.

Die beiden Männer eilten nun zum Hause hinaus; nicht lange, so trugen sie den Entseelten in die Flur, wo sie ihn auf eine Schütte Stroh legten. Es war kein Leben in ihm; der Bliz hatte den Pelz versengt und war unter der Brust bis auf die Fußspitze hinabgefahren. Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß er einen goldenen Fingerring, einen silbernen Schlüssel und einen eisernen Haken in der Brusttasche des Pelzes eingenäht hatte, und das Metall wohl den Wetterstrahl an sich gezogen haben mochte.

Jakob Friedrich besah den sonderbaren Nachlaß des Gestorbenen nachdenklich. Der Ring war klein und gehörte auf einen feinen Finger, das Schlüsselchen gar zierlich, zum Schmuckkästchen einer Dame geeignet, nur der Haken unförmlich und von schwerem Gewicht. Catharine warf einen klugen Blick auf die drei bedeutsamen Stücke; sie hatte ihre eigenen Vermuthungen, doch ließ sie keine laut werden. Claus, der mehr erschrocken, als durch Schmerz erschüttert war, fing an, sich zu fassen; in seiner Seele ging nicht sonderlich viel vor; wie sich die aufgeregten Lebensgeister legten, so kam ihm die ruhige Besinnung zurück. Er konnte genaue Auskunft geben, wie der Vater an seiner Seite dem Heuboden zugegangen, darauf bei dem starken Schlage, ohne einen Laut hervorzubringen, in die Knie gesunken und regungslos liegen geblieben sey. Von dem, was er bei sich getragen, wußte der Sohn nichts, legte auch keinen Werth darauf. Er willigte ohne Zaudern darein, es Herrn Jakob Friedrich für ein Paar Silberstücke zu überlassen. Dieser steckte alles zu sich, legte noch einen milden Beitrag für die Bestattung des Verunglückten in Niklas Hand, und trat dann seinen Gang zum Schlosse an.

Als er dem Fluß entlang ging, zog er Ring, Schlüssel und Haken aus der Tasche. Er fragte sich, wie der Fischer wohl dazu gekommen sey; es steckte wohl etwas Geheimnißvolles dahinter. Da er aber nicht der Mann war, der auf dergleichen sonderlich viel gab, so schlug er sich alles weitere Nachdenken darüber aus dem Sinn. Es blieb gleichwohl merkwürdig, daß der arme Schelm just durch das Einzige, was er von Werth besaß, den Tod leiden mußte. Briest hielt, während er diese Betrachtungen anstellte, die Kleinodien in der Hand; seine Gedanken waren nur mit ihnen beschäftigt; die Nässe machte den Pfad schlüpfrig, der Fuß glitt dem zerstreuten Wanderer aus, er fiel und raffte sich fluchend auf; da er nun gar seine Kleidung beschmuzt sah, was ihn wegen des angekündigten Besuches auf dem Schlosse doppelt verdroß, so hatte er nichts Eiligeres, als Wasser und Sand davon abzustreifen. Erst als das geschehen war, fiel ihm der Ring wieder ein. Er hatte ihn wohl selbst in der ersten zornigen Bewegung von sich geschleudert; „verwünscht!“ rief er, bemüht,

das Verlorene wieder zu finden; allein wohin er sich auch drehte und wendete und auf dem Boden nachsuchte, das Regenwasser rieselte in kleinen Bächen über den Damm weg und spühlte, was ihm begegnete, mit sich fort. „So hol's der —" er sagte es nicht aus, schämte sich seines Unwillens und machte nur, daß er endlich zu den Vettern kam, die ihn wohl längst erwartet hatten.

Als er nun groß und stattlich in die Halle trat, verließen alle ihre Plätze und eilten ihm mit dem Wohlgefallen entgegen, mit dem man einen erfreulichen und angenehmen Besuch begrüßt. Jakob Friedrich zählte kaum ein Jahr mehr als Georg, aber seine frühbefestigte Gestalt und der Ernst einer starken und hohen Gesinnung ließen ihn viel älter erscheinen, als er war. Jeder wußte, daß er dem Vater zu Liebe keine Kriegsdienste nahm und sich seiner Pflege ganz weihte, seit jener das Krankenlager nicht mehr verließ; allein eben so wußte man auch, daß er vom Churfürsten bei mancherlei geheimen Verhandlungen mit den überelbischen Ständen, auch im Erzstifte und im Havellande gebraucht ward, und ein Vertrauen genoß, das, ohne allen äußern Schein, seiner Person Gewicht und Ansehen gab. Die Gebrüder Bismark nahmen ihn auch jezt sogleich in ihre Mitte. Jobst hatte mancherlei Fragen an ihn, die leise gethan und eben so beantwortet wurden, während Rudolph von Heßler den Aufforderungen des Domherrn zufolge seine begonnenen Reiseabentheuer zum Schlusse brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Ueber die Cholera morbus.

Ueber der Gährung in Europas moralischer Welt vergißt man den Wurm, der von Osten her am physischen Leben der Völker der alten Welt nagt, so ziemlich. So ist es wenigstens hier, und auch Sie, obgleich dem Uebel näher, werden über dem mächtigen Ringen eines unglücklichen Volkes gegen die Uebermacht die Cholera morbus ziemlich vergessen haben. Nach dem Urtheile der meisten Physiker wird indessen jener unsichtbare Feind mit den Frühlingslüften aus seinen Winterquartieren aufbrechen und die Straße gen Westen, im Zickzack wie bisher, weiter verfolgen; seine Stimme wird sich dann mitten im Kanonendonner vernehmlich hören lassen. Die Kämpfe der Aerzte über die Frage, ob die Seuche anstecke oder nicht, in Ländern, die sie noch nicht erreicht hat, scheinen mir ziemlich lächerlich; desto wichtiger sind aber Dokumente aus Ländern, die sie bereits durchzogen. In einer der lezten Sizungen der Akademie der Wissenschaften wurde über den Brief eines französischen Arztes in Moskau, Marin Darbal, der besonders in Bezug auf jene Streitfrage wichtig ist, Bericht erstattet. Ich glaube, daß troz der vielen in Deutschland verbreiteten, meistens theoretischen Schriften über Cholera morbus, einige Punkte aus diesem Briefe den Lesern nicht unwillkommen seyn werden.

Der Verfasser führt verschiedene Thatsachen zum Beweise an, daß die Krankheit weder eigentlich eingeführt, noch mitgetheilt wird. Die wichtigsten sind folgende: Die Cholera brach mitten in Moskau aus, ehe ein Mensch daran dachte. Der Glaube an die Ansteckung und somit auch der Schrecken waren indessen allgemein. Ehe man recht an Sanitätsmaßregeln denken konnte, hatten sich fünfzigtausend Menschen aus der Stadt geflüchtet. Nicht lange aber, so war die Stadt durch einen Kordon eingeschlossen, damit sich die Seuche nicht weiterhin über das Land verbreite. Damit kam man nun ein wenig spät und wie will man auch eine Stadt einschließen, deren Umfang so groß ist, als der von Paris? Troz dem aber verschleppten jene fünfzigtausend Ausgewanderte die Krankheit nicht. Ja, manche hatten den Keim der Seuche aus Moskau mit fortgenommen; sie erkrankten in den Quarantänen an der Grenze des moskauischen Gouvernements, starben daselbst, aber nie hörte man davon, daß sie Jemanden angesteckt hätten. Die Zahl der Kranken war in der Nähe der Hospitäler nicht bedeutender als anderswo; von den in den Spitälern angesteckten Personen erkrankten nur ganz wenige. Leute, die mit Cholerakranken in Einem Bette schliefen, wurden nicht krank. Jezt ist man hier in Moskau ganz allgemein der Meinung, die Cholera sey nicht ansteckend, und auch das gemeine Volk hat sich durch den Augenschein davon überzeugt. Die gegentheilige Ansicht hatte auf Berichte aus entfernten Provinzen, besonders aber auf das Gutachten des Gesundheitsrathes v. J. 1824 Glauben gefunden. Marin Darbal hat sich viele Mühe gegeben, den Irrthum in der Quelle zu untergraben; seine Ansichten sind durch die Erfahrung vollkommen bestätigt worden, und die Regierung hat auch wirklich die Quarantaine ganz aufgehoben, obgleich die Krankheit immer noch fortdauert (es erkranken täglich noch gegen 20 Menschen) und die Räucherungen eingestellt, die sich im ganzen Reich als völlig unwirksam erwiesen haben. So oft man bei einem Erkrankten sich genau nach der Ursache umsah, kam man nie auf eine Ansteckung, sondern im Gegentheil auf positive, unmittelbare Krankheitsursachen. Das Publikum in Moskau hält also jezt das Uebel für rein epidemisch; die Aerzte indessen läugnen die Ansteckung nicht ganz, meinen aber, sie beschränke sich darauf, daß sich sogenannte Infektionsherde bilden, wie bei gewissen Fiebern. Die Sachverständigen, wie das große Publikum, sprechen sich in Moskau so ziemlich übereinstimmend dahin aus: 1) Der Keim der Cholera entwickelt sich im Menschen nie anders als durch eine äußere Ursache, wie Erkältung, Indigestion, Trunkenheit u. s. w. 2) Sie ist nicht so furchtbar, als man sich vorstellt; wird sie gleich beim Ausbruche gut behandelt, ist sie nicht schwer zu heilen. 3) Das einzige Mittel, das sich bewährt hat, ist Wärme in höhern Graden; alle andern thun so viel als nichts, und dies geht so ziemlich sicher daraus hervor, daß man in zwanzig Hospitälern verschiedene, ja ganz entgegengesezte Heilmethoden befolgt hat und das Verhältniß der Sterblichkeit dennoch in allen so ziemlich gleich war. Gegenwärtig ist die Krankheit im Stillstand; so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben bis zum Frühjahr; dann wird sie ihren Zug fortsezen, wie seit mehreren Jahren. Sollte sie sich wirklich im westlichen Europa verbreiten, woran sich leider kaum zweifeln läßt, so kann man nach ihrem bisherigen regelmäßigen Zuge so ziemlich gewiß voraussagen, daß sie vor 1832 Frankreich nicht erreichen wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. März 1831.

Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet.

Goethe.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Zweiter Artikel.

Das Bedürfniß, den Kräften des Bundes mehr Einheit und Nachdruck zu geben, bestimmte die Provinzen zur Annahme der Idee eines Landraths, und Marnix erhielt den Auftrag, mit Wilhelm von Oranien sich über eine Instruktion oder einen Entwurf hiefür zu verständigen. Dieß geschah; der Landrath kam, nach dem Beschluß der Union, zu Stande, aber er blieb nur kurze Zeit wirksam. Das Uebergewicht der Individualität in diesem Lande, nicht selten zum Nachtheil der Nation und ihrer Interessen so vorherrschend, weckte Leidenschaften und Hindernisse mannigfacher Art gegen die nützliche Anstalt, so daß sie, zum größten Verdruß der Klarersehenden und Bessergesinnten, wiederum einging.

Im Jahr 1579 war der Herr von St. Aldegonde bald in Holland, bald in Brabant, bald in Deutschland, abwechselnd, bald mit diplomatischen, bald mit literarischen Arbeiten beschäftigt und für das Beste der Union wirksam. Er unterhielt nach allen Seiten hin einen sehr lebhaften Briefwechsel, welcher von seinem Charakter das treuste Gepräge liefert. Man findet mit größter Gelehrsamkeit immer einen gebildeten Geschmack, mit politischer Feinheit viel Gemüth, und mit einer ernsten Lebensansicht den unverwüstlichsten Humor darin gepaart. Auch das geht daraus hervor, daß er auf das Urtheil der öffentlichen Meinung sehr aufmerksam und gegen Tadel seiner politischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gar nicht unempfindlich war. Er liebte es, sich stets mit offener Stirne gegen den Widerpart zu vertheidigen, und mitten unter den wichtigsten und zeitraubendsten Arbeiten verschmähte er wohl selten, einen hingeworfenen Handschuh zu literarischem Kampfe aufzuheben; oft stritt er zu gleicher Zeit mit Feder und Ritterschwert.

Am eifrigsten wechselte er Briefe mit Adrian van der Myle, dem Geheimschreiber Oraniens, Kanzler (Consiliarius) der Staaten von Holland und Abgeordneten der Generalstaaten, einem gelehrten und trefflich gesinnten Manne, welcher schon früher persönliche Freundschaft mit ihm geschlossen; durch diesen, als Zwischenorgan, gingen fast alle vertraulicheren Mittheilungen an den Prinzen, wie an die Staaten, und an ihn übermachte er entweder seine geheimen Wünsche, oder schüttete er, wenn ungerechte Vorwürfe ihn verfolgt, sein gepreßtes Herz am liebsten aus.

St. Aldegonde war schon einige Zeit vorher zum Vethouder oder Mitglied des Magistrates von Antwerpen ernannt worden, ein Posten, der für ihn eine Quelle neuer Anstrengungen, aber auch neuer Anklagen des Neides und der Partheisucht wurde. Sein geübter Blick zeigte ihm manche Blößen und Wunden der Union, und er fand die Ursachen des Mißlingens der besten Unternehmungen bald in den mannigfach verkehrten Richtungen des öffentlichen Geistes. In einem Schreiben an

van der Myl vom 16ten März, von Antwerpen aus, klagte er bitter über die Nachläßigkeit, mit welcher die Besatzungen mehrerer Städte in einem so kritischen Zeitraum sich zu benehmen pflegten; er weissagte daraus eine Reihe der mannigfachsten Nachtheile für die Gegenwart, und noch schlimmerer für die Zukunft. Er forderte van der Myle auf, mit seinem Ansehen und Ernst und mit seiner guten Treue dem Gemeinwesen beizustehen. Der Egoismus, welcher die Bestrebungen Aller, der Provinzen, Städte und Individuen, stets nur auf vereinzelte Personal- und Ortszwecke hinlenkte, scheint unserem Marnix wie eine unheilvolle Pest so heftig eingerissen zu haben, daß die Gefahr sehr nahe, gänzlich zu Grunde zu gehen, so man nicht Mittel zur Abwehr treffe.

Noch im Jahre 1580 zwang der kritische Zustand, worin die Union sich befand, die Generalstaaten, welche zu derselben hielten, die Blicke neuerdings nach einem fremden Prinzen zu richten, welcher die Oberhoheit über die Niederlande gegen angemessenen Beistand und Schutz übernehme. Die Mehrheit hatte dießmal für den Herzog von Alençon oder Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, sich vereinigt. Die Staaten von Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Mecheln, Friesland und die Gröninger Ommeländer beschlossen eine Botschaft nach Frankreich; unter ihnen, als vorzüglichster Sprecher, befand sich Marnix. Er begleitete den Prinzen, als derselbe den Antrag angenommen, mit nach den Niederlanden. Die Persönlichkeit Alençons war jedoch nicht nach jedermanns Geschmack, und viele, darunter besonders Adrian van der Myle, mißtrauten ihm sehr, da man von der Familie Valois im Allgemeinen, und zwar mit Fug, gar keine günstigen Gesinnungen hegte. Dagegen hatte Alençon den Herrn von St. Aldegonde desto mehr eingenommen, und dieser suchte nun, so gut und wo er's vermochte, die Wege ihm zu bahnen und die Herzen ihm zu öffnen. Er hielt dafür, daß nur schnelle Vereinigung aller Provinzen und unbedingtes Vertrauen zwischen denselben und dem neuen Generalgubernator ein glückliches, die Rettung des Staats verbürgendes Verhältniß begründen könne. Von dieser Idee ausgehend, bearbeitete er demnach sowohl das angeborne Mißtrauen des Prinzen von Oranien, als das hartnäckige Vorurtheil seines Geheimschreibers. „Gewiß," schrieb Philipp an Adrian, „würdest Du, wenn Du jenen Fürsten von Person kennen gelernt hättest, in mein Urtheil über ihn mit einstimmen. Er ist von mildem und menschenfreundlichem Gemüth, von scharfem Verstand und nicht gewöhnlichem Rednertalente. Seine Glaubensansichten sind, wenn nicht alles mich trügt, aufrichtig und ungeschminkt. Er bekennt sich zwar zur papistischen Religion und hängt ihr, so viel es scheint, mit Eifer an; allein er ist der wahren evangelischen Religion nicht so abgeneigt, als man glauben möchte. Er liebt und achtet ihre Anhänger so sehr als andere. Von wo aus vielleicht mehr zu fürchten seyn dürfte, wäre die Umgebung des Fürsten. Allein gegen Zudringlichkeiten derselben wird sowohl die ihm angeborne Klugheit und sein erprobtes Billigkeitsgefühl, als auch der Staaten Wachsamkeit und Energie leichtlich schützen können. Ich, für meine Person, erkläre diejenigen, welche nun hinfür Hindernisse in den Weg legen, für Feinde des Vaterlands, welche das Verderben desselben erzielen."

Marnix, welcher um diese Zeit mit der sichern Hoffnung sich schmeichelte, daß König Philipps Lage sehr mißlich werden und er besonders von Portugal her in großes Gedräng kommen würde, verhehlte jedoch seinem Freunde die Schwierigkeiten nicht, welche er selbst bei den Unterhandlungen in Frankreich gefunden. Der französische Monarch hatte auf den Fall, daß die Stände der Niederlande seinem Bruder getreu anhängen würden, seinen tüchtigsten Beistand zwar zugesagt, aber die Endresultate immer hinauszuschieben gesucht, unter dem Vorwand: es sey ihm nicht möglich, wider eine so große Macht, wie Spanien, offensiv nach Außen aufzutreten, während der Bürgerkrieg im Innern seines Landes alle Kräfte des Staates in Anspruch nehme. Dieser Umstand müsse also sich vorher bereinigen. Der Herzog selbst ward so von einem Punkte Frankreichs zum andern, in Folge der Kriegsbegebnisse, mit herumgeschleppt, bis er zu Tours endlich auf Entscheidung harrte. Die Gesandten waren ihm überall auf dem Fuße gefolgt. Hier hatten eine Menge fruchtloser Erörterungen zwischen ihm, dem Könige von Navarra und St. Aldegonde statt. Vergebens drängten der erstere und der leztere, so wie auch der englische Botschafter Stafford, daß man doch über die Hauptsache sich verständige, der König von Navarra wollte nicht für sich allein die Verantwortlichkeit übernehmen. Es handelte sich nämlich sowohl um Beschwichtigung der Protestanten in Frankreich, welche stärkere, größere Vortheile forderten, als des Königs Vollmacht an seine Abgeordneten bewilligt hatte; anderseits handelte es sich darum, die Bedingungen zwischen Alençon und den niederländischen Staaten hinsichtlich des freien Kultus bestimmt zu regeln. Eine Zeitlang hatte St. Aldegonde der Idee sich hingegeben, daß der Dauphin, Schwager des Prinzen von Oranien, im Namen des Herzogs zuvor alle Punkte erledige und die Freiheiten des Landes beschwöre; hiezu war die Einwilligung der übrigen Gesandten, deren Ansicht um diese Zeit mit der seinigen nicht immer im Einklang gestanden zu haben scheint, nöthig, und der Herzog begehrte solche vor allem andern. Adrian wurde daher wiederholt angegangen, die Stände, welche damals zu Antwerpen ihre Sitzung hielten, zu Uebereinstimmung über die Frage des Tages und zu Ertheilung genügender Vollmachten zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Rudolf von Heßler war eben dabei, zu beschreiben, wie Pabst Urban der Achte nach verflossenem Jubeljahre mit goldenem Hammer die heiligen Pforten der Engelsburg eröffnet, und wie er, samt David v. Marwitz und Georg v. Bucksdorf wenige Schritte davon stehend, die merkwürdige Ceremonie, welche sich, wie natürlich, nur selten wiederhole, genau beobachtet habe. Er sezte hinzu, es seyen ihm seine frühen Studien in Leipzig und die Erlernung der lateinischen, französischen und italienischen Sprache bei jeder Gelegenheit und so auch bei dieser höchlichst zu statten gekommen, um seine Wißbegierde zu befriedigen. Aehnliches könne sich Wolf Dietrich von Rochow rühmen, doch habe Niemand so viel Ehre gehabt, als er, da ihm das gute Glück gegönnt, in Florenz an der Spitze von achtzig jungen studierenden Deutschen aus Siena bei der Großherzogin von Toskana zum Handkuß zu gelangen. Der Domherr unterbrach ihn mit der Frage: „ob die Hand auch der Reise nach Florenz werth gewesen sey?" worauf aber Heßler erwiederte, daß er seinem bescheidenen Auge kein dreistes Aufsehen gestattet, sondern es gesenkt an den Boden gefesselt habe, während die Lippen mehr die Luft als die Spitze der dargereichten Finger berührt. Der Domherr strich sich über's Gesicht, er stand im Begriff, etwas Leichtfertiges zu sagen, doch ward er plötzlich ernsthaft, und Georg und seine Gefährten ins Auge fassend, die das Lachen nicht lassen konnten, äußerte er, man möchte der heutigen Jugend wünschen, daß noch etwas von der heimlichen und anspruchslosen Verehrung für die Damen auf sie gekommen wäre; „denn," sezte er hinzu, „es liegt darin ein verfeinerter Genuß, der glänzende Erinnerungen und eine glückselige Stimmung für das Alter zurückläßt." Er klopfte hierbei seinem Nachbar auf die Schulter, schenkte diesem aufs Neue ein und trank ihm die Gesundheit der kaiserlichen Schwester zu, welche den deutschen Studirenden nachdem immer hold geblieben sey und alle ihre Privilegien zu Siena und Padua gnädigst konfirmirt habe. Es ward noch vieles über die Fortschritte der deutschen Jugend in den Wissenschaften auf fremden Akademien gesprochen und die Vortheile gerühmt, welche verfeinerte Sitte, Bekanntschaft im Auslande und was damit sonst noch in Verbindung stehe, dem Vaterlande bringe. Herr Rudolf schrieb noch heute mit dankbarem Anerkennen sein Gelingen in Florenz der Gunst des Signor Coloredo zu, dem er sich durch ein kunstreiches italienisches Kompliment besonders empfohlen habe. „Hierdurch," versicherte der stolz und froh bewegte Mann, „ward ich allein in den Stand gesezt, nach wiederholter Aufforderung, meine Oration in Gegenwart so hoher Zuhörer, unter denen sich der Kardinal von Medicis befand, mit voller Dreistigkeit, ja in Erwartung verdienten Lobes, zu halten."

Briest, der indeß mit großer Achtsamkeit alles, was um ihn gesprochen ward, begleitet hatte, verrieth nur durch seine klugen Augen, daß er bei sich erwäge, in wie fern das reichere und zierlichere Leben in der Fremde, die Gelehrsamkeit und Protektion auswärtiger Beschützer für die einfachen Verhältnisse des märkschen Junkers passen, und ob, um so manches Schätzenswerthe zu gewinnen, nicht ein Theil der Zufriedenheit und des bescheidenen Lebensgenusses mit in den Kauf gegeben werde. Er sah hierbei auf die Jüngern in der Gesellschaft; sie schienen ihm alle drei nicht fröhlich; denn Georgs Lachen, seine Neckereien und muthwilligen Ausfälle gegen die Vormünder konnten ihn nicht über den unstäten Blick, das Hin- und Herfahren der Wünsche und Erwartungen täuschen, mit denen er auf die nächste Zukunft sah. Alvenslebens sanftes Lächeln hatte etwas Schwermüthiges, und die Falte auf Schulenburgs junger Stirn verrieth Unmuth und Begehrlichkeit.

„Ihr schweigt zu dem Allem, werther Vetter," redete jezt Hedwig Herrn Jacob an. „Was denkt Ihr bei Euch, ohne es laut werden zu lassen?" — „Ich, Frau Muhme," entgegnete er mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit, die ihn wohl im Bewußtseyn seiner Ungelehrtheit zuweilen befiel, „ich suche mich über Vieles, das ich nicht verstehe, aufzuklären, oder doch darüber mit mir einig zu werden. Die großen Anstalten zum Leben auf dieser Erde, von denen ich hier reden höre, dünken mir vielleicht nur darum ein wenig zu weitläuftig, weil ich vor einigen Minuten erst Zeuge war, wie schnell unser Herrgott mit dem Menschen ein Ende machen könne." — „Was sagt Ihr da?" rief die erschrockene Hedwig; „ein plötzlicher Todesfall? „Wo, ich bitte Euch, trug sich das zu?" — „Hier im Orte," entgegnete Briest. „Der Blitz streckte kaum zwanzig Schritte von mir einen Mann nieder, der auf der Welt wohl nicht viel mehr zu verlieren hatte, als das Leben."

Alle waren durch die Nähe des Ereignisses zu unwillkührlicher Theilnahme gestimmt. Der Gedanke, daß ein und derselbe Wetterstrahl in so geringer Entfernung einen Jeden von ihnen hätte treffen können, weckte ernstere, vielleicht hin und wieder besorgliche Gedanken. Jakob Friedrich mußte den Fall ausführlich berichten; so ward auch sehr natürlich der verborgenen Schätze erwähnt, die der Fischer bei sich trug. Georg verschlang in großer Spannung jedes Wort; er warf unruhige Blicke auf seine Mutter, die blaß wie das Tafeltuch, mit fest verschlossenen Lippen dasaß und erst aufathmete, als der Erzähler den Verlust des eingehandelten Vermächtnisses beklagte. „Gottlob!" seufzte Hedwig, doch weiter ließ sie sich nicht aus; Niemand fragte sie auch nach der Bedeutung

jener Aeußerung. Briest hatte wieder das Wort genommen. Ihm lag daran, weder für unwissend, noch eifersüchtig auf Anderer Vorzüge zu gelten. „Ein Gestorbener,“ sagte er, „spricht immer zu unserm inwendigen Menschen. Ich dachte mir bei diesem, der mir so unerwartet in dem kleinen hellen Fährhäuschen aufstieß, was man zu thun habe, um allezeit fertig zu seyn, wenn der Ruf an einen erginge; und da segnete ich Gott, daß er mich zu einfacher, fortgesetzter Thätigkeit berufen und mir den Weg so gerade und natürlich vorgezeichnet habe. Kaum bin ich aber damit fertig, so komme ich hierher und vernehme allerlei, zu dem der gnädige Himmel seine Geschöpfe doch auch bestimmt und berufen haben muß. Ich vergleiche und überlege, und finde, daß Einige mit der Zeit fort müssen, wenn Andere —“

Frau Hedwig verließ hier leise ihren Platz und strich wie ein Schatten an den Männern hin, die ihr nachsahen, als sie in der nächsten Thüre verschwand. Die Gäste glaubten in ihrem plötzlichen Aufbruch ein Zeichen erhalten zu haben, daß sie auch die Tafel verlassen sollen. Sie rückten daher mit den Stühlen und dachten sich zu entfernen. „Nicht doch!“ rief der Domherr, „Briest hat noch so gut als nichts genossen. Die Flasche muß erst bis auf die Neige geleert werden. Denn hat das schlimme Zeichen, das die Frau Schwester jezt aus unserer Mitte verjagt, Grund, so wird wenigstens Einem unter uns der Wein nicht lange mehr schmecken.“ — „Was für ein Zeichen?“ fragten mehrere Stimmen zugleich. „Oho!“ lachte jener, „ich merke, mein Vetter Jakob hat recht, wenn er die Weitgereisten beschuldigt, über der neuen Weisheit die alte hausbackene Geheimnißlehre eingebüßt zu haben. Seht Ihr denn nicht, daß von den drei Lichtern hier auf dem Tische just das, welches oben ansteht, plötzlich ohne äußere Veranlassung erloschen ist?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien.

Beförderung der Industrie von Seiten der Regierung.

Es ist bekannt und nicht zu läugnen, daß das spanische Volk, das so viele Jahrhunderte unter dem Drucke einer Regierung schmachtete, die von jeher auf Alles, nur nicht auf das Wohl des Landes gerichtet und meistens in den Händen von Leuten war, die sich in der Hofgunst durch Ränke zu erhalten wußten, in den vielen Kriegen seit der französischen Revolution nicht die größten Fortschritte in der Kultur gemacht hat. Auf das Empörendste durch fremde Invasion verheert, durch Bürgerkrieg und Partheiungen zerrissen, kaum mit der äußersten Anstrengung und im glänzendsten Freiheitskampf seine Unabhängigkeit und Nationalität bewahrend, mußte das Land lange an den Wunden bluten, die jahrelanges Unglück ihm geschlagen hatte. Doch scheint die jezige Regierung sich zu bemühen, die Folgen dieser traurigen Ereignisse zu verwischen, einen bessern Zustand herbeizuführen und Spanien die Achtung des Auslandes wieder zu verschaffen, die es verloren hatte. Namentlich auf Künste und auf Ackerbau, diese Grundlagen des Staatswohls, richtet sie ihr Augenmerk, und ein periodisches Blatt, Seminario de agricultura y artes, welches von einem Spanier, D. Marcellino Dabero y Portocarrero, Buchdrucker in London, unternommen worden ist, zeigt hinlänglich, wie sehr man bemüht ist, Künste aller Art und vorzüglich Landbau zu heben, da sich dies Bedürfniß zu sehr mochte geltend gemacht haben.

„Während einige Engländer,“ heißt es in der Ankündigung der Schrift, „es sich angelegen seyn lassen, auf eine unwürdige Weise das spanische Volk herabzusetzen, indem sie es mit den beleidigendsten Beiwörtern belegen, versuchen vernünftige und partheilose Leute, die grundlosen, willkührlichen Vorwürfe zu entkräften und den Geist zu würdigen, der sich in den vielfältigen Dekreten ausspricht, welche D. Fernando VII. erläßt, um dem neuen Aufschwung Schutz zu geben. Ein flüchtiger Blick auf die öffentlichen Blätter, den Mercurio, die Gacetas de Madrid und Bayonne, wird schon genügen, den allerhartnäckigsten Verächter der spanischen Civilisation von dem genio creador zu überzeugen, das seinen wohlthätigen Einfluß auf die Industrie Spaniens ausübt und in der Großmuth des Monarchen, wie in der wohlthätigen Mitwirkung seiner Minister gleich starke Stützen erhält.“

Natürlich ist ein Unternehmen, wie dieses Blatt, zeitgemäß, und es läßt sich erwarten, daß die Regierung dasselbe für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Belebung des Gewerbfleißes und Forschungsgeistes in dem eigenen Lande unterstützen werde, zumal da alles dieses bis jezt nur zu sehr vernachläßigt war. Diese Schrift soll nun nicht allein die wichtigsten Entdeckungen und Abhandlungen über die einzelnen Zweige der Oekonomie und Mechanik enthalten, sondern auch Zeichnungen und Risse von den nützlichsten und wichtigsten Maschinen geben. Sie soll sich zugleich auf das beschränken, was in Spanien anwendbar und für dasselbe nützlich und wichtig seyn kann. Der Herausgeber hofft nun, daß alle Españoles ilustrados y amantes del bien de la patria Beiträge zu diesem Zwecke nicht versagen werden, um dies Unternehmen durch ihre proteccion y luces zu unterstützen. Außer dem Nutzen, den dies Unternehmen für Spanien haben soll, wird es, wie der Verf. sich ausspricht, auch dazu beitragen, das Volk in den Augen der Welt von den Verläumdungen des Auslandes frei zu sprechen.

Bei der Bekanntmachung dieses Journals, und namentlich in Beziehung auf die lezte Aeußerung, macht der Redakteur der Madrider Zeitung eine charakteristische Anmerkung über die gewöhnliche Behauptung, Spanien sey in der Kultur und den luces del siglo außerordentlich zurück. Dieser Vorwurf wird nachgerade in Spanien recht lebhaft gefühlt, und ist gewiß nicht ohne sehr wohlthätige Folgen; denn der Stolz, der durch solche Vorwürfe aufs Empfindlichste gekränkt wird, vermag ja über den Spanier, seinem bekannten Charakter gemäß, das meiste; und sicher wird Spanien, wenn die Regierung das Streben des Volkes nicht völlig hemmt und unterdrückt, sondern nur einigermaßen mitwirkt, in kurzer Zeit wieder eine Stufe von Bildung erreichen, auf der es sich vor den übrigen Völkern Europas, namentlich vor denen, mit denen es im lebhaftesten Verkehr steht, nicht zu schämen braucht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. März 1831.

— Wenn der Wunderzeichen
So viel zusammentreffen, sage Niemand:
Dies ist der Grund davon, sie sind natürlich.
Denn Dinge schlimmer Deutung, glaub' ich, sind's
Dem Himmelstrich, auf welchen sie sich richten.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Sey es nun, daß Briest die Sache nicht so leicht nahm, als die andern das Ansehen haben wollten, oder daß ihm die Bangigkeit seiner Wirthin wehe that, genug, er blickte unruhig im Zimmer umher, ob sich nicht eine Ursache der kleinen Störung entdecken lasse. Allein, wie er auch Fenster und Thüren betrachtete, es war alles geschlossen und bei der Stille der Nacht kein Luftzug zu entdecken. — „Ich gehe ihr dennoch nach," sagte er, seinen Platz verlassend. „Vielleicht gelingt es mir, sie auf andere Gedanken zu bringen."

Da es nun spät war, und die Tafel keinen Genuß länger bot, so erhoben sich alle Gäste und wünschten einander ruhigen, traumfreien Schlaf.

Vor der Kammerthür der Hausfrau stand Jakob Friedrich still. Er wollte erst anklopfen, doch sie hatte bereits Fußtritte nahen hören und öffnete deßhalb von Innen. „Ihr seyd's, Herr Vetter!" sagte sie, mit dem Tuche über das Gesicht fahrend, von welchem Thränen herabrollten; „ja," entgegnete er sanft und liebreich, „ich komme, Euch einen Gruß von Ludemillen, Eurer Schwägerin, zu bringen." —, „Ach," seufzte Hedwig, „sie trauert auch um den einzigen Sohn, und muß das Erbe in fremden, unvetterlichen Händen sehen, die sie ängstigen und der jungen, schönen Wittwe den Frühling des Lebens trüben!" — „Wie sprecht Ihr denn, gnädige Frau?" nahm Briest das Wort, „sie trauert auch um den einzigen Sohn, sagt Ihr? Ei, mein Gott, deutet Ihr damit auf Euch, so habt Ihr großes Unrecht. Euer Georg blüht ja in voller Gesundheit, er kehrt just heute frisch und kräftig von seinen Reisen zurück, hat sich in der Welt umgesehen und bringt Kenntnisse und Erfahrung mit, die —" — „Er den Kriegsstürmen preisgeben und sich mit ihnen in Preußen begraben will," ergänzte die bekümmerte Mutter; „glaubt mir," fuhr sie fort, ihre Hand auf Jakob Friedrichs Arm legend; „ich kenne mein Geschick, es ist immer tückisch gewesen; von jeher lockte es durch freundliche Mienen und zeigte mir dann ein zorniges Auge. Nein, erwiedert nichts: was Ihr sagen könnt, sind Menschenworte, ich aber kenne andere Stimmen, und die trügen nicht. Der See, der See zwischen den alten Eichen bei Neuhausen! Ihr kennt das Brautlied, das mir seine Wellen rauschten, und noch heute wird er's nicht müde, mich listig zu überschleichen."

Briest sah sie mitleidig an. Ihn jammerte ihre kranke Miene und das erschütterte Gemüth. „Quält Euch nicht mit dem Kommenden, Frau Muhme," sagte er. „Genießt das Glück, Euren Sohn wiederzusehen, und überlaßt es dem himmlischen Vater, seine Wege zu führen. Ich entschlage mich immer unnützer Sorgen, am wenigsten mag ich auf zweideutige Winke des Zufalls achten." — „Zweideutig!" schluchzte Hedwig; „du lieber Gott! klar und handgreiflich ist es ja wohl genug, was wir heute erlebt. Seht nur selbst, wie Alles zusammentrifft: just mit

Georg zugleich kommt der Unglücksbote, der alte Fischer, hier an. Die innere Angst sagte mir, was er bringe, sey Unheil. Nun müssen des Himmels Lichter selbst seine Brust spalten und die verborgenen Pfänder herausreißen. Der Ring sollte wieder zu meinem Stamme zurückkehren, und wenn er in Eure Hände, Vetter, kam, so denkt daran, daß Ihr um die Wittwe eines Lochow freiet und an meinem Herde heute Eure nassen Kleider trocknen wolltet. Georg, Georg war gemeint, das ist gewiß, mit dem erlöschenden Lichte ging ein Klang durchs Zimmer, als falle Metall und Metall zusammen auf die Fliesen am Boden nieder. Es waren die Nixen; sie klingelten mit Ring und Schlüssel, als sie vorüber huschten." — „Gute Muhme," lächelte Briest, „Euer Mutterherz hört vieles, was kein Menschenohr vernimmt. Seyd nicht böse," sezte er hinzu, als sie sich unwillig abwandte. „Ich bin nicht hier, um mit Euch über Verborgenes zu streiten. Es gibt zu viel Elend, das offenbar genug daliegt und uns zu schaffen macht, als daß eines Bettlers armseliger Nachlaß, den Ihr nicht einmal sahet, vom dem Ihr nicht wißt, wem er angehörte —" — „Der Mutter," fiel Hedwig ein, „der Mutter Ring ist es gewesen, das weiß ich gewiß, sie warf ihn mit dem kleinen Schlüssel zu dem vergrabenen Schmuckkästchen kurz vor ihrem Tode noch einmal in den See, Gott weiß, welchen Bund damit zu befestigen, denn sie verkehrte seit unsern Unglückstagen immer im Geheim mit unsichtbaren Wesen." — „Hm!" meinte Jakob Friedrich, „was machte aber der schwere Eisenhacken bei den feinen Sächelchen?" — „An diesen hatte sie jene gehängt, um sie durch das Gewicht tief in den Grund zu senken." — „So! so! Nun, laßt das Euren Seelenfrieden nicht stören; es ziemt uns wahrhaftig nicht, Gott vorzugreifen, gnädige Frau. Er hält, was er nicht sehen lassen will, doch versteckt, und wo wir hinschielen, da kriegen wir nur verkehrtes Zeug zu sehen. Ich hätte wohl gern über Frau Ludemillen und die Vettern in Nennhausen mit Euch gesprochen, und wie dort alles in Streit lebt, aber es ist keine gute Stunde, in der ich heute kam. Ich lasse es lieber."

Er schwieg und wartete, ob er nicht dennoch vielleicht eine ermunternde Antwort erhalten würde, da aber Hedwig gedankenvoll und zerstreut vor sich hinsah, und für nichts als ihre Träume Sinn zu haben schien, sagte er: „Eins bitte ich Euch gleichwohl, verlaßt Eure Schwägerin nicht während meiner Abwesenheit. Ich gehe noch in dieser Nacht von hier in Aufträgen unseres Churfürsten nach Berlin. Es sind schlimme Zeiten, und der Herr hat wahrlich einen schwerern Stand, als es die Unzufriedenen und Tadler wissen, aber das Land wird auch zu thun kriegen, zumeist der arme Edelmann. Warnt daher, wenn es seyn kann, Herrn Heinrich Christian Lochow, Euren Vetter in Nennhausen. Das Messer sizt ihm wahrhaftig an der Kehle." Er schüttelte herzlich bei diesen Worten ihre Hand, und verließ sie und das Schloß noch zur Stunde.

Frau Hedwig that kein Auge zu; sie blieb in ihrem großen ledernen Armsessel dem Fenster gegenüber; der Morgenstern blinkte über den Wald herauf, das lichte Frühroth weckte sie zu neuem, geschäftigem Treiben. Sie stand seufzend auf und ging, das Haus zur Bewirthung ihrer Gäste zu beschicken. Diese schliefen noch zum Theil fest und süß, nur Georg warf sich unruhig im Bette hin und her. Es war ihm unheimisch hier, die alten Mauern drückten ihn mit Centnerlast. Er hatte im Auslande ein freieres, leichteres Leben kennen gelernt. Der Mutter geisterbleiches Gesicht, ihre sonderbaren Reden und geheimen Ahndungen waren ihm fremd geworden; Oheim Jobst that so gewichtig und so klug, und sah immer gerade und ernsthaft vor sich hin; der Domherr hätte wohl eher für den Neffen gepaßt, aber seine lustigen Ausfälle trugen so etwas Hofmeisterndes an sich, zu dem sich dann ein gewisser schwerfälliger märkischer Spaß gesellte, welcher dem verfeinerten Sinn allzu körnig dünkte. Es war Georg selbst auffallend, daß ihn das störe und der Mensch sich so ganz in eine neue Art und Weise fügen könne; er hatte sich doch so unaussprechlich auf die Rückkehr in das Stammschloß gefreut; er liebte die Mutter mit ganzer Seele, die Vormünder waren ihm stets liebevolle Beschützer gewesen; aber Gott weiß, war es nicht mehr wie sonst, oder hatte er es sich anders aus der Ferne gedacht? genug, seit er hier war, trieb ihn die Ungeduld wieder fort, dem Heere nachzukommen. Er ruhte auch nicht, in Kurzem brach er auf und nahm, in Begleitung seiner Freunde, seinen Weg nach Preußen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Die Unterhandlungen hatten bis in den November (1580) sich hinausgezogen; Marnix blieb zu seinem Verdruß sehr lange ohne Bescheid von Hause aus. Der zwischen Alençon und Navarra geschlossene Friede ermangelte immer noch der königlichen Bestätigung. In einem Briefe an Bonaventura Vulcan zu Brügge, einen andern vertrauten Freund, äußerte er sein freudiges Bewußtseyn, daß, wenn auch über den Gegenstand seiner Sendung noch nichts förmlich entschieden, durch dieselbe und seine und seiner Genossen Wirksamkeit doch der vorzüglichste Impuls gegeben worden sey, den blutigen Bürgerkrieg in Frankreich zu einem Ende zu bringen. In dieser Hinsicht sey doch etwas zu Ausbreitung der Glorie Gottes und zu Begründung wahrer Religion geschehen. Das übrige

dürfte besser und sicherer sich ordnen, als dermal vielleicht die Meinung herrsche. Der höchst anziehende und für die damalige Zeitgeschichte so wichtige Briefwechsel des Hrn. v. Mornay du Plessis liefert den Beweis, welch hohe Achtung St. Aldegonde's Talent und Charakter in Frankreich sich erzwungen.

Marnix wirkte auch dahin, daß dem Herzog ein schönerer Pallast zur Wohnung eingeräumt wurde, als anfänglich der Fall gewesen. Bei dem feierlichen Einzug desselben in Antwerpen war er mit in der Reihe der Behörden der Stadt und der Generalstaaten, welche den Prinzen empfingen, und er half die kostbaren Feste anordnen, welche zu Ehren des Gubernators angestellt wurden und welche in gedruckten Beschreibungen, nebst allen dabei erschienenen Gedichten, Devisen und Emblemen, ausführlich zu lesen sind. Auch jezt noch wirkte er, besonders nach Holland hinüber, wo das meiste Mißtrauen in die Person und Absicht Alençons herrschte, kräftig zu dessen Gunsten fort, was ihm von mehreren Seiten her sehr übel genommen wurde.

Während er jedoch hier bei den Holländern dadurch heftig anstieß, verbreiteten die Flamänder und Wallonen nicht minder heftige Beschwerden gegen ihn, und ein bitter geschriebenes Pamphlet, „Advis d'un bon bourgeois de la ville de Gand, qui ressent amèrement des calamités de sa ville, du comté de Flandres, et enfin de tous les Pays-Bas“ betitelt, warf ihm nachmals geradezu vor, die Berufung des Herzogs von Alençon sey blos eine zwischen ihm und Wilhelm von Oranien feinangelegte Maske gewesen, worunter man die ehrgeizigen Plane nach unbeschränkter Leitung der Landesangelegenheiten verschleiert; der Herzog habe dazu dienen müssen, einerseits die Katholiken mehr für die Sache der Revolution zu gewinnen, und diese leztere durch den Beistand des mächtigen Frankreichs zu sichern; anderseits sey alles dermaßen eingeleitet und vorbereitet gewesen, daß er blos eine stumme Figur gespielt und der Oranier unter dem Namen Alençons alles nach Belieben gethan haben würde. Stellen aus einem Briefe St. Aldegonde's wiesen deutlich auf diesen Plan der Täuschung hin, besonders jene, welche die Worte enthalten: der Prinz sey so verschlagen, daß er wohl die große und die kleine Hoheit miteinander hänseln werde. Unter der großen habe er den Herzog von Alençon, unter der kleinen den Erzherzog Matthias verstanden. Man sieht den Namen Marnix auch als Gegenstand von Satiren und Schimpfliedern dieser Zeit, gemeinsam mit demjenigen seines Freundes, „des deutschen Machiavells,“ (Oranien) prangen.

Bald nach der Inauguration des neuen Generalgubernators ging Marnix an den Hof der Königin Elisabeth von England in der Eigenschaft als Gesandter ab, und wirkte für Befestigung der neuen Verhältnisse (1581). Man schmeichelte sich mit der Hoffnung eines Ehebündnisses zwischen der Königin und dem Herzog. Dieser leztere war auch selbst eine Zeitlang zu London anwesend, und bei einer feierlichen Gala, als ein engerer Kreis um die fürstlichen Personen sich geschlossen, ward Elisabeth sehr vertraulich gegen Alençon, zog einen kostbaren Ring von ihrem Finger und steckte ihn an den des Herzogs. Das Gefolge und die Gesandten, welche in solcher Entfernung standen, daß sie Mienen und Gebehrden wohl sehen, aber die Worte, welche dazu gesprochen worden, nicht verstehen konnten, glaubten, wie natürlich, nichts anderes, als ein Ehegelöbniß sey vor sich gegangen, und Marnix säumte nicht, den Generalstaaten die glückliche Neuigkeit zu melden. Es ward sogar zur Feier dieser Sache mit großer Voreiligkeit eine Denkmünze geschlagen, welche in den historischen Medaillensammlungen des Landes noch zu finden, und worauf einerseits Alençon in antikem Gewand zu Pferde sitzend und von Venus mit einer Krone geziert, zu sehen und dabei die Umschrift: ex virtute honos, zu lesen ist; die Rückseite der Münze dagegen enthält das Brustbild des St. Aldegonde, als ersten Verkünders und Beförderers des glorreichen Ereignisses.

Leider ging diese Sache nicht in Erfüllung, sey es nun, daß Elisabeth sie nicht im Ernste gemeint oder gleich darauf andern Sinnes geworden war. Sie beschwerte sich auch bitter über die Voreiligkeit des Gesandten der Generalstaaten in Schreiben an Marnix und an dieselben, und machte ersterem lebhafte Vorwürfe; denn das Gerücht hatte blitzschnell wie ein Lauffeuer ganz Europa durchlaufen und eine nicht gewöhnliche Bewegung in allen Gemüthern hervorgebracht. Diejenigen, welche übrigens der Meinung waren, daß Aldegonde den Falschen gegen Oranien gespielt, irren sehr; auch dieses hatte er in Folge einer Abrede mit dem Prinzen gethan, und er hatte durch seine eifrige Bemühung zwischen den Beiden ein sehr freundschaftliches Verhältniß zu Stande gebracht.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Die Advokaten. Man hat sich von jeher über die große Menge der Advokaten, die man hier Paglietti nennt, gewundert, deren Anzahl manche Reisende in großer Uebertreibung auf 20 ja 30,000 angegeben haben. Im Jahr 1829 waren deren aber nur 2370 von aller Gattung, denn es gibt drei verschiedene Klassen. Doch ist diese Zahl immer noch überschwenglich groß, wenn man bedenkt, daß auf etwa dreißig Familien ein Advokat kommt, und daß alle Aerzte, Chirurgen, Apotheker und andere mit der Heil-

kunde sich beschäftigenden Personen in demselben Jahre nur 1187 Individuen ausmachten, also nur zwei mehr als die Hälfte der Anzahl der Advokaten. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Gesundheit hier weniger gefährdet sey als das Eigenthum. Aber unter mehreren Lokalursachen ist eine einzige schon hinlänglich, zu erklären, wie so viele Advokaten hier bestehen können; und wenn es deren selbst zehnmal mehr gäbe, als verhältnißmäßig in andern Hauptstädten, so würde man sich doch darüber kaum wundern können, wenn man erfährt, daß hier nicht wie in andern Ländern jedes Haus nur einen einzigen Eigenthümer hat. Die Familienpalläste ausgenommen, theilen sich hier immer mehrere und oft gar viele in den Besitz eines Hauses. Jedes Stockwerk hat meistens seinen eigenen Eigenthümer, und da unten oft mehrere Läden befindlich sind, deren jeder ebenfalls wieder ein besonderes Eigenthum ist, wird es erklärlich, daß ein grosses Haus oft ein Dutzend verschiedener Eigenthümer haben kann.

Diese Sitte ist, glaube ich, nur in Neapel allgemein, in Rom ist mir nur ein einziges Beispiel davon bekannt. Erwägt man nun einerseits, daß, bei einer so sonderbaren Einrichtung, unter so vielen, in ihrem Besitzthume so nahe an einander gerückten Eigenthümern es nicht leicht an Anlaß zum Streite fehlen kann, und anderseits, daß wenn sonst ein Haus nur einen Prozeß verursachen kann, hier sich derselbe in so viele zersplittern muß, als Hauseigenthümer da sind, so wird man nicht mehr über diese Anzahl von Advokaten erstaunen und leicht begreifen, wie eine ganze Legion derselben hier bestehen kann. Man will hier dieser Einrichtung das Wort reden, und führt dafür an, daß auf diese Weise Viele, die nicht bemittelt genug sind, ein ganzes Haus zu kaufen, den Vortheil haben, ein einzelnes Stockwerk käuflich an sich bringen zu können; aber man scheint nicht zu bedenken, daß das, was auf der einen Seite den eigenen Besitz, der freilich für Jedermann anziehend ist, erleichtert, ihn auf der andern wieder verleiden muß durch die unerfreuliche Aussicht auf Prozesse, denen man unfehlbar durch einen solchen theilweisen Besitz früher oder später ausgesetzt wird. Eine ganz eigene Schwierigkeit muß auch dann entstehen, wenn sich einmal Jemand veranlaßt finden sollte, ein solches Haus für sich allein zu kaufen, indem er dann mit zehn bis zwölf Eigenthümern zu thun hat, und mit jedem insbesondere um seinen partiellen Besitz zu handeln sich genöthigt sieht.

Gesten. Ueber die Gesten der Neapolitaner könnte man ein Buch schreiben, und es wird auch wirklich ein solches in Kurzem herauskommen, welches hoffentlich bald nach seiner Erscheinung auch in Deutschland bekannt werden soll. Hier nur von einem einzigen Gestus. Die Bejahung wird überall durch ein Beugen des Kopfes vorwärts ausgedrückt, aber nur der Neapolitaner bezeichnet konsequent die Verneinung durch das Gegentheil, ein Beugen des Kopfes rückwärts. So begleiten sie ihr „Gnor no“ beständig mit diesem Gestus, oder begnügen sich auch wohl damit, um zu verneinen. Das Kopfschütteln ist mühsamer und bedeutungslos; denn wenn man mit dem Kopf nickt, um zu bejahen, so erfordert die Konsequenz, daß man ihn zurückzieht, um zu verneinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien.

(Beschluß.)

Apologie der spanischen Kultur.

Die Madrider Zeitung sagt: „Wenn man unter Aufklärung des Jahrhunderts verstehe: die höchst anmaßende Verachtung des Alterthums, **la licencia de la prense** (Preßfreiheit oder Frechheit), die Verachtung aller natürlichen Bande und Verpflichtungen, die Aufregung und Rückwirkung gegen die öffentliche Staatsgewalt, den religiösen Indifferentismus und die Reduction aller moralischen und finanziellen Kräfte: dann habe man Recht, dann könne man behaupten, Spanien schlummere in der tiefsten Ignoranz. Und gewiß, es werde nie eine solche Civilisation suchen. Wenn man aber unter **luces del siglo** wahre Fortschritte in Wissenschaften und Künsten verstehe, so hoffe Spanien keinem andern Staat nachzustehen, und jemehr es sich dem Leichtsinn **de ciertos genios innovadores** widersetze, desto weniger werde es die traurigen Folgen zu beklagen haben, welche durch dieselben veranlaßt worden, desto mehr Erfindungen und Entdeckungen habe es gemacht, sie mit Enthusiasmus ergriffen und befördert, **recompensando á sus autores con profusion.** In der That werde der wahrheitsliebende Beobachter die glänzenden Erfolge des großartigen Strebens der gegenwärtigen Regierung nicht verkennen.“

Das Wort Innovadores ist schon seit langer Zeit im Gebrauch, und schon während der Regierung Karls V. wurden diejenigen damit bezeichnet, die, bei religiösen Neuerungen anfangend, unläugbar das Signal zu allen spätern politischen Veränderungen in dem europäischen Staatenverhältniß gegeben haben. Schon damals waren diese den rechtgläubigen und legitimen Spaniern verhaßt, und die unverkennbare Freude des Volks bei manchen **Autos da fé** zeigte, ohne erkünstelt zu seyn, wie stolz und streuge der Spanier auf seines Nationalcharakters Reinheit und Fleckenlosigkeit hält. Denn alle Innovadores sind dem Spanier von der Wiege an verhaßt. Kein Wunder daher, wenn dieses Reich, da man eine solche Ansicht von oben herab zu erhalten sucht, den orientalischen ähnlich, Jahrhunderte lang in einer merkwürdigen Starrheit und Crystallisation verharrte, ohne inneres Leben fest an den alten Formen klebend, ohne organische Entwickelung, zu der doch der Verkehr mit den übrigen Staaten so viel Anlaß gab. Daher die Maßregeln, die dem Einbringen von fremden Pferden und Ideen die strengsten Verbote entgegensezten und das Land in einer fast chinesischen Abgeschlossenheit erhielten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. März 1831.

— In duftiger Ferne
Siehst du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickst du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufstrebendes, dorisches Bildwerk.
Nur Eidechsen umklettern es jezt.

Platen.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Puzzuoli. Obgleich das Feld der Archäologie mir fern liegt, so kann ich doch nicht ganz von Puzzuoli (Puteoli bei den Römern, Dicäarchia bei den Griechen) schweigen, welches so nahe bei Neapel liegend, in einem kleinen Umkreis nicht nur die merkwürdigsten Alterthümer, sondern auch die seltensten Naturscenen vereinigt. Aber eben ihre Berühmtheit hat die Beschreibungen derselben über alles Maaß vervielfältigt, so daß mir kaum eine kleine Nachlese übrig bleibt. Ich will daher nur einiges weniges bemerken.

Während an andern Punkten in diesen Umgebungen die Archäologen und Naturforscher nicht an denselben Stellen verweilen, und indessen die erstern sich zum Amphitheater wenden, die leztern die nahe dabei liegende Solfatara untersuchen, vereinigen sich beide bei dem Tempel des Serapis, dicht bei der Stadt und dem Meere gelegen, weil hier Antiquare sowohl als Naturkundige Stoff zu den interessantesten Forschungen finden. — Daß diese schönen Ueberbleibsel einer Art von Tempeln, die in Italien wo nicht einzig, doch sehr selten ist, für die Alterthumsforscher höchst wichtig seyn müssen, ist klar, aber die Naturforscher finden hier auch eine Aufgabe, welche genügend zu lösen, ihnen noch nicht gelungen ist.

Von den vielen ungeheuren marmornen Säulen, die diesen Tempel geschmückt haben, stehen noch drei aufrecht. Diese nun sind zwölf bis fünfzehn Fuß hoch vom Boden von gewissen Seemuschelthieren, Dactylen genannt, (Mytilus litophagus Lin.) die sich gerne in den Marmor einnisten, durchbohrt. Dasselbe bemerkt man auch an den vielen Trümmern der auf dem Boden herumliegenden Säulen. Es ist wahr, daß der Boden des Tempels jezt beständig über einen Zoll hoch mit Wasser bedeckt ist; eben so gewiß ist, daß dieses Wasser zum Theil durch Kanäle aus dem Meere kommt, denn er liegt niedriger als dieses, und daß bei Stürmen die Wasserhöhe bedeutend größer wird; doch rührt sichtbar ein großer Theil dieses Wassers von den warmen Mineralquellen her, die man in die, im Tempel selbst angebrachten Bäder geleitet hat. Um diese Erscheinung zu erklären, müßte man annehmen, daß das Meer hier eine lange Reihe von Jahren über fünfzehn Fuß höher als jezt gestanden habe, kurz so lang, als diese Thiere nöthig hatten, um ihre Arbeit zu vollbringen. Aber wenn im Mittelalter, wo diese Operation vor sich gegangen seyn muß, das Meer hier so lange Zeit einen so außerordentlichen Stand gehabt hätte, so würden sich die Folgen davon auf alle Ufer des mittelländischen Meeres erstreckt haben und die Geschichte würde nicht davon schweigen. Es ist also den Naturforschern noch vorbehalten, uns dieses Räthsel zu erklären. Endlich ist es auch geschichtlich merkwürdig, daß die Bewohner der hiesigen Gegend jezt noch eben so, wie vor mehr als 2000 Jahren, im Sommer in diesem Tempel baden.

Die Solfatara wird besonders dadurch interessant,

daß man sie als ein Mittelglied zwischen einem Vulkan in völliger Aktivität, wie der Vesuv, und einem ganz ausgebrannten, wie der, welcher, auf der andern Seite des Meerbusens, wahrscheinlich auf den phlegräischen Feldern, vorhanden gewesen ist, betrachten kann.

Ich schweige von Bajae, denn so wenig auch hier die vereinte Macht des Meeres und der Zeit von den Bauten der Römer übrig gelassen hat, die sie, gewöhnlich Luxus und Verschwendung übertreibend, bis ins Meer hineintrieben, wie ihnen schon Horaz vorwirft, so müßte man doch, wenn man alle Erinnerungen, die sich an diesen Boden knüpfen, wieder hervorrufen wollte — und wie könnte man sie zurückweisen? — ein eigenes Buch darüber schreiben, woran es auch keineswegs fehlt.

Nahe bei Puzzuoli sieht man große Reste des Amphitheaters, auch le Carcere di San Gennaro genannt, welches in der Geschichte dieses Heiligen eine so große Rolle spielt. Und wie wir gesehen haben, daß diese Gegend den Antiquaren sowohl als den Naturforschern merkwürdig ist, so ist sie es nicht minder für die Devotion der Neapolitaner; denn hier litt, hier starb dieser ihr Schutzpatron. — Da ich nun von ihrem weltlichen Helden, dem Meschino, gesprochen, so ist es billig, daß ich auch einige Worte über ihren geistlichen Heroen sage.

Er war Bischof von Benevento unter dem Kaiser Diocletian, und wurde zur Zeit der großen Christenverfolgung mit Proculus und mehreren andern namhaft gemachten Unglücksgefährten verhaftet, nach Puzzuoli gebracht und dort hingerichtet. So weit die Geschichte. Die Legende aber behauptet, daß er in dem Amphitheater, wo man noch den Ort seines Gefängnisses zeigt, auf Befehl des Präfekten Timotheus, den wilden Thieren vorgeworfen worden; da diese indessen, statt ihn zu zerreißen, vor ihm niederknieten, so wurde man in die Nothwendigkeit versezt, ihm den Kopf abzuschlagen. — Eine fromme Christin fing sein Blut auf, welches jezt der Gegenstand des bekannten Wunders ist.

Höchst sonderbar bleibt es, daß (wie die frommen, einigermaßen unterrichteten Neapolitaner selbst eingestehen müssen) man bis ins fünfzehnte Jahrhundert, also über tausend Jahre lang, schlechterdings nichts mehr von diesem Blute hörte, bis es erst nach dieser Zeit, vermuthlich auch durch ein Wunder, wieder entdeckt, eine große Berühmtheit erlangte. — Von allen den Nebenwundern, die außer dem Hauptwunder in Neapel, sowohl im Amphitheater als in dem Kapuzinerkloster San Gennaro (welches, unweit der Solfatara, auf dem Ort seiner Hinrichtung erbaut worden), in demselben Augenblick, wenn sein Blut dort flüßig wird, geschehen sollen, daß der Stein, auf welchem er enthauptet worden und sein Marmorbildniß Blut triefen u. s. w., schweige ich lieber.

Ich kann mich von dem schönen Puzzuoli nicht wegwenden, ohne seiner beiden, zwar nicht hohen, aber höchst merkwürdigen Berge zu erwähnen, welche rechts und links die Spitze des Golfs von Bajae krönen. Der erstere, der Monte barbaro, ist der ehemalige Mons Gaurus, den einige auch Falernus nennen, und auf welchem der berühmte Falerner Wein wuchs. — (Einer andern Meinung zufolge wuchs indessen der Falerner Wein auf den Hügeln am Garigliano bei Minternä). Noch ist dieser Berg von oben bis unten mit Weinreben bedeckt, aber dieß Gewächs hat mit seiner Güte auch seine Berühmtheit verloren. Der andere ist der Monte nuovo, welcher sich in dem fürchterlichen Erdbeben von 1538 plötzlich aus dem Lukriner See erhob und ihn größtentheils verschüttete. Man sieht ihm die Art seiner Entstehung sehr deutlich an, denn er hat nicht die geringste Unebenheit, wie alle andern Berge, sondern scheint von Menschenhänden regelmäßig rund geformt, oder vielmehr aus einer Form gegossen zu seyn. Man hat schon angefangen ihn unten mit Weinreben zu bepflanzen, und gewiß wird Jedermann mit mir in den Wunsch einstimmen, daß hier auf diesem so ganz vulkanischen Boden mit der Zeit ein den Falerner Wein ersetzendes Gewächs hervorgebracht werden möge.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

In der Ebene von Novodvor breiteten sich jenseits der Brücke, welche Karl Gustav über die Weichsel, da wo sie den Bug aufnimmt, schlagen ließ, die schwedischen und brandenburgischen Zelte weithin aus. In gemessener Entfernung wehten die königlichen und churfürstlichen Fahnen; leztere waren erst seit wenigen Stunden aufgesteckt. Friedrich Wilhelm langte bei dem bezeichneten Dorfe an, während sein Bundesgenosse, ihm den Rücken auf dem Marsche zu decken, dem polnischen General Czarnecki bis Poltofsk entgegengerückt war. Der Churfürst ging, jenes Rückkehr zu erwarten, mit Georg Friedrich von Waldeck, Otto von Sparr und Christoph Canneberg, seinen Generalen, vor den Zelten hin und her. Es war ein schöner Juliabend; die Luft wehete erfrischend, der breite Strom sandte Kühlung in das Feldlager. Bald gesellten sich, den Herrn zu begrüßen, schwedischer Seits Herr Adolf Johann von der Pfalz, des Königs Bruder und Karl Markgraf von Baden mit vielen Herrn ihres Gefolges zu den Auf- und Abgehenden. Der Churfürst legte, als er den Prinzen auf sich zukommen sah, die Hand, die ein hoch heraufgehender Stülphandschuh bedeckte, an den Hut von rothem Sammt, mit schwarz und weißem Federbusch geziert. Bald darauf nahm er diesen ab, die reichen, von beiden Seiten der Stirn herabfallenden Haare ließen sein

edles und festes Gesicht kräftig hervortreten, während er mit feinem Lächeln die Komplimente anhörte, die ihm von einer Seite gemacht wurden, von der ihm bis jezt wenig Erfreuliches zu Ohren gekommen. Die Finger spielten mit einem zierlich unterhaltenen Stutzbärtchen und verdeckten ein leises Zucken des Muthwillens, das um die vorsichtig geschlossenen Lippen spielte. Da er nun jezt die Artigkeiten erwiederte, der volle und tiefe Klang seiner Stimme den Worten einen eigenen Wohllaut gab und das große hohenzollersche Auge die Ebene überflog, als begrüße es im Allgemeinen die schwedischen Kriegsgefährten, malte sich ein Ausdruck von Ergebenheit und Freude auf allen Gesichtern. Nur die Preußen in des Churfürsten Gefolge sahen ernst und gerade vor sich hin. Fürst Bogislav Radzivill flüsterte seinen Nachbarn Fabian Dohna und Friedrich von Engelbrunn zu: „das Herz wende sich ihm in der Brust, sehe er diese Zeichen der Gemeinschaft mit den stolzen und übermüthigen Schweden. Er könne nicht ohne Verdruß daran denken, daß er an ihrer Seite den Boden betrete, den jene verherrt und wo sie das Erdenglück so manches braven Blutsverwandten zertrümmert.“ Engelbrunn entgegnete: „die Schweden seyen Allen ein Dorn im Auge, er wolle wohl wetten, daß die Freundschaft mit ihnen von kurzer Dauer seyn werde, denn der Kaiser so wenig als der Czar von Moskau wollen dem ehrsüchtigen, anmaßenden Könige wohl. Der Czar sey nur auf des Churfürsten Vorstellungen zu dem Traktate mit Karl Gustav zu bringen gewesen.“ — „Ich,“ sezte Engelbrunn hinzu, „weiß es am besten, wie viel Ueberredung es mir während meiner lezten Anwesenheit in Moskau gekostet hat, die Russen von Preußens Grenzen fern zu halten.“

Fürst Bogislav sah jenen mit düsterem Mißmuthe an. „Weßhalb,“ fragte er, „wenn das übrige Europa mit der Alliance zwischen Brandenburg und Schweden unzufrieden ist, ließen es die Mächte so weit kommen? Polen hat in seiner Bedrängniß sowohl Frankreich als das deutsche Reich und Moskau zu Hülfe gerufen, die schöne Königin Marie Luise Gonzague ließ es nicht an klugen und schmeichelhaften Worten fehlen, die zögernden Bundesfreunde herbeizurufen. Man sah sie indeß und ihren Gemahl nach Schlesien flüchten, und gönnte den preußischen Ständen wie den Tartaren die Ehre, Johann Casimir die Rückkehr nach Warschau frei zu machen. So wahr ist es,“ fuhr er heftiger fort, „der Fall des Einen kitzelt den Stolz des Andern! Die deutschen Protestanten hören nicht auf, ihr Heil von den Nachkommen Gustav Adolfs zu hoffen. Noch kürzlich war ich Zeuge, wie Georg Waldeck dem Churfürsten mit leidenschaftlichem Eifer die Verbindung mit Schweden anrieth, ja, sie von ihm erflehte.“ — „Still,“ warnte Graf Dohna, „der König!“

Dieser kam seinen Truppen voran auf einem flüchtigen Renner leicht über die Brücke und die Ebene gesprengt. Die blau und gelben Straußfedern auf dem schwarzen Hute hoben sich wallend im Abendwinde, und schienen den Apfelgrauen und seinen schlanken Reiter über den Boden weg durch die Luft zu tragen. König Karl hatte des feuchten Thaues wegen einen weißen Mantel über die Schulter gehängt; doch machten sich die Arme Raum darunter. Der eine, in die Seite gestemmt, bezeichnete um so besser den schlanken, geschmeidigen Leib, der sich behend im Sattel wiegte, der andere, mit der Hand die Zügel lang und nachlässig haltend, schloß sich dicht an das knappe Collet. Man sah, er war seines Pferdes so gewiß, wie jedes Geschöpfs, das sein Wille lenkte. Schon von fern gewahrte er den Churfürsten mitten unter den ihn umgebenden vornehmen Offizieren. In demselben Augenblick grüßte der König mit der Hand, und erst als er näher kam, zog er den Hut ab, stieg vom Pferde und näherte sich seinem schwer gewonnenen Alliirten. Beide umarmten einander. Der König führte darauf den Churfürsten in sein Zelt, dessen linnene Thüren zwei Edelknaben öffneten und in das Innere eines schmucklosen Raumes sehen ließen, aus dem die kriegerische Einfachheit des Bewohners jede prunkhafte Zier entfernte.

Die Herren des königlichen Gefolges näherten sich jezt Graf Waldeck und Sparr, die in ernstem Gespräch seitwärts stehen geblieben waren und nicht ohne Besorgniß erwogen, was bei dem Allen herauskommen werde. Sparr, von rascher, beweglicher Sinnesart, leicht aufbrausend und in der Gährung der Gedanken geneigt, die Dinge auf die Spitze zu stellen, sah die Marken, Pommern, sammt Preußen Schweden unterthänig und des Churfürsten Souveränitätsrecht auf die alten Provinzen eben so gut verloren, wie das kürzlich auf das Herzogthum Preußen von Karl Gustav verliehene. Spöttisch lachend sezte er hinzu: „Der König hat gut verleihen, so lange er nicht im bleibenden Besitze ist und den Churfürsten braucht; aber laßt es einmal kommen, wie der Eroberungssüchtige denkt, Preußen ist das Erste, dem er den Fuß auf den Nacken sezt; es muß ihm dienen, Polen zu bewachen.“ Georg Waldeck, welcher für das Bündniß mit Schweden gestimmt hatte, hörte die Worte des lebhaften Mannes an, ohne sich auf deren Widerlegung einzulassen. Er kannte und beurtheilte die Lage der Dinge mit Scharfsinn, und sah für den Augenblick kein anderes Auskunftsmittel, als schweigend der Richtung zu folgen, die durch Umwege aus dem Labyrinth heraushalf. Er begnügte sich daher, um doch einigermaßen Sparrs Unmuthe zu begegnen, mit dem kurzen Einwand, daß er unrecht habe, den Schwedenkönig eroberungssüchtig zu schelten. „Nennt ihn,“ sagte er, „thatendürstend, und gebt ihm, wenn er mit Einem fertig ist, anderwärts

etwas zu thun, so läßt er's geschehen, daß es hinter ihm wieder losbrennt. Kann er dann doch umkehren und mit neuer Kraft die Flamme austreten.“ Sparr sah ihn fragend an, bemüht, in der scheinbar gleichgültigen Miene des schlauen churfürstlichen Rathgebers deutlicher zu lesen; doch dieser schickte sich an, General Wrangel zu begrüßen, der mit Georg Oxenstiern und Robert Douglas auf sie zukam. Die bevorstehende ernste Entscheidung ihrer gegenwärtigen Lage gab bald Veranlassung zu lebhaftem Austausch der Meinungen. Wrangel, beide Arme übereinandergeschlagen, den Blick in der Richtung nach Warschau fest gerichtet, sagte, er halte dafür, nicht lange zu säumen und schnell auf die Brücke bei Praga loszugehen, sie zu zerstören, damit der Feind von dieser Seite abgeschnitten sey, dann aber hier bei Novodvor und weiter bei Sacrozin die Weichsel zu passiren und auf bequemerem Terrain den Polen eine Schlacht zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

Die Uebersetzungssucht der Deutschen.

Es gehört zu den Bedürfnissen und zur universellen Bildung der neuern Zeit, daß jede Entdeckung, jedes gute Werk, ja sogar jedes geistreiche Wort, in welchem Theile der Welt und in welcher Sprache es ans Licht komme, alsbald fast in alle civilisirten Theile der Erdoberfläche gelange, und wenn auch dem Erfinder jezt noch beinahe alle Ehre der Erfindung bleibt, so macht ihm doch bald an den entferntesten Punkten wer nur immer will die Benuzung streitig. Mehr als sonst die Anlage von Landstraßen und die Verträge zwischen verschiedenen Staaten, befördern gegenwärtig die Zeitschriften jenen Ideenverkehr. Auch die Uebersetzungen haben dazu nicht wenig beigetragen, und wir brauchen nicht zu bemerken, wie sehr sie namentlich in Deutschland, troz der Kenntniß fremder Sprachen, welche man daselbst besizt, zum Bedürfnisse geworden. Aber dasselbe Bedürfniß keimt jezt in mehreren Nachbarländern auf. Mit so geringer Auswahl, mit so wenig Genauigkeit und Gewandtheit es auch geschehen mag, die Nachbarn Deutschlands fangen an, sich ihrer Universalität zu rühmen, und unter unsern Schriftstellern wünscht mancher, daß man zu derselben auch sein eigenes Schärflein beitrage. Sonst hieß es: „das Werk ist trefflich, es hat so und so viel Auflagen erlebt.“ ohne zu bedenken, wie viel Frivolität, Ungenauigkeit, Rechthaberei des Schriftstellers u. s. w. dazu beitragen mochten; jezt aber fängt man schon an zu sagen: „das Buch ist klassisch, es ist in mehrere fremde Sprachen übersezt worden,“ ohne zu bedenken, daß vielleicht der Uebersezer eben so unrecht hatte, es zu übersezen, als der Verfasser, es zu schreiben, daß vielleicht gar die Fehler des Originals der erste Grund zur Uebersezung waren.

„Es erscheint gegenwärtig,“ lesen wir, „in der ganzen Welt und besonders in Frankreich kein Buch, gut, mittelmäßig oder schlecht, wovon nicht nach einigen Monaten eine deutsche Uebersezung erschiene. Man wartet nicht ab, bis das Loos eines Buches durch die Billigung oder die Kritik der Kenner bestimmt ist; die oft voreilige Sucht der Verleger, die geringe Beschäftigung vieler mittelmäßigen Geister, die Bequemlichkeit endlich, sich mit fremden Ideen zum Schriftsteller zu machen, alles dies bringt die Uebersezungen zur Welt. Gar viele Federn, welche etwas weit Besseres leisten könnten, sind mit Uebersezen beschäftigt. Dies verdirbt sogar unsere Sprache; denn viele Dragomans folgen so knechtisch der Sprache des Originals, daß sie mit deutschen Worten die ausländische Sprache reden.“ Wir wollen nicht behaupten, daß die angeführten Worte nicht auf das laufende Jahr passen; sie sind aber schon 1768 geschrieben, vom Baron von Bielfeld, Mitglied der Berliner Akademie, in einem zu Leyden erschienenen Buche über die Fortschritte der Deutschen (**Progrès des Allemands**). Der Verfasser eifert in einem 702 Seiten langen Buche gegen die Uebersezungssucht, und gibt beiläufig Uebersezungen aus den deutschen Schriftstellern, wobei er, ohne den Namen Klopstock nur zu erwähnen und mit dem beißendsten Tadel gegen die ungereimten Hexameter, besonders den Dichtungen von Opiz und Gottsched, denen von Frau Gottsched und Frau Karschin Ehre anthut und seine kritischen Kenntnisse gegen Lessing aufbietet. Aber alles dies hindert nicht, daß er in den angeführten Worten einen wahren, leider noch jezt wahren, Gedanken ausgesprochen hat.

Es gab eine Zeit, wo Haller nur von den Deutschen, Milton, Tasso, Camoens nur in England, Italien, Portugal gelesen wurden, und freilich werden weder Dichter, noch Leser diese Zeit zurückwünschen. Es gab eine Zeit, wo der berühmte Abt Bos in einer Schrift über Dichtung und Malerei behauptete: „Malerei und Dichtung haben sich dem Pole nicht mehr genähert, als bis nach Holland, und selbst in dieser Provinz hat man kaum etwas anders gesehen, als eine kalte Malerei.“ Auch diese Zeit wird man sich nicht zurückwünschen, wo einer der gelehrtesten Männer seines Landes so stolz über Rubens und Rembrandt hinwegsieht und nichts von der nordischen Dichtung gehört hat. Die Unwissenheit ist noch übler als die ungeordneten, von allen Seiten her ohne Urtheil und Geschmack zusammengelesenen Kenntnisse, aber darum sind leztere noch nicht das wahre Wissen, und man kann das Fremde würdigen und benuzen, ohne sich alles Fremde in den Tag hinein anzueignen.

Wie in den Tagen des Hrn. v. Bielfeld, hat man gegenwärtig nicht blos gegen die schlechten Uebertragungen von Meisterwerken zu eifern, sondern noch weit mehr gegen die von mittelmäßigen und schlechten. Die Uebersezung eines Meisterwerks ist stets wie ein schwacher Kupferstich eines schönen Gemäldes; dieser Kupferstich kann noch einigen Werth haben und manches Gemälde an Schönheit übertreffen; aber die Uebersezung eines Werkes ohne Werth ist wie die Kopie einer schlechten Malerei, die nicht verdient, in Holzschnitt nachgeahmt oder auch nur beschrieben zu werden. Wir haben in Deutschland der Fremde eine solche Masse von Mittelmäßigem und Schlechtem entlehnt, daß die Ausländer selbst schon seit langer Zeit sich darüber wundern. Sie haben nicht begreifen können, wie eine Nation, die so viel Großes gedacht und erfunden, so viel Kleinliches aufnehmen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. März 1831.

Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Eins geht in's Andre drein.

Schiller.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Es ward noch viel über diesen Plan gesprochen, der im Ganzen allen einleuchtete, als Prinz Johann von der Pfalz aus des Königs Zelte trat, und sowohl Wrangel als den andern schwedischen und brandenburgischen Generalen ein Zeichen gab, ihm dahin zurück zu folgen. In eben dem Augenblick eilte Canneberg, an welchen eine ähnliche Aufforderung erging, zu Mathias von Jagow, brandenburgischem Oberst, und bat ihn, sich einstweilen dreier junger märkischen Edelleute anzunehmen, die in Begleitung eines ältern und vielgereisten Herrn im Lager eingetroffen seyen, um Ihro Churfürstlichen Durchlaucht ihre Dienste anzubieten. Inmittelst stellte er ihm den Herrn von Heßler, nebst Georg von Bismark und seinen Gefährten vor, und versprach nach beendigter Audienz bei der schwedischen Majestät das Weitere, hinsichtlich der Anstellung seiner werthen Landsleute, zu übernehmen.

Herr Mathias, wenn auch freundlich bei dem Empfang der jungen Ankömmlinge, war doch von wenigen Worten, zudem beschäftigte ihn der Dienst, der bei dem unordentlichen Zustande der Regimenter doppelte Achtsamkeit forderte. Man hatte in der Eil außer den Milizen allerlei Gesindel, Ausländer und Einheimische, zusammengetrieben, welche eher wilden Haufen, als geregelten Regimentern glichen. Hier nun im Lager, mit dem frühern Feinde in kameradschaftlicher Nähe, mochte es den Offizieren wohl schwer werden, die schickliche Ruhe in dem Bezirke um die churfürstlichen Zelte zu erhalten. Jagow begnügte sich daher auch sehr bald damit, seine Schutzbefohlenen mitten in das Gewirr des neuen Lebens hinein zu führen und es ihnen zu überlassen, sich zurechtzufinden und Bekanntschaft zu suchen. Dieß that ein jeder auf seine Weise. Georg, von allem, was hier um ihn vorging, angezogen, verlor sich bald von den andern. So kam er vor ein Zelt, in welchem gewürfelt und gezecht, geflucht und gesungen ward. Der Zusammenfluß so verschiedener Gesichter und Gestalten, zum Theil fremd und abstoßend, zum Theil nur besonders aussehend, reizte seine Neugier. Der Gesang in ganz unbekannten Weisen und unverständlicher Sprache hatte etwas Melancholisches, das nicht zu den rauhen, oft verzerrten Geberden passen wollte. Es waren litthauische Pickeniere, unter denen sich Ueberläufer aus dem moskowitischen Lager bei Wilna befanden; obgleich sie durch Ursprung, Sitte und Aehnlichkeit der Sprache einander verwandt waren, herrschte doch kein gutes Vernehmen zwischen ihnen. Einige lagen in den Winkeln, auf ihren Mänteln hingestreckt, ohne Theil an Trunk und Spiel zu nehmen. Andere, durch rohe Lust erhitzt, schossen feindliche Blicke auf jene. Abgerissene Worte, trocken und kurz herausgestoßen, flogen hin und wieder. Im Augenblick sprangen die Liegenden auf; die Säbel zur Hand, standen sie ein Paar Sekunden seitwärts gebeugt, zum Ausfalle bereit; ihr dickes, struppigtes Haar beschattete die schmalen, blitzenden Augen; noch ein Wort,

ein klaffender Schrei, und sie geriethen an einander. Keiner der Anwesenden mischte sich in ihre Händel, keiner achtete sogar darauf; die Zechenden lachten dazu. Nicht weit davon ging es beim Würfelspiel um nichts besser her; ein breiter, kurzer Dolch blinkte in der Hand eines Samogiten, der mit der andern einen Haufen kupferner Groschen bedeckte, während ihn sein Gegner unbarmherzig an der Gurgel packte.

„Ruhe hier," rief ein eintretender Offizier, „und an die Pferde! fünfzehn von Euch folgen mir sogleich auf ein Kommando nach Warschau." Er hielt die Hand an den Pallasch, indem er sprach. Haltung und Miene waren gebietend. Alle standen gerade, keiner regte mehr eine Miene. Gleich darauf verließen sie das Zelt, sich in den Sattel zu schwingen. Der Offizier hatte indeß eine grüßende Bewegung gegen Georg gemacht; er sah, daß dieser fremd und über das, was eben vorging, erstaunt war. Lächelnd sagte er: „das ist ein Vorspiel von dem, was uns die Lagerruhe sachte bereiten wird; und es scheint, man beabsichtigt höheren Ortes, diese Ruhe weiter und weiter auszudehnen." — „Verstand ich Sie recht?" fragte Georg den jungen Mann, der ihm an Alter gleich zu seyn schien, mit bescheidenem Tone; „sagten Sie nicht zuvor, Ihr Kommando laute nach Warschau?" — „Freilich," war die Antwort, „ein Detaschement churfürstlicher Pickeniere und ein anderes schwedischer Husaren sind befehligt, den französischen Gesandten, Herrn von Avaugour, zu König Johann Casimir zu geleiten. Man schmeichelt sich unserer Seits, denn der Rath kam sicherlich vom Churfürsten, der Friede sey noch zu vermitteln. Ich für meinen Theil," setzte er hinzu, „wollte lieber die hitzigen Teufel da in die Schlacht als zu dem polnischen Hoflager führen." Georg entgegnete: „so viel er davon verstehe, werden die Worte des fremden Vermittlers den klugen König schwerlich berücken; Niemand werde deßhalb den Degen einstecken. Der Herr Offizier sey daher wohl um das Glück zu beneiden, bei dieser Gelegenheit eine berühmte Stadt und eine schöne Königin mit ihrem glänzenden Hofstaate sehen zu können." — „Nun," sagte der Offizier, „Ihr seyd, so viel ich sehe, Volontair, gewilligt, Dienste zu nehmen, doch bis jezt zu keinem verpflichtet. Dünkt es Euch denn so wünschenswerth, die Frauen drüben jenseits der Weichsel zu bewundern, so schließt Euch in Gottes Namen meinem Zuge an. Ich wills bei dem Kommandirenden vertreten, und damit Ihr wißt, wem Ihr Euch vertraut, so nenne ich Euch meinen Namen, Natango von Kallnein." Georg nahm das Erbieten dankbar an, und ohne sich weiter um seine Reisegefährten zu bekümmern, denen er just nicht auf dem Wege nach dem Dorfe, wo sie abgestiegen waren, begegnete, saß er zu Pferde und ritt an der Seite des neuen Bekannten, zu welchem er auf so unerwartete Weise in kameradschaftliches Verhältniß trat, ohne es gesucht zu haben. Das Neue, was darin lag, die Beziehungen, auf welche es hinwies, gaben ihm in den Augen des frischen, lebendigen Jünglings ganz besondere Wichtigkeit; er war sogleich mit Leib und Seele darin. In dieser glücklichen Stimmung ward ihm Alles merkwürdig, Alles bewegte ihn und erhöhte den Zweck des neuen Lebens. Mit einer Art von Stolz hielt er jezt in der Nähe des Gesandten, als sie die ersten feindlichen Vorposten erreicht hatten, der polnische Offizier heran ritt, sie sich umwenden hieß und darauf die nöthigen Erkundigungen einzog. Das Gewicht ihrer Sendung leuchtete Georg aber vollends recht ein, da ihnen Allen die Augen verbunden und sie in Nacht und Dunkel über die Brücke zwischen Praga und Warschau in die Thore der Stadt bis zu den innern Höfen des Schlosses geführt wurden. Hier nun blieb die Begleitung zurück, während Graf Avaugour im Vorsaale die Entscheidung des Königs erwartete, ob dieser die Gesandtschaft beider Fürsten anzunehmen geruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Die Grotte von Posilippo. Dieser bekannte Felsengang bietet zweimal im Jahre eine interessante Erscheinung dar, von welcher, meines Wissens, noch nicht oft die Rede gewesen ist.

Die Grotte von Posilippo nämlich, so merkwürdig als eines der ältesten und riesenmäßigsten Werke von Menschenhänden, wahrscheinlich der alten Cumaner, dessen Alter aber Strabo unter August nicht mehr angeben konnte, diese Grotte ist so gelegen, daß man durch die Oeffnung am Eingange diesseits den Himmel jenseits sehen kann, und daß die Linie, in der sie durchbrochen ist, mit der Mittagslinie einen Winkel von 111°45′ macht. Wenn es sich nun trifft, daß die Sonne kurz vor ihrem Untergange, wo sie also nur noch einige Grade über dem Horizont steht, ein Azimuth von 111°45′ hat, das heißt: wenn die Linie von der Sonne zum Auge des Beobachters ebenfalls mit der Mittagslinie einen Winkel von 111°45′ macht, so ist es klar, daß man die Sonne durch die Grotte hindurch wird sehen können, und daß sie in ihrer ganzen beträchtlichen Länge von ihr erleuchtet werden muß. — Die Sonne geht alsdann hinter der Insel Ischia unter, die aber von hier aus nicht sichtbar ist; wäre sie es, so würde ihr höchster Berg, der Epomeo, (dem Leopold von Buch 2356 Fuß Höhe gibt) nur unter einem Winkel von 1½° erscheinen. Da die Oeffnung der Grotte kein mathematischer Punkt ist, sondern in Höhe und Breite einen oder mehrere Grade vom Himmel abschneidet, so braucht das Azimuth der Sonne nicht ganz genau das angegebene zu seyn, damit diese Erscheinung stattfinde, und da

ebenfalls die Höhe derselben über dem Horizont in dem Umfange eines Grades, nämlich zwischen 3 und 4°, verschieden seyn kann, ohne ihre Sichtbarkeit zu verhindern, so ereignet sich diese Begebenheit an zwei bis drei auf einander folgenden Tagen. Der Zeitpunkt ist ohngefähr vom 30ten Oktober bis zum 1ten November, und vom 10ten bis 12ten Februar. Ich sage „ohngefähr," denn da die Abweichung der Sonne, und also auch die Zeit ihres Untergangs, durch welche beide ihr Azimuth sowohl als ihre Höhe über dem Horizont bestimmt wird, nicht in jedem Jahre ganz dieselben an demselben Tage sind, so kann es sich in verschiedenen Jahren einen Tag früher oder später ereignen. Größer kann aber der Unterschied nicht werden, da jedes vierte Jahr der Schalttag wieder alles in Ordnung bringt. — In diesem Jahre z. B. hat der Berechnung zufolge die Sonne am 31ten Oktober achtzehn Minuten vor ihrem Untergang und bei etwa 3°23′ (inclusive Refraction) Höhe über dem Horizont, das erforderliche Azimuth von 111°45′. Ich erwarte daher diese Erscheinung am sichersten und besten an diesem Tage zu sehen, wenn das Wetter heiter seyn sollte.

Zusatz nach dem 1ten November. Da ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, war ich doch endlich noch so glücklich, dieß interessante Schauspiel zu sehen.

Nachdem nämlich den ganzen Monat Oktober über ein Wetter gewesen war, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist, bedeckte sich der Himmel am 30ten, gerade an dem kritischen Tage, mit dicken Wolken, und den 31ten regnete es unter häufigen Blitzen in Strömen. Alle Aussicht schien daher verschwunden, als am 1ten Nov. das schöne Wetter plötzlich wiederkehrte. Ich suchte durch Rechnung zu erforschen, ob man wirklich an diesem Tage noch die Sonne durch die Grotte würde sehen können, da man gemeiniglich nur den 30ten und 31ten Oktober als die Tage bezeichnet, wo dieß stattfindet. Aus dieser Rechnung ergab sich, daß um 4 Uhr 52 Minuten, also noch 16 Minuten vor Sonnenuntergang, welcher um 5 Uhr 8 Minuten erfolgte, und wozu ohngefähr 3 Minuten für die Refraktion hinzu kommen, die Sonne das verlangte Azimuth von 111°45′ haben, und daß sie alsdann noch 3°13′, inclusive der Refraktion, über dem Horizont stehen werde.

Bei einer solchen Höhe war noch aller Anschein vorhanden, daß man diesen Anblick würde genießen können, und so war es auch wirklich. Schon vor der bestimmten Zeit fand ich mich am Eingange der Grotte ein, wo ich von einer so großen Einwohnerzahl nur — zwei Personen traf, die, so wie mich, eine wohl sehr verzeihliche Neugierde hierhergelockt hatte. Es waren noch dazu Fremde, ein Deutscher und ein Franzose. — Man muß eigentlich ohngefähr zwanzig Schritte in die Grotte hineingehen, um den Effekt recht zu beobachten. Die Strahlen der Sonne, die wahrscheinlich einen Tag früher die, dem Eingang der Grotte gegenüber liegenden Felsen erleuchtet haben würden, erstreckten sich heute auf der linken Wand der Grotte nur bis dahin, wo wir standen, kamen schräg von unten herauf und nur vom obern Rand der Sonne; es war also klar, daß diese schon ein wenig zu tief stand, um ganz durch und durch zu scheinen, wozu gegen 3½ Grad Erhöhung über dem Horizont erforderlich seyn mögen. Uebrigens gingen und fuhren Landleute und Städter während dieses so schönen und interessanten Anblicks durch die Grotte, ohne sich nur umzusehen oder auf irgend eine Weise Notiz von diesem vielleicht einzigen Schauspiel in der Welt zu nehmen. Vielmehr schienen sie sich blos darüber zu wundern, daß mitten in der Grotte drei Leute standen, die mit unverrücktem Auge nach dem andern Ende hinsahen. Die Grotte ist 2180 Pariser Fuß lang. Nur ein einziges Haus in der Chiaja, an welche sie stößt, ist so gelegen, daß man von da aus gerade hindurch sehen kann.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch einer andern Erscheinung erwähnen, die viele Aehnlichkeit mit der angeführten hat, in so fern wenigstens, als durch die Berechnung des Azimuths der Sonne in beiden Fällen ein seltener Anblick im Voraus bestimmt wird, und wobei noch das Sonderbare stattfindet, daß beide fast auf denselben Tag fallen.

Bei seiner langen Anwesenheit in Marseille stellte der, das Feld der Wissenschaften unermüdlich zu erweitern bemühte Baron von Zach auch mehrere trigonometrische Messungen an. Zu seinen Triangularoperationen hatte er unter andern auch einen Standpunkt auf dem dicht vor der Stadt liegenden Berge Notre Dame de la Garde gewählt. Seine Dreiecke erstreckten sich nur, wenn ich nicht irre, bis in die Gegend von Montpellier; er kam aber auf den Gedanken, daß vielleicht der über 8500 Fuß hohe Berg Canigou in den Pyrenäen, dicht an der spanischen Grenze, von diesem auch wieder 500 Fuß erhabenen Hügel aus sichtbar seyn könnte, ob ihn gleich niemals Jemand von dort gesehen hatte, und man die Sache überhaupt für unmöglich hielt. Daß es nur unter den günstigsten Umständen möglich seyn konnte, war klar, und diese ergaben sich in dem Augenblick, wenn die Sonne gerade hinter dem Berge untergegangen, der Horizont von ihr hell erleuchtet ist, und also der Berg, als dunkle Masse auf dem glänzenden Grunde in scharfen Linien sich abzeichnend, sichtbar werden kann. Er berechnete also zuerst das Azimuth des Canigou von Notre Dame de la Garde aus und fand es 108° 14′ 12″; alsdann berechnete er, wann die Sonne bei ihrem Untergange das nämliche Azimuth haben und also hinter dem Berge verschwinden werde, und es ergab sich, daß dies geschehen werde, wenn die südliche Abweichung der Sonne 13° 31′ 24″ beträgt, also im Herbst den neunundzwanzigsten Oktober. Nun fand er sich in Gesellschaft mehrerer Freunde und Ge-

lehrten, zu denen sich auch ungelehrte Neugierige gesellten, an jenem Tage, ich glaube es war 1812, oben auf Notre Dame de la Garde mit seinen Fernröhren ein, und hatte die Freude, den Cannigou ganz deutlich zu sehen und den Ungläubigen zu zeigen, wie er, mit der Berechnung völlig übereinstimmend, in schwarzen Linien auf dem hellen Grunde, wo eben die Sonne verschwunden war, sich kenntlich dem Auge darstellte, nicht nur im Fernrohr, sondern sogar dem unbewaffneten sichtbar, obgleich die Entfernung in gerader Linie 2°16′15″ im Bogen, also mehr als 32 geographische Meilen beträgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen und die Franzosen als Büchermacher.

Die Ausländer sind so weit gegangen, zu behaupten: „die Deutschen haben das Pulver nicht erfunden,“ und Swift, der sogar in seinem Humor nicht läugnen kann, daß sie es wirklich erfunden, ist so unhöflich, uns geradezu ins Gesicht zu sagen: „Kompaß, Schießpulver und Buchdruckerei sind aus der Finsterniß der Unwissenheit gezogen worden — von der stupidsten Nation.“ Ein französischer Akademiker brauchte in einer Epistel an die Grazien einen Reim auf iques, um gegen die Critiques und Politiques zu schreiben und gegen die Bücher, welche keinen bon sens haben, und zieht, ohne anzustehen, die livres germaniques in seine graziöse Dichtung. Und wir wundern uns? Haben uns doch die Franzosen und Engländer bis zur lezten Zeit nicht nach unsern Schriften beurtheilt, sondern nach den Anzeigen, daß wir diese und jene Bücher übersezt haben! Viele Deutsche aber, welche jene Aeußerungen gelesen, sind zornig dagegen aufgetreten, was die Ausländer nur noch mehr belustigte, und haben dem Dr. Swift bewiesen, daß die Engländer — keine Maler haben und daß sie ein Krämervolk seyen und Zeitungsleser, ein Maschinenvolk, ohne Musiker, ohne Bildhauer, steif, mit Spleen geschlagen, haben den Franzosen gesagt, sie seyen Tanzmeister, frivole Menschen u. s. w., haben aber darum nicht aufgehört, alle die Bücher dieser Völker, die ihnen in die Hände kommen mochten, zu übersetzen, unter andern die von Swift, woran sie Recht thaten, und die des französischen Akademikers, was sich nicht der Mühe lohnte.

Herrn v. Bielfeld that es i. J. 1768 leid, daß wir vor dem Uebersetzen nicht erst das Urtheil kompetenter Richter abwarten; jezt würde sogar dieses nicht hinreichen. Wollen wir die deutschen Richter kompetent finden, so ist zu bedenken, daß die, welche sich für kompetent halten und zur Uebersetzung rathen, manchmal selbst dabei interessirt sind, oder gar selbst die Uebersetzungen machen. Hievon ließen sich Beispiele anführen. Wollen wir aber, über die französischen Bücher z. B., uns bei den französischen Zeitschriften Raths erholen, so ist dies noch schlimmer. Nicht blos die Zeitschriften (und besonders die Zeitungen) erhalten mehrere Exemplare des Buches, welches in die Welt geschickt wird, sondern außerdem der anzeigende Mitarbeiter und zuweilen seine Freunde. Oft ist der Mitarbeiter gar Verfasser des Buches oder dessen genauer Freund. Die Blätter haben verschiedene politische und literarische Farben, und an jedes derselben schließen sich Buchhändler an; einige Zeilen, nach der Ansicht der Blätter geschrieben, reichen hin, ein Buch anzupreisen. Der Verfasser pflegt des notes zu geben, d. h. den ganzen Artikel, mit Ausnahme der Worte: „von großem Verdienst, berühmt u. s. w.“ Diese notes dienen oft für verschiedene Blätter, daher die Uebereinstimmung. Hrn. Jouy u. a. wirft man vor, daß sie den Leuten die Mühe abnehmen, die Worte „berühmt ꝛc.“ hinzuzufügen. Dann gibt es wieder andere Blätter, wie die Gazette de France, welche fast alle Bücher tadeln und selten von guten zu reden haben.

Der verdienstvolle Archäologe Raoul-Rochette, welcher etwa hundert Bände alter französischer Kombdien herausgegeben hat, thut in seiner Vorrede etwas böse gegen die Urtheile der französischen Zeitungen; seitdem wollen die meisten derselben nicht zugeben, daß er ein gutes Buch schreibe, ja man schreibt Bücher gegen ihn, welche bei aller Unbedeutenheit doch angepriesen werden. Dem Sinologen Rémusat, über welchen alle Kenner nur Ein Urtheil haben, warf ein Blatt ernstlich vor, er habe seinen chinesischen Roman selbst gemacht, und der Buchhändler Moutardier, Verleger dieses anziehenden Sittengemäldes, mußte, um den Verdacht abzuwenden, Monate lang das chinesische Original in seinem Buchladen aufzeigen, wodurch freilich nicht Jedermann sich überzeugen konnte. „Die Deutschen,“ heißt es in Paris, „ne savent pas faire un livre,“ und wirklich ist es erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit ein Franzose sein Buch macht. Die Bibliothek des Königs liefert ihm neue Materialien, diese werden wörtlich abgedruckt, anderswo Gedrucktes hinzugefügt, die Biographie universelle gibt die Lebensbeschreibungen der im Buche auftretenden Personen, und die Verfasser der Artikel in dieser Biographie freuen sich, bei Gelegenheit des Abschreibens einmal citirt zu werden; zwei Seiten Einleitung in allgemeinen Sätzen geben dem Autor das Recht, seinen Namen auf's Titelblatt zu setzen. So weit sind wir freilich noch nicht, und deswegen übersetzen wir solche Bücher. Hat aber ein ächter Gelehrter in Frankreich mühsam Materialien geordnet und ein gründliches Werk geschrieben, so macht ein Schöngeist ein angenehmes Buch daraus, je nach seiner Leichtigkeit im Witzmachen, oder je nach seinem Partheigeist. Alsdann machen die Blätter von ersterm Werke eine Annonce, und von lezterm eine Analyse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 55:
Stricknadel.

Parabel.

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht!
Ihr lieben Christen, seyd munter und wacht!“
So rief in mein schlaftrunken Ohr
Der Wächter diese Nacht mir vor.

Da dacht' ich an die finstre Nacht,
Aus der man nur zum Tag erwacht
Nach langem blutigen Morgenroth,
In deß Gefolg ist Noth und Tod.

Da dacht' ich an das Morgenroth,
Aus dem oft neue Nacht nur droht,
An schlechte Wächter, die bei Nacht
Es hindern, daß kein Tag erwacht.

Und an die Fackel dacht' ich dann,
Dran sich der Tag anzünden kann,
Die nur in großen Herzen brennt,
Denn Freiheit ist ihr Element.

Lichtwächter, die ihr haßt die Nacht,
O nehmt das herrliche Licht in Acht!
Ihr könnt die Sonnengötter seyn,
Dann schläft die Nacht auf ewig ein!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. März 1831.

Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube;
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt!

Tieck.

Die Kapelle Kindlimord, am Vierwaldstädtersee.

Wo die Felsen schwarz aufstarren
Zu dem Himmel stroff und steil,
Hörst du's oft vom Seegrund schallen
Fast wie Jammer und Geheul.

Und es ist in stillen Nächten,
Ob die Fluth sey blutigroth,
Und dich schützt nur die Kapelle,
Daß dich Unheil nicht bedroht.

Nahe an dem Fuß der Felsen
Steht ein Haus, uralt Gestein,
Dach und Fenster sind zerfallen,
Eulen ziehen aus und ein.

Das sind jener Hütte Trümmer,
Die der Fluch noch jezt umgraut,
Da war's, wo vor vielen Jahren
Eines Kindes Schmerz ward laut:

„Vater sage, lieber Vater,
Warum trieb von Hof und Haus
Man in diese arme Hütte
Dich und mich und Mutter aus?

Vater sage, lieber Vater,
Warum schlugst die Mutter du,
Wenn im Stillen sie geweinet,
Und du hattest keine Ruh'?

Vater sage, lieber Vater,
Warum sind wir so in Noth,
Daß du mir, dem armen Kinde,
Geben kannst kein Stücklein Brod?"

Doch der Vater kann nichts sagen,
Und die Frage macht ihm Gram,
Weil er sich nur schuldig fühlet,
Daß man Hof und Gut ihm nahm.

Und er flucht sich selbst im Herzen:
Du verbrachst des Weibes Tod,
Du hast Schuld, daß du nicht speisen
Kannst den armen Wurm mit Brod.

Und es darf der Vater schauen
Nicht mehr in des Kindes Blick,
Ach! aus seinem reinen Auge
Strahlt ihm wieder Fluch zurück.

Und gepackt vom Wahnsinn, führt er
Frevle Reden wider Gott,
Und er reißt hinaus den Knaben:
Komm, wir gehen nun nach Brod!

Und hinauf die schroffe Höhe
Klimmt er, in dem Arm das Kind.
„Vater, schau, wie da am Wege
„Doch so schön die Blümlein sind!"

Aufwärts ringt er mit Entsetzen,
Glitscht er gleich auf Stein und Kies.
„Vater, höre, wie im Walde
„Vöglein singen doch so süß!“

Und er hat die Höh' erklommen,
Unten schäumt und brüllt der See.
„Vater, blicke nicht so gräßlich,
„Vater, mir wird gar so weh!“

Doch der Vater, der hört nimmer,
Was der arme Knabe spricht,
Auf der höchsten Felsenzacke
Er den Blick zum Himmel richt't:

„„Herrgott, du hast nicht gelassen
Mir von meinem Hab und Gut,
Daß ich Kindleins Hunger stille;
Weißt du auch, wie weh das thut?

Menschen jagten fort mich spottend,
Wollt' für's Kind ich eine Gab';
Herrgott, nimm drum du den Knaben,
Hungert nicht im Wellengrab!““

Sinnlos greift er nun den Kleinen
Und schwingt ihn hinaus in Wuth,
Doch der faßt zu gut den Vater —
Beide stürzen in die Fluth.

Und als einst der See gesunken,
Weg sich wälzte vom Gestein,
Sah man in den Klippen hangen
Vaters und des Kinds Gebein.

Und wo Felsen schwarz aufstarren
Zu dem Himmel schroff und steil,
Bauten Fromme die Kapelle
Spät dem Mörder wohl zum Heil.

Und du hörst noch heut die Sage,
Stehst du auf der Höhe dort,
Und das Bethaus heißt noch immer:
„Die Kapelle Kindlimord.“

Wagner von Laufenburg.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Da es sich schon auf dem Herwege gezeigt hatte, daß Georg der französischen Sprache durch längern Aufenthalt auf den niederländischen Akademien und später in Frankreich mächtiger war, als Herr Natango von Kallnein, so hatte sich der Gesandte im Gespräche am liebsten zu ihm gewendet und ihn auch jezt an seiner Seite behalten; daher es denn geschah, daß er, als der Graf eingelassen ward, dicht vor dem Audienzsaale stehen blieb und Johann Casimir mit seiner hohen und gebietenden Gemahlin Marie Luise ganz in der Nähe sehen, auch jedes ihrer Worte hören konnte. Des Königs feines, galantes Lächeln bei der ersten Begrüßung des Grafen wich nach geschehener Eröffnung einem Ausdruck von verächtlichem Hohne, der seine laue und schlaffe Miene augenblicklich veränderte. Die kleine Stirn faltete sich düster, mit fast geschlossenen Augen und eingekniffener Lippe ließ er den unwilligen Blick einige Sekunden schweigend auf dem Sprecher ruhen; dann, indem er mit Heftigkeit die feine Gestalt seitwärts über den Schwerdtgriff bog, säuselte es wie scharfer, schneller Ostwind über seine Zunge: „sagt dem Könige von Schweden, ich habe ihn den Tartaren zum Frühstück zugedacht; meinen Vasallen, den Churfürsten, aber laßt wissen, daß ich ihn an einen Ort festsetzen werde, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen soll.“ Eine unwillkührliche Bewegung führte Georgs Hand an seinen Pallasch, dieser rasselte in der Scheide, der Ton zog die Augen der Königin auf den Fremden. Sie betrachtete sein zorniges Gesicht und die Flammenröthe, welche sich über dieses ergoß. Zu einer ihrer Damen gewendet, flüsterte sie: „Laß mich wissen, ob der junge Mann mit der rothen Feder am Hute ein schwedischer oder brandenburgischer Herr ist. Ich habe Ursache, das Leztere anzunehmen,“ sezte sie hinzu, und da sich ihre Vermuthung sogleich bestätigte, sagte sie, immer noch den Blick auf Georg geheftet, doch Wort und Lächeln Graf Avaugour zugewendet: „In Wahrheit, der Churfürst hat nicht recht an uns gehandelt, doch ist er nicht der Mann, der sich schrecken läßt, daher mag ihn eine Drohung weniger treffen, als der Gedanke, daß sein Abfall den König von Polen bitter gekränkt und Marie Gonzague, die Freundin seines Hauses, tief verwundet hat.“ Es lag ein Zauber in dieser warmen, fließenden Stimme, der wie weicher Wellenschlag zu Georgs Herzen drang und es beklemmte, so daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten.

Wie ein Träumender sah er bald darauf den Gesandten auf sich zukommen, hörte die leise geflüsterten Worte: „unsere Sendung war umsonst,“ und folgte dem etwas verdrießlich gestimmten Mann nach dem Schloßhofe zurück, wo das Tuch wieder um ihre Stirn gelegt und er im Dunkel der Sinne und Gedanken über die Vorpostenlinie hinaus geführt ward, ohne recht zu wissen, ob Zorn oder Rührung seine Seele füllte.

Im Lager fand er Gebhard Alvensleben in großer Unruhe seinetwegen. Niemand hatte über ihn Auskunft geben können, und da Schulenburg durch Fürsprache des Pfalzgrafen, der seinem Vater wohlwollte, in Wrangels Gefolge angestellt worden, Rudolf Heßler aber in Claus von Platen, churfürstlichem Rath und Oberhaupt des Kriegskommissoriums, einen Freund und Beschützer ange-

treffen hatte, so waren sie beide auf einander angewiesen und deßhalb doppelt froh, sich wieder vereint zu sehen. Es schien auch, sie sollten nicht getrennt werden, denn noch denselben Abend erfüllte Canneberg sein Versprechen. Er ließ sie zu sich rufen und ertheilte ihnen im Namen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht, der er von ihnen gesagt, den Befehl, sich zu General Sparr zu halten, der bereits darum wisse. Zugleich ließ er sich über des Churfürsten gute Meinung hinsichtlich seines märkischen Adels aus, und wie er hoffe, daß ihn dieser nicht verlassen werde, es möge auch gehen wie es wolle. Dieß befeuerte beide Jünglinge nur noch mehr. Mit ungeduldigem Herzpochen sahen sie dem kommenden Morgen entgegen, an dem sie ihre erste Waffenprobe ablegen sollten.

König Casimirs schnöde Antwort gebot rasches, unverzügliches Vordringen. Die Befehlshaber waren über den ersten, durch Wrangel entworfenen Plan einig geworden, allein es hatte sich noch selbigen Tages gezeigt, daß der Feind die Weichsel bei Warschau überschritten und sich mit den Tartaren, die unter Gosiecki von Ostrolenka kamen, vereinigt hatte und so den Uebergang über die Brücke von Praga deckte. Deßhalb ward beschlossen, gerade darauf los zu gehen und eine Bataille zu liefern, wo und wie es sich treffe.

Es sezte sich demzufolge das ganze Heer in aller Frühe in Bewegung. Der König auf seinem Apfelgrauen, den spiegelhellen Brustharnisch über dem Lederkollet, ritt an der Spitze des rechten Flügels. Scharfes Voraussehen, rasche Besonnenheit und jene lebendige Wärme unbefriedigter Ehrliebe gaben seinen Zügen den sprechendsten Ausdruck und sagten mehr von dem, was in ihm arbeitete, als die wortkarge, klug bewachte Zunge verrieth. Den linken Flügel führte der Churfürst; er überschaute genau, was vor ihm lag; auf seiner Stirn lag ruhiges Nachdenken, aber viel Ernst. Er schien nicht eben darauf bedacht, etwas zurückzuhalten, denn zum öftern redete er vertraulich mit Wrangel, der unter ihm kommandirte. Sparr hielt die Mitte mit fünf churfürstlichen und zwei schwedischen Regimentern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

Unser verdienstvoller Reisender, v. Siebold, hat unlängst die Pariser asiatische Gesellschaft mit einer anziehenden Abhandlung über Länder und Völkerschaften erfreut, von denen man nur selten etwas Neues hört: über die Insel Jeso im Norden von Japan, einen Theil der Insel Karafto oder Tarrakai, und die nordwärts bis nahe an Kamtschatka reichenden Kurilen. Auf diesen Inseln wohnen Leute, die von den Japanesen Mozin genannt werden, sich selbst aber Ainos nennen, d. h. Männer; auf den einzelnen Inseln nennen sie sich Kimun-aino, Eterop-aino, Mann von Kimun, von Eterop u. s. w. Wir theilen Einiges aus der Abhandlung mit. Die Hütten der Ainos enthalten Töpfe, einen Herd, Matten, Werkzeuge zur Jagd und zum Fischfang. Das Gesicht der Frauen ist rings um den Mund blau angestrichen, zum Kennzeichen, daß sie der höhern Klasse angehören. In Jeso bedecken die Frauen ihre Lippen mit Goldblättchen und verschiedenen Farben, und färben ihre Zähne schwarz. Die Gemahlin des Aino verfertigt die Kleider ihres Mannes aus Baumrinde; sie erzieht auch den Hausbären, dörrt Lachse u. s. w. Der Mann fängt unterdessen Robben und Fischottern, läßt seine Kinder laufen, ringen und jagen. Die Ainos verehren Sonne, Mond, Meer, einen Gott des Himmels, und kennen einen Teufel. Die Verwandten, aber nicht die nächsten, verheirathen sich in Jeso unter einander. Die Frauen sind frei und geachtet; in Karafto führen sie die Herrschaft über ihre Männer. Sie sind treu, und Siebold behauptet, sie seyen nicht im Geringsten eifersüchtig; sie machen sich nichts daraus, wenn ihr Gemahl noch eine Frau nimmt, aber leztere muß in einer besondern Hütte wohnen. Von Jeso bis zur Nordspitze Karaftos tragen die jungen Leute, sobald sie erwachsen sind, eine Art Hut, wie früher in Japan. Man errichtet Pfähle zu Ehren der Verstorbenen; den reichen Toden nimmt man die Eingeweide aus dem Leibe, thut dafür wohlriechende Kräuter hinein und läßt den Leichnam ein Jahr lang trocknen. Die Gräber stehen in großer Verehrung; die Familie des Verblichenen begibt sich jährlich am Todestage zum Besuche dahin. Da man keinen Kalender hat, so wird das Datum nach dem Abfallen der Blätter und dem Verwelken der Blumen berechnet. Es ist Brauch, daß bei dem Besuch am Grabe kein Wort vom Verstorbenen gesprochen wird. Nach dem Tode des Gemahls zieht sich die Wittwe ins Gebirg zurück, und die nächsten Verwandten erscheinen jahrelang nicht mit bloßem Haupte. Die Ainos kennen weder Schrift, noch Münze; sie führen Buch und Rechnung vermittelst der Einschnitte in Holz. Ohne daß es Siebold ausdrücklich bemerkt, scheint mir aus seinen Worten hervorzugehen, daß die Männer auf Jeso ihre Gedanken einschneiden, ohne die Blätter censiren zu lassen. Die Ainos kennen nur zweierlei Heilmittel, wozu eine Art Trüffeln gehört; sie schießen vergiftete Pfeile gegen ihre Feinde ab. Sie sind sehr kräftig, aber sehr furchtsam; macht man Anstalten, sich ihnen zu nähern, so laufen sie fort, aber sie stehen bei den Japanesen im Rufe biederer, ehrlicher Leute. Nie ist es den Japanesen gelungen, bei den Ainos einen neuen Kopfputz oder auch die buddhistische Religion einzuführen.

* * *

Wir wollen die Leser mit einigen Artikeln des chinesischen Strafgesetzbuches bekannt machen. Es enthält zwei merkwürdige Ordonnanzen vom Jahr 1815 über die christliche Religion; die eine läßt sich auf Kritik gegen die katholischen Missionäre ein und behauptet, manche Lehren derselben seyen „eben so sehr im Widerspruche mit Vernunft und geselliger Ordnung, als die wilde Wuth eines tollen Hundes." Die Ordonnanz schließt folgendermaßen: „Für jezt und für die Zukunft haben wir unsern tartarischen Unterthanen befohlen und befehlen ihnen, auf Wort und Warnung ihrer eigenen Heimath und Regierung zu achten, sich auf's Reiten und Bogenschießen zu legen, die Werke der Gelehrten und Tugendhaften zu studiren und die gesellschaftlichen Pflichten zu beobachten. Wenn die Sekten Fohi's und Tautsi's nicht glaubwürdig sind, um wie viel weniger die europäischen!" Der Strafcodex beschäftigt sich auch mit der Gastronomie. Wenn ein Koch, der die kaiserliche Mahlzeit bereitet, irgend eine verbotene Ingredienz in ein Gericht bringt, wenn auch aus Unachtsamkeit, sans préméditation, so soll er hundert Stockschläge bekommen; findet der Kaiser ein Haar darin, achtzig; ist nicht Alles ächt und auserlesen, sechzig; hat der Koch nicht alle Gerichte vorher gekostet, fünfzig. Weitläufig handelt der Strafkodex von den Komplimenten. Eine ziemlich neue Verordnung verspricht fünfzig Stockschläge dem Bürger, der auf der Gasse oder Landstraße einem Regierungsbeamten oder Offizier nicht aus dem Wege geht, oder bei solcher Gelegenheit nicht vom Pferde absteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Vierteljahr- und Monatschriften.

Die englischen Blätter sind gewissenhafter als die französischen, und die literarischen Beurtheilungen sind in England nicht den täglichen Zeitschriften vorbehalten, wie in Frankreich. Weniger für Abonnenten berechnet, welche eine vollständige Anzeige der neuesten und besten Erscheinungen erwarten, als für Käufer, welche nicht sowohl die Kritik der Blätter, als die Belehrungen der Schriftsteller lesen wollen, führen die Zeitschriften ganze Stellen der Bücher wörtlich an, und geben auch dem Auslande Mittel an die Hand, diese Bücher einigermaßen kennen zu lernen. Aber nur ein geringer Theil dieser Blätter kommt nach Deutschland, wenn auch an einzelne Redaktionen und Privatleute, doch nicht an den Uebersezerschwarm von Profession, von welchem hier die Rede ist. Gerade die selten, vierteljährig erscheinenden Zeitschriften gelangen hauptsächlich in unser Vaterland, wie Quarterly, Edimburg Review, wir greifen indessen schneller nach den beiden Foreign Reviews, worin von uns die Rede ist, als nach denen, welche von den englischen Bestrebungen und Leistungen sprechen. Die vierteljährigen englischen Zeitschriften werden von wenigen Leuten geschrieben, welche außerordentlichen Nutzen davon ziehen und daher ungern sehen, daß ein neuer Mitarbeiter sich an sie anschließt; ihre Anzeigen sind großentheils eigene Aufsätze, worin sie oft nur das Gegentheil von dem zu beweisen suchen, was die Schriftsteller darthun wollten; als Bücher betrachtet sind sie trefflich, als Zeitschriften einseitig. Sie umfassen einen sehr geringen Theil der englischen Literatur, ein großer Theil ist der inländischen Politik gewidmet, und, was die Hauptsache ist, die Art ihres Erscheinens ist nicht schnell genug, unsere rege Neugierde zu befriedigen. Wir haben die Bücher schon übersezt, wenn sie beweisen, daß alles darin Gesagte erlogen ist. So war ein Quartband über die Stadt Timbuktu, die uns so merkwürdig scheint, weil wir sie nicht kennen, in ganz Europa bekannt, als man bewies, das Ganze sey ein Roman oder ein nach den trüglichen Aussagen von Negersklaven aufgenommenes Protokoll. Die monatlichen englischen Zeitschriften, welche am vollständigsten sind und sogar die zukünftigen Bücher anzeigen, kennt man in Deutschland weniger: Monthly und New Monthly Review, Monthly und New Monthly Magazine, alle interessant und belehrend. Asiatic Journal, Oriental Herald, die einen Schatz von Berichten aus Indien enthalten, Gentlemans Magazine, das fashionableste Blatt Englands, London physical Journal, Blackwoods Magazine, Sporting, Ladys Magazine etc. kommen nach wenigen Orten Deutschlands. Freilich sind die Kunstnachrichten darin oft abentheuerlich, die literarischen Urtheile stellen gelehrte Werke und mährchenhafte Reisebeschreibungen zusammen, sie gerathen von Philosophie auf Pudding, von trocknen Studien auf Beefsteaks, von Mysticismus auf Spleen, von Heldenthaten auf das Boxen, vom Boxen auf Philosophie, aber sie sprechen auch mit Wärme und Gründlichkeit von allem Guten und Edeln, was unter ihnen gedeiht, tragen in ihren Ansichten das Gepräge der Menschlichkeit, in den wesentlichen Urtheilen die Fackel der gesunden Vernunft und der beweisenden Kritik. Sie sehen zwar Alles durch subjektive, englische Augen an, ihre Vaterlandsliebe, ihr Volkssinn führt sie irre zur Anfeindung des Ausländischen; aber troz dem verwechseln sie in ihren Kritiken nicht das Gute und Schöne mit den eingewurzelten Irrthümern. Zwar arbeiten die bedeutendsten Männer des Landes an den Zeitschriften mit, aber nicht, um sich gegenseitig herabzusetzen. Diese Zeitschriften endlich sind es besonders, welche die belehrendsten Stellen aus den Büchern am fleißigsten hervorheben und so den Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen.

Wir besitzen in Deutschland Anstalten, wo die Zahl der englischen und französischen Zeitschriften zunimmt, und an diesen Orten ist auch schon die Auswahl der Uebersetzer besser geworden. Unsere Blätter helfen sich auch dadurch, daß sie, wenn die fremden Blätter verschiedene Urtheile fällen, die Ansichten mehrerer Beurtheiler anführen. Man hat aber frühzeitig eingesehen, daß ein eigenes Urtheil sich hiernach nicht immer bilden lasse, oft nur an Ort und Stelle möglich sey. Auch besizt kein Land im Ausland so viele Korrespondenten, als Deutschland. Daß diese Korrespondenten Deutsche seyen, ist um so nothwendiger, als sonst die in fremder Sprache geschriebenen Artikel nicht genau wiedergegeben werden, und man Alles nur durch die Augen von Fremden sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. März 1831.

— Hitzig Blut entschuldigt ihn und Jugend. —
Ein schwindelköpf'ger Heißsporn, jähen Muths.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

So rückten die Feldherrn vor, einem Walde entgegen, der zwischen ihnen und dem polnischen Heere lag. General Wrangel ward mit sechs Eskadronen Reiterei detachirt, den Wald vom Feinde zu säubern, im Falle solcher dort im Verstecke liege. Der König folgte ihm mit seinen Truppen auf dem Fuß. Georg sah Levin Schulenburg an des Generals Seite vorsprengen. Das Herz schlug ihm vor Unruhe und Unwillen. Das Bild, das er vom Kriege hatte, war Aufsuchen der Gefahr, unmittelbares Eingreifen und persönliches Thun; Ruhe, Selbstentäußerung, Stillhalten, Erwarten dünkten ihm unerträglich. „Ich wette," sagte er, zu Alvensleben gewendet, indeß Sparrs Regimenter, meist Infanterie, langsam durch den Wald nachrückten, „wir kommen, wenn alles vorbei ist, denn der ungeduldige König reißt den Sieg mit Gewalt an sich. Hast Du gesehen, wie er fortstürmte? das Pferd flog nur so über den Boden hin, und die Truppen folgten ihm wie fortgerissen." — „Ein feuriger Herr," sagte Gebhard; „doch mag ich die stille Tapferkeit und den ruhigen Ernst unseres Churfürsten lieber. Er flößt mir mehr Vertrauen ein." — „Ja, ja," entgegnete Georg, „ich glaube, man kann neben ihm nicht wanken und weichen; aber an des Schweden Seite müßte man den Himmel erstürmen. Ich gäbe mein ganzes übriges Leben hin, gelänge es mir, unter seinen Augen etwas recht Glänzendes zu thun!" — „Immer Alles auf die Spitze gestellt!" lachte Alvensleben; „Du gibst Dich und Deine Zukunft gar zu leichtsinnig dem Augenblick hin." — „Wenn es der rechte ist, hört es auf Leichtsinn zu seyn." — „Der rechte! wer kennt den!" — „Den trifft man, wenn man dem Glücke vertraut." Jener schüttelte den Kopf. Georg kam ihm wohl verwegen, aber um ein Genie zu seyn, viel zu ungleich und hitzig vor. Er behielt indeß keine Zeit, ihm seine Meinung zu sagen, denn es sprengte ein schwedischer Offizier heran, den der König mit Befehlen an General Sparr schickte. „Was gibts da vorne?" ging von Munde zu Munde die Frage. „Die Regimenter sollen schneller nachrücken," hieß es. „Auf der Ebene jenseits des Waldes zeigt sich der Feind vor seinem Lager. Er ist stark und marschirt zum Angriffe heran."

Die Ordre zur Beschleunigung des Marsches war im Augenblick gegeben; Adjudanten flogen vor und zurück, Sparr und seine Offiziere ritten voraus. „Gottlob," sagte Sparr, „der Wald wird lichter. Jetzt haben wir nur noch eine kurze Strecke vor uns. Aber was zum Henker zieht sich denn da wie Nebel längs dem Saum des Holzes hin?" Man hörte schießen. „Jetzt sind sie aneinander," rief Georg, unwillkührlich eine rasche Bewegung mit seinem Pferde machend. „Sachte!" warnte Sparr, indem er den Kopf ein wenig nach seinem Gefolge umwandte; „das da," setzte er hinzu, „ist übrigens nur Pistolenfeuer. Die Kavallerie wird wohl aufs Neue detachirt seyn und ihre Flanqueurs drunten knallen lassen. Das kann aber

den Dampf nicht geben, der dort aufsteigt.“ — „Es sind Staubwolken,“ meldete ein rückkehrender Offizier; „man kann nichts unterscheiden, die Kavallerie ist in Bewegung, so viel kann man abnehmen.“ — „Nun nur vorwärts! vorwärts!“ kommandirte Sparr.

„Es ist für heute vorbei,“ lächelte Mathias von Jagow, den der Churfürst Sparr entgegenschickte, sobald dieser auf der Ebene angelangt war. „Vorbei?“ riefen mehrere unwillig; „für heute,“ nickte Jagow mit einer Miene, die sagen wollte: „Narrenspossen! denkt Ihr, daß es damit aus ist? — Der Wrangel,“ fuhr er fort, „hat mit den Unsrigen die polnische Avantgarde zurück in ihr Lager getrieben, da er sich aber ein wenig zu weit vormachte, und sich leicht von dem Tartarengeschmeiß und andern wilden Horden etwas zwischen ihn und uns schieben konnte, so ward der Douglas mit vier Regimentern nachkommandirt, ihm den Rücken zu decken. Sie haben alles exekutirt, einen Teufelslärm und einen Staub gemacht, daß man nicht sechs Schritt vor sich sieht. Der Abend dunkelt überdem, die Regimenter haben Befehl, abzusitzen, und die Infanterie, die Gewehre beizulegen. Gute Nacht also, meine Herrn,“ sezte er hinzu, sein Pferd wendend. Sparr ritt mit ihm zum Churfürsten. Georg dachte zu verzweifeln. „Es ist zum toll werden,“ ließ er sich heftig gegen Gebhard aus. „Muß unser Unstern uns hier in die Mitte hinein keilen, wo alle Bewegungen langsamer, schwerfälliger sind, indeß auf beiden Flügeln die Scharmützel und die Plänkeleien schon angefangen haben! Ich glühe vor Ungeduld, diesen stolzen Polen zu zeigen, daß der Churfürst über freie Männer gebietet, die ihrem Lehenseide getreu, Leib und Leben nicht zu theuer für seinen Ruhm achten, und muß nun zusehen, wie andere fechten, indeß nichts als Geduld und immer Geduld von uns gefordert wird.“ — „Nun,“ sagte Alvensleben, „die Deinige hast Du eben noch nicht bewährt.“ — „Gestehe mir aber doch,“ war die unwillige Antwort, „daß Levin ein anderes Loos gezogen hat. Schon zwei Mal war er vor dem Feinde.“ — „Ja, wie die Loose fallen, lieber Georg, wir kennen das unsrige noch nicht.“

Der andere warf sich unmuthig auf seinen Mantel am Boden und versuchte den Aerger zu verschlafen. Es gelang ihm auch für den Augenblick. Aber es war noch zu frühe am Abend, sein Blut zu heiß, das Leben und die Bewegung um ihn zu groß. Er erwachte bald wieder, und von da war es um die Ruhe der Nacht gethan. Tausenderlei ging ihm durch den Sinn; bald war es die schöne Königin, die ihn tröstend ansah, bald war er in Gedanken bei seiner Mutter; ihr bleiches Gesicht und die rothgeweinten Augen riefen ihm so manchen beklemmenden Augenblick seiner Kindheit zurück. Er wollte das vergessen, aber es war, als dringe alles Unangenehme und Aengstigende unwiderstehlich auf ihn ein. Ein Paar Mal fuhr er heftig in die Höhe, das Blut preßte ihm wie zwei starke Hände die Brust zusammen. „Was hast Du denn?“ fragte endlich Gebhard, der auch nicht schlafen konnte; „Du siehst ja so verstört um Dich.“ — „Ich weiß es nicht,“ sagte Georg, „aber — —“ — „Nun?“ — „Ach laß es gut seyn,“ war die kurze Antwort. Gebhard richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf. Es klang etwas Wehmüthiges und Ergebenes aus Georgs Stimme, das diesem nicht natürlich war. Jener, den Kopf gegen den aufgestemmten Arm gestüzt, sah daher besorgt zu dem Freunde hin. „Ich kenne Dich heute nicht,“ sagte er mit gezwungenem Lächeln. Georg fuhr mit der Hand schnell durch die Luft, als verscheuche er dort etwas, das ihn störe. „Laß es gut seyn,“ sagte er noch einmal, mit stärkerer, fast unwilliger Stimme. „Du träumst,“ versicherte Alvensleben, worauf er den kurzen Bescheid erhielt: „ich weiß, was ich weiß.“ Beide sprachen von da nicht länger mit einander. Kaum brach der Morgen an, so waren sie wieder auf den Beinen, und alles unter den Waffen.

Der König und der Churfürst ritten eine Strecke mit einander. Gleich darauf sezten sich die Truppen in Bewegung. Die Brandenburger und Schweden auf dem linken Flügel zogen eine Anhöhe hinan, welche die unterhalb liegende Fläche dominirte. Während dem drang der Feind gegen die Mitte vor. Georg und Gebhard reichten einander die Hände. „Jezt!“ riefen beider Blicke und Mienen. Es war wieder nichts. Ein Paar detaschirte Kavallerieregimenter reichten hin, die Polen in ihre frühere Stellung zurückzujagen. Auf Georgs bewegtem Gesichte lag noch der volle Ausdruck des Unmuthes, als der König zu Sparr herangeritten kam und mit angenehmem Lächeln sagte: „der Feind hatte es besser erdacht, als ausgeführt; die Uhlanen und Tovarsi sollten bei Euch durchbrechen und dem Churfürsten in die Flanke fallen, während Hosievsky mit seinen Truppen durch den Wald zog und mir in den Rücken kam. Wir haben ihm aber einen derben Riß durch seinen Plan gemacht.“ Er hielt, während er mit dem Generale sprach, so, daß er dessen Mannschaft mustern und die Offiziere genau ins Auge fassen konnte. Georg mochte ihm wegen seines unruhigen, zornigen Blickes auffallen, er fragte nach seinem Namen und erinnerte sich bei Nennung desselben, durch Graf Avaugour von dem jungen Manne gehört zu haben. Eine Weile schien er etwas bei sich zu überlegen, dann machte er eine Bewegung, als wolle er Sparr einen Befehl geben; indem ward ihm gemeldet, daß der Churfürst das Geschütz auf die Anhöhe, wo er sich postirte, gebracht habe, und kein Hinderniß deßhalb vom Feinde zu fürchten sey. Karl Gustav vergaß hierüber, was er zuvor gewollt. „Gut, gut!“ rief er, „wir müssen die Zeit nützen, während sie da drüben auf der Retraite sind.“ Er warf sein Pferd seitwärts,

ritt eine Strecke vor, hielt an und berief seine Generale zusammen. Gleich darauf defilirte er mit den schwedischen Regimentern hinter dem Churfürsten weg und nahm jezt den linken Flügel ein, was die Plane des Feindes veränderte und ein Hin- und Hermanövriren zur Folge hatte, womit für diesen Tag weiter nichts herauskam. Ermüdet, doch in der Erwartung des folgenden Morgens wach und gespannt erhalten, kampirte das Heer am Saume des Waldes, der hinter ihnen lag.

Georg war niedergeschlagen, er wußte selbst nicht warum; mehrere seiner neuen Bekannten neckten ihn deßhalb. Es sammelten sich nach und nach einzelne um ein Wachtfeuer; zulezt kam auch Kallnein. Er hatte in seiner Pickelhaube Würfel und zwei kleine Becher verborgen, holte sie hervor und sagte lachend: „wir wollen unser Glück prüfen und sehen, wer es über den andern davon trägt.“ Es brauchte in der müßigen, etwas langweiligen Stimmung, worin sich alle in dem Augenblick befanden, eben keiner großen Ueberredung, um das Spiel in Gang zu bringen.

(Die Fortsezung folgt.)

Ethnographische Notizen.

(Fortsezung.)

Der Naturforscher Perrotet wird nächstens seine Reise um die Welt herausgeben. Er hat eine Menge neuer Pflanzen und Thiere gefunden, was den Lesern gleichgültiger seyn möchte als dessen neue und frische Bemerkungen über die Insel Java. Diese Insel, zumal der innere Theil, ist noch wenig bekannt, aber die früheren Berichte darüber, zumal der von Marsden und seiner Gemahlin, waren merkwürdig genug, um uns auf weitere Nachricht gespannt zu machen. Kaum in der Uferstadt Surabaja angelangt, will Perrotet die westlichen Berge besuchen und bewaffnet sich, wie man im Französischen sagt, mit nichts anderem als einer blechernen Pflanzenkapsel. Ein Paar Stunden weit von der Stadt überfielen fünf Malaien den Botaniker mit Cris oder Dolchen, durchsuchten seine Taschen und wollten noch weiter gehen. Der Reisende trug aber zum Glück ein malai'sches Taschenwörterbuch bei sich und suchte in aller Eile Vokabeln zusammen, um ihnen den Grund seines Spaziergangs zu erklären. Perrotet gibt zu, die Leute haben ihn vielleicht nicht zum besten verstanden; wenn er ihnen sagte, er mache eine botanische Exkursion, so konnte dieß gewiß für die Malaien, wenn sie ihn auch verstanden hätten, kein Grund seyn, ihm sein Geld nicht wegzunehmen. Allein so viel ist gewiß, sie hörten malai'sche Worte, sie sahen, wie diese Worte aus einem leblosen Gegenstande, aus dem Wörterbuche, hervorkamen; dieß sezte sie in Verwunderung, sie beriethen sich unter einander, ließen Perrotet frei abziehen und sezten ihn dadurch in Stand, uns noch weit merkwürdigere Abentheuer zu erzählen.

* * *

Kurz nachher schlief Perrotet fünf Stunden von Surabaja bei einem Tomogon oder Häuptling auf einem javanischen Bette. Es war dies ein Kanapee aus indianischem Rohr (der gelehrte Naturforscher vergißt nie, den lateinischen technischen Ausdruck beizufügen) mit einer Matte, worüber ein Teppich als Bettdecke, und sogar mit Vorhängen. Als er sich niederlegte, fand er das ganze Bett mit Blumen (plumeria alba) bedeckt, das Kissen sogar war voller Blumen und der angenehme, allein etwas starke Geruch machte ihm heftiges Kopfweh. Als er endlich in der Verzweiflung auf den Gedanken kam, die Blumen hinauszuwerfen, bekam er noch größern Kopfschmerz, und die zwei Leute, welche daran Schuld waren, weil sie bei ihm wachten und in einem fort sangen, ließen ihn die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun. Es ist nämlich bei den Malaien Sitte, wenn sie einen Fremden, zumal einen Weißen, gastfreundlich aufnehmen, ihn während des Schlafs von Leuten bewachen zu lassen, die singen, damit er sich nicht fürchte. Wir wissen nicht, ob Licht im Zimmer war, sonst würden wir Hrn. Perrotet fragen, warum er nicht den Sängern durch sein Wörterbuch oder durch Zeichen zu verstehen gab, lieber ein andermal zu singen.

Vor dem Hafen Surabajas liegt die Insel Madura, wo Perrotet außerordentlich dicke Bombarbäume fand; dort residirt der mächtige und reiche Großsultan. Se. Hoh. geruhte, ein Gastmahl und einen prächtigen Ball zu geben, wozu der Generalstab des Schiffes Sr. allerchristlichsten Majestät eingeladen zu werden die Ehre hatte; II. Exc. die Minister des Sultans und wer sonst hoffähig war, wohnten dem Feste bei. Der Sultan residirt ungefähr in der Mitte der Insel. Er ließ die Gäste in zwanzig vierspännigen Wagen und auf Sattelpferden mit unzähligen Lakaien abholen. Die Wagen fuhren in gehöriger Ordnung, je nach dem Range der Gäste, und bei Hofe wurden die Honneurs mit auffallendem Takt gemacht. Der Pallast Sr. Hoheit ist von einfacher Bauart, aber stattlich ausgeschmückt. Die Säulengänge, jeder einzelne Pfeiler waren ringsum mit bunten, duftenden Blumen verziert. Das Frühstück wurde in einem geräumigen, mit Palmblättern tapezierten, offenen Saale aufgetragen. Man sezte sich und griff zu nach Herzenslust. Die Tafel war mit den auserlesensten Gerichten besezt, und während der Mahlzeit belustigte die Hofmusik den vornehmen Cirkel mit den herrlichsten Arien. Ein blumengeschmückter Tanzsaal wartete auf die Gesell-

schaft; gleich nach dem Frühstücke begann der Ball, aber es stand Jedem frei, sich zu amüsiren, wie er es für gut hielt. Die Einen, welchen ihre Verdauung am Herzen lag, gingen auf die Jagd, Andere ritten oder fuhren aus, um sich Appetit zum Mittagessen zu holen. Einige blieben im Pallaste, um die Töchter und Frauen des Sultans tanzen zu sehen und die Musik anzuhören, die, wie der Ball, erst am andern Morgen zu Ende war. Nach der Rückkehr der meisten Gäste trug man das Diner auf. Es war überaus prächtig, üppig. Alles Geschirr war von Silber; Jeder hatte einen Bedienten in Gala hinter sich. Die köstlichsten Weine versetzten sämmtliche Anwesende in die lieblichste Trunkenheit. Tanz und Gesang wurden nach der Mahlzeit noch lärmender. Kurz, es war unmöglich, ein brillanteres Fest zu sehen. Nun kam die Zeit zum Aufbrechen, und man wurde mit denselben Honneurs heimgebracht. Die Wagen wurden angespannt, die Pferde gesattelt, und so gelangte man an das Seeufer.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die englischen, französischen und deutschen Korrespondenten.

Da die Engländer etwas unstät sind und ihr Aufenthalt im Auslande (die sogenannten Tours) so viele Länder umfaßt, so haben ihre Blätter selten bleibende Korrespondenten auf einem bestimmten Punkte des Kontinents. Ihre Mitarbeiter in Paris z. B., und in dieser Stadt bleiben sie noch am liebsten, da sie dort Engländer, englische Bücher, sogar englische Sitten und alles um halben Preis finden, diese Mitarbeiter müssen, sobald Unruhen in Spanien, Portugal oder anderswo ausbrechen, sich dahin begeben, und wo keine Telegraphen sind, geben sie den Blättern eben so schnell die Nachrichten, als die englische Regierung sie erhält. In unserm friedlichen Deutschland aber, wo die Korrespondenten, um alle Leistungen der Kunst und Wissenschaft an Ort und Stelle kennen zu lernen, von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Universität zu Universität eilen müßten, fehlen sie fast gänzlich. Die Foreign Reviews in London lassen, was sie nicht aus deutschen Zeitschriften in Betreff unsers Landes nehmen, von Deutschen arbeiten. Verdienstvolle deutsche Professoren schreiben für England. Aber leider verstehen die Engländer das Deutsche noch nicht gut genug, um Alles wiedergeben zu können; die tiefen Betrachtungen der deutschen Artikel werden in der schlechten Uebersetzung widersinnig, deutsche Wörter bleiben im englischen Text stehen; deutsche Verleger schicken Anzeigen ein, welche als englische Urtheile gedruckt werden, und am Ende liest man in London nicht das Urtheil von Engländern, sondern die, oft persönlichen, Kritiken von Deutschen. — Die französischen Korrespondenten deutscher Blätter sind oft Mitarbeiter französischer Zeitschriften und verfechten ihr eigenes Interesse. Sie geben die Nachrichten eilig, holen sie von allen Seiten, urtheilen aber zuweilen voreilig und einseitig. Die deutschen Korrespondenten für Deutschland endlich sind oft selbst bei der Redaktion einer Zeitschrift des Ortes, wo sie sich aufhalten, interessirt; sind sie lange in der Fremde, verlieren sie ihr eigenes Land, dessen Bedürfnisse, die Punkte, worauf seine Wißbegierde gerichtet ist, aus den Augen; sie setzen alsdann Ansichten dort voraus, woran sie sich erst selbst eine Reihe von Jahren hindurch gewöhnt haben, und umgekehrt urtheilen die, welche zu kurze Zeit in der Fremde sind, zu schnell über alles Auswärtige ab: das Klassische taugt nichts, denn wir sind romantisch; die französische Sprache ist mit Unrecht präcis, denn unsere Dichtung gewinnt nicht selten bei der geringeren Präcision unserer Sprache; die Franzosen haben keine Philosophie, denn sie sind keine Naturphilosophen; sie verachten das Auswärtige, denn sie studiren **uns** nicht; sie sind Abschreiber, stehlen uns Alles, denn Victor Hugo schreibt wie ein deutscher Dichter; ihre Malerei, ihre Calembourgs, ihre Modesucht, ihre Vaudevilles u. s. w. sind zu tadeln, denn sie sind nicht nach unserm Geschmack; die Engländer lassen Alles durch Maschinen verrichten, jagen ihre Pferde zu todt, haben zwei Ellen lange Zeitungen u. s. w. Umgekehrt, die, welche lange in der Fremde sind, wollen nicht blos ganz Deutschland mit Kanälen, guten Landstraßen, Handelsfreiheit, Preßfreiheit, Verboten gegen Nachdruck, klaren Schriften, offener Rede u. s. w. beschenkt sehen, unsere Ballette sind mit nicht genug Aufwand verbunden, das Herumdrehen der Tänzerinnen im Kreise geht nicht schnell genug, unsere Landsleute sind ihnen zu schwerfällig, ihr Geschmack ist zu lose, sie lieben das Fremde zu sehr und — sie halten zu sehr am Alten. Aber dies Herabsetzen und dies Uebertreiben sind nicht die einzigen Versuchungen, in welche die deutschen Korrespondenten geführt werden; wir wollen mit Wahrheit die andern Versuchungen bekennen, weniger um ihre reizende Seite zu zeigen, als den künftigen Korrespondenten und uns selbst das Böse der Lockspeise vorzuhalten, und davor sie warnen zum Besten ihres Gewissens, ihres Namens und besonders im Interesse unserer deutschen Blätter. Diese Lockspeise wird nirgends so sehr gespendet als in Paris. Ist man Korrespondent eines deutschen Blattes oder gar mehrerer, kommt gar dieses Blatt nach Paris und kann man das Urtheil de l'Allemagne in ein französisches Blatt einrücken lassen, so machen die kleinen oder auch die großen Autoren dem Korrespondenten hommáge de leur ouvrage, schneiden die Blätter auf und schreiben dies hommáge auf das Titelblatt, damit der Korrespondent das Buch leichter lesen, sich für ihren Freund halten und das Buch nicht — **verkaufen** könne; dann laden sie den Korrespondenten zu Tische ein, setzen ihm neben einen Akademiker, sprechen von den Verdiensten der Deutschen, und gewöhnlich ist ein französischer Journalist da, welcher deutsche Bücher und Journale, d. h. die des Korrespondenten oder seiner Freunde, mit Vergnügen anzeigt; dann laden sie den Korrespondenten auf ihr Landhaus ein, und dort ist ein Wagen, ihn zurückzuführen, bieten ihm ihre Bibliothek an und leihen ihm Bücher — worin von ihnen die Rede ist; darauf bitten sie um Beiträge für ihre Schriften und sprechen darin mehrmals vom celèbre Docteur, der den Beitrag gegeben, und die Berühmtheit des Hrn. Doktors ist genugsam bewiesen durch die des Lobers; dieser Lober hat auch eine Loge in der Oper, gibt Konzerte, Empfehlungsbriefe, führt in gelehrte Gesellschaften ein, man wird als Fremder Membre de la Société d'encouragement de l'industrie **nationale** und bekommt Hoffnung auf eine Anstellung im Lande, Billete für die Deputirtenkammer, freien Eintritt in Antiquitätensammlungen, wohin man seine Freunde mitnehmen kann; man wird Mitarbeiter eines französischen Blattes und fängt an, dieses zu loben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 64.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. März 1831.

Nicht kann ich Schwerdter schmelzen, doch zum Himmel
Darf ich mich wenden in der Seelenangst.
O gnadenreiche Mutter, der ein Schwerdt
Durch's Herz gegangen, als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns,
Dich fleh' ich an!

Uhland.

Das Kirchlein Mutterliebe.

Zur Bergeshöh' auf Felsenbahn
Zieh'n viele Pilger rasch und schnelle,
Von ferne kommen sie heran,
Zu beten dort in der Kapelle.

Sie flehen all' um Gnad' und Heil
Hinknieend in des Kirchleins Mitten,
Und jedem wurden sie zu Theil,
Der glaubensvoll hineingeschritten.

Aus Schutt ragt die Kapell' empor,
Zur Mutterlieb' ist sie genennet;
Drum wallt hinauf der Beter Chor,
Weil weit den Gnadenort man kennet.

In alten Tagen war ein Schloß —
Ein stolzer Bau — wohl da zu finden,
Wo alles nun in Trümmer schoß
In Mitte sturmzerriß'ner Linden.

Von Rittern hat ein froh Geschlecht
Gar lange in der Burg gehauset,
Da ward turniert, getanzt, gezecht
Und fürstlich jeden Tag geschmauset.

So war's gegangen lange Zeit,
Bis vom Geschlecht noch blieb der Lezte;
An Biedersinn und Frömmigkeit
Nur dieser baß sein Herz ergözte.

Er war ein Held in blut'ger Schlacht,
Ein milder Vater doch den Seinen,
Und Manchen hat er froh gemacht,
Der Tage sonst verbracht in Weinen.

Ihm blüht' ein Weib der Rose gleich,
Wenn hold der Morgen an sie blicket,
Und Unschuld hatte überreich
Mit jedem Reiz die Frau geschmücket.

Ein Säugling lacht' an ihrer Brust
Wie eine Knosp' in Frühlingsauen,
Drum ließ der Herr in Vaterlust
Das Kirchlein dankbar Gott erbauen.

Drin ziert ein Bildniß den Altar,
Das lieblich Christi Mutter zeigte,
Wie sie, die kaum den Sohn gebar,
In Lust sich über ihn hinneigte.

Vollbracht war just des Kirchleins Bau,
Als einer von des Ritters Leuten
Ansprengt: „Herr laßt nun Kind und Frau,
Und wappnet euch zum nahen Streiten.

„Ruft eilig die Vasallen auf
Und ziehet alle Macht zusammen,
Denn weh! der Hunnen blut'gen Lauf
Zeigt euch so Stadt wie Dorf in Flammen."

Der Ritter küßt noch Kind und Frau,
Zerdrückt die helle Thräu' im Blicke,
Zieht fort bei Tages erstem Grau
Und schaut noch oft zum Schloß zurücke.

Die Fahne weht der Schaar voran,
Es schallen wilde Schlachtenlieder,
Und mancher denkt auf seiner Bahn:
Den Weg mach' ich vielleicht nicht wieder.

Der Ritter fliegt zur Todesschlacht,
Hoch in der Mitte seiner Treuen,
Und Schwerdterdrang und Lanzennacht
Kann nur die Heimath jezt befreien.

Wie Donnerschlag aus Himmelhöh'n
Hört seines Schwerdtes Streich man schallen,
Doch ach umsonst! — die Seinen seh'n
Ihn blutend im Gedränge fallen.

Und weiter dringt in's Land der Feind,
Des Helden Feste zu gewinnen,
Und sendet, alle Kraft vereint,
Geschosse nach den hohen Zinnen.

Lang widersteh'n sie seiner Macht,
Doch endlich ist die Kraft geschwunden,
Es stürzt das Thor, die Mauer kracht —
Nun ist das Schloß auch überwunden.

Da knie't vor'm Muttergottesbild
Die Frau im Kirchlein am Altare,
Sie drückt an's Herz den Säugling mild,
Und deckt ihn mit der Fluth der Haare.

Heiß fleht zu Christus sie empor:
Herr, schütze meines Kindes Leben,
O rett' es durch der Engel Chor,
Gern will zum Opfer ich mich geben.

Da stürmt zur Thür mit Spott herein
Und Hohn die Kriegerschaar, die wilde,
Doch das mocht' Einem g'nug nicht seyn,
Er wirft den Spieß selbst nach dem Bilde.

Da brüllt der Donner vom Altar,
Der Blitz sprüht von der Decke nieder,
Ja Flammen spei'n die Wände gar,
Und Feuer wallt vom Boden wieder.

Es rächet Gott der Unschuld Hohn
So bald durch seiner Allmacht Walten;
Sieh, keiner ist dem Tod entfloh'n,
Doch Frau und Kind sind wohl erhalten.

Des Schlosses Rest ist bald verweht,
Und auch die Linden droh'n zu fallen,
Und nur das Wunderkirchlein steht,
Wo täglich fromme Hymnen schallen.

Da tönt es oft wie Harfen süß,
Wenn matt der Tag sinkt im Erblaßen:
Den, welchen alles auch verließ,
Wird Mutterliebe nicht verlassen.

Wagner von Laufenburg.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Sonderbar genug war der läßigste unter den Spielern, Georg, gerade derjenige, welchem jeder Wurf gelang. Bald hatte er die kleine Baarschaft sämmtlicher Mitspieler an sich gebracht. Halb lachend, halb ärgerlich, sagte endlich Kallnein: „Nun, so setze ich denn noch das lezte, was ich an Werth besitze, ein. Alles oder nichts.“ Er häckelte bei diesen Worten einen schmalen Goldring von einer Schnur, die er am Halse trug, und ihn zwischen den Fingern haltend, rief er Georg zu: „Gewinnt Ihr mir den ab, so seyd Ihr im Besitz eines weit größern Schatzes, als Ihr denkt. Es ist ein Talisman, vor dem die Kugeln Respekt haben, ein Tartarenweib hat ihn mir gestern mit der Zusicherung jener Eigenschaft verkauft.“ Einige lachten, andere wollten den Wunderring sehen. So ging er von Hand in Hand. Georg schüttelte die Würfel in dem Becher, sein Blick lag auf dem Ringe, den eben sein Nachbar betrachtete. Er warf zerstreut. „Ein Pasch! Er hat ihn!“ schrieen alle zugleich. „Wollt Ihr ihn behalten?“ fragte Georg, zu Kallnein gewendet; „Ihr gewinnt mir schon ein andermal den Werth desselben ab.“ — „Ein andermal! den Abend vor einer Schlacht! denn dazu muß es morgen kommen. Nein, vererbt mir ihn lieber. Fallt Ihr, bin ich wieder in seinem Besitze. Wollt Ihr?“ — „Die Kugeln können mir ja nichts anhaben,“ meinte Georg, die geheime Kraft des Ringes verspottend. Er bot ihn Kallnein noch mehrere Male an, lieh ihm auch eine kleine Summe und sezte seinen Gewinnst dagegen. Alles vergebens! Jener hatte einmal kein Glück. Zulezt wurde die Gesellschaft der Sache überdrüßig, sie ging auseinander; Georg blieb noch am Feuer sitzen; er hielt den Ring gegen die Flamme; inwendig waren Buchstaben eingegraben, es ließ sich aber keiner deutlich unterscheiden. Vielleicht geheime Zeichen, dachte er, steckte das feine Ringelchen in seinen Geldbeutel, und sich aller Gedanken entschlagend, streckte er sich zum Schlafen aus, da hörte er den Tritt anrückender Truppen. Er sprang auf. Ein Bataillon schwedischer Infanterie nahm die Richtung nach dem Walde zu. Gleich darauf ward das Krachen gefällter Bäume hörbar. Der Morgen grauete; die Zeichen zum Aufbruch wurden gegeben. Die Armee marschirte zwischen dem Walde, bei welchem sie gelagert hatte, und einem zweiten, der dem Feinde zur Rechten lag. Während nun die Infanterie in dem ersten einen Verhack

machte, erhielt Sparr Befehl, die Polen aus dem andern hinauszujagen. Georgs Herz klopfte vor Freude. Sein tapferer General ließ es sich nicht zweimal sagen; wie Sturm und Wetter brach er in das Gehölz ein und schoß und hieb Alles nieder, was sich ihm widersezte. Nach einem Blutbade ohne gleichen, nach einem Gemetzel unter den Tartaren, vor dem eine mildere Zeit zurückbebt, flohen leztere dem Ausgange zu. Georg war in dem dichtesten Getümmel unversehrt geblieben. Er beachtete es wenig; sein verwilderter Blick starrte zerstreut nach dem Sumpfe zurück, in dem er unzählige Tartaren erstickt sah, die vor den brandenburger Klingen flüchtend, mit Pferd und Waffen vor seinen Augen versanken. Ein ängstliches Lächeln zuckte um seine Lippen; er strich ein Paar Mal über die Stirn, sie war bleich wie Schnee, und doch standen helle Schweißtropfen darauf; Gebhard redete ihn an, er hörte ihn nicht; erst als er mit der Meldung des Sieges zum Könige von Schweden gesandt ward, ermannte er sich und sprengte davon. Indeß hatte der Churfürst alles, was ihm entgegenstand, geworfen und nach der Weichsel zugejagt. Hier griffen Wrangel und Waldeck die Fliehenden an, aber diese stürzten sich über eine Schiffbrücke, welche sie in möglichster Eile hinter sich abbrachen.

Während nun Brandenburger und Schweden auf allen Seiten Herrn des Schlachtfeldes blieben, kam Georg noch gerade zur rechten Zeit zum Könige, um ihm den Uebergang der Brücke zwischen Praga und Warschau erkämpfen zu helfen. Auf dieser hielt König Casimir, an seiner Seite Marie Gonzague, beide auf prächtigen Pferden, deren glänzende Buckeln im Morgenstrahle leuchteten. Furchtlos die ermunternden Worte nach allen Richtungen versendend, sahen sie jezt den polnischen Adel, von Tartaren und Grenzvölkern fortgerissen, zwischen Praga und den angrenzenden Wäldern fliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

(Beschluß.)

Hochzeit in Surabaja. Die Mädchen verheirathen sich dort zu Lande im siebenten oder achten Jahr. Verliebt sich ein Malaie in eine Malaiin, so macht er ihr, wie überall, den Hof, aber anders. Thut sie nicht spröde, so geht er zu ihrem Vater und wirbt. Der Vater sagt, er werde zusehen. Er erkundigt sich nach dem Vermögen des Freiers, ob er eine Hütte habe, um eine Frau unterzubringen, und hinlängliches Saatfeld, um sie zu ernähren. Das Gesetz besteht hierauf, und die Väter machen keine größern Prätentionen, als das Gesetz. Hat der Freier das Jawort von den Eltern des Mädchens, so benachrichtigt er seine eigenen Eltern und Freunde davon. Der Hochzeiter ist selten über 16 bis 18 Jahre alt. Seine Bekannten versammeln sich, man läßt Musikanten kommen, vor Allem zwei oder drei Oboisten, und der Zug macht sich auf den Weg durch die Stadt. Die Verwandtinnen des jungen Mannes, als da sind Mutter, Schwestern, Muhmen und Basen, seine Freundinnen und deren Bekannte füllen Körbe mit Bananen, Zwieback und was sonst zur Mahlzeit gehört. Auf das Haupt des Hochzeiters sezt man eine Mütze von Pappendeckel in Form eines Tschakos, aber ohne Schild und roth angestrichen. Der junge Malaie, der Beinkleider trägt, steigt auf ein wildes Roß und hat neben sich als Stallmeister einen Sudler, der, ehe man ausreitet, sorgfältig alle nicht von den Beinkleidern bedeckten Körpertheile des Hochzeiters gelb anstreicht; unterwegs läßt er ihn nicht aus dem Auge, und so oft irgendwo die Farbe durch die Reibung oder Hitze weggeht, ist der Schmierer mit dem Pinsel bei der Hand. Außer dem Schmierer mit Farbentopf und Pinsel kommen dann noch ein halbes Hundert Männer und Weiber; von leztern trägt jede einen Eßkorb. Morgens zieht man aus, erst Abends heim, und den Tag über wird nur gerastet, um etwas zu sich zu nehmen. Der Hochzeiter steigt nur selten ab, um zu essen; seine nächsten Verwandten umringen ihn und wünschen, daß es ihm wohl bekomme. Abends geht man zu dem Neuvermählten, und speist und macht sich lustig. Die Braut ist nicht dabei, denn sie ist noch nicht Frau. Den andern Tag kommt die Reihe an sie; sie, ihre Verwandten und Freundinnen verrichten dieselbe Ceremonie, wie der junge Mann Tags zuvor; nur ist sie nicht zu Pferde, sondern auf einem Tragsessel, und ohne den Raphael mit Pinsel und Farbentopf. Dann vereinigt sich endlich der Zug der Gemahlin mit dem des Gemahls u. s. w.

* * *

Die **Damen Batavia's** treiben mit ihrer Toilette einen gewaltigen Luxus, und stehen dennoch, Perrotet zufolge, weit unter den elegant-einfachen Europäerinnen; allein ich will unserm Naturforscher nicht rathen, sich nochmals in Batavia blicken zu lassen, denn er sagt es selbst und beweist es durch eine lange Erzählung, wie eifersüchtig jene Damen auf die Europäerinnen sind. Die Creolinnen sind in ihrer Rache sehr grausam; sie mischen Gift, woran es dort zu Lande nicht mangelt, und geben es ihren Schlachtopfern in allmähligen Dosen ein. Viele Leute sterben in Batavia an einer Leberkrankheit, die man dem Klima zuschreibt, die aber, Perrotet zufolge, vielmehr von dem Gifte jener Megären herrührt.

* * *

Das vorige französische Ministerium wollte die Todesstrafe beibehalten, ausgenommen für politische Verbrechen. Das Volk war damit nicht zufrieden. Seitdem

hat Mohamed-Ali die Todesstrafe in Aegypten abgeschafft, ausgenommen für politische Verbrechen.

* * *

Seitdem man in Deutschland wieder anfängt, die Provinzialdialekte zu Ehren zu bringen, hat man denselben in Frankreich den Krieg erklärt. Die königl. Akademie im Departement Gard schreibt als Preisfrage für das Jahr 1831 aus: „Welche Hindernisse setzen die Patois dem Fortschreiten der Civilisation in den Weg?“ Wer sie ausrottet, bekommt 300 Franken. Die Franzosen denken: wenn die Leute einander verstehen, herrscht größere Einheit im Lande.

* * *

Die Bewohner Virginiens in Nordamerika schlugen im Jahr 1744 den benachbarten Wilden vor, einige ihrer Kinder an Civilisation zu gewöhnen, und zwar durch Schulunterricht. Darauf wollten aber die Indianer nicht eingehen, weil, sagten sie, die wissenschaftlich erzogenen jungen Leute unfähig seyen, eine Hütte zu bauen, einen Feind zu erlegen, im Walde zu leben, kurz, sie taugen zu nichts. Dieß ist nun nicht gerade die Ansicht der französischen Erziehungsblätter; allein sie sprechen den Wunsch aus, man solle nicht so viele Knaben sieben Jahre lang ins Gymnasium schicken, und Leute latein und griechisch lernen lassen, welche später den Pflug oder ein Handwerk ergreifen; man möge vielmehr praktische Schulen stiften, wo die Kinder lernen, was ihnen später Noth thut, und solle nicht jeden gelehrt, sondern geschickt machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Beschluß.)

Korrespondenten als Anpreiser und Uebersetzer. Unnöthige Uebersetzungen.

Nun fängt der Autor an, Rechte auf die Dankbarkeit des Korrespondenten zu bekommen; er gibt ihm Notizen, mit der Bitte, sie zu benutzen, er gibt ihm — des notes, d. h. den ganzen Artikel. Die Geduld reißt dem deutschen Korrespondenten; die Bücher hat er nicht ausschlagen können, aber — des notes! Er verläßt den Autor, der ihm als Marktschreier erscheint, und schließt sich an seine Gegner an, die ihn mit offenen Armen aufnehmen; die hommâges, Einladungen, Billette kommen wieder, man verräth ihm Geheimnisse, führt ihn ein zu den Großen und diese versprechen ihm eine Anstellung; grenzenlos ist die Dankbarkeit des Korrespondenten; er hat sich unterdessen französirt, und lacht am Ende den ehrlichen Deutschen aus, welcher, in ächter Einfalt und Gewissenhaftigkeit nach Paris kommend, vor den notes zurückschrickt und lieber die Nächte durchstudirt, als seine deutschen Worte mit dieser Pariser Erfindung besudelt. Aber mit all seinem Studiren wird er es nicht so bald dem gewandten Korrespondenten zuvorthun, dem die notes und die Hülfsquellen von allen Seiten zufließen, und will er nicht mit Hintansetzung des größern Vortheils für das Gute wirken, so muß er am Ende zu jenem lezten Mittel greifen. Was hilft ihm sein ernstes Protestiren gegen die Artikel derer, welche mit honigsüßer Sprache loben, und durch das Tadeln ihrer Gegner oder gar unbedeutender Menschen Schatten in ihr hellleuchtendes, von den Liebhabern schöner Lektüre angestauntes Gemälde mischen? Das Urtheil ist in die Welt geschickt; „es steht gedruckt,“ sagt der Deutsche, „l'Allemagne a jugé,“ sagt händereibend der Franzose; den schönen Worten glauben unsere Uebersetzer, lassen das Buch kommen und haben den vorlezten Bogen übersezt, ehe sie den lezten gelesen.

Man sieht, daß mein langes Abschweifen seinen Grund hatte, denn auf das Lob von Korrespondenten werden viele Bücher in Deutschland übersezt, oder gar aus dem Auslande von den Korrespondenten selbst übersezt hingeschickt. Im leztern Falle kommt ein neues Uebel hinzu: ich habe selbst Korrespondenten sich rühmen hören, sie haben englische Aufsäze übersezt, über Shakespeare kritische Arbeiten verfaßt, ehe sie die englischen Präpositionen genau kannten; wenn sie in einem Saze einiges nicht verstanden, haben sie es umschrieben; sie haben nie ein Wörterbuch dabei zur Hand genommen, selten ihre Arbeit durchgesehen, schreiben in einem Tage so und so viele Bogen — und unglücklicherweise schreiben gerade diese Leute einen so schönen Styl, daß mit ihren schönen Worten auch die falschen Thatsachen in das Gedächtniß der Leser kommen.

Weder die Bereicherung Deutschlands mit fremden Blättern, noch die gute Wahl von Korrespondenten wird der Sündfluth, womit Uebersetzer in Menge unser Land überschwemmen, einen so sichern Damm entgegensetzen, als die Strenge des deutschen Urtheils gegen ihre unnützen Bemühungen. Ein fremdes Buch, das interessante Nachrichten enthält, deren Mittheilung unsern Zeitschriften und Zeitungen obliegen kann, ist darum nicht werth, ganz, mit allen Einzelnheiten, die uns nicht angehen, übersezt zu werden. Wenn ein französischer Konsul, aus dem Orient zurückgekehrt, halb richtige Reflexionen über das künftige französische Kolonialsystem in zwei starken Oktavbänden anstellt, sollen wir sie darum übersetzen, und gar auf unserm Titel sagen, das Buch sey besonders für deutsche Ackerbauer gemacht, während nichts darin über die Deutschen, und was sie speziell angeht, vorkommt, als einige Seiten über deutsche Auswanderer? — Wenn ein französisches Werk über die Kreuzzüge fünf Jahre nach dem von Wilken, unabhängig von dem deutschen Werke, entstanden ist, wenn der Verfasser keine Rücksicht auf das deutsche Werk nahm, weil die Deutschen, wie er sich selbst seitdem ausdrückte, „kein Buch redigiren können,“ sollen wir deswegen die ganze französische Schrift übersetzen, zumal da es weniger eine kritische Geschichte gibt, als eine Analyse nicht unbekannter Quellen? Zu welchen großen Leistungen haben sich denn in neuerer Zeit deutsche Geschichtschreiber durch die schön geschriebenen Werke der Ausländer anfeuern lassen? Die beiden Hauptvortheile, welche sich aus der Uebersetzung der ausländischen Werke ziehen ließen, nämlich die Gewöhnung an die gute Seite fremder Ideen und an eine klare, geordnete Darstellung, gerade diese Vortheile sind bisher am wenigsten aus den Uebersetzungen gezogen worden, und abstechend stehen noch immer in Deutschland einander gegenüber die meist ausländischen, schön und oft oberflächlich, andererseits die nach altem Zuschnitt gemachten deutschen, dunkeln Geschichtsbücher mit unabsehbarem Notenschwall. Tritt ein Walter Scott in der Romanenwelt, ein Mignet oder auch nur ein Ségur in der Geschichtswelt auf, und werden ihre Werke mit Recht übersezt, so rücken sofort ihre würdigen Nebenbuhler, die Cooper, die Thibeaudeau's, Thierry's nach; aber nun kennt man im Uebersetzen keine Grenze mehr, und sollten die Fremden auch einander abschreiben; kurz, immer noch kann man mit Hrn. v. Bielfeld sagen: „Gar viele Federn, welche etwas weit Besseres leisten könnten, sind mit Uebersetzen beschäftigt.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 65.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 17. März 1831.

— Laßt uns in jenes Dunkel sehn,
Wo die Vergangenheit die Zukunft wird,
Und im erstorbnen Keim der Gegenwart
Der Baum der Nachwelt blühet.

Herder.

Skizze des Kulturzustandes der Insel Sicilien im Mittelalter.

Sicilien, dieses herrliche Eiland, fast von jeher der Zankapfel und Tummelplatz kriegerischer Nationen, wo griechische Kultur so kräftig und so lange geblüht hatte, war während des Ringens der Römer nach Weltherrschaft lange der Schauplatz der furchtbarsten politischen Stürme gewesen, und versank endlich, nachdem Constantin den Sitz des Reichs aus Italien weg an die Ufer des Bosporus verlegt hatte, allmählig in die Nacht der Barbarei, die nun nach und nach über ganz Europa herabsank. Sicilien und mit ihm die ganze apenninische Halbinsel, einst das Land des Ruhms und der Macht, war nichts mehr als ein umgestürzter, zertrümmerter Koloß. Aber das Schicksal wollte, daß in den neuen Stürmen und Umwälzungen, welche nach dem zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung über das Land kamen, das Saamenkorn einer neuen Kultur ausgestreut werden sollte.

Die Araber, die, Religionsfanatismus im Herzen, das Schwerdt der Zerstörung in der Hand, alle Küstenländer Afrikas am Mittelmeer überfluthet hatten, waren bereits in Spanien eingefallen und hatten ihre blutigen Banner sogar über die Pyrenäen auf den Boden Frankreichs getragen. Korsika, Sardinien, das ganze südliche Italien waren nacheinander von ihnen überfallen worden, und nicht lange, so mußte auch Sicilien ihrem Fanatismus und ihrer Raubgier zum Opfer fallen. Sie landeten, es entspann sich ein langer, hartnäckiger Vertilgungskrieg mit den Eingebornen, der die Insel so entvölkerte, daß sie am Ende völlig erschöpft und hülflos in die Hände der unerbittlichen Feinde fiel. Das Joch der Tyrannei lüftet sich aber von selbst, sobald alle Möglichkeit verschwindet, daß von Seite derjenigen, denen es auferlegt ist, Widerstand geleistet werden kann; die Löwen haben die Tyrannen niedergeschlagen, die Würmer zertreten sie nicht, denn dieß wäre gegen ihren eigenen Vortheil; sie richten die Sklaven wieder etwas aus dem Staube auf, damit sie ihre Macht und Größe verherrlichen. So war es auch in Sicilien: die Herrschaft der Araber im völlig geschwächten, verödeten Lande wurde nach und nach milder; und abgesehen von der Bekehrungswuth, die das ganze Menschengeschlecht dem Islam hätte gewinnen mögen, waren sie sonst ernstlich darauf bedacht, die Ordnung wieder herzustellen, Gesetze und Verordnungen für die Verwaltung des Landes zu erlassen und Künste und Gewerbfleiß in ihren Schutz zu nehmen; es geschah dieß um so mehr, da das glänzende Zeitalter der Abassiden zu Bagdad mächtigen Einfluß auf alle Nationen, die sich zum Islam bekannten, geäußert hatte, und die meisten derselben bereits die Segnungen der Kultur und des Friedens gut zu schützen wußten.

Wie anderswo, so war es auch hier ganz besonders die Baukunst, welche von den Arabern aufs eifrigste befördert wurde. Sie fanden auf Sicilien in den Trümmern der öffentlichen Gebäude, welche der griechische und

römische Genius in so großer Fülle geschaffen, herrliche Muster; sie ahmten sie bei Privatgebäuden nach, zu deren Errichtung sie vorzüglich der Luxus veranlaßte, den sie mit ihren Harems trieben. Die ganze Insel bedeckte sich mit Bauten der Art, und sie wußten trefflich die schönsten Punkte dazu auszuersehen. Die Gebäude hatten meistens Gärten, Säulengänge, Fontänen, Bäder aller Art. Sie waren ein Gegenstand hoher Bewunderung für die Herren der Insel, die den Arabern folgten, und noch steht aus dieser Zeit, und ziemlich wohl erhalten, der berühmte Pallast Zisa, an dem alle Kenner die zierlichen Formen und den imposanten Totaleindruck bewundernd rühmen.

Aber der schneidende Kontrast in Sprache und Religion, und der systematische Despotismus der Araber, der, troß aller Liberalität, die sie zur Schau trugen, bei den Eingebornen lediglich kein Vertrauen aufkommen ließ, machten es unmöglich, daß sich die Eroberer mit den alten Besitzern des Bodens verschmolzen, und so kam es denn, daß am Ende die Normänner, bald heimlich, bald offen von den Eingebornen unterstützt, wenig Mühe hatten, sie für immer aus dem Lande zu jagen. Roger, einer der vornehmsten Häuptlinge dieser tapfern Abentheurer, die sich bereits in den Provinzen Salerno und Capua niedergelassen hatten, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe, durch List und Tapferkeit endlich Herr von Sicilien, verband es mit einem bedeutenden Theile des Königreichs Neapel zu Einem Staate und machte sich zum König, nicht sowohl durch Gottes Gnade, als durch die Schärfe des Schwerdtes. Und dieß ist ja der gewöhnliche Ausgang der politischen Dramen, wo thörichte Fürsten oder noch thörichtere Völker zur Abwehr gegen ein drückendes Uebel fremde Hülfe ins Land rufen; ehe sie es sich versehen, liegt wieder ein Joch auf ihnen, und sie haben nur den Herrn gewechselt.

Die Normänner fanden die Insel furchtbar entvölkert und den Rest der Bevölkerung moralisch tief gesunken. Sie führten, wie überall, alsbald das Feudalsystem ein, wußten aber zugleich durch Aufmunterungen und Vortheile aller Art Handelsleute von Venedig, Genua, Florenz, Pisa auf die Insel zu locken, und diese klugen Maßregeln trugen erstaunliche Früchte. Die Ansiedler kamen aus Freistaaten, die damals den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums erstiegen hatten oder bald ersteigen sollten. Ihre Betriebsamkeit, ihre Erfahrung theilten sich wie ein Blitz den von Natur lebendigen, anstelligen Sicilianern mit, sie nahmen Theil an den Unternehmungen, und nicht lange, so war das Land durch den Betrieb aller seiner unerschöpflichen Hülfsquellen völlig umgestaltet. Es kam reges Leben in alle Zweige der Industrie und eine Handelsmarine blühte auf, welche mit den Ufern des Bosporus, mit Kleinasien und Egypten in ausgebreiteten Verkehr trat. So wurden die Häfen von Trapani und Messina, in Folge ihrer geographischen Lage, die wahren Stapelplätze für den Handel zwischen dem Morgen- und Abendland; von jeder Nation waren Handelsleute und Konsuln daselbst, und zu der Menge von Reisenden, welche der Handel hieher zog, kamen bald die endlosen Schwärme der Kreuzfahrer und Pilger, welche auf ihrem Zuge ins gelobte Land und auf dem Rückweg in jenen beiden Städten rasteten. Die damals so mächtigen Tempelritter, — von Philipps des Schönen und Klemens V. Scheiterhaufen ahnte ihnen noch nichts — die Hospitalritter und Antonianer hatten hier im Geiste der Zeit Niederlassungen gegründet, um die frommen Abentheurer zu verpflegen. Diese Umstände zusammen wurden für Sicilien eine reiche Quelle von Leben und Wohlstand.

Eines der bedeutenderen Produkte der Insel war damals, im Vorbeigehen gesagt, der Zucker, und er wurde sogar stark ausgeführt. Das Zuckerrohr scheint auf der Insel einheimisch zu seyn, denn es wurde seit undenklicher Zeit gebaut, und zwei authentische Thatsachen beweisen, von welcher Bedeutung dieser Industriezweig zu damaliger Zeit war. Vom Bau und der Fabrikation des Zuckers erhob die Regierung allein im Distrikte von Palermo gegen 7500 Gulden jährlich, eine bei der damaligen Seltenheit des Geldes sehr bedeutende Summe. Ferner ließ später Heinrich von Portugal Zuckerrohr in Sicilien holen, um es auf Madera und den Canarien, die er vor Kurzem erst unter seine Herrschaft gebracht hatte, anzupflanzen. Es ist aber historisch erwiesen, daß seit Entdeckung der neuen Welt die spanische Eifersucht diesen Gewerbszweig auf Sicilien durch übermäßige Auflagen völlig unterdrückt hat. (Der Beschluß folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Langsam wandte sich das Königspaar, Georg starrte ihnen nach, als Gustav mit den Worten: „ihnen nach!“ über die freigewordene Brücke sprengte, und alles ungeduldig, die eroberte Stadt zu betreten, ihm in hitziger, leidenschaftlicher Eile folgte. Der König, welcher Georg noch in demselben Augenblick an seiner Seite gesehen, wandte den Kopf nach ihm um, Willens ihm einen Auftrag zu geben. „Wo ist der junge brandenburgische Offizier?“ fragte er. Der Tumult, die Bewegung der aneinander drängenden Pferde war indeß gerade hier so groß, daß sowohl die Frage, als der Gegenstand, den sie betraf, von dem lärmenden Gewühl verschlungen ward. Keiner verstand das eigene Wort. Erst als die Brücke hinter ihnen lag, hörte man Jemand aus dem Gefolge des Königs sagen: „was ist das für ein rother Streifen, den dort die Wellen ans Ufer spühlen?“ — „Eine rothe Feder ist es,“ war die Antwort; „es trug sie noch eben der junge churfürstliche Bote.“

„Hier wäre ich einmal wieder!“ sagte Frau Hedwig, als sie vor einem kleinen Hause an der Dorfstraße von Nennhausen aus einer schweren Kutsche stieg. Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah mit betrübtem Blick umher. Rechts lag der Herrenhof; der große Thorweg, durch den man hinein fuhr, war geschlossen, das Gras schoß an den Seiten auf; es war hier alles öde, nur die Fruchtbäume in dem gegenüberliegenden Kraut- und Gemüsgarten zeigten in ihrem üppigen Reichthume, daß die Natur noch nicht aufgehört hatte, lebendigen Segen über den verwaisten Ort auszuschütten. Zwischen den schwerbelasteten Zweigen roth und gelb behangener Apfelbäume traten jetzt zwei schwarz gekleidete Frauen hervor, und wie sie den Reisewagen erblickten, eilte die Jüngere von beiden, eine feine, schlanke Gestalt, mit freudiger Eil auf die Angekommene zu.

„Seid mir tausendmal willkommen, liebe Schwägerin!“ erscholl es schon von fern aus dem angenehmen Munde. „Nun, das muß ich loben, daß Ihr die Einsame hier in ihrem Trübsal aufsucht!“ — „Ach liebste Ludemille,“ entgegnete Jene, „die Traurigen suchen einander auf.“ — „Mein Gott, doch kein neues Unglück!“ war die ängstliche Antwort. — „Ja, wer weiß es!“ seufzte Hedwig. „Der Friede ist längst geschlossen und immer noch keine Sylbe von Georg. Der Heßler auf Möckern, so viel ist zu uns gekommen, starb schnell auf einem Banket, das Claus von Platen in Königsberg nach den geschlossenen Unterhandlungen in Welau gab; Levin Schulenburg ging in schwedische Dienste und Alvensleben ist noch beim Heer; aber wo Georg ein Ende genommen, davon spricht kein Schreiben aus der Gegend und kein Rückgekehrter vom Heere.“ — Sie sagte das schnell und ängstlich, wie, um nur sogleich die Last vom Herzen los zu seyn. — „Denkt nicht gleich das Aergste,“ tröstete ihre liebevolle Wirthin, indem sie das Haus und gleich darauf eine Thür links im Flur öffnete. „Tretet ein,“ bat sie, mit leichter Verneigung an der Thür stehen bleibend. „Es ist der Sitz einer armen Wittwe,“ fügte sie, ihrem Gaste folgend, hinzu, „der man noch das schmale Einkommen beschneidet, und Streit und böse Händel auf ihren rauhen Pfad führt.“

Sie standen jetzt mitten in dem beschränkten Gemach, aus dessen Hintergrunde zwei kleine, bleich und rührend aussehende Mädchen hinter ihren Spinnrädern aufstanden, den abgerissenen Faden schnell um den Rocken schlangen und sich eilten, die Fremde zu bewillkommen, indem sie ihr demüthig den Rock küßten. Diese sagte unter zärtlicher Umarmung der Kleinen, zu Frau Ludemille gewandt: „Euer Herr hinterließ Euch bei alle dem einen großen Schatz in diesen Kindern.“ — „Die Perle,“ seufzte jene, „ist mir doch daraus entwendet worden! Wie anders stände es um mich und die armen Verlassenen hier, wäre der kleine Heinrich am Leben geblieben! Fiel er nicht schon im dritten Jahre wie eine welke Rose aus meiner Hand, so hausten die wüsten Vettern wohl nicht mit dem Lehnserbe wie mit einem Kaufgute, von dem sie ein Grundstück nach dem andern veräußern und den schönen Besitzstand so zerstückeln, bis sich doch endlich Kurfürst und Stände in's Mittel werden schlagen müssen!“ — „Ja, der Stamm der Lochows soll einmal hier untergehen!“ sagte Hedwig, indem sich ihr Auge durch die Fenster des offen stehenden Hinterstübchens in einen dichten Eichenwald verlor, der an den Hofraum stieß. Die dunkeln Kronen der Bäume schnitten sich scharf gegen das blaue Luftzelt ab, unter welchem sie fest und erhaben, wie Pfeiler eines weiten Domes standen. — „Hat die Art der Gutsherrn doch die alten Stämme noch verschont!“ lächelte Hedwig wehmüthig. „Ich danke es ihnen, denn ich würde mich sonst hier nicht mehr zurecht finden und das ernste, stille Nennhausen ohne seine alten Eichen nicht wieder kennen. Aber“ fuhr sie, sich zu Ludemille zurückwendend fort, „wo sind die Vettern jetzt?“ — „In Zeiz,“ erwiederte jene,“ wo sie mit der sächsischen Sippschaft lustig in den Tag hinein leben, indeß Advokaten und Gerichtsverwalter hier schalten und verkehren, daß es ein Erbarmen ist, und mir den Pfennig abprozessiren, den ich mein nenne. Wäre der wackere Briest nicht“ — „Der Jakob Friedrich von Böhne?“ fiel Hedwig ein. „Nun, Schwester,“ lächelte sie, „ich wünsche Euch Glück zu dem redlichen Beistand. Hat der sich Eurer Sache angenommen, so mögt Ihr und die armen Kleinen da nur ruhig seyn. Er wird's schon machen, daß Recht Recht bleibt.“ — „Er hat das Heft in Händen,“ meinte die Wittwe, „denn er streckt den Vettern eine Summe nach der andern vor, und will ihm das Glück wohl, so kommt wohl manches anders. Er gilt viel beim Kurfürsten.“ — „Ihr seyd voller Hoffnung, wie ich sehe. Gebe Gott, daß sie Euch nicht trüge,“ warnte jene. „Das ist eine Blüthe, die auf diesem Boden selten gedeiht!“

Hier trat die im Garten zurückgebliebene Dame ebenfalls in's Zimmer. Sie war groß und wohlgebildet, hatte ein vornehmes Wesen und feine Worte, die sie mit fremdem Accent sehr artig zu stellen wußte. Die kleinen Mädchen waren sogleich um sie beschäftigt, führten sie zu einem Sessel, trugen ihr das Fußbänkchen nach und blieben neben ihr stehen, als warteten sie nur auf ihren Wink. Hedwig fragte nicht, wer sie sey; doch entnahm sie bald, daß es eine von Stechow auf Stechow war, da sie öfters des Ortes erwähnte und auch noch heute dahin zurückkehren wollte.

Unter Frauen ist leicht ein Gespräch angeknüpft, und wo trübe Schicksale, Sorge über Kommendes oder Trauer über schon Erlittenes zu allgemeinen Betrachtungen Veranlassung geben, da knüpfen Theilnahme und Neugier leicht die Fäden, aus denen ein sogenanntes Freundschafts-

band entsteht. So sezten sich denn auch hier die drei Wittwen an ein von Wein umranktes Fenster. Indeß war ein ehemaliger Diener des seligen Georg von Lochow vom Abschütteln der Herbstfrüchte hereingerufen worden. Mit der Hauslivree, die im Schranke neben des Verstorbenen Kleidern aufbewahrt wurde, angethan, trat er jezt ein, eine silberne Kanne mit dem Lochowschen Wappen auf chinesischem Porzellanteller tragend, und sezte das Geschirr auf einen blau und weiß getäfelten Fliesentisch, auf welchem sich bereits Zucker und Tassen befanden, vor Frau Ludemille hin, die das damalige Lieblingsgetränk der Damen, den stark gekochten, ungeläuterten Kaffee sorglich einschenkte und reichlich mit Sahne vermischt, ihren Gästen reichte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Theaterlust. Karneval. Raupach. Friedrich August in Madrid.

Es bleibt charakteristisch, daß troz Krieg, Cholera und Papiernoth, von denen freilich bis jezt nur die dritte uns in der Nähe drückt, die Theater sich mehr füllen, als je. Es ist nicht die Vergnügungslust, denn alle andern Vergnügungsanstalten seufzen, und die Tivoli's, Elysiums, Refectoriums, Wintergärten sehen einer Auflösung entgegen. Ob es neuerwachter Kunstsinn ist, wage ich nicht zu bestimmen, aber man scheint die schlimmen Tagesneuigkeiten vergessen zu wollen bei einer Abendunterhaltung, die den Geist in andere Regionen, über diese neue Noth wenigstens hinaus, versezt. Nicht daß unser Publikum gerade lachen wollte und gekitzelt seyn, denn es zollt zwar den Lustspielen, Possen, Opern die gewöhnliche Theilnahme, aber vorzugsweise werden die alten klassischen Trauerspiele voll, etwas, das ein Psychologe beachten sollte. Auch die Konzertgeber treffen eine gute Zeit; nur in den allerglänzendsten Musikepochen drängten sich so die Konzerte, und Blinde und Sehende sollen im Durchschnitt ihre Rechnung finden. Dagegen ist Prinz Karneval still, wo nicht todt. Es gibt keine Redouten, die freilich auch nie, wie man sagt, „den Kohl fett gemacht“ haben, und die Subscriptionsbälle, eine ehrenwerthe, allgemeine, gesellige Vereinigung der präsentablen Stände, haben sich nur so kümmerlich hingeschlichen. — So friedlich es auch in den Häusern und Straßen der Hauptstadt aussieht, daß um deshalb der bunte Knabe aus Italien nicht zurückgeschreckt seyn brauchte, so ist die Unterlassung alles Gepränges doch gewiß gut in Beziehung auf die Provinzen.

Auf dem Theater regiert Raupach nach wie vor der Pariser Revolution. Von sieben neu eingereichten Possen ist erst die eine, das „Melodram,“ kaum einem mehr als verdienten Untergange entgangen, als er schon mit einem großen fünfaktigen Trauerspiele, König Enzio, sich selbst unterbricht. Doch ist vorher noch eines andern Stückes zu gedenken, das in seiner Art auch gewissermaßen Epoche gemacht hat. Es heißt „Friedrich August in Madrid,“ und verdankt seine Geburt unserm Hofkomponisten Karl Blum. Wenn das heutzutage den Werth eines Theaterstücks ausmacht, daß auf die vortheilhafteste Weise alle materiellen und intellektuellen Kräfte des realen Theaters darin benuzt sind, so ist dieses historisch-liberale Rühr-, Trauer- und Spektakelstück eine der besten Produktionen und Acquisitionen unserer Bühne, und Herr Karl Blum verdient gekrönt zu werden für ein Pickenikdrama, zu dem Dekorateurs, Lampenputzer, Maschinisten, Calderon, Schiller, Abraham a Santa Clara, Ernst und Wiz, Frivolität und Liberalismus, die Geschichte und die barocke antihistorische Erfindung das Ihrige beigetragen haben, die Musik nicht zu vergessen. Doch hat der genannte Verfasser mit vielem Geschick alle diese Bestandtheile verarbeitet, wodurch denn ein wirklich unterhaltendes, auch spannendes, und hie und da in seinen launigen Partheien sowohl als in den leidenschaftlichen ergreifendes Stück, was Drama heißt, hervorgebracht wird. Allein wer wird für den Inhalt als Ritter auftreten? Friedrich August der Starke von Sachsen befindet sich als Kurprinz auf einer abentheuerlichen Reise in Madrid, und verliebt sich daselbst bei einem Stiergefecht, in dem er sich ritterlich auszeichnet, in die junge Frau eines alten Ministers; oder besser gesagt: er wird in sie verliebt gemacht, denn der ganze Hof Karls des Zweiten, namentlich die junge Königin übernimmt mit Lust das Kuppleramt. Die junge Frau Ministerin hat spanisches Blut, aber doch etwas von Tugendgefühl. Sie sperrt sich lange; ein schlauer Franziskaner führt den galanten Sachsen endlich zur Nachtzeit in ihre Villa. Hier betheuert der starke Friedrich August der Gattin, die von einer ganz gerechten Eifersucht ihres Gemahls nicht über Verdienst geplagt wird, seine unsterbliche Liebe. Sie soll mit ihm fliehen, ihre Ehe trennen, und die Frau Ministerin soll Kurfürstin von Sachsen werden. Da überrascht sie der Minister, nachdem die Gattin eingewilligt, es kommt zu einem Streit, in dem der Minister in den Degen des Grafen Vizthum, des Begleiters unseres Helden, fällt und stirbt. Was ist nun das Ende? — Friedrich August nimmt die verwittwete Ministerin als Gattin mit sich, die Frauen am Hofe bescheinigen gegen Clerus und Publikum die That, Karl der Zweite schenkt ihm ein Regiment und die beiden Liebenden ziehen mit Pauken und Trompeten aus Madrid ab! Es liegt so viel Empörendes und jedes moralische Gefühl Beleidigendes in dem Stück, daß es nur bei einer so äußerst geschickten Behandlung und einem Meisterspiele wie das der Mad. Crelinger und des jüngern Devrient (Karl II.) erklärlich wurde, daß Niemand sein Mißfallen äußerte. Das Stück hat im Gegentheil gefallen und wird bei gleich guter Besezung überall ansprechen, was für den Freund der Kunst und ihrer heiligen Basis aber nur um so betrübender ist, da hier der Weg angegeben ist, wie man allem Schlechten und Verwerflichen in Zukunft den guten Schein leihen und Beifall verschaffen kann. Ich spreche nicht davon, wie mit der Geschichte, ich mache nur darauf aufmerksam, wie mit der Sitte umgesprungen ist und wie die Motive herbei gezogen sind, welche das absolut Strafbare bescheinigen sollen. Der Minister, dem man seine Frau verkuppelt, abspenstig macht, den man ersticht und endlich noch nach seinem Tode beschimpft, ist zum Beispiel ein ganz vollkommner Ehemann, nur daß er älter als seine Gattin ist; um aber das Mitleid von ihm abzuziehen und die Entrüstung zu mildern, entdeckt sich zufällig, daß er kein ganz getreuer Diener seines Königs ist. Also (nach dem logischen Satze: der Stock steht im Winkel; morgen regnet es) hat ein junger Prinz das Recht, seine Frau zu verführen und ihn todtstechen zu lassen. Glücklicher Weise hat nicht jeder Theaterdichter die Geschicklichkeit des Herrn Blum; sonst müßten wir nach diesem geglückten Versuch das Absurdeste erwarten können. Verschiedene Geißelhiebe auf den katholischen Clerus, geistreiche und charakteristische Gespräche am Hofe Karls II., wenn auch eben nicht wahr und wahrscheinlich, und Anspielungen auf die Verhältnisse zwischen Sachsen und Brandenburg trugen das ihrige zu der glücklichen Stimmung bei, welche das Stück erregt hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 66.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. März 1831.

Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Philipp Wetzel, Diener, Hausverwalter, Gärtner, in vorkommenden Fällen Vertrauter und Beschützer der Frau von Lochow, war ein ehemaliger Spielgefährte von Hedwigs Brüdern. Beide begrüßten einander daher mit Rührung; sie hatte sogleich unzählige Fragen an ihn zu machen. „Der Garten," seufzte sie, „ist wohl ganz verwildert; von meinen lieben Rosen, die so herrlich just an meinem Hochzeitstage prangten, finde ich sicher keinen einzigen Busch mehr am Teiche." Philipp schüttelte den Kopf; aber die kleine zarte Sophie sagte mit blödem Stimmchen: „o ja, der Strauch am Teiche hat noch kürzlich sehr schön geblüht." Hedwig faßte sie unter das Kinn und hob das blonde Köpfchen zu sich auf, um sie für die Nachricht zu küssen. Gleich darauf gab die Kleine der Schwester einen Wink, und beide huschten zum Zimmer hinaus.

Ludemille sah ihnen lächelnd nach. Es schmerzte sie daher doppelt, als ihr Blick den nassen Augen der gebeugten, zusammengesunkenen Frau von Stechow begegnete und diese mit matter Stimme sagte: „die beiden Engel ließ Euch doch der himmlische Vater in Eurer Einsamkeit; Ihr wißt darum nicht, wie einem Mutterherzen ist, das nur noch gebrochen in der wunden Brust schlägt." Hedwig fuhr entsezt zusammen. „Gott!" dachte sie, „wenn das prophetisch für mich klänge!"

Sie stand von ihrem Platze auf und ging in das andere Stübchen, von dem sie nach dem Schloßgarten und den Eichen sehen konnte; es dunkelte schon, der Mond stand blaß über den Wipfeln der Bäume; diese regten sich im Abendhauch. „Wie es da drüben in den Zweigen rauschen und säuseln mag," dachte die Bekümmerte. Unzählige Mal war sie sonst Abends hier gegangen; ihr Fuß schwebte, ihr Herz schlug damals so leicht unter den Schatten; heute winkte ihr das Dunkel traurig zu, lange weiße Streifen zogen am Himmel hinter dem bleichen Monde drein; sie schauerte. „Gott! Gott!" seufzte sie, „was bedeutet mir das Alles!" Sie hatte die Augen mit beiden Händen bedeckt; da sie diese nun nach einer Weile zurückzog und unwillkührlich doch wieder hinsah, liefen just die beiden kleinen Mädchen über den Rasen, jede eine schöne Rose in der Hand, die sie, wie im Triumph, aus Leibeskräften rennend, um es einer der andern zuvorzuthun, in die Höhe hielten.

Ludemille athmete froh, als die Kinder wieder kamen, ihr war ganz bange bei den beiden wortkargen, betrübten Frauen geworden. Viel jünger als diese, kaum ihr sechsundzwanzigstes Jahr zählend, meinte sie, es sey doch gar zu traurig, das Leben nur unter Furcht und Zittern hinzubringen. Die frischen Rosen in den lieben Händchen lachten ihr daher ordentlich ins Herz. Sie dachte auch, der viel auf äußere Zeichen gebenden Hedwig werde dieses von guter Bedeutung seyn. Sie ging erfreut auf sie zu, als jene eben die Blumen mit zufriedenem Lächeln empfing,

und wollte ihr Glück zu dem Fund der Spätblühenden wünschen; doch es war, als solle heute alles eine ängstliche Wendung nehmen, denn noch ganz außer Athem sagte Sophie, zur Mutter gewendet: „wie heute Morgen einmal wieder die Elfen getanzt haben, das glaubst Du nicht. So weite Ringe," erzählte sie, mit beiden Armen einen großen Kreis in der Luft machend, „so weite Ringe haben sie in den Rasen getreten." Hedwig fielen die Rosen vor Schreck aus der Hand. „Elfenringe!" seufzte sie. „Kindergeschwätz," beruhigte Ludemille; „laßt Euch das nicht stören. Das Wild kommt wohl zur Nachtzeit aus dem Walde und drückt dem Grase, auf dem es sich hin- und herwälzt, dergleichen Spuren ein." Sie gab den Töchtern ein Zeichen zu schweigen, die nun beschämt und erschrocken an die Seite traten.

Allein solche Auslegung fruchtet bei Gemüthern nichts, die von Natur auf Wunderbares gestellt, in Sorge um geliebte Menschen ihr Herz einmal nicht beruhigen können, den glücklichen Weissagungen keinen Glauben schenken wollen, den unheilverkündenden volle, unwiderstehliche Macht beilegen. Hedwig sagte, das Wort an Philipp gerichtet: „Lassen sich die Wasserjungfern noch immer bei der Eiche und Weide auf der Wiese sehen? oder spürte man sie sonst nicht als heute?" Halb verschlagen, halb einfältig blöd lachte der Angeredete ein unbestimmtes „ich weiß nicht" heraus, gab aber doch durch Blicke und Mienen zu verstehen, daß davon viel zu erzählen wäre, wenn man es sonst glauben dürfte. „Ich für meinen Theil," versicherte Ludemille mit einer Hast, welche die Ungeduld über den peinlichen Gegenstand verrieth, „ich habe nie das Mindeste der Art wahrgenommen, so oft ich auch Abends an dem Wiesenrand, wo es immer kühl ist, umher ging." — „O ja! einmal doch!" fiel Christine, die jüngste der Schwestern, ein, verstummte aber sogleich wieder, da Sophie sie an dem Ermel zupfte; Ludemille that, als hörte sie nicht auf sie, und sagte, schnell zu ihrer Nachbarin gewendet: „was thut Ihr denn, Frau Catharine? Ihr wollt uns verlassen? Bleibt hier, helft mir das kranke Gemüth meiner Frau Schwägerin aufrichten; erzählt ihr von den großen Städten, wo Ihr früher lebtet, und den Prinzessinnen von Würtemberg, Eurer ehemaligen Herrschaft; es wird sie zerstreuen und uns alle von dem unstäten Hin- und Hertreiben der Gedanken befreien." Die kleinen Mädchen hingen mit sehnsüchtigem Blicke an den Lippen ihrer Pathe und bestürmten sie ohne Worte, dem Vorschlage der Mutter nachzugeben. „Liebe Ludemille," entgegnete jene, „ich bin gern bei Euch, und bleibe auch, wenn Ihr es wünscht, allein die Farben aus meiner Jugendzeit sind alle verblichen, und was ich erzählen könnte, klingt traurig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizze des Kulturzustandes der Insel Sicilien im Mittelalter.

(Beschluß.)

In dieser Blüthezeit unter den Normannen machten sich, wie sich erwarten läßt, Geschmack und Eleganz am frühesten an Luxusarbeiten bemerklich; nicht nur die Chroniken sagen dieß ausdrücklich, auch eine Menge Gesetze beweisen es, wodurch die Regierung dem grenzenlosen Hang zu nutzloser Verschwendung Schranken setzen wollte, ohne zu bedenken, daß sie demselben dadurch nur Vorschub leistete. Im Schmucke der Frauen allein steckten bedeutende Kapitalien, und Künstler und Handwerker hatten hier ein weites Feld, ihre Kunstfertigkeit zu entwickeln. Die Frauen trugen im Winter Kleider von Purpur und mit Hermelin verbrämte Mäntel, im Sommer kostbare Seidenstoffe von den prächtigsten Farben, mit goldenen Fransen und Bändern verziert; sogar ihre Schuhe und Halbstiefeln waren reich mit Gold gestickt. Am Busen, am Gürtel und auf dem Kopf schimmerten Tressen, Edelsteine, Perlen und Schmelzarbeit; ihre Haare waren in Gestalt eines Thurms aufgebunden, und häufig wurden zierliche Amulette und kleine geweihte Rosenkränze darein verflochten. Die damalige Tracht der sicilischen Frauen hatte viele Aehnlichkeit mit der griechischen, denn sie holten sich ihre Moden aus dem Morgenlande. Die galanten Kreuzfahrer waren auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande immer mit Reliquien von Heiligen und kostbarem Schmuck für das schöne Geschlecht reichlich versehen, und diese beiden Waaren wußten wohl nicht recht, wie sie zusammenkamen.

Auch der Luxus mit Pferden, deren Sicilien vorzügliche Racen besaß, hatte sich sehr verbreitet, und sie wurden aufs Prachtvollste aufgeschirrt. Die Wohlhabenden hielten ihrer eine Menge für sich und ihre Frauen. Anna von Luxemburg, die Gemahlin König Richards II. von England, brachte unter den englischen Damen zuerst die Sitte auf, sich quer auf den Sattel zu setzen; es sollte dieß anständiger seyn, vielleicht auch besser ins Auge fallen; auf dem Festlande aber ritten die Damen nach Art der Männer und wetteiferten mit diesen in Gewandtheit und Verwegenheit. Dieser Hang war offenbar ein Ausfluß des ritterlichen Geistes, der der herrschende Charakterzug jenes Zeitalters ist. Alles geschah zu Pferde, und wie man fast nur zu Pferde in den Krieg zog, so ritt man auch im Frieden bei allen Feierlichkeiten. Ja nach dem Ritual des heiligen Kollegiums durften sogar die Päbste nach ihrer Erwählung nur auf einem weißen, festlich geschmückten Zelter ihren Einzug in Rom halten. Nur Pabst Cölestin bestieg bei dieser Gelegenheit Bileams stolzes Thier. Sonderbar ist es, daß die sicilischen Damen nur dann ihr eigenes Pferd ritten, wenn sie allein mit Dienerschaft

ausritten; begleiteten sie ihre Männer, so setzten sie sich hinter dem Reiter, der im Sattel die Zügel führte, auf die Gruppe. Auf diese Weise besuchten namentlich Neuvermählte aus reichen Häusern zum erstenmal nach der Hochzeit ihre schönen Landhäuser, und diese Sitte wurde so allgemein, daß man sie sogar bei feierlichen Aufzügen beobachtete. Ein Aktenstück im Archive von Palermo enthält die Beschreibung des öffentlichen Einzugs einer Königin von Neapel in diese Stadt. Sie ritt auf der Gruppe hinter dem Vicekönig durch die Volkshaufen vom Hafen, wo sie ans Land gestiegen war, bis in den Pallast.

Unter der Herrschaft der schwäbischen Kaiser, welche auf die der Normannen folgte, blieben sich die Verhältnisse auf Sicilien so ziemlich gleich; nur that die leidige Habsucht der meisten deutschen Fürsten dem Ackerbau und der Industrie überhaupt Eintrag. Kaiser Friedrich II. wollte dem Volk keine weiteren Lasten aufbürden und kam so auf den Gedanken, um sich das nöthige Geld zu verschaffen, selbst den Handelsmann zu machen; und da er die Macht in Händen hatte, so artete sein Handel bald in ein Monopol aus, das die Interessen des Volks sehr beeinträchtigte. Niemand durfte eher kaufen oder verkaufen, als bis der König die Waaren, mit denen er für seine Rechnung Handel trieb, gekauft oder verkauft hatte. Abgesehen davon, waren die schwäbischen Könige eifrige, großartige Beschützer der Wissenschaften und schönen Künste. Besonders die Regierungen Friedrichs II. und seiner beiden Söhne Enzius und Manfred waren auch in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Sie gründeten Schulen und Universitäten, versammelten die berühmtesten Männer der Zeit um sich und legten sich selbst mit Glück auf manche Zweige des menschlichen Wissens. Friedrich war Dichter und Naturbeobachter; er verfaßte bekanntlich Gedichte und schrieb eine höchst merkwürdige Abhandlung über die Kunst, mit Vögeln zu jagen. Auch Manfred war Dichter und in den philosophischen Wissenschaften sehr bewandert; er oder sein Vater veranlaßte die erste Uebersetzung des Aristoteles ins Lateinische. Unter den Gelehrten, welche an ihrem Hofe glänzten, verdienen vorzüglich Erwähnung, die beiden Söhne des Averroes, die aus Marocco, wo ihr Vater eines so wohl verdienten Ruhmes genossen hatte, nach Sicilien gekommen waren; die beiden ältesten lyrischen Dichter Italiens, Ciullo d'Alcamo und Guido delle Colonne, beide Sicilianer; der berühmte Pietro delle Vigne und der berüchtigte Astrologe Michael Scotus, welche Dante später in der Hölle antraf, den einen unter den Selbstmördern, den andern unter den verwegenen Geistern, welche den Schleier der Zukunft lüften wollen. Dante selbst hegte hohe Achtung vor diesem Zeitalter, in dem die Morgenröthe der neuen Kultur aufstieg, und nannte Sicilien die Wiege der italienischen Sprache und Literatur.

Um diese Zeit keimte auch die treffliche Malerschule auf, welche über Messina so vielen Glanz verbreitet hat. Als ihren Stifter kann man einen gewissen Antonio ansehen, einen Zeitgenossen von Cimabue; seine Nachkommenschaft bestand über dreihundert Jahre lang aus lauter Malern von größerem oder geringerem Rufe, die sämmtlich Antonio hießen. In den Kirchen Siciliens finden sich ihre Gemälde in großer Menge; sie zeichnen sich durch gute Zeichnung und einfache Komposition aus. Der berühmteste unter ihnen ist 1442 geboren; auf einer Reise nach Neapel sah er ein Oelgemälde, das Van Eyk, der Erfinder oder vielmehr Wiederhersteller der Oelmalerei, König Alphons geschickt hatte; er machte sich alsbald auf den Weg nach Brügge, lernte dem flämischen Künstler sein Geheimniß ab und machte es zu Venedig bekannt. Aus der Schule der Antonio — so nennt man in der Kunstgeschichte diese Familie — gingen Rosalibe, Franco und Alibrandi hervor, alle drei berühmte Maler; besonders aber erwarb sich der leztere, unter dem Namen des Raphael von Messina, großen Ruhm in Italien, nicht nur durch seine großartigen Werke, sondern auch durch seine freundschaftlichen Verhältnisse zu Giorgione, Leonardo da Vinci und Correggio. In seiner Vaterstadt befindet sich noch das große Gemälde, das die Reinigung der Maria in einem prächtigen corinthischen Tempel vorstellt; an einer Säule dieses Tempels sieht man ein Stück Pergament mit einem Nagel befestigt; es ist so täuschend gemalt, daß es Jedermann auf den ersten Blick für ein wirkliches Stück Pergament hält.

Der Verfall des levantischen Handels nach dem Verlust von Palästina gab merkwürdiger Weise die Veranlassung dazu, daß die Skulptur im Lande wieder aufblühte. Die Seeleute von Trapani fanden nachgerade nicht mehr Beschäftigung genug; sie legten sich daher insgesammt auf die Korallenfischerei, nicht nur in ihrem eigenen Meere, sondern auch an den Küsten von Algier; sie waren auch die ersten, die dieses Gewerbes wegen an die afrikanische Küste hinübergingen. Der reiche Ertrag dieser Fischerei ermunterte zuerst einige Künstler, sich mit Verfertigung von Ringen, Agraffen, Halsbändern, Ohrgehängen abzugeben; bald verfertigten sie auch kleine Standbilder, die sehr vortheilhaft ins Ausland abgesezt wurden. Dies veranlaßte die Geschicktesten, diesem Geschäft größere Ausdehnung zu geben, und sie verfertigten nun ähnliche Sachen aus Elfenbein, Holz, endlich aus Alabaster und Marmor. Durch Uebung und mannigfache Versuche vervollkommnete sich die Kunst immer mehr; Ehrgeiz und Gewinnsucht befeuerten die Künstler, und sie gründeten endlich in der Stadt Trapani eine wahre Bildhauerschule, in der sich bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mirlante, Orlando, Bongiorno, Tartaglio und die beiden Tipa auszeichneten.

Das Schneiden der Korallen ist noch jezt im Lande ein

sehr bedeutender Kunst- und Erwerbszweig, und es gibt im Königreiche beider Sicilien große Fabriken, in denen sehr fein und elegant gearbeitet wird. Man verfertigt daselbst sehr hübsche Halsbänder und Schmuck aller Art für beide Geschlechter. Auch die Einwohner von Catanien und Syrakus legen sich seit längerer Zeit auf diese Kunst; erstere verarbeiten die gelbe Ambra, die man dort am Meeresufer sammelt und die für die reinste in Europa gilt, die leztern eine Muschelart, die in Härte und Farbe Aehnlichkeit mit dem Elfenbein hat. Man verfertigt äußerst zierliche Sachen aus diesen Stoffen, namentlich Kameen, welche den antiken wirklich täuschend nachgebildet sind. Die Eingebornen versehen sich auf diese Weise wohlfeil mit Schmuck, und der Handel mit diesen Waaren ins Ausland ist gar nicht unbedeutend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Verwischung aller Eigenthümlichkeit im Volksleben.

Man darf unbedenklich sagen, daß man außer dem Sommermonat, welcher die Johannisfeste mit sich führt, zu keiner andern Zeit ein so treues Bild des Florentinischen Lebens erhält, als in den Wintermonaten December und Januar. Festtage reihen sich an Festtage, die Theater werden mit dem Beginn des Karnevals, nicht selten schon in den lezten Tagen des Decembers geöffnet. Das Volk, in Italien überhaupt so unbefangen, so genußsüchtig, wie genußfähig, hat also Gelegenheit, geistigen und irdischen Freuden aller Art sich zu überlassen und seine innerste Natur herauszukehren. Fragt man sich nun aber, wie dies gerade hier auf eigenthümliche Weise geschehe, so ist man verlegen um die Antwort, wenn sie nicht so lautet, daß alles eigene, volksthümliche Leben in Florenz, in Toskana überhaupt, mehr als in andern Gegenden Italiens abgestorben ist, daß es dem Kunst- und Weltleben hat weichen müssen. Diese Antwort erfolgt in allen Sphären des Lebens, wo man anfragt, in den höchsten so gut, als in den niedrigsten. Jede Eigenthümlichkeit der Tracht hört in der Nähe von Florenz auf, da doch noch heutzutage gerade in dieser Hinsicht in andern Gegenden Italiens Trümmer früherer Zeiten zum Vorschein kommen, welche sich von fremdem Einfluß frei erhalten haben. Wem fallen nicht in Verona die weißen Schleier auf, welche daselbst fast ohne Unterschied Frauen und Jungfrauen tragen? wem nicht beim ersten Betreten des päbstlichen Gebiets die Zusammenstellung heller, glühender Farben, womit Männer und Frauen sich schmücken? Nach Florenz bringen höchstens die Frauen vom Lande noch einzelne Besonderheiten, sey es, daß sie wie Kreuze gebildete Ohrringe und silberne Scherpen, sey es, daß sie sammtne Barette tragen. Auch die physiognomischen Verschiedenheiten fallen hier bei weitem weniger auf, als z. B. in Venedig und Rom. Jene Meerestochter bewahrt auch jezt noch in ihren Gondolieren einen persönlich tüchtigen, äußerlich freien Menschenschlag, der in der Art, wie er seines Körpers Herr ist, in Italien nicht leicht seines Gleichen findet; Rom hat unter den Trümmern gefallener und fallender Herrlichkeiten in seinen Weibern die würdevolle Haltung, den Stolz ehemaliger Matronen und die edelsten Formen höherer Schönheit gerettet. In der Blumenstadt findet sich nichts der Art, ja man könnte das häufig sich findende blonde Haar und die blauen Augen eher Deutschen und Engländern, als Italienern zuschreiben, wenn nicht die Sprache sie sogleich als solche bezeichnete. Daher bietet denn auch die Weihnachtsfeier in keiner Hinsicht etwas Besonderes dar; der Gottesdienst ist um ein Geringes feierlicher, als an andern Tagen; nach einer wahrhaft kirchlichen Musik sieht man sich vergebens um. Was etwa Gutes der Art vorkommt, wird vom Publikum in der Weise aufgenommen, wie es im Theater eine gut gesungene Arie zu hören pflegt. So wird das Dreikönigsfest in der Kirche St. Firenze durch eine bildliche Darstellung und durch Musik verherrlicht. Diese nun ist keineswegs eine Kirchenmusik, sondern ein förmliches Konzert, in welchem diesmal viele wackere Sänger sich hören ließen, und namentlich Variationen für die Klarinette meisterhaft geblasen wurden. Beim Publikum trat die Heiligkeit des Ortes fast ganz zurück; bei bedeutenden, glücklich überwundenen Schwierigkeiten konnte es sich freudiger Bewegungen und des Bravorufens nicht enthalten; die Musik war aus dem Mahomed. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß derselbe Sinn, welcher die heilige Scheu vor hergebrachten Gebräuchen verlor, auch die Feier der Kirchenfeste mehr und mehr vernachlässigen mußte.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsezung.)

König Enzio.

Aus einem weit ernstern Geiste hervorgegangen ist Raupachs „König Enzio.“ Es ist diese Tragödie ein lyrisches Intermezzo seiner historischen Tragödienreihe aus der Geschichte der Hohenstaufen. Der Stoff ist so rührend schön, aber doch zugleich so einfach, daß der Dichter entweder viel hinzu erfinden, oder aus der tiefsten Fülle der Gemüthswelt schöpfen mußte, um ein dramatisches Etwas zu geben. König Enzio, Kaiser Friedrich des Zweiten geliebtester Sohn, der schönste Mann seiner Zeit, der glücklichste Held, der edelste Ritter, der beste Sänger, ist nach Siegen, die ihn unsterblich machen, in schmähliche Gefangenschaft gerathen. Vom Starrsinn der republikanisch guelphischen Bologneser verdammt, bis an sein Lebensende gefangen zu bleiben, muß der Held, der Sänger, der liebende Sohn, Bruder, Oheim den allmähligen Untergang seines großen Hauses unthätig anschauen. Aber die Liebe tröstet ihn; eine edle Bologneserin, die sich in den gefangenen Helden verliebt, theilt freiwillig seine Gefangenschaft; sie bleibt bei ihm, auch nachdem ein Rettungsversuch verunglückt ist, und Enzio aus ritterlich glänzender Haft in unterirdischen Kerker gesperrt wird. So weit Sage und Geschichte. Raupach hat nicht mehr dazu erfunden, als daß Lucia Viadagoli in Mannskleidern sich zu dem gefangenen Könige einschleicht. Auch der Rettungsversuch ist, mit Ausnahme der Verwandlung der Weintonne beim Bacchuszuge in einen Sarg, in dem Enzio fortgetragen werden soll, wie ihn die beglaubigte Sage erzählt, und den Schluß macht, daß Lucia mit Enzio in die ihnen angewiesene Kergergruft versinkt. So ist denn von eigentlicher Handlung wenig darin, und man durfte um desto mehr intensive Handlung erwarten. Welch ein weites Reich öffnete sich für einen Dichter! Wie hätte der, welcher dem Veroneser Paar die Unsterblichkeit verlieh, dieser Liebesgeschichte aus Bologna zu einer noch ganz andern Unsterblichkeit verhelfen können, wäre Shakespeare zufällig mit Enzios Geschick vertraut gewesen. Einen solchen Maßstab irgend einem Dichter anlegen zu wollen, wäre unbillig. Jedoch durfte man erwarten, daß wer sich an diesen Stoff wagte, ihn mit aller Begeisterung der Empfindung auffassen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. März 1831.

Wer eurer Gunst fröhnt, schwimmt mit bleiernen Flossen,
Und fällt die Eich' mit Binsen! Euch vertraun,
Gesindel, das umschlägt minutenweis,
Und ehret, den es jüngst verfolgt mit Haß,
Verunglimpft, der sein Freund war!

Shakespeare.
Coriolan.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Dritter Artikel.

Das Jahr 1582 brachte St. Aldegonde zum Theil in Ostfriesland, meist auf Luitzborg, dem reizenden Landgut eines Freundes, Uniko Manninga, und zwar mit literarischen Arbeiten zu, unter welchen seine Uebersetzung der Psalmen Davids in das Niederdeutsche, die ersten Parthien seines Bienenkorbs und vielleicht auch schon mehrere Stücke des Gemäldes der Religionsverschiedenheiten obenan genannt werden müssen. Der Mordanschlag Jaureguys auf den Prinzen von Oranien gab ihm, nach seiner Rückkehr nach Antwerpen, Stoff, seinen Einfluß auf das Volk wiederum siegreich geltend zu machen. Die überspannte Parthei maß diese That geheimer Anstiftung des Herzogs von Alençon bei, welcher, aus politischen sowohl als religiösen Gründen, den Beschluß gefaßt haben sollte, eines so lästigen Kontroleurs, wie Wilhelm von Nassau, sich zu entledigen. Die öffentliche Meinung ward durch diese Gerüchte sehr aufgeregt, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit und Gewandtheit St. Aldegondes, um die Gemüther zu besänftigen. Die hierüber gewechselten Flugschriften enthalten manch seltsame Aufschlüsse und Ansichten. In einem Briefe an Vulcanius zu Brügge beschwert sich Marnix bitter über die Leidenschaftlichkeit der Menge und über die Ungerechtigkeiten des Partheigeistes; er äußert die zarteste Theilnahme am Zustand des verwundeten Freundes und über denjenigen des Staates und der Religion noch lebhaftere Besorgnisse.

Er entzog sich nunmehr für längere Zeit allen Staatsaffairen auf's Neue und suchte auf seinem Gute Westfoubourg auf Seeland die zerrütteten Finanzen etwas zu ordnen; er hatte viele Gründe, sich über Undankbarkeit der Staaten zu beklagen, welche in Ausbezahlung seiner Pension höchst saumselig waren (seit 1577 hatte er gar nichts empfangen); in diesem Gefühl vielleicht geschah es, daß er eine neue Sendung, die der Herzog, welcher damals zu Dünkirchen verweilte, ihm zudachte, auf feine Weise ausschlug und den Musen fortzuleben für angemessener fand.

Um die Mitte des folgenden Jahres (1583) finden wir ihn jedoch auf's Neue thätig, und zwar sowohl als Mitglied des Rathes von Brabant, als auf dem wichtigen Posten eines ersten Bürgermeisters der Stadt Antwerpen. Die Markgrafenwürde selbst, welche man ihm angetragen, hatte er, zu Gunsten seines Freundes, des Prinzen, abgelehnt. Er handelte auf's Neue in dessen engstem Vertrauen und geheimen Aufträgen. Ein Anschlag auf Lierre mißglückte durch Verrath (1584). Bald darauf ging er, gemeinsam mit Wilhelm Martini, Greffier der Stadt Antwerpen, nach Delft, zur Taufe des jüngsten Sohnes von Wilhelm, Friedrich Heinrich. Bei dieser Gelegenheit wurde der künftige Operationsplan gegen den Prinzen von Parma festgesetzt, dessen Anschlag auf Antwerpen bereits seit geraumer Zeit bekannt geworden war.

Dieses bald darauf (1585) eingetroffene Ereigniß bildet den merkwürdigsten und zugleich unglücklichsten Abschnitt in St. Aldegondes öffentlichem und Privatleben. Die Geschichte der merkwürdigen Belagerung, welche eine der ruhmvollsten Parthieen in dem ganzen Unabhängigkeitskriege der Niederländer, und zwar für die Vertheidiger wie für die Sieger gleich sehr bildet, und welche auch durch das erzählende Talent unseres großen Schillers (nach Strada) eine neue Unsterblichkeit erhalten hat, soll von uns an einem andern Orte ausführlich nach den Quellen behandelt werden, da sie an Einzelnheiten überreich, für sich allein fast eben so vielen Raum als die ganze übrige Biographie unseres Helden einnehmen würde.

Die üble Stimmung des Volks und seiner Häupter über den Verlust von Antwerpen, welches am 17ten August mittelst ehrenvoller, von Marnix eingegangenen Kapitulation, an den Herzog sich ergeben, machte sich in Beschuldigungen verschiedener Art gegen den Bürgermeister Luft. Die einen warfen ihm Ungewandtheit im Kriegswesen, die andern Feigheit, die dritten sogar Verrath vor. Briefe, welcher man sich bemächtigt, und darin er zum Lobe Alessandro Farnese's allerlei angeführt, mußten gegen ihn zeugen; andere, die im Innern seines Kabinetes ausgefertigt worden seyn sollten, und die der Geheimschreiber blos unter der Voraussetzung mit unterzeichnet, daß alles mit Willen Oraniens und der Staaten geschehe, bildeten, obgleich Niemand sie gelesen, noch erschwerendere Punkte der Anklage. Man klaubte nun aus allen seinen Schriften, von verschiedenem Datum und von verschiedenen Anläßen her, alle Stellen heraus, welche irgend eine Mißbilligung der Politik des Tages, ein Auffordern zur Mäßigung, einen Tadel roher Bilderstürmerei oder eines übertriebenen politischen Fanatismus enthielten, um einen zweideutigen Charakter und eine doppelte Rolle herauszubringen, welche der Herr von St. Aldegonde gespielt haben sollte. In der Ueberlegenheit eines klaren Kopfes und im Bewußtseyn eines redlichen Strebens in der Hauptsache, hatte er natürlich nicht immer an die beschränkten Ansichten mancher Partheien und an die minutiösen Forderungen eines regellosen Volkswillens sich gehalten, und dem Humor und der Bitterkeit des Herzens, wie der Ueberzeugung und Privatmeinung oftmals freien Spielraum vergönnt; Grund genug, um als Verräther an der guten Sache vor dem Publikum ihn hinzustellen. Dieß ist der Fluch, welcher der Demokratie auf dem Fuße folgt, daß jede Größe herunter gezerrt und jeder Glanz des Talents oder der That von der Eifersucht der Minderstrahlenden zum Verbrechen gestempelt wird. Die Volkssouveränität ist der unerträglichste und ungerechteste aller Tyrannen, weil sie niemals nach Gründen, stets nur nach Leidenschaften richtet. Es ist in ihren Augen schon ein großes Verbrechen, Gründe zur Vertheidigung zu haben. Ein edlerer Geist ist ebenso unfähig, den wechselvollen Launen der Volksgunst zu schmeicheln, als diese leztere dauerhaft verdienen zu können. Daher findet man fast alle großen Bürger der alten und neuen Freistaaten jedesmal im Widerspruch, wenn nicht gar zulezt in feindlicher Berührung mit der Mehrzahl.

Dieser Fall war bei Philipp von Marnix eingetreten, wiewohl seine schlimmsten Widersacher eigentlich nicht in der Menge, sondern in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu suchen waren. Bald nach der Katastrophe von Antwerpen war sein Freund Oranien durch Meuchlerhand zum zweiten Mal, und dießmal sicher, erreicht worden, sein Hauptvertheidiger somit aus der Reihe der Lebenden verschwunden. Daher traf ihn ohne Widerstand der Ostrazismus, welcher das Gebiet der Generalstaaten ihm untersagte. Der Umstand, daß er des Prinzen von Parma Tapferkeit und persönliche Eigenschaften in einem gedruckten Buche rühmte, ward als besonderer Klagepunkt in jener Schrift hervorgehoben und giftig ausgelegt, als wenn es ein Verbrechen wäre, die Tugend auch am Feinde zu loben, und als wenn nicht Oranien selbst, auch bei erbitterten politischen und kirchlichen Gegnern, ob seiner übrigen Eigenschaften, als Mensch, Krieger und Fürst, Lobsprüche eingeerndtet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Erzählt! erzählt!" baten Sophie und Christine, in die Hände klatschend; „erzählt," sagte auch Ludemille, in der Hoffnung, daß fremdes Leid Hedwig für Augenblicke von den eigenen Besorgnissen abziehen werde. „Wenn es Euch unterhalten kann, eine flüchtende Familie, die der Religionszwang unter Kaiser Mathias aus Wien nach Stuttgardt trieb, in ihren Aengsten zu begleiten," nahm die Dame das Wort, „so seht meinen Vater, den kaiserlichen Freiherrn von Engelbrunn, mit Frau und zwölf Kindern, alle zeitlichen Güter verlassen, zuerst in Straßburg Ruhe und Friede der Seele suchen, denn auf Fürsprache in der Hauptstadt des Herzogs von Würtemberg kurze Erholung finden. Wohl nur kurz," seufzte sie, „denn mein Vater verließ die Seinigen nach einem Jahr, um einer bessern Welt zuzueilen. Da erbarmte sich die herzogliche Familie unser. Ich ward mit den Prinzessinnen erzogen." — Ach!" seufzte Sophie bewundernd; „mit den Prinzessinnen?" — „Ja, Kind," versezte die Pathe, „und ging auch späterhin mit der ältern, als sie sich nach Oldenburg mit dem Herzoge vermählte, dahin. Hier fügte es sich, daß ich des Herrn Drost von Stechow, der dort seit vierzig Jahren Hofmeister gewesen, Gattin

ward. Da er nun schon sechzig zählte und an mancherlei Krankheiten litt, so löste der Tod unsere Verbindung nach zehn Jahren. Der brave Herr nahm mir auf seinem Sterbebett das Versprechen ab, mit meinem Söhnchen und der Tochter, die ich ihm geboren, hieher nach Stechow, seinem Stammsitze, zu gehen und das väterliche Erbe den Händen Uebelgesinnter zu entreißen. Ach! es klang mir die Forderung sehr hart. Zum zweiten Male eine Heimath verlassen und in unbekannten Gegenden einen Herd aufbauen — es schien mir die schwachen Kräfte einer Frau zu übersteigen. Doch der Scheidende forderte es, ich gelobte es und habe es erfüllt. Achtzehn Jahr rang ich gegen Widerspruch, bösen Willen und geheime Ränke. Ich siegte mit der Hülfe Gottes vollständig, doch ich sollte mich meines Siegs nicht freuen, er war umsonst errungen." — „Umsonst?" unterbrach sie Hedwig theilnehmend. „Schweigt davon, Frau Nachbarin," bat sie Ludemille, die nun wohl fühlte, daß sie den falschen Weg eingeschlagen habe, ein freieres und zerstreuendes Gespräch herbeizuführen. „Laßt, ich bitte Euch, die trübseligen Ereignisse, die auf Euch lasten, heute vergessen seyn!' — „Vergessen?" seufzte jene. „Frau Ludemille, Ihr selbst wißt, was unvergeßlich für ein Mutterherz bleiben muß. Nein, ewig wird es mir gegenwärtig seyn, wie der herangewachsene einzige Sohn, seines gesicherten Wohlstandes froh, eines Morgens in den Wald ging, die schönen Bäume, ihren lebendigen Wuchs mit Lust betrachtete, darauf zu dem Jäger an seiner Seite sprach: „Hier steht eine allzubreit geästete, verkrüppelte Fichte, sie drückt mir den jungen Anflug nieder, geht nach dem Dorfe zurück und holt mir Leute, die das häßliche Ding wegschaffen." — „Ihr Gnaden, entgegnete jener, es ist ein mächtiger Baum, er steht mitten in dem Dickicht, es wird Mühe kosten, ihn geschickt zu fällen; man weiß nicht, wie er zu liegen kommt." Mein Sohn hatte aber einmal seinen Kopf darauf gesezt, und ruhte nicht, bis die Axt angelegt war. Er blieb bei der Arbeit und traute es sich zu, die Neigung des schwankenden Wipfels genau abzumessen. Ach, er hatte das Maß zu kurz genommen! das riesige Ungethüm schlug ihn leblos in den Boden." Hedwig hatte das kommen sehen; sie drückte das Gesicht in beide Hände.

„Nun hatte ich wohl noch eine Tochter," fuhr die Erzählerin nach kurzem Schweigen fort; „sie vermählte sich kürzlich an einen Jagow. Ich flüchtete mich hin zu ihr; aber da war auch ein unruhiges Leben, voll Streit mit Nachbarn und Vettern. Mein armes Kind schüttete mir just recht beweglich ihr volles Herz darüber aus, als die Thür aufging und ein Mann, so bleich wie Wachs, mit ganz verwilderten Mienen hereinstürzte und mit einem Tone, den ich, so lange ich lebe, nicht vergessen werde, rief: „Nur schnell etwas Geld, mein Kind, und Wäsche, ich muß fort, mein Pferd steht im Hofe. Lebe wohl, armes Weib, ich kann hier nicht bleiben, ich habe den Vetter Thomas erschossen." Wir beide starrten ihn sprachlos an. Es war wohl mein Schwiegersohn, der unglückliche Jagow, der das sagte, aber so entstellt von wilder Leidenschaft, daß wir beide unsern Augen nicht trauten. Er riß uns durch die Angst, die ihn jagte, zur Besinnung auf. Ich weiß nicht, wie er wieder hinaus, auf's Pferd und fort über Stock und Stein kam, ohne daß wir wußten, wie uns geschah. Der Frevel, zu welchem ihn der heftige Verwandte bei einem Grenzstreite gereizt hatte, blieb nicht ungerügt. Man suchte den Flüchtling bei uns auf, sezte ihm nach; wir lagen zitternd auf unsern Knieen und flehten den ewigen Erbarmer an, ihn zu beschützen. Er entkam glücklich; wir athmeten erleichtert auf. Ein Paar Monate vergingen; wir hörten und sahen nichts von dem ruhelos Umherirrenden. Endlich hieß es, er habe einen Geleitsbrief erhalten und werde in Kurzem wiederkehren. Gott, wir waren so froh! Meine Tochter sah ihrer Entbindung entgegen. „Lieber, lieber Himmel," seufzte sie oft, „nur in der Stunde laß ihn mir nicht fehlen!" Bald darauf hörten wir, der geflüchtete Jagow sey in Spandow eingebracht worden. Seine Frau tröstete sich, der Geleitsbrief verspreche ihm ja Schutz, so könne ihm auch nichts geschehen; jeden Augenblick, glaubte sie, müsse er ankommen. Mir war die Nachricht gleich schwer aufs Herz gefallen; ich hatte eine andere Ansicht von der Sache, indeß schwieg ich. Die Tage gingen ängstlich hin, endlich erschien der, welchem ich längst mit Besorgniß entgegen gesehen. Mein armes Kind sollte erlöst werden. Gott schickte ihr einen andern Beistand, als sie erfleht hatte — den Todesengel, der ihr die Augen schloß, damit sie nichts mehr von einer Welt sehe, die ihr unglücklicher Mann unter dem Henkersbeile verließ."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

(Fortsetzung.)

Volksfeste. Fremde. Theater.

Mit den Volksfesten geht es nicht anders; der Calcio und andere Spiele der Art, welche vor Zeiten unter Zuströmen einer unendlichen Menschenmasse gefeiert wurden, sind fast bis auf die Erinnerung vergessen. Der Aufzug, welcher jezt statt dessen in den lezten Tagen des Karnevals vor der Kirche St. Croce stattfindet, ist, selbst wenn der Dey von Algier zugegen ist, nicht viel mehr als die Parade einzelner Vornehmen, und greift in die Volksfreude nur insofern ein, als das Volk das Zuschauen hat. Dem Römer wäre dieses bloße Auf- und Abfahren im Corso unerträglich; er hat deshalb die Begrüßung durch das bekannte Werfen mit Konfekt einge-

führt, was die unendliche Langeweile eines blossen Paradeaufzugs auf die ergötzlichste Weise unterbricht.

Florenz war schon frühe durch seine Lage gezwungen, in den Weltverkehr zu treten; die deutschen Kaiser und die Beherrscher Roms begegneten sich hier. Es wußte diese Stellung zu nutzen und durch den reichsten Zweig, welchen der Kunstbaum in Italien hat schießen lassen, zu höheren und bedeutenderen Interessen sich zu erheben, als ein sprödes und starres Festhalten am Herkömmlichen zu geben vermag. Auch jezt noch zählt Florenz Fremde aller Nationen unter seine Einwohner, nicht blos solche, welche es als Durchgangspunkt ansehen und kurze Zeit bleiben, um dann nach Rom zu gehen, sondern manche, welche auf viele Jahre, ja auf immer sich dort niederlassen. Man hört die Sprachen der meisten gebildeten Nationen ohne Unterschied hier sprechen, am wenigsten die deutsche. Es ist auffallend, daß die Stadt, welche der Sage nach Karl dem Großen ihre Wiedererbauung verdanken will, die später deutschen Rittern so wohlgefiel, daß sie sich daselbst ansiedelten, jezt so wenig deutsches Leben in ihrem Schooße nährt. So ist auch das Lesekabinet bei Vieusseux — sonst reicher, als jede andere Anstalt der Art in Italien, an Zeitungen und Zeitschriften, und deshalb auch für eine Charakteristik Florentinischen Lebens nicht ohne Bedeutung — mit deutschen Sachen nur sehr mäßig versehen. Außer der Allgemeinen Zeitung, dem Oesterreichischen Beobachter, dem Morgenblatt und seinen Begleitern, den Wiener Jahrbüchern, dürfte sich nur noch Weniges finden.

Die Theater wurden schon am 26. December geöffnet. Es sind ihrer im Ganzen acht; die bedeutendsten sind Pergola, blos für die Oper, Cocomero, Goldoni, Alfieri, dei Solleciti für Tragödie, Komödie und Schauspiel, Giglio ist eigentliches Volkstheater, die übrigen sind ohne Bedeutung. Acht Tage vorher sieht man schon große Zettel hängen, welche freilich sagen, daß sie nicht viel Rühmens machen wollen, dann aber doch hinzufügen, wie man lauter neue Opern, italienische Originalstücke, oder Uebersetzungen der besten französischen und deutschen Meisterwerke zu erwarten habe. Es folgt dann ein Verzeichniß der Künstler und Künstlerinnen, überhaupt aller beim Theater beschäftigten Personen bis auf die Maschinisten und Souffleurs. Am Tage der Eröffnung hängen in Toskana (denn sonst habe ich es nirgends gefunden) auf Holz geklebte Zettel über den Hauptstraßen, welche blos das Stück und den Anfang angeben, und zuweilen hinzufügen, daß es ganz neu, sehr interessant, oder ganz zum Lachen sey. Außer der allgemeinen Angabe des Rollenfachs für alle Personen, welche der erste Zettel enthält, wird die Besetzung später nur ausnahmsweise erwähnt. Einerseits kümmert der Italiener sich nicht sehr darum; er ist zufrieden, wenn er sein Stück sieht und sich unterhält; anderseits kennt er durch die fortwährende Wiederholung die Sachen so genau, daß ihm das Einzelne bekannt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

König Enzio. Moses.

Raupach hielt sich zu Bearbeitung dieses Stoffes berechtigt, weil er einmal alle Hohenstaufen in Bausch und Bogen übernommen. Er führte ihn aus, wie alles, mit Theaterkenntniß, Geschick und Verstand; doch statt des Frühlingsgefühls der ritterlichen Liebe, statt der italischen Gluth, welche, ein Feuerbrand, ein reißender Strom, die Schranken der Sitte, der Verhältnisse mit sich fortreißt, statt der Liebe, welche sich durch die That ausspricht, zeichnete er eine Liebe, welche sich als solche durch unendlich viel Worte kund gibt und gelten will; Verse, eine Diction, welche die Schauspieler in Entzücken versetzen, denen aber nichts abgeht als die Wahrheit. Die erste Empfindung spricht sich nie so glänzend, so breit aus, am allerweinigsten in kritischen Momenten, wo sie gar nicht sprechen, wo sie nur handeln soll. Vor dem Glanz dieser Sentenzen der Liebe, vor dem blendenden Fluß der Verse entweicht die Wärme; und wenn es nicht die gegebene Situation machte, das, was der Dichter daraus gemacht hat, kann es nicht seyn, was uns rührt, hinreißt. Es ist schlimm, wenn einem Dichter die Jamben schon so leicht geworden sind wie Raupach; er glaubt alsdann, mit den klappenden Versen, deren jeder bei ihm ein abgeschlossenes Bild, ein abgeschlossener Gedanke ist — Versverschränkungen sind selten — mit den stereotypen Gleichnissen, die er aus dem Aermel schüttelt, alles ausdrücken zu können und zu müssen, was der ächte Dichter nur andeutet, ahnen läßt. Es klingt ins Ohr, aber es verklingt wieder und dringt nicht bis ins Herz. Indeß ist die Menge erstaunt über die „wunderschöne" Diktion, die, bei Licht betrachtet, doch aus wenig mehr als aus massiven Phrasen besteht. Diesen deklamatorischen Charakter hat sein König Enzio fast durchgängig. Nur wenige episodische Scenen eines Todtengräbers nähern sich mehr der Wahrheit des Lebens, die wir auch von der poetischen Conversation fordern. Eben so schlimm ist Raupachs Lust, jeden Stoff zu fünf Akten verarbeiten zu wollen. Drei Akte für diesen Enzio, und seine lyrische Kraft hätte vielleicht ausgereicht; das mangelnde Feuer, den fehlenden Fluß hätte hie und da die uns näher gerückte Situation ersezt. Nun aber müssen fünf Akte mit weniger Empfindung ausgefüllt werden, und versänken die Liebenden nicht zulezt in ewiger Gefangenschaft, was die weichgeschaffenen Seelen überwältigt, so sähe es sehr mißlich mit dem Eindruck aus. Die kritischen Stimmen sind mehr als getheilt, doch darf man annehmen, daß der ganze weibliche Theil des Publikums für diese neue Liebestragödie schwärmt. Herr Rebenstein und Madame Crelinger spielen die Hauptrollen mit dem Feuer, welches so schöne Rollen ausgezeichneten Schauspielern einflößen.

Raupach hat übrigens mit diesem Stücke die historische Reihenfolge seiner Hohenstaufendramen unterbrochen, was er durch einen Prolog rechtfertigen zu müssen glaubte. Andere Theatererscheinungen sind unbedeutend. Auf der Königsstadt wird Klingemanns „Moses" mit großer antiquarischer Pracht gegeben. Unsern Franzosen fehlt es noch immer an Stücken, indem die Pariser Novitäten noch insgesammt politische Beziehungen athmen, die hier nicht angebracht sind.

Charade.

Von zwei Sylben.

Das Erste ist seit alter Zeit
Die Schule der galanten Sitten.
Das Zweite ward am selben wohl
Als plumpes Ganzes nie gelitten.

Das Zweite muß ein Jäger seyn,
Will es am Ersten Eingang haben;
Um gar den Damen sich zu nahn,
Braucht es die angenehmsten Gaben.

Wer auf des Ersten Boden schwebt,
Trägt metaphorisch seine Kette;
Das Ganze schleppt sie ohne Bild,
Steht auf und geht mit ihr zu Bette.

C. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. März 1831.

Auch ein Klaglied zu seyn im Munde des Edeln ist herrlich,
Nur das Gemeine geht klanglos zum Orcus hinab.

Schiller.

Italien.

Von

Vincenzo da Filicaja *).

Italia! Italia! O tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funestà dote d'infiniti guai
Che in fronte scritti per gran doglia porte;

Deh! fosse tu men bella o almen' più forte,
Onde assai più ti paventasse, o assai
T'amasse men chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga, e pur ti sfida a morte.

Che or giù dall' Alpi non vidrei torrenti
Scender d'armati, ni di sangue tinta
Bever l'onda del Po gallici armenti,

Ne te vidrei del non tuo ferro cinta,
Pugnar con braccio di estraniere gente
Per servir sempre, o vincitrice o vinta.

Italien! o Italien, dem vom trüben
Verhängnisse beschieden ist, zu tragen
Der Schönheit Unglück, Quell von ewgen Klagen,
Die schmerzvoll stehn auf deiner Stirn geschrieben!

O, säh' ich Reize nicht, nur Kraft dich üben,
Daß die nicht Lieb' ergriffe, sondern Zagen,
Die, sehn sie deiner Schönheit Sonne tagen,
Hinschmelzend dennoch deinen Tod nur lieben.

Dann säh' ich nimmer von der Alpe Zinken
Kriegsvölker stürzen, noch des Galliers Heerden
Im Po die blutgefärbte Welle trinken,

Noch säh' ich dich, kein eignes Schwerdt zur Seite,
Der Schützling nur des fremden Armes werden,
Ob siegend, ob besiegt, der Knechtschaft Beute.

Wolfgang Menzel.

*) Dieses früher schon einmal von Gries übersetzte Sonnet ist in Italien sehr berühmt. Als es Joachim Murat zum erstenmal recitiren hörte, gab er sogleich Befehl, den Dichter zu verhaften, aber es fand sich, daß Filicaja — schon im Jahr 1707 gestorben war.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Die lezten Worte der Erzählerin übergossen alle mit Eiseskälte. Die kleinen Mädchen, die wohl schon zum zehnten Mal die traurige Geschichte gehört hatten, schluchzten an dem Halse ihrer Mutter, daß es einen Stein erbarmen mochte. Hedwig durchrieselte das Entsetzen vom Wirbel bis zum Zehe; die bedaurungswürdige Erzählerin saß bleich, aber still und gefaßt da, ihre Augen hatten keine Thränen mehr. Auch war die Heftigkeit des Eindrucks abgestumpft, und sie empfand nicht viel anders als immer.

„Es wird uns hier so eng in dem Stübchen," brach endlich Ludemille das Schweigen. „Seht einmal, wie hell draußen der liebe Mond scheint. Es ist ein stiller Abend; kommt Schwester und Ihr, Frau Nachbarin, wir setzen uns da auf das Bänkchen unter dem Apfelbaum vor der Thür."

Die beiden ließen es geschehen; so saßen denn bald alle drei gedankenvoll neben einander. Die kleinen Mädchen, schon wieder Schmerz und Thränen vergessend, sprangen auf einem grünen Platze, der Bleichstelle der Bäuerinnen, im Mondlichte leichtfüßig umher. Es war auch keineswegs still im Dorfe; die zurückgekehrten Arbeiter feierten nach dem mäßigen Abendbrod vor ihren Thüren; Knechte und Mägde sangen, hie und da war auch wohl ein Beurlaubter vom Heere in die Heimath zurückgekehrt. Sie wußten zu erzählen, Kriegslieder anzustimmen; die Klänge, im Frieden den Landleuten immer anangenehm, versammelten Jung und Alt um so einen muntern Sänger. Auch Frau Ludemillens Gäste konnten Ohr und Seele gegen die Töne nicht verschließen; Sophie und Christine blieben eine Strecke davon stehen, indem sie leise Worte und Melodie wiederholten.

„Es hat doch so was Trauriges!" meinte Hedwig; „das Soldatenvolk jauchzt und jubelt, und kanns doch nicht lassen, betrübte Weisen anzustimmen. Es ist, als beweinten sie im Stillen das kurze Leben, das sie so durchstürmen." — „Ja wohl, kurzes Leben!" schluchzte es hinter dem Baume. Alle sahen sich erschrocken um, Hedwig zitterte an allen Gliedern, die Stimme kam ihr bekannt vor. „Catharine!" rief sie halblaut; „um Gottes Willen, wo kommst Du her?" Das Mädchen stürzte zu ihren Füßen, umklammerte diese fest, konnte aber nicht eine Sylbe herausbringen. Sie zog endlich aus ihrem Mieder etwas hervor und legte es mit dumpfem, halb erstricktem Schrei in den Schooß ihrer Gebieterin. „Gott!" ächzte diese, an Ludemillens Brust sinkend; „es ist Georgs rothe Feder!"

„Unbesonnene Dirne!" schalt Frau von Lochow; „wer schickt Dich? wer hieß Dich die arme Mutter so unbarmherzig mit der Trauerpost überfallen! Weißt Du, daß Du sie tödten kannst?" Das arme Mädchen war unfähig, eine Sylbe zu erwiedern. Sie hielt die eiskalten Hände ihrer Gebieterin und blickte bis zum Tode geängstet vor sich nieder. Indeß ward Hedwig, die ohne alle Besinnung auf dem Bänkchen lag, mit Philipps Hülfe in das Haus getragen. Hier ließ sie Ludemille auf ihr Bett legen; sie sezte sich daneben, ohne weiter zu versuchen, die Ohnmächtige zum Bewußtseyn zurückzurufen. Erst wollte sie wissen, wie die Sache zusammenhing; es schien ihr unglaublich, daß die Brüder in Schönhausen das junge, ungeschickte Kind mit der Nachricht abgeschickt haben sollten. Sie winkte die verschüchterte Catharine herbei, um sie genau auszufragen; allein Frau von Stechow hatte das bereits im Stillen gethan und nahm der Zitternden die Mühe ab. Heute früh, bald nachdem die gnädige Frau das Schloß verlassen, berichtete sie, waren zwei von Sparrs Reiterei, die hinter Stendal zu Haus sind, an die Fähre gekommen, und da diese noch drüben am jenseitigen Ufer war, so gingen sie, derweil jene herüber geholt ward, in das Haus und frühstückten. Das Mädchen, welches ihnen zu Essen brachte, bemerkte an des einen Hute einen welken Eichenzweig und eine lange rothe Feder. Sie sagte, ohne zuerst etwas dabei zu denken: „Ihr habt ja einen seltsamen Putz an Eurem Hute, die häßlichen welken Blätter und die schmucke Feder, das paßt nicht zusammen!" — „Das paßt sehr wohl, Jungfer," erwiederte der Reiter, „denn Tod und Tod geht wohl mit einander." Da schlug der Kleinen mit einem Male das Herz; ihr fiel es wie Schuppen von den Augen. Der Reiter aber fuhr fort: „Sieht sie, mein Kind, den Zweig, den mußten wir im ganzen Heere tragen, zum Unterschiede von den Schweden, so lange wir mit ihnen fochten, die blauen Röcke sahen einander zu ähnlich. Sie ihrer Seits hatten ein Büschel Stroh angesteckt mit einer Quaste daran, worauf die Worte eingestickt waren: „In Gottes Namen." Das ist nun gewesen, die Freundschaft ist todt; wir halten wieder zu den Polen. Die Feder aber, will ich ihr sagen, die fischte ich aus der Weichsel, als wir über die Brücke nach Warschau zogen. Sie gehörte einem, der vor meinen eigenen Augen mit dem scheuen Pferde überschlug und nicht wieder aus dem Wasser zum Vorschein kam. Es gab ein gewaltiges Geschrei, aber kein Mensch achtete lange darauf; alles drängte nur hinüber zu kommen. Die Feder hatten viele gesehen; wie wir nun drüben waren, da wandte ich mich noch einmal um; das Ding war ordentlich mit uns geschwommen, es wiegte sich am Ufer auf und ab. Nun, dachte ich, hier sollst du auch nicht bleiben; ich langte mit dem Pallasch darnach, und trage nun das Andenken mit mir." — „Wem gehörte die Feder?" stammelte die entsezte Dirne. „Einem Herrn, der

hier herum zu Hause ist," war die Antwort. „Ich glaube gar, er gehört dem Orte an; Bismark hieß er." Mehr brauchte sie nicht zu wissen. Sie flehte, der Reiter möchte ihr die Feder überlassen, und da sie so todtenblaß bei der Bitte aussah und an allen Gliedern zitterte, so mochte er wohl mitleidig werden, denn er schenkte ihr beides, den Zweig und die Feder. Sie stürzte damit auf den Hof, da sie aber hier erfuhr, Frau Hedwig sey eben nach Nennhausen gefahren, so eilte sie ihr in der ersten Betäubung nach, ohne einem Menschen weiter ein Wort zu sagen.

„Freilich," meinte Ludemille, „da ist wohl länger kein Zweifel!" Sie seufzte tief, ihr blutete das Herz. „Darum tanzten die Elfen so wild in dieser Nacht," flüsterte Sophie. „Still!" gebot die Mutter. Hedwig regte sich; alle zitterten vor ihrem Erwachen.

„Es kommen welche vor das Haus geritten," meldete die kleine Christine, blöde vom Fenster tretend. „Ach Gott!" sagte Ludemille, „das werden die Brüder aus Schönhausen seyn!" Sophie, welche die Neugier hinausgetrieben hatte, meinte aber, es sey Herr Jakob Friedrich und noch einer. „Der kommt zur guten Stunde," dachte Ludemille. „Er weiß immer Rath und Trost."

Indem ging die Thür auf; Catharine that einen hellen Schrei, alle fuhren von ihren Sitzen in die Höhe, Hedwig riß sich wie mit Gewalt aus der Betäubung heraus; sie sah starr, mit ungewissen Blicken nach den Eintretenden. „Gott, Georg! mein Sohn!" stammelte sie. Er stürzte sprachlos in ihre Arme. Alle im Zimmer glaubten zu träumen. „Nun das trifft sich ja ganz unerwartet auf das Allerglücklichste," sagte Briest, Ludemillens Hand voll Freude ergreifend. „Ich bringe Euch da einen unbekannten Gast, dem daran lag, bei der Rückkehr in die Heimath zuerst das Stammhaus der Mutter wieder zu sehen, und er findet diese selbst! Getrost, Frau Muhme," setzte er, Hedwig nahend, hinzu, „der Glücksstern ist wieder über Nennhausen aufgegangen." — „Mit Euch," sagte die Dankbare gerührt, „mit Euch zieht er herauf!" Jener lächelte; hatten die prophetischen Worte auch für den Augenblick eine andere Bedeutung, in der Freude, wie im Schmerz, durchzucken wohl zuweilen undeutliche Vorgefühle die bewegtere Menschenbrust. Herr Jakob Friedrich ahndete vielleicht unbewußt, daß er bestimmt sey, Wohlstand und Ordnung in den verwaisten Ort zurückzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Aus dem Ganzen geht hervor, daß auch die Jesuiten ihre Hände dabei, wie fast in allen Angelegenheiten jener Zeit, bald fördernd, bald hemmend, mit im Spiele gehabt; es geschah auch hauptsächlich auf die Anklage eines Jesuiten, des historischen Falschmünzers Famian Strada, daß unter das Publikum die Meinung am meisten verbreitet ward: St. Aldegonde, wiewohl ein kalvinistischer Erzketzer, habe doch selbst gestanden, der bewaffnete Aufstand wider König Philipp II. könne durch keine gesetzlichen Gründe gerechtfertigt werden.

Diese Insinuationen über das Benehmen bei Antwerpen haben denn auch wirklich selbst bei den Holländern und Protestanten bis zur neuesten Zeit einen Skrupel zurückgelassen, und eine räthselhaft-lakonische Stelle de Vrys hat nicht wenig zu Erhaltung der Ansicht gedient: der Treffliche sey dem allgemeinen Loos der Menschlichkeit nicht entgangen, sondern habe einmal wenigstens sich selbst mehr berücksichtigt, als das allgemeine Beste.

Gesezt den Fall, die zu Antwerpen von Marnix gespielte Rolle sey auch seltsam und unerklärlich gewesen, so zeugt es doch vom schreiendsten Unrecht, aus der einen Handlung seines Lebens den Charakter und die Tendenz des Ganzen zu beurtheilen, und nach der Schwäche eines Augenblickes, und zwar des Augenblickes einer so furchtbaren Krise, wie die damalige, eine Reihe großartiger und beharrlicher Bestrebungen bezeichnen zu wollen, wie verschiedene Nachbeter des Jesuiten gethan haben. Fast kein einzelner Mensch, wie hoch ihn auch das Verdienst seiner Handlungen und die Meinung seiner Mitbürger gestellt, würde Stich halten können, wenn man alles einzelne mit dem Seziermesser und Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglase untersuchen wollte; es zeugt von Kleingeisterei und Gemeinheit, einen großen Charakter aus abgerissenen Bruchstücken, statt aus der Grundrichtung und Grundstimmung seines Lebens zu würdigen.

Wer die interessanten Einzelnheiten der Belagerung von Antwerpen genau erwägt und alle vorgesehenen und unerwarteten Umstände in die Wagschale legt, der wird gestehen müssen, daß der völlige Abgang von Lebensmitteln und die Verachtung der Rathschläge Oraniens, wegen Durchstechung des wichtigsten Damms, der die Operationen Parma's erleichterte, die Einbuße der Stadt nach sich gezogen haben. St. Aldegonde war fest entschlossen, jenen Rath auszuführen; aber die Selbstsucht einer einzigen, mächtigen Zunft, der Fleischer nämlich, welche für die laufenden Bedürfnisse ihres Gewerbes einige Zeit hindurch Nachtheil befürchteten, machte die Zustimmung der übrigen fruchtlos. Für die Richtigkeit des Faktums bürgen nicht nur die gleichmäßigen Angaben verschiedener Geschichtschreiber, sondern auch gedruckte Pamphlete aus jener Periode, welche die Vorstellungen und Gründe der betreffenden Zunft ausführlich enthalten.

Allein noch ein anderer Vorwurf traf St. Aldegonde, welcher jedoch mit der Affaire von Antwerpen in besonders enger Beziehung stand. Er hatte, so viel er konnte, gegen die Bilderstürmer und unvernünftigen Eiferer im Lande, welche Politik und Kirche verwirrten und die am besten eingeleiteten Plane und Absichten der aufgeklärten Protestanten vereitelten, mit Spott und Ernst in Schriften bekämpft; eine derselben war gegen die „Geestdryvers," wie er sie nannte, ganz besonders gerichtet und lud ihm eine Menge neuer Feinde auf den Hals. Den Staaten waren darin bedeutsame Winke über die großen Nachtheile solcher Schwärmereien für die gemeinsame Sache gegeben. Aus der Gegenschrift, welche ein Unbekannter unter dem Titel: „Antidoton oder Gegengift wider die blutgierigen und giftigen Räthe des Hrn. von St. Aldegonde u. s. w., durch einen Edelmann, Liebhaber des Friedens und Freund der belgischen Freiheit," herausgab, erfahren wir die merkwürdige Anklage: Marnix habe dem Prinzen von Parma bei jeder Gelegenheit den Hof gemacht, und sogar den Plan entworfen gehabt, denselben zum Abfall von der Sache des spanischen Königs, zur Annahme der Souveränität der Niederlande und somit zur Vereinigung aller siebzehn Provinzen zu vermögen. Noch bei der Versammlung zu Bevern habe er diese Absicht nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Keine bessere Apologie für die Gediegenheit und Großartigkeit der Plane St. Aldegonde's könnte vielleicht aufgefunden werden, als eben diese Anklage. Es war vielleicht gerade jene Idee, Niederland vereinigt und stark unter die Herrschaft eines so berühmten und besonnenen Helden, wie Alessandro Farnese, des Sohns der einst so populären Margarethe, und somit auch Enkels des hochgefeierten Karls V., zu stellen und dadurch die Zukunft des Landes um so besser zu sichern. Vielleicht war dies eben so gut mit Willen und im Einverständniß mit Oranien geschehen, als bei Elisabeth und Alençon. Es klingt höchst sonderbar, von Abfall und König blos bei diesem Anlaß zu sprechen, als wenn eine und dieselbe Revolution nicht auch ohne den Plan mit Parma vorhanden und der beibehaltene Name des Königs nicht auch ohne dies ein Niemand trügendes Gaukelspiel gewesen wäre. Noch wunderlicher klingt es, von belgischer Freiheit und zugleich dabei von Gehorsam gegen den König von Spanien zu sprechen. Der anonyme Verfasser warf St. Aldegonde nun auch das noch vor, daß er die Briefe, welche die Königin von England während der Belagerung Antwerpens nach den Niederlanden geschickt, zurückgehalten; daß er selbst des Prinzen von Oranien Mißtrauen kurz vor dessen Tode wider sich erregt und derselbe mehrmals es bitter bereut, früher so großes Vertrauen in ihn gesezt zu haben; endlich, daß die Staaten von Holland und Seeland, aus sehr guten und gewichtigen Gründen, ihm den Eintritt in ihr Land verboten haben u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

(Beschluß.)

Die Oper und das Ballet.

In der Pergola war die Truppe diesmal so schlecht, wie man sie hier noch selten gesehen. An der Tagesordnung waren, außer der Gazza ladra von Rossini, die Schiava di Bagdad von Pacini und J due Forzati von Mirefock. Gefällt nun die Wahl der Stücke nicht sonderlich, so wird das Theater freilich, wie deutsche Reisebeschreibungen nur zu häufig melden, bloßes Conversationszimmer, so daß das Gespräch aus hundert Logen einem um die Ohren summt, und eine ganz andere Stimme als die der Testa dazu gehört, um nur im nicht minder geräuschvollen Parterre verstanden zu werden. Der Lärm wird kaum durch eine Arie auf eine Weile unterbrochen. Störungen der Art kommen indessen nur bei Opern vor; bei Trauerspielen, namentlich aber bei Schauspielen, welche nach Iffland und Kotzebue zusammengearbeitet sind, ist Niemand aufmerksamer als die Italiener; sie erboßen sich laut über die Niederträchtigkeit und jauchzen über die Tugend der vorgeführten Personen. Es ist eigen, daß gerade die deutschen Thränenspiele bei einem Volke das meiste Glück machen, welches in andern Zweigen der Kunst in viel höhern Sphären sich bethätigt hat. Als Ballet figurirte die Schillersche Jungfrau von Orleans, aber natürlich viel materieller, derber, wie sowohl die Natur des Italieners, als des Ballets es fordert. Eine Schillersche Johanna würde jezt schlechterdings in Italien nicht verstanden. Sonst ist bekanntlich das Ballet hier im Süden zu seltener Vollkommenheit ausgebildet; Kunststücke, welche man in Berlin an der Romain und an Stuhlmüller als das Bedeutendste dieser Art anstaunt, werden hier fast als gleichgültige und gewöhnliche Sachen behandelt. Die eigentlichen Höhen dieser Kunst sind hier nicht um ein Haar schöner, als in Deutschland; der italienische Sinn sträubt sich aber gegen die bloße Seiltänzerei, und sieht sie blos als Zugabe einer hübsch erfundenen Pantomime an. Diejenigen, welche einen ernsten Stoff zum Gegenstand haben, arten auch hier leicht in todte Pracht- und Paradezüge aus, in den komischen aber hat sich auch jezt noch die unerschöpfliche, harmlose Laune des leicht dahinlebenden Volkes erhalten. Von dieser Art war dieses Jahr die Nachtwandlerin, in die sich ein gesundes, heiteres Mädchen verwandelt, um einen geckenhaften Liebhaber, der ihr aufgedrungen wird, sich vom Halse zu schaffen. Durch Hülfe des übrigen jungen Volks gelingt es ihr auch vollkommen. Sonst hat, wie gesagt, die diesmalige Truppe allgemein mißfallen. Ich schließe für heute, und gedenke Ihnen das nächstemal einige allgemeine Bemerkungen über die italienische dramatische Kunst mitzutheilen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. März 1831.

Sich hier hineinzustürzen, wenn man's umgehen kann,
Das hätte Don Esplandian
Und Don Quixote selbst so wenig als ich gethan.

Wieland.
Der neue Amadis.

Die Brücke bei Warschau.

(Beschluß.)

„Aber," hob Ludemille neckend an, „wie seyd Ihr denn den Nixen wieder entschlüpft, Herr Georg?" Dieser entfärbte sich, indem er schnell entgegnete: „wie meinen Sie das, gnädige Frau?" — „Nun," versezte sie, auf Catharine zeigend, „die da erzählte wunderliche Geschichten von einem Sturze mit dem Pferde von der Brücke bei Warschau, und brachte zum Wahrzeichen die rothe Feder dort, die auf den Wellen geschwommen!" — „Mährchen!" entgegnete Georg, schnell gesammelt, „Mährchen, wie sie unter dem Volke im Heere wohl umzugehen pflegen. Es ist nichts als müßiges Geschwätz." — „Aber wo warst Du nur so lange, lieber Sohn?" fragte Hedwig gespannt. „In der Gefangenschaft," nahm Briest schnell das Wort; „und es gereicht Eurem Sohne nicht zur Schande; er hatte sich bei dem Uebergange über die Brücke ein wenig zu weit vorgemacht, da bekam er's mit den Lanzenträgern Johann Casimirs zu thun, die dem fliehenden Herrn den Rücken deckten. Das Stückchen ward in dem Tumulte übersehen und blieb unbekannt, bis Polen und Preußen Friede hatten. Da kam der Vetter beim Auswechseln der Gefangenen zum Vorschein."

Das Räthsel schien jezt allen gelöst; man scherzte noch viel über die abergläubische Furcht vor den Wasserjungfern, bis allen die Ruhe Noth that, und Ludemille jedem seine Schlafstelle anwies. Catharine war indeß beschämt verschwunden. Einsam, wie sie gekommen war, kehrte sie nach Schönhausen zurück, um bald darauf in Stendal dem Reiter ihre Hand zu geben, der ihr den Eichenzweig und die Feder geschenkt.

In Nennhausen trennten sich die Glücklichen indeß noch nicht sobald, denn als am folgenden Morgen die kleine Gesellschaft versammelt war, trat unerwartet der Domherr herein, von den schlimmen Gerüchten, die sich indeß vom Fährhause bis ins Schloß verbreitet hatten, zu der Schwägerin getrieben. Seine Freude war aufrichtig, doch nicht frei von Spott und Neckerei, die bald den Neffen, bald der peinlichen Schwärmerei der Mutter galten, und in dieser den alten Wahn der Nixenfabeln zerstören sollten. Als er sich aber mit Georg allein befand, sagte er, plötzlich ernsthaft werdend: „Nun mit der Sprache heraus! mir machst Du nichts weiß: daß an der Geschichte, die man sich von Dir erzählt, gar nichts seyn soll, ist unwahrscheinlich; darum, wie kamst Du ins Wasser hinein und wieder heraus?" Georg ward roth wie Purpur; stolz und trotzig erwiederte er: „wenn Ihr so viel wißt, Herr Oheim, wird Euch auch das Uebrige nicht fremd seyn. Ich schwamm durch." — „Bravo! doch warum das Alles? hm? umsonst und um nichts macht man den tollen Sprung nicht, den Dich der Reiter machen sah. Ich habe mir den Burschen kommen lassen; wie er's beschrieb, war's kein Sturz, kein Unfall, Absicht war's, was Dich in den Strom jagte. Was dachtest Du Dir dabei?" — „Gar nichts, Herr Oheim." — „Dummes Zeug! Du mußtest doch etwas damit wollen.

Was war das?“ — „Ich weiß es nicht!“ — „Hm! Du willst mir entgehen. So kommst Du nicht los.“ Georg schwieg. „Höre einmal,“ hob der Oheim leiser an; „ist es wahr, wolltest Du so ein Ritterstückchen machen, und den König und die Königin gefangen nehmen?“ Jener schlug beschämt die Augen nieder. „Es war eine Dummheit, aber just keine, vor der Du Dich zu schämen hast. Komm, sage mir alles. Bist Du verliebt in die Reize der schönen Marie Gonzague?“ — „Oheim!“ rief Georg ärgerlich, „wie kommen Euch solche Gedanken?“ — „Nun, wie sie Dir kamen. Weiß ich's? es ist ein Einfall!“ — „Unmöglich!“ meinte Georg. Er kämpfte ein Paar Minuten, dann äußerte er: „er könne nicht sagen, wie ihm gewesen sey, aber er habe etwas Unbeschreibliches empfunden, da er den König und die Königin so auf der Brücke halten sehen und gehört habe, daß leztere die Ihrigen mit Schmähworten gegen die Brandenburger stachle. Alles Blut sey ihm zum Herzen getreten, als sich die Königin dabei auf dem weißen Zelter nach allen Seiten bewegte, der Schleier über der goldenen Haube das schöne zornige Gesicht umwallte, ihr scharlachnes Oberkleid die schlanke Gestalt majestätisch heraushob; „da sie aber,“ fuhr Georg fort, „als sie sich bereits langsam zum Rückzuge gewendet, absichtlich eine Strecke hinter ihrem Geleite zurückblieb, als fordere sie das Geschick heraus, ihren freien Schritt zu hemmen, da kam mir in den Sinn—“ Der Onkel lachte ganz unmäßig. „An ihr zum Ritter zu werden,“ ergänzte er des Neffen Bekenntniß. „Don Quixote! aber weiter, weiter! Du schwangst Dich von der Brücke, schwammst durch und wolltest ihr den Weg abschneiden, und da ließ sie dich beim Kragen nehmen und den gefangenen Fisch langsam an dem Feuer ihrer Augen braten. War es nicht so?“ — „Ohngefähr! Aber woher ist Euch der Zusammenhang bekannt?“ — „Ich habe ein Vögelchen singen hören. Denkst Du, Schwerin und Somnitz haben in Welau außer den Verhandlungen mit Polen nicht auch ein Ohr für lustige Anekdötchen behalten? Ich hatte Briefe von beiden, aber ich schwieg, und ich rathe Dir auch zu schweigen, denn erstens bleibt es immer eine curiose Geschichte, und dann würde Deine Mutter den Augenblick aus der Königin von Polen eine Nixe aus dem Grönluger See machen und Mährchen aus der andern Welt erzählen. Also — Du verstehst mich — aber willst Du was thun, so bleibe Soldat und suche Dir eine andere Gelegenheit zu Thaten, die Du gestehen darfst.“

Georg folgte dem Rath. Er zeichnete sich später in der Schlacht bei Fünen, wo Brandenburg seine Waffen gegen Schweden kehrte, rühmlichst aus. Doch sein ganzes Wesen blieb indeß verändert. War es nun, daß es doch mit dem Wasserritte noch eine geheime Bewandtniß hatte, oder zehrte ein verborgener Wurm an seinem Herzen — genug, er alterte frühe, heirathete nie, und starb in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Auf alle diese Punkte rechtfertigte sich Marnix vollständig und bündig in einer geistreichen Gegenschrift; er schilderte den Zustand der Dinge in Antwerpen vor und während der Belagerung, die gemachten Anstrengungen, die versuchten Rettungsmittel und die Ursachen des Mißlingens, die dringliche und kritische Zeitlage, in welcher man sich befunden, die Erbitterung der englischen Söldner in Antwerpen, die Ausstreuung der verschiedenartigsten Gerüchte und die giftige Auslegung aller Handlungen und Schritte, welche sodann zu seiner eigenen Sicherheit es nöthig gemacht, daß die Staaten für eine Weile ihn aufgefordert, vom Gebiet der Niederlande sich entfernt zu halten.

Alles, was er zu Antwerpen gethan, that er nach dem Bedürfniß der Zeit und der eigenthümlichen Lage der Umstände; er widersezte sich so lange als möglich dem Vorschlage der Kapitulation, und von den ein-und-zwanzig Kollegen (den Räthen oder Wethouders), welche zugleich mit ihm sie unterzeichnet, hatte jeder eine besondere Vollmacht für diesen Fall gehabt. Der Umstand, den der Gegner geltend gemacht, die Stadt sey noch für wenigstens sieben bis acht Monate mit Lebensmitteln versehen gewesen, sey so sehr richtig gewesen, daß Richardot schon den zweiten Tag nach dem Einrücken erklärt: er habe in seinem Leben nie so arg sich getäuscht, als dießmal.

Mit siegreicher Beredtsamkeit ging der Herr von St. Aldegonde nunmehr auch die Abtheilung durch, welche auf sein Verhältniß zu dem Prinzen von Parma und auf die demselben gespendeten Lobsprüche sich bezog. Als Alessandro Farnese die Abgeordneten nach Antwerpen geschickt, hatten sie nichts anzuführen vergessen, was das gegen ihn herrschende Mißtrauen zerstreuen konnte; diese Gründe, welche sie geltend gemacht, waren dem Rapporte an den großen Rath über alle die Kapitulation begleitenden Ereignisse beigefügt worden. Der Berichterstatter gab daher die den Eigenschaften und dem Charakter des Prinzen von seinen Bevollmächtigten gezollten Lobsprüche, so wie einen gedrängten Umriß seines bisherigen Lebens, rein faktisch, wie er sie aus ihrem Munde vernommen, und wie sie von jenen Leuten in der Absicht vorgebracht worden, das Vorurtheil gegen den Prinzen zu zerstören, als halte er Treu und Glauben und Verträge nicht. „Nun aber,“ ruft Philipp voll tiefen Unwillens aus, „sehet, bis zu welchem Grade von Ungerechtigkeit die Volksmeinung sich versteigen, und wie man jeder Sache die schlimmste Wendung geben kann. Jene Ansicht von dem Prinzen, entwickelt in einer öffentlichen Versammlung und von der ganzen Stadt mit angehört, wurde von mehreren Personen aufgegriffen und also verdollmetscht, als wäre es meine eigene Ansicht, und das, was

aus dem Munde der Abgeordneten geflossen, meine individuelle Behauptung. Alle Welt trug sich nun mit den seltsamsten Nachreden herum, als hätt' ich mein Lob an den Herzog mit beiden Händen ausgespendet und denselben bis in den dritten Himmel erhoben. Selbst einige Prediger, ohne deren Gutachten ich doch keinen einzigen Schritt gethan, eilten herbei und machten mir so bittere Vorwürfe, als hätte ich meine Religion und meine Parthei zu gleicher Zeit verrathen. Einem solchen Betragen, ich gestehe es offen, unterlag die Schwäche meiner menschlichen Natur und ich antwortete ihnen auf eine W..e, die an Unwillen gränzte. Doch, ob ich gleich diesen Menschen alle nur möglichen befriedigenden Erklärungen gab, hörten sie doch nicht auf, schiefe Gerüchte in der Stadt herum zu verbreiten, und meine Ehrenfeinde und Gegner, welche sich schaarenweis nach Holland begaben, trieben ihre Verläumdungen auf Kosten meiner Ehre so weit, daß endlich mein erwachter Stolz mich trieb, geradezu und ohne zu erwägen, daß ich die vorgeworfenen Dinge, d. h. die dem Prinzen gespendeten Lobsprüche, nicht einmal je nur als persönliche Meinung geltend gemacht, festzuhalten und kühnlich zu behaupten, es sey weder Widerspruch noch Verrath, die Tugend an seinem Feinde zu loben; zugleich berührte ich verschiedene vortheilhafte Parthien, welche an dem Prinzen von Parma wirklich hervorstechend sind. Hiezu trieb mich nicht nur die Unwürdigkeit der ausgestoßenen Verläumdungen, sondern auch die Rücksicht auf Zeitlage und auf das Interesse der Stadt, welche der Gewalt jenes Feldherrn nun einmal hingegeben war. Daß ich dabei keine andern Nebenrücksichten gehabt, mag ich in Wahrheit betheuern." Der ehrliche Bayle bemerkte bei Anführung dieser Stelle nicht ohne einen Seufzer, welchen edlere Gemüther zu würdigen wissen werden: „Wir theilen hier diesen ganz neuen Beweggrund Marnix's offen mit; er führt uns auf eine Schwachheit, auf einen Kunstgriff, auf ein Verderbniß, welchem kein Staat und kein Jahrhundert sich ganz entwinden mag."

„Ich bin," fährt unser Held weiter fort, „von jeher der festen Ansicht gewesen, daß es nichts gefährlicheres für die Erhaltung eines Staates in Tagen der Bedrängniß und in Krisen gibt, als — seinen Feind zu verachten; denn, wenn schon die alten Redner ihren Schülern als Regel aufstellten, sich den Widersacher niemals als Dummkopf oder Fant sich vorzustellen, so ist es im Zustand eines Krieges noch weniger zuläßig, solches zu thun. Gleichwohl waren viele Leute im obschwebenden Fall nicht übel geneigt dazu, und sie hätten gar zu gern die Welt beredet: der Herzog von Parma sey von aller Klugheit, Einsicht und Tapferkeit als Kriegsführer entblößt. Fürwahr, eine Ansicht, welche Euern Angelegenheiten, meine Herrn, schlechte Früchte getragen haben würde, hättet ihr blos aus ihr den Maßstab zu ihrer Führung genommen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Dialekt. Eine große Unbequemlichkeit für den Fremden ist der hiesige Dialekt. Wenn man auch gern zugibt, daß er die feinsten Wendungen der Sprache zuläßt, und reich an witzigen und sinnreichen Wortspielen und Sprüchwörtern ist, so verursacht doch seine Unverständlichkeit demjenigen, der das Volk beobachten will und den leidigen dollmetschenden Lohnbedienten nicht um sich leiden mag, große Schwierigkeiten. Man würde irren, wenn man glaubte, daß diese blos in den, vom rein Italienischen verschiedenen Ausdrücken liegen, an denen es freilich auch nicht fehlt. So sind viele spanische Wörter in der Sprache und selbst griechische, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, daß fast noch bis ins zehnte Jahrhundert hier griechisch gesprochen wurde. Die Unverständlichkeit wird besonders durch den so oft vorkommenden Artikel veranlaßt, der im neapolitanischen Dialekt ganz anders klingt. „Il" nämlich heißt u und „la" a, z. B. u padre, a madre, statt il padre, la madre. Es hilft auch nichts, daß man sich dies merkt, denn bei der Geschwindigkeit, womit der Neapolitaner die Wörter ausstößt, verfließt dies u und dies a mit den vorangehenden und nachfolgenden Worten in einen so unförmlichen Klumpen, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß man nichts mehr deutlich erkennen oder eines von dem andern absondern kann, wenn auch übrigens in einer ganzen Phrase kein vom Italienischen unterschiedener Ausdruck befindlich seyn sollte. Dazu kommt die beständige Versetzung vieler Buchstaben, besonders des r, welches sie, eben so wie die südlichen Spanier, nie an seiner rechten Stelle leiden können. Dies ist nicht nur bei Eigennamen der Fall, wie z. B „Cotrone" für Crotone, „Crape" statt Capri, oder bei solchen Wörtern, die dem gemeinen Mann weniger geläufig sind, wie „Triato" statt Teatro, sondern selbst in den gewöhnlichsten, und sie unterlassen selbst dann diese Verdrehungen nicht, wenn auch dadurch ein von dem, das sie gebrauchen wollen, ganz verschiedenes Wort zum Vorschein kommt. So sagen sie „fremare," (welches im Italienischen beben heißt, z. B. vor Zorn) für fermare, stillstehen. Auch manche Redensarten, wenn auch die Worte italienisch sind, kann man ohne Commentar nicht verstehen. Wenn man z. B. nach etwas fragt, so bekommt man häufig zur Antwort: „Vi dico bugia." Das heißt aber nichts anders, als: „Ich sage eine Lüge." Man muß ein Oedipus seyn, um hier einen Zusammenhang zwischen Frage und Antwort aufzufinden. Man will nämlich damit so viel sagen, als: „Ich kann darüber keine Auskunft geben, weil ich es nicht weiß."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vorträge über Geschichte in der Sorbonne.

Auch die Sorbonne hat in den Revolutionstagen des Julius Verluste erlitten. Drei Männer waren es, um deren Lehrstuhl, oder vielmehr um deren Rednerbühne sich die lern- und freiheitsbegierige Jugend Frankreichs versammelt hatte. Der Einfluß, den die feurigen Jungen der beredten Gelehrsamkeit eines Guizot, Villemain und Cousin auf die jungen Gemüther ausübten, konnte für die Regierung der Restauration nicht gleichgültig bleiben. Die Lehrsäle der Geschichte und Philosophie wurden geschlossen, und man betrachtete es als eine der gewagtesten Maßregeln des Ministeriums Martignac, als es Cousin und Guizot erlaubt wurde, ihre Vorlesungen wieder zu beginnen. Die Jugend feierte die Eröffnung dieser Vorträge als einen Sieg, den die Freiheit über die Verfinsterer davongetragen, und drängte sich mit Enthusiasmus um die ihr wieder zurückgegebenen Lehrer. In den Herzen dieser Zuhörer loderte bereits jene Flamme der Begeisterung, die in den Tagen des Julius so allgewaltig hervorbrach. Man mag die später erfolgten Unbesonnenheiten der Jugend von Paris betrachten und schelten wie man will, niemals wird man läugnen können, daß die Sache der Freiheit keine zuverlässigere, stärkere und uneigennützigere Leibwache hat, als diese neu herangewachsene Generation, die man als das Resultat der ersten Revolution und des darauf folgenden Kaiserreiches betrachten muß. Von beiden hat sie geerbt; von jener die Begeisterung für Ideen und republikanische Tugenden, von diesem den Enthusiasmus für den Ruhm Frankreichs, der eine Zeitlang mit eisernem Griffel diesem Welttheil Gesetze vorschrieb. Wer nicht diese Generation ausrotten will oder kann, verzweifle immerhin, den Fortgang der begonnenen Bewegung jemals hemmen zu können. Es ist zu bedauern, daß eben in diesem Augenblicke, wo die Jugend der Schulen sich in die politischen Stürme und auf eine Laufbahn fortgerissen sah, die ihr allerdings noch fremd hätte bleiben sollen, sie dreier Lehrer beraubt wurde, die vielleicht mehr als Proklamationen und Disziplinarzwang vermocht hätten, die jugendlichen Hizköpfe von politischem Schwindel zu den friedlichen und ernsten Beschäftigungen auf der Schulbank zurückzurufen. Cousin hielt sich ohne Zweifel überzeugt, daß die politische Aufregung dem einmal von den Begebenheiten des Tages ergriffenen Geist nicht mehr Zeit oder Ruhe lasse, an dem Eklektizismus und der metaphysischen Richtung der deutschen Philosophie Geschmack zu finden. Villemain glaubte nach einer fünfzehnjährigen Thätigkeit von dem Lehrstuhl sich zurückziehen zu dürfen, und Guizot, auf einen höhern Wirkungskreis berufen, fand ein neues Feld für seine Ideen. So sah sich die Sorbonne dreier ihrer mächtigsten Säulen beraubt.

Indeß hatte Guizot doch dafür gesorgt, daß die Vorträge über neuere Geschichte fortgesezt würden. Er übertrug diese Lehrstelle Hrn. de Saint-Marc Girardin, der bereits seine Vorlesungen über **Histoire politique et litéraire de l'Allemagne** begonnen hat. Wenn sich auch zwischen einem jungen Gelehrten, wie diesem, und einem Manne, wie Guizot, der, durch tiefe und langjährige Studien fortgeschritten, jezt in der vollen Kraft seines Talentes steht, kein Vergleich anstellen läßt, so bleibt doch Saint-Marc Girardin immerhin eine interessante Erscheinung. Sein erster Vortrag, in dem er als Einleitung einen Ueberblick des römischen Kaiserreichs und des Mittelalters voraussandte, wurde vor einer zahlreichen Versammlung von Zuhörern gehalten, die größtentheils mit dem Lehrer von gleichem Alter waren. So athmete diese Vorlesung auch ganz den Geist derer, denen sie gehalten wurde. Lebhaft, kühn, patriotischer Begeisterung voll, frisch, wie die Jugend, sind seine Worte, seine Ansichten, seine Seitenblicke auf die gegenwärtige Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

Die Parlamentsreform. Becker's Sprachlehre.

Seit vielen Jahren ist wohl in England nicht so viel gesprochen worden, als in diesen Tagen; aber es gibt Gelegenheiten, wo Sprechen Handeln ist. Das Ungewitter (für die hohe Aristokratie ist es eines), das seit 30 bis 40 Jahren am brittischen politischen Horizont hängt, das sich bald laut brüllend nahte, bald wieder leise murrend sich entfernte, sich aber nie ganz aus dem Gesichtskreis verlor, ist endlich mit voller Wuth ausgebrochen — die Reformation unsers gesezgebenden Körpers ist vor der Thür. Chatam und Pitt spielten damit als mit einem bequemen Hebel, um ihre Gegner aus dem Sattel der Regierung zu heben, die Whigs gebrauchten das Wort als Steckenpferd, womit sie sich im Gegensaze mit den an Aemtern und Würden festhaltenden Tories als die Freunde volksthümlicher Rechte ankündigten. Das Wort, welches Hunt und einige andere in den Kerker und mehrere ihrer Zuhörer unter die scharfen Säbel der freiwilligen Reiterei von Manchester brachte, als sie es sich einfallen ließen, ihm Kraft geben zu wollen — dieses weltberühmte Wort soll nun auf einmal verwirklicht werden und als populäre Verfassung ins Leben treten. Die Whigs, die sich wirklich damit ins Ministerium geschwungen, sahen sich genöthigt, ihre lange Verheißung zu verwirklichen, und ihre Verkündigung bei ihrem Amtsantritt fand ein so stürmisches Echo in der Nation, daß ihnen nichts übrig blieb, als etwas Durchgreifendes vorzuschlagen. Die Boroughseigenthümer, welche ihre Herrschaft einbüßen sollen, wehren sich verzweifelt; aber die Nation ist entzückt; selbst die schüchternsten sind Reformatoren geworden; in jeder Korporation, jeder Grafschaft, jeder Stadt, ja in jedem Kirchspiel werden Versammlungen zur Unterstüzung der Maßregel gehalten, und Alles ist bereit, Opfer zu bringen, wenn nur die Aristokratie ihre ausschließliche Macht verliert.

Ich habe neulich nur flüchtig die Erscheinung einer deutschen Sprachlehre von **Dr. Becker** erwähnt; es ist aber ein Werk, welches selbst in Deutschland sehr Beachtung verdient, indem es die in des Verfassers frühern philologischen Werken ausgesprochenen Grundsäze auf die englische Sprache anwendet und dieselbe der deutschen vergleichend gegenüberstellt. Fast alle hiesigen Zeitschriften haben mit der höchsten Achtung von dem Buche gesprochen. Gewiß ist seit Tookes Diversions kein so vortreffliches philologisches Werk ins englische Publikum gekommen; aber wie jenes wird es auch nur von wenigen verstanden und gewürdigt werden. Hat man ja doch bis zu diesem Augenblicke noch keine praktische englische Sprachlehre, worin Tookes Grundsäze in Anwendung gebracht wären; ja die Murraysche Grammatik, fast die einzige, welche in Schulen sowohl, als beim Privatunterricht gebraucht wird, gibt nicht einen einzigen Wink von dem Daseyn eines solchen Werkes, wie die Diversions, und von der Möglichkeit, eine englische Sprachlehre auf eine vernünftigere Basis, als die Etonschen lateinischen und griechischen Grammatiken zu bauen. Aber gerade dieses hätte Becker beachten sollen, wenn es seine Absicht war, durch sein Buch das Studium der deutschen Sprache zu erleichtern und zu empfehlen, und mich dünkt, er hätte mittelst der bei uns üblichen grammatischen Kunstausdrücke alles das sagen können, was er mittelst neuer und fremdartiger Kunstwörter gesagt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. März 1831.

Es gfallt mer nummen eine,
Und selli gfallt mer gwiß.
O wenni doch das Meidli hätt!

Hebel.

Mi Christinli.

Alemanisch.

Wio hübsch ist mi Christinli
Bi'm Schaffen un bi'm Tanz!
Si Köpfli gliicht um Sünnli *)
An Glitz un Glast un Glanz.

So nett ist mi Christinli
As eints sus uf der Welt,
Wio uf der Bloam e Biinli,
Wo Früohlings Maohlzit hält.

Es spinnt mir mi Christinli
E Gaarn so zaart un fi,
Wio's ällergschicktist Spinnli,
'S muoß glück un stärk' no si.

Un wiiß hät mi Christinli
Z'erst uf der Bloach es Tuoch,
Wiiß wio e Herreliinli **),
Wiiß wio Basler-Buoch.

Woaum wiißte leit's Christinli
Es Hochzig Hemd bald a;
Uschuldger as e Nünnli ***)
Nimmts mi, nimmts mi zum Ma.

Und wär' ich *) mi Christinli
Wit übber Land und Meer,
I spräng wio übbre Zünnli **)
Im Hui, un holt' ich's her.

Woau Liob ist mi Christinli
Un himmelhohem Glück,
En unerschöpfli Brünnli,
Es Röhrli ist sin Blick.

Wär' ganz mi — mi Christinli —
I hätt's so dunderst gern,
Es macht'ich nu e Miinli,
I spräng' im voole Spern ***).

Mi Herz wär mi'm Christinli
As wio e Feinster uf,
Un koa verdäächtig Schiinli
Fiol au nit oammaol druf.

Lieb wär mir mi Christinli,
I möcht si, was ich wött,
Un wäri's Amma's ****) Sühnli,
Liob hätt' i's ällwil ghät.

*) Sunn, Sonne.
**) Herreliinli. Weißes Taschentuch, wie nur die Herrn tragen.
***) Nonne.

*) Ich, eigentlich iich, d. h. euch, als Enklitikon behandelt, ohne wesentliche Bedeutung.
**) Zaun.
***) Sparren, Tollheit.
****) Amtmanns.

Bitraacht' i mi Christinli,
En Rausch macht's wundersüß,
So nit es kostberst Wiinli,
Wio erst wohl, wenn i's küß'?

So gscheit ist mi Christinli,
Nints, was es denkt, ist dumm,
Nints Uräächts gehrt si Sinnli,
Si Herz ist engelfrumm.

Drumm stellt mir mi Christinli —
Un wär' ich's glih mi Grab —
Der Teufel untr'e Zinnli,
Woast Gott! i spräng' ich 'nab

Schultheiß.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Nach dem unglücklichen Ausgang der Dinge bei Antwerpen und dem tragischen Tode Wilhelms des Schweigenden war Kälte und Mißtrauen in die Gesinnung des Herrn von St. Aldegonde eingetreten; das moderirende Prinzip, welchem er, die Schwäche und Charakterlosigkeit so mancher stolz brausenden Leidenschaften kennend, und mit Rücksicht auf die Gefahren der Zukunft, huldigte, galt für Abfall von der guten Sache. Die meisten Machthaber des Tages konnten eine Natur, wie die seinige, nicht begreifen, weil sie selbst nicht selten unbegreifliches und ungemessenes thaten, und der blinde Zufall und die Gunst eigenthümlicher Umstände dem Mangel an Verstand, Energie und Tugend oft zu Hülfe kamen. Doch gab es in der That auch redliche Patrioten, welche eine Zeitlang über Marnix irre geworden waren; aber Aldegondes Verdienst tauchte doch bald wiederum in der Meinung der Bessern glänzend empor, und die Scheelsucht erröthete über ihr eigenes Werk, verschüchtert, wenn auch nicht bekehrt.

Er wandte sich fortwährend mit bittern Klagen über ergangene Verläumdung und zugefügte Kränkung an die Staaten und erbot sich, sein Benehmen in Antwerpen von jedem unpartheyischen und kompetenten Gerichte, welches man darüber anzuordnen für gut finden dürfte, untersuchen zu lassen. Die Briefe an den Grafen von Hohenlohe, an den Herrn von Meerkerken und an den erprobten Freund von der Myle, drücken die Stimmung seiner Seele in diesen Tagen aus. Das Partheiwesen in seinem Vaterlande hatte ihn mit einem unwiderstehlichen Eckel erfüllt. Er nahm zwar in seiner stillen Verborgenheit, welche ihn längere Zeit den Geschäften entzog, unausgesezt den lebhaftesten Antheil an den Leiden und Schicksalen seines Vaterlandes, wie die mit Russel (dem Gouverneur von Vlessingen) mit Sidnei u. a. gewechselten Briefe sprechend darthun; allein die Musen blieben in dieser Zwischenperiode seine ausschließlichen Freundinnen, und Hugo de Groots Zeugniß bürgt dafür, daß sie es zu hohem geistigen Gewinn für ihn und die Gelehrtenwelt im Ganzen gewesen. Daneben sorgte er, in Verbindung mit andern redlichen Männern des Landes, für Ausbildung eines vernünftigen und gemäßigten Systems in der Kirche, half Reglemente entwerfen, Kirchendisciplin ordnen, Tempel erbauen und für den Unterhalt der Prediger die nöthigen Summen herbeischaffen; dabei arbeitete er an größern und kleinern Schriften, im Geiste der politischen Emanzipation und der geistigen Freiheit der Niederlande, mit einer bewundernswürdigen Ausdauer.

Die Stände, bei denen es nunmehr fixe Idee geworden, St. Aldegonde sey als Staatsmann und Unterhändler glücklicher, denn als Krieger und Beamter, nahmen, nachdem die Empfindlichkeiten und Vorurtheile wieder besiegt worden, seine Talente von Neuem in Anspruch, und er bekam während der Jahre 1590 — 1594 verschiedene bedeutende Sendungen; so z. B. als Gesandter an den französischen Hof, wo er schon früher mit dem geistvollen und kenntnißreichen Philipp de Mornay Freundschaft geschlossen, und als Begleiter und Ehrenkavalier der Tochter seines verstorbenen Freundes Oranien, der interessanten Prinzessin Luise Juliane, nach Heidelberg, wo sie mit dem Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz vermählt wurde.

Nach seiner Rückkehr wurde Leiden sein Lieblingsaufenthalt; dort war schon früher die erste Abtheilung seiner Uebersetzung der Psalmen, und zwar auf eigene, schwere Kosten, erschienen, zu welchem Unternehmen man ihn von Seite der obersten Kirchenbehörden früher wohl aufgefordert, aber schlecht genug unterstüzt hatte. Er leistete der neugestifteten Universität wesentliche Dienste, half ihre Organisation fördern und zog vielleicht durch seine persönliche Anwesenheit als Privatgelehrter in jener Stadt viele Studirende herbei. Sonderbar genug haben mehrere diesen Aufenthalt St. Aldegondes zu Leiden als eine Art Exil für ihn und den Auftrag der Bibelübersetzung als eine anständige Firma betrachtet, unter der man ihn von aller fernern Theilnahme an Staatsgeschäften geflissentlich zurückgehalten. Ein durch die Lügenhaftigkeit und Unkritik seiner Berichte vielfach berüchtigter Belgier, Foppens, hat die Unverschämtheit so weit getrieben, daß er seinem Landsmanne geradezu vorwirft, er habe in der lezten Zeit sich mit dem Entschlusse herumgetragen, mit dem Könige von Spanien seinen Frieden zu machen; dieser Entschluß sey kein Geheimniß geblieben und man habe darum dem Manne, dessen Talente und Wirksamkeit man fortwährend gefürchtet, die Gelegenheit benommen, solche zum Schaden des Gemeinwesens geltend zu machen. Glaubwürdiger jedoch ist die Annahme des wackern Gerdes, daß man dem hochverdienten Patrioten Ruhe gönne wollte, und daß Leiden der Port nach so vielen

Stürmen eines in Arbeiten und Verdiensten um das gemeine Wohl zugebrachten und geopferten Lebens geworden sey.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.
1830.

Scuola di Virgilio. So nennt man die Ruinen einer prächtigen Villa des Lucullus, die an der äußersten Spitze des Vorgebirges liegen, in welches die Höhen von Posilippo auslaufen, die den Golf von Neapel von dem von Bajae trennen, und diesen, nebst den Inseln Ischia, Procida und Nisida, von hieraus verdecken. Diese Ruinen liegen nicht nur dicht am Meer, sondern es scheint, daß selbst ein Theil der untern Villa von diesem ist verschlungen worden.

Man macht die Fahrt dorthin gewöhnlich zur See, aber die Schönheit der neuen Straße von Posilippo verdient es wohl, daß man zu Fuße dahin gehe, und man braucht kaum vier Stunden zu diesem Spaziergange. Der Weg geht von der Villa reale oder dem Chiaja aus immer an dem Golf hin, erst die Mergellina entlang und dann zwischen den schönsten Landhäusern, auf beiden Seiten, links unten am Meere, und rechts an den Anhöhen von Posilippo liegend. Unter der großen Zahl der ersten sieht man, nicht weit hinter der Mergellina, die Ruinen eines grossen unvollendeten Pallasts, den der gemeine Mann irrig den der Königin Johanna nennt, da es doch selbst aus einer Inschrift deutlich erhellt, daß er erst im siebzehnten Jahrhundert von einer gewissen Johanna Caraffa erbaut worden, aber, man weiß nicht aus welcher Ursache, unvollendet geblieben ist. Vielleicht hat das Meer selbst, welches hier fortwährend Gebiet gewinnt, und jezt bis an das unterste Stockwerk dieses Hauses reicht, diesem Bau Schranken gesezt. Es ist indessen nicht unbewohnt, denn man benuzt es zu einer Glasfabrik, deren Arbeiter sich in den halb zertrümmerten Geschossen angesiedelt haben.

Je höher man die Anhöhe hinansteigt, desto mehr erweitert sich die Aussicht auf den Golf und die Stadt. Da, wo man den Gipfel beinahe erreicht hat, geht rechts in einer Krümmung die Straße nach Posilippo, welchen Ort man schon früher auf dem Berge zur rechten Seite hinter sich gelassen hat; geradeaus läuft die Chaussee bis nach Puzzuoli fort, und es bleibt zwischen ihr und dem Meere links ein großes Thal liegen. Durch dieses Thal, auf beinahe unwegsamen Pfaden, in tiefen, natürlichen, von Regengüssen ausgehöhlten Kanälen, durch schöne Gärten hindurch, blos von Aloen und indischen Feigen (fichi d'India) eingezäunt, gelangt man endlich zu diesen Ruinen. Auf der Höhe selbst muß ein bedeutender Theil dieser Villa gelegen haben, denn man sieht jezt dort Trümmer von Mauern und Substruktionen, die allein für sich einen großen Hügel bilden. Man nennt dieß einen Tempel, es scheint aber vielmehr ein Theil der zu Wohnungen bestimmten Gebäude, ja vielleicht das Hauptgebäude selbst gewesen zu seyn. Die Aussicht auf die beiden Golfe, den von Bajae zur Rechten, und auf die Inseln (wovon das niedliche Nisida, und zwischen ihm und dem Lande das Inselchen, welches zur Quarantaine dient, ganz nahe sind) ist unendlich schön. Weiterhin sieht man die ganze Küste von Bajae und hinter dem Vorgebirge Misene Ischia und Procida. — Unten am Strande liegt der andere Theil von diesen Ruinen, nicht nur dicht an der See, sondern schon halb von derselben verschlungen. Vor ihnen, auf einem ganz kleinen, vielfach ausgezackten und daher sich sonderbar darstellenden Felseneiland, sieht man einige neuere Trümmer eines kleinen Forts aus dem Mittelalter, welchem wahrscheinlich manche der alten, die noch von Lucullus Bauten übrig waren, haben weichen müssen. Nicht weit davon, ein wenig näher der Stadt, liegen die Ruinen des berühmten Fischbehälters des Pollio.

Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine Anekdote zu erzählen, die in gewisser Hinsicht sehr charakteristisch ist.

Der Lord Harrowby besuchte diesen Ort zu einer Zeit, wo man sich ohne Gefahr sogar nicht auf diese geringe Weite von der Stadt entfernen konnte. Er nahm also, außer den Führern, noch zwei Soldaten zur Bedeckung mit. Als sie beinahe den Ort erreicht hatten, aber gerade an der gefährlichsten Stelle angekommen waren, standen die Soldaten still und meinten, er solle nur vollends hinangehen, sie wollen ihn hier erwarten. Aufgebracht über ihre Feigheit, suchte sie der Lord vergebens zu bewegen, voranzugehen, als endlich einer von den Ciceronen ihm zuredete: „Non abbia paura, Signore, andiamo pure avanti.“ (Haben Sie keine Furcht, mein Herr, lassen Sie uns immer vorwärts gehen.) Verwundert fragte er sie: „E voi non avete paura?“ (Habt Ihr keine Furcht?) „Nò, Signor,“ erwiederten sie, „noi non siamo Soldati.“ (Nein mein Herr, wir sind ja keine Soldaten).

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Bücher.

Das Erlernen einer neuen Sprache, besonders der für den Engländer im Anfang so fremdartigen deutschen, hat immer Schwierigkeiten, die sich durch kein Lehrsystem ganz heben lassen; muthet man aber dem Schüler noch zu, eine Reihe neuer Kunstwörter zu erlernen und mittelst philosophischer Schlüsse zu einer Ansicht zu gelangen, so schreckt man ihn ab, besonders wenn, wie hier, die Sprache fast immer nur für unmittelbare praktische Zwecke studirt wird. Verschieben es ja in diesem Augenblick viele Engländer, deutsch

zu lernen, weil sie befürchten, die Unruhen auf dem Kontinent dürften sie verhindern, diesen Sommer nach Deutschland zu reisen.

Die Family Library theilt das erste Bändchen einer Bilderreihe aus der Geschichte Venedigs mit, welche in zwei Bändchen erscheinen soll. Ein solches Werk kann in unserer Zeit, wo das Wort Republik für die Jugend so viele Reize hat, sehr nützlich werden, und der Verfasser des gegenwärtigen ist durch seine klare, unpartheiische Darstellung diesem Zweck nahe gekommen. Denn wo hat unter dem Namen von Republik und Freiheit die Tyrannei je furchtbarer gewüthet, als gerade zu Venedig. Der Bürger hatte freilich dort alle mögliche Freiheit, seinen Kunstfleiß zu üben und seine Handelsspekulationen nach allen Weltgegenden hin auszubreiten; aber wehe ihm, wenn ihn der republikanische Gedanke erfaßte, an der Regierung, deren sich wenige Familien bemächtigt hatten, Theil nehmen, oder auch nur an derselben etwas aussetzen zu wollen! Er stürzte dann in einen Abgrund, aus dem ihn nichts zu retten vermochte. Das Büchlein ist übrigens mit vier vortrefflichen Kupferstichen nach Originalzeichnungen von Prout, einer Landcharte und dreizehn meisterhaften Holzschnitten geziert, und kostet doch nur 5 Schillinge oder 1⅔ Thaler.

Zu den bessern satirischen Werken, zu welchen unsere Zeit troz der gleichförmigen Abschleifung der Charaktere so vielen Stoff bietet, als jede andere, gehört ein Bändchen unter dem Titel Crotchet Castle. Die folgende Stelle malt mit lebhaften Farben den niederträchtigen Charakter eines großen Theils unserer Zeitschriften. Lady C. „Nun, ich will Ihnen ein Geheimniß sagen: ich schreibe gegenwärtig einen Roman.“ — Kapitän F. „Einen Roman!“ — Lady C. „Ja, einen Roman. Ich verschaffe mir dadurch Puz, Geschmeide und andere Dinge der Art, die mir Papa nicht kaufen will. Ich hatte mehrere Moderomane von diesem oder jenem Fashionable gelesen, und ich dachte bei mir selbst: das kannst du noch besser machen. Ich schrieb also ein Paar Kapitel und schickte sie als Muster an Hrn. Puffall, den Buchhändler, und schrieb ihm, es sey ein Theil eines Moderomans; er bot mir, ich mag nicht sagen, wie viel, wenn ich drei Bände daraus machte, und er wolle es überdies in allen Zeitungen für sein Geld als das Werk einer vornehmen Dame empfehlen lassen, die darin ihre Bekannten schonungslos an den Pranger stelle.“ — Kapit. F. „Sie haben das doch nicht gethan?“ — „Nein, ich überlasse das andern. Aber Hr. Puffall machte es zur Bedingung, daß ich es ihn solle sagen lassen.“ — Kapit. F. „Eine sonderbare Empfehlung!“ — „Es gebt jezt nichts anders. Sie können sich jeden beliebigen Charakter beilegen, und die Zeitungen drucken es, als käme es von ihnen selbst. So werden Sie denn eines Morgens meinen Roman als das „gelesenste Werk des Tages“ angekündigt finden. Dies ist Hrn. Puffalls Lieblingsausdruck; er läßt dies die Zeitungen von jedem Werke, das er herausgibt, sagen. Aber Sie sehen wohl, „des Tages“ ist ein sehr bequemer Ausdruck; es gibt darnach 365 „gelesenste Werke“ in einem Jahr, und noch eins mehr, wenn es ein Schaltjahr ist.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Fortsezung.)

Vorträge an der Sorbonne über deutsche Geschichte.

Vor solchen Zuhörern und von einem solchen Professor (deutsche Privatdozenten werden an Saint-Marc Girardin allerdings geseztes Betragen und Gründlichkeit vermissen) wird es nicht Wunder nehmen, zuweilen Stellen wie die folgende zu hören: „Möchten sich unsere Straßen mit der tapfern Jugend bedecken, die freudig der Grenze zueilt, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, die Marseillaise singend von Ort zu Ort, bis auf die Felder von Valmy und Jemmapes; möchten sich dort einige hunderttausend Sänger von gleichem Herzen, von gleich freudigem Sinne finden, die auf der Ebene unter dem Feuer des Feindes ihre Lieder nur unterbrächen, um ihre Patronen abzubeißen.“ Es ist begreiflich, daß diese und ähnliche Stellen der Gesinnung des Auditoriums nur Ausdruck und Worte leihen. Die folgenden Vorträge werden zeigen, ob Saint-Marc seine Zuhörer ebenso zu belehren, als zu begeistern versteht. Geistvolle Auffassung und lebendige Darstellung kann der Einleitung, die wir angehört, nicht abgesprochen werden. Den Schluß derselben macht eine Uebersicht der Geschichte des römischen Kaiserreiches, „das im langen Todeskampfe mit den Barbaren ringt, die es zertrümmern, indem es bisweilen noch Strahlen der alten Kraft und Herrlichkeit auswirft und gleichsam, wie sein Ahnherr, alle Falten seiner Toga ordnet, um mit Anstand zu fallen.“ In dem Sturme, der den Koloß dieses Reiches einstürzt, gewahrt der junge Geschichtsforscher zwei streitende Prinzipien, die um den Besiz der Herrschaft über Rom, wie überhaupt um den Besiz der Welt ringen: den Geist des Orients oder Despotismus, Verweichlichung und Altersschwäche — den Geist des Occidents oder Freiheit, Manneskraft und Jugend. „Nie hat der Orient, die Mutterstadt des Universums, die Emanzipation seiner Kolonie, des Occidents, anerkannt. Der Kampf beginnt in den Medischen Kriegen, und bald besiegt, bald Sieger, gewinnt der Orient durch sein Gold, durch die unwiderstehliche Verführung seiner Künste und Sitten immer wieder, was er durch Waffengewalt verloren hat. Nachdem Rom an die Stelle Griechenlands getreten ist, ist es Rom, gegen das er seine Angriffe richtet. Endlich entwaffnet zu Pharsalus im Lager des Pompejus, vernichtet zu Actium in dem des Antonius, beginnt er seine Eroberungen auf dem Wege der Intrigue und der Verführung wieder; er schleicht sich am Hofe des Augustus ein, er baut sich in Italien an (egyptische Monumente), er berauscht die Cäsare und beherrscht endlich die römische Welt. Aber die stoische Philosophie der Antonine stürzt ihn noch einmal; das Heer, der Senat bekämpfen ihn durch ihre Wahlen; indeß, er streitet gegen diese beiden Korporationen, in denen allein noch die ganze Kraft des abendländischen Geistes ruht, mit Glück; er sezt wieder Kaiser seiner Wahl auf den Thron, einen Commodus, Alexander Severus; Heliogabal ist seine lebendige Personifikation; von nun an erdrücken seine langsamen, aber sichern Schritte Alles. Der Senat, nur noch ein Schatten, unterliegt entkräftet; das Heer, das unter den Barbaren, seinen Soldaten, seine Anführer und Kaiser wählt, besteht zur Hälfte aus Ausländern und bedroht Rom mit einer neuen Gefahr. Der Sturz des römischen Kaiserthums ist nahe, der Augenblick gekommen, in welchem der Orient seine Herrschaft an sich reißt. Diokletian, der es noch zu retten gedenkt, verwandelt es in eine große orientalische Monarchie, deren Siz nicht mehr zu Rom, sondern in Nicomedien ist. Nun ist der Verfall entschieden. Kein Senat mehr, keine Wahlen des Heeres, keine Freiheit; der lezte Schimmer der römischen Republik ist erloschen. Nicomedien, Byzanz, Konstantinopel haben nichts mehr von Rom. Vergebens schmeichelt sich Konstantin, die römische Welt wieder aufzubauen, vergebens ruft er das Christenthum an, um die Leiche wieder ins Leben zu beschwören. Das Christenthum selbst geräth zu Byzanz in Verfall und macht sich auf, zu den Barbaren hinüberzuwandern, in denen der Keim der neuern Zeit liegt.“

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 71.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 24. März 1831.

— Komm und sieh den Spiegel
Dieses Golfs, weiteben und segelreich an;
Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Castellamare, Pompeji.

Eine der schönsten Spazierfahrten unter den vielen schönen, die man von Neapel aus machen kann, ist die nach Castellamare. Der Weg dahin ist schon an und für sich selbst einer der interessantesten, die es irgendwo gibt. Zwischen dem Vesuv, dessen Fuß man berührt, und dem Meere, längs der am Ufer sich über eine deutsche Meile lang und fast bis Torre del Greco ausdehnenden Fortsetzung der Stadt — denn die Oerter S. Giovanni a Teduccio, Portici und Resina stoßen alle an einander, so wie ersterer an Neapel — dann über die Ströme der Lava, die sich durch Torre del Greco und daneben vorbei ins Meer ergoßen haben, und wo links und rechts von der hergestellten Chaussee die üppigste Vegetation neben der chaotischen Zerstörung, die die Lava in der Breite, die sie einnahm, hervorgebracht hat, ein einziges Bild darstellt, endlich nahe an Pompeji vorbei, von dem man aber nur bei Torre dell' Annunziata den Hügel, unter dem es begraben lag, sieht, auf der rechten Seite beständig den Golf im Gesicht, — wo wäre in der Welt ein Weg diesem zu vergleichen!

So gelangt man in etwa drei Stunden an das östliche Ende des Golfs, da wo er einen, Neapel gegenüber gelegenen Winkel bildet, von welchem die Bergkette anhebt, die vom Monte St. Angelo bis an das Vorgebirge Massa, ehemals der Minerva, die eine Seite desselben ausmacht.

Castellamare liegt dicht an hohen und steilen Bergen, die unmittelbar vom Meer aus sich bis zu dem Gipfel des Monte St. Angelo erheben, welchen man daher von der Stadt aus nicht sehen kann. Da dieser Berg der höchste in der Nachbarschaft von Neapel (4450 — 4480 Fuß) und also im Winter häufig mit Schnee bedeckt ist, so versieht er Neapel mit diesem unentbehrlichsten Ingrediens ihrer berühmten Sorbetti. Die Stadt, die sich längs dem Ufer hin erstreckt, hat einen schönen Quai am Hafen, welcher nächst dem von Neapel der einzige im ganzen Golf ist. Außer vielen Handelsschiffen liegt gewöhnlich die königliche Marine hier vor Anker, und die Kriegsschiffe werden auch auf den hiesigen Werften gebaut.

Die meisten Fremden und die Reichen der Hauptstadt bringen hier den Sommer zu, weil die Hitze weit geringer als dort ist. In dem Lustschloß Qui si sana, (hier wird man gesund) genannt, verweilt ebenfalls die königliche Familie oft in den Sommermonaten. Es ist nur klein und unterscheidet sich übrigens durch nichts von einem gewöhnlichen Landhause, aber es liegt sehr reizend in einem Park auf der ersten Anhöhe. Die Fremden wohnen gewöhnlich in einer Gegend, die „Votichelle“ genannt, die von der Stadt aufwärts nach Qui si sana hin liegt, und wo es mehr ländlich ist, als unten an der Marina. Und doch klagen die, welche die Stille des Landlebens lieben, daß hier im Sommer sich ein kleines Neapel bildet.

Tout comme chez nous! denn dieselben Klagen hörte ich in Baden bei Wien aussprechen, wo ebenfalls dann ein kleines Wien entsteht. Diese gehen daher lieber nach Sorrent, wo man viel ruhiger und geräuschloser lebt, und zwar aus dem guten Grunde, weil man nicht zu Wagen, sondern blos zur See dahin kommen kann, denn die Gebirgswege zwischen Castellamare und Sorrent sind kaum für Esel gangbar. Im Gegentheil hat man nach Castellamare die Wahl zwischen der schönen Chaussee und der Wasserfahrt das Ufer entlang; der Weg ist auf beide Art in ein Paar Stunden gemacht, und mehrere Male des Tages gehen öffentliche Kutschen und Barken dahin ab. Die reizende Lage, die Frische der Luft, mineralische und Seebäder, alles vereinigt sich mit dieser Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Kommunikation, um die Menge anzuziehen und zu versammeln.

Mannigfaltig sind die Exkursionen, die man bei einem längern Aufenthalt von hier aus in die benachbarten Gebirge machen kann; aber wenn man sich auf das Nächste beschränken und nicht den Monte S. Angelo besteigen will, so kann man in einem Nachmittage auf immer bereit stehenden Eseln einen sehr angenehmen Spazierritt machen. — Der Weg geht längs der Marina hin, die sich sanft bis zu einer Anhöhe erhebt, auf welcher am schroffen Ufer eine Kirche bei dem kleinen Ort Puzzano sehr malerisch liegt. Von hier steigt man auf die Hügelkette, die Castellamare in einem Halbzirkel umgibt und mit einem dichten Wald von ächten Kastanienbäumen bewachsen ist. Die Aussicht auf Golf und Vesuv ist zuweilen von hohem Gehölz unterbrochen und wird dadurch noch anziehender, und indem man die Natur zu bewundern nicht aufhören kann, bietet auch die Industrie ein überraschendes Schauspiel dar. Vertieft im Anschauen dieser reizenden Gegend, wird man bald durch ein Geräusch, dem einer Kugel auf den Kegelbahnen ähnlich, das man über sich in der Luft schwirren hört, aus dem angenehmen Traume geweckt. Aufblickend, wird man nun erst mehrere Stricke gewahr, die über die Kastanienbäume weg, von Anhöhe zu Anhöhe gezogen sind, und an welchen Reisigbündel an hölzernen Hacken, vom höchsten Gipfel der Berge, wo gemeinere Holzarten wachsen, bis ans Meer heruntergleiten. Da, wo — wenn ich so sagen darf — eine Station ist, steht ein Arbeiter, der das ankommende Bündel von dem Strick, an welchem es bis dahin heruntergekommen ist, abhackt und an den folgenden, welcher immer nahe dabei befindlich ist, anhängt, an welchem es wieder die nächste niedrigere Station erreicht, und so immer von einer zur andern fortgehend, gelangt das Holz sehr schnell über die hohen Kastanienbäume weg, von oben herab bis ans Meer, wo es in Schiffe geladen wird. Diese ununterbrochen über dem Kopf schwebenden und schwirrenden Reisigbündel beleben die einsame Gegend auf eine ganz eigenthümliche Weise.

Mitten durch diesen Kastanienwald kommt man auf der Höhe an eine Mauer, die den Park einschließt, in welchem Qui si sana liegt. Man ist hier genöthigt, den Ciuccio, so wird hier der Esel genannt, der im italienischen Sommaro heißt, zu verlassen und zu Fuße durch den Park nach dem Monte Coppola zu wandern, welcher den Halbzirkel dieser Bergumgebung schließt. Von da herabsteigend, kommt man durch das vorerwähnte Quartier le Botichelle, wo damals, Ende Septembers, noch mehrere englische und deutsche Familien wohnten, und unmittelbar darauf in die daran stoßende Stadt zurück.

Da die meisten Fremden auf einige Monate hieher kommen und Privatwohnungen miethen, so sind die Wirthshäuser, das einzige Albergo reale ausgenommen, schlecht.

Nachdem wir hier die Nacht zugebracht, ritten wir am andern Morgen auf unsern Eseln nach Pompeji, welches nur eine Stunde weit entfernt ist. Im Vorbeigehen wollten wir die nahen Ruinen von Stabiae sehen, und unsere Führer brachten uns auch wirklich durch die schönsten Gärten, die ganz offen an dem Abhange eines Hügels gelegen waren, und in welchen Pomona ihre ganze Fülle ausgebreitet hatte, an einen in den Berg hineingebauten Keller. Da er aber verschlossen war, denn er enthielt einen ansehnlichen Vorrath von Wein, und Niemand sich fand, der uns hätte aufschließen können, so mußten wir unser Vorhaben aufgeben. Dieser Keller ist der Eingang zu einem unterirdischen Raume, der die bis jezt entdeckten Ruinen von Stabiae in sich schließen soll. Oben auf dem Rücken des Hügels will man indeß einige alte aufgefundene Mauren auch noch dazu rechnen.

Durch ein paradiesisches Thal, bewässert von dem Fluß Sarno, dessen Mündung in den Golf den Hafen von Pompeji bildete, kommt man erst auf die große Landstraße von Neapel nach Salerno, bald darauf an einen Seitenweg, an welchem man mit erwartender Ungeduld die Inschrift liest: „Strada di Pompeji,“ und in wenig Minuten befindet man sich vor dem Eingange dieser wunderbaren Stadt an dem Hause des Diomedes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Beschluß.)

In Leiden fand St. Aldegonde Gelegenheit, einen Mordanschlag auf den Prinzen Moritz, auf dessen jüngern Bruder Friedrich Heinrich, auf den Herrn von Olden-Barneveld und seine eigene Person glücklich zu entdecken und zu verhüten. Die Person, welche zu dem Bubenstück sich hergegeben und von den Spaniern bezahlt worden war, bekannte noch vor der Folter, was man zu wissen brauchte; die Hauptschmach fiel auf den Grafen von

Parlaiment; das Hauptmotiv war, nach den meisten Berichten, ein leidenschaftlicher Glaubenshaß gegen diese Männer gewesen. Dieser Haß traf sogar später, von Seite der Spanier, selbst den Herzog von Parma, weil dieser, durch richtigere Kenntniß des niederländischen Volkes und seiner Gemüthsstimmung und durch die Unzulänglichkeit aller bisher angewandten Zwangsmittel belehrt, die Nothwendigkeit eingestand, zwei Religionen in diesem Lande zulassen zu müssen. Marnix theilte diese Ansicht und Aeußerung Alexander Farnese's in seiner apologetischen Antwort mit; aus ihr erklärt sich auch, warum seine Hochachtung gegen einen Fürsten sich erhielt, welchem zur Beschwichtigung der Leidenschaften in den Niederlanden blos dieser Entschluß religiöser Toleranz noch gefehlt. Aber die fanatischen Spanier und die übereifrigen Kalvinisten verdarben die Sache gleich sehr und machten jede Annäherung der Gemüther unmöglich.

Die lezten politischen Verrichtungen, zu welchen St. Aldegonde sich brauchen ließ, bestanden in Untersuchung und Schlichtung eines jener vielen traurigen und trübseligen Zwiste, welche die politische und die Kirchengeschichte der vereinigten Niederlande periodenweise so unerträglich machen; der Handel drehte sich besonders um die Person des Predigers Kornelis Wiggers zu Hoorn; sodann aber in einer Sendung in den Angelegenheiten des Fürstenthums Oranien, das der Prinz Moritz wiederzugewinnen strebte; sie hatte aber schlechten Erfolg, aus Ursachen, welche dem Geschichtskundigen zur Genüge bekannt sind.

Unsern Helden überraschte ein unschmerzhafter Tod zu Leiden am 15. Wintermond 1598, in einem Alter von sechszig Jahren. Er ward erst zu Leiden, sodann aber in der Kirche zu Westsouburg, zu einer seiner Herrschaften gehörig, feierlich beigesezt.

Von seinem persönlichen Charakter, seiner Gefühl- und Denkweise, seinen Sitten und Manieren kann nur das Beste gesagt werden. Seine Anhänglichkeit an das Haus Oranien und besonders die Person Wilhelms I. ging bis zur Schwärmerei, und dennoch führte er stets eine freie, männliche, oft starke Sprache demselben gegenüber, und nicht selten waren die beiden Freunde über wesentliche Punkte, oder vielmehr über das Wie und Womit, verschiedener Meinung, ohne daß solches der Innigkeit ihres Verhältnisses Eintrag gethan hätte. Dies war besonders bei Erscheinung der berühmten Apologie des Prinzen wider das spanische Achtmanifest der Fall, vielleicht das einzige Mal, wo die persönliche Leidenschaft über den kalten Verstand des Schweigenden Meister geworden. St. Aldegonde befand sich gerade in Frankreich, als er die merkwürdige Schrift, welche er und viele Andere sonst in mehrfacher Hinsicht für ein Meisterstück erklärt haben, zu Gesicht bekam. Als er sie durchlesen hatte, rief er hastig aus: „Nun ist der Prinz ein todter Mann!" Aber der Erfolg zeigte sich gleichwohl günstiger, als er geglaubt hatte.

Alle seine Antworten und Bemerkungen zeichneten sich durch Raschheit, Kürze und Schärfe aus; auch besaß er einen ungewöhnlich schnellen Ueberblick der Dinge und überraschende Geistesgegenwart. Als er in den lezterwähnten Angelegenheiten von Orange seinen Weg über Avignon, somit eine päbstliche Stadt, genommen, ward er in dem Hotel des französischen Feldmarschalls zur Tafel gezogen, und traf dort nebst andern vornehmen Gästen auch den Erzbischof von Aix, de Vallegrandi, und den bekannten Jesuiten Dr. Cotton an, welch lezterer die Stelle des miteingeladenen, aber nicht erschienenen Legaten, Kardinal Aquaviva, vertrat. Der gelehrte Pater leitete, nach der Manier seiner Ordensbrüder, das Gespräch zu Ende der Mahlzeit auf religiöse Gegenstände, und selbst auf den Primat des Pabstes. St. Aldegonde suchte auf seine Weise auszuweichen, und bemerkte, es sey gefährlich, in einer päbstlichen Stadt scherzhaft die Rechte des Pabstes zu erörtern; es könnte leicht in der Hitze der Debatten etwas sich ergeben, was man als Crimen laesae deuten würde. „Wohlan denn, erwiederte Dr. Cotton, untersuchen wir die Frage: ob das Ansehen der Kirche größer sey, als dasjenige der heiligen Schrift?" Marnix ging ein und legte dem Gegner so spitzfindige Dilemmen vor, und führte seine Sache so geistreich durch, daß die geistlichen Herrn verwundert einander anblickten, in große Verwirrung geriethen und sich so gut als geschlagen geben mußten.

Eine Reihe ausgezeichneter Männer seines Vaterlands und anderer Nationen hat Marnix einen reichen Tribut von Bewunderung gezollt, und die Geschichtschreiber haben sich vielfach mit ihm beschäftigt. Unter den vielen führen wir nur einige mit schlagenden Stellen an; so z. B. nennt ihn Hugo de Groot einen Mann von unermeßlichem Wissen und tiefer Gelehrsamkeit, und stellt ihn als eine weitstrahlende Leuchte und als einen Gegenstand der Bewunderung aller Völker hin. Der geniale Hooft, Niederlands Tacitus, erklärt ihn für eine überwiegende Intelligenz (overvliegend vernuft). Melchior Adam, der allberühmte Biograph der Heroen der Reformationsperiode, rühmt ihn als einen tiefsinnigen Geschichtsforscher und gründlichen Publizisten, welcher schärfer und genauer als irgend ein anderer die geheimen Entwürfe der spanischen Zwingherrschaft bis in ihre lezte Wurzel verfolgt, und zugleich als einen politischen Propheten, dessen Weissagungen in England, Deutschland und Polen nur allzusehr sich bewährt haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Vorträge an der Sorbonne über deutsche Geschichte.

Kühn, wie diese Ideen sind, gewinnen sie noch einen eigenthümlichen Reiz durch eine äußerst glückliche Auswahl von Anekdoten, Charakterschilderungen und wahrhaft dramatischen Bildern, mit denen der Redner seinen Vortrag reichhaltig und anziehend zu machen gewußt hat. Fügen wir hier noch einige seiner Ansichten über Deutschland selbst bei, an welchem er noch immer die Physiognomie des Mittelalters, dessen eigentliches Vaterland es war, bemerken will. „Es hat diese Physiognomie beibehalten, ungeachtet der Vergrößerung der kaiserlichen Macht, ungeachtet der Gründung der preußischen Monarchie, ungeachtet des Unterganges einer Menge kleiner Herrschaften, die seit dem westphälischen Frieden mit reißender Schnelligkeit verschwanden, und hauptsächlich troz der gewaltsamen und wiederholten Eingriffe des größten Feindes des Mittelalters: Bonaparte's, der Deutschland zerstückelte nach seinen willkührlichen Einfällen und Interessen, indem er Staaten schuf und auflöste, die Grenzen der Gebiete veränderte, vergrößerte und beschnitt, die Völker von einem Fürsten an den andern übertrug, dem einen nahm, was er dem andern gab, und Vieles für sich selbst zurückbehielt.“ Das, was Girardin einen Mischmasch (tripotage) der Staaten und Gebietstheile nennt, hat, seiner Ansicht zufolge, einen glücklichen Einfluß auf die moralische Einheit Deutschlands gehabt. „Was sollen die Völker denken, ruft er aus, die sich ohne Unterlaß von einem Scepter an einen andern übertragen sehen? Sollen sie sich nach dem ewig wechselnden Text der Traktate heute als Badener betrachten, oder als Baiern, was sie gestern gewesen sind, morgen als Würtemberger, übermorgen als Preußen oder Hessen? Nein, sie denken, sie seyen alle Deutsche, und anstatt der vielerlei, nach dem Wind der Diplomatie hin und her schwankenden Vaterlande haben sie sich ein Idealvaterland gebildet, das nicht unter ihren Füßen entweicht: Deutschland. Für Schwaben, Preußen, Braunschweiger gibt es nur Ein Deutschland, das alte, heilige Deutschland.“ Allein woher kommt es, ungeachtet so vieler Ursachen, die Deutschlands moralische und materielle Einheit bedingen mußten, daß das alte, heilige Deutschland noch immer in dieser Zerstückelung beharrt? Girardin findet die Antwort auf diese Frage darin, daß Deutschland noch niemals eigentlich ein eroberndes Reich war, und selbst die Eroberungen, die es machte, nur kurze Zeit behauptete. Es ist einleuchtend, daß diese Ansichten, so kurz und oberflächlich hingestellt, nur als Andeutungen betrachtet werden können, die erst im Verlauf der Vorlesungen eine tiefere historische Begründung erhalten müssen. Die Ursachen von Deutschlands innerer Trennung namentlich werden, wie sich erwarten läßt, noch aus andern geschichtlichen Momenten entwickelt werden.

Hört man außerdem den jungen Professor rundweg sagen: der Wiener Kongreß habe sich mit nichts als dem absoluten Königthum beschäftigt, er habe nur zu Gunsten des alten Regimes gearbeitet; er sey vorzüglich gegen Frankreich gerichtet gewesen, und deshalb habe Frankreich am 30. Juli das Gebäude gestürzt, welches er vor fünfzehn Jahren gebaut hatte — hört man dieses, oder: „Frankreich hat sein Uebergewicht und sein politisches Ansehen wieder gewonnen, die Augen der Völker wenden sich zu ihm, wie zu dem Vaterlande der Freiheit“ — so wird man nicht mehr zweifeln, daß Girardins geschichtliche Vorlesungen nicht blos in den Gemüthern der Jugend von Paris Wiederklang finden. Die Worte Cousins, die einst in den Hörsälen der Sorbonne vernommen wurden: „Der Krieg hat zum Zweck, die Bestimmung der Völker zu beschleunigen, die Nationen im raschen Laufe dahin vorwärts zu stossen, wohin sie der Friede nur langsam leitet,“ diese Worte tönen, freilich unter mancherlei Variationen, durch ganz Frankreich wieder. Kein Wunder daher, wenn Vorlesungen an der Sorbonne, in gleichem Geiste gehalten, mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen werden und auch außer den Hörsälen, in allen Blättern wiederhallend, die Bergpredigten der kirchlichen Reformatoren aus der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängen, oder vielmehr ihnen die Neugierde des Publikums entziehen. Denn mehr als dies war es bis jezt denn doch nicht, was in die Betsäle der St. Simonisten oder in die deutsche Messe des Abbé Chatel Zuhörer lockte.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Bücher.

A Selection from the Papers of the Earls of Marchmont, herausgegeben von Sir G. H. Rose, ist ein Werk, welches in vielen Punkten neues Licht auf die englische Geschichte der leztern Hälfte des 17ten und auf die des 18ten Jahrhunderts wirft. Aber auch für den gewöhnlichen Leser findet sich manches Interessante darin, besonders mehrere Briefe von A. Pope.

Kapitän F. W. Beechey hat seine „Reise nach dem stillen Meere und der Behringsstraße, zu Unterstüzung der Polarexpedition“ in zwei mit Kupfern gezierten Quartbänden herausgegeben. Es soll sowohl in wissenschaftlicher, besonders in hydrographischer Hinsicht, als in Beziehung auf Menschenkunde lesenswerth seyn; da ich es aber noch nicht gesehen habe, so gebe ich einstweilen einen Auszug daraus, welchen das **Atheneum** mittheilt, eine Literaturzeitung, die ich sowohl in Hinsicht auf Geschmack, als Gewissenhaftigkeit, neben dem **Spectator**, als politisch-literarisches Blatt vor allen andern englischen Zeitschriften empfehlen möchte.

Empfang auf der Osterinsel. „So wie die Böte sich dem Lande näherten, kündigte sich die Freude der Eingebornen durch ein Geschrei an, vor welchem man die Stimme der Offiziere nicht zu hören vermochte, und unsere Böte waren, ehe sie noch den Strand erreichten, von mehreren hundert Schwimmern umgeben, die sich an den Seiten, dem Hintertheile und Steuerruder festhielten, bis solches nicht mehr zu regieren war. Sie schienen alle freundlich gesinnt zu seyn, und keiner kam mit leeren Händen. Bananen, Yams, Pataten, Zuckerrohr, Neze, Gözen u. s. w. wurden zum Verkaufe angeboten, und manches sogar in's Boot geworfen, indem sie es ihren Gästen überließen, sie nach Belieben zu entschädigen. Unter der umgebenden Menge befanden sich viele Frauenspersonen, welche so begierig, wo nicht noch begieriger waren, als die Männer, in die Böte zu kommen; sie versuchten alle möglichen Mittel, um die Mannschaft zu bewegen, sie hineinzulassen. Sie hätten uns aber nur gehindert und man wäre ihren Diebereien ausgesezt gewesen. Inzwischen wurden die Böte durch das Gewicht der Menschen, welche daran hingen, so herabgezogen, daß die Mannschaft, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zum Stock greifen mußte, um sie fern zu halten. Die Eingebornen zeigten sich dadurch nicht im geringsten beleidigt, sondern kamen, sobald sie die Leute anderwärts beschäftigt sahen, sogleich wieder. Es befanden sich dicht am Bord mancherlei Dinge, welche die Schwimmer sehr hoch zu schäzen schienen, und da die Böte durch die daran hängende Menge tief hinabgezogen waren, so fanden sie Mittel, manche dieser Gegenstände zu stehlen, obgleich die Mannschaft ihnen sehr genau auf die Finger sah.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. März 1831.

Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.
Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.

Uhland.

Der Gerichtshof der Liebe.

Seit die Franzosen die Geschichte ihres Landes fleißiger nach den Quellen studiren, was bisher von ihnen zu sehr vernachläßigt worden ist, und dabei immer mehr die Wahrheit des Wortes fühlen, daß nicht die Freiheit eine Neuerung ist, sondern die Sklaverei, überzeugen sie sich auch, daß einmal im Süden ihres Landes, in den Troubadours, eine der lieblichsten Blüthen der Poesie gesproßt hat, freilich einer Poesie, die von ihrer heutigen und jeder im jetzigen Frankreich möglichen, so wesentlich verschieden ist, als die Freiheit im Mittelalter von der jetzigen politischen Freiheit in Frankreich. Die französischen Unterhaltungs- und Literaturblätter, so wohl die von klassischem, als die von romantischem Charakter, beschäftigen sich in neuerer Zeit häufiger mit Poesie, Literatur und Geschichte des Mittelalters, und es ist dieß ein Beweis, daß sie anfangen, im Mittelalter, in seinen Formen und Bestrebungen, mehr zu sehen, als ein barbarisches Chaos. An der Art, wie sie ihre Leser über diesen Gegenstand unterhalten, merkt man indessen oft, daß er ihnen noch nicht so geläufig ist, als unsern Geschichtsmalern. Eine Probe dieser Schildereien aus dem Mittelalter wird den Lesern nicht unwillkommen seyn.

* * *

Ein alter Minstrel erzählt: Ihr schönen Herrn, geschwind herbei mit dem rothen Weine von Die und den Feigen von Maloesso! so erscholl der Ruf von allen Seiten; denn heute war großes Fest auf dem edlen Schlosse Romanin. Phanie von Ganthelme, die reizende Burgfrau, hatte sich mit dem Hahnenschrei von ihrem Lager erhoben, hatte ihren hohen Kragen, ihre Schnabelschuhe, die silberne Krone und den blauen Leibrock angethan, um den sich der Knotenstrick, des Witthums traurig Zeichen, schlang. Denn es war gar lieblich anzusehen, wie die Gäste im reichsten Schmucke angezogen kamen und tausenderlei galante Spiele trieben, der mächtigen Edelfrau zu Ehren; die Pagen tummelten ihre Rosse, die Ritter schwangen die Lanze; sämmtlich trugen sie die Emprise ihrer Minne am Arme und die Farben der Dame ihres Herzens. Die Grafen erkannte man an der Krone, mit der Perlenreihe darüber, die Edelknappen am bebuschten Helme, die Ritter an den goldenen Sporen, und die Herolde am Wappenrock und Stab.

Rings um das Schloß drängten sich in Haufen die Insassen von St. Remi, und um auch ihre Lust zu haben, wie es nicht anders billig war, feierten sie das muntere Fest des Abbé de la Jeunesse. Hier war nichts von Goldstoff, nichts von Sammtwämsern zu blicken; aber aus den Augen des jungen Volkes leuchtete noch erquicklich die urväterliche Einfalt, und die Aeltern stimmten Lieder an, denn der Gott von Booz und Noemi hatte den Weizen sprießen und die Oliven lustig keimen lassen.

Hört ihr? der Zwerg oben auf dem Thurme stößt ins Horn; die Herolde schwingen die Stöcke aus Rosenholz und lassen dreimal den uralten Ruf erschallen: „Ro-

spect aux Dames!“ Alsbald thut sich das Thor auf und da liegt die große Halle in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Halb erschlossene Blumen, die lieblichen Kinder des Frühlings, bedecken den Boden, wo sonst nur künstliches Stickwerk zu blicken ist; Gewinde aus Myrrthen, Granatblüthen und Majoran wiegen sich sanft im Morgenwind an der Decke; ihre Züge beschreiben sinnige Devisen, und kleine Vögel hüpfen darauf und zwitschern minniglich, wie mitten im Gehölze. Auf einer Bühne, mit Rosmarin und Lorbeer bestreut, sitzen die Damen, die Richterinnen am Gerichtshofe der Liebe. Die oberste ist Phanie von Ganthelme, mit dem Lilienstengel, dem Sinnbild der Reinheit und Tugend. Adalazie von Avignon trägt den stolzen Amaranth; die Gräfin von Die hat sich die melancholische Ringelblume gewählt; Clarettens von Baux blondes Haupt ist mit einem Veilchenkranze geschmückt, und die Knospe der weißen Rose erschließt sich auf der Stirne Elvonnens von Sabran. Und so haben Wonne und Wehmuth, die geheimen Gefühle unseres Herzens alle, ihre sinnigen Blumenbilder: so ist die Schwerdtlilie die Liebesgluth, die Tulpe der hochfahrende Sinn, die Narzisse die Gleichgültigkeit, die Anemone die Zärtlichkeit und die Nelke die Unbeständigkeit.

Doch sieh! bereits haben die Jongleurs zur Fidel und Manicarde gegriffen. Lustig in raschem Takte schwirren ihre Saiten zu den Sprüngen ausgelassener Lust; die einen treiben das Rad mit siebzehn Saiten, andere werfen künstlich nach der Musik Kugeln von Elfenbein in die Luft und fangen sie wieder auf; wer nichts Künstlicheres zu treiben weiß, rasselt mit Castagnetten und Schellen oder schlägt den Takt mit Trommeln und Cymbeln. Nun beginnt der Gesang der Troubadours. Schwellend rauscht sie auf, die süße, schmelzende Stimme, begleitet von den Tönen der Mandore. Jezt malt sie die Liebe als wilde Leidenschaft, ihre Qualen, ihre Verzweiflung — da schallt sie voll durch das weite Gewölbe; jezt ihre schmerzlich süße Lust, ihre Leiden, ihre Bitterkeit — da sinkt die Stimme allgemach und erstirbt in einem wollüstigen Hauche. Ja, ich muß sie nennen, diese lustigen Meister der heitern Kunst: da ist Guiraud von Calouson; er singt vom ewigen Bunde zwischen Musik und Dichtkunst; da ist Pierre Vidal; er erzählt die wunderbare Geschichte vom Ritter Amor, seiner würdigen Gemahlin Gefälligkeit, seiner Enkelin Schaam, und seinem Stallmeister Biedersinn; Cunelier, der vielgewandte Troubadour aus Armorika, weiß zu berichten, wie ein tapferer bretagnischer Ritter das Gesetzbuch der Liebe im Walde Broceliande fand. — Nun trat ein Jüngling vor mit dem Gesetzbuch der Liebe und las wie folgt:

„Die Ehe kann gesetzlich nimmer als Entschuldigung wider die Liebe dienen. — Wer von der Verstellungskunst nichts versteht, kann nicht lieben. — Niemand kann zwei Herzensangelegenheiten zumal haben. — Die Liebe ist allzumal entweder im Zunehmen oder im Abnehmen. — Wird die Liebe durch den Tod geschieden, so bleibt der überlebende Theil zwei Jahre lang verwittwet. — Im Hause der Kargheit schlägt die Liebe ihren Wohnsitz nimmer auf ꝛc.“

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

(Fortsetzung.)

Es kann keinesweges mein Vorsatz seyn, diese einzigen Alterthümer, die in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben, nur einigermaßen genau oder vollständig beschreiben zu wollen. Aber einzelne Notizen, vielleicht etwas noch nicht Bekanntes — und hier bringt jeder Tag etwas Neues — endlich den individuellen Eindruck, das darf auch wohl der Profane geben.

Gleich vorn am Anfange der Strada de' Sepolcri, welche nach dem Thore führend, gewissermaßen die Vorstadt bildet, liegt jenes sogenannte Haus des Diomedes. Es ist das größte und schönste von ganz Pompeji und war auch, wenn ich nicht irre, eines der ersten, die man entdeckte. Hier war es, wo man in einem unter der Erde nach dem Meere zu laufenden Gange die Skelette des Hausherrn und einiger seiner Sklaven fand, die sich dort hindurch zu retten suchten, den erstern mit einem Bund Schlüssel in der Hand, die andern kostbares Hausgeräth tragend. In einem andern dieser Gänge fand man mehrere weibliche Sklette und sieht noch an der Wand den Abdruck der Brust einer dieser Personen, an der Stelle, wo sie der Aschenregen (der, vermuthlich mit Wasser vermischt, durch die Seitenöffnungen eindrang) begrub. Gleichzeitig entdeckte man diesem Hause gegenüber ein prächtiges Grabmahl, dessen sehr wohlerhaltene Inschrift es als dasjenige eines Diomedes bezeichnet. Da man damals noch nicht wußte, daß man sich am Anfange einer ganzen Reihe von Grabmälern befand, die bis ans Thor reicht, und die man daher später Strada de' Sepolcri genannt hat, so hielt man dieß kostbare Denkmal für ein abgesondertes, und schloß etwas voreilig, daß es dem Besitzer des gegenüberliegenden Hauses möge angehört haben, da eines so ansehnlich ist wie das andere, und so kam dieß Haus unverdienter Weise zu jener Benennung.

Unter den Monumenten, die längs dieser Straße bis zum Thore hin auf beiden Seiten stehen, sind die meisten vollkommen erhalten, selbst die zartesten Gegenstände der Basreliefs sind ganz unversehrt, und scheinen wegen der blendenden Weiße des Marmors eben aus der Hand des Bildhauers zu kommen. Einige besonders sind von der schönsten Arbeit.

Jeden, der in das Thor des alten Pompeji eintritt, muß wohl, so viel er auch durch Lesen von Beschreibungen und Ansicht von Abbildungen auf diesen Anblick und Eindruck vorbereitet worden, ein ganz eigenes, unbeschreibliches Gefühl anwandeln. Man steht in einer alten, ganz erhaltenen Stadt, in welcher nur ein Sturmwind die Dächer abgedeckt und für einen Augenblick die Einwohner daraus verscheucht zu haben scheint. Wandelt man in den Straßen auf und ab, so ist es, als ob man auf jedem Schritte den Wiederkehrenden begegnen müßte. Wäre der mannigfaltige Hausrath an Ort und Stelle geblieben, so würde nichts fehlen. Doch stört dieß kaum die vollkommene Täuschung, und alle Alterthümer in Rom zusammengenommen, so groß, so einzig sie in ihrer Art auch sind, vermögen weder dieses, noch auch nur ein ähnliches Gefühl hervorzubringen. Denn überall ist da das Neue neben dem Alten vorherrschend, und selbst vom Innern des Colosseums aus kann man, selbst ohne des Kreuzes in der Mitte zu gedenken, dem Anblick der Häuser und Kirchen des neuen Roms nicht entgehen. Wie so ganz anders hier! Auch nicht ein einziger Gegenstand erinnert an die jetzige Zeit, und nur der leidige Cicerone, denn man darf nicht ohne Führer herumgehen, verhindert, daß die Illusion — was sage ich? — die Wahrheit selbst ihre vollkommene Wirkung hervorbringe.

Ich schweige vom wunderbaren Eindruck, welchen das großartige Forum macht, das der hohe Tempel des Jupiter würdig beherrscht, von der ansehnlichen Basilika, dem Tempel der Isis, den Theatern u. s. w. Denn alles dieß ist ja so oft beschrieben worden. Aber der neuesten Ausgrabung muß ich erwähnen, da sie erst ganz kürzlich angefangen worden, und in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, noch nicht vollendet ist.

An der linken Seite der Stadt, nicht weit von der Mauer entfernt, die erst Murat ringsum hat aufdecken lassen, hat man ein großes Haus, nach dem des Diomedes wohl das größte, aufgegraben. Diese Arbeit war damals ihrer Vollendung nahe. Man hat dieß Haus das des Meleager genannt, weil dieser gleich am Eingange links auf einem Wandgemälde abgebildet ist. Einen oder zwei Tage vor meinem Besuch hatte man erst die hintere Wand dieses Hauses aufgedeckt, und ein schönes Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend, dort gefunden. Noch ein Dutzend kleinerer Gemälde ist an den andern Wänden befindlich. Jene hintere Wand ist noch dadurch merkwürdig, daß man eine mit Gewalt hereingebrochene Oeffnung darin sieht, durch welche ohne Zweifel die Besitzer dieses Hauses einige Zeit nach der Katastrophe sich durchgruben, um Gegenstände von Werth daraus zu retten.

Wie Alles, was nur der Transportation fähig ist, nach und nach aus Pompeji ins Museum wandert, davon sah ich diesmal einen auffallenden Beweis. Vor nicht länger als sechszehn Monaten, als ich das erstemal hier war, befand sich in einem der größern Häuser ein schöner Fußboden von Mosaik, auf welchem nahe an der Thürschwelle mit schwarzen Buchstaben die Worte ausgelegt waren: „Cave canem.“ Jezt hat man ihn, so wie früher schon die meisten und besten Wandgemälde, die aus den Wänden herausgesägt worden, ins Museum gebracht.

Daß man gleich Anfangs Alles, was nicht nied- und nagelfest war, wegnahm und in Sicherheit brachte, war allerdings nothwendig. Aber ist es nicht traurig, daß man genöthigt zu seyn scheint, diese Vorsichtsmaßregeln auch auf feste Gegenstände, die gewissermaßen einen Theil der Häuser selbst ausmachen, auszudehnen? Wie interessant würde es seyn, wenn man alle Gegenstände an dem Ort, wo und wie sie gefunden worden, noch dort sähe! Die meisten müssen durch ihre Versetzung an eine Stelle, wo sie mit andern ganz fremdartigen in Berührung kommen, gänzlich ihre Bedeutung verlieren; so z. B. jenes Cave canem. Unmittelbar an der Schwelle eines Hauses waren diese Worte an ihrem Platz, aber was können sie nun noch, eingeschlossen in den Schrank eines Museums, bedeuten?

Ich war Anfangs geneigt, dieses Verfahren zu tadeln, ja in meinem Aerger ging ich so weit, zu denken: „es fehlte nur noch, daß man die Häuser, Tempel und Theater selbst wo anders in Sicherheit brächte.“ Aber ich wurde hier bald eines Bessern belehrt, indem ich von einem würdigen Gelehrten, der im Museum selbst thätig ist, erfuhr, daß jenes schöne Mosaik mit Cave canem (welches ich seiner Zusammensetzung nach für unzerstörbar gehalten, da es ganz bedeckt war und übrigens durch darauf gelegte Bretter leicht vor dem Betreten verwahrt werden konnte) halb zertrümmert ins Museum gebracht worden ist.

Der Mann, der mich hierüber belehrte, fügte hinzu, daß nicht sowohl das physische, sondern, wie er sich scherzend ausdrückte, das politische Klima zu diesen Maßregeln nöthige, unter lezterm nicht nur die Sorglosigkeit, sondern vornämlich die Gewissenlosigkeit der Aufseher verstehend, die an jeder Wand für ein paar Carlin kratzen und schaben lassen, oder die Gemälde, um sie sichtbarer zu machen, mit Wasser besprützen und dann mit ihren Schnupftüchern abwischen, wie ich selbst mehr als einmal gesehen habe. Ja von dem, was mir, wie ich oben bemerkte, im Aerger entfallen war, möchte man beinahe wünschen, daß es ausführbar wäre. Denn die Häuser selbst fangen schon an einzufallen, und einige, deren Mauern noch vor ganz kurzer Zeit, wie die aller übrigen, bis an's Dach reichten, sind bis auf den Grund und fast bis auf die lezte Spur gänzlich verschwunden, so daß, wie mein Gewährsmann bedauernd be-

merkte, man bald die neuen Ruinen von Pompeji in den alten wird suchen müssen.

Nach einigen der angenehmsten und lehrreichsten Stunden, die ich je erlebt, kehrte ich über Torre dell' Annunziata nach Neapel zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Messe für Kosciusko. Die St. Simonisten.

So sehr es in der Natur der Sache liegt, daß politische Regenerationen auch religiöse Umwälzungen nach sich ziehen, und umgekehrt religiöse Reformationen politische Revolutionen, wie denn z. B. in Deutschland zunächst neben Luthers Lehre der Bauernaufruhr sich gestaltete, so muß man dennoch gestehen, daß Lamenuais eben sowohl, als Abbé Chatel und die St. Simonisten eine sehr ungünstige Zeit zu ihren Versuchen kirchlicher Umgestaltungen gewählt haben. Wenn die politischen Revolutionsversuche neben der großen Kirchenreformation des 16ten Jahrhunderts nur Nebensache blieben und spurlos zu Grunde gingen, so möchte dies jezt inmitten so großer politischer Bewegungen wohl auch mit den kirchlichen Reformationen der Fall seyn. Der in den jüngsten Tagen von Paris über ganz Frankreich ergangene Bildersturm der Kreuze dürfte sowohl für die alte Kirche, wie für die, die auf eine Regeneration derselben hinarbeiten, von gleich ungünstiger Vorbedeutung seyn. Die Widerspenstigkeit des französischen Klerus gegen die neue Ordnung der Dinge, die gehässigen Herausforderungen, mit denen er dem Volke gegenüber hervorgetreten ist, können nicht allein der Geistlichkeit, sondern dem Katholizismus überhaupt gefährlich werden, und die Reformatoren möchten am Ende nur noch die Trümmer des gewaltigen Baues finden, ohne die Kraft zu besizen, einen neuen aufzurichten. Vor der Hand muß indeß hartnäckiger Widerstand von Seiten des katholischen Klerus, wie er bei Verweigerung einer kirchlichen Leichenfeier für Kosciusko hervortrat, den Reformatoren viele Gemüther gewinnen, so sehr auch öffentliche Blätter, wie der Figaro, die Gazette literaire, sich bemühen, die kirchlichen Neuerer lächerlich zu machen. Der Abbé Chatel ließ sich in dem erwähnten Falle weit nachgiebiger finden, und beging die Feier zum Andenken Kosciusko's und der für die Freiheit gefallenen Polen in dem Bazar der Straße St. Honoré vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Der Saal war schwarz ausgeschlagen, mit Lampen erleuchtet und mit polnischen und französischen Fahnen behangen. Während der Messe wurde eine von Casimir Delavigne gedichtete Hymne nach der Melodie des Dies irae von den Künstlern der königlichen musikalischen Akademie nebst anderen feierlichen Liedern abgesungen. Ein Chor mit den Schlußworten: Prions pour ceux qui vont mourir, brachte in der Versammlung die tiefste Rührung hervor. Die Feierlichkeit wurde mit einer Rede des Hrn. Julien und einer Gedächtnißrede auf Kosciusko von dessen Adjudanten Zeltner beschlossen.

Ich wohnte neulich einer Versammlung der St. Simonisten im Saale Taitbout bei, die ihre Zusammenkünfte sonst gewöhnlich in den großen und schönen Tanzsälen des Prado, des Athenäums und der Redoute halten. Daß man gerade Tanzpläze zum Orte wählt, wo die Lehren der „Religion des künftigen Jahrhunderts“ vorgetragen werden, verlöre vielleicht an Lächerlichkeit, wenn man bedenken wollte, daß die Alten sogar bei ihrem Götterdienste tanzten, und daß einige Philosophen behaupten, der Tanz läutere die Seele und die Materie. Die neuen Apostel in Frack und Cravatte halten außerdem ihre Versammlungen freilich ein wenig gar zu profan. Man sieht sich in einen eleganten Abendzirkel der Hauptstadt versezt. Die Damen haben den Ehrenplaz, den Herrn sind außerhalb des geheiligten Kreises Bänke angewiesen. Mittags besteigt der Redner die Bühne. Die blauen und schwarzen Brüder, die wunderlichen Heiligen des neuen Jerusalems, nehmen ihre Size auf den Stufen der Tribune. Madame ***, die zukünftige Maria, in einem Kleide von blauem Gros de Naples, ermangelt nicht, ihren Plaz im ersten Rang einzunehmen. In der Versammlung, der ich beiwohnte, unterhielt sie sich sehr eifrig mit dem absorbirten Pabste, der jezt demüthig die Predigten seiner vormaligen Kinder anhört. Der Redner, der heute sprach, hielt eine Rede von zwei Stunden, die im Ganzen darauf hinausging, daß die St. Simonisten in ihren bescheidenen Anforderungen den Reichen ihr Geld nicht nehmen, sondern sie nur bitten wollen, es freiwillig herzugeben. Die noch nicht tiefer eingeweihten Zuhörer lachten oder gähnten. Man zischte sogar einmal, als der Redner behauptete, die Kinder haben im väterlichen Hause nichts als böse Beispiele vor Augen. Leider hängt man noch aus Schlendrian an den altherkömmlichen Erbschaften und Familienbanden.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Besuch auf der Osterinsel.

„Sobald ein Eingeborner etwas erhascht hatte, tauchte er unter und verschwand im Wasser. Die Weiber entwickelten hierbei so große Thätigkeit, als die Männer; denn wenn sie auch nicht selbst stahlen, so halfen sie doch den Männern dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit der Matrosen durch ihre Liebkosungen und lächerlichen Gebehrden zu fesseln wußten. Um das Land zu erreichen, mußten die Böte an einem einzelnen Felsen vorbei, der sich einige Fuß über das Wasser erhob. Auf diesem versammelten sich so viele Weiber, als er nur faßte; sie standen so gedrängt, daß die Erhöhung wie eine Masse lebender Wesen aussah. Von diesen Nereiden schossen jeden Augenblick drei, vier ins Wasser und schwammen an die Böte, um die Macht ihrer Reize an der Mannschaft zu versuchen. Eine derselben, ein sehr junges Mädchen, das noch nicht ganz an's Wasser gewöhnt seyn mochte, wurde von einem ältlichen Mann, den man für ihren Vater hielt, auf die Schultern genommen und der Aufmerksamkeit eines der Offiziere empfohlen, der ihr aus Mitleiden einen Siz im Boote einräumen ließ. Sie war sehr hübsch, ihre Züge waren klein und wohlgebildet, ihr Haar lang und wallend, ihre Farbe dunkelbraun; sie hatte halbe Monde auf der Stirne und war, wie alle Weiber, von der Mitte des Leibes bis zum Knie mit gedrängten blauen Streifen tatowirt, was in der Entfernung aussieht, als trügen sie Beinkleider. Ihre einzige Bedeckung war ein kleines dreieckiges, von Gras und Binsen geflochtenes Maro; aber da diese unbedeutende Hülle ihr in der neuen Lage, in welcher sie sich befand, nicht anständig genug schien, so erszte sie das Fehlende, indem sie sich ohne Umstände eines Theils der Kleidung des Offiziers bemächtigte, worauf sie ein Lied anstimmte, dem es nicht gänzlich an Wohllaut fehlte.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. März 1831.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

Ein Engländer läßt einen Haubendrath um einen Magnet tanzen, ein Franzose eine Theemaschine durch unsichtbare Kräfte sich umdrehen; in Genf baut ein Naturforscher ein kleines, schiffartiges Ding, das sich schwimmend nach dem Nordpol dreht, und ein sinnreicher Sachse läßt einen Fingerhut diesem Pol seine Verehrung und Anhänglichkeit beweisen; und bald darauf umwickelt ein Landsmann des ersten eine Erdkugel im Kleinen, gerade so wie sie in Kupfer gestochen ist, mit Drath, und sie ist gerade so magnetisch wie die Erde im Großen. „Jezt," riefen sie aus, und viele ihnen nach: „jezt haben wir das Geheimniß! Jezt wissen wir, wie die Planeten sich unaufhaltsam umdrehen, wie sie unermüdet um die Sonne laufen, und warum unser getreuer Diener, der Mond, uns nie sein Hintertheil zeigt."

Ists wirklich Ernst? So viel Kühnheit und so viel Kindlichkeit! Ist seit dem großen Kometen von 1811 der Spieltrieb wieder der Gelehrten mächtig geworden, oder gilt der Witz, wenn er spielt, wie bei den Arabern, auch unter den ernsten Verehrern der ewig verschleierten Isis? Spielt man jezt mit Planeten aus der Tasche, und verwandelt, nicht wie die Philosophen, die Weltkörper in konkrete Begriffe, sondern umgekehrt, die konkreten Begriffe in Weltkörper? Mir wurde ernstlich bang, als ich vor ein Paar Jahren jenen Siegesruf vernahm. Sollten in der That, dachte ich, diese ehrwürdigen Gestalten und Wesen, welche wir die Planeten nennen, sich so herabgelassen, oder vielmehr mit uns Erdbewohnern gemein gemacht haben, daß sie uns solche Geheimnisse anvertraut, einem so leichtsinnigen und geschwätzigen Volke? Wenn die Kinder ihr Spielzeug begriffen haben, zerstören sie es, und wenn die Menschen einmal so weit gekommen sind, wie die gelehrten Männer, die ich zu Anfang nannte, so ist die Welt vor der Zertrümmerung nicht sicher. Staatsgeheimnisse muß es überall geben; und was soll denn im Planetenstaat, welchen die Rechtsgelehrten mit einem wohlorganisirten menschlichen Staat verglichen haben, ein solches Geheimniß seyn, wenn es nicht die Umdrehung ist? Wenn man dieß weiß, so gehts wie bei Simson, nachdem er das Geheimniß seiner Locken verrathen hatte. Eine Kluft, dachte ich, muß doch immer bleiben zwischen einem Menschen und einem Planeten. Mir ist schon das ärgerlich, daß der Mensch, dieser Hintersasse auf dem Planeten, in seinem vernünftigen Dünkel zum Planeten, der sich wegen seiner so abmüdet und täglich, ohne zu schwitzen, und ohne mehr als etwas Aether einzuschlucken, oder im Vorbeigehen einige Sternschnuppen, die Häringe des Himmels, wegzuschnappen, zum Planeten sagen darf: der Begriff Planet ist mehr werth, als alle Planeten in der Welt.

Lassen wir das, und betrachten lieber die Sache etwas genauer. Zürnen dürfen wir aber nicht auf jene fröhlichen, hoffnungstrunkenen Naturforscher; zu glücklich sind

sie in ihren Forschungen gewesen, zu Vieles ist ihnen gelungen; wer kann es ihnen verargen, wenn sie einmal einen Luftsprung über unsern Planeten selbst hinaus machen? Was hat sie nun aber zu solchem Luftsprung veranlaßt? Der Galvanismus und die Entdeckung, von der wir im Folgenden sprechen.

Es ist dem Leser wohl nicht unbekannt, daß die in den sogenannten galvanischen Erscheinungen wirkende Kraft eigentlich ein (homöopathisch, wenn es erlaubt ist so zu reden) verdünnter Blitz ist, der aber wo möglich noch schneller und unaufhaltsamer und durchdringender ist und kontinuirlicher als der Blitz aus der Wolke und sein Verwandter, der aus der elektrischen Ladung. Darüber sind wohl, wenn je Einigkeit stattfinden kann, die Gelehrten einig; ob sie gleich so eigentlich den Verwandtschaftsgrad oder den Racenunterschied zwischen jenen Blitzen nicht recht angeben können; um so mehr, da sich noch ein Verwandter zu jenen Vornehmen meldet, zwar ein sehr gemeiner, aber sehr nützlicher, nämlich das Küchenfeuer, das Opferfeuer, oder das Feuer überhaupt, das abstrakte Feuer. Daß es unter den alten Heiden Feueranbeter gab, ist bekannt; sie verehrten darin bildlich das Allesverzehrende und Unersättliche, Reine, sich in Nichts auflösende. Sie, und mit ihnen noch viele unter uns, waren darüber in einem großen Irrthum befangen; denn das Feuer ist nicht da, wo etwas verzehrt wird, sondern wo etwas verwandelt, entwickelt wird, auf eine andere Stufe sich begibt. Ob dieß eine höhere oder niedrigere Stufe ist, was wissen wir davon? wir beurtheilen ja alles blos nach unserem Vortheil, und da ist es allerdings wahr: das Feuer verzehrt unser Holz und unser Licht; es wäre aber eben so leicht und wohl richtiger gesagt: wenn das Holz, das Wachslicht sich (verzehrt, nie! sondern) verwandelt, erscheint Feuer; es leuchtet nicht am Grab des Verschwundenen, sondern es feiert seine Verwandlung und Auferstehung; es deutet nicht den Zorn der Gefräßigkeit an, sondern die Lust am Wechseln und ineinander sich Verschlingen der leiblichen Dinge. Nicht feine oder vornehme Irrthümer, möchte ich dem Leser hier bemerken, sind allein zu bekämpfen; gemeine sind weit schwerer auszurotten. Der Irrthum, die Sonne geht auf, hat die Wissenschaften Jahrtausende aufgehalten, und das gemeine Wort, das Feuer verzehrt, muß mit jenem in eine Klasse geworfen werden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Verwandten des Feuers und des Blitzes, zu den elektrisch-galvanischen, immer sich erneuernden Kräften zurück. Auch sie erscheinen nur, wenn Körper sich verwandeln, sich lösen, sich zerstören. Dieß sind aber hier die Metalle; die galvanischen Metalle in ihrem Kampf mit dem Wasser geben diese elektrischen Erscheinungen von der allerzartesten und feinsten Art. Die Freude war einst groß bei dieser Entdeckung; aber noch größer und überraschender war sie, als der Däne Oersted von Kopenhagen aus den europäischen Naturforschern zurief: Das galvanische Metall ist auch magnetisch, es ist im magnetischen Zustand; bei seiner Verwandlung liegt es im magnetischen Schlaf; es wird somnambül, es leuchtet, könnte man hinzufügen. Dieß geschah vor zehn Jahren, und was viele gesucht hatten, war von ihm gefunden. Man kann von einer Entdeckung sagen, sie sey wie ein Stein, den man ins Wasser wirft, und der die Wellen über die ganze Fläche des Wassers fortbewegt; aber diese Entdeckung war ein wahrer Meteorstein, der aus höhern Regionen der Wissenschaft herabfiel, oder sich zu uns herniederließ.

Ich muß diese Erscheinung, welche uns den Weg zu Planeten bahnen soll, in ihrer Einfachheit darlegen. Der Leser nimmt sein silbernes Kaffeebrett, wenn er eines hat, und breitet darauf ein in Salzwasser eingeweichtes Papier; darüber legt er einen zinnernen Teller, wenn sein Freund ihm nicht etwa eine Scheibe von Zink verschafft; damit deckt man jezt die Dächer, und es ist wohlfeil zu haben. So hat er die drei Elemente, welche den Kampf beginnen sollen: die zwei Metalle, zwischen ihnen das salzige, säuerliche Wasser. Er hat nun den galvanischen und nunmehr auch magnetischen Kampf damit einzuleiten, daß er, und zwar, weil es sich hier von Magnetismus handelt, von Nord nach Süden irgend einen Metalldrath vom Rand des Zinntellers an den Rand des Kaffeebrettes bringt; eine Magnetnadel hängt er an einem feinen, ungezwirnten Faden über dem Drath weg auf. Nun wird man sehen, daß, so oft der Drath das Zinnteller und den silbernen Teller berührt (zugleich, oder zuerst das eine und dann, während das erste in Berührung bleibt, auch das andere), die Nadel entweder nach Osten oder Westen sich bewegen wird. Die metallische Linie, dieser Drath, ist nun eigentlich in galvanisch-magnetischem Zustand; diese Verbindungslinie zwischen den kämpfenden Metallen ist in dem so merkwürdigen magnetischen Zustande; der Kampf der Metalle selbst aber erlischt im Wasser, in das sie sich theilen, nach fortgesezter Wiederholung, nach und nach ganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gerichtshof der Liebe.

(Beschluß.)

So waren die alten Bräuche unserer Väter; so wachten sie über Zucht und Sitte, hielten die gröbern Triebe der Natur im Zaume und sezten Weisheit und Schöne zu Wächterinnen über Ehre und Pflicht. Heutzutage ist es

anders: die jungen Leute spotten unserer guten alten Bräuche, und so machen sie sich denn auf den Ringelrennen gar breit und lassen naseweiß und ohne alle Schaam rechts und links die Blicke umherschweifen. Was kümmern sie die guten Lehren der Damen und Alten? ist ihnen doch ganz wohl dabei, daß sie so unwissend und ungehobelt sind; denn was sagt der hochberühmte Raymond von Miravals? „Nur dann wird ein Ritter ein rechter Mann, wenn ihn eine würdige Herzensfreundin in der Kunst zu gefallen bildet und unterweist, und so einer einen Fehl begeht, heißt es nicht anders, als: man sieht wohl, daß der nicht in der Schule der Frauen gewesen ist.“

Zu Ende waren die Gesänge in der alten Burg Romanin. Unten an die Bühne stellte sich nun der Liebesvogt, in einem Kleide von grüner Seide mit Fransen und silbernen Orchidenblättern geschmückt, und hinter ihm eine Schaar von Leuten, welche in Liebessachen Urthel und Recht verlangten. Eine Vorladung unter andern, welche der Vogt streng nach dem Gerichtsbrauch ablas, lautete, wenn mir recht ist, folgendermaßen:

„L'an de persévérance, le neuf du mois d'assiduité, à la requête de Tircis, amant fidèle, demeurant rue du Sacrifice, paroisse de Sincérité, à l'enseigne de la Belle Passion, où il a élu domicile: j'ai, Nicolas de Bonne-Foi, huissier-audiencier ordinaire, immatriculé, exploitant par tout le royaume de Tendresse, soussigné, donné assignation à demoiselle Philis, fille de Cruauté et de Tyrannie, en son domicile rue des Rigueurs, paroisse de Dureté à l'enseigne du Cœur-de-Rocher, parlant à son aimable personne, à comparoir, deux heures de relevée, en la chambre d'engagement, par-devant monseigneur Cupidon, prince de la Constance, lieutenant-général de la Fidélité, marquis de la Complaisance, pour se voir condamner ladite Philis et par corps, à donner dans le jour et sans délai son cœur audit Tircis, conformément à la promesse verbale qu'elle en a faite, lui déclarant que, faute d'y comparoître, elle sera condamnée à une insensibilité perpétuelle. Contrôlé en l'île de Cythère, au bureau de l'amitié, le jour de la discorde, l'an de rupture etc. *)

So las der Liebesvogt sein ganzes Register herunter, und nun erhob sich ein Jungfräulein und brachte klagend vor, wie sie ein Page wider Willen auf die Stirn geküßt habe. Alsbald besprachen sich die hohen Damen leise, lang und ernstlich miteinander, und der weise Spruch lautete also: weil ihr nicht recht sey, daß man ihr einen Kuß geraubt, so dürfe sie ihn wiederum holen.

Darauf traten sämmtliche Einwohner von Arles vor, ganz betrübt und kläglich anzusehen, daß einen jammerte, und baten um Recht wider die schöne Paula. Nun muß man wissen, daß diese schöne Paula in Wahrheit sehr schön war, dergestalt, daß männiglich seine Lust daran hatte, sie im Sonnenlicht, ohne Schleier oder andere Hülle über dem Antlitz, zu schauen; aber die schöne Paula hatte ihre Launen, sperrte sich zu Haus ein und wollte sich nimmermehr blicken lassen. Von Stunde an fielen gar viele Leute vom Fleische, daß es ein Entsetzen war, und gingen nicht mehr von ihrem Fenster weg Tag und Nacht, mochte es auch noch so kalt seyn, daß ihnen die Zähne klapperten wie Storchschnäbel. Dies war in wenig Worten der Thatbestand, und die weisen Damen entschieden dahin: Da dem so sey, und in Anbetracht des betrübten Zustandes derer von Arles, solle die schöne Paula gehalten seyn, aus Menschenliebe zum wenigsten einmal in der Woche aus dem Hause zu gehen, getreulich und sonder Gefährde.

Noch wurde eine Menge weiterer Rechtsfragen weise verhandelt und zu aller Theile Zufriedenheit entschieden. Denn so wurde es vor Alters gehalten: Ritter und Damen ersannen zum Minnespiel tausenderlei lustige Bräuche, die gar nicht so leicht zu halten waren und wobei es nicht fehlen konnte, daß Rechtshändel daraus erwuchsen. So gelobten welche, alle Nacht beim Mondschein zu sprechen: „Gott schenke meinem Herzensfreunde oder meiner Herzensfreundin einen recht guten Tag;“ und schien nun der Mond nicht, so wußten sie nicht mehr, wie sie daran waren. Andere thaten das Gelübde, dicke Kleider im Sommer, im Winter feines Linnen zu tragen, und da konnte es denn kommen, daß es vor Gericht gar schwer auszumachen war, ob das Tuch dick genug sey oder das Linnen fein genug. Mit all diesen artigen Gebräuchen war es indessen rein blos bildlich gemeint, und dies geht genugsam aus den weisen Sprüchen des Plato hervor, so häufig in den Gerichtshöfen der Liebe angezogen worden. Es war ein süß heimlicher Seelenverkehr zwischen Ritter und Dame, und weiter ging es nicht; und die Leistungen, zu welchen der Spruch der Damen verpflichtete, die Gelübde, die Bußen, legten den Leidenschaften Zaum und Zügel an. Ich weiß wohl noch, es gab Pagen, die wissen wollten, es sey just umgekehrt; dem ist aber nicht so.

Schon schimmerten Schloß und Thal golden vom lezten Sonnenblick, da rüsteten die Knappen die Tische. Ringsum legten sie auf breite Brodschnitten das saftige Fleisch des Fasans, Oliven und Citronen, buntgefärbte Eier und eingemachte Berberitzen. Ein prachtvoller Pfau mit seinem ganzen Gefieder prangte stolz vor Phanie von Gantbelme, gleichsam als das Widerspiel der schönen Einfalt und Bescheidenheit der edlen Frau. Allermittelst sangen die Jongleurs schöne Lieder aller Art, und die Junker schlürften in vollen Zügen den Hippokraß, den rothen Wein von Die und des Lunels verrätherisch Naß. Die

*) Wir übersetzen dieses, aus der Sprache des Mittelalters in das jetzige Französisch übersezte Stück nicht ins Deutsche, weil es sonst vollends alle Eigenthümlichkeit verlieren müßte.

Fähnlein flatterten in den alten Sälen; es erschallten der Hörner lärmende Fanfaren, und die Schwüre der Ritter mischten sich mit dem frohen Geschrei der Hörigen, die sich auf der Wiese tummelten.

Ja, ich habe ihn erlebt, den schönen Tag, wo der Mai, der Mond der Wonne, der süßen Herzensschauer und des bunten Farbenspiels, unter Spiel und Tanz und rauschender Lust in das grüne Land gezogen kam. Da lag noch nicht der Schnee des Alters auf meinem Haupte; lustig klimperten meine Finger mit den Saiten des Psalters und der Citole, da pochte mein Herz noch ungestüm beim Lächeln der Schönen. Aber jezt — vergeblich suche ich die alten tapfern Ritter, jene muntern Junker, jene süßen Schönen! Die Maßliebe blüht über ihren Gräbern . . . Kein Gerichtshof der Liebe wird mehr gehalten, weder zu Romanin, noch zu Pierre=feu, noch zu Signe. Die Troubadours sind dahin, und ich, ein alter, abgestorbener Baum, ich lausche den Klängen aus meiner Jugendzeit; sie thun wohl meinem Herzen, wie der ferne Ton der Mandore.

Korrespondenz=Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten. Projekte zu religiöser Reform.

Außer dem „Globe," den Sonntagspredigten im Saale Taitbout und den Unterrichtsstunden während der Woche im Athenäum, Prado und in der Redoute, finden die St. Simonisten auch anderwärts Gelegenheit, für ihre Sache zu wirken, so vorzüglich in den Salons. Ich war neulich zufällig Zeuge einer solchen Diskussion außerhalb des Versammlungsortes. Man sprach in einer Abendgesellschaft vom Krieg, zu dem sich alle Mächte rüsten, während sie nachdrücklichst ihre friedfertigen Gesinnungen betheuern. Einer von der Gesellschaft, den ich nicht kannte, rief sogleich aus: dieser Krieg würde glücklicherweise der lezte seyn. Ein angesehener Mann, der alle Sonntage seine Politik treibt, wenn seine Handelsgeschäfte abgethan sind, bezeigte ihm darüber sein Erstaunen. Sofort nahm der Jünger St. Simons das Wort und sagte: „Wie, mein Herr, Sie glauben also, daß der Krieg etwas Nothwendiges, etwas Normales, Legitimes, Sociales, Ewiges sey? Sie wissen also nicht, daß die Humanität, dieser Geißel müde, ernstlich daran arbeitet, ihrer los zu werden und an ihre Stelle eine allgemeine Entwickelung auf dem ganzen Erdkreis zu setzen, indem sie die verschiedenen Völker zu einer einzigen Familie vereinigt, indem sie alle Privilegien der Geburt ohne Ausnahme abschafft und jedem nach seinen Capazitäten gibt? Zusehends verschwindet in der Geschichte der Antagonism und Alles strebt nach einem allgemeinen Frieden, der sich eben durch den bevorstehenden europäischen Krieg feststellen wird, durch einen Krieg, der vorzugsweise der Krieg der Civilisation seyn wird, weil er zum Ziele hat, das Reich der Capazitäten und Sympathien zu gründen." Während der junge Mann diese Rede mit großer Geläufigkeit und Begeisterung vortrug, zuckte sein Nachbar blos die Schultern und antwortete nichts. Der Redner hatte sich endlich empfohlen und Jedermann fragte, was es mit einem so plözlichen Anfall von Enthusiasmus für eine Bewandtniß habe? Ich sah mich genöthigt, zu erklären, daß man so eben einen Schüler der St. Simonistischen Kirche gehört habe, und daß man etwas an die Ideenfolge dieser Herrn gewöhnt seyn müsse, um ihre Prophezeiungen zu verstehen.

Indeß von der lächerlichen Seite abgesehen, die jede neue Sekte mehr oder minder hervorkehrt, nicht allein in Frankreich erheben sich unzählige Stimmen für eine Regeneration des Katholizismus. Nicht blos in Frankreich, auch in andern Ländern gibt es Leute, die mit aller Kraft daran arbeiten, die katholische Kirche durch neue Lebenssäfte zu verjüngen. Sie behaupten, unser Jahrhundert, in völligem Unglauben versunken, wie man ihm vorwirft, bedürfe zu seiner Regeneration vorzüglich der Religion, und der Katholizismus, wenn man ihn von den groben Schlacken des Mystizismus reinige, könne durch die erhabenen Erinnerungen seines Alterthums und die Reinheit seiner Moral den Völkern von Neuem heilbringend werden. Sie erinnern daran, daß die Religion Christi, durch Verfolgungen befestigt, Anfangs kein anderes Ziel gehabt habe, als der Knechtschaft die Freiheit zu bringen. Warum, sagen sie, sollte sie nicht von Neuem ihre Aufgabe aufnehmen, warum sollte sie nicht wieder, indem sie die Traditionen der Knechtschaft abschüttelt, die sie unter das Joch des weltlichen Despotismus beugten, die Sache der Armuth gegen die Aristokratie ergreifen? Hat sie nicht abermals zwei große Wunden der Völker zu heilen: Unwissenheit und Elend? So ungefähr sprechen die Anhänger eines Katholizismus, wie er den Zeitbedürfnissen angemessen seyn soll, und sowohl Freunde der bürgerlichen Freiheit, als Männer, die der ultramontanen Lehre zugethan sind, wollen die Geistlichkeit durch die Ehe der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben wissen; sie wollen sie zu französischen Bürgern machen; mit einem Wort: es soll eine werkthätige, auf reine Moral gegründete und volksthümliche Religion gegründet werden, die alles mögliche Gute fördern und mit den St. Simonisten Konkurrenz halten soll. Ob die neuesten Erschütterungen in Italien nicht dazu beitragen werden, den so von allen Seiten angegriffenen Bau des Kirchenthums vollends zu stürzen, und so das Werk der Reformation zu vollenden, die jedoch jedenfalls von dem Trümmerhaufen mehr oder minder überschüttet werden dürfte, muß die nächste Zeit lehren.

Auflösung der Charade in Nr. 67:

Hofhund.

Räthsel.

Ein zart Gebilde sich erhebt
Aus Schwerdterbündeln, eine Krone;
Nach ihr hat Ehrsucht nie gestrebt,
Ihr Schwerdt dient keinem Menschensohne.

Für ein Gebild — ob's Conterfei
Von jener Krone sanften Bogen,
Ob's nur ein golden Unding sey —
Ward nur zu oft das Schwerdt gezogen.

So lang sich Jahr um Jahr erneut,
Wird jene ewig rein ersteigen;
Vor diesem, das der Mord entweiht,
Sich nur ein schlechter Bürger neigen.

E. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. März 1831.

Laß uns, die wir Ritter vom Orden der Nacht sind, nicht Diebe unter den Horden des Tages heißen; laß uns Dianens Förster seyn, Kavaliere vom Schatten, Schooßkinder des Mondes.

Shakespeare.

Egyptische Diebe.

Als ich, so erzählt Giovani Finati, in Diensten des Bassa von Egypten stand, waren die egyptischen Bauern ein wahres Diebsvolk, und hatten es in ihrer Kunst wirklich erstaunlich weit gebracht. Allerdings hatten die allgemeine Verwirrung und die ewigen Kämpfe zwischen dem Heere des Bassa und den Mameluken sie um allen ehrlichen Erwerb, um alle Sicherheit für ihr Bischen Hab und Gut gebracht. Dörfer und Felder waren völlig verheert, und so war Diebstahl, Raub und Mord an der Tagesordnung.

Wir waren bei Benysouef ans Land gestiegen. Nachdem wir in einem Palmenhaine zu Mittag gegessen hatten, griffen wir zu Karten und Würfeln. Der Einsatz war Anfangs unbedeutend, er wurde aber immer größer; mit Paras hatten wir begonnen, am Ende spielten wir um Gold; natürlich wurde damit auch die Spannung größer und noch vor Nacht hatten Einige sehr bedeutende Summen gewonnen. Wer verlor, hatte nun nicht Lust, das Spiel aufzugeben; man ließ also Laternen an die Bäume hängen. Mit Einbruch der Nacht hatten sich mehrere arabische Diebe unbemerkt unter uns eingeschlichen; wir waren unserer dreißig, vierzig Kriegsleute, aber so ganz bei unserem Spiele, daß uns die Fremden nicht auffielen und wir nicht anders meinten, als es seyen Bediente oder Schiffsleute von uns. So saßen wir ganz ruhig, jeder seinen kleinen Geldhaufen vor sich, und sahen in unsere Karten, da löschten mit einem Male einige der Spitzbuben die Laternen aus, andere warfen uns Sand in die Augen, rafften so viel Geld zusammen, als sie konnten, und machten sich davon. In der ersten Bestürzung wußte Keiner von uns, wie ihm geschehen war, jeder sah blos seine Mitspieler neben sich, und so entspann sich denn ein heftiger Zank, denn jeder glaubte von seinen Kameraden bestohlen zu seyn. Nicht lange, so griff Alles zu den Waffen, die unglücklicherweise zur Hand waren; die stießen mit dem Dolche um sich, jene hieben mit dem Säbel drein; entsetzlich war die Verwirrung, das Blut floß in Strömen, und wir kamen nicht eher auseinander, als bis neun todt oder sterbend am Boden lagen und manche schwer verwundet waren, so daß ich sehr froh seyn konnte, mit einem leichten Säbelhieb in den Arm davongekommen zu seyn. Als wir zu uns selbst gekommen waren, hörten wir endlich von Leuten, die Alles mit angesehen, den Hergang der Sache; sie hatten uns beim Beginn des Streits vergeblich zu beruhigen gesucht. Tief fühlten wir uns nun von Schaam und Reue ergriffen; was konnten wir aber thun, als unsere Kameraden beklagen und sie beerdigen?

Nach der schrecklichen Niederlage der Mameluken lagerte ein Trupp derselben bei Minieh. Da entwarf ein Dieb den Plan, das Pferd und die Kleidung eines Mamelukenbei's zu entwenden. Er schlich sich daher bei Nacht in das Zelt, und da sah er beim Scheine eines großen Feuers — es war Winter — den schlafenden Bei und dicht neben ihm seine kostbaren Kleider. Der Dieb setzte sich

an das Feuer, holte sachte die Kleider und zog sie an; drauf stopfte er des Beis Pfeife, zündete sie an, trat mit zuversichtlicher Miene an die Zeltthüre, stieß mit dem Pfeifenrohr einen Pferdeknecht an, der schlafend dalag, und bedeutete ihm durch einen Wink, das Pferd vorzuführen, das gegenüber angebunden stand. Das Pferd wurde vorgeführt, er saß auf und ritt davon. Als man Tags darauf nirgends des Bei Kleider fand, konnte Niemand begreifen, wo sie hingekommen seyen, bis man auch den Pferdeknecht fragte und dieser nun behauptete, der Herr sey von einem Ritt noch nicht zurück; er habe mitten in der Nacht auf einmal nach seinem Pferd verlangt. Nun konnte man sich ungefähr vorstellen, wie es zugegangen war. Da ließ der Bei, der gerne sein Pferd wieder gehabt hätte und auch neugierig war, wie der Dieb seinen Streich ausgeführt habe, bekannt machen, wenn der Dieb innerhalb zwei Tagen das Gestohlene wieder bringe, so solle ihm nicht allein verziehen seyn, sondern ihm überdieß Pferd und Kleider bezahlt werden. Im Vertrauen auf das Wort des Bei, vielleicht auch stolz auf seine Heldenthat, stellte sich der Araber mit seinem Raube, und der Bei seinerseits hielt pünktlich Wort. Da indessen der Handel den Bei, abgesehen vom Verlust, fast ein wenig lächerlich machte, so kostete es ihn Ueberwindung, den Spitzbuben so geradezu laufen zu lassen. Er war unentschlossen, was er thun solle, und wollte daher, um Zeit zu gewinnen, ganz genau und immer genauer wissen, wie der Streich ausgeführt worden sey. Der Dieb war zu gewandt, um nicht zu merken, daß es damit auf etwas Schlimmes abgesehen sey, und dachte eilig auf Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen; er verrieth indessen nicht die mindeste Unruhe, zeigte umständlich, wie er es gemacht, setzte sich an das Feuer, machte nach, wie er ein Kleidungsstück ums andere angezogen, so daß der Bei selbst und alle Umstehenden sich des lauten Lachens nicht erwehren konnten. Endlich kam er an das Pferd; er sagte: „es wurde mir vorgeführt, wie jezt, und ich schwang mich hinauf;“ im Augenblick saß er wieder im Sattel, stieß dem Pferde die Sporen in den Leib, und fort war er mit dem Gelde in der Tasche, das er für das Thier erhalten. In der ersten Bestürzung hatte er soviel Vorsprung bekommen, daß die Kugeln, die man ihm nachschickte, nicht trafen, und nie hörte man wieder, weder von ihm, noch vom Pferde.

Die täglichen Diebereien machten im Lager die strengste Wachsamkeit nothwendig, und sehr viele Diebe wurden gefangen oder erschossen. Einmal aber wurde ein Unschuldiger das Opfer unserer Wachsamkeit, und leider durch meine eigene Hand. Ich hatte die Dienstwoche und lag mit meinen zehn untergebenen Soldaten in einem Zelte, etwas vor den übrigen. Eines Morgens vor Tag, da noch alles schlief, stand ich auf und bezog die Wache. Der Binbaschee oder Sergeant des nächsten Zeltes bei uns war, der Mann muß es so gewöhnt gewesen seyn, herausgekommen, hatte sich in einiger Entfernung auf die Knie geworfen und sprach leise sein Gebet; dieser Gebrauch ist, zumal zu dieser Stunde, nichts weniger als allgemein, und weder vorher noch nachher ist er mir vorgekommen. Ich sah blos etwas, das ungefähr einem Menschen glich, der auf der Erde kauert und sich von Zeit zu Zeit bewegt; denn es war noch so dunkel, daß ich die eigentliche Stellung nicht erkennen konnte, viel weniger die Person selbst. Man dachte an nichts anderes als an Diebe, und so war ich überzeugt, es sey einer; ich holte daher meine Flinte, lud sie leise und schoß nach dem Gegenstand. Die Kugel traf nur zu gut; der arme Mann stürzte ohne einen Laut mit dem Gesicht zu Boden. Sogleich war ich mit dem Säbel bei der Hand, um mich des Kopfes und der Belohnung vom Kommandanten zu versichern; aber wie gräßlich erschrack ich, als ich sah, daß ich keinen Dieb, sondern meinen Freund, meinen Kameraden erschossen hatte. Ich vergoß bittere Thränen über der Leiche, und mein Schmerz über die unselige That war so groß, daß ich an die Gefahr, der ich mich dadurch ausgesezt hatte, gar nicht dachte.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Fortsetzung.)

Jezt wird auch der Fingerhut, der dem magnetischen Pol, wie ich Anfangs bemerkt, seine Verehrung bezeugt, verständlich seyn; der silberne Fingerhut wird mit etwas säuerlichem Wasser oder Salzwasser gefüllt, und in den Fingerhut ein Stäbchen Zink gelegt oder gehängt, aber so, daß es den Silberhut nicht berührt (man kann es unten mit etwas Papier umwickeln); den Drath aber, dessen eines Ende den Fingerhut, das andere das Stäbchen Zink berührt, wickelt man um einen leichten Federkiel, an dem auch der Fingerhut hängt. Diesen Federkiel läßt man mit seinem Anhang frei an feinem Faden schweben, und er wird nun, mit dem galvanischen Drath umsponnen, nach den Weltgegenden sich richten und dem Magnet gehorchen. Man sieht, der ganze Apparat ist im Thee- und Arbeitszimmer jeder Dame aus den gebildeten Ständen vorhanden.

„Was ist denn das Besondere und Merkwürdige an dieser Erscheinung?“ fragen einige Skeptiker und Freunde der Stabilität, deren es auch in den Wissenschaften manche gibt; „daß der Bliz und also auch eure gerühmte Elektricität magnetisch mache, das ist etwas längst bekanntes; die eisernen Kreuze auf den Kirchthürmen, die magnetisch gefunden worden, wer hat nicht von ihnen gehört? Wer kennt überhaupt nicht die außerordentliche Reizbarkeit und Erregbarkeit des Eisens für den Magnetismus? Man darf

es nur lange von Nord nach Süd legen, so wird ein Magnet daraus; durch bloßes Hämmern und Ziehen und Strecken wird es magnetisch, und die Frauen wissen es wohl, daß ihre Nadeln gar leicht, blos durch das Drängen und Pressen und Zwängen magnetisch werden. Auch ist durch die Versuche mit der gemeinen Elektricität längst bewiesen, daß sie nach Belieben die Nadeln u. s. w. magnetisch macht. Das wären längst bekannte Dinge gewesen, wenn die Naturforscher, anstatt immer blos nach Neuem zu jagen, hübsch ordentlich das Alte nach allen seinen Seiten hin verfolgen möchten; so aber kommt es, daß sie das Alte fast vergessen, und auf ihrem Wege vorwärts gar häufig wieder umkehren müssen."

Vieles ist allerdings ganz richtig in dieser wie ein Vorwurf klingenden Rede. Es ist aber nicht blos diese kahle Erscheinung des vorübergehend Magnetischwerdens aller Metalle, was bei der Entdeckung, von der wir hier sprechen, alle Naturforscher aufgeregt hat, wie wir nun sehen werden. Die Philosophen waren zwar darüber gar nicht verwundert; denn, meinten sie, Eisen und Gold sind doch beide Metalle, warum soll denn das Eisen allein magnetisch werden? der Unterschied liegt nur darin, daß das Eisen durch sich selbst magnetisch wird, die andern Metalle aber noch ein anderes zu Hülfe nehmen müssen, wie es denn wirklich beim Galvanismus geschieht. Diese Art, theoretisch grau in grau zu malen, um die ich Niemanden beneide, scheint mir wenigstens nicht amusant und die Anschauung befriedigend. Ich bleibe dabei, es ist an sich schon kein gemeiner Anblick — und viele Naturforscher würden die stille Wohnung der Abgeschiedenen verlassen und in unsere unruhvolle Zeitlichkeit heraufsteigen, um ihn zu genießen — zu sehen, wie alle Metalle, selbst das flüssige, immer bewegte Quecksilber, die Magnetnadel in Bewegung setzen, mit einer Rinde von Eisenfeile sich umgeben, ja, wie ein Magnet, Gewichte von Eisen tragen, und wenn sie frei sich bewegen können, nach den Polen der Erde, gehorchend der allgemeinen Erdanziehung, sich stellen; ja, was noch wunderbarer ist, es geschieht dieß in großen und kleinen Räumen, in die Ferne wirkend, beim kleinsten Drath wie beim großen Körper, beim hohlen wie beim gediegenen.

Dieß ist aber erst der Anfang des Wunderbaren; denn das Wasser selbst, dieses ruhige Element, im Innern verschlossen und für sich selbst klar, läßt sich auch in diesen Kreis bannen: das Wasser wird magnetisch. Daß der lebendige Magnetismus dem Wasser seine Kraft ertheilt, war uns wunderbar; jetzt sehen wir es dem Erdmagnetismus unterthan in seiner Verschlingung mit den Metallen.

Das schnell Vorübergehende, das augenblickliche Wiederverschwinden dieses magnetischen Zustandes, so wie die Berührung der galvanischen Metalle aufhört, ist es, was diese Erscheinungen auf eine ganz außerordentliche Weise von dem Magnetismus scheidet, wie er sich im Eisen kund thut. Das Eisen, einmal aus seinem Schlummer geweckt, wozu nicht einmal eine Berührung mit einem Magnet nöthig ist, sondern eine Wirkung in die Ferne hinreicht, kehrt nie wieder in seinen alten indifferenten Zustand zurück, sein Wesen bleibt immer uneins und seine Pole getrennt. Aber selbst dies so leicht sich der Einwirkung hingebende Eisen wird, wenn es in unsern galvanischen Kreis tritt, nur vorübergehend, nur momentan magnetisch; tritt es aus dem Kreise heraus, so kehrt es, wie alle übrigen Metalle, in seinen gleichgültigen Zustand zurück. Eben das ist auch das Räthsel, das die Forscher zu lösen suchen, wie man diesen Eindruck festhalten könne, diese eilende Kraft zum Stillstand bringen; aber eher werden wir die Erde in ihrer Achsendrehung aufhalten, ehe wir die ohne Unterlaß den galvanischen Kreis durcheilende geheimnißvolle Macht unserm Ruf gehorsam machen. Dies ist nun zwar niederschlagend, aber nichts Auffallendes, so lange wir nicht die Geheimnisse aus dem Zauberreiche der Elfen, wie die Dichter sie uns schildern, in Besitz bekommen.

Noch ist aber endlich an dieser Erscheinung auf das Sonderbarste aufmerksam zu machen, nämlich auf die Kraftäußerung derselben in ihrem Zusammenhang mit den Weltgegenden. Der gemeine, bisher bekannte Magnet war mit seiner entschieden entgegengesetzten Kraftäußerung an seinen entgegengesetzten Enden, der Länge nach, das vielbesprochene und verbrauchte Bild einer Trennung zweier Kräfte, welche sich freundlich und feindlich begegnen; das wohlbekannte Bild einer geraden Linie, die, nach ihren Endpunkten zu, sich in entgegengesetzter Aeußerung entwickelt: was der eine Endpunkt anzieht, das stößt der andere ab. Es war bisher das einzige großartige Beispiel von der Uebermacht allgemeiner Kräfte der Erde — hier der magnetischen — auf die Stellung auch des kleinsten Körpers, in welchem Magnetismus erzeugt worden war. Nur auf die Stellung, nicht auf die Kraftäußerung selbst hatte aber jene Einwirkung von den Weltgegenden Nord und Süd, die berühmte Nord-Süd-Polarität, Einfluß. Denn der Körper selbst, die Magnetnadel, äußerte ihre Kraft der Anziehung und Abstoßung in jeder Lage auf gleiche Weise, sie mochte von Ost nach West, oder anders gerichtet werden. Es waren jene Kräfte gleichsam im Körper festgebannt, sie waren unabhängige Besitzer desselben geworden. Nur das bemerkte man, daß es dieser magnetischen Linie angenehmer und stärkender war, wenn sie immer in der Richtung von Nord nach Süd ruhte. So sagen auch die Naturforscher, es sey für den Menschen am passendsten, wenn sein Gesicht nach Osten gekehrt sey, die Astronomen dagegen drehen sich meist gegen Süden.

Beim galvanischen Magnetismus ist es nun

aber ganz anders. Diese Kraft hat eigentlich das Metall oder den Körper, an dem sie sich äußert, nicht in Besitz genommen, denn nirgends erscheint etwas Bleibendes. Es ist mir nicht möglich, hier andere Bilder zu gebrauchen, als vom Licht. Wenn die Sonne ein fließendes Wasser bescheint, so rollen die Wellen unter dem Glanze derselben fort, die Beleuchtung bleibt aber und wandert nicht und wandelt nicht, und wer nicht weiß, daß der Fluß unten fließt, dem würde er als selbst vom Licht in Besitz genommen erscheinen. Eine Regentropfen ausgießende und vom Sturm gejagte Wolke zeigt uns in ruhiger Klarheit das herrliche Bild des Regenbogens; wir glauben, Friede und Festigkeit zu gewahren, und doch ist Fluth und Unruhe der geheime Träger dieser Erscheinung. Wir können den galvanisch-magnetischen Körper einen von Innen beschienenen Körper nennen; er ist nichts als beschienen, er ist nur der gleichgültige Träger jener Kraft, so wie der Mond, während er sich dreht, des Sonnenbilds ruhiger Bewahrer ist. Wird der galvanische Körper aus dem Kreise dieser von Innen ihn bescheinenden Kraft genommen, so ist alles verschwunden, so wie der Regentropfen dunkel erscheint, der aus der Beleuchtung genommen ist. Umgekehrte Erscheinungen, die vom Körper wirklich Besitz nehmen, sind dagegen die Wärme und Kälte. Das glühende Eisen, der glühende metallene Kern eines Weltkörpers, brauchen Stunden und Jahrhunderte, um ihren vorhergehenden Zustand anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Malta, den 20. Februar 1831.

Der Karneval. Merkwürdige Masken.

Der diesjährige Karneval gehörte nicht zu den glänzendsten, wie denn überhaupt diese Lustbarkeit in Malta bei weitem nicht den heitern, anmuthigen Charakter hat, wie in Rom und einigen andern Städten Italiens. Das gemeine Volk ist nicht fein und gebildet genug, um in den Ausbrüchen seiner Freude zierlich und sinnvoll zu seyn; ein Ferkel, in Windeln und Tücher eingewickelt, und als kleines Kind auf dem Arm eines als Weib angekleideten Mannes, dünkt ihnen ein gar anmuthiger Spaß, und man möchte wünschen, daß alle ihre Späße nur von dieser Art wären. Die Mittelklasse nimmt wenig, die vornehmere fast gar keinen Antheil an der öffentlichen Lustbarkeit, sieht ihr gewöhnlich nur aus den Fenstern zu, und die zweirädrigen Kutschen oder Sänften, die im Korso auf und ab fahren, sind fast nur mit Leuten angefüllt, die den übrigen Theil des Jahrs hindurch nicht in Kutschen fahren. Diese Zurückhaltung der Gebildetern wird hauptsächlich durch die Offiziere der Garnison veranlaßt; schon in Rom hat man so häufig Gelegenheit, sich über den Mangel an Zartgefühl von Seiten der Engländer zu beklagen; hier aber, wo sie die befehlenden Herren sind, wissen sie vollends nichts von Zurückhaltung. Volle Hände schlechter Konfetti werden den Frauenzimmern, sogar hoch an die Fenster hinauf, mit voller Kraft ins Gesicht geworfen, und maskirt und unmaskirt sind die Frauenzimmer nicht sicher vor Unschicklichkeiten. Aus solchen Elementen läßt sich also schwerlich eine brillante öffentliche Festlichkeit zusammensetzen. Die Festins oder öffentlichen Maskenbälle in den Theatern sind etwas besser; doch entschädigt auch hier nur selten eine hübsche oder gut erdachte Maske für die vielen abgeschmackten, die sich zudringlich genug beweisen. Eigentlich genießbar sind nur die vornehmen Maskenbälle, wo zwar die Mehrzahl der Anwesenden aus Engländern besteht, die aber hier zu viele Rücksichten zu nehmen haben, um ungezwungen, d. h. ungesittet zu seyn; auch halten ihre eigenen Damen sie in Respekt, thun ihnen aber auch dafür die Ehre an, mit keinem Malteser oder Italiener, sondern nur mit ihnen zu tanzen. Die Männer, vorzüglich die Offiziere, tanzen zwar gern mit den Malteserinnen, werden auch von diesen angenommen, aber nur ungern, und nicht leicht entspinnt sich ein näheres Verhältniß, so daß also die Trennung der beiden Nationen scharf genug bleibt.

Auf einem grossen Balle, den am vorlezten Tage des Karnevals die Offiziere der Garnison gaben, und zu welchem Alles, was nur Vornehmes und Schönes in Malta ist, eingeladen war, erregten zwei Algierer, der eine der gewesene Schatzmeister des Deys, der andere ein Hofbeamter, durch die vollkommene Wahrheit ihrer Tracht bei denen Aufsehen, welche die Personen nicht kannten; viele näherten sich ihnen, und man sah sie erstaunt zurücktreten, wenn sie sahen, daß die Bärte nicht falsch, sondern natürlich waren. Großes Vergnügen machte eine Vorstellung, die in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig war. Gegen Mitternacht, als der größte Theil der Eingeladenen versammelt war, traten plözlich vier Grenadiere der alten französischen Garde ins Zimmer, von welchen zwei bei der Thüre stehen blieben, zwei andere sich am entgegengesezten Ende des Zimmers neben zwei großen vergoldeten Armsesseln aufpflanzten. Nicht lange nachher ertönte aus dem Vorzimmer ein Siegesmarsch, mehrere französische Offiziere mit der dreifarbigen Kokarde traten herein, und hinter ihnen Napoleon, so gut dargestellt, daß selbst diejenigen, welche ihn im Leben gekannt hatten, von Erstaunen ergriffen waren; ihm folgten wiederum Offiziere, unter welchen mehrere polnische. Napoleon nahm Plaz auf einem der beiden Sessel, konnte aber unglücklicherweise sich eines lächelnden Zuges um den Mund nicht erwehren, der die sonst vollkommene Illusion etwas störte; von seinen reich mit falschen Orden bedeckten Offizieren wurden ihm die vornehmsten Personen der Gesellschaft vorgestellt und von ihm gnädig, aber etwas zurückhaltend empfangen, wahrscheinlich, weil der Kaiser blos englisch sprach, und dies doch etwas unpassend gewesen wäre. Kaum war die Präsentation zu Ende, als auf's Neue ein Siegesmarsch erschallte und man Husarenoffiziere, die dem alten Ziethenschen Regimente anzugehören schienen, in den Saal treten sah. Ihnen folgte Friedrich der Zweite, als Greis dargestellt, aber ebenfalls, wenn man den Abbildungen glauben darf, mit vieler Wahrheit; eine Menge Offiziere in Uniformen von altpreussischem Schnitte folgten ihm. Friedrich ging entschieden auf Napoleon zu, begrüßte ihn mit einem Handschlage und drückte in einer, wegen der Umstehenden italienischen, Anrede seine Freude aus, mit einem solchen Helden zusammenzutreffen, worauf Napoleon einige Worte in derselben Sprache erwiederte. Beide nahmen dann Plaz neben einander und unterhielten sich insgeheim. Was diese Vorstellung so sehr interessant machte, war der glückliche Einfall, zwei Helden, die jeder gewiß oft genug mit einander verglichen hatte, neben einander zu stellen, und zwar mit einer Wahrheit, die fast nichts zu wünschen übrig ließ. Ich verzieh für dies Vergnügen den englischen Offizieren manche Unziemlichkeit, die ich von ihnen erlebt, und mußte mir gestehen, daß ich sie nicht für fähig gehalten hatte, etwas der Art so gut durchzuführen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. März 1831.

Beruhigt das Erstaunen eine Weil'
Durch ein aufmerksam Ohr, bis ich das Wunder
Euch kann berichten.

Shakespeare.

Emilie de Bergy.

Es war nach dem Abendessen, die Gesellschaft zog schweigend durch den dunkeln, feierlichen Wald; einige wußten vielleicht eben nicht, was sie sagen sollten, und hatten sich den Tag über in Konversationen erschöpft, andere liebten es, ihren Geist nicht anzustrengen, um dem Magen das unbeschränkte und alleinige Recht der Thätigkeit zu gönnen, wo es ihm am nöthigsten war; die meisten aber schwiegen gewiß aus jenem Gefühl der Ehrfurcht, welches eine schöne Sommernacht einflößt; leise schritt man durch die Gruppen der prachtvollen Bäume und ihre tiefen, auf feines Waldgras geworfenen Schatten. Plötzlich erhob eine der nüchternsten, oder vielleicht in diesem Augenblicke in einem andern Sinne am wenigsten nüchternen Stimmen sich, und rief: „aber wo wollen wir eigentlich hin, meine Theuersten? Lassen Sie uns doch nicht die schönen, so eben gestärkten Kräfte mit müßigem Umherschlendern vergeuden! Haben wir ein Ziel unserer nächtlichen Irr- und Querfahrt? Oder wollen wir hier nur die Maikäfer aus dem Schlafe stören? Wo wollen wir eigentlich hin?“ — „Ach in das Tannenwäldchen,“ erscholl eine Antwort aus dem Mund der zartesten Figur des Kreises; „da ists so göttlich schauerlich!“ Die Gesellschaft sah sich nach dem Sprecher um, und erblickte mit Erstaunen ein kleines vierjähriges Mädchen, welches sich mitgeschlichen hatte. Die Kleine, beschämt über ihre Kühnheit, so laut gesprochen, und schon mädchenhaft erschrocken, ihr Innerstes enthüllt zu haben, schlug die Augen nieder und schwieg. Die Gesellschaft schien ihr Gefühl, ohne es auszusprechen, zu achten, und jene Empfindung heiligen Schauers, jenes entzückende und doch angstvolle Ahnen einer tief verschleierten und dennoch gegenwärtigen Welt schien durch das Wort des Kindes über sie gekommen zu seyn. Man ging dem Tannenwalde zu; die Natur war lautlos; am fernen Horizonte nur schien ein Abendwind in den Wipfeln der Wälder zu säuseln; er trug das leise Echo eines klagenden Eulenchors herüber, eine der schönsten Harmonien der Nacht dem, der sie je in ihren in Accorden gestimmten Tönen hörte. So erreichte man den Fichtenwald; dunkle Schatten wechselten hier mit milden Streiflichtern, bis der Pfad sich verengte und diese spärlicher und seltener wurden. Leise rauschten die Tritte im Grase, der Athem wurde angehalten; plötzlich schauderten alle zusammen, eine Schaar schwarzgeflügelter Raben fuhr auf aus dem ersten Schlaf, vielleicht Traume, und umkreiste ängstlich, schwerflatternd den sonst so sichern Horst; sie durchkreuzten die Luft zu wiederholten Malen, die dunkeln Fittige streiften dicht über den Häuptern der störenden Fremden, und sie nahmen endlich, da ihre Stimmen laut wurden, die Flucht in eine benachbarte Waldparthie, wo sie sich auf den höchsten Eichen niederließen.

„Man sagt, die Raben wären Geister,“ fing ein alter Herr neckend an; „erschrecken Sie nicht darum so sehr vor ihnen, schöne Nachbarin?“

Die angeredete junge Dame gab ihm einen Schlag mit dem Fächer; „seyn Sie jezt still davon,“ flüsterte sie.

„Nein, nein,“ riefen mehrere Stimmen; „erzählen Sie eine von Ihren Gespenstergeschichten!“ — „Mir ist nie eine begegnet,“ antwortete er halb traurig. „Nie? gewiß nicht?“ fragte die Dame. Er schwieg und sah vor sich nieder; die Kleine hatte sich dicht an ihn geschmiegt. „Nie?“ fragte jene noch einmal. Er schüttelte den Kopf, schwieg aber noch immer. „Aber meinen Vettern und Basen,“ sagte er endlich halb spöttisch, als wolle er die Aufmerksamkeit der Zuhörer von diesem Gegenstand ablenken. „O erzählen, erzählen Sie!“ riefen mehrere Stimmen. „Was mir jezt einfällt,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ist eben keine Gespenstergeschichte, aber—“ er stockte; „aber?“ fiel die Gesellschaft ein; „vielleicht eine wahre,“ sezte er hinzu; seine Stimme zitterte und, hätte die Beleuchtung es erlaubt, man würde eine Thräne in des Greises Auge gesehen haben. Er faßte sich jedoch schnell und lud Jedermann zum Sitzen ein; Alles gehorchte dem hoffnungsvollen Signale. Das Kind hatte sich dicht an ihn gedrängt, die andern gruppirten sich auf den Rasen um ihn her; eine erwartungsvolle Stille trat ein. Der Alte fuhr mit der linken Hand über die Stirn, legte die rechte auf des Kindes Schulter und begann:

„Ich hatte einen Freund, der sich als kleines Kind durch die Entdeckung eines Verbrechens in seiner Vaterstadt bekannt gemacht hatte. Scheinbar zufällige Reden des Kindes führten die Richter auf eine Spur, welche sie ohne dasselbe vielleicht nie gefunden hätten, und das Merkwürdigste dabei war, daß das Kind nicht etwa Gesehenes oder Erfahrenes ausplauderte, sondern, entweder blos zufällig, oder durch eine seltsame magnetische Gabe, das bildlich aussprach, was wirklich geschehen war. Eine Zeitlang betrachtete man es als ein Wunder, und erhöhte und steigerte seine Worte bis zum allerdings Wunderbaren; als es aber später sich durchaus wie ein gewöhnliches, wenigstens nicht wunderbares Kind zeigte, als nie wieder eine ähnliche Kraft in seinem Leben sich aussprach, fing man allmählig an, das früher bewunderte ganz gewöhnlich zu erklären; die eifrigsten Verfechter des Mirakels zuckten die Achseln über die Verblendung der Welt, wenn die Geschichte vorgetragen wurde, nannten sie ein Ammenmährchen, und pflegten gewöhnlich das arme Kind selbst aufzurufen und zu befragen, welches dann, nach mehreren Jahren, in denen es die Geschichte total vergessen hatte, meist gar nicht mehr wußte, wovon die Rede war, und nur aussagte oder erzählte, was ihm die rationellen Frager in den Mund legten, die sich oft weidlich an seiner Unwissenheit ergözten und triumphirend zu sagen pflegten: So schreibt man die Geschichte!

Der Knabe wuchs heran und ward zum Jüngling, dessen Bekanntschaft ich auf Universitäten machte; zufällig hatte ich von der Geschichte gehört und erwähnte ihrer einmal. „Thorheit, Thorheit!“ fuhr er lachend auf; „sie haben mich mit dem Ammenmährchen genug gequält!“ — „Aber das juristische Faktum?“ sagte ich. „Was beweist das?“ fiel er mir hastig ein. „Nichts, als daß der Zufall entdeckte, was er tausendmal entdeckt hat. Ich besinne mich von der ganzen Geschichte nichts mehr als die Kreuz- und Querfragen, die ich hundert Mal zu bestehen hatte, und die meinen armen Kopf drehend machten wie ein Mühlrad; ich sollte immer sagen, was ich nicht wußte, nie gewußt hatte; und soll ich's noch sagen? Wollt Ihr mich zwingen, über das zu berichten, was mir so unbekannt ist als Euch? Ich gestehe ja gern, daß ich die ganze Sache für eine Zufälligkeit halte! Ich bitte Dich, laß mich in Zukunft damit zufrieden!“ Der Begebenheit ward nie mehr unter uns erwähnt.

Familienverhältnisse riefen ihn nach Schweden, wo er mehrere Jahre zubrachte und mannigfache Verbindungen anknüpfte. Am werthesten war ihm die Bekanntschaft eines Grafen Orenstierna, welche er bei mineralogischen und botanischen Wanderungen ins Gebirge gemacht hatte. Der Graf lebte einsam auf seinen Gütern, und weder der Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm vor kurzem durch das Aussterben einer Seitenlinie zugefallen war, noch der Glanz seines historischen Namens vermochten ihn in die Residenz zu ziehen. Dieses Vermögen machte er jedoch auf die edelste Weise geltend; seine Bauern segneten ihn, und manche wissenschaftliche Forschung, manche öffentlich Anstalt wurde durch ihn unterstüzt. Meines Freundes Versuche, ihn in den Kreis der Gesellschaft und der Geschäfte zu ziehen, blieben vergeblich; dagegen lud er ihn ein, in der schönen Jahrszeit einige Zeit auf seinen Gütern zuzubringen. Ich—mein Freund folgte der Einladung.“ Der Alte räusperte sich. „Er fand,“ fuhr er fort, „den Grafen sonderbar bewegt bei seinem Wiedersehen. „Mir ists immer, als fände meine Heftigkeit einen rettenden Anker in Ihrem stillen Gemüthe,“ sagte er dem erstaunten Theobald — so will ich den Ihnen Unbekannten nennen. „Sie kommen aus den Stürmen der Welt in den Port des Friedens, und sind unbewegt, während das Schiff, welches längst schon Schutz in seinem Busen suchte, noch auf schäumender Woge der Brandung schwankt.“ — „Lieber Graf,“ versezte Theobald, „es ist oft nicht gut, die Einsamkeit zu suchen; alle Eindrücke bleiben da frischer, kräftiger; man lebt in der Vergangenheit, die Woge neuer Ereignisse spült sie nicht weg, und unser Inneres siegt über die weniger reichhaltige Zeit, von der es oft nüzlich seyn kann, sich besiegen zu lassen.“ Orenstierna sah ihn entsezt an, als erschrecke er über den Blick, den er in sein Inneres gethan. „Kommen Sie mit mir, kommen Sie zurück in diese geflohene Welt, und was Ihnen auch fehlte, Ihnen wird besser werden, „fuhr Theobald fort. „Reisen wir morgen beide nach Stockholm!“ Orenstierna schlug die forschenden Augen wieder beruhigt nieder. Theobald glaubte in dieser Bewegung Zustimmung

zu lesen, und wurde dringender. Der Graf ließ ihn reden, aber als jener inne hielt und eine Antwort zu fordern schien, sagte er: „nach Stockholm? Nie!“ Theobald fühlte sich unangenehm betroffen und schwieg einen Augenblick, empfindlich, daß man ihn seine Beredsamkeit hatte umsonst verschwenden lassen; der Graf bemerkte es, und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit sagte er: „kommen Sie, Sie sollen meine Gärten, meine Felder sehen, alles, was ich gethan habe, seit Sie in der Residenz schwärmten; meine Zeichnungen, meine Sammlungen, kommen Sie!“ Und so zog er den Freund von Genuß zu Genuß fort, bis jener Abends fast eben so ermüdet von gehäuften Anschauungen, als angegriffen von der Reise, zu Bette ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Fortsetzung.)

Die galvanisch-magnetische Kraft bescheint nun aber, wenn wir einmal so sagen dürfen, den Körper, der ihr zum Träger dient, unter der Herrschaft der sechs Weltgegenden. Wir sind gewohnt, nur vier Weltgegenden anzunehmen, wovon Nord und Süd die Erdachse in ihrer Stellung gegen den Himmelspol bezeichnen, dem Seefahrer so tief eingeprägt, dem Physiker durch den Magnet, dem Astronomen durch den Angelpunkt der rastlos sich umdrehenden Himmelskugel so wohl bekannt. Ost und West, Aufgang und Untergang, sind die Pforten des Tags und der Nacht; sie zeigen uns die rastlose Unruhe der Erde in der Richtung, in der sie sich umdreht, während Nord und Süd uns die ewige Festigkeit ihrer Achse zeigen. Die fünfte und sechste Weltgegend aber sind gerichtet nach Oben und Unten, vom Zenith und Nadir in der Sprache der Araber bestimmt: nach oben der freie Himmel, was uns über den Mittelpunkt der Erde erhebt; nach unten die Hölle, der allgewaltige Mittelpunkt der Erde, in welchem ihre Kraft sich koncentrirt; gegen ihn zu sind auch die magnetischen Kräfte der Erdachse auf eine uns verborgene Weise vertheilt. Man kann sagen, eigene Mächte oder Geister beherrschen unumschränkt jene sechs Weltgegenden, und so die Erscheinungen; ihre Regelmäßigkeit im Herrschen erhalten sie durch die Kugelgestalt der Erde. Nord und Süd beherrscht der Geist der Festigkeit, Ost und West der Geist der Unruhe, das Oben und Unten die Knechtschaft und die Freiheit. Mit andern Worten haben es die Naturkundigen genannt: den Magnet, das Elektrische, das Schwere und Leichte, ohne es näher zu deuten.

Der Körper nun, in welchem durch den Galvanismus Magnetismus erregt ist, fällt jenen sechs Weltgegenden anheim; Süd ist entgegengesezt dem Nord, Ost ist entgegen dem West, Oben entgegen dem Unten; der Körper mag eine Gestalt haben, welche er will, jene sechs Weltgegenden gehen gleichsam von seinem Mittelpunkt aus, gerichtet gegen den Ursprung des erregenden Galvanismus. Nun ist aber die allgemeinste Wirkung, welche den Weltgegenden zukommt, und keine andere ist den Forschern bekannt, die Bewegung; jenes Verschiedenseyn von Ost und West und so fort ist also blos das Verschiedenseyn von Bewegung der Magnetnadel nach Ost, West, Senkung, Hebung, in den verschiedenen Weltgegenden, die in dem Körper selbst sich finden, wenn er durch galvanisches Magnetisiren gleichsam ein Miniaturweltkörper geworden ist.

Wie man nun dabei auf die Umdrehung der Weltkörper kam, das ist jezt, als der eigentliche Kern dieser Abhandlung, leicht zu entwickeln. Nach dem eben Gesagten ist jeder in galvanisch-magnetischen Zustand versezte Körper eine Erde, ein Weltkörper im Kleinen; er hat seine Weltgegenden, er wirkt auf die Magnetnadel, wie die Erde im Großen. Wäre er frei, würde er sich auch drehen, wie die Erde. Aber offenbar ist jede Umdrehung nur eine Bewegung rechts und links und nach oben und unten, wenn man nämlich nicht zugleich vorwärts oder rückwärts schreitet, wie z. B. bei den Tanzenden der Fall ist. Diese galvanisch-magnetische Bewegung in den sechs Weltgegenden ist, auf andere Weise betrachtet, nichts anders, als die Lust der Magnetnadelspitze, um den galvanisch magnetisirten Körper sich zu drehen. Eine umdrehende Kraft ist also der Schlüssel zum Geheimniß!

Was für sinnreiche Bilder wurden nun hervorgeholt, um sich diese umdrehende Kraft deutlich zu machen! Man muß es den Deutschen zur Ehre nachsagen, daß sie zwar die klare Ansicht von jener Lust des Umdrehens zuerst hatten, aber sich doch vor dem sinnlichen Dienste der Bilder bewahrten. Jezt kamen aber in der That die längst vergessenen Cartesianischen Wirbel wieder zum Vorschein, womit dieser große Franzose im Bilde alle himmlischen Bewegungen darstellte; jezt die Schraubenbewegung, die Schneckenlinien, die Spirallinien, und nun hieß es: die Kraft selbst, die hier wirkt, hat die Lust, sich im Kreise herumzudrehen, und was ihr galvanisch magnetisches und gemein magnetisches in den Weg kommt, mit sich fortzureißen. Kurz eine unsichtbare galvanische Kraft dreht sich um die Planeten herum, und dreht die Planeten mit sich herum, und das ist nun das Geheimniß von der Umdrehung der Weltkörper!!

Wer lockt nun diese unsichtbare Kraft hervor, daß sie unablässig diese Himmelskörper, also auch unsere Erde umkreist? Ich weiß es nicht. Wo ist der Unsichtbare,

der jenen Strom immer erneut? Ich weiß es nicht. Ist die Erde magnetisch, weil sie sich umdreht, oder dreht sie sich um, weil sie magnetisch ist, oder beides zugleich? Auf diese Fragen werden uns wohl die kühnsten Physiker, die mit dem Galvanismus Alles ausrichten, die Antwort ewig schuldig bleiben.

Lassen wir diese großen chimärischen Aussichten; so viel bleibt doch entschieden: der Mensch hat den Magnetismus **in seine Gewalt** bekommen; er kann ihn in jedem Metall hervorrufen, er kann ihn verstärken, leiten und hinführen, wohin er will, er kann ihn benutzen nach Gefallen, im Kleinen, wie wir zu Anfang gesehen haben, im Großen, wie er es sich träumt. Denn was die Umdrehung der Erde oder unserer Wasserräder anlangt, habe ich auf denselben, frei zu sagen, kein grosses Vertrauen; im Stillen gesagt, die Gelehrten sind selbst nicht im Reinen, was es denn mit dieser galvanischen Umdrehung und der Umdrehung der Himmelskörper für eine Bewandniß habe. Und dies rührt daher, weil es am Himmel und auf der Erde gar vielerlei Umkehrungen und Umdrehungen gibt. Die Tanzenden, namentlich die **Walzenden**, haben in der That die Umdrehung der Planeten; der in der Reitschule um den Mittelpunkt Reitende hat wirklich die Bewegung eines Trabanten; aber der im Ring umherschwingende Kronleuchter, das umhersprudelnde und sich erhebende Feuerrad, das im Kreis umherrennende Rad des olympischen Wettrenners, das sind irdische Umdrehungen ganz anderer Art. Welches aber eigentlich die ächte galvanisch-magnetische Umdrehungsweise sey, das weiß man nicht so recht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vandalismus des Pariser Volks.

Es ist eine traurige Sache um die Zerstörungssucht in Paris. Beständig müssen die Gebäude und andere Kunstgegenstände es entgelten, wenn die Politik das Volk erzürnt hat, oder wenn andere Meinungen, andere Regierungssysteme herrschend werden. Wie viele merkwürdige und unersetzliche Kunstsachen sind am Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Ausbruch der Revolution zu Grunde gegangen! Wie manche waren schon zwei Jahrhunderte zuvor durch die Hugenotten zerstört worden! Als Napoleon sich der kaiserlichen Macht bediente, um seinen Despotismus zu begründen, kam die Reihe an die Denkmäler der republikanischen Zeit, und als Napoleon gestürzt war, ging es den Denkmälern, wodurch er seinen eigenen Ruhm hatte verewigen wollen, nicht viel besser; alles wenigstens, was sich gemächlich zerstören ließ, wurde zerstört oder verdorben. Die Geistlichkeit, besonders die Missionsgesellschaft, die aus rohen, unwissenden und fanatischen Priestern bestand, half fleißig mit zerstören; sie war es, welche die schönen Basreliefs, die man während der Revolution am Pantheon angebracht hatte, in Stücke hauen ließ, damit sie die aus dem Pantheon gemachte Kirche nicht entweihten. Und nun sind am 14. Februar wieder andere Zerstörer aufgetreten, welche an der unter Karl X. so begünstigten Geistlichkeit ihren Muth gekühlt haben. Das Volk hat diesmal vandalisch gehandelt; aber so ist das Volk überall: willfährt man seinen dringenden Bitten nicht, und kann es sich nicht an den Personen rächen, welche es haßt, so hält es sich an die leblosen Dinge, welche mit diesen Personen in einiger Beziehung stehen. So fiel es diesmal über den Pallast des Erzbischofs her, weil dieser Geistliche als ein fanatischer Mann bekannt ist und ihm schuld gegeben wurde, das ärgerliche Seelenamt für den Herzog von Berry in der Kirche St. Germain l'Auxerrois veranlaßt zu haben. Während der Revolution des Julimonates hatte es blos seine Meubeln in die vorbeifließende Seine geworfen; diesmal wurde alles zerstört, was sich nur in dem Pallaste vorfand. Hier wurde das Archiv des ehemaligen Offizialgerichtes und überhaupt die auf die Kathedralkirche und das Erzbisthum von Paris Bezug habenden Papiere aufbewahrt. Alle diese Schriften, worunter viele wichtige Dokumente waren, wurden zerrissen und zerstreut; man ging am andern Tage in dem Hofe vor dem Pallaste auf lauter Papier, und auf der Seine schwammen eine Menge zerrissener Briefe. Eben so schlimm wurde mit der Bibliothek des Erzbisthums verfahren; kein Buch blieb ganz, jedes wurde zerrissen und in den Fluß oder auf die Gasse geworfen. Ich sah zwei Tage darauf mehrere theologische Werke auf dem Kay feilbieten, die man aus der Seine wieder aufgefischt hatte; kein einziges derselben war ganz, alle waren zerrissen. Auch die Kupferstiche und Gemälde im Pallaste waren von den Vandalen zerstört worden, mit Ausnahme des Porträts eines Erzbischofs, vielleicht des Herrn von Quélen selbst, welches der Pöbel spöttisch in einer Prozession am Faschingsdienstage auf den Gassen umhertrug. Leute, welche diesen burlesken Zug mitangesehen haben, glaubten mit Schrecken, die Auftritte aus der ersten Revolutionszeit sich wiederholen zu sehen, da der Pöbel die Kirchen schändete und die dem Gottesdienste gewidmeten Geräthe auf den Gassen verunreinigte. Dieselbe Wuth äußerte sich wider die Gemälde und die Verzierungen des erzbischöflichen Landgutes Conflans. Zu Paris ward die Wohnung des Erzbischofs wirklich fast eingerissen und ganz unwohnbar gemacht. Wäre dieser Pallast und die Meubeln desselben das Eigenthum des Hrn. v. Quélen gewesen, so ließe sich diese Zerstörungswuth begreifen; allein beides gehörte der Stadt zu, und will sie künftig einen Erzbischof haben, so wird sie ihm wieder einen Pallast errichten und denselben, wo nicht so reichlich, doch mit etwas Prunk ausstatten müssen, und zur Bestreitung der Kosten wird das Volk zu zahlen haben; das ist also alles, was es bei der Zerstörung gewonnen hat. Die Pracht, die in dem vorigen Pallaste herrschte, hat indeß dazu beigetragen, das Volk in Wuth zu bringen. Ein Mann, der alle Gemächlichkeiten des Lebens genießt, auf weichem Flaum ausruht, seidene Polster in seinen Zimmern hat und sich in politische Intriguen mischt, nimmt sich schlecht aus, wenn er auf sein verdorbenes Zeitalter schimpft und in seinen vergeblichen Hirtenbriefen die Nation anklagt, daß sie mit der alten Regierungsform nicht zufrieden sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. März 1831.

— Besinnung hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich rein,
Das ist die rechte Sache.

Goethe.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Beschluß.)

Ich habe nach einer andern Seite hin einen neuen Pol aufgesucht, auf den ich die Aufmerksamkeit der Leser richten möchte, und das ist die ästhetisch-medicinisch-magnetische Kraft des Galvanismus, wie ich sie kurz nennen will. Wie kommt es? die Aerzte, die Anfangs so emsig, so zutrauensvoll den galvanischen Kuren sich hingaben, nunmehr, da der Magnetismus sich in geheimnißvolle Verbindung damit begeben, ziehen sie sich zurück. Nun habe ich aber in öffentlichen Blättern gelesen, auch es wohl an Ort und Stelle selbst bestätigt gefunden, daß jezt in München und andern Orten Gesundheitsmagnete gegen Halsweh, Zahnweh u. s. w. verfertigt werden. Unsere projektirten galvanischen Gesundheitsmagnete müssen aber jene weit übertreffen; denn die Wirksamkeit ist nicht in das starre, unbildsame Eisen gelegt, sondern in den schmiegsamen, weichen, leichten galvanischen Drath, der jede Gestalt annehmen kann, der sich bilden läßt zu Geflechten und Binden, der Gliederung fähig ist, und nach der Form der Glieder des menschlichen Körpers, für die er bestimmt ist, sich schmiegt. Wäre es überhaupt thunlich, und fürchtete ich nicht, reich zu werden, so ließe ich mir ein Monopol auf meine galvanischen Gesundheitsmagnete geben, und würde verfertigen galvanisch-magnetische Ohrenringe, Hüte, Hauben, Halsbänder, Fingerhüte, Bracelets, Handschuhe, Strümpfe, Perrücken. Ich könnte auch, um die verschiedenen Stufen des Luxus zu befriedigen, nach Verlangen den feinsten Gold- oder Platindrath zu diesen galvanisch-magnetischen Geweben verarbeiten lassen. — Nach dem Bisherigen ist dieß Unternehmen mit den galvanischen Gesundheitsmagneten mit ein Paar Worten deutlich zu machen. Daß aus leichtem, biegsamem Drathe sich jegliches Gewebe, wie von Faden, oder Geflechte wie von Stroh erzeugen lassen, ist den Leserinnen ohnehin, und gewiß auch den Lesern bekannt. Bei den galvanischen Geflechten ist nur darauf zu sehen, daß dieselben sich in ihren Wirkungen nicht durchkreuzen, daß Süd- und Nördliches sich nicht entgegenwirke, daß daher ein ununterbrochener Metallfaden, die Seitenäste vereinigend, durch das Ganze von Anfang bis ans Ende laufe. Neben diesem so angeordneten Flechtwerk ist nun die eigentliche galvanische Vorrichtung dergestalt anzubringen, daß der Anfangs- und Endpunkt dieses Geflechts, oder die mehreren Anfangs- und Endpunkte der vereinigten Geflechte (je nach der Beschaffenheit der Gesundheitsmagnetischen Vorrichtung) sich in das eigentlich erregende und belebende galvanische Element, das Flüssige mit zwei Metallen, endigen. Bei den oben vorgeschlagenen Ohrenringen, Halsbändern, Perrücken und dergleichen, würde dieses galvanische Urelement am passendsten die Form ein Fläschchens haben, von Gold, Platin, Silber oder Kupfer; es wäre gefüllt mit dem galvanischen Urflüssigen, das, wie das große Meer,

salzig seyn muß; in dieses Fläschchen reichte hinein das andere galvanische positive Metall, Zink, Zinn u. s. w.; der Anfang des Drathes wäre mit dem Fläschchen, als dem einen, dem äußern Metall, das Ende der galvanischen Kette, an der das Fläschchen hängt, mit dem innern Metall, gleichsam dem Stöpsel des Fläschchens, verbunden. — Eine Dame, die z. B. eine nach diesen Grundsätzen verfertigte Halskette trägt, kann nach Belieben die Wirkung aufheben, wenn sie das Fläschchen entfernt, oder leert, oder auch nur das äußere und das innere Metall des Fläschchens mit einander unmittelbar verbindet. Bei einem galvanisch-magnetischen Gesundheitshandschuh gegen Gicht könnte dieß erregende Fläschchen, dieses mysteriöse Behältniß der geheimen magnetisch-galvanisirenden Kräfte, in Gestalt einer sphärischen Quaste angebracht werden; bei der magnetischen Gesundheitsperrücke könnte es in zwei Locken versteckt, oder in einen Haarbeutel verwandelt werden. Kurz, meine galvanischen Gesundheitsmagnete nehmen alle möglichen Gestalten an; sie können als Licht- und Ofenschirme erscheinen, ja als Gardinen selbst, wenn es medizinisch nützlich seyn sollte, eine magnetische Atmosphäre um sich zu haben.

Unsere Abhandlung ist aus den unnahbaren Regionen der Weltkörper in eine uns nähere Gegend, gleichsam in unsere friedlichen Wohnungen herabgestiegen, hat aber auch hier nur mit Hoffnungen und Mährchen zu unterhalten gesucht, mit wohlthuenden indessen, wenn sie wahr würden. Lassen wir den Naturforschern ihre Grandiosität, lassen wir sie an der großen Leiter auf und ab steigen, vom Traume zum Selbstgebilde, zur Möglichkeit, von der Wirklichkeit ohne Maaß, bis zur ergreifbaren. Es ist allerdings möglich, daß die Menschen einmal in den Nordpol und Südpol der Erde einen Zapfen schlagen, wie die Nürnberger Globusfabrikanten in ihre Erdkugeln von Gyps, und wie diese einen Ring herumlegen, der stehen bleibt, während die Erde sich umdreht. Besser aber ist es, stets für den Gebrauch den Tiegel der Wahrheit bei sich zu haben, in welchen jene Träume und Gebilde geworfen werden und wie blauer Dunst entweichen; die Säure und das Aezwasser des Mißtrauens, um seine Meinungen zu scheiden von der Klarheit des Wirklichen; den Hammer der Dauerhaftigkeit, um Gediegenheit und Gehalt zu erproben. Der Verfasser macht gar keine Ansprüche auf den Feuertiegel, das Aezwasser und den gediegenen Hammer; er ist glücklich, wenn eine milde Luft freundlichen Beifalls ihm entgegenweht.

J. W. Pfaff.

Emilie de Vergy.

(Fortsetzung.)

Theobald schlief unruhig, wie man es nach ungewöhnlichen Anstrengungen wohl thut, und träumte viel. Der Traumkatalog besagt, daß, wenn man zum ersten Mal an einem Orte schlafe, man sich seine Träume merken solle, weil diese einzutreffen pflegen. Theobald erwachte mit einem wüsten Kopfe; es war ihm aber unmöglich, sich auf seine Träume zu besinnen; er erinnerte sich nur einiger glühenden Punkte, die durch die Nacht der Traumwelt wie Sterne funkelten, aber sie waren isolirt, unverbunden, und so vermochte er ihre Schrift nicht zu lesen; nur kam in allen diesen Träumen der Name einer Person vor, den er sich nie besann, gehört zu haben, mit dem er keinen Begriff verbinden konnte. „Seltsam!“ sagte er sich selbst; „man träumt wohl Gegenden, Gestalten, die man nie gesehen hat, man träumt sie auch wohl nach langer, langer Zeit einmal wieder, und begrüßt dann die nur im Traum Lebendigen wie alte Bekannte; aber einen Namen zu träumen, an den man keine früheren Erinnerungen zu knüpfen weiß, ihn immer und immer wieder zu träumen, das ist doch sonderbar! Und was soll mir der Name? Weiß ich nur einmal, was ich davon geträumt habe? Ich habe nichts geträumt als Emilie de Vergy. Was ist mir Emilie de Vergy? Ein leerer Schall! Und ist der ganze Name nicht vielleicht, nicht höchst wahrscheinlich, nicht gewiß gar nichts anders als ein Schall? Seit wann ist meine Einbildungskraft so verarmt, daß sie nicht nur am Buchstaben hängt, sondern sogar nichts als den Buchstaben kennt?“

Bei diesen Worten stieg er aus dem Bette, und sein Fuß trat auf etwas Hartes. Er hob es auf, es war ein kleiner, unscheinbarer goldener Ring, fast wie ein Trauring geformt. Er betrachtete ihn genauer und las mit Entsetzen in seinem innern Umkreise den deutlichen Namen: Emilie de Vergy. Ein nie gefühlter Schauder durchzog seine Seele; er hielt den Ring von sich und schloß die Augen, als wolle er die Schrift nicht wieder sehen, als hoffe er noch, sie nie gesehen zu haben. „Bist Du wahnsinnig?“ fragte er sich im nächsten Moment, „daß Du liesest, was nicht da steht, nicht da stehen kann!“ Er blickte wieder auf den Ring; deutlich las er wieder: Emilie de Vergy, und die zarte Schrift sah ihn mit Flammenblicken an. Eine Weile stand er, als habe er Belsatzers Wandschrift gelesen, dann faßte er sich und sagte männlich und fest: „bin ich nicht schuldlos? was kann mir alle dieß schaden?“ Der laute Zauberton dieses Wortes brachte ihn zu sich selbst; ruhig und klar sah er im Zimmer umher, sein Blick fand alle die alten Verhältnisse ungestört, er fand sich selbst wieder, kleidete sich an, und beschloß bei sich selbst, dem Grafen bei seinem aufgeregten Gemüthszustande vorerst lieber nichts von der sonderbaren Begebenheit zu sagen und erst nach dem Namen Vergy zu forschen. So steckte er den Ring zu sich und suchte den Grafen auf. Im Lauf des Tages fragte er ihn, ob er eine gewisse Emilie de Vergy kenne. „Wie? was ist's mit ihr?“

fuhr der Graf auf. „Nichts," erwiederte Theobald, „ich frage nur, ob Sie sie kennen." Des Grafen Gesicht überzog eine tiefe Röthe; „ich habe sie wohl gesehen, früher, in Stockholm," entgegnete er leicht; „sie war ein hübsches Mädchen. Es gibt so viele hübsche Mädchen! Warum fragen Sie?" Die Reihe der Verlegenheit war nun an Theobald; er hatte nicht geglaubt, daß seine hingeworfene Frage so viel Sensation erregen würde, und sich auf ein Warum nicht vorbereitet; doch erwiederte er schnell gefaßt: es sey lezthin ein Brief aus Deutschland durch einen Gesandtschaftskurier unter dieser Adresse angekommen; man hätte die Person nicht auffinden können, und sich deßhalb an ihn gewendet, der eben so wenig Auskunft zu geben gewußt habe; es sey ihm beiläufig wieder eingefallen, und da habe er ihn gefragt. „Wissen Sie, wo sie wohnt?" sezte er so unbefangen als möglich hinzu. „Ich weiß es nicht," erwiederte Orenstierna schneidend und verließ ihn unter einem unbedeutenden Vorwande.

Seltsam genug schien das gute Einverständniß beider Männer seit dieser Scene einen Stoß erlitten zu haben. Der Graf blieb kalt und einsylbig, und nahm jede vertrauliche Annäherung von Seiten Theobalds zurückweisend auf; vergebens hatte dieser sich vorgenommen, seinem Vertrauen entgegen zu kommen, das Verhältniß war und blieb wie durch Aladins Schwert getrennt; Theobald fühlte, daß seine Gegenwart dem Grafen lästig war, und nahm Abschied. Orenstierna ließ ihn kalt ziehen; von Stockholm aus schrieb ihm jener noch einmal einen herzlichen Brief, in dem er die schnarrende Saite mit keiner Anspielung zu berühren wagte; dieser Brief blieb jedoch ohne Antwort, und Theobald verlor unter gehäuften Geschäften einer bürgerlichen Anstellung in Stockholm den schon halb erworbenen Freund endlich völlig aus den Augen, bis nach Verlauf eines Jahres das Gerücht ihn aus seiner Vergessenheit weckte, daß Orenstierna von einer Reise ins nördliche Schweden nicht zurückgekehrt, daß er spurlos verschwunden sey. Wie ein Donnerschlag traf es Theobald; er stand vor seinem Ringe und sah ihn, den er fast vergessen hatte, in düstere, unergründliche Vermuthungen versenkt, an. Lastend legte sich der Druck dieses Geheimnisses auf ihn, als müsse er es nun allein tragen, als dürfe er es nicht mehr mittheilen, als habe er die Gelegenheit zur Aufklärung, da sie sich geboten, versäumt, ja eine geheime Stimme sagte ihm: „hättest Du nicht vielleicht durch Sprechen etwas hindern können? Was ist der Mensch, daß er Winken, die ihn zum Handeln aufzufordern scheinen, nicht folgt, daß er mit ihnen schaltet, sie vergräbt wie sein Eigenthum, daß er das Geheimniß birgt und hütet gleich der Schuld? Das Geheimniß ist Uebel! Wer weiß, ob hier offene, freie Rede nicht genüzt hätte? Wer weiß, wozu jener Wink gegeben war? Oeffentlichkeit gleicht ja alles aus! Aber jezt ists zu spät!"

Er verschloß gedankenvoll den Ring in einem wohlverwahrten Kästchen und ging aus. Das Verschwinden Orenstierna's war die Neuigkeit des Tages, das Gerücht bestätigte sich mehr und mehr, doch ohne weitere Spuren anzugeben; endlich verdrängten andere Begebenheiten diese aus dem Kopfe, von der Zunge der Menschen, und das Ungeheure fing an ihnen alltäglich zu erscheinen, weil es alt ward. In Theobalds Gemüth klang der scharfe Ton länger nach, aber es war geschehen, und er überzeugte sich endlich, daß der Verschwundene entweder bei einer wissenschaftlichen Wanderung in den nördlichen Bergen verunglückt sey, oder daß er sich in schwermüthiger Verirrung selbst den Tod gegeben habe. Das Unabänderliche versöhnt uns endlich mit sich und wir legen es bei Seite, als etwas, welches uns keinen Stoff mehr zum Handeln oder Hoffen gibt. „Nur das Thun interessirt, das Gethane nicht, sagt Goethe; das Fertige, Vollendete, und in so fern Todte, verschwindet nach und nach aus unserm Gedächtniß, und wer vermöchte es, zu leben, wenn man nicht vergessen könnte!

So vergingen über zwei Jahre, als eine Geschäftsreise meinen Freund in die nördlichen Theile des Reichs rief. Die Jahrszeit war noch rauh, die Wege schlecht, fast unzugänglich; kurze Tagereisen und seltene Nachtquartiere zwangen ihn daher oft, die Gastfreiheit fremder Gutsbesitzer in Anspruch zu nehmen. So erreichte er auch einst noch spät Abends das Schloß eines Edelmanns, und ward von ihm und seiner schönen und liebenswürdigen Frau gefällig aufgenommen. Ein Zimmer ward für ihn in einem der Flügel des Schlosses bereitet, und die bequemste und angenehmste Einrichtung nahm den ermüdeten Reisenden in ihre behaglichen Räume auf. Er legte sich schlafen und vergönnte, gastfrei wie seine Wirthe, dem armen, erstarrten Hündchen, welches seinen Herrn nie verließ, einen Platz zu den Füßen seines warmen Bettes.

Er schlief ruhig und fest, als ihn das heftige Bellen seines Hundes weckte. „Still, still," rief er, ärgerlich über die Störung; „willst du schweigen, lästiger Geselle!" Aber das sonst so folgsame Thier bellte, wiewohl kein Laut sich hören ließ, ängstlicher, und seine Stimme ging endlich in das kläglichste, schauerlichste Geheul über. Er glaubte, das Thier sey krank, und nahm es zu sich ins Bette. Es ward still, aber sein Athem hob sich so angstvoll, wie der eines Sterbenden. Plötzlich hörte Theobald einen Laut, als ob das reinste Glas angeschlagen werde; er fuhr auf, seine Augen starrten im Zimmer umher; die tiefste, gleichförmigste Dunkelheit war darin verbreitet, man unterschied keinen Gegenstand. Zum zweitenmal erhob sich der Ton gleich klar, gleich klingend, dicht neben ihm. Er lauschte — zum drittenmal! Gleich einer Bildsäule saß er da; die Töne wurden lauter, regelmäßiger, es war ihm, als müsse er sie greifen können, als könne

er den Punkt angeben, wo sie in der Luft entstanden. Nie hatte er einen so ergreifenden Ton vernommen, der sich in genau abgemessenen Pausen wiederholte, dem reinsten angeschlagenen Glöckchen gleich, und der sein Innerstes in all seinen Tiefen erschütterte. Er sprang auf und trat mit dem Muthe der Verzweiflung auf den Punkt, wo jene Töne ihm zu entspringen schienen; sie hörten auf. Schaudernd stand er da und lauschte, alles blieb still. Kaum wagte er sich zu regen, aber die angespannte Erwartung ließ endlich nach, und er stürzte ans Fenster. Luft, Licht! war sein einziger Gedanke, sein noch nicht zum Gedanken gewordenes Gefühl. Er riß die Laden, riß das Fenster auf; eine kalte Nachtluft strömte mit dem schönsten Mondenschein herein, der das ganze Zimmer erleuchtete; sie stählte seine Nerven, er fühlte sich wieder Mann. Das Zimmer war leer, die Thüre fest verschlossen; keine verborgene, keine Tapetenthür, kein Winkel, alles lag klar wie am Tage und unbelebt vor ihm. Er trat noch einmal ans Fenster. Draußen lag sie, still und groß wie immer, die ewige Natur, träumend, sinnend im Mantel der Nacht, ihre Stirn verklärt vom Glanz des Mondlichts wie von hohen Gedanken.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Vandalismus des Pariser Volks.

Man behauptet in Paris, Hr. von Quélen habe in der Schätzung der während der Revolution des Julimonates zerstörten Sachen die eingemachten Früchte, die man ihm verdorben habe, auf 1000 Franken angeschlagen. Hat der Erzbischof für 1000 Franken Früchte in Zucker eingemacht, so muß er ein großes Leckermaul seyn, dem es übel ansteht, die Leute in seinen Fastenmandements zum Hungern zu ermahnen. Verschwunden ist aber jezt die alte Pracht und das alte Wohlleben. Wenn man die zerstörten Gebäude des erzbischöflichen Pallastes anblickt, so sollte man glauben, Wilde aus den Wüsten Nordamerikas haben hier gehaust, so barbarisch ist alles, was zu einem nüzlichen Zwecke dienen konnte, zerstört worden; man begreift kaum, wie der Pöbel in so kurzer Zeit die festesten Dinge hat aus ihren Fugen reißen und über den Haufen werfen können. Hätte man ihn gewähren lassen, so würde jezt vielleicht auch die alte gothische Kathedralkirche, neben welcher der Pallast steht, daniederliegen und ein Schutthaufen seyn. Nur das vergoldete Kreuz, das Hr. v. Quélen auf dem Hintertheile des Schiffes der Kirche hatte errichten lassen, wurde wie andere ähnliche Kreuze auf den Kirchen heruntergestürzt. In der Kirche St. Germain l'Auxerrois, in welcher bekanntlich der Tumult eigentlich entstand, wurde sehr arg verfahren. Als nämlich die in der Mitte errichtete, schwarz behangene und mit Kerzen umgebene Bahre umgestürzt und die Geistlichkeit in die Flucht gejagt war, fiel man über die Sakristei her, erbrach die Schränke, und warf die Gewänder der Geistlichen und Cantoren. In einer Kapelle der Kirche hatte gerade die Einsegnung einer Heirath statt. Der Priester wollte eben die Hände der beiden Brautleute ineinanderfügen, als der Tumult ausbrach. In der allgemeinen Verwirrung verloren diese Brautleute und ihre Familien die Besinnung keineswegs. Sie nahmen den Geistlichen mit seinem Ornate in ihre Mitte und eilten aus der Kirche auf die Miethkutschen zu, welche ihrer am Eingange harrten, und fuhren nach Hause, wo dann wohl der Geistliche die Ceremonie vollenden mußte. Die Kirchenfenster, die zum Theil mit bemalten Scheiben geziert waren, wurden eingeschlagen und alle Verzierungen in der Kirche zerstört, besonders in einer Kapelle, die der allgemein verhaßten und unter Karl X. außerordentlich begünstigten Kongregation zum heil. Herzen Jesu gewidmet war. Ein Kruzifix, der Predigtkanzel gegenüber, ward aber nicht angerührt. Auswendig wurde das Kreuz heruntergerissen und dadurch der Giebel sehr beschädigt. Am andern Tage begab ich mich auf den Plaz vor der Kirche. Es war dort eine Menge Menschen versammelt; Kirchengefäße wurden auf einer Bahre aus der Kirche nach dem gegenüber stehenden Louvre getragen; vor der Kirche riefen Menschen aus dem Volke eine neue Broschüre „über das Unnüze des geistlichen Standes" aus; ein Marktschreier stand auf einem Gerüste und rühmte mit emporgesträubtem Haare, das ihm das Ansehen eines Stachelschweins gab, seine Salbe zur Beförderung des Wachsthums der Haare. Der Giebel der Kirche sah ganz zerstört aus; der Wind sauste in den offenen Fenstern und eine Nationalflagge wehte auf dem Vorgebäude; Nationalgarden wachten am Eingange der Kirche. Der Pfarrer war verhaftet, er ist hernach aber wieder in Freiheit gesezt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Catanea, den 25. Februar.

Ausbruch des Aetna.

Seit einigen Tagen haben wir einen Ausbruch des Aetna, der aber zwei Unbequemlichkeiten für uns hat, daß er nicht sehr bedeutend und von hier aus nicht sichtbar ist. Ein gewaltiges Toben im Innern des Berges und häufige Explosionen, die aber, so viel man bemerken konnte, alle ihre Richtung gegen den Krater auf dem Gipfel des Berges nahmen, hatten uns die Gewißheit eines, wenn auch nur geringen Ausbruchs gegeben; ich eilte nach Nicolosi, um den Berg zu ersteigen, fand aber schon in Nicolosi Kälte, Schnee und vorzüglich den Wind so stark, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte; deshalb ging ich südwärts um den Berg nach Adernò und Randazzo, von welchem leztern Orte ein mäßiger Lavastrom, der sich aus dem Hauptkrater des Berges ergoß, sichtbar war; die etwas trübe Luft ließ ihn jedoch nicht besonders gut erscheinen. Dagegen sah ich am folgenden Abend, indem ich um die Nordseite des Berges herum wieder hieher nach Catanea zurückkehrte, die ganze Erscheinung sehr gut: ein heiterer, ruhiger Himmel, der Berg völlig klar und bis tief nach unten hinab mit Schnee bedeckt, den der Vollmond schön erleuchtete; oben, in der gewaltigen Höhe des Gipfels, in dem tiefen Schnee ein Feuerstrom, der, aus dem Krater kommend, nordwärts den Aschenkegel hinabfloß; von Zeit zu Zeit ein fürchterliches Toben des Berges und eine Explosion von glühenden Steinen, von denen indessen wenige den Rand des Kraters erreichten, so daß man meistens nur den Widerschein aus dem Krater hervorleuchten sah. Allem Anscheine nach wird der Ausbruch nicht stärker werden, und wir werden also für diesmal dem Aetna eine schöne, anmuthige Darstellung verdanken, da er sich doch sonst so sehr im Schrecklichen und Grausenerregenden gefällt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. März 1831.

Der Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen.

Hamlet.

Emilie de Vergy.

(Beschluß.)

Dunkel säumten Tannenwälder den lichten Horizont, ferne Berge lagen im bläulichen Schimmer, und gleich verklärt erschienen im Licht der Nächte die nahen wie die entfernten Gegenstände; so liegen vor dem Auge seliger Geister gleich hell Gegenwart und Zukunft ausgebreitet. Der Blick in diese Ruhe gab auch Theobalds Gemüth die Ruhe wieder; die großen, ewigen Gesetze der Natur traten vor seinen innern Sinn, und er lächelte über den Spuck der Unterwelt, oder die Einbildungen einer gereizten Phantasie. Immer noch sah er hinaus in die weite Ferne und konnte sich nicht trennen von dem heiligen Bilde; endlich legte er sich nieder und schlief ruhig, beglänzt von den Strahlen des Vollmonds, bis an den Morgen.

Freundlich begrüßten ihn seine Wirthe, erquickt trat er in das Frühstückszimmer; die Einsamen freuten sich seiner Gesellschaft, und das Gespräch war bald lebendig und hingebend. Man beredete ihn, seine Weiterreise aufzuschieben, und er brachte einen angenehmen Tag zu. Kurz vor dem Schlafengehen präsentirte man ihm ein Glas Zuckerwasser. Als er den Zucker aus der silbernen Dose nehmen wollte, las er auf ihrem Deckel den Namen Emilie de Vergy. Sein Erstaunen zwang ihn, denselben laut auszusprechen. „Mein Mädchenname," sagte die Wirthin leicht; „kennen Sie mich? Ich entsinne mich nicht, Sie früher gesehen zu haben." Theobald erwiederte, die Aehnlichkeit des Namens mit einem andern habe ihn einen Augenblick frappirt, war aber unfähig, sich zu einer längern Konversation wieder zu fassen, und eilte auf sein Zimmer. Nicht ohne Schauder betrat er es; das seltsame Zusammentreffen hatte alle Ideen der Nacht wieder in ihm erweckt; er zog sich aus, untersuchte das Zimmer sorgfältig, verschloß die Thür, lud seine Pistolen, ließ die Laden offen, das Licht brennen und schlief ein.

Unruhige Träume verfolgten ihn, die ihm indessen nicht klar wurden. Plötzlich glaubte er von einem Lärm zu erwachen. Die Thür seines Zimmers wurde leise und vorsichtig geöffnet, und zu seinem Erstaunen sah er seinen Wirth hereintreten, ein Licht in der linken Hand, mit dem er das Zimmer sorgfältig untersuchte; seine Augen fielen auf ihn — er sah scharf prüfend zu, ob er schlafe, und da er sich davon überzeugt hatte, trat er näher, setzte das Licht auf einen Tisch, näherte sich dem Bette — mit Entsetzen entdeckte Theobald einen Nagel und einen Hammer in seiner Hand; er wollte aufspringen und seine Pistolen ergreifen, aber ein fürchterlicher Starrkrampf fesselte seine Glieder, er lag regungslos; da mußte er sehen, wie der Wirth den Nagel an seine Schläfe setzte und die Hand mit dem Hammer erhob, im Begriff, einen starken Schlag darauf zu thun. Ein lauter Schrei brach die Gewalt des Krampfs, seine Augen öffneten sich, heiter und lächelnd beschien die Morgensonne sein Lager. „Es war ein Traum," sagte er sich beglückt, entzückt, und jubelte, ein Neugeborner, dem Licht des Tages entgegen. „War es

ein Traum?“ wiederholte er sich im nächsten Augenblick, und vermochte kaum, es zu glauben, sich zu fassen. Er fühlte sich tief erschüttert; bleiern lag die überstandene phantastische Gefahr auf seinen Gliedern; er mußte sich setzen; lange saß er gedankenlos da; auf einmal fühlte er Thränen seine Wangen herunter rollen. Beschämt sprang er auf, sich gewaltsam fassend; „habe ich die Nerven eines Weibes?“ fragte er sich unwillig und kleidete sich an.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, die sich indessen fast jedesmal bestätigt, daß der einer großen Gefahr entgangene Mensch das freudige Gefühl der Rettung nicht lange festzuhalten vermag, daß ihn der Rückblick auf die überstandene Noth mehr erschreckt, als der Augenblick der Gefahr selbst, und daß so eine Abspannung und Erschütterung bei ihm eintritt, die erst der Wirkung der Zeit weicht. Theobald überwand sie gewaltsam und trat fast heiter in den Kreis der Familie. Doch flößte ihm der Anblick des Wirths wieder ein eigenes Grausen ein; er kämpfte dagegen und gerieth dadurch in eine Stimmung fieberhafter Lebhaftigkeit, in welcher er im Laufe des Tages, sich selbst unbewußt, fast willenlos hingerissen, den Namen Orenstierna erwähnte. Bei diesem Namen fuhr sein Wirth auf, als habe er eine Schlange gesehen, und starrte in einen Winkel des Zimmers. Theobald sah ihn betroffen an. „Kannten Sie den Grafen Orenstierna?“ fragte er. — „Ja — nein — ich sah ihn einmal.“ — „Sie haben ohne Zweifel von seinem sonderbaren Verschwinden gehört; wissen Sie nichts Näheres darüber? Er verschwand in den Gebirgen dieser Provinz.“ Todtenblässe überzog das Gesicht des Wirthes; er fixirte den Gast, als wolle er seine innersten Gedanken lesen. Theobald erwiederte den scharfen Blick mit einem gleich prüfenden, vor dem das Auge des Wirths, nachdem es einen vergeblichen Kampf der Frechheit gekämpft hatte, niedersank. Die liebenswürdige Frau machte der unangenehmen Pause nicht ohne Aengstlichkeit ein Ende, indem sie sagte: „sie hätten allerdings den Grafen gekannt, über die unbegreifliche Geschichte seines Verschwindens aber nicht mehr erfahren als die Welt; es verunglückten jedoch alle Jahre Menschen in den Gebirgen, die oft nicht wieder gefunden würden, und nur der bedeutende Name des Grafen habe seiner Geschichte diese Wunderbarkeit in den Augen der Welt beilegen können.“ Der Edelmann war aufgestanden und verließ sie, um, wie er sagte, Briefe zu schreiben, die am andern Morgen früh zur Stadt gebracht werden müßten. Die junge Frau saß in tiefen Gedanken vor Theobald; er sah auf, eine Thräne zitterte eben über ihre Wange. Sie wandte sich ab; er wollte gehen; sie hielt ihn einen Augenblick zurück und bat ihn, vor ihrem Mann den Namen des Grafen nicht wieder zu erwähnen; „der Graf,“ setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, „hielt früher um mich an, und meine Vormünder versagten ihm meine Hand; mein Mann hört ihn ungern nennen.“ Theobald empfahl sich; lange konnte er nicht schlafen, die sonderbarsten Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe, und als er spät am Morgen Ruhe fand, trat derselbe Traum, mit derselben schauderhaften Ueberzeugung des Wachens vor seine Seele; derselbe Krampf hielt seine Glieder gefesselt, eben so deutlich sah er die Gestalt seines Wirths und erwachte abermals mit einem lauten Schrei, um nichts zu sehen, als die ersten Strahlen des Morgenroths im Osten, die sein Zimmer matt erleuchteten. Er kleidete sich schnell an; das Zimmer war ihm unerträglich, er öffnete die noch fest verschlossene Thür und eilte durch die Gänge des Hauses, in welchen ihm nur einzelne Mägde begegneten, ins Freie.

Sein Weg führte ihn in einen abgelegenen Theil des Dorfes, dessen wach werdende Bewohner ihn von ihren Thüren aus anstaunten; er achtete ihrer nicht und suchte die Einsamkeit. Aus dem Dorfe herausgetreten, sah er eine kleine Mauer vor sich; er übersprang sie und stand in der Verzäunung des Dorfkirchhofs, den viele Gräber und wenige einzelne Monumente füllten. Er irrte, sonderbar bewegt, zwischen ihnen umher, las mehrere nichtssagende Inschriften, und stand endlich vor einem nicht sehr alten Grabhügel, der sein Auge, ihm selbst unbegreiflich, fesselte. Nur hier und da hatte junges Gras darauf Wurzel gefaßt, und manche Stellen waren erst spärlich mit Unkraut überwachsen. „Wer liegt hier?“ fragte er den vorübergehenden Todtengräber. „Was weiß ich? irgend ein Bauer!“ erwiederte dieser kurz und barsch. Theobald sah den Unhöflichen erstaunt an; die Bauern pflegten in dieser Gegend sehr demüthig gegen Höhere zu seyn, der Ton fiel ihm auf. „Ich frage nach dem Namen des hier Begrabenen,“ fuhr er streng und bestimmt fort. „Ich weiß ihn nicht mehr.“ — „Ihr wißt ihn nicht? Wie alt ist das Grab?“ — „Zehn Jahr,“ antwortete der Mann und wollte weiter gehen. Theobald mußte das als eine offenbare Lüge erkennen. „Schurke,“ rief er, „es ist keine drei alt! Ich verlange, daß Du mir das Grab öffnest!“ „Seyd Ihr ein Narr, Herr? Ihr könnts verlangen, aber es geschieht nicht!“ Theobald versuchte gütliche Mittel; er bot dem Menschen seine Börse, er wollte aber dennoch nicht und suchte ihm zu entkommen. Theobald sah ihn erst langsamer, dann, wie er sich nicht mehr gesehen glaubte, schneller fort und dem Schlosse zueilen. Er that, als bemerke er es nicht, schlug einen andern Weg ein und ging in die Schenke des Dorfs. Hier bestieg er das erste beste Pferd und jagte der nächsten Stadt zu. Er erreichte sie erst gegen Mittag, meldete sich bei den Behörden und verlangte polizeiliche Autorisation und Begleitung, um jenes Grab zu eröffnen. Sie ward ihm nach einigem Hin- und Herreden, Staunen und ungläubigem Lächeln von Seiten der Beamten endlich gewährt, nachdem er seinen

Namen genannt, bedeutende Connexionen in der Hauptstadt angegeben und gedroht hatte, die Verweigerung dort augenblicklich anzuzeigen. Er nahm Postpferde und kam noch vor Sonnenuntergang auf dem Gute an. Sein erster Weg war nach dem Kirchhof. Die Sonderbarkeit des Beginnens verbreitete dasselbe wie ein Lauffeuer im Dorfe, der Prediger des Orts erschien, und in Kurzem hatte sich das ganze Publikum versammelt. Eben wollte man die Arbeit anfangen, als der Gutsherr die Haufen mit wilder Miene durchschritt und Theobald mit donnernder Stimme zurief: „Was wollen Sie hier? Was beginnen Sie? Ich bin hier Behörde, was fällt Ihnen ein?“ Theobald wies seine höhere Autorisation vor. Der Wirth erblaßte und zog ein Paar Pistolen aus dem Gürtel. „Ich bin aufs Gröblichste beleidigt,“ rief er heftig; „eh das geschieht, schießen Sie sich mit mir!“ Er reichte Theobald eine der Pistolen. „Ich schieße mich nachher,“ sagte dieser kalt und steckte die Pistole zu sich. „Sie schießen sich jezt, oder sterben,“ rief der Edelmann außer sich, und wüthend zertheilte er die scheue Menge. „Mit Ihnen schieße ich mich gar nicht,“ erwiederte Theobald unerschrocken, feuerte die Pistole in die Luft und schleuderte sie dann dem Gutsherrn vor die Füße. „Fahrt fort mit der Arbeit!“ sagte er, sich zu den Leuten wendend. Ein Schrei aus aller Munde unterbrach ihn, dem ein Knall folgte. Der Edelmann lag in seinem Blute. Man stürzte hinzu, alle Hülfe war vergebens, die Kugel war gerade durch das Herz gegangen. Der Unglückliche wurde in das Haus des Todtengräbers gebracht; dem Prediger, der erst seit zwei Jahren im Orte stand, ward das traurige Geschäft, die Gattin des Verstorbenen auf die Begebenheit vorzubereiten und sie zu bewegen, den Ort augenblicklich zu verlassen. Von den Umstehenden erfuhr Theobald, daß wirklich vor beinah drei Jahren der Graf Oxenstierna auf diesem Gute einige Tage zugebracht habe. Das Grab war indessen geöffnet worden, trotz des Einbruchs der Nacht; der Sarg wurde heraufgehoben, geöffnet, und — mit Entsetzen erkannte Theobald beim Schein der Fackeln den Sigelring seines Freundes, mit noch größerem Entsetzen eine tiefe Wunde an der Schläfe des Verstorbenen; ein langer eiserner Nagel fand sich noch in den Falten des Leichentuchs.

Ein Jahr nachher ruhten die Ueberreste des Grafen Oxenstierna in dem Familienbegräbniß seiner Güter.

*

Der Alte schwieg, eine Pause trat ein. „Und Emilie de Vergy?“ erhob sich die Stimme der jungen Dame schüchtern.

„Sie machte eine Reise nach dem Kontinent und starb in Frankreich, wie ich gehört habe.“ — „Und Ihr Freund?“ „Er verließ Schweden.“

Der Greis schwieg; Niemand wagte weiter zu fragen. Er nahm die Hand des Kindes; die Kleine hatte ihr Köpfchen auf seine Schulter gelegt und war eingeschlafen; sie standen auf und gaben das Signal des Aufbruchs, dem die übrige Gesellschaft folgte.

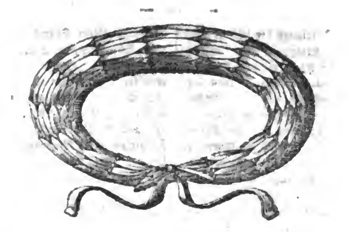
Frankreichs Lilien.

Nachtrag zu Nr. 268 — 270 des Morgenblatts von 1830: Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Woher stammen die französischen Lilien, was gab ihnen das Daseyn? — Eine alterthümliche Entdeckung des 17ten Jahrhunderts, unstreitig eine der bedeutendsten, die Grabstätte Childerichs I., a) von deren Inhalt uns Chiflet, ein Franzose, der zur Zeit der Entdeckung Leibarzt des damaligen Statthalters der Niederlande war, in seiner *Anastasis Childerici I. francorum regis*. Antverp. 1655. 4. eine sehr detaillirte, durch Abbildungen versinnlichte Kunde gibt, läßt dem Fragenden nicht den mindesten Zweifel übrig. Da wir voraussetzen dürfen, daß angeführtes Werk sich in den Händen der wenigsten Leser befinde, so glauben wir, über die Totalität des Gefundenen eine Notiz vorausschicken zu müssen. Die fragliche Grabstätte ward im J. 1653 zu Dornik in Flandern zuerst von einem taubstummen Steinhauer entdeckt, als man zur Herstellung kirchlicher Gebäude ungefähr sieben Fuß tief für ein neues Fundament gegraben hatte. Eine Fibula aus Gold und mehr denn hundert goldene Kaisermünzen, den Zeiten Childerichs angehörend, waren das Unterpfand des zu erwartenden Grabschatzes, welches der Ueberraschte durch einen lauten, unartikulirten Schrei verkündete. So fand man denn neben den Ueberresten des Königs, seines Stallbedienten und Leibrosses b) das königliche Schwerdt vom trefflichsten Stahl, zwei und einen halben Fuß lang, mit dem prachtvollsten Zubehör (es zersplitterte bei der ersten Berührung), die Schreibtafel nebst eisernem Griffel und dessen Behälter (Graphiarium), einen Stierkopf, mehr denn dreihundert Bienen, Nadeln, Fibuln, Ringe, Haken, Fassungen, Bullen, nebst anderm Reitschmuck, Alles aus Gold und reich mit Karniolen besezt; aus Eisen eine vom Rost zerstörte Framea, (Streitart) — sie lag neben dem Leichnam und gleicht ganz unsern Arbeitsärten — Hufeisen, eine Kugel aus Kristall, obige Goldmünzen nebst mehr denn zweihundert silbernen aus verschiedenen Perioden Roms, größtentheils fast unkennt-

a) Merovâus Sohn, Vater Chlodewichs (Ludwigs) I., 436 — 81. Schon einmal hatte Childerich Paris erobert, Chlodewich vollendete, wie bekannt, die Eroberung Galliens, und war der Erste unter den fränkischen Herrschern, welcher dem Christusglauben huldigte.

b) Chiflet glaubt, daß die Ueberreste Childerichs nach der einfachen Sitte germanischer Völker, von einem hölzernen, mit Eisen belegten Behältnisse umschlossen gewesen seyen. Bruchstücke davon fanden sich noch vor. Der Körper hatte die gewöhnliche Größe und eine schöne Form.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 23. — 2. März 1831.

Geschichte.

(Fortsezung.)

111) Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Von Obersten von Schepeler. Erster und zweiter Theil. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830.

Da der Verfasser selbst in der Vorrede zum zweiten Theil eingesteht, daß er häufig in den Fehler des rhetorischen Bombastes gefallen sey, so wollen wir dies nicht so streng rügen, um so weniger, als das Werk, die Mängel des Styls aufs reichlichste durch den interessanten Inhalt ersezt. Der Verfasser redet als Augenzeuge, er war selbst in Spanien und kämpfte in der spanischen (nicht englischen) Armee gegen die Franzosen. Die dem Deutschen in fremden Ländern fast noch mehr als im eignen treue Beobachtungsgabe hat ihn in den Stand gesezt, uns ein außerordentlich mannichfaltiges und vielumfassendes Gemälde des spanischen Freiheitskriegs zu entwerfen. Zwar mangelt es diesem Gemälde an der übersichtlichen Deutlichkeit, allein wie ist es möglich, diese Deutlichkeit zu erzielen, wenn man einen so verwickelten, in allen Theilen der pyrenäischen Halbinsel zugleich geführten Volkskrieg im Detail und nicht blos in wenig Hauptzügen schildern will? Grade der große Krieg, der sich kürzer fassen läßt, war damals dem kleinen Kriege der Guerillas und der vereinzelten Belagerungen untergeordnet, und man versteht diesen Nationalkampf gar nicht, wenn man nicht in die Details des kleinen Kriegs eingeht.

Zuerst redet der Verfasser von den politischen Schattirungen der damaligen Spanier und von den Kortes. Er ist ein eifriger Vertheidiger der leztern, und führt eine überflüßige Menge von Thatsachen an, aus denen hervorgeht, daß die Kortes aufs uneigennützigste nur das Wohl des Landes wollten, und daß das eigentliche Volk und seine ausgezeichnetsten, bürgerlichen Helden ihnen mit Enthusiasmus ergeben waren, daß aber die Geistlichkeit und der Adel ihre patriotischen Absichten stets zu vereiteln trachteten. Die Bischöfe und die Grands und Adlichen waren es, die sich Napoleon unterwarfen, und die eifrigsten Josephinos wurden, während sie es wieder waren, die in der revolutionären Regentschaft, im Schooß der Kortes selbst und an der Spitze der Provinzialjunten und des stehenden Heeres die servile Parthei bildeten, die alle Pläne der liberalen Mehrheit durchkreuzte. Wie hinderlich die Servilen waren, erhellt am besten daraus, daß Wellington es, so lange der Sieg noch zweifelhaft war, nicht mit ihnen, sondern mit den liberalen Kortes hielt, Wellington, der dem Liberalismus gewiß nicht den geringsten und dem Servilismus jeden Vorschub geleistet

hätte, wenn die verrätherischen Intriguen der leztern nicht die Energie der Spanier im Kriege gelähmt hätten. Später, als der Sieg entschieden war, wendete Wellington den Liberalen, die ihn so treu unterstüzt, freilich den Rücken zu. Diese, zur Zeit des Kampfs so nützlichen und so edel handelnden Kortes wurden später in die europäische Acht erklärt: „Franzosen spotteten über die Kortes von Cadix! Engländer behaupteten, „fremd sey ihnen die Nation.“ Die erstern schämten sich ihrer eignen fürchterlichen Revolution ohne scheinbaren Nutzen der Freiheit; die leztern sprechen aus Stolz, vergessend, daß sie, im Wirbel Europens sinkender Staaten, nur ihrem blühenden Zustande, gebaut auf Revolutionen, seit Johann ohne Land, bis zu den unglücklichen Stuarts, die feste Stellung verdankten. — Neu geformt aus einer Revolution, wie England aus den seinigen, steht jezt Frankreich da; selbst Spaniens Regierer borgen, nach dem Umsturz der Konstitutionen, den Kortes Gesetze und Licht ab, um durch das Chaos alter Ruinen zu schreiten. Eine neue Bildung entsteht durch die Feinde der Reformen selbst, und neben dem fürchterlichen Kriege werden die Kadixer Kortes der Nation nach Jahrhunderten, selbst in Amerika, noch ein schimmernder Wendepunkt seyn, mögen Liberale oder Servile herrschen!“

Sodann geht der Verfasser zur Darstellung des Krieges über und malt seine Thaten und schrecklichen Scenen in ununterbrochner Folge, ein herzerhebendes und wieder herzzerreißendes Gemälde. Mit Recht legt er beständig den Accent auf die himmelschreiende Ungerechtigkeit dieses Krieges, und auf die ruchlose Barbarei der von Napoleon gegen das unschuldige Volk gedungenen Henker. Auch der Beste wird schlecht, wenn er, sey es aus Zwang, sey es aus einer Verirrung des Ehrgefühls sich hergibt, für eine schlechte Sache zu streiten. Darum trübt sich der Ruhm aller französischer Feldherrn in Spanien, und nur Moncey und Macdonald machen eine Ausnahme. Die übrigen Feldherrn alle machten sich der unerhörtesten Grausamkeit gegen Wehrlose und der schamlosesten Räubereien schuldig. Soult, den jezt Frankreich wieder so hoch ehrt, war einer der herzlosesten Henker und Plünderer. Selbst der feinsittige, allgemein als so liebenswürdig geschilderte Sebastiani beging Thaten, die jedes menschliche Gefühl empören. „Vicente Moreno, Hauptmann des Regiments Velez Malaga, fiel in Sebastianis Hände, der alle Mittel versuchte, ihn zur Anerkennung des Königs Joseph zu bewegen, doch umsonst. Das starre Pflichtgefühl dennoch zu benutzen, ließ Sebastiani die Frau und Kinder des Gefangnen am Fuß des Hochgerichts auf ihn warten. Geh, theures Weib, sagte sanft der hinaufsteigende Held, geh, mein Ruhm ist, fürs Vaterland zu sterben; erinnre deine Kinder an solch Beispiel, daß auch sie lernen, mit Ehre dem Vaterland zu dienen. Und nach solch edlem Spruch ließ Sebastiani den Tod an Moreno vollstrecken.“ Doch bei weitem am verruchtesten trieb es Massena, der z. B. in Portugal die Einwohner aufs freundlichste einlud, in ihren Wohnungen zu bleiben, und sie nachher troß der feyerlich gegebnen Zusage desto sicherer plünderte. Wellington wich nicht aus seinem Lager und überließ das offne Land den Räubereien der Franzosen unter Massena, ohne sie nur durch ein Streifkorps zu beunruhigen. Bekanntlich erreichte er seine Absicht, denn Massena hungerte sich, indem er alles um sich her zerstörte, in seinem Lager selbst aus und mußte sich endlich, weniger vor dem Feind, als vor selbsterzeugter Hungersnoth und Pest zurückziehen. Der Verfasser gibt folgendes Bild vom Zustand Portugals zu jener Zeit: „Der Berghöhlen schauerliches Dunkel leiht Sicherheit den Geflüchteten. Ein wilder Feindestrupp stürzt heran: im Eingang auf den Knieen fleht ein Greis für sein Leben und fällt von Bajonetten durchbohrt. Männer, in Lumpen gehüllt, mit zerzaustem Haar den Wilden ähnlich, suchen jammernde Weiber und Kinder ins Innere zu flüchten: doch umsonst; mit Hohngelächter stürmt die Hölle nach, den Felsen färbt das Blut, und das schwächere Geschlecht ist sichere Beute. — Es naht, mit seinen Pfarrkindern geflohen, ein Priester, um der Religion lezten Trost den Sterbenden zu reichen; er folgt den Gemordeten in jene Welt. Der Frevel übt sich nun an Weibern, und Ueberdruß führt oft zum Todesstoß den Arm, der das Opfer der Lust brünstig umschlang. — Was heulen jene Kinder: erwürgt sie! Nein, ruft ein Teufel, die Brut laßt in der Wildniß verhungern!

Dort lagert eine Familie im finstern Felsenloch mit Pesthauch angefüllt, den Thieren gleich, und ist erkrankt. Kaum kann der Vater noch die nahe weidende Kuh oder Ziege melken, das Weib und ihren Säugling zu laben. Ein Feind raubt die einzige Rettung, tödtet den Mann, oder läßt ihm den Trost, mit Gattin und Kindern Hungers zu sterben. Doch kömmt vielleicht ein andrer noch des Weges, scheut nicht das Pestgemach, sättigt die Gier am sterbenden Weibe, und will sie fruchtlos widerstreben, so eilt ein schneller Tod dem langsam zehrenden zuvor.

So kam es, daß die Portugiesen, alt oder jung, mit Wuth jeden Feind als Banditen anfielen. Hatten aber die Führer der Franzosen keinen Theil an solchen Thaten? War das Lager nicht voll von Gefangenen, und verfuhr man anders mit Portugiesen, als Ibrahim Pascha mit Griechen? In Haushaltungen der Soldaten und Offiziere dienten Mädchen und Weiber aller Klassen, jeglichen Alters, als Sklaven: und als Sklaven wurden sie für geraubtes Gold verkauft, um wilde Lüste zu befriedigen. Wer kann nun solchen Menschenhandel mit den Worten entschuldigen: „die Weiber fanden sich nach und nach

recht gut in ihre Lage und manche stiegen vom Soldaten bis zum Chef?" — Verdient das Laster nicht zweifache Hülle, wenn es sein Opfer bis zu eigener Verworfenheit entwürdigt? —

Wer wagt es zu sagen, daß der Portugiesen Grausamkeit zuerst das Zeichen zum Wüthen gab, da Massenas ersten Schritt über die Grenze der Mord befleckte, die Brandfackel beleuchtete? — Von hier bis zum Lager vor den Linien bezeichneten Ströme von Blut den Weg des Frevels, und wer Wüsten schafft und Menschen wie Thiere jagt, hat der ein Recht sich zu beklagen, daß sie reißend werden? Entschuldigt euer Spiel mit dem Morde, wie ihr kranke Männer und Greise bis zum Eckel geschändete Frauen zum frevelnden Spott im Kreise erhängtet, und wie ihr die Köpfe der Geschlachteten als Trophäen des Siegs über alle Menschlichkeit auf Pfähle stecktet, um dem Himmel noch Hohn zu sprechen! Die Verworfenheit schaffte in euern Lägern der Sultane Wohnsitz, mit türkischen Siegeszeichen geschmückt! — Sagt an, welche Kraft sich solchen Buben, die ihr mit Recht den Auswurf der großen Städte, Septembrisörs nennt, entgegen sezte? — Sahen nicht selbst die Hauptquartiere Sontarem, Pernas, Torresnovas, Thomar Leyria ꝛc. solche Scenen? Wurden nicht, unter den Augen der Marschälle und Generale, die mit Versprechungen getäuschten Einwohner grausam mißhandelt, und zum Abschied ihre Häuser angezündet? Das Kloster Alcobaza, in Portugals Geschichte berühmt, barg die Ueberreste vieler Könige. Fremde Krieger, ehemalige Größe verachtend, öffneten die Gräber, gaben die Asche dem Winde, und höhnten, aus Knochen Spottgebilde aufthürmend, vergangener Macht. So sinkt auch das Höchste in den Staub, Neues hebt sich empor, und nur die Vergänglichkeit ist des Menschen Erbtheil hienieden! — Auf besonderen Befehl Massenas loderte das Kloster mit seinen Kostbarkeiten und architektonischen Zierrathen in Flammen auf, und an andern Orten konnte man oft nur aus herumgestreuten Büchern und Pergamenten schließen, daß die Ruinen ehemals Klöster waren. Omar! Omar! also auch im 19ten Jahrhundert hattest du Nachahmer, und leider wohl nicht die lezten!"

Nicht viel besser war es auf allen andern Punkten wo Franzosen hinkamen. So wüthete Augereau in Katalonien: „Durch Grausamkeit wollte Augereau den Katalan bezähmen; nie leer wurden die Galgen. Man hängte, ohne Unterschied, selbst der Vergehen, wo ausübender Patriotismus sich regte; und es bedurfte oft keines Befehles, die wilde Schaar in gräßliche That zu treiben. Hierin errang der Neapolitaner eine blutige Krone; denn je weiter vom Muth, je tiefer in Verworfenheit sinkt auch der Mensch. Ihren Kunstsinn schändeten diese Italiener, durch Bildung mannichfacher Figuren mit Knochen der Ermordeten; aus Schädeln tranken sie Wein; auf Gerippen, zu künstlichen Sitzen geformt, suchten Ruhe die Mörder! Und fanden sie wohl auch, bis dem Gewissen, wenn unversöhnlicher Katalonen Rache nun traf, begangenes Böse vorschwebte. Schuldige wie Unschuldige litten im Gewühl erfindender Barbarei; es entstand im Armeekorps ein höchst gespannter Zustand, der oft entgegengesezt wirkte. Der Gedanke, „Blut gegen Blut, Tod gegen Tod und kein Ende als dieser," erregte in fühlenden Menschen die Sehnsucht nach ruhigen Scenen des Vaterlandes. Schon unwillig, als Sklave dienen zu müssen, wurde besonders der Deutsche vom Heimweh ergriffen, der sich so leicht doch an fremden Boden gewöhnt."

Suchet, der am längsten in Katalonien und Valencia hauste, fügte zum grausamsten Mord noch das konsequenteste Plünderungssystem, daher ihn auch Napoleon als den am meisten energischen seiner Generale am meisten belobte.

Daß übrigens überall die Franzosen und nicht die Spanier mit der Grausamkeit den Anfang gemacht, beweist der Verfasser durch eine große Menge von Thatsachen. Die Franzosen wollten nämlich die alte barbarische Kriegsregel, Milizen und bewaffnete Bürger anders zu behandeln als das stehende Militär, auch in Spanien geltend machen, und während sie nur dem leztern die Kriegsehre erwiesen, verfuhren sie gegen die erstern wie gegen Räuber. Diese Kriegsregel ist barbarisch an sich und die Franzosen selbst hatten in ihrer Revolution längst das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen. In Spanien war sie nicht nur barbarisch, sondern auch unpolitisch, weil hier ein wahrer und ächter Volkskrieg geführt wurde, und weil solche Maßregeln, weit entfernt, das Volk einzuschüchtern, es vielmehr zur Verzweiflung bringen mußten. Die Spanier begannen die Grausamkeit nie, sie erwiederten dieselbe nur als Repressalien und verwahrten sich dabei aufs feyerlichste. Dies bestätigt der Verfasser durch viele Thatsachen. Unter andern erließ Mina folgendes Manifest: „Das gräßliche Betragen des Feindes hat den höchsten Punkt erreicht; weder die Gefühle der Menschheit, die Kriegsgesetze civilisirter Nationen, noch die Großmuth der Navarrer Freiwilligen konnten das blutige Schreckenssystem mildern. Navarra ist das Land des Jammers und der Trauer! — Beständig füllt die Thräne das Auge über den Verlust der besten Freunde; Väter sehen ihre Söhne hängen, weil das Vaterland sie vertheidigen; Kinder sehen ihre Väter im Kerker verschmachten; und einen

Helden erzeugt zu haben, wird mit dem Galgen bestraft. — Die Freiwilligen, brav und entschlossen im Kampf, zeigten Großmuth gegen überwundene Feinde. Die Tafel der Chefs war die des gefangenen Offiziers, und der Soldat erhielt tägliche Ration: selbst französische Offiziere bezeugen den Muth meiner Krieger in Waffen und ihre Freundschaft im Friedensgewande. Vieler gehängten und erschossenen Offiziere Schicksal beweinend, habe ich unaufhörlich französischen Generalen kräftige Vorstellung gegen die Gräuel gemacht; habe nichts versäumt, den scheußlichen Krieg in seine Schranken zurückzuführen; allein ernste Ursachen, das öffentliche Wohl erzwingen gegenwärtiges Decret. Zum Ueberfluß meiner Ueberzeugung, als lezte Erklärung französischer Unwürdigkeit und des Treubruchs schlechter Spanier, habe ich gesehen, wie 12 Einwohner in Estella, 16 in Pamplona, 4 Offiziere und 38 Freiwillige in zwei Tagen erschossen wurden. — Unaufhörlichen Mord gegen Geistliche, Soldaten und Bauern habe ich bis jezt nicht geahndet; allein das Maaß ist voll, und hier mein Beschluß: 1. In Navarra ist Krieg auf Tod und ohne Gnade, ohne Unterschied des Grades, auch den französischen Kaiser nicht ausgenommen, erklärt. 2. Französischer Offizier und Soldat, mit oder ohne Waffen gefangen, wird in seiner Uniform gehängt. 3. 4. 5. Offizier, Soldat oder Bauer, der einem Gefangenen zur Flucht hilft, wird gehängt; wer gegen dieses Dekret spricht, erschossen, und sein Eigenthum für die Division konfiscirt; das Haus aber, wo man einen Franzosen verbirgt, wird verbrannt."

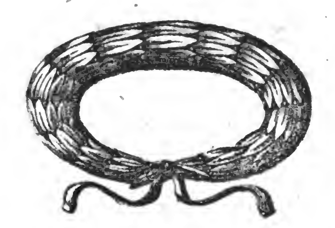
Noch ein Zug. Der Guerillachef Chaleco machte eine Abtheilung Franzosen zu Gefangenen. General Brenolt schrieb ihm: „Offiziere von ausgezeichnetem Verdienst und Soldaten von größter Tapferkeit sind in Ihre Hände gefallen, Herr Kommandant, und ich bitte, sie mit aller Achtung und Ehre zu behandeln, so wie ich es mit spanischen Gefangenen that. Haben Sie die Güte, ihnen gegen Quittung 4000 R. zu zahlen ꝛc." — Chaleco antwortete: „Die Erfahrung hat meine Menschlichkeit bewiesen, auch daß ich mit Verachtung auf französische Grausamkeit sehe. Noch sind die Flecken des unschuldigen Blutes, durch Männer nun in meiner Gewalt vergossen, von der Erde nicht verwischt. Könnte ich herausfinden, wer den ermüdeten Spanier bei Calatrava mordete ꝛc. Ihre Gefangenen werden bezeugen, wie zufrieden sie mit der Behandlung sind ꝛc."

Die französischen Soldaten konnten um so ungehinderter rauben und morden, als ihnen ihre Generale darin mit dem besten Beispiel vorangingen, Generale, die ohne gemeinsamen Oberbefehl ganz auf eigne Hand Krieg führten, sich wenig um einander bekümmerten und am wenigsten um den armen König Joseph, dessen die Geschichte blos erwähnt, wenn er sich genöthigt sah, mit seinem lächerlichen Hofe zu flüchten, was mehrere Mal geschah.

Was die Engländer betrifft, so ist der Verfasser auf sie, als Freunde, noch schlimmer zu sprechen als auf die Franzosen als Feinde. Er findet in dem Verfahren des englischen Kabinets und Wellingtons den krassesten Egoimus, der, Spanien selbst aufopfernd, nur das englische Interesse verfolgt. Gewiß wenigstens ist, daß die ausdauernde Tapferkeit der Spanier von England mit Undank belohnt, daß die treuen Kortes im Stich gelassen, die heldenmüthigen Generale der Freiheit um ihren Ruhm gebracht wurden, um diesen allein dem brittischen Feldherrn zuzuwenden. Gewiß ist, daß die Engländer in Spanien alle Fabriken zerstörten, die mit den ihrigen auch nur eine kleine Konkurrenz bewirkten, und nur zu gewiß sind die schauderhaften Gräuel, die Wellington seinen Soldaten gegen Spanier selbst in Bajadoz und San-Sebastian erlaubte. In beiden von den Engländern mit Sturm genommenen Städten wurden die unschuldigen, die befreundeten Einwohner schonungslos ermordet und die brittischen Soldaten begiengen alle die Schandthaten, welche Suchets Banditen in Tarragona begangen. In San-Sebastian empfiengen die Einwohner, ob ihrer Befreiung jauchzend, die Engländer auf den Straßen und Balkonen mit wehenden Tüchern und tausendstimmigen Willkommen, als plötzlich eben diese Engländer mitten unter sie schossen, Jung und Alt mordeten, schändeten, die Stadt plünderten und endlich in Brand steckten. Die jammernden Spanier machten dem liebevollen Bundesgenossen unterthänige Vorstellungen, aber Wellington schämte sich nicht, der Geschichte zum Hohn, ganz kalt zu antworten: er habe noch nie gehört noch gesehn, daß eine mit Sturm genommene Stadt nicht geplündert worden wäre!

Vorzüglich tadelt der Verfasser die Ungerechtigkeit Wellingtons, sofern er sich allein den Sieg über die Franzosen zuschrieb, und vom ausdauernden Guerillakrieg der Spanier selbst nur mit Verachtung sprach. Ohne diesen kleinen aber ununterbrochnen und mörderischen Krieg würde Wellington allein die französischen Armeen nicht vernichtet haben. Nach officiellen Listen schickte Napoleon 673,581 Mann nach Spanien, wovon nur 253,534 zurückgekehrt sind. Nun frage man, ob die fehlenden 420,047 Mann hätten durchs Schwert der Engländer allein hingemäht werden können? Troz ihres großen Nutzens behandelte man die Guerillas nur geringschätzig und Mina erhielt erst ein Offizierspatent, als er schon seine glänzendsten Thaten vollbracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 24. — 4. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

111) Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823. Von Obersten von Schepeler. Erster und zweiter Theil. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829, 1830.

(Beschluß.)

Von diesen Thaten Minas, Empecinados und zahllosen andern kleinen Chefs gibt der Verfasser eine sehr ausführliche, oft sehr romantische Schilderung, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß Mina und Empecinado immer viele Deutsche um sich gehabt, die von den Franzosen zu ihnen desertirt seyen, und daß Deutsche die wunderbarsten Abentheuer dieser Gebirgshelden mitbestanden hätten. Unzählbar sind die Züge vom Heldenmuth und edler Aufopferung des spanischen Volks. Nur einige wollen wir hier erwähnen. Als Valencia von Suchet bombardirt wurde, fiel eine Bombe in ein Haus und tödtete oder verwundete sieben Weiber und Kinder, die um ein Feuer saßen. Die meisten waren Flüchtlinge, deren Angehörige schrien: warum kapitulirt man nicht? Rasch entgegnete der Herr des Hauses: seht, auch meine Frau ist von der Bombe verwundet, doch hätte ich euch nicht Spanier geglaubt, mein Haus wäre nie ihre Zuflucht geworden. — Ein reicher Spanier hatte in der Schlacht seinen Sohn verloren und hielt seine schon vor Hunger halb todte Tochter in den Armen. Ein französischer Dragoner tritt heran: Nimm Spanier, ruft er mitleidig, und reicht ihm ein ganzes Brod. Aber der Spanier schüttelt wild den Kopf, ballt die Faust krampfhaft wie zum Dolchstoß und schlägt die Gabe aus. — Eine der anziehendsten Anekdoten ist folgende: Don Damaso de la Torre, Corregidor von Madrid, brachte eines Tages seine zwei Knaben in Uniform Josephinischer Bürgermilizen an den Hof. Der König fragte scherzhaft den Jüngsten: „Aber was willst du mit dem Säbelchen machen,“ worauf der Kleine die rasche Antwort gab: „Franzosen umbringen.“

Leider ist das Bild der Restauration unter Ferdinand VII. noch barbarischer als das des blutigen Freiheitskampfes selbst. Nie hat edlere Helden schwärzerer Undank getroffen. Servile, die fast immer nur den Kampf aufgehalten hatten, und selbst Josephinos, die das Vaterland offenbar verrathen hatten, theilten sich in Ferdinands Gunst, während die Kortes und die heldenmüthigsten Guerillaführer gemordet, eingekerkert und verbannt wurden. Keine Belohnung der Treue, als Henkerbeil, Galgen und Kerkermauern! „Hier boten ein neuer König, abtrünnige, reiche Spanier, Belohnung dem Abfall; dort umlagerte Mangel und Tod die Treue, und dennoch

hielten sie wacker aus, zogen das Edle, Gefährliche dem Bequemen vor; und sie verdienten keine Belohnung? Doch die Welt gehört dem sinnlichen Genuß, die Zukunft und ein Jenseits erkennen nur Verdienst!"

112) Geschichte des Nationalkriegs auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon von F. A. Rüder. Mit einer Charte. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Was dem vorigen Werke an deutlicher Uebersichtlichkeit abgieng, ersezt dieses. Es geht nicht so ins Detail, allein es gibt einen augenfälligeren Umriß des ganzen Kriegs, obgleich auch hier die Aufmerksamkeit auf viele Punkte vertheilt wird, wie es der Gegenstand mit sich bringt. Die Charte, auf der alle Festungen und befestigte Städte, von denen es damals in Spanien wimmelte, verzeichnet sind, erleichtert die Orientirung. Was übrigens Herr von Schepeler in der Wärme der Begeisterung zu viel gethan, das thut Herr Rüder vielleicht zu wenig. Da der Prozeß der Spanier noch nicht zu Ende ist, so darf ihr Geschichtschreiber wohl noch die Kälte des Richters mit der Wärme des Advokaten vertauschen.

113) Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge in Spanien in den Jahren 1810 und 1811 mit dem herzogl. weimarschen Kontingent, von C. Geißler, Militärwundarzt. Mit einem illum. Kupfer, Leipzig, Köhler, 1830. — Eine nicht uninteressante Reisebeschreibung, die indeß nicht ganz unsre Erwartung befriedigt, da der Verfasser nicht weiter als bis nach Gerona in Katalonien kam, wenige Meilen von der französischen Grenze. Indeß erzählt er aus dem Munde andrer, die weiter gekommen sind als er, manches Merkwürdige. Uebrigens ist er Feind der Spanier und entrüstet sich noch heute darüber, daß sie, gemeines Bauernvolk, sich unterstanden, regelmäßiges Militär zu insultiren. Wunderliche Gedankenverwirrung in deutschen Köpfen! Da gehn sie in aller Unschuld und Ehrlichkeit hin, ein fremdes Volk, das ihnen nichts gethan hat, zu morden und auszuplündern, und wundern sich noch höchlich, wenn jenes Volk die Sache übel nimmt.

114) Der Freiheitskampf in Südamerika. Nach den Memoiren des Generals Miller und andern zuverläßigen Quellen, historisch dargestellt von Dr. C. N. Röding, Herausgeber der Zeitschrift Columbus. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830.

„Es ist dies der erste Versuch in das Chaos der südamerikanischen Zeitgeschichte Licht und Ordnung zu bringen und er hat daher gewiß auf Nachsicht Anspruch." Gewiß, und auch auf Dank, weil das Bedürfniß einer historischen Uebersicht über jenen ewig denkwürdigen Kampf immer fühlbarer geworden ist. Der vorliegende Versuch gewährt eine solche wohlgeordnete und deutliche Uebersicht, und es muß sogar gebilligt werden, daß er sich begnügt, die wesentlichsten und unbestrittensten Thatsachen zu geben, ohne sich in ein allzu weitläuftiges Detail einzulassen. Allerdings werden diese großen Unabhängigkeitskämpfe einst den Stoff zu dicken Bänden liefern, aber dann muß erst weit mehr und zuverläßiges Material gesammelt seyn. Vorerst ist die vorliegende Uebersicht äußerst schätzenswerth, wie dies schon aus folgender gedrängter Skizze erhellen wird, welche die Geschichte der eigentlichen Befreiung Südamerikas enthält, mit Ausschluß der später in den befreiten Republiken selbst wieder ausgebrochnen Händel.

Als die Franzosen im Frühjahr 1808 Spanien besezten, befanden sich die spanischen Kolonien ganz ruhig, und außer einigen durch die französische Revolution aufgeregten freisinnigen Köpfen dachte dort Niemand an eine Befreiung, weil die ganze Bevölkerung in jeder Rücksicht durch die Spanier — nur diese regierten — in blinder Unterwürfigkeit gefesselt war. Alles hieng vom Rathe von Indien in Madrid ab, und die einzelnen Governadore, die selten lange im Amte blieben, standen mit einander in gar keiner unmittelbaren Verbindung. Alle geistlichen und weltlichen Aemter waren mit Spaniern besezt, welche für diesen Zweck aus Spanien hingeschickt wurden. Zuerst faßten die Bewohner der General-Capitania Caracas, durch ihren Verkehr mit Westindien am meisten fremdem Einflusse ausgesezt, im Juli 1808 den Entschluß, eine Junta zu errichten, welche das Land für den von Napoleon gefangen gehaltenen König Fernando VII. regieren sollte. Diesen loyalen Entschluß suchte man auch im August 1808 in Mexiko durchzusetzen. In Caracas kam die Junta am 19. April 1809 wirklich zu Stande. Die Kortes in Kadir erklärten aber diesen Schritt für Aufruhr, schickten Truppen ab, und so entstand der Mordkrieg; Bolivar, von Engländern und Deutschen unterstüzt, blieb endlich Sieger, vereinigte Neu-Granada und Quito mit seinem Vaterlande Caracas, und am 14. Nov. 1823 mußten sich die lezten spanischen Truppen im Fort bei Puerto Cabello den Republikanern ergeben. Die Republik besteht nicht, wie die nordamerikanische Union, aus Staaten, sondern ist eine Central-Republik, welche von dem Hauptorte Bogota aus durch Gouverneure regiert wird. Daher die wiederausgebrochenen Spaltungen, um so natürlicher, da die Nation ganz verarmt ist, so daß sich hier das alte Sprichwort: „Bei leeren Krippen beißen sich die Pferde!" erfüllt. — Das Land ist zu groß, die bevölkerten Gegenden sind zu abgetrennt, um von

einem Punkte aus regiert zu werden. Bolivar, ein politischer Ikaros, suchte diesen Sonnenwagen zu lenken, Großbritannien stützte ihn, sonst hätte er längst das Schicksal des Dädaliden gehabt. Und ist es zu verwundern, daß sich nicht Alle von Einem befehlen lassen wollen?

In Neu-Spanien, der westlichsten Besitzung Spaniens und der gewinnreichsten, welche je ein Volk auf Erden besessen hat, brach die Revolution zuerst im September 1810 aus; ein für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes entglühter Geistlicher, Hidalgo, erregte einen Aufruhr, welcher unter den Ureinwohnern, die keineswegs zu verachten sind, großen Zulauf fand. Der wilde Haufen konnte dem Andrange des regelmäßigen Militärs nicht widerstehen, und der Aufstand endigte mit Hidalgos Hinrichtung am 27. Juli 1811. Statt nun durch milde Mittel das Volk zu beruhigen, wurden von den Altspaniern Grausamkeiten aller Art verübt. Die Nordamerikaner sandten den Guerillas der Patrioten Waffen und Schießbedarf, doch ohne bedeutenden Erfolg. Erst als sich 1820 durch Militärgewalt der König in Spanien gezwungen sah, eine Konstitution anzunehmen und diese auch in Meriko publicirt ward, sie geheimen Befehlen zufolge aber nicht eingeführt werden sollte, auch die Bitte der Spanier um einen spanischen Prinzen, den sie als konstitutionellen König anerkennen wollten, trotzig abgewiesen ward: da stellte sich Augostino Iturbide am 23. Februar 1821 an die Spitze der Nation und proklamirte die Unabhängigkeit. Die spanischen Behörden mußten weichen. Iturbide, der sich zum Kaiser machte, ward gestürzt. Am 23. November 1825 mußte sich die lezte Festung, welche die Spanier inne hatten, das Fort San Juan de Ulua vor Vera-Cruz, ergeben. Am 24. Oktober 1824 ward bereits eine Konstitution eingeführt, wodurch Neu-Spanien, nach dem Muster der nordamerikanischen Union, in 20 merikanische Bundesstaaten verwandelt ward. Ist zu erwarten, daß diese in so kurzer Zeit von 6 — 7 Jahren völlig über ihre Verfassung einig zu werden im Stande sind, da von allen Seiten die Altspanier, die Geistlichen, die europäischen Monarchisten, die Britten, die Nordamerikaner u. s. w. operiren, um die Republik nach ihren besonderen selbstsüchtigen Absichten zu modeln oder wohl gar an sich zu reißen?

In Buenos-Ayres standen nur wenige spanische Truppen, und bereits am 25. Mai 1810 begann eine Junta ihre Sitzungen. Diese hatte gleich anfangs nicht blos mit den Spaniern, die theils von Peru aus vordrangen, theils, unterstüzt von den Portugiesen in Brasilien, sich zu Montevideo behaupteten, sondern auch mit innern Zwistigkeiten zu kämpfen; aber die Regierung, durch Handelsverbindungen mit Europa aufgeklärt, bewies, so oft auch das Personal wechselte, eine merkwürdige Energie und Selbstaufopferung. Das Land behauptete unter stetem Wechsel der obrigkeitlichen Personen, welches in einer Republik nicht so viel zu bedeuten hat, wie in einer Monarchie, seine Freiheit. Um das Innere wenigstens von einer Seite zu beschützen, ward ein talentvoller junger Krieger, San Martin aus Buenos-Ayres, im Anfang 1817 mit einem kleinen Kriegsheere über die Hoch-Anden geschickt, Chile befreien zu helfen.

In Chile bewirkten drei Brüder, Carrera, junge Offiziere, welche Lust hatten, in Amerika Buonapartes Rolle und die seiner Brüder zu spielen, schon am 18. Juli 1810 eine Revolution gegen Spanien. Da sie sich nicht beliebt zu machen wußten, so wurden sie durch die unter Gainza gelandeten spanischen Truppen nach der Schlacht bei Talca am 19. Mai 1814 leicht verjagt. Der oben erwähnte San Martin aber, welcher die Carreras von sich entfernt hielt und verfolgte, war so glücklich, im Treffen bei Chacabuco am 12. Februar 1817 und in der Schlacht bei Mappo am 5. April 1818 sie gänzlich zu überwinden und aus Chile zu vertreiben. Seitdem besteht die Republik Chile unabhängig und ungestört, besonders seitdem die alten Besitzer des Landes, die Spanier, welche sich auf dem südlichen Bestandtheile von Chile, auf der Insel Chile, behaupteten, unter Quinkanilla, im Januar 1826 durch den damaligen Direktor Don Ramon Freire vertrieben wurden.

Buenos-Ayres strebte 1810 unaufhörlich die einzelnen bewohnten Punkte der weiten Flachgegend zwischen den Anden und dem Parana, dem Hauptzufluß des Rio de la Plata, in eine Union, nach der Weise der vereinigten Staaten von Nordamerika, zu verbinden. Doch die durch große Ströme getrennten, von wilden Indianerstämmen bedrohten Städtchen und Dörfer hatten dafür keinen Sinn, — es fehlt dort jede Ahnung von Bildung und im Volke herrscht große Trägheit. War von Unabhängigkeit die Rede, so wollte jedes, wie die Glieder in der Fabel des Menenius Agrippa, für sich bestehen, und war abgeneigt, einem Ganzen die nothwendigen Opfer zu bringen. Es wütheten, wie in Deutschland zur Zeit des Faustrechts, innere Fehden, eine Provinz befehdete die andere. Dazu kam der Umstand, daß schon im Jahr 1810 in der reichsten, bedeutendsten Provinz des Innern, welche den obern Theil des Parana beherrscht, in Paraguay, ein kräftiger Mann, Gasparo de Francia, aufstand, welcher dieses 6824 Quadratmeilen große Land mit einer halben Million Menschen knechtisch zu zügeln

und von aller Verbindung mit Buenos-Ayres abzuhalten strebte, wodurch der Verkehr im Innern und mit dem westlichen Brasilien bis fast 20 Jahre unterbrochen ward. Erst im Anfange des Jahres 1829 hat er den Handel freygegeben, nur nicht nach Buenos-Ayres, gegen welchen Freistaat er den größten Widerwillen hegt. Dennoch bewirkte Buenos-Ayres die Befreiung von Chile, widersetzte sich kräftig der gewaltsamen Vereinigung der Provinz Montevideo, die größtentheils spanischen Ursprungs ist, mit Brasilien, welches durch Portugiesen kolonisirt ist, und bestand seit April 1825 einen rühmlichen Kampf mit dem Kaiserthum, dem einzigen monarchischen Staate in Amerika, welcher durch den Frieden zu Rio de Janeiro am 27. August 1828 mit der Befreiung von Montevideo endigte. Dieser Friede ist eine Frucht, woran sich die Energie der Union der Provinzen des Rio de la Plata erkennen läßt.

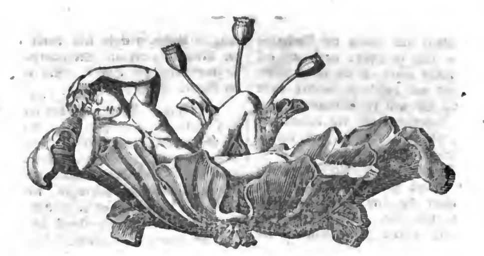
Nach der Ueberwindung der spanischen Truppen in Chile faßte San Martin, durch den am Ende des Novembers 1818 aus England nach Chile entwichenen Lord Cochrane angereizt, einen Plan, der für Südamerikas Befreiungs-Geschichte stets denkwürdig bleiben wird. Peru war der Mittelpunkt der spanischen Macht in Süd-Amerika, von Peru aus war Chile durch Landungen und Buenos-Ayres mittelst vordringender Truppen bedroht. Peru mußte revolutionirt und die dort stehende spanische Armee bezwungen werden, dann war Südamerika befreit. Doch Lord Cochrane that mehr; er vollendete den ersten Hauptschritt zum Ziele. Er zerstörte die Verbindung der in Peru stehenden spanischen Streitkräfte mit Europa, indem er die Küstenorte blokirte und die spanische Flagge durch glückliche Streifzüge aus dem stillen Meere verbannte. Den zweiten Zweck, die Ueberwindung der spanischen Macht in Peru, sollte eine unter San Martin in Valparaiso versammelte Befreiungsarmee, welche aus Chilenos und Argentinern (Truppen der Plata-Staaten) bestand und am 21. August 1820 aus Chile nach Peru absegelte, ausführen. Perus Haupthafen Callao, ward durch Lord Cochranes Geschwader plokirt. Am 28. Juli 1821 zog San Martin triumphirend in die Hauptstadt der Lima ein, und erklärte Peru für unabhängig. Doch die Spanier, unter den für den Krieg gebildeten Feldherrn La Serna, Valdez, Canterac u. s. w., zogen sich in die inneren Gebirgsgegenden zurück und empfiengen alle Hülfsmittel zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aus dem reichen Oberperu. Freilich erklärten sich viele Peruaner für die Revolution, aber San Martin konnte sich nicht behaupten.

Mittlerweile hatte der Befreiungskampf in Columbia eine so glückliche Wendung genommen, daß Bolivar daran denken konnte, in San Martins Plan einzugehen, um die gänzliche Befreiung Südamerikas zu bewirken, wodurch zugleich die Südgrenze der neuen Republik gesichert ward.

Bolivar rückte mit seiner aus Columbiern, Britten und Deutschen bestehenden Armee von Norden in Peru ein, zog die Trümmer der Befreiungsarmee und die Peruaner unter La Mar an sich, und nach vielen Hin- und Hermärschen und unter Umständen, wo der Ausgang höchst ungewiß war, gewann der General Sucre, von dem tapfern Engländer Miller unterstützt, am 7. December 1824 die Schlacht bei Ayacucho, welche die Befreiung von Südamerika entschied. Vermöge der auf dem Schlachtfelde abgeschlossenen Konvention räumten die königlichen spanischen Truppen ganz Südamerika. Blos Callao vertheidigte sich noch unter dem General Rodil bis zum 23. Januar 1826, als dem Tage, wo die letzten Spanier aus Südamerika weichen mußten. Mittlerweile hatten Bolivar und Sucre mit ihren Truppen nicht nur ganz Peru, nun eine Republik, sondern auch die Gebirgsgegenden jenseits des Desaguadero für ihre Freiheit erobert. Jene Gebirgsgegend, Oberperu, zur spanischen Zeit dem Vice-Königreich Buenos-Ayres angehörig, hatte sich 1815 der Republik der Platastaaten angeschlossen, war aber bald wieder von den spanischen Truppen (unter Goyeneche und Pezuela) unterworfen. Jezt im Januar 1825 bildete Bolivar aus dieser Gebirgsgegend eine neue Republik, welche sich nach seinem Namen Bolivia nannte.

Dies ist der Grundriß der Geschichte, der nun in dem vorliegenden Werke weiter ausgeführt ist. Die Revolutionen aller einzelnen Provinzen werden darin nach einander genauer und sehr anziehend geschildert. Die nachfolgenden Partheikämpfe der Republikaner unter sich, nach vollendeter Entfernung der Spanier, so wie die tolle und mißlungene Expedition des General Barradas nach Mexiko, gehören in den zweiten Akt des großen Dramas, auf den sich der Verfasser hier noch nicht einlassen konnte, weil er noch nicht vollendet ist. Doch mit Recht erklärt er die noch gegenwärtig in Südamerika wüthenden Bürgerkriege als natürliche Folgen einer so plötzlichen und großen Erschütterung, wie es die des Unabhängigkeitskampfes war, und mit eben so viel Recht, wie es uns scheint, prophezeiht er, daß die gährenden Elemente ihre Beruhigung finden und Südamerika in die glänzende Lage versetzen werden, zu der es von Natur berufen ist. Eine interessante Biographie des Generals Miller, der unter Bolivar kämpfte, ist dem Werke beigegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur=Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 25. — 7. März 1831.

Heilkunde.

Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. Von Friedrich Schnurrer, D. M. Leibmedikus Sr. Durchlaucht des H. Herzogs von Nassau. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Wieder ein neues und gutes Werk über die Cholera, das uns alle Reize dieser anmuthigen Orientalin und ihre Biographie in prägnanter Uebersicht schildert. Der Verfasser vergleicht die Cholera zunächst mit andern großen Erscheinungen verwandter Art, mit dem gelben Fieber und der eigentlichen Pest. „Eine Hauptverschiedenheit des gelben Fiebers von der Pest besteht darin, daß erstere Krankheit einen nur wenige Meilen breiten Küstensaum zu ihrem Verbreitungsbezirke hat, wer sich zu entfernen vermag, demnach nur einige Meilen zu reisen braucht, um sich ganz sicher zu fühlen; die Pest dagegen, wenn sie auch jezt, wie es scheint, auf engere Grenzen sich zurückgezogen hat, sich doch immer noch auf einer Fläche verbreitet, die Nordwärts von dem Wendekreise des Krebses und westlich vom kaspischen Meere und von dem persischen Meerbusen 70° Länge und an einigen Stellen 31½ Breite beträgt, und auf welchem die Krankheit in Thälern und höher gelegenen Gegenden vorkommt.

Durchaus verschieden verhält es sich mit der Cholera. Hier reicht, einzelne Orte kaum ausgenommen, die Sterblichkeit bei Weitem nicht an die der Pest oder des gelben Fiebers. Selbst diejenigen, welche die Zahl der Todten für Hindostan, bei einer Bevölkerung von 40 Millionen zu 2½ Millionen annehmen, geben dabei von der Voraussetzung aus, daß alle und jede Orte befallen worden seyen, was sich in der That gar nicht so verhielt; aber bei den Truppen, die, weil Erwachsene und das männliche Geschlecht vorzüglich befallen wurden, die relativ stärkste Sterblichkeit erleiden mußten, und bei welchen die Zahl auch am genauesten angegeben werden kann, differirte dieselbe schon in den ersten Jahren vom 5ten bis zum 100sten, und von 1818 bis 1821 betrug sie nirgends mehr als den 100sten Mann.

Auch will nirgends, wo die Krankheit bereits vorübergezogen ist, Jemand an ihre Ansteckung glauben.

Aber hier ist es erstens der ungeheure Verbreitungsbezirk. — Welche Entfernung von den Gewürzinseln bis Nischerey=Nowgorod und von der Insel Moriz an der Südspitze Afrikas bis zu den Steppen der Kirgisen! Zweitens das urplötzliche Erscheinen und der fürchterlich

rasche Verlauf der Krankheit und endlich das Mysteriose der ganzen Erscheinung, ohne zu wissen, wann und auf welche Punkte es ausbrechen werde, glaubt man, wohin man tritt, die Krankheit wie den Geist Hamlets unter seinen Füßen zu spüren; und weil die Krankheit in ihrer Verbreitung so wenig Aehnlichkeit mit den andern ansteckenden Krankheiten, wie Pocken, Pest u. s. w. hat, so kann auch nicht von Schutzmitteln die Rede seyn."

Im ersten Abschnitt gibt der Verfasser sodann eine Geschichte des Ausbruchs und der Verbreitung der Cholera, und hiebei gewährt die dem Werke beigegebne Charte eine treffliche Uebersicht. Die Cholera brach aus am 19. August 1817 zu Zilla Jessore hundert englische Meilen nördlich von Calcutta. Alsbald verbreitete sie sich über das ganze Gebiet des Ganges, den Fluß aufsteigend, dann im Winter und in den Jahren 1818 und 1819 drang sie in beiden indischen Halbinseln bis zu deren südlichsten Spitze vor, sezte diesen Weg 1820 auf die Inseln fort und wandte sich von Manilla wieder nordöstlich nach China, 1821. Von da machte sie einen ungeheuern Sprung, erschien am persischen Meerbusen und stieg am Euphrat und Tigris wieder eben so hinauf, wie früher am Ganges, und verheerte bis 1823 die asiatische Türkei und Persien. In demselben Jahre 1823 da sie am weitesten nach Westen, nämlich bis an die Küste des Mittelmeers vordrang, drang sie zugleich auch am weitesten nach Osten bis Amboina vor. Seitdem aber nahm sie ihre Richtung nordwärts, erschien 1826 wieder in China und in der jetzigen Zeit noch nördlicher in Rußland. 1820 drang sie am weitesten nach Süden, (Insel Bourbon). 1823 zu gleicher Zeit am weitesten nach Osten und Westen (Amboina und Antakia am mittelländischen Meere), 1830 am weitesten nach Norden (bis in die Nähe von Petersburg). Wäre hier nach Raum und Zeit ein symmetrisches Verhältniß anzunehmen, so würde die Cholera vielleicht 1833 oder 1837, von ihrem nördlichen Pol wie frühere von ihrem südlichen zu ihrem Aequator zurückkehrend, sich um so viel weiter östlich und westlich ausbreiten, als ihre nördliche Aufsteigung größer war wie die frühere südliche. Auch könnte man annehmen, die Cholera müßte sich, blos der Symmetrie zu liebe, von der senkrechten Mittellinie aus, die zwischen Moskau und der Insel Bourbon liegt, eben so weit westlich verbreiten, wie östlich und dann müßte sie sich über ganz Europa ausdehnen, denn ein Blick auf die Charte zeigt, daß die Cholera bisher ein Kreuz dargestellt hat, dessen nördliches Ende unfern von Petersburg, dessen östliches in Amboina und dessen südliches in der Insel Bourbon ihre äußerste Ausdehnung erhalten zu haben scheinen, während das westliche Ende noch ganz verkürzt erscheint und bis Kadix fortlaufen müßte, um dem östlichen bei Amboina endenden Arm die Wage zu halten. Wollte man aber so fortrechnen, so bliebe am Ende kein Punkt auf der Erde von der Krankheit verschont. Möglicherweise hat sie, nachdem sie den Kreis um Süden, Osten und Westen gezogen, im Norden ihr Ziel erreicht.

Der zweite Abschnitt handelt von den Zufällen oder dem Verlauf der Krankheit. Diese Schilderung stimmt mit der überein, die wir vor Kurzem in diesen Blättern aus einem andern Werke über die Cholera anführten, wir übergehn sie also hier. Im dritten Abschnitt werden die bisher versuchten Heilmethoden besprochen, woraus sich leider ergibt, daß die rechte und untrügliche noch nicht gefunden ist, daß die bekannt gewordenen sich sämmtlich widersprechen und keine ein genügendes Resultat geliefert hat. Sehr interessant dagegen ist die Ansicht des Verfassers, daß aller Wahrscheinlichkeit nach äußre Mittel den innern vorzuziehn seyn dürften. „Da man annehmen muß, daß bei dem allgemeinen Collapsus innerlich gegebene Mittel kaum wirken werden, weil es ganz an der Receptivität, ihre Eindrücke zu empfinden, fehlt, und am Ende höchstens nur von einer chemischen und mechanischen Wirkung die Rede seyn kann: so läßt sich fragen, ob es dann nicht auf solche Weise wirkende äußerliche Mittel gebe, vermöge welcher durch starke Impression auf die festen Theile der Kreislauf und das Spiel der Secretionen wieder hergestellt werden könnten?"

Der vierte Abschnitt handelt von den Eigenthümlichkeiten der Cholera in ihrer Verbreitung, wobei der Verfasser ausdrücklich diese Krankheit für nicht ansteckend erklärt, wie dies aus unzähligen Beispielen sich beweisen läßt, während die für die Ansteckung angeführten seltnen Beispiele auf falschen Voraussetzungen zu beruhen scheinen. Im lezten Abschnitt spricht der Verfasser von den im Großen gegen die Cholera zu ergreifenden Mitteln, und nachdem er gezeigt hat, wie die Krankheit immer vorzugsweise diejenigen Völker und Stände heimgesucht habe, die aus Naturell oder Armuth zu Schmutz und angestrengter und dürftiger Lebensweise hinneigen, sagt er die parador klingenden, aber gewiß sehr beherzigenswerthen schönen Worte: „Wo Friede und der höchste, mit persönlicher Sicherheit verträgliche Grad der Freiheit mit seinen Segnungen des Fleißes und des Wohlstandes gilt, wird wahrscheinlich dieses Uebel milder vorüber schreiten, nicht Quarantaine, sondern die Herrschaft des Gesetzes und das Huhn im Topfe wird es respektiren."

Zum Schluß macht der Verfasser eine Bemerkung, die gewiß von großer Wichtigkeit ist. Er warnt nämlich die höchsten Behörden, ja nicht von oben herab irgend eine Behandlungsweise der Cholera vorzuschreiben, und verlangt, daß, so lange das rechte Mittel noch nicht gefunden sey, jeder Arzt das Recht habe, es auf seine Weise zu suchen, denn auch „im Reich der Wissenschaft

werden wirklich Fortschritte nur dann gemacht, wenn freie Diskussion und Gleichheit der Rechte gelten.“

Geschichte.

(Fortsetzung.)

115) Der Birmanenkrieg von dem Major J. J. Snodgroß, Militär-Sekretär bei dem kommandirenden General der brittischen Armee und politischen Agenten in Ava. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehn von Gustav Nagel, vormals Lieutenant in königl. großbrit. Diensten. Mit zwei Kupfern und mehrern Original-Dokumenten des Königs der Birmanen ꝛc. Hannover, Hahn, 1830.

Ein äußerst interessantes Werk, worin wir über den lezten Birmanenkrieg (1824 — 1826) vollen Aufschluß erhalten. Der Verfasser machte den denkwürdigen Feldzug des englischen Generals Archibald Campbell mit und schildert alle Umstände des Kriegs bis zu dem Frieden sehr genau. Wir geben eine Skizze davon.

Indien theilt sich bekanntlich in zwei große Halbinseln. Die westliche war bisher vorzugsweise ein Gegenstand der englischen Politik. Sie ist von den englischen Niederlassungen in Goa, Bombay, Madras und Calcutta umzingelt und bereits fast ganz erobert, seitdem die Maratten, der am meisten kriegerische Stamm des Binnenlandes, überwunden sind. Die östliche Halbinsel dagegen ist erst in den neuesten Zeiten in den Bereich der englischen Politik getreten. Auch hier beherrscht das Binnenland ein kräftiger Kriegerstamm, die Birmanen, die in frühern Zeiten ihre schwächern Nachbarn unterwarfen und mit sich verschmolzen, namentlich die Peguaner. Das Reich von Birma war bis 1824 das mächtigste in ganz Ostindien und den englischen Besitzungen um so gefährlicher, als es seine Grenzen bis nahe an den Ganges, unfern von Calcutta erstreckte. Auch zeigten die Birmanen, da sie noch niemals mit Europäern Krieg geführt und bisher alle ihre asiatischen Nachbarn besiegt hatten, sehr viel Troz und Uebermuth. Der birmanische Statthalter von Arakan, der zunächst Calcutta gegenüberliegenden birmanischen Provinz erlaubte sich räuberische Einfälle in das englische Gebiet, und machte den Namen der Birmanen so gefürchtet, daß die friedlichen Einwohner der englischen Hauptstadt bereits zitterten und sich nicht mehr für sicher hielten. Auf die freundnachbarlichen Vorstellungen der ostindischen Regierung antwortete der Kaiser von Birma nur mit einem verächtlichen und beleidigenden Stillschweigen. Unter diesen Umständen wurde der Krieg erklärt, den die Engländer um so lieber unternommen haben mögen, als sie sich bei ihrer europäischen Kriegskunst einen leichten Sieg und neue wichtige Eroberungen versprechen durften. Man stellte indeß an der nächsten Grenze von Arakan nur ein Beobachtungskorps auf und machte den Hauptangriff auf Birma von einer ganz andern Seite, zur See. Da nämlich das Binnenland von Birma mit der Hauptstadt Ava von Bengalen, dem großen Flußgebiet des Ganges, durch schwer zu passirende Gebirge getrennt ist, so zogen es die Engländer vor, von der Südspitze des birmanischen Reichs aus, da wo in der Nähe der Stadt Rangun der große Fluß Irawaddy ins Meer mündet, diesen Fluß zugleich mit einer Flotille und einem Heer aufwärts zu gehn und so auf dem bequemsten Wege ins Herz des Reichs und bis zur Hauptstadt Ava, die an diesem Flusse liegt, vorzudringen. Dieser klugausgedachte Plan wurde durch den tapfern General Campbell aufs geschickteste ausgeführt. Er segelte am 17. April 1824 mit etwa 6000 Mann ab und landete bei Rangun, fand aber diese Stadt völlig leer. Die Birmanen hatten alle Einwohner fortgeschleppt, und das Land umher verwüstet, um den Engländern die Subsistenzmittel zu entziehn. Rangun war auf der Landseite mit weiten pfadlosen Wäldern umkränzt, unter deren Schutz eine zahlreiche birmanische Armee unter Wungie Sykia operirte. Dieser schloß einen weiten Kordon um Rangun und legte sehr weitläuftige und kunstreiche Schanzen an. Allein, da die Birmanen auf die Wirkungen des schweren Geschützes nicht gefaßt waren, auch selbst nur eine leichte und schlecht bestellte Artillerie hatten, so gelang es den Engländern bald, ihre Schanzen zu durchbrechen und eine große Niederlage unter ihnen anzurichten. Einem neuen birmanischen Feldherrn Wungie Soomba, gieng es nicht besser, er blieb im Gefechte. Auch der dritte Feldherr, der königliche Prinz Sarrawuddy wurde geschlagen. Nun erhielt ein alter geprüfter Feldherr, Maha Bandula, den Oberbefehl, zog große Verstärkungen an sich und entwickelte in der That bedeutende strategische und taktische Talente. Allein die birmanische Kriegskunst war der englischen dennoch nicht gewachsen und nach einem verzweifelten Kampf sah sich der greise Feldherr zur Flucht genöthigt. Er sammelte indeß von neuem bedeutende Streitkräfte in der Stadt Donnbiu. Auf diese Weise gieng das Jahr 1824 zu Ende. Campbell, dessen Truppen durch Schlachten und Krankheiten sehr gelitten hatten, erhielt neue Verstärkungen und brach zu Anfang des Jahrs 1825 endlich von Rangun auf, um Bandula von Donnbiu zu vertreiben und am Fluß Irawaddy weiter vorzudringen. Bandula vertheidigte die Stadt mit großem

Heldenmuth, aber eine Bombe raubte ihm das Leben, und nun flohen die Birmanen aus der Stadt und überließen sie dem Sieger. Von hieraus marschirte Campbell den Fluß immer weiter aufwärts und kam bis nach Prome, einer großen Stadt, die von den Birmanen nicht vertheidigt, sondern verlassen und in Brand gesteckt wurde. Ueberall kamen die Engländer durch paradiesische Gegenden, deren Fruchtbarkeit und herrliches Klima sie nicht genug rühmen können, aber leider waren alle diese Gegenden durch die Birmanen systematisch verheert und die Einwohner vom Kriegsschauplatz fortgetrieben. Da die Regenzeit eintrat, so mußte Campbell in dem halbverbrannten Prome, wie den vorigen Sommer in Rangun, die bessere Jahreszeit abwarten. Es gelang ihm, viele der vertriebnen Einwohner zurückzubringen und sich bei ihnen beliebt zu machen, was um so leichter war, als das Volk unter dem ärgsten einheimischen Despotismus seufzte, gegen den die englische Großmuth und Milde glänzend abstach. Bei dieser Gelegenheit werden die guten Eigenschaften der Birmanen gerühmt. Der Verfasser sagt von ihnen, alle ihre Tugenden sind ihnen angeboren, ihre Fehler nur aufgeimpft durch den Despotismus. Dabei sind sie sehr gebildet. Jeder Birmane kann lesen und schreiben und sie haben zahlreiche Bibliotheken von Werken aus allen Fächern der Wissenschaft. — Die Zeit der Ruhe wurde von Seiten der Birmanen zu neuen Rüstungen und zu Unterhandlungen benuzt. Sie sendeten den Kee Wungie, einen ihrer geistreichsten Staatsmänner ab, mit Campbell sich zu besprechen. Sein Benehmen war sehr würdevoll und edel, doch war es nicht möglich, eine friedliche Ausgleichung zu treffen, da der Kaiser von Birma, vom Kriegsschauplatz fern und die Macht der Engländer falsch beurtheilend, durchaus nicht nachgeben wollte. Ein neues starkes Heer unter Maha Memiow, wobei sich auch drei vornehme Amazonen befanden, die für unverwundbar gehalten und abergläubisch verehrt wurden, brach gegen Campbell auf, um sich von neuem schlagen zu lassen. Der Feldherr selbst, so wie eine der schönen Amazonen, blieb auf dem Platz. Die Engländer rückten nun immer weiter den Fluß hinauf bis vor die Stadt Mellune. Hier suchte eine neue Gesandtschaft des Kaisers sie aufzuhalten, da der Kaiser aber nur Zeit gewinnen und keineswegs sich schon für bezwungen erklären wollte, so sezte Campbell den Krieg fort. Das neue Heer, das unter dem Prinzen Memiaba Mellune vertheidigen sollte, wurde geschlagen, wie alle frühern und Campbell rückte nun unmittelbar gegen die Hauptstadt Ava selbst vor. Die birmanische Tapferkeit war indeß noch nicht erschüttert. Noch einmal wagte das ehrgeizige Volk eine lezte entscheidende Anstrengung. Nih-Wun-Briehu (Fürst der Finsterniß) einer der gefürchtetsten birmanischen Krieger, stellte sich an die Spitze eines fanatischen Heeres, allein auch er wurde geschlagen, und auf Befehl des erzürnten Kaisers hingerichtet. Jezt erst, am 24. Februar 1826, wurde der Friede geschlossen, in welchem Arakan und die ganze Westküste des birmanischen Reichs bis an die Gebirge, durch die sie von dem Flußgebiet des Irawaddy getrennt ist, an die Engländer abgetreten wurden. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der Kaiser von Birma der Sache eine ganz andre Wendung hätte geben können, wenn er seine Hauptstadt Preis gegeben und sich in die weitläuftigen Ostprovinzen seines Reichs zurückgezogen hätte. Die Engländer wieder dann, wenn sie auch Ava eingenommen hätten, unverrichteter Sache wieder haben zurückkehren müssen, da es ihnen unmöglich gewesen wäre, so große Länder zu behaupten.

Der Uebersetzer hat aus einem anderen trefflichen Werke, Symes Gesandtschaftsreise nach Ava, mehrere Schilderungen der birmanischen Sitten, zur Erläuterung des Textes in den Noten aufgenommen, die hier ganz an ihrer Stelle sind. Wir ersehn aus beiden Werken, daß die Birmanen eine liebenswürdige, verhältnißmäßig sehr gebildete, heldenmüthige und außer in politischer, in jeder andern Hinsicht Achtung einflößende Nation sind. Ihre Gutmüthigkeit, ihr Verstand, ihr lebhafter Geist, ihr Ehrgefühl weisen ihnen einen höhern Rang an, als ihn die meisten andern südasiatischen Völker behaupten. Ihre Gelehrsamkeit ist sehr ausgebildet und noch gegenwärtig in Flor, die Bibliotheken im trefflichsten Zustande. Ueberdies ist ihr Land eins der schönsten, fruchtbarsten und gesundesten der Erde und hat in dieser Hinsicht bedeutende Vorzüge vor Bengalen. Auch ist es sehr reich an edlen Metallen und Steinen. Die Pagoden und Palläste strotzen von Gold, eben so die Kleider, Geräthe und Möbeln der Vornehmen. Eine gewisse Kaste sezt sich sogar Edelsteine ins Fleisch, die in demselben verwachsen. Auf diese Weise machten die englischen Soldaten auf den Schlachtfeldern reiche Beute. Ueberhaupt ist die Prachtliebe eine vorherrschende Eigenschaft der Birmanen. Musik und Poesie sollen sehr bei ihnen im Schwunge seyn. Im Punkt der Weiber theilen sie die strengen Sitten andrer Indianer nicht. Sie verschließen die Weiber nicht in Harems, doch behandeln sie sie auch keineswegs mit der Achtung, wie Europäer. Wenn nicht die strengdespotische Regierung dieses Volk niederdrückte, so würde es seine guten Eigenschaften weit mehr entwickeln können. Ob ihnen das dereinst die englische Herrschaft gewähren wird, steht dahin. Die europäische Civilisation hat noch niemals viel Gutes bei den Völkern gewirkt, die durch sie ihre alte Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 26. — 9. März 1831.

Erdkunde.

Mémoire sur les chaines de montagnes et sur les volcans de l'Asie Intérieure, et sur une nouvelle éruption volcanique dans la chaine des Andes. Par M. Alexandre de Humboldt. Paris, 1831.

Die Vorlesungen, welche Hr. v. Humboldt nach seiner Rückkehr aus dem östlichen Rußland vor der petersburger, berliner und pariser Akademie gehalten, und dessen neueste Abhandlungen in deutschen und französischen Zeitschriften eröffnen für die Kenntniß des asiatischen Festlandes eine neue Aera. Ueber den Erdtheil, der wegen seiner Größe, wegen seiner mannichfaltigen Natur und als geschichtliche Wiege des Menschengeschlechts ein dreifaches Interesse darbot, besaßen wir noch vor kurzer Zeit nicht viel mehr als Ueberlieferungen, die, wie jede Tradition, immer unlauterer wurden. Dann verbreitete sich die Kenntniß der orientalischen Sprachen; man begann die Quellen jener Ueberlieferung wieder aufzusuchen, aber den Gelehrten fehlte die klare Ansicht von asiatischem Boden, die sich nur durch Reisen erwerben läßt, wie den meisten Reisenden die Bekanntschaft mit den gelehrten Werken der Orientalisten fehlte. Hr. v. Humboldt endlich vereinigte mit tiefer Forschung die vielseitigste Beobachtung, und wie seine früheren Werke für Amerika, so erscheinen seine neuesten Schriften den künftigen Reisenden als vollendete Muster für die Beschreibung des asiatischen Kontinents.

Es ist also Zeit, uns von den verwirrenden Traditionen unsrer gewöhnlichen Schulbücher zu befreien. Je mehr wir davon vergessen, desto mehr und leichter werden wir lernen; schon das Losreißen von Irrthümern ist ein Fortschritt. Wollten wir mühselig jede Bergrichtung ändern, den Flußlauf herumdrehn, hier ausstreichen, dort hinzufügen, es nähme wahrlich kein Ende. Am besten ist, wir reißen die Berge ein, wir verstopfen die früheren Quellen und machen aus Asien eine tabula rasa, um Alles von Neuem aufzubauen. Das frühere Gebäude ist zu baufällig, um ausgebessert zu werden.

Unsere Kartenzeichner hatten sich durch keine Rüge irre machen lassen und überall, wo nach beiden Seiten ein Fluß läuft, ungesehene hohe Berge hingezeichnet; die Gebirge nehmen sich auf dem Papiere zu gut aus, als daß sie die Flächen zwischen dem Ural und Altai nicht damit ausgefüllt hätten; sie machten aus dem kleinen Altai einen großen und umgekehrt; sie machten uns mit einem Alghidin tsano bekannt, den sie nicht kannten; die Kompendien schrieben die Karten ab, die Karten die Kompendien. Aus den umständlichen Widerlegungen in den Werken gelehrter Forscher, eines Ritter, Klaproth,

Abel-Rémusat, drangen zu selten einzelne Wahrheiten bis in die Schulbücher vor. Jezt, da die Forschungen von Augenzeugen bestätigt und unendlich erweitert werden, ist es Zeit, die neuen Lehren aller Welt zugänglich zu machen und die falschen zu vergessen. Wie die Regierungen Reisende bezahlen, damit sie in der Ferne die Wissenschaft bereichern, sollte man von nun an auch Gelehrte dafür bezahlen, daß sie zu Hause bleiben und die guten Reiseberichte zum Verbessern unsrer Schulbücher benutzen.

Es liegt dem Zwecke dieser Blätter zu fern, uns in dieser Hinsicht auf Beispiele einzulassen, und die neue Schrift des Herrn v. Humboldt ist zu anziehend, als daß nicht jeder Gebildete die Beweise darin aufsuchen möchte. Wir verweilen hier nur bei einem einzigen Punkte, wo eine zuweilen angegriffene, aber stets aufrecht gehaltene Behauptung durch neue, unwiderlegbare Beispiele widerlegt wird, bei dem Phänomene feuerspeiender Berge in weiter Entfernung von der See. Ueber diesen Punkt zu weiteren Untersuchungen anzureizen, ist überdieß der Hauptzweck vorliegender Abhandlung.

Die Verhältnisse der thätigen Vulkane zu der Nähe des Meers sind noch so wenig bekannt, daß die Nachricht über einen Vulkan im Binnenlande von hohem Interesse für die Wissenschaft wird. Der Pä-schan ist ungefähr 200 geogr. Meilen von den asiatischen Meeren entfernt. Als Hr. v. Humboldt von Meriko zurückkam, verwunderten sich berühmte Geologen, ihn von dem vulkanischen Ausbruche auf der Jorullo-Ebene und von dem noch thätigen Vulkane Popocatepetl reden zu hören, und doch ist lezterer nicht 20 Meilen von dem Meere entfernt, der andre noch weniger. Der Dschebel Koldagi, ein rauchender Kegelberg in Kordofan, von dem Herr Rüppel in Dongola hörte, ist nur den dritten Theil so weit von dem rothen Meere entfernt, als der Pä-schan von dem indischen. Endlich bewies vor nicht langer Zeit ein Ausbruch des Piks Tolima, wie ungegründet die Ansicht ist, der von der See entferntere Theil der Andeskette habe keinen thätigen Vulkan mehr. Außer dem Pä-schan nennt Herr v. Humboldt noch mehrere andere feuerspeiende Berge im innern Asien und zeigt, wie das ganze Binnenland, weit mehr als 1000 Quadratmeilen, ringsum etwa 200 Meilen von der Küste entfernt, Vulkanboden ist..

Bei der wichtigen neuen Schrift des berühmten Reisenden, woraus wir diese Thatsache mittheilen, befindet sich eine Karte mit sorgfältiger Angabe der Vulkane Mittelasiens und ihrer Höhe, und zum Schluß Bemerkungen des Hrn. J. Klaproth, aus chinesischen und japanischen Büchern übersezt. Die Abhandlung wird in den Nouvelles Annales des Voyages abgedruckt.

D.

Geschichte.

(Fortsezung.)

116) The life of Mayor General S. Thomas Munro, Bart. and K. C. B., lute Governor of Madras, with extracts from his correspondence and private papers, by the rev. G. B. Gleig in two volumes. Lond. 1830.

117) Narrative of a journey overland from England by the continent of Europe, Egypt, and the red Sea to India in the years 1825—28. by Colonel Elwood, in two volumes. London. Collburn and Bentley, 1830.

118) Military reminiscences; extracted from a journal of nearly 40 years active service in the East Indies, by Colonel James Welsh of the Madras establishment. London. 1830.

Thomas Munro, der den größern Theil seines Lebens im Dienste der ostindischen Kompagnie zugebracht hat, ist unter allen seinen Kollegen in neuerer Zeit der berühmteste geworden. Canning sagte von ihm in einer Rede, veranlaßt durch eine Dankaddresse zu Gunsten der gegen die Mahratten kämpfenden Armee: „Europa never produced a more accomplished statesman, nor India, so fertile in heroes, a more skilful soldier.“ Durch Thätigkeit, Rechtlichkeit und Klugheit stieg er empor, und Niemand war mit den Sitten, Charakter und den Instituten der Eingebornen bekannter, als er. Aus dieser seiner genauen Kenntniß der Umstände ging denn auch sein System hervor, dessen Wohlthätigkeit Fremde und Eingeborne gleich dankbar anerkannten. Es wäre wohl zu wünschen, daß man seine Verfahrungsweise nicht verließe, sondern die Gemüther der verschiedenen Völker immer mehr zu nähern suchte. Außer über Munro selbst gibt das Werk noch interessante Aufschlüsse über die Geschichte von Indien, die Natur des Klimas, Lage, Beschaffenheit, Lebensweise der Einwohner, über die wichtigsten Erzeugnisse des Bodens und den Zustand des Handels und der Gewerbe. — Das zweite der angeführten Werke schließt sich nur insofern an das frühere an, als es den Schauplatz der vieljährigen Wirksamkeit des Munro zu seinem Gegenstande hat. Der Verf. beschreibt aber die Reise dorthin so ausführlich, daß er erst gegen Ende des ersten Bandes in Indien ankommt. Es besteht dies Werk aus Briefen, die, wenn auch nicht viel Neues, doch das Mitgetheilte mit Klarheit und Anschaulichkeit vortragen. Zugleich sind die beigefügten Ku-

pfer eben so elegant, wie instructiv, und dienen dem Buche zur großen Zierde. Der Verfasser reist über Paris durch das südliche Frankreich, Genf, Turin u. s. w., wobei er überall Gelegenheit findet, seine Bemerkungen und Beobachtungen über meist bekannte Gegenstände mitzutheilen, dann über Marengo, Genua, Lucca, Pisa, Florenz, Rom, Neapel nach Sicilien und wir brauchen nur Namen zu nennen, um den Lesern zu geben, was das Buch enthält. Interessant erscheinen zwei deutsche Missionäre, von denen der eine, Kugler, nach Abyssinien, der zweite, Kruse, nach Cairo bestimmt war, deren Erscheinung auf den Verfasser einen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben scheint, während ihre religiösen Vorträge an Bord über den unergründlichen Tiefen des Meeres etwas Erhebendes und Imposantes haben mußten. Er kommt in Alexandrien an, verbreitet sich über die dasige Lebensart der Franken und Irländer, über ihre Sitten u. s. w., befährt den Nil, und schildert seine Umgebungen, bis er Cairo erreicht. Die gepriesenen Denkmäler des Alterthums hier, wie zu Theben schildert er, den Tempel zu Carnac, Wüste, Beduinen; schöne Nächte in der Wüste, Cossair, und das rothe Meer, Wassermangel, und die daraus entstehenden Uebelstände und Beschwerden, Heuschrecken; Hadeida, einen interessanten Besuch in einem arabischen Harem, das von den türkischen sich bedeutend unterscheidet. Sitten und Kleidung der Frauen, große Vorliebe für englische Artikel, Kriegstanz der Araber, Musik derselben und viele andere Gegenstände werden hier besprochen. Endlich kommen die ersten Briefe von Bombay. Merkwürdig ist hier gewiß das eigenthümliche Gemisch der europäischen und indischen Lebensweise. Er verbreitet sich nun über die auffallendsten Erscheinungen der Natur; und geht dann im 2ten Bande auf die Lebensweise, Wissenschaft, Religion und die übrigen wichtigen Dinge der Hindus über, erwähnt einer alten Judenkolonie an der malabarischen Küste, spricht über Musik der Indier, die, so abscheulich sie ist, doch die Indier zu der Behauptung verleiten soll, sie ständen zwar in allem den Europäern nach, nicht aber in der Musik. Was er über Sanscrit und Vedas u. s. w. sagt, ist uns bekannt genug, aber nicht, daß ein Mahrattenlexikon unternommen ist. Seine Rückreise veranlaßt ihn, manche historische Bemerkungen über Vasco de Gama, Heinrich dem Nautiker und die großen Seeunternehmungen ihrer Zeit u. s. w. einzuschalten, wie über Napoleon, da der Verf. nicht unterläßt, auf Helena sein Grab zu betrachten. — Der Titel der letzten der angeführten Werke zeigt schon hinlänglich den Inhalt desselben an. Die Mahrattenkriege u. s. w. sind zwar während unserer Tage gekämpft worden, aber ihr Schauplatz und das Interesse für sie lag uns großentheils zu fern, als daß wir, es sey denn wegen besonderer Rücksichten, bedeutende Notiz davon genommen hätten. Den ganzen Verlauf derselben, wie die neueste Geschichte des Landes liegt in diesem Buche vor uns. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß der Verf. auf Sitten und Gebräuche der Eingebornen, wie auf ihren Glauben eingieng, so wie die Natur des Landes nothwendig beleuchtet werden mußte. Die Denkmäler der altindischen Kunst, die wunderbaren Gebäude, deren Formen so sehr von den architektonischen Leistungen Europas abweichen, hat der Verf. uns in sehr eleganten Kupfern gegeben, und unsere Anschauung von dem Zauber jener Länder durch die imposanten Umgebungen der indischen Tempel gefördert. Daneben sehen wir die Forts, die befestigten Plätze mit ihren Grundrissen, wichtige Städte u. s. w., dies Alles bildet ein sehr schönes Ensemble, wie die Darstellung im Werke durch den treuherzigen Ton eines Kriegsmannes sehr gewinnt.

119) **Portugal seit der Usurpation Don Miguels.** Nach den zuverläßigsten englischen und französischen Quellen bearbeitet von Dr. G. L. **Schmidt.** Ilmenau, Voigt, 1829. — Die Portugiesen, wie sehr man auch gewohnt ist, sie den Spaniern nachzustellen, zeigten doch in ihrem Kampf gegen Napoleon dieselbe Tapferkeit und Aufopferung. Doch war der Undank gegen sie noch schwärzer. Das schaudervolle Gemälde dieses Undanks ist in dem vorliegenden Werk mit grellen, und leider nur zu treuen Farben entworfen. Wir glauben zurückversezt zu seyn in graue Jahrhunderte, und doch ist dies Gemälde der Schandfleck unsres eignen Jahrhunderts. Die Schilderung all dieser blutigen und ekeln Verbrechen schließend, sagt der Verfasser: „Mit Wehmuth scheiden wir von dem unglücklichen Portugal! Die Lage des Königreichs ist furchtbar; persönliche Sicherheit, Eigenthum, Handel, Einkünfte, Alles ist dahin; alles Zutrauen ist erstorben; Palläste wie Hütten sind verlassen; in den lebhaftesten Städten, in den lachendsten Dörfern ist jezt alles öde und still; der Winzer, der Schnitter fröhliches Jauchzen ist verstummt, und so ist dieses schöne paradiesische Land durch die Hand eines blutdürstigen, wahnsinnigen Tyrannen in eine Einöde, in eine Wildniß verwandelt worden, gleichsam als wäre ein Pesthauch darüber gefahren; das Blut, das bisher heimlich und öffentlich vergossen worden, hätte hingereicht den Blutdurst eines Tigers zu stillen; nicht so bei diesem Ungeheuer; noch täglich müssen Schlachtopfer fallen, weil diese Unglücklichen für gesetzlich gehalten, was ganz Europa anerkannt, England ermuthigt, und Miguel selbst beschworen hatte. Auf eine solche freche und verwegne Weise spricht der Tyrann dem civilisirten Europa Hohn. Im Angesicht der Welt wirft er den Souveränen den Handschuh vor die Füße, nachdem er sie sammt ihren Ministern in effigie verbrannt, weil sie ihre Gesandten zurückgezogen aus seinem befleckten Königreiche. Durch das Abschlachten aller Derer, die seinem Despotismus wider-

streben, hofft er Europa zur Anerkennung seines Thrones zu zwingen, geschähe dies auch blos, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Hoch hebt er die blutige Hand vor Europa empor, um zu zeigen, wie weit ein Tyrann gehen, wie er spielen kann mit allen Gefühlen unserer Natur, und mit Füßen treten darf alle menschlichen und göttlichen Gesetze."

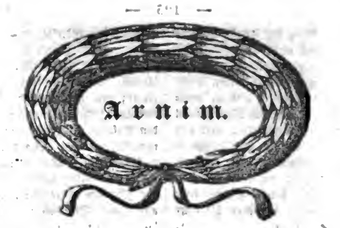
(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte.

Engraved illustrations of antient arms and armour from the collection of Llewelyn Meyrick Esq. at Goodrichcourt, Herefordschire, after the drawings and with the descriptions of Dr. Meyrick by Jos. Skelton. 2 Vol. London, 1830.

Dieses Werk gehört zu jenen größern Buchhändler-Unternehmungen, an die sich die deutschen schon aus dem Grunde nicht wagen können, weil sie, wenn auch hinreichendes Interesse, keineswegs KaufLust voraussetzen können. Es liegt in der Natur eines solchen Unternehmens, daß dabei nur auf die Reichen dieser Erde, die neben vielen Liebhabereien auch die hegen, eine bedeutende und prachtvolle Büchersammlung zu besitzen, gerechnet seyn kann. Die Rüstkammer zu Goodrichcourt ist keineswegs in Bezug auf die Fülle und Ausdehnung der glänzenden Sammlungen mit denen zu vergleichen, die z. B. unser Vaterland in großer Menge aufzuweisen hat, doch zeichnet sie sich durch eine große Mannichfaltigkeit der Gegenstände aus, so daß sie hierin schwerlich von einer andern übertroffen wird. Sie ist aus allen Theilen der Erde zusammengebracht, und enthält Waffen und Rüstungen von den rohesten Anfängen bis größten Ausbildung, fast von allen Völkern der Erde. Der Verf. früher beschäftigt, die horse armoury im Tower zu ordnen, und von dem Könige beauftragt, zu Windsor die quand-chamboes zu arrangiren, hofft, daß dies Beispiel die Regierungen in Frankreich und Deutschland antreiben möge, ähnliche Unternehmungen zu veranlassen. In der Einleitung gibt er uns eine Menge interessanter Notizen über seinen Gegenstand, über die verschiedenen Metalle, deren man sich zu Waffen bediente, über die Art, wie — und die Oerter, wo sie im Mittelalter meist verarbeitet wurden, und die berühmtesten Meister, die in Italien, Deutschland und Frankreich die besten und verziertesten Waffen geliefert. Charakteristisch, wie Alles, ist im Mittelalter auch die eigenthümliche Benutzung der bildenden und zeichnenden Künste zur Ausschmückung der Waffen. Sie waren ja die Hauptmeubles, und natürlich mußte sehr viel Fleiß auf ihre Verzierung angewandt, und viel Kosten daran verschwendet werden. Nichts Größeres konnte ja der Vater seinem Sohn hinterlassen, als das Schwerdt, an das sich das Andenken an so manchen Sieg, und die Mahnung zu ähnlicher Tapferkeit knüpfte. Wer weiß nicht, wie theuer den Nachkommen die Waffen berühmter Vorfahren waren? Aus der Sagengeschichte klingen noch die Namen berühmter Waffenschmiede zu uns. Während Dante im Größten den Geist des Mittelalters seinem großen Werke einprägte, so zeigte sich derselbe in den kleinsten Nüancen in den Schnörkeln und Arabesken an den Waffen, ja in der sinnigen Art, wie man in die Form der Schwerdter u. s. w. einen tiefern Sinn ausdrückte. Der Griff derselben war ein Thierkopf oder irgend etwas Aehnliches, das Ganze bildete oft ein Kreuz, und der Ritter, der für dasselbe focht, kämpfte mit ihm, und unter dem Talisman dieser Form. Ueberall derselbe Geist, der sich in Baukunst, Dichtkunst wie in den untergeordneten Gebieten der niedern Künste und Gewerbe aussprach. Am interessantesten sind unter den Schutzwaffen uns die Tartschen Karls V. und Franz I. gewesen. Erstere möge hier als schönstes Denkmal der damaligen Kunstblüthe näher beschrieben werden. Der Künstler hat uns seinen Namen erhalten. Er heißt Hieronymus Spacini aus Mailand um 1547. Sie besteht aus 4 concentrische Kreise, in deren jedwedem 12 Felder mit den verschiedensten Darstellungen sich zeigen. Alle sind mit gleicher Sauberkeit und Feinheit ausgeführt, wahrscheinlich nach Gemälden bewährter Meister, wie das damals Sitte war. Die einzelnen Kreise und Felder sind durch phantastische Figuren und arabeskenartige Verzierungen gesondert, die sich wieder in einanderschlingen, und so ein wahrhaft romantisches Ganze bilden. Man sieht die 12 Zeichen des Thierkreises, in dem nächsten Kreise mythologische Darstellungen meist nach Ovid, Mercur mit Argos, Phaeton, Europa, den Drachen, der die Gefährten des Cadmus verschlingt, Perseus, Jason, Apollo mit Marsyas u. s. w. Dann eine Reihe von biblischen Darstellungen von Erschaffung der Welt durch die wichtigsten Katastrophen bis zur Noachischen Fluth. — Am anziehendsten aber sind die aus dem Leben Karls V. selbst. Karl V. an den Säulen der Herkules von den Repräsentanten seiner Unterthanen umgeben, die Gefangennehmung Franz I., Rückzug des Solyman, Sturz Bourbons von der Mauer Roms u. s. w. Wer erinnert sich hiebei nicht an den homerischen Schild des Achill? — Sicher gehört das Werk zu den interessantesten und prachtvollsten dieser Art, das eben so lehrreich in den historischen Mittheilungen, als ausgezeichnet in seinen schönen Zeichnungen ist.

S.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 27. — 11. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

Am zwanzigsten Jänner dieses Jahres ist Achim von Arnim auf seinem Gute Wiepersdorf in der Mark gestorben. Wie Einer, der in der Schlachtlinie aufgestellt, vom feindlichen Geschoß getroffen, lautlos niederstürzt, so ist er, von einem Nervenschlag berührt, hingesunken; kaum kann man sich bereden, daß ein so starkes, reiches Leben, mit Kraft und Nachhalt hinreichend ausgestattet, um bis zur äußersten Gränze des menschlichen Daseyns auszureichen, nachdem es nicht viele Jahre über die Hälfte dieser Frist hinausgegangen, so plötzlich erloschen und verweht, und nun die Reste, die es unten zurückgelassen, kalt und bewegungslos unter der Erde ruhen. Mir insbesondere, dem er vor Vielen lieb gewesen, will die leidige Ueberzeugung, daß dem Allen doch wirklich so sey, am schwersten eingehen, wenn ich mich erinnere, wie ich ihn gefunden, als ich von 1807 zu 8 in Heidelberg seine Bekanntschaft zuerst gemacht. Damal stand er in der grünenden Kraft der Jugend, nur die erste Frische abgestreift, durch eine Krankheit, die er in England auf seinen Reisen überstanden, sonst aber jugendmüthig und lebendig, wacker in jeder Gesinnung, rasch und leicht und behend in Allem was er unternahm. Ich hatte sein edel und treu verläßig Wesen leicht lieb gewonnen, auch er hatte mir wohlgewollt, und so waren wir in Freundschaft eng verbunden, und er ist mir seither in Glück und Unglück ein treubewährter Freund geblieben. Als die, die jeder eigenen und fremden Bethörung leicht zugänglich, nur mit der bittern unbestechlichen Wahrheit sich nicht vertragen mögen, mich vor zwölf Jahren von Haus und Heimath weggesprengt; als von so Vielen, die in den früheren Zeiten mit mir in näherem und entfernterem Verkehr gestanden, so Manche klüglich aufs Schweigen sich verlegt, oder achselzuckend in die Ferne sich gestellt, Einige wohl auch mitschmähend in den Chorus eingefallen, den sie damals mir zur Ehre und zum Danke aufgeführt, da war er unter denen, die unerschütterlich in der alten Gesinnung fortbeharrt, einer der ersten, der theilnehmend mir und den Meinigen genaht, und leicht durchschauend das ganze Gewebe, überall ohne Scheu seine Meinung ausgesprochen. Und so hat er bis zur lezten Stunde in derselben festen Treue sich gehalten, und noch vor wenig Monaten, als die hiesigen Genossen des edeln Vereins, der in immer Neuhinzutretenden sich stets verjüngend seit so vielen Jahren mit seinem Hasse mich geehrt, mich neuerdings auf eine gehässige und lügenhafte Weise in den Blättern für literarische Unterhaltung angegriffen, da hat er unaufgefordert dort meine Vertheidigung übernommen. Da er meine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Urtheil

des schreibenden und lesenden Pöbels, der freilich so zahlreich sich gemehrt, daß er das Volk meist überall von den öffentlichen Orten weggedrängt, gar wohl gekannt, so durfte er nicht einmal auf meinen Dank für seinen Eifer sich Rechnung machen, und so ist, was er gethan, uneigennützig aus edelm Herzen und versehrtem Rechtsgefühl hervorgegangen. Und darum und deßwegen, weil das Uebermaaß des Schmerzes denen, die ihm noch näher gestanden, leicht den Mund verschließen möchte, habe ich mir vorgenommen, an seinem Grabe ein Wort schmerzlicher Erinnerung ihm nachzurufen, damit ihm die lezte Ehre werde im Kreise solcher Hörer, in denen die Ehre noch ihre Einkehr nimmt, und also, während das Wort in die flüchtige Zeitwelle eingeschrieben, leicht verweht, in ihren Herzen ein bleibend Mal ich ihm erbaue.

Die Zeit, in der wir damals in Heidelberg uns zuerst begegnet, war, um auf den Anfang zurückzugehen, jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaiserthum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete. Voran schritten die Herolde des Eroberers im Geleite seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit im fremden Staate aufgepuzt; dann die diplomatische Parthie im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend, sofort Chöre von Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, zulezt die Massen des Volkes, einige tanzend und jubilirend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt. Und es war ein Reißen und ein Raffen unter denen oben, wie es bei hohen Sterbfällen unter der Dienerschaft großer Häuser wohl mitunter so die Sitte oder Unsitte mit sich bringt; die alte Pracht des Hauses, wo sie sich nicht theilbar zeigte, wurde von den gierigen Fürsten zerrissen, und die Fetzen zum Juden hingetragen, um für den Erlöß Fluch und Schande einzutauschen; in der Mitte wars ein Drängen und ein Treiben, um auch Theil zu nehmen an den Brocken und den Ehren, die ausgeworfen wurden, dazu ein Biegen und ein Schmiegen, um der Gabe sich würdig zu beweisen, und ein behagliches sich Eingewöhnen in die Unterwürfigkeit mit höhnischem Seitenblick auf Alles, in dem noch irgend einiger Widerstand sich kund geben wollte; unten endlich Stumpfheit und Gleichgültigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas, wie ein Vaterland gegeben, dabei Noth und Verderben überall. Nur verhältnißmäßig Wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrien und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niederträcht; und wenn dasselbe Gezücht, das damals laut geworden, jezt dem nichtswürdigsten Liberalism huldigend, den Aufruhr über alle Lande hin verbreitet, und, läßt man sie in ihrem Thun gewähren, Deutschland noch einmal der hinter ihm lauernden Plünderung und Unterjochung verrathen wird, so war es damals dem Despotism der Fremden hingegeben, und hegte und pflegte ihn in alle Weise. Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihren Kompendien einzutragen, und freuten sich der gangbaren Meßartikel; Andere die dort keine Beschäftigung gefunden, hezten sich ab um romantische und klassische Poesie, und ähnliche unschuldige Gegenstände.

Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden, und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tirilirí jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen, daß auch manche Andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben, das überall sich in Massen setzend jeden gesonderten Widerstand leicht überwältigt; die Himmelswinde, die den ansteckenden Dunst über die Länder hergeweht, müssen ihn auch wieder wegblasen, und dann läßt gegen die Nachzügler sich schon Einiges versuchen. Aber wie wenig auch immer auszurichten, und wie ungleich der Kampf seyn möge, es ziemt sich nicht ihm aus dem Wege zu gehen, und nur was jeder gewollt, wird ihm ja angerechnet, denn was er erlangt, hat vom Zutritt oder Abtritt anderer Mächte abgehangen. Das bedachten wir, und trugen am Fuße des Jettenbühels ein wenig Reißig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen. Früher hatte Clemens Brentano sich mit ihm geeint, und sein schönes, edles Wesen lieb gewonnen, und Arnim hatte sich zu ihm gehalten, und wie verschieden, ja in Manchem entgegengesezt, die beiden Naturen seyn mochten, ein Gemeinsames hatte sie verbunden, und ihre Verbin-

dung, in der Folge bei ganz auseinandergehenden Lebenswegen in der Entfernung sich bisweilen wohl lockerer lösend, aber in der Nähe sich immer wieder schärfer anziehend, hat bis zum Tode ausgehalten. Beide hätten die Herausgabe des Wunderhornes unternommen, wie sie in der Nachschrift sagen, den lezten Bienenstock just zur rechten Zeit auffassend, als er eben wegschwärmen wollte. Arnims ganzes Wesen hat in dieser Nachschrift sich ausgesprochen; das warme, fröhliche Gemüth durch Flur und Wälder gehend, und überall im Vorübereilen sich Blüthenzweige von den Büschen reißend, um sich damit das Haupt zu kränzen; jeden Singvogel dabei in seinem Tone lockend und das Echo mit seinem Jubel neckend; seine lebendige Theilnahme an Allem, was vom Leben ist und wieder ins Leben geht; sein Zorn gegen jede lügenhafte Fratze in der Zeit, im Auffahren doch immer wieder sich begütigend durch die angeborne Milde; das Alles ist dort schon so entschieden, wie im lezten Briefe ausgesprochen, den er wenige Wochen vor seinem Tode mir geschrieben; auch die Weise seines Geistes sich mitzutheilen wie in einer Art von Sterneblinken, mit abwechselnden Anwandlungen des Aufleuchtens und Verglimmens, ist ihm bis zum Ende eigen geblieben. „O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern richteten, die uralten Zeichen fester Gränzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sey unser Bemühen.“ Das sind Worte, die er dort gebraucht, und dann wieder die Andern ebenfalls: „Was erscheint, was wird, was geschieht? — Nichts? — Immer nur die Sucht der Bösen, die Welt sich, und alles der Nichtswürdigkeit in der Welt gleich zu machen, alles aufzulösen, was enger, als ein umzauntes Feld an den Boden des Vaterlandes bindet; der Gedanke, es ist derselbe Boden, auf dem wir in Lust gesprungen. Wer so denkt, wird fest und herrlich sich und seinen Nachkommen bauen, wem aber die Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland.“ In der schnellen Rede ist all sein Bestreben und seine ganze Absicht ausgesprochen.

Ich hatte in gleichem Sinn meine Schrift über die Volksbücher geschrieben, und half ihm dann mit Brentano an der Einsiedlerzeitung, deren Herausgabe er, um vielfach getheilte und zerstreute Kräfte zu einem Zwecke zu vereinigen, unternommen. In der Erwartung eines solchen Zusammenwirkens hatte er sich nicht getäuscht; viel wackere Leute schloßen sich an, und das Blatt war ohne Zweifel weit das Beste von Allen, die damals erschienen, aber das damalige Publikum wollte nichts von Diesem hören; es hatte seine Schleimsuppen und Rattenpastetchen einmal lieb gewonnen, und fürchtete mit der neuen Diät sich den Magen zu verderben, und Sodbrennen zu erregen. Scherzhaft hatte Arnim in der Ankündigung gesagt, das Blatt werde jedem zugesendet, der es nicht ausdrücklich in postfreien Briefen abbestellt; den Scherz aber hatten die verehrten Leser übelgenommen, und sich sogleich zur Abwehr in Positur gesezt. J. H. Voß war nicht lange vorher von der Regierung nach Heidelberg berufen worden, um ihr im gelehrten Wesen mit Rath und That an die Hand zu gehen; er aber hatte gemeint, es sey um den Hexameter einzuführen, und seine enge Schulpedanterie am Rheine auszubreiten. Aber das Wesen wollte dort, wo die Brust schon in tieferen Zügen athmet, gar nicht gedeihen; das hatte seine leicht reizbare Eitelkeit verlezt, und seine Hausschmarotzer hatten den Zorn des sich über die Gebühr Ereifernden vollends angeblasen. Als Arnim die Zeitung mit dem freien Dichtergarten eröffnete, in dem er ohne irgend eine Beziehung auf ihn oder irgend eine andere Persönlichkeit, blos nach seiner Weise die Befreiung der freigebornen Kunst von der Hörigkeit, in der die erstarrte Regel sie zurückzuhalten sich bemühte, angekündet, da beredeten sie ihn, oder er beredete auch sich selbst, er sey der kranke König, dem sie mit den wilden Rossen das eiserne Gitterthor vor dem Garten weggefahren, und bildete sich ein, es sey darauf abgesehen, seine im Taxus geschnittenen Zwerge, Pfauen und Truthähne zu zerstören, und die holländischen Tulpenbeete und Erbsenfelder zu zertreten. Clemens Brentano und ich hatten gemeinsam in einer Anwandlung muthwilliger Laune den Uhrmacher Bogs geschrieben, eher uns gegenseitig als sonst jemand anders ironirend; der Uhrmacher war nach seiner Einbildung wieder er selber, sogar vorn im Bilde glaubte er sich zu erkennen. In den Schriftproben von Peter Hammer hatte ich, mit keinem Gedanken an ihn denkend, meinem Zorn über die damalige politische Niederträchtigkeit der Zeit Luft gemacht, und der Sarcasm gab sich nur wenig Mühe zu verbergen, was er im Auge habe; er aber deutete auch hier wieder Alles aufs Künstlichste auf sich und sein Treiben; sogar der Marcus Junius Brutus im zizzernen Nachtwamms des tollgewordenen Epilogus war kein Anderer als er selber, und wer konnte der Schulmeister seyn, der mit der Brille ausgegangen um Schweine zu kaufen, und nun Ferklein nach Hause brachte, weil die Brille zu stark vergrößerte, wer konnte es anders seyn als eben J. H. Voß? Er hatte neben seinem klassischen Pipse auch noch die Jesuitensucht, damals noch ein seltenes Uebel, das aber seither eine europäische Influenza geworden, und beide Uebel hatten bei ihm den Charakter atrabiliärer Reizung. In der Kürze war die fixe Idee, die in ihrer Komplikation als Krankheitsstoff beiden Uebeln unterlag, wie vor Luther in der neuen Zeit nichts als Finsterniß, Aber-

witz und Pfaffentrug gewesen, so in der älteren vor dem Homer nichts als Dünkel, Barbarei, Aberglauben. Wir Alle hatten nicht die mindeste Lust, in diese Narrheit einzugehen, und die weite, runde Erde uns also mit Brettern verschlagen zu lassen; unsere Wege zogen sich ohne Hege frei über die Berge und durch die Auen überall hin, wo die Sonne leuchtete. In meinen Vorlesungen, die die Mythengeschichte vorbereiteten, führte ich die Zuhörer peripatetisch auf diesen Straßen; auch Creuzer hatte der Tirannei abgesagt, und legte den Grund zu seiner Symbolik. Es stellte sich bald heraus, daß unter den Verbundenen zwei Katholische seyen, und der dritte und vierte hatten beim zweiten in katholischer Taufe Gevatter gestanden. Was war sicherer, Emissäre hatten sich eingenistet, Römlinge gegen Vater Homer und Vater Luther und Vater Voß ausgesendet. Es forderte damals Sagacität herauszuriechen, was jezt das ganze protestantische Deutschland leicht mit Händen greift; man wollte das Licht nicht unter dem Scheffel halten, und so gieng das Halloh los, dessen sich zwar seither einige Wenige der zunächst Betheiligten auf der Seite gegenüber gelind geschämt, das aber den Meisten noch immer als eine Probe des alten deutschen kräftigen verbrausten Schlachtgesanges gilt. Als wir längst von Heidelberg schon weggewesen, hat das erboste Geschrei in Klingklingelalmanachen und allen Versmaßen uns nachgetönt, ja in der Antisymbolik ist so viele Jahre später das Gift noch aus dem Grabe aufgeschäumt, ganz ungleich dem heilenden Oele, das in Eichstädt noch jezt im Sarge der Schwester des Apostels der Deutschen quillt.

Arnim hatte die Sache ganz in seiner freien, unbefangenen, edel wohlwollenden Weise genommen, und gieng noch lange ab und zu im Hause des Alten, als wir es schon lange gemieden, er schien zu denken, wir Andern hätten es ihm angethan. Und in der That, wenn Voß frei von seinen Paroxysmen, im Schlafrocke an seinem Tische saß, die Dose zwischen dem Daumen und Zeigefinger drehend, und von seiner Korrespondenz mit Jacobi und andern Zeitgenossen, von der großen Hundemassacre, die der Herzog seinetwegen in Eutin angerichtet, oder auch über Kunst und gelehrte Gegenstände redete, dann erschien er, wie ihn Gott gemacht, ein ernster, verständiger, wohlunterrichteter, nicht eben geistreicher aber gutmüthiger Mann, ein anständiger Philister im bessern Sinne des Wortes; man konnte ihm gut zuhören, und ich hätte eben so leicht wie der Freund mich mit ihm auf Lebenszeit vertragen, hätte er sich nur mit mir vertragen wollen. Aber wenn der Anfall kam, dann zog mit dem bösen Feinde auch die Tücke ein, und es war dann nicht schön mit ihm zu leben. Erst als Arnim sich davon überzeugen mußte, brach auch er mit ihm. Wir, bei der großen Ueberlegenheit, die auf unserer Seite war, behandelten übrigens die Sache mehr als eine Ergötzlichkeit, und gewannen so dem Erboßten zwiefach allen Vortheil ab. Es konnte uns nicht sehr verführen, an einem schon alternden, sonst verdienten Manne, zu Rittern uns zu schlagen; das Gesindel rund umher war höchstens der Peitsche werth, und so geschah nur das Nöthigste. Voß hatte im Zorne seines Herzens ins Land der Zwerge einen Kriegszug vorgenommen, und mit den Soneten die bekannte Feldschlacht geschlagen, weil die kleinen, von ihrem bösen Stern verführt, dem ohnehin schon Unwilligen zwischen die Füße gelaufen; ich schrieb das Bülletin dieses Zuges, Arnim die Geschichte des Herren Sonet und des Fräuleins Sonete, des Herren Ottav und des Fräuleins Terzine, so wie des gesammten Haushalts der Verehlichten in drei und neunzig Soneten; man hatte nie eine solche Fruchtbarkeit gesehen, seit jener Zeit als dort in Westphalen, die übergesegnete Frau mit 360 Kindern niedergekommen, die alle vor den Augen des erstaunten Vaters in einer Wanne zusammenkrappelten. Ich selber fügte des Dichters Krönung bei und damit schloß von unserer Seite der Einsiedler und der Streit, nachdem Arnim in einer Zuschrift an das geehrte Publikum sich über Zweck und Absicht erklärt, und dem geistreichen Wort ein Porträt des Patronen beigefügt, an den es gerichtet war, und das noch zu dieser Stunde das beste Konterfai ist, das je vom Vetter Michel gemacht worden, eben wie in der Zuschrift gegenüber sich der ganze Arnim, wie er geleibt und gelebt, abspiegelt. So heiter und fröhlich scherzhaft mit tiefem, sinnigen Ernst ohne allen Leichtsinn, kam er jedesmal an Tagen, wo sein Blatt erschien, um es, wie er sagte, meiner Frau zu Füßen zu legen. Er hatte jedesmal viel Unglück mit den Druckfehlern, die sich vor seinen Augen in dem reichen Aufwuchs seiner Gedanken unterdrückten; bei jedem vorigen Blatte schon hatte ich meine Bemerkungen gemacht, und er war beim Folgenden immer ganz vorzüglich aufmerksam gewesen; aber immer wieder kamen mir gleich die Böcklein entgegengesprungen, er merkte auf meine Mienen, und wenn der Mundwinkel ironisch sich verzog, dann wußte er schon was fehle, und sah verdrießlich vor sich hin, und versprach neuerdings mit den Augen gute Besserung. So habe ich ihn hundertmal an seinem Pulte gesehen, als er an den lezten Bänden des Wunderhornes arbeitete, und von seinem Rechte Gebrauch machte, alte zersungene Lieder, die Allen aber keinem Einzelnen mehr einzeln angehören, wieder herzustellen; wie schwebend in innerer Lust und Freudigkeit handhabte er überall das Wort, wie Einer der mit Fertigkeit den Ball hinaufzuschlagen, und den Sinkenden wieder aufzufangen weiß, und so gelang es auch hier ohne Mühe seiner großen Behendigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 28. — 14. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Fortsetzung.)

Es mag seyn, daß er es damit manchmal leichter als räthlich und nöthig war, genommen, aber das ist gewiß, daß gerade die Lieder, die Goethe als die volksmäßigsten gerühmt, diejenigen gewesen, an denen er und Brentano das Meiste gethan. Voß aber hat beide einer böswilligen Verfälschung angeklagt, und daß er nicht auf Galgenstrafe gegen sie angetragen, wie die englischen Pedanten gegen Macpherson gethan, davon ist wohl der einzige Grund gewesen, daß die englische Pedanterie bei weniger Sitzfleisch etwas massiver und breitfäustiger ausgefallen, während die Deutsche in ihrem Stillleben hinter der Lampe mehr erbleicht und ergraut. All diese Narrheiten, wie sie damals grünten, hat jezt die Erde bedeckt, und Gras ist darüber hergewachsen; aber es waren gute Zeiten, in denen eine vereinzelte Narrheit noch ein gewisses Aufsehen machte. Jezt ist die Brut so angewachsen, daß wenn die gesunde Vernunft auf Reisen geht, sie wegen des Zudrangs nirgends Unterkommen findet, und wenn die Niederkunft mit etwas, das vom Geiste ist, sie drängt, im Stalle unter dem unvernünftigen Vieh gebären muß. . . . .

Wir hatten nun gelernt, was wir wohl zuvor wissen gekonnt, daß es unfruchtbare Mühe ist, Blumen zu pflanzen, ehe der Frühling kömmt; daß der starre Winter in den Gemüthern auch eine Art von Recht besitze, und daß man dem, der nichts seyn will, seine Liebhaberei und seine Lüsten nicht verleiden muß. Ich hatte am ersten der Sache satt bekommen, und war nach zweijährigem Aufenthalt in die Heimath zurückgegangen, es schien mir, Alles wohl erwogen, immer noch leidlicher unter dem Zepter der schwarzen Mächte, die mir, wenn ich nichts von ihnen begehrte, auch weiter nichts in den Weg legten, zu leben, als unter schwarz und weiß geschäckten Lakaien, die ihre Absichten auf die Munifizenz dessen, der ihnen Alles genommen, verfolgten, und dazu nur solche brauchen konnten, die in ihre Livreen paßten. Arnim blieb noch länger in Heidelberg, und gieng dann auch heim, um dort sein Haus zu bestellen. Er führte als Gattin in dasselbe die Schwester des Freundes ein, eine Frau, so verschieden von den Meisten ihres Geschlechtes, wie er irgend es von den Meisten seyn mochte, die im gelehrten Deutschland aufgeschrieben stehen. Sie liebte und ehrte ihn, wie er es verdiente, und gebar ihm nach und nach vier Siegmunde, Schreimunde, Treumunde und wie sie Alle heißen, deren Geburt er mir fröhlich von Jahr zu Jahr anzeigte; und denen sie eine muttertreue Pflegerin gewesen, dann kamen die Munda's Alle mit gleicher

Freude wie bei Felix Plater ins Hausbuch eingetragen. Sie gediehen freudig auf dem Lande in der Freiheit der Kinder der Natur; jezt hat er sie mit ihrer Mutter und ihrem Schmerze allein zurückgelassen. Was sonst sein Hauswesen betrifft, so gehört nichts davon für die Welt, und ich würde nichts darüber sagen, wenn mir auch, in größerer Nähe, Bedeutendes aus eigener Ansicht bekannt geworden. Was ich weiß, ist, daß er mir stets heiter und guter Dinge geschrieben, und so auch, wie oft er mir wieder persönlich nahe gekommen, diese Heiterkeit auf seiner Stirne sich nie vermissen lassen. Der französische Krieg hatte sein Vermögen zerrüttet, seine Güter mit Schulden beladen, Prozesse hatten sich an Erbschaften geknüpft; er hatte eine schwere Aufgabe übernommen, das Alles zu ordnen und wieder herzustellen, aber er verzagte nicht. Oft hat er sich ärgerlich und unmuthig über Rechtsgang oder vielmehr Rechtsschlich, über Papierwirthschaft und all die übrige böse Noth der Zeit gegen mich geäußert, nie niedergeschlagen und zaghaft. Er hatte früher in Göttingen sich mit physikalischen Untersuchungen und Experimenten in seiner geistreichen Weise beschäftigt, und war dabei über die galvanische Kette mit Ritter in einen Streit gerathen, der etwas weiter fortgesezt, ihn leicht zur Entdeckung der magnetischen Verhältnisse in dieser Kette hätte hinführen können. Ich bedauerte später öfter gegen ihn, daß er diese Beschäftigung aufgegeben; denn es schien mir immer, daß ausschließliche Beschäftigung mit Poesie nachtheilig und entkräftend auf den ganzen Menschen wirkte; er bezeigte aber nie Lust, den abgelaufenen Faden wieder aufzunehmen. Seine Lebensfügung hatte ihm jedoch auf diesen seinen Gütern das paßlichste Bindemittel für jene poetische Verflüchtigung bereitet: die Natur, die mit ihrer immer wiederkehrenden Kreisbewegung alles zu Exzentrische gelind einbeugt und zurückführt; der Ackerbau, dies mit dem einfachsten Apparate immer wiederholte, nie versagende Experiment; die Viehzucht noch jezt wie in ältester Zeit das Leben in einfachster Weise durch befreundete Lebenslinien begränzend; die Waldwirthschaft immer übend, im Athem haltend und dabei erquickend, das Alles, wie er es in der Einleitung zu den Kronenwächtern selbst ausgesprochen, beschäftigte ihn, befestigte seine poetische Natur, und er durchdrang es wieder mit dieser seiner Poesie, daß er nicht in ihm verbauerte. Mit dem größten Eifer gab er sich diesen Dingen hin; als er beim vorlezten Oktoberfeste sich hier in München befand, da führte dieser Eifer und diese Theilnahme ihn Allem entgegen, was irgend sie in Anspruch nehmen konnte: zu den Menschen und Allem was sie hervorgebracht, oder veranlaßt, geleitet oder gezogen hatten; zu den preißwürdigen Rossen und Schaafen und Rindern, zu Pflügen und Säemaschinen, und zu jedem, was irgend fern oder nahe mit der Landwirthschaft in Verbindung stand, und keiner von allen den Tausenden, die zugegen gewesen, hat dem König Ludwig damals ein herzlicheres Lebehoch zugerufen, weil er so Vieles in diesen Dingen besser als früher gefunden.

Seine Poesie, also getragen von dieser Prosa, hat im Verlaufe der lezten zwanzig Jahre nun in die verschiednen Werke sich ergossen, die er hervorgebracht. Der Wintergarten erschien zuerst, eine Sammlung von Novellen, gewissermaßen die Fortsetzung von Tröst-Einsamkeit. Wie Boccacio damals die lang in die Ewigkeit sich dehnende Pestzeit durch seine leichtfertigen Erzählungen gekürzt, so er den langen Winter jener Jahre, der die physische wie die geistige Natur gleich sehr zugeschneit, durch diese neue Novellen ernsteren Inhalts, die er aus alten Büchern und neuer Erfindung zusammengetragen, jede in eigener Tonweise ausgesungen und ausgeredet, Alle mit einem losgeschlungenen Band zusammenknüpfend, wie die Zeit die Menschenalter aneinanderfügt, denen sie angehören. Dann Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer. Die altitalienische Novelle und das Drama, das Andreas Gryphius daraus gemacht, sie sind noch einmal durch seinen Geist hindurchgegangen, und haben in reichlicher Zuthat sich verjüngt. Das Studentenleben im ersten Aufzug, mit sicherer Hand gezeichnet; die Judenwirthschaft und Celinde's loses Treiben eben so scharf skizzirt im zweiten; Schifferstechen, Ordenswesen, Teufelsbund und Zauberei im dritten, dann in buntem Gedränge die Pilger auf dem Meere, und die Taufesfeyer auf dem wilden Elemente; das todte Sündenkind, Kümmeltürk und Waisenhäuser und die Jungfrau mit dem Storche; die Belagerung von Akra, die Versuchungen in der Wüste, die Aussicht nach Jerusalem, das Harem des Bassa, das Nonnenkloster, die drei Alten, die Nacht in der Herberge, der Ritterschlag am heiligen Grabe; alles rauscht und eilt und jagt vorüber wie ein Geisterheer, und der schauende Sinn blickt verwundert in die Bläue über sich, und das leuchtend farbige Getümmel, das sie erfüllt. Dagegen ist Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores mit großer Ruhe und Besonnenheit ausgeführt; ein jezt öfter als man glaubt vorkommendes Verhältniß, ist einfach und klar aufgefaßt, in seinem Fortschritte und seinen Verwicklungen mit Einsicht durchgeführt, die Akte der Handlung in Wahrheit und Natürlichkeit geschickt verflochten, die Handelnden in korrekter Zeichnung scharf umschrieben, das Ganze in der Komposition tadellos, und in Licht und Färbung warm. Dann wieder vier Novellen, darunter Isabellen von Aegypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe, in der sich das schweifende Leben der Wandelstörche, der Zigeuner, mit viel anderer Seltsamkeit an die Jugend des Kaisers knüpft, und mit dem Ernste und der Förmlichkeit

seines späteren Lebens in dem sonderbarsten Kontraste steht. Darauf dramatische Arbeiten in einer Sammlung, mit vieler Gewandtheit und großem Talente ausgeführt, denen später die Gleichen sich angeschlossen, darin und sehr zum Vortheil des Kunstwerks, eigenthümlich von den früheren Vorgängern abweichend, daß wenn dem Heimkehrenden überall zwei Frauen zu Theile werden, er hier keine erhält. Später sofort die Kronenwächter in Bertholds erstem und zweitem Leben nur angefangen, und nun wie es scheint, unvollendet zurückgeblieben. Gerade in die Reformationszeit, an die Wende zweier Weltalter gestellt, trägt das Werk doppeltes Antlitz wie die Titelverzierung; die gläserne Pfalz mit den sieben Thürmen von sieben Strudeln bewacht, mit den Eisenmännern am Thore, der Stahlbrücke mit dem Brünnelein das durch die Mühle den Schleifstein treibt, an dem der Alte jede Stunde ein Heldenschwert am Stein wetzt, und wo ein Löwe des lezten erlesenen Hohenstauffen, und der goldnen Krone in krystallner Schale hütet; die Fürstin und der webende Gatte; der Baumeister; der Sänger Grünewald; das Hausmährchen den gemalten Fensterscheiben nacherzählt: das Alles gehört der alten Zeit an. Kaiser Max aber und sein Schreiber Treitsauerwein mit ihren Neuerungen und reformirenden Plänen, Kurfürst Friedrich mit der Laute vor dem Bilde der Schwarzburgerin, Herzog Ulrich mit seinem Wesen, der Luther und Anderes hingegen reicht in die neue Zeit hinüber, während das in eine Fabrik umgeschaffene Schloß der Hohenstauffen in Waiblingen, die Burg Hohenstock, Freundsberg und der schwäbische Bund am Uebergange stehen, und der Doktor Faust durch die Transfusion des Blutes in Bertholds Doppelleben das Doppelleben der Zeit symbolisirt. Zulezt endlich Landhausleben in fünf Erzählungen nach den Wochentagen geordnet, geistreich und lebendig mancherlei behandelnd, von den Frazzen neuerer Gesellschaft bis zur Herstellung Ragusas durch Marino Caboga, als das Erdbeben den ganzen Adel begraben. Endlich mancherlei Anderes noch, das durch Almanache und Journale zerstreut, mir nur dem kleinsten Theile nach zu Gesicht gekommen.

Und hat er nun für alle die schönen Sachen einen schönen Dank bei seiner Zeit und seinem Volke sich gewonnen? Mir ist wenig davon kund geworden; nicht leicht haben sie einen Andern kaltsinniger aufgenommen, Einige Wenige haben ihn geschäzt und anerkannt, die Andern haben ihn Alle auf sich beruhen lassen. Es ist eine Art von Hörigkeit aller schönen Kunst wie der Schönheit überhaupt, daß sie aufs Gefallen angewiesen; eben weil sie täuschend im Sinnenscheine waltet, ist ihr die Selbstständigkeit versagt, und sie muß, da sie sich nicht in sich selbst verlieben kann, äußere Liebe suchen; darin völlig ungleich der Wahrheit, die vollkommen sich selbst genügend, sich mit anderer Wahrheit wohl befreundet, aber keiner äußern Gewähr bedürftig, selber freie Ueberzeugung nicht sucht, sondern sie gebietet, und durch die versagte Anerkenntniß in ihrem Rechte nicht das Mindeste verliert. Arnims Werke haben jene liebevolle Anerkenntniß durchgängig unter seinen Zeitgenossen nicht gefunden; daß es ihrem Urheber nahe gegangen, läßt sich begreifen, daß er es sich aber nicht über die Gebühr zu Herzen genommen, zeigt die ruhige Heiterkeit, die durch die frühsten wie durch die lezten geht. Einmal in meinem ganzen Leben, habe ich, der ich auf all dergleichen wenig gebe, ihm darüber geschrieben, und zu meiner großen Freude, ließ er in der Erwiederung die ganze Sache fallen, ohne sich darüber auszulassen. Schuld und Unschuld theilen sich, obwohl sehr ungleich, in dem Handel. Die Unschuld ist an das geknüpft, wofür, weil es Anlage ist, beide nicht können. Unser großes Publikum ist von je schwerfällig und leichtsinnig zugleich gewesen; einige Reputationen hat es sich einreden lassen, und sie zum Sonntagsstaate auf Seite gestellt, im übrigen gehts seinem Geschmacke nach, der mehr auf die Masse, als auf ausgesuchte Vorzüglichkeit geht. Wie in den alten Wäldern, wo die gemähnten Elephanten, die riesenhaften Mastodonten, die Nashörner umgegangen, und mit Hauern und Hörnern die saftreichen Bäume zu Sparren und Latten spließend, dann mit starkem Kinnbacken die Gesplißten käuend, sie zum schwer zu füllenden Wanst hinuntersenden, so haußte das dickhäutige Ungethüm in unserem literarischen Gestrüppe, wenig sich um Blumen und Blüthen kümmernd, dafür unersättlich auf den Fraß gestellt, und aus dem Verschlungenen sparsame Gedanken destillirend, die aber alle wieder auf neuen Fraß gerichtet sind. Halb kühn halb zaghaft steht dort am Wege das Kind Poesie, dem harmlosen Fleischklumpen, wie er zur Weide geht, den Blumenstrauß halb darreichend, halb im Zurückziehen ihn verbergend; das Thier, wie es vorüberstapft, schnuppert daran herum, zupft da und dort eine Blume heraus, aber ihm liegt im Ganzen wenig daran, denn sein wartet besser Futter auf dem Anger, fette Butterblumen und Disteln politischen Streites und lügenhafter gegenseitiger Verläumdung. Das sind anstößige, ehrenrührige Bilder, ich merke es zu spät, nachdem ich sie schon aufgezeichnet, aber ich kann nichts ändern, höchstens unterscheiden mit den Worten, die der Verstorbene bei ähnlicher Gelegenheit geredet: dies betrachte wohl die Eitelkeit des Einzelnen, wie des wohlhabenden lesenden Publikums, das ich in meiner Anrede und meinem Bilde vor Augen hatte, und nicht mein Volk, das ich ehre und vor dem ich mich demüthig als der geringste Diener niederwerfe, mit dem ich nimmer zu scherzen wage; er meint nämlich das Volk, das ein

paar Jahre gewacht, und dann mit Barbarossa schlafen gegangen.

Dieser Wohlbeleibtheit gegenüber, für die das hinterlassene, stellvertretende Publikum wenig kann, stand nun Arnims leichte Beweglichkeit, die gleichfalls ohne sein Zuthun ihm angeboren gewesen, in allzuscharfem Kontraste gegenüber. Man kann seine Poesie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man sie dem Vogelgeschlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Jynx, so sizt sie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf; schlagend ohne Aufhören mit dem Flügelpaar; wie im Pendelschlag pulsirend mit dem Gabelschweife; bald sich niederduckend, dann wieder aufschnellend; nun zur Rechten, dann wieder zur Linken schwingend; immerfort in allen Gliedern vom muntern Leben durchzuckt. Selbst seine Prosa kann daher, von diesem innerlichen Zuck und Bliz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe, Anstand und Schritt behaupten, und macht sich oft die Lust, wo sie sich ungesehen glaubt, in einem halb versteckten Rhythmus aufzuhüpfen, und daherzutanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann sie nun dem innern Singen und Jauchzen ohne Zwang sich hingeben: dann steigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf sich über ihn in die Lüfte schwingt, und nun hoch über seinem Haupte sich wie der Adler im Kreise dreht, nun wallend und schlagend sich auf der Bläue wiegt; dann im schnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederstürzt; eine Zeitlang in der Tiefe sich wie auf gespanntem Seile im Takte auf und niederschwingt, und dann wieder steilrecht schnell sich zur vorigen Höhe schnellt, und sich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Lust auszuathmen und auszugießen. Wie die Zugschwalbe, die heute noch in diesem Welttheil schwirrt, und ehe am andern Tage der Abend graut, schon die afrikanische Wüste unter sich erblickt, so ist sie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperspektive Land und Meere überblickend, ragen nur die höchsten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem sie sich leicht von Einem zum Andern schwingt, verbindet sie in dem regen Instinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geisterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteste in Welt und Geschichte und webt aus diesen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldnes Netz, das sie spielend um sich breitet.

Wohl hat diese Weise ihr Unbequemes; sie kann theilweise, wo sie das Nesteln und das Knüpfen allzu willkührlich treibt, widerwärtig werden, denn die Wirklichkeit hat auch ihr gutes gültiges Recht, das rächend gegenwirkt, wenn man ihm allzu muthwillig und übermüthig mitspielt: bis zu einer zweiten Höhe folgt sie wohl der hebenden Gewalt, dann fällt sie unwillig und unmuthig in sich selbst zurück. Ich habe mich darüber nicht verblenden lassen, und ihm nicht verhehlt, wo der halsbrechende Luftritt auf seinem Flügelrosse, mich, der keinen Schwindel kennt, allzu verwegen bedünkt; er aber vertrauend seinem Genius, hat sich nie entschließen können, dem raschen Thiere die Flügel zu beschneiden, und es hat ihn dafür treu durch alle Fährlichkeiten hindurchgetragen, und immer auf einem grünen Flecke ihn wieder abgesezt. Eine seltsame Heerde von Wolkenschaafen hat er freilich, wenn er also durch alle Lüfte Reitschule gehalten, um sich her gesammelt; Dunstschemen und Meteore der höheren Region; Luftgeister, Erlkönige, loses, nebeliges, halbdurchsichtiges Volk, oft mit Gesicht und Hände oben zeigend, und gleich den schwebenden Engeln auf den alten Bildern den übrigen Leib in fliegende Schleyer eingewindelt. Das hat schon in Ariels Offenbarungen, seinem ersten oder zweiten größeren Werke, das er noch in Göttingen geschrieben, begonnen, und sich bis zu seinem lezten Landhausleben fortgesezt; nachdem er im Ersten munter in den rothen Wellen des Nordscheins der Eddalehre herumgeschwommen, gibt er am Ende das laute Vogelpicknick in Versen und in Prosa zum Besten; im Andern werden die Philologen in Hemkengriper und Zahnebrecker, die Pädagogen, die Komedianten und viel anderes Volk, in der Luftperspektive verfaßt, in die kühlen Drapperien eingeschlagen, und müssen nun wie die Schädel von Pape Döne den Fandango tanzen. Man muß ihm zugesehen haben, wie das Alles in ihm geworden, um es begreiflich zu finden, und sich mit dem Wesen vertraut zu machen. Wenn das Abendlicht des sinkenden Jahres im Sonnenschein des Herbstes nachglänzend auf der Landschaft lag, dann war er, wie er freudig durch die Fluren schritt, der große Spinner, der all den fliegenden Sommer, der seine Fäden über Wald und Anger und alle Raine ausgebreitet, aufgesponnen. Dann drehte er raschen Schrittes einhergehend, schnalzend den Wirbel, durch den er den Anfang des Seidenfadens hindurch gezogen, und wie der Wirbel schwirrte und er summend und Zaubersprüche singend, weiter vorwärts eilte, spann sich der Faden, mehr und mehr der feineren Fäden zusammenfassend, immer dicker und stärker aus und es folgte dem Spinnenden, wie im Netze zusammengefangen, und an den Faden durch Zauberbande angeknüpft, alles was das Revier in seiner Umhegung in sich beschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 29. — 16. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Fortsezung.)

Blumen und Blüthen und Schmetterlinge und Libellen und Goldkäfer und summende Bienenschwärme zuerst; dann Vögel und was sonst in den Lüften sich regt und bewegt; dann Lämmer und Rehböcklein und Gemsen und Steinböcke und Hirschkälber; was von Kindern und Frauen und Männern vorübergieng, mußte gleichfalls dem spinnenden Zauber Folge leisten; die schwersten historischen Charaktere Nelson, Sidney u. s. w. konnten nicht widerstehen; zwischendurch sahen dann auch laichende Frösche, Stachelschweine, Salamander, Eideren, Igel und Maulwürfe in ihrer Nähe sich gestört und aufgesponnen, Alles trabte lustig den Fußstapfen des Ziehenden nach, bis dieser unvermögend den reichen Fang länger hinter sich zu schleppen, den Faden abriß, ihn behend ein paarmal im Kreise umbeugend schwang und dann die Enden zusammenknüpfend, Alles auf immerdar im also geschlossenen Zauberkreise bannte. Da sieht nun ein verehrungswürdiges Publikum, das keinen Spaß versteht, mit Verwunderung in der Reuße, wie im Tuche des Apostels, alle die reinen und unreinen Thiere durcheinanderzappeln, und zwischendurch die Wurzelmännchen, Bärenhäuter, Irrlichter und Kobolde schreiten; aber man muß billig wieder über die Verwunderung des Wundernden sich wundern. Was ist denn die ganze jetzige Literatur, als eine Wasserhose, die saugend und wirbelnd zwischen den Wolken und dem bewegten Meere einherschreitet, und aus dem Meeresgrunde Sirenen und Kracken und die Gebeine alter in der Sündfluth ersoffener Riesen hinaufzieht, und sie oben auf die Wolkenbleiche legt? Wem vergleicht sich das ganze jetzige Wesen und Treiben treffender, als der Mainacht oben auf der Brockenhöhe: Schaaren, die die Statistiker zählen mögen, drängen sich um die Teufelskanzel, und hören Frevel aller Art, Blasphemien und Schändlichkeiten in der Zerknirschung ihres Herzens mit der größten Andacht an; darneben ist lustiger Tanz, die Drehorgeln der ganzen Christenheit musiziren durcheinander; alle Metzen aus aller Welt umreiten auf den prächtig aufgeschirrten Zeltern die Frau Mutter, die große Metze, die mit allen Künsten sich gepuzt und geschminkt; daneben, wo sie das Wetter brauen, ist großes Treibjagen, das Hüfthorn schallt, über alle Dunstfelder hinüber wird der Wolkenhirsch verfolgt, der immer im Kreise laufend, alle Jäger hinter sich narrend, sie stets wieder zur selben Stelle führt; seitab wird Akademie

gehalten; da sitzen die Geschwader der Sudelköche mit schmutzigen Schürzen angethan, und rühren die Goldtinktur ein, die alle Wahrheit in gleissende Lüge umbeizt. Wunder hat der heilsame Theriak und die Pillenkrautsalbe an der gesalbten Zeit gewirkt; in Schweiß liegt Alles gebadet, ohne daß jemand von der Stelle sich gerührt; obs Bübchen oder Mädchen, weiß keines mehr, noch wo oben oder unten, oder rechts und links sich findet. Was muß man nicht Alles dieser Zeit zu gute halten und verzeihen, um ihr gegenüber nicht selber in allzu herbem Tadel zu versauern; wie scharf muß man zusehen, um mitten in dem Saus und Braus und dem Dampf und Staube, den ihr leichtsinniges Treiben erregt, ihr Recht zu erkennen, und unter dem Schlamm und Schutt und Moder, den sie angehäuft, die Keime des Bessern, die eine höhere Hand in sie gesäet, und mit liebender Sorge pflegt, nicht zu übersehen. Mit welcher Fuge hat sie denn mit diesem so scharf gerechtet, darum, daß er um ihre Wüste her seine seltsame Luftspieglung hervorgezaubert, freilich mit allerlei Meer und Landwundern ausstaffirt, und in allerlei Bildern ihr Konterfay ihr vorgehalten, aber von allem Verzerrten, Dämonischen gereint, aus ihrem Qualm und Schwefeldunste in eine höhere Region hinübergespielt, und in ihr sich in heiterer Lust beseelend. Darum, und wenn ich zugesehen, wem und welchen Dingen die Masse nachgelaufen, habe ich nimmer glauben wollen, daß seine Schwäche es verschuldet, daß sie von ihm sich abgewendet; viel besser aber hat es mir eingeleuchtet, daß sie eben, was weit überwiegend gut an ihm gewesen, nicht gemocht, und lieber ihren Kälbern nachgezogen, an die sie ein Zug innerer Gleichartigkeit gebunden. Sie haben ihn nicht geachtet, so lange sie ihn gehabt, nun sie ihn verloren, werden sie jedem Fetzen nachlaufen, den er zurückgelassen, wenn ihnen in ihrer leeren Gedankenlosigkeit ja so viele Erinnerung zurückgeblieben, daß sie in Jahresfrist noch wissen, daß Einer des Namens gedichtet und geliebt.

Ueber diese Kälber, deren Altäre von Dan bis Bethseba aufgerichtet stehen, hatte ich, weniger in Bezug auf Literatur, als auf Staat und Kirche mündlich und schriftlich mit ihm mannichfaltige Erörterung. Was zuvörderst die Politik betrifft, so ist nicht leicht Einer seiner Zeitgenossen seinem Vaterlande, und insbesondere seiner näheren Heimath Preußen wärmer zugethan gewesen, als Arnim, und er wurde mir deßwegen nur um so lieber, je mehr sich von der ersten und je weniger sich von der andern Seite in unsern Ansichten Einstimmigkeit zeigen wollte. Er setzte, wenn auch nicht immer in seinen Urtheilen, doch in allen seinen Neigungen in aufsteigender Ordnung Preußen zuerst und dann Deutschland, ich ließ in absteigender das Einzelne nur bedingungsweise vor dem Ganzen gelten, wie ich immer gethan; seine Weise war die ihm natürlichere, wie die meine mir; aber da so Vieles innen unnatürlich stand und gieng, so mußte er stets vor den Riß treten, und es wurde ihm öfter herzlich sauer, der bösen über seinen Patriotism herströmenden Wässer sich zu erwehren, und den Acker gegen den Wildschaden von Seiten der eigenen Insassen zu schirmen. Er selber sagt irgendwo, Hoffnung sey sein größtes Talent gewesen, das er in alle Weise angebaut; das hat er denn auch in diesem Gebiete immer mit Eifer getrieben, und sich nie irre machen lassen, wenn ich, der ich in dieser Tugend in Bezug auf Menschenwerk und Treiben immer nur mäßige Ausgaben zu machen mich angewöhnt, nach Jahr und Tag einmal wieder der Ausführung nachgefragt, und nur wenig sich vorweisen lassen wollte. Schon in Heidelberg sah er immer betrübt und verdrüßlich vor sich nieder, wenn dergleichen Verifikationen nahe traten; damals gebot inzwischen das Unglück Schonung; jetzt ist auch nicht die Zeit von dergleichen öffentlich zu reden; nun da alles sich verwirrt, alles sich löst, ein Element gegen das andere sich erhebt, kaum drei Menschen in demselben Dialekte sich verstehen, und doch Alle unbekümmert um das Verständniß unaufhörlich mit einander hadern und zanken; muß man, was auch nur noch den Schein eines Zusammenhaltes und einer innern Einheit hat, mit Scheu achten, und es ist Gewissenssache zu meiden, was die Konfusion noch vergrößern kann. Die mittlere Periode, nachdem erst durch ehrenhafte Ermannung das Unheil wieder abgewendet worden, und nun der böse alte Adam wieder zu mancherlei Hochmuth und Verkehrtheit geführt, war die rechte Zeit zu dergleichen gegenseitigen Erörterungen, und ich muß ihm sagen, daß sein treuer Eifer manchmal hart im Gedränge sich immer mit Klugheit und Verstand erwehrt, und nichts Ungerechtes aufkommen lassen. Oft war es das Gefühl innerer Entrüstung über die schändliche, geheime Ehrlosigkeit der Zeit, bei aller äußerlichen Großsprecherei, das sich meinerseits kund gegeben; öfter jedoch eine geheime Freude, die an den Ausbrüchen dieses seines Eifers sich vergnügte, also zwar, daß wenn es eine Zeitlang stille geworden, ich zu den Meinigen zu sagen pflegte, ich muß wieder einmal den Gegenstrich am Schlafenden appliziren, um ihn zu wecken, was denn auch jedesmal schnelles Auffahren erwirkte. Da ich, keiner Art von fanatisch thörichter Befangenheit hingegeben, überall achtete, was achtbar war, und er schon wußte, was im Hintergrunde lag, so konnte der Streit uns nicht entzweien, und ein Scherz endete jeden, der weiter fortgesponnen, zur Trübung hätte führen mögen. Ich hatte, um ein für allemal das Gebiet des Streites

abzugränzen, ihm einmal im Scherze auf einem Konterfay Vetter Michels in ganzer Natur und Armatur, mit Kreide die Gränzen seines Weichbildes abgerissen, über die hinaus seine preußisch-patriotischen Gefühle sich nicht verirren durften. Die Linie nahm über der linken Schläfe ihren Anfang, lief dann zur Nasenwurzel, rechts an ihr hinüber, gegen den linken Mundwinkel zurück, dann am Halse herab über die linke Brustwarze bis zur Herzgrube hin, weiter quer über zur rechten Lende und an der Seite hinauf durch den rechten Arm zum Ohre hin, und wieder von da gegen die Nasenwurzel zurück. Das rechte Ohr und Auge mithin, alles Mundwerk mit dem Gebiß, Zunge, Kehlkopf und Geschlinge, das Zwergfell mit dem Gebläse, der rüstige rechte Arm, die Wirbelsäule und der halbe tragbare Rücken mit der Hüfte, das Alles war auf sein reichlich gemessen Theil gefallen; Anderes war Andern zugefallen, das Beste und Schlechteste jedoch unter Alle gleich getheilt, und wie sehr er sich wehrte und bald dies bald jenes in Anspruch nahm, es blieb dabei, und ich ließ die Barrieren nicht weiter rücken. Da also Zugestandenes und Verwehrtes sich festgestellt, ließ über die Aergernisse der Zeit sich schon eher ein Abkommen treffen. Gieng ja der Puterhahn, der Geselle des gallischen Gockelhahns, mit geschwollener Krauße und schleifendem Flügel radschlagend zwischen uns in den öffentlichen Blättern hindurch, unwissend, daß er allen Menschen seine Blöße zeige, dann konnten wir schon beide des Prahlers lachen, obgleich Einer mit größerem Aerger. Jene schwachherzige Verzagtheit, an deren Unentschlossenheit spottend jede Gelegenheit vorüberschlüpft, die jedes mannhafte Wort mit einem Scharrwenzel maskirt, und das Alles für überlegte Klugheit geltend machen möchte, wir erkannten es als eine Preßhaftigkeit der menschlichen Natur, und deckten es ihrentwegen mit dem Mantel der Liebe zu, und so viele Beispiele von Muth, Kraft, Entschlossenheit im Augenblicke der Gefahr konnten den bösen Schaden schon verhüllen. Jenes gewaltsame Eingreifen, das den Einen immer zu nehmen versucht, was sie nicht entbehren wollen, und den Andern, aber jedesmal auf Kosten des Dritten, gibt, was sie nicht brauchen können, überall das eigene, überlegene Wissen voraussetzend, wir erkannten es als die böse Seuche der eigenmächtigen Zeit, die in ihrer Zügellosigkeit jeden Begriff von einer durch Freiheit in Billigkeit gebundenen Herrschaft verloren. Das todte, starre, in Mechanism und Buchstabenkram gefangene Wesen; die Unzuverläßigkeit in allen Verhältnissen durch treulose Vorbehalte herbeigeführt; das wechselseitige Anlügen, bei dem zulezt aller Sinn für Wahrheit erlahmt; das feige Accomodiren, das sich für Pfiffigkeit gibt, und höhnisch auf alle Entschiedenheit niedersieht: es ließ sich nicht verkennen, es waren Plagen, womit der Himmel die geschlagen, die sich von ihm abgewendet, freilich am meisten jene, die sich am eigenliebigsten auf ihre eigene Faust gesezt. Aber eben hier theilten sich immerfort die Wege; er meinte, das werde sich Alles von selber geben, wie so Vieles sich schon gegeben, was ich zwar auch nicht in Abrede stellte, jedoch nachdem zuvor große Gerichte eingetreten, und dann mehr durch Fügungen, als der jetzigen Menschen weisen Rathschluß, auf den ich gänzlich alles Vertrauen verloren. Er wollte in Allem dem, meinen Vorhersagungen nie Glauben beimessen, was ich gern geschehen ließ, da ich lieber gesehen hätte, daß die Seinigen eingetroffen; vor drei Monaten schrieb er mir indessen, er habe das Frühere neuerdings wiedergelesen, und ich hätte doch im Meisten Recht gehabt; ein Makulaturbogen, der mir gerade damals in die Hände gefallen, schien mir diese seine Rede zu bestätigen. Das hinderte ihn aber nicht, für die Zukunft wieder neue grünende Hoffnungen sich einzulegen; ich konnte nicht ahnen, als er mir sie freudig ausgesprochen, daß es das lezte Mal gewesen, daß er nach ihnen ausgegangen; drei Wochen später traf ihn der Tod, und meine Antwort fand ihn schon im Grabe.

Die Erörterungen über die öffentlichen Verhältnisse im Staate mußten zu Andern über Religion und Kirche führen, obgleich minder häufig sich die Veranlassung dazu gefunden. Er hatte nach der Protestanten Weise seinen Glauben sich selbst geordnet. Durch und durch poetisch, wie er war, konnte es nicht fehlen, seine Poesie mußte auch seine Religion durchdringen, und ihr Form und Farbe geben. Sie stand höher als Jean Pauls Physikotheologie, da sie Positives anerkennend, das Historische nicht ausschloß und den Gott in der Geschichte wie im Weltall ehrte. Wie er aber von seinem poetischen Standpunkte aus die Geschichte mit allerlei seltsamen Beziehungen, mit wundersamen aus dem Nächsten gegen das Fernste gerichteten Sympathien, und einem sonderbar verschlungenen Geäder, in dem geheimes Leben strömte, durchzogen, so hat er es auch mit jenem Positiven gehalten, das wie es bei Manchen einem Bezoar gleich starr im Innern liegt, bei ihm mit den Lebensgeistern durch die Nerven strömte, und darum mit ihnen die Wildniß durchfahren mußte zum Jungbrunnen hin und den beiden redenden Bäumen. Das hatte den Uebelstand, daß die Gurtbogen der Kirche sich allzu buchstäblich im hohen Aether wölbten; der Altar sich durch die Krümmungen der Erde deckte, und den Engeln das Absingen der Horen zugemuthet wurde, da die vox humana nicht ausreichte, die weitgeschwungenen Hallen auszufüllen. Ich verhehlte ihm nicht, mich wolle bedünken, es sey dem Menschen

nicht geordnet, daß er auf Wolken sich wiegend, von oben herab diese Dinge treibe; das Hinaufschauen scheine mir wesentlich, wenn auch Gott überall zu finden; auch wolle Manches, was schnell auf dem Schlittschuh im leichtgeschwungenen Bogen sich umlaufe, seines tiefen Inhalts wegen langsam prüfend umschritten seyn; aber er schien seiner Sache gewiß, und ich hatte nicht zu rechten noch zu richten über seine Ueberzeugung, wie er auch über die Meine nicht gerechtet noch gerichtet hat. Was mich aber an ihm freute, und ihn mir doppelt achtbar und lieb gemacht, war, daß kein Hauch jenes scheußlichen jezt grassirenden Fanatismus ihn je berührt, der ohne Glauben, ohne Religion, oft ohne Gott aus der Verwesung des Protestantismus und der Hoffnung des Katholicismus in wechselseitiger Uebertragung ausgegangen, in beiden Kreisen sich gleichzeitig im nichtswürdigsten Liberalismus und dem frevelsten Absolutismus eingefleischt, und allmählig bis zum tiefsten Herzblute Alles infizirend, das gesammte öffentliche Leben untergraben, Staat und Kirche unheilbar zerrüttet, und die Völker verwüstet und verdorben. Dieser Fanatismus, in der Doctrin hat er den seit so vielen Jahrhunderten gesperrten und versiegelten Schlund der Hölle wieder aufgerissen, daß der gähnende Rachen Frevel und Gotteslästerung allem Heiligen entgegenwürgt, und mit Nacht und schwarzem Qualm sein Licht verhüllt. Im ethischen Gebiete hat er Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Ehre und Schande so durcheinandergewirrt, daß massenweise wie im Einzelnen das Entgegengesezteste sich berührt und verwächst, für die Strafe zu gut, für den Segen zu schlecht. Die Kirche hat er unter den Fuß des Staates gelegt, den Staat aber dafür unter jene Rotte erbärmlicher Sophisten, die nur in ihrem besten Theile an jene attischen Volksverführer gränzen, in Masse aber aus dem leersten, nichtigsten Pöbel sich zusammensetzen, wie er aus der tiefsten Entartung moderner Bildung ausgeschäumt. Im Leben endlich hat er jene dämonische Gemeinschaft im Baud der Lüge hervorgerufen, die in zahlreichen Verzweigungen alle Verhältnisse durchzieht, und überall das Bessere, auch seinerseits unverwüstlich in seiner innern Triebkraft, wo es sich durchdrängt, überwuchert, und zu ersticken sich bemüht. Ueber Alles hochmüthig hinfahrend, gegen kein menschliches Gefühl noch irgend in sittlicher Scheu eine Rücksicht hegend; wüthend gegen Jedes, was auf geschichtlichem Boden und stiller Gewohnheit ruht, überall was irgend über diesem Grunde in innerer Festigkeit gesichert sich erhebt, wo die mechanische Gewalt nicht hinreichen will, das Gebundene mit Pulvers Gewalt aufsprengend, hat er neuerdings, indem der Wahnsinn von oben dem Wahnsinn von unten die Hände gereicht, unter dem zerrissenen Europa einen Feuerheerd ausgewühlt, gegen dessen unbändige Gewalt, wenn nicht ein Auge in der Höhe wachte, sicher weder Menschenwitz, noch weniger die alte sogenannte Kraft der Trägheit, das noch Stehende vor dem völligen Sturz zu sichern im Stande wäre. All dies wüthende, wie vom Satanas besessene Treiben, es war ihm so verhaßt, wie es allen Vernünftigen längst ein Abscheu und ein Gräuel geworden, und er hat sich, wo es die Gelegenheit ergeben, vernehmlich genug in seinen Schriften darüber ausgesprochen. Inzwischen mußte, was von dieser Seite in Deutschland sich begab, bisweilen zwischen uns zur Sprache kommen: jene weitverbreitete Verschwörung gegen das Christenthum; die gehässige Anfeindung alles kirchlichen und vorzugsweise des katholisch-kirchlichen, als Zielscheibe aller Bosheit; die Untreue und Falschheit, die allem Rechte und aller Billigkeit hohnsprechend, in den öffentlichen Verhältnissen abwechselnd die Gewalt mit List verhüllte, und die List wieder mit plumper Gewalt zu rechtfertigen sich nicht scheute; die planmäßige Zerstörung aller religiösen Freiheiten unter dem Zujauchzen der Liberalen durch die zum Schutze berufene Macht vollbracht; die Verdächtigung, ja der Haß gegen alles noch so unläugbar Gute, wenn es nur von religiöser Quelle ausgegangen, und die geflissentliche Hegung alles dessen, was diese Quelle zerstören und vergiften konnte; das Alles, wie es der Wahnsinn der lezten Zeit ins Werk gerichtet, und nun, nachdem es seine bittern Früchte schon getragen, und die brennenden Balken in den angezündeten Häusern den Eigenern überall um die Köpfe niederstürzen, noch immer mit einer verstockten Verblendung fortgeführt, die beinahe noch dämonischer als das Treiben selber ist; das mußte ungerufen Gegenstand des Zweigespräches werden. Auch hier kam sein Patriotism bisweilen in die Enge; aber ich verfuhr schonender, weil wo über das Zugestandene hinaus, sich weniger erwiedern ließ, die Kränkung im selben Verhältnisse größer seyn mußte, und weil er selber, weit gefehlt ein Mitschuldiger dieser Raserei zu seyn, vielmehr gewissermaßen selbst ihr Opfer gewesen, da die fanatisirte Zeit ihn hauptsächlich darum nicht gemocht, weil sie frühe schon eines Hinneigens zum Katholizism ihn verdächtig gehalten.

Das ist eine flüchtige Zeichnung von Arnims Art und Wesen nach dem Bilde, wie es mir neuerdings in der Erinnerung aufgestiegen, als die Nachricht von seinem Tode mich betrübt und erschreckt, und nun hier in diesen Blättern ihm zum Male ausgestellt.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 30. — 18. März 1831.

Achim von Arnim

von J. Görres.

(Beschluß.)

Der langen Rede kurzer Inbegriff faßt in den wenigen Worten sich zusammen: ein hoher reichbegabter Geist, ein warmes, blühendes, poetisches Gemüth, eine edle treue Natur ohne Wanken und ohne Falsch; und das Alles den Seinen nun wie ein Rauch dahingeschwungen. Dieser blühende Dichtergarten, er liegt verwüstet; seine Blüthen hat der Reif getroffen, daß sie trauernd die Häupter senken; das falbe Laub muß zur Erde niederriesen; alle Kehlen des Gesanges sind auf immerdar geschlossen, Todesschweigen brütet unter den erstarrten Wässern. Das ist der alte Jammer der Vergänglichkeit; sie geht mit dem Jubel des Lebens durch alle Zeit hindurch, und selbst wo der tiefste Ernst die Gesellin ferne hält, behauptet nichtsdestoweniger doch sie ihr streng unbeugsam Recht. Sie lärmen und toben und gebärden sich wie himmelstürmende Titanen; der Fenriswolf heult in den Chören, denn die Götterdämmerung wird, wie sie sagen, als Spektakelstück aufgeführt und auch der Tod soll mitspielen in seiner Rolle; der aber schreitet ohne Larve und Kothurn und unverkleidet, kalt und achtlos auf Takt und Kontrapunkt und Stimmung durch die Poltermette, und nimmt sich, was nach seinem Rechte ihm verfallen; der Beste hat keinen Freibrief, wohl aber der Schlechteste seine Frist. Es ist immer so gewesen und wird immerdar so seyn, das ist der leidige Trost, mit dem die Orientalen ihr Leid niederreden; wir haben einen besseren; es ist durch höheren Rathschluß also vorgeordnet, und wie die irdische Liebe unten entgegenstehend und nachsehend an den Pforten des Eingangs und des Ausgangs harrt, so noch mehr oben das wachende Auge der höheren, jeden entlassend und zu sich entbietend, wenn seine Zeit gekommen. Keiner, den sie ausgesendet, mag dieser Sendung sich entziehen oder ihr entzogen werden; keiner der von hinnen geht, ist ungerufen, und ehe seine Sendung abgelaufen, davongegangen.

Anmerkung der Redaktion. Wir wünschen, daß die Worte der Liebe, die hier einem unsrer liebenswürdigsten Geister nachgeklungen, ein Echo finden, und daß dieses die Geisterstimme des Hingeschiedenen selbst seyn möge, in einer Sammlung seiner sämmtlichen Werke. Wohl gehört Arnim nicht zu den Götzen des literarischen Marktes, doch hat er unter den Freunden der Poesie zahlreiche Verehrer und würde deren noch mehr haben, wenn er nur bekannter wäre, wenn die unruhigen Kriegsjahre, in denen seine Werke meist erschienen sind, der Verbreitung derselben nicht hinderlich gewesen wären, und wenn es jetzt nicht so schwer hielte, diese zerstreuten und nirgends mehr genannten Werke ein-

zeln sich zu sammeln. Jeder Dichter gewinnt, wenn man ihn im Ganzen kennen lernt, wie die Blumen durch den Garten, die Gärten durch den Frühling. Man will den Orpheus sehn, nicht die disjecta membra. Auch ist das Publikum vielleicht ein Euridice, die ihm sicherer folgt, wenn er nicht mehr darnach umblicken kann. Der reichbegabte und höchst eigenthümliche Dichter gehört der Nation, gehört der Nachwelt an; uns aber, als seinen Zeitgenossen, liegt die Verpflichtung ob, seine Werke in würdiger Gestalt und in ihrer Integrität der Nachwelt zu überliefern. Dies waren wir Hamann, Hippel, Novalis schuldig; wir sind es auch Arnim. Wenn, wie wir hoffen, diese Blätter seinen Angehörigen zu Gesicht kommen, bitten wir sie, unsern, den Wunsch aller Freunde deutscher Dichtkunst, zu beherzigen.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

120) Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen von Leopold Ranke. Mit einer Charte von Serbien. Hamburg, Perthes, 1829.

Dieses aus ächten Quellen geschöpfte Werk gibt uns vollen Aufschluß über eins der interessantesten Völker, das uns bisher fast ganz außer dem Gesichtskreis lag und uns erst in neuester Zeit aufmerksam auf sich machte, durch die fliegenden Blüthenblätter, die sein reicher poetischer Lenz zu uns herüber wehte. Das Volk ist noch mehr als poetisch, und es trägt weit weniger Vergangenheit und Gegenwart, als Zukunft in sich. Seit der Revolution unter Czerny Georg ist dies Volk wieder in die Reihe europäischer Völker eingetreten und durch den lezten Frieden von Adrianopel unter Milosch in seiner Emancipation befestigt worden. In dem Maaß aber, wie das türkische Reich mehr zusammenfällt, muß auch Servien immer mächtiger werden, denn Servien steht nicht allein, es ist nur der Kern eines weit größern Landes, welches dasselbe Volk bewohnt, und früher oder später muß dieses zerstückelte Volk sich wieder ganz vereinigen. Die Bosnier, Herzegowiner, Montenegriner, Slavonier, Kroaten, Dalmatier sind sämmtlich serbischen Stammes und haben (ein seltnes, ja ein einziges Beispiel in der Geschichte) ihre Sprache und Nationalsitte treu bewahrt, obgleich die Serben griechisch, die Bosnier muhamedanisch und die Dalmatier katholisch sind, und troz der hier türkischen, dort östreichischen Landeshoheit.

Am treuesten den alten Sitten blieben die Servier im eigentlichen Servien, und ihr griechischer Kultus scheint dazu beigetragen zu haben, weil dieser Kultus sich mehr als irgend ein anderer mit jeder Nationalität verträgt. Der Verfasser gibt von jenen alten noch jezt in Servien üblichen Sitten ein äußerst gefälliges Gemälde, woraus wir nur einiges herausheben: „Die Häuser liegen einzeln, entfernt von einander; jedes ist eine besondere Gemeinschaft. Um das eigentliche Haus her, einen von Lehmwänden eingefaßten, mit getrocknetem Lindenbast und Heu bedeckten Raum, in dessen Mitte der Heerd und das Feuer ist, hat man Kammern angelegt, Klijet oder Wajat, oft von gehobelten Brettern inwendig verziert, aber ohne Heerd. In jenem findet sich selten ein abgesondertes Zimmer, da schlafen Vater und Mutter; die Kammern sind für die jüngern Ehepaare. Alle bilden eine einzige Haushaltung; sie arbeiten und essen mit einander und sammeln sich in den Winterabenden um das Feuer. Auch wenn der Vater stirbt, bleiben die Brüder, indem sie den Geschicktesten aus ihrer Mitte zum Hausherrn, Starjeschina wählen, so lange bei einander, bis eine allzugroße Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse. — Es bedarf nur wenig fremder Hülfe. Die Männer bauen sich selbst Haus und Kammer, verfertigen sich in hergebrachter Weise Pflug und Wagen, schnitzen das Joch ihres Zugviehes, legen Reife um die Fässer, und bereiten sich ihre Schuhe von rohem Leder. Für die übrige Kleidung sorgen die Frauen, welche Wolle und Flachs spinnen, Leinwand und Tuch weben und mit Krapp zu färben verstehen. Für das Dorf ist vornehmlich ein Schmid nöthig, der die Werkzeuge fertiget. Die Mühlen gehören einigen Häusern gemeinschaftlich und jedes hat seinen Tag. — Jedoch nicht diese Abgeschlossenheit, die sich selbst genug ist, allein, noch auch etwa, daß gewisse Auflagen nur auf den Haushaltungen lasten, verknüpft die Familie. Die Hauptsache ist ein, diesem Stamme ganz eigenes Gefühl des geschwisterlichen Zusammenhanges. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester; die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin, Mutter und Schwestern beklagen ihn und pflegen sein Grab. In einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, so lange, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt; diesen nimmt er an Bruders statt an und wird von ihm gelöset. Allenthalben feiert Niemand seinen Namenstag, seinen Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen und dessen Tag begeht es mit Fest und Schmaus. — Aus dieser patriarchalischen Enge tritt man durch einige sehr besonders gestaltete Verbindungen in weitere Kreise. Eine, die Verbrüderung, ist dem servischen Stamme vor andern eigen. Kirchliche Einsegnung ist zwar hiebei in dem eigentlichen Servien nicht gebräuchlich; aber in der That verbindet man sich im Namen des St. Johannes zu wechselseitiger

Treue und Hülfe für das ganze Leben. Man meint am sichersten den zu wählen, den man etwa geträumt hat, in irgend einer Noth und Hülfe gebeten zu haben. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratimie. In Altorschowa und Negotin pflegt man am zweiten Montag nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuen; hierauf kommen Nachmittags die jungen Leute zusammen und flechten grüne Kränze. Je zwei Jünglinge miteinander und Mädchen mit einander, verbinden sich dann, indem sie sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Jedoch ihre Verbindung, denn noch sind sie jung, gilt nur bis auf das nächste Jahr; alsdann kommen sie wieder, und wenn sie einander kennen gelernt haben, so erneuern sie oder wechseln dieselbe. Dies ist ein Bund der Einzelnen, frei zwischen Mensch und Mensch allein, dem geschwisterlichen nachgebildet. — Die Heirath dagegen gehört nicht weniger der Familie als dem Einzelnen an. Die Hausväter beider Theile machen sie miteinander aus, und nicht ohne Geschenk: durch eine Art Kauf wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer an die andere verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, welche sie so oft bei diesem Werkzeug flüchtig sehen sollen, Brod und Wein und Wasser unter dem Arm und in den Händen, an den Tisch treten, den sie so oft zu besorgen haben wird, das sind die symbolischen Ceremonien, mit denen sie in die neue Gemeinschaft hinüber geht. Der Mund, der wenig und nur Gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd, noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. Indessen ist es doch ein Bund, der von Jahr zu Jahr enger und bedeutender wird. Er verknüpft die verschiedenen Familien durch Verschwägerung."

„Eine neue Einheit und Gemeinschaft bildet das Zusammenwohnen in dem Dorfe, und zwar eine doppelte. Die eine, die bürgerliche, nicht allein dadurch, daß das Dorf seine Aeltesten, Kmeten, seinen Dorfknes, Serdkiknes, selbst wählt, sondern auch durch die gemeinsame Verpflichtung zu der Paresa, und vor allem zu dem Blutgeld. Es ist merkwürdig, daß man, so bald dasselbe einmal erlegt war, den Verschulder, den Mörder, ruhig wiederkommen ließ und keinen Anspruch auf eine Erstattung an ihn machte. Die zweite, geistliche, beruht auf der gemeinschaftlichen Verehrung des nämlichen Heiligen. An dessen Festtag versammelt man sich auf einem geräumigen Platze; die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel; unter ihrer Anführung, mit Kreuzen und Bildern, zieht man durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Haus."

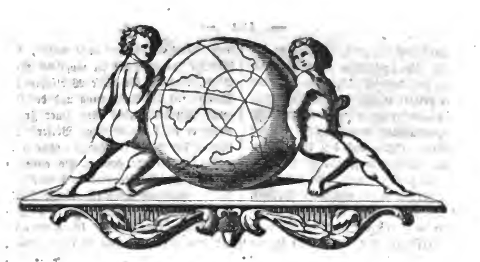
„Diese doppelte Gemeinschaft erweitert sich ferner. Mehrere Dörfer unter einem Oberknes — Baschknes, Oborknes — vereinigt, bilden eine Kneschina, und in dieser Gemeinschaft hängen sie mit der Regierung zusammen. Nicht so streng geschlossen, aber wirksamer ist die geistliche Verbindung, in der mehrere Gemeinden mit dem Kloster stehen, das ihnen zunächst liegt. Es hat sich eingeführt, daß man die Beichte — welche ohne Zweifel von allen kirchlichen Handlungen am meisten den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihnen Einwirkung auf den Laien zu verschaffen vermag — ausschließend bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hiezu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirges, wo die Klöster einsam liegen. Auf Beichte und Kommunion des Morgens — oft ist man schon den Abend zuvor gekommen und hat die Nacht beim Feuer zugebracht — folgt Nachmittags Berathung der Aeltesten, Spiel und Tanz der Jugend, Markt und Verkehr. Haben die Knesen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Kloster im baulichen Stande erhalten werde, so üben sie auch das Recht aus, den Vorsteher, sey er Archimandrit oder Igumen, aus den Mönchen zu wählen. — Höher reichte diese Verbindung, dieser Staat der Bauern und Christen, allerdings vor den Unruhen nicht; hier stieß er an das fremde Element, die Türken oder den Bischof, welchen man lieber auswich; innerhalb jenes untergeordneten Kreises aber, war eine gewisse Freiheit der Bewegung und des Privatlebens geblieben."

Auch von der Poesie der Serben spricht der Verfasser ausführlich. Wer kennt diese zarten, herrlichen Helden- und Liebeslieder nicht, die uns vorzüglich durch die treffliche Sammlung und Uebersetzung von Talvj (Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Halle, Rengger, 1826) und durch die Nachträge dazu in den Gedichten von Wilhelm Gerhard zugänglich gemacht worden sind? Es verdient bemerkt zu werden, daß die in diesen Liedern niedergelegten historischen Erinnerungen nicht weit reichen, daß der Servier hauptsächlich nur seine nächste Gegenwart besingt, daß auch die Lieder bisher nie aufgezeichnet worden sind, sondern nur im Munde des Volks leben, und daß der Name keines ihrer Dichter besonders bekannt ist, weil fast jeder dichtet.

Bis zum Ausbruch der Revolution lebten die Servier auf ihren Dörfern, jedes Dorf unter einem selbstgewählten Knes, und wieder mehrere Dörfer unter einem Oberknes, der sie bei dem Pascha von Belgrad vertrat. Die Türken wohnten in den Städten und kamen eben so selten aufs Land, als die Servier in die Stadt. Es gab Servier, die 60 Jahre alt wurden, ohne je einen Türken

gesehn zu haben. Wo aber ein Servier einem Türken begegnete, mußte er seine Waffen verbergen, ihm seine Dienste anbieten und sich als Sklaven behandeln lassen. Auch legten die Türken den Serviern bedeutende Schatzungen auf, ihre Tyrannei wurde zuweilen sehr drückend, je nachdem die Paschas und die Janitscharen- und Spahisaristokratien ihre Anmaßungen willkührlich steigerten oder mäßigten. Wollte ein Servier sich dies Joch nicht gefallen lassen, so ward er ein Haiduck, d. h. ein Räuber, und aus diesen Haiducken giengen nachher die Helden der Nation hervor. Zu Anfang des Jahrhunderts herrschte zu Belgrad Hadschi Mustapha Pascha, den die Servier seiner großen Wohlthaten wegen zärtlich nur ihre Mutter nannten. Derselbe vertrieb die Janitscharen aus Servien, da deren aristokratischer Uebermuth ihm selbst wie dem Volk gleich unerträglich wurde. Die Janitscharen aber fanden bei dem Emporkömmling Paswan Oglu in Widdin Hülfe, der sie mit einem Räuberheer unterstüzte und ihnen beim Sultan selbst die Rückkehr nach Belgrad auswirkte. Kaum zurückgekehrt erschlugen sie den guten Pascha und sezten aus ihrer Mitte vier Dahis zu Vorstehern des Paschaliks. Diese erlaubten sich jede Grausamkeit und giengen endlich so weit, alle serbischen Knesen und Angesehene im Volk zu ermorden. Doch als die ersten Opfer gefallen, griffen die Uebrigen zu den Waffen und schlugen die Türken mit großer Tapferkeit zurück. Der Sultan selbst, ungehalten über die Ermordung seines Paschas, autorisirte die Serben, gegen die Dahis zu fechten, und diese wurden umgebracht, Bekir, ein neuer Pascha, dafür eingesezt. Damit hörte aber der Kampf noch nicht auf. Die Anhänger der Dahis verstärkten sich durch die bosnischen Räuberheere, und die bedrängten Servier forderten zum Schutz ihres Landes das Recht vom Sultan, ihre Festungen, die bisher immer von treulosen Türken besezt waren, selbst besetzen zu dürfen. Diese gefährliche Neuerung ward ihnen abgeschlagen, und ihnen befohlen, die Waffen niederzulegen. Ihrer wachsenden Macht zu begegnen, vereinigten sich alle Partheien der Türken gegen sie, und sie mußten sich jezt wehren, Volk gegen Volk, jeder Servier gegen jeden Türken. In dieser Noth, da der Feind zugleich von außen und von den Festungen des Landes selbst aus das Volk angriff, trat Georg, Kara oder Zrni, der Schwarze, zubenannt, an die Spitze der Insurrektion. Es war ein gemeiner Bauer, aber von riesenhaften Kräften und höchst kühnem Charakter. Schon 1787 in einer kleinen Empörung kompromittirt, floh er mit seiner Familie ins Oestreichische, da aber sein alter Vater die Heimath nicht verlassen wollte, schoß er ihn nieder mit den Worten: sollen dich die Türken langsam zu Tode martern? Er diente später unter einem östreichischen Freikorps, da er sich hier aber ungerecht behandelt glaubte, gieng er zurück und nährte sich als Haiduk vom Räuberhandwerk. Unter Hadschi Mustapha erhielt er Amnestie und kehrte in sein Dorf zurück. Jezt stand er an der Spitze des Volks. Seine wilde Charakterstärke verläugnete sich auch hier nicht. Er ließ wegen eines Subordinationsfehlers seinen einzigen Bruder hängen und verbot der Mutter, über ihn zu weinen.

Seiner und der Serben Tapferkeit gelang es, die Türken überall aus dem Lande zu jagen und selbst die Feste Belgrad zu erobern. Aber hier begingen sie eine große und unpolitische Grausamkeit. Ihre Zusage brechend mordeten sie alle Türken von Belgrad und entflammten so die gerechte Rache ihrer alten Herrn. Churschid Pascha fiel mit 30,000 Mann ins Land. Doch die Servier fanden an den Russen, die damals, 1811, mit der Türkei Krieg führten, natürliche Bundesgenossen. Die Pforte bot Kara Georg das Fürstenthum an, unter gleichen Bedingungen wie die Hospodare der Moldau und Wallachei, wenn er die russische Sache verlasse. Doch Kara Georg achtete sein gegebnes Wort höher, als diese glänzende Aussicht. Die Russen waren dafür nicht hinlänglich dankbar, denn da sie den Frieden von Bucharest schlossen, verwandten sie sich für ihre treuen Bundesgenossen nicht so nachdrücklich, daß die Pforte nicht schreckliche Rache an den Serviern geübt hätte. Churschid Pascha nahm sogleich eine andere Sprache an, gebot die Entwaffnung des Landes und griff es mit überlegner Gewalt an. Heldenmüthig fiel Kara Georgs tapferster Gefährte, der Heiduke Welko, in Vertheidigung der Grenze. Kara Georg selbst und alle seine Woiwoden (Militärbeamte, die er an die Stelle der Knesen gesezt) gaben den Kampf auf, und flohen nach Oestreich, wo sie sogleich in Festungen gesperrt wurden. Nur Milosch Obrenowitsch war der einzige Woiwode, der es wagte zurückzubleiben und ehe er die Waffen niederlegte, mit den Türken eine Kapitulation schloß, kraft welcher dem Lande Amnestie und ihm selbst die Würde eines Oberknes zugesichert wurde unter der Bedingung, daß er durch seinen Einfluß sogleich das ganze Land beruhige. Milosch erfüllte diese Bedingung, allein kaum waren die Türken Herrn des Landes, als sie die Kapitulation brachen, und nicht nur die Servier mit Tributforderungen und Plünderungen erdrückten, sondern sie auch haufenweise enthaupteten und spießten. Milosch selbst sollte ermordet werden. Da rief er das Land von neuem zu den Waffen, 1815, und legte sie nicht eher wieder nieder, bis er durch seine Siege einen neuen Vertrag erzwang, kraft dessen das Volk seine Waffen behielt und die an die Türken zu entrichtende Steuer selbst umlegen durfte. Milosch, der in seiner Jugend die Ochsen seines Bruders auf die dalmatischen Märkte getrieben, war jezt des Landes Fürst und behauptete seine Oberherrschaft durch Verbannung seiner Nebenbuhler. Die Türken wagten es nicht mehr, ihn in Ausübung seiner Macht zu beunruhigen und es ist bekannt, wie sehr diese Macht durch den Frieden von Adrianopel 1829 befestigt und erweitert worden ist. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 31. — 21. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

121) Histoire de Russie et de Pierre le Grand par M. le General Comte de Segur, auteur de l'histoire de Napoléon et la grande armée pendant l'année 1812. Brunsvick. Vieweg, 1829.

122) Geschichte Rußlands und Peters des Großen vom General Grafen von Segur, übersezt von J. P. Krieger. Zweibrücken, Ritter, 1829.

Philipp von Segur, dessen „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahr 1812" der dagegen erhobenen Vorwürfe ungeachtet ein unsterbliches Denkmal bleiben wird, hat in dem vorliegenden Werk Peter dem Großen ebenfalls ein würdiges Denkmal gesezt. Die vorangeschickte Geschichte Rußlands vor Peter ist gleichsam nur das Piedestal desselben, denn vorher war Rußland ein roher Felsblock, in den Er erst mit roher Art menschliche Züge, seine eignen, hieb. Vielleicht vermag nur französische Leichtigkeit, ein erträgliches Bild von der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen zu geben, deutsche und selbst russische Gründlichkeit (Karamsin) werden uns nothwendig mit dem ausführlichen Detail halbasiatischer Barbareien langweilen, deren Konglomerat eben jenen Fels bildet, auf dem Peters des Großen Bildsäule sich erhebt. Ein unerfreuliches Gemengsel von Despotismus, politischer Thierheit, Würgereien und Verräthereien schreckt den Blick von jener nordischen Vorzeit zurück. Die älteste russische Chronik vom Mönch Nestor beginnt damit, daß die Russen, unfähig, sich selbst zu regieren, die Waräger freiwillig um einen Knes bitten, der Herr über sie sey. Selbst das milde Licht des Christenthum vermag die düstre Nacht des Despotismus nicht zu erhellen. Dann folgt die Mongolenherrschaft, unter der die Russen über zwei Jahrhunderte schmachteten, und während welcher die edlere slavische Physiognomie des Volks durch die kalmuckische Plattnase entweiht wurde. Endlich gewährt auch die Befreiung von diesen Unholden den Russen keine bessern Vortheile, als daß eine vorübergehende fremde Tyrannei sich wieder in eine einheimische verwandelt und verewigt, bis erst Peter der Große durch physische Dressur den Saamen künftiger Aufklärung ausstreut.

Der geistreiche Verfasser ist eben so anziehend, indem er die alten Gräuel, und indem er die großen Hoffnungen des Volks ausmalt. Allein es begegnet ihm, was auch den besten französischen Denkern, weil sie immer bes-

ſer reden als denken, zu Zeiten begegnet. Indem er ſich nämlich jede Thatſache auf die geiſtvollſte Weiſe zu erklären ſucht, vergißt er, daß dieſe Erklärungen einander ſelbſt widerſprechen. So erklärt er die Sklaverei der Ruſſen aus einer denſelben angebornen unausrottbaren Naturanlage, und dieſe Naturanlage wieder theils aus der Eigenthümlichkeit der Race, theils aus den klimatiſchen Verhältniſſen des Landes. Und doch ſpricht er ſpäter ſo ſchöne Worte von der ſchon begonnenen und künftigen Civiliſation der Ruſſen, ſpricht ſogar von ihrer Freiheit, welches denn mit der Hypotheſe einer angebornen Sklavennatur nicht vereinbar iſt. Ueberhaupt aber ſoll man mit ſolchen Hypotheſen vorſichtig ſeyn. Sklaverei iſt immer Krankheit, nie Naturzuſtand, und kein Volk in der Welt iſt von Natur zur Sklaverei prädeſtinirt. Die Inkonſequenz des Grafen Segur tritt noch auf einer andern Seite ins hellſte Licht. Er ſagt, auch die große Ausdehnung Rußlands und die damit verbundne Zerſtreuung der Menſchen ſey eine Urſache jener Sklaverei, weil ſie den Menſchen das Gefühl der eignen Schwäche gäbe. Und doch hat man, und wie mich dünkt, mit mehr Recht, ganz die nämlichen Lokalumſtände in Nordamerika, ſo wie im alten Germanien als Urſachen der größern Freiheit erklärt. Wie oft iſt nicht geſagt worden, die Nordamerikaner würden nicht lange Republikaner bleiben können, wenn ſie nicht auf ſo großen Länderſtrecken zerſtreut lebten, und, was die alten Germanen betrifft, ſo war ihre Zerſtreuung gewiß ihrer Freiheit zuträglich, denn ihre Unterjochung begann erſt, da ſie ſich an Höfen, Klöſtern und Städten koncentrirten.

Es vereinigten ſich allerdings eine Menge Umſtände, um die ſkythiſche Barbarei in Rußland bis tief in die chriſtliche Zeit zu verlängern; allein was Schuld gehemmter Ausbildung war, ſoll nicht auf Rechnung der Natur kommen. Daher müſſen wir es loben, daß ſich Herr von Segur ſpäter ſelbſt verbeſſert und den Ruſſen die Vollendung ihrer Civiliſation prophezeit. Mit Recht erkennt er als deren Begründer Peter den Großen, bei deſſen glänzender Geſchichte er am längſten verweilt. Zwei Dinge ſind es, die er an ihm am meiſten hervorhebt, daß er erſtens ſein Volk aus tiefer Nacht der Barbarei der höchſten Stufe der Völkerbildung entgegengeführt, und daß er zweitens eben dadurch der Völkerwanderung ein Ziel geſteckt hat, die dem gebildeten Süden immer von neuem drohen würde, wenn die zahlreichen Stämme des Nordens Barbaren geblieben wären und nicht die Kultur in ihrer eignen Heimath gefunden hätten: „Warum, wenn uns die Gewaltthätigkeiten Peters des Großen mit Abſcheu erfüllen, warum über ſeinen Despotismus erſtaunen? Wer konnte zu jener Zeit ihn belehren, daß ächter Freiheitsſinn und ächte Sittlichkeit daſſelbe iſt? Allein was ſchadet es, daß er nicht wußte, das Sittengeſetz fordere die Freiheit, als die möglichſt allgemeine Wohlfahrt? Alles, was er für dieſe Wohlfahrt that, d. h. für den Ruhm, für die Aufklärung und das Gedeihen ſeines Reiches, kam denn nicht alles jener Freiheit zu gut, deren weder er ſelbſt, noch ſeine Völker ſchon würdig waren? Und ſo hat Peter der Große, ohne nur an ſie zu denken, mehr für dieſelbe gethan, als alles, was die kühnſten Träume der Freiheitsfreunde bisher von ſeiner Thätigkeit hätten wünſchen mögen! Seine Völker verdanken ihm ihren größten und ſchwerſten Schritt zu ihrer künftigen Selbſtſtändigkeit. Was kümmert uns alſo ſein Abſcheu vor dem Worte, wenn er ſo viel für die Sache gethan? Hier mußte Despotismus walten; — wozu hätte er ihn beſſer anwenden können?“

123) Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Kriegs von Fedor Iwanitſchew, k. ruſſ. Oberſten. Erſter Theil, Feldzug von 1828, nebſt Darſtellung der diplomatiſchen Verhandlungen ꝛc. Ilmenau, Voigt, 1829. Und 124) Hans Karl Friedrich Anton Graf von Diebitſch-Sabalkansky, k. ruſſ. Feldmarſchall, nach Familiennachrichten von Belmont. Dresden, Arnold, 1830. Ohne ins Einzelne dieſer Geſchichtswerke einzugehn, bemerken wir blos, daß der Leſer darin eine Menge Details, im erſten über den ruſſiſchen Krieg, im leztern über die Perſon des Obergenerals finden wird. Namentlich das erſtere iſt eine ſehr fleißige Kombination alles deſſen, was man ſonſt mit unſäglicher Mühe aus den Armeeberichten, Unterhandlungen ꝛc. in den Zeitungen zuſammenleſen müßte.

125) Polens Schickſale ſeit 1763 bis zu dem Augenblick, wo es ſich für unabhängig erklärte. Paris, Didot, 1831.

Ein gründliches, gut geſchriebenes und ganz a tempo kommendes Buch, wovon wir nur eine flüchtige Skizze geben. Die Ruſſen und Polen, Zweige deſſelben ſlaviſchen Stammvolks, erlitten von außen einen ſehr verſchiedenartigen Einfluß. Die Ruſſen nahmen von Konſtantinopel die griechiſche Religion und die abſolute Autokratie an, die Polen von Rom den Katholicismus und von Deutſchland die Feudalariſtokratie. Daher wurde Rußland durch Einheit mächtig, Polen durch Vielherrſchaft geſchwächt. Die innre Trennung und der Bürgerkrieg nahm aber erſt durch die Jeſuiten überhand und dieſe ſchwarzen Scheuſale haben nicht blos Spanien und Böhmen, auch Polen auf dem Gewiſſen. Ihre Unduldſamkeit zwang die Diſſidenten, bei Rußland Schutz zu ſuchen und von dieſem Zeitpunkt an beginnt die ruſſiſche Uſurpation. Poniatowsky,

der letzte König von Polen, war das Spielzeug der Kaiserin Katharina II., russische Soldaten bewachten den Reichstag, schleppten die patriotischen Landboten ohne weitres nach Sibirien und steckten die Güter der Geflüchteten in Brand. Da erhob sich gegen unleidliche Tyrannei der edle Pulawsky und stiftete zu Barr die Konföderation zu Polens Befreiung. Unsterbliche Heldenthaten vollbrachte die kleine Schaar der Patrioten, doch die Rache der Russen war gräßlich. Einer ihrer Anführer, Drewitz, ließ die gefangnen Polen lebendig schinden und ganzen Haufen die Hände abhacken. Pulawsky that Wunder der Tapferkeit, doch erlag er der Uebermacht. Oestreich und Preußen machten sich die üble Lage der Polen zu Nutz. Joseph II. bemächtigte sich eigenmächtig der Herrschaft Zips, Friedrich II. plünderte sie aus und gab ihnen dafür — falsches Geld. Endlich, 1773 verbanden sich beide mit Katharina zur ersten Theilung Polens, und der Reichstag mußte, geschreckt von fremden Bajonetten darein willigen. Nach Friedrichs Tode hofften die Polen sich mit preußischer Hülfe der Russen erwehren zu können. Friedrich Wilhelm II. machte ihnen Versprechungen und verlockte sie, 1791 durch eine Reform ihrer Verfassung den russischen Einfluß abzuweisen. Die Folge war ein Rachekrieg der Russen, in welchem die Polen von den Preußen im Stich gelassen, ja selbst überfallen wurden. Koszinszko erneuerte Palawskys Heldenruhm und die Polen opferten sich zum zweiten Mal für ihre Freiheit, mit eben so wenig Glück. Barbarische Uebermacht zermalmte sie. Suwaroff erstürmte Praga, 12,000 Polen, Greise, Weiber und Kinder wurden gemetzelt, die Russen warfen sich die Kinder auf Picken und Bajonetten zu. Polen ward nochmals getheilt. Die Patrioten, die dem Schwert entgangen, legten ein Säckchen mit heimischer Erde auf ihre Brust und giengen Schaarenweise nach Frankreich, um in fremden Ländern für die Freiheit und Polens Zukunst zu fechten. Napoleon erregte Hoffnungen, die er nur halb erfüllte, zu Polens und zu seinem eignen Unglück, denn wenn er 1812 Polen hergestellt hätte, statt nach Moskau zu pilgern, würde er von dieser Basis aus im nächsten Feldzug wahrscheinlich gesiegt haben. Den Polen blieb nichts übrig, als wenigstens dem Schatten des Glücks treu zu bleiben, das ihnen einen Augenblick zu lächeln schien. Kaiser Alexander befolgte sodann gegen Polen eine eben so großmüthige als kluge Politik, indem er sie durch Wohlthaten versöhnte. Aber an die Stelle des Vertrauens trat nur zu bald der alte Argwohn, und es geschahen alle die Mißgriffe, die zu der furchtbaren jüngsten Katastrophe geführt haben.

126) **Die große Woche der Polen** oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten in Warschau vom 29. November bis zum 5. Dezember 1830. Aus dem Polnischen übersezt. Leipzig, Brockhaus, 1831. — 127) **Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft** im Jahre 1830. — Nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund. Leipzig, Brockhaus, 1831. — Die erste dieser Schriften ist von einem Polen verfaßt und athmet durchaus die Begeisterung seiner Nation. Voran stellt er sämmtliche Artikel der polnischen Konstitution, die von der Regierung verlezt worden seyen; dann schildert er die Insurrektion selbst und endlich überläßt er sich schimmernden Hoffnungen. So gibt er uns in jeder Hinsicht ein treues Bild seines edlen, aufbrausenden Volks, an dem auch die kälteste Kritik nichts aussetzen kann, als daß seine tragische Schönheit in die Gemeinheit der Zeit nicht paßt. — Die zweite Schrift ist etwas ärmern Inhalts, doch dient sie, die Wahrheit der erstern vollkommen zu beglaubigen.

128) Scènes populaires en Irlande, par M. Shiel, recueillies et traduites de l'anglais par Mesd. L. Sw. B. et A. d. M. A Paris, chez Sédillot, 1830.

Shiel hat nach O'Connel am meisten zur Emancipation beigetragen. Mit O'Connel gab er der katholischen Association, die öfters gestürzt ward, aber die Natur eines Anteus hatte, die Kraft und die Richtung, welche noch künftig von großem Einfluß auf die politischen Verhältnisse zu bleiben scheinen. Nun erzählt er in einer Reihe überaus unterhaltender Flugschrift-Artikel die Geschichte jener Association und ihrer Gründe; führt uns vom Jahre 1642, und weil er nur das Merkwürdigste erzählt, sehr eilig bis zu den neuesten belebten Wahl-Scenen in Clare, entwirft in vierzig Seiten ein nur flüchtig skizzirtes Portrait O'Connels; schildert mit glänzenden Farben dessen Rückkehr nach Irland und Wiedererwählung; malt endlich, nicht in einem besonderen Kapitel, sondern in jedem Worte, sich selbst, den Freund und zugleich den Nebenbuhler O'Connels. Man kann es den beiden Damen, von denen erstere durch ihre geistreichen Artikel im ehemaligen Globe und in der Revue Encyclopédique auch in Deutschland bekannt ist, nicht genug danken, daß sie die amüsanten Aufsätze Shiels gesammelt und durch eine wohlfeile Uebersetzung uns Kontinentalen zugänglich gemacht haben.

„Wenn es dir einfällt, lieber Leser" sagt Shiel „die prächtige Hauptstadt Dublin zu besuchen und wenn du, in einer lustigen Gesellschaft die Zeit vergessend, erst um fünf oder sechs Uhr Morgens nach Hause kömmst, im

Winter; angenommen, dein Weg führe dich über Merrion Square auf der Südseite, dann wirst du nicht ermangeln zu bemerken, daß eines der herrlichen Gebäude von einer Person bewohnt wird, deren Lebensart offenbar von der ihrer prunkenden Nachbarsleute verschieden ist. Der halbgeöffnete Fensterladen des Kabinets, und das Licht inwendig, sagen dir, daß die Zeit des Mannes, der da wohnt, zu kostbar ist, als daß er sich nicht früher aufmache, wie die Sonne: Bist du nun sehr neugierig und steigst auf die Vorstufen des Hauses; versuchst du, die Dunkelheit benutzend, ins Innere hineinzugucken, da siehst du einen großen Mann von ehrenwerther Beleibtheit vor einem Pulte stehn, einsam, in seine Arbeit versunken. Vor ihm an der Wand hängt ein Crucifix. Dieser Umstand, dann das ruhige Wesen des Individuums und eine gewisse monastische Ründung in Hals und Schulter mögen dich vorerst auf den Gedanken bringen, es sey ein frommer Dignitarius der römischen Kirche, der an nichts Andres dächte, als an sein Morgengebet. Diese Vermuthung ist aber eben so schnell aufgegeben als gefaßt; kaum hat dein Auge die übrigen Mobilien des Zimmers überblickt, die Franzbände, die blauen Oktavbände in der Bibliothek, auf Tisch und Boden, die Haufen Manuscripte, in länglicher Form und mit rother Schnur geheftet, so wird es offenbar, daß der darüber nachdenkende Mann mehr mit dem Gesetz als mit den Propheten beschäftigt ist. Es erleidet keinen Zweifel, das ist ein Rechtsgelehrter; es kann nicht fehlen, der hat sich bei den tapfern Stubengelehrten angeworben, deren Arbeit nach der Lampe riecht, die vom Morgen bis zum Abend ackern, um durch Fleiß Verstand zu ersetzen, und die vom Lager auffahren, ehe der Vogel des Morgens die Gespenster verscheucht hat. Zu dieser Folgerung gelangt, verfolgst du deinen Weg nach Hause und segnest im Gehen deinen Schutzengel, daß du kein Jurist bist und beklagst von Herzensgrund das schmerzerleidende Sitzfleisch, das in seinem undankbaren Geschäfte vergraben ist."

„Wenn du aber just an demselben Tage durch den Vierhof (Dubliner Gerichtshof) dämmerst, ei wie er staunst du, den Gegenstand deines Mitleids aus einem philiströsen Bücherwurme in eine der geschäftigsten, großthuendsten und lustigsten Personen der lebendigen Scene wunderbar verwandelt zu sehn. Du kannst darauf rechnen, hier findest du ihn strahlend von Gesundheit und Lebenskraft, in freier, ungenirter Bewegung, und an seine Brust drückt er mit väterlicher Zärtlichkeit einen großen, so angefüllten Sack, daß sein handfester Arm ihn kaum aufrecht halten kann. Um ihn ein lebendes Bollwerk von Klienten und Gerichtsleuten; mit ausgestrecktem Halse, mit offnem Ohr und Mund, wollen sie im Fluge ein Wort, ein Urtheil, einen überströmenden Witz erhaschen, oder wenn er ernst gestimmt ist, eine Prophezeiung daß die Stunde von Irlands Erlösung herannaht. Da siehst du ein, daß ein großer Volks-Advokat vor dir steht u. s. w.... Du denkst nun, nach der langen Anstrengung werde er sich Abends ausruhn, allein du findest ihn in den Meetings wieder, wo „dieser Geist den Sturm lenkt und durch den Strudel jagt," so regsam wie den ganzen Tag über, und nicht eher fertig, als bis er in Allem Recht bekommen hat. Dann triffst du ihn bei einer großen Mahlzeit, wo er ein halb Dutzend Reden zu Ehren Irlands hält, und nach kurzem Schlafe, es kann nicht fehlen, an seinem Pulte wie den vorigen Tag. Wer die vervielfachte Person mit bedeutendem Leibe und Verstand sich regen und herumtreiben und reden gehört hat, der kann gewiß seyn, daß er es ist, daß es kein andrer seyn kann, er „Kerrys Stolz, Munsters Ruhm," der besungene unermüdliche Daniel O'Connel..."

„O'Connel," erzählt er weiter, „ist vor etwa 48 Jahren geboren und stammt in mathematisch-moralisch-grader Linie, sagt man, von den alten Königen Iveraghs ab. Sein Oheim hat 4 bis 5000 Pfund jährliche Einkünfte von Grund und Boden, ist über 90 Jahr alt und Daniel O'Connel erbt. Letzterer war dazu bestimmt, Geistlicher zu werden und studirte in Saint-Omer, denn die Protestanten litten damals keinen katholischen Unterricht in Irland. Er merkte aber, „daß er zu viel Fleisch und Blut hatte, um Mönch zu werden," und machte sich zum Advokaten, da die Katholiken es seit Kurzem werden durften. So wurde er 1798 Advokat. In dieser Stellung erhob er sich bald so hoch, als es einem Katholiken möglich war. Beweglichkeit ist in Irland eine Nationaltugend: mobilitate vigens, sagt Shiel, ist er mit Leib und Seele in beständigem Aufruhr. Seht, wie er über die Straße rennt und ihr seyd gewiß, dieser Mann hat geschworen, sein Vaterland zu rächen. Eine Dubliner Jury, wenn man sie geschickt auswählt, braucht ihn blos anzusehn, und sie würde ihn gewiß, Alles in Allem gerechnet, des Hochverraths schuldig erklären, so sehr liegt in seinem Aeußern, in jeder seiner Bewegungen der Nationalwille: „Unabhängigkeit Irlands, oder die Welt in Flammen." Geht er nach dem Gerichtshof, so trägt er den Regenschirm auf der Schulter, als wärs eine Lanze. Er schleudert einen rebellischen Fuß vor den anderen hin, als ob er die Ketten zerträte und der protestantischen Oberhoheit den lezten Stoß gäbe, und mit dem Zucken seiner demokratischen Achseln will er die siebenhundertjährige Unterdrückung abwerfen..."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 32. — 25. März 1831.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

129) Oeuvres historiques de Frèderic le Grand. Nouvelle édition avec des notes et renseignemens, I—IV. Leipzig, Brockhaus. Paris, Rey et Gravier. 1830.

Eine sehr schöne Ausgabe der historischen Werke Friedrichs des Großen, und ein Beweis, daß sie auch in unserm von so viel neuen Interessen bewegten Leben noch immer Leser finden. Warum sollten wir auch den großen Mann vergessen, der unser lezter großer Mann war, denn Napoleon war nicht der unsre. So lange wir keinen größern Staatsmann und Feldherrn anfweisen, als Friedrich der Einzige war, so lange müssen wir immer wieder bei jedem Wendepunkt der deutschen Geschichte fragen: wie wäre es, wenn jezt der alte Friz noch lebte? Hat man gefragt: wie würde er sich 1792, wie 1806, wie 1813 benommen haben, so mag man wohl auch fragen, was würde er 1831 thun? Und gewiß, er würde eine Antwort zu geben wissen, die das ganze aufgeklärte Deutschland befriedigen dürfte. Wer in einer kleinen Zeit so Großes wirkte, von dem wage man ja nicht achselzuckend zu sagen, er würde in einer großen Zeit doch nur Kleines gethan haben! Noch weniger darf man glauben, er werde die Politik, die er vor 50—80 Jahren befolgte, heute noch befolgen. Groß und klug für seine Zeit würde er es auch für die unsre gewesen seyn, und er würde vielleicht manches Unrecht, das er damals begieng, heute dreimal wieder gut machen.

130) Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Könige von Preußen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1829.

Ein schäzbarer Beitrag zur genauen Kenntniß Friedrichs des Einzigen und seiner Zeit. Der erste Aufsaz über die Jugend und Erziehung Friedrichs ist besonders interessant. Er enthält die Instruktionen seiner Hofmeister und die über seine Erziehung geführte Korrespondenz. Bedenkt man, zu welchen Grundsäzen der große Friedrich später sich bekannte, so fallen folgende Stellen in der Ordre seines Vaters vorzüglich auf: „Insonderheit muß Mein Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Sekten, als Atheist-Arrian-Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift,

welches so zarte Gemüther leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs äußerste gemieden, und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter denenselben gerechnet werden kann, so viel, als immer möglich, einen Abscheu zu machen. — Ferner ist darob zu halten, daß mein Sohn nebst allen seinen Bedienten, Morgens und Abends das Gebet auf den Knieen verrichte; — nach geendigtem Gebete ein Kapitel aus der Bibel lese, und das nicht obenhin, sondern, daß allemal nach der Verlesung der fürnehmste Inhalt kürzlich wiederholet und dafern einige schöne Sprüche, welche sich auf meines Sohnes Zustand schicken, darin zu finden, selbige extrahiret werden, damit Er dieselben wiederholen und auswendig lernen könne, wie denn solches auch mit den nützlichsten Liedern und kurzen Gebeten gehalten werden kann."

Auch ein Brief, den Friedrich als Knabe an seinen erzürnten Vater schrieb und die Antwort darauf haben sehr viel Ergötzliches. Beide sind im Herbst 1728 geschrieben.

Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornämlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang, als den ordinairen sollte vermuthen seyn, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu seyn, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich konnte mich sonsten gar nicht darin schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa, dieses Alles nachdenken, und mir wieder gnädig seyn wird; indessen versichre ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respekt bin

meines lieben Papa

gehorsamster und getreuster
Diener und Sohn
Friedrich.

* * *

Antwort.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit Reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausend mal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel, und mit dem Gesichte Grimmassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist.

Dieses ist die Antwort

Friedrich Wilhelm.

In den folgenden Aufsätzen wird das edelmüthige Benehmen Friedrich Wilhelms I. gegen den Philosophen Wolf, das Verhältniß Friedrichs II. zu seinem Bruder August Wilhelm und in einem Anhang von Miszellen noch mancher andre charakteristische Zug beider Könige geschildert, und in einem Aufsatz über das Kirchenwesen zu jener Zeit wird es nach Verdienst gerühmt, daß Friedrich der Große, obwohl persönlich ein Freigeist, sich doch nie störend in Sachen der Kirche eingemischt habe.

131) Preußens Helden. I. Scharnhorst. Mit einem Kupfer und zwei Planen. Weimar, Hoffmann, 1830. — Eine gute Biographie des edeln Scharnhorst, in dem nicht nur das preußische Heer einen trefflichen Soldaten, sondern auch das Vaterland einen trefflichen Bürger, Deutschland einen seiner wenigen warmen Freunde verloren hat.

Scharnhorst heißt der edle Mann
Deutscher Freiheit Waffenschmidt,
Der, nie wankend ab und an,
Ging den festen Heldenschritt,
Der im Stillen hat geschaffen,
Roß' und Männer, Krieg und Waffen.

132) Karl August, Großherzog von Sachsen. Was er geistig war und was er geworden. Von W. Schröter. Leipzig, Hinrichs, 1829. — Gewiß hat der verewigte, um den deutschen Parnaß als Mäcen hochverdiente Großherzog einen Panegyrikus erhalten müssen; auch verlangt man von einem Panegyrikus in der Regel mehr Gemüth als Geist, mehr Schmuck als nackte Wahrheit, mehr Feierlichkeit als Nüchternheit, — allein wenn man Stellen liest wie folgende, muß man doch billig fragen, ob die Grabredenfreiheit nicht überschritten ist:

„Nimmt man nun an, beide, Goethe und Karl August, mußten auf den Wegen, auf welchen sie, frei von allem gemeinen und sinnlichen Interesse ihre Natur- und Kunststudien betrieben, unfehlbar zu dem Bewußtseyn kommen: unter allen Geschöpfen der Natur und Kunst sey der Mensch das vollkommenste und derselbe sey dies vorzüglich in der Einheit seines gesammten Wesens, in der Unterordnung des Körperlichen unter das Geistige und abermals wieder des niederen Geistigen unter das Höhere, des Denkens, Begehrens, Wollens, Handelns unter die Idee des sittlich Schönen, des Wahren, Rechten und Guten, so war ihnen auch in diesem Bewußtseyn der Christus nach der Idee, der ideale Christus im Gemüthe geboren, dem nichts weiter fehlte, als die Realität."

Nun frage ich nur, ob man ein Goethe zu seyn braucht, um einzusehn, daß der Mensch edler sey als Thier, Pflanze und Stein, daß im Menschen wieder der Geist edler sey als der Körper, und daß im Geist selbst wieder das Höhere edler sey als das Niedere. Es fehlte nur noch, daß der Lobredner in Bewunderung darüber ausbräche, daß Goethe gewußt hat, ein mal eins ist eins und zwei mal zwei ist vier.

133) Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden. Von Freiherrn von Drais, Geheimerath ꝛc. Mannheim, Schwan und Götz, 1829.

Diese Schrift verbreitet sich sehr ausführlich über die großen und allgemein bekannten Verdienste des Markgrafen, nachherigen Großherzogs Karl Friedrich um das Land Baden, in dessen Andenken er ewig fortleben wird. Da die Regierung dieses Fürsten in die Revolutionszeiten fiel, so ist ihre Geschichte noch besonders interessant, und vorzüglich erregt die genaue Schilderung des Rastadter Gesandtenmordes Aufmerksamkeit. Bisher sind alle Geschichtschreiber der Revolution über diesen dunkeln Fleck weggeeilt, nur Jomini, wenn wir nicht irren, spricht sich etwas mehr darüber aus. Freiherr von Drais war um so mehr befugt, hierüber Aufschluß zu geben, als er zu jener Zeit in Rastadt ein Amt verwaltete, das die genaue Kenntnißnahme jenes Mords ihm zur Pflicht machte. Er sagt: „Gewiß ist, daß während der Kongreßzeit an der Umwälzung des deutschen Reichs zu einer Republik stark in den Grenzlanden gearbeitet wurde. Schon im Anfang von 1798 erließ der kaiserliche Botschafter eine merkwürdige Anzeige hievon an die französischen Gesandten und ersuchte sie um eine deutlich sprechende Maßregel, woraus jedermann erkennen möge, mit welchem Unwillen die Republik es fühle, daß in einem, der Wiederkehr der Eintracht geweihten Zeitpunkte, unter den Augen des, zu diesem Ende versammelten Kongresses, selbst der Name ihrer öffentlichen Beamten zur Verleitung gemißbraucht werden. — Die Antwort enthielt das Bekenntniß, daß die befragten Faktionen ebenfalls zur dortigen Nachricht gekommen seyen; daß jenes Gouvernement bereits starke Maßregeln gegen die Anstifter von solchem Mißbrauch der französischen Grundsätze genommen; es jedoch nicht schon für ein Vergehen halte, jene Konstitution zu loben. Bei solchem Notenwechsel verblieb es. Als aber im Lauf desselben Jahres noch, in Italien und der Schweiz, die Revolutionen mit offenen Waffen unterstützt; ja als im Anfang von 1799 die Konstitution der deutschen Republik schon im Druck (unter andern in unserem Oberland) verbreitet, und sogar ihr Siegel schon gestochen wurde: so erwachte beim neuentflammten Kriegesfeuer die natürliche Vermuthung, es würden bei dem französischen Gesandtschafts-Personal — welches den verdächtigen Anzettlern beider Nationen immerhin den freien Zugang zu sich gestattet hatte — die schriftlichen Beweise eines begünstigten Attentats auf die deutsche Staatumänderung, wo nicht ihrer Hauptleitung zu finden seyn. In diesem Falle trat der anerkannte Satz des Völkerrechts ein, daß, wenn ein Gesandter die Grenzen seiner Mission bis zu feindlichen Handlungen gegen die ihn empfangende Staatsgewalt überschreitet — seine Privilegien aufhören, und er als Feind des Staats, hier als Hochverräther behandelt werden könne.

Für nicht minder gewiß war anzunehmen, daß an die östreichischen Vorposten soviel höherer Befehl ergangen war, auf die Papiere der republikanischen Couriere und Gesandten zu fahnden. Den 25. April wurde ein solcher Courier wirklich auf seinem Weg von Rastadt an den Rhein, von k. k. Husaren gefangen, ihm alles Papier sogleich abgenommen und in einen Sack gethan, welcher versiegelt, also nicht wie gemeine Leute behandelt worden. Auf die gesandtschaftliche, von Kurmainz unterstützte Beschwerde und Rückforderung, antwortete der Obrist des Standquartiers: er habe die Arretirung des Couriers und seiner Briefschaften, als einen Vorposten-Vorfall anzeigen müssen. Vorher schon hatte der Graf von Metternich, in seiner letzten Note an die französische Gesandtschaft erklärt, „daß nach bereits wieder ausgebrochenem Krieg, keine Sicherheit der Korrespondenz mehr Statt haben könne, und die Sicherheit des gewesenen Kongreßortes selbst nicht weniger bedroht sey." Diese Note war vom 7. April, drei Wochen vor der verzögerten Abreise der französischen Minister, die jetzt von ihrem schwankenden Direktorium (das doch Ehrenbreitenstein hatte wegnehmen und Mannheim besetzen lassen) befehligt waren, so lang als möglich die Fortsetzung der Friedenstraktaten zu versuchen. Erst als ihnen von dem gegenwärtigen Militär ausgeboten ward, eilten sie zur Abreiße dermaßen, daß sie an dem dazu fixirten 28. April — nachdem sie von den ungarischen Husaren, die

die Stadtthore besezt hatten, lange noch am Abend aufgehalten waren — gleichwohl in der Nacht noch abreisten. Als in der nächsten Stunde, nicht weit vor dem Stadtthore, die Gräuelthat vollzogen ward, und auf deren Gerücht ein hinausgeschickter badischer Major, mit berittener Eskortirung, die Wägen sammt den Frauen und dem Gefolg der Gesandten, in die Stadt zurück brachte: so war die erste Einschreitung eines herbeigekommenen Husarenlieutenants diese, zu rufen: er müsse höhern Befehlen nachleben, und dürfe nichts aus den Wägen herauslangen lassen, bis diese des andern Tages visitirt seyn würden. Zu solchem Akt wurde der badische Oberbeamte von dem kommandirenden k. Husarenrittmeister requirirt, um alle vorgefundenen Papiere in die Verwahrung des Rittmeisters nehmen zu lassen.

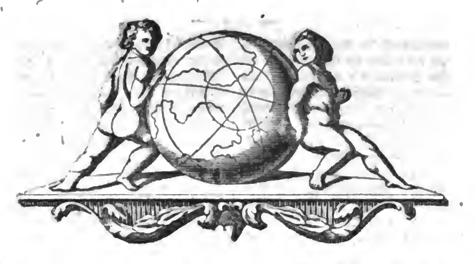
Alle Umstände bescheinigen hiernach, daß die bezweckte und vollzogene Wegnahme der gesandtschaftlichen Schriften auf einer höhern Weisung beruhte; hingegen fehlte es an aller Beglaubigung, so wie an der innern Glaubwürdigkeit, daß der Raub der großen Geldsummen, welche die Gesandtschaft bei sich führte, und von welchen nichts mehr in den hereingebrachten Wägen zu finden war, oder gar die erfolgten Verstümmelungen und Mordthaten an den Ministern Bonnier und Roberjot, in einem höhern Plan gelegen wären. Der Husarenobrist zu Gernsbach, der die Vorposten nach Rastadt beordert hatte, schrieb kläglich und mit allen Spuren der Aufrichtigkeit, „daß dieses nicht befohlen, sondern blos die Handlung einiger raubsüchtigen Gemeinen gewesen sey.“ Auch wäre solch ein unerhörter Befehl nicht nur moralisch-undenkbar, sondern auch von allem politischen Motiv entblößt gewesen; denn die Wegschaffung jener Individuen war nicht wichtig, nur die Beischaffung ihrer Papiere war es. Danebst würde, wenn man ein Mehreres gegen die gesandtschaftlichen Personen, z. B. nur ihre Arretirung, bezweckt hätte, genauere Ordnung vorgeschrieben worden seyn, statt daß bei dem Hinausreiten eines bloßen Wachtmeisters mit seinen Gemeinen auf die Landstraße, ein von den Offizieren der Schwadron wahrscheinlich nachgesehenes, gemeines Beutemachen sich auf die roheste Art bezeichnet hat. So viel ist wiederum gewiß, daß am andern Morgen ungarische Husaren ganz frei von ihrem Kriegsfang gesprochen und Hände voller Goldstücke haben sehen lassen. Das nachgefolgte wechselseitige Schweigen endlich erläutert sich einestheils durch die Widerlichkeit des beiderseitigen Andenkens — für die Franzosen nämlich, wenn sie der Schuld verrätherischer Handlungen ihrer Geschäftsträger sich bewußt waren, und für Oestreich, weil es immer Leute seines Militärs gewesen sind, die den grellen Exzeß verübt haben. Anderntheils und vielleicht vorzüglich, konnte eine höhere Politik jenes wüste Detail, das ohne welthistorische Folgen geblieben war, wohl nach einer stillen Abrede fallen lassen, um — nachdem der Krieg wieder mit Furie losgebrochen war, dazwischen aber dennoch bald auf ein Ende des Völkerelends Bedacht genommen wurde — diesen dringenden Gegenständen alle Maßregeln einzuräumen und dagegen alles zu entfernen, was der gehofften Annäherung der Gemüther, mit neu-erregter Erbitterung hätte in den Weg treten können. Bemerken wir auch im Jahr 1799 den Zerfall der französischen Direktorial-Regierung und das Auftreten des, aus Aegypten zurückgekehrten Obergenerals Bonaparte, der sich (etwa ein halbes Jahr nach dem Gesandtenmord) zum ersten Konsul emporschwang und sogleich Friedensunterhandlungen anbot. Da fühlte man kein Interesse, dem gestürzten Direktorium eine Genugthuung für die Beleidigung seines Gesandten zu verschaffen, und gönnte der einmal eingeschlafenen eckelhaften Sache allerseits gern ihren ewigen Schlaf.“

(Der Beschluß folgt.)

Spiele.

Hundert und zwanzig Schachräthsel, verfaßt und allen Schachspielfreunden gewidmet von K. F. Schmidt. Breslau, Philipp.

Zwar sind viele der hier angegebnen Räthsel, namentlich die ersten, von jedem irgend geübten Schachspieler leicht zu lösen, indeß hat der Verfasser auch viele recht interessante Stellungen angegeben, aus deren labyrinthischen Verwicklungen einen glücklichen Ausweg zu finden, allerdings schwierig ist, oder die wenigstens außerordentlich verschiedne Chancen zulassen. Im Ganzen vermissen wir bei diesem, wie bei den meisten Schachlehrbüchern ein System. Ein solches läßt sich allerdings ausfündig machen, und der berühmte Rösselsprung kann einigermaßen dazu Anleitung geben. Man muß nämlich die Lehren an die einzelnen Schachfiguren knüpfen, und es wird dann nicht schwer halten, alle die Normalfälle bestimmt zu bezeichnen, in welchem jede Schachfigur einzeln oder in Verbindung mit einer oder mehrern Andern im Stande ist, matt zu machen, oder irgend einen andern glücklichen Coup auszuführen, z. B. Raub der Königin 2c. Das ganze Spiel beruht doch immer auf einem oder auf einer Kombination mehrerer solcher Angriffspläne, und in der Kenntniß, wie man jede einzelne Figur stets am zweckmäßigsten gebraucht, besteht die ganze Kunst.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 33. — 28. März 1831.

Geschichte.

(Beschluß.)

134) Geschichte unsrer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweiten. Von Karl Adolf Menzel. Drei Theile. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot, 1829.

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: „Die Hauptkrise der europäischen Menschheit scheint überstanden zu seyn und ruhige Bildung wird den Platz, von welchem sie mehrmals verdrängt worden ist, endlich behaupten," — so widerspricht doch diese schöne Hoffnung dem, was er in dem Werke selbst sagt und was wir gegenwärtig erleben. Die Krise ist noch keineswegs überstanden, und der Verfasser ist einsichtsvoll genug, im dritten Bande, wo er von der Geschichte nach 1815 spricht, überall die unheilvollen Keime künftiger, jezt zum Theil schon eingetretener Wehen zu erkennen. Hier heißt es S. 398 ff. von der h. Allianz: „So schien denn endlich für die Christenheit der Zeitpunkt gekommen, die Idee eines heiligen Reiches in vollkommenerer Gestalt, als es das Mittelalter vermocht hatte, zu verwirklichen und in der Kraft des lebendig machenden Wortes den wahren Haltpunkt und Träger der Völkergesammtheit zu erkennen, welcher von dem Jahrhundert der Begriffsweisheit im Gleichgewichte der Massen gesucht worden war. Doch erlangte die Freundschaft und die großherzige Ansicht der drei Monarchen nicht ihren vollen Einfluß auf die gegenseitige Förderung und das fröhliche Gedeihen des Gesammtlebens der Völker. Zwar wurde ein ganzes Jahrzehend hindurch Friede unter den christlichen Mächten erhalten, und das Streben des Revolutionsgeistes, neue Unruhen zu erregen, durch das entschiedene Einschreiten des heiligen Bundes erdrückt. Da dieser sich aber begnügte, politisch zu wirken, und den Gebrauch moralischer Kräfte und denselben entsprechender Formen verschmähte, so behielten die Begriffe, welche das ältere Geschlecht über die Grundlagen und höchsten Zwecke der Staaten, wie über die gegenseitigen Verhältnisse der Völker ausgebildet hatte, eine weit größere Gewalt über das Zeitalter, als die höhere Ansicht erlangen konnte, zu welcher die Fürsten in der Urkunde ihres Bundes sich bekannt hatten. Die Staatskunst der Kabinette zeigte sich frei von dem kleinlichen Trachten nach Ländererwerb, das dem achtzehnten Jahrhundert als Gipfel der Staatsweisheit erschienen war. Man sah Heere der großen Mächte die Hauptstädte und Festungen benachbarter Staaten inne haben, ohne die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit derselben zu gefährden, und die aus der alten Politik entnommenen Besorgnisse zerflossen in Nichts, zur Beschämung derer, welche sie herbeigerufen hatten. Niemals vorher gab es in

Europa so großes Einverständniß der Mächte, niemals so einträchtige Verwendung der Kräfte der Einzelnen für gemeinsame Zwecke. Aber während die politische Aufgabe vollständig gelöst ward, und die Vertreter des Bundes in ruhiger Mäßigung die Zügel der Weltherrschaft hielten, welche der gierigen Hand Napoleons entfallen waren, fehlte die Freude, die so große Erfolge gewähren, der Dank, den so edle Gesinnungen und so reine Absichten verdienen zu müssen schienen. Derjenige, welcher unter allen Sterblichen der Selbstsucht die größte Gewährung gegeben, hatte begeisterte Anhänglichkeit, sogar unter den Besiegten und Unterdrückten, gewonnen; gegen die mildgesinnten Freunde und Befreier der Menschheit gab es bald keine Erkenntlichkeit mehr, und die gerettete Welt horchte mit Wohlgefallen auf die Lästerungen, womit die unmächtige Wuth ihrer bezwungenen Unterdrücker sich Luft machte. Der Grund dieser Erscheinung lag darin, daß jener eine Idee, wenn auch eine verkehrte, in einer äußern, die Menge blendenden oder betäubenden Form dargestellt hatte; der christliche, auf gegenseitiges Wohlwollen gestellte Fürstenbund hingegen, ward als solcher in keiner Glanzform geschaut, und nur in seiner diplomatisch-politischen Thätigkeit erkannt. In allen andern, das Wohl und Wehe der Nationen betreffenden Beziehung, enthielt er sich nicht nur jedes Versuches, seine Grundidee geltend zu machen (selbst das Unwesen der afrikanischen Seeräuberstaaten durfte ungestört fortdauern), sondern er ließ auch den Grundsätzen und Lehren des ältern Staatsgeistes solchen Spielraum, daß sie stark genug blieben, jener Idee feindselig entgegen zu wirken, und die fruchtbare Ausbildung derselben zu hindern.

Das aufgeklärte Jahrhundert hatte in der staatswirthschaftlichen Lehre und Uebung, die mit dem Namen „Merkantil- oder Sperrsystem" bezeichnet wird, der Welt eine furchtbare Geißel geflochten, den gegenseitigen Verkehr der Nationen durch Handelssperren und Waarenverbote unterdrückt, und die natürlichen Wege des Erwerbs und Wohlstandes verschlossen, um künstliche in die Luft zu erbauen. Dennoch hatte sich der trügerische Schein, daß dieses Mittel den ganzen Reichthum enthalte, dergestalt in den Vorstellungen der Menschen befestigt und mit den bestehenden Einrichtungen verschmolzen, daß die meisten der großen Staaten, namentlich Frankreich, Oestreich und Rußland, bei dem Bestreben beharrten, durch Sperrung ihrer Grenzen für Eingangswaaren ihren Geldreichthum im Lande zu fesseln."

Der Verfasser geht sodann auf Frankreich, Spanien, Portugal, Italien über und zeigt, wie insbesondre hier das versöhnende christliche Princip verkannt worden sey. Dies wird hinreichen, die politische Grundansicht und Gesinnung des Herrn Konsistorialrath Menzel in Breslau darzuthun. Daß sie eine würdige, eine gerechte sey, wird Niemand in Abrede stellen; aber es muß gefragt werden, ob der Historiker sich erlauben durfte, ein potenzirtes Mittelalter als Ideal unsrer Zeit aufzustellen? Bei jeder Gelegenheit bereit, das alte Mittelalter gegen seine modernen Verunglimpfer zu vertheidigen, können wir, die heutige Lage der Welt im Auge, an die Herstellung eines neuen Mittelalters doch in keiner Beziehung glauben. Es ist ein schöner, ein edler Irrthum, den viele unsrer achtbarsten Zeitgenossen theilen, aber immer nur ein Irrthum. Gerade weil das Mittelalter zu seiner Zeit in seiner Art gut war, ist es dies jezt nicht mehr, und ist der dem Mittelalter widersagende Geist der neuen Zeit wieder jezt und in seiner Art gut. Was von jener Idee der christlichen Monarchie und des wahrhaft heiligen Reichs nicht blos einer vergänglichen, vom Weltgeist schon abgestreiften Form angehörte, was ewig in ihr war und für alle Zeit heilbringend, das muß, wenn es auch jezt uns dienen soll, in die Form der neuen Zeit übersezt werden. Und dann haben die Nordamerikaner allerdings ein Recht, uns zuzurufen: ihr sprecht von wechselseitigem Wohlwollen, vom Gottesfrieden und vom frohen Gedeihen aller edlen Blüthen des Friedens; aber waren dies wirklich je die Früchte eurer Bünde, in denen über ein Kleines von je der Hader wieder die Oberhand gewann? Und gewährt unser, nicht auf christlicher Basis ruhender Völkerbund nicht dennoch all diesen Segen der Eintracht, des Friedens, des blühenden Gedeihens? In der eignen Aufopferung zum Wohl aller, und in dem Verderben aller zum eignen Vortheil liegt allerdings der große Gegensatz der Politik, allein ehe es dahin kommt, daß alle ihre Pflicht thun, um das erste zu erreichen, muß es genügen, daß alle ihre Rechte wahren, um das zweite zu vermeiden. Ehe die organische, alles von innen heraus einende Kraft das Ganze zusammenhält, müssen es äußre mechanische Kräfte des Gleichgewichts thun. Thatsache ist nun, daß jene höhere Kraft nicht vorhanden ist, während es diese niedern sind, daß also eben geschieht was geschieht, und daß sich Niemand darüber verwundern, Niemand beklagen darf. Dies aber anerkannt, so scheint es räthlicher, anstatt das Nichterreichen unerreichbarer Ideale zu bedauern, einfach zur rechten Verständniß und zum rechten Gebrauch der vorhandnen Kräfte mitzuwirken. Dies ist aber nicht der Fall, wenn ein geachteter Historiker, wie Herr Konsistorialrath Menzel, in unsern Tagen noch (Theil III. S. 447) in Abrede stellt, ob Oeffentlichkeit dem deutschen Nationalcharakter angemessen sey. Bekanntlich ist die Heimlichkeit in Deutschland um gute tausend Jahre jünger als die Oeffentlichkeit; aber auch abgesehn von den Tagen ruhmwürdiger Vorzeit, in denen Deutschland in innrer wie äußrer Freiheit und Kraft blühte, können Reichstage wie der westphälische und der Rastadter kein Maaßstab für die Kapacität der heutigen Deutschen zur Oeffentlichkeit

seyn. Nicht jenes Ideal geheimer christlicher Diplomatie und Bureaukratie, sondern die reelle Wirklichkeit eines zeitgemäßen Repräsentativsystems mit vollkommner Oeffentlichkeit, ist der schützende Damm gegen die Gräuel einer verzweifelten oder zügellosen Freiheitslust, gegen Anarchie, Terrorismus und militärischen Despotismus. Das steht dem neunzehnten Jahrhundert so deutlich auf der Stirn geschrieben, daß man es glauben müßte, selbst wenn sechszig frühere Jahrhunderte etwas dagegen einzuwenden hätten. Wenn der Verfasser (III. 448) ausdrücklich schreibt „der Nationalgeist in seiner natürlichen Stimmung" fand wenig Gefallen an dem deutschen Verfassungswesen, so ist das über die Gebühr unpragmatisch geschrieben, denn wer wüßte nicht, daß der Nationalgeist der Deutschen sehr für das Verfassungswesen gestimmt war, und daß sie es nur in seiner Halbheit und Affektation zu degoutiren richtigen Verstand genug hatten. Wenn in gewissen vornehmen Kotterien und in vornehm thuenden gelehrten Cirkeln nicht viel Bedürfniß nach konstitutionellen Garantien herrscht, so ist das leicht begreiflich, anders aber denkt die Nation, und es ist nicht wohlgethan, über ihre Bedürfnisse und Wünsche zu spotten, das Repräsentativsystem als eine Geschmacklosigkeit zu belächeln oder gar als eine nur dem französischen Modegeist gemachte Koncession zu verdächtigen, und obendrein in den hellen lichten Tag hineinzulügen, daß das deutsche Volk gar keine Verfassungen, geschweige denn eine Verfassung wünsche. Ganz abgesehn von der vorliegenden wohlgesinnten Schrift bemerken wir dergleichen Aeußerungen sehr oft in andern, und einige Männer wenigstens, deren Namen sich in der vaterländischen Geschichte erhalten dürfte, sollten bedenken, daß die Muse der Geschichte es noch keinem Deutschen verziehn hat, wenn er seine eigne Erbärmlichkeit der Nation unterschieben wollte.

135) Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. Zweiter Band, das Jahr 1827 enthaltend. Von Dr. Karl Venturini. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Unstreitig die reichhaltigste Geschichtsquelle für die neueste Zeitgeschichte. Auf 7—800 Seiten groß Octav hat der Verfasser hier wieder in einem neuen Jahrgange die Geschichte des Jahrs 1827 aus den besten Journalen und andern Hülfsmitteln zusammengetragen, und wir müssen der fleißigen Biene Dank wissen, die aus allen Gärten und auch wohl Steppen auf diese Weise den historischen Honig sammelt. Da Venturini nach einem ganz andern und weitläufigern Plane blos Data sammelt, und mehr den Zweck der Geschichtforschung, als den der Geschichtschreibung verfolgt, so findet zwischen seiner Chronik und meinem Taschenbuch der neuesten Geschichte keine Konkurrenz statt; er muß weit mehr Detail aufnehmen als ich, und daher kann auch seine Arbeit immer erst zwei Jahr später erscheinen, als die meinige, so daß wieder ich nichts von seinem Fleiß profitiren kann.

136) Blicke auf Deutschlands Lage seit dem Wiener Kongreß und auf die neuesten Volksbewegungen. Schleiz, Reichel, 1830.

Dies ist, obgleich nur flüchtig entworfen, bei weitem die beste Schrift, die seit funfzehn Jahren über Deutschlands innre Angelegenheiten geschrieben worden ist, denn sie erzählt eine Menge Thatsachen, die, so bekannt sie auch an Ort und Stelle sind und so nahe sie uns angehn, doch bisher zu erzählen, aufzuschreiben und zu lesen höchst verpönt war. Der anonyme Verfasser dieser Blicke hat sich nicht in unnützes Raisonnement eingelassen, er begnügt sich, die Zustände und Vorfälle seit 1815 in den kleinen deutschen Staaten zu schildern, in welchen neuerdings Volksunruhen ausgebrochen sind, und er gibt von diesen Zuständen und Vorfällen, die er durch seine Stellung besser als mancher Andere zu kennen scheint, genaue und aktenmäßige Kunde, besonders über Hessen, Braunschweig und Hannover. Man kann ein Verfahren, wie das des Herzog Karl von Braunschweig, und wie das des verstorbnen Churfürsten von Hessen wohl nicht ohne tiefes Bedauern lesen, so wie es auch empören muß, in Hannover neben manchem andern Uebelstande noch immer die Tortur in ihrer Blüthe zu finden. Abgesehn aber von diesen Lokalübeln findet der Verfasser den Hauptgrund der vielfachen Mißstimmung in Deutschland in Folgendem. Er sagt: „Wenn sich hin und wieder in Deutschland in neuester Zeit Unruhen gezeigt haben, so ist doch der rechtliche Sinn der deutschen Völker zu oft erprobt, als daß man eine weitere Verbreitung dieser Unruhen zu befürchten sich berechtigt halten könnte. Möchten doch die deutschen Fürsten zu dem Glauben sich nicht hingeneigt fühlen, daß ihre Völker auf einen völligen Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge sinnen. Nein, nimmermehr werden sie einen so treulosen Plan hegen und noch weniger ernstlich zur Ausführung schreiten. Die deutschen Völker wünschen, genau genommen, nichts weiter, als daß die auf dem Wiener Kongreß und in der deutschen Bundesakte ihnen feierlich zuerkannten Gerechtsame und geleisteten Versprechungen gewährt und erfüllt werden mögen. Der 13te Artikel der Bundesakte verheißt die Einführung ständischer Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten und der 51ste Art. u. s. f. der Schlußakte

N°. 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 1. März 1831.

Erörterungen
zu den
„Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag von A. Hirt.“

Ohnlängst erschienen Hrn. Hofr. Hirts Kunstbemerkungen, von welchen wir voraussetzen dürfen, daß sie vielen Kunstfreunden bekannt sind und denen, welche solche noch nicht gelesen haben, mehrfaches Vergnügen gewähren werden.

Nach dem der Verf. die Kunstwerke in Wittenberg und Meißen gewürdigt, verweilt er bei dem Museum in Dresden, die ihn veranlassen sich über die Geschichte der Malerei im Allgemeinen zu verbreiten, wodurch er sich wahrhaft Dank erworben hat, indem der Verf. die Fortschritte bis zum Gipfel und die Rückschritte bis zur Ausartung der Kunst, als einen Kreislauf und Lebensgang des Menschengeistes, in einer großen Periode, im Ganzen, eine Epoche aus der andern entwickelnd, darstellt.

Es ist dieß in unsrer Zeit um so schätzbarer, weil die meisten Kunstgeschichtsforscher den Zusammenhang über einer Menge von unabsehbaren Einzelnheiten aus den Augen zu verlieren in Gefahr kommen und die beliebt gewordene geographische Eintheilung der Schulen eine Verwirrung hervorgebracht hat, welche die Erkenntniß der Wechselwirkung, von Vorgängern, Zeitgenossen Nachfolgern und Zeitverhältnissen, sehr erschwert.

Wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. sich nicht der durch Lanzi erst recht in Schwung gekommenen Ausdrücke: Eklektiker und Naturalisten, bedient hätte. Erstere sind nur solche, welche alles borgen und mit fremdem Gute zahlen, und Leztere würde man richtiger Wilde als Naturmenschen nennen.

Bei Betrachtung der Dresdner Antikensammlung theilt der Verf. die Bildwerke gleichsam in Kasten ein, was die Uebersicht sehr erleichtert und zu aufklärenden Vergleichungen von Gegenständen einer Klasse veranlaßt.

Prag gibt dem Verf. Gelegenheit zu trefflichen Bemerkungen über die Altargemälde in der St. Veits-Kirche, welche irrig für Werke des Hans Holbein, Correggio und Giulio Romano ausgegeben wurden. Der Verf. erkennt darinnen die Arbeiten des Bern. van Orley und Michael Coxcie. Herr H. Hirt reiht an die Beschauung eines Gemäldes, in der Gallerie des Fürsten Colloredo von R. Mengs, und zwar eines seiner vorzüglichsten Bilder, Betrachtungen nicht allein über diesen schätzbaren Meister, sondern auch über die Grundsätze, welche zu dessen Zeit unter den Künstlern herrschten, und entfaltet am Schluße seine Ansichten in Betreff des Kunstschönen.

Dieses belehrende und anregende Buch berührte vielseitig die Dresdner Kunstfreunde und wenn man gewiß im Allgemeinen dem Verf. dankbare Anerkennung zollte, so veranlaßte manches Einzelne prüfende Betrachtungen, welche schriftlich, noch mehr aber mündlich abgehandelt wurden, als Hr. H. Hirt uns durch seinen Besuch, im Herbste verflossenen Jahres, erfreute.

Da aber Personen, welche Kunst oder Wissenschaft wahrhaft interessirt, sich im Gespräch nie erschöpfen und immer neue Aufschlüße geben, denn die lebendige Theilnahme könnte nur mit dem Leben selbst enden: so erhielten wir nach Hrn. H. Hirts Abreise, zu unsrem großen Vergnügen, ein Schreiben von ihm, in welchem er sich nachträglich über mehrere Stellen seines Buchs erläuternd und neue Beweise hinzufügend, ausspricht. Zugleich gab Hr. H. Hirt die freundschaftliche Erlaubniß die Zusätze zu seinem Werke und einige Gegenbemerkungen hinsichtlich unserer Aeußerungen, durch den Druck mitzutheilen, welche über das Ganze und Einzelne Licht verbreiten.

Herr Hofrath Böttiger hat was sich aus diesem Schreiben auf Alterthumskunde bezieht, in sein Kunst-Notizenblatt aufgenommen und das auf Malerei bezügliche, mir überlassen. Ich glaube, daß solches den Kunstfreunden willkommen seyn wird und nicht vorenthalten werden darf, um so mehr, da der Verf. selbst die Mittheilung wünscht und uns zu weiterer Betrachtung aufforderte.

Es sey mir daher vergönnt die Zusätze und Erörterungen des Verfassers mit Noten zu begleiten.

Quandt.

Ich gehe zu den Gemälden über, die ein anderer Dresdner Kunstfreund in mehreren Blättern einer andern gelehrten Zeitschrift — der Hallischen Literaturzeitung Nro. 152, 153 und 154 anzuzeigen übernommen hat. Diese Anzeige ist nicht nur nachsichtig; sie ist im grössern Maße günstig, selbst in Dingen, wo ich zuerst Einspruch erwartete. Sie rühret von einem erfahrnen Kenner her, der uns eben jezt mit einer deutschen Uebersezzung des ersten Bandes der Kunstgeschichte von Lanzi beschenkt*), und durch seine Vorrede und viele Zusätze gezeigt hat, daß er, unerachtet er den Nutzen des Werkes anerkennt, kein blinder Verehrer der Lanzischen Methode, die Kunstgeschichte zu schreiben, ist. Ich wünsche der Unternehmung guten Fortgang und die baldige Erscheinung des ganzen Werkes.

Ich gehe die vorliegende Anzeige mit der Feder in der Hand durch, bloß um dem Verfasser meine Achtung zu bezeigen, und mich mit demselben in einzelnen Dingen näher zu verständigen.

Seite 571 ist der Rec. der Meinung, ich hätte die Eintheilung der Kunstepochen von Lanzi beibehalten. Dieß ist aber nicht der Fall. Ich bin vielmehr der Meinung, daß nichts so sehr die Unfähigkeit des Lanzi, eine kritische Geschichte der Kunst zu schreiben erweiset, als seine unrichtige Bezeichnung der Epochen, und zweitens daß er seine Geschichte nicht nach Epochen, sondern nach den Landschaften zu schreiben gewählt hat, obwohl wir in manchen andern Beziehungen die Nützlichkeit des Werkes nicht läugnen wollen. — Lanzi macht zwischen Giotto, dem Schöpfer der neuern Kunst, und Leonardo da Vinci, dem Vollender derselben, keinen Abschnitt, sondern begreift die zwei Jahrhunderte vom Anfange des vierzehnten bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter Einer Epoche. Hiebei erfordert aber die geschichtliche Kunstbetrachtung eine wesentliche Trennung, und der lange Zeitraum eine Scheidung in zwei Epochen, nämlich die erste von Giotto bis Masaccio und Angelico von Fiesole im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts, was ich die Anfangsepoche, oder die Giottoische der neueren Kunst nenne, weil während dieses Zeitraumes keine wesentliche Veränderung in dem Geist und in dem Betrieb der Kunst vorgieng und die Giottoische Verfahrungsweise dieselbe blieb.

In dem ersten Viertel des 15ten Jahrhunderts aber, besonders unter Masaccio und Angelico von Fiesole, gestalteten sich die Fortschritte und die Studien der Kunst ganz anders, und von diesen Meistern bis Leonardo da Vinci bildet sich ein neuer, der zweite Zeitraum, welchen ich die Entwicklungs- oder Bildungsepoche der neueren Kunst nenne. Schattengebung, Perspektive und Beleuchtung wurden jezt die Studien, und damit ein besseres Ergreifen der Formen der Natur. Die Zeichnung der Figuren, ihre Stellungen und Bewegungen werden natürlicher; das Dargestellte belebt sich und erhält Geist und Bedeutung in der Handlung und in den Gesichtszügen. Landschaftliche und bauliche Hintergründe treten jezt immer mehr an die Stelle der Goldgründe u. s. w. Man versucht jezt das Studium des Nackten, theils nach der Natur, theils nach den Vorbildern des Alterthums, und später steigert sich dieses Studium mit der Beihülfe der Zergliederungskunst. Auf diese Weise hob sich die Kunstdarstellung in dieser wichtigen und großen Epoche, wozu die Technik des Oelmalens sich noch gesellte, herbeigerufen aus den Niederlanden, um das Colorit zu beleben.

Mit solchen Anstrengungen in der zweiten Epoche gelang es, daß am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Männer entstanden wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Tizian und Correggio, welche eine neue, die dritte, oder Vollendungsepoche der neuern Kunst bezeichnen. Jeder dieser Häupter hatte seine Schule und besonderen Nachahmer. Nichts änderte sich wesentlich in dem Studium und in der Manier der vier Hauptschulen, nur daß die Energie durch kraftlose Nachahmung sich immer mehr verlor, bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts neue Maximen und neue Weisen zu studiren entstanden. Dieß geschah durch die Eklektiker und die Naturalisten, welche eine neue, die vierte Epoche der neuern Kunst bildeten u. s. w. *) — Lanzi fehlte darin wesentlich, daß er zwischen die großen Meister des sechszehnten Jahrhunderts und die Eklektiker eine andere Epoche einflicken will. Aber eine neue Epoche kann nur durch eine veränderte Weise des Studiums und durch die Annahme neuer Maximen bezeichnet werden, nicht aber dadurch, daß die bestehenden mit geringerer Energie geübt wurden. Im Venezianischen, in der Lombardey, im Toskanischen und in Rom wurde bis gegen das Ende des Jahrhunderts noch anhaltend der individuelle Styl der Häupter der vier Grundschulen befolgt.

So viel über das Fehlerhafte der Eintheilung der

---

*) Der zweite Band ist so eben erschienen.

*) Ich habe in meiner Anzeige der Kunstbemerkungen des Hrn. H. Hirt in der Allg. Hallischen Literaturzeitg. dem Verf. nicht den Vorwurf machen wollen, als hätte er die ungenügende Lanzische Kunstepocheneintheilung beibehalten, sondern vielmehr nur gewünscht, Hr. H. H. möchte die Lanzische Terminologie, welche einen unrichtigen Begriff vom Charakter der Kunstepochen gibt, verbessern und sich nicht der Worte: Eklektiker und Naturalisten, bedienen.

Epochen von Lanzi, wozu sich der andere Hauptfehler gesellte, daß er seine Malergeschichte nicht nach Epochen, sondern nach Landschaften schrieb. Dadurch ward er genöthigt, eine Menge Unterabtheilungen zu machen, und das schon manchmal Gesagte aufs neue zu wiederholen So gieng der kritische Gesichtspunkt bei seiner Geschichte fast gänzlich verloren, und an dessen Stelle trat eine bloße Aufstellung von Namen nach den verschiedenen Landschaften. Doch hierüber hat der kenntnißreiche Recenzent selbst bereits treffliche Bemerkungen zur deutschen Ausgabe des Lanzi gemacht. —

Einzelnes:

Seite 570. Mir ist angenehm zu sehen, daß der Rec. mit den Werken des Friedrich Herlin bekannt ist. Indessen möchte man kaum zugeben, daß die Gesichtsbildungen in den Werken des Meisters zu Nördlingen feiner ausgeführt wären, als in dem Gemälde zu Meißen.

S. 573. Als die Niederländer in Raphaels Zeit nach Italien zu wandern anfiengen, gab es noch keine — weder politische, noch religiöse — Störung, und die Eyckische Schule blühte noch herrlich fort. Welch' grösserer Namen läßt sich nennen, als Quintin Metsys? Auch haben Orley, Mabuse und Corcie durch ihren Besuch in Italien nichts verloren, sondern erst die spätern, wie Hemskerk und andere, die sich mehr nach Michel Angelo richteten.

S. 574. Rec. lobt mit Recht die beiden Gemälde von Ercole Grandi in seiner ersten Manier, deren zu erwähnen ich vergaß. — Warum ich die Darstellung im Tempel eher von Basaiti halte, davon ist besonders Ursache die Art, wie das Architektonische gemalt ist, worin der Meister ausgezeichnet war. — Der Christus mit dem Namen Bellini läßt sich kaum dem Conegliano zuschreiben, der zwar in der Manier seines Meisters trefflich arbeitete.

S. 575. Der graue Ton in dem Portrait bezeichnet vorzüglich die Hand des Leonardo da Vinci. Das Bildniß des Kaufmanns Giese in der ehemalig Sollyschen Sammlung, was für Holbein gilt, ich aber von Quintin Metsys halte, ist in Rücksicht der Vollendung allerdings dem Leonardischen sehr ähnlich, aber ganz verschieden im Ton. *)

S. 577. Das Leben des Correggio von Pungileoni, das erst kürzlich in meine Hände gefallen ist, ist ein Machwerk ohne alle Kritik, woraus auch nicht ein neues Datum zu notiren ist.

S. 578. Das Antike in der Gruppe des Marsyas und Olympus darf bei Giorgione nicht befremden, wenn man bedenkt, wie früh man antike Werke in Venedig sammelte, und die Bildhauer alldort das Antike früher und vollkommener nachahmten, als die Toskanischen Bildner. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Bei ohnlängst wieder angestellter Betrachtung des Bildnisses des Kaufmanns Giese im Museum zu Berlin habe ich nunmehr zwar die Verschiedenheit der Malerei dieses Bildes von der des sogenannten Leonardischen Gemäldes in der Dresdner Gallerie eingesehen, obwohl ich dadurch noch nicht überzeugt worden bin, daß das Portrait in der Dresdner Gallerie ein Werk des Leonardo sey, so ganz vortrefflich solches auch immer ist.

*) Unter dem Namen Toskanische Schule versteht der Vf. wohl insbesondere die Florentiner, weil, wenn man die Pisaner nicht von den Toskanern aussonderte, Maler sich in der Florentiner Schule finden ließen, welche früher als Venezianer, Antiken zu Muster wählten.

Die zufällig erhaltenen antiken Bildwerke weckten eher große Bildner als große Maler, und jene hohen Muster aus dem Alterthume gewann erst wohl später, am frühsten jedoch noch auf die Künstler im mittleren Italien, einen günstigen Einfluß hinsichtlich der Malerei. Diese mußte der ihr nahe stehenden, früher entwickelten Kunst der Bildnerei nachstreben und so scheint der Einfluß der antiken Bildwerke mehr mittelbar fördernd auf die Malerei gewirkt zu haben.

Squarcione und Mantegna zu Padua scheinen im oberen Italien beinahe die einzigen zu seyn, in deren Werken man Spuren eines antiken Styls findet, indeß die übrigen Künstler, welche in der Sinnesweise des prachtliebenden Venedig und für dessen heitres Volk malten, einer genußreichen Sinnlichkeit und reizenden Natürlichkeit folgten.

Ueber eine Münze von Metapont.

(Beschluß.)

Wir nehmen also an, daß die Medaille wirklich als Kampfspreis gegeben worden, wobei sich die von Letronne und, wie es scheint, auch von Millingen gänzlich mit Stillschweigen übergangene Frage aufdringt, woher es gekommen, daß gerade Achelous Patron und Vorsteher gewisser in Metapont gefeierter Wettspiele geworden sey. Die Beantwortung derselben ist gleichfalls schwierig, ja vielleicht unmöglich. Jedoch kann die Vermuthung gewagt werden, daß diese Wettkämpfe vielleicht ein Erinnerungsfest an den Kampf gewesen sey, welchen Achelous mit dem Herakles, wenn auch unglücklich, doch ehrenvoll bestanden hatte *), und von welchem wir die schönen Erzählungen bei Sophokles Trach. 497 folg. und Ovidius Met. IX. init. haben. Die symbolische Beziehung der Metapontiner auf diesen Kampf ergiebt sich aus der Anwendung, welche sie von dem oben besprochenen Füllhorn

*) Achelous sagt von sich selbst bei Ovid. Met. IX, 5:
nec tam
turpe fuit vinci, quam contendisse decorum est:
magnaque dat nobis tantus solatia victor.

gemacht hatten. Daß aber Achelous wirklich für einen agonistischen Heros oder Schutzgott der Wettkämpfenden im Alterthume galt, kann aus einer Stelle des Philostratos Heroic. S. 678 (S. 54 ed. Boissonad.) erwiesen werden, welche hier vorzügliche Berücksichtigung verdient. Daselbst heißt es von dem Faustkämpfer Plutarchos: Οὗτος ἀνιὼν τὴν δευτέραν Ὀλυμπιάδα ἐπὶ τοὺς ἄνδρας, ἱκετεύει τὸν ἥρω χρῆσαί οἱ περὶ τῆς νίκης. Ὁ δὲ αὐτὸν κελεύει Ἀχελῴῳ ἐναγωνίῳ χρῆσθαι . . . . . . Ἠγωνίζετο μὲν ἐν Ὀλυμπίᾳ πρὸς Ἑρμείαν τὸν Αἰγύπτιον τὴν περὶ τοῦ στεφάνου νίκην. Ἀπειρηκότες δὲ, ὁ μὲν ὑπὸ τραυμάτων, ὁ δὲ ὑπὸ δίψης (καὶ γὰρ ἀκμάζουσα μεσημβρία περὶ τὴν πυγμὴν εἱστήκει), νεφέλη ἐς τὸ στάδιον καταῤῥήγνυται, καὶ διψῶν ὁ Πλούταρχος ἔσπασε του ὕδατος, ὃ ἀνειλήφει τὰ περὶ τοῖς πήχεσι κώδια, καὶ τὸν χρησμὸν ἐνθυμηθεὶς, ὡς μετὰ ταῦτα ἔφασκεν, ἐς θάρσος ὥρμησε καὶ ἔτυχε τῆς νίκης *).

*) Diese Begebenheit hat den Charakter von so viel Alterthümlichem an sich, daß wir jeden Zweifel in Bezug auf die Aechtheit der Ueberlieferung im Allgemeinen zurückweisen müssen. Wenn sich aber in der Art der Ueberlieferung Ungereimtheiten finden, wie dies wirklich der Fall ist und gleich gezeigt werden wird, so mag dies vielmehr in der Verfälschung der Ueberlieferung oder in der falschen Auffassung des Schriftstellers selbst seinen Grund haben. Es ist zu verwundern, daß noch keiner der Ausleger die Ungereimtheit bemerkt hat, welche bei dieser Erzählung in dem Umstande liegt, daß das Faktum sich in der zweiten Olympiade ereignet haben soll. Mögen auch in später Zeit den Olympischen Spielen Nichtgriechen beigewohnt, ja an den Kämpfen selbst Theil genommen haben, so kann doch in der zweiten Olympiade davon noch keine Rede seyn. Einen andern Umstand haben schon frühere Gelehrte geltend gemacht. Corsini Diss. agonist S. 137 bemerkt über den Inhalt unserer Stelle: „Loydius ac Dodwellus ideo id falsum asserunt, quod pugilatus Olympiade solum 23 usurpari coeperit. Fieri fortasse potest, ut in Philostrato vox, aut numerus alius exciderit; sed fieri etiam potest, ut Philostratus Oly. illam hic secundam vocaverit, in qua Plutarchus ipse, qui fortasse prius in pueris vicerat, iterum, vel secunda vice in viris coronam obtinuit.“ Dürften wir nun auch δευτέραν auf die zulezt angegebene Weise rechtfertigen, so steht uns die Erwähnung eines Aegyptischen Kämpfers immer noch im Wege, da das ganze Ereigniß, sobald es überhaupt für ein wirkliches genommen werden muß, gewiß in eine frühe Zeit gehört. An Verfälschung des Textes ist aber um so weniger zu denken, als einmal die Worte an sich klar und deutlich sind und ferner sich in den Handschriften auch nicht die leiseste Spur einer hier statt gefundenen Corruptel zeigt; daher wir das Irrige in der Erzählung lieber dem Schriftsteller selbst zumessen, der bekanntlich in seinem ganzen Werke eben nicht die glänzendsten Beweise von Verstand und Kenntniß des Alterthums abgegeben hat.

In dieser Stelle versteht man die Erwähnung des Achelous gemeiniglich so, daß dadurch nichts anderes als Wasser bezeichnet werde, in welcher Bedeutung allerdings Ἀχελῷος gefunden wird *). Dann würde freilich die Stelle gar keine Beziehung auf unsern Gegenstand haben. Aber man versteht so die Stelle nur halb, und hat unberücksichtigt gelassen, daß von einem Orakel die Rede ist, dessen Inhalt seiner Natur nach doppeltsinnig seyn mußte. Hätte das Orakel enthalten, Plutarchos solle sich des Wassers bedienen, so begreift man nicht, warum der Name des Achelous zur figürlichen Bezeichnung desselben gewählt wurde. Ferner kann Ἀχελῷος (in der Bedeutung von Wasser) ἐναγώνιος nur ein Wasser bezeichnen, dessen man sich bei Wettkämpfen bediente. Was soll dies aber für ein Wasser seyn? Das Orakel ist vielmehr so zu fassen: Plutarchos solle sich des Ἀχελῷος ἐναγώνιος als ἔφορος τοῦ ἀγῶνος (wie es der Scholiast richtig erklärt) bedienen, d. h. seine Hülfe von diesem Heros als Patron der Kampfspiele erwarten; unter dem Achelous verstand aber das Orakel nach jenem Sprachgebrauche Wasser. Faßt man die Stelle nicht so, dann hat das Beiwort ἐναγώνιος gar keinen Sinn mehr. Dieses Beiwort konnte aber dem Achelous richtig gegeben werden, da er in Metapont wenigstens, wie wir gesehen haben, wenn nicht auch sonst noch anderswo, als Vorsteher gewisser Kampfspiele verehrt ward. Ja, in dem Schatzhause der Megareer zu Olympia befanden sich nach Pausanias VI, 19, 9 als Weihgeschenke Figuren von Cedernholz mit eingelegter Arbeit von Gold, den Kampf des Achelous und Herakles sammt der Deianira und andere Personen darstellend, sicher Weihgeschenke Olympischer Sieger aus Megara.

Friedrich Osann.

*) Siehe die Ausleger zu dieser Stelle Schol. in Thierschii Act. Philol. Monac. I, 3. S. 330: κοινῶς δὲ πᾶν ὕδωρ Ἀχελῷος καλεῖται.

Berichtigungen.

In die Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler Nr. 83 und 84 des Kunstblatts 1830 haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen, von welchen die hauptsächlicheren nambaft gemacht werden müssen.

Seite 331 Spalte 1 Zeile 23 BRIGANTE statt BRIGANTIE. Z. 26 scit. statt scil. Anmerk. Z. 6 zuerst statt zwar. Z. 8 Vasiteles statt Pasiteles. Z. 10 Helcodoros statt Heliodoros. Sp. 2 Z. 9 similitudime statt similitudine. confideratum statt consideratum. Z. 13 speciem statt speciem. Z. 22. APXION statt APXIOY. S. 332 Sp. 1 Z. 24 ostia Tiberina de pressuros statt ostia Tiberina depressuros. S. 333 Sp. 1 Z. 21 Gregorias statt Gregorios. S. 334 Sp. 1 Z. 32 MVMDI statt MVNDI. S. 336 Sp. 1 Z. 25 Flumine statt flumine. Sp. 2 Z. 41 thus statt thes.

Nº. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 3. März 1831.

Erörterungen
zu den
„Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag von A. Hirt."

(Beschluß.)

Man betrachte nur die beiden wundervollen Denkmäler von der Hand des Tullio Lombardo, *) beide in der Kirche S. Gio. e Paolo in Venedig, das eine des Andrea Vendramin im Chor und das andere des Giovanni Mocenigo am Haupteingange in die Kirche links. Es sind die beiden Denkmäler, wo sich unter allen Werken der neuen Sculptur die antike Nachahmung am vollkommensten ausspricht, und die ein Beweis sind, wie früh die venezianischen Künstler mit den Antiken bekannt waren. Auch in dem Hofe des Fondaco de Tedeschi habe ich Spuren von Malereyen des Giorgione gesehen, wozu ihm das Antike als Vorbild diente. Die Marmorgruppe des Marsyas und Olympus ist mehrmal vorhanden. Ob aber der venezianische Meister den Marmor oder einen Abguß vor sich hatte, muß dahin gestellt bleiben.

S. 579. Daß der Rec. in Hinsicht der so genannten tizianischen Venus meiner Meinung beitritt, so wie auch in Hinsicht der Venus von Palma Vecchio, beweiset für seine kritische Weise zu sehen.

S. 580. Zur Begründung der Ansicht, daß der sogenannte Bagnacavallo eine Arbeit des Fra Sebastian del Piombo sey, führte ich das Hauptwerk des Letzteren in Treviso an. Auch hätte ich noch, um die Manier dieses Meisters gehörig aufzufassen, auf zwei einzelne Figuren, einen nackten Sebastian, und den Apostel Bartholomäus in der Kirche S. Bartolommeo in Venedig, und dann auf ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren, den Cardinal Ippolito Medici und den Maler selbst vorstellend, ehemals in der Gallerie Borghese in Rom, hinweisen können. Das vortreffliche Bild der heiligen Agata im Pitti zu Florenz ist dasjenige, was in der Schönheit des Tones am Wenigsten Aehnlichkeit mit dem warmen Colorit des Fra Sebastiano hat.

Ebenallda: was den Rubens betrifft, hatte ich keine Absicht, diesem manchmal von Kritikern verschmähten Meister weniger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in Wahrheit, indem ich die Worte, die ich über ihn vorbrachte, wiederlese, wüßte ich weder etwas beizusetzen, noch wegzunehmen, um das Wesen und den Geist dieses Meisters genauer zu charakterisiren.

S. 588. Der Rec. hat Recht, daß ich in Beziehung des Landschaftlichen unter den Italienern den Benozzo Gozzoli vorzugsweise hätte nennen sollen. Seine Hintergründe sind für die Zeit wahrhaft bewunderungswerth, aber wenn der Rec. glaubt, daß er im Landschaftlichen mit den großen Niederländern, den Brüdern van Eyck und Hemling zu vergleichen sey, so überschätzt er den Italiener sehr. Die beiden Eyck und Hemling sind bereits in der Luftperspektive und in dem Effekt so ausgezeichnet, daß kaum die besten unter den spätern über dieselben zu setzen sind. Wer sich der Landschaft der Eyck hinter den Einsiedlern, und des Sonnenaufganges im Bilde des Hemling zu Brügge, wo der große Christoph durch das Wasser schreitet, erinnert, wird kaum etwas Höheres zu nennen wissen. Dem Benozzo, so wie allen Italienern jener Zeit, fehlt es noch gar sehr an Ton und Luftperspektive.

Ebenallda: der Rec. hätte für die Bildnißmaler ein eigenes Fach gewünscht. Aber wie? — Sind die Figurenmaler jener Zeit nicht auch Porträtmaler? Und wie wenige giebt es, die ausschließlich sich dem Portrait wid-

---

*) Andrea Vendramin starb 1478. Die Abbildung seines Denkmals: Fabbriche di Venezia Vol. sec. Distrib. XXXIII. An diesem Denkmal sind außer mehrern andern auch zwei Statuen, welche Adam und Eva vorstellen, die der Künstler mit seinem Namen Tullio Lombardo, bezeichnete. S. auch Storia della Scultura Vol. II. Pag. 164.

Tullio gehört also nicht unter die sehr frühen Bildner. Auch würde dieß hier nicht entscheiden, wenn er auch früher gelebt und im antiken Styl gearbeitet hätte, weil er ein Bildner und kein Maler der venezianischen Schule war, von welcher hier die Rede ist.

meten, und von diesen die vornehmsten zu nennen (S. 92.) habe ich nicht vergessen.

S. 583. In Rücksicht der Antikensammlung fügt der Rec. nur beifällige Bemerkungen bei. Er meint aber in Hinsicht der Aufstellung, daß, da die Größe der Bilder nach den architektonischen Verhältnissen ursprünglich gemacht wurde, man auch jetzt noch das Aehnliche berücksichtigen sollte. Gewiß hat Rec. recht, wenn man nur den Effekt bei der Aufstellung beabsichtigt. Aber da mich aus den Denkmälern ein höherer Sinn anspricht, nämlich der der Belehrung; so kann ich auch nur jene Aufstellung der alten Marmorwerke als zweckmäßig ansehen, wo dieselben nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung zusammengereiht sind: also große und kleine Statuen, Büsten und Fragmente, Rümpfe, Arme, Beine u. s. w., wie dieselben vorkommen, unter einander. Eine solche Anordnung werden decorirende Architekten am wenigsten gut heißen, aber sie ist unterrichtend. Der Geist des Alterthums spricht daraus am besten zu der Nachwelt.

S. 584. Daß in Oberitalien noch Werke von Thomas von Mutina vorkommen, wie der Rec. bemerkt, ist mir ganz unbekannt; auch daß der Maler manchmal auf seine Werke: S. Mutina: einschrieb. Gewiß ist, daß auf dem Gemälde in Wien, wie auf dem noch vorhandenen in Carlsstein der Name des Künstlers: Thomas de Mutina, sehr deutlich zu lesen ist. *)

S. 585. Von dem großen Gemälde am Hauptaltar in der Kirche St. Veit in Prag wird nur das Mittelbild dem Hans Holbein zugeschrieben, was ich aber alsobald als Bernard van Orley erkannte. Nur die beiden Flügelbilder waren mir räthselhaft, wovon das eine dem Correggio, und das andere dem Giulio Romano zugeschrieben ward. Nur das Verhältniß des Orley zu Coxcie als Meister und Schüler, brachte mich darauf, daß die Flügel von Lezterem seyn möchten, wie die Geschichte es auch bestätigt hat. —

Eben alda: daß die Ideen des Rec. über Mengs (in der Vorrede zur Uebersetzung des Lanzi) so nahe mit den meinigen zusammentreffen, kann nicht anders als erfreulich für mich seyn.

S. 586. Nun noch ein Wort über meinen Prüfungssatz, worüber ich nicht recht weiß, ob der Rec. und ich uns deutlich verstehen. — Ich frage blos, was in den Werken der Kunst wohl gelungen und vollkommen, das ist: schön zu nennen sey; und ob es einen Prüfungssatz gebe, dieß Schöne in den Kunstprodukten zu erkennen und zu würdigen? — Hierauf antworte ich: allerdings, und zwar ist dieser allgemeine Grundsatz oder Prüfungssatz die Charakteristik, oder die individuelle Bedeutsamkeit. — Hier wird also nicht gefragt: ob der Gegenstand, den ein Künstler zu bearbeiten übernahm, an sich schön, oder häßlich, edel oder unedel sey; ob der Künstler das Ideal eines Achilles, oder das eines Thersites, eines Bacchus oder Silenus bearbeitete; sondern ob der Künstler seinen Gegenstand individuell bedeutsam, oder charakteristisch dargestellt habe. Hierauf hat der Künstler zu sehen, und gelingt ihm auf diese Weise seine Darstellung, so nennen wir dieselbe kunstschön. Dieses allgemeine Prüfungsprincip schöpfte ich aus der Betrachtung der Werke der Alten, so wie aus denen der vornehmsten Neuen. Auf dem Wege dieses Princips erfanden die Alten die mannigfaltigsten Charaktere ihrer Götter, Dämonen und Heroen; hiernach bildeten sie ihre historischen Gegenstände, die Bildnisse der Athleten und anderer berühmten Männer, so wie die Darstellung historischer Begebenheiten. — So giengen die Alten bey der Produktion ihrer Kunstwerke nur dem Charakteristischen nach, und je individuell bedeutsamer dieselben ausfielen, für desto gelungener, vollkommener und schöner wurden sie gehalten. Das Kunstschöne bestand in der wahren und vollendeten Charakterisirung des Gegenstandes. Daher entstanden die hohen und schönen Ideale der Götter, daher die mannichfaltigen Idealcharaktere der Dämonen, wie ich dieselben in den zwey Heften meines mythologischen Bilderbuches aufzustellen mich bemühte. —

Mit den Ansichten der neuern Philosophie über das Schöne hat das Kunstschöne, von dem ich spreche, nichts zu thun — und wenn der Rec. seine philosophische Aesthetik auf einen Augenblick vergessen will, so wird er als ein Kunstkenner leicht erfassen, auf welche Weise ich meinen allgemeinen Prüfungssatz verstanden wissen will, und ich müßte mich täuschen, wenn sein geläuterter Kunstsinn meinen Ansichten nicht beytreten sollte. *)

A. Hirt.

den 6. Septemper 1830.

---

*) Daß es in Oberitalien und zwar in Treviso in einem Benediktiner-Kloster viele Malereien von Thomas de Mutina gibt, bezeugt d'Agincourt, Histoire de l'art par les Monumens. Tome II. Peinture. Pag. 117.

Was die Weise betrifft, wie Thomas de Mutina seinen Namen schrieb, so muß ich bemerken: daß ich seine Namensunterschrift von einem Gemälde in der Wiener Gallerie genau copirte, will jedoch bekennen, daß jenes, einem S ähnliche Zeichen vielleicht nur eine Verzierung ist, welche der Maler, zwischen seinem und seiner Geburtsstadt Namen sezte.

*) Herr Hofr. Hirt fordert mich auf, seiner Erklärung über das, was er kunstschön nennt, beizutreten. Ich kann nur bedingt zugeben, daß das Schöne in der Kunst auf dem Charakteristischen beruhe, denn die Idee Schönheit schließt Vieles aus, was charakteristisch ist, dahingegen ist das Schöne gewiß nie ohne Charakter. Vieles ist also charakteristisch ohne schön zu seyn. Z. B. ein Bild von Adrian Ostade, welches durch Alter, Dürftig-

keit, oder Ungunst des Climas entstellte menschliche Gestalten zeigt, ist gewiß sehr charakteristisch, aber nicht schön. Man muß ein solches Bild gelungen, vollkommen und trefflich, jedoch nicht schön nennen und ich glaube es ist dann nicht wenig gelobt, wenn man jene Eigenschaften ihm zugesteht.

Wenn das, was der Vf. kunstschön nennt, unbedingt schön wäre, Allgemein und ohne Beziehung auf etwas anderes für schön anerkannt werden müßte, wie das wahrhaft Schöne es von eines Jeden Gemüth fordern kann, so hätte der Herr Vf. nicht nöthig gehabt das Wort: Kunst als Bedingung hinzuzufügen. Es ist dieß schon ein verstecktes Bekenntniß, daß er nur ein bedingtes, auf Kunst bezogenes, die Geschicklichkeit des Künstlers oder die Uebereinstimmung des Bildes mit einem realen Gegenstande berücksichtigendes Wohlgefallen meint.

Ich glaube, es sey besser das Prädikat: schön, für Dinge aufzusparen, welche ohne anderweite Beziehung und Bedingung darum wohlgefallen, weil in ihrer Erscheinung sich darstellt, was wir, zu Folge der dem Menschengeiste eingeborenen Urbilder der Dinge, wahrzunehmen innigst verlangen.

Erscheint uns nun in Natur oder Kunst etwas, das mit dem Urbilde (Idee) in uns übereinstimmt, so fühlen wir eine Freudigkeit des Gemüths und nennen den sinnlich wahrgenommenen Gegenstand schön, der in uns das Bewußtseyn des Urbildlichschönen weckte. Jeder einzelne Gegenstand hat aber wieder seinen eigenthümlichen Charakter, wodurch er sich vor den andern Dingen seiner Gattung unterscheidet, und dieser Charakter muß dann doch so seyn, daß er nicht mit dem Ideale (Urbilde) der Gattung in Widerspruch steht.

Läugnet man die urbildliche Kraft des Geistes, so können wir sie freilich keinem beweisen, der sie nicht in sich selbst gewahr wird. Ein solcher Läugner würde sich aber auch alles Urtheils über Schönheit begeben müssen, denn das Schöne wäre für ihn nur eine Sache des Geschmacks, ein zu Folge einer Uebereinkunft für wohlgefällig angenommenes Ding.

Es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn das Kunstschöne mit dem Aesthetischschönen nichts zu thun hätte, denn dann beruhte das Wohlgefallen an jenem auf einer willkührlichen Uebereinkunft, es könnte keinen Anspruch auf allgemeines Wohlgefallen machen, sondern blos dem Künstler oder Kunstkenner gefallen. Kunstwerke, welche aber blos den Künstlern und Kennern gefallen können, sind trefflich, meisterhaft, täuschend, vollendet, oder wie man will und nach dem sie es verdienen, nur nicht schön zu nennen.

So ist es auch mit dem Charakteristischen, welches nur dann schön ist, wenn zwischen ihm und dem Urbilde eine Uebereinstimmung statt findet, wenn das Besondere dem Allgemeinen gleicht.

Jene Idealcharaktere, wie sie der Vf. in seinem mythologischen Bilderbuche aufstellt, sind nicht blos kunstschön, wie er es nennt, sondern wahrhaft schön, denn es sind aus der allgemeinen und höheren Idee der Menschheit abgeleitete Begriffe, welche daher immer Wohlgefallen erregen müssen; den urbildlichen Ursprung nicht verläugnen und uns das Allgemeine im Besondern um so näher bringen und anschaulicher machen, je bestimmter, also charakteristischer, und je übereinstimmender diese Charaktere mit der Idee Schönheit sind.

Das Ideale wird auf diesem Wege ein Reales.

Wir brauchen also die Aesthetik nicht auf Augenblicke zu vergessen, um das Charakteristische, wenn es mit dem Idealen sich verträgt, schön zu finden, denn es ist schön, wenn es mit den ästhetischen Forderungen übereinstimmt; wir können aber nicht alles was charakteristisch ist und blos weil es charakteristisch ist, für schön anerkennen.

Dieß ist was wir dem Vf. zugeben können, und wir hoffen, daß wir uns so deutlich und genügend erklärt haben, als es in der Kürze möglich ist.

Quandt.

Arabeske.

Randzeichnungen zu Göthes Balladen und Romanzen von Eugen Neureuther. Viertes Heft. Stuttgart, Tübingen und München in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Mit diesem Heft schließt sich der Kranz der von Hrn. Neureuther ausgesuchten Göthischen Lieder. Was bereits von der ganzen Sammlung gesagt ist, gilt auch, und vorzugsweise von diesem Heft. Der Künstler gebietet mit Leichtigkeit über den mannichfaltigsten Stoff, treu dem System, das er sich geschaffen, und geleitet von einer heitern, launigen Phantasie, die, wenn sie sich eben so in die Höhe schwingt und in die Tiefe bildet, als sie sich horizontal über die Natur verbreitet, dem Humor in der bildenden Kunst das Feld bereiten zu gewinnen kann. Doch hier läßt sich nichts lehren. Getrieben verfolgt jeder Genius die nicht von Menschen vorgezeichnete Bahn.

Das Titelblatt rechtfertigt die früher ausgesprochene Ansicht, daß die vier Hefte mit den vier Lebensstufen parallel gehen sollen. Hier ist das Alter, und zwar das Großalter dargestellt: Enkel werden von den Aeltern zu den Großältern geführt; der Gedanke ist deutlich: nicht der Tod folgt dem Alter auf der Ferse, sondern neues Leben, und in ewiger Verkettung greifen Wurzel, Blüthe und Saamen in einander um der Natur ihre Unsterblichkeit zu sichern. Es möchte dieß Blatt wohl den Dichter-Greis an die Worte erinnern, die er einem jüngern Freund, der an der Flamme seiner Dichtkunst die eigne entzündet, in die Brieftasche geschrieben, und worin er die Freude über das nachsprossende poetische Leben mit inniger Wärme ausspricht.

An Liedern enthält dieses Heft: Wirkung in die Ferne; die Spinnerin; Vanitas, vanitatum vanitas; Adler und Taube; der Junggesell und der Mühlbach; der Schatzgräber. Am wenigsten Stoff scheint dem Künstler die Fabel vom Adler und der Taube geboten zu haben: das geht nicht wohl — Waldgrund als Randzeichnung, und nun doch Nebensache, da es sich um ein Paar Vögel handelt, von denen der eine kaum herauszufinden. Es ist,

als verschmähe diese Kunst-Gattung zu festen Grund und Boden, als müsse sich der Componist hüten, daß er die Melodie dem Text nicht vergrabe, statt begleite. Auch eignet sich nicht alles zur Musik, was in Versen geschrieben ist, und gewiß stehen, wie schon früher erwähnt, in der Musik die Gesetze für solche Randzeichnungen. Deßhalb befriedigt auch die erstgenannte Erzählung — Wirkung in die Ferne — nur zum Theil; Scenen im engeren Sinne gehören nicht dahin, sie sind schon im Liede. Vortrefflich ist die Aufgabe bei der Spinnerin gelöst; das streift immer in die Gedankenwelt zwischen den Zeilen, ja sogar über den Endreim hinaus. Allein das Lied gehört zu denen, die eher in trauriger Weise gesungen werden sollten, und das in solcher sehr oft gesungen worden ist.

Ganz und gar aber in seinem und dem wahren poetischen Element ist Hr. Neureuther in dem Liede Vanitas! Das ganz leere ausgeblasene Leben, das sich aber doch noch, wenn auch auf hölzernem Bein, für die Freude aufrecht erhält, ist mit unglaublicher Lust, Laune, Ironie und feinem Witze meisterhaft dargestellt. Ein Blumen-Kranz umgiebt das fröhliche Trinklied, aus jeder Blume wächst ein Trinker hervor, jeder hat seine Sache auf etwas anderes gestellt, und keiner kann stehen, als der, der auf Nichts sie gestellt. Die absolute Vanitas konnte nicht besser accompagnirt werden, als durch die leersten Geschöpfe, die Affen, deren vielfache Geschäftigkeit in tausend Bewegungen immer nichts sagen will, als hohle Nachahmung des Gesehenen. Hier greifen sie vortrefflich in die klingenden Saiten, da an harmonischer Musik den Trinkern bei der „letzten Neige“ wenig mehr liegt. Je toller, je besser! ja es schlägt der Führer der großen Trommel seinen Takt auf seines Nachbars Kopf und der Flötenbläser verläßt seinen Posten, während der Basso sein Instrument mit dem Bügel streicht. Ein anderer dagegen träufelt Wein in das ausgeleerte Glas; das volle wird dem weggenommen, der auf Geld und Gut seine Sache stellt; dürstet einer nach Ruhm und Ehr, so umschwärmen ihn die recensirenden Schmeißmücken und der Affe zeigt seinem tief ernsten Blick den Rücken und was drunter ist; gehts aber auf die Neige, so hält ihn eine alte Aeffin am Bandel daß er nicht zu seinen lustigen Brüdern hinabsinke.

Bei dem Junggesell und Mühlbach zeigt vorzüglich das Nebenblatt mit seiner Landschaft, wie rein in des Künstlers Seele die Anklänge der Natur wiedertönen, und das Verschwinden des Bächleins in einem Blumenkelch ist ein zarter Gedanke, um den ihn jeder — Musiker beneiden könnte.

Durchblättert man nun die ganze Sammlung, so giebt Einem jedes Blatt neue Freuden, und ein Jeder wird etwas darin finden, das ihn ergötze. Für die Kunst selbst aber ist damit noch mehr gewonnen, ein ganzes unabsehbares fruchtbares Feld; und es kommt nur auf die Arbeiter in diesem Weinberg an, ob wir der süßen Früchte noch mehr genießen sollen. ef.

Paris.

Der Minister des Innern hat zu dem Beginne der Arbeiten für die seit längerer Zeit beabsichtigte Aufführung eines Saales, der lediglich für die wöchentlichen Sitzungen der vier Akademien bestimmt seyn soll, seine Vollmacht ertheilt. Der Plan dazu ist von Hrn. Vaudoyer. Der Saal wird im Innern des Palais des Instituts in der Straße Mazarine errichtet werden, wo er die zweite und dritte Etage einnehmen soll.

Rußland.

Eine Subscription, welche zur Errichtung eines Monumentes für den berühmten russischen Dichter Lomonossow eröffnet worden ist, hat 50,000 Rubel eingetragen, die Ausführung des Monuments ist Hrn. Martos, einem russischen Künstler anvertraut. Es wird aus zwei Figuren bestehen, deren größere, von kolossalem Verhältniß, den Lomonossow in einem Augenblick poetischer Begeisterung vorstellt. Sein rechter Arm ist ausgestreckt, seine linke Hand hält eine Harfe, die von einem Genius gestützt wird. Der Dichter ist halb bekleidet und steht auf einer Halbkugel, auf welcher man den nördlichen Theil des europäischen Rußlands und den Namen des Geburtsort des Dichters sieht.

Das Ganze, welches die Halbkugel ungerechnet, etwas über zwei Metres Höhe beträgt, soll in Bronze ausgeführt werden.

Bemerkungen über Kunst.

Unwissende Talentlosigkeit hat der Kunst weniger geschadet, als dünkelhafte Anmaßung. Jene hält zurück und sucht nur das Bessere nachzustümpern; sie ist absolut mittelmäßig; — diese rivalisirt aber mit dem Besten und sucht Ehre und Lohn durch betrüglichen Schimmer, durch Verführung und Geschmacksverderb zu erlangen.

*

Nur in der Liebe spricht die Wahrheit. Wer lieblos spricht, urtheilt falsch. „Liebendes Irren ist wahrer als lieblos treffende Wahrheit.“

N°. 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 8. März 1831.

Ueber die Darstellung des Teufels in der Malerei.

Ein Beitrag zu der Lehre von der künstlerischen Auffassung.

Zu den Gegenständen der künstlerischen Auffassung, welche bis jezt am meisten verfehlt worden sind, gehört die bildliche Darstellung der Gottheit und die Darstellung des Bösen, namentlich in der christlichen Malerei. Die Idee der Gottheit und des Bösen gehören beide dem religiösen Gebiete an, auf dem die Kunst immer ihre würdigsten Triumphe feyerte, und es läßt sich auch keineswegs behaupten, daß die bildliche Darstellung dieser Ideen das Kunstvermögen der Malerei überschreite. Denn wer will die Schranken bestimmen, welche dem menschlichen Geiste bei seinem Fluge in die höchsten Regionen gestellt sind? Haben auch tausend und aber tausend Künstler die Aufgabe nicht zu lösen vermocht; warum sollte man da, wo schon so viel des Großen und Erhabenen gelungen, zweifeln, daß es nicht endlich einem gelingen würde, ihre Lösung uns würdig vorzuführen? Wie sie zu lösen ist, darüber lassen sich natürlich keine bestimmten Regeln geben, weil hier allein der begeisterte Künstler entscheidet und die Schranke einer solchen Begeisterung niemand ermessen, noch weniger also begränzen kann; allein zur leichtern Lösung derselben kann es beitragen, auf das Verfehlte der bisherigen Darstellungen aufmerksam zu machen und die Quellen nachzuweisen, aus welchen der Künstler eine richtigere Auffassung zu schöpfen vermag.

Da die bildliche Darstellung der Gottheit schon mehreremal kritische Beleuchtungen erfahren hat, eine Prüfung der bildlichen Darstellung des Bösen aber uns zur Zeit noch nicht vorgekommen ist, so dürfte es nicht unangemessen seyn, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken, da er meistentheils vorzugsweise verfehlt aufgefaßt und der Kunst dennoch unentbehrlich ist, wie die so häufigen Vorstellungen desselben beweisen. Denn so wie kein Gemälde ohne Licht und Schatten bestehen kann, so vermag auch die Kunst nicht, ja kaum ein einzelnes Kunstwerk ohne einen Zusatz von Wehe und Traurigkeit zu bestehen. Trägt doch selbst die höchste Freude schon durch ihre Vergänglichkeit den Keim zu Schmerz und Traurigkeit in sich. Insofern also die Kunst mit ihren Schöpfungen sich vorzüglich dem Himmel zuwendet, mußte sie schon um des Gegensatzes willen auch die Hölle in den Kreis ihrer Gegenstände ziehen und diese räthselhaften Gebiete mit den Gestalten bevölkern, zu welchen Sage, Volksglauben und Religionsgeschichte den willkommenen Stoff darbieten.

Der Volksglaube der Juden, auf welchen der der Christen sich stützt, betrachtet die Hölle als ein Reich der ewigen Qual und Pein, beherrscht von einem obersten bösen Geiste und seinen Dienern, als den Aufenthaltsort der von der göttlichen Gerechtigkeit zu ewigen Strafen Verdammten, durch eine unübersteigliche Kluft ganz vom Himmel geschieden. Er unterscheidet also das oberste Haupt der Hölle und seine Diener, die er als Vollstrecker der göttlichen Strafen betrachtet, von den in der Hölle zu ewiger Qual Verdammten, welche sich in der Gewalt jener Vollstrecker befinden. Von den Qualen, welche sie den Verdammten anthun, hatte man anfangs keine bestimmten Vorstellungen: erst im Laufe der Zeit, vielleicht im Interesse der Römischen Kirche, bildete sich der Glaube an Martern und Plagen des Leibes in feurigen Schwefelpfühlen, in Flammenmeeren und dergleichen aus, weil auf den rohen Haufen von jeher die sinnlichen Schmerzen ein größeres Gewicht ausübten, als der höhere geistige Schmerz. Der Volksglaube ist die Mutter der Poesie und wird durch sie weiter ausgebildet: aus ihr geht er in die bildende Kunst über, deren nächste Quelle stets die Poesie ist, und so wurden für Darstellungen der Verdammten in der Hölle, Martern und Plagen des Körpers in Schwefelpfühlen und Feuermeeren beinahe der feststehende Typus.

Von der Person und dem Wesen des Höllenfürsten und seinen Gehülfen hatte der Volksglaube anfangs ebenfalls nur eine sehr dunkle Idee, fast ohne Gestalt und Form; er war der Vollstrecker der göttlichen Strafen und das Werkzeug des göttlichen Zornes. Erst als in das Judenthum indische und persische Religionsbegriffe eindrangen, welche den Glauben an einen steten Kampf des Lich-

tes oder des Guten mit der Finsterniß oder dem Bösen, beide in Ormuzd und Ahriman repräsentirt, als Enträthselung des Ursprungs des Bösen ausgebildet hatten, erhielt auch der Oberste der Hölle den Charakter und das bestimmte Bild eines bösen Wesens, und ward als der Vater und Anstifter alles Bösen gedacht, das dem Gedeihen des Guten überall in den Weg zu treten und es zu verhindern suche. Auf diese Idee eines vollendet bösen, von dem Guten geschiedenen oder ihm stets feindlichen Wesens stützte sich auch in der Folge der Glaube der Christen, nur daß, ungeachtet aller der Schrecken, womit die Phantasie ihn umkleidete, sich doch zeitig ihm ein komisches Element, der Glaube an eine Art lächerlicher Schalkhaftigkeit, welche nie ihr Ziel erreicht, des Guten Herr zu werden, beimischte. Die überzeugendsten Spuren von dieser Auffassung des bösen Wesens finden sich in den alten religiösen Dramen der christlichen Kirche, aus denen sich später das heutige Schauspiel selbst entwickelte. Unstreitig aus einer tiefen und richtigen Einsicht in das Wesen des Glaubens an einen ewigen Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, kamen in diesen Dramen zwei Richtungen zum Vorschein, eine tragische und eine komische. Als die Erstere erschien das Leiden und Sterben des Heilandes selbst, als das höchste tragische Moment, über welches hinaus kein schmerzlicheres gedacht werden konnte, zugleich aber auch als höchster Triumph der Tugend; als die Letztere das fruchtlose aber dennoch nie endende Kämpfen des Bösen gegen das heilige Erlösungswerk; weil ein Kampf, der gleich von Anfang an als ein fruchtloser sich ankündigt, dem keine Hoffnung des Sieges zur Seite steht, schon in sich den Keim des Lächerlichen trägt, wie denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ja überhaupt nur ein Schritt ist. So war mithin in diesen Dramen die äußere Erscheinung des Teufels fast immer mehr lächerlich als Grausen erweckend, obgleich man ihn keineswegs für etwas Geringfügiges oder Verächtliches ansah. Aus ihm ging sodann diese Auffassung in die bildende Kunst, ja selbst in die Sprache über, indem die Beinamen eines armen und dummen Teufels, welche die Sprache des gemeinen Lebens dem Höllenfürsten im sonderbaren Gegensatze mit dem Glauben an seine furchtbare Macht und die Schrecken, welche seine Existenz umgeben, so häufig beilegt, lediglich jenen religiösen Dramen ihren Ursprung verdanken, weil in ihnen der Teufel immer derjenige war, welcher durch alle seine Anstrengungen gegen die Rathschlüsse Gottes nichts auszurichten vermochte, gewöhnlich die meisten Schläge bekam, durch die Kraft der Erlösung um die Seele des Sünders geprellt wurde und so wider seinen Willen dazu beitragen mußte, die göttliche Macht, Hoheit und Erbarmung nur in ein desto glänzenderes Licht zu stellen.

Als die Philosophie den Begriff des absoluten Bösen demnächst ausbildete gaben die Künstler zwar die blos lächerliche Auffassung der Teufelsidee in etwas auf: sie suchten aber das durchaus Böse auch ihrerseits dadurch zur Anschauung zu bringen, daß sie auf den Teufel die höchstmöglich körperliche Mißgestalt und Häßlichkeit häuften, und bei Darstellung desselben sogar das fabelhafte Gebiet der Thierheit von Drachen, Salamandern, Kröten und andern Gewürmern mit zu Hülfe nahmen. In dieser Auffassungsweise der Künstler wurden also für die bildlichen Darstellungen des Teufels und der Hölle körperliche verthierte Häßlichkeit und Monstrosität in der höchsten Potenz, ein Schwefelpfuhl oder ein Flammenmeer mit einer Gallerie der ausgesuchtesten und raffinirtesten Martern des Körpers, feststehendes Prinzip; — und hier allein ist die Lösung des Räthsels zu suchen, daß in den meisten Fällen Darstellungen aus diesem Gebiete, statt Grauen oder Furcht zu erregen Lachen oder Eckel hervorbringen, folglich ihren Zweck verfehlen.

Denn forschen wir nach dem Zwecke dieser Darstellungen, so kann dem Künstler hier fast kein anderer vorschweben, als entweder Schauder, Grauen und Entsetzen zu erregen, oder durch den Contrast die Seligkeit des Himmels, wonach die Sehnsucht dem menschlichen Gemüthe so tief inwohnt, um so mehr zu heben, oder endlich das Böse in seiner ganzen Häßlichkeit zur bildlichen Anschauung zu bringen. Die ersteren Ansichten liegen besonders den Darstellungen der Hölle als eines Ganzen zum Grunde; die letzteren den Darstellungen des obersten bösen Wesens, oder wie wir dasselbe der Kürze halber nennen wollen, des Teufels, an und für sich.

In dieser letzteren Hinsicht wird die bildliche Darstellung durch Beimischung eines komischen Elements ganz verfehlt. Denn was die Dichtkunst im Fortschreiten der Handlung zu erreichen vermag, kann von der auf den Moment beschränkten Malerei niemals erreicht werden. Sie vermag nicht, wie die Dichtkunst, den komischen Moment in der Folge tief tragisch zu modifiziren: jede Beimischung vom Komischen wird daher als lächerliches oder lachenerregendes Element in der Darstellung immer vorwalten und den Eindruck des Grauens und Entsetzens aufheben oder vernichten, und dieß um so mehr, je weniger an und für sich die Sache, ihres tiefen Ernstes halber, zur komischen Auffassung geeignet ist, letztere daher besonders übertrieben werden muß.

Wird der Gegenstand aber von dem Künstler durchaus ernst aufgefaßt, so verfehlt die Darstellung körperlicher Häßlichkeit und Mißgestalt in der Regel ihren Zweck, das Böse in seiner ganzen Scheußlichkeit zur Anschauung zu bringen, darum, weil in der körperlichen Häßlichkeit an und für sich, z. B. in dem Zwerge, lächer-

liche Elemente enthalten sind, und körperliche Häßlichkeit eher Mitleiden, Grauen und Entsetzen aber nur dann erweckt, wenn sie als geistige Häßlichkeit zugleich sich mit ankündigt. Denken wir uns also z. B. eine Darstellung des Judas Ischarioth, des Jüngers, welcher den Herrn verrieth: rothes Haar und rothe Augen, kurz die größtmögliche körperliche Häßlichkeit, würden ganz ihren Zweck verfehlen, wenn uns nicht seine verruchte That bekannt wäre, folglich die Seele des Beschauers nicht sogleich diese Unthat mit seiner äußeren Erscheinung combinirte und so die äußere Häßlichkeit als Abdruck und Spiegel der Innern gerechtfertigt fände. Der Künstler vermag also allein hier seinen Zweck zu erreichen, wenn er mit der äußern Häßlichkeit zugleich eine innere in Verbindung zu setzen vermag, die bei dem Beschauer entweder als bekannt vorausgesezt werden darf, oder durch die Darstellung selbst sofort deutlich gemacht wird; kurz wenn er die äußere Häßlichkeit durch die innere rechtfertigt, an seine Darstellung des Bösen eine spezielle böse That oder das Bewußtseyn derselben knüpft. Es kann dem Künstler hier nicht schwer werden, spezielle Züge teuflischer Bosheit zu erfinden und mit dem Bilde des Teufels in Verbindung zu bringen, dadurch aber ihn aus der bisherigen zu allgemeinen und blos äußerlichen Auffassung, welcher die Motivirung des teuflischen Innern fehlt, heraus zu heben.

Eine fernere Absicht des Künstlers kann seyn, durch Darstellung des Contrastes zwischen Himmel und Hölle die Seligkeit des ersteren um so mehr zu steigern, und diese Absicht liegt, wie schon gedacht, denjenigen Darstellungen zum Grunde, wo die Hölle als ein Ganzes aufgefaßt worden ist. Aber auch hier muß die bisherige Auffassungsweise ganz ihren Zweck, Grauen und Schauder hervorzubringen, verfehlen. Wir sehen in den meisten bekannten Darstellungen der Hölle Massen von nackten Gestalten mit verzerrten Gesichtern, von unförmlichen scheußlichen Dämonen mit glühenden Haken und Gabeln in Flammenpfühle gezerrt, ohne ihre Verbrechen oder ihre Unthaten zu kennen oder angedeutet zu finden, folglich ohne die Gerechtigkeit ihrer Verdammniß würdigen zu können: wir sehen Alle demselben Elemente, derselben Strafe entgegen eilen, und überall tritt uns auf eine empörende, jedes sittliche Gefühl anwidernde Weise ein henkermäßiges Stoßen und Martern des Leibes entgegen, obgleich wir schon hier auf Erden so oft den Beweis erhalten, wie leicht geistige Kraft sich über körperliche Schmerzen zu erheben und diese unwirksam zu machen vermag, und ganz im Gegensatze mit dem richtigeren Gefühle, welches die griechischen Dichter und Künstler leitete, welche z. B. in den Qualen der ewig in ein bodenloses Faß schöpfenden Danaiden mehr das geistige Weh zur Anschauung brachten. Körperliches Weh und Schmerz ist aber überhaupt nur in sofern ein würdiger und geeigneter Gegenstand für die Kunst, als er geistig verklärt wird, oder der geistige Schmerz ihn gleichsam überragt. So wie der Schmerz des Apostel Petrus über die Verleugnung des Heilandes gewiß ein viel höherer und edlerer war als der, den er bei seiner Hinrichtung am umgekehrten Kreuze empfand; so ist unstreitig auch ersterer ein für Kunstdarstellungen mehr geeigneter und ihrer würdiger Gegenstand, als die leztere, und man kann deßhalb Rubens nur bedauern, daß er so wenig Einsicht in das eigentliche Wesen seiner Kunst besaß, als er sein Talent einem so ungeeigneten Gegenstande weihte, wie eine umgekehrte Kreuzigung ist, hat er auch übrigens die Aufgabe noch so anatomisch treu gelöst. In der schönen Gruppe der Niobe, die wie ein geistreicher Schriftsteller im vorjährigen 58sten Kunstblatte bemerkt, nicht ohne die Gegenwart der göttlichen Geschwister gedacht werden kann, liegt das Ergreifende nicht in dem körperlichen Schmerze der von den Pfeilen des Sonnengottes getroffenen Geschwister, sondern in dem geistigen Wehe, welches durch das Zerreißen so schöner und beglückender Familienbande und das Zerknicken dieser Hoffnungen hervorgebracht wird. Ebenso ist im Laokoon nicht der Schmerz des Schlangenbisses das Ergreifende und Erhabene der Gruppe, sondern der Schmerz des Vaters über das Schicksal seiner Söhne und die vergebliche Angst der lezteren, sich und den Vater von den Ungeheuern zu befreien, von denen sie umschlungen gehalten werden.

Zum Beweise unserer obigen Behauptung über das Verfehlte in den bildlichen Darstellungen dieses Gegenstandes müssen wir auf einige der bekanntesten Darstellungen des Teufels und der Hölle hinweisen. Diejenigen, wo der Teufel isolirt erscheint, sind in der Regel der Sündenfall, die Versuchung des Heilandes in der Wüste, die Thätigkeit des Teufels in Erregung böser Lüste und Begierden, die Austreibung und Besiegung desselben und die Darstellungen seines Antheils im Hexen- und Zauberwesen.

In dem Sündenfalle erscheint er fast immer als wirkliche Schlange, die sich um den Baum windet und der Eva den Apfel mit dem Maule hinwirft, aber als Schlange mit menschlichem Angesichte, oder wohl gar mit einem scheußlichen, der menschlichen Bildung nur ähnlichen Angesichte mit Bockshörnern. Durch diese wörtliche Auffassung des biblischen Mythus aber wird die in derselben liegende Allegorie der listigen einschmeichelnden Verführung gänzlich aufgehoben und zerstört, denn man kann es wohl den gesunden Sinnen unserer lieben Stammältern zutrauen, daß sie einem solchen abnormen Verführer nicht Stand gehalten haben würden; denn eine Schlange mit menschenähnlichem Leibe oder gar mit einem Ungeheuerkopfe konnte ihnen nur Grausen, nicht Lust er-

regen, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Es ist daher zu verwundern, daß Raphael, der größte christliche Maler in Rücksicht auf Ausdruck und Composition, in dem bekannten durch Fr. Müllers Stich verherrlichten Bild, die ersten Aeltern unter dem Baume der Erkenntniß, die Idee der Verführung des Menschen durch ein höheres böses Wesen ebenfalls nur wörtlich aufgefaßt hat; denn ist seine Auffassung auch darin edler, als die gewöhnliche, daß den oberen Theil der menschlich gebildeten Schlange irdische Schönheit schmückt, so ist dem Gesicht doch auch wieder jeder Ausdruck von Verführung fremd. Zu den nahmhaften Meistern, welche dieser Darstellung vorzüglichen Fleiß zugewendet, gehört hiernächst Lucas van Leyden, der nach Bartsch's Verzeichniß seiner Kupferstiche diesen Gegenstand fünfmal behandelt hat, jedoch ohne von der üblichen wörtlichen Vorstellungsart abzuweichen.

In den Darstellungen der Versuchung des Heilandes in der Wüste ist dem Teufel fast immer ein komisches Element beigegeben, und die ganze Darstellung dadurch ins Lächerliche gezogen. Wir erinnern an Lucas van Leyden's Kupferstiche über diesen Gegenstand, wo der Teufel durch die seltsame spitze Mütze, womit er bekleidet ist, zur Karrikatur wird, und wem etwa Mohns Niederrheinisches Taschenbuch von 1800 zur Hand ist, wird uns über die lächerliche Auffassung des Teufels in einem Bilde von Lucas Giordano, früher in der Gallerie zu Düsseldorf und denselben Gegenstand betreffend, beipflichten, wo der Teufel mehr die Gestalt eines gutmüthigen alten Taglöhners als die eines Wesens hat, was selbst dem Heiligsten sich in Versuchung nahen darf. Ein französischer Künstler, dem ein Kapuzinerkloster den Auftrag gegeben hatte, ihm diesen Gegenstand als Altarblatt zu malen, hatte gar den lustigen Einfall, den Satan mit einer Kapuziner-Kutte zu bekleiden, und als die heiligen Väter denselben darüber ganz entrüstet zur Rede setzten, rechtfertigte der Künstler seine Wahl dadurch, daß der Teufel dann vorzüglich in dem Gewande eines rechtschaffenen Mannes erscheinen müsse, wenn er den Heiland versuchen wolle.

Auch in andern Versuchungsscenen dieser Art ist auf den Teufel die größtmöglichste äußere Häßlichkeit gehäuft. Wir nennen nur, aus der ältern Zeit, Dürers bekanntes Blatt, Ritter Tod und Teufel, und aus der neuern Flaxman's wilde Phantasie in seinen Umrissen zu Dante's Hölle auf dem 37. Blatte der Ausgabe von Hummel. — Simon Memmi, der die edle Kunst erfand, seinen Figuren dadurch Ausdruck und Leben zu geben, daß er ihnen ellenlange Zettel zum Munde herauswachsen ließ, worauf sich oft Frage und Antwort zugleich befanden, eine Idee, welche eine Zeitlang viele Nachahmer fand, malte die Jagd des heiligen Rainer auf den Teufel, und ließ ihn von den Verfolgungen des Heiligen erschöpft mit einem Zettel im Munde hinsinken, auf welchem die Worte standen:

Ach mein Gott ich kann nicht mehr!

Spinello Aretino aber erschöpfte bei der Abbildung des Sturzes der bösen Engel dergestalt seine Einbildungskraft in Darstellung des Teufels als eines recht scheußlichen Ungeheuers, daß er von der Einbildung ergriffen wurde, der Teufel sey ihm erschienen und habe ihn zur Rede gestellt, warum er ihn so abscheulich gebildet habe, was den armen Künstler so in Schrecken setzte, daß er darüber Verstand und Leben verlor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Im Canton Freiburg in der Schweiz, eine Meile von Avenche (dem alten Aventicum) wurde kürzlich ein schöner Musaikboden von zwanzig Quadratfuß aufgefunden, welcher das Labyrinth von Creta und den Theseus vorstellt, wie er den Minotaurus tödtet. Ein ausgezeichneter Künstler von Lausanne hat über denselben folgendes Urtheil abgegeben: „Es giebt ohne Zweifel schönere und mit mehr Sorgfalt ausgeführte Musaiken; aber diese zeichnet sich sowohl durch ihren Umfang, als auch durch ihre großartige Behandlung aus. Die Haltung einer jeden Figur ist ganz passend, der Minotaurus schön. Die Composition ist von einem geschickten Künstler; aber die Ausführung läßt auf die Entfernung von Rom, und vielleicht auch auf einen Anfang der Ausartung in dieser Kunst schließen. Die Hand des Theseus und die des Minotaurus lassen in Hinsicht der Zeichnung viel zu wünschen übrig.„

Diese Musaik soll nach Freiburg geschafft werden, wo man den Plan zur Gründung eines Museums gefaßt hat. Uebrigens ist die Regierung von Wadt in Begriff, in Avenche selbst ein Museum zu errichten, um so, nahe bei dem alten Aventicum, alle Monumente zu vereinigen welche man auf diesem Boden sammelt. Im Jahr 1823 entdeckte man unvermuthet unter einer Masse von Gypsschutt einige bedeutende architektonische Trümmer dieser Stadt. Man grub weiter, und fand Säulen von Marmor, Adler von Alabaster, eine Mauer mit Freskomalereien, eine Wasserleitung in weißem Marmor u. s. w.

N°. 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 10. März 1831.

Ueber die Darstellung des Teufels in der Malerei.

Ein Beitrag zu der Lehre von der künstlerischen Auffassung.

(Fortsetzung.)

Noch lächerlicher aber hat die Kunst den Glauben an die Thätigkeit und den Antheil des Teufels bei Erregung böser Lüste und Begierden aufgefaßt, obgleich es gewiß nicht ihre Absicht war, ein Dogma der Kirche lächerlich zu machen. Sie deutete diesen bösen Einfluß meistentheils dadurch an, daß ein verkrüppeltes scheußliches Ungeheuer neben oder hinter dem zu Verführenden sich befindet, auf ihm reitet, (nach dem Sprüchwort, der Teufel reitet dich), oder ihm auf der Achsel sitzt. So aufgefaßt erblicken wir z. B. diese Idee in dem trefflichen Holbeinschen Todtentanze, von dem jezt der Maler Schlotthauer in München eine sehr verdienstliche Copie herausgibt, auf dem 20. Blatt, wo der Böse sich sogar zu seinen Einflüsterungen eines Blasebalges bedient, um seiner Wirkung ganz gewiß zu seyn; und auf gleiche Weise in einem übrigens recht sinnreichen Bilde des ältern Cranach auf dem Stadthause zu Wittenberg, die zehn Gebote darstellend, von dem sich eine Abbildung in Schadows Denkmälern Wittenbergs Taf. 7 befindet. Hierher gehört auch die Legende von der Versuchung des heiligen Antonius, welcher namentlich David Teniers häufig seinen Pinsel geweiht, dadurch aber wider Willen beigetragen hat, das Verdienst des armen Heiligen zu schmälern. Denn kämen uns Versuchung und Sünde immer in so abschreckender Gestalt entgegen, wie hier dem guten Heiligen, so könnte es keine große Mühe kosten, in den Geruch der Heiligkeit zu kommen.

Zwei der schönsten Schöpfungen Raphaels, die heilige Margaretha, welche einen Drachen überwindet und der Engel Michael, welcher den Erbfeind in den Abgrund stürzt, versinnlichen die Idee des Kampfes des Heiligen mit dem Unheiligen, und zwar des glorreich beendeten Kampfes. Unübertrefflich schön ist in der Ersteren die heilige Unschuld, die Ruhe und das leichte Dahinschweben über den Abgrund ausgedrückt. Dagegen würde Raphael gewiß die Erscheinung des Bösen anders als durch ein thierisches Ungeheuer zur Anschauung gebracht haben, da der Menschheit der Sieg über die Thierheit schon ohnehin gesichert ist, wenn ihm nicht die Legende hier bestimmte Schranken vorgezeichnet hätte. Nach dieser hatte die fromme Seele ihr ganzes Leben hindurch mit dem Bösen gekämpft, und ihn endlich so unterjocht, daß sie ihn, wie ein Hündchen, an einem rosenfarbenen Bändchen führte. Einst bat sie Gott, ihr einen persönlichen Kampf mit dem Bösen zu gestatten: ihr Gebet wurde erhört und der Böse erschien als furchtbarer Drache, wurde aber von ihr so glücklich bekämpft, daß er ihr sogar seinen Namen beichten mußte. Hier entdeckte es sich, daß er einer der von König Salomo in einem Kessel gefangen gehaltenen, von den Babyloniern aber wider befreiten Teufel, mit Namen Veltis war, so daß der glückliche Kampf der Heiligen mit dem Hauptteufel noch immer problematisch bleibt.

Der Engel Michael ist in dem zweiten Bilde stets als ein Ideal männlicher Schönheit anerkannt worden: sehr gern wird man deßhalb Hrn. Braun in seinem Leben Raphaels beipflichten, wenn er sagt: nicht Wuth, nicht gemeiner Menschengrimm, nein, hoher Muth, ruhige stolze Zuversicht des Siegs schwebt auf dem Antlitze des himmlischen Helden! Das Niedertreten ohne übertriebene Anstrengung und doch, man siehts, unwiderstehlich, ist wundervoll gelungen. Wenn aber er sowohl als Fueßly in Raphaels Leben auch der Figur des Teufels ein unbeschränktes Lob spenden, Fueßly ihn den Satan Miltons nennt, so sind wir zwar, was das wirklich teuflische Gesicht betrifft, mit ihnen vollkommen einverstanden, würden aber glauben, daß ohne die Hörner am Kopfe, die Krallen an Händen und Füßen und den geringelten Drachenschweif, die Figur des Satans mehr der prachtvollen Schilderung Miltons im ersten Gesange seines verlorenen Paradieses entsprechen und dem Zwecke der Darstellung nicht im Geringsten Eintrag thun würde.

Zu den häufig von der Kunst benuzten Gegenständen und in diese Kategorie gehört ferner die Wirksamkeit eines bösen Geistes in den Besessenen, wie die Bibel sie nennt. Es finden sich Darstellungen dieses Gegenstandes, wo der Böse wirklich in sichtbarer scheußlicher Gestalt auf Befehl des Heilandes oder eines Heiligen aus dem Munde des Kranken fährt und diesen dadurch in den Zustand einer unnatürlichen Maulsperre versezt. Einen für alle Zeiten würdigen Typus dieser Darstellung hat uns Raphael in der untersten Gruppe seiner Verklärung hinterlassen. Die kindlichen Formen des leidenden Knaben sind ein Gegengewicht für das Widrige der Krankheit, noch mehr aber das Seelenleiden der Angehörigen, was den Beschauer in der Schönheit der Schwester unwillkührlich festhält. Eine unübertrefflich schöne vergeistigte Darstellung dieses Gegenstandes befindet sich auch in der kürzlich erschienenen 21sten Lieferung des Boissereeschen Galleriewerkes von B. de Bruyn, die Heilung einer Besessenen durch den heiligen Ewald. Besonders ist das Seelenleiden des Vaters und die Wirkung der Krankheit auf den Körper der Tochter wahr und ausdrucksvoll aufgefaßt, ohne im geringsten durch Verzerrung widerlich zu seyn. Rubens großes Bild in der Gallerie Belvedere zu Wien: Loyola wie er aus den Besessenen die bösen Geister austreibt, ist uns aus eigener Anschauung nicht bekannt.

Aber auch des Volksglaubens der Hexerei und Zauberei haben sich die zeichnende Künste vielfältig bemächtigt.

Der Zauberglauben wurzelte zunächst in dem Glauben, der schon dem frühesten Zeitalter der Menschheit angehört, daß zwischen dem Worte und der Sache, dem Zeichen und dem Wesen, wenn das Wort wirklich ist, was es seiner innersten Bedeutung nach seyn soll, ein gewisser geheimnißreicher magischer Zusammenhang statt finde; daß also der Mensch im Stande sey, durch die Kraft der Sprache und ihren inneren geheimnißvollen Zusammenhang mit dem Wesen der Sache die geheimen Kräfte und Wirkungen der Lezteren sich anzueignen und dienstbar zu machen. Diesen Religions- und Volksglauben bewahren wir von den ältesten Zeiten der Patriarchen bis jezt im Glauben an die Wirkungen des Segens und Fluches; ebenso in dem Volksglauben des Besprechens und Beschreiens. Dieser Glaube stand aber auch ferner mit dem in den ältesten Religions- und philosophischen Systemen begründeten Glauben in Verbindung, daß das ganze Universum und alle Stoffe und Elemente desselben von geistigen Wesen belebt, von einer unermeßlichen Geisterschaar angefüllt sey, welche theils in den Gestirnen, theils in den niedern und höhern Luft-Regionen, in Metallen und andern Stoffen, als deren Seelen ihren Siz oder gleichsam Körper hätten.

Aus diesem Glauben an eine geistige intelligente Belebtheit des ganzen Universums entsprang ein förmliches System guter und böser Geister, das nach der mehreren oder mindern Nähe zu den Licht-Regionen, oder je nachdem die Naturkräfte dem Menschen und seinem Treiben hinderlich oder förderlich waren, oder von ihm nur durch große Anstrengungen errungen werden konnten, (z. B. die Erze), sich hauptsächlich modifizirte, und später auch die Seelen der Verstorbenen, nach dem Glauben an eine nach dem Tode noch eine Zeit lang fortdauernde Verbindung des Geistes und Körpers, in seinen Kreis aufnahm.

Durch Beides aber war auch wieder der Glaube bedingt, durch Kenntniß der auf diese beseelten Kräfte und höhern Geister einwirkenden Zeichen und Worte diese sich dienstbar machen und als Wesen höherer Ordnung von ihnen die Zukunft erforschen oder ihren Einfluß auf Leben, Gesundheit oder beabsichtigte Unternehmungen entweder herbeiziehen oder entfernen zu können. Mit dem Fortschreiten der Kultur und der gegenseitigen Verbindungen der Völker bildete sich dieser Glaube förmlich zur Kunst aus, ging aus Asien nach Griechenland und Italien und machte sich, alles Eiferns der Apostel und Kirchenväter ungeachtet, auch dem Christenthume zugänglich, nur mit dem Unterschiede, daß, statt der heidnischen Zauberformeln, der Aberglaube nunmehr die heiligsten Geheimnisse und Wunder der christlichen Religion diesem Zauber- und Beschwörungswesen dienstbar machte. Die Todtenbeschwörungen begegnen uns schon im eilften Buche der Odyssee, wo Ulysses mittelst Opferung von Honig, Milch, Wein, Wasser, mit weißem Mehl bestreut und Blut von Schafen, was er in eine tiefe Grube rinnen läßt, die Todten aus dem Schattenreiche heraufbeschwört. Eben dahin gehört die im ersten Buche Samuelis Cap. 27 V. 7 erzählte Heraufbeschwörung von Samuels Schatten durch die Wahrsagerin zu Endor in Gegenwart und auf Verlangen des Königs Saul, über welchen Gegenstand die noch lange nicht genug bekannte und gewürdigte Gräflich Schönbornsche Gallerie zu Pommersfelden eines der herrlichsten Bilder Rembrands aufbewahrt. Ebenso beschreibt schon Horaz in der 8. Satyre des ersten Buchs auf eine sehr ergözliche Weise den Zauber- und Beschwörungsglauben seiner Zeit, indem er sich bitter darüber beklagt, daß er von dem in einen freundlichen Park umgewandelten Todtenacker die zaubernden Weiber, welche durch Bannformel und Giftkraut menschliche Herzen verdrehen, nicht abzuhalten vermöge, und wie er ihrem Unwesen, wie sie die Erde mit den Nägeln krazen, ein schwarzes weibliches Lamm mit ihren Zähnen zerreißen und das Blut in eine Grube strömen lassen, endlich Wolfsbart mit dem Zahn der gespränkelten Natter heimlich einscharren, so lange zuge-

schaut, bis das Zusammenbrechen seines hölzernen Stuhles die Unholdinnen in die Flucht geschlagen. Cato aber de re rustica führt gegen das Hüftweh die Zauberformel an:

Daries, Dardaries, Astartaries

oder:

haut, haut, haut, ista pista sista.

und zu Tertullians Zeiten war Φευγε, Φευγε eine geheimnißvolle Zauberformel gegen Fieber und andere chronische Krankheiten, worin noch der meiste Menschenverstand ist, weil man: Entfliehe! gern jeder Krankheit zurufen möchte.

Wie sich hernach diese Zauberformeln und Beschwörungskünste unter Christen gestalteten, beweist z. B. die im späteren Mittelalter sehr gewöhnliche Zauberformel gegen das Bluten der Nase:

Sanguis mane in venis
Sicut Christus pro te in poenis.
Sanguis mane fixus
Sicut Christus crucifixus.

oder die gegen den Wurm am Finger: (Panaritium)

Gott Vater fährt in Acker: Gott Sohn der ackert fein wacker! der heilige Geist daneben: sie ackern drei Würmer heraus; Pustus, pustus, pustus! Der eine ist weiß, die andern sind roth, hier liegen sie alle drei todt. Im Namen Gottes des Vaters etc. etc.

Konnte nun auch hier die Kunst von den geheimen Zeichen und Worten keinen Gebrauch machen, so hat sie doch öfters die Sache selbst als willkommenen Stoff benuzt. Schon der Athenienſische Künstler Nicias hatte die Necromantie aus dem 11. Buche der Odyssee zu einem Gegenstande eines Gemäldes gemacht, das er dem König Attalus nicht für 60 Talente verkaufen wollte. Unter den Neueren haben Mehrere in diesem Gebiete glückliche Versuche gemacht. Man sehe Alb. Dürers Blatt: die Hexe; Teniers Bild, die aus dem Orkus heraufsteigende Zauberin, von R. Carlom meisterhaft in schwarzer Kunst gestochen; Wests von Sharp eben so meisterhaft gestochenes Gemälde: die Hexe von Endor; und die von Woollet nach Zuccarelli gestochene Hexenscene aus Macbeth.

Die Darstellungen aus der Hexen- und Zauberwelt scheinen uns noch am meisten den Anforderungen zu entsprechen, welche man an die Kunst zu machen berechtigt ist, wenn sie dieses Feld betritt. Darstellung einer entarteten, von Lastern und Sünden zerrissenen Menschheit, welche selbst eine Verbindung mit dem bösesten Wesen nicht abweist, wenn sie nur zur Befriedigung der Bosheit führen kann, ist hier die Hauptaufgabe. Der Mensch erscheint aber dabei immer noch als Mensch, und so mußte die Kunst, wenn sie die Lösung unternahm, in den Grenzen der Menschengestalt bleiben. Dabei mußte aber ein altes Gesicht nothwendig geeigneter erscheinen, als ein junges, weil in jedem alten Gesichte die Leidenschaften ausgeprägter sich darstellen als in den weichen, ungeübteren Formen eines jungen; und mit Recht bezeichnen Sprachgebrauch und Kunst ein solches Wesen als weiblich, weil die Erfahrung beweist, daß das Weib, hat es einmal seine Schranken übersprungen, viel bodenloser schlecht erscheint und viel tiefer fällt, als der Mann. Der alte Meister Dürer läßt zu den Füßen der auf einem scheußlichen Bocke forteilenden Hexe, Kinder sich tummeln, gewiß um den schönen Glauben dadurch zu allegorisiren, daß Reinheit und Unschuld des Herzens mit jenem Zauberglauben nicht vereinbar und zugleich die sicherste Waffe gegen die Einflüsse finsterer Mächte sind.

Eine fernere von der Kunst benuzte Darstellung der Wirksamkeit des Teufels auf Erden ist endlich das sogenannte Teufelholen, im Fluche auch sprüchwörtlich geworden. Einer besondern Beachtung dürfte hier das 4. Blatt des holbeinischen Todtentanzes, das Wappen des Todes genannt, und Schelte a Bolswert bekanntes Blatt, der Tod des Frommen und der Tod des Gottlosen verdienen; lezteres nicht gerade durch die Darstellung des bösen Wesens, welches über dem Bette des Gottlosen erscheint, aber durch die so höchst ergreifende und schaurige Darstellung der entsetzlichen Qual des Sterbenden in Erwartung seiner finstern Zukunft, und wie alles Irdische, Reichthum, Freunde, Geliebte, habsüchtig und flüchtig, ohne Trost und Hoffnung, von ihm scheidet.

Auch in den Darstellungen des Teufels in der Hölle, als Höllenfürsten und in der Darstellung der Hölle selbst hat sich die Kunst auf mehrfache Weise versucht, obgleich sie auch hier im Ganzen nicht glücklicher gewesen ist.

Zu den bekanntesten Darstellungen des Höllenreiches gehört das von Peter Breughel öfter gemalte Bild, die Hölle genannt, welches ihm vorzüglich den Namen des Höllen-Breughel erwarb. Durch einen sehr treuen Stich des verstorbenen Kupferstechers Henne zu Berlin, im Verlage der Gebrüder Gropius daselbst erschienen, ist es den Kunstfreunden allgemein zugänglich geworden. So abgeschmackt das Bild im Ganzen ist, so lassen sich doch eine sehr fruchtbare Einbildungskraft in Erfindung und Ausbildung der Teufelsgestalten, und einzelne Züge von Geist und Witz demselben nicht absprechen; wenn z. B. Diebe, welche oben dem Galgen entwischt, hier nachträglich gehangen, Gourmands zu schmack-

haften Höllenspeisen zubereitet, Edelleute, welche ihre Bauern geschunden, als Mist untergepflügt oder selbst vor den Pflug gespannt werden, und mehrere ähnliche komische Auffassungen. Welch eine lächerliche Gestalt aber ist der Fürst der Hölle selbst; er gleicht ganz einem Popanz, wie ihn wohl die Kinder aus Schnee zu bilden und mit einer Laterne zu erleuchten pflegen, und in den Leiden, welche die Teufel den Verdammten anthun, erscheint überall ein so widriges Henkertalent, daß die diesen Darstellungen zum Grunde liegende Idee der göttlichen Gerechtigkeit offenbar dadurch ganz aufgehoben und vernichtet, ja ins Lächerliche herabgezogen wird.

Zu dem Cyclus dieser Darstellungen gehört auch das jüngste Gericht, woran Rubens und hauptsächlich Michel Angelo ihr Talent versucht haben. In den meisten Bildern dieser Art ist die Hölle dem Himmel gegenüber gestellt, (wie z. B. in dem berühmten Danziger Bilde, von dem sich eine skizzenhafte Abbildung in Försters Sängerfahrt befindet), um den Eindruck des Einen durch den Gegensatz des andern zu verstärken. Eben dahin gehört auch die Darstellung des Sturzes der Verdammten in den Höllenschlund; eine Scene, der Rubens ebenfalls vorzüglich seinen Pinsel gewidmet hat. Aber auch diese Darstellungen verfehlen größtentheils ihren Zweck. Denn wie soll das Auge zur Phantasie und zum Gefühl durch einen Haufen nackter verzerrter Gestalten sprechen, welche von scheußlichen Ungeheuern gepackt und zerfleischt, einem flammensprühenden Abgrunde zugeschleppt werden, ohne Motivirung der Gerechtigkeit ihrer Pein und der Art ihrer Verbrechen? Vergebens forscht das Auge nach einem Ruhepunkte, nach Einheit in dem Ganzen. Wie eine Fieberphantasie rollen und stürzen die Gestalten über und untereinander, und kaum ist zu glauben, daß durch solche Darstellungen schon jemals ein Bösewicht von dem sündigen Pfade zurückgeschreckt worden ist, wenn gewiß schon mancher von einem Bilde des Heilandes voll göttlicher Reinheit und Milde, oder von einer heiligen Familie erhoben, getröstet und gebessert zurückkehrte.

(Der Beschluß folgt.)

London.

Views in the East; comprising India, Canton, and the shores of the Red Sea. From original sketches, by Captain Robert Elliot, R. N. Part IV. Fisher, Son, and Co. Die Originalzeichnungen dieser Lieferung sind von den HH. Cotman, Cattermole, und Purser. Sie enthält: Perawa, kleine Stadt in der Provinz Malwa; die Grotten von Ellora, und Shuhur, Bergfestung in dem Fürstenthume Jeypore, dabei ein geschichtlicher und beschreibender Text. —

Hr. Mackenzie Beverley, hat in der Asiatischen Gesellschaft einen Vortrag über den Zodiacus von Dendera gehalten. Er findet Bentleys Zeichnung ungenau, gibt eine Beschreibung des Zodiacus und sucht zu beweisen, daß jener weder ein ägyptischer, noch ein römischer Kalender ist, sondern eine ägyptische Planisphäre. Hrn. Beverley zufolge ist der Zodiacus nicht älter als 150 vor Christi.

Am 15. Dezember 1830 legte man der Royal Society of Literature ein, Sir Thomas Phillips angehöriges Manuscript: Mappae Clavicula aus dem 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts vor, welches eine Beschreibung der Materialien enthält, die man zu jener Zeit zum Malen und Illuminiren gebrauchte und eine Vorschrift für Farbenmischung. Die Schrift wirft einiges Licht auf den damaligen Zustand der chemischen Kenntnisse; sie entwickelt die Mittel, die man anwendete, um zu vergolden und in Goldlettern zu schreiben. Sie handelt außerdem von mancherlei chemischen Künsten, wie man Glas bereitet, Felle färbt, Pfeile vergiftet.

Der 4. Theil der Description of the Collection of Ancient Marbles in the British Museum with engravings, Nicol. enthält eine Einleitung von Cockerell, eine Zeichnung des Parthenons im heutigen Zustande, eine Restauration dieses Tempels u. a. von demselben Architekten. Die Zeichnung der Bildsäulen füllt 19 Kupfertafeln; von den 44 Bildsäulen, denn so viele scheinen an den Fronten gewesen zu seyn, besitzt das brittische Museum gegenwärtig 13 Fragmente. Von den 92 Metopen sind 15 in dem genannten Museum, 40 noch an dem Tempel; von dem Friese (etwa 524 engl. Fuß 10 Zoll) besitzt London 250 Fuß in erträglicher Erhaltung.

Neue Kupferstiche.

Napoleon in Montereau, Aqua tinta, nach E. Lami,

Napoleon in Eßlingen, Aqua tinta, nach H. Bellangé,

Bonaparte auf der Brücke von Arcole, nach Horace Vernet; sämmtlich von Jazet gestochen. Paris bei dem Verfasser, rue de Lancry, Nro. 7.

Die letzte Kartätsche, nach Horace Vernet, gestochen von Chollet. Paris bei Janet, Preis 30. Fr.

№. 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 15. März 1831.

Neue Gemälde von Horace Vernet.

Ueber die kürzlich aus Rom nach Paris gesandten Gemälde von Horace Vernet äußert sich eine französische Zeitschrift folgendermaßen:

Mit Ungeduld hatte man diese Gemälde erwartet, welche von den Fortschritten des Direktors der römischen Schule zeugen sollten. Das Wort Fortschritte darf den Bewunderern dieses großen Talentes nicht auffallen: bei all seiner Stärke in der Auffassung und Ausführung hat Vernet während seines Aufenthaltes in Rom selbst erkannt, was ihm noch fehlte, und es kommt ja niemanden zu, von sich zu glauben, daß ihm nichts mehr mangle. Die erwarteten Gemälde, die erste Frucht seiner Studien an den Meisterwerken der römischen Schule sind angekommen, aber die Verhältnisse machten es bis jetzt unmöglich, sie dem Publikum auszustellen. Wir wollen hier den Eindruck wiedergeben, welchen eine nur flüchtige Betrachtung dieser interessanten Werke machte. Sie stellen eine Prozession des Papstes, Judith und Holofernes, zwei Räuberscenen, und zwei weibliche Porträts dar.

Es muß unverholen gesagt werden, diese Gemälde sind das noch nicht, was man von dem Direktor der römischen Schule zu erwarten berechtigt war. Man erkennt an denselben, ungeachtet der Richtigkeit und Sicherheit in der Ausführung, welche dem Meister eigenthümlich sind, ein Schwanken in der Behandlung, hauptsächlich der Färbung, das seinem großen Talent nachtheilig ist. In dem nämlichen Augenblicke, in welchem der Künstler einen neuen Weg sucht, muß auch neue Vervollkommnung sich zeigen. In der Procession des Papstes ist das Colorit der Hauptgruppe schwer und trübe; die andern Partien, wie der Soldat zur Linken, und die Träger, welche den päpstlichen Thron tragen, sind schön. Der Zeichnung wäre im Ganzen mehr Strenge zu wünschen.

An dem Bilde der Judith läßt uns der Kopf das große Verdienst des Meisters nicht verkennen; Gedanke und Ausführung sind gleich trefflich. Der Halbschatten, in welchem das Gesicht gehalten ist, hat etwas Poetisches. Die Drapirung ist mit Geschmack und Anstand geordnet. Der schlafende Holofernes zeigt viel Ausdruck, aber der Kopf hat den großartigen Charakter nicht, welchen man an ihm zu finden hofft. Nicht mit Unrecht mißbilligt man auch das violette Gewölke, welches die Harmonie der Landschaft zu sehr stört.

Die zwei Räuberscenen sind Genregemälde. Man findet darin, abgesehen von dem Verdienste, welches man ihnen nicht absprechen kann, eine gewisse Grellheit des Tones. Die Hintergründe taugen nichts, und die vordern Gegenstände sind übertrieben mit Weiß aufgehöht. Das eine von den weiblichen Porträts ist vielleicht das beste Werk in dieser Sendung des geschickten Meisters. Hier zeigt sich die feste und correkte Manier, an welche er sich halten muß. Das Porträt selbst ist nach einem berühmten Modell zu Rom verfertigt. Der Kopf ist ganz im Licht, und ist dennoch mit Sicherheit modellirt. Dieses Bild wäre hinreichend gewesen, Vernets jetzigen Studien Ehre zu machen.

Ueber die Darstellung des Teufels in der Malerei.

Ein Beitrag zu der Lehre von der künstlerischen Auffassung.

(Beschluß.)

Ein gleicher Vorwurf trifft Michel Angelos, in vieler Hinsicht mit Recht berühmtes, jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle. Das Ganze theilt sich in drei Hauptgruppen. Zuerst und oben die Glorie, zu beiden Seiten Engelgruppen, welche das Kreuz und die Martersäule tragen, als symbolische Bezeichnungen des Hauptdogmas der christlichen Religion, der Erlösung durch das Leiden Christi. Im Chor der Heiligen der Heiland selbst, lediglich in der Strenge des Weltrichters aufgefaßt, ohne Mitleid und Milde. Gäbe man ihm den zackigen Blitz in die Hand, er könnte, wie Speth in seiner Kunst in Italien mit Recht bemerkt, auch der olympische Jupiter seyn. Unter

mehreren naht sich ihm auch der heilige Bartholomäus, ihm die eigene abgeschundene Haut entgegen haltend: welch ein widriges, allem Kunstgefühle widerstrebendes Bild! Auf der linken Seite die Auferstehung der Leiber und die Verklärung der Seligen, auf der rechten die Hauptdarstellung, die Hölle selbst. Jeder Unbefangene muß hier Speths Gefühl theilen: ein entsetzlicher Menschenkoloß, der den Himmel selbst zu verschlingen und zur Hölle hinabzustürzen droht. Welch eine Art der Verkürzung des menschlichen Körpers gäbe es noch, in welcher hier nicht alle Glieder durch einander geschoben und verwirrt wären; ein gräßliches Gewürg, ein verworrner Menschenknäuel ohne Anfang und Ende. So ist vielleicht der Haupttheil von Michel Angelos unsterblichem Werke der verfehlteste, und nicht besser muß es um Rubens großes Bild in der Münchener Gallerie, das jüngste Gericht stehen, wenn Fiorillo es eine große Schlachtbank nennt und es den übrigen großen Werken dieses Meisters nicht beigesellen will.

Die Schöpfungen der Dichtkunst nehmen in diesem Gebiete ohnstreitig eine weit höhere Stufe ein, als die der zeichnenden Künste. Welch ein erhabenes Gemälde entwirft Milton gleich im ersten Gesange seines Paradieses von dem Satan, dessen Länge, den alten Titanen gleich, viele Husen Landes bedeckt, in der Hand den gewaltigen Speer, zu dem sich Norwegens höchste Masten wie dünne Stäbe verhalten, auf der Schulter den gewichtigen Schild, von Aetherstoff, gediegen, dem Mond an Größe gleich; trotz seines Falles nicht geringer als ein Fürst der Engel, nur mit getrübtem Glanze, mit Donnersnarben seine Stirne gefurcht, Kummer auf der bleichen Wange, Stolz, Wuth und Rache unter den Augbraunen, dessen Fahne wie ein vom Winde getriebenes Meteor dahinströmt, funkelnd von Gestein und Gold, und dessen Thron an königlicher Pracht den Reichthum Indiens und den Ueberfluß von Perlen und Gold, womit der Osten seine Herrscher schmückt, weit zurückläßt. Und wie ergreifend weiß Dante, im Anfange des dritten Gesanges seines Inferno, schon durch die Ueberschrift am ehernen Thore der Hölle alle geistigen Schauer und Schrecken durch die Idee der Unendlichkeit und Hoffnungslosigkeit in der Seele des Lesers hervorzurufen.

> Ich führe dich zur Stadt der Qualertornen,
> ich führe dich zum unbegrenzten Leid;
> ich führe dich zum Volke der Verlornen!
> Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit.
> Die erste Liebe wirkte, mich zu gründen,
> die höchste Weisheit und Gerechtigkeit.
> Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden
> Als Ewiges, und ewig bin auch ich.
> Laßt jede Hoffnung, die ihr eingeht, schwinden.

Eine Schilderung, welche vielleicht nur noch von der des Kirchenvaters Cyrillus, und wohl nicht ohne Einfluß auf Dante, übertroffen wird.

Das Land des Todes, darin kein Leben: die Gegend der Finsterniß, darin kein Licht, eine Kluft der Traurigkeit, darin keine Freude, eine Kluft, darin alle Verworfene seufzen und doch kein Ohr finden was sich erbarmte, eine Tiefe, daraus sie alle Weh schreien und doch keinen treffen, der sich rühren ließe, da sie alle bitten, und doch niemand sie hört.

Und wie dichterisch sind selbst die wenigen Worte, welche der Heiland über dieses dunkle Reich äußert:

Sie werden hinausgestoßen in die äußerste Finsterniß, wo wird seyn Heulen und Zähnklappen.

Oder Paulus Worte Römer II. V. 9, welche vorzüglich geistiges Leiden aussprechen:

Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun.

Und so müßte denn auch besonders Darstellung geistigen Leidens und sittlichen Verfalls die Hauptaufgabe für den Künstler um so mehr seyn, als die Darstellung des Teufels und seiner Gefährten als Thiere, oder in widriger körperlicher Scheußlichkeit und Häßlichkeit, weder durch die Sage noch durch das kirchliche Dogma bedingt, sondern nur absichtlich hineingetragen worden ist. Es kann hier nicht der Ort seyn, die Entstehung und Ausbildung dieses Dogmas historisch zu verfolgen; allein es ist doch so viel als gewiß anzusehen, daß diese Lehre, welche früher den Juden vor der babylonischen Gefangenschaft fremd war, aus chaldäischen, persischen und babylonischen Religionsbegriffen, mit denen sie in diesem Exil vertraut wurden, in das Judenthum und in diesem in das Christenthum überging. Das große Räthsel, wie denn neben einem heiligen und vollkommenen Gotte dennoch das Böse habe in die Welt kommen und ein so großes und mächtiges Reich stiften können, wußte die orientalische, im Zendavesta förmlich systematisirte Religionsphilosophie nur dadurch zu lösen, daß sie, wie schon gedacht, neben dem Reiche des Lichtes und aller Vollkommenheit, in Ormuzd repräsentirt, das Reich der Finsterniß und des ewigen Widerstandes gegen alles Gute in der Person des Ahriman stellte, und nun von diesem und seinen Gesellen oder Dews alle die Unthaten und Plagen hervorgehen ließ, welche das Menschengeschlecht verheeren, obgleich auch hier der Einfluß der mosaischen Urkunden unverkennbar ist. Denn, wie bei Moses, schuf Gott die Welt in 6 großen Perioden, zuerst den Himmel, dann das Wasser, die Erde, die Pflanzen, die Thiere und endlich den Menschen, und, wie bei Moses, dringt Ahriman in Schlangengestalt in das Lichtreich des Ormuzd ein.

In diesem Geiste bildete sich seit dieser Zeit auch bei den Juden die Idee des Teufels oder Satans aus, als des Vaters und Anstifters alles Bösen, aller Arglist und Tücke, nur daß daneben auch zugleich die Idee eines Anklägers oder göttlichen Fiscals sich entwickelte. So wird im ersten Buche der Chronica gesagt:

Satan stand wider Israel und gab David ein, daß er Israel zählen ließ.

Im ersten Buche der Könige C. 22 V. 20, 21 erbittet der böse Geist von Gott sich die Erlaubniß, den Ahab zu einem unglücklichen Feldzuge anreizen zu dürfen, und Sauls bemächtigt sich, nachdem Jehovah's Geist von ihm gewichen, der böse Geist, um ihn in Schwermuth und Tiefsinn zu stürzen.

Dagegen erscheint in der bekannten Vision im Propheten Sacharja C. 3 V. 1—9, Satan als Ankläger des Josua vor Gott; ebenso im ersten und zweiten Capitel des Hiob, wo er jedoch zunächst durch seine Zweifel an Hiobs Tugend Gott gleichsam die Erlaubniß ablockt, Hiob seinen Prüfungen zu unterwerfen.

Aus diesen Stellen geht zugleich hervor, daß dem Satan auch der Himmel zugänglich war, und die Idee, daß die Hölle ein gänzlich vom Himmel geschiedenes und abgeschlossenes Qualenreich sey, einer späteren Ausbildung dieser Lehre angehört, welche selbst um die Zeit der Stiftung des Christenthums noch nicht die gewöhnliche gewesen ist, indem Paulus, Epheser 2 V. 2 den Satan den Fürsten nennt, der in der Luft herrscht.

Ganz dem Judenthume eigenthümlich ist dagegen die Idee, welche hernach auch in das Christenthum überging und noch gegenwärtig als christliches Dogma, und für christliche Kunst daher allein geeignet erscheint, daß der Teufel ursprünglich von Gott gut und als höherer Himmelsgeist geschaffen, von ihm abgefallen und darum aus dem Himmel gestoßen worden sey, dabei aber in seinen Abfall und Sturz mehrere dieser höheren Himmelsgeister verwickelt habe. Nur einige Secten, die Manichäer und Gnostiker leugneten den Ursprung desselben von Gott, wohingegen gerade Origenes als allgemeiner Kirchenlehrer seiner Zeit vorträgt, daß der Teufel ein von Gott abgefallener Engel sey.

Ueber die Ursachen seines Abfalles von Gott weichen die Kirchenväter sehr von einander ab, indem einige, wie Athenagoras und Clemens, Untreue und Nachlässigkeit in seinem Berufe, andere, wie Tertullian, Neid gegen die ersten Menschen angeben, welcher ihn angetrieben, diese zu verführen. Als herrschende Kirchenlehre ist aber wohl Hochmuth und die Begierde anzuführen, von Gott unabhängig oder ihm gleich zu seyn; eine Ansicht, welche sich auf die Verführung des Menschen durch die Schlange in der Genesis und auf die höchst poetische Schilderung stützt, welche Jesaias im 14. Cap. V. 13 sq. von dem Stolze des babylonischen Königs entwirft, indem man diese auf den Satan bezog.

Gedachtest du doch in deinem Herzen: ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen; ich will über die hohen Wolken fahren und gleich seyn dem Allerhöchsten!

Ganz isolirt ist die Idee des Lactantius, welcher in dem Teufel den zweiten von Gott erschaffenen Geist sieht, der aber aus Verdruß über den Vorrang des ersten Geistes oder des Sohnes, von Gott abtrünnig und ungehorsam wurde.

Eine andere, aber später von den Kirchenvätern verworfene und als ketzerisch verdammte Lehre leitet aus einer mißverstandenen Stelle im ersten Buche Mosis C. 6 V. 2 und 4:

Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern des Menschen ꝛc.

den Fall der Engel aus der körperlichen Gemeinschaft mit den Erdentöchtern her, ein Mythus, den auch das Buch Tobias behandelt, wo der Sara, einer Tochter Raguels, durch Asmodi hintereinander sieben Männer getödtet worden, weil dieser Geist seine Liebe selbst auf diese Jungfrau gerichtet hatte, und daher diejenigen erwürgte, welche mit dem Gegenstande seiner Engelsliebe ein sinnliches Band zu knüpfen wagten. Eben diesen Mythus, daß die bösen Engel durch Liebe zu den Jungfrauen des menschlichen Geschlechts gefallen, hat auch in der neuesten Zeit der englische Dichter Moore in seinem herrlichen Gedichte, die Liebe der Engel, benutzt, um daran die Liebe in dreifacher Abstufung, von der niedern sinnlichen Aufwallung an, bis zu ihrer reinsten Verklärung im Erdenleben zu zeigen.

Reicht dieß wenige hin, um die Richtigkeit der Behauptung darzuthun, daß die ältere Weise, den Teufel und seine Unglücksgefährten als Thiere oder mit aller nur erdenkbaren körperlichen Scheußlichkeit und Häßlichkeit darzustellen, weder durch die Sage noch durch das kirchliche Dogma bedingt ist; sondern ist solche lediglich nur auf Rechnung eines künstlerischen Irrthums oder einer Charakterverzerrung des Künstlers selbst zu setzen, da der Teufel als ein gefallener Engel seine äußere Gestalt von Gott selbst erhalten hatte, sie aber selbst nicht zur Thierheit oder Monstrosität umgestalten konnte: so hat in der neueren Zeit die Kunst mit Recht angefangen, zwar nicht die, ganz besonders zu Kunstproduktionen geeignete, der Sage und dem Dogma angemessene, Idee des gefallenen Engels aufzufassen, aber doch die diabelischen Elemente aus der, auf keine Weise gerechtfertigten, Thierheit und körperlichen Scheußlichkeit mehr zur Menschlich-

keit zurückzuführen. Göthe brach auch hier durch Faust die Bahn, indem er seinem Faust den Teufel in menschlicher Gestalt zum Gefährten gab und an ihm eine, so viel uns bekannt, bisher noch nicht benuzte, aber doch dem teuflischen Wesen so angemessene Charakterseite, die ironische und humoristische zur Geltung brachte. Die bildlichen Darstellungen, welche aus diesem unergründbaren Born geschöpft wurden, sind bekannt: uns scheinen diejenigen die gelungensten, welche den Teufel rein menschlich, ohne allen Zusatz von Thierheit durch Schweif und Krallen darstellen.

Es wäre nun nicht uninteressant, das diabolische oder vielmehr unterweltliche Element auch in der alten Kunst zu verfolgen, und zwischen ihr und der neuern Kunst eine Parallele zu ziehen; eine Parallele, die ein großer Künstler der neueren Zeit in dem nie genug zu preisenden Bilde, Orpheus Ankunft in der Unterwelt, von dem wir dem wackern Schäffer eine meisterhafte, in Marc Antonios Manier gestochene Nachbildung verdanken, bereits zur höchst befriedigenden Anschauung gebracht hat.

Nbg. Jmr.

Bemerkungen über Kunst.

Du sehnest dich nach der Anschauung erhebender Bilder, solcher, die es durch ihren Gegenstand oder die es durch dessen künstlerische Behandlung sind. Du klagst, daß du so fern von jenen reichen Bilderschätzen seyest; du fragst warum dir denn dieses herrliche Bildungsmittel entzogen seyn müsse, während Andere, Glücklichere, in dem Genusse schwelgen, oder Rohere das klassische der Kunst und die gemeinste Natur mit gleichem Antheil und Erfolg angaffen. —

Solltest du denn so ganz ausser allem Kunstgebiete leben? Gibt es denn bei dir keine Kirchen, Paläste, Rathhäuser, Wohnungen alter Geschlechter, keine Privat-Sammlungen, zerstreute Liebhaber? — Suche und du findest! — Und nun mache an diesem Fund deine Schule! siehe, wie viel du kannst! Du bereitest dich so auf die fruchtbarste Anschauung königlicher Gallerien vor. Auch Kupferstiche ꝛc. lehren und diese sind ja durch die ganze bewohnte Erde verbreitet.

Siehe dann auch zu, wie die Maler arbeiten; Gemälde entstehen sehen, und wären es auch die mittelmäßigsten, ist sehr belehrend, denn es fixirt das schweifende Auge, und gewöhnt es, durch die Oberfläche in die Tiefe hinein zu schauen.

Studire auch den Verderb, die Zerstörung alter Bilder: siehe der erfreulichen Wiederherstellung zu. Kannst du selbst Hand anlegen, so strömt von dem kleinsten Versuche deiner Hand Klarheit in dein Auge.

Laß dir deine Isolirung nicht leid seyn! Dein Sehnen wird ein innerliches Erstarken, und kommst du früher oder später zu jenen Schätzen, so wirst du sie ganz anders anschauen, als wenn dir dein Wunsch von dieser Schule gewährt worden wäre; du fühlst dich in einer überschwänglich reichen Gegenwart einheimisch, die dich einst bedrängt, überreizt und mit verworrenen Eindrücken entlassen haben würde.

*

Der Wissende ist ein Sehender, der selbst mit geschlossenen Augen noch Helle und Finsterniß unterscheidet; der Nichtwissende ein Blinder, der mit offenen Augen nichts sieht.

München.

Man glaubt die Künstler und Kunstfreunde auf den Verkauf der ausgezeichneten Oelgemälde-Sammlung aufmerksam machen zu müssen, welche früher ein Eigenthum des k. B. Gallerie-Reparateurs J. G. Gündter zu Augsburg war, und nun am Montag den 28. März und die folgenden Tage, jedesmal Nachmittags von 3 bis 6 Uhr zu München in der Prannersstraße Nr. 1505 gegen baare Bezahlung öffentlich versteigert wird. Die Gemälde dieser Sammlung sind nicht nur durch ihre Originalität, sondern auch durch ihre reine Erhaltung ausgezeichnet, und sind die vorzüglichsten derselben von: J. F. Barbierigen. Quercino, — Ludw. Caracci, — Corn. v. Harlem, — Alb. v. Everdingen, — Claude Lorrain, — Carl du Jardin, — Carl Maratti, — A. Raph. Mengs, — Arth. v. d. Neer, — Paul Rembrand, — Guido Reni, — Joh. Heinr. Roos, — P. P. Rubens, — Rach. Ruysch, — Dav. Rykaert, — Sasso Ferrato, — F. Snyders, — Eust. le Sueur, — Teniers dem Sohne, — Adrian v. d. Werf, u. a. Sie können sämmtlich die zwei lezten Nachmittage vor der Versteigerung jedesmal von 3 bis 6 Uhr eingesehen werden.

Nach beendeter Versteigerung dieser Gemälde, die in fortlaufender Nr. nach dem gedruckten Kataloge genommen wird, folgt eine Partie Kupferstiche, Holzschnitte ꝛc. von Nic. Dorigny, Alb. Dürer, C. du Jardin, Marc. Anton, sowie original geäzte Landschaften berühmter niederländischer Meister als: Waterloo, Alb. van Everdingen, Ruysdael ꝛc.

Die Kunsthandlung der HH. v. Hermann und Barth in München, bei welcher auch Kataloge gratis zu haben sind, wird portofreie, mit hinlänglicher Sicherheit versehene Aufträge besorgen. —

Nº. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 17. März 1831.

Archäologie.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten, von Dr. P. O. Bröndsted. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Paris gedr. bei Firmin Didot. Erstes Buch 1826. Zweites Buch 1830. S. 318 mit 62 Kupfertafeln und Vignetten. Kl. Folio.

Der Verf. war, wie jedem unsrer Leser hinlänglich bekannt, ein Mitglied jener Reisegesellschaft, welche in den Jahren 1810 — 1814 sich in Griechenland so hohes und ruhmwürdiges Verdienst um die Kenntniß des alten Hellas errungen hat. Die reichen Resultate jener Untersuchungen wurden, nachdem diese Reisenden zu festeren Sitzen zurückgekehrt waren, zur öffentlichen Mittheilung bestimmt und vorbereitet. Leider scheinen sich Verhältnisse und dazwischen getretene Umstände der Herausgabe eines versprochenen Gesammtwerks höchst ungünstig in den Weg gestellt zu haben. Zwar haben einzelne Mitglieder der Unternehmung einige prachtvoll ausgestattete Monographien, welche mehrere der auf dem genannten Weg gewonnene Resultate enthalten, bekannt gemacht, allein im Ganzen haben wir doch, wenn wir die dahingeschwundene Zeit und das, was wir zu erhalten hoffen durften, in Anschlag bringen, nur einen sehr geringen Theil des überaus reichen Gesammtertrags erhalten. Wir erinnern nur an das Werk Stackelbergs über die griechischen Vasen ꝛc. von dem wir so viel zu erwarten haben und dessen Erscheinen wir nun beinahe 10 Jahre vergeblich entgegensehen. — Auch Herr Bröndsted hat lange auf die Resultate seiner Untersuchungen warten lassen, doch gibt er sie nun desto ausführlicher, und wir haben nur zu wünschen daß die Lieferungen in Zukunft schneller einander folgen möchten als es mit den zwei ersten der Fall war.

Das erste Buch enthält die Resultate einer Reise nach Keos, auf der unser Verfasser von seinem Reisegefährten Linckh begleitet wurde. Dasselbe ist durch überaus reichhaltige Mittheilungen, sowohl über das was sich dem Vf. an Ort und Stelle selbst darbot, als über diejenigen Stellen der Alten, welche die Lage, der Cultus, die Geschichte der Insel ꝛc. betreffen, zu einer eigentlichen Monographie herangewachsen. Der Vf. gibt vorerst genauere Nachrichten über die Lage der vier Städte, welche im Alterthum auf Keos blühten. Er weist nach, daß alle früheren Schriftsteller in Irrthum gewesen sind, wenn sie die Lage des alten Julis an der Stelle des Hafens von Polà zu finden meinten, wo durch Inschriften die Ruinen des alten Karthäa bezeichnet werden. Hiernach bestimmt sich von selbst die richtigere Ansicht von der Lage der übrigen drei Städte Julis, Coressus und Poeessa. Diese Inschriften befanden sich in den Ruinen eines Apollotempels, dessen Eigenthümlichkeiten in der Bauart durch die Lage bedingt gewesen zu seyn scheinen. Unter seinen Trümmern entdeckten unsere Reisenden außer mehreren andern Bruchstücken von Statuen und architektonischen Gliedern, welche beschrieben werden, einen sehr schönen Torso einer Leto, deren Abbildung in einer schön gearbeiteten Kupfertafel der Beschreibung beigefügt ist. Die Inschriften erhalten wir ebenfalls in Facsimile, aber die Erklärung derselben enthält das zweite Buch so wenig wie die ebenfalls versprochene keische Münzenkunde. Das Kloster des heiligen Marina auf Zea mit dem schönsten antiken Thurm, den der Vf. in Griechenland sah, erhalten wir in einer schönen Abbildung. Außerdem entdeckte der Vf. noch mehrere bedeutende Ueberbleibsel von dorischer und jonischer Architektur an neueren Gebäuden dieser Insel; unter allen Resten alter Kunst aber zeichnet sich ein kolossaler antiker Löwe auf einem Vorgebirge in der Nähe von Julis aus, der durch eine Skizze R. Cockerells, von zwei Seiten, veranschaulicht wird. Der Vf. deutet dieses Monument auf eine Stelle des Herakleides Ponticus, nach der ein Löwe die früher diese Insel bewohnenden Nymphen verscheucht habe, und theilt diese Stelle nach Pariser

Handschriften berichtigt in einer der Beilagen mit. In diesen erhalten wir noch mehrere Belege der in dem Texte besprochenen Punkte, vorzüglich über Mythos, Geschichte und Sitten dieser Insel. Viele vortrefflich gestochene Abbildungen von Münzen, unter denen mehrere bisher ganz unbekannt waren, sind als Vignetten dem Werke zu prachtvollem Schmuck einverleibt und eine Vase von gebrannter Erde mit einem spielenden Knaben beschließt dieses Buch.

Das zweite Buch, welches zwar nicht in Hinsicht auf Ausführung der Kupfertafeln, die meistens nur Umrisse sind, wohl aber in Rücksicht des artistischen Gehalts viel reicher ausgestattet ist als das erste, lenkt die Untersuchungen ganz unerwartet auf den Parthenon hin. Der Vf. ist seinem früheren Plane untreu geworden und erklärt sich selbst ausführlich genug über die Gründe, warum er es vorzieht, gleich in diesem zweiten Buche dieses herrlichste Denkmal des athenischen Volkes zu behandeln.

Feiner Sinn und eine nicht gewöhnliche Zartheit der Auffassung, welche jedoch der Unbefangenheit und Bestimmtheit der Forschung keinen Eintrag thut, ist es vor allem, was Hrn. B's. Darstellung in diesem Bande so angenehm macht; dagegen können wir sie nicht überall von dem Vorwurfe zu großer Weitläufigkeit freisprechen. Die Vorrede enthält neben einigen aus der Untersuchung gewonnenen Resultaten eine Uebersicht aller an dem Parthenon vorkommenden Bildwerke. Da diese Ansicht des Ganzen dem Vf. eigenthümlich ist und in Vergleich mit dem, was Leake, Reuvens, Müller, Weber und Quatremère-de-Quincy, über diesen Gegenstand geäußert haben, unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, so theilen wir seine Angaben in möglichster Kürze mit:

I. Die Statuen im östlichen Giebelfelde: Zeus auf seinem Throne in der Mitte, zwischen Morgen und Abend, von genethlischen Schicksalsgottheiten, den drei Horen und den drei Parzen mit dem gütigen Glücke, und von geburtshelfenden Göttern Aphrodite-Urania und Ilithyia, Hephästos und Prometheus, Ares und Hermes umgeben. Aus seinem Haupte steigt Pallas Athene, in goldenem Waffenschmuck strahlend, und schwingt sich zu der oberen Höhe des Giebels empor.

II. Die Statuen im westlichen Giebel: Auf Geheiß der siegreichen Pallas Athene sprießt zwischen ihr und dem besiegten hinwegeilenden Poseidon der heilige Oelbaum in der Mitte des Giebels empor. Zu beiden Seiten des Oelbaums neben den Hauptfiguren: der Wagen der Göttin von dem beflügelten Sieg gelenkt und von Erichthonios begleitet; dann die ganze Familie des Kekrops (Kekrops, Agraulos, Herse, Erysichthon und Pandrosos). In der nördlichen Ecke des Giebels der Flußgott Ilissos. In der südlichen Hälfte des Giebels, links von Poseidon: der Wagen des Gottes von zwei Pferden gezogen, von Amphitrite gelenkt und von Leukothea (oder Halia) begleitet. Hinter der Amphitrite die kinderernährende Erde mit Kindern in ihren Armen; eine große Gruppe der Thalassa mit der von ihrem Schoß emporsteigenden Aphrodite; hinter beiden die Meeresstille mit dem Flußgott Kephissos und seiner Gemahlin Praxithea (oder Diogenia) und der Quellnymphe Kallirhöe in der südlichen Ecke.

III. Zu diesen Bildwerken der beiden Giebelfelder kommen die zwei und neunzig Metopenreliefs des äußern Frieses mit nicht chronologisch sondern künstlerisch (?) geordneten Vorstellungen, nämlich:

a) die vierzehn Metopen der östlichen Vorderseite mit Thaten der Athene selbst und der beiden von ihr vorzüglich begünstigten Heroen, Herakles und Theseus.

b) die zwei und dreißig der südlichen Längenseite mit drei und zwanzig Gruppen aus dem Cyclus des Centaurenmythos und neun andern aus dem innern Wesen der Athenerreligion hervorgangenen Darstellungen. Diese sind: 1. die, mit dem Cultus der Athene selbst innig verbundene Verehrung der brauronischen Artemis, 2. die Thesmophorien, 3. die Belehrung der Priesterin der Athene, 4. der damit verbundene Cultus und das verschiedenartige Schicksal der Agrauliden, 5. die Einweihung des vom Himmel herabgesandten heiligsten Holzbildes der Athene auf der Burg, durch Erichthonios, 6. der siegreiche Kampf des Erechtheus mit Eumolpos, 7. Erichthonios der Zögling und πάρεδρος der Göttin, als von ihr belehrter Wagenlenker, 8. die von der Göttin ebenfalls begabte Pandora mit Epimetheus, 9. der von der Demeter selbst im Säen der milden Frucht unterrichtete Triptolemos.

c) die zwei und dreißig Metopen der nördlichen Längenseite: neben mehreren Gruppen aus dem Lapithen-, wahrscheinlich auch aus dem Amazonen-Cyclus, und neben einigen bis jezt unerklärten Vorstellungen, Thaten der rossezäumenden Göttin und der von ihr begünstigten Heroen Perseus und Bellerophon.

d) die vierzehn Gruppen der westlichen Metopenreihe mit Vorstellungen geschichtlichen Inhalts, nämlich Scenen aus der ersten attischen siegreichen Schlacht gegen die Perser bei Marathon.

Endlich IV. Die Reliefs am Fries der Cella: Feier der Athenäen. Festzug. Die Burggötter auf der östlichen Seite empfangen die von beiden Seiten des Tempels ankommenden festlichen Reihen des Volkes, um sie gleichsam dem Götterbilde über die breite Marmorschwelle des eröffneten Tempels entgegenzuführen.

So sind dem Verfasser die Bildwerke des Parthenons Inbegriff und bildliche Darstellung der attischen Religion und des attischen Lebens.

In der Einleitung theilt Hr. B. mehrere der an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen und Angaben über den dorischen Fries und die Giebelfelder mit. Das Bekanntere ist hier faßlich und klar vorgetragen und zusammengestellt und überall ist das löbliche Verfahren des Vfs. sichtbar, mehr auf die Betrachtung der Gegenstände selbst als auf seine eigenen Ansichten von denselben hinzuweisen, und das Verständniß derselben durch Bemerkungen über die Wirkung der einzelnen Theile zu erleichtern.

Alle bisherigen Untersuchungen über die Sculpturen des Parthenons erstreckten sich hauptsächlich auf den Giebel und den Fries der Cella. Herr Bröndsted hat das Verdienst die Metopen zuerst einer weiteren Untersuchung unterworfen zu haben, indem er dazu einige bisher unerkannte Fragmente und die bis jezt fast unberücksichtigt gebliebenen Nointel-Carrey'schen Zeichnungen, welche zu Paris aufbewahrt sind, benuzt hat.

Zu einer genaueren Betrachtung aller am Parthenon befindlichen Metopen bilden den Uebergang die Untersuchungen über zwei Sculpturfragmente, die der Vf. in Copenhagen antraf und denen er nach genauen Nachforschungen einen Platz in der achten Metope der Südseite des Parthenon anweisen konnte. Die wohlgelungene und mit großem Fleiß lithographirte Abbildung eines Centaurenkopfes mit erhobenem Arm und des Kopfs eines dem Todesstreich entgegenblickenden Jünglings — dafür dürfen wir beide Fragmente nach den gegebenen Andeutungen mit dem Vf. halten — geben eine Idee von der Behandlung aller später erörterten Metopenreliefs. Nach des Vfs. Untersuchung sind sie wahrscheinlich durch einen Dänischen Capitän Hartmand im Jahre 1688 nach Copenhagen gekommen.

Hierauf geht Hr. B. unmittelbar zur Betrachtung der gesammten Metopen am Parthenon über. Auch hier erhalten wir wieder mehrere feine Bemerkungen über die Wirkung und das Verhältniß der Metope zum ganzen Gebäude. Wie viel zum besseren Verständniß der Antike überhaupt und des Tempelbaus insbesondere hier beigebracht worden ist, werden nur die recht dankbar anerkennen, welchen bisher die Lösung mancher wichtigen Frage unmöglich war, ohne dem reinen Verständnisse nachtheilige Hypothesen aufzustellen und dem Gegenstande selbst Gewalt anzuthun. Früher hatte man annehmen zu dürfen geglaubt, daß alle Metopen des Parthenons Centaurenkämpfe darstellten. Daß dieß nicht der Fall sey, zeigten Leake's, und bestätigen nun auch des Vfs. Untersuchungen. Nicht einmal die Südseite enthält, wie wir oben gesehen, nur Vorstellungen dieser Art, obgleich nicht, wie der Vf. anfangs meinte, dieselben blos an dieser Seite vorkommen. Alle 32 Metopen der Südseite erhalten wir hier in zierlichen und genauen Umrissen. Diejenigen, welche sich im Stuart-Revettschen Werke vorfinden, sind aus demselben abgezeichnet worden; die 13te bis 25te Metope, welche nur durch die Nointel-Carreyschen Zeichnungen auf uns gekommen sind, finden sich hier, so viel wir wissen, zum erstenmal vollständig und genau bekannt gemacht. Die 12 ersten und die 22te bis 32te Metope enthalten allesammt Darstellungen von Centaurenkämpfen. Die 13te bis 21te unterbrechen aber jene Darstellung auf eine ganz merkwürdige Weise. Nach des Vfs. Ueberzeugung stehen diese wieder in so innigem Zusammenhang, daß es ihm möglich schien, auch aus den höchst unvollkommenen Resten des zerstörten Bildwerks auf dessen ursprüngliche Bedeutung zu schließen.

Nr. 13. „Eine weibliche Figur in weitem Gewande, hält mit der linken Hand ihr breites, von der rechten zur linken Seite hin geworfenes Obergewand, das eine große Falte bildet, als ob sie darin etwas trüge. Sie ist, wie die Stellung ihres linken Fußes bestimmt andeutet, in vorschreitender Bewegung, hebt ihren rechten Arm empor und scheint eine männliche Figur, die ihr zur Seite geht, anzureden. Der Mann, dessen Oberleib entblößt ist, faßt den Mantel, der seinen Unterleib bedeckt, mit beiden Händen an, als ob er verhüten wollte, daß etwas in der breiten Falte Getragenes herausfalle. Der Kopf der männlichen und die rechte Hand der weiblichen Figur mangelten zwar schon zu Carrey's Zeit; aber sonst war die Gruppe sehr wohl erhalten." — Der Vf. sieht in diesem Bilde die Demeter selbst, welche ihren Zögling Triptolemos im Säen der milden Frucht unterrichtet.

Nr. 14. „Zwei jugendliche Figuren, die eine weiblich, die andere männlich. Jene hält, auf ihrer linken Hand, einen Korb oder Kasten, und in ihrer gesenkten rechten Hand den vom Kasten hinweggenommenen Deckel. Der junge Mann, welcher ganz nackt ist bis auf ein loses Gewand (das eine Chlaina zu seyn scheint, und von seinen beiden Händen angefaßt, ihm am Rükken herabhängt), hebt seinen linken Arm hoch empor, und scheint sich über die Handlung seiner Begleiterin, oder über das im geöffneten Korbe Enthaltene zu erstaunen. Die ganze Bewegung der männlichen Figur: der seitwärts gebogene Oberleib, der gebogene, vom Gewande bedeckte linke Arm, als um irgend Etwas abzuwehren, und sein Ausschreiten mit dem rechten Beine — drücken Schrecken und Entsetzen aus." — Der Vf. findet die Erklärung dieser Vorstellung in dem Mythos von Pandora und Epimetheus, und zwar in dem Augenblicke der Handlung, wo Pandora den Unglückskasten eröffnet, ihr Bräutigam aber über die Gestalten, die aus demselben hervorstürmen, erschrickt.

Nr. 15. „Ein junger Mann, in einer kaum noch erkennbaren Biga, lenkt zwei vorgespannte Pferde, welche in schnellem Laufe vorschreitend sind.“ — Nach des Vfs. Deutung: der Zögling und πάρεδρος der Athene, Erichthonios, der erste der nach attischer Sage erwachsene Pferde einem Wagen anzuspannen und zu lenken lehrte.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin.

Ein Artikel in der Allgem. Zeitung vom 5. Febr. sagt: „Se. Maj. der König hat dem hiesigen Museum, zum vorläufigen Ankauf ausgezeichneter Meisterwerke der bildenden Künste, ein jährliches Einkommen von 20,000 Thlrn. angewiesen. Es mag nur den so plötzlich trübe gewordenen Zeiten beizumessen seyn, daß diese höchst ausgezeichnete und in ihrer Zweckmäßigkeit und Pracht wahrhaft königliche Kunstanstalt bis jetzt noch nicht mehr Fremde nach der Hauptstadt gezogen, und auswärts mehr Ruf erworben hat. Hätte man in irgend einer andern europäischen Residenz — abgesehen von den hier aufbewahrten und mit historischem Sinne geordneten Kunstschätzen — auch nur ein so prachtvolles schönes und für seine Bestimmung geeignetes Bauwerk ausgeführt; es würde des Rühmens kein Ende seyn. Bey uns aber ist leider die allgemeine Theilnahme daran schnell erkaltet. Um so weniger aber sollten die büreaukratischen Schwierigkeiten bei dem Eintritt in das Museum gehäuft werden, und dem Fremden sollte, wie in Paris, sein Paß als Eintrittskarte dienen; die Einlaßkarten hiesiger Künstler und Kunstfreunde sollten für immer und nicht für eine beschränkte Zeit gültig seyn; an den öffentlichen Tagen aber sollte jedermann, ohne sich zuvor mit einer Karte versehen zu müssen, eingelassen werden. Der Zweck der Anstalt ist ja nicht diese mühselige und kostspielige Büreau-Arbeit, sondern die Kunst zu fördern und den Sinn für sie allgemein zu verbreiten.“

Paris.

Eine französische Zeitschrift berichtet:

Die kostbare Sammlung von Originalzeichnungen der Rosen, von Redouté, welche als Eigenthum der Regierung in der Königlichen Bibliothek aufbewahrt wurden, war der Herzogin von Berry geliehen worden, welche dieselbe zu ihren Effekten packen und zu London versteigern ließ. Die Sammlung wurde um 36,000 Fr. verkauft; ein höherer Preis, als der, welchen der Meister in Frankreich dafür erhalten hatte. So ehrenvoll dieß für Herrn Redouté ist, so wird doch darum der Verlust für Paris nicht weniger schmerzlich.

Erklärung.

Der im Kunstblatt (Nro. 10 und 11 dieses Jahrgangs) enthaltene Aufsatz „über die neue Auszierung des Theaters in Karlsruhe“ nennt den betheiligten Künstler nicht. Daher findet sich der Unterzeichnete, um etwaigen Mißverständnissen zu begegnen, zur Erklärung veranlaßt: daß diese Auszierung durch Hrn. von Schlick, welcher früher die Auditorien mehrerer Pariser Theater decorirte, besorgt wurde.

Karlsruhe den 11. Febr. 1831.

Hübsch,

Großherzoglich Badischer Baurath.

Bemerkungen über Kunst.

Das Studium der Natur, ihr Wiedergeben, hat seine vielfachen Schwierigkeiten. So ist sie oft nach ihrem ganzen Bilde herrlich beleuchtet und in den Tönen und Farben schön contrastirt, aber was der Kunstzögling im Ganzen wahrnimmt, das findet er nicht auch an dem Theile, den er zu einem Kunstganzen machen will. Dann muß ihm erlaubt seyn, das Verhältniß des Großen aufs Kleinere überzutragen, und z. B. an seinem Baume die Gegensätze der Färbung und Beleuchtung stärker vorzutragen, als er sie in der Natur findet. Wie weit er gehen darf, das lernt er von guten Meistern, die er mit gutem Sinne studirt. Ists doch in der Dichtkunst auch nicht anders.

•

Schule ist Lehre, damit das rechte, fruchtbringende Lernen durchbrechen kann, das Selbstdenken, Selbstanschauen. Denn was sind Worte, als Andeutungen, Fingerzeige, Wegweiser in Provinzen, die man selbst durchwandern muß? So soll Schule den Sinn anregen, den Geist frei machen, üben.

Manche Lehre wirkt, wie ein enthülltes Geheimniß, ein mitgetheiltes Arkanum, und erspart viel vergebliches Selbstversuchen; aber manches Wort ist auch eine Weissagung, ein Orakelspruch, deren Sinn man erst nach vielen Erfahrungen begreift. Siehe zu, daß dich die Schule zum Leben führe, daß du immer festen Boden fühlest, daß sich dein Wissen nicht als ein trübes Mittel zwischen deine Kunst und die Natur stelle und du nicht etwa nur lernest, täglich ein größerer Manierist zu werden!

Nº. 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 22. März 1831.

Etrurische Aufgrabungen.

Das Bulletino dell' Istituto di Corrispondenza archeologica, vom Dez. 1830, berichtet aus einem Briefe des Hrn. Karl Avvolta von Corneto, daß durch die Aufgrabungen der HH. Manzi und Fossati in der Nähe dieser Stadt, ein etruskisches Grabgewölbe, in Fresko ausgemalt, entdeckt worden sey, welches durch die Erhaltung der Malereien, wie durch die Gegenstände, die in denselben dargestellt sind, den im Jahre 1827 entdeckten keineswegs nachsteht.

Die Form und Größe des Gewölbes gleicht denen der 1829 entdeckten Gräber. Dem Eintretenden zeigt sich auf der Hinterwand ein schönes Bild eines Gastmahls von fünf Personen, die auf einem Lager von zierlicher Form ruhen. Die sechste und siebente Figur sind nackte Sklaven, welche den Tisch bedienen; das Werkzeug, womit der eine die Speisen zu schneiden scheint, hat die Form der gewöhnlichen Opfermesser. In der Gewölbeabtheilung oberhalb dieses Bildes sieht man ein Triclinium von zwei Personen, und zwei in der Luft fliegende Vögelchen, so wie auch vier andre Vögel in dem darunter befindlichen Bilde auf der Erde stehen. Auf den Wänden zur Rechten und Linken sind Musiker, welche die Doppel-Flöte und ein leyerähnliches Saiteninstrument spielen, dann Tänzer und Tänzerinnen in den anmuthigsten Stellungen: an diese schließen sich Jünglinge mit den Werkzeugen des Pentathlon, und im Begriffe die Spiele desselben zu beginnen, nämlich: den Caestus, den Faustkampf, das Schwingen, das Springen und das Diskuswerfen. Auf den zwey Seiten der Thüre sieht man zwey nackte Männer nach Weiberart auf Pferden sitzend. In allem sind es zwanzig Figuren von beinahe vier Palmen Höhe, und sowohl in Hinsicht der Gesichtszüge als der übrigen Theile von guter Zeichnung. Der Ausdruck der Physiognomien, der Reichthum und die Verschiedenheit der Kleidungen, das Ungezwungene der Bewegungen, und die Neuheit der Kostüme werden sehr gerühmt, und man darf hinzusetzen, die Frische und Lebhaftigkeit der Farben, vereint mit der Erhaltung der Bilder geben diesem Denkmal einen hohen Werth. Das würfelförmig bemalte Gewölbe, oben mit demselben eleganten Epheugewinde durchzogen, welches sein Gebälke schmückt, der Fries mit mehrfarbigen Streifen, der Sockel mit Meereswogen, kurz alle Ornamente entsprechen in Geschmack, Zeichnung, und Erhaltung dem Werthe der Figuren. Durch die Sorgfalt der Unternehmer dieser Aufgrabungen ist dieses Grabmal den ungünstigen Einwirkungen der Luft, sowie dem Zutritte unbescheidener Menschen entzogen worden; ohne Zweifel in der Absicht um es zur Bewunderung und zum Unterrichte Aller wieder zu öffnen, wenn der Eingang gehörig geschützt, und die Malereien mittelst sorgfältiger und fleißiger Abzeichnungen gerettet seyn werden, da sie durch die Länge der Zeit bei jeder neuen Berührung der Luft sehr leicht zerstörbar geworden sind. Ein Gleiches geschah auch schon von Seite derjenigen, welche die Malereien der letzten in jener Gegend ausgegrabenen Grotte entdeckten und zeichneten. —

In der Nähe von Bomarzo (Polimatium) (ungefähr 12 Meilen von Viterbo) hat Hr. Ruggeri sehr glückliche Aufgrabungen unternommen. Es kam nach und nach eine ganze Nekropolis mit wohlerhaltenen Grotten zum Vorschein, in welchen bis jetzt zehn vollständige Vasen mit rothen Figuren auf schwarzem, oder schwarzen Figuren auf rothem Grunde gefunden wurden, wobei zu bemerken, daß man in derselben Grotte, in der eine Vase mit dem Bilde eines Windhundes zu den Füßen eines Kriegers sich befand, einen Hunds-Schädel derselben Art erblickte, woraus man folgern möchte, daß die Vase in dieser Gegend selbst gemalt worden sey.

Auch sind die Waffen bemerkenswerth, welche sich vorfanden, so wie die in großer Anzahl vorkommenden bronzenen Vasen, Lampen, und ähnliche Gegenstände aus Metall, dann eine Reihe dünner Platten mit Figuren von gehämmerter Arbeit, die vergoldet waren, und durch ihre Vollendung bezeugen, auf welche hohe Stufe dieser der etruskischen Kunst ganz eigenthümliche Zweig der Bildnerey gebracht worden war.

Archäologie.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten, von Dr. P. O. Bröndsted. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Paris gedr. bei Firmin Didot. Erstes Buch 1826. Zweites Buch 1830. S. 318 mit 62 Kupfertafeln und Vignetten. Kl. Folio.

(Beschluß.)

Nr. 16. „Zwei junge, als heroische Figuren blos mit losen Chlamyden versehene, übrigens nackte Männer in dem Momente eines eben entschiedenen Zweikampfs, nach welchem der eine tödtlich verwundet dahin sinkt, der andere siegreich zurücktritt.“ — Der Vf. sieht in diesem Relief: des Erechtheus Sieg über Eumolpos oder Immarados.

Nr. 17. „Eine große männliche, blos mit einer leichten Chlamys an der linken Schulter und am linken Arme versehene, sonst nackte Figur, scheint eine weibliche, wie eine Priesterin bekleidete Figur, die einen Korb (oder ein rundes Gestell, etwa einen kleinen Altar, oder das Fußgestell eines kleinen Standbildes) mit beiden Händen vor sich trägt, und sich eben wegbegibt, anzureden.“ — Hr. B. sieht in diesem Relief entweder die erste Priesterin der Athene, welche ein rundes Fußgestell für das darauf zu errichtende vom Himmel gesandte Holzbild der Göttin von Erichthonios eben empfangen hat — oder auch eine Kanephore, welcher jener Heros eben den heiligen Korb überreicht, und seine, die Kanephorie betreffenden Befehle ertheilt hat.

Nr. 18. „Drei weibliche, ganz bekleidete Figuren, deren zwei größer und wie im Vorgrunde, in starker Bewegung eines eiligen Laufens, mit erhobenen Armen und mit ganz losen, über die Schulter nachläßig zurück geworfenen und um die weitausschreitenden Füße herumflatternden Gewändern vorgestellt sind, die dritte aber kleiner, wie ein, in einiger Entfernung aufgestelltes Standbild, ruhig steht. Diese trägt sehr deutlich einen, mit einem Gürtel unter dem Busen zusammen gehaltenen Peplos; auch ist am linken Arme ein Stück Gewand, wie von einem über die Schulter hinabgleitenden Schleier übrig, was aber Carrey, von seinem niedrigen Standpunkte aus, um so weniger recht sehen konnte, als diese kleinere, und wie ein Standbild vorgestellte Figur am Marmor gewiß sehr flach gehalten war.“ — Der Vf. glaubt in diesem Relief eine Darstellung der drei Töchter des Kekrops: Agraulos, Herse und Pandrosos erkennen zu müssen, welchen Athene den mystischen Kasten, worin der kleine Erichthonios sich befand, anvertraut hatte, mit dem Befehle, denselben zu hüten, doch ohne den Inhalt voreilig erspähen zu wollen. Herse und Agraulos aber eröffneten den Kasten, wurden zur Strafe von der erzürnten Göttin mit Wahnsinn geschlagen und stürzten sich von den Felsen der Burg hinab. Die treue Pandrosos dagegen ward Priesterin der Göttin.

Nr. 19. „Zwei ganz bekleidete weibliche Figuren, die neben einander stehen und sich zu unterreden scheinen. Die eine derselben, die einen Peplos und einem am Haare befestigten und auf die Schulter herabhängenden Schleier (κρήδεμνον) trägt, hält beide Arme ruhig, den rechten unter dem Busen, den linken gegen die Wange zu gebogen, und scheint dasjenige, was die andere Frau, welche die rechte Hand ausstreckt und im Sprechen begriffen ist, ihr sagt, gelassen anzuhören. Diese zweite Figur trägt ein, mit weiten Halbärmeln versehenes, langes Kleid und einen losen Mantel (χλανίς), welcher an der linken Seite der Figur, entweder am Gürtel oder am Unterkleide, befestigt zu seyn scheint.“ — Der Vf. vermuthet auf dieser Metope die vergötterte Priesterin der Athene, Pandrosos, mit einer anderen weiblichen Gottheit, entweder der Telete oder der Themis, zusammengestellt, und von ihr die Weihe oder Belehrung über Pflichten ihres hohen Amtes ruhig empfangend.

Nr. 20. „Zwei weibliche, wie Hierophanten ganz bekleidete Figuren, von welchen die eine, von dem Tische oder dem, wie eine Console aus der Wand hervortretenden Vorsprung, auf welchem einige Schriftrollen liegen, eine derselbeen emporhebt, aufrollt und genau betrachtet, während die andere Figur, die ihr den Rücken zukehrt, eine ähnliche Schriftrolle schon empfangen hat, und sich damit langsam hinweg zu begeben scheint. Bekleidung dieser Figuren: lange Unterkleider (χιτῶνες ποδήρεις, τερμιόεντες) mit darüber geworfenen losen Peplis, wozu noch, bei der Einen, der Mantel kömmt (ein ἐπωμίδιον), der, auf den Schultern lose befestigt und hinten hinabfallend, demjenigen Anzuge sehr ähnlich sieht, welchen am südlichen Friese der Cella vier Processions-Frauen tragen, die von Visconti Diphrophoren genannt worden sind.“ — Der Gegenstand der Darstellung ist nach des Verfassers Meynung: zwei weibliche, hieratische Figuren, vielleicht Priesterinnen oder andere eigens erwählte Jungfrauen, welche die Schriftrollen der heiligen Satzungen hervornehmen, um sie, am Tage der Anodos, und in der paarweise geordneten Reihe der Thesmophoriazusae feierlich einherzutragen.

Nr. 21. „Zwei Weiber stehen, symmetrisch gestellt, und von vorne gesehen, bei einem kleinen, eine weibliche Gottheit vorstellenden Schnitzbilde, das auch von vorne

gesehen wird, mit einem einfachen, bis zu den Füßen hinabreichenden, und unter der Brust, mittelst eines Gürtels, knapp anliegenden Chiton bedeckt ist, und sich auf einem kleinen runden Fußgestell befindet. Die eine, und wie es scheint, ältere der beiden Frauen, linker Hand vor dem Beschauenden, ist wie eine Priesterin oder Tempeldienerin in lange Gewänder gehüllt, und sieht dadurch einer der beiden Figuren auf der neunzehnten Metope sehr ähnlich; sie faßt mit beiden Händen ihren weiten Mantel an, und scheint die zweite, jüngere Frau, die auf der andern Seite des Bildes steht, anzureden, während diese ihr eigenes Obergewand, Peplon, von der linken Schulter losgemacht, und dadurch ihren Busen entblößt hat, mit ihrer linken Hand das hinabgleitende Gewand hält, mit ihrer rechten, emporgehobenen Hand aber den Kopf des Standbildes berührt." — Diese Metope stellt nach dem Bf. das Schnitzbild der langbekleideten Artemis-χιτώνη vor; rechts die Priesterin, links eine junge Frau, eine glücklich entbundene Wöchnerin (λεχώ oder λεχωίς) welche eben im Begriff ist ihre eigenen Kleider abzulösen, um sie der Göttin dankbar zu weihen.

Wenn nun auch diese Deutungen gegen zu erwartende Einwürfe fest ständen, wenn auch ein näherer oder entfernterer Zusammenhang zwischen diesen so erklärten Darstellungen statt findet: so fragt es sich doch, in welchem Verhältniß der künstlerischen Idee und Ausführung stehen sie zu den auf beiden Seiten dieser Reihe in ungleicher Anzahl befindlichen Centaurenkämpfen? Herr Bröndsted hat diese Frage sich nicht aufgeworfen, wie es scheint, denn für die künstlerische Rechtfertigung einer so seltsamen Anordnung dürfte doch kaum hinreichend seyn, was er in der Vorrede sagt, es seyen in den Metopen Großthaten vorgestellt, welche entweder von der Göttin selbst ausgeführt, oder unter ihrer Leitung, theils von befreundeten Göttern, theils von begünstigten Heroen und Menschen vollbracht, auf das attische Land und Volk bedeutenden Einfluß gehabt hätten. Die genügende Lösung dieser Frage wird vielleicht über das richtige Verständniß des ganzen Wunderbaues nicht wenig Licht verbreiten. Man ruft so oft die Dichtkunst und andere gleichzeitige Erscheinungen als Analogien zu Hülfe, warum nicht hier? Sollten sich nicht Beziehungen und Allegorien hier nachweisen oder wenigstens vermuthen lassen, wie wir es bei der Erklärung der in vielem Bezug verwandten Gesänge des Pindar immer thun müssen? Selbst ein unzulänglicher Versuch dieser Art würde manches zur Erörterung des Verhältnisses beider Erscheinungen und zum Verständniß einer jeden derselben beitragen.

Ueber die Metopen der Südseite des Parthenons gehen die Untersuchungen in diesem Buche nicht hinaus. Durch eine Bemerkung, die der Bf. bei Mittheilung zweier Metopenzeichnungen aus einem Portefeuille im Pariser Kupferstichkabinet, deren eine mit einer bisher verdächtigen Zeichnung von Stuart übereinstimmt, zu machen Gelegenheit hatte, werden wir belehrt, daß auch an der Nordseite, unter den für uns auf immer verlornen Metopen, Darstellungen von Centaurenkämpfen waren.

Ueber die Construction des Parthenons und dessen innere Einrichtung handelt dieses Buch ebenfalls noch nicht. Nur in der Erklärung der Kupfertafeln erhalten wir, zu dem von Cockerell an Ort und Stelle aufgenommenen und von dem Stuartschen bedeutend abweichenden Grundriß des Parthenons, einige wichtige Angaben, namentlich über die Stellung der Säulen im Innern, so wie über den bisher zu wenig beobachteten Fußboden und den muthmaßlichen Standpunkt der kolossalen Bildsäule.

Die vielen kleinern Abbildungen, die der Bf. als Vignetten seinem Werke hat beidrucken lassen, machen uns nicht nur mit vielen Gegenständen von bedeutendem Kunstwerthe bekannt, sondern dienen auch häufig zur Erläuterung der vom Bf. mitgetheilten Untersuchungen; auch geben die am Schluß des Buchs angefügten Erklärungen Gelegenheit zu manchen interessanten Nachrichten und instruktiven Bemerkungen. Auch in diesem Bande sind viele vortreffliche Abbildungen von Münzen enthalten. Unter den Kunstgegenständen andrer Art verdient vor allem der Kopf einer jugendlichen Figur von gebrannter Erde mit goldenen Haaren und blauen Hörnern, Flügeln und Ohrgehängen genannt zu werden, den der Bf. auf eine Medusa deutet. Ebenso das Relief einer irdenen Schaale, auf dem der jugendliche Dionysos von einem Faune und dem Amor der Ariadne zugeführt wird. Sämmtliche Abbildungen zeichnen sich durch Sorgfalt der Behandlung und große Zierlichkeit des Stichs aus, und gereichen der prachtvollen typographischen Ausstattung zum würdigen Schmucke.

Brn.

David in Brüssel.

(Nach dem Journal des Artistes vom 2. Jan. 1831.)

. . . . Der für die Zusammenkunft festgesezte Ort war der Saal Davids.

„Wissen Sie, sagte zu mir eine junge und schöne Frömmlerin, deren Vater seine 200,000 Livres Renten wohl dazu hätte anwenden können, seiner Tochter eine andere Erziehung zu geben, wissen Sie, warum dieser Hr. David, von dem sie mir eben sagen, so häßlich ist? — Weil sein linker Kinnbacken ausser allem Verhältniß mit dem rechten steht. — Aber, wissen Sie, warum sein Kinnbacken, weil Sie ihn einmal so nennen, so geschwollen ist? — Man sagt, er sey in seiner Jugend einmal mit einem Rappiere verwundet worden. — Weit

gefehlt! Sie werden wissen, mein Herr, daß Hr. David für den Tod des Königs gestimmt hat. — Ja, und? — Und! daß in dem nämlichen Augenblicke, in welchem er das Wort **Tod** ausgesprochen, durch eine sichtbare Strafe Gottes sein Backen geschwollen. — Wunderbar! und was das Merkwürdigste dabei ist, daß Gott unter den 387 Mitgliedern der Versammlung, welche eben so gestimmt hatten, dem David diese Ehre allein angethan hat.

In der Geschichte Frankreichs sind die Einwohner von Brüssel im Allgemeinen nicht stark. Der Brauer eines unserer Geächteten hatte bei diesem einen sehr schönen Kupferstich des Schwurs im Ballhause bemerkt, welcher an der Wand des Saales hieng. „Was ist dieß? fragte er. — Wie Sie sehen, ein Ballhaus.“ Der Mann betrachtete noch eine Weile in tiefem Nachdenken den Kupferstich, wandte sich mit einem Seufzer um und rief aus: „Gestehen Sie nur mein Herr, daß es um diese Leidenschaft des Spiels eine sehr furchtbare Sache ist .... Sehen Sie alle diese Figuren an; gleichen sie nicht einer Bande von Besessenen? Diese drei da, die sich umarmen, scheinen nicht sehr zufrieden mit ihrem Tagwerk? aber dieser da (indem er auf Mirabeau deutete) dieser da, welcher die Fäuste zusammendrückt, als wenn er im Begriffe wäre, in eine Convulsion zu verfallen, ich will alles wetten, der hat verloren!“

Um wieder auf David zurückzukommen, wir waren am folgenden Sonntag nach zehn Uhr bei ihm. Paganel, Lejeune und Barrère fanden sich dort zusammen. Der Leztere hatte ohne Zweifel seine Collegen bereits über den Charakter der Person unterrichtet, mit welcher sie es zu thun haben würden. Wir wurden im Arbeitszimmer sehr artig empfangen, und bemerkten alsbald ein ausgezeichnetes Porträt **Pius des VII.**, **Bonaparte auf dem St. Bernhardsberge**, verschiedene Gegenstände aus der Mythologie, endlich das Gemälde, an welchem David eben arbeitete, das aber nicht gerade sein Meisterstück ist: **Mars, der von den Grazien entwaffnet wird.** Sir Richard nahm mit Hülfe seines Dolmetschers das Wort: „Sagen Sie diesen Herrn, daß drei Jahre nach Cäsars Tod keiner seiner Mörder mehr vorhanden war; but I am higly pleased, thirty years after the death of a tyrant, to meet with four king-killers.“ (ich dagegen bin hoch erfreut, dreißig Jahre nach dem Tode eines Tyrannen noch mit vier Königsmördern zusammenzutreffen.)

Seine Worte klingen mir noch in den Ohren. Die Herren antworteten mit einer tiefen Verbeugung; das Erstaunen schien sie zu verhindern, den Inhalt des sonderbaren Complimentes ganz zu fassen. „Seit ich auf der Welt bin, sagte der anscheinend so blutdürstige Engländer, habe ich nie etwas gegessen, was Leben gehabt hätte. Man wird mich also keinen Menschenfresser nennen.“ — Glauben sie uns, mein Herr, sagte David, die Hand auf das Herz legend, wir haben alles gethan, was wir thun konnten; unser Gewissen macht uns keinen Vorwurf und die Nachwelt wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß wir unsern Auftrag vollkommen erfüllt haben.

David war ein wahrer Künstler, im vollen Sinne des Wortes; er hatte das Genie, aber auch die Leidenschaften und Lächerlichkeiten eines großen Künstlers. Wenn er, der schwärmerische Freund der Schönheit, von Malerei sprach, so donnerte er, als ob er sie vorgeahnet hätte, die Sophismen der Liebhaber des Häßlichen, die heutzutage in Frankreich triumphiren, in einer energischen und originellen Sprache nieder. Eine Künstler-Eigenschaft, die er in hohem Grade besaß, war die, daß seinem Gedächtnisse immer die Züge gegenwärtig blieben, welche er einmal gesehen hatte. War ihm der Name einer Person entfallen, so nahm er seinen Bleystift, und wie flüchtig man auch den kennen mochte, von welchem er redete, man konnte ihn in dem nähmlichen Augenblicke nennen, in welchem man den von ihm aufs Papier geworfenen Umriß sah. Andererseits war eine von seinen Künstlerthorheiten die, für einen ausgezeichneten Musiker gelten zu wollen. Wir ergözten uns, ihn über Musik raisonniren zu hören, sicherlich würden die ausgemachtesten Perücken gegen ihn Neuerer gewesen seyn. Und dennoch sagte er manchmal: „Ich glaube bestimmt ein erträglicher Maler zu seyn, weil es jedermann sagt; aber wenn ich mich auf die Musik gelegt, wenn ich der überwiegenden Neigung gefolgt hätte, die mich zu ihr hinzog, wahrlich, dann würde man erst recht gesehen haben, was ich zu leisten im Stande war.“

Was die Politik betrifft, so war David auch hier ein Künstler; in dieser Beziehung blieb er weit unter der ausgezeichneten Stellung, in welche die Umstände ihn versezt hatten. In der Unterhaltung mit Sir Richard sprach er nur von Festen, Gesängen und Prachtaufzügen der Revolution. „Ach, mein Herr, rief er mit Enthusiasmus aus, Sie können sich gar keine Vorstellung von den wundervollen Processionen, von den glänzenden Ceremonien machen, welche jeden Tag bezeichneten; das war Magie, das war der Zauberstab der Feen. Die Vernunft und die Freiheit auf antiken Wagen gezogen; prächtige Frauen, mein Herr, die griechische Schönheitslinie in ihrer ganzen Reinheit; schöne Jünglinge in der Chlamys, schöne Jungfrauen in der Tunica, Blumen ausstreuend; und dann, mitten durch alles dieses, die Hymnen von Lebrun, Méhul, Rouget de Lisle ...“ Und darauf trillerte er die **Marseillaise**. Dieß war so ziemlich Alles, was David in der Revolution sah.

B ..., aus Brüssel.

N°. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 24. März 1831.

Lithographie.

Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, Ritter des k. B. Civilverdienstordens, Direktor der Akademie der bildenden Künste (in München). Mit erklärendem Texte, von Dr. J. Döllinger, ordentlichem Professor der Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität (daselbst); Leipzig, bei Börner. (Querfolio. 40 S. Text. 9 lithographirte Blätter.)

Indem ich mir's zur Ehre rechne, von der Redaction des Kunstblattes zur Anzeige vorliegenden Werkes aufgefordert worden zu seyn, welches von einem berühmten Künstler nach der großartigsten unter allen romantischen Dichtungen entworfen und auf sinnvolle Weise von einem Professor der Theologie erläutert ist: muß ich gleich von vorneherein, wie der Herausgeber dieser Umrisse, die Entschuldigung der Leser in Anspruch nehmen, wenn ich über ein Kunstwerk, das zwar von der höchsten Einfachheit der Darstellung, aber auch zugleich von großer Ideenfülle und reicher Schönheit ist, nur fragmentarische Andeutungen gebe; und ferner, wenn meine hier und dort von dem Künstler und dessen gelehrtem Interpreten abweichende Auffassung des Gedichtes die Farbe subjectiver Ansicht und Ueberzeugung an sich trägt. Allein, für's Erste, wäre ja wohl, nach der hierin gewiß anerkanntesten Auctorität Dante's selbst, auch die trefflichste Erörterung in Worten, weil dem Gebiete der Abstraction zugewendet, für die Aneignung einer Kunstdarstellung unzureichend, welche bei aller plastischen Klarheit doch in's Element der Mystik mit dem Gedichte, dem sie entnommen ist, hinüberschweift. Was jedoch das Zweite betrifft, so ruft alles Große und Bedeutsame, je weiterhin es sich der Beobachtung darbietet, desto vielfältigere Auffassungen hervor und kann in dieser Vielseitigkeit seines Verständnisses am sichersten als eine wahre Kunstschöpfung, die unendlich ist wie die der Natur, anerkannt werden.

Cornelius hatte an dem ersten Versuche der Fresco-Malerei in der Wohnung des nun verstorbenen Bartholdy in Rom Theil genommen. Während hier die Restauratoren dieses verloren geglaubten Kunstzweiges ihre Geschichte Josephs vollendeten, ward ein größeres Unternehmen vorbereitet, zu welchem der Marchese Massimi seine Hand bot. Einer von den drei Sälen der Villa desselben sollte von Cornelius' Hand Bilder aus dem Paradies des Dante erhalten. Aber die Ausführung der Blätter, die hier in Umrissen mitgetheilt werden, unterblieb durch die Berufung des Meisters nach München, worauf Veith, — und später Koch und Führig — den Saal des Dante zu malen bekam. Der Verfasser des Textes macht im Vorworte darauf aufmerksam, wie diese Arbeit von Cornelius nicht bloß an und für sich werthvoll sey und zum Beweise diene, „daß der Meister bei seiner wahrhaft shakespeare'schen Vielseitigkeit auch auf dem christlichen Kunstgebiete ganz eigentlich einheimisch sey"; sondern wie sie vorzüglich als „Unterpfand dessen betrachtet werden müsse, was von ihrem Urheber, der sie in einer früheren Lebenszeit entworfen, nun, nachdem er zur künstlerischen Vollendung und Reife gelangt, zu erwarten sey, wenn er die christlichen, ewig wahren und unsterblichen, der ganzen Nation befreundeten und theuren Ereignisse und Ideen — in der neu zu erbauenden Münchener Ludwigskirche — darzustellen unternehmen werde."

Man hat mit Recht das Paradies Dante's als den musikalischen Theil der göttlichen Comödie bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint es als die poetische Vollendung des Gedichtes; ein Werth, der ihm nur von solchen abgesprochen werden kann, welche den einseitigen Maaßstab einer festen, in klarer Objectivität heraustretenden Gestaltung nach dem Vorgange der früheren Abtheilungen, namentlich der Hölle, auch hier anlegen wollen und eben damit beweisen, daß ihnen die tiefste Idee der Dichtung, der Fortschritt aus dem Reiche der Formen und Farben in das Element des Lichtes und der Töne, aus dem materielleren in's intelligible und mystische Kunstgebiet, verborgen geblieben ist. Allerdings ist in diesem letzten Theile die Veranlassung zu theologischen Aussprüchen und scholastischen Erörterungen in besonderem Maaße nicht nur dem Dichter dargeboten, sondern auch recht ge-

flissentlich von ihm benützt worden, so daß man daraus sein Glaubensbekenntniß beinahe vollständig zusammensetzen kann. Aber es ist nicht zu übersehen, daß auch seine Theologie eine contemplative, mystische, ebenso freisinnige als tief empfundene ist und somit, bei allen von der Zeit ihr anklebenden Formeln und Distinctionen, dem dichterischen Geiste innig verschwistert. Die gelehrten Commentatoren unterliegen leicht der Versuchung, Beides, Theologie und Poesie, von einander zu trennen, so daß nicht nur die poetische Idee, das lebendige Bild, in den Schatten treten, sondern auch die religiöse Ansicht aus ihrer Höhe herabgezogen und verwässert werden muß. Ist solches Vergessen des Poeta über dem Teologo bei der verfänglichsten, aber auch bedeutsamsten Gestalt des Paradieses, der Beatrice, einmal eingerissen; so kann auch das Ganze, dessen Gruppen sich sämmtlich um jenes Bild anreihen, nicht anders als zerbröckelt und ungenügend erscheinen. Daher wird auch dem Dichter und dem Künstler es leichter werden, als gelehrten Antiquaren, den poetischen Inhalt und Zusammenhang der Dichtung anzuschauen. So hat denn das Paradies in Cornelius seinen Zeichner gefunden. Die bildliche Auffassung und Darstellung wird freilich bei diesem Theil der Dante'schen Comödie durch den Umstand erschwert, daß der Dichter in den Regionen des Lichtes die bestimmten Formen der sichtbaren Welt und der irdischen Verhältnisse löst und, je höher ihn die Gnade von Himmel zu Himmel führt, desto immaterieller oder doch in einer überirdischen Beschaffenheit der Materie Alles beschreibt. Er selbst fühlt die Gefahr, die dadurch auch für den inneren Sinn der Phantasie entsteht, wenn das Menschliche und Irdische so sehr verflüchtigt und alles in unbekannte, unaussprechliche Räume hinausgerückt werden soll; daher er (Canto XXX V. 43 ff.) den Wink ertheilt, er dürfe die seligen Menschen in ihren auferstandenen, wenn auch verklärten, doch denselben Leibern, die sie auf der Erde besaßen, anschauen. Ohne diese Freiheit, in der Darstellung des Paradieses die Analogie des Irdischen beizubehalten, würde, wenn auch, woran gleichfalls zu zweifeln ist, das Gedicht vor Boden- und Haltlosigkeit bewahrt, doch gewiß dessen Aufnahme in den Kreis der zeichnenden Künste unmöglich gemacht. Wie nun der Meister die einzelnen Gestalten erfunden und in Gruppen gebracht, durch weise Auswahl die wesentlichen Partieen des Gedichtes verbunden und das Ganze, so weit es durch äußere Formen dargestellt zu werden vermag, in hoher Klarheit und Würde zu einem sichtbaren Epos ausgesprochen habe, mag aus folgender Angabe der einzelnen Blätter entnommen werden:

Die acht ersten Blätter enthalten einen Kreis von Bildern, in dessen Mitte die Darstellung des neunten Blattes gehört. Jedes von jenen acht hat eine besondere Abtheilung des Kreises. Das Ganze ist von einem mit Sternen besetzten Band umgeben, gleichsam einem himmlischen Oceanus, nach der Weise des irdischen bei Homer. Die einzelnen Abtheilungen scheiden sich von einander theils durch Stäbe, an welchen Blumensträuße in gefälligen Arabesken befestigt sind, theils durch architektonische Pfeiler, auf denen der Künstler entsprechende Engelfiguren, in betender Haltung oder sonst mit heiligem Dienste beschäftigt, angebracht hat. Da Dante in seinem Paradies die Bewohner des Himmels in verschiedene Räume nach dem Planetensystem seiner Zeit vertheilt und jeden an dem Orte, wo er ihn gefunden, beschreibt; so sind auch in den vorliegenden Umrissen die durch ihre Localität im Himmel Zusammengehörigen in den verschiedenen Abtheilungen abgesondert, und zur Orientirung des Beschauers ist jedesmal der Stern, in welchem die Seligen sich aufhalten, durch das gewöhnliche astronomische Zeichen auf dem gestirnten Bande angedeutet. Freilich fällt dieß bei den Bewohnern der Zwillinge und des Empyreums (auf Taf. VI, VII und VIII) hinweg. Auch hat Cornelius, weil er die neun Himmel auf acht Abtheilungen beschränken mußte, Mercur und Venus auf Einem Blatte (Taf. II) vereinigt und aus dem Gebiete des Jupiter einen einzigen Bewohner zu denen des Mars (Taf. IV) herübergezogen. Diese Freiheit, die dem Künstler gewiß schon an und für sich zusteht, ist um so weniger Willkühr zu nennen, als derselbe von den nothwendigen Bedingnissen des Locals, für welches er seine Arbeit bestimmt hatte, abhängig war.

Auf dem ersten Blatte schwebt Beatrice mit Dante in die unterste Stufe des Paradieses, in die Mondessphäre. Er sieht fest und lernbegierig in ihr Antlitz, wodurch ihm, seiner oftmaligen Versicherung gemäß, die Gesichte des Himmels sich erst deutlich darstellen. Die Freundin führt ihn mit ihrer Linken und begleitet mit der leicht erhobenen Rechten ihre Erklärung der Gegenstände und Personen. Gegenüber diesen schwebenden Figuren, zum Zeichen, daß hier ihre bleibende Wohnstatt sey, sitzen zwei weibliche Bewohner des Mondes, aus der Zahl derer, welche einst ihr Gelübde gebrochen haben, wenn gleich gewaltsam dazu getrieben, doch nicht ohne nachherige, wenigstens theilweise Zustimmung ihres Willens: Piccarda, aus der florentinischen Familie der Donati, und Constanze, die Tochter König Rogers und Erbin der Königreiche Neapel und Sicilien, durch deren Hand der Hohenstaufe Heinrich in den Besitz des südlichen Italiens kam. Beide, selbst die Kaiserin unter Krone und Prachtmantel, tragen das klösterliche Gewand; sie sprechen Demuth und selige Ruhe in Haltung und Zügen aus.

Den Bewohnern des Mercur, die um des Ruhmes willen tugendhaft gewesen, und denen der Venus, die früher irdischer Liebe gefröhnt, aber diese durch das heilige

Feuer der geistigen und himmlischen Liebe verzehrt haben, ist die zweite Abtheilung angewiesen. Von den Ersteren sizt hier der römische Kaiser Justinian, sein Gesetzbuch aufgeschlagen auf den Knieen, in Toga und Kaisermantel gehüllt und den Lorbeer um die Schläfe; eine kräftige Gestalt, die mit Zuversicht um sich blickt. An seiner Seite befindet sich der dem Venuskreise angehörige Bischof Folco von Marseille, vormals Troubadour; im Gewande des Kirchenhirten, das Haupt demüthig gesenkt, wie von der Empfindung und Anschauung göttlicher Dinge beseelt und aus dem Kreis der Umgebung abgezogen, schlägt er auf der einst dem Dienste weltlicher Neigung gewidmeten Laute höhere Lieder an. Zwischen beiden Männerköpfen sieht eine liebliche Frauengestalt hervor, **Rahab**, die Magdalena des alten Testamentes, in betender Faltung ihrer Hände. Wie herrlich diese Zusammenstellung: Rechtsverfassung, Kunst und Familienleben sind vom Christenthum reiner gestaltet und im Paradiese durch ewigen Lohn verklärt.

Das dritte Blatt ist von drei jener seligen Geister besezt, welchen die Sonne zum Aufenthalt gegeben ist, weil sie auf Erden Forscher und Lehrer der göttlichen Weisheit, der Theologie, gewesen: Thomas von Aquin, Albert der Große und der Cardinal Bonaventura. „Die Gruppe dieser drei Männer", heißt es treffend im Texte S. 16, „ist ein in sich vollendetes und geschlossenes Ganze. Jeder repräsentirt eine der Richtungen, welche zusammen die dem Priesterthume der katholischen Kirche gesezte Aufgabe bilden. Diese Aufgabe, sie ist keine andere, als erstlich: die Vereinigung der Seele mit Gott durch Losreissung vom Irdischen, contemplativen Aufschwung zum Himmlischen und fortwährende Nährung und Steigerung der Liebe Gottes; sodann die in der geistigen Pflege der anvertrauten Gemeinde, in der Ausübung des Pastoralberufs thätige Nächstenliebe, und endlich die wissenschaftliche Bearbeitung und begriffsmäßige Entwickelung der geoffenbarten Religionswahrheiten. In dieser dreifachen Aufgabe ist der ganze Beruf des Priesterthumes erschöpft, welcher somit in der vor uns liegenden Gruppe gleichsam personifizirt erscheint; denn Bonaventura repräsentirt die mystisch-contemplative, Thomas die speculativ-dogmatische und Albert die praktisch-thätige Tendenz — eine Idee, zu deren Aufstellung uns sowohl das Leben und der Charakter der drei ausgezeichneten Männer, als auch der eigenthümliche Ausdruck ihrer hier gezeichneten Gestalten zu berechtigen scheint."

In der vierten Abtheilung sind vier Helden der Marssphäre versammelt. Carl der Große, mit Krone, Schwert und Reichsapfel, ragt durch die Hoheit seiner Gestalt über die andern Krieger hervor; Hoheit des Geistes, Strenge der Gesinnung, Energie des Willens redet aus Blick und Miene. Ihm zunächst sizt der König des neu eroberten Jerusalem, Gottfried von Bouillon, in der einfachen Rüstung des Kreuzfahrers, eine so liebliche als kräftige Erscheinung, die von tiefer Demuth angehaucht ist; er stüzt sich auf sein Schwert und senkt ruhig sinnend das Haupt. Frisch und klar sieht, der neben ihm sizt, der israelitische Heerführer Josua hervor, in alterthümliche Heldenrüstung gekleidet. Zwischen beiden lezteren wird der ernste, düstere Kopf des Judas Maccabäus sichtbar im griechischen Helmschmuck; das Mitgefühl über dem entarteten Zustande seiner Nation redet aus ihm, wie Josuas Angesicht hell und stolz von dem Sturze der Mauern Jerichos und dem frohem Besitze des schwer errungenen gelobten Landes zeugt. Ausser diesen vier Bewohnern des Mars erkennt man noch im Hintergrunde zwischen Carl dem Großen und Gottfried den mit dem Imperatorskranze gezierten Constantin den Großen. Ihn hat Dante in den Jupiter gesezt, der von den Beförderern der Gerechtigkeit bevölkert wird. Allein mit Fug verbindet der Künstler den Sieger unter dem Zeichen des Kreuzes mit den frommen Feldherrn und christlichen Rittern. Diese Heldengruppe ist einfach und schön geordnet; die verschiedenen Charaktere und Costüme sind eine überraschende Allegorie der zu allen Zeiten streitenden Kirche und erinnern mit Vertrauen an des Erlösers Wort, wornach die Pforten der Hölle sein Reich nicht zu überwältigen vermögen.

Ganz anderer Art ist der Inhalt des folgenden, fünften Blattes. Wie dort das Reich des Herrn nach seinem äußeren Kampfe aufgefaßt ist, so hier nach seinem inneren Frieden. Im Saturn befinden sich diejenigen, die durch Glauben und Selbstverleugnung — wobei sich der materielle Begriff mönchischer Askese mit einmischt — zur Beschauung des Göttlichen geschickt, und hoher Erkenntnisse, Gesichte und Offenbarungen gewürdigt worden sind: Benedict von Nursia, der Stifter des gebildetsten und wohlthätigsten Ordens, mit tiefem Ernste die Ordensregel schreibend; hinter ihm Romuald, von dem die Camaldulenser ihren Ursprung genommen haben. Das strenge Angesicht, das seinen Zeitgenossen Furcht einflößte, ist im Lezteren auch hier mit Würde ausgedrückt. — Auf der andern Seite, gegenüber den ernsten Vätern der Klosterzucht, sitzen zwei Häupter der mittelalterlichen Mystik, Franz von Assisi und Dominicus, die Stifter des Minoriten- und des Predigerordens. Die beiden lezteren sind zwar von Dante nicht ausdrücklich diesem Stern zugeschrieben; er hat ihrer vielmehr schon früher durch den Mund zweier Verehrer, des Thomas und des Bonaventura, auf glänzende Weise gedacht. Der Künstler glaubte aber, ihnen im Saturn ihren himmlischen Wohnplatz anweisen zu dürfen. Der Vordere, Franz, ist in Betrachtung der ihm wunderbar eingedrückten Wundenmale Christi versunken und hält das Kreuz in seiner

Linken; der abgemagerte Körper deutet auf die Entsagungen und Bußwerke hin, wodurch diese fromme Seele sich für ihre merkwürdigen Vorkommnisse auf Erden empfänglich gemacht. Hinter ihm betet — eine herrliche Gestalt — Dominicus mit aufwärts gekehrtem Angesichte — und über seinem Haupte schwebt die feurige Zunge, die nach Analogie des apostolischen Pfingstfestes auch ihm dereinst soll erschienen seyn, um ihn mit dem heiligen Geiste zu göttlichem Berufe zu erfüllen.

Die Scene des sechsten Blattes ist auf der achten Himmelssphäre, den Zwillingen. Hier, wo der Dichter in einer unübersehbaren Schaar von Lichtern die triumphirende Kirche gewahrt, treten ihm die drei Lieblingsjünger des Erlösers entgegen, die ihm eine Prüfung über die drei sogenannten theologischen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, auferlegen; zuerst Petrus, dann Jacobus und zulezt Johannes. Der Künstler hat diese drei Apostel nebeneinander sitzend dargestellt, ihnen gegenüber Dante, von Beatricens rechtem Arme sanft umschlungen und durch ihren lächelnden Anblick zum Bestehen der Prüfung gestärkt. Als Repräsentantin göttlicher Erkenntniß hält sie ein Buch in der Linken — und welches Andere, als die Bibel, auf deren Auctorität sich die Antworten des frommen Sängers allein stützen wollen? Es ist der Augenblick, in welchem Dante eine Frage des Johannes, der dabei seine Hand freundlich forschend erhoben hat, die Frage nämlich nach dem Wesen der Liebe erwiedert. „Vortrefflich ist im Antlitz des großen Florentiners die feste Zuversicht ausgedrückt, mit welcher er im erlaubten Selbstgefühl das Bekenntniß ablegt, daß er, von den Schlacken unreiner Liebe geläutert, nunmehr sein Herz ganz und ausschließend dem allein Liebenswerthen zugewandt habe.“ „Wie schön vermittelt die ernste, ruhige Klarheit des Jacobus zwischen der düstern Strenge des Petrus und der lieblichen Milde des Johannes. Dieser Ausdruck des Unmuths in dem Gesichte des Apostelfürsten ist aber hier ganz richtig; denn schon sinnt er über die Strafpredigt, welche er, von gerechtem Zorne ergriffen, sofort halten wird. — Jacobus scheint nichts von dem zu ahnen, was in der Seele seines großen Mitbruders vorgeht. Er, der mit Dante von der Hoffnung gesprochen, befindet sich schon im vollen ungestörten Besitz alles dessen, was der Sterbliche nur als das ferne Ziel seines Strebens und seiner Sehnsucht ahnen kann; für ihn gibt es kein Sehnen und Streben, keinen Kampf, keinen Wechsel mehr; daher die schöne, einem spiegelglatten See vergleichbare Klarheit auf seinem Antlitz. Johannes aber — wer könnte in ihm den Jünger verkennen, den der Herr geliebt, der an der Brust des Gottmenschen geruht und dessen ganzes Leben nur Ausdruck und Gestaltung der Liebe gewesen?“ (S. 29. 30). Von besonderer Schönheit ist auf diesem Blatte der seitwärts unten an dem Pfeiler knieende Engel im Gewande und mit der Rauchpfanne eines Chorknaben.

Das siebente Blatt, wie die beiden folgenden, gehören dem höchsten Himmel, dem Empyreum, an. Aus der unermeßlichen Anzahl von Wesen, welche die unter dem Bilde der weißen Rose majestätisch beschriebene Himmelsversammlung bilden, hebt der Künstler vorerst vier Gestalten hervor. Hier sitzen zuerst Adam und Stephanus zusammen, sinnvoll verbunden, weil jener den Tod als Sold der Sünde, dieser ihn als eine Geburt zum höheren Leben in der Bluttaufe empfieng. Beide schauen sich ruhig heiter Aug' in Auge. Ihnen gegenüber ist Moses gesezt, die Gesetzestafeln vor sich haltend, mit dem festen, strengen Blick, welcher der Ausleger des steinernen Gesetzes ist. Neben ihm der Apostel, der das Schwert des Geistes schwang und in dessen Schriften deutlicher als irgendwo sonst gesagt ist, Christus sey des Gesetzes Ende. Die drei großen Wahrheiten, die in jedem christlichen Bewußtseyn zur Erfahrung werden, Sünde, Gesetz und Gnade, sind hier nach ihrem historischen Entwickelungsgange im Leben der Menschheit aufgefaßt, und das verklärende Ziel, das ewige Leben, das mitten im Tode ein Schauen der Herrlichkeit und ein Genuß der Gnade bleibt, ist daran angeknüpft. Bedeutungsvoll ist namentlich auch die ernste Richtung, welche die Blicke des Gesetzgebers auf den Vater der Sünde nehmen, dessen Angesicht aber dem Bedürfnisse des Herzens folgt und in die seligen Mienen und auf die Palme des Märtyrers schaut. Dazu kommt, worauf auch Herr Dr. Döllinger hinweist, daß Paulus neben demjenigen ruhet, „dessen Ermordung er ehemals in seiner starren pharisäischen Verblendung mit Wohlgefallen angesehen hatte.“ — Daß der Künstler den Stephanus unter diese Gruppe aufnahm, geht so ganz aus den Ideen Dante's hervor, daß dagegen kein Vorwurf deßwegen erhoben werden darf, weil unter den Bewohnern des Empyreums in der göttlichen Comödie der Name des Stephanus nicht ausdrücklich aufgeführt sey. Aber dieß ist für den Unbefangenen wohl etwas störend, daß der Diaconus der ersten Gemeinde in Jerusalem das Gewand und die Dornenkrone eines Franziskaners trägt, wenn anders die Zeichnung dieses Blattes mich nicht über die Intention des Meisters getäuscht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Nº. 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 29. März 1831.

Lithographie.

Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, Ritter des k. B. Civilverdienstordens, Direktor der Akademie der bildenden Künste (in München). Mit erklärendem Texte, von Dr. J. Döllinger, ordentlichem Professor der Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität (daselbst); Leipzig, bei Börner. (Querfolio. 40 S. Text. 9 lithographirte Blätter.)

(Beschluß.)

Auf dem achten Blatte sind drei andere Mitglieder des empyreischen Himmels dargestellt, die gleichfalls durch eine geniale Combination des Künstlers die Idee des göttlichen Reiches von einer neuen Seite kundgeben. Wie nämlich auf der vorigen Tafel mehr die universelle weltgeschichtliche Entwickelung des göttlichen Rathschlusses, den der erste und der zweite Adam repräsentiren, umfaßt wird; so hier im engeren Kreis die Anstalt der Kirche, des letzten Gliedes, aber auch des vollendenden, in der Reihe göttlicher Ordnungen. Johannes der Täufer, der Herold und Repräsentant der ganzen alttestamentlichen Glaubensweise und Bußgesinnung, sitzt hier im kameelhärenen Kleide und spricht in Angesicht und Gestalt den Geist seiner Predigt und seines Wandels aus, sowie er mit der Hand empordeutet auf den Bräutigam, an dessen Stimme sich der Freund erfreut, obwohl ihm selbst ebendamit die Stunde des Abtretens von seinem Schauplatze geschlagen hat. Nach der Anordnung der Bilder, wie sie bei der Ausführung statt finden sollte, würde Christus im neunten Blatte gerade über dem empordeutenden Täufer seine Stelle erhalten haben. Dem Johannes gegenüber sitzt der Bischof Augustinus von Hippo, der so scharfsinnige als gemüthvolle und erfahrungsreiche Gründer des theologischen Systemes, das, namentlich auf die Schriften des Apostels Paulus gebaut und mit einem lebendigen Bewußtseyn menschlichen Bedürfnisses und göttlicher Gnade durchgeführt, den ewigen Wahrheitsodem in sich schloß, welcher durch die Rinde des Scholasticismus und fremdartiger Beimischungen erst nach Jahrhunderten sich hervorgedrängt und am reinsten in dem großen Calvin sich ausgesprochen hat, der in anderer Beziehung freilich, aber gewiß auch hier nicht mit völligem Rechte, im Kunstblatte oft ein Anathema hören muß. Augustinus schreibt, den Ernst tiefer Speculation und hoher Gesinnung in seinen Gesichtszügen. Rückwärts von ihm, das Angesicht gegen den Beschauer gewendet, sieht man Gregor den Großen, römischen Pabst, mit der dreifachen Krone, ein aufgeschlagenes Buch haltend. Er, namentlich wegen der verbesserten oder neubegründeten kirchlichen Liturgie berühmt, ergänzt von dieser Seite die Darstellung des Augustin, indem beide mit einander der eine den inneren geistigen Kern, der andere die äußere Gestalt der mittelalterlichen Kirche vertreten.

Ein ovales Feld zeigt das neunte Blatt. Sein Inhalt ist die Darstellung der höchsten Anschauungen, womit der Besuch des Dichters im Paradiese und zugleich das Gedicht selber schließt. Rechts kniet Dante, in betender Erhebung der Hände und mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Gesicht; links der heilige Bernhard von Clairvaux, der in diesen höchsten Räumen anstatt Beatricens den Dichter begleitet, gleichfalls betend, aber mit gesenktem Haupte. In einen Ring von geflügelten Engelköpfen gefaßt, kniet die im Anschauen der Dreieinigkeit selige Madonna; die Krone ruht schon auf ihrem Haupte, zwei Engelköpfe schweben unter ihr, gleichsam als Träger ihres Emporschwebens. Rückwärts auf weitem gothisch verziertem Stuhle sitzen Gott Vater und Sohn in der bekannten Sitte des späteren Mittelalters als Pabst oder Kaiser und König in menschlicher Gestalt und prachtvollem Schmucke, über ihnen schwebt der heilige Geist in Gestalt der Taube. Ausser den herrlichen Figuren der beiden anbetenden Männer, kann ich nicht leugnen, daß mir das Uebrige, was doch den eigentlichen Culminationspunkt der künstlerischen wie der poetischen Darstellung bilden soll, weniger zugesagt habe. Einmal ist das Schauen der Maria ein unsicheres; sie soll in die Trinität hineinblicken, aber sie kann die ganze Trinität, so wie diese hier gezeichnet ist, nicht ohne Umwendung

und somit nur successiv erblicken; sie begegnet höchstens der Taube, und auch auf diese sind wenigstens in der vorliegenden Steinzeichnung die Augensterne nicht hingerichtet. Vornämlich aber ist es die Art der Behandlung der göttlichen Personen, der ich meine Anerkennung versagen muß. Nicht etwa bloß, weil es meiner längst ausgesprochenen Ueberzeugung zuwiderläuft, das Göttliche — ausgenommen soferne es in dem Erlöser das Fleisch angezogen hat — in sichtbar begrenzten Formen menschlicher oder anderer Gestalt darzustellen; sondern ich berufe mich ganz allein und ausschließend auf den Dichter selbst, dessen Ansicht dem Künstler hier auch allein oder doch vorerst gültig seyn wird. Wie ich dieß früher in meiner Schrift über die bildliche Darstellung der Gottheit mit Hinweisung auf die Quelle dargethan habe; so muß ich es jezt bei so besonderer Veranlassung wiederholen, daß Dante ausdrücklich der menschlichen Figur auszuweichen strebt. Man wird sich nicht auf die seltenen Stellen berufen wollen, wo er vorübergehend in ächt ghibellinischem Sinne von Gott als dem Kaiser der Welt und des Himmels redet, wie z. B. Canto XXIV V. 40 ff.. Denn sonst überall wird der Höchste als Licht bezeichnet; und obgleich der Dichter sich eine besondere Himmelssphäre als den Aufenthalt Gottes denkt und sich von dem symbolisirenden und versinnlichenden Charakter seiner Zeit nicht völlig losreißen kann; so wählt er doch im Bewußtseyn der Geistigkeit Gottes das reinste, unsinnlichste Bild. Zuerst stellt er Gott als einen Punkt dar, unendlich hell aber auch unendlich klein; so klein, daß Dante das kleinste Geschaffene daneben für groß erklärt (Cant. XXVIII, V. 19 — 21):

> E quale stella par quinci più poca,
> Parebbe luna, locata con esso,
> Come stella con stella si colloca.

Offenbar will Dante hier nichts Anderes als dem Gedanken an eine göttliche Masse, an geistische Körperlichkeit, vorbeugen; er will das Immaterielle jenes Punktes aussprechen. Andere Erklärungen, so z. B. jene, die Streckfuß bei dieser Stelle aufgenommen hat, sind immer etwas gezwungen. — Ferner im XXXIII. Gesang kommt die Schilderung der Trinität, die auch der Erklärer vorliegender Umrisse im Texte anführt. Dieß ist eine scholastische Construktion zur Verdeutlichung der kirchlichen Lehre; nur drei Kreise sieht Dante in dem ewigen Lichte sich entfalten, und, so bestimmt als er es irgend ausdrücken kann, schreibt er nur dem zweiten Ringe, welcher vom ersten ausgestralt wird, eine menschliche Gestalt zu, deren Verhältniß zum Ringe ihm dann gerade als das Wunder der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo erscheint. — In Dante's Phantasie lag gewiß der alte bärtige Gott Vater nicht; sonst hätte er anders gedichtet. — Eine schwierige, aber dem originalen Geiste eines Cornelius angemessene Aufgabe war es indessen, mit Vermeidung des Geometrisch-Unkünstlerischen in Dante's Vision eine Lichterscheinung aufzunehmen, in welcher die Idee des Dichters mit dem Berufe des Künstlers sich versöhnte. Daß übrigens die von ihm vorgezogene traditionelle Darstellungsweise Ernst und Würde in den Gestalten des Vaters und Christi besitze, und unter Bildern dieser Art vorzüglich genannt werden müsse, wird Jedem auf den ersten Blick einleuchten.

Was bisher bei den einzelnen Blättern angedeutet worden, gilt von dem gesammten Werke. Die Gedankenfülle und geistige Tiefe des großen Dichters tritt aus der Anlage des Ganzen, wie aus Wahl und Anordnung der Gruppen und Figuren hervor. Ein Eigenthümliches jeder wahrhaft epischen Poesie ist schlichte, ruhige Hoheit, die hier, wenn auch verschieden von der antiken Darstellung, gleichfalls den romantischen Charakter begleitet und seiner innerlichen Gluth und Kraft um so mehr Würde verleiht. In dieser Hinsicht haben die Umrisse nach Dante sich dem ernsten christlichen Kirchenstyle angeschlossen, obgleich sie nicht zu einer kirchlichen Bestimmung gezeichnet sind; aus Geist und Inhalt des Gedichtes hat sich dem Künstler diese Form ergeben. Aber das Gemüthliche, Innige, Christlich-Innerliche ist darum nicht verloren gegangen über der ernsten Haltung und erhabenen Würde. Vielmehr ist auch hier der Künstler mit dem Dichter gleichen Schritt gegangen, soferne sich ungesucht über alle Theile des Werkes der warme Hauch christlicher Empfindung verbreitet, wie er denn in einzelnen Partieen besonders weht, jenachdem der Gegenstand der Darstellung, in den weiblichen Figuren, in dem bischöflichen Troubadour, in der lezten Scene vornämlich, es mit sich brachte. Solche Empfindung aber, die still und warm das ganze Werk belebt, ist die wahrste, wie sie die tiefste und innigste ist und nur den Eingeweihten in ihrer Herrlichkeit recht offenbar wird. Rechnen wir dazu die Klarheit, mit welcher der Künstler seine Auffassung der Dichtung ausgesprochen hat, das Charakteristische, womit sich die verschiedenen Gestalten ihre Eigenthümlichkeit bewahren, die Menge von Beziehungen, die aus der einfachen Darstellung und Anordnung sich ergeben, namentlich die durchgehende Rücksicht auf die herrschenden Ideen des Gedichtes; und die Mannichfaltigkeit, in welcher Cornelius diese höchsten Wahrheiten des Gemüthes künstlerisch zu gestalten und in herrlichen Gruppen zu symbolisiren wußte, ohne dem Geiste des Dichters untreu zu werden: so ist dieß Alles wohl das rühmlichste Zeugniß, daß eben so viel künstlerischer Verstand als Phantasie — Vorzüge, die man an diesem Meister gewohnt ist aus seinen Darstellungen der hellenischen Mythe — auch zu dieser früheren dem christlichen Ideen- und Lebenskreise entnommenen Arbeit zusammengewirkt haben. Das hohe

Gesetz, bei aller epischen Retardation und Abschweifung im Einzelnen die Tendenz des Ganzen nie aus dem Auge zu verlieren, den Faden der Grundidee zart und leise durch alle Verwickelungen und Auswüchse durchzuziehen, ist von dem geistvollen Künstler in einem bewundrungswürdigen Grade der Vollendung beobachtet. Wie schön nun aber vor dessen innerem Auge das Bild in seiner Ausführung gestanden haben mag, ist durch die Umrißlinien schon angedeutet. Diese leicht hingeworfenen Gestalten leben; diese Gruppen bewegen, berühren, umschlingen sich. Von dem Ausdrucksvollen der Physiognomieen und Stellungen habe ich bei den einzelnen Blättern schon gesprochen und zum Theil schöne Bemerkungen des Erklärers darüber mitgetheilt. Die kirchliche Würde legt sich vorzüglich auch in der Behandlung der Gewänder dar, welche durch natürliche Strenge die angemessensten Hüllen der geistigen Kraft und Größe sind, die sich in den Köpfen, in den Gestalten, wie überhaupt in der Anordnung des Ganzen, kundgibt.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort über den Text des Werkes. Der Verfasser hat eine fortlaufende und umständliche Auslegung gegeben, wodurch er den ganzen Zusammenhang des Gedichtes darzulegen und seine großartige Ideen nachzuweisen versuchte. Es ist ihm dieß in einem seltenen Grade insofern gelungen, als er mit einem richtigen Sinne den Gedankengang in seinen Hauptmomenten fixirt, das Bedeutungsvolle der Erscheinungen empfunden, überhaupt Alles lebendig aufgefaßt und in einer anziehenden Darstellung ausgesprochen hat. Ein fleißiges Studium des göttlichen Sängers, das er allenthalben beurkundet, hat ihn auf solche Weise in den Stand gesezt, das Publikum auf die ihm mehr dem Namen als dem einzelnen Inhalte nach bekannten Dichtungen des Dante aufmerksam zu machen und es auf einen Genuß vorzubereiten, welcher den Deutschen durch zwei treffliche Uebersetzungen, wie die von Kannegießer und Streckfuß, nun so sehr erleichtert ist. Die frühere Anziehung mehrerer Stellen des Textes in dieser Anzeige, mag den Lesern zum Belege dienen, wie sinnig Herr Professor Döllinger seinen Gegenstand anschaut und behandelt und wie seine gelehrte Bildung und sein ästhetischer Geschmack sich wechselseitig die Hände reichen, eine gediegene, dem Geiste der zwei Originale, die er vor sich hat, verwandte Schilderung abzufassen. In dem ganzen Vortrage des Verfassers ist es jedoch unverkennbar, daß er den Dante zu sehr kirchlich, nicht universell genug, nimmt. Hier ist freilich nicht der Ort, umständlich darzulegen, Dante's Geist sey nicht nur seiner Zeit überhaupt, sondern auch vorzugsweise seiner Kirche vorausgeschritten; kann aber der Verfasser nach seinen theologischen Grundsätzen auch nicht zugeben, daß Dante über der katholischen Kirche gestanden, so wird ihn doch eine aufmerksame Prüfung des Dichters längst davon überzeugt haben, daß derselbe wenigstens in sehr bedeutenden Punkten außerhalb dieser Kirche sich befinde. Nun sind im Texte der Cornelius'schen Umrisse diejenigen Seiten des Gedichtes mit besonderem Nachdruck und beinahe ausschließend hervorgehoben, welche gleichsam eine Apologie seiner Rechtglaubigkeit abgeben sollen; wie denn der Verfasser weiter eine in seiner Darstellung hinreißende und nicht wenig an Görres' Einleitung zu Suso's Schriften erinnernde Anpreisung der Klöster als Pflegstätten der Mystik, eine historische Beweisführung für die Wunder des h. Franciskus und Aehnliches beibringt, was über den natürlichen Zweck seiner Auslegung hinaus zu liegen scheint und allerwenigstens durch ebenso entschiedene Hinweisung auf Dante's Freisinnigkeit sollte aufgewogen werden. Denn auch dazu war ihm durch das siebente Blatt unserer Umrisse wie anderwärts Veranlassung gegeben.

Als historische Bemerkung für den Fall einer neuen Auflage erlaube ich mir nur Folgendes in Beziehung auf die Erklärung des lezten Blattes. Ich zweifle nämlich ob man die Gewohnheit, Gott in menschlicher Gestalt abzubilden, eine altchristliche nennen dürfe, wie S. 40 geschieht. Denn Sitte, allgemeiner Gebrauch, ist sie nach Literarquellen und kunsthistorischen Monumenten erst im dreizehnten Jahrhundert geworden. Die katholische Kirche selbst, nicht bloß dieser und jener Theologe, hat früher, zumal in der altchristlichen Zeit, dawider geeifert. Davon ist in dem geschichtlichen Abschnitte der oben erwähnten Abhandlung der Nachweis gegeben. Was ferner die Berufung auf jene Danielitische Vision betrifft; so ist diese für eine occidentalische Phantasie als Schilderung des Jehova nicht minder grobsinnlich, als die Beschreibung der Hirtenliebe im Hohenliede, welches beides immerhin dem Morgenländer zusagen mochte, jedoch bei uns auch mittelst mystischer Deutung zu keinem lautern und würdigen Gefühl weder des Göttlichen noch des Reinmenschlichen passen will.

Carl Grüneisen.

Aufgrabungen in Paestum.

Im Oktober vorigen Jahres wurden auf Befehl des Königs durch Hrn. Bianchi Aufgrabungen veranstaltet, durch welche es gelungen ist, bei den Ueberresten des sogenannten Amphitheaters, zwischen dem großen und dem kleinen Tempel den völligen Umfang eines andern Tempels zu entdecken und aus dem Schutte hervorzuarbeiten, der glücklicherweise in den vier Seiten seines Unterbaues, bestehend aus dem Sockel oder Stylobat, auf welchem die Cella und der Portikus oder Pronaos des Tempels sich erhoben, unverlezt geblieben war. Hieraus, und aus den

übrigen, in und um den Tempel gefundenen Fragmenten läßt sich die Form desselben mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen.

1) Der Tempel war ein Pseudoperipteros und in der Stellung der Säulen beinahe Systylos.

2) Die Größe und Gestalt des Tempels ist ein Parallelogram von ungefähr zwei Quadraten von 50½ neapolitanischen oder 97½ römischen Palmen (was ungefähr den 4ten Theil von dem Umfang des großen Tempels ausmacht). Mehr als ein Quadrat nahm der Umfang der Cella ein, das übrige der Vorhof oder Portikus mit seinen Stufen.

3) Die Façade ist sechssäulig, mit einer zweiten Säulenstellung und Pilastern hinter der ersten, so daß die Zahl von zehn Säulen, mit den schon seit Jahrhunderten nach Salerno gebrachten Säulen, welche daselbst an dem bischöflichen Marstall verwendet sind, und den übrigen in Paestum selbst noch vorhandenen Resten zusammentrifft.

4) Die Form und Höhe der Säulen (die Säule von 3½ neapol. Palmen im Durchmesser) nähert sich der jonischen und korinthischen, nämlich die Basis ist die vereinfachte jonische mit zirkelrundem Plinthus; die Kannelirung ist halbzirklig und hat breite Stege. Das Kapitell hat eine einzige Reihe eingekerbter Blätter, über denen vier Stängel an einem einzigen Stiele hervorwachsen, und in Voluten endigen, welche die Ecken der mit einem Eyerstab gezierten Platte des Kapitells halten. Als besondere Eigenthümlichkeit sieht man noch vier Frauenköpfe in vollem Relief, gleichfalls aus der Masse des Kapitells in den von den Voluten übrig gelassenen Räumen hervortretend, und auf der angeführten einzigen Reihe von Blättern ruhend.

5) In dem Gebälke sind der Architrav und der Fries, mit Metopen von strenger dorischer Ordnung, ganz denen des großen Tempels ähnlich, nur daß an dem eben entdeckten sich in den Metopen Relief-Figuren befinden. Die Corniche dagegen entfernt sich von der dorischen Einfachheit; denn sie ist aus einem jonischen Untergesims mit kleinen Bögen, Zahnschnitten und Spindeln gebildet; an der Wasserrinne finden sich ausser den gewöhnlichen Zapfen mit großen Rosen noch kleinere Rosen in der Höhe des Gesimses.

Ausserdem hat man noch zwanzig mit Basreliefs gezierte Metopen ausgegraben, die jedoch größtentheils zerfressen und verschabt sind. An den weniger beschädigten erkennt man heroische und weibliche Figuren kämpfend dargestellt, z. B. einen Herkules, eine Venus (?) ꝛc. alle sind von altem und einfachem Styl. Ferner Fragmente von drei Ecken des Gesimses der beiden Giebelfelder mit einfacher Gliederung in griechischem Styl. —

Sonach zeigt sich der architektonische Charakter des Ganzen als ein gemischter: der Architrav und der Fries sind dorisch; das Gesims, die Säulen und die Gliederung des Stylobats nähern sich dem Jonischen und Corinthischen. Man hat diese Verschiedenheit aus späterer Restauration zu erklären gesucht.

Das Material des Gebäudes ist derselbe poröse Kalkstein, der bei den übrigen Tempeln angewandt ist.

Der Haupt-Seite des Tempels gegenüber, gegen Mittag zu, wurde eine ausgedehnte Linie von Säulen-Trümmern mittlerer Größe entdeckt, welche vielleicht einen Portikus bildete, der auf das Amphitheater zulief; endlich glaubt man hinter der Cella des Tempels selbst den Plan eines sehr kleinen Tempels wahrzunehmen, der vielleicht von der Art seyn könnte, welche Vitruv in Antis nennt.

(Bullet. dell' Istituto di corr. arch. Dec. 1830.)

Warschau.

Im Falle einer Belagerung oder eines Bombardements fürchtet man unter anderen auch für das königliche Schloß von Warschau. Dasselbe enthält eine schöne Sammlung von Gemälden Bacciarchi's, der seine sämmtlichen Sujets aus der polnischen Nationalgeschichte nahm; die Portraits der Könige von Polen, die Büsten der berühmtesten polnischen Krieger, die schönen Ansichten von Warschau, von Caletti gemalt, u. s. w. Unter den Statuen, welche mehrere Plätze zieren, führt man vornehmlich die kolossale Statue in Goldbronze an, welche dem Könige Sigismund von seinem Sohne Ladislaus errichtet wurde, und die Reiterstatue des Prinzen Joseph Poniatowski von dem berühmten Thorwaldson.

No. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 31. März 1831.

Kunstgeschichte.

Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten von C. L. Stieglitz. In drei Abtheilungen. Nürnberg, Friedrich Campe. 470 S. 8.

Wir besitzen noch nichts über die Geschichte der Baukunst in ihrem ganzen Umfange, und Herr Stieglitz, durch viele verdienstvolle Arbeiten in diesem Fache dazu berechtigt, hat durch dieses Buch einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen gesucht. Selbst ein bewährter Architekt, geht er überall vom künstlerischen Standpunkte aus, und wir verzichten darum in seinem Buche gern auf eine gründliche Behandlung der Zeitumstände, welche die Entwicklung der Kunst in ihrer Verbindung mit der übrigen geistigen Entwicklung der Menschheit zeigte. Zur Uebersicht, wofür dieses Buch bestimmt ist, genügt es, die Thatsachen der eigentlichen Kunstgeschichte im Zusammenhang und mit Klarheit dargestellt zu sehen.

Die ersten Kapitel sind der Erörterung theoretischer Ansichten über Entstehung und Bedeutung der Kunst gewidmet. Insbesondere enthält das zweite, unter dem Titel: Bildung der Gestalten, eine Metaphysik und Symbolik der mathematischen Formen, welche der Architektur zur Grundlage dienen. So viel Scharfsinn wir in dieser Untersuchung bewundern, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß vieles Willkührliche und Unzusammenhängende im Einzelnen stattfinde, und wir können sie nur als einen Versuch betrachten, einen Blick in das rechte Wirken des künstlerischen Geistes und sein Verhältniß zu den Gesetzen des Universums zu thun. Ohne daher auf nähere Beleuchtung der vom Vf. hier aufgestellten Sätze einzugehen, wenden wir uns sogleich zu dem Historischen, welches mit dem dritten Kapitel beginnt.

Auf den hohen Gebirgen Ostasiens wird ein Urvolk angenommen, unter dem die ersten Anfänge der Kunst entstanden seyn sollen. Leider wissen wir zu wenig von dem Volke und von seiner Kunst. Von dieser sollen die Höhlentempel des Paropamisus, der Stadt Bamjan und andere Höhlen zwischen Bamjan und Balak in der Nähe des Ortes Mahn, zeugen. Nun herrscht aber über die Denkmäler von Bamjan die größte Ungewißheit ob sie indisch oder babylonisch sind, und über ihre Zeit läßt sich gar nichts bestimmen. — Die Geschichte der Kunst bei den Indern erlaubte ungleich reichere Angaben. Solche erhalten wir auch über die Höhlentempel des Shiva auf Salsette und Elephante, die Grotte zu Carli, das Pantheon zu Ellora, die pyramidischen Pagoden zu Deogur, Tanjore und Ramiseram, die Felsentempel auf Ceylon und über das riesige Mavalipuram. Jedoch hat der Vf. die Hypothese, daß diese Monumente in die Urzeit gehören, als völlige Thatsache hingestellt und nicht einmal auf die Verschiedenheit der Meinungen aufmerksam gemacht, von denen einige sie erst spät (kurz vor der christlichen Zeitrechnung) entstehen lassen. Nach der indischen kommt die Baukunst der Chinesen an die Reihe. Sie sind dem Verfasser aus jenem Urvolk des Paropamisus hervorgegangen und finden nach dieser Ansicht hier ihren Platz. Der Contrast dieser Architektur gegen die der Inder fällt in die Augen, beide scheinen nichts miteinander gemein zu haben, und der Zweifel läßt sich nicht abweisen, ob die Behandlung der chinesischen Kunst hierher gehöre? Uebrigens werden wir aus diesem Abschnitt mit allen Denkmälern dieser Architektur bekannt durch die ausführlichen Nachrichten, welche der Vf. aus den neuesten Reiseberichten zusammengestellt hat. — Ebensowenig hätten wir an dieser Stelle eine Behandlung der Kunst in dem neuen Welttheile erwartet. Sie liegt ganz ausser unserm Weg, und es ist sehr problematisch, ob ihr ein hohes Alter zugeschrieben werden darf. Als bloßer Kunstanfang aber hat sie noch nicht auf eine Stelle in dieser Reihe Anspruch. Diese wird auch dadurch um so unangenehmer unterbrochen, als wir dadurch allein, wie es scheint, genöthigt sind, noch einmal zu unserm Urvolk des Paropamisus zurückzukehren. Als der Punkt, nach welchem hin die Ausströmungen aus demselben gerichtet sind, wird der Kaukasus angegeben. Dieser bezeichnet die Richtung, mit der die andere nach China hin correspondirt. Der Verfasser sucht den Mangel an sicheren Nachrichten zu ersetzen durch eine Zusammenstellung aller verwandten

Erscheinungen, denen wir bei den verschiedenartigsten Völkerstämmen begegnen. So erhalten wir z. B. eine Aufzählung aller Höhlenbauten und wahrscheinlichen Grabstätten von Griechenland bis nach Skandinavien. Durch diese Aufführung des äusserlich Verwandten wird zu viel dem Wesen nach Ungleichartiges zusammen gebracht. Auch in der Kunst werden sich wie in andern Wissenschaften gewisse Gesetze auffinden lassen, nach denen sich das ursprünglich Gleiche im Verlauf der Zeit und dem Charakter des Volkes gemäß fortbilden mußte. Das dem äusseren Anschein nach Zusammenfallende gehört oft sehr verschiedenen Zeiten und Entwicklungsperioden an; eine unkritische Vergleichung solcher Erscheinungen kann daher leicht Unwahrheiten enthalten und zur Verwirrung nicht wenig beitragen. —

Erst in dem neunten Abschnitt berühren wir wieder geschichtlichen Boden. In diesem und dem folgenden wird die Kunst bei den Medern, Babyloniern und Persern mit Ausführlichkeit behandelt, bis mit dem eilften Abschnitt die Kunst bei den Phöniziern eine neue Entwicklungsepoche andeutet. Die israelitische Architektur scheint von der phönizischen nicht gut zu trennen, die Kunst beider Völker bildet vielmehr ein Ganzes. So ist es auch hier behandelt, und die Erörterung des bedeutendsten Bauwerks bei den Israeliten, des Tempels Salomonis, findet sich sehr ausführlich in dem zwölften und letzten Abschnitt der ersten Hauptabtheilung des ganzen Werkes. Der Aufklärung dieses so dunklen Punktes in der Kunstgeschichte hat der Verfasser vielen Fleiß gewidmet, und es ist ihm gelungen, mehreres, was Hirt's Untersuchungen zweifelhaft ließen, zu berichtigen, wenn gleich einige Punkte nicht vollkommen aufgelöst sind, z. B. das Verhältniß der dreistöckigen Kammern um den Tempel. Der Säulen Jachin und Boas geschieht in diesem Buche öfter und ausführliche Erwähnung, allein gerade hier wäre der Ort gewesen über die Disposition und Ausschmückung derselben gründlicher zu handeln. Wesentlich ist zwar die Erwähnung, daß sie die Stelle der Obelisken vor den ägyptischen Tempeln verträten, allein so ohne alle Erörterung des wie? bleibt uns diese Angabe unverständlich. Ausser diesem Tempel läßt sich nur wenig von israelitischer Architektur namhaft machen, wie die Brücke zur Verbindung von Moriah und Zion unter David errichtet, und Salomos Haus vom Walde Libanon, deren der Vf. so wie des Grabes einer Helena (nach Pausanias) zu Jerusalem und des heiligen Grabes des Heilands gedenkt.

Die zweite Hauptabtheilung beginnt nun mit einer ausführlichen Behandlung der Kunst bei den Aegyptern. Wir gelangen durch die Darstellung des Vfs. weniger zu einer Einsicht in die geschichtliche Entwicklung dieser Kunst, indem den ganzen Abschnitt mehr eine ziemlich ausführliche Perlegese über alle uns verbliebenen Denkmäler ausfüllt. Minder befriedigt die Erörterung der einzelnen Glieder des ägyptischen Tempelbaues. So werden die Obelisken und Pylonen zwar als Schmuck aufgeführt, aber nicht in welchem Verhältniß sie zu den übrigen schmückenden und Schmuck tragenden Theilen des ägyptischen Tempels stehen. Der Bestimmung der Ptera, welche der Vf. an den Tempeln selbst und nicht an den Pylonen annimmt, möchten Strabo's Worte, auf die er sich stützt, bei genauer Erklärung eher entgegen als förderlich seyn. Endlich ist der Umstand viel zu wenig ergründet, daß die Ptolemäer nicht griechische, wie es nach aller Analogie zu erwarten gewesen wäre, sondern ägyptische Bauten aufgeführt haben. Die Ansicht, welche der Vf. gibt, daß mitten unter ägyptischen Bauten andere nach griechischer Art nicht wohl gepaßt als den Eindruck störend und dem Cultus des Landes zuwider, ist doch selbst von dem künstlerischen Standpunkt aus gar zu wenig genügend, und erfaßt nicht einmal ganz das Aeusserliche der Thatsache.

Wir sind jezt mit dem Vf. auf dem klassischen Boden von Hellas angelangt, und wir verfolgen mit ihm einen neuen Cyklus der Entwicklung der Baukunst bei den Griechen, Römern und den verwandten Volksstämmen. Die Masse des historischen Stoffes macht eine Weise der Darstellung wünschenswerth, in der sich das Ganze zu einer faßlichen Uebersicht ordnet und möglichst vor der Verwirrung schüzt, die mit der Betrachtung einer so schnellen und reichen Entwicklung, wie wir sie vor allen in Griechenland treffen, so leicht hereinbricht. Und hierauf hat der Vf. allerdings Rücksicht genommen, indem sich der Gang seiner Erzählung recht gut dazu eignet, eine Uebersicht der Denkmäler und der Zeitpunkte ihrer Entstehung zu erleichtern. Nachdem zuvor die Denkmäler der Pelasger aufgezählt werden, geht der Verf. zu einer Beschreibung des Eigenthümlichen des griechischen Tempelbaues über. Gegen die Entstehung desselben aus dem Holzbau werden S. 195 Gründe vorgebracht, die sich gegen die gewichtigeren der entgegengesezten Ansicht nicht wohl möchten halten können. Wir würden diesen Umstand ganz übergangen haben, wenn wir nicht S. 252 auf Aeusserungen gestoßen wären, die nur neben der Ansicht der Entstehung aus dem Holzbau stattfinden können. Eben so wenig möchte es der Vf. vor der philologischen Kritik rechtfertigen können, wenn er der zwar poetischen, aber doch gewiß in ihrer Art genauen Schilderung des Homer vom Hause des Alkinoos ꝛc. alle Brauchbarkeit für die Kunstgeschichte abspricht. Weil sie pelasgischen Ursprungs sind, werden an dieser Stelle die Nachrichten über die Kunst bei den Etruskern eingeschaltet. Der etruskische Tempelbau macht den Vf. befremden, die Einrichtung hängt indessen hier wie anderwärts

mit dem Cultus genau zusammen, was sich schon aus der Bedeutung des Wortes templum ergibt.

Nach dieser Episode beginnt die erste Epoche der eigentlich griechischen Kunst, deren äusserste Punkte der trojanische und der Perserkrieg bezeichnen. Wir machen diese Eintheilung so namhaft, obgleich sich der Vf. selbst dieses Ausdrucks nicht bedient hat, um unsere Leser mit der Einrichtung des vorliegenden Abschnitts bekannt zu machen. Als Denkmäler aus dieser Zeit werden angeführt die Säulen zu Korinth, die Tempel zu Pästum, Sicilien, Segestus und Agrigent. Hieran wird die dorische Säule, sowie das Gebälke näher erörtert, und mit der Aufführung der Namen der Künstler aus dieser Zeit schließt diese Epoche.

Mit der neuen Thätigkeit nach den Perserkriegen beginnt eine zweite, die bis zu dem peloponnesischen Krieg hinreicht. In dieser Periode, welche die Blüthezeit der hellenischen Kunst bezeichnet, erheben sich in allen Landschaften Griechenlands, sowie in Jonien, Bauten aller Art. Diese werden der Reihe nach namhaft gemacht mit Aufzählung der Meister zuerst in Griechenland, dann in Jonien, Großgriechenland und Sicilien. Ueberall erfahren wir ausführliche Nachrichten über die Structur der einzelnen Werke, an denen, so oft es nöthig schien, das Architektonisch-Wichtige hervorgehoben wird. Hieran schließt sich wieder eine Betrachtung der Bauglieder dieser Periode an, worauf die Angabe der Bauwerke folgt, die in Aufnahme waren, und endlich eine Erwähnung der Schriftsteller über Baukunst, die in diese Periode fallen. Das Ganze schließt sodann eine Betrachtung der Tempel und Theater ihren einzelnen Theilen nach und eine Vergleichung der dorischen und jonischen Kunst. Der Abschnitt über das Theater erschwert eine klare Uebersicht vorzüglich dadurch, wie es uns scheint, daß das griechische und römische Theater mit einander abgehandelt werden; der Blick gelangt zu keiner Ruhe, indem er zu einer fortlaufenden Vergleichung der Gegenstände aufgefordert wird, mit denen er sich vertraut zu machen noch keine Zeit gewinnen konnte.

In der dritten Epoche, die besonders die Bemühungen Alexanders d. Gr. und seiner Nachfolger um die Kunst befaßt, sehen wir Luxus und Nebenrichtungen überhand nehmen. Die korinthische Bauart erreicht hier ihre Blüthe. Auch hier werden die entstandenen Bauten und die Städte, welche Alexander d. Gr. besonders durch Dinokrates anlegen ließ, namhaft gemacht und die Geschichte der Kunst bis zu den Zeiten hingeführt, wo sie unter Seleuciden und Lagiden einen ganz entschiedenen Charakter angenommen hat. Hieran reihen sich zum Schluß vergleichende Rückblicke auf die bisher vorgetragene Entwicklung der Kunst in verschiedenen Völkern und Zeiten.

Die Geschichte der Baukunst bei den Römern bildet im Ganzen die Fortsetzung dessen, was über die griechische gesagt worden. Der Vf. geht zwar noch einmal in die ältesten Zeiten zurück und macht auf alle Bauten aufmerksam, die nach den Zeugnissen der Schriftsteller in Italien entstanden sind, knüpft aber dann an das zulezt über die griechische Kunst Gesagte den Aufschwung der Kunst unter den Römern an. Doch sehen wir sie bald theils von unnatürlichem Schmuckwerk erdrückt, theils ist ihre Richtung auf das Praktische zu verschieden, als daß sie sich durch diese Bestrebung noch einmal erkräftigen könnte. Auf die in dieser Periode entstehenden Bauten wird der Reihe nach hingewiesen, und wo es entweder uns verbliebene Denkmäler oder die Zeugnisse der Schriftsteller möglich machen, werden sie genauer beschrieben. Bei allem diesen verfolgt der Vf. dieselbe Verfahrungsweise, von der wir schon bei der Erörterung der griechischen Kunstgeschichte gesprochen haben. Und so beschließt auch hier den ganzen Abschnitt ein Rückblick auf den Gang der Entwicklung bis zum Verfall.

Die beiden folgenden Abschnitte, welche die Kunstbestrebungen in Italien verfolgen, haben vorzüglich eine Erörterung der byzantinischen Kunst zum Zweck. Die politischen Verhältnisse und die Völker, welche Italien damals inne hatten, bilden die Anlehnungspunkte für das, was über das geringe Leben der Kunst in diesen Zeiten gesagt werden kann. Die wenigen Bauten und Meister werden genannt. Beide Abschnitte bilden den Uebergang zur Geschichte der Baukunst im Mittelalter, die in der folgenden Hauptabtheilung ausführlich abgehandelt wird. Als eine Fortbildung der byzantinischen Kunst wird die arabische Bauart betrachtet. Die Beschreibung der einzelnen Glieder der Gebäude steht der Aufzählung der Denkmäler voran, die eine Aufführung der Bauwerke in einem ähnlichen Style in Indien mit in sich begreift. Unter diesen lezteren werden der Palast von Madureh, das Grabmal des Fürsten von Maissour, der Palast des Hyder Aly zu Bangalore, die Moschee des Aurengzeb und die älteren Grabmäler der Fürsten, wie des Königs Akbar namentlich aufgeführt. Bei Erwähnung eines Pfeilers zu Benares wird zugleich die Meinung abgewiesen, daß die altdeutsche Bauart aus Indien stamme.

Der ganze übrige Theil des Buches behandelt sofort die Geschichte der Baukunst im Mittelalter. Ueber die deutsche Baukunst erhalten wir die reichsten Angaben und ausführlichsten Erörterungen. Der Vf. hat die Gründe, warum er dieser Baukunst einen so bedeutenden Raum gewidmet und die verwandten Bauwerke in den Nachbarländern weniger genau behandelt habe, in der Vorrede auseinandergesezt. Hier standen mehr Quellen und Selbstanschauung zu Gebote, und die Nachweisungen an den ganz gleichartigen Bauten in Deutschland genügten für die Einsicht in die Kunstgeschichte der gleichzeitigen Nationen. — Nachdem er eine Uebersicht über den ganzen Verlauf der Kunst im Mittelalter vorausgeschickt hat, theilt der Vf. eine Reihe von Nachrichten mit über die

N°. 7.

Intelligenz-Blatt

1831.

Sehr wohlfeile Taschen-Ausgabe
von
Johannes von Müller's sämmtlichen historischen Werken
in vierzig Bändchen, jedes 15—18 Bogen.

Subscriptionspreis 18 fl. für alle 40 Bändchen, oder für jede Lieferung von 5 Bändchen 2 fl. 15 kr.; bei baarer Vorauszahlung auf das Ganze aber findet ein Pränumerationspreis von 15 fl statt.

Die erste Ausgabe von Müller's Werken in groß Oktav ist so theuer (27 Bände kosten 86 fl. 24 kr.), daß nur der Wohlhabende dieselbe kaufen kann. Eine wohlfeilere Ausgabe muß daher zur größeren Verbreitung der Werke des größten deutschen Geschichtschreibers Vieles beitragen, und wird den zahlreichen Verehrern desselben in allen Ständen jedenfalls sehr willkommen seyn.

Die Unterzeichnete, im Besitz des Verlagsrechtes der sämmtlichen Werke, hat sich aus diesem Grunde entschlossen, eine wohlfeile Ausgabe derselben zu veranstalten, und zwar in vierzig Bändchen von je 15 — 18 Bogen.

Der Inhalt derselben ist folgender:

Die Weltgeschichte, oder vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit.

Die Schweizer-Geschichte, oder die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, nebst deren **Anmerkungen**.

Schriften zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes.

Kleine historische Schriften.

Rede zu Cassel gehalten beim Antritt der Lehrstelle der Geschichte. — Reisen der Päbste. — Briefe zweier Domherrn. — Ueber die Geschichte Friedrich's II — Ueber den Untergang der Freiheit alter Völker. — Der Eid. — Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt. — Uebersicht der Geschichte Persien's. — Das Christenthum. — Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen âge. — De l'influence des Anciens sur les Modernes. — Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontife. — l'Allemagne. — De la gloire de Fréderic. — Christian Thomasius. — Ueber Studium und Uebersetzung des Tacitus. — Mohammeds Kriegskunst. — Notiz und Auszug des ersten Theils der Informazioni politiche. — Musik der Franzosen. — Fünftausend Eligibles nach der neuesten französischen Constitution von 1800. — Der Cimbrische Krieg. — Geschichte der Landschaft Saanen. — Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interessen der Menschen. — Philippiken. — Von den Geschichtschreibern der Schweiz und vom Ursprung des gegenwärtigen Zustandes von Europa. — Einleitung zu der Geschichte der Schweiz. — Zuschrift an alle Eidgenossen. — Considérations sur le gouvernement de Berne. — Lettre sur les troubles de la république de Genève. — Fragmente von dem Kriegswesen für die Schweizer. — Einige Ideen über die Geschichte der Schweiz. — Abriß der Geschichte der Römischen Republik. — Einleitung zu Vorlesungen über die neuere Geschichte Italiens. — Einige Beobachtungen aus der Geschichte. — Ueber Preßfreiheit. — Rede am Schluß der ersten Versammlung der Reichsstände in Westphalen.

Beiträge zur Bibliothek der schweizerischen Geschichte und zur Literatur und Geschichte der Schweiz.

Recensionen.

Historische Kritik und Nachlese.

Johannes von Müller's Lebensgeschichte von ihm selbst beschrieben.

Erinnerungen aus Joh. von Müller's Jugendgeschichte.

Johannes v. Müller's Briefe in einer Auswahl.

Die Ordnung des Erscheinens, die Subscriptionsbedingungen und die Preise dieser Ausgabe fassen wir folgendermaßen zusammen:

1) erscheint dieselbe auf schönem weißen Druckpapier, Schrift und Format wie die Taschenausgaben unseres Verlages von Goethe's, Herder's und Schiller's Werken,
2) und zwar in 8 Lieferungen, jede zu 5 Bändchen;
3) die erste Lieferung wird Michaelis 1831 ausgegeben, der sodann Ostern 1832 die zweite, und so von Messe zu Messe die weiteren Lieferungen folgen, so daß in vier Jahren die ganze Sammlung vollendet seyn wird;
4) diejenigen, welche bis zur Ostermesse d. J. unterzeichnen, zahlen bei der Unterzeichnung 2 fl. 15 kr., und eben so viel bei jeder neuen Lieferung; die lezte Lieferung erhalten sie dann unentgeldlich;
5) wer sogleich zur Ostermesse den ganzen Betrag vorausbezahlt, hat nur 15 fl. für das ganze Werk zu zahlen;
6) wer bei uns direkt auf 6 Exemplare 90 fl. baar einsendet, erhält das 7te Exemplar unentgeldlich, so daß dann das Exemplar nicht volle 13 fl. kostet;
7) die Herren Buchhändler genießen einen angemessenen Rabatt, sowohl bei der Subscription als Pränumeration.

Wer Exemplare auf Velinpapier zu erhalten wünscht, erhält die Lieferung für 3 fl., oder alle 40 Bändchen für 24 fl.: ½ bei Unterzeichnung, ½ bei Empfang der 3ten

und das letzte ⅓ bei Empfang der 6ten Lieferung zu bezahlen.

Die Unterzeichnete glaubt durch diese niederen Preisbestimmungen ihrerseits Alles, was in ihren Kräften steht, zur größten Verbreitung der klassischen Werke Johann v. Müller's beigetragen zu haben, und bittet, um die Auflage mit Sicherheit bestimmen und alle Subscribenten zugleich befriedigen zu können, um baldige Unterzeichnung.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[84] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. 50 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[97] In unserm Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe

herausgegeben im Verein mit Mehreren, von Herrn Pfarrer Steinmüller, dem Verfasser der Alpina und anderer geschätzten ökonomischer Schriften.

Wöchentlich erscheint ½ Bogen in gr. 4. Preis für den ganzen Jahrgang 2 fl. 40 kr. rhein. 1 Rthlr. 16 Gr. In allen Buchhandlungen können die ersten 4 Nummern eingesehen werden.

Dieses Blatt wird sich stets durch gediegene Originalaufsätze auszeichnen, und wir zweifeln nicht, daß es auch in Deutschland günstig aufgenommen und mit Interesse und Belehrung gelesen werden wird.

St. Gallen 1. Febr. 1831.

Huber und Comp.

---

[101] **Neue interssante Musikalien für das Pianoforte.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Czerny, C., *Second Decaméron musical.* Sammlung unterhaltender Compositionen für das Pianoforte. 173stes Werk. Ladenpreis 3⅓ Thlr.

Dasselbe enthält einzeln:

Cahier 1. Romanze: „Toujours, toujours" mit Variationen 8 Gr.
— — 2. Rondo als Walzer 12 Gr.
— — 3. Fantasie-Rondo nach Adelaide von Beethoven 12 Gr.
— — 4. Impromptu über ein Russisches Thema 8 Gr.
— — 5 Polonaise 10 Gr.
— — 6. Ecossaise von Beethoven mit Variationen 8 Gr.
— — 7. Neun Romanzen. 16 Gr.
— — 8. Toccata. 12 Gr.
— — 9. Original-Rondo. 12 Gr.
— — 10. Romantische Skizze. 8 Gr.

Eine ähnliche Sammlung Originalsachen ist auch zu 4 Händen erschienen, und wird wie obige sowohl im Ganzen brochirt, als auch in einzelnen Heften verkauft.

Die günstige Aufnahme, welche die ersten Sammlungen dieser Art allgemein fanden, lässt mich dieselbe um so mehr für obige Fortsetzungen ebenfalls hoffen, als diese Kleinigkeiten höchst geschmackvoll, leichtfasslich nur für mässige Fertigkeit, mit wahrhaft klassischer Applikatur berechnet sind.

H. A. Probst in Leipzig.

---

[102] **Neue Verlagsbücher von Franz Varrentrapp, in Frankfurt a. M.**

Aschbach, J., Geschichte der Ommaijaden in Spanien, nebst einer Darstellung des Entstehens der spanisch-christlichen Reiche. 2 Thle. 8. Druckpapier 3 Rthlr. 18 gGr., Schreibpap. 5 Rthlr., Postpap. 7 Rthlr. 12 gGr.

Brentano, D. v., die heilige Schrift des alten Testaments von Dr. Dereser besorgte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 1. 2. Bd. 820. 828, welche das 1. bis 4. Buch Moses enthalten 4 Rthlr. 8. gGr.; 2. Thl. 1. Bd. 827. Die Bücher Josua, Richter, Ruth und Samuel 2 Rthlr. 16 gGr.; 2. Thl. 2. Bd. 827. Die Bücher der Könige, der Chronik, Esra und Nehemia 2 Rthlr. 21 gGr.; 3. Thl. 1. Bd. 815. Die Psalmen 1 Rthlr. 16 gGr.; 3. Thl. 2. Bd. 825. Die Sprüchwörter, die Prediger, das hohe Lied, das Buch der Weisheit und Jesus Sirach 2 Rthlr. 8 gGr.; 4. Thl. 1. Bd. 808. Prophet Jesaias. 1 Rthlr. 2 gGr.; 4. Thl. 2. Bd 809. Prophet Jeremias, Klaglieder und Prophet Baruch 1 Rthlr. 4 gGr.; 4. Thl. 3. Bd. 810. Propheten Ezechiel und Daniel 1 Rthlr. 9 gGr.

NB. Die kleinen Propheten und das Uebrige des A. T. werden von dem berühmten Hrn. Prof. J. M. A. Scholz in Bonn bearbeitet.

Catalogue de livres français en grande partie rares et précieux qui se vendent aux prix rabattus indiqués chez Varrentrapp. Nro. 1 — 3783. 8 gGr.

Catalogus librorum magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Varrentrapp. Nro. 1 — 129 et Nro. 1 — 6815. 15 gGr.

Forcellini, Aeg. totius latinitatis Lexicon c. append. Ed. II. locupl. 4. Vol. fol. Pavii 1805. Commission. Vorauszahlung. 26 Rthlr.

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie 2 Bde. gr. 8. 3. Aufl. 826 — 30. 9 Rthlr. 6 gGr.

Kopp, U. F., Palaeographia critica Tom. 1. 2. 4. maj. 817 cum fig. Commission. Vorausbezahlung 10 Ducaten: Tom. 3. 4. 829. Etiam separatim sub titulo: De interpretatione eor. quae aut vitiose vel subobscure, aut alienis a sermone literis sunt scripta 10 Ducaten.

NB. In Nro. 1649 der London literary Gazette v. 27. Juni 1829 ist von diesem Werk gesagt: „Ein Erstaunen erregendes Denkmal menschlichen Fleißes und Gelehrsamkeit, ein höchst außerordentliches Werk."

Kopp, U. F., de varia ratione inscriptiones interpretandi obscuras. 8. 1827. 4 gGr.

Kopp, U. F., Bilder und Schriften der Vorzeit 2 Bde. Mit sehr vielen Holzschnitten, illum. und schwarzen Kupfern und Inschriften gr. 8. 1819 — 21. Commission. Vorausbezahlung 9 Rthlr. 21⅓ gGr.

Schlosser, F. C., Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. 1. Thl. 1 — 3. Abth. 2 Thl. 1 — 2 Abth. 3. Thl. 1 — 2. Abth. Druckpap. 14 Rthlr. 14 gGr. Schreibpap. 19 Rthlr. 12 gGr.; Postpap. 29 Rthlr. 4 gGr.

Schmidt, G. G., Anfangsgründe der Mathematik. gr. 8. 1. Bd. 822. Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechenkunst 2 Rthlr.; 2. Bd. 1. Abth. 830. Statik, Hydrostatik, Aerostatik und Mechanik fester Körper 2 Rthlr. 9 gGr.; 2. Bd. 2. Abth. 816 Hydraulik und Maschinenlehre 2 Rthlr.; 3. Bd. 1. Abth. 829. Analysis 1. Thl. 1 Rthlr. 12 gGr.; 3. Bd. 2. Abth. 807. Analysis 2. Thl. 1 Rthlr. 14 gGr.

NB. Da von diesem Werke 1. Bd. 2 Bd. 1. Abth. 3. Aufl., 2. Bd. 2. Abth. 3. Bd. 1 Abth. 2. Aufl. erschienen, ist es nicht nöthig, wegen der Vorzüge auf die Recensionen aufmerksam zu machen.

Schmidt, G. G., Beschreibung eines neuen Planimeters, wodurch man den Inhalt ebener gradelinigter Figuren ohne Rechnung finden kann. gr. 8. 3 gGr.

Schmidt, G. G., graphische Darstellung der abgewickelten Fläche des schiefen Cylinders, des schiefen und elliptischen Kegels, so wie der drei Kegelschnitte auf der abgewickelten Fläche des geraden Kegels, aus der Elementar-Mathematik, ohne Beihülfe des höhern Calculs abgeleitet. 8. 4 gGr.

Schmidt, G. G., Anleitung zur Verfertigung von Visier-Stäben für volle und nicht volle Fässer. gr. 8. 4 gGr.

Scholz, Dr. J. M. A., die heilige Schrift des N. T. übersetzt, erklärt und in historisch-kritischen Einleitungen zu den einzelnen Büchern erläutert. gr. 8. 1. Bd. 829. die vier Evangelien 2 Rthlr. 10 gGr.; 2. Bd. die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe 1 Rthlr. 10 gGr.; 3. Bd. 830 die vierzehn Briefe des heiligen Apostels Paulus 2 Rthlr. 8 gGr.; 4. Bd. 828 die Apokalypse des heiligen Johannes des Apostels und Evangelisten 16 gGr.

Siebold, A. El. v., Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. 6 Bde., nebst Register, mit Kupfer und Steindr. gr. 8. 1813 — 828. 23 Rthlr. 6 gGr.

Siebold, A. El. v., Journal, fortgesetzt von Ed. Casp. Jac. v. Siebold. 7 — 10r Bd. auch unter dem Titel: „Neues Journal" 1 — 4 Bd. 1827 — 831. 21 Rthlr. 8 gGr.

Außer den gewöhnlichen Vortheilen gebe ich von meinem sämmtlichen Verlage, bei gleichzeitiger Abnahme von 12 Exemplaren, 1 Freiexemplar; bei 25, 3; bei 50, 7 und bei 100, 15 Freiexemplare. Diese besondere Vergütung hat daher das Publikum von jeder Sortiments-Handlung zu verlangen.

Franz Varrentrapp.
Buchhändler in Frankfurt am Main.

---

[103] **Anzeige**

über die Beendigung der neuen Uebersezung von Barthelemys

Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland, in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung. Neu aus dem Französischen übersetzt von Chr. Aug. Fischer und Th. von Haupt, 14 Bände $211\frac{1}{2}$ ord. Oktavbogen mit einer Charte von Griechenland, dem Plan von Athen, Sparta und dem altgriechischen Theater.

Mit dem so eben fertig gewordenen und an alle Buchhandlungen versandten 14ten Bändchen, ist dieses von dem Publikum und allen kritischen Blättern so günstig aufgenommene klassische Werk, in seiner neuen blühenden Uebersetzung, nun beendiget, und noch elegant geheftet um den Subscriptions-Preis von 5 Rthlr. 20 gGr. oder 10 fl. 30 kr. durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Auch sind noch Exemplare von den trefflich, unter des Herrn Professors Frommel Leitung, gestochenen

Dreißig Ansichten Griechenlands

in Groß-Imperial 8. um den Subscriptions-Preis von 5 Rthlr. oder 8 fl. zu haben, welche gleichsam als vorzügliche Zierde zu Anacharsis Reise gehören.

Mainz, im Dezember 1830.

F. Kupferberg.

---

[85] **Literarische Anzeige.**

In meinem Verlage wird zur Ostermesse 1831 erscheinen:

I. Ein **Anhang** zu dem „Lehrbuch der Mineralogie von F. S. Beudant, deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann" (1826, 4 Thlr.), worin das Neue der zweiten Auflage des Originals aufgenommen werden wird.

II. Ein **Supplementheft** zu dem „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie von K. F. A. Hartmann" (1828, 3 Thlr. 8 Gr.), worin alle Bereicherungen, die diese Wissenschaften in den letzten Jahren erhalten haben, mitgetheilt werden sollen.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[106] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Volger's, Dr. W. F., Rector in Lüneburg, Schulgeographie, oder Zweiter Cursus des Lehrbuchs der Geographie. Für die mittleren Classen der Gymnasien, für Bürger-, Real- und Töchterschulen. $16\frac{1}{2}$ Bogen compressen Drucks in gr. 8. 1831. $\frac{1}{2}$ Rthlr.

Der Herr Verfasser übergiebt hiemit dem Publikum den zweiten Cursus seines Lehrbuchs der Geographie, dessen erster Cursus (oder Leitfaden à $\frac{1}{4}$ Rthlr.) bereits in sieben Jahren in der vierten Auflage erschienen ist und sich des allgemeinsten Beifalls in vielen Lehranstalten durch ganz Deutschland erfreuet.

Außerdem sind so eben in neuen umgearbeiteten und vermehrten Auflagen daselbst erschienen:

Volger, Dr. W. F., Handbuch der Geographie für gebildete Leser und für höhere Schulanstalten.

2te sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 2 Bde. in gr. 8. mit Tabellen und vollst. Namenregister. 1830. 65 Bogen auf Vel in-Druckp. 2⅙ Rthlr.

Dessen Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterrichte. 1r Theil: Europa; mit 3 Tabellen. 2r. Theil: die übrigen Welttheile; mit 3 Tabellen. 1830. 2te gänzl. umgearb. u. verm. Ausgabe. Preis fürs Ganze. 45 Bogen in gr. 8. 1⅙ Rthlr. (Jeder Theil auch einzeln á 16 gGr.)

---

[105] Schriften in Bezug auf die jetzige Zeit vom Freiherrn G. A. von Maltitz, so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

1. Ein herzliches Wort zum Herzen deutscher Fürsten. geh. 3 Gr.
2. Rede an den deutschen Adel jetziger Zeit. geh. 3 Gr.
3. Rede an den deutschen Wehrstand jetziger Zeit. geh. 3 Gr.

Ferner ist so eben fertig geworden:

Polen, wie es war und ist.

Historisch „geographisch" statistische Darstellung zur Verbreitung näherer Kunde der Beschaffenheit und Verfassung Polens und zur Bestimmung und Berichtigung der Urtheile über die politische Lage desselben. geh. 5 Gr.

Schuberth und Niemeyer in Hamburg.

---

[104] So eben ist folgende höchst interessante Schrift erschienen und bei Tobias Loeffler in Mannheim so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Die preußische Kirchenagende im Verhältniß zu der evangelisch-protestantischen Kirche überhaupt und zu der vereinigten Kirche Badens insbesondere. gr. 8. broch. 24 kr. oder 6 Gr.

---

[108] Bei Friedrich König in Hanau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Verfassungsfreund, ein Landtagsblatt für Deutschland, herausgegeben von Chr. E. Graf von Benzel Sternau. 1r Band 1s Heft broschirt 4 gGr. oder 18 kr.

Für Freunde dramatischer Kunst, von Bernhard Freibold. brosch. 14 gGr. oder 1 fl.

Der Gesundheits-Magnet oder das Nützlichste in der Haushaltung. Kurzer faßlicher Unterricht vermittelst des Magnets alle Schmerzen des Körpers zu heilen, brosch. 7 gGr. oder 24 kr.

Semper lustig Nunquam traurig. Sammlung von auserlesenen Toast's und Gesundheiten für fröhliche Gesellschaften in allen Ständen. broschirt 6 gGr. oder 24 kr.

Kurhessische Verfassungs-Urkunde vom Jahre 1831. brosch. 4 gGr. oder 18 kr.

---

[110] Bei uns wird erscheinen eine

Allgemeine Preußische Hauschronik

von

Dr. Ranschnick,

in ungefähr 12 Heften, welche theils die Geschichte der einzelnen Provinzen und der Städte Danzig, Dortmund, Soest, Stralsund, Greifswald, Stettin, Magdeburg, Breslau, Erfurt und Köln, theils die Geschichte der Gesammtheit des preußischen Staats enthalten. Jeden, wer sich für die Geschichte wichtiger Weltbegebenheiten interessirt, ganz besonders aber jeden Preußen, der sein Vaterland und sein Regentenhaus liebt, machen wir aufmerksam auf dieses Werk, als ein höchst nützliches und unterhaltendes Hausbuch für den Höhern, wie für den Geringern. In jeder Buchhandlung sind unentgeltlich ausführlichere Anzeigen mit den nähern Bestimmungen des Inhalts und des billigen Preises zu haben. — Noch im Laufe des März wird das erste Heft ausgegeben. Subscribentensammler erhalten in jeder Buchhandlung auf 10 Exemplare ein elftes als Freiexemplar.

Halle, im Februar 1831.

Rengersche Verlagsbuchhandlung.

---

[18] J. Wilks bittet, den ausländischen Herren und Damen, welche London besuchen und Muster von den schönsten englischen Fabrikaten zu besitzen wünschen, bekannt zu machen, daß die von ihm verfertigten gold- und silberöhrigen Nähnadeln, Stecknadeln, Rasier- und Federmesser und Scheeren, so wie seine Baumwollen-Garne, zum Nähen, Sticken und Stricken ꝛc. die besten Erzeugnisse dieser Art sind, welche je der englische Kunstfleiß hervorgebracht hat; sie sind einzig und allein in seinem neuen Lager Nr. 186. Regent-Street, und in keinem andern Hause in London zu finden. Auch hält er es für nothwendig, die Anzeige zu machen, daß die in allen Theilen Frankreichs unter seinem Namen verkauften Nähnadeln und Baumwollen-Garne nicht von seiner Fabrik sind.

Wilks,

Nr. 186, Regent-Street in London.

Berichtigung.

Im Intelligenzblatt Nr. 3. 1831. Anzeige 59. muß die Unterschrift Richtersche Buchhandlung statt „Rittersche Buchhandlung" heißen.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.



Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ıc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ıc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ıc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ıc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher



genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Nro. 28.

Nro. 29.

Nº. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. April 1831.

Kreusas tödtliches Gewand entfaltet
Sich unter meiner Hand. —

Goethe.

Der Schmuck.

1.

„Reich mir das Kleid von Seide,
Mit Purpurfluth getränkt,
Das, zu der Mädchen Neide,
Der Fremdling mir geschenkt.

Es werden alle Gäste,
Erschein ich so, entzückt;
Der Vater sieht beim Feste
So gern sein Kind geschmückt!“

„„Du freust dich am Gewande;
Laß dir erzählen, Kind,
Wie man im fernen Lande
Solch theures Kleid gewinnt;

Es ist geschickt zu weben
Die Raupe, schwach und klein;
Sie zieht ihr ganzes Leben
Die Fäden silberrein.

Da flüstert eine Stimme
In ihres Herzens Ruh:
In weicher Hülle schwimme
Du der Verwandlung zu!

Sie wendet alle Schätze
Aufs schimmernd weiße Haus;
Sie spannt die linden Netze
Zum Schlummerkleide aus.

Sie übet treu die Gabe;
Doch hat sie's nicht Gewinn:
Sie schafft am eignen Grabe,
Die fleiß'ge Spinnerin.

Und endlich ganz beschlossen,
Ruht sie im engen Raum;
Es ist der Leib zerflossen
Zu einem Hoffnungstraum.

Der Mensch, mit gier'gem Muthe
Sieht er das zarte Haus,
Und löscht mit kühlem Blute
Des Lebens Funken aus.

Er tilgt das stille Hoffen,
Das jene Hülle barg,
Und wirkt zu theuren Stoffen
Den silberhellen Sarg.

Die Kön'ge selber trachten
Darnach um theuren Sold;
Die Seide hoch sie achten
Und köstlicher als Gold.““

2.

„Gar artige Geschichten
Erzählst du mir fürwahr!
Gewiß, du weißst zu dichten
Die Mährchen wunderbar.

Gieb zu dem Kleid von Seide
Die Perlen licht und klar,
Flicht sie mir als Geschmeide
Ins dunkle Lockenhaar."

„„Ich will dir auch erzählen,
Woher die Perle stammt,
Die aller Menschen Seelen
Mit Sehnsucht heiß entflammt.

Die Muschelthiere schliefen,
Bei dunkelem Gestein,
Ganz in des Meeres Tiefen,
In ödem Schlummer ein.

Einst drangen lichte Strahlen
Hinab in ihre Ruh;
Da schlossen sie die Schaalen,
Die Lichtberauschten, zu.

Da ward in ihrem Kerne
Ein Feuer angefacht;
Da flogen goldne Sterne
Durch ihre trübe Nacht.

Sie harrten auf den Morgen,
Zu steigen aus der Fluth;
Sie trugen ja verborgen
In sich schon Morgengluth.

Da stürzen kecke Schwimmer
Sich nieder in die Fluth,
Gelenkt vom edlen Schimmer,
Der in der Tiefe ruht.

Das eigne Leben wagen
Sie um den hohen Kauf;
Die theuern Muscheln tragen
Vom Grunde sie herauf.

Sie tödten in die Wette
Mit raubbegier'ger Hand,
Und eine Leichenstätte
Wird schnell der grüne Strand.

Das Leben zuckt in Schmerzen,
Sie achten es nicht groß,
Sie brechen aus den Herzen
Die edlen Perlen los.

Wie lichte Sterne leuchten,
Sie in der Locken Nacht,
Doch auch wie Thränen feuchten
Sie der Gewande Pracht.

Es fügte sie der Meister,
Zum strahlenreichen Kranz;
Sieh zu, ob nicht die Geister
Noch zittern in dem Glanz!""

3.

„O weh, mich so zu quälen!
Gar hübsch ist es erdacht;
Doch was hat beim Erzählen
So traurig dich gemacht?"

„„Ich habe dir mit Scherzen,
Gedeutet deinen Schmuck.
Doch lastet auf dem Herzen
Ein ernster, banger Druck.

Ich kann nicht mehr verschließen,
Das Weh' in meiner Brust;
Es will hinüberfließen
Mein Schmerz in deine Lust.

Nach einer Spindel Rauschen
Neigt sich mein banges Ohr;
Der Wehmuth Perlen lauschen
Mir aus der Brust hervor.

Es wird, wie ich dich schaue,
Dein holdes Antlitz blaß;
Von heller Thränen Thaue
Ist deine Wange naß!

O rede Süße! Bleiche! —
Sie sinkt in meinen Arm,
Sie ist schon eine Leiche,
Berührt von meinem Harm.

So war's kein eitles Wähnen,
Was mir das Herz bedroht!
Ja, Perlen deuten Thränen,
Und Seide deutet Tod.

Den Purpur um die Lenden,
In's Haar der Perlen Pracht —
Dir ward von kühnen Händen
Ein — Leichenschmuck gebracht!""

Gustav Pfizer.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Der Vesuv.

Am 19ten Oktober bestieg ich den Vesuv. Wir wurden sowohl vom Wetter, als, was noch viel wesentlicher ist, vom Vulkane sehr begünstigt, der in steter und sehr großer Arbeit war. Dann, und nur dann, wird man für die große Anstrengung, die es kostet, ihn zu ersteigen, vollkommen belohnt. Aber wie sehr sind die zu beklagen, die nach so vieler Mühe oben nichts anders als einen aus-

gehöhlten Berg sehen, und so ist es schon sehr vielen Fremden ergangen. Es gehört also Glück dazu, wie zu so viel anderem im menschlichen Leben, um den Vulkan in seinem Glanze zu sehen; denn wären wir z. B. an einem von den beiden folgenden Tagen oben gewesen, so hätten wir nichts als ein wenig Rauch bemerken können. Man kann die Verschiedenheit des einen und des andern Anblicks nicht besser, glaube ich, in ein Bild fassen, als wenn man den ganz andern Eindruck sich vergegenwärtigt, den eine schöne Dekoration in einem hellerleuchteten Theater hervorbringt, verglichen mit dem, den sie im leeren Saale, bei Tage und ohne das Spiel der Maschinerie gesehen, macht.

Auf der Höhe angelangt, von welcher man den Krater, an dessen Rande man steht, übersehen kann, bemerkten wir in dieser chaotischen, überall zerrissenen Vertiefung, links nach Norden zu, einen nicht sehr großen schwarzen Kegel, welcher seine Oeffnung auch nach Norden gekehrt hatte, so daß wir nicht hinein sehen konnten. Aus dieser spie der Vulkan, in Intervallen von ungefähr fünf Minuten, feurige Steine und Schlacken, die rund herum in den Krater fielen, so daß es nicht gerathen war hinabzusteigen, was sonst sehr gut angeht. Diese Ausbrüche waren immer von einem Knallen begleitet, welches man mit einem Pelotonfeuer vergleichen könnte. Als die Nacht einbrach, sahen wir auf dem Boden des Kraters kleine Streifen entzündeter Lava, welche langsam an verschiedenen Stellen, da oder dorthin, nach den Vertiefungen desselben floßen.

Doch ich wollte hier nicht das Unbeschreibliche und doch tausendmal Beschriebene noch einmal beschreiben, sondern mich auf einige Bruchstücke zur Geschichte dieses Berges beschränken, besonders in Rücksicht der verschiedenen Veränderungen, die seine Höhe und Gestalt im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben; vorher muß ich aber noch eines Gegenstandes erwähnen, welcher, der neuesten Geschichte desselben angehörend, mir nicht ohne einiges Interesse scheint.

Nicht nur in der Ferne, auch hier hört man immer wiederholen, daß der Vesuv durch die Eruption von 1822 bedeutend niedriger geworden sey. Ja der berühmte Salvadore Madonna, der privilegirte Hauptführer, der uns begleitete — er gibt sich den sonderbaren Titel Guida del real Vesuvio, so wie man wohl von einem real Museo spricht — welcher den Vesuv am besten kennen sollte, da er ihn seit länger als vierzig Jahren fast täglich besteigt, sprach von 6 — 800 Fuß. Es schien mir daher der Mühe werth, die Sache genauer zu untersuchen.

Erst muß die Frage mit mehr Präzision gestellt werden. Entweder man will erfahren, um wie viel der jetzige Gipfel des Berges niedriger ist als der, welcher vor dem Oktober 1822 die höchste Spitze bildete, und dieß scheint man doch allein zu meinen, wenn man den Unterschied zwischen der jetzigen und der ehemaligen Höhe des Vesuvs wissen will; oder man frägt nach der Höhe des Einsturzes der Kraterwand. Das eine ist aber sehr verschieden von dem andern. Denn da der nördliche Gipfel, il Palo genannt, fast unverrückt stehen geblieben ist, während die südliche Spitze eingesunken, so ist es klar, daß, wenn auch die Höhe dieses Einsturzes mehrere hundert Fuß beträgt, dennoch, da jener Gipfel noch hoch über diesen eingestürzten Krater emporragt, die eigentliche Höhe des Berges nicht so beträchtlich vermindert worden ist, als man zu glauben scheint, indem diese ja immer nach dem höchsten Gipfel und nicht nach dem sich daran schließenden, niedrigern Bergrücken bestimmt wird. Aber selbst dieser ist nicht, wie Salvadore meinte, 6 bis 800 Fuß niedriger geworden, wie aus den gleich anzuführenden Messungen hervorgehen wird. Dabei muß nicht vergessen werden, daß die Höhe kurz vor dem Ausbruch von 1822 keineswegs die alte war. Denn nur ein Jahr vorher, im Oktober und November 1821 hatte sich durch ununterbrochene Ejektionen ein Kegel gebildet, welcher 450 Fuß hoch über dem alten Krater, und höher war als die nördliche und jezt höchste Spitze des Berges, il Palo.

Nach den barometrischen Messungen Monticellis, des beständigen Sekretärs der hiesigen Akademie der Wissenschaften, hatte kurz vor dem Ausbruch von 1822 der Palo eine Höhe von 624 Toisen, und die südliche Spitze eine von 648 Toisen. Nach dieser Eruption fand Alex. von Humboldt die Höhe des Palo 608 Toisen. Der Unterschied beträgt also nur 40 Toisen oder 240 Fuß, um welche der jetzige Gipfel des Berges niedriger wäre, als der frühere, kurz vor dem Einsturz im Jahre 1822; wenn man nämlich diese einzeln stehenden Messungen, die eine so bedeutend größere Höhe als alle frühern zum Resultat haben, unbedingt gelten lassen will.

Dem sey aber wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß diese größere Höhe keineswegs lange bestanden hat, wie alle frühern Messungen beweisen.

So war nach der barometrischen Messung von Gay-Lussac im Jahre 1805 die höchste Spitze nur 606 Toisen hoch, und sonach ist dieser Berg jezt selbst zwei Toisen höher, als er vor 25 Jahren war. Ja in früherer Zeit muß er noch niedriger gewesen seyn, denn wenn man der ersten bekannten barometrischen Messung des Abbé Nollet (1749) trauen will, der ihn nur 593 Toisen hoch fand, so wäre er jezt 15 Toisen höher, als vor 80 Jahren.

Also von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Anfang des gegenwärtigen veränderte der Vesuv seine Höhe nicht bedeutend. Größere Verschiedenheiten müssen hingegen nach dem Ausbruch von 1805 eingetreten seyn, denn im Jahre 1810 nahm der Astronom Brioschi nach

einer barometrischen Messung die größte Höhe zu 638 Toisen an, und 1816 der Oberst Visconti trigonometrisch die Höhe des Palo zu 622 Toisen. Endlich 1822 den 27. Mai, fünf Monate vor der großen Eruption, fand Monticelli den Palo 624 Toisen, und die südliche Spitze gar 648 Toisen hoch.

Die größte Höhe jezt, nämlich die des Palo, ist, wie wir gesehen haben, 608 Toisen oder 3618 Fuß, nach der von Alex. von Humboldt am 25. November 1822 nach der Eruption angestellten barometrischen Messung, welche mit der, nur einen Monat spätern; ebenfalls baron. trischen von Poulet Scrope bis auf einige Toisen übereinstimmt, und welche, da der Palo seit dieser Zeit keine Veränderung erlitten hat, als noch geltend angenommen werden kann.

Selbst ohne diese Messungen zu kennen, kann man sich doch fast durch den bloßen Augenschein von Neapel aus überzeugen, daß der Unterschied der ehemaligen und jezigen Höhe des Vesuvs nicht so bedeutend seyn kann, als man manchmal annehmen zu müssen glaubt. Der Monte Somma, welcher ganz und gar keine Veränderungen erlitten hat, und welcher bekanntlich nahe an 3500 Fuß hoch ist, erscheint, obgleich etwas näher an Neapel, doch immer noch sichtbar niedriger als der Vesuv, und doch wäre dieser, selbst nach der höchsten Angabe gerechnet, nur während weniger Jahre, kaum 400 Fuß höher gewesen als jener.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Aufruhr der Schneider wegen einer Kleidermaschine.

Wie man sich in Paris an Alles gewöhnt, an's Gute und an's Böse, wofern lezteres nicht allzu arg wird, so hat man vor den Zusammenrottungen, die in der lezten Zeit sehr häufig stattgehabt haben, bei weitem nicht mehr die Furcht, wie Anfangs; oft vernimmt man, daß in diesem oder jenem Stadtviertel ein kleiner Aufruhr stattfindet; die Nationalgarde wird zusammengetrommelt, und die übrigen Pariser gehen ruhig an ihre Geschäfte, oder in Gesellschaften, oder in Schauspiele und Konzerte. Unter den vielen Zusammenrottungen der lezten Wochen war eine von besonderer Art, nämlich ein Anlauf von Schneidern oder Schneidergesellen, die diesmal nicht mit der Nadel fechten, sondern ganz ernsthaft ein Werk der Zerstörung beginnen wollten, was ihnen aber glücklicherweise nicht gelang. Den armen Gesellen ging es nämlich, wie so manchen Herren und Gesellen aus einer höhern Sphäre, welche wähnen, sie können durch Gewalt vernichten, was die Fortschritte des menschlichen Geistes im jezigen Zeitalter mit sich bringen. Unter den vielen Erfindungen, welche so häufig neue Industriezweige zur Blüthe und dagegen andere zum Absterben bringen, befindet sich eine, welche den Schneidern einen Strich durch ihre Rechnungen macht, und nun haben die armen Menschen geglaubt, sie dürfen sich nur versammeln und die Vernichtung der schädlichen Erfindung dekretiren, gerade wie es einige große Herrn im politischen Fache machen. Mit der von ihnen verpönten Erfindung hat es folgende Bewandtniß. Bekanntlich hatte der erfinderische französische Ingenieur Brünel, von dem die Anlage der bis jezt noch unvollendeten unterirdischen Landstraße unter der Themse zu London herrührt, während der Kontinentalsperre eine Maschine erfunden, welche den englischen Truppen in kurzer Zeit eine große Menge Schuhe verfertigte, indem sie das Leder zuschnitt und die Sohlen vermittelst feiner Nägel an das Oberleder auf eine sehr pünktliche und regelmäßige Art anheftete. Da nun bei den Monturen gewöhnlich dieselbe Eile nöthig ist, wie bei den Schuhen, so hat ein erfinderischer Kopf in Paris eine Maschine erfunden, welche die Soldatenmonturen auf eine äußerst schnelle Art zubereitet. Ich weiß nicht, wie der Mann heißt; er soll weder ein Schneider, noch ein Mechaniker seyn. Aus der Maschine selbst macht er ein großes Geheimniß, und läßt sie nicht einmal sehen. Sie ist aber in vollem Gange, und ihre Wirksamkeit ist durch die Erfahrung hinlänglich erprobt. Der Mann liefert 200 Soldatenröcke in einem Tage, und hat dem Kriegsheere neulich 3000 Röcke in ungefähr 14 Tagen verschafft. Die Knopflöcher, alle Nähte, kurz, was sonst der Schneider macht, scheint die Maschine zu verfertigen, mit Ausnahme weniger Beiwerke, welche die Nadel der Gesellen, wie es scheint, hinzufügt. Kosten werden dadurch zwar nicht erspart, sondern im Gegentheile kommen die Maschinenröcke etwas theurer zu stehen, als die mit der Hand genähten. Ein Soldatenrock kostete bisher fünf und einen halben Franken, wogegen ein Maschinenrock das Kriegsministerium auf sechs und einen halben Franken Macherlohn zu stehen kommt. Allein Zeit wird dadurch beträchtlich erspart, und dies ist bei Kriegsheeren oft ein wichtiger Punkt. So lange also das französische Heer nicht auf völligem Friedensfuße ist, oder mit andern Worten, so lange keine völlige Ruhe in Europa herrschen wird, kann die Rockmaschine des Pariser Erfinders wichtige Dienste leisten und wird genug zu thun haben. Gerade dies aber mißfällt den Schneidern, besonders den von der Verfertigung der Monturen lebenden, höchlich. Deshalb hatten sich denn neulich einige hundert derselben den Muth eingeflößt, auf die arme, unsichtbare Maschine loszustürmen und dieselbe zu vernichten, damit nichts davon in der Welt bleibe, und ihre Nadel über die leidigen Erfindungen des Zeitgeistes triumphiren möge. Glücklicherweise hatte aber diese Verschwörung nicht so geheim bleiben können, daß die Polizei nicht Wind davon bekam. Als daher der Schneideranlauf sich dem Hause näherte, worin die geheimnißvolle Maschine stand, war alles schon zur Aufnahme der Nadelherrn bereit. Sie drangen sorglos durch das Thor in den Hofraum ein; allein nun schloß sich auf einmal das Thor hinter ihnen, und die Aufrührer mit der Nadel sahen sich von Nationalgarden umringt und wie in einer Mausefalle gefangen. Man führte sie sammt und sonders ins Polizeigefängniß, und wahrscheinlich wird man bald Gericht über sie halten, wenigstens über diejenigen, welche die andern aufgewiegelt hatten. Der Spaß kostet sie einiges Geld, und die Maschine wird nichtsdestoweniger fortfahren, zu arbeiten.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. April 1831.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!

Schiller.

Die lezten Momente der Maria von Burgund.

Ein Beitrag zur Charakteristik dieser Fürstin und des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von Ernst Münch.

Die meisten Geschichtschreiber, welche die Perioden der Regierung Marias und der gemeinschaftlichen Maximilians und Marias in den Niederlanden behandeln, geben nur eine kurze Notiz von dem tragischen Ende der trefflichen Fürstin, nebst einer leichten Andeutung über die Ursachen, die ihr den Tod gebracht. Dieses Ereigniß, welches für die Niederlande von den unübersehbarsten Folgen, für den Erzherzog selbst von den seltsamsten Verwicklungen begleitet war, hat jedoch nach den Chroniken und Sagen des Landes so anziehende Nebenumstände und so viel poetischen Reiz, daß wir es etwas ausführlicher mittheilen wollen.

Die Herzogin Maria, von äußerst raschem Wesen in ihrem Aeußern, troz der innern milden Natur, eine kühne Reiterin und leidenschaftliche Jägerin, hatte bei mehr als einer Gelegenheit Warnungen des Schicksals erhalten, welche jedoch, wegen mancher komischen Seite, nur Stoff zum Scherze, keineswegs Aufforderung zum Nachdenken darboten. So war während öffentlicher Festspiele zweimal die Tribüne eingesunken, auf welcher die Prinzessin mit ihren Damen in fröhlichem Muthwillen sich erging; indessen waren alle glücklich mit einigen Quetschungen davon gekommen, und da die Prinzessin selbst die am wenigsten beschädigte war, so wollte sie sich über die Leiden der Gefährtinnen, welche mehr Schmerz und Schaam, als Gefahr und Schaden gebracht, halbtodtlachen. Oftmals liebte sie es auch, mit ihrem jugendlichen Gemahl zu Brügge und Gent in die Wette Schlittschuh zu laufen, und dieses Spiel gehörte zu den beliebtesten, denen sie die Stunden der Muße opferte; denn Maria pflegte, als Mitregentin ihres väterlichen Erbes, einen großen Theil des Tages abwechselnd der Pflege ihrer Kinder und den Regierungsgeschäften zu widmen; wenigstens unterstüzte sie den Gemahl kräftig in allem, was sowohl die diplomatischen Sendungen, als die kriegerischen Maßregeln betraf, und während er selbst im Lager sich befand, sorgte sie für Nachzug der Verstärkungen, für Unterhalt der Truppen, für Absendung und Eröffnung der Depeschen, für die Versammlungen des geheimen Rathes, in denen meist der Herr von Ravenstein (Herzog Adolf zu Cleve), der Ruhwart von Flandern, den Vorsitz hatte.

Nach dem Schlittschuhlaufen war die Sperberjagd der liebste Zeitvertreib. Die Herzogin, als Amazone gekleidet, wohnte fast jeder Parthie pünktlich bei, troz aller freundschaftlichen Erinnerungen der vertrauten Räthe, unter denen besonders der von Ravenstein sie oftmals schmälte und Schlimmes ihr prophezeite.

Am 22ten November 1481, war Maria noch einmal nach der Grafschaft Hennegau gereist, um daselbst in Person die Huldigung einzunehmen, welche bisher blos durch

Abgeordnete geleistet worden war. Zu Mons und zu Valenciennes wurde sie auf das Feierlichste empfangen. Man hatte in lezterer Stadt die Straßen, wie gewöhnlich, mit kostbaren Tapeten geschmückt und auf die sieben Verse des Ave Maris stella sinnreiche Figuren und historische Pantomimen in Lebensgröße geordnet, welche der Fürstin, die solche Sachen sehr liebte, ein besonderes Vergnügen machten. Des folgenden Tages wurde in dem sogenannten Grafensaal der feierliche Schwur geleistet; die Besatzungen von Guise, St. Quentin und andern Städten der Runde, um ihr ein Bild der Kriegsgräuel recht anschaulich zu geben, lagerten sich um Condé herum, und die Frau von Burgund sah die lodernden Wachtfeuer und die Verwüstungen der Nacht am folgenden Morgen ganz in der Nähe, nicht ohne Grauen und Schrecken. Sie eilte von Valenciennes weg und nach Brügge zurück, um daselbst, gemeinsam mit ihrem Gemahl, welcher von dem Lager Urlaub genommen hatte, einen Theil der Jahreszeit zuzubringen. Sie traf vor ihm ein, und je näher der Frühling rückte, desto mehr fühlte sie schmerzliche Sehnsucht nach ihm im Herzen; denn unaufhörlich breitete sich über ihr ganzes Wesen ein trüber Flor und eine unendliche Bangigkeit erfüllte ihre Seele, sobald sie von ihrem Geliebten getrennt war. Der Herr von Ravenstein tröstete sie bestens, und meldete ihr endlich die Ankunft des Prinzen im Weichbilde. Noch niemals war der Erzherzog von den Einwohnern mit solchen Beweisen von Aufmerksamkeit und niemals mit solcher Zärtlichkeit von Marien empfangen worden, als dieses lezte Mal, wo sie zusammentrafen.

Als der Erzherzog die Gattin, welche eben mit einem vierten Kinde schwanger ging, in der Hofburg umfaßte, entströmten ihr heiße Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, denn es war wie eine Ahnung, was ihr sagte, daß sie ihn zum lezten Mal in ihre Arme schließe. Sie empfand fortwährend eine unendliche Schwermuth, welche durch nichts vertrieben werden mochte. Vergebens befragte sie der Prinz um den Grund; sie konnte ihre Gefühle nicht deuten, sondern sprach blos: „Mein Herr und Freund! mir fehlt nichts; laßt uns fröhlich seyn und morgen zusammen auf die Jagd gehen, denn es dürstet mich nach dem Freien!“ Max sicherte ihr solches zu und veranstaltete durch Ludwig von Gruithuisen die Jagdparthie; dieß war zu Anfang des März 1482.

Kaum war der Morgen angebrochen, so sezte sich alles in Bewegung und zu Pferd, die Herzogin, wie gewöhnlich, mit ihrem Sperber, und begleitet von ihren Frauen, welche auf niedlich verzierten Saumrossen hinter ihr herritten; die Herren Engelbert von Nassau, von Beveren, Gruithuisen, Chimay u. a. waren im Gefolge des Prinzen. Maria eröffnete rüstig die Falkenjagd, während ihr nicht minder ungestümer Gemahl dem Wilde nachspürte und mit seinen Jägern voranstürmte.

Verschiedene Reiger waren schon gefangen worden und die Prinzessin, ungewöhnlich heiter über den Erfolg, ritt immer rascher durch den Thau, bis sie auf einem Baume einen besonders großen Reiger ersah, nach welchem sie ihren Vogel alsbald fliegen ließ. Das Pferd wollte jedoch nicht vorwärts, da eine Kragt (Wassergraben) hemmend dazwischen lag; und als sie es mit der Hand heftig schlug, um es zum Sprunge darüber zu vermögen, ward es plötzlich scheu und warf die Reiterin auf eine so unglückliche Weise ab, daß sie über einen Baumstrunk und das Pferd auf sie fiel.

Ihr Jammerruf zog schleunige Hülfe von Seite ihres Gefolges herbei. Man trug sie, nachdem die furchtbare Last von ihr abgewälzt worden, in das zunächststehende Haus und eilte, dem Erzherzog zu melden, daß seiner Gemahlin ein Unglück zugestoßen und sie stark gequetscht worden sey. Maria war jedoch nicht nur einfach gequetscht worden, sondern das Roß hatte ihr einige Rippen zerbrochen, ein Baumstrunk war ihr in den Leib gegangen und hatte einen starken Blutverlust nach sich gezogen. Sie verschwieg aber ihren fürchterlichen Schmerz und den größten Theil des Uebels. Maximilian kam in entsezlicher Angst daher gesprengt und überließ sich, als er seine Gattin in solchem Zustande erblickte, einem unendlichen Jammer. Sie selbst jedoch sprach ihm Trost und Muth ein und bat blos, daß man sie auf einer Roßbahre nach Brügge bringen möchte, was auch alsbald geschah.

In der Hofburg angekommen und in ihre Kammer gebracht, erhielt sie stärkende Arzneien. Aber da sie, aus unzeitiger Schaam, die Hauptwunde verschwieg und standhaft einer nähern Besichtigung auswich, konnte ihr die nöthige Hülfe nicht geschafft werden. Der Erzherzog verwünschte den Tag, wo er für eine eitle Lust das Theuerste auf das Spiel gesezt. Ihm blieb die schwere Gefahr nicht lange verborgen, und er rief mit gesteigerten Klagen aus: „Soll ich nun verlieren die Frucht meines Lebens und die Wohlfahrt meines Landes? Sollen meine Kinder Waisen werden, die noch so jung und zart sind? Mein geliebter Sohn Philipp, mein süßes Töchterlein Margarethe, scheidet Eure Mutter jezt schon von Euch, so habt Ihr und das Land allzuviel verloren! Das sey Gott geklagt!“ Der Herr von Ravenstein tröstete ihn sanft und führte ihn an der Hand zum Lager der Kranken. Maximilian kniete vor demselben nieder und fragte sie in dem Ton der innigsten Liebe: „Maria, meine Minne, wie fahrt Ihr?“ da lispelte die Herzogin leis und zärtlich dankend: „Herr und Fürst! ich hoffe, es soll alles gut werden; aber ich bitte Euch dringend, laßt ungesäumt die Ritter vom Vließe kommen, denn ich habe mit ihnen Wichtiges zu sprechen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.
1830.
(Fortsetzung.)

Ich habe selbst mit einem Freunde Gelegenheit gehabt, zu diesem Zweck einige trigonometrische Messungen anzustellen, und ob ich gleich sehr wenig Vertrauen in sie setze, theils wegen Unvollkommenheit des Instruments, theils wegen Mangel an dem nothwendigen Erforderniß einer ganz genauen Kenntniß der Entfernung, so stimmten sie doch, vielleicht blos zufällig, ziemlich mit den leztern Bestimmungen überein, und da ich unter allen Messungen keine von der jetzigen Höhe der niedern Wand des Kegels (die nicht sehr ungleich ist, und über die nur der Palo hervorragt), gefunden habe, so will ich, in Ermangelung einer andern und bessern, die unsrige hieher setzen. Wir fanden diese Wand 3388 Fuß hoch. Hieraus würde sich, vom Palo aus gerechnet, ein Einsturz von noch nicht 300 Fuß ergeben. Daß dieser nicht mehr beträgt, beweißt auch eine trigonometrische Berechnung des Astronomen Brioschi. Dieser fand nämlich, daß nach dem Ausbruche von 1822 die Erniedrigung des Kraters, im Verhältniß zu der Erhöhung, die er früher gebildet hatte, und die jezt verschwunden war, zwanzig Minuten betrug, welche 93 Metres, oder 286 Fuß ausmachen.

Dieß könnte auch einigen Zweifel in die Richtigkeit der vorher mitgetheilten barometrischen Messung, unmittelbar vor dem Ausbruch von 1822 einflößen, denn aus dieser würde sich ein Einsturz von 500 Fuß ergeben.

Wie interessant wäre es, wenn man eine vollständige Geschichte der verschiedenen Phasen des Vesuvs, mit Zeichnungen belegt, hätte, und zwar von dem Zeitpunkte an unmittelbar vor der großen Eruption, mit welcher im Jahre 79 unter dem Kaiser Titus auf einmal eine neue Aera dieses Berges begann, welche dem großen Naturforscher Plinius das Leben kostete und drei der blühendsten Städte Campaniens verschlang.

Obgleich unter den Naturforschern des Alterthums kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß der Vesuv in den früheren Epochen unsers Erdballs ein feuerspeiender Berg gewesen, da schon das Pflaster von Pompeji, welches, so wie das jetzige von Neapel, aus Lava besteht, den klarsten Beweis davon geben konnte, so hatte sich doch selbst die Tradition früherer Ausbrüche völlig verloren, so daß man sicher auf eine mehr als tausendjährige Ruhe des Vulkans schließen kann; denn es bestanden hier griechische Kolonien, so wie z. B. die von Cumae, seit länger als 1000 Jahren vor Chr. Geb., in denen sich gewiß eine solche Tradition, wenn sie sie vorgefunden oder gar ein solches Ereigniß erlebt hätten, fortgepflanzt haben würde. Wie groß mußte daher nicht die Sicherheit der Anwohner eines Vulkans seyn, der Jahrtausende lang blos im Stillen gearbeitet hatte, um desto schrecklicher einst hervorzubrechen, und den sie also nur wie einen gewöhnlichen Berg betrachten konnten! Um wie viel größer mußte damals der Schrecken der Pompejaner und Herculaner seyn als der, den jezt selbst ein eben so ungeheurer Ausbruch verursachen würde, weil er gänzlich **unerwartet** kam! Höchstens mochten einige wenige Unterrichtete vermuthen, daß vor undenklichen Zeiten sich vielleicht etwas Aehnliches ereignet habe, konnten jedoch nur dunkle Ideen über die Beschaffenheit eines solchen Ereignisses haben.

Das, was jezt eine Berggruppe bildet, nämlich der Vesuv, der Monte Somma und der von Ottajano, bildete damals einen einzigen großen Berg. Es kann dies keinem Zweifel unterworfen seyn, da die Alten, die seiner vor dem großen Ausbruch vom Jahr 79 erwähnen, immer nur als von einem einzigen Berge von ihm sprechen. Ferner stellt sich der Bergrücken des Monte Somma ganz deutlich als Wand des großen Kraters dar, der damals entstand, und endlich, wenn es noch mehr Beweise bedürfte, würde es die Schichte der Lava, die man im Nordwesten des Monte Somma unter der Erde entdeckt hat, unwiderleglich darthun, denn sie kann nur von diesem Berge selbst dahin geflossen seyn, indem nach der Lage des gegenwärtigen Kraters, der hohe Rücken desselben jeden Abfluß vom Vesuv nach dieser Gegend zu verhindert haben würde. Wenn nun aber diese bedeutende Gruppe einen einzigen Berg bildete, so folgt der Natur der Sache nach, daß er viel höher gewesen seyn muß, als in neuern Zeiten. Dieses, das man als Thatsache gelten lassen kann, wird auch nicht, wie einige meinen, durch die ebenfalls in alten Schriftstellern befindliche Angabe widerlegt, daß der Berg zur Zeit des Augusts bis zu seinem Gipfel mit Weinpflanzungen bedeckt gewesen ist. Denn einmal braucht man dies nicht buchstäblich zu nehmen und nur so zu verstehen, daß er bis auf eine bedeutende Höhe mit Reben bepflanzt gewesen, was auch jezt noch der Fall ist; auch sagt Strabo ausdrücklich, daß der Gipfel gänzlich unfruchtbar gewesen sey. Aber dies alles bei Seite gesezt, würde es wohl sehr begreiflich seyn, wie diese vulkanisch-erwärmte Erde, unter welcher sich der nicht lange nachher erfolgte ungeheure Ausbruch vorbereitete, selbst bis zu einer sehr großen Höhe solche Pflanzungen in ihrem Schooß gedeihen lassen konnte, was übrigens in diesem Klima auch ohne solche Lokalursachen möglich ist.

Im Mittelalter fand sich kein Naturforscher, der, wie Plinius der ältere, die damaligen Ausbrüche mit Aufopferung seines Lebens hätte untersuchen, oder nur, wie Plinius der jüngere in seinem meisterhaften Briefe an Tacitus, hätte beschreiben wollen und können. Diese Beschreibung ist so merkwürdig, daß der Akademiker Monticelli in seinem Bericht von den Erscheinungen der Eruption

von 1822, die er in größtmöglicher Nähe beobachtete, nichts besseres thun zu können glaubt, als unter den Text desselben die Worte des Plinius in Noten, gleichsam zum Belege, zu setzen, und die Uebereinstimmung ist so groß, daß man eins für die Uebersetzung des andern halten möchte. Bekanntlich hat auch Plinius zuerst der Form der Rauchsäule den noch gebräuchlichen Namen Pinus gegeben, welches Bild die Sache auch wirklich am besten ausdrückt. „Nubes oriebatur cujus similitudinem et formam non alia magis arbor quam Pinus expresserit.“ (Es entstand eine Wolke, deren Bild und Form kein anderer Baum so gut als die Pinie ausdrücken kann.)

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

Italienische Theaterkritik. Die Farce.

Daß das italienische Theater überhaupt, und insbesondere die Oper, sich über kurz oder lang regeneriren müsse, wird hier von Vielen gefühlt. In dieser Beziehung ist ein Büchelchen nicht unwichtig, das im December hier erschienen ist. Es hat einen ungenannten toskanischen Künstler zum Verfasser und führt den Titel: Ueber die Oper und deren Mängel auf italienischem Theater. Der Verfasser hat eben kein sonderliches schriftstellerisches Talent, läßt sich gehen, wie es eben geht, kommt, ohne es zu wollen, von der Oper auf die andern Zweige des Schauspiels, und thut dessenungeachtet die ganze Sache auf etwa siebenzig Seiten ab. Mannigfaltige Beobachtungen über das Leben auf der Bühne und hinter den Koulissen sind ihm nicht abzusprechen, nur daß er die Gebrechen nicht an ihrer Wurzel angreift. Er rügt namentlich die falsche Aussprache, die verkehrte, jezt freilich übliche, Gesangsweise, die willkührliche Art sich zu kleiden, das typisch gewordene Mienen- und Gebehrdenspiel, also fast lauter Sachen, welche in Deutschland in laufenden Theaterrezensionen vorkommen. Wo Bemerkungen und Beobachtungen der Art noch ein ganzes Buch füllen können, steht es um die Theaterkritik noch um ein Bedeutendes schlechter, als sogar in Deutschland. Sie ist auch zu wenig Sache des Italieners, als daß nicht zu fürchten wäre, eine gründliche Beleuchtung dieser Gebrechen stehe noch lange zu erwarten.

Eine freundlichere Seite als die Oper, von der ich Ihnen vor Kurzem gesprochen, boten diesmal die andern Theater dar, weniger in Auswahl der Stücke, welche sich von Jahr zu Jahr fortschleppen, oder höchstens neue Bearbeitungen nach Iffland und Kotzebue sind, als in der Zugabe der Farcen und dem nicht selten einfachen und richtigen Spiele. Die Farcen bilden einen so eigenthümlichen Theil des italienischen Theaters, daß ich über dieselben Einiges sagen will. Hat der Italiener an Alfieris Bombast sich einige Stunden gelangweilt, oder über die entsetzliche Tugendhaftigkeit Kotzebuescher Gestalten seine herzlichen Thränen geweint, so folgt jedesmal die Farce, welche, obwohl es schon tief in die Nacht hineingeht, nie versäumt wird, und die eingenommene Langeweile und ehrbare Rührung durch ein unauslöschliches Gelächter von Grund aus vertilgt. Der Gegenstand ist frei von jedem höhern Interesse, der Schauspieler von jedem falschen Pathos; man wird in das Kleinleben hinübergerückt, das in seiner ganzen Breite und Weite sich aufthut. Man glaubt deutsches Schauspiel vor sich zu sehen, nur daß die tolle Gewandtheit und die vielen Prügel, welche ausgetheilt werden, an ein handgreiflicheres Leben erinnern. So führt ein Onkel seine zwei Nichten, welche ihm zur Bewachung anvertraut sind, gerade ihren Liebhabern entgegen, obwohl er sie denselben auf alle Weise zu entziehen sucht. Ein Bedienter soll ihm helfen, schadet aber durch seine Dummheit mehr, als er durch seine Pierrotsche Klugheit gutmachen kann. Den Liebhabern gelingt durch Verkleidung alles, was sie wünschen. Oder ein vom Hunger fürchterlich gepeinigter Poet strebt nach nichts Höherm als einer Mahlzeit, welche ihm auf alle Weise erschwert wird. Da es ihm an italienischer Unverschämtheit eben nicht fehlt, findet man ihn, nachdem er schon Anderes vergeblich versucht hat, vor einem neuerbauten, prächtigen Hause auf und abgehend und den Raum ausmessend. Auf die Frage des Besitzers, was er hier vorhabe, gibt er zur Antwort, er sey Vorsteher der Straßenpolizei und gedenke die Straße breiter machen zu lassen, dieses Haus stehe aber im Wege und müsse um 4 — 5 Fuß hineingerückt werden. Der Besitzer geräth darüber in große Bestürzung und schlägt Auswege vor. Der Poet weist Anfangs alles als unmöglich ab, zeigt sich aber allmählig geschmeidiger, so daß der Hausherr ihn einladet, in sein Haus zu kommen, um das Nähere zu besprechen, vorher aber bei ihm zu speisen. Da der Poet eben seines Glückes froh werden will, kommt ein Verwandter hinzu, der den ausgehungerten Poeten kennt, den Betrug aufdeckt und ihn noch ohne Prügel entschlüpfen läßt. Er versucht es jezt auf andere Weise. Er tritt absichtlich einem jungen, ihm wenig bekannten Bräutigam in den Weg, der ihm sogleich sein ungeheures Glück mittheilt und alle Geschmeide zeigt, welche er seiner Braut zugedacht hat. Der Poet weiß dies nicht genug zu loben und zu bewundern, fragt ihn aber zulezt, ob er nicht an ein passendes Gedicht bei dieser Gelegenheit gedacht habe. Jener sagt nun, er habe es zwar versucht, aber nichts zu Stande bringen können. Der Poet meint, da könne er aushelfen, er habe für ihn gesorgt, holt ein großes Papier aus der Tasche und fängt mit Salbung zu lesen an. Er ist gerade im schönsten Zuge, als der Andere aus einem Buche fortzufahren und in noch lauteres Schreien hineinzugerathen beginnt. Der Poet fragt ihn ruhig, was er vorhabe, und erhält dann zur Antwort, er möge sich nicht weiter bemühen, die Blumenlese enthalte hier alles mit denselben Worten. Der Poet verräth blos darüber Erstaunen, daß ein so neues Buch schon in den Händen der Leute sey. Nicht seine Schliche, sondern reines Mitleid hilft ihm endlich zu seinem Ziel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Viersylbig.

Was neidest du auf Erden,
Wenn du das Erste bist?
Nur bleib es, weil, es werden,
Ein gut Theil schwerer ist.
Zwar strahlt in Rufes Glanze
Das Zweite wunderbar;
Ach! das berühmte Ganze
Läßt Manchen, was er war!

Zieh aus zur Rosenblüthe,
Als Erstes, wie ein Fisch;
Erprob' des Zweiten Güte
Am grünen Pharotisch.
Du nimmst zu Schmaus und Tanze
Des Zweiten Segen ein.
Und das berühmte Ganze
Fegt dir den Beutel rein.

E. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. April 1831.

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist so wohl mir in der Welt.
Juchhe!

Goethe.

Rochus Lebemann*).

Den sauertöpfischen Leuten
Zum Muster aufgestellt,
In diesen lezten Zeiten
Kam Rochus in die Welt.
Still fahren im Geleise,
Troz Narren, seine Bahn:
Je nun! das ist die Weise
Des dicken Lebemann.

Altvaters Hut an großen
Festgallatagen sich
Mit Epheu und mit Rosen
Verjüngen ewiglich;
Im Mantel sich behagen,
Der's zwanzig Jahr gethan:
Je nun! das ist das Tragen
Des dicken Lebemann.

Ein Tisch in seiner Oede,
Ein altes Bettchen, ein
Spiel Karten, eine Flöte,
Ein Segens-Oelkrüglein,
Ein Bildchen seiner Käthe,
Ein Rechen und nichts dran:
Je nun! das ist's Geräthe
Des dicken Lebemann.

Anleitung für die Kinder
Zu kleinen Schelmerein;
Ein glücklicher Erfinder
Verliebter Späßchen seyn;
Nichts reden als vom Tanze,
Von Lied und Tagsroman:
Je nun! das ist das ganze
Metier des Lebemann.

Am Landwein sich erlaben,
Wo's an dem bessern fehlt;
Margretchen lieber haben,
Als Frau'n der großen Welt;
In Lust und ewiger Jugend
Der zärtlichste Galan:
Je nun! das ist die Tugend
Des dicken Lebemann.

Zum Himmel beten: Götter,
Ich bau' auf eure Huld,
Habt mit dem lust'gen Wetter
In meinem Kopf Geduld;
Und laßt mir auch für's Alter
Noch einen guten Zahn:
Je nun! das ist der Psalter
Des dicken Lebemann.

*) Probe einer Uebersetzung der Gedichte von Beranger, die in der Löfflund'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen wird.

Ihr, arme Hungerleider,
Ihr, Reiche nimmer satt,
Ihr, deren Himmelsleiter
Gesproß verloren hat,
Ihr, denen man die Zügel
Des Reichs bald nehmen kann:
Je nun! so nehmt zum Spiegel
Den dicken Lebemann.

Die lezten Momente der Maria von Burgund.

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog willfahrte Maria's Wunsch, ließ inzwischen zu Brügge feierliche Bittgänge anstellen und verordnete, daß man das heilige Sakrament voran trug, damit vielleicht durch dessen Kraft der Kranken in ihrer harten Noth geholfen werde. Er selbst wohnte in Person und baarhaupt einer solchen Prozession bei und alle Edlen folgten ihm, unter dem Zuströmen und der Theilnahme einer unzählbaren Menge Volks. Alles vereinigte sich zum Gebet um Rettung der Fürstin. Nachdem dieß geschehen, eilte er zur Leidenden zurück, deren Kräfte sichtbar abgenommen hatten. Die verwittwete Herzogin Margarethe von York (de oude Princesse), die Frau von Chimay und andere ihrer Damen umstanden sie mit Trost und Hülfe und wehrten ihren Thränen nur dann, wenn es galt, die noch häufigern des Prinzen zurückzuhalten. Er selbst ward nicht müde, mit „lieblichen Worten" zu ihr zu reden, und er hielt ihre kalte Hand fieberhaft in der seinigen. Endlich waren die Ritter vom goldenen Vliesse sämmtlich eingetroffen und wurden der Herzogin angemeldet. Man bemerkte darunter vorzüglich die Grafen von Romont, Chimay und Nassau, den Markgrafen von Brandenburg und die Herrn von Fiennes, Daysely, Bereren, Gruithuisen u. s. w. Als der Erzherzog, welcher zu ihrem Empfang hinuntergeeilt war, mit ihnen in die Kammer trat, rief er: „O Maria, mein Trost und Leben, wie steht es? Will das Uebel sich noch nicht bessern?" Die Fürstin erwiederte mit betrübtem Herzen: „O Herr und Fürst, es steht schlecht mit mir und ich fühle, daß wir scheiden müssen. Ich habe demnach eine dringliche Bitte an Euch, Ihr Herrn vom Vliesse, nämlich, daß Ihr meinem Herrn, dem Herzog, die Treue bewahren wollt, so Ihr ihm geschworen; daß Ihr in seiner Noth ihn nicht verlassen, sondern Ihm so gut und geneigt verbleiben möget, wie Ihr es seither und bis zu meinem Tod gewesen. Haltet — ich bitte Euch wiederholt darum — den Eid, den Ihr geleistet, zusammenzustehn, wie Brüder, und bleibt seine Freunde und meiner Kinder Freunde, dann sterb' ich getrost." Die Ritter alle, in großer Rührung, schwuren ihr Gewährung und schieden von dannen. Die Fürstin fühlte ihr Herz erleichtert; nur Maximilian stürmte, übermannt von dem Augenblick, in die Hofflur und ließ seinem grenzenlosen Schmerze abermals freien Lauf.

Nach einer Weile kehrte er an das Siechbette zurück, da man das Ende der Leidenden jede Stunde erwarten konnte. Er stellte sich mit Margarethen, den Kindern und den getreuen Frauen vor die Sterbende. Diese, Blicke der zärtlichsten Liebe auf ihn heftend, fühlte durch sein namenloses Leiden ihren Hingang nur noch mehr erschwert, und seine strömenden Thränen drangen gleich blutigen Pfeilen in ihr gebrochenes Herz. Sie bat ihn demnach mit zitternder Stimme, „die Kammer doch zu verlassen, da es so besser für sie beide seyn dürfte." Der Prinz aber rief aus: „Liebe, was verlangt Ihr von mir? Ich soll Euch in dieser Stunde verlassen, und mein Herz ist so schwer und gepreßt, wie niemals eines Edelmanns Herz! Ach! das sey Gott geklagt!" Nichts destoweniger ging er auf Ravensteins Ersuchen, die Kranke zu schonen, und auf das Versprechen, jederzeit fleißig Kunde von ihrem Befinden ihm bringen zu wollen, in sein Gemach. Dort rang er verzweiflungsvoll die Hände und zerraufte sich das Haar.

In sämmtlichen niederländischen Geschichtschreibern findet sich keine so zarte, so rührende Scene als diese lezten Stunden der Maria, wie sie in den Chroniken in schlichtem, einfältigem Styl und mit angenehmer Weitschweifigkeit geschildert sind, und der Einklang aller, ob sie in flämischer, in holländischer, oder in französischer Sprache abgefaßt sind, beurkundet die große Liebe, welche das Land zu ihrer Person und zu ihrem treuen, mütterlichen Walten getragen.

Inzwischen waren die vom Vliesse noch einmal nach der Hofburg gekommen, um noch die etwaigen Befehle der Fürstin zu vernehmen, und mit ihnen auch der Bischof von Dornick, in der Absicht, geistlichen Trost zu spenden. Die Herzogin schien zu schlafen, aber es war der nahende Schlaf des Todes. Nach einer Weile regte sie sich wieder, aber auf die Frage über ihr Befinden, schüttelte sie das Haupt und sprach: „es ist mit mir sehr schlimm gestellt." Und nun begann sie nach dem Gemahl sich zu sehnen, über das Schwinden des Gedächtnisses sich zu beschweren, über ihr junges Leben zu jammern, von dem sie schon jezt scheiden müsse, und klagte bitterlich sich selbst als die Urheberin ihres Unglücks an. Noch düsterer traten aber die Drangsale des Landes vor ihre Seele, die sie alle übersah, und besonders lag ihr schwer auf dem Herzen, daß der Friede mit dem Könige von Frankreich noch immer nicht geschlossen sey. Sie fürchtete Gefahren für den Erzherzog, Gefahren für ihren Sohn, Gefahren für die Niederlande, und erneuerte ihre Vermahnung an die anwesenden Großen auf das dringlichste, daß sie doch aller drei tüchtig sich annehmen und dafür hinwir-

n möchten, daß weder die beiden Fürsten, noch das Land u kurz kämen. Allen flossen Thränen über die Wangen, nd sie schwuren wiederholt dem Hause Burgund-Oesterreich Schirm und Treue bis an ihr Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

(Beschluß.)

Wir wissen in der That nicht viel mehr von der Geschichte des Berges und seines veränderlichen Zustandes in den folgenden Zeiten, als die Epochen der allergrößten und merkwürdigsten Ausbrüche. Sie erfolgten in den Jahren 203. 472. 512. 685. 993. 1036. 1043. 1138. 1139. 1306. 1500. 1631.

Die Eruption von 472, die dritte seit der von 79, muß besonders fürchterlich gewesen seyn, wenn man auch den Bericht, den Sigonius davon gibt, für übertrieben erklären muß. Nach ihm bedeckte die Asche ganz Europa, und selbst in Konstantinopel war der Schrecken so groß, daß der Kaiser Leo die Stadt verließ, welche 166 geographische Meilen in gerader Linie vom Vesuv entfernt ist. Von dem Ausbruch von 1036 gibt eine Chronik im Kloster Monte Cassino einige nähere Auskunft, und es heißt darin, daß „die Seiten des Berges sich öffneten und ein Strom von Feuer herausfloß, welcher sich bis ins Meer ergoß.“ Diese Stelle ist wichtig, weil darin zuerst Meldung von einem Ausfluß von Lava geschieht, denn man hatte bisher immer nur von Asche, Steinen, Flamme und Rauch gesprochen. Indessen müssen schon in den ältesten Zeiten ähnliche Ausflüsse erfolgt seyn.

Der Ausbruch von 1631, der dreizehnte in der Reihenfolge, mit dem wir billig einen Abschnitt gemacht haben, war unter allen andern und überhaupt seit 79 der schrecklichste und ist auch von keinem folgenden übertroffen werden. Er dauerte vom 16ten December 1631 bis Ende Februars des folgenden Jahres. Meines Wissens ist die Beschreibung dieses Ausbruchs vom Abbate Braccini die erste, die seit Plinius diesen Namen verdient. Diese Eruption sezte Neapel um so mehr in Schrecken, als der Strom der Lava sich gerade gegen die Stadt hinwälzte und sie lange bedrohte, bis er endlich sich seitwärts wandte und, in sieben Arme getheilt, einen großen Theil von Portici, Resina und Torre del Greco verwüstete, ehe er das Meer erreichte. Doch nicht allein Feuer wüthete damals zerstörend, sondern auch ungeheure Ströme von Wasser, die aus dem Berge hervorstürzten, und durch welche, diesem Schriftsteller zufolge, über 3000 Menschen das Leben verloren; andere sprechen gar von 10,000, die in diesen Fluthen umgekommen seyn sollen. Da dieser Ausbruch die Gestalt des Vesuvs gänzlich veränderte, so ist die Beschreibung, die der Abbate Braccini von dem Zustande des Berges vor demselben macht, besonders interessant. Durch eine lange Ruhe von beinahe anderthalb Jahrhunderten (welche er vielleicht nur dem großen Erdbeben von Puzzuoli im Jahr 1538 verdankte, indem die gährenden Stoffe sich auf dieser Seite Luft machten) hatte sich seine Gestalt und seine Beschaffenheit gänzlich verändert. Es war kein zugespizter Kegel mehr vorhanden, und der Krater, weniger tief als vorher, bildete eine mit Vegetation, ja mit Bäumen und Gesträuch bedeckte Fläche, auf welcher seit 1611 zahlreiche Heerden weideten. Sein Umfang betrug fünf Miglien oder eine starke deutsche Meile, und die über diesem Grunde erhabenen Ränder waren auch mit Bäumen und Gebüschen bewachsen. Wahrscheinlich mochte man schon geneigt seyn, den Berg, so wie vor 79, für einen ausgebrannten Vulkan zu halten, als er plözlich durch seine Verwüstungen das Gegentheil schrecklich bewies. Da seinem Gipfel der Kegel fehlte, so muß er dazumal auch niedriger gewesen seyn als jezt, obgleich der Padre della Torre anderer Meinung zu seyn scheint, und dieser Kegel muß als neuer Zusaz und als das Produkt dieser und der folgenden Ausbrüche angesehen werden. So weiß man z. B., daß nach einem nur unbeträchtlichen Auswurfe im Jahre 1730 der Gipfel sich augenscheinlich erhöht und zugespizt hatte. Dem Padre della Torre, dessen ich eben erwähnt habe und der ein weitläuftiges Buch über den Vesuv geschrieben hat, kann man übrigens, was die Höhen anlangt, gar nicht trauen, denn er gibt noch nach 1760, und da ihm schon die gute Messung von Nollet bekannt war, nichtsdestoweniger dem Vesuv nur 1677 Fuß Höhe, weniger als die Hälfte der wahren.

Ich kehre zu der Reihenfolge der Eruptionen zurück. Sie erfolgten, obgleich minder beträchtlich, in den Jahren 1660, 1682, 1694, 1701. Von da an bis 1737 war fast kein Jahr, wo nicht Lava ausgeflossen wäre, besonders 1701, 1712, 1717 und 1730. Aber 1737 erfolgte wieder ein großer Ausbruch, und die Eruptionen wiederholten sich 1751 und 1754. 1759 stürzte ein Theil des Gipfels ein, und der Ausbruch von 1760 geschah am Fuß des Berges. Die Jahre 1765, 1766 und 1767 waren wieder durch Ausbrüche bezeichnet, von denen der lezte bei weitem der größte war, Schrecken bis in Neapel verbreitete und die Stadt mit Asche bedeckte. Von diesem Jahre an bis 1778 war der Vesuv in beständiger Thätigkeit, und kleinere Eruptionen erfolgten in fast allen Jahren dieses Zeitraums. Groß, aber weniger schädlich, war die von 1771; die von 1775 und 1776 waren weniger bedeutend; aber 1779 fand wieder eine der außerordentlichsten und größten statt. Der Vesuv bildete eine ungeheure Feuerfontaine, deren Höhe über dem Gipfel

nach der geringsten Schätzung über 5000 Fuß betrug. Der Berg war hierauf still bis 1784, wo aber nur einige Flammen ausbrachen, und 1787, wo eine größere Eruption eintrat.

Auch in der neuesten Zeit hat sich der Vesuv ungemein thätig bewiesen, denn von dem großen Ausbruche 1794 bis zu dem nicht minder beträchtlichen von 1822 zählt man mit dem von 1805 in 28 Jahren drei große Ausbrüche, die kleinern ungerechnet. Man kann also, wenn man dem Padre della Torre bis 1760 folgt, vom Jahre 79 bis 1822 dreiunddreißig große Ausbrüche annehmen, von denen beinahe zwei Drittheile, nämlich 21, seit und inclusive dem von 1631, allein auf die beiden lezten Jahrhunderte kommen.

Schließlich bemerke ich nur noch, daß in diesen Tagen, Ende Novembers und Anfang Decembers 1830, der Vesuv uns ein herrliches Schauspiel gegeben hat, desto angenehmer, als es ganz unschädlich vorüber ging, und das man doch schon einen kleinen Ausbruch nennen kann, wofür es selbst hier, wo man an die großen gewöhnt ist, galt. Die Feuersäule erhob sich weit über tausend Fuß hoch, und man unterschied in derselben ganz deutlich einige große glühende Steine, die in parabolischen Bogen herabfielen, und die man selbst nach ihrem Falle noch glimmend den Abhang des Berges herunterrollen sehen konnte. Die Detonationen des Berges waren auch sehr deutlich von hier aus zu vernehmen. Seit dieser Zeit ist eine völlige Ruhe eingetreten, die nun schon über einen Monat dauert. Kein Feuer ist mehr zu sehen, und es steigt nur noch ein wenig dünner Rauch empor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortsezung.)

Genußfähigkeit des Italieners. Italienische Dramatik.

Auf diese Weise wiederholen sich diese Sachen nach dem Charakter der Theater auf feinere oder gröbere Weise. Bedenkt man, daß sie nicht selten zum größten Theil augenblickliche Produktion sind, so kann man die reiche Erfindung nicht genug bewundern. Entlehnen sie den Gegenstand etwa aus andern Sphären, so gehört er doch durch die gänzliche Umarbeitung, welche er erleiden muß, fast durchaus ihnen an. So war es z. B. mit Shakespeare's Widerbellerin der Fall, welche auf eine einaktige Farce zurückgebracht war, aber auch so noch zu den besten gehörte. Am liebsten sieht man diese Stücke in Goldoni und Cocomero, weil hier noch immer die feinsten Schauspieler sind. Es kommt darauf hier um so vielmehr an, weil sie, frei von aller typischen Manier, ihre innerste Natur entwickeln können. Diese Farcen werden sehr häufig wiederholt, die Opern bekanntlich während der Saison noch mehr, und die Schau- und Lustspiele am Ende auch nicht weniger, da die Sachen von Goldoni und die Bearbeitungen, welche jezt nach deutschen Thränenspielen Mode geworden, fast alle dieselbe Farbe tragen. Man fragt sich mit Recht, wie ein geistreiches, lebendiges Volk dies auszuhalten vermag. Man könnte es aus dem Schönheitssinn erklären, welcher ihnen jedes, auch das unbedeutendste Stück aus dieser Sphäre werth macht. Wer aber den Italiener sieht, wie er heutzutage lebt und webt, der glaubt nicht daran. Es wohnt ihm in seinem Körper unläugbar eine gewisse persönliche Tüchtigkeit in, welche durch Sicherheit und durch Beherrschung aller Glieder sich als schön produzirt; aber um geistige Schönheit kümmert er sich wenig. Man könnte es auf das statarische Prinzip ihrer Religion zurückführen. Aber das Volk ist zu sehr aus Herzensgrunde froh und traurig, als daß eine Autorität sie hier binden sollte. Was ist es denn? Die Genußfähigkeit des Italieners ist es, die sich der Gegenwart ganz hingibt, ihren Freuden, ihren Leiden, wo sie ihn irgend berühren. Er fragt nicht nach Gestern, nicht nach Morgen, nur nach Heute. Daher kümmern ihn nicht die Hunderte von Abenden, welche dasselbe oder ganz ähnliche Stücke gebracht haben, er denkt nur, oder fühlt vielmehr nur das Hier, das Jezt. Die Gegenwart, die Zeit überhaupt wird so für ihn eine tyrannische Macht, die ihn in ihren Zauberkreisen mit sich fortschleppt, ohne daß er davon ein sicheres Bewußtseyn sich verschaffen kann.

Die Theater unterscheiden sich durch die Namen durchaus nicht mehr so, daß Goldoni vorzüglich von diesem Dichter, Alfieri vorzüglich durch seinen Dichterpatron beherrscht würde. In Cocomero war die Pasqualini ohne Vergleich die beste Schauspielerin; sie gehört überhaupt zu den bessern italienischen Künstlern und kann deshalb dazu dienen, in die italiesche Schauspielkunst etwas näher einzugehen. Das Feuer, welches in ihrer Elisabeth von Federici wider ihren Willen gegen Lester hervorlodert, war eigentlich Liebeswuth, gepaart mit der Unzufriedenheit über sich selbst. Die leztere, nicht die reine Liebe, siegte endlich. Sie hat am Ende auch nur Einen Ton für alle Leidenschaften, den Ton hohnsprechender, verzweifelnder Wuth. Diesem, der ihr offenbar der einzig wahre ist, muß innerlich und äußerlich alles weichen, Hoheit, Würde und Weiblichkeit; ja Stühle sogar, welche der Königin im Wege stehen, werden mit Gewalt bei Seite geworfen. Dieser Ton, der sich eigentlich bei allen durchzieht, der alle andern Gefühle in sich verzehrt, wird eben dadurch Manier. Man hört vom Theater Fenice zu Venedig bis nach St. Carlo zu Neapel als Wahrheit nur die Stimme der Wuth. Es fühlt der Italiener, daß die Tragödie ihn über die irdische Bedürftigkeit des Lebens hinüberheben soll, daß er mehr will als das alltägliche Leben. Er sucht eine höhere Stimmung, er muß sich von seinem Standpunkt aus, der vorzüglich im Verstande wurzelt, in dieselbe versetzen. Daher nirgends die Sprache des Herzens, nirgends der Schrei der unmittelbaren Empfindung, wenn man so sagen darf. Wie aber der Italiener im ganzen Leben Unbefangenheit und eine gewisse persönliche Tüchtigkeit, mit Selbstbefriedigung verbunden, zu seiner innersten Natur hat, so läßt er es auch auf dem Theater mit dem Tone heftigen Zorns, der auch im Leben ihm da, wo er sich erhebt, vorzüglich eigen ist, sein Bewenden haben, ohne sich um sonstige Tiefe des Gemüths sonderlich zu bekümmern. Daß aber eine Erregung dieser Art bei einer sonst verständigen Natur alle Grenzen überschreitet, äußerlich und innerlich verlezt, ist nicht sehr zu verwundern. In solchen Augenblicken führt die Leidenschaft sie, nicht sie die Leidenschaft. Sie stehen nicht darüber, wie die großen deutschen Schauspieler, namentlich ehemals Wolf, und mehr als er jezt noch die Crelinger, im Sturm der höchsten, tiefsten Bewegung immer noch die Ruhe des denkenden Geistes behaupten, sondern sie werden mit ihrer ganzen Persönlichkeit zum Weinen, zum Schluchzen fortgerissen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. April 1831.

Satt bin ich dieser falschen Welt, und nichts
Als strengste Nothdurft lieb' ich noch auf ihr.

Shakespeare.
Timon.

Der Bettler.

Erzählung von O. L. B. Wolff.

1.

Vor der Pforte des Magdalenenklosters zu C. im südlichen Frankreich lag um Mittagszeit ein Bettler und las emsig in einem abgegriffenen Buche. Neben ihm stand ein Napf mit Suppe, welchen ihm die Mildthätigkeit der Nonnen gespendet hatte. Ohne von seiner Beschäftigung aufzublicken, führte er hastig und, dem Anscheine nach, mit gesunder Eßlust einen Löffel nach dem andern zum Munde, bis ihn das Klappern des Eßwerkzeuges an dem Boden der Schüssel überzeugte, daß seine Mahlzeit sich ihrem Ende nahe. Er ließ sich auch dadurch nicht stören, sondern ergriff ein Stück Brod, das ihm mit der Suppe gereicht worden war, und verzehrte dasselbe eben so sorglos, noch immer in seine Lektüre vertieft. Die Pförtnerin, deren Amt zugleich darin bestand, an gewissen Tagen die Armen, welche sich vor dem Kloster einfanden, zu speisen, hatte ihm eine Zeitlang verwundert zugesehen, ohne ihn zu unterbrechen; endlich aber, nachdem sich schon alle andern bedürftigen Gäste entfernt hatten, trat sie zu ihm, bat sich den hölzernen Löffel aus, mit dem er mechanisch während des Lesens spielte, und sah sich endlich genöthigt, ihm an die Schulter zu rühren, um ihn aufmerksam zu machen. Ueberrascht blickte der Fremde sie an, gleichsam als besinne er sich. Dann stand er auf und reichte ihr das Verlangte, wobei er mit vieler Artigkeit ihre Hand faßte und dieselbe ehrfurchtsvoll an die Lippen führte. Sein Aeußeres machte keinen unangenehmen Eindruck auf die fromme Braut Christi. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren und von ursprünglich schlanker Gestalt, die aber, wie es schien, Zeit und Leiden in Gemeinschaft gebeugt hatten. Seine gewölbte hohe Stirn umkränzte schneeweißes Haar, das sich in dichten starken Locken um seine Scheitel legte, und mit welchem lebhafte, hellbraune, jedoch etwas unstäte Augen seltsam, wie Sommer mit Winter, kontrastirten. Die Züge seines Angesichts hatten etwas Angenehmes, aber der übrigens wohlgeformte Mund wurde durch ein häufig wiederkehrendes Zucken, wie es Personen eigen ist, die an Nervenübeln gelitten haben, entstellt. Den Ton seiner Stimme schwächte ein gewisses Zittern derselben, das ihr jedoch den angebornen Wohlklang nicht raubte; kurz, das ganze Wesen des armen Mannes hatte etwas Gewinnendes, und es gehörte kein großer Scharfblick dazu, um zu bemerken, daß er nicht in so niedern Verhältnissen, als die waren, zu denen er sich jezt bekannte, geboren sey.

Auf die wiederholte Anrede der Pförtnerin entschuldigte er sich nochmals, und bemerkte, daß die interessante Lektüre, mit der er sich beschäftige, ihn so hingerissen habe, daß es ihm gänzlich aus dem Sinne gekommen sey, wo er sich eigentlich befinde. Zugleich bat er sie, seinen innigen Dank für die gespendete Nahrung zu empfangen und ihn in ihr Gebet einzuschließen. Die wohlgewählten Worte, deren er sich bediente, und die Art, mit der er sie aussprach,

reizten die Neugier der frommen Schwester. Sie gelobte ihm, seiner im Gebete zu gedenken, und schloß mit der Frage, die sie aus weiblichem Triebe nicht länger zu unterdrücken vermochte, was er denn eigentlich lese. „Bußübungen," antwortete er, „ehrwürdige Schwester; aber sie stehen in einem Buche, in dem Ihr sie nicht vermuthet, und das, als das weltlichste von allen, wohl schwerlich sich in Eure Hände verirrt haben wird. Seht her."

Er reichte ihr es hin: es waren die vielverbreiteten Maximen und Gedanken des Herzogs de la Rochefaucauld. Die Nonne wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und gab es ihm mit Kopfschütteln wieder zurück, denn ein Bettler, der sich in solche Lektüre vertiefen konnte, war ihr noch nicht vorgekommen in ihrer klösterlichen Einsamkeit. „Ihr wundert Euch, fromme Frau," hub er nach einer Pause, in welcher er ihre Anrede erwartet hatte, wieder an, „in den Händen eines Bettlers ein Buch zu finden, das von einem Vornehmen nur für Vornehme geschrieben wurde; da es aber im Leben nie zu spät ist, Versäumtes nachzuholen, und eigentlich zu den Pflichten eines Christen wohl gehört, es zu thun, wann und wo er kann, so habe ich mich jezt dazu entschlossen, und es ärgert mich nicht. Wo ich das Büchlein nur aufschlage, tritt mir eine Mahnung entgegen, die mich bereuen macht, früher die Erfahrungen der Welt mit Verachtung von mir gewiesen zu haben. Ich wäre besser gefahren, wenn ich es umgekehrt, und in meiner Jugend der Welt, in meinem Alter dem lieben Gott gehuldigt hätte; jezt bin ich mit dem Herrn droben schon längst fertig, und mußte drüber die Gunst der Welt und ihrer Zofe, Dame Fortuna, verscherzen, und das trifft mich, wie Ihr seht, so schwer, daß ich mich nicht schämen darf, an den Pforten eines Klosters mir wie anderes Lumpengesindel meine Suppe zu erbetteln, wiewohl das im Grunde auch das Leichteste von Allem ist. Wie richtig sagt doch mein Bußprediger: La jeunesse est la fièvre de la raison."

Die Pförtnerin hatte ihm unter beständigem Kopfschütteln zugehört und entfernte sich endlich, ohne ein Wort zu sagen. Der Fremdling legte sich wieder auf die Erde hin, seinen Rücken behaglich der Sonne zuwendend, und fing von Neuem an zu lesen. Nach einer Weile kehrte jene zurück und befahl ihm, ihr zur Aebtissen zu folgen, die ihn zu sprechen verlange. Er gehorchte, und ließ sich von ihr in das Sprachzimmer geleiten, wo sie ihn sich setzen und die Hochwürdige erwarten hieß.

Diese erschien bald darauf; eine hohe, ernste Frau, die einst sehr schön gewesen seyn mußte; aber die angeborne Strenge ihrer Züge war noch durch die Blattern verstärkt, welche ihr Antlitz furchtbar gemißhandelt hatten. Sie begrüßte ihn mit stolzem Blick, stutzte, als sie ihn näher ins Auge faßte, und fragte nach einer Pause: „Wie heißt Ihr?" — „Eugen," war die Antwort. „Euer Familienname?" — „Ich habe keinen; denn ich habe keine Familie mehr." — „Euer Alter?" — „Ich bin 1730 geboren, jezt zählen wir 1781, wenn ich mich nicht irre." — „Warum bettelt Ihr?" — „Weil ich nicht arbeiten kann." — „Ich muß Euch bitten, Euch deutlicher zu erklären."

So lakonisch er auch bisher auf Alles geantwortet hatte, so lag doch in dem Ton seiner Worte durchaus die Ehrerbietung, die er der Aebtissen schuldig war; aber man merkte wohl, daß ihm dieselben Fragen gar oft vorgekommen seyn mochten, und er sich angewöhnt hatte, sie ganz mechanisch und so kurz wie möglich zu beantworten. Auf den ausdrücklichen Befehl der würdigen Frau, fuhr er deßhalb auch jezt ausführlicher und lebhafter fort. „Ich kann nicht arbeiten, denn das furchtbarste der Uebel hat mich ergriffen, ich leide zu Zeiten an der fallenden Sucht, die mich überfällt, wie der blutdürstige Tiger aus dem Hinterhalt seine sorglose, ruhig weidende Beute. Gott behüte Euch auch selbst davor, nur einmal Augenzeuge seyn zu müssen, wie dieß Ungeheuer verstörend, Sinn und Geist lähmend über einen armen Erdensohn herfällt; es reißt ihm den Becher vom Munde, wenn seine Lippen nach Labung lechzen, lähmt seine Glieder, wenn er sie brauchen will, packt ihn, wo er sich sicher glaubt, und raubt ihm, da es ihn in steter Furcht vor sich selbst erhält, jede ruhige Sekunde, denn es raubt ihm die Sicherheit des Augenblicks. Doch, Hochwürdigste, verzeiht; es ist schon Frevel von mir, auch nur das Spiegelbild seines Bildes Euch vor die Augen zu bringen. Gewiß, Ihr werdet jezt nicht mehr fragen, warum ich nicht arbeite." — „Armer Mann!" sagte die Aebtissin theilnehmend, „was ist es aber, das Eure Gesundheit so untergrub?" — „Böse Menschen, recht böse Menschen, die meine Nerven für Stricke hielten, und nicht eher ruhen wollten, als bis sie sie zerrissen hätten; das gelang ihnen freilich nicht, aber sie wähnen doch, es sey ihnen gelungen." — „Und habt Ihr Niemanden, der sich Eurer annimmt?" — „Niemanden auf Gottes weiter, großer Welt; jede Stätte, auf die ich mein müdes Haupt hinlegen möchte, gehört einem Wildfremden, der keinen Grund haben würde, mich nicht aufstehen und davon gehen zu heißen. Ich bin allein, hochwürdige Frau, das ist ein fürchterlicher Fluch, und meine erste Frage jenseits wird seyn, womit ich ihn verschuldet habe; helfe mir Gott, ich weiß es nicht und begreife es nicht." — „Aber was denkt Ihr zu thun?" — „Ich denke gar nicht mehr; ich wandere herum, schlafe, wo ich ein schützendes Dach finde, esse, wenn eine mildthätige Hand mich speist, und geschieht das nicht, so wache ich und hungere. In guten Stunden, wo ich mich gesättigt und ausgeruht fühle, studire ich im la Rochefaucauld und lache über mich selbst und meine Dummheit. Das ist mein Amusement." — „Wie lange treibt Ihr das so?" — Seit drei Monaten; ich denke, es dauert nicht mehr so lange, und freue mich herzlich auf das Ende. Ists aus, so ists aus." — „Ihr seyd mir ein Räthsel, das ich gelöst zu wissen

wünsche, doch muß vor allen Dingen für Eure Heilung gesorgt werden. Ich werde Euch in dem Krankenhause verpflegen lassen, das unter der Leitung unserer frommen Schwestern steht.“ — „In dem Krankenhause? Ihr seyd gütig, Hochwürdigste; aber befinden sich auch Wahnsinnige in dieser Anstalt?“ — „Allerdings; ein Nebengebäude des Hospitals ist für sie bestimmt.“ — „Dann bringt mich keine Macht der Erde hinein. Ein Irrenhaus! O fürchterlich!“

Sein böses Uebel ergriff ihn furchtbar; er sank in Zuckungen zu den Füßen der Aebtissen nieder; entsezt eilte diese hinweg und behielt kaum noch so viel Besinnung, ihm die nöthige Hülfe zu senden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die lezten Momente der Maria von Burgund.

(Beschluß.)

Maria dankte mit freundlicher Miene und sprach: „Ihr Herrn, nun will ich minniglich sterben, und dem allmächtigen Gott danken dafür, daß er mir nicht länger hienieden zu verweilen gönnt. Zwar hätt' ich gern noch eine Zeitlang Aufschub gehabt; da es ihm aber anders gefallen, so will ich seinem Willen mich fügen und ihn um Verzeihung bitten für das hoffärthige Leben, das ich geführt.“ Da trat der Bischof mit salbungsreicher Rede zu ihr, und redete lang und viel von dem bittern Leiden und Sterben, von der Versöhnung und den Verdiensten Christi, und übergab sie der unendlichen Gnade desselben, welche allen frommen Gläubigen gewiß sey. Endlich schloß er mit den Worten: „Ehrwürdige Fürstin, haltet dieß alles zu Herzen und achtet nicht mehr auf die eitle Glorie dieser Welt; denn die Welt ist betrüglich und alles, was sie in sich faßt, vergänglich. Aber das Reich Gottes ist ewig und unvergänglich.“ Maria hörte ihn mit frommer Ergebung an und dankte freundlich; darauf rief sie die unendliche Barmherzigkeit des Erlösers an, in dessen Reich sie noch vor Abend zu seyn hoffte, und begann nunmehr Abschied von Jedermann zu nehmen.

Zuerst rief sie: „Ade, theuerster Maximilian, kaiserliches Blut, wir müssen fortan geschieden seyn! Ade, geliebter Philipp, mein Sohn, noch so zart von Jahren; Du wirst für lange Zeit eine mutterlose Waise bleiben! Ade, süßes Töchterlein Margarethe! Ade, ihr beide junge Wesen! ach, ich verlasse euch allzubald; aber ich darf nicht länger zögern, ich muß zu denjenigen, die vor mir hinübergegangen. Ade, Adolph von Ravenstein, mein treuer Freund in aller Noth. Ade, edler Bannerträger Romont, der Du meinen Herrn jederzeit beschirmt. Ade, Engelbert von Nassau, gleichfalls mein Freund in so mancher heißen Schlacht. Ade, Prinz von Oranien, Fienes, Chimay, Beveren, Gruithuisen, ihr alle vom Vließe, lebt ewig wohl. Ade, mütterliche Freundin und Schwester Margarethe von York. Ade, ihr Frauen, treue Beschützerinnen meiner Kinder!“ Und nun raffte sie ihre lezten Kräfte zusammen im Blick auf ihr Land und lispelte krankhaft und zitternd: „Ade, meine Herrschaft von Burgund und ihr alle meine Provinzen der Niederlande, und du, edle Stadt Brügge, die noch einmal mich in deinem Schooße empfangen. Ich gehe wohl allzu zeitlich von euch; aber wider den Tod gibt es kein Mittel; ich fühle, mein Stündlein naht!“ Da sank sie mit dem Haupt zurück und die Augen begannen zu brechen.

Nunmehr ließ der Bischof ein paar große Kerzen anzünden, an deren einer ein großer goldener Gnadenpfennig hing. Maria schlug noch einmal die Augen auf, wiederholte ihren Abschied und bat alle die Herren um Verzeihung für das Leid, welches sie dem einen oder andern vielleicht in ihren „kindischen Tagen“ zugefügt haben möchte. Sie rang darauf längere Zeit stark und heftig mit den Qualen der Auflösung, rief den Beistand des Bischofs und der Heiligen an und verschied endlich mit frommem Ruf zu Gott und seinem Sohne. „Es war ein unheilbringender Tod für alle Lande,“ sezt einer der Chronisten tiefbewegt hinzu. Der Tag, an dem er stattgefunden, war der 27. März 1482.

Die Edlen hielten nun Rath, wie dem Prinzen die niederschlagende Nachricht am leichtesten beizubringen sey, und sie kamen überein, unmerklich ihn darauf hinzuführen. Sie überließen die Leiche den Frauen, welche sie wuschen und mit kostbaren Essenzen besprengten, und gingen in die Kammer Maximilians, welcher mittlerweile ebenfalls zwischen Tod und Leben geschwebt. Die Frage, wie es mit der Kranken stehe, beantworteten sie mit einem „Wohl!“ Er ahnte das Geschehene und brach von Neuem in grenzenlosen Jammer aus: „Vermaledeiter Tod, was habe ich dir gethan, daß du mein schönes, junges Weib so früh mir genommen, das liebste, das theuerste Frauenbild, das meine Augen jemals gesehen? O Maria, geliebte, treue Maria, meine Hoffnung, meine Wonne, wo ist nun die Freundschaft geblieben, die so inniglich war zwischen uns Beiden? O meine Kinder, nun seyd ihr beide zwei arme Waisen! Wo soll ich nun ferner Trost hernehmen? Ich will hingehen und mich auch entleiben, damit ich jenem süßen Wesen zur Seite begraben werde. Wahrlich, nie hat ein Ritter bitterern Gram erduldet, wie ich; Gott sey's geklagt!“ Die vier Herren, Ravenstein, Nassau, Romont und Beveren, trösteten den Prinzen mit all den Gründen, welche in einem solchen Falle gewöhnlich angewendet werden, und suchten seine Sorge von der Gestorbenen ab und auf die hülflosen Kinder, auf das leidende Land zu richten, das seines Armes nun wider Ludwig und Crevecour bedürfe. Max faßte sich endlich, versprach, das zerbrochene Leben der Gemahlin an den Feinden ihrer Staaten feierlich zu

rächen, und begehrte blos noch einmal die Leiche Mariens zu sehen, mit den Worten: „Nie, so lange ich lebe, werde ich dies traute Weib vergessen!“

Sie wurde inzwischen, sorgfältig und köstlich balsamirt und angekleidet, auf ein Paradebett gelegt und das bestürzte Volk ohne Bedenken zugelassen. Sie hatte, nach Gewohnheit, die Hände gefaltet; ihre Züge waren wie die einer Schlummernden. Als Max das schöne bleiche Antlitz sah, aus dem so oft das reinste Glück der Liebe ihm gelächelt, küßte er zitternd den verschlossenen Mund, den keine harmlos-muthwilligen Scherze mehr bewegen sollten, und es war, als wolle er noch einmal die entflohenen Lebensgeister zu einem einzigen süßen Gruße bewegen, und die entfesselte Seele zu neuem, innigem Verbande mit der seinigen beschwören. Sein Herz wollte ihm fast brechen, und die Klagen strömten mit den Thränen reichlich und in die Wette hervor.

Die verwittwete Herzogin, welche ihn und die Verstorbene die ganze Zeit ihres Beisammenseyns hindurch so treu und schwesterlich geliebt hatte, strafte dies Uebermaß mit sanftem Tadel; sie erinnerte ihn an Rücksichten gegen die umstehenden Freunde und an Pflichten für das Land. Doch ließ er nochmals den Ausruf hören: „Wären mir doch Vater und Mutter, ja alle meine Vasallen dafür gestorben! denn die dahin nun geschieden, war mir lieber, als alles auf der Welt, und als selbst Vater und Mutter mir gewesen!“ Maria wurde in der Kirche U. L. F. zu Brügge auf das feierlichste begraben, und eine Menge Todtenämter, Trauerlieder und Volksgebete drückten die Gefühle der Hinterbliebenen und die Sorgfalt für das Heil ihrer Seele aus.

Maximilian hielt Wort; er vergaß sein ganzes Leben hindurch niemals die schöne und liebenswürdige Maria, das Weib seines Herzens und seiner Jugend. Noch in späten Jahren erweckte die Erinnerung an sie ihm Thränen und Sehnsucht nach dem verlornen Lebensglück. Er fand es in dem Arme keiner andern Frau wieder; seine Zärtlichkeit ging verdoppelt auf die hinterlassenen Kinder über, von denen Philipp der Mutter und des Vaters Schönheit und Ritterlichkeit, Margarethe aber beider Verstand und Geist, wie eine Fortsetzung des Wesens beider, geerbt zu haben schienen. Mit Mariens Tod begann für die Niederlande eine Reihe der verworrensten Schicksale anzubrechen, oder vielmehr diejenigen, deren Knäul schon bei ihrem ersten Auftreten gewunden lag, entwickelten sich nunmehr in rascher Folge, und nur die lange Verwaltung der klugen und starkmüthigen Margaretha beschwor noch einmal in einer ruhmreichen Zwischenperiode die Geister der Zwietracht und des Bürgerkriegs unter den verschiedenen Provinzen, welche die Natur zu den gesegnetsten geschaffen hat, während ihre Geschichte die allerunglücklichste ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortsetzung.)

Italienische Dramatik.

Daß der Italiener in gleichgültigern Augenblicken von der Höhe der Gewalt in den weichen, leisen Ton herabfallen kann, den man so oft bei deutschen Schauspielern hört, ist natürlich; er will Effekt machen, und will dies um so viel eher, weil er immer nur auf verständige Weise beschäftigt ist. Das Merkwürdige bleibt nur, daß man diese Manier gerade bei den deutschen Schauspielern wahrnimmt, von denen im eigentlichsten Sinne gerühmt wird, daß sie Herz, daß sie Gemüth haben. Bei dem Italiener wird die Manier nie hohle Larve fremder Eigenthümlichkeit, sondern sie hat immer eine gewisse Tüchtigkeit, weil er sein ganzes Wesen in seine Rolle hineinlegt. Und eben diese Tüchtigkeit ist es auch, welche die Schauspieler in den Stand sezt, Abend für Abend und mit derselben Lust und Liebe aufzutreten. Es wird Gewohnheit, die nicht abstumpft, sondern nur sicherer macht.

Zu den interessanteren Erscheinungen gehörte auf dem Theater bei Solleciti die Schillersche Maria Stuart, von Maffei ins Italienische übertragen. Die Uebersezung verdient Lob, die Italiener vermissen nur an ihr die Kraft. Bei der Darstellung wird die leidenschaftliche Unterredung, welche Mortimer im dritten Akt mit der Maria hat, nicht unpassend weggelassen und, wie in Berlin, mit der Scene geschlossen, wo Lester die Maria sterben hört. Die italienische Maria nun war von Anfang bis zu Ende nichts als eine wuthschnaubende Megäre. Da war keine Spur von einer edeln Resignation, von Stolz einer bedrückten, großen Seele, von Bewußtseyn eigener Schuld. In ihr lebte nichts, als ihrer Leiden brennendes Gefühl, als ersehnte, langersehnte Rache. Sie tröstete deshalb ihre Amme nicht, sie preßte ihr mit jedem Wort Rachedolche in die Brust, die zu jeglicher That, nur nicht zur Duldung aufforderten. Mit Burleigh (hier Caecilio genannt) redete sie nicht mit ruhiger Sicherheit, nicht mit der Gewißheit, daß er ihr persönlich zu schaden suche, sondern mit der Zunge wüthender, beleidigter, auffahrender Verzweiflung, ja mit Fußstampfen, wenn er ruhig blieb. Er that denn freilich auch sein Möglichstes, um sie herabzuziehen. Daß Alles sich nun in der Gartenscene bis zum Aeußersten steigerte, daß es bloße Wuth ward, läßt sich denken. Im lezten Akt war es nicht die religiöse Ruhe, welche aus ihr sprach, es war die Ohnmacht, welche thränend zur Religion ihre Zuflucht nimmt, nicht weil diese ihr Herzensbedürfniß ist, sondern weil sie auf ihrem Todeswege einer äußerlichen Beruhigung bedurfte, weil sie als Katholikin die Qualen des Fegefeuers fürchtete. So fuhr sie gleich Anfangs auf den alten Paulet los; als aber Mortimer hereinkam und ihr, wie ehemals auch auf deutschem Theater die Verachtung bezeichnet wurde, mit der geballten, dann geöffnet zur Erde sich herabsenkenden Hand auf das Unzarteste seinen Abscheu zu erkennen gab, folgte sie ihm bis an die Thür, so daß Thätlichkeiten zu vermuthen waren, und brach dann, als der Gegenstand der Rache ihr entrissen war, gegen den Oheim mit Zähneknirschen und Fußstampfen los. Nach diesem Anfang konnte man Fortsezung und Beschluß voraussehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. April 1831.

Ein schreckliches Gemisch von Felsen und von Klüften;
Da lockt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften;
Da ist kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!
Kaum daß noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
Und Disteln hier und da den kahlen Grund verstecken.

Wieland.

Die Maluinen oder Falklandsinseln.

Aus Duperreys Reise um die Welt.

Kaum war Kapitän Freycinet von seiner Entdeckungsreise in die Südsee zurück, so beschloß die französische Regierung eine zweite Ausrüstung zu Untersuchung derselben Meere, und die Corvette la Coquille lief unter dem Befehl des Kapitäns Duperrey am 11ten August 1822 von Toulon aus. Vor Kurzem erschien: Journal d'un voyage pittoresque autour du monde pendant les années 1822 — 25, vom Naturforscher Lesson, der die Reise mitgemacht, und früher schon wissenschaftliche Werke, als Früchte dieser Expedition, bekannt gemacht hat.

Wir theilen aus diesem interessanten Werke eine jener Schilderungen der wilden, vom Menschen kaum betretenen Natur mit, die immer einen eigenen Reiz haben.

Die Coquille lief, über Teneriffa und die Mündung des Rio de la Plata kommend, gegen Ende des Jahrs 1822 in der französischen Bai auf der Insel Soledad, der östlichsten der Maluinen, ein, woselbst einige Jahre früher die Korvette Urania unter dem Befehl des Kapitän Freycinet, auf dem Heimweg von ihrer Reise um die Welt, Schiffbruch gelitten hatte. Die Maluinen oder Falklandsinseln liegen nicht weit von der Südspitze Amerikas unter 52° südlicher Breite. Der berühmte Bougainville hatte hier eine Kolonie anzulegen versucht und ein Fort gebaut, dessen Trümmer man noch sieht. Aber kaum begann die Niederlassung sich zu begründen, so mußte das Land den Spaniern abgetreten werden; diese verließen es auch wieder, und seitdem sind diese Inseln völlig unbewohnt, und werden nur von englischen und amerikanischen Wallfischfängern besucht.

Die Maluinen erstrecken sich etwa vierzig französische Meilen lang; die Berge sind nicht sehr hoch, nackt und kahl. Diese Inseln sind mit weiten Moorwiesen, die aus Gräsern, Moosen und kleinen Farrenkräutern bestehen, bedeckt; Bäume sieht man gar nicht, und die künstlich gepflanzten kamen nicht fort. Wegen der sehr fischreichen Flüsse und den großen Heerden von Hornvieh und wilden Pferden, den Nachkömmlingen der von den Spaniern eingeführten Hausthiere, sind diese Inseln von Bedeutung für die Schiffe, welche sich hier auf der Fahrt in die Südsee verproviantiren. Der Boden hat übrigens lediglich keine Dammerde und ist völlig unfruchtbar. Das Klima ist sehr raschem Temperaturwechsel unterworfen, und die Kälte ist zwar mäßig, aber die heftigen, beständig stürmenden Westwinde machen, daß zwischen Winter und Sommer — und dieß sind die einzigen Jahreszeiten — kein großer Unterschied ist. Im December, der dem Juni auf unserer Hemisphäre entspricht, fanden die Franzosen die Kälte Morgens und Abends noch ziemlich empfindlich und der Schnee auf den Bergen im Innern war noch nicht geschmolzen. Die Reisenden hatten nicht einen einzigen ganz heitern Tag; wenn die Sonne noch so hell schien,

plötzlich zogen dicke schwarze Wolken auf und der Regen fiel bald in Strömen.

Lesson untersuchte die Bergkette, welche Soledad von Ost nach West durchstreicht, und die der Benediktiner Bernetty les Monumens nennt. „Die Ebene vor diesen Gebirgen, die mit Heidekraut bewachsen ist, stand seit drei Tagen in Brand; unsere Matrosen hatten nach Art der Wilden große Feuer angezündet und sich nicht die Mühe genommen, sie wieder auszulöschen. Das unten grüne, feuchte Gras war oben überall dürr und versengt, und dieß gab der ganzen Landschaft einen gleichförmigen röthlichen Ton. Die Berge, zu denen wir nun gelangten, lagen in wirklich abschreckender Nacktheit vor uns. Der weiße Sandstein, aus dem sie durchaus bestehen, verbirgt sich stellenweise nur da, wo Moos, Farrenkräuter und andere ähnliche Pflanzen grüne Streifen bilden. Ueber den ganzen Kamm dieser etwa 1800 Fuß hohen Gebirge liegen ungeheure Blöcke von quarzigem Sandstein, in Gestalt von Würfeln oder großen Tafeln, die aufeinandergethürmt auffallend Ruinen menschlicher Bauwerke gleichen. Auf eine bis zwei Meilen sehen diese Sandsteinklumpen wirklich höchst täuschend wie die ruinirten Schlösser aus, welche die steilen Hügel im Dauphiné krönen, oder wie halbzerfallene Klöster aus dem Mittelalter. Vom Gipfel dieser ersten Kette übersieht man eine zweite, in derselben Richtung streichende. Das Thal, das dazwischen liegt, sieht aus der Ferne wie eine große, mit kleinen zerschlagenen Steinen überschüttete Straße aus; wir brauchten aber gegen eine halbe Stunde, um darüber zu kommen, und der Weg über die großen Blöcke war äußerst mühselig; diese ungeheuren Steinmassen waren uns oben auf dem Berge wie abgerollte Kiesel erschienen. Unter diesen Felsbrocken rauschten zahlreiche Quellen und hie und da sproßte ein Büschel Farrenkraut aus dem Gestein. Dieses Thal stellt wirklich das vollkommenste Bild des Chaos dar. Nur hie und da brachte ein Rudel vorbeijagender Pferde, oder eine Heerde Kühe und Kälber, die sich immer ferne von den Küsten halten, etwas Abwechslung in die schreckliche Oede."

Die Menge von Thieren aller Art, die auf den Maluinen leben, ist wirklich ganz außerordentlich. So lange die Korvette bei Soledad vor Anker lag, lebte die Mannschaft ganz allein von der Jagd; Gänse, Cormorans, Wasserschnepfen, Hasen, wilde Schweine waren der Matrosen tägliche Nahrung, und das Wildpret entleidete ihnen am Ende sogar. So oft die Jäger auszogen, mußte man den größten Theil des erlegten Wildes abholen lassen; sie durften nur wählen unter den Thieren; denn keines geht von der Stelle, als bis man es fast mit Händen greifen kann. Manche Raubvögel waren so dreist, daß sie im buchstäblichen Sinne dem Jäger das Wild aus den Händen rissen; ganz besonders keck und gefräßig war eine blaue Weihenart. Die Gimpel (Rigaud), eine Art Seerabe, die schon ihr Name als dumm bezeichnet, konnte man, einen um den andern todtschlagen, ohne daß die andern davonflogen und im mindesten Gefahr ahnten. — Lesson besuchte zwei kleine Inseln mitten in der Bai von Soledad, die Meerwolfsinsel und die Pinguinsinsel. Sie sind völlig mit sehr hohen Grasarten bewachsen, deren dichtgedrängte Stengel von weitem ganz aussehen wie junger Holzschlag, so daß sich schon mancher Seefahrer getäuscht hat. Dieses Gras, das sich auf den großen Inseln nicht findet, bedeckt die Verstecke der Seehunde und die unzähligen Höhlen, in denen die Pinguine wohnen. Leztere sind von der Art der sogenannten Brillenpinguine; sie bedecken den Strand dieser Eilande in ungeheuren Schwärmen. Wegen der höchst unvollkommen entwickelten Flügel können sie nicht fliegen, und weil ihre Schwimmfüße sehr weit nach hinten gerückt sind, gehen sie ganz aufrecht und ziehen gewöhnlich in langen Reihen daher, was dann, weil sie blos zweifarbig, schwarz und weiß sind, aussieht wie eine Prozession von Büßenden in der Provence. So plump und schwerfällig sie auf dem Lande sind, weil sie wegen der Stellung ihrer Füße sich nur schwer im Gleichgewicht halten, so fertig sind sie im Tauchen und Schwimmen, und sie machen in der See, ihrem eigentlichen Element, weite Sätze. Diese Wasservögel sind so dumm, daß man sie mit Prügeln todtschlagen kann; im Uebrigen fehlt es ihnen durchaus nicht an Industrie: auf den Eilanden, die ihnen zum Wohnplatz dienen, bahnen sie durch die Graswälder förmliche Pfade, welche ihre Schlupfwinkel mit der See verbinden; ihre Nester bauen sie hinten in langen unterirdischen Gängen, die sie in den Boden graben. Ihr Fleisch ist schwarz, fest, unverdaulich und schmeckt schlecht.

(Der Beschluß folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

2.

Einige Wochen später befand sich die Aebtissin wieder im Sprachzimmer; ihr gegenüber stand der Bettler, neu gekleidet und dem Anscheine nach wieder hergestellt. Er bestrebte sich, der hochwürdigen Frau seinen innigen Dank auszudrücken für die Pflege, welche sie ihm hatte angedeihen lassen, aber es war, als wollten die Worte nicht recht über seine Lippen und als suche er nach der Rede. Sie unterbrach ihn deßhalb und sagte: „Ihr seyd jezt wieder auf dem Wege der Besserung, Eugen, und es ist daher mein Beruf, Euch an Eure wichtigste Pflicht zu erinnern, welche Ihr während Eurer Krankheit nach der Aussage des Arztes und der Schwester Maria zum Her-

zen Gottes, die Eure Pflegerin war, absichtlich vernachlässigt habt." — „Welche Pflicht wäre das?" fragte er bestürzt; „wenn Ihr, Hochwürdigste, die Pflicht der Dankbarkeit meint, so thut Ihr mir Unrecht; ich weiß, was Ihr für mich gethan habt, und werde es um so weniger vergessen, da es seit ein-und-zwanzig Jahren die einzige, ohne Nebenabsicht ausgeübte Wohlthat ist, die ich erfahren habe." — „Ihr irrt Euch," erwiederte sie, „nicht mir seyd Ihr Dank schuldig, denn ich bin nur das schwache Werkzeug der Gnade des allmächtigen Gottes. Zu ihm müßt Ihr Euch wenden, ihm danken, ihn preisen, für Alles, was er Euch gesandt, Gutes wie Böses. Was ich für Euch gethan, und mit mir die frommen Schwestern dieses ehrwürdigen Hauses, geschah nur in der Vollstrekkung seiner Befehle, welche unserem Kloster hinsichtlich aller Nothleidenden, durch die heiligen Gründer desselben auferlegt wurden. Wir haben für das Wohl Eures Körpers gesorgt, jezt sorget selbst für das Wohl Eurer Seele und wendet Euch zu ihm." — „Dazu habe ich und finde ich keinen Grund, Ehrwürdigste; es müßte denn ein unmögliches Wunder geschehen." — „Ihm ist nichts unmöglich." — „Das mag seyn, aber mir fehlt der Glaube." — „Wenn Euer Herz nicht verstockt ist, und das scheint es mir nicht zu seyn, nur erstarrt durch die Leiden, die Euch trafen, so wird auch Euer Glaube wiederkehren. Hört nur, was Gott durch mich, sein schwächstes Werkzeug, thut. Während Eurer Krankheit starb plötzlich der alte Jakob, der Diener des Klosters, der vorzüglich der Schwester Agathe, welcher die Speisung der Armen obliegt, an die Hand ging. Ihr könnt in seine Stelle eintreten, sein Häuschen beziehen und seine Dienste verrichten, die nur in leichten Handreichungen bestehen und Euch nicht schwer fallen werden, da der Verstorbene, ein kränklicher Greis, sie ohne Mühe verwaltete. Wollt Ihr, so mögt Ihr heute schon Euer Aemtchen antreten." — „Ob ich will? fragt das nicht, Hochwürdigste, ich bin so weit gekommen, daß ich Alles will; aber es fragt sich, ob mein Schicksal mich lange hier dulden wird; denn ihm gefällt es schon seit länger als fünf-und-zwanzig Jahren, mich dort überall wegzutreiben, wo ich von Ruhe träume, und mich jedes Mal ärmer, nackter und hülfloser wieder unter die Menschen zu schleudern. Mit seiner Erlaubniß nehme ich Euer großmüthiges Anerbieten mit dem gerührtesten Danke an, und würde Euch segnen, wenn Ihr, edle, hohe Frau, dessen bedürftet." — „Ob ich dessen bedürfte!" seufzte die Aebtissin unwillkührlich. „Und erkennt Ihr nicht Gottes Güte und Fügung darin?" — „Hochwürdigste Frau, jeder Mensch hat seinen eigenen Gott, und der meine spielt seit geraumer Zeit Versteckens mit mir, und wirft mir, wenn es ihm gefällt, einmal an das Licht zu treten, einen Schleier von Zweifeln über, so daß ich ihn wieder nicht zu erblicken vermag." — „Wer weiß, ob die Sünden Eures vergangenen Lebens Euch nicht solche Schicksale bereitet haben?" — „Das glaube ich nicht." — „Wähnt Ihr denn frei von Sünden zu seyn?" — „Wer könnte sich dessen rühmen? aber untergegangen bin ich im Kampf gegen die Sünde." — „Die eigene?" — „Die Sünde Anderer. Doch es drückt mich, hochwürdige Frau, Euch gegenüber so in Räthseln zu sprechen. Einem menschlichen Wesen möchte ich übergeben, was mich quält. Ihr seyd mir als das menschlichste von Allen erschienen, und dabei in solcher Würde, daß es meine Brust erleichtern könnte, Euch in diesem Vertrauen die größte Huldigung darzubringen, die ich Aermster darzubringen vermag. Wäret Ihr geneigt, die Geschichte meines Lebens aus meinem Munde zu hören und dann dem Papiere, dem ich sie anvertraut, so lange einen sichern Platz zu gewähren, bis ich sie Euch wieder abforderte oder Euch bäte, sie dort übergeben zu lassen, wo man vielleicht ihrer bedürftig wäre? Eure Einwilligung würde eine große Last von meinen Schultern nehmen."

Die Aebtissin gestattete es und befahl ihm, sich nach der Vesper im Klostergarten einzufinden, da sie jezt durch die Glocke unterbrochen wurden, welche die Speisung der Armen ankündigte. Er entfernte sich mit tiefgefühlter Ehrerbietung, um sein kleines Aemtchen sogleich anzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karrikatur und Mode.

Viele Leute, manche Völker sind auf der Welt, um ins Theater und ins Konzert zu gehen. Die Glücklichen! Ein anderer zählt mit Grausen die Poststationen, welche der Eroberer Cholera Morbus noch zu durcheilen hat; schon ist ein bevollmächtigter Botschafter des Eroberers in Gallizien angelangt; der Dilettant hingegen hat größere Sorgen und folgt mit Entzücken in Gedanken seinen Schauspielern und Sängerinnen von einer Poststation zur andern nach. Auf der einen Seite steht der Feind vor der Thüre, allein der Dilettant schaut mit der Lorgnette nach der andern Seite; ihn bewegt keine Sorge der Zeit, kein tragisch-politisches Schauspiel: auf den Brettern findet er die Erfüllung seiner Wünsche, im Theater hat er Oeffentlichkeit, Klatschfreiheit, Souveränität des Parterres. So verhält es sich mit manchen Leuten, allerwege, also auch sogar in Paris. Denn wenn ich für meinen Theil Morgens in Paris erwache, so verlange ich den Moniteur und mein Nachbar den **Moniteur des théâtres**. Dann eile ich ungeduldig in ein Lesekabinet und sehe nach, wie es mit dem belgischen **Programme** steht, und mein Nachbar stürzt herein: **Donnez-moi le programme du spec-**

tacle! Ringsum flüstern die Leser einander zu: spielt Hr. Sebastiani Komödie? Alle überstimmt der Ruf meines Nachbarn: le journal des comédiens! Ein anderer geht auf die Börse, mein Nachbar liest den Corsaire. Ein dritter compilirt auf der Bibliothek, mein Nachbar liest im Voleur. Nach der ernsten Tagesarbeit schreiben die andern ihr Tagebuch, und mein lieber Nachbar hält sich die Seiten und liest zum drittenmale den Figaro. Mein Nachbar und ich speisen an derselben Tafel, und auf die erste Frage nach Polen deklamirt er Delavigne's Varsovienne. Und London? die Konferenz? alsbald spricht er von dem lieblichen Gesange der Mad. Vespermann. Und Italien? Italien? Lablache thut Wunder im Théâtre italien. Am Tage hat er nichts zu thun, erst Abends beginnt sein Tagewerk. Die andern erholen sich durch politische Gespräche; er hat nicht Zeit und bereitet sich geschäftig auf die Anstrengung des Abends vor. In der Rechten sein Programm, in der Linken einen Operntext, an der Brust das Lorgnon, in der Tasche Lorbeerkranz und Verse, eilt er wohlbepackt dem Theater zu. Dort zieht ein Politiker die Abendzeitung aus der Tasche und verkündet laut eine Freudenpost. Silence! schreit mein Nachbar, das Orchester ist schon da. Der Saal füllt sich, in der eingeengten Luft fällt eine Dame in Ohnmacht, und Bravo, da capo! ruft mein Nachbar einer Sängerin zu. Abgemattet durch Seufzer und Triller, Fußstampfen und Klatschen, erreicht er sein Lager und schlummert mit süßen Gedanken an die Pirouette der Tänzerin, an die Roulade der Sängerin ein. Es gibt Städte, wo man sich wundern wird, daß ich mir die Mühe genommen, so viel Wesens von meinem Nachbar zu machen. Das ist ja ein Mensch wie ein anderer! Allerdings; wo es wenige solche Menschen gibt, da ist er eine Karrikatur; wenn leztere häufig ist, nennt man sie Mode. Auch Schnürbrüste bei großer Hize, auch bloße Hälse bei Schneegestöber und das lebensgefährliche Drängen vor Schauspielhäusern, alles dies, und wie vieles Andere! ist Mode, nicht Karrikatur.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, März.

(Beschluß.)

Italienische Dramatik.

Die Strophen der Gartenscene in Maria Stuart sind verkürzt; die Italienerin fühlt zu bestimmt, daß sie auf diesem Gebiet nicht zu Hause ist. Sie nahm das Ganze schluchzend und weinend, und das nicht vor Freude, sondern aus Kummer der langen Entbehrung; sie kam dabei wirklich so ins Weinen, daß sie sich nur mit Mühe erholen konnte. Das Demüthigen vor der Elisabeth geschah auch nicht ohne schweren, Thränen kostenden Kampf, der dann zulezt nur durch den Stachel hohnlachender Wuth versüßt werden konnte. Sie ging zulezt gerade auf die Elisabeth zu, so daß sie bei den Worten: „Denn ich bin Euer König!" nur wenig vortreten konnte. Sie stand der Elisabeth jezt so nahe, daß wieder Thätlichkeiten zu fürchten waren, streckte die Arme ganz zurück, so daß die Vermuthung fast zur Wahrscheinlichkeit werden mußte. — Die Elisabeth sagt den Italienern überhaupt mehr zu, und wurde würdiger gehalten. Sie war lauter kalte Vornehmheit bis zu dem Augenblick, wo die Maria in voller Wuth losbricht; hier zitterte sie, als sollte sie jeden Augenblick zusammenbrechen, und überbot so die Gegnerin fast durch die stummen Zeichen ihrer Wuth. Die andern Rollen wurden alle in ähnlicher Weise gespielt, alle mit derselben Heftigkeit, nur daß, je nach dem Maße der physischen Kraft, der eine vom andern überboten ward. So konnte man sich nichts Heftigeres, Wilderes denken, als da Mortimer dem Lester den fehlgeschlagenen Plan verkündet, und dieser nichts von ihm wissen will. Sie hezten einander wie Kinder in der Stube umher, der eine, um auszuweichen, in diese und jene Ecke, der andere, um ihn einzuholen, immer ihm nach; es dauerte eine ganze Weile, ehe sie ein Wort aussprachen.

Es gibt jezt außer der Pasta, welche wohl unbedenklich die erste tragische Schauspielerin Italiens heißen kann, so viel mir bekannt, nur ein Individuum, welches im Schau- und Lustspiel von dieser italienischen Manier ganz frei ist. Es ist dies die Amalie Bettini, welche diesmal in Goldoni spielte. Sie hat die Naivetät der Neumann, vereinigt mit den tiefen, gemüthvollen Tönen der verstorbenen Müller, ist aber frei von den Einseitigkeiten und Manieren beider. Wenn die Pasqualini vor Bühnengewandtheit und hochpathetischer Heftigkeit nicht leicht in die Tiefen des Gemüths hinabsteigen kann, so thut die Bettini, so zu sagen, alle Schleußen desselben auf und reißt in einfachem Redestrom mit sich fort. Man vergißt durchaus das Harte, Spröde, was die Italienerinnen als Schauspieler fast alle an sich haben, nur die Sprache nicht, welche einen aus dem Munde der Bettini wie ein Meer von Harmonie umrauscht. Was in Italien ohne Karrikatur so selten ist, ein heiterer, kindlicher Ton, den hört man von der Bettini überall, wo er hingehört, sey es in der Freude langersehnten Wiedersehens, sey es im Ueberströmen ungebundener Seligkeit und im Aufjauchzen endlich siegender, lange verkannter Unschuld. Ihre Naivetät ist nicht die der Neumann, welche die Säze einzeln hinstellt und durch Pausen trennt, um dem Zuschauer gleichsam zum Erholen und Bedenken Zeit zu lassen, sondern entweder die harmlose Freude darüber, daß ihr dies Loos zu Theil geworden, oder Verwunderung darüber, daß man bei schwierigen oder einfachen Verhältnissen nicht wie sie denke. Dies Verwundern ist höchstens von einem Lächeln oder Achselzucken begleitet, das den Zuschauer in ihr Interesse zieht. Das Gemüth gibt übrigens den jedesmaligen Ton, welcher hier also nicht für alle Gemüthszustände ein für alle Mal fertig ist und nur höher oder tiefer wird. Und dazu wohnt der ganzen Haltung und den einzelnen Bewegungen die vollkommenste Sicherheit und Meisterschaft in, ohne daß dieselben durch zu große Lebendigkeit oder Heftigkeit stören. Im Gegentheil ist gerade die Bettini in Italien zu denen zu rechnen, welche am wenigsten gestikuliren. Sie hat auch wirklich Humor, freilich nicht den schweigenden eines zerrissenen, halben Gemüths, sondern den klarschauenden, bis ins Entfernteste scharfvergleichenden eines höchstgebildeten Verstandes. Man braucht nur das fragende, in seinen feinen Nüancen gar nicht zu bezeichnende: da vero? mit jenem Tone der Zärtlichkeit, den sie ihm einzuhauchen weiß, gehört zu haben, um der gebildeten italienischen Künstlerin den vollen Busen deutschen Gemüthes zuzusprechen. Weil sie nun aus den kalten Höhen der italienischen Tragödie in die Tiefen der Menschenbrust hinabzusteigen gewagt hat, sind jene abstrakten, kahlen Höhen ihr fremder, unzugänglicher geworden. So wußte sie die Antigone in Alfieri's Eteokles und Polynices nicht zu beleben; es lag nicht allein in der Sprödigkeit der Rolle, sondern auch in der Individualität der Künstlerin, daß diese Darstellung kalt und gleichgültig vorüberging.

G.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. April 1831.

Das Unglück macht den Geist nur zur Ruine,
Wo, grauser Ueberrest, Verzweiflung herrscht;
Feindselige Stoffe, sonder Ruh und Leben,
Erstorben Seufzer, Ekel, Reue, Pein.

Lamartine.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

3.

Zur bestimmten Stunde fand Eugen sich wieder ein. Die Aebtissin saß mit einer andern Nonne, der Schwester Eugenie, in einer Laube und ließ sich aus einem Andachtsbuche vorlesen. Als er näher trat, winkte sie ihm, die Lesende nicht zu unterbrechen; er blieb deßhalb bescheiden in einiger Entfernung und hörte zu, aber seine Mienen zeigten, daß ihm der Inhalt nicht gefiel. Nach einiger Zeit, als das Gebet zu Ende war, wandte sich die hochwürdige Frau zu ihm mit den Worten: „Ihr scheint kein Freund von Andachtsübungen zu seyn, Eugen." — „Wozu denn Jemanden meine Unterhaltung aufdringen, der sich nichts aus mir macht? Ist denn der Herrgott droben ein vornehmer Herr, bei dem man zuweilen antichambriren und Komplimente und Reverenzen vorbringen muß?" — „Ihr vergeßt, worüber und mit wem Ihr redet, mein Freund." — „Verzeiht, Hochwürdigste, das Leztere gewiß nicht, denn dadurch, daß ich Euch meine innersten Gesinnungen offen, wahr und ohne Rückhalt darlege, glaube ich Euch gerade meine tiefste Verehrung zu bezeugen. Andererseits meine ich, daß der Einzelne unter den Myriaden Wesen, von denen die Welten wimmeln, so unbedeutend ist, daß der Herrscher über Alle unmöglich auf ihn achten kann." — „Und habt Ihr selbst in Eurem Unglücke nicht Gottes Finger erkannt? meint Ihr, daß Euer Leid Euch ohne sein Wissen und Wollen getroffen habe?" — „Ich weiß es nicht, und Niemand kann das sagen, Hochwürdigste; was Ihr mir einreden könntet gegen meine Ansicht, das habe ich mir gewiß Alles, wenn auch nicht so gut, doch gewiß eben so ernst zu bedenken gegeben. Um jenen Zweifeln ein Ende zu machen, die eben dadurch immer wieder aufs Neue bei mir erweckt wurden, habe ich der Vorsehung eine Aufgabe gestellt, und wenn sie die löst und zu lösen im Stande ist, so bin ich besiegt, und will dankbar und demüthig annehmen, was sie mir sendet." — „Und Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Euch an einen furchtbaren Abgrund gestellt habt, gerade dadurch?" — „Was macht sich denn der Spieler, der Alles verloren hat, am Ende noch daraus, auch die Würfel einzusetzen, durch die er Alles verlor, und mit ihnen um sie zu werfen?" — „Aber das Heil Eurer ewigen Seele —" — „Kann eben dadurch gewonnen werden. Verzeiht, daß ich Euch unterbrach, Hochwürdigste. Einen Fall gibt es, und führt die höhere Macht den in mein Leben ein, so will ich sie segnen und anbeten, denn dann war Alles, was mich traf, wenn auch nicht zu meinem Besten, doch zum Besten der Menschen — dann, ja dann glaube ich, daß selbst Christus Tod, der am Kreuze gestorben seyn soll für die Sünden der Welt, keine Fabel ist." — „Ihr redet so, daß ich Euch nicht länger anhören dürfte, wäre es nicht meine heiligste Pflicht, für Euer Seelenheil zu streben, und Euch Verirrten auf den rechten Pfad, den Pfad des Lichtes, zurück-

zuführen." — „Nur mein Leben kann Euch den Kommentar dazu geben; aber erlaubt, daß ich Euch mein Bekenntniß ablege, und zürnet nicht mit mir. Ich werde glauben, daß es eine Vorsehung gibt, wenn dasselbe Wesen, das mich grenzenlos unglücklich gemacht hat, aus reiner Liebe, ohne Nebenabsicht, im Stande ist, mich auf dem Krankenlager zu pflegen und mir in den gräßlichsten Momenten, ohne Abscheu, in wahrer Demuth vor Gott, hülfreiche Hand zu leisten." — „Das ist furchtbar verwegen. Doch ich will nicht richten, eh' ich Eure Gründe kenne. So erzählt mir denn Eure Schicksale." — „Hochwürdige Frau, ich betrachte Euch wie meinen Beichtvater." — „Entfernt Euch, Schwester Eugenie, und wartet in der andern Laube, bis ich Euch rufe."

Die Nonne gehorchte. Eugen ließ sich auf den Wink der Aebtissin in einiger Entfernung vor ihr nieder und begann seine Erzählung.

„Ich stamme aus einem der ältesten und edelsten, aber auch ärmsten Geschlechter der Normandie, und bin der älteste von zehn Söhnen, mit denen der Himmel meine Eltern in Ermangelung anderer Glücksgüter segnete. Meine Erziehnng konnte nicht leicht schlechter seyn, als sie war; vom Vater wurde mir täglich vorgestellt, daß der Glanz unseres Adels den aller andern Familien Frankreichs weit überstrahle, und daß der Himmel ungerecht sey, wenn er nicht ein so altes Geschlecht wieder zu der hohen Stellung erhebe, die ihm mit Recht zukomme, ihm aber auf die schnödeste Weise von der Welt, die nur Glücksgüter zu schätzen wisse, versagt werde. Der Unterricht, den uns ein unglücklicher Erzieher gab, beschränkte sich auf Lesen und Schreiben und etwas Latein, alles andere war nach der Meinung meines Vaters vom Uebel für so alte Edelleute und paßte nur für Bürgerliche, die allein dadurch ihr Glück in der Welt machen können. Uns standen glänzendere Bahnen offen, der Hof und der Kriegsdienst; da es uns aber an den allernothwendigsten und unentbehrlichsten Mitteln fehlte, um am Hofe erscheinen zu können, so wurden wir natürlich zu Vaterlandsvertheidigern bestimmt. Ein Oheim mütterlicher Seite war Hauptmann in einem Feldregiment; seinen Bemühungen gelang es, mir eine Lieutenantsstelle in seiner Kompagnie zu verschaffen, und freudetrunken eilte ich, bei dem ausbrechenden Kriege, als vierundzwanzigjähriger Held, den Gefahren entgegen, welche meine Träume von Ruhm und Glück verwirklichen sollten. Aber die Schlacht von Hastenbeck zerstörte meine schönsten Hoffnungen; ich wurde gefährlich verwundet und zu weiteren Dienstleistungen, wenigstens auf mehrere Jahre hinaus, unfähig gemacht.

Was nun beginnen? eine trübe Zukunft lag vor mir. Sollte ich zu Hause Sorge und Noth vermehren, ein unnützes Mitglied der Familie? das erlaubte mein Stolz nicht, denn ich war von den Eltern geschieden mit dem kühnen Versprechen, sie sollten mich groß oder gar nicht wiedersehen. Meinen guten Oheim hatte der Tod auf dem Schlachtfelde ereilt, und wenn er auch noch gelebt hätte, was würde die Fürsprache eines unbedeutenden Hauptmanns in einem Feldregiment genützt haben? Ich sah also, daß ich nur allein auf mich bauen könne, beschloß jedoch, nichts unversucht zu lassen, und eilte, da mir meine Wunden ein, nach meinem Dafürhalten, unumstößliches Recht auf eine ehrenvolle Versorgung und Entschädigung gaben, nach Paris, um bei dem Kriegsminister zu sollicitiren. Leider sah ich bald, daß man ohne Protektionen eine Null ist; Niemand auf der Welt vermochte mir die Eins vorzusetzen, um mich geltend zu machen, und so oft ich auch mich im Vorzimmer des Gewaltigen zeigte, eben so oft kehrte ich abgewiesen oder vertröstet in meine ärmliche Mansarde zurück; eine andere Wohnung erlaubte mir meine geringe Baarschaft nicht, die mit jedem Tage kleiner wurde und sich bald in Nichts aufzulösen drohte. Ich ließ mir jedoch keine Mühe zu sauer erscheinen, und nahm unverdroßen jeden Morgen meinen Platz in der Antichambre ein. Eines Tages traf ich dort eine sehr glänzende Versammlung, deren einzelne Glieder, in Erwartung des Planeten, um den sich Alle drehten, einen Zeitvertreib darin fanden, einander zu mustern. Mein sehr bescheidener Anzug machte, daß ich so ziemlich unbemerkt blieb. Ich hatte mich in einer Ecke niedergesetzt und suchte mich hinter einigen geschwätzigen Marquis zu verbergen, bis auch an mich die Reihe käme, mich vor dem Gewaltigen zu verbeugen und mein sechs-und-dreißig Mal vorgetragenes demüthiges Gesuch zum sieben-und-dreißigsten Male zu wiederholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Maluinen oder Falklandsinseln.

(Beschluß.)

Vorzüglich bequem sind die Maluinen als Mittelpunkt für die Fischereien gelegen; sie werden daher auch von den Wallfischfängern, welche auf die in den benachbarten Meeren so häufigen großen Seethiere ausgehen, sehr oft besucht. Diese Inseln waren lange Zeit der Sammelplatz der Robbenjäger, und diese Thiere sind auch von denselben hier fast ganz ausgerottet worden. Von der Robbenjagd weiß man im Binnenlande von Europa nicht viel, wir erzählen daher Einiges davon. Diese Thiere, die unter den Namen Seewolf, Seebär, Seelöwe, Seekuh u. s. w. bekannt sind, leben in zahlreichen Rudeln in den Polarmeeren, besonders aber im südlichen Polarmeer. Die Engländer und Nordamerikaner rüsten jährlich mehr als sechzig Fahrzeuge für den Robbenfang aus. Zu diesen

Expeditionen braucht man sehr fest gebaute Schiffe von etwa dreihundert Tonnen. Der Raum ist darauf höchst haushälterisch eingetheilt; die Ladung besteht aus Tonnen für den Thran, aus einem halben Dutzend betackelter Schlupen, wie für den Wallfischfang, und einem kleinen Fahrzeuge von vierzig Tonnen, das man flott macht, wenn man am Ort des Fangs selbst angelangt ist; die Bemannung besteht höchstens aus zwanzig, drei-und-zwanzig Mann, und das zu einer gewöhnlichen Fahrt nöthige Kapital schlägt man auf 13,000 Franks an. Das Hauptfahrzeug wird in einem sichern Hafen vor Anker gelegt, abgetakelt und das Tackelwerk in Verwahrung gebracht; sodann baut man auf dem Strand Ofen, um den Thran auszusieden. Nun beschifft etwa die Hälfte der Mannschaft auf dem kleinern Fahrzeug die benachbarten Küsten, schickt Detaschements an das Land, wenn man Robben am Strande bemerkt, läßt auch wohl Leute am Ufer, welche auf sie lauern, wenn sie aus dem Meere kommen, und sie schießen. Etwa zweihundert in große Stücke zerschnittene Robben machen die volle Ladung dieses Fahrzeuges aus, und man gewinnt daraus achtzig bis hundert Fässer Thran, jedes zu etwa hundert zwanzig Litres, die im Durchschnitt achtzig Franks werth sind. Ist nun die volle Ladung beisammen, so fährt das kleine Fahrzeug in den Hafen zurück, wo das größere Schiff vor Anker liegt, ladet aus und rüstet sich zu einem neuen Zuge. Die weichen Theile der Thiere werden nun in die Oefen geschafft, und die Muskelfasern, die unten in den Kesseln zurückbleiben, dienen zum Feuern. Oft halten die Jäger auf diese Weise drei Jahre See, unter Gefahren und Entbehrungen aller Art. Häufig setzen die Kapitäne ein Paar Mann auf einer kleinen Insel aus, zweihundert Meilen weiter wieder andere, und dieß erklärt, wie man so häufig Menschen auf unbewohnten Inseln findet, die daselbst viele Jahre hatten zubringen müssen, weil das Schiff, das sie zu einer bestimmten Zeit hätte abholen sollen, zu Grunde gegangen war. Die Matrosen haben Antheil am Gewinn und fördern daher das Geschäft in ihrem eigenen Interesse. Der Robbenarten, welche man vorzugsweise in den südlichen Meeren fängt, sind drei: die erste, die nur Thran zum Brennen und sonstigem Gebrauch liefert, ist Ansons Seelöwe, der Seelephant der Engländer, die Rüsselrobbe der Naturforscher; die zweite, welche besonders wegen ihres Fells, das vorzügliches Leder gibt, gefangen wird, ist die haarige Robbe; die dritte endlich, deren weiches, seidenartiges Fell in China so gesucht ist, die Pelzrobbe, Forsters Seebär.

Die Vegetation der Maluinen ist sehr interessant, und auch dem Nichtbotaniker muß sie durch ihre Eigenthümlichkeit auffallen. Ungeheure Wiesen sehen nicht anders aus, als ob sie mit der Scheere beschnitten wären; keine Pflanze wächst über die andere hinaus; dicht gedrängt, verschlingen sie sich ineinander und bilden ein förmliches Filzgewebe von kleinen Zweigen und noch kleinern Blättern, unter denen die Blüthen stecken, als wollten sie sich vor den heftigen Winden schützen. Nur Eine Grasart, die sogenannte Fächertrespe, welche die Pinguininsel völlig bedeckt, macht eine Ausnahme von dieser allgemeinen Neigung zu regelmäßiger Form. Die ganze Flora besteht indessen aus etwa hundertfünfzig Pflanzen, und keine trägt eine eßbare Frucht von einigem Umfang. Die wilde Petersilie, die im Sande wächst, und der Sauerklee mit weißen Blüthen kommen den Fahrzeugen, auf denen der Scorbut herrscht, sehr zu statten. Die Stengel der Fächertrespen geben, als Salat zubereitet, eine süße, gesunde, angenehme Speise. Die merkwürdigste und sonderbarste Pflanze dieser Länder ist aber wohl der Bolar; dieses Gewächs besteht aus einer Menge dicht aneinander gedrängter, gleich dicker Stengel, die sich in Gestalt einer regelmäßigen Halbkugel über den Boden erheben; man nennt ihn auch die maluinische Gummipflanze, weil zur Blüthezeit ein Gummiharz ausschwitzt, das mit dem Opopanargummi Aehnlichkeit hat.

Der schwarze, schieferige Strand dieser Inseln wimmelt von Vögeln, die allein vom Fischfang leben. Man sieht sie Stundenlang auf Einem Flecke sitzen und die verschlungenen Fische verdauen. Gänse, Enten, überhaupt Schwimmvögel aller Art beleben die Baien und Sümpfe; die Austerdiebe lauern, bis ein Schaalthier sich öffnet; blitzschnell schieben sie den messerklingenförmigen Schnabel zwischen die Schaalen und reißen das Thier heraus; unzählbare Mövenschwärme kreisen unaufhörlich über dem Gestade. Weite Felsenstrecken sind hoch mit hundertjährigem Vogelmist bedeckt. Geier und Weihen sind sehr häufig; sonst sind der Landvögel nicht viele; der merkwürdigste derselben ist der rothe Vogel, der bei Einigen der magellanische Staar heißt; sonst haben die Landvögel nur einfarbiges, unscheinbares Gefieder; endlich ist der große Sturmvogel, der quebranta-huesos (Knochenbrecher) der Spanier sehr häufig. Die einzigen wirklich einheimischen Säugethiere sind die Robben, die Delphine und der antarktische Wolf, ein Raubthier, das beständig am Strande nach Aas streift, das die See auswirft. Die Küsten der Maluinen sind sehr reich an großen vortrefflichen Fischen; in den dichten Schichten von Meergras wimmelt es von Schaalthieren aller Art, Meermuscheln, Napfmuscheln, Austern. Bis jetzt ist auf diesen Inseln kein giftiges Thier, kein einziges Reptil entdeckt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Paganini.

Seit einigen Tagen ist auch in Paris eine dieser Karrikaturen zur Mode geworden. Jung und Alt, Dick und Dünn, lustige Personen und melancholische, Tausende standen am lezten Sonntage von halb sechs an vor der großen Oper in Paris und machten Queue. Wir standen in drei Reihen zwischen unbeugsamen Geländern zusammengepreßt wie die Häringe, und schnappten nach Luft unter luftlosen Rotundengläsern. Im Sturm wurde endlich der Saal eingenommen. Allein wir achteten diesmal nicht auf den funkelnden Lustre, der die fünf Logenreihen sammt Locken und Brillanten, Turbans, Toques und die Gesichter beleuchtete, nicht auf die Minister Montalivet und d'Argout, die so eben ihre bedeutenderen Ministerstellen verlassen hatten und sich im Theater erholen wollten, auch nicht auf die Ouvertüre Beethovens und den Gesang des Hrn. Nourrit, bis endlich die tiefste Stille und das lauteste Klatschen nach dreistündiger Ungeduld anzeigte, daß Paganini vor uns stand.

Paganini mit seinem weißen Gesichte und schwarzem, langem Haare, mit dem blitzenden Auge und den cynischen Lippen hat, wenn er hinten am Ende der Bühne stehen bleibt, dem leuchtenden Saale und den ungeduldigen Zuschauern gegenüber, etwas wahrhaft Gespensterartiges, das noch phantastischer wird, wenn er vorwärts schreitet und immer wieder zurück, und rechts blos deswegen, um sich desto mehr nach der Linken zu wenden, und wenn er am Ende, anstatt mit dem Kopfe, mit den Füßen eine Verneigung macht. Man sah dem flehenden, unglücklichen Gesichte und den Komplimenten seiner Füße an, daß er dies Kompliment zum ersten Male versuchte und für Paris aufgehoben hatte. Nach lautem Klatschen und Lachen der Menge ergreift Paganini den Bogen, schraubt die Violine an seine Brust, und wenn die Violine fest angewachsen, schwimmt er mit dem Bogen auf den Saiten wie ein Schwan auf dem See, anstatt darüber wegzufahren wie ein Postwagen auf einer gepflasterten Chaussee. Von dem Schwanengesange des trauernden Andante führt er die betrübten Zuschauer ins humoristischste Allegro, und während sonst die Violine mehr als viele andere Instrumente unser Ohr durchschneidet, um sich den Weg zum Herzen zu bahnen, dringt der Gesang und das Glockengeläute und das lachende Allegro Paganini's schnurgerade von den Saiten aus bis ins innerste Herz.

Was aber den Parisern noch am meisten gefällt, Paganini hat das Konzert vom vorigen Sonntag bisher nie öffentlich vorgetragen und für Paris aufgespart. Auch findet man hier keine Ausdrücke, um sein Lob zu feiern. Bei der Catalani hatte man schon das Dictionnaire de l'Académie geleert; bei der Sontag spürte man romantische Lobsprüche aus dem Mittelalter und Victor Hugo auf; aber bei Paganini geriethen die Journale in Verlegenheit. Das eine sagt, diese Violine sey keine Violine; die Quotidienne weiß nicht anders, als es sey die Violine des droit divin. In der That, wenn das droit divin Paganini hergesandt hätte, die Politik wäre nicht übel. Wieder ein anderes Journal behauptet, man habe über Paganini zwei Stunden lang die Polen vergessen. Die Débats vollends haben einen Artikel geschrieben, den man lesen muß; wenn die Sphynx dem Oedipus diese Nuß zu knacken gegeben hätte, er würde seine Mutter nicht geheirathet haben. Ich kann nicht anders sagen, als daß ich Paganini gefunden, wie ich ihn mir voraus gedacht hatte; ich dachte immer, er leiste Unmögliches. Mein Nachbar aber war außer sich, und auf dem Heimwege fragte er mich: wie viel bekommt Paganini von der Oper? hat er wirklich seine Geliebte erdolcht? und oh! wiederholte er in einem fort, was mir am meisten gefällt, er spielt auf Einer Saite!

Berlin, März.

Berliner Bonmots.

Die Witzgrube der Berliner Calembourgs hat in dieser ernsten Zeit eine unerschöpfliche Ader, so scheint sie, gefunden. Man will sich doch auch in Reden Luft machen. Belgier, Franzosen, Polen, Russen, auch die Unsern müssen herhalten. Ob die Censur, die mit einer furchtbaren Scheere oft die Spitze abschneidet, nicht dem Witze selbst gut thut, lasse ich dahin gestellt, denn viele nehmen sich nur gesprochen gut aus und verlieren schwarz auf weiß ihre Schärfe; in der Schärfe besteht aber ihr Leben. Die Gebrüder Gropius sind am übelsten daran, fast so übel wie unsere französische Truppe, die gar keine Novitäten geben darf, indem alles Neue aus Paris politisch ist oder klingt, was nicht herpaßt oder passen darf. Manche der neuesten Bonmots ließen sich in den Gropiusschen Karrikaturen von Berlin weit besser bildlich wiedergeben als schriftlich, jedoch für diese bunte Bildersprache, die verständlichste unter allen, ist die Censur noch strenger. Nur hie und da erhält ein Zeitungswitz das transeat. Ungezogene Kinder schreien und lärmen. Die Mutter öffnet die Thüre und droht mit der Faust: „Bälger (Berlinisch ausgesprochen „Beljer."), was wollt ihr?" Die Kleinen erheben die Hand gegen die Mutter und rufen: „Mutter, keine Einmischung!" Ein Eckensteher kraut sich, die Mütze in der Hand, verdrießlich im Kopf; ein anderer warnt ihn: „Du, nimm Dir in Acht, daß Dir die belgische Krone nicht auf den Kopf fliegt, Du weißt nicht wie." Ist nicht passirt. „Weshalb bewaffnen die Polen ihre Bauern mit Sensen?" — „Um Sensation zu machen." Auch Graf Diebitsch, der geehrte Türkensieger, entgeht der bittern Zunge seiner Landsleute nicht. Ihm war, wenn er die Weichsel passirte, ein Fürstenhut versprochen. Bis dato hat er nach den Berlinern nur einen „Weichselzopf" errungen. Auch hieß es nach den drei blutigen Schlachten, der Kaiser habe seinen Zunamen „Diebitsch-Sabalkansky" in den ähnlich klingenden: „Diebitsch, so bald kannst nicht," pro tempore verwandelt. — Unser Gesandte in Paris, Herr von Werther, hat, wie sich denken läßt, in diesem Augenblick vielfache Arbeit und Sorge. Alexander von Humboldt, jezt in außerordentlicher Mission nach Paris abgegangen, ist, nach den Berlinern, in der Absicht hingereist, „um Werthers Leiden zu Ende zu bringen." — So viel von Bonmots, welche sich als harmlos aussprechen lassen. Es gibt auch bittere, die nur von Mund zu Munde cirkuliren dürfen. Will man von einer Stadt wissen, wie es sich daselbst lebt, wie man denkt, fühlt oder nicht fühlt, muß man auch diese frivolen Blüthen des Augenblicks kennen; insofern glaubt sich Ihr Korrespondent berechtigt, etwas zu Papier und Druck zu befördern, was sonst keinen Anspruch darauf hätte. Man dürfte überhaupt mehr, als geschieht, auf diese Tagessprüche aus allen Cirkeln achten, um den beweglichen Charakter großer Städte kennen zu lernen. Wie ließe sich z. B. daraus der Unterschied zwischen Wien und Berlin, wo in beiden der Witz, aber ein sehr verschiedener, an der Tagesordnung ist, ans Licht stellen. Herr Braun von Braunthal hat hier im „Freimüthigen" in der Art eine Parallele zwischen beiden Residenzen gezogen, die viel Treffendes enthält, doch gerade diesen Punkt zu kurz berührt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. April 1831.

Dauphin. Montez à cheval! Mein Pferd! valet! laquai! ha!
Orleans. O wackrer Muth! —

Shakespeare.

Karl der Siebente.

Nach Beranger.

Ich eile, Agnes will's, zum Kriege;
Leb', Ruhe, Freude, lebe wohl!
Gott führt und Liebe mich zum Siege,
Der meine Krone rächen soll.
England, die Loosung von Agnessen
Wird deinem Heer ein Schrecken seyn.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Fern der Gefahr, im Schoos der Freude,
Fürst und Franzose, ließ genung
Ich mein gefangen Reich zur Beute
Dem Schwerdte der Eroberung.
Ein Wort, ein Wörtchen von Agnessen
Wirkt' mir im Herzen Flammenpein.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Soll für den Sieg mein Blut ich geben,
So ströme, Agnes, all mein Blut.
Doch nein, dein Karl wird sieghaft leben
Im ehrenvollsten Liebesmuth.
Mein ist die Farbe von Agnessen,
Ihr Zeichen: so der Sieg auch mein.
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

O Frankreichs edle Heldensöhne,
Dünois, La Tremouille, welch ein Tag,
Wenn ich mit Lorbeern meine Schöne
Von zwanzig Schlachten krönen mag!
Wie wird die Dankbarkeit Agnessen
Für Ruhm und Glück gewidmet seyn!
War Ehre neben ihr vergessen,
So löst ihr Pfand die Liebe ein.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

So hatte ich eine geraume Weile, in Nachsinnen versenkt, in meiner Ecke gesessen, als ich plötzlich durch die sehr höfliche Anrede eines Fremden geweckt wurde. Ich erhob mich, um ihm zu antworten, und erblickte bei näherer Betrachtung einen, wie es schien, sehr vornehmen Herrn in mittlerem Alter, der, wenn auch nicht so prächtig wie die übrigen Hofleute, doch mit ausgesuchter Eleganz gekleidet war und mehrere Orden im Knopfloche trug. Er wiederholte seine Anrede mit vielem Wohlwollen und sagte mit freundlicher Miene: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber da ich Sie sehr oft in diesem Zimmer sehe, so schließe ich daraus, daß auch Sie sich um etwas bewerben." — „Ach," erwiederte ich, „meine Bitte ist so unbedeutend, und ich glaube so gerechte Ansprüche auf die Erfüllung derselben zu haben, daß ich

hoffen darf, endlich erhört zu werden.“ — „Wenn Sie es nicht für Unbescheidenheit von meiner Seite halten, so würden Sie mich sehr verbinden,“ versezte er, „falls Sie mir den Gegenstand Ihres Gesuchs mittheilen wollten. Ich habe Sie schon seit längerer Zeit beobachtet, und Ihr stilles, bescheidenes und doch würdevolles Wesen hat mir viel Theilnahme für Sie eingeflößt.“ — „Sie sind sehr gütig, mein Herr, sich in dem Maße für einen unbedeutenden Fremdling zu interessiren; mein Schicksal, wie mein Gesuch, ist in wenigen Worten erzählt. Ich war Lieutenant in einem Feldregiment, wurde in der Schlacht von Hastenbeck verwundet, lag zehn Monate im Hospital, ward aus demselben zwar geheilt, aber zu weiterem Dienste unfähig entlassen, und bin jezt hier, um von der Gnade des Ministers eine Entschädigung für meine wenigen Sachen, die in die Hände des Feindes fielen, und wo möglich eine Pension oder eine anderweitige Versorgung zu erhalten. Aber sollicitiren ist das traurigste und undankbarste Geschäft der Welt für einen armen blessirten Offizier. Mein unbedeutendes Aeußere ist ein sehr schlechter Fürsprecher, wie ich wohl merke; denn meine Geduld und meine Börse sind erschöpft und ich bin noch nicht weiter, als ich an dem Tage war, an dem ich zuerst hier erschien.“ — „Das ist hart,“ unterbrach mich mein neuer Gönner. „Sie haben also keine Freunde oder Verwandte, die für Sie wirken könnten?“ — „Keine, mein Herr, ein armer Teufel steht immer allein in der Welt.“ — „Sind Sie aus der Provinz?“ — „Aus der Normandie.“ — „Von Adel?“ — „Ja, und noch dazu aus einem der ältesten Geschlechter des Landes; meine Familie ist jedoch noch ärmer als alt, obgleich wir unsern Stammbaum bis in die ältesten Zeiten hinauf verfolgen können.“ — „Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten?“ — „Ich heiße Eugen de Flassellés.“

„Eugen de Flassellés!“ unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin und wiederholte dann noch einmal langsam: „Eugen de Flassellés.“ Verwundert blickte er sie an, aber sie erhob sich, winkte der Nonne und verließ, auf deren Arm gestüzt, den Garten, ohne weiter ein Wort an ihn zu richten. Er blickte ihr bestürzt nach.

4.

Mehrere Tage vergingen, in welchen Eugen nichts von seiner hohen Gönnerin erfuhr, ausgenommen daß Schwester Agathe ihm mittheilte, als er ihr bei ihrem wohlthätigen Geschäfte an die Hand ging, die Aebtissin sey unpäßlich und hüte das Bett. Endlich wurde er wieder zu der hochwürdigen Frau beschieden, mußte sich jedoch zu ihr auf ihr Zimmer verfügen. Sie lag auf den Knieen vor einem Altar und betete inbrünstig. Es schien, als bemerke sie seine Ankunft nicht. Zulezt erhob sie sich, sezte sich in einen Lehnstuhl und befahl ihm, ihr gegenüber auf einem Tabouret Platz zu nehmen. Sie sah bleich und abgehärmt aus, Spuren durchwachter Nächte hatten sich auf ihrem Antlitz gelagert, vermochten jedoch nicht, die angeborne hohe Haltung und das vornehme Wesen, welches sie beständig umgab, zu mindern. Eine geraume Zeit verharrte sie im Stillschweigen und blickte ihn während derselben forschend an, gleich als suche sie etwas aus seinen Zügen heraus zu lesen. Dann sagte sie mit ernster Freundlichkeit zu ihm: „Ich wünsche den Fortgang Eurer Lebensgeschichte zu vernehmen, Eugen, bin aber der festen Erwartung, daß Ihr mir auch nicht das Mindeste verheimlicht.“ — „Ich würde auch keinen Grund dazu haben, hochwürdige Frau,“ erwiederte er, „ich habe nur dumme Streiche, aber keine schlechten, zu erzählen, und der dummen Streiche wird sich kein vernünftiger Mann, der zu Jahren gekommen ist, schämen. Was mir früher Schweigen auferlegte, das existirt nicht mehr für mich, und ich wünsche ja selbst, Euch Alles mitzutheilen.“ — „Nun wohl, ich bin bereit zu hören.“ Er begann.

„Ihr werdet Euch erinnern, daß mich der Fremde nach meinem Namen fragte. Als ich ihm denselben genannt hatte, rief er, wie es mir schien, mit lebhafter Theilnahme aus: „Ihre Familie ist mir sehr wohl bekannt, mein Herr, Ihre Mutter ist aus dem Geschlecht der Dovrecourt, der Bruder derselben dient als Hauptmann im Regiment Choiseul.“ — „Er diente,“ antwortete ich, „er starb den Tod auf dem Felde des Ruhms in der lezten Kampagne.“ — „Das bedaure ich sehr, er war ein ehrenwerther Mann und ein tüchtiger Offizier. Ich zweifle nicht, daß Sie ihm gleichen; die Tapferkeit ist ein Erbtheil Ihrer Familie, der ich sehr verpflichtet bin, wenn auch nicht persönlich. Ihr Großvater, der Obrist Dovrecourt, rettete meinem Vater bei der Wiedereinnahme von Landau unter Villars das Leben, und es sollte mich freuen, wenn ich seinem so liebenswürdigen Enkel gefällig seyn könnte.“ Ich verbeugte mich tief. „Sie sehen in mir den Chevalier Vaubranges, zwar nur Diplomat, den die Herrn vom Degen gewöhnlich zu hassen pflegen; aber troz dem hoffe ich, mir Ansprüche auf Ihre Zuneigung zu erwerben. Ich schmeichle mir, etwas bei dem Minister zu gelten und — doch ich höre Geräusch im Kabinet — die Audienz beginnt; Ort und Zeit sind nicht gelegen, mich näher zu erklären. Haben Sie die Güte, sich Morgen im Hôtel Belsac in der Straße Richelieu einzufinden; der Schweizer wird Ihnen meine Zimmer bezeichnen, und dort, hoffe ich, werde ich so glücklich seyn, Ihnen angenehme Dinge mittheilen zu können.“

Der Minister trat ein; mein Beschützer wandte sich von mir und redete, wie ich bemerkte, lange und angelegentlich mit ihm, worauf ich ihn aus den Augen verlor. Was ich vernommen hatte, schien mir ein Traum zu seyn; doch traf mich auch heute wieder das gewöhnliche Loos und

führte mich ziemlich rauh in die Wirklichkeit zurück. Nachdem ich vier tödtlich lange Stunden gewartet hatte und endlich die Reihe an mich kam, dem kältesten aller Erdengötter von Neuem mein demüthiges Gesuch vorzutragen, ward mir wieder der alte Bescheid: „Wir wollen sehen, was zu thun ist, ich werde mir die Sache vortragen lassen.“ Betrübt entfernte ich mich und hoffte auch nicht viel Tröstlicheres im Hôtel Belsac zu finden; doch klammerte ich mich wie ein Schiffbrüchiger an diesem Brette an, das mir die Hoffnung zugeworfen hatte, und ermangelte nicht, mich dort am folgenden Tage zu rechter Zeit einzufinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik der französischen Staatsdiener.

Der Pariser statistischen Gesellschaft ist eine Uebersicht sämmtlicher Individuen, welche vom Staate Gehalt beziehen, vom Schiffsjungen und Soldaten bis zum Admiral und Marschall, vom Vikar bis zum Kirchenfürsten, vom Handwerker bis zum König, vorgelegt worden. Wir theilen Einiges daraus mit, obgleich dem deutschen Leser eine andere als blos höchst oberflächliche Vergleichung zwischen Frankreich und seinem Vaterlande in dieser Beziehung etwas schwer fallen möchte.

Bei einer Bevölkerung von 32 Millionen, wovon man 16 Mill. für das weibliche Geschlecht, und drei Fünftheile für die Individuen unter zwanzig Jahren abziehen muß, kommt in Frankreich auf zehn Personen Eine, die vom Staate besoldet wird, und unter 613,500 Personen, der ganzen Anzahl der Staatsdiener, welche die Summe von 347 Millionen Franken beziehen, befinden sich 6000, welche 35 Millionen, oder beinahe ein Zehntheil, für sich allein erhalten. — In Frankreich wird niemals irgend eine bedeutende Ersparniß zu bewirken seyn, wenn man nicht die Gehalte für eine Menge Aemter auf die Hälfte setzt und viele ganz aufhebt; an der ungeheuren Menge von Staatsdienern ist aber wirklich nicht sowohl das schlechte Verwaltungssystem, als die große Ausdehnung des Landes Schuld, das 300 Lieues lang, 225 breit ist und 105 Millionen Morgen Oberfläche hat. Um den Richter und den Anwald einander möglichst nahezubringen, braucht es 400 Gerichtshöfe und 3540 Richter, welche 10 Millionen kosten. Gegen die Kontrebande müssen die Grenzen durch ein Heer von 25,000 Douaniers bewacht werden, die 16 Millionen kosten; damit jede Kirche ihren Pfarrer habe, bezahlt man 42,000 Pfarrern oder Vikaren 29 Millionen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß z. B. unter jenen 35 Millionen, welche 6000 Individuen erhalten, nicht mancher unnöthiger Posten sey. — Theilt man die 312 Millionen, welche nach Abzug der 35, welche jene 6000 Individuen erhalten, bleiben, unter die übrigbleibenden 607,500 Individuen, so kommen auf den Kopf 513 Franks, und diese Summe liegt zwischen der, welche den Staat ein Galeerensklave, und der, welche ihn ein Soldat kostet, just in der Mitte. — Der Krieg — denn alle diese Angaben gelten vom Friedensstande — steigert natürlich die Verhältnisse außerordentlich; zur Zeit, welche dieser statistischen Arbeit zu Grund gelegt ist, bezahlte Frankreich jährlich an Gehalten so viel, als die Staatseinkünfte von Spanien, Preußen und Dänemark zusammen betragen. — Wir theilen noch folgende Angaben mit: Es gibt in Frankreich 3353 Richter (Gehalt: 9,724,000), 42,000 Geistliche (G. 29,000,000), 11,933 Offiziere der Landarmee (26,374,000), 1423 Marineoffiziere (3,030,000), 5389 Beamte aller Grade in den Ministerien und bei untergeordneten Stellen (15,317,000), 242,800 Pensionärs, darunter 120,000 Militärs, 27,560 Legionärs, 25 Minister 2c. (76,500,000.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Charpie für Polen. Urtheile über Raumers Briefe. Teufelsbeschwörung.

Ich thäte den Berlinern Unrecht, sagte ich, sie speisten die aufgeregte Zeit mit Witz ab. Ein ächter Wunsch nach dem Frieden und keine Furcht vor dem Kriege, wenn er nothwendig würde, spricht sich jezt überall aus. Daneben belächelt man die Rodomontaden im Westen und fühlt das innigste Bedauern mit dem hereischen, immer näher rückenden Untergang der Polen. Von diesem Gefühl, darf ich sagen, sind alle Klassen der Gesellschaft durchdrungen, auch diejenigen, welche glauben, gerade diesen Ausgang des polnischen Krieges wünschen zu müssen, als den einzig möglichen, um die Ordnung in dem unglücklichen Lande herzustellen. In sehr vielen Familien wird Charpie gezupft und gesammelt für die Verwundeten in Warschau. Mehrere unserer Aerzte sind mit Beiträgen aller Art dahin abgegangen. Verwundete sind niemals Feinde! ist ein schönes Wort, welches bei der Gelegenheit von oben ausgesprochen worden ist.

Herrn von Raumers Briefe aus Paris werden sehr gelesen, erfahren aber eben so viel Widerspruch. Das ist natürlich: der Autor macht es keiner Parthei recht. Die Ultraaristokraten und Feudalisten nennt er Junker, und die nur im Mouvement Heil suchen und einem Phantome huldigen — Jakobiner. Für die Menge, die von einem berühmten Namen auch etwas bis dahin nicht Gehörtes erwartet, gibt er nicht wohlklingende Tiraden genug. Die Pietisten und Mystiker finden zu derbe Ausdrücke und zu viel über das Theater; die Galanten, welche auch einmal ernst seyn wollen, zu viel von Damenputz u. s. w. Lauter Klagen, welche sich der Autor gefallen lassen kann. In keinem Werke über die Revolution werden wir so Schritt für Schritt an die große Katastrophe geführt, daß wir endlich aussprechen müs-

sen: sie ist unabwendbar nothwendig. Mit dramatischer Geschicklichkeit wird das Theater immer enger, die Luft immer beklommener, man sieht die Gewitterwolke, man fühlt, daß sie sich entladen muß. Der Briefsteller gibt uns dabei kein prämeditirtes Kunstwerk, es sind wirkliche Familienbriefe, Ergüsse der augenblicklichen Stimmung, die den Werth der Darstellung unendlich erhöhen. Sie ist durchaus keine blendende, aber eine durch die Wahrheit ihres Fundaments durchaus ergreifende, unschäzbar für den künftigen Historiker. Alle ernstern Stimmen der praktisch Unterrichteten sprechen sich dafür aus; lustig nimmt sich daneben so manche Klage, die sich in Winkelblätter verirrt, aus: daß Herr von Raumer die Revolution nicht fromm genug betrachtet, daß er zu unkeusch gesprochen, zu illiberal, zu liberal, unwürdig eines berühmten Historikers, und dergleichen mehr.

Auch die pietistischen Streitigkeiten haben wieder einmal gespukt. Die Hengstenbergsche Kirchenzeitung seufzt zwar mehr im Stillen über die Gottlosigkeit der Zeit und das Herannahen des jüngsten Gerichtes, man hat aber in einem andern Kreise den leibhaftigen Teufel beschworen und ausgetrieben. Ein namhafter Geistlicher, der einen großen Anhang hat, wurde als höchst thätig dabei genannt; ein Polizeiinspektor, als Frau verkleidet, soll bei der Beschwörung zugegen gewesen seyn und den Geistlichen verhaftet haben. Glücklicherweise beruhen diese Umstände lediglich auf einem Gerüchte, das indessen von den Antipietisten eben so bereitwillig geglaubt wird, als unsere Pietisten andererseits in der Verkezerung eifrig sind.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, März.

Das Bündner Volk und die rhätischen Alpenpässe.

Wir sind in den Stand gesezt, aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande von des Oberstlieutenants von Tscharner in Chur Wanderungen durch die rhätischen Alpen, die folgenden Bemerkungen über die Alpenpässe mitzutheilen, die für manchen Leser interessant seyn werden.

Unstreitig muß zu Allem, was ein Volk in physischer und moralischer Hinsicht charakterisirt, also auch zum Gang seiner Geschichte, die Grundursache immer in Lage, Klima und Oertlichkeit seines Landes und in den aus diesen Elementen hervorgehenden Combinationen und Wechselwirkungen gesucht werden. Auffallende Beweise davon geben unter den europäischen Völkern die im Norden vom Meer umfangenen Britten, die im Süden auf Inseln und Festland vertheilten Griechen, die im Herzen des Kontinents niedergelassenen Deutschen, einen der auffallendsten aber die, gleichsam zu Grenzwächtern zwischen Norden und Süden bestellten Bewohner der rhätischen Alpen. Denn wenn gleich der Einfluß der Oertlichkeit auf Sitten und Charakter der Einwohner in jedem der verschiedenen Abschnitte der Alpenkette, in einer oder in mehreren der unten entwickelten Beziehungen stärker oder schwächer hervortritt, so geschieht dieses doch nirgends so vollständig und in dem Maße, wie in diesen leztgenannten Gegenden.

Als erste jener örtlichen Einwirkungen erscheint die Verschiedenheit der frühesten Ansiedlungen und die daher rührende und noch heute bemerkbare Ungleichheit unter den Abkömmlingen. Von Süden leiteten die Gewässer des Comersees, von Norden das Entgegenströmen des Rheins Flüchtlinge aus verschiedenen Völkerschaften herbei. Diese besezten aber das hohe und wilde Gebirge nur theilweise und nach und nach. Jahrhunderte hindurch, nachdem ein Thal schon lepontische, ein zweites und drittes etruskische Ansiedler aufgenommen hatte, blieb das angrenzende noch unbewohnt, ja unentdeckt, und ward erst später von Kolonien allemannischer oder anderer Herkunft aufgefunden und bezogen. Lange bewog die Besorgniß, aus der neuen Heimath verdrängt zu werden, die frischen Ansiedler, jede Gemeinschaft mit den Nachbarn zu meiden. Wie dann in spätern Zeiten diese Nothwendigkeit wegfiel, sezten die Natur des Landes und die Gewohnheit der Menschen der nähern Berührung doch genug Hindernisse entgegen, um selbst nach vielen Jahrhunderten noch jenes ursprüngliche Gepräge nicht ganz erlöschen zu lassen. Daher die große Verschiedenheit der Sprachen, daher die abwechselnd durchschimmernden Züge welscher Verschlagenheit und deutscher Derbheit.

Dieses theilweise Beibehalten einzelner Grundzüge der ersten Abstammung schließt jedoch die Allgemeinheit der zweiten örtlichen Einwirkung auf die nachfolgenden Generationen, die nämlich, welche die Alpennatur an sich auf Körper und Geist ausübt, keineswegs aus. So unverkennbar sich darum heute noch der toskanische Abkömmling vom allemannischen unterscheidet, so trägt doch einer wie der andere das Gepräge des Alpensohns, des Bergbewohners. In beständigem Kampfe mit den Ausbrüchen der Elemente, eignen sie sich zur Ausdauer in Strapazen, zur Verachtung der Gefahr; daher Tauglichkeit und Neigung zum Kriegshandwerk. Nur diejenigen machen davon eine theilweise Ausnahme, die, wegen Kargheit des heimischen Bodens, ihr Glück in dem weitverbreiteten Gewerbe der Kaffeewirthe suchen und, mittelbar immer durch die Natur ihres Landes dazu veranlaßt, dann die jenem Stand eigene Geschmeidigkeit annehmen.

Eine dritte Art von Einwirkung begründeten, wenigstens in frühern Zeiten, die politische Wichtigkeit, welche die Richtung der rhätischen Alpenpässe, verbunden mit dem kriegerischen Geist der Bewohner, diesem kleinen Freistaat gab, und die daraus hervorgehenden vielseitigen Berührungen und widerstreitenden politischen Verhältnisse mit auswärtigen Staaten. Denn die kluge Benuzung dieser Verhältnisse eben sicherte den Bestand der Republik zwischen den mächtigen Nachbarn; der Mißbrauch jener Wichtigkeit gab Stoff zu Partheiungen. Daraus erklärt sich die Erhaltung der uralten demokratischen Verfassung, und mit ihr die der Weid- und andern Gemeinheiten; daraus die große Ausdehnung der fremden Kriegsdienste der Bündner, und als Folge dieser zwei Ergebnisse: die Arbeitsscheu, der Hang zu müßigem, unstätem Leben. Aus jenen Verhältnissen entsprang die noch jezt nicht ganz erloschene Neigung zum Faktionenwesen, die kluge, listig berechnende Vorsicht, endlich wieder die republikanische Anmaßung im gemeinen Volke.

Die vierte wesentliche Einwirkung örtlicher Lage geht aus der vortheilhaften Richtung hervor, welche die graubündnerischen Alpenpässe einem ausgedehnten Waarentransit darbieten; es gibt dies den Graubündnern Veranlassung zum Fuhrgewerbe, welches dann, vorzüglich in der Einrichtung, wie es seit alter Zeit besteht, Arbeitsscheu und Hang zum Wirthshausleben in gleichem und wohl in höherm Grad bei denen pflanzt und pflegt, die im Lande bleiben, als der Kriegsdienst bei denen, welche diesen Erwerb im Auslande suchen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. April 1831.

Dürftig erschein' ich dem Auge des Wanderers; aber seit Bonnet
Hier ein Sabinum bewohnt, hab' ich mit London den Rang.

Matthisson.

Genthod, Fernex und Coppet.

I.

Bonnet und Voltaire.

Da wo der Genfersee sich im Westen verengt und gleichsam nur noch ein breites Rhonebett bildet, drängen sich die anmuthigen Ufer näher zusammen, und aus dem herrlichen Epos wird eine liebliche Idylle, auf die am Abend der Montblanc und seine umstehenden Diener in goldglühenden Mänteln aus der Ferne herabsehen, und leicht aus der tiefblauen Fluth als Farbenecho wieder heraufgehoben werden. Die beiden Ufer haben lange nicht mehr die großartige Schönheit wie bei Lausanne, Vevey und Meillerie, aber in reichem Grün aufgehügelt, erheben sie sich südlich zu den savoyischen Alpen und gegenüber zum Jura. Dort ziehen die Wolken nach Italien, hier nach Frankreich hinüber. Zwischen unzähligen Landhäusern aller Größe und Gestaltung sind Gärten, Weingelände und Felder durchgeflochten. Freilich steht hier die kleine, bescheidene, mit Reben umsponnene Wohnung neben dem Pallast des Glückspilzes oder des in fremdem Dienst Reichgewordenen, aber nirgend ist Armuth und Mangel zu sehen; Wohlstand herrscht überall im Himmelshauch der Freiheit und des ächten republikanischen Sinns, der in seinem öffentlichen Leben keine Höhen und keine Tiefen duldet, keine Zedern und kein Haidekraut. Hier stehen auf kleinem Raum, kaum anderthalb Stunden sind es, fünf Häuser, an deren Wänden merkwürdige Erinnerungen haften. Nahe bei Genf liegt Genthod, weiterhin Fernex und wieder dem See zu ein Schloß oberhalb Coppet. Das leichteste Boot trägt uns in einer halben Stunde ans andere Ufer, wo sich Cologny in lachenden Häuser- und Baumgruppen die Höhe hinanzieht. Und wer wohnte hier?

Bonnet, Voltaire, Madame Staël, Milton und Lord Byron. Welcher Verein! Lauter mächtige Repräsentanten und Gesandte ihrer Zeit.

Es ist ein einfaches Haus mit hübschem Garten und reizender Aussicht auf den See, auf Alpen und Gletscher, das Bonnet lange Jahre hindurch bewohnte und wo er seine mehrsten Werke schrieb. Schon der Knabe wandte sich mit Begeisterung der Natur zu. Er war noch nicht sechzehn Jahr alt, da las er irgendwo, daß der Ameisenlöwe mit unendlicher List den andern Insekten nachstelle, ohne sich sehr darum zu bemühen oder sich sonst mit Muth oder Kraft in Unkosten zu setzen. Er erfuhr dabei, die kleinen Hügel locker aufgeworfener Erde seyen ein weites und sicheres Grab für die Insekten, die nichts ahndend dieses Wegs kämen; denn kaum hätten sie ein Sandkörnchen am Rand berührt, so rolle es mit ihnen hinunter, wo dann der tückische Feind über sie herfalle; auf diese Weise werde das stärkere Thierchen zum Opfer des schwächern, aber listigern, wie es ja auch oft im menschlichen Leben gehe. Dieß ergriff den jungen Menschen so mächtig und beschäftigte sein Gemüth so unausgesezt, bis er einen Ameisenlöwen in seinem Hinterhalt aufgefunden. An ihm stellte Bonnet seine erste naturhistorische Un-

tersuchung an. Darauf las er Reaumurs Werke, die ihn noch mehr zu den naturhistorischen Studien hinzogen. Er gab sich ihnen mit so großem Eifer und mit so glücklichem Beobachtungssinn hin, daß er schon in seinem zwanzigsten Jahr eine bedeutende Entdeckung machte, und deßhalb von der Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt wurde. Ganz Europa erstaunte über diese Entdeckung, wodurch ein Theil des Schleiers gehoben ward, der die Geheimnisse der Natur verhüllt. Sie bestand in folgendem: „Es gibt Geschöpfe, die sich durch sich selbst befruchten und sich vermehren, ohne zweierlei Geschlechts zu seyn.“ Buffon sagt einmal sehr wahr: „Wenn es Einer in der Naturwissenschaft weit bringen will, so muß er zwei Eigenschaften vereinigen, die einander entgegengesezt und sich gegenseitig auszuschließen scheinen, nämlich auf der einen Seite große Uebersicht, die alles mit Einem Ueberblick erfaßt, und auf der andern einen scharfen Beobachtungssinn, der mit Fleiß und Liebe an Kleinigkeiten hängt und sich oft blos mit einem Punkt beschäftigt.“ Diese Eigenschaften vereinigte Bonnet. Er begnügte sich aber nicht mit der Naturwissenschaft, sondern vertiefte sich auch in die Metaphysik. Selten werden beide Zweige des menschlichen Studiums mit gleich gutem Erfolg betrieben. Wer sich in die materielle Natur und in ihre Schöpfungen vertieft, kömmt bald dahin, nur daran zu glauben, was sich physisch und mathematisch demonstriren läßt; nur Körper hält er der Beobachtung würdig, und er kann sich nicht vorstellen, daß noch etwas anderes im Universum bestehe. Daher kam es, daß den einen die Medizin zum Materialismus, den andern die Astronomie zum Atheismus führte. Die metaphysischen Studien führen zu einem andern, zu dem entgegengesezten Extrem. Der Geist, der in dem weiten und unbestimmten Feld herumschweift und über die Eigenschaften der Seele nachdenkt, will sich zu keinem Studium materieller Dinge herablassen. Der Naturhistoriker und der Metaphysiker beschäftigen sich mit so ungleichen Dingen, daß Männer, die sich in beiden auszeichnen, außer Deutschland recht selten sind. Von Männern wie Schelling, Oken, Schubert, Görres und Steffens weiß man aber hier nichts, und man glaubt Bonnet die höchste Ehre zu erweisen, wenn man ihn mit Bacon und Locke vergleicht. Seine Betrachtungen über die Natur sind wirklich ein schönes und tröstendes Buch. Darin spannt Bonnet eine lange Kette aus, die von dem rohen Gestein bis zu Gott hinauf führt. Leibnitz hat schon gesagt, es gebe keinen Sprung in der Schöpfung. Bonnet versuchte es, diesen Saz durch Thatsachen zu beweisen. Vom Mineralreich geht er unmerklich zum Pflanzenreich über. Man denkt, noch den rohen Stein unter den Händen zu haben, und findet auf einmal Organisation, z. B. beim Fiberstein und zumal beim Asbest. In der Sinnpflanze und im wundervollen Seepolypen trifft das Thierreich mit dem Pflanzenreich zusammen. Von dem beschränkten und trägen Wurm führt Bonnets Leiter bis zum Menschen hinauf, der durch seine Vernunft schon der himmlischen Hierarchie anzugehören und Gottes Ebenbild zu seyn meint. Nach Darlegung dieser wundervollen Kette wendet sich Bonnet zu den interessantesten Naturphänomenen und beschreibt sie in einer besonnenen, klaren und doch eleganten und poetischen Sprache. Sein Traktat über die Insekten, seine Beobachtungen über die Blätter und besonders seine Untersuchungen über die organisirten Körper, sind weniger schön geschrieben, weißen aber Bonnet eine Stelle unter den besten Naturforschern an. Die kleinsten, mit bloßem Auge kaum sichtbaren Geschöpfe zogen am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich. In ihnen hoffte er, und diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, neue Geseze über Leben und Fortpflanzung zu entdecken.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsezung.)

Der Chevalier schien mich erwartet zu haben. Er empfing mich sehr freundlich und seine erste Frage war: „Nun, Herr von Flasselles, hat man Ihre Wünsche erhört?“ Statt aller Antwort zuckte ich mit den Achseln. „Ich lese,“ sagte er, „den Verdruß auf Ihrem Gesichte, und es freut mich, die Runzeln Ihrer Stirn durch eine tröstliche Nachricht glätten zu können. Ich bin glücklicher gewesen als Sie; bei einer zweiten Zusammenkunft mit dem Minister, der, Gott weiß wodurch, gegen Sie eingenommen war, gelang es mir, Ihre Vorzüge in ein besseres Licht zu stellen, und wenigstens eine kleine Hülfe für Sie zu erlangen, auch ist man gesonnen, Sie lebenslänglich anständig zu versorgen. Nehmen Sie mittlerweile diese kleine Entschädigung für ihren vergeblichen Aufenthalt in Paris an.“

Er überreichte mir bei diesen Worten eine Anweisung für hundert Louisd'or jährlich auf die Kriegskasse. Ich verstummte vor Freude und suchte vergeblich nach Worten, ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen; endlich stammelte ich etwas dem Aehnliches her. „Lassen Sie das gut seyn,“ unterbrach er mich, „es gereicht mir zur besonderen Zufriedenheit, einigermaßen den großen Dienst zu vergelten, den Ihr Großvater meinem Vater erzeigt, und dem verdienten Sprößlinge einer ausgezeichneten Familie gefällig zu seyn. Wie sehr wünschte ich, Ihr Geschlecht wieder zu dem Glanze erheben zu können, von dem es unverdienter Weise herabgesunken ist. Allerdings geht mir ein Plänchen der Art im Kopfe herum, aber es fragt sich, ob Sie geneigt wären, das Ihrige dabei zu thun.“ — „Herr Chevalier,“ erwiederte ich, „Ihre große Güte, die

ich durch nichts zu erwiedern weiß, überrascht und beschämt mich, und ich würde es für die größte Undankbarkeit halten, dem Rathe eines so wohlwollenden und großmüthigen Mannes nicht Folge leisten zu wollen. Befehlen Sie unbeschränkt über mich; Sie werden mich nur um desto williger finden, da hier nicht allein von meinem Wohl, sondern von dem meiner ganzen Familie, die mir so sehr am Herzen liegt, die Rede ist." — „Hätten Sie Lust zu heirathen?" — „Zu heirathen? Sie scherzen, wovon sollte ich eine Frau ernähren? und der Gedanke, daß ein geliebtes Wesen, das sein Schicksal an das meine kettet, mit mir Mangel leiden müßte, würde für mich eine Hölle auf Erden seyn." — „Die Gesinnung, welche Sie da äußern, macht Ihrem Herzen und Ihrem Charakter Ehre, doch habe ich keine andere bei Ihnen erwartet. Die Heirath, welche ich Ihnen vorschlage, sichert Ihnen unter allen Bedingungen ein jährliches Einkommen von zwölftausend Livres." — „Eine schöne Summe, aber diese zwölftausend Livres wären das Einkommen meiner Frau, dem ich nichts entgegen zu setzen hätte, und so arm ich bin, von dem Einkommen meiner Frau möchte ich doch nicht allein leben." — „Wer wird in unsern Zeiten noch solche Bedenklichkeiten hegen! Sie sind um einige Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen und gehören eigentlich in die Periode der Amadisse. Doch Scherz bei Seite. Die junge Dame, welche man Ihnen zudenkt, ist von sehr guter Familie, eine entfernte Verwandte des Ministers, elternlos und reich. Sie hat Sie seit dem Tage, an dem Sie sich zuerst in der Antichambre einfanden, beobachtet; Ihr edles und doch so bescheidenes Wesen, der Kummer auf Ihrem Gesichte, und was sonst noch die gefühlvollen Herzen junger Damen zu rühren vermag, hat ihr ein lebhaftes Interesse für Sie eingeflößt, aus dem zuletzt eine heftige Neigung geworden ist. Sie erklärte dem Minister, daß Sie nur mit Ihnen oder mit Keinem glücklich seyn könne. Der würdige Mann ließ Sie scharf ins Auge fassen und trug mir, als alle Aussagen zu Ihrem Vortheil übereinstimmten, auf, die Sache einzuleiten. Es hängt jezt von Ihnen ab, Ihr Glück im vollsten Sinne des Wortes zu machen; weisen Sie es nicht von sich." — „Es von mir weisen!" rief ich vor Freude zitternd aus, denn die lachendste Zukunft bot sich meinen innern Blicken dar; mir war, als sey ich im Traume plötzlich aus der Hölle in den Himmel versezt, denn nur zu lange für meine jugendliche Ungeduld hatte der Druck des Mangels und der Entsagung auf mir gelastet. Die schönsten Bilder zogen im raschen Gaukelspiel vor meinen Sinnen vorüber; ich sah im Geiste die Wonnetrunkenheit meiner Eltern, wenn ich an der Seite meiner jungen, geliebten, vornehmen Gattin Freude und Lust in ihre Behausung brächte; Alles dies übermannte mich, ich verstummte, betäubt von Seligkeit. — „Nun?" fragte der Chevalier gespannt. „Doch kennen lernen müssen Sie die Dame vorher auf jeden Fall. Ich erwarte Sie morgen früh um diese Zeit, wo ich Sie bei ihr einzuführen wünsche. Bis dahin leben Sie wohl."

Ich beurlaubte mich, nicht wissend, ob ich träume oder wache; mir war, als ob der Himmel sich plötzlich über mir geöffnet und alles Glück der Welt auf mich ergossen hätte. Ich, der arme Invalide, der noch vor einigen Stunden nicht wußte, wovon er in den nächsten acht Tagen seinen Unterhalt bestreiten sollte, war plötzlich auf einen Gipfel des Wohlstandes gehoben, von dem mir in meinen kühnsten Träumen nichts vorgeschwebt hatte; wie reimte sich das zusammen? Die Lust berauschte mich so, daß ich gar nicht recht zur Besinnung kam und mit Ungeduld auf den nächsten Tag harrte.

Endlich erschien dieser nach einer für mich schlaflosen Nacht. Zitternd begab ich mich zum Chevalier, denn mich quälte die Furcht, daß Alles nur ein Scherz gewesen sey von ihm oder vom Schicksal, aber sein Empfang beruhigte mich völlig, und nach einer halben Stunde saßen wir im Wagen und fuhren zu der Dame. Wir wurden von ihr, so wie von einem ältern Frauenzimmer auf das Freundlichste begrüßt, doch schien es mir, als sey sie etwas verlegen, wiewohl mir nicht entging, daß sie mich, wenn sie sich von mir unbeachtet glaubte, mit aufmerksamen Blicken betrachtete. Wir wechselten nur wenige Worte mit einander, denn sie entfernte sich bald; die ältliche Verwandte aber sprach ausführlich mit mir über unser Verhältniß, und verwies mich, als wir uns beurlaubten, in Allem an den Chevalier, da er der Vormund meiner künftigen Gemahlin sey.

Ich ward unterwegs nicht müde, dem Chevalier mitzutheilen, welchen Eindruck das holde Wesen auf mich gemacht hatte; etwas Lieblicheres konnte man nicht leicht sehen, ach! und doch verbargen diese Engelszüge ein teuflisches Gemüth. Sie war sehr schlank —" — „Genug," unterbrach ihn hier die Aebtissin, sich plötzlich erhebend; „genug für heute; auch verschonen Sie mich bei der nächsten Fortsetzung mit jeder Beschreibung körperlicher Reize, ich bin keine Freundin davon. Leben Sie wohl bis dahin, mein guter Eugen," sezte sie dann, als er sich betroffen empfahl, wohlwollend hinzu, gleichsam als wolle sie den harten Ton, mit dem sie die ersten Worte gesprochen, dadurch mildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März

(Beschluß.)

Robert, der Teufel. Raupach. Madame Devrient. Madame Lavalette.

Ein Teufel ist jedoch wirklich erschienen, aber nur auf dem Königsstädtischen Theater: „Robert, der Teufel," dra-

matisirte Legende von Karl von Holtei, ein brillantes Zug- und Ritterstück, welches in katholischen Ländern von größerer Wirkung als hier seyn mag, wo unser protestantisches Publikum sich nur an die Schaale halten kann, denn der Kern ist zu bitter für unsere Begriffe. Ein Sünder, der wie der legendenhafte Robert von der Normandie sich vergangen hat, ist nach unserer Vorstellung zeitlich verloren, er gehört der Polizei und den Kriminalrichtern, die ihn zur Beruhigung aller Familienmütter abfertigen oder für immer unschädlich machen, nicht aber nach Rom wandern lassen müssen. Doch ist das Stück theatralisch von großer Wirkung, die Fabel ist anziehend, es macht volle Häuser und würde noch mehr wirken, wenn es etwas besser gespielt würde. — Auf dem Hoftheater ist seit König Enzio nichts Neues von Bedeutung erschienen, doch macht die Tragödie entschiedenes Glück. Zwei Theile von Friedrich dem Zweiten (dem Hohenstaufenkaiser) nahen sich der Aufführung. Wie viel Raupach noch in petto hat, Trauer- und Lustspiele, weiß man nicht, einige soll er zurückgenommen haben. — Von einem dramaturgischen Comité, welches über die Annahme neuer Stücke entscheiden soll, erfahren Sie ein andermal. Madame Schröder-Devrient gibt noch immer Gastrollen mit dauerndem Beifall. Ob sie hier wird engagirt werden, steht noch dahin. Vorläufig geht sie von hier nach Paris. Die Franzosen gaben neulich das Pariser Gelegenheitsstück: „Madame Lavalette," welches zu dem bekannten Streit über die proponirte Beschränkung der Theaterfreiheit, noch lebende Personen aufzuführen, Veranlassung wurde. Hier konnte es natürlich nicht so ansprechen, und einzelne Anspielungen mußten sogar beleidigen. Es ist nicht wiederholt worden.

Aus der Schweiz, März.

(Fortsetzung.)

Die Alpenpässe.

Bei einer Vergleichung der bündnerschen Alpenpässe mit ihren nahen und fernen Mitbewerbern im Transithandel nach Italien, zeigen sich folgende Ergebnisse:

Der Mont-Cenis, zwar von gleicher Höhe, aber mittäglicher gelegen, als die Graubündner Pässe, ist viel kürzere Zeit mit Schnee bedeckt, und auch während dieser sichern ausgedehnte Anstalten und vieler Verkehr den fast ununterbrochenen Durchgang großer Waarenladungen. Die daraus und aus Gewerbsfreiheit hervorgehende Begünstigung von großen Fuhren mag es hauptsächlich möglich machen, daß diese Straße, selbst bei Umwegen von mehreren Tagreisen, noch Vortheile vor den Bündnerstraßen darbieten kann. Die Straße über den Simplon kann, ihrer politisch-geographischen Lage und ihrer Richtung nach (von Osten nach Westen), dem Handel niemals wichtig werden. Denn so wie es gleich undenkbar ist, daß die Produkte der Indien über Genf nach Oberitalien, wie daß sie über Mailand nach der westlichen Schweiz gehen, so gestatten die heutigen Mauthgrundsätze auch keinen Verkehr in Fabrikwaaren zwischen den an dieser Straße betheiligten Staaten. Demnach kommt diese, für den Reisenden höchst merkwürdige und zur Sommerzeit wohl gelegene Straße in merkantilischer Hinsicht in keinen Betracht, und es ist ihr deswegen auch keine sehr lange Dauer zu versprechen. Die Gotthardsstraße liegt in besonders vortheilhafter Richtung für den Handel zwischen Basel, weniger entschieden für den zwischen Zürich und Oberitalien. Dieser Vortheil dürfte jedoch durch die Lasten geschmälert werden, welche aus der Berührung von sechs verschiedenen Kantonsgebieten und aus der Nothwendigkeit bedeutenden Kostenabtrages für den Transit hervorgehen müssen. In noch entschiedenerm Nachtheil steht dieser Paß gegen seine Nachbarn durch die häufige Lawinengefahr und überhaupt die größere Rauheit des Winters, der hier im Durchschnitt wenigstens vier Wochen länger dauert, als auf den weniger hohen und dabei südlicher gelegenen Bündnerbergen. Ob sodann, in Hinsicht sowohl der Schneearbeiten, als der polizeilichen Sicherstellung des Transits im Allgemeinen, die Regierung von Uri das zu leisten vermöge, was dafür in Graubünden geleistet wird, muß der Erfolg lehren.

Ganz ähnlich, wie im Westen, stehen den Bündnerstraßen auch im Osten drei Mitbewerber zur Seite, von denen auch der eine bisher für den Handel nicht in Anschlag kam, nämlich die Straße über Worms (Bormio) und das Stilviserjoch (Stelvio oder Broglio). Der Riesenbau über diesen mehr als achttausend Fuß hohen Alpenpaß bildet ein würdiges Gegenstück zu dem über den Simplon. Er mag sehr richtig berechnet seyn für militärische Operationen zwischen den deutschen und italienischen Besitzungen des Kaiserhauses; aber schwerlich möchte es je gelingen, die örtlichen Schwierigkeiten so weit zu besiegen, daß dem Handel eine in jeder Jahrszeit brauchbare Verbindungsstraße dargeboten würde. Die Straße über die Malserheide bietet, in so ferne sie von der Wasserscheide gegen Nordost dem Inn, gegen Süden der Etsch folgt, von den hier bezeichneten sechs Alpenpässen den niedrigsten Bergübergang. Ihre Konkurrenz mit den Bündnerstraßen wird aber hauptsächlich durch den Uebergang über den Adlerberg oder den Paß über Reute und Füssen begründet, da sie dann, in Folge besserer Fuhreinrichtung und geringerer Kosten, dem Handel von St. Gallen, Zürich, sogar auch Basel, mit Verona, Venedig, Mantua u. s. w., demjenigen von Kempten, Augsburg, München, mit Mailand und dem südwestlichen Italien auf großem Umwege noch bedeutende Vortheile darbietet.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 79:
Gesundbrunnen.

Charade.

(Homonymisch.)

1.

Verachtet unter meines Gleichen
Und nie den Edeln zugezählt,
Mach' ich doch manchen Mann erbleichen,
Ist gleich des Mannes Brust gestählt.

2.

Ich bin die Zuflucht edler Damen,
Oft Schule nur, oft nur Spital;
Ein Instrument mit meinem Namen
Schläpft, zwängt und preßt, o eitle Qual!

Das Ganze.

Ich hab' ein hölzern Röcklein an,
Und führe gute Züge,
Und mein Geschäft ist gut gethan,
Wenn ich nicht lüg' und trüge.

Grad aus! heißt oft mein ebner Weg,
Den soll ich andre lehren;
Drauf geht manch Kind mit Straucheln weg
Und lernt ihn spät entbehren.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. April 1831.

> — Des Schreckenswortes Gewicht
> Erdrückt mich mit allen seinen Lasten. —
> Dem selbstbewußten Todten gleich' ich, der,
> Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
> Gelähmt, in halbem Traume, grausend liegt.
>
> Goethe.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

5.

Als Eugen wieder zu der Aebtissin gerufen und von ihr aufgefordert wurde, in seiner Erzählung fortzufahren, bemerkte er: „Es hat mir fast geschienen, hochwürdige Frau, als sey ich bisher zu weitschweifig und ausführlich gewesen, was Ihr gütigst meinem herannahenden Alter, das ja geschwätzig machen soll, und dem Umstande, daß meine unglücklichen Schicksale das Einzige sind, von dem ich zu reden weiß, verzeihen mögt. Wohl kann Euch jedes einzelne Wort, das bei solchen, allerdings für mich wichtigen Gelegenheiten gewechselt wurde, unmöglich von dem Interesse seyn, das es mir gewährt, zumal alles Erlebte aus jener Zeit sich mit Flammenzügen in meine Seele schrieb. Ich werde mich daher genau nach der Weisung richten, die Ihr mir das vorige Mal gabt, und Alles so kurz wie möglich zusammendrängen." — „Ich wünsche nicht, daß Ihr das thut," erwiederte sie, „im Gegentheil bitte ich Euch, mir nichts, nicht die geringste Kleinigkeit zu verschweigen, sondern Alles ausführlich vorzutragen; denn es liegt mir daran, ein klares Bild von Allem zu bekommen, aus Gründen, die ich jetzt noch Euch zu verschweigen für gut halte. Fahrt also getrost in Eurer alten Weise fort."

Eugen gehorchte mit folgenden Worten: Als wir unterwegs waren, schlug mir der Chevalier vor, sogleich zum Notar zu fahren, den er von Allem unterrichtet habe, und die Kontrakte zu unterschreiben. Ich war gleich dazu bereit; in meiner Ungeduld hätte ich auf der Stelle geheirathet, denn ich fürchtete immer, es möchte noch irgend ein feindliches Ereigniß dazwischen treten und mir den Becher der Freude, den ich schon an den Mund geführt, von den Lippen reißen. Ich konnte mir gar nicht begreiflich machen, daß wirklich ein solches Glück mich erwarte. Der Notar legte mir zwei gleichlautende Kontrakte vor und forderte mich auf, dieselben aufmerksam zu prüfen; aber wie hätte ich jetzt für dergleichen Sinn gehabt; mir genügte die Ueberschrift: „Ehekontrakt zwischen dem Herrn Eugen de Flasselles und der Demoiselle Eleonore Justine de Valpré." Unbedenklich ergriff ich eine Feder und hatte mit einem raschen Zuge meine Verdammung unterzeichnet. Der Chevalier lächelte wohlgefällig, als er meine Hast bemerkte, wünschte mir Glück und bat mich, mit ihm in das für mich und meine Gattin bestimmte Hôtel zu fahren. Hier angekommen, führte mich mein Gönner überall herum, fragte mich, wie mir Alles gefalle und ob ich meine, daß auch meine Gemahlin mit den von ihm getroffenen Einrichtungen zufrieden seyn würde, und machte mir endlich, als ich dieß lebhaft bejahte, den Vorschlag, mich schon am folgenden Tage mit meiner Verlobten trauen zu lassen, hinzufügend, daß alle Hindernisse, welche von den Gesetzen der Kirche ausgehen könnten, bereits durch die gütige Vorsorge des Ministers aus dem Wege geräumt seyen.

Mit Blindheit geschlagen, wie ich war, kam mir nichts erwünschter. In der That führte ich, überselig, am folgenden Morgen eins der liebenswürdigsten Wesen zum Altar. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihren Reizen, wähnte mich den glücklichsten aller Sterblichen, und richtete die wärmsten Danksagungen an den Chevalier, den ich im Uebermaß des Entzückens als meinen Schutzgott betrachtete. Als die Feierlichkeit vorüber war, ließ man meine junge Gattin wieder in ihre Kutsche steigen, worauf der Chevalier und ich unsere alten Plätze in dem Wagen, der uns hergeführt hatte, einnahmen. Wir fuhren eine Zeitlang hinter der ersten Kutsche her, dann bog aber plötzlich mein Fuhrwerk in eine andere Straße ein, und ehe ich mich dessen versah, hielten wir zu meinem größten Erstaunen vor meinem alten Logis. Wir stiegen ab auf den Wunsch meines Begleiters und begaben uns auf mein Zimmer, wo mir der Chevalier einige Goldrollen übergab mit den Worten: „Hier, Herr von Flasselles, ist das erste Vierteljahr Ihrer Einkünfte im Voraus; es wird Ihnen jedesmal richtig auf dieselbe Weise ausgezahlt werden. Jetzt können Sie abreisen, wann es Ihnen gefällt, werden aber nach meiner Meinung wohl thun, nicht zu zögern.“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte ich erstaunt. „Nun, Sie sprachen davon, zu Ihren Eltern zurückzukehren,“ antwortete er. „Ja wohl,“ rief ich aus, „ich brenne vor Begierde, ihnen meine liebenswürdige Frau vorzustellen.“ — „Ihre Frau? an die dürfen Sie gar nicht mehr denken.“ — „Was soll das heißen?“ — „Sie sind sehr glücklich, kaum verheirathet, und auch schon aller Verpflichtungen ledig. Die Hälfte unserer Ehemänner muß Sie beneiden, Sie Schooßkind der Dame Fortuna.“ Jetzt überlief es mich kalt und finstere Ahnungen stiegen in meiner Seele auf. „Sie sprechen in Räthseln, Herr Chevalier,“ erwiederte ich in sehr ernstem Tone; „bei Gott, ich bin nicht der Mann, der ungestraft mit sich spielen läßt. Was soll das Alles bedeuten?“ — „Mein Gott,“ antwortete er mit einer Kälte, die mich durchschauerte, „was wollen Sie denn? Sie haben ja freiwillig den Kontrakt unterschrieben, in dem Sie allen Ansprüchen eines Ehemannes gegen eine jährliche Revenue von 12000 Livres entsagen und sich verbindlich machen, in der Provinz zu leben. Unser Geschäft ist jetzt beendigt. Leben Sie wohl.“

Fort war er, verschwunden wie ein Blitzstrahl, der sich in den Wolken verliert. Ich blieb bewegungslos, wie an allen Gliedern gelähmt, zurück und schaute mit stierem Augen nach dem Fleck, wo er noch vor Kurzem gestanden hatte; aber in mir kochte die Wuth über den schändlichen Betrug auf das Furchtbarste. Endlich erholte ich mich ein wenig und eilte ihm nach, aber vergebens. Im Hôtel Belsac wies man mich mit den Worten ab: der Herr, welcher unter dem Namen Chevalier de Vaudrange hier Zimmer gemiethet, habe dieselben nur als ein pied à terre benuzt und bereits wieder aufgegeben; wer er eigentlich sey und wo zu finden, das wußte man nicht. Ich erschöpfte mich jezt in Muthmaßungen, aber es war, als wenn Schreck und Schmach mein Gedächtniß gelähmt hätten; denn ich konnte mich weder auf die Wohnung meiner schändlichen Gattin, noch auf den Namen des Notars, bei dem ich den Kontrakt unterzeichnet hatte, besinnen. Wen sollte ich nun angreifen? wen verklagen? worauf meine Klagen gründen? Das sah ich wohl, daß man sich meiner zu bösen Dingen bedient und ein abscheuliches Spiel mit mir getrieben habe, aber zu welchen Zwecken? Und hatte ich wirklich in einem solchen Kontrakte allen Rechten der Ehe entsagt, was half es mir da, vor Gericht aufzutreten? man würde mir doch nur die böse Absicht zugetraut haben, noch mehr Geld erpressen zu wollen, als mir schon bezahlt worden war.

Wie wahnsinnig lief ich den ganzen Tag in den Straßen von Paris umher; gegen Abend kam ich zur Besinnung; die Natur machte ihre Rechte geltend, und müde und erschöpft eilte ich auf mein einsames Zimmer. Hier bemerkte ich, daß ich noch in den Hochzeitskleidern war; mit dem heftigsten Zorne riß ich sie vom Leibe und warf mich auf das Bett. Endlich überraschte mich gütig der Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genthod, Fernex und Coppet.

(Fortsetzung.)

Der lange und unausgesezte Gebrauch der Linsen und Microskope machten Bonnet später fast ganz blind. Er konnte nicht mehr lesen und schreiben. Da wandte sich sein nun ganz auf sich gewiesener, nach innen gekehrter Geist mit aller Kraft auf die Metaphysik und Religion. Da diktirte er denn sein Buch über die Fähigkeiten der Seele, seine philosophische Palingenesie und die Untersuchungen über die Beweise für die Wahrheit des Christenthums. Zwar zog ihn die herrschende Richtung seines Geistes besonders zur Synthesis hin, demungeachtet ergab er sich auch der strengsten Analisis der Gewohnheiten und des Erkenntnißvermögens. In seinen langen naturhistorischen Studien fand er Gründe genug, die ihn immer zur Religion führten, und in all seinem metaphysischen Denken suchte er nur neue, immer besser zu werden. Bonnet war ein wahrer, ein edler Weise, das Glück und der Stolz seiner Familie. Den schönen blinden Greis in seinem Garten, umgeben von seinen Kindern und Kindeskindern, zu sehen, war ein rührender Anblick, dessen sich noch einige Genfer erinnern können. Sehr häufig und fast täglich war sein Schüler, Freund und Enkel Saussure

bei ihm, las ihm vor, schrieb, was ihm der Greis diktirte, oder spielte mit den Kindern im Gras. Als Bonnet drei-und-siebenzig Jahre in einem Leben voll Arbeit, Einfalt und Bescheidenheit zugebracht hatte, rührte ihn der Tod an, und er neigte sein Haupt, verehrt von Allen, die ihn kannten. Der bittere Spott seines Nachbars Voltaire rührte ihn nicht, es kam ihm nie in den Sinn, darüber ein Wort zu verlieren, und er fällt als Schimpf auf den alten herzlosen Spötter zurück, den seine Freunde den Patriarchen von Ferner nannten. Wie wenig glich er Bonnet, wie ganz anders war sein Leben!

Wir haben von Genthod nur eine halbe Stunde, um zu seinem ehemaligen Wohnsitz zu gelangen. Da ist jezt alles still um das kleine, so berühmte Schloß. Dichtes Gras wächst in dem Hof, der Garten ist vernachläßigt und verwachsen, die Fensterscheiben werden dunkel, denn es wohnt der nicht mehr darin, der zu seiner Zeit französische Philosophie und Literatur beherrschte, und dessen falsche und wahre, aber immer geistreiche Worte in Paris wie in Berlin und St. Petersburg galten. Sein Wohnzimmer ist bekanntlich genau so erhalten worden, wie er es 1778 verließ, um nach Paris zu gehen. Nichts ist anders als die Bettvorhänge, welche die Besucher in kleinen Stückchen mitgenommen haben, wie die Splitter vom Bett des Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen, oder der heiligen Elisabeth auf der Wartburg. An den Wänden hängen mehrere ziemlich schlecht gemalte Porträts, von der Markise du Chatelet, von Lekain, Friederich II., Catharina II., Corneille, Racine, Boileau, Milton, Shakespeare und Pope; in einem andern Zimmer sieht man das Bild, welches Voltairen am meisten Freude machte; es stellt seinen Todfeind Fréron vor, wie ihn die Teufel zur Hölle schleppen. Es ist eine Thatsache, daß der geistreiche Patriarch am liebsten diesem Bilde gegenüber aß, und es dann immer mit besonderer Freude betrachtete. Mitten unter diesen Bildern lebte Voltaire lange Jahre. Wenn das Bett, das Schreibzeug und die Wände sprechen und Alles erzählen könnten, was sie gehört und gesehen, so ließe sich darüber ein sehr interessantes Zeugenverhör aufnehmen, wobei aber der Patriarch schwerlich gewinnen würde. Zwar hörte man hier oft seine Gespräche, die von Witz und Salz sprudelten, aber auch eine Menge gemeiner und leidenschaftlicher Worte und Ausrufungen, die von den dazu passenden Geberden begleitet waren. Großen Gewinn aber würde die Menschenkenntniß daraus ziehen. Neben diesem Zimmer war einst die Bibliothek, die nun einen Theil der Ermitage in St. Petersburg ausmacht.

Das Gesellschaftszimmer oder der Salon ist auffallend klein, woran Voltaire selbst schuld ist. Bekanntlich hatte er selbst den Plan zu dem Haus gemacht, dabei aber die Dicke der Mauern nicht berechnet. Dadurch wurden alle Gemächer desselben bei der Ausführung viel kleiner, als es ihm auf dem Papier geschienen. Der Park ist wesentlich verändert. Es thut einem leid, nicht mehr den kleinen holländischen Garten Voltaire's und den achteckigen Pavillon zu finden, wo er seine Seidenwürmer zog. So fehlen auch die dichten Laubgänge, worin er nach jeder vollendeten Stanze rezitirend auf und ab ging, und wo ihn doch die in Schaaren herbeikommenden Neugierigen nicht sehen konnten. Den mehrsten war weniger daran gelegen, Voltaire zu sehen, als sagen zu können: wir haben ihn gesehen. Ungern vermißt man auch das kleine Theater, das dem Patriarchen so werth war, und an das sich allerdings eine Menge interessanter Erinnerungen knüpfen. Hierher kam die berühmte Clairon von Paris, um als Electra oder als Amenaide aufzutreten. Hier trat Voltaire selbst als Cicero auf, mit dem er allerdings einige Aehnlichkeit hatte durch seinen großen Ruf, durch seine Universalität und durch sein leidenschaftliches Hängen am Ruhme.

Das Dorf Ferner, das jezt so groß, wohlgebaut, blühend und wohlhabend dasteht, verdankt Voltaire fast ganz seine Existenz. Als er hierherkam und sein Schlößchen zu bauen begann, waren nur fünfzehn Häuser da, wenige Jahre darauf waren es über achtzig, und jezt mehr denn zweihundert. Mit Recht nennt sich also das schöne Dorf jezt Ferner-Voltaire. Hier verzehrte und verwendete er alle seine großen Einkünfte. Aber nicht sein Genie und seine Schriften hatten ihn reich gemacht, sondern seine glücklichen Kriegslieferungsspekulationen, seine Handelsunternehmungen und das Wohlwollen des Finanzministers Duvernet. Sechszig Jahre hindurch lebte er sehr sparsam, und erst von dieser Zeit an verthat er alle seine Einkünfte. Sehr richtig sagte er: Sparsamkeit ist die Quelle der Freigebigkeit. Er besaß ein Vermögen von vier bis fünf Millionen Franken, und den größten Theil verwendete er zum Ankauf, zur Austrocknung und zur Urbarmachung eigener und fremder Ländereien. Er baute die Kirche weit schöner wieder auf, errichtete Brunnen von Marmor, Uhren- und Steingutfabriken. Die ganze Gegend nannte ihn mit Recht ihren Wohlthäter, als er vom damaligen Finanzminister ihre gänzliche Befreiung von Steuern und Abgaben ausgewirkt hatte. Deßhalb wollten die Einwohner auch auf dem Fontispiz ihres kleinen Theaters die Sonne malen lassen, mit der Umschrift: „lucet et ditat.“ Sie hatten auch im Sinn, am Eingang des Dorfs eine Art von Triumphpforte mit folgender lateinischer Umschrift zu errichten:

Sumptibus has propriis struxit Voltairius aedes;
Hic effudit opes, dum scriptis educat orbem.
Moenia si starent, vatis dum scripta manebunt,
Urbs aeterna fores, aeternum nomen haberes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Napoleon und die Napoleoniden auf der Bühne.

Die Schauspiele kämpfen gegen den Drang der Zeit an, so gut sie können, und suchen mitten unter den großen politischen Begebenheiten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, auch ein wenig Aufsehen zu erregen, und zwar dadurch, daß sie die allgemeine Stimmung benuzen und ebenfalls politische Figuren darstellen. Napoleons Figur ist nun ziemlich abgenuzt, und darüber wird man sich nicht verwundern, wenn man erfährt, daß seit drei Monaten jeden Abend drei bis vier Napoleons aufmarschiren und das Publikum einige Stunden lang beschäftigen. Es kann unter diesen Napoleons nach Belieben wählen; will es einen kleinen, heitern, so besucht es die Vaudevilletheater, welche dergleichen auftreten lassen. Zieht es eine Reihe von dramatischen Bildern vor, welche sein Auge ergözen und seinen Geist nicht sehr spannen, so geht es zum Cirque olympique und bekommt hier achtzehn Gemälde, eines schöner und prachtvoller als das andere, zu sehen, und hat einen ganzen langen Abend daran zu schauen. Wünscht es einen idealen Napoleon, der noch weit größer ist als der wirkliche, und an dem die Flecken des wahren Porträts verwischt sind, so geht es ins Odeon; hier wird das Stück des Dichters Alex. Dumas, Verfassers der „Christine zu Fontainebleau," dargestellt. Seitdem nun die Hauptfigur jener für Frankreich, oder vielmehr für das französische Kriegsheer so ruhmwürdigen Zeit so sehr verbraucht ist, haben sich die Dichter an die Nebenfiguren aus jener Zeit und diese zu den Helden ihrer Schauspiele gemacht. So hat man nun einen Murat, eine Josephine, und in einem andern Stücke sogar Josephine und Marie Louise, einen Marschall Brüne und dessen Ermordung durch die sogenannten Royalisten, eine Mad. Lavalette, deren Urbild noch lebt, aber leider im Irrenhause sizt, und andere dergleichen berühmte oder berüchtigte Personen mehr. Dieser großen dramatischen Gallerie, deren Aufstellung außerordentliche Kosten verursacht hat, wurde neulich der Untergang gedroht, da der Minister des Innern den Kammern ein Gesez vorlegte, welches den Theatern verbot, Personen vor dem 25sten Jahre nach ihrem Tode auf die Bühne zu bringen, und ihnen die Nothwendigkeit auferlegte, die Erlaubniß der Familien dieser Personen einzuholen. Was wäre aus den mit so vieler Pracht ausgestatteten Napoleons und Napoleonschen Anverwandten geworden, wenn dieses Gesez sogleich zur Ausführung gekommen wäre? Einige Theater hätten vielleicht bankerott werden müssen, wenn man sie gezwungen hätte, die prächtigen Garderoben ins Kleidermagazin zu legen. Ein glückliches Gestirn waltete aber über den Theatern; das Gesez wurde nämlich zu einer Zeit vorgelegt, da weit wichtigere Gegenstände als Theatersachen die gesezgebende Kammer beschäftigten; das Theatergesez ward auf eine Zeit verschoben, wo man von den großen Staatssachen frei seyn werde, und da es damit noch lange dauern wird, so haben die Theater Zeit, ihren Napoleon, dessen Marschälle, Hofbeamten und Frauen bis auf den Grund abzunuzen. Das Theater zur Porte St. Martin hat seinen Napoleon nun grade 110mal aufgeführt und will ihn daher jezt ruhen lassen. Indessen nun die meisten Theater lauter neuere Geschichte dramatisch darstellen, sieht das Théatre français, sonst die Zierde und der Ruhm der Pariser dramatischen Kunst, seinen Saal vom undankbaren Publikum verlassen. Vergebens spielt man ihm Molière's, Corneille's, Voltaire's und Racine's Meisterstücke; vergebens gibt man, um es zu vergnügen, die ausgewähltesten Lustspiele des vorigen Jahrhunderts; die Leute thun, als ob sie vom Daseyn des Théatre français keine Kunde hätten, und laufen zu den achtzehn dramatischen Gemälden des Cirque olympique.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Die Alpenpässe.

Die Straße über den Brenner steht mit den Bündnerstraßen nur für entfernte Punkte in Konkurrenz, wie z. B. für die Verbindung von Augsburg und München mit Mailand und dem südwestlichen Italien, indem für den Verkehr jener Pläze mit dem östlichen Theil der Halbinsel die Bündnerstraßen auf keinen Fall in Anschlag kommen könnten.

Zwei Hauptergebnisse bieten sich in Folge dieser Vergleichung dar.

Vorerst ist der geographischen Lage und örtlichen Beschaffenheit nach augenscheinlich, daß für allen Waarenhandel zwischen ganz Italien und den sämmtlichen Pläzen der nordöstlichen Schweiz, so wie den in gleiche Linie einpassenden entfernteren Bezirke, die drei schweizerischen Centralalpenpässe über den Gotthard, den Bernhardin und die Churer und Klefner Doppelstraße, die zwei leztern überdies für den Verkehr von Lindau, Kempten, Augsburg und München mit Mailand, besonders aber mit Genua, bei weitem die vortheilhafteste Richtung darbieten; daß dann unter diesen drei Straßen wieder die Natur den Verkehr von Basel mit ganz Italien vorzugsweise dem Gotthardspaß, den Verkehr von Zürich mit Genua beiden Bellenzerstraßen, mit Ausschluß der Klefnerstraße, mit Mailand der Gotthard- und der Klefnerstraße, mit der adriatischen Küste ausschließlich der Klefnerstraße angewiesen habe; daß, wenn dessenungeachtet die Savoyer- und mehr noch die Tyrolerstraßen auch in dem, jenen drei Centralpässen angewiesenen Bereich als furchtbare Mitbewerber auftreten, wenn auch unter diesen lezten das von der Natur vorgezeichnete Verhältniß nicht obwaltet, die Schuld größtentheils und fast einzig an unverhältnißmäßigen Kosten und an lästigen Mißbräuchen liegt. Sodann stehen zwar die an den benannten drei Centralalpenpässen unmittelbar und mittelbar Betheiligten einander als Konkurrenten gegenüber und suchen sich gegenseitig den Transithandel zu entziehen; dessenungeachtet liegt auch für sie Alle ein gemeinschaftliches Interesse in der Erleichterung des Verkehrs zwischen Genua und dem Innern des Festlandes über die Alpen, weil von dem Augenblick an, da die Kolonialwaaren mit geringern Kosten aus jenem Freihafen bis nach Zürich und Lindau geliefert werden könnten, als jezt nur bis Chur, der dortige Waarenhandel und somit der, unter die drei Richtungen zu vertheilende Verkehr ganz gewiß sehr bedeutend zunehmen müßte.

Als die alten Saumstraßen durch Graubünden einen Grad von Schlechtigkeit erreicht hatten, der den Transit ganz zu entfernen drohte, wollte das Bündner Volk lieber eine große Anstrengung zu einem neuen Bau machen, als durch Ausbesserung der alten Straßen dem Uebel nur augenblicklich wehren. Ist der Entschluß in der Folge von einem einzigen Unbefangenen bereut, ist er nicht je länger, je entschiedener von der Volksstimme selbst gebilligt, gesegnet worden? Bündens jezige Transiteinrichtungen stehen gegen diejenigen anderer Staaten in keinem bessern Verhältnisse, als der schlechte Saumweg gegen die breite Kunststraße; dennoch begnügt man sich fortwährend mit unzureichenden Flickereien. Sollte nicht auch jezt ein neuer Bau nöthig seyn und in der Folge von der Volksstimme selbst gebilligt, gesegnet werden?

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. April 1831.

J'ai fait un peu de bien, c'est mon meilleur ouvrage.

Voltaire.

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Es gibt Leute, die behaupten, der Voltairius habe unter der Hand diese eitle Inschrift selbst angegeben, denn gemacht hat er sie wohl nicht in eigener Person, da er kein besonderer Lateiner war, was ihm jedoch nicht zum Nachtheil gereicht.

Er lebte wie ein Fürst in Ferner mit seinen zwei- bis dreimalhunderttausend Franken Einkünfte, zumal ihn thörichter Luxus, Hofschranzen, Maitressen, Jagd, Hunde, Pferde und ein Heer von Lakayen, nichts kostete. Er hatte ein einspänniges, mit Wachstuch überzogenes Pirutsch, bespannt mit einem alten verständigen Roß, in dem er nach Genf fuhr, wo noch mehrere Leute leben, die ihn in diesem Aufzug gesehen haben. Er verwendete all sein Geld auf Wohlthun und verständigen Lebensgenuß.

Von Ferner aus erhob sich Voltaire gegen den Tod des unglücklichen Admirals Bing, und seine treffenden Worte wiederhallten überall in Europa. Noch mehr war dieß der Fall mit Calas. Dieser schwache, kränkliche Greis wurde angeklagt, seinen eigenen Sohn umgebracht zu haben, und in Folge eines oberflächlichen Erkenntnisses gerädert. Seine Familie flüchtete nach Genf. Hier lernte sie Voltaire kennen und übernahm sogleich die Vertheidigung des unglücklichen Schuldlosen und seiner verwiesenen Familie; er sprach so überzeugend, trefflich und laut, daß der Spruch des Parlaments von Toulouse kassirt wurde und der unglücklichen Familie wenigstens Ehre, Vaterland und Vermögen zurückgegeben werden mußten. Cicero rettete durch seine Rede den Pompejaner Ligarius vom Tod, zu dem ihn Cäsar, Roms und der Welt Herr und sein persönlicher Feind, verdammt hatte, weil er in der Schlacht mit den Waffen in der Hand gefangen worden war. Dieß ist unstreitig der Triumph der antiken Beredsamkeit. Derselbe ist aber auch einzig in der Geschichte, überdieß war die Beredtsamkeit Ciceros Talent, sein Acker und Pflug, und der Redner hatte die höchsten Staatswürden begleitet, war Konsul gewesen und lebte in großem Ansehen in Rom. Sein Wort war also auch in dieser Beziehung von Gewicht und Bedeutung. Wie ganz anders war dieß bei Voltaire! Wie er für Calas und seine Familie auftrat, lebte er verbannt und weit entfernt vom Hof und der Hauptstadt, aufs Land an der äußersten Grenze des Reichs zurückgezogen, ohne Titel, ohne Stelle, er hatte keinen andern Einfluß als den des Genies, und doch war er durch die Gewalt des Worts die kräftigste Macht seiner Zeit. Voltaire war hier mehr als Cicero. In Ferner nahm er den verwiesenen Delille gastlich auf, hier schrieb er seine beredten Vertheidigungen und Apologien Marmontels, Martins, Lally's, la Barre's und der Wittwe Montbailly, die er vom Tod rettete. In Ferner nahm Voltaire die arme Enkelin Corneilles an Kindesstatt an und gab ihr neunzigtausend Franken Mitgift; hier unterstützte er einen Bauer aus Saffoner mit dem nöthigen Geld, um wegen eines strei-

tigen Grundstücks gegen ihn selbst prozessiren zu können, wiewohl Voltaire schon ein günstiges Urtheil für sich hatte, das aber der Bauer durch Appellation umwerfen wollte und wirklich umwarf. Voltaire erfuhr das neue Urtheil früher als der Bauer, sezte sich in sein Pirutsch und fuhr nach Sassoner, um es seinem Gegner anzukündigen. In Ferner antwortete er seinem Rechtsanwalt, der wegen einer Schuld von siebentausend Franken einen Bauer auspfänden lassen wollte, die schönen Worte: „Es mag um das Geld seyn! verliert man doch nie beim Allmosen, wenn ein Vater seiner Familie, ein nützlicher Bürger dem Staat erhalten wird.“ In Ferner that auch sonst Voltaire viel im Stillen wohl.

Warum hat das Andenken an Voltaire nicht blos solche Erinnerungen? Warum flechten sie sich nicht rein in seinen Dichterkranz? Was brauchte er nach dem traurigen Ruhm eines alles Heilige mit Füßen tretenden Philosophen und eines schmutzigen Poeten zu geizen, der das schönste Bild seiner Nation in den Koth trat? Was brauchte er das Haupt einer Parthie zu werden und niedriger Leidenschaft seine spätern Jahre hinzugeben, wo schon sein Alter und seine grauen Haare eine würdige Stellung erheischten? Wer auch im Dictionnaire encyclopédique, in der Pucelle, in seinen kleinen Romanen und in seiner Korrespondenz überall schöne Sprache und witzige Haltung findet und bewundert, dem entgeht doch nicht das Oberflächliche und Herzlose seiner Darstellung, und daß es leichter ist, niederzureißen, als aufzubauen. Aber nur in Ferner hat Voltaire das Niedergerissene besser wieder aufgebaut. In seinen immer scherzhaften und witzigen philosophischen Werken dringt doch auf allen Seiten die mühsam unterdrückte üble Laune hervor. Sein Scherzen ist nicht aufrichtig, und darum bringt er zwar durch seinen reichen Witz zum Lachen, wahren Frohsinn des Herzens kann er aber nicht erregen. Seine affektirte Bonhommie ist mir wenigstens sehr zuwider. Da ist mir eine Seite von Jean-Jacques lieber, denn, wenn sie auch überspannt ist, so spricht doch Wahrheit und volles Gefühl daraus. Darüber war Voltaire auf den armen Genfer neidisch und wurde nicht müde, ihn mit Lüge, Verläumdung und Spott zu verfolgen. Sein ganzer Geist und Witz reicht aber nicht hin, um zu verdecken, was seine Theorien und Lehren Trauriges und Untröstliches hatten. Er möchte dem Volk mit Teufelsgewalt seinen Glauben an Gott und an ein höheres Daseyn nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Als ich am folgenden Morgen erwachte, traten mir die Begebenheiten des gestrigen Tages wieder in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor die Seele, aber mein Blut war kälter, und ich beschloß, vor allen Dingen nichts ohne den Rath eines erfahrenen Mannes zu thun. Im Begriff, mich anzuziehen, um einen Rechtsgelehrten aufzusuchen, überlegte ich eben, wen ich wählen sollte, als ein Diener der Polizei zu mir eintrat und mir ein versiegeltes Kabinetsschreiben überreichte, das ich hastig erbrach. Es enthielt den Befehl, binnen vier-und-zwanzig Stunden Paris zu verlassen und mich nie ohne ausdrückliche Contreordre dieser Hauptstadt in einem Umkreise von fünfzig Lieues zu nähern. Diese plötzliche Verbannung öffnete mir die Augen; ich sah, daß hier mächtige Personen mit im Spiele seyn mußten, und beschloß, das tiefste Schweigen über mein unerklärliches Abentheuer zu beobachten, da es das einzige Mittel war, meinen guten Namen vor Schande zu bewahren. Noch an demselben Tage reiste ich ab, und ob ich gleich Niemanden meinen neuen Aufenthalt anvertraute, so wurde mir doch mein Einkommen zu rechter Zeit aus der königlichen Kasse ausbezahlt. Da ich es nicht zurückweisen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, so beschloß ich, es gänzlich zum Besten meiner Familie zu verwenden.

Ich hatte mich in Valogne niedergelassen, dem Hauptversammlungsorte des Adels in der Basse-Normandie, wo es daher auch nicht an allen den Thorheiten fehlte, welche die Sucht, vornehm zu thun, erzeugt. Anfangs hielt ich mich ferne von den Kreisen meiner Standesgenossen, und lebte länger als ein Jahr wie ein Einsiedler; als jedoch auch einige meiner Kriegskameraden sich daselbst ansiedelten und meinen Umgang suchten, durfte ich mich nicht ausschließen und war genöthigt, mich dann und wann in größern Gesellschaften sehen zu lassen. So befand ich mich eines Abends in dem zahlreichsten und ausgesuchtesten Zirkel der Stadt, als ein Offizier sich mir vorstellen ließ und mich mit den Worten anredete: „Sie heißen de Flasselles, mein Herr; wären Sie vielleicht mit der Marquise de Flasselles verwandt? Das ist eine Dame, die ungeheures Ansehen hat und eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich ein bischen bei ihr protegiren wollten, denn ich brauche Protektion.“ Die Aeußerung dieses Zudringlichen erfüllte mich mit Wuth und Verwirrung, doch verbarg ich meine Gefühle, so gut ichs vermochte, und erwiederte ihm kalt: „Es ist möglich, mein Herr, daß ich mit der Dame, von der Sie reden, verwandt bin, ohne es zu wissen; doch ist in unserer Familie kein Marquisat, und wir stammen aus der Normandie.“ — „Ganz recht,“ entgegnete er lebhaft, „dort ist auch der Gemahl der Marquise zu Hause. Das muß ein närrischer Kauz seyn. Nachdem er den Schritt gethan, sich mit der Maitresse eines großen Herrn zu verehelichen, ist er thöricht genug, die daraus für ihn entspringenden Vortheile nicht zu benutzen, son-

dern hat sich freiwillig verbannt und soll, wie man sagt, gleich einer Pflanze in einem entlegenen Winkel des südlichen Frankreichs vegetiren. Es ist eine rechte Thorheit von ihm, nicht einmal die Früchte einer solchen Aussaat erndten zu wollen und seine Frau Gemahlin zu dem benutzen, wozu sie gut ist, zu einer ergiebigen Geldquelle nämlich."

Mich erstickte fast der Zorn, als ich diese Worte vernahm, und die glühendste Röthe wechselte mit Todesblässe auf meinem Gesichte, was jedoch der Schwätzer, mit dem ich zu thun hatte, glücklicherweise nicht zu bemerken schien. Ich sammelte mich und erwiederte nach einer Pause: „Sie drücken sich, glimpflich gesagt, sehr unvorsichtig aus; Sie können ja nicht wissen, in wie fern jenes Verhältniß auch mich berührt, und ob es mir nicht sehr schmerzlich ist, es so beurtheilt zu sehen." — „Entschuldigen Sie," antwortete er gutmüthig, „ich habe nicht im geringsten die Absicht gehabt, Sie mit meinen Reden zu verletzen; dergleichen Dinge sind ganz gewöhnlich in unsern Tagen, und ich war hier nur das Echo von halb Paris." — „Lassen Sie uns davon abbrechen," entgegnete ich trocken, „dort wird gar viel geschwazt." — „Ja," erwiederte er, „aber auch viel gethan, von dem eben nicht immer gesprochen wird."

Nachdem ich mich bemüht hatte, die widrigen Gefühle in meinem Innern, welche während dieser Unterredung sich meiner bemächtigt hatten, zurückzudrängen, verließ ich die Gesellschaft, in welcher der Zufall mir völlige Aufklärung über mein bisher mir unbegreifliches Abentheuer gegeben hatte. Es war mir jezt ein Räthsel, wie ich so lange das Rechte hatte verfehlen können und mir eher alles andere, nur nicht eine solche Entwicklung gedacht hatte. Unfähig, länger dem Zorn zu widerstehen, den der Gedanke, meinen guten Namen auf eine schändliche Weise mißbraucht zu sehen, in mir erregt hatte, beschloß ich, allen Gefahren zu trotzen und nach Paris zu eilen, um durch meine Gegenwart jener Schmach ein Ende zu machen, auf eine Weise, die ich aus dem einzigen Grunde für möglich hielt, weil sie ehrenvoll und rechtmäßig war. Wie wenig kannte ich doch die Welt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

Kund und zu wissen sey, sagt der chinesische Strafkodex, wer sich unterfängt, in der Citadelle, den Gärten oder Pallästen Seiner Majestät des Selbstherrschers im himmlischen Reiche des juste milieu sich blicken zu lassen, verliert das Bürgerrecht, wenn er es hat, und wer da in das Wohn- oder Speisezimmer des Kaisers tritt, kann nichts weiter erzählen, denn er wird zuvor stranguliert. Das kaiserliche Gefolge darf den Fürsten keinen Augenblick verlassen, sonst wird es geprügelt, und geschieht es auf einer Reise, strangulirt. Die für den besondern Gebrauch des Kaisers vorbehaltenen Landstraßen, Brücken und Fußwege dürfen von sonstigen Fußgängern und Reitern nur dann betreten werden, wenn sie eine Tracht Schläge bekommen wollen. Bei kaiserlichen Reisen werden alle Offiziere und Soldaten, die nicht zu seiner Begleitung gehören, ersucht, ihm aus dem Wege zu gehen, wenn sie nicht strangulirt seyn wollen, und es wird „gnädigst" vergönnt, daß, wenn Se. Maj. irgendwo unerwartet eintrifft, man sich blos mit dem Gesicht auf den Boden zu werfen hat, bis nichts mehr zu sehen ist. Will Jemand eine Supplik überreichen, so kann er sich am äußersten Rande der Straße zu Boden werfen. Bricht er durch die Linie des Gefolges hindurch, so kommt es darauf an: ist seine Klage gerecht, so thut man ihm nichts, ist sie grundlos, so wird er strangulirt.

Die Befehlshaber des Heeres dürfen nicht ohne vorläufige hohe Erlaubniß mit den Truppen aufbrechen, außer wenn eine Empörung jeden Verzug schädlich macht. Wer dagegen handelt, bekommt hundert Stockprügel und wird verbannt. Wenn ein Oberfeldherr die bereits unterjochten Rebellen plündert oder so sehr unterdrückt, daß sie in die Wüste laufen wollen, so wird besagter Oberfeldherr enthauptet. Wenn ein Regierungsbeamter durch Druck und gesetzwidriges Verfahren die Unterthanen zum Aufstande reizt, und sie ihn aus der Residenz jagen, so wird er mit dem Tode bestraft. Wenn Soldaten gegen die Kriegszucht freveln, so büßen ihre Offiziere dafür; wenn ein Soldat sich vergeht, bekommt der Sergeant 40 Stockprügel, wenn 5 einen Fehler machen, schlägt man den Hauptmann, wenn 10, den Obristen, wenn 50, den General. Wenn ein Offizier privatim Soldaten als Bedienten braucht, bekommt er Schläge. Deserteurs werden zum erstenmal geschlagen, zum zweitenmal strangulirt. Kommen sie aber binnen hundert Tagen zurück, so gehen sie frei aus.

Niemand darf ohne Paß über die Grenze eines Bezirks; gewisse Waaren dürfen nicht über die Grenzen der einzelnen Provinzen; wer sich mit Fremden einläßt, wird strangulirt; wer Landeserzeugnisse oder Erfindungen ausführt, desgleichen fremde Spione erleiden den Tod. Der Beamte, der eine an die Regierung gerichtete Klagschrift nicht besorgt, wird mit dem Tode bestraft. Das Gesetzbuch bemerkt ausdrücklich, dieser Artikel habe zum Zweck, daß die obern Beamten die Beschwerden ihrer Untergebenen nicht in die Tasche stecken. Den Schenkwirthen ist verboten, den zu einer Gesandtschaft gehörigen Fremden etwas zu verkaufen oder abzukaufen. Die Anzahl der Personen, welche als Gefolge einer Gesandtschaft ins Land kommen dürfen, ist durch das Gesetz beschränkt, und von mehreren Nationen nimmt man gar keine Gesandten an.

Die lezten Nachrichten aus Peking, vom 1. Mai 1830, sagen im Wesentlichen Folgendes: Was jezt den öffentlichen Geist am meisten in Unruhe sezt, ist der Mangel an Regen. Regierung und Volk fasten und beten, um den Himmel zum Regnen zu bewegen. Der kaiserliche Koch hat eine Bittschrift eingereicht, man solle eine Untersuchungskommission niedersetzen, um zu entscheiden, was es auf sich habe, daß er den Küchenzettel zu spät eingereicht; der Souverän hat ihn zu begnadigen geruht. Die Obrigkeit von Canton hat unlängst durch öffentlichen Anschlag die unziemlichen öffentlichen Anschläge verboten, allein vergebens. Das Canton Register beklagt sich über die revolutionären Umtriebe.

Man schreibt aus Australien: In Van Diemens Land ist ein Streit zwischen den Journalen und der Geistlichkeit ausgebrochen. Der Prediger Macarthur hat sich auf der Kanzel beklagt, daß gewisse Leute, anstatt in die Kirche zu gehen, ihre Zeit mit dem Lesen des Zeitungsplunders verlieren. Wahr ist es, das Journal the Tasmanian hatte gegen die Beredtsamkeit Herrn Macarthurs gesprochen.

Man erinnert sich vielleicht des berühmten Lexikographen und Fürsten von Oude, der vor einigen Jahren dem Herrn von Hammer ein Exemplar seines Werkes zugeschickt hat. In dem Lande dieses indischen Fürsten sind Unruhen ausgebrochen, und da im lezten Oktober das Prinzip der Nichtintervention in Indien noch nicht bekannt war, so marschirten alsbald brittische Truppen hin, um den früheren status quo aufrecht zu halten, allein bei Abgang der Post war noch nichts entschieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Noth des Théâtre français. Neue Theaterstücke.

Die armen Schauspieler, welche sich Comédiens du Roi nennen, spielen die chefs d'oeuvre dramatiques, die jeder wohlerzogene Franzose in seiner Bibliothek besizt, vor leeren Bänken und Logen, und müssen mit Aerger vernehmen, wie alles den andern Theatern zuströmt, um ein übelgerathenes historisches Schaustück aus der neuern Zeit zu begaffen, und taub gegen alle reizenden Einladungen der sogenannten Nationalbühne bleibt. Die Folge davon ist, daß die Kasse dieses Theaters eine schreckliche Leere darbietet; und da die Schauspieler keine Muster von guten Haushältern sind und in Zeiten des Ueberflusses nicht sehr daran gedacht haben, daß Corneille und Racine sie einmal im Stiche lassen könnten und es gut sey, einen Sparpfennig zu haben, so sind sehr betrübte Dinge für sie daraus erwachsen. Einer der besten Schauspieler hat mit seiner Familie aus Paris flüchten müssen, um vor seinen Gläubigern sicher zu seyn; nur wenn er zu spielen hatte, kam er auf den Abend in die Stadt und begab sich hernach wieder auf's Land. Man kann denken, ob ein Schauspieler in solchen traurigen Umständen aufgelegt ist, gut zu spielen. Was soll nun aber aus dem armen Theater werden? Zu einer Zeit, da so viele andere dringende Staatsausgaben zu bestreiten sind, darf das Theater auf keine große Begünstigung rechnen; auch haben sich viele Stimmen wider die schweren Zulagen erhoben, die man den sogenannten königlichen Theatern zufließen läßt, und die sie doch nicht vor schlechtem Erfolge schüzen; die königlichen Theater, die freilich auch weit mehr Kosten haben als die unabhängigen, sind gerade die verschuldetsten, wenn man die italienische Oper ausnimmt, die sich noch ziemlich gut forthilft. Von den freien Theatern sind allerdings auch einige bankerott geworden, weil sie einander schaden und zu nahe beisammen stehen; allein sie brauchen doch nimmer die Hülfe der Regierung anzurufen, um sich aus der Noth zu ziehen, und haben bald neue Unternehmer und neue Stücke, um das Publikum herbeizuziehen. So hat das Vaudeville jezt eine Madame Dubarry, die wahrscheinlich ohne die durch die Revolution des Julimonats entstandene oder vielmehr eroberte Theaterfreiheit sich nicht hätte zeigen dürfen; denn wie hätte unter Karl X. die Maitresse seines Großvaters, Ludwigs XV., auf die Bühne gebracht werden können? Scribe hat mit seinem besten Gehülfen Bayard ein lustiges Vaudeville aus seinem „deutschen Hofe" gemacht. Ueberhaupt hat es Scribe gern mit den kleinen Höfen Deutschlands zu thun. Er findet hier neuen Stoff, und die Sitten, Vorurtheile und Mißbräuche in den kleinen Staaten scheinen ihm etwas Pikantes für die Pariser. In dieses Vaudeville hat er sogar etwas Geschichtliches aus dem merkwürdigen Jahre 1830 hineingebracht, nämlich ein Volk, welches eine Verfassungsurkunde verlangt, und eine Favoritin, gegen welche das Volk aufgebracht ist. Ein anderer Dichter hat ein rührendes und sentimentales Vaudeville aus der Geschichte des Mädchens gemacht, welches, um ihre Mutter vom Hungertode zu retten, ihre Ehre aufopfert; das Stück heißt die „Bettlerin," und verursacht jeden Abend nasse Augen und nasse Schnupftücher in Menge; ein Triumph, über den sich der Dichter freut und der den Kassier lachen macht. Noch ein anderer Dichter hat einen „Zimmermann oder Laster und Armuth" in diesem Tone geschrieben, und ein vierter „Juliette," Vaudeville in einem Aufzuge. So wie Scribe einen deutschen Aufruhr, freilich einen gelinden, wie man sie in Deutschland erlebt, dargestellt hat, ist es einem spanischen Dichter eingefallen, Riego's Versuch, Sevilla vom Joche der Priester und der Camarilla zu befreien, an eine Liebesintrigue zu knüpfen. Ob dieses Stück, wozu ein spanischer Tonkünstler, Gomis, die Musik gesezt hat, irgendwo in der Originalsprache aufgeführt worden ist, weiß ich nicht; in Spanien selbst wohl schwerlich. Man hat diese komische oder komisch seyn sollende Oper aus dem Spanischen ins Französische übersezt, und auf der hiesigen Operettenbühne unter dem vielversprechenden Titel gegeben: „der Teufel zu Sevilla;" statt des Teufels schleicht sich aber zuweilen die Langeweile in den Saal; nur Gomis Musik, die keineswegs von gewöhnlichem Schlage ist, weckt die Zuschauer auf. Dazu kommt, daß man in Frankreich an den außerhalb Spanien befindlichen Spaniern, worunter in der That sich viele ausgezeichnete Männer befinden, mehr vielleicht, als in Spanien selbst, lebhaften Antheil nimmt. Sehr interessant war im Sommer vorigen Jahres, kurz vor dem Ausbruche der Revolution des Julimonates, die erste Aufführung des heroischen Schauspiels Aben Hameya, von dem Staatsmanne Martinez de la Rosa, wozu jener Gomis auch einige Musikstücke gesezt hatte. Hier war der Kern der spanischen Männer von Talent und Freisinn beisammen; hier äußerten sie ihre Hoffnungen und ihre Freude gemeinschaftlich, und schienen den Parisern beweisen zu wollen, daß Spanien in seiner tiefen Erniedrigung doch noch Geister besizt, die eine edlere Bestimmung kennen, als vor dem Throne zu kriechen und vor den Mönchsklöstern die Mittagssuppe zu erbetteln.

Dc.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. April 1831.

— Hätt' es Gott gefallen,
Durch Trübsal mich zu prüfen; hätt' er Schmach
Und Elend auf mein nacktes Haupt geregnet,
So fänd' ich noch in einem Herzenswinkel
Ein Tröpfchen von Geduld. Doch mich zu machen
Zu einem Standbild für die Zeit des Hohns,
Mit unverrücktem Finger drauf zu deuten!

Shakespeare.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Kaum in der Hauptstadt angekommen, hatte ich auch keine Ruhe mehr, so mächtig herrschte mein Gefühl in mir vor. Ohne Zögerung spürte ich dem verderbten Wesen nach, das meinen Namen unverdienter Schande Preis gab. Es ward mir nicht schwer, das verruchte Weib aufzufinden; nur zu bekannt war seine Lebensweise. Die einzige Klugheitsmaßregel, welche ich für nöthig erachtete, bestand darin, mich in dem Hôtel, wo ich abgetreten war, anders zu nennen, als ich wirklich hieß. So kam es, daß ich unbemerkt von der Polizey blieb; denn sonst würden meine Gegner gewiß nicht unterlassen haben, allen meinen Unternehmungen dadurch zuvorzukommen, daß sie sich so schnell wie möglich meiner Person versicherten. Sie hatten ja die volle Macht in ihren Händen. So verflossen mir zehn Tage im Schwanken und in der Unschlüssigkeit, wie ich die Sache beenden sollte; endlich führte mich eines Morgens der Zufall vor dem prachtvollen Hôtel, das auf eine so schimpfliche Weise mit meinem gestohlenen Namen prangte, vorbei. Mein Blut kochte bei dem Anblick, und ohne mich zu besinnen, eilte ich hinein. Der Schweizer hielt mich im Thorwege auf; ich fragte dringend nach der Marquise de Flasselles, denn diesen Titel hatte sich, Gott weiß mit welchem Rechte, die Schändliche beigelegt.

„Laßt solche Beiwörter weg," unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin, die bisher aufmerksam, doch, wie es schien, mit geheimem Widerwillen, zugehört hatte. „Laßt solche Beiwörter weg," wiederholte sie, „ich liebe dergleichen nicht; fahrt in dem ruhigen Tone fort, in dem Ihr begannt."

„Verzeiht, hochwürdige Frau," erwiederte er; „so oft ich auch jene Scene mir zurückrief, so bin ich doch noch immer nicht Herr über die Gefühle geworden, die das Andenken an dieselbe in mir erweckt, obgleich schon so lange Jahre dazwischen liegen. Es ist jetzt zweifach Unrecht von mir, mich bei dieser Gelegenheit gehässigen Gesinnungen hinzugeben; mein Alter und Eure Gegenwart, der das Ganze ja so fern steht, wie das Meer dem Monde, sollten mir allerdings Fesseln angelegt haben; aber leider klopft mein Herz mitunter noch jugendlich heftig. Entschuldigt es dieses Mal, ich werde im weitern Verlaufe streng über mich wachen." — „Das erwarte ich von Euch," entgegnete die Aebtissin. Eugen fuhr fort. „Ich schützte bei dem Portier eine wichtige Angelegenheit vor; er zeigte mir stolz das Vorzimmer, in das ich mich eilends begab. Hier fand ich einen Lakaien, dem ich mein Anliegen wiederholte; er wies mich vornehm und verächtlich zurück, wurde jedoch geschmeidiger, als ich ihm ein Goldstück in die Hand drückte, versprach, mich zu melden, ging fort und ließ mich auch nur eine halbe Stunde warten, die mir sehr langsam verfloß, da mich die Furcht quälte,

erkannt worden zu seyn. Endlich kam er zurück und führte mich in ein anderes Zimmer, mit dem Bedeuten, seine Gebieterin werde sogleich erscheinen.

Die seltsamsten Empfindungen wechselten während dieser kurzen Zeit in meiner Seele, doch hatte ich mich hinreichend gefaßt, um ihr mit Ruhe entgegen treten zu können, als sie kam. Sie bemühte sich, Würde und Wohlwollen zu affektiren, da sie in mir einen Bittenden vermuthete, der ihres Schutzes bedürftig sey. Aber kaum erblickte sie mich, als sie sich auch schon meiner Züge erinnerte und nicht im Stande war, ihre Verwirrung zu verbergen. „Welche Ueberraschung!“ rief sie; „wer hätte Sie je hier erwartet, mein Herr! was führt Sie her?“ — „Die Ehre,“ erwiederte ich mit ernstem, ruhigem Ton; „aber wenn ich mich nicht irre, so wird sie hier in diesen vergoldeten, schön geschmückten Zimmern schwerlich zu finden seyn. Man hat hier meine Unerfahrenheit gemißbraucht, mich um meinen guten Ruf betrogen, meinen unbefleckten Namen gebrandmarkt!“ Diese Anrede hatte sie nicht erwartet, das Gefühl ihrer Schuld lähmte ihre Zunge und sie suchte vergeblich nach Worten. „Denkst Du, Schändliche,“ rief ich heftiger aus, „daß ich diese Schmach gutwillig dulden werde? Ich verlange meine befleckte Ehre, meinen geschändeten Namen von Dir zurück, oder ich werde Dich mit dem Gesetz zwingen, Deine und meine Schande in einem Kloster zu verbergen. Das Recht ist auf meiner Seite, und ich trotze Deinem Verführer und seinen Helfershelfern, so lange ich noch Kraft habe, meinen Arm zu heben. Ich verlange Deinen Entschluß auf der Stelle.“

„Wir wollen hier für heute schließen,“ sagte die Aebtissin mit unsicherem Tone; „ich habe einst eine ähnliche Scene erlebt, das heißt, ich war dabei zugegen, und die Erinnerung daran weckt Gefühle in mir, die zu quälend sind, als daß ich bei meiner wankenden Gesundheit mir erlauben dürfte, sie wieder in vollem Maaße auf mich einwirken zu lassen.“ Eugen blickte sie verwundert und fragend an, sie aber winkte ihm still mit der Hand, er möge sich entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Voltaire raubt dem Volk Alles, was ihm tröstend und aufrichtend seyn kann, und was gibt er ihm dagegen? Nichts als das, was er Enttäuschung nennt. Wenn diese aber gerade Täuschung wäre? Man sieht aus all seinen Worten, wie er sich vor solch einem höhern Daseyn fürchtet und sich polypenartig ans Läugnen klammert; denn in einem solchen Daseyn — das fühlte er wohl — wäre es mit Allem aus, was ihn hier unten auszeichnete und hochstellte. Witz, Spott, encyklopädischer Geist, Sprach- und Verstalent, Reichthum, Titel, Gunst der Großen, was wird aus alle dem in einem höhern Seyn? Ich möchte beinahe denen beistimmen, die behaupten, seine ganze Philanthropie und Wohlthätigkeit sey nichts gewesen, als Theatertugend, die den Leuten in die Augen fallen, gelobt werden und dadurch seiner Eitelkeit dienen sollte. Dieß ist um so glaublicher, da Voltaire rauh und herzlos handelte, wenn seine unbändige Eigenliebe und seine Herrschsucht nur im Geringsten ins Spiel kamen. Dann war auf einmal alles Wohlthun und alle Mildthätigkeit vergessen, und der Philosoph zeigte sich in seiner ganzen Härte und Schärfe. Als der arme Rousseau flüchtig, verbannt, verkannt und in Mangel herumirrte, was that da Voltaire, von dem Jean-Jacques immer mit so hoher Achtung gesprochen hatte? Bot er ihm vielleicht in seinem Reichthum und auf seinem weitläuftigen Besitzthum Zuflucht und Unterstützung, oder Verwendung bei seinem vielseitigen Einfluß in Paris an, wie wohl so manche andere thaten? Nein, er fiel mit doppelt bissigem Ingrimm, mit Witz und Spott, mit falschen Beschuldigungen, ja mit einer Art von Wuth über ihn her, und prophezeite, der Genfer werde mit Schimpf und Schande enden. Und warum dieß Alles? weil Rousseaus Talent und Ruf ihm unendlich zuwider war, und weil er mit Recht fürchtete, daß sein Ruhm durch den Genfer verlieren könne. Darin hat er sich nun freilich nicht geirrt.

Wir schließen diese Bemerkungen über Ferner mit einigen Anekdoten, die da vorfielen, und die Voltaire, wie wir ihn dargestellt haben, scharf bezeichnen. Ganze Schwärme von Fremden kamen täglich an und in sein Haus, um ihn zu sehen; aber der Patriarch war so klug, dieß Glück nur wenigen zu gestatten, um sie in Athem und bei Appetit zu erhalten. Unter diesen Zudringlichen war auch einer, der, ohne weiter anzufragen, wie wenn er ins Haus gehörte, durch das eiserne Gitterthor gerade ins Schloß trat und durch den Vorsaal auf einen Bedienten losging, der vor dem Kabinet seines Herrn beschäftigt war, während Voltaire drinnen arbeitete. Nun begann zwischen den dreien folgendes komische Gespräch: „Sie können nicht hinein, der Herr ist in seinem Kabinet beschäftigt und empfängt Niemanden.“ — „Sagen Sie, was Sie wollen, ich muß hinein.“ Voltaire, aus seinem Kabinet laut rufend: „Sagt ihm, daß ich nicht zu Haus bin.“ — „Aber wenn ich doch seine Stimme höre?“ — „Dann sagt ihm, ich sey krank.“ — „So will ich ihm den Puls fühlen, denn ich bin vom Handwerk.“ — „Sagt ihm, ich sey todt.“ — „Dann will ich ihn unter die Erde bringen, er ist der Erste nicht.“ — „Nun, der ist zäh und hartnäckig, laßt ihn nur herein. — Fürwahr, Herr, Sie müssen mich für ein recht merk-

würdiges Thier halten.“ — „Allerdings, für den Phönix.“ Voltaire, besänftigt und scherzend: „Es kostet zwölf Sous, mich zu sehen.“ — „Hier sind vier-und-zwanzig! ich komme morgen noch einmal.“ Voltaire lachte und nahm nun den witzigen und schmeichlerischen Fremden sehr gut auf. Es war Gibbon, der damals in Lausanne wohnte und hernach oft mit Voltaire zusammenkam.

Ein junger Poet aus der Nachbarschaft wollte ihm durchaus sein so eben fertig gewordenes Lustspiel vorlesen. Voltaire ging ungern daran, und hörte mit Mühe das Stück bis zum zweiten Akt an. Da wurde vorgestellt, wie man einem einen Zahn ausreißt. Kaum hatte er dieß vernommen, so sprang er schreiend von seinem Sitz auf: „Ach! Ach! Sie reißen hier den Leuten die Zähne aus! ich mache, daß ich fortkomme.“ Und damit lief er unaufhaltsam zum Zimmer hinaus und kam nicht wieder. Der arme Autor saß wie versteinert da.

In Genf lebte einige Zeit der Quäker Claudius Gay aus Philadelphia, und Jedermann bewunderte ihn wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit und wegen seines einfachen Lebens. Voltaire wünschte sehr, ihn kennen zu lernen. Jedermann hatte aber seine guten Gründen, den edeln, frommen Mann nicht mit ihm in Verbindung bringen zu wollen. Endlich übernahm es doch ein angesehener Genfer, Voltaire mußte aber vorher versprechen, daß er keine Aeußerung thun wolle, die Gay mißfallen könnte. Er versprach es, und es wurde ein Mittagessen zur Zusammenkunft veranstaltet. Im Anfang war Voltaire ganz ergriffen von dem edlen Gesicht des Quäkers, voll Ruhe und Würde. Bis gegen das Ende des Mahls ging auch alles recht gut. Da kam aber das Gespräch auf die ersten Bewohner der Erde. Voltaire fing nach seiner Gewohnheit gleich damit an, über diejenigen zu spotten, die an die heilige Schrift und ihre Aussagen über diesen Gegenstand glaubten. Dieß rührte aber den Amerikaner nicht im Geringsten. Mit den schärfsten logischen Gründen und mit der größten Ruhe übernahm er ihre Vertheidigung. Voltaire sah wohl in den Gesichtern seiner Gäste, wie sehr sie sich zu Gay hingezogen fühlten, er wurde darüber immer ärgerlicher, und da er hier eine ganz neue, ihm bisher unbekannte Weise, zu streiten, sah, so unterbrach er den Quäker alle Augenblicke durch Sarcasmen und Witze, über die Niemand lachen wollte. Deßhalb wurde er noch giftiger und sagte dem Quäker grobe und beleidigende Worte. Dieser hingegen stand langsam vom Tisch auf und sagte mit großer Würde zu ihm: „Einst, Freund, wirst Du vielleicht diese Dinge besser verstehen, bis dahin verlasse ich Dich; Gott sey mit Dir.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und ging zu Fuß nach Genf zurück, wie er gekommen.

Große Schriftsteller und große Männer überhaupt sind wie Fackeln in der Nacht. Dünste und Nebel, die aus der Erde steigen, lassen ihre Flamme freilich größer erscheinen, aber auch bleicher und unstäter. Tritt man näher, so wird die Flamme wohl kleiner, aber desto lebhafter und leuchtender. So täuscht der Ruf immer mehr, bis er am Ende in der Ferne ganz kolossal wird. Besucht man aber diese berühmten Männer selbst, oder nur die Stellen, wo sie wohnten, so kommt man bald ins Reine; das rechte Verhältniß findet sich und man stellt sie auf ihren wahren Platz, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Zwischen den Wänden ihrer Wohnungen faßt sich der Verstand wieder; Vorurtheile, Enthusiasmus oder Haß, legen sich, und der Geist gelangt zum ruhigen Urtheil.

(Schluß des ersten Artikels.)

Seyn und Nichtseyn.

(Le Mort vivant.)

Rundgesang.

Nach Beranger.

Befängt die Langeweile meinen Sinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Weiß man sich aber vor Hallelujah
Und Freude gar nicht mehr zu retten, ha!
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Spielt mir ein Narr mit seinem Geld Klin klin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch sezt man Weine auf, und heißt's: Wer da?
Und ruft zur Klingel man ihr Alter, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Verschreibt man Königen Staatsmedizin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Weinschmeckerische Sapientia,
Will diese ihren Stoff erschöpfen, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Heißt es, du mußt gen Nord zu Felde ziehn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch trinkt am Feu'r, im Ofenschirmklima,
Man eines sich und andres vor, ja, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Tritt einer gleich als Schöngeist vor mich hin,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Gibt aber, ohne Geist, Sadone, sa, sa,
Grundkräft'gen Rundreim man zum Besten, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Schwazt mir ein Andächtler von Geistsgewinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch stiftet eine Brüderschaft etwa
Im Keller fromme Conventicula,
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Kommt der Herr Graf, und geht der freie Sinn,
So betet für mich: ich bin hin, bin hin!
Doch sezt Themirchen sich mit Malaga
Zu uns noch heiter an die Tafel, ja
Dann bin ich, bin lebhaft, leibhaftig da!

Geht's ohne Trinken auf dem Strand hier ab,
So betet für mich, wie im Grab, im Grab!
Doch oft noch Anker hier zu werfen, sind
Wir mit dem Glas, ansteh'nd den besten Wind,
Lebhaft-, leibhaftig-, lustiges Gesind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Braunschweig, März.

Die von einem Privatmann gestiftete Blindenanstalt.

Wenn dem weitgereisten Wandersmann im Hochgenusse der Kunst- und Naturwunder, die sich seinen Blicken allenthalben darboten, glückliche Jahre hingeschwunden, wenn er mit freudigem Staunen die unzähligen wohlthätigen Institute aller Länder — eben so viel Denkmäler menschlicher Eitelkeit, als frommen Wohlwollens — betrachtet hat, wie schwinden alle diese Herrlichkeiten in seiner Erinnerung, wenn sein eben noch von allen Schrecken der Elemente und einer empörten Natur getroffener Blick nun auf das einfache Hospitium von St. Bernhard fällt, und das ärmliche Asyl gewahrt, das, in seiner Demuth stark, nur vom Hauche der Liebe erwärmt, nur von Geschenken der Liebe ausgestattet, dem von aller Welt Verlassenen, von einer feindlichen Natur Geängsteten die nicht mehr gehoffte sichere Stätte bietet, gleichsam die herzlose Kälte der eisernen Zeit zu sühnen. Mit ähnlichen Empfindungen freudigen Erstaunens hatte ich die wohlthätigen Anstalten mehrerer Länder, besonders die Blinden- und Taubstummeninstitute von Paris und Berlin gesehen, und die Resultate der wahrhaft königlichen Freigebigkeit, wie der angestrengten Bemühungen ihrer ersten menschenfreundlichen Begründer und Vorsteher bewundert, als bei meiner Ankunft in Braunschweig, einer mit den genannten kolossalen Residenzen gar nicht vergleichbaren kleinen Fürstenstadt, mein erster Blick auf die Ankündigung einer öffentlichen Prüfung fiel, die am nächsten Abend mit fünfzehn Zöglingen eines erst seit eilf Monaten bestehenden Blindeninstituts vorgenommen werden sollte.

Nicht die Natur allein bewaffnet sich mit Schrecknissen, dem armen Erdenpilger die Reise beschwerlich zu machen. Willkühr und Anmaßung, Leidenschaft und Rache rufen gräßlichere Orkane aus der von Schwärmerei und Verzweiflung aufgeregten Tiefe. Und gerade in einer von solchen feindlichen Elementen bewegten Zeit, wo dieses, innerer Hülfsquellen keineswegs ermangelnde Ländchen von einem jungen Fürsten nicht regiert, nur verwirrt wurde, dem höchstens eine negative, wenigstens keine solche Erziehung gegeben war, die ihn im mindesten auf die Pflichten seines Berufs hingewiesen hätte; einer Zeit, wo den Vertretern des Volks die fürsorgenden Hände gebunden, die reichern Edeln aus dem Lande vertrieben waren, wo also (da dem für seine Jugend von einer beispiellosen Geldgier unterjochten Fürsten jeder Sinn für Gemeinwohl mangelte) sich von keiner Seite auf Unterstützung rechnen ließ — in dieser hülflosen, dumpfen Zeit der allgemeinen Gährung, deren furchtbare Explosion die lezten Monate des vorigen Jahres gesehen haben, war es dem rastlosen Streben eines hochsinnigen Privatmanns, des jungen praktischen Arztes, Doktor Lachman des zweiten, gelungen, eine unter solchen Umständen sehr kühne Idee zu verwirklichen, indem er ein Blindeninstitut begründete, welches am 18. December 1829 mit dem ersten, vier Leidenden vom jungen Menschenfreunde persönlich ertheilten Unterrichte eingeweiht wurde, und schon zu Anfang des Jahres 1830 fünfzehn Zöglinge zählte, eben die, welche, nun prüfungsfähig, vor einem kenntnißreichen großen Publikum die Fürsorge ihres Wohlthäters, wie ihren eigenen Fleiß bekunden sollten. Der schon erwähnte Mangel an allen äußern Hülfsmitteln hatte unsern jungen Militärarzt, der sich überdies einer bedeutenden Privatpraxis hingibt, genöthigt, wenn er seinen menschenfreundlichen Plan nicht im Entstehen aufgeben wollte, jeder Geld oder Zeit erfordernden Erholung zu entsagen, und den mühsamen und ausgebreiteten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Mathematik, Geographie und Grammatik mehrere Monate lang persönlich und allein zu ertheilen, die dazu erforderlichen Utensilien und Maschinen, so wie Charten und Plane selbst zu verfertigen, ja zum Theil zu erfinden, und diejenigen Hülfsmittel, welche sein schöpferisches Genie durchaus auf diese Weise nicht herzustellen vermochte, vorläufig aus eigenen, mühsam erworbenen Mitteln zu bestreiten. Erst nach mehreren Monaten, während welcher einige seiner Zöglinge sogar Wohnung und Pflege in seiner nicht geräumigen Behausung bekamen, ward sein Unternehmen und die darin gemachten Fortschritte bekannt, und fand von einigen der reichern Familien etwas Unterstützung, so wie sich jezt auch ein vorzüglicher Lehrer meldete, der ihm von nun an beim Unterricht durch liebevolle Geduld und treffliche Methode kräftig zur Seite stand.

(Der Beschluß folgt.)

Wien.

Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde.

Ich berichte Ihnen hiermit, daß unsere Kaiserstadt wieder, ohne Geräusch, einen neuen Verein für erwachsene Blinde hat entstehen sehen, welcher in seinem Anfange zwar noch sehr klein ist, aber bald einem schönern Aufblühen entgegensieht. Der allhier lebende geniale Wilhelm Klein, Direktor des k. k. Blindeninstituts, welches jezt in einem neuen, herrlichen, zweckmäßigen Gebäude sich befindet und bereits auf der höchsten Stufe steht, fühlte, um seiner Schöpfergabe, denn er ist auch Gründer dieses Instituts, die Krone aufzusetzen, daß eine Fortsetzung desselben unumgänglich nöthig wäre, damit nicht die blinden Kinder, statt sich mit den im Institut erlernten Gegenständen zweckmäßig ihr Brod zu erwerben, bei ihrem Austritte neuerdings ihren sehenden Mitbrüdern zur Last fielen; da kam dieser thätige Mann auf den Gedanken, unter den Bewohnern Wiens Männer zu einem Verein zu werben, welche durch einen jährlichen Beitrag von zwanzig Gulden C. M., oder einen Betrag von fünfzig Gulden C. M. ein für allemal für die Unterkunft dieser aus dem Institut austretenden Blinden sorgen sollten, und somit eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde zu bilden. Kaum war dieser Gedanke unter den Bewohnern Wiens bekannt, als sich ein Bruder unsers Kaisers, Erzherzog Anton kaiserliche Hoheit, an die Spize dieses Vereins stellte. Se. Majestät der Kaiser und die Kaiserin nebst der ganzen kaiserlichen Familie haben mit namhaften jährlichen Beiträgen diesen Verein unterstüzt, viele edeldenkende Männer sind als Mitglieder beigetreten, und so kann man getrost die Hoffnung nähren, daß die in den Straßen und Gasthäusern befindlichen blinden Harfenspieler bald einer Versorgung entgegen geführt, und mit gerührtem Herzen für ihre Wohlthäter um Segen zum Himmel flehen werden.

****

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. April 1831.

> Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seyns ausleben,
> Ruhig wie schwimmendes Silbergewölk durch Nächte des Vollmonds,
> Irgend ein Herz, nach Stille begierig und süßer Beschränkung.
> Aber es läßt ehrgeiziger Brust unstäte Begier mich
> Wieder verlassen den Sitz preiswürdiger Erdebewohner.
>
> Platen.

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Erster Brief.

Es war ein schöner Morgen, als ich das herrliche Neapel verließ; das Meer und die Stadt und die Berge glühten im rosigen Lichte des anbrechenden Tages, alles war so heiter und wunderbar klar, nur der Vesuv warf finstere Wolken aus, die langsam gegen Süden wallten. Den leichten Tornister am Rücken, zog ich, mit allerlei Gedanken und Wünschen beschäftigt, am reizenden Ufer hinab durch Resina, Torre del Greco und dell' Annunziata, die unvergleichlich schön am Fuße des ihnen oft Verderben herabsendenden Berges liegen, gleichsam eine lange Vorstadt zu Neapel bildend.

Es war schon dunkel, als ich nach Salerno kam. Ich warf den Tornister in eine Locande und eilte hinaus vor die Stadt, wo die Wellen des Meeres schäumend sich brachen. Auf einem kalabresischen Schiffe, das auf günstigen Wind zur Abfahrt harrte, saßen einige Matrosen um ein helles Feuer. Ich ließ mich hinausführen und setzte mich zu ihnen. Der Kapitän befahl sogleich, mir Wein zu reichen, ein anderer bot mir Tabak, und nun mußte ich erzählen, woher ich komme und wohin ich wolle. Als ich sagte, ich wolle Kalabrien durchreisen, und zwar ganz allein und zu Fuß, da erscholl ein allgemeines Bravo, und jeder theilte mir mit, was er von seinem Vaterlande wußte. Ich blieb einige Stunden bei den braven Leuten, und wie ich weg ging, schenkte mir einer noch eine antike Münze, mit der Bitte, sie zum Angedenken an diesen schönen Abend aufzubewahren. Wenn alle Kalabresen so sind, dachte ich bei mir, dann darf dir nicht bange seyn, das berüchtigte Land zu betreten. Ich legte mit dem Vorsatz mich zu Bette, am kommenden Morgen früh nach Pästum aufzubrechen; allein wie ich mit dem anbrechenden Tage hinaustrat auf den Altan meiner Locande und vor mir den herrlichen Golf, in seiner unbeschreiblichen Schönheit wieder erblickte, da war mein Entschluß schnell geändert. Ich warf Stock und Tornister weg und legte mich hinaus, so weit ich konnte, in die frische Morgenluft, und schaute dem Glühen und Glänzen zu, bis alles zum vollen Tage geworden, und mir war es, als springe ein lichter Strahl auch in meine Brust und gebe der welkenden Blüthe meiner Jugend all die verlornen Farben reiner und schöner wieder zurück. Es war ein göttlicher Morgen!

Salerno, im Mittelalter so mächtig und besonders wegen seiner Civitas Hippocratica, die im eilften Jahrhundert hier blühte, und von der die medicinischen Fakultäten Europas ausgingen, so berühmt, bietet gegenwärtig wenig Merkwürdiges mehr dar, aber seine Lage an dem heitern, mit reizenden Gebirgen umgrenzten Golfe ist eine der entzückendsten in Italien. Alles, was der Süden nur Schönes hat, blüht und duftet hier beisammen; über die Feigen-, Zitronen-, Orangen- und Oelbäume ragt die Palme mit ihrer grünen Blätterkrone empor, die Aloe entfaltet auf hohem Stamme ihre Wunderblumen, und

die Rebe bringt den köstlichsten Wein. Die Aussicht in dieses Eden, besonders von der auf der Felsenhöhe über der Stadt gelegenen normanischen Veste aus, ist vielleicht eine der schönsten in der Welt. Ich brachte den angenehmsten Tag meiner Reise in Salerno zu, und trennte mit dem Gedanken, es vielleicht nie wieder zu sehen, mich schwer von ihm. Hat man auf dem Wege nach Eboli einige Miglien zurückgelegt, so geht eine neuangelegte Straße nach Pästum ab; sie führt durch eine flache, öde Landschaft, wo rechts und links ganze Heerden von Büffeln weiden, deren zerlumpte Hüter originelle Weisen auf ihren Rohrpfeifen blasen. Der Kontrast zwischen dem blühenden Salerno und dieser verlassenen, verbrannten Ebene ist auffallend; man begreift nicht, wie auf einmal alles so dürr und kahl seyn könne. Uebrigens gewöhnt man sich in Italien an diesen plötzlichen Wechsel, denn nicht selten grenzt an eine mit allem Ueberfluß gesegnete Gegend eine traurige Einöde, aus der verpestende Dünste aufsteigen, und deren wenige Bewohner mager und blaß, wie der Tod, umherschleichen. Der Italiener — und viele Reisende sagen es ihm nach — schreibt es der Aria cattiva zu und behauptet, daß wegen dieser Niemand in solchen Gegenden wohnen könne; allein die ungesunde Luft hat ihre Quelle doch offenbar nur in der gänzlich vernachlässigten Kultur des Bodens, denn wir wissen ja aus der Geschichte, daß alle diese nunmehr so verlassenen Landstriche einst blühend und reich bevölkert waren. Die Sonne stand schon tief am heitern Himmel, als ich Pästum erreichte. Schon aus weiter Ferne erblickt man die gewaltigen Tempel, diese so oft schon beschriebenen Riesendenkmale einer großen Vergangenheit. Man erstaunt, in einer so verlassenen Gegend, wo nur zwei oder drei elende Hütten, mit fieberkranken Bewohnern, stehen, diese majestätischen, allem Wechsel der Zeit trotzenden Götterwohnungen, aus Disteln und Dornen, die auf dem Schutte der versunkenen Stadt allenthalben wuchern, sich erheben zu sehen. Die Stille, die da herrscht, erhöht den Eindruck. Ich saß auf den Stufen des Neptuntempels, des gewaltigsten unter allen, und blickte sinnend über die öde Landschaft hinaus auf das Meer, das im Feuer der untergehenden Sonne glomm und glühte. All die Bilder der Vergangenheit zogen, wie hehre Lichtgestalten, an meiner Seele vorüber und überstrahlten, ach wie sehr! der Gegenwart ärmliche Schattenrisse.

Es war schon über die dritte Stunde Nachts, als ich wieder nach Taverna nuova, einer einsamen Locande am Wege, wo ich Vormittags meinen Tornister gelassen hatte, zurückkam. Der Wirth und einige zerlumpte Eseltreiber, die alle wie Räuber aussahen, verwunderten sich, wie ich es habe wagen dürfen, so spät und allein in einer so unsichern Gegend zu reisen. Mein Nachtmahl bestand aus zwei gebratenen Eiern, nebst etwas Wein und Brod; mehr fand sich im Hause nicht vor. Auf meine Frage, ob ich schlafen gehen könne? erwiederte man, ich solle mich nur hinlegen, wo mir's gefalle; dove vi piace, rief der Wirth. Ich nahm meinen Reisesack unter den Kopf und legte mich auf die Erde, dicht neben das hellauflodernde Feuer, denn die Oktobernacht war ziemlich frisch. Die Treiber rauchten noch eine Weile von meinem Tabak, erzählten sich Legenden und Räubergeschichten und legten sich endlich auch zu mir. Gegen drei Uhr Morgens wurde wieder gefeuert, geraucht und erzählt, bis der Tag anbrach und Alles fortzog. Das war der Vorschmack einer kalabresischen Nacht.

Ich kam gegen Mittag nach Eboli, ein für Unteritalien ziemlich hübsches Städtchen, mit niedlichen Anlagen. Eine Menge fieberbleicher Menschen stand vor dem Wirthshause, in welchem ich einkehrte, und bald war die Stube von Neugierigen, die mich von allen Seiten begafften, so angefüllt, daß ich mich in meinem Winkel kaum rühren konnte. Wenn der Ober- und Mittelitaliener schon in hohem Grade neugierig ist, so ist es der Bewohner von Unteritalien noch weit mehr, und zwar auf eine Weise, die dem Reisenden nicht selten äußerst lästig fällt. Ist man, was mir besonders auf dem Fischmarkte in Neapel, aber auch anderwärts, wo ich meine naturhistorischen Sammlungen machte, täglich begegnete, von einer Menge so umringt, daß man sich nicht mehr zu helfen weiß, so darf man zehnmal noch so dringend um ein Bischen Platz bitten, es rührt sich keiner, bis man erbittert um sich schlägt, dann weicht einer nach dem andern lachend zurück; aber nur zwei Minuten, und man hat den ganzen Haufen wieder auf sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

6.

Eugen fuhr am nächsten Tage also in seiner Erzählung fort: „Während meiner langen Rede schien sie sich gesammelt und ihre Fassung wieder gewonnen zu haben. Sie trat mir mit eherner Stirn entgegen, maaß mich mit stechendem Blicke und sagte mit schneidender Stimme: „Was will der Mensch? Mein Freund, ich erstaune über Eure Verwegenheit; ich kenne Euch gar nicht.“ Jetzt hielt ich mich nicht länger, da ich vollends bemerkte, daß sie nach der Klingel griff. Ich fing ihren Arm auf, setzte ihr die Spitze meines Degens auf die Brust und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wenn Du Dich rührst, Ungeheuer, so bist Du des Todes.“ Meine Wuth erschreckte sie dermaßen, daß sie in Ohnmacht fiel. Diesen Augenblick benutzte ich und entfernte mich. Das Gefühl der Ehre

hatte mich in ihre Wohnung geführt, aber es hielt mich auch vom Aeußersten zurück; ein so schlechtes Weib war meiner Rache nicht werth.

Nach einem so tollkühnen und unnützen Schritte wäre nun wohl das Gerathenste gewesen, Paris auf der Stelle zu verlassen; theils aber kannte ich die Macht meiner Gegner nicht, theils wollte ich auch nicht vergeblich die Reise unternommen haben. Ich verließ mich auf die Gesetze und glaubte thörichterweise, unverletzlich unter dem Schutze derselben zu seyn. Mein erster Gang war zu einem berühmten Rechtsgelehrten. Er hörte mich aufmerksam an und schien bereit, sich meiner anzunehmen, als ich ihm jedoch meinen Namen nannte, rief er erschreckt: „Gegen die Marquise de Flassellos, die Geliebte des Herzogs von *, des Ministers? Nein, mein Herr, der Sache kann ich mich nicht annehmen, ohne mich auf immer unglücklich zu machen.“ Dieselbe Antwort gaben mir noch vier oder fünf seiner Kollegen, und ich verzweifelte schon, einen Anwald zu finden, bis man mich endlich zu einem sehr gelehrten, aber sehr armen Advokaten führte, der sich erbot, meine Rechte wahrzunehmen, weil er, wie er mit bitterm Lächeln sagte, selber nichts mehr zu verlieren habe. In etwas beruhigt, suchte ich meine Wohnung auf, um meinem ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen. Ich glaubte mich völlig sicher unter erborgtem Namen und überließ mich sorglos dem Schlafe. Da wurde ich plötzlich um Mitternacht durch lautes Klopfen an meine Thür aufgestört. Noch mit dem Schlafe ringend, richte ich mich im Bette auf, als sich auch schon mein Zimmer mit Bewaffneten füllt, deren Anführer mir einen Verhaftsbefehl überreicht. Aller Widerstand war vergeblich. Ich wurde an Händen und Füßen gebunden und in einem geschlossenen Wagen nach dem Kerker gebracht. Hier mußte ich tief unter der Erde in völliger Dunkelheit drei furchtbare Tage zubringen; dann wurde ich zum zweiten Male fortgeschleppt, wobei ich die Besinnung verlor.

Als ich nach langer Ohnmacht zu mir kam, fand ich mich kreuzweis gefesselt im Irrenhause wieder. Meine nächsten Wandnachbarn waren Wahnsinnige. Wie schlau war es berechnet, daß auch ich, der schlechtesten Behandlung ausgesezt, körperlichen wie geistigen Leiden Preis gegeben, auf diese Weise untergehen, und so nie im Stande seyn sollte, als mein eigener Rächer aufzutreten. Ich war wirklich nahe daran, den Verstand zu verlieren, aber ein lichter Augenblick rettete mich von dem gräßlichen Verderben; der Gedanke an Gott bewahrte mich vor Verzweiflung; ich sah, was fester Wille vermag, beschloß, alle Kräfte des Verstandes gerade darin zu üben, daß ich ihn mir ungeschwächt erhielt, und es gelang mir. Doch die Erinnerung an jene Schreckenszeit greift meinen geschwächten Körper noch immer furchtbar an. Eure Güte, hochwürdige Frau, wird mir ein kurze Pause gestatten.

Die Aebtissin winkte ihm bejahend und deutete mit der Hand, er solle sitzen bleiben, während sie aufstand und mit unruhigen Schritten das Zimmer maß. Sie schien sehr bewegt zu seyn von Eugens Erzählung, und es währte geraume Zeit, ehe sie sich wieder ihm gegenüber niederließ und ihn fragte, ob er stark genug sey, fortzufahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Braunschweig, März.

(Beschluß.)

Die von einem Privatmann gestiftete Blindenanstalt.

Wie allenthalben, wo es zarter Sorgfalt bedarf, säumten auch hier die Frauen nicht, hülfreich einzuschreiten. Zwölf der talentvollsten Jungfrauen wetteiferten in künstlichen Arbeiten, mehrere Damen, unter ihnen Schriftstellerinnen, lieferten verschiedenartige Gegenstände, u. a. auch Bücher, um eine Sammlung von 203 Stücken zusammenzubringen. Die Blinden selbst hatten, unter der Leitung von zwei einfachen Mädchen, mehrere Gegenstände, als Körbe, Pfeifenschnüre, geflochtene Stühle u. s. w. verfertigt, welches alles um den Preis von 627 Rthlr. 14 gGr. versteigert ward, und so dem Institut den ersten Fonds gewährte.

Mit der gespanntesten Erwartung sah endlich am 2ten December 1830 eine sehr zahlreiche Versammlung der Prüfung und ihren Resultaten entgegen. Es gibt wohl kaum einen ergreifendern Anblick als den, wie der würdige Stifter und Pfleger dieser Anstalt, an der Spitze seiner fünfzehn sehr anständig erscheinenden Seelenkinder, in den Saal trat.

Die Prüfung umfaßte folgende Gegenstände: Lesen, mittelst der Fingerspitzen, Schreiben, Rechnen, Kopfrechnen, Geometrie mit ihren Vorübungen, Geographie, etwas Naturgeschichte. In allem waren die Leistungen der Zöglinge so vorzüglich, daß man zweifelhaft war, ob man mehr die Anstrengung der Lehrer, oder den Fleiß der glücklichen Unglücklichen bewundern sollte.

Da viele im Auditorium genau mit allen in größern Anstalten angewandten Mitteln bekannt waren, so gewährte es besonders diesen ein großes Vergnügen, die beschränkteren, zum Theil von Doktor Lachmann erfundenen Maschinerien zu untersuchen, wodurch er in so kurzer Zeit so bedeutende Resultate hervorgebracht hatte. Zum Behuf des Lesens hat derselbe ein vereinfachtes großes und kleines lateinisches Alphabet und arabische Zahlen angenommen. Er legte mehrere hundert Thonbuchstaben vor, Platten von 1½ Zoll im Quadrat, 2 Linien dick, worauf das Zeichen des Buchstabens 1½ bis 2 Linien erhaben ausgearbeitet ist. Im Zusammenfügen dieser Buchstaben auf einer Papptafel mit Leisten zu Worten und Sätzen, wie im Hersagen mehrerer Sprüche und Verse, bewiesen die Kleinen große Fertigkeit. Sehr zweckmäßig fanden wir die sogenannte Stachelschrift in Cartenpapier, Pappe u. dgl., nebst einer Maschine, um Worte, kurze Sätze u. s. w. darauf zu drucken, und die Blinden gaben uns merkwürdige Proben von ihrer Gewandtheit, dieses Mittel zur Führung einer kurzen Korrespondenz zu benutzen. Eine Art von Setzkasten, dessen detaillirte Beschreibung der Raum verbietet, kam nun an die Reihe; die Blinden lasen mehrere von den Anwesenden diktirte und von Doktor Lachmann gesetzte Zeilen vollkommen richtig. Nun erklärte der Doktor eine von ihm selbst

erfundene Schreibemaschine, mit deren Hülfe der Blinde, ohne Vorbereitung, alle Buchstaben regelmäßig, die Reihen stets gleich weit und parallel zu stellen vermag. Einige Probeschriften und ein diktirter, von sechs Blinden geschriebener Satz bewies die Brauchbarkeit dieser, allen Anforderungen des Schreibenden genügenden Maschine hinlänglich. Alle diese erhöhten Buchstaben, so wie die erhöhten geometrischen, planimetrischen, gerad- und krummlinigten Figuren, auf fünf dazu bestimmten Tafeln, desgleichen die geographischen Charten, wo durch festgeklebte Fäden und Erhöhungen Flüsse, Berge und Länder angedeutet werden, ferner ein Planetarium, an welchem die Entfernung der Planeten von der Sonne u. s. w. demonstrirt wird, waren vom Stifter der Anstalt, der dabei so viel heiligen Willen, als Scharfsinn und Fertigkeit entwickelt hatte, nicht nur erfunden, sondern sogar eigenhändig verfertigt. Naturhistorische, wie geographische Fragen wurden von seinen Zöglingen befriedigend beantwortet. Im Kopfrechnen aber zeichneten sie sich besonders aus, und der fertigste von ihnen (der auch zugleich, wie es sich in einem spätern Konzert zeigte, der geschmackvollste Klavierspieler von allen ist) löste in wenigen Minuten die ihm von einem Anwesenden gegebene Aufgabe, ein Lebensalter von 22 Jahren, 18 Tagen, 6 Stunden und 7 Minuten in Sekunden zu vereinzeln. „695,801,220 Sekunden," lautete seine Antwort, wobei die Schaltjahre nicht vergessen waren. Mit Hülfe einer Maschine von Pappe, auf welcher erhaben gedruckte Zahlen eingeschoben werden, führt der unterrichtete Blinde die vier Spezies selbst mit Anwendung auf Decimalbrüche, Logarithmen u. dgl. wie ein Sehender mit dem Stifte aus. Die Saundersche Rechenmaschine hilft ihm zu den höhern Standpunkten der Wissenschaft, bis zur Algebra hinauf. Die erste Maschine hatte der Doktor selbst konstruirt, die letzte, wie so manches Andere, aus eigenen Mitteln angeschafft.

In einem wenige Tage nach dieser Feier gegebenen Konzerte bewährten, von der Kapelle großmüthig unterstützt, drei Klavierspieler, ein Flötenspieler und ein schöner, stiller Jüngling, welcher lebhaft an Jean Pauls Julius erinnerte, als Baßsänger, bedeutende Musikkenntniß, viel Geschmack und Fertigkeit. Das Publikum hatte sich zahlreich eingefunden. Auch der jetzige liebenswürdige junge Regent hat dem Institut seinen Schutz zugesagt. Möge es wie bisher unter dem unwandelbaren Schutze der Menschenliebe und der Musen fortblühen und gedeihen. Dem Begründer, wenn auch die Welt, die das Edelste so leicht vergißt, über dem ewigen Strudel anstoßender Begebenheiten, ihn und sein Bestreben vergessen sollte, wird doch sein Bewußtseyn die dunkle Grabesschwelle noch mit Rosen bestreuen.

Aufforderung.

Die Kriminalobrigkeit des Distriktes Oberengadin, Kantons Graubünden in der Schweiz, sieht sich veranlaßt, in Betreff des im 16ten Hefte von 1830 der in Stuttgart bei A. F. Macklot herauskommenden Erheiterungen enthaltenen, dem Morgenblatte enthobenen Aufsatzes: „die Gemsenjagd in den Schweizeralpen," nachfolgende Aufforderung zu erlassen, in der Erwartung, die vorausgesetzte Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des Herrn Verlegers obigen Morgenblattes werde dieselbe ohne Verzug in ebenbezeichnetes Blatt aufnehmen.

Gegenwärtige Erklärung beschlägt keineswegs den fraglichen Aufsatz überhaupt; — denn alle die Ungereimtheiten, die wenigstens in der ersten Hälfte desselben enthalten sind, zu widerlegen, dazu fühlt sich die diesseitige Kriminalbehörde mit nichten berufen; — sie umfaßt vielmehr ausschließlich die Zeilen jenes Aufsatzes, worin der Verfasser sich zum Zwecke gesetzt, eine Charakteristik des bekannten hiesigen Gemsenjägers Joh. Marchiet Colani größerntheils zu erdichten, und worin die diesortige Gerechtigkeitspflege auf eine arge, lieblose Weise, und zwar unter anderm wörtlich folgendermaßen angegriffen wird: „Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen aller Art, „die man ihm (Colani) Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er „zwei Weiber, und von jeder mehrere Kinder hat; noch nicht „lange machte er den Versuch, ob sie nicht unter einem Dache „sich vertragen könnten; er fand aber bald, daß dieses nimmermehr angehe, und jagte eine fort. Ferner ist es gewiß, „daß er wenigstens Einmal einen Tyroler erschossen hat, und „seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Dutzend andere „Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind."

Die in ebenangeführten Zeilen und hintennach enthaltene Schmähung unserer Justizverwaltung gestatten unsere Ehre und Pflicht nicht, auf sich beruhen zu lassen.

Demnach sieht sich Eingangs benannte Obrigkeit zu nachstehender öffentlichen Erklärung veranlaßt:

Der ungenannte Verfasser des im 16ten Hefte der Erheiterungen abgedruckten, aus dem Morgenblatte geborgten Aufsatzes: „die Gemsenjagd in den Schweizeralpen," wird hiermit aufgefordert: sowohl die einzelnen benannten Verbrechen, die, seiner Angabe gemäß, der hiesige Gemsenjäger Joh. Marchiet Colani verübt haben soll, nämlich unerlaubte Zweiweiberei und Mordthat an einem Tyroler, als auch die von ihm in Bausch und Bogen berührten, obigem Colani zur Schuld gelegten Verbrechen „aller Art" näher zu bezeichnen, und diese sowohl als jene zu Handen unserer Behörde rechtsgenügend darzuthun, damit eben diese, welcher obige angeblich verübten Missethaten allerwegen unbekannt geblieben sind und welche sie demnach nicht bestrafen konnte, wenn dem hiermit Aufgeforderten die fragliche Beweisführung gelingen sollte, wider ihren so schwer angeklagten, und für die öffentliche Sicherheit als so höchstgefährlich geschilderten Gerichtsangehörigen nach Vorschrift des Rechts und der Klugheit verfahren könne; — mit dem Beifügen jedoch, daß bis und so lange ebengeäußertem gerechten Begehren von Seite des Verfassers obenangezogener Zeilen nicht entsprochen wird, die auffordernde Kriminalobrigkeit denselben hiermit öffentlich für einen leichtfertigen Verlästerer erklären muß.

Namens und aus Auftrag Eingangs benannter Obrigkeit:

Sils, Oberengadin den 28. Hornung 1831.

Der Amtsschreiber
Ant. Phil. Sanzoni.

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. April 1831.

Ich raffte mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt. — Von einem jähern Sturz,
Zum zweitenmal, erwach' ich! —

Goethe.

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Eugen bejahte der Aebtissin Frage und gehorchte ihrem Befehl. „Zwei Jahre, zwei volle Jahre verbrachte ich unter diesen Qualen und den Mißhandlungen eines rohen, hartherzigen Wächters; nur der Gedanke an Gott und ein gewisser geistiger Trotz hielten mich aufrecht. Da fügte es mein guter Genius, daß mein Tyrann starb und ein neuer menschenfreundlicher Wärter an seine Stelle kam. Um mich nicht zu verrathen, stellte ich mich, als wenn ich allmählig unter seiner Aufsicht ruhiger würde, weßhalb mir endlich immer mehr und mehr Freiheit zu Gute kam. Ich wurde aus meiner Zelle gelassen und den stillen Irren zugesellt. Jetzt erreichte mein Schicksal einen Wendepunkt; ich kann an jene Zeit, ob auch unter tiefem Schmerz, doch nur mit der größten Liebe zurückdenken, denn ich fand ein Herz, das an dem meinen für das meine schlug. Als ich zum erstenmal um die Mittagsstunde mit den übrigen Unglücklichen auf dem großen für uns bestimmten Platze spazierenging, erregte ein junges Weib, das in einem Winkel sich angelegentlich mit einem Kätzchen beschäftigte, meine Aufmerksamkeit. Ein lieblicheres Wesen habe ich nie gesehen. Ich näherte mich ihr und hörte, wie sie die Katze liebkoste, als sey es ein geliebtes Kind. Als ich sie anredete, sprang sie plötzlich auf, sah mir starr in das Gesicht und rief: „Wilhelm, Wilhelm, bist Du wieder da? hat Dich die böse Nixe wieder frei gegeben? jetzt darfst Du Dich nicht von mir trennen." Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so unbeschreiblich Rührendes, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten. In ihre Gedanken eingehend, setzte ich mich zu ihr; sie reichte mir das Kätzchen hin, als sey es ein Kind, das sie mir, den sie für ihren Gatten hielt, in meiner Abwesenheit geboren; ich verfehlte nicht, dasselbe zu liebkosen und bestärkte sie dadurch noch mehr in ihren Ideen. Ach, es that mir so wohl, einem andern armen Wesen mild und freundlich begegnen zu können, und die wenigen Stunden, die uns im Freien zuzubringen vergönnt war, verflossen mir nur zu schnell. Sie war, wie ich aus ihren eignen Worten vernahm, die Geliebte und verlobte Braut eines jungen Seemannes gewesen; ihre Hochzeit war bereits angesetzt; heiße Liebe ließ sie sich vorher vergessen. Plötzlich wurde ihr Verlobter von seinem Urlaub zurückgerufen, das Schiff, auf dem er diente, war zu einer geheimen Expedition bestimmt. Er ließ sich schnell mit ihr trauen, reiste unmittelbar nachher wieder ab und kehrte nicht wieder. Als sie ihrer Entbindung nahe war, ward ihr auf unvorsichtige Weise die Nachricht von seinem Tode hinterbracht. Ihr Kind starb gleich nach der Geburt; sie verfiel auf die fixe Idee, ihren Gatten halte eine Nixe im Meere zurück, ihr Kind sey in eine Katze verwandelt, und beide würden an demselben Tage erlöst werden. Von ihren Verwandten in die Anstalt gebracht, in der auch ich mich befand, wurde sie, da kein Mittel anschlagen wollte, von den Aerzten für unheilbar erklärt, und da sie äußerst sanft

und gutmüthig war, weiter nicht gestört. Meine Gegenwart wirkte mächtig auf sie ein. Es muß eine geheime Verbindung der Seelen geben, die wir nur zu ahnen, nicht zu begreifen vermögen. Ihr Wahnsinn nahm immer mehr und mehr ab, je stärker die Neigung zu mir sich ihres Gemüthes bemächtigte. Vor den neuen Gefühlen schien sie die Erinnerung für vergangene Leiden fast gänzlich zu verlieren. Mein Herz war bald ihr eigen; wer fühlte sich glücklicher als ich! so gut war es mir noch nie geworden; es war der erste Sonnenstrahl, der in die lange dunkle Nacht meines Jammers drang."

Eugen hielt hier einen Augenblick ermattet inne. Die Aebtissin vermochte nicht, ihre Thränen, die reichlich flossen, zu unterdrücken. Er fragte sie bescheiden, ob er für dieses Mal schließen solle. „O nein, nein!" rief sie lebhaft; „laßt mich Alles hören, Alles, es hebt meine Seele empor zum Vater des Lichts und der Gnade."

„Wir wurden beide von den Aerzten für geheilt erklärt. Der Direktor der Anstalt ließ mich eines Tags rufen und sagte zu mir: „Als man Sie brachte, ward mir, bei Verlust meiner Stelle, der Befehl, Sie nur todt aus dieser Anstalt zu entlassen, und jede wichtige Veränderung, die sich mit Ihnen zutrüge, zu melden. Ein großes Geheimniß muß an Ihre Person gekettet seyn, mir ziemt es nicht, dasselbe erforschen zu wollen. Aber ich habe Sie jahrelang beobachtet, und Sie haben mir Achtung eingeflößt; ich möchte nicht das Meinige dazu beitragen müssen, Sie zu verderben. Wollen Sie in der Anstalt bleiben, so handle ich nicht gegen jene Befehle; die Stelle eines Sekretärs ist durch die weitere Beförderung des jetzigen erledigt; ich trage Ihnen dieselbe an, wenn Sie mir einen heiligen Eid schwören, so lange ich lebe, nie ohne meine ausdrückliche Einwilligung die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten." Ich schwor es ihm, ohne mich zu besinnen; die Mauern des Irrenhauses waren für mich ein geweihter Schutzort; was konnte ich Aermster draußen noch erwarten, als Verfolgung und Verderben, oder Schmach und Armuth? Melanie, so hieß die holde Kranke, sollte zu ihren Verwandten zurückkehren; sie wollte sich nicht von mir trennen. Der menschenfreundliche Vorsteher vermittelte unsere Ehe, sie wurde mein Weib."

„Fünfzehn volle Jahre war ich glücklich, denn ein Engel auf Erden wandelte mir zur Seite; sie gebar mir drei Kinder, die jedoch bald wieder starben; dieß waren die einzigen Wermuthstropfen in meinem Freudenbecher. Aber ach! Ruhe war mir nicht bestimmt. Es gehörte zu meinem Amte, die angekommenen Briefe dem Vorsteher der Anstalt zu überbringen und dieselben, sobald er sie gelesen, zu ordnen und nach seiner Anweisung zu beantworten. Als ich eines Morgens zu diesem Behuf bei ihm verweilte, blickte er mich plötzlich, von einem eingelaufenen Schreiben aufsehend, erschreckt an und sagte, sich scheu umdrehend, ob uns Niemand belausche: „Eugen, Sie müssen fliehen; mir wird so eben der Befehl, Sie, falls Sie noch am Leben und nicht gänzlich von Sinnen sind, augenblicklich nach Paris zu senden und den Chevalier Vaudranges davon zu benachrichtigen." — „Den Chevalier Vaudranges!" rief ich entsezt und die Worte erstarben mir auf den Lippen; meine Knie bebten, meine Glieder zuckten gichtisch; aller Jammer meines Lebens trat mir wieder vor die Seele und brachte mich dem Wahnsinn nahe. „Eilen Sie," sagte der Direktor; „Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn ich erwarte, wie Sie wissen, täglich die königlichen Kommissarien, die unsere Anstalt untersuchen sollen. Hier sind Mittel zur Flucht; theilen Sie Ihrer Gattin das Nöthige mit; die nächsten Stunden dürfen Sie nicht mehr hier finden." Halb besinnungslos stürzte ich zu Melanie. Ich hatte ihr bisher meine Schicksale sorgsam verschwiegen; in der gegenwärtigen Angst erzählte ich sie ihr. Sie hörte mir furchtbar gespannt zu. Als ich endete, rief sie: „das ist Strafe Gottes; wir sind beide Eidbrüchige; Du warst verehelicht, ich war es, denn Wilhelm lebt noch, die Nixe hält ihn fest und läßt ihn nun gar nicht wieder los." Im nächsten Augenblicke schon kannte sie mich nicht mehr; der Wahnsinn hatte im Nu wieder seine Beute gepackt; sie lebte allein in den alten irren Erinnerungen. Mich faßte die gräßlichste Seelenangst, mit zerrissenem Herzen verließ ich sie."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Man hatte in Neapel alles versucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß Kalabrien zu durchreisen, selbst Professor delle Chiaje mißrieth mir das Unternehmen mehr als einmal; deßhalb fragte ich einen Gensdarmen, der mir einige Miglien unterhalb Eboli zu Pferd begegnete und mir meinen Paß abforderte, ob er wohl meine, daß ich so, wie er mich da sehe, durch Kalabrien komme? Er zuckte die Achseln und erwiederte: „Sie dürfen versichert seyn, mein Herr, daß wir unser Möglichstes thun; indessen kann ich Ihnen für nichts gut stehen, denn die Kalabresen sind ein rohes Volk." Das waren freilich keine erfreulichen Auspizien für mich; allein troß dem wanderte ich fort, schnitt aber doch meinen Schnurrbart ab, was schon in Neapel ein alter Hauptmann mir dringend empfohlen hatte, um Spott und Mißhandlungen auszuweichen. Ich habe auch wirklich in ganz Kalabrien keinem Mann mit einem Schnurrbarte begegnet.

Von Eboli aus ist in Storza wieder die erste Locande. Man muß sich aber unter einer solchen Locande, die meist

einzeln am Wege steht und Taverna heißt, kein Wirthshaus mehr vorstellen, wie man es im übrigen Italien trifft. Es sind vier hohe Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet sich ein weites Thor, durch welches die Treiber mit ihren Eseln einziehen. Drinnen wird das Gepäck den Thieren abgenommen und auf mehrere Haufen zusammen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer, über dem an einer langen Kette ein schmutziger Kessel hängt, worin alles, was man nicht blos auf der Gluth brät, gekocht wird. Daneben steht ein Tisch, und wo es am nobelsten aussieht, ein Paar lange, aber äußerst schmale Stühle. In der Nähe des Herdes sind die Mauern mit Ruß bedeckt, und auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth beschmuzt bis unter das Dach hinauf. So sind Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehstall in einem und demselben Raume, für Wirth und Gäste, vereinigt; jeder legt sich, wenn es zum Schlafen kommt, wo er will, an die Flamme, auf's Gepäck oder auf den Mist, dove gli piace. Das Essen bringen die Treiber gewöhnlich selbst mit, Wein in einem Fäßchen, in einem schmutzigen Sacke Fische, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Gluth, oder wo der Wirth wohl eingerichtet ist, auf einem Roste gebraten werden, endlich Mackeroni und Brod. Dieser Gebrauch kommt dem, der so wie ich dieses Land durchreist, sehr zu statten, sonst könnte er sich nicht selten hungrig auf die Erde legen. Denn der Wirth hat oft nichts als Holz zum Feuer, und lebt selbst von dem, was die Gäste mitbringen. Beim Essen bedient sich jeder seiner Finger, von Messern und Gabeln weiß man in derlei Wirthschaften wenig; auch keines Löffels bedarf es, da es nichts zu schöpfen gibt. Beim Trinken legt jeder seinen Mund an das Spuntloch des Fäßchens, das die Runde um den Tisch macht, und läßt rinnen, so lange es ihm schmeckt. So saß ich in Kalabrien zu Tische, und schäzte mich oft noch recht glücklich dabei.

Es war, obwohl schon weit im Oktober, ein heißer Tag, und mit brennendem Durste kam ich nach Storza. Allein ich hatte die größte Mühe, bis ich ein Glas Wein erhielt. Die Leute hielten mich für einen Soldaten und glaubten, ich komme, um Quartier zu machen. Die alte Wirthin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte, daß es schon wieder Krieg gebe; es wäre, meinte sie, an dem lezten doch genug gewesen. Nur durch vieles Erklären, wer ich sey, woher ich komme und wohin ich wolle, gelang es mir, Zutrauen einzuflößen und so endlich etwas Wein für meinen Durst zu erhalten. Getröstet, bot die Alte mir noch ein Stück Büffelkäse (Caso di Bufolo) an, der aber wie Seife schmeckte.

Ich hatte in der Folge, besonders im eigentlichen Kalabrien, noch oft gegen solches Mißtrauen zu kämpfen; denn die Kalabresen, durch die lezten Kriege hart gezüchtigt, äußern nicht selten eine Scheu gegen jeden Fremden, der, er mag sagen, was er will, ein Franzose seyn muß. Von Deutschland und Deutschen haben die wenigsten Einwohner einen Begriff; sie kennen von fremden Nationen nur Franzosen und Engländer. — Nicht minder hat der Reisende auch mit der Sprache zu kämpfen, und wenn er noch so geläufig italienisch spricht. Der Kalabrese redet nur seinen Dialekt, und dieser weicht so sehr ab, daß ihn selbst der Neapolitaner nur mit Mühe versteht. Man muß sich aber durchaus an denselben gewöhnen, und sogar ihn mehr oder weniger zu sprechen suchen, wenn man die Leute verstehen und von ihnen verstanden seyn will. Wer dies nicht thut, hat nicht allein schwer durchzukommen, sondern er lernt auch das Volk nicht kennen, und verliert überdies an Unterhaltung sehr viel, indem einem des Abends beim Feuer oft eine Menge schöner Sagen, die in diesen Gebirgen leben, erzählt werden. Der Kalabrese, wenn man sich voll Zutrauen zu ihm hinsezt und er überzeugt ist, man suche und fürchte in seinem Lande nichts Böses, ist sehr gesprächig und erzählt, was er weiß. Auch reist man viel sicherer, wenn man nirgends das mindeste Mißtrauen merken läßt, sondern allenthalben, wo man hinkommt, gleich seinen Tornister abwirft und sich wie ein alter Bekannter zu den Anwesenden, und wenn sie noch so verdächtig aussehen, hinsezt. Ein solches Benehmen ist nicht etwa blos deshalb, weil man dadurch wenig Reichthum bei sich vermuthen läßt, zu empfehlen, sondern es wirkt auch auf das Ehrgefühl des Kalabresen, der bei weitem nicht so schlecht ist, als man ihn allgemein dafür ausgibt. Er dünkt sich etwas, wenn er sieht, daß man so zutrauensvoll zu ihm kommt, und heißt einen, in der Voraussetzung, daß er es ebenfalls sey, einen galanten und braven Mann.

Nach diesen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Reise zurück. Der Weg von Eboli bis Storza ist ziemlich beschwerlich; man hat fast ununterbrochen zu steigen; dann aber zieht die Straße sich hinab in ein enges, von hohen und rauhen Bergen umschlossenes, düsteres Thal. Graue Nebel lagen um die Felsgruppen und wogten, in seltsamen Gestalten, an den kahlen Wänden hin, als ich Abends spät in dieses Thal gelangte. Ich beschleunigte meine Schritte und erreichte eine Stunde nach Anbruch der Nacht einen Zug von Eseltreibern, an die ich mich anschloß und denen ich tausenderlei erzählen mußte, bis wir in einer einsamen Taverne einkehrten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An M.

O könnt' ich ganz Dein Aug' verstehen!
Sein Wellenspiegel ist so rein,
Daß er von Wonnen und von Wehen
Zeigt jeden leisen Dämmerschein.

Wenn dann sich seine Geister regen,
So licht die dunkle Fluth erglüht,
Und wie in sanften Wellenschlägen
Auftaucht Dein innerstes Gemüth: —

Dann glaub' ich oft, von Wonne trunken,
So fest, daß Du mich lieben mußt,
Dann wär' ich oft so gern gesunken
Dir selig taumelnd an die Brust.

Doch will ich dann inbrünstig schauen
In's Aug' noch tief und tiefer Dir, —
Weh! welch ein sinnbethörend Grauen
Schleicht plötzlich dann zum Herzen mir!

Wohl fühl' ich's dann ja, jene Geister,
Die mich so schaurig süß umfah'n,
Sie dienen einem andern Meister,
Als eitler Liebe kind'schem Wahn.

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Museum. Vorträge über die Geschichte des Wassers.

Das **Museum** (im rothen Hause) hat auch in diesem Winter fortwährend eine Hauptrolle bei den Abendunterhaltungen der schönen Welt Frankfurts gespielt. Durch die deklamatorischen Vorträge des Hrn. v. Holtei, welche in den lezten Monaten öfters vorkamen, hatten wir Gelegenheit, das ausgezeichnete Talent dieses als Bühnendichter und gewandter Theaterregisseur bekannten Mannes zu würdigen. Mehrere seiner Leistungen, namentlich die Vorträge von Scenen aus Shakespeares Stücken, hatten sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen.

Zu den interessantesten Vorträgen, denen wir seit lange im **physikalischen Vereine** beiwohnten, gehört der Cyklus von Vorlesungen, die Med. Dr. **Bögner** über die **Naturgeschichte des Wassers** eröffnet hat. Für unsern heutigen Bericht beschränken wir uns darauf, Einiges aus der Einleitung mitzutheilen. B. beginnt damit, uns zu erzählen, wie die folgenden Vorträge das Ergebniß eines Lieblingsstudiums seyen, dem er bereits im Knabenalter oblag und das er während einer Reihe von zwanzig Jahren mit gleicher Vorliebe verfolgte. „Als Knabe, sagt er, hielt ich mich vier Jahre in dem berühmten Kurorte Pyrmont auf. Ich hatte vorher noch keine Mineralquelle gesehen. Mit Erstaunen stand ich vor dem Brodel oder Kochbrunnen, der dort zum Baden dient. Die großen Luftblasen, die durch dieses Wasser dringen und auf dessen Oberfläche zerplazen, haben, wegen des Geräusches, das sie verursachen, dem Brunnen seinen Namen gegeben. Das Wasser hat eine Temperatur von nur + 10°. Demungeachtet sind über dem Spiegel desselben Bänke angebracht, wo man sich, in Folge des eigenthümlichen Reizes der Kohlensäure auf der Haut, im Winter erwärmt. Diese Erwärmungsanstalt hat, so viel ich weiß, in der Welt ihres Gleichen nicht. Die Dunsthöhle bei Pyrmont, welche Kohlensaurengasquellen ihr Daseyn verdankt und die durch den großen Prozeß, der das Mineralwasser bereitet, produzirt wird, zog eben so sehr meine Aufmerksamkeit an. Das süße Trinkwasser, das nicht weit davon aus demselben Boden entspringt, vermehrte mein Erstaunen..." Der Redner macht uns sodann darauf aufmerksam, daß schon in den ältesten Zeiten und so weit das Studium der Natur und die davon auf uns gekommenen Resultate reichen, das Wasser Gegenstand der Forschungen der Physiker, so wie der Verehrung der Menschen überhaupt gewesen sey. „Die kindlichen Völker des Alterthums, die Perser, Egypter, Griechen, haben das Wasser als eine Gottheit verehrt; so auch die Ureinwohner von Florida und Virginien. Auch unsere Ahnen, die alten Germanen, hatten in der Nachbarschaft der Quellen ihre heiligen Haine, wo sie ihre Opfer verrichteten; das Gemurmel dieser Quellen hielten sie für eine Sprache aus dem Geisterreiche... In dem ältesten Buche, das wir besitzen, in der Genesis, der Schöpfungsgeschichte Mosis, wird das Wasser als das belebende Mittel der Erde geschildert, indem er sagt: der Geist Gottes schwebte auf demselben... Milton, in seinem verlornen Paradiese, hat diese Idee noch treffender ausgedrückt. Der Geist Gottes, dies sind die Worte des Dichters, saß gleich einer Taube brütend über dem Wasser und machte die Erde fruchtbar. — Nach Homer ist der Okeanos die Geburtsstätte der Götter und Menschen; nach Thales von Milet ist Alles, was ist, aus dem Weltwasser entstanden. Aristoteles hat die vier Elemente, Wasser, Luft, Feuer, Erde, als die Quelle aller Bildung betrachtet; Plinius der Aeltere sagt in seiner Naturgeschichte vom Wasser, da, wo er von den allgemeinsten Eigenschaften desselben handelt: „Was ist stärker, als dieses Element? die Erde wird vom Wasser zernagt, das Feuer ausgelöscht; das Wasser steigt als Wolke in die Luft, erzeugt das Gewitter und sendet Blitze zur Erde. Was kann wunderbarer als das Wasser seyn, das (in den Wasserhosen) plötzlich himmelan steigt, Fische und Steine mit sich emporreißt? Es ist die Mutter aller lebenden Wesen, die Ursache der Fruchtbarkeit der Erde; es erzeugt und erhält alle Pflanzen; alle Kraft der Erde kommt vom Wasser." Im Verfolg des Vortrags zu der Epoche übergehend, wo in neuester Zeit die Geologie eine wissenschaftliche Haltung gewonnen, bemerkt B., daß sie lange zwischen dem Vulkanismus und dem Neptunismus schwankte. Ersterer ward vom Engländer Hutton begründet, der annahm, daß die feste Masse unserer Erde allein durch Feuer entstanden sey, wogegen Werner, der Vater der wissenschaftlichen Mineralogie und Stifter der neptunischen Schule, das Entstehen aller Mineralkörper durch das Wasser nachwies. „Beide Systeme, fügt der Redner hinzu, hatten ihre Verfechter, was Veranlassung gab, daß das Studium der Mineralogie mit desto größerem Eifer betrieben wurde. Die hierdurch erlangten Kenntnisse aber, namentlich die Entdeckungen eines Davy, setzen uns gegenwärtig in den Stand, beide Systeme mit einander zu verbinden und uns zu der Annahme zu bestimmen, daß Feuer und Wasser im Verein den Grundstein der Erdoberfläche gemeinschaftlich gelegt haben. Das Wasser bildet gewissermaßen das Bindemittel, das Cement der meisten Gesteine. Berge und Felsen sind durch Wasser aufgebaut worden; die Festigkeit ganzer Gebirge, ja ganzer Länder hängt von dem in ihnen gebundenen Wasser ab. Die meisten Krystallisationen der Gesteine konnten nur durch Wasser entstehen. Sezt man Steine eine hinlängliche Zeit dem Feuer aus, so daß sie ihr gebundenes Wasser verlieren, so bekommen sie Risse und zerfallen, wie beim Kalk- und Gipsbrennen &c. Was die Kunst hier im Kleinen erreicht, das bewirkt die Natur mittelst der Wärme und der Luft, durch Verwitterung, an Felsen und Gebirgen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. April 1831.

Will Völker schaun und ihre Glaubenssitte,
Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
Wann ich mit Lust von so entlegnen Orten
Erzählen werd' und sagen: ich war dorten.

Tasso.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Während man mich am Feuer von allen Seiten betrachtete, fragte ich den Wirth, ob er mir etwas zu essen habe? Er rieb mit der Rückseite der etwas gekrümmten Finger einigemal unter dem weit vorgestreckten Kinn hin und her, indem er die Lippen dabei fest aufeinander preßte; eine Geberde, deren man sich hier gewöhnlich bedient, statt zu sagen: ganz und gar nichts. Wird bei geschlossenen Lippen nur das Kinn vorgestreckt, so heißt dieß blos niente — nichts; werden aber auf die angegebene Weise noch die Finger angewendet, so bedeutet es niente affato, eine Antwort, die mir in der Folge noch oft zu Theil wurde. — Ich aß mit den Treibern und legte mich dann auf einen schmutzigen Strohsack, den der Wirth aus Wohlwollen für den seltenen Gast herbeigeschleppt hatte; kaum aber hatte ich eine halbe Stunde darauf geschlafen, als die unruhigen Bewohner desselben durch tausend Stiche mich aufweckten. Ich sprang auf, ging eine Weile umher und legte mich in dem entferntesten Winkel endlich wieder nieder, aber mit dem Schlafe war es die ganze Nacht aus. Obgleich ich ernstlich gewarnt worden war, so wenig als möglich bei Nacht zu reisen, so brach ich dießmal doch lange vor Tagesanbruch schon auf, weil ich es in der Taverna unmöglich länger aushalten konnte. Kaum aber war ich einige hundert Schritte gegangen, als sich neben mir im rauschenden Gebüsche ein leises, dreimaliges Pfeifen hören ließ, worauf auf der andern Seite der Straße in ähnlichem Tone geantwortet wurde. Ohne mich lange zu besinnen, zog ich meinen Tornister fest an den Rücken und rannte davon, bis mir fast der Athem ausging. Was an der Sache war, weiß ich nicht, aber ich war froh, Niemanden um mich zu hören, als ich endlich, um zu lauschen, anhielt. Ein höchst unangenehmes Gefühl erregte der Spuck immerhin in mir.

Gegen Mittag erreichte ich den Ponte Campostrino, eine der schönsten Brücken, die ich je gesehen. Sie wölbt sich in sieben kühnen Bogen über eine tiefe Schlucht; ihre mittlern Pfeiler mögen über hundert Fuß Höhe haben. Sie wurde vor ungefähr fünfzig Jahren begonnen und muß eine ungeheure Summe gekostet haben. Kein Wasser fließt unter ihr, aber gleich daneben springt über romantische Felsen herab ein tobender Bach, der aus dem Valle di Diana kommt. Hat man von der Brücke aus eine kurze Strecke den Berg hinan zurückgelegt, so erblickt man dieses ungefähr zwanzig Miglien lange und drei bis vier Miglien breite, herrliche Thal auf einmal in seiner ganzen Ausbreitung vor sich. Es wird von dem Negro, dessen Ufer theilweise mit hohen Pappeln besezt sind, durchzogen, und hat seinen Namen von dem Städtchen Diana, das westlich auf einem Bergvorsprunge liegt, und in dem einige Alterthumsforscher das Forum Pompilii gefunden haben wollen. Die vielen Ortschaften, die links und rechts an den Bergabhängen liegen, geben diesem Thale, das sich bis Casalnuovo erstreckt, einen überaus

freundlichen Charakter. Ungefähr in der Mitte, am Fuße der östlichen Bergreihe, prangt mit blühenden Umgebungen das Städtchen Sala. Der Oelbaum stand voll reifer Früchte, und von schattigen Geländen hingen, schwellend von köstlichem Safte, die blauen Trauben auf frischgrüne Saaten herab. Ueber romantische Berghöhen führt die Straße nach Casalnuovo, einer elenden und äußerst schmutzigen Ortschaft, wo ich nur mit aller Noth für die Nacht ein Unterkommen finden konnte. Während die Wirthin mir ein Nachtessen von Fischen und Sepien bereitete, ein Gericht, das nur ein Hungriger genießen konnte, briet ein Alter einige Schwämme auf der Gluth, die er darauf mit fünf oder sechs nackten, ausgehungerten Kindern verzehrte, indeß ein fettes Pfäfflein daneben fleißig mit einer Branntweinflasche korrespondirte und mir einen neuen Beweis gab, daß die Diener Gottes auch in dem elendesten Winkel sich immer zu behelfen wissen. Es ist in der That merkwürdig, wie diese Klasse von Leuten selbst da, wo die größte Armuth und das höchste Elend zu Hause sind, so wohl gedeihen und sich vermehren können.

Die Landschaft von Casalnuovo an über Lagonegro nach Lauria ist größtentheils wildromantisch. Die Straße führt durch enge Felsthäler, oft durch schauerliche Schluchten, wo nur Ziegenhirten, auf langbegrasten Felsblöcken sitzend, mit ihrem eintönigen Gesange die Stille unterbrechen. Einer dieser in Fell gekleideten Halbwilden theilte mir eine sinnvolle Sage aus diesen Gebirgsschluchten mit. Lauria, ein kleines, aber hübsches Städtchen, liegt in einem tiefen Gebirgskessel, und gewährt mit der ganzen umliegenden Landschaft, von der Straße aus, die hoch an einer Bergseite vorüberführt, einen reizenden Anblick. Einige Wegmacher, die in der Nähe arbeiteten, riefen mir, wie ich mich ihnen näherte, zu: „Da, Herr, ist Wasser zum Trinken, wenn Sie Durst haben, und wollen Sie Ihre Pfeife anzünden, so können wir Ihnen auch Feuer geben.“ Solch eine Anrede thut dem Herzen wohl. Ich ruhte eine Weile bei den Leuten aus, die mir auf's Freundlichste alle meine Fragen beantworteten. Kinder, Männer und Weiber drückten mir beim Scheiden die Hand und wünschten mir glückliche Reise.

Die vor wenig Jahren großartig angelegte Straße, die von Neapel hinab geht bis Reggio, ist in vielen Gegenden, besonders um Lagonegro und Lauria, schon ziemlich wieder in Verfall gerathen, anderwärts oft lange Strecken weit mit Gras so überwachsen, daß sie einem durch die Thäler und über die Höhen sich hinziehenden Wiesenstreifen ähnlich sieht, worauf nur der wöchentlich sie befahrende, von vielen Gensdarmen bedeckte Postwagen Gleise unterhält. Die Mauleseltreiber halten sich meistens auf kürzern Nebenwegen, gleich den Patrouillen, die für die Sicherheit zu wachen haben. Eine solche Patrouille besteht aus sechs bis acht mit Büchsen bewaffneten Bauern, die abwechselnd bestimmte Strecken, welche sie Tappi heißen, zu machen haben, denen es aber nur darum zu thun ist, auf den kürzesten Wegen, und wenn diese außer ihnen auch kein Mensch macht, am bezeichneten Orte frühzeitig anzukommen, damit sie vor dem Schlafen noch lange am Feuer sitzen, rauchen und schwatzen können. Ich traf fast jeden Abend einen solchen Trupp, oft zwei, in Gemeinschaft mit den Eseltreibern an, und war immer froh, wenn ich ihnen am Tage nicht begegnet war; denn selten ist einer von diesen Leuten im Stande, einen (italienisch geschriebenen) Paß zu lesen, und da mußte ich es mir denn allemal gefallen lassen, zum Ortsrichter transportirt zu werden, und zwar nicht etwa zum nächsten, sondern gewöhnlich zu dem des Dorfes, wo die Patrouille her war; ob es dabei vorwärts oder rückwärts ging, das kümmerte die Menschen wenig; nur ein einziges Mal konnte ich den Leuten mit allem Aufwand von Beredtsamkeit begreiflich machen, daß es ja einerlei sey, zu welchem Richter sie mich führen, um sich zu überzeugen, daß ich keine verdächtige Person sey. — Wer zu Pferd und mit einer sogenannten Guardia reist, was das Gewöhnliche ist, der erfährt alle diese Unannehmlichkeiten nicht, sondern zieht unangefochten seines Weges; wer aber allein und zu Fuß, mit dem Tornister am Rücken, daher kömmt, und oft aus öden, unwegsamen Gegenden, wohin mich der Zweck meiner Reise nicht selten führte, mit Eidechsen, Schlangen und Käfern in der Hand, wieder in die Straße einlenkt, der wird schnell abgefaßt und mit scheelen Blicken gemessen. Denn was Naturforscher und Naturgeschichte seyen, weiß man hier zu Lande nicht, und es gelang mir auch nie, einem von diesen Menschen auch nur den schwächsten Begriff davon einzudemonstriren; sie stellten mir immer die drolligsten Fragen, und die meisten hielten mich für einen Deserteur oder Spionen, oder endlich gar für einen Zauberer. — Nebst diesen Patrouillen befinden sich von Station zu Station neapolitanische Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, unter denen ich brave Menschen kennen lernte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettler.

(Fortsetzung.)

Ich floh nach Amerika; die Morgenröthe der Freiheit war eben über diesem Land angebrochen. In einer Wildniß siedelte ich mich an und lebte meinem Kummer. Da überfielen mich eines Tags die wilden Eingebornen und schleppten mich mit sich herum. Nach einigen Monaten wurde ich wieder befreit, aber mein Körper hatte unterliegen müssen; die fallende Sucht verließ mich seitdem nicht wieder.

Die Sehnsucht nach meinem Vaterlande übermannte mich; ein mitleidiger Seemann nahm mich unentgeldlich mit; ich betrat Frankreichs Boden wieder und erreichte nach langer Wanderung die Irrenanstalt. Melanie war todt, der Direktor auch, mich kannte dort Niemand mehr. Ich bettelte mich durch nach Paris; mein schändliches Weib war verschollen; ihr Hôtel hatte schon den dritten Besitzer seitdem und führte meinen Namen nicht mehr. Nun wandte ich mich nach der Normandie; meine Eltern schlummerten längst in der Gruft ihrer Ahnen; meine Familie war durch mich wieder zu einigem Wohlstande gelangt, aber sie stieß mich als einen Betrüger von sich. So wanderte ich denn nun, ein Bettler, herum und suchte einen Stein, auf den ich mein müdes Haupt legen könnte, zum Sterben. Mir war kein anderes Eigenthum geblieben, als La Rochefaucaulds Maximen; es war ein Spott des Schicksals, ich hatte das Buch mir gekauft am Tage vor meiner Vermählung zu Paris. Ihr habt Euch meiner erbarmt; erlaubt, daß ich es Euch zum Andenken lasse, wenn ich einst nicht mehr bin, ich habe nur das und meinen innigsten Dank. Doch jezt, nachdem Ihr meinen Jammer vernommen, frage ich Euch: „Ist Gott gerecht?"

„Gott ist gerecht," antwortete die Aebtissin, aber ihre Stimme zitterte und ihre Knie wankten, als sie diese Worte sprach.

7.

Es war, als ob das Bedürfniß, noch einmal alle seine Leiden einer fühlenden Seele mitzutheilen, das Einzige gewesen sey, was Eugen an die Erde fesselte. Er wurde mit jedem Tage schwächer und konnte bald das Bett nicht mehr verlassen. Die Aebtissin pflegte ihn eigenhändig und wich fast nicht von seinem Lager; es schien, als sey alle ihre angenommene Strenge ihm gegenüber von ihr gewichen. Er erkannte ihre Güte mit dankbarem Herzen an, aber es machte ihn doch verlegen, und er wurde stiller und wortkarger in ihrer Gegenwart, da er sonst mitunter in schmerzensfreien Stunden heiter zu seyn pflegte. Die Aebtissin las ihm viel aus geistlichen Büchern vor und suchte durch fromme Gespräche seine Seele zu Gott zu wenden, was seiner Sinnesart ebenfalls unbequem seyn mochte und ihn in eine gewisse Unbehaglichkeit versezte, die er jedoch aus Ehrfurcht nicht laut werden ließ. Seine Krankheit nahm mit Riesenschritten zu, und nach Verlauf von acht Tagen fühlte er lebhaft, daß er sich wohl nicht wieder von seinem Lager erheben werde. Er bat daher die Aebtissin eines Tages, als sie um die gewohnte Zeit bei ihm eintrat, jezt jene Papiere in Empfang zu nehmen und sie als sein Vermächtniß Eleonoren von Valvrè, Marquise de Flasselles, zukommen zu lassen, falls es ihr möglich sey, dieselbe aufzufinden." — „Es soll geschehen," sagte die Aebtissin; „doch nur unter der Bedingung, daß Ihr Alles ihr verzeiht, was sie an Euch verschuldete." — „Ihr verzeihen? nimmermehr!" rief er mit halberloschener Stimme, und die Gluth des Zorns röthete auf Momente sein bleiches Antlitz. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr," erwiederte die Aebtissin in feierlichem Ton; „wollt Ihr mit feindseligem Gemüthe von der Erde scheiden und eben so vor Euern Richter treten?" — „Das will ich," entgegnete er; „ich will ihn fragen, ob er gerecht richtet, und warum ich von Vielen auserkohren wurde, solche Qualen zu leiden." — „Er wird Euch antworten: Eugen, weißt Du, Kurzsichtiger, was vorher war, was nachher seyn wird?" Der Kranke verstummte und schloß die Augen; er schien gewaltig mit sich zu kämpfen. „Bedenkt," fuhr die Aebtissin fort, „wenn nun Eleonore noch lebt, herabgestürzt von ihrer Höhe, eben so tief gedemüthigt, als vorher in den Augen der Menschen erhoben, wenn ein besserer Geist über sie kam, und sie gut zu machen strebt, was sie früher verdarb? Die Reue hat sie ereilt, die Gewissensbisse peinigen sie; alle Buße scheint ihr nicht genug, und sie führt ein grausenvolles Leben, ein Daseyn voll Angst und Marter; denn unversöhnlich sieht sie Euch in ihren Gedanken und Euer Bild raubt ihr jeden Augenblick der Ruhe. Eure Verzeihung würde ihr aber ein Zeichen seyn, daß auch Gott ihr verziehen hat. Wollt Ihr dennoch scheiden, ohne ihr verziehen zu haben?" — „Ich habe zu viel durch sie gelitten; ich verzeihe ihr nicht." Plötzlich sank die Aebtissin vor seinem Lager nieder und rief mit herzzerreißender Stimme: „Eugen, in Eleonorens Namen beschwöre ich Euch, bei dem Andenken an Melanie, die Euch wie ein Engel des Lichtes jenseits entgegentreten wird, vergebt, vergebt der Sünderin." — „Hochwürdige Frau," rief er erschrocken und richtete sich mühsam auf, „um Gotteswillen, erhebt Euch! Ihr kniet vor mir? vor mir, dem Ausgestoßenen, dem Bettler?" — „Ich weiche nicht," erwiederte sie, „bis ich Vergebung für Eleonoren von Euch erfleht habe." — „Was vermöchtet Ihr nicht über mich, Edelste auf Erden!" antwortete er. „Gebt ihr die Papiere, wenn Ihr je ihren Aufenthalt erfahrt, und sagt ihr, der sterbende Eugen habe ihr um Euretwillen verziehen." — „Die Papiere sind bereits in ihren Händen," versezte sie, sich langsam aufrichtend. „Ich bin Eleonore de Valprè, Eure unwürdige Gemahlin." — „Allmächtiger Gott!" rief Eugen und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Seine Sinne verließen ihn, er sank leblos auf das Lager zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Vorträge über die Geschichte des Wassers u. das Klima von Deutschland.

„So nothwendig das Wasser, fährt Dr. Bögner fort, den Mineralkörpern, der Dammerde ꝛc. zu ihrem Fortbestehen ist, eben so bildet dasselbe auch einen unentbehrlichen Bestandtheil der Pflanzen, der Thiere. Kein Saame kann keimen, keine Pflanze kann gedeihen ohne Wasser, und alle organischen Wesen enthalten Säfte, deren hauptsächliche Grundlage das Wasser ist. Richerand sezt das Verhältniß des Wassers zu den festen Bestandtheilen im Menschenkörper wie 6 zu 1 und Chaussier wie 9 zu 1. Lezterer troknete einen Kadaver von 120 Pfund Schwere in einem Backofen und fand nach einigen Tagen, wo er ganz ausgedörrt war, daß derselbe nur noch 12 Pfund wog. Dieses Verhältniß aber ist verschieden, nach dem Alter und nach den Individuen... Die niedrigsten Pflanzen und Thiere sind so reich an Wasser, daß sie nur ein belebter Schleim zu seyn scheinen, und jene zwei Naturreiche sind auf der untersten Stufe so wenig streng zu scheiden, daß wir Pflanzenthiere oder Thierpflanzen, Zoophyten, kennen, deren Stelle im großen Systeme der Natur bis jezt noch nicht ausgemittelt ist. Die meisten dieser Naturprodukte sterben durch das Troknen gänzlich ab; einige derselben aber können durch das Wasser wieder neubelebt werden, wie die Tremella, die getroknet ein Häufchen Staub zu seyn scheint und, wenn Regen einfällt, zu einer bedeutenden Masse durchsichtiger Gallerte anschwillt und fortwächst... Da die Erdoberfläche selber dem Wasser entstieg, so mußten auch die ersten organischen Geschöpfe Wasserpflanzen und Wasserthiere seyn, und erst bei der allmähligen Zunahme des troknen Landes konnten Geschöpfe höherer Art entstehen.... Von dem ersten Erwachen des Lebens bis zu seinem Erlöschen ist die mächtigste Triebfeder desselben das Wasser. Allein nicht für jedes belebte Wesen ist ein und dasselbe Wasser gleich tauglich. Das Schilf und der Frosch bewohnen den Sumpf, die Forelle das klarste Quellwasser; die Palme trinkt den Thau und der Mensch, der durch seinen Verstand die Erde beherrscht, hat die Heilquellen aufgefunden, die ihm die verlorne Gesundheit wiederbringen." Wir fahren später fort, die interessantesten Punkte aus diesen Vorträgen auszuheben.

Eläpius aus Köthen hat, ebenfalls im physikalischen Vereine, seine Vorträge über das Klima von Deutschland fortgesezt. Nach Entwickelung der Gründe, die in den südlichen Gegenden dieses Landes die Temperatur erniedrigen, gelangte er zum Schluß, daß, träten jene Gründe stets zusammen und mit ihrer ganzen Kraft ein, das Klima in diesen Gegenden nicht nur nicht wärmer, sondern selbst kälter seyn müßte, als im nördlichen Deutschland. Dies sey aber, bemerkte der Redner, nicht der Fall, weil andererseits wieder Umstände eintreten, welche die Wirksamkeit jener Gründe zu entkräften streben. Man könne daher im Allgemeinen annehmen, daß allerdings die südlichen Gegenden um etwas wärmer als die nördlichen seyen, so fern diese in gleicher Höhe über der Meeresfläche mit jenen liegen, daß jedoch auch in dieser Beziehung mehrere Abweichungen von der Regel stattfinden. Hierauf zur Erörterung der gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten des Klimas in allen Gegenden Deutschlands übergehend, verbreitete sich E. zuerst über die Veränderlichkeit der Temperatur, die sich in hohem Grade, im Norden wie im Süden, wahrnehmen lasse. So erreicht im Durchschnitt die Temperatur nur etwa 9 bis 10 Tage hintereinander im Sommer + 20° R. und mehr, und im Winter — 5° und weniger. In den Küstengegenden ist der Wechsel noch auffallender; besonders gering dagegen, hinsichtlich der Wärme, in dem Landstriche von Wien und, hinsichtlich der Kälte, in Schlesien. Einzelne Sommer und Winter machen freilich Ausnahmen. So der Sommer von 1826, wo bei Köthen die Hize 17 Nachmittage hintereinander auf 22 bis 28½° im Freien stieg. Noch unbeständiger, als die Hize des Sommers, ist jedoch die Kälte im Winter. In den niedern deutschen Gegenden steht das Thermometer selten länger als einen Monat ununterbrochen unter 0° R. Im Durchschnitt mehrerer Jahre macht sich im Januar die größte Verschiedenheit der Temperatur bemerklich, im September aber die meiste Gleichförmigkeit. Nur Anfang und Ende des Winters lassen sich in Deutschland auf bestimmte Grenzen zurückführen. Nimmt man für den Anfang den Tag, wo zuerst die mittlere Temperatur auf oder unter 0° R. fällt und an welchem, in Folge davon, der Schnee, ohne zu schmelzen, mehrere Stunden liegen bleibt, für das Ende aber den Tag, an welchem eine dieser Erscheinungen zulezt im Jahre sich zeigt, so kann man für die diesseits der Alpen liegenden niedern Gegenden die zweite Hälfte des Novembers und die zweite Hälfte des März als die mittlern Grenzpunkte bezeichnen. Für die übrigen Jahreszeiten lassen sich solche Punkte durchaus nicht mit einiger Bestimmtheit angeben. Besonders geht der eigentliche Frühling bisweilen ganz verloren; so im Jahr 1825, wo die strengste Kälte Ende Februars und Mitte März stattfand, allein schon am 27. April die Hize bei Köthen + 23° im Schatten war. Auch im September tritt öfters noch eine starke und anhaltende Hize ein, wie z. B. auch 1825, wo dieselbe zu Köthen noch am 21. d. M., bei einem siroccoartig erschlaffenden Winde aus Süden, auf + 25° stieg.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 85:
Bleistift.

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Speisen mancher Art
Werden so verwahrt;
Aber dein Gesicht
Lieb' ich also nicht.

Dritte und vierte Sylbe.

Wie ich doch tragen und drehen kann,
Wie ich doch laufen und spielen kann,
Wie ich ernähren und tödten kann,
Ohne Arm und Bein!
Packt mich aber Einer an,
Werd' ich gleich zu Stein.

Das Ganze.

Alle vier Elemente,
Inniglich gesellt,
Sehn um sich versammelt
Oft die schöne Welt.

Während Luft sich hebet,
Läuft das Wasser fort,
Und die Erde klebet
Braun am Steine dort;

Feuer ohne Flammen,
Wärme kam hinzu.
Alle vier zusammen
Trink ich nun dir zu.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. April 1831.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Schiller.

An die Todtenglocke.

Traurig klingst du, Glöcklein, wieder,
Wie ein schweres Todesach,
Rufst herab wie Grabeslieder,
Daß ein Menschenherz jezt brach.
Ob es deinen Ruf ersehnte,
Sagst du nicht, du weißt es nicht,
Oder ob das Auge thränte,
Früh zu flieh'n das Sonnenlicht.

Fühllos klingst du es zur Ferne,
Kalt weckst du den Wiederhall,
Und ich glaub' auch, oft hört gerne
Mancher deinen Friedensschall.
Und wir weilen ja hier alle
In der Fremde trüb und bang,
Bis uns zu der Schlummerhalle
Freundlich ruft dein Silberklang.

Aber die sich liebend kennen
Und in Treue zugewandt,
Denen bringst du bitt'res Trennen,
Eines muß in fremdes Land;
Alles Hoffen, alles Sehnen
Starb dem andern unerfüllt,
Und es bleiben ihm nur Thränen,
D'rin sich doch sein Leid nicht stillt.

Aber bist du leis erklungen,
Denken wir an die zurück,
Die wir einst so heiß umschlungen,
Die uns gaben jedes Glück.
Ja, die längst dahingegangen,
Steigen aus der Gruft empor,
Und es färbt die blaßen Wangen
Frische Röthe wie zuvor.

Und wer sich in Gram verzehrte,
Den die einz'ge Liebe floh,
Wird, als ob er Engel hörte,
Doch bei deinem Schallen froh;
Hofft, das Bild so langer Schmerzen,
Wenn du ihm auch tönst, zu seh'n; —
Freut euch d'rum, ihr trüben Herzen,
Glöcklein ruft zum Wiedersehn!

Wagner von Laufenburg.

Der Bettler.

(Beschluß.)

8.

Es war nur eine Ohnmacht gewesen; noch einmal kehrte Leben in Eugens schwachen Körper zurück. Als er aus seiner Erstarrung erwachte, kniecte die Aebtissin

wieder, wie vorher, bei ihm; sie hatte seine Hand ergriffen und drückte ihre brennenden Lippen darauf; heiße Thränen rollten von ihren Wangen herab. Er bedurfte einer geraumen Zeit, sich zu sammeln, dann sagte er langsam, aber mit dem Ton innerster Ueberzeugung: „Ja, Gott ist gerecht.“ — „Gott ist gerecht,“ wiederholte sie; „uns wird Strafe für unsere Sünden auf Erden, Lohn für das Gute, das wir hienieden thaten, im Himmel. Laß mich Dir beichten, Eugen, nicht wie ich dazu kam, ein verführtes, verderbtes Weib zu werden — ich fiel, geblendet, wie so viele andere, von Eitelkeit und weltlicher Macht — aber wie ich strebte, wieder gut zu machen, und wie mich Gott erweckt hat aus dem Taumel der Sünde. Als Du damals nach Paris kamst und Deine mit Füßen getretene Ehre Dich zu mir führte, da ergriff mich heiße Liebe zu Dir, und ich verzehrte mich in Sehnsucht nach Deinem Besitz; Dein Bild begleitete mich überall; doch mein Verführer, der seine Beute nicht wollte fahren lassen, und dem ich in aufgeregter Stimmung verrathen hatte, was in mir vorging, verfolgte Dich und täuschte mich mit der Nachricht von Deinem Tode. Ich trauerte um Dich, aber die Lust der Welt riß mich wieder in ihren Strudel, bis endlich die furchtbarste aller Krankheiten, die Blattern, mich heimsuchte und jede Spur der Schönheit vertilgte. Mein schändlicher Verführer war gesättigt, ich hatte keinen Reiz mehr für ihn, und er verstieß mich. Im Zorne, als ich ihn mit Vorwürfen überhäufte, verrieth er mir, daß Du noch lebest, und beauftragte seinen Helfershelfer, Dich mit mir zu vereinen. Hätte ich ahnen können, daß das, was, wie ich hoffte, mich und Dich glücklich machen sollte, so unendliches Weh über Dich bringen würde, gewiß, ich hätte Allem entsagt. Du warst spurlos verschwunden; ich wandte mich zu diesem Kloster; meine strengen Bußübungen erwarben mir das Vertrauen der Aebtissin, ich ward ihre Nachfolgerin. O, Du weißt nicht, wie mich Dein Bild unablässig verfolgte, wie ich allnächtlich vor Gott im heißen Gebet auf den Knieen lag und mir Versöhnung mit Dir von ihm erflehte. Kannst Du mir jezt noch verzeihen?“ — „Ich habe Dir verziehen, Eleonore. Gottes Wege sind dunkel und unerforschlich, aber sie führen zum Besten. Dort winkt mir Melanie, als ein Engel des Friedens; aber auch Du wirst, wenn Du dort eingehst, nicht trauernd seitwärts von uns stehen. Die Liebe, die uns hier fremd blieb, wird uns dort vereinen. Gott ist gerecht.“

*

Nach wenigen Tagen war Eugen nicht mehr. Er wurde auf dem Friedhofe des Klosters begraben; ein einfacher Stein schmückte den Hügel, unter dem er schlummerte, nur mit seinem Namen und der Inschrift: **Gott ist gerecht!** geziert.

Hier weilte die Aebtissin oft im andächtigsten Gebet. Sie lebte noch lange nach ihm, ein Muster der Frömmigkeit, und that unendlich viel Gutes in ihrem Kreise. Endlich ging sie ein zu dem Frieden des Herrn, versöhnt mit ihrem eigenen Herzen.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Von Lauria bis Castelluccio ist die Gegend wieder schauerlich öde, nur hie und da eine armselige Hütte und manchmal ein schlafender Eseltreiber am Wege. Man läutete mit allen Glocken, als ich diesem Städtchen mich näherte; wilder Lärm scholl mir entgegen, und wie ich hineinkam, war Illumination zu Ehren aller Heiligen. Der Wirth, bei dem ich einkehrte, begegnete mir äußerst trokken und kalt, indem er mich mit schiefen Blicken anschaute. Ich warf meinen Tornister in einen Winkel und ging, so müde ich auch war, in die Kirche, wohin sich alles drängte. Wie ich nach etwa einer halben Stunde wieder zurückkam und mit dem Ausrufe: „Ein herrliches Fest!“ ans Feuer trat, fragte mich der Mann, ob ich in der Kirche gewesen und ob ich denn ein Katholik sey? Als ich ihm beide Fragen bejahte, faßte er mich freudig, recht als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, bei der Hand, zog mich nieder auf einen Stuhl am Feuer und holte mir darauf von seinem besten Weine, den er kurz vorher angekauft hatte, und über dessen Güte ich ihm mein Urtheil sagen mußte. Und wie er endlich vollends mein Skapulir mit dem Bilde der Madonna Santissima, das ich mir in Salerno gekauft und umgehangen hatte, erblickte, da schloß er mich in seine Arme, nannte mich Freund, und versprach mir die beste und billigste Bewirthung. Ich hatte diesem Zeichen auch in der Folge noch mehr als einmal eine gute Aufnahme zu danken, denn wo man es sah, hieß es gleich: „Er ist Katholik! Wir sind alle Brüder!“

Einige Miglien unterhalb Castelluccio mußte ich mich durch einen breiten Waldstrom tragen lassen, was mir später noch öfter begegnete, weil nirgends eine Brücke über diese, zuweilen mehrere hundert Schritte breiten Strombette gebaut ist. Der Reisende, der zu Fuß an ein solches Wasser gelangt, muß entweder sich ausziehen und mit den Kleidern auf dem Rücken durchwaten, oder warten, bis ein Bauer kommt, der ihn auf seinen Esel oder auf seine Schultern nimmt.

Es war am Tage aller Heiligen, als ich gegen zehn Uhr Morgens in Rotonda, einer kleinen, nahe am Nerinoflusse gelegenen Stadt ankam. Der Gottesdienst war eben beendigt und aus der angefüllten Kirche strömte Alles neugierig auf mich zu; ich war in wenig Minuten so umringt,

daß ich mich kaum mehr rühren konnte. Die meisten Fragen, die man an mich stellte, gingen dahin, warum ich so allein und ohne Büchse reise? Die Leute sind nämlich gewohnt, die wenigen Reisenden, die ihr Land besuchen, zu Pferd und mit bewaffneter Begleitung zu erblicken, darum fiel es ihnen so sehr auf, einmal einen Fremden so leicht und sorglos dahinschlendern zu sehen. Uebrigens trägt hier auch der Bauer, wenn er nur aus seinem Dorfe in ein anderes geht, seine Büchse am Rücken, jedoch, wie mir schien, mehr noch aus alter Gewohnheit, denn der Sicherheit wegen.

Rotonda ist der lezte Ort im Principato citeriore. Gleich hinter der Stadt thürmen sich die Gebirge Malaspina und Cilisterno auf, die diese Provinz von Kalabrien scheiden. Die Straße führt einige Miglien weit durch eine wilde Schlucht hinan, bis sie auf einmal jäh hinabfällt in das länglichtrunde, von hohen Bergen umschlossene Thal Campo Tanese, welches Swinburne Campo Temese nennt und für den Krater eines ausgebrannten Vulkans hält, welcher Ansicht ich beistimme *). Karl V. soll zuerst die Kultur des Roggens in dieses Thal gebracht haben; noch jezt wird er darin an einigen Stellen gebaut, der größte Theil aber ist Weide. Als ich hinunter kam in die Thalebene, traf ich einen in Fell gekleideten Hirten, dessen graue, langgehörnte Ochsen in hohen Farrnkräutern weideten; er saß an der Straße und grub mit einem langen Messer ein rundes Loch in die Erde. Meine Frage, zu was er dieß thue? ließ er unbeantwortet, erzählte mir aber mit einem etwas bittern Lächeln, daß die Gegend, in der ich mich jezt befinde, Campo di Diavole (Teufelsfeld) heiße, weil gewöhnlich Räuber und wilde Thiere darin hausen. Jezt erst fiel mir wieder ein, daß mehrere Gensdarmen vor einigen Tagen mich ernstlich gewarnt hatten, in dieses Thal mich nicht ohne Bedeckung zu wagen; nun ich aber einmal da war, ließ sich nichts anderes mehr thun, als meinen Weg fortzusetzen. — Das Thal ist ungefähr vier Miglien lang. Der Boden, wie schon bemerkt, ist nur an wenigen Stellen bebaut, und von den Wassern, die links und rechts von den rauhen Bergen herabrauschen und unten in einem breiten, steinigen Bette sich sammeln, vielfach zerrissen. Fast in der Mitte steht neben der Straße ein wohlgebautes, aber unbewohntes Haus, und in einiger Entfernung von diesem, da, wo der südwestliche Bergzug einen kleinen Vorsprung in die Thalebene hinausmacht, liegen die Ruinen verlassener Wohnungen. Der Himmel war trüb, um die Bergspitzen zogen finstere Wolken, und die schauerliche Stille wurde nur vom Gekrächze der Raben, die um die Felsklüfte flatterten, unterbrochen. Am Ende des Thales, da, wo sich die Straße, auf der einen Seite in Felsen gehauen und auf der andern durch eine hohe Mauer unterstüzt und mit einem Geländer versehen, wieder hinauswindet, stehen fünf aufgemauerte, pyramidalische Säulen, mit eben so vielen abgeschnittenen Menschenköpfen oben, worunter auf hölzernen Tafeln halberloschene Inschriften Namen und Heimath der Verbrecher angeben, denen die Köpfe angehörten. Was für einen Eindruck solche Zeichen auf den einsamen Wanderer machen müssen, kann man sich leicht vorstellen. Ich athmete froh wieder auf, als ich aus der Bergschlucht heraus war und auf einmal, tief unter mir, ein heiteres Land, mit Reben, Feigen, Oelbäumen, Pinien und Cypressen prangend, erblickte, ein ringsum von rauhen Bergen eingeschlossenes Paradies, wo man zu dieser Jahreszeit Kohl und andere Gemüsarten pflanzte. Die Miglie Wegs von Campo Tanese durch diese Felsen bis Murano soll über 16,000 Dukati gekostet haben.

Es läutete zur Vesper, als ich nach Murano kam, das auf den Ruinen des alten Siphäum erbaut worden seyn soll. Wie die meisten kalabresischen Städtchen und Dörfer, hängt es an einem steilen Bergabhange, und eine alte, längst verfallene Burg ragt hoch darüber empor. Amphitheatralisch, oft in Form einer Pyramide übereinander gethürmt, gewähren alle diese Ortschaften, aus der Ferne gesehen, einen ungemein malerischen Anblick; ist man aber in den winklichten Räumen, denn Gassen kann man sie nicht heißen, die zwischen den elenden Häusern liegen, welche ohne Fenster und so zerrissen sind, daß man jeden Augenblick fürchtet, es falle Alles über den Haufen, so kann man vor Schmutz kaum durchkommen, vor Gestank kaum athmen, und vergleicht man vollends das grenzenlose Elend, das da herrscht, mit der ringsum blühenden Natur, da möchte man oft fast Thränen vergießen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Von den Temperaturverhältnissen, die, als Basis aller übrigen Witterungserscheinungen, am wichtigsten sind, da sie das Klima in der engsten Bedeutung begründen, wandte sich Cläpius zu den in Deutschland im Allgemeinen stattfindenden Feuchtigkeitsverhältnissen. Da bis jezt noch kein Instrument erfunden ist, welches man mit vollkommener Sicherheit zu vergleichenden Beobachtungen in dieser Beziehung benuzen könnte, so muß man den Zustand der Feuchtigkeit überhaupt lediglich durch ursächliche Umstände zu ermitteln suchen, um so die Mangelhaftigkeit jener Beobachtungen zu ergänzen. Zu diesen Umständen nun gehören für die einzelnen deutschen Gegenden ganz vorzüglich die Nähe des Meeres

---

*) Swinburne Travels in the two Sicilies in the years 1777, 1778, 1779 und 1780. 4 Bde. London 1780. Ins Deutsche übersezt von Forster. Hamburg 1785.

und dann die Gebirge. Leztere machen die benachbarten Ebenen und Thäler feuchter, als sie außerdem seyn würden, aus Gründen, die wir als bekannt hier übergehen. Außer den Gebirgen aber bedingt auch noch die chemische Beschaffenheit des Bodens den größern oder geringern Grad der Luftfeuchtigkeit einer Gegend, so wie endlich auch Waldungen hierauf Einfluß haben. C. unterschied im Allgemeinen für die tiefern Gegenden Deutschlands drei Hauptabschnitte, nämlich: die norddeutschen Küstengegenden bis zu einer Entfernung von etwa 12 Meilen von der See, als den feuchtesten; die südlichern Landstriche bis 51½° n. B., als den weniger feuchten, und endlich das flache norddeutsche Binnenland, als den trockensten Abschnitt. Einzelne Landstriche machen jedoch Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. der sogenannte Spreewald in der Niederlausitz eine der feuchtesten Gegenden Deutschlands ist. Zu den trockensten Gegenden gehört die um Berlin und Schlesien. — Wie hinsichtlich der Temperatur, so macht sich auch hinsichtlich der Luftfeuchtigkeit, in den tiefer liegenden deutschen Gegenden besonders, eine auffallende Veränderlichkeit bemerklich. Ferner sind in Deutschland, wie wohl auf der ganzen Erde, die Nachmittagsstunden am trockensten, die Stunden kurz vor Sonnenaufgang aber am feuchtesten. — Es kommt dies daher, weil der Gang der Luftfeuchtigkeit mit der Wärme in umgekehrtem Verhältnisse steht, ein Naturgesetz, woraus sich ebenfalls ergibt, daß in Deutschland der Juni der trockenste Monat ist, der feuchteste dagegen der December oder auch der Januar. Auch die Jahreszeiten bestimmen sich nach dem nämlichen Gesetz; daher ist der Sommer die trockenste, der Winter die feuchteste, der Frühling aber im Ganzen etwas trockener, als der Herbst. Die Veränderlichkeit der Luftfeuchtigkeit ist am größten im Frühling, am geringsten im Winter. — Endlich schloß Cläpius seine Vorträge mit Erörterung der Verhältnisse des Luftdruckes in Deutschland. Die Höhe eines Ortes über dem Meere hat natürlich den überwiegendsten Einfluß auf diese Verhältnisse. Nächst dem aber zeigen sich noch in dieser Beziehung verschiedene Prozesse im Dunstkreis wirksam, die mit Wetterveränderungen mehr oder weniger in Verbindung stehen, namentlich die verschiedenen Winde, indem z. B. bei Ostwind der Luftdruck viel bedeutender, als bei Westwind ist, da ersterer der Erdumdrehung gerade entgegenweht. Endlich aber treten hier auch noch regelmäßige, täglich wiederkehrende Einflüsse ein, auf die besonders Alex. von Humboldt aufmerksam gemacht hat und welche die barometrische Ebbe und Fluth genannt werden. Merkwürdig ist beim Luftdruck die Schnelligkeit seiner Mittheilung, welche die der Temperaturverbreitung bei weitem übertrifft. Allein sein Einfluß auf das animalische, wie auf das vegetabilische und anorganische Leben ist weit geringer, als der Einfluß der Temperatur. — Was die Verschiedenheiten des mittlern Luftdruckes in den einzelnen deutschen Gegenden betrifft, so wies C. nach, daß sich derselbe am stärksten in den Küstengegenden zeige. So ist solcher in dem 40 Fuß über dem Meere gelegenen Hamburg = 28″ 2‴ bei × 10° R.; der schwächste Luftdruck in den ebenen Gegenden zeigt sich um München, wo solcher = 26″ 5‴ 4 ebenfalls bei × 10° R. ist; der absolut schwächste aber auf dem Berge Orteler in Tyrol (14,050 F. üb. d. Meere), nämlich = 16″ 2‴ bei × 10° R. Was die Verschiedenheit in den Schwankungen des Luftdrucks betrifft, so sind solche im Allgemeinen um so größer, je weiter der Beobachtungsort vom Aequator entfernt ist; doch haben auch hier Meer und Gebirge Einfluß. Am bedeutendsten sind daher die Schwankungen an der Ostseeküste, nach monatlichem Mittel beiläufig = 12‴. Aber selbst in den südlichsten Gegenden diesseits der Alpen betragen sie nicht weniger als 9½‴. Da nun eben diese Schwankungen so ziemlich mit der Veränderlichkeit der Witterung zusammenhängen, so folgt schon hieraus, daß diese in den norddeutschen Binnengegenden nicht größer ist, als in den südlichen Theilen Deutschlands, und man gewahrt deutlich, daß auch hier wieder die Gebirge eine Ausgleichung hervorbringen. Hinsichtlich der verschiedenen Jahreszeiten ist die Veränderlichkeit des Luftdrucks während der Wintermonate überall am größten, nächstdem im Frühlinge, sodann im Herbste, und am geringsten im Sommer. Ja dieselbe ist im Winter zuweilen innerhalb weniger Stunden größer, als während eines ganzen Sommermonats.

Algier, Februar.

Briefe eines Deutschen in Algier.

Zweiter Brief. (s. Nr. 47.)

Wenn man zu jeziger Jahreszeit durch die Straßen Algiers geht, überrascht einen häufig ein plözlicher Regenguß, und hierin allein besteht eigentlich der hiesige Winter, da wir immer 7 bis 10 Grad Wärme haben und sehr oft fürchterliche Gewitter, die sich in Hagel- und Wasserströmen entladen; einen lieblichen Kontrast bildet in den schönen Tagen mit der von einer glühenden Sonne bestrahlten Ebene das in der Ferne sich erhebende, von tiefem Schnee weißblinkende Gebirg. Die hiesige Bauart schüzt sehr vor dem Regen, da die meisten Straßen oder vielmehr Gäßchen gewölbt sind, oder doch, da der obere Stock vor dem untern 1½ bis 2 Schuh weit vorspringt, die beiden Reihen der Häuser sich oben berühren; zum Ueberfluß kann man sich in ein Kaffeehaus flüchten, denn daran fehlt es hier eben so wenig, als in irgend einer Stadt Frankreichs. Schon vor der Ankunft der Franzosen gab es hier Kaffeehäuser, meistens in den Buden der Perrückenmacher; nun aber haben sie sich natürlich ungeheuer vermehrt. Auch fehlte es nicht an Charlatans, die ihnen pomphafte Namen gaben, gerade wie in dem phrasenreichen Mutterlande. So liest man z. B. vor einem in dem allerdunkelsten Winkel liegenden Häuschen „au soleil africain,“ vor einem andern, kaum zehn Personen fassenden Stübchen „au rendezvous de l'armée d'Afrique.“ Seit der französischen Revolution haben wir auch unser **Café Lafayette, de la Charte, des trois couleurs etc.**

Die hiesigen Wohnungen lassen sich überhaupt sehr leicht zu Kaffeehäusern umgestalten; sie haben alle einen von einer auf Säulen gestüzten Gallerie umgebenen Hof, aus dem die untern sowohl, als obern Zimmer ihr Licht erhalten; denn die Vorderseite des Hauses hat nur selten ein kleines Fensterchen. Fast alle Häuser sind einander vollkommen ähnlich; sie haben vier längliche Zimmer mit ungeheuer großen Thüren unten an den vier Seiten des Hofes, und eben so viel oben innerhalb der Gallerie. Die Häuser der Reichern unterscheiden sich durch Größe, Schönheit der marmornen Säulen, durch feine Tapeten und Polster. Das Dach bildet eine Terrasse, die früher nur von Frauenzimmern betreten werden durfte, jezt aber ein allgemeiner Spaziergang geworden ist; und auf der Terrasse allein ist man oft so glücklich, eine hübsche Nachbarin entschleiert zu sehen. Am Sonnabend besonders sind die Jüdinnen reich geziert, das heißt schwer mit Gold und Edelsteinen beladen, auf ihren Terrassen sichtbar, und hier läßt sich wohl manche Stelle im dritten Kapitel des Jesaias richtiger, als in dem gelehrtesten Kabinette Deutschlands kommentiren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. April 1831.

— Nicht in Verbindung
Mit tücht'gen Freunden, sondern, Spinnen gleich,
Spann er sich sein Geweb; er hat bewiesen,
Daß eignen Geistes Kraft die Bahn ihm brach;
S'ist eine Himmelsgab, womit er sich
Den nächsten Platz am Könige erkaufte.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Genthod, Ferner und Coppet.

II.

Necker und die Staël.

Von Ferner bis zum Schloß Coppet ist nur eine kleine Stunde; schon von weitem kündigt es sich stattlich an, und in der Nähe hat es wirklich etwas Königliches. Auch wohnte da vor einigen Jahren der edle Mann, der jezt auf dem ersten Königsthron von Europa sizt, und auf den seine und andere Völker hoffend schauen. Große Hauptgebäude und mächtige Flügel umgeben zwei weite Höfe. Im Innern des Schlosses wechseln herrliche, mit Statuen besezte Treppen mit Prunksälen und Gemächern aller Größe. Im Erdgeschoß sind Bibliothek und Theater. Aus allen südlich gewendeten Zimmern hat man die reizendste Aussicht auf den See, die savoyischen Vorderalpen und Gletscher. In derselben Richtung liegt auch die Blumenterrasse, deren Duft durch die untern Fenster in die Bibliothek zieht, ein Bild des seltenen Frauengeistes, der darin waltete. Hinter dem Schloß, in nordwestlicher Richtung, liegt der große Park mit seinen herrlichen Bäumen und seinen dunkeln Laubgängen, nahe dabei eine in einen dunkeln Grund gar malerisch hingebaute Mühle, auf deren großes, moosbewachsenes Rad reiches silberschäumendes Wasser stürzt. Noch westlicher liegt die Pächterwohnung mit den Ställen, Scheuern u. s. w. Nahe dabei sieht man ein kleines, mit hoher Mauer eingefangenes Gehölz, in dessen Mitte die vier lezten Generationen der Familie begraben liegen: der Minister Necker und seine Gattin, Frau von Staël, August von Staël und sein Söhnchen. Mit ihm, dem lezten seines Stamms, schloß dieß Columbarium, und es ist nun zugemauert. Weiter hinab sind die Weinberge und Obstgärten des Schlosses. Um Coppets ganze Bedeutung zu erkennen, müssen wir Neckers Leben und Wichtigkeit in den Hauptmomenten zusammenfassen, zumal durch die neuesten Ereignisse in Frankreich neues Interesse dafür entstehen dürfte. Dieser merkwürdige Mann gehört zur Hälfte Frankreich, zur Hälfte Genf an. Hier war er geboren und in dessen Nähe starb er, dort hingegen stand er auf hoher, sturmbewegter Stelle, voll Sachkenntniß, Klarheit und Uneigennützigkeit, aber nicht ohne Ehrgeiz und Schwanken. Uebrigens war Necker von deutschem Stamm.

Die Verschwendung und die schlechte Verwaltung des Regenten und hernach Ludwigs XV. hatten den Schatz so erschöpft und eine so furchtbare Staatsschuld angehäuft, daß alle Heilmittel vergebens schienen. Und doch stand der Krieg mit England wegen Nordamerikas Unabhängigkeit bevor, und es ließ sich nicht absehen, welchen Ausgang er nehmen werde. Damals war ein ungeschickter und frivoler Mann Premierminister, herrschte ganz allein, haßte alle Opposition und Besserungsversuche, konnte es auch leicht, denn der schwache König war ihm ganz unterthan. So standen die Sachen, als der reiche Bankier Necker die Leitung der Finanzen erhielt und unter der Bedingung annahm, daß er dem Staat umsonst diente.

Dafür wurde ihm Bewunderung in der egoistischen, geldgierigen Zeit. Viele Hofleute machten sich auch über ihn lustig; es ward ihnen aber bald anders zu Sinn. Necker führte gleich unzählige Reformen ein: überflüssige Stellen und Sinecuren, Gnadengaben, Geschenke und Pensionen wurden eingezogen; der Schatz verschloß sich der Gunst und der Intrike, die früher ungescheut daraus nahmen. Der König billigte höchlich so nützliche Veränderungen. Schnell hob sich dadurch der öffentliche Kredit wieder und das drohende Murren im Volke verlor sich. Alle, die an die Unordnung, Verschwendung und Armuth bei den vorigen Regierungen zurückdachten, konnten gar nicht von ihrem Staunen zurückkommen, als sie sahen, wie die fünfhundert Millionen, die zur Bestreitung der Kriegskosten aufgenommen worden, abgezahlt waren, die Einnahmen bedeutend die Ausgaben überstiegen, die Abgaben vermindert, die Feudalabgaben abgeschafft, Klarheit und Ordnung in den Finanzen eingeführt und überdieß Provinzialstände ernannt wurden. Dieß Alles war das Werk eines einzigen Mannes, das Werk von zwei Jahren. Maurepas, der ehrsüchtige Greis, der damals den König ganz in seiner Gewalt hatte, sah mit Neid auf den Genfer, der in so kurzer Zeit so Großes geleistet und sich dadurch die Verehrung des ganzen Volks gewonnen hatte. Nicht weniger unwillig waren viele andere mächtige und einflußreiche Leute, die er sich durch seine Einschränkungen zu Feinden gemacht hatte, standen Maurepas zur Seite und fanden bald den Weg zu des schwachen Königs Ohr. Necker ward entlassen. Gleich luden ihn Catharine II., Joseph II. und der König von Neapel zu sich ein, und boten ihm ihr Finanzministerium unter den ehrenvollsten Bedingungen an. Er aber schlug Alles aus und zog sein schönes Coppet und dessen philosophische Ruhe allen glänzenden Anerbietungen vor. Hier arbeitete er nur sein berühmtes Werk über die Verwaltung der Finanzen aus, das noch jezt eine treffliche theoretische Grundlage für diese Wissenschaft ist.

Nach Necker kam Calonne ins Finanzministerium. Dieser Verschwender gab sich das Ansehen, als sey die ganze Finanzwissenschaft kinderleicht, angenehm und eben. Voll Grazie und Gefälligkeit gegen den Hof und die Hofleute, streute er Blumen über den Abgrund, an dessen Rand man wandelte. Der König, die Königin, der Hof, ja sogar die Nation wiegten sich in süßen Täuschungen und gaben sich dem Zauber hin, den Calonne durch seine festen und wiederholten Versicherungen verbreitete, der aber auf lauter Lüge und Täuschung gegründet war. Nur dann erst fielen den Leuten die Schuppen von den Augen, als der Finanzminister nach England floh. Nun war nur Ein Schrei im Lande, die Zurückberufung Neckers, denn er, meinte man, könne allein vor dem Staatsbankerot schützen. Dieser allgemeine und dringende Ruf, dem der König nachgeben mußte, war das erste offenbare Zeichen von Revolution. Wenn ein Volk auf den Punkt gekommen ist, seiner Regierung Geseze vorzuschreiben, und wenn sich diese durch ihre vorhergehenden Irrthümer und Mißgriffe gezwungen sieht, sich gleichsam in den Schutz eines einzigen Mannes zu begeben, da muß die bestehende Ordnung an sehr dünnem Faden hängen. Necker übernahm abermals das Finanzministerium. Zu diesem gewagten Entschluß bewegte ihn mancherlei; wer ihn gekannt hat, weiß, daß es nicht nur Eitelkeit und Sucht nach Volksgunst war, sondern auch treue Anhänglichkeit an Frankreich, das er wie sein zweites Vaterland betrachtete. Auf jeden Fall — und dieß gestand er später selbst ein — bedachte er nicht reif genug, welchem Sturm er entgegen ging und wie furchtbar das Land aufgeregt war, dessen Finanzen er von Neuem verwalten sollte; er traute sich zu viel Kräfte zu. Necker hatte dabei Genf vor Augen, wo oft aus Unruhen und Bewegungen des Volks günstige Umgestaltungen und Veränderungen in den Gesetzen und in den Regierungsformen hervorgegangen waren. Er dachte, die in Frankreich losgelassenen riesenartigen Leidenschaften könnten ebenso im Zaum gehalten, gemäßigt und zum Besten geleitet werden. Dieß war ein großer Irrthum. Wer kann den Ausbrüchen der Vulkane und den Verheerungen der Erdbeben Grenzen vorschreiben? Paris gleicht Genf so wenig, wie der Ocean dem Genfersee, und die kleine Barke, die, von geschickter Hand geleitet, sich auf dem bewegten See retten kann, geht auf dem stürmischen Weltmeer unter. Indessen bewies doch Necker auch bei diesem zweiten Ministerium Talent, Kraft und edlen Willen.

(Die Fortsezung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsezung.)

Ein fürchterliches Donnerwetter kam über die Berge herangezogen, als ich Murano verließ. Ich verdoppelte meine Schritte, um noch zu guter Zeit das ungefähr fünf Miglien entfernte Städtchen Castrovillari zu erreichen. Schon erblickte ich die Mauern desselben und freute mich, in der Hoffnung, endlich doch einmal wieder ein Bett zu finden, um eine Nacht gehörig ausruhen zu können, als mein Unstern anfing. An der Straße standen fünf patrouillirende Bauern, die nach einem Hute feuerten, den ein betrunkener Pfaffe einige Schritte vor ihnen, mit allem Aufwand der ihm gebliebenen Kräfte in die Luft schleuderte, und der von Kugeln schon ganz durchlöchert war. Das Ding amusirte mich, indessen getraute ich mir doch weder zu lachen, noch stille zu stehen, sondern ging grüßend vorüber. „Die Karte her!" schrie einer der Schützen mir nach, wie ich schon einige Schritte

vorbei war. Ich kehrte zurück und überreichte meinen neapolitanischen Paß einem wohlgekleideten Manne, der, mit einem Regenschirm in der Hand, bei dem Trupp stand. Er las ihn, gab ihn zurück und hieß mich weiter gehen. Als ich wieder ungefähr hundert Schritte entfernt war, wurde mir zum zweiten Mal gerufen, und nun mußte ich meinen Tornister bis auf das lezte Stück auspacken. Alle Papiere wurden durchwühlt, alle Schachteln, worin ich zoologische Gegenstände verwahrte, aufgemacht, und als ich über eine Viertelstunde mit aller mir nur möglichen Beredtsamkeit über Alles Aufschluß ertheilt hatte, konnte ich wieder einpacken und gehen. Aber kaum war ich auf eine halbe Schußweite entfernt, so schrie man mir zum dritten Male nach, umzukehren. Ueberdrüßig zog ich fort, da rannten zwei Kerls mit geladenen Büchsen mir nach, packten mich bei den Armen und schleppten mich zurück. „Was wollt ihr denn weiter noch von mir?“ fragte ich unwillig, als wir bei den Uebrigen ankamen. „Sie sind die Person nicht, für die Ihre Karte ausgestellt ist,“ erwiederte mir einer in barschem Tone. Ich wandte mich an den erwähnten wohlgekleideten Mann, ersuchte ihn, meinen Paß noch einmal zu lesen, legte ihm auch den deutschen vor, den ich in meiner Brieftasche mittrug, und bat ihn, nachdem ich ihn noch auf mein braunes und blaues Auge, besondere Kennzeichen, die im Signalement angeführt waren, aufmerksam gemacht hatte, mich mit dem Signalement zu vergleichen. Er zuckte die Achseln und sprach: „Sie sind einmal verdächtig, und da hilft Alles nichts.“ Kaum hatte er dies gesagt, so packten mich die Kerls und führten mich, einer voraus, zwei neben mir und zwei hinter mir, triumphirend fort, und zwar nicht etwa nach Castrovillari, von dem wir kaum eine Viertelstunde entfernt waren, sondern zurück nach ihrer Ortschaft Murano. Was ich auch sagte, nichts half, ich mußte gehen. Auf halbem Wege ungefähr erreichte uns das Gewitter; ich bat den Mann, der hinterdrein ging, mich doch ein wenig unter seinen Regenschirm zu nehmen, aber umsonst. In wenig Minuten war ich bis auf die Haut naß, und selbst in den Tornister drang mir das Wasser. Es war schon finstere Nacht, als wir in Murano ankamen; man führte mich in eine Locande, wo ich, vor Frost zitternd, mich ans Feuer sezte und den Wirth bat, mir etwas zu essen zu geben. „Da wird nichts gegessen,“ riefen Alle und zogen mit mir wieder fort, bis auf einmal eine Thür sich öffnete, wo man mich hineinschob und hinter mir wieder schloß. Ich tappte im Finstern umher, bis ich an eine Mauer gelangte, an die ich mich anlehnte, voll Erwartung, was da kommen werde. Wie mir zu Muthe war, brauche ich nicht zu beschreiben. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür; zwei Bursche traten herein und riegelten wieder zu. Ich erkannte an ihrer Stimme, daß sie von meinen Begleitern waren, und bat sie, mir doch zu sagen, wo ich sey? „Der Herr ist schon am rechten Orte,“ erwiederte der eine, der andere aber, der menschlicher gesinnt war, meinte, man müsse doch ein Licht machen. Es kam Licht, und ich sah mich zwischen vier kahlen, feuchten Mauern; die Thüre war mit einem starken Balken verrammelt, auf dem Boden lagen, in einem Winkel, zwei oder drei schmale Bretter, und in einer Ecke glaubte ich ein Kamin zu sehen. Nach vielen Bitten und Vorstellungen wurde mir erlaubt, Feuer anzumachen, wenn ich nämlich das Holz, das erst geholt werden mußte, bezahlen wolle. Ich warf zwei Karlin *) hin, und man schaffte etwas grünes Gesträuch herbei und zündete es an. Weil aber das Kamin keine Oeffnung nach außen hatte, so war in wenigen Minuten der Kerker mit Rauch zum Ersticken angefüllt, und wollte man die Thür öffnen, so schlugen Wind und Wetter grausig herein. So blieb denn nichts übrig, als das Feuer wieder hinauszuschaffen. Nachdem ich lange um etwas zu essen gebeten hatte, holte mir endlich einer etwas Brod und in einem abscheulich stinkenden Kruge Wein, brachte mir aber, was ich zu seiner Ehre sagen muß, das Geld, was das Holz und diese Lebensmittel weniger gekostet hatten, als ich dafür hingegeben, wieder zurück. Sie tranken beide mit mir und legten sich darauf zum Schlafen auf die Bretter nieder. Ich versuchte ein Gleiches, konnte es aber in den nassen Kleidern unmöglich lange liegend aushalten. Gegen Mitternacht packte mich plötzlich ein heftiges Fieber, von fast blutigem Erbrechen begleitet. Ich bat, ich versprach alles Mögliche, ich beschwor, mich irgend wohin an einen warmen Ort zu bringen, aber umsonst; die Kerls streckten dann und wann den Kopf in die Höhe, hörten mich an, lachten über mein Zähneklappern und schliefen wieder ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein neapolitanischer Karlin ist ungefähr 12 kr. rhein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 30. März.

Stände. Kommunalgarde. Theater.

Die politischen Interessen verschlingen gegenwärtig in hiesiger Stadt fast alle andern, so daß ich kaum den Muth haben werde, über die Ereignisse in unserer Bretterwelt zu berichten. Das Wichtigste für unsere eigenen Angelegenheiten ist wohl der seit dem 1. März begonnene und in seinen Arbeiten fleißig fortschreitende Landtag, der eine ganz neue Grundlage unsers Staatslebens feststellen soll, und daher wohl der folgereichste seyn dürfte, der seit mehreren Jahrhunderten in Sachsen gehalten worden ist. Ein Hauptschritt ist bereits der, daß endlich die Oeffentlichkeit dieser Arbeiten von der Regierung bewilligt worden ist. Von einer Deputation der Stände redigirt, erscheinen nämlich seit dem 21. März in der Hilscherschen Buchhandlung in fortlaufenden Nummern **Mittheilungen über die Verhandlungen des Landtags im Königreiche Sachsen 1831**, und so erfahren wir denn wenigstens das, was jene Deputation uns mitzutheilen für angemessen erachtet.

Die Organisation unserer Kommunalgarde ist nun vollendet; sie umfaßt mehr als 6000 Mann allein in Dresden. An ihrer Spitze stand bisher der General von Gablenz; es soll jezt aber, da diese Kommandantur mit der von ihm bekleideten Gouverneursstelle Dresdens unverträglich ist, nun ein neuer Kommandant gewählt werden, wahrscheinlich aus der Mitte der Kommunalgarden selbst, welche sich bereits durch stattliche Haltung und Uniformirung auszuzeichnen anfangen. Freilich richtet sich nun auch der Sinn der meisten jungen Männer großentheils auf diese neue Beschäftigung und dieses in der gegenwärtigen Zeit doppelt anziehende Verhältniß; es finden wöchentlich Zusammenkünfte einzelner Kompagnien statt, und das Gespräch wie das Interesse, insofern die auswärtige Politik noch etwas übrig läßt, wird davon ausschließlich angezogen.

Für den verflossenen Winter war das am Ende wohl auch recht heilsam, denn er hat besonders an theatralischen Genüssen — immer doch denen, welche das Urtheil wie die Theilnahme der größern Menge am meisten in Anspruch nehmen — ungemein wenig geboten, und es war fast, als ob man Wirkung und Rückwirkung gewahr werden sollte. Fragen Sie mich nach den dramatischen neuen Erscheinungen während dieser ganzen Zeit, so muß ich mit Bedauern bekennen, daß sie fast ganz null waren; denn sie bestanden nur aus zwei Bühnenarbeiten, wovon Raupachs Royalisten nicht ansprechen wollten, und Philipp, nach dem Französischen, spurlos vorüberging. Daß man aber den Pachter Feldkümmel wieder neu einstudirte, konnte doch wahrlich Niemand für einen Gewinn halten. Auch die deutsche Oper machte keinen solchen, indem sie Spohrs Faust auf die Bühne brachte. Zum Theil war die Besetzung nicht glücklich, zum Theil sprach die Musik, welche mehr für die Instrumente, als die Stimme berechnet ist, nicht an, und zum Theil stieß das Sujet, vorzüglich im Vergleich mit Goethe's hier trefflich gegebenem Meisterwerke, zurück. Viel glücklicher war die italienische Oper mit dem Tell von Rossini. Der Kapellmeister hatte richtig berechnet, daß das Ganze, an Einem Abende gegeben, ermüden würde. Es wurde daher die Einrichtung getroffen, die ersten beiden Akte an einem und die andern beiden am andern Abende zu geben, und da diese Abschnitte gewissermaßen jeder für sich ein Ganzes bilden, so ließ sich dies um so leichter bewerkstelligen. Die Oper erhielt an beiden Abenden den rauschendsten Beifall und verdiente ihn auch.

Algier, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Markt. Der jüdische Tyrann Bakri.

Wer hier auf den Markt geht, um artige Landmädchen und reizende Käuferinnen im Morgengewande zu sehen, täuscht sich gewaltig; denn nur Beduinen männlichen Geschlechts, etwa einige schwarze Sklavinnen ausgenommen, sieht man als Verkäufer, und nur Soldaten und ein Paar runzliche Marketenderinnen als Käufer. Desto ungestörter kann man die Aufmerksamkeit auf das Leblose richten. Man hat keinen Begriff von dem reichen Ueberflusse an köstlichen Früchten. Drei Pomeranzen erhält man für einen Sou; um dasselbe Geld eine ungeheure Menge Feigen, Datteln, Granaten, Oliven und Mandeln. Außer den gewöhnlichen Feigen gibt es hier eine besondere Art derselben, Berberfeigen genannt, die weit größer als die gewöhnlichen sind und meines Erachtens sie an Wohlgeschmack übertreffen; sie sind aber nur grün genießbar. So reich der Markt mit allerlei Obst versehen war, so arm war er an Gemüse; man findet hier nur Zwiebeln, Knoblauch, Rettige u. dgl. Alles Uebrige wird zur See größtentheils von den Inseln Majorka und Minorka eingeführt. Die Milch wird in ledernen Schläuchen auf den Markt gebracht und das Holz, dessen man nur zur Küche bedarf, auf Eseln geladen, pfundweis verkauft.

Kurz nach meiner Ankunft ward ich zu einer Soirée bei Hrn. Bakri, dem König der Juden, der eine Hauptveranlassung zum Ausbruche des Krieges mit Frankreich gab, eingeladen. Er bewohnt eines der schönsten und größten Häuser in Algier; der geräumige, viereckige, mit prächtigen, die obere Gallerie tragenden Säulen umgebene Hof wimmelte von jüdischen Bedienten und schwarzen Sklaven und Sklavinnen; was das Morgenland an köstlichen Stoffen erzeugt, ist in den langen Sälen zu Polstern und Tapeten verarbeitet; selbst die Seitenwände sind mit dem feinsten Damast behangen. Als ich in den Hof trat, kam mir die Tochter entgegen; ich grüßte sie nach arabischer Sitte; statt meinen Gruß zu erwiedern, überreichte sie mir ein hübsches, aus Rosen, Hyacinthen und Nelken zierlich geflochtenes Sträußchen und fragte mich lächelnd, ob ich arabisch spreche. Nachdem ich diese Frage bejaht und für die wohlduftenden Blumen ihr freudig gedankt hatte, reichte sie mir die Hand, führte mich in das größte der vier Zimmer und stellte mich ihren Eltern vor. Kaum hatte ich einige Worte mit der Mutter gewechselt, so lachte sie mich nicht nur laut aus, sondern spottete mir sogar nach, weil ich natürlich weder geläufig, noch in algierischem Dialekte mich auszudrücken wußte. Ich blieb ganz ruhig, weil man mir zum voraus gesagt hatte, ich dürfe mich über nichts beleidigt zeigen, dagegen mir auch alle mögliche Freiheit erlauben. Jedoch fragte ich sie, ob sie, wenn sie nach Europa käme und noch viel weniger die dortigen Sprachen verstände, als ich die ihrige, sich wohl gerne auslachen ließe? Ich werde nie in ein Land reisen, dessen Sprache ich nicht verstehe, war ihre Antwort. Dies war hinreichend, um mir die Lust zu nehmen, mich länger mit ihr zu unterhalten. In demselben Augenblick ward Hr. Bakri von einem Bedienten in den Hof gerufen; ich folgte ihm, so unschicklich dies auch seyn mochte. Da sah ich einen alten Mann, der weinend sich ihm näherte und seine Hand zum Kusse ergreifen wollte; als sie ihm versagt ward, stürzte er sich zu Boden und küßte Hrn. Bakris Füße. Der arme Greis war zu hoch besteuert worden und bat nun um einige Schonung, indem er seine Armuth aufs beweglichste [illegible]. Seine königlich israelitische Majestät befahl seinen jüdischen Polizeidienern, [illegible] nicht in 24 Stunden bezahle, Alles, was in seinem Hause sich vorfinde, in Beschlag zu nehmen. Ich erfuhr später, dieser demüthig flehende Alte sey einer der reichsten und angesehensten Männer im Lande gewesen, so daß er das Unglück hatte, den Neid und die Raubsucht des Hrn. Bakri zu reizen, der bald seinen Untergang beschloß. Er legte alle seine höllischen Netze und Schlingen aus, um ihn in verschiedene Prozesse zu verwickeln, alle Lästerzungen wurden gedungen, um ihn bei dem Dey zu verläumden, bis es endlich Bakri gelang, ihn in das tiefste Elend zu stürzen. Zwar hatte Bakri in den lezten Jahren die Gunst des Deys, seinen Kredit und einen Theil seines Vermögens verloren, und die Kinder Israel, die von der türkischen Despotie schon hart genug gedrückt waren, begannen nun etwas freier zu athmen, nachdem die Laune des Dey sie von der schrecklichen Tyrannei eines ihrer Glaubensgenossen befreit hatte. Seitdem aber die Franzosen das Land beherrschen, besonders seit der Ankunft des Grafen Clausel, ist Bakri, Gott weiß warum, troz der täglich von allen Hebräern gegen ihn eingehenden Klagen, wieder unumschränkter Herrscher der Seinigen. Er erhebt ganz willkührlich alle Abgaben, er wählt die ihm ergebenen Rabbiner zu Richtern, er läßt nach Gutdünken Prügel austheilen und Geldstrafen erpressen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. April 1831.

Um wie viel besser würde doch das Band,
Gerechtigkeit, das deine Augen blendet,
Zur Fessel für die unbedachte Hand!

Otway.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile vernahm ich plötzlich die Töne einer Zither und ein Liedchen dazu. So wenig ich in dieser Lage aufgelegt seyn mochte, so horchte ich doch der seltsamen Nachtmusik zu, bis sie verklang. Man pochte von außen heftig an die Thür, die Schläfer sprangen auf und öffneten, und ein junger Bursche, begleitet von einem Buben, der eine Zither trug, ritt auf einem Esel herein; er hatte so spät, und bei Sturm und Wetter, seinem Liebchen noch ein Ständchen gebracht, und erzählte nun jubelnd, daß sie es freundlich aufgenommen und zum Lohne ihn auf den andern Abend bestellt habe. Als nach einer Stunde die Besuchenden uns verließen, legten meine Wächter sich wieder schlafen, ich lehnte mich matt an eine Mauer und brachte so den übrigen Theil der Nacht in halber Betäubung zu.

Wie am Morgen meine Kerkerthür aufging, war schon eine Menge Volks vor demselben versammelt. Krank und schwach trat ich hinaus in den frischen Morgen, blickte der aufgehenden Sonne entgegen und athmete tief auf. Es war das eine fürchterliche Nacht gewesen! Gegen Mittag kamen zwei meiner gestrigen Begleiter, mit starken Prügeln bewaffnet, um mich vor den Richter (Giudice) abzuholen. Eine Menge Gesindels, Kinder, Männer, Weiber und Pfaffen strömten hinterdrein und schrieen aus vollem Halse: „Sie haben einen Franzosen gefangen!“ Ich trat vor den Richter — und wer war dieser? Kein anderer als jener wohlgekleidete Mann! Ich zitterte vor Zorn, wie ich ihn erblickte, er aber saß ruhig vor einem Bogen Papier, die Feder in der Hand, und fragte mich mit einer Kaltblütigkeit, die mir ins Innerste der Seele schnitt: „Wer sind Sie? woher kommen Sie und wo wollen Sie hin?“ Ich blieb stumm und faßte den Mann scharf ins Auge. Er wiederholte seine Frage zum dritten Mal, und nun brach, was in mir kochte, wie ein Gewitter los; ich weiß nicht mehr, was ich alles sagte, nur so viel erinnere ich mich noch, daß ich mit allen Schimpfnamen, die mir bekannt waren, den Niederträchtigen überhäufte. Ohne sich dadurch nur einen Augenblick aus seiner Amtsmiene bringen zu lassen, erwiederte er mir endlich eben so kalt, als er vorher gefragt hatte: „Sie kehren wieder ins Gefängniß zurück und bleiben dort sitzen, bis von Neapel, wohin ich auf der Stelle schreiben werde, Bericht gekommen seyn wird, was ich weiter mit Ihnen thun soll.“ Meine Stimmung grenzte an Verzweiflung; ich wendete mich an den Haufen, der sich unterdessen hereingedrängt hatte, fing mit den lebhaftesten Farben zu schildern an, was ich die verflossene Nacht erduldet, und fragte, ob man denn einen Menschen, und wenn er wirklich verdächtig und Gott weiß was alles wäre, so behandeln dürfe? Ich nahm Religion und Gefühl in Anspruch, und es wirkte. Denn wie ich zu sprechen aufgehört hatte, rief einer aus der Menge: „Si, parla bene, questo Signore!“ (Ja, der Herr

spricht wahr.) Ein allgemeines Murren entstand, das immer lauter wurde, bis der Richter, augenscheinlich dadurch in Verlegenheit gebracht, zerriß, was er unterdessen geschrieben hatte, und mit zornigem Blicke mir zurief: „Andate via!“ (Gehen Sie!) Ich nahm meine Pässe zu mir, meinen Tornister auf den Rücken und ging, nachdem ich dem Manne noch eine tüchtige Standrede, und, wie mir schien, nicht ohne den Beifall der anwesenden Menge, gehalten hatte, die Treppe hinunter. Ich fragte nach dem Wirthshause, in welches man mich den Abend vorher gebracht hatte; man zeigte es mir, aber wie ich die vier oder fünf Räuberköpfe, die gerade über der Thür angenagelt waren, erblickte, verging mir alle Lust, einzukehren, und ohne mich mit etwas gestärkt zu haben, verließ ich einen Ort, den ich in meinem Leben nie vergessen werde.

Dieß ist ein Bild von einer kalabresischen Gefangenschaft. Ich wünsche, daß kein Reisender in Murano möchte festgesezt werden, aber sollte es einem wieder begegnen, und er hat diese flüchtigen Schilderungen gelesen, so wird er finden, daß ich nichts übertrieben habe.

Wie war mir wohl und leicht, als ich mich wieder im Freien befand, obwohl noch etliche Tage verflossen, bis ich mich, auf der ohnehin beschwerlichen Reise, von meinem Fieber vollkommen wieder erholt hatte. In Castrovillari angekommen, ging ich sogleich zu einem Gensdarmerielieutenant, um ihm den Vorfall zu erzählen. Er zuckte die Achseln und gab mir zur Antwort: „Es schmerzt mich ungemein, mein Herr; aber was wollen Sie machen? Rohes Land, rohes Volk, Leute ohne Bildung!“ und damit war es aus. Dasselbe erwiederte mir auch der Soperintendente in Cosenza und endlich die Polizei in Neapel selbst, als ich nach einigen Monaten wieder dorthin zurückgekommen war.

(Schluß des ersten Briefs.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Fortsetzung.)

Necker entging kein Mittel, dem nun immer schwieriger gewordenen und tiefer gesunkenen Finanzzustand wieder aufzuhelfen. Schnell genaßen Handel und Industrie von ihrer Lähmung, es kam wieder Bewegung und Aufschwung in die Geschäfte, die Staatsgläubiger faßten wieder Zutrauen. Und dieß Alles bewirkte Necker lediglich durch seine Kenntniß und seine Geschicklichkeit, ohne zu Intriken und Betrug seine Zuflucht zu nehmen. Seine heftigsten Widersacher gestanden wenigstens so viel, daß es nur durch seine Maßregeln möglich sey, ohne Revolution oder Staatsbankerot bis zur Eröffnung der Generalstaaten zu gelangen. Necker hatte aber einen sehr schwierigen Stand: die Königin war ihm entschieden abgeneigt, der König sah ihn mit Gleichgültigkeit, der ganze Hof haßte ihn; außerdem hatte er noch mit einer schrecklichen Theurung zu kämpfen. All diesem sezte er Festigkeit und Stärke entgegen, und all seine Maßregeln hatten günstigen Erfolg. Indessen kam die Revolution immer näher. Necker glaubte noch immer, das Ungeheuer bändigen zu können; dieß war aber unmöglich. Der Sturm, den er zähmen wollte, packte ihn und riß ihn unwiderstehlich mit sich fort. Zwar bewahrte er in seiner politischen Stellung immer die alte Redlichkeit, aber er verlor seine feste Haltung und schwankte zwischen Volkspartheі und Königspartheі, denn er wollte es mit keiner ganz verderben. Dergleichen Schaukelsystem mag in ruhigen Zeiten angehen, in stürmischen aber genügt es nicht. Die Versammlung der Notabeln begann und mit ihr ein Austausch von Zugeständnissen und ein Kompromiß von Interessen beider Partheien. Necker, der sich zur Volkspartheі neigte, schlug das doppelte Votum des dritten Standes vor und brachte dadurch die Hofpartheі sehr gegen sich auf. Er nahm seinen Abschied und verließ Paris. Darüber aber wurde das Volk so aufgeregt und wüthend, daß es die Bastille stürmte und herrisch Neckers Zurückberufung verlangte. Dieß geschah auch. Indessen war Frankreichs Himmel immer düsterer und drohender geworden. So lange er der Volkspartheі treu blieb und sich auf Finanzanstalten und Reformen in diesem Sinn beschränkte, ging Alles gut. Als er aber das Suspensivveto für den König vorschlug, und dadurch eine andere Richtung annahm, verlor er das öffentliche Vertrauen. Ueberdieß trat Mirabeau mit seinem überlegenen Talent gegen ihn auf. Necker verfiel aus einem Widerspruch und aus einer Unschlüssigkeit in die andere, bis sich das Volk ganz gegen ihn erklärte. Er mußte sich zurückziehen und kam kaum mit dem Leben davon. Eine Lehre für diejenigen, die der Volksgunst trauen und sie zur Erreichung ihrer Zwecke benutzen zu können glauben. Ehe man es sich versieht, springt der Wind um, und das kühn erhobene Gebäude stürzt über dem kühnen und sorglosen Baumeister ein. Necker und Laffitte sind zwei interessante Erscheinungen in der französischen Finanzwelt, zu zwei ganz verschiedenen Zeitpunkten, die doch große Aehnlichkeit mit einander haben. Mit Neckers Flucht von Paris endigt sein öffentliches Leben. Von nun an lebte er in Coppet den Wissenschaften und Studien, besonders aber der geistreichen Tochter, die seinem Alter heitere Tage bereitete.

Es war an einem stürmischen Aprilabend 1800, als ein Reisewagen in den innern Hof rollte. Ein kleiner hagerer Mann stieg, ohne sich anmelden zu lassen, die große Treppe hinauf. Kaum konnte ihn der Bediente schnell genug nach Neckers Kabinet führen. Es war Bonaparte auf seinem Zug vom Dijoner Lager nach dem großen

St. Bernhard und Italien. Er unterhielt sich eine Stunde mit Necker, und beide schieden sehr heiter und freundlich von einander. Erst später verdarb es Neckers Wahrheitsliebe ganz mit dem Gewalthaber, der ungern seine Plane durch ihn verrathen sah. Und dieß mußte auch damals schon die Tochter fühlen.

Coppet war damals der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer und Frauen in Genf und in der Umgegend. Das Schloß glich einem italienischen Fürstenhaus aus der guten Zeit. Es wechselten die geistreichsten Vergnügungen, unter denen besonders das Theater eine vorzügliche Stelle einnahm. Zahlreiche Fremde fanden sich hier aus allen Weltgegenden zusammen und wurden Wochenlang gastlich aufgenommen. Es herrschte der beste Ton, gleich weit von Pariser Ziererei, wie von provinzialer Kleinlichkeit. So lebte Necker bis 1804.

Die junge, geistreiche Anna mußte ihre erste, tiefe Liebe zu dem edlen Montmorency dem Willen ihrer bigotten Mutter opfern und, statt des geliebten Mannes, den Schweden Staël-Holstein heirathen, den sie nicht liebte. Ihre Verbindung mit ihm fiel in die erste Zeit der französischen Revolution, deren Beginnen sie mit Begeisterung und Entzücken ergriff. Aber auch sie ward frühe aus dem schönen Traum geweckt, und wenig fehlte, so wäre sie ein Opfer der blutigen Septembertage geworden, wie viele ihrer Freunde, die sie so gerne mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Als sie später, nach dem Tod ihres Vaters, wieder nach ihrer Geburtsstadt Paris zurückkehrte, zog sie ihr genialer Geist allzusehr zu Napoleon hin, der ihre Neigung mit Undank belohnte und sie später sogar aus Frankreich verbannte, weil sie freier und würdiger sprach, als er für seine Absichten vertragen konnte. Ist es nicht die seltsamste, und eine für die Staël höchst ehrenvolle Erscheinung, daß der allgefürchtete Kaiser, der Herrscher des europäischen Kontinents, der stolze Schlachtengott eine Frau fürchtete und sie aus seinem mächtigen Reich verbannte? So stark ist die Macht der Meinung, so groß das Uebergewicht des Geistes über die Masse.

In ihrem Exil zu Coppet schrieb die Staël fleißig, lebte den Studien, den Musen, und vereinigte an ihrem kleinen Hof, was Genf und Lausanne an Männern und Frauen Ausgezeichnetes hatte. Alle, die einst da waren, erinnern sich des heitern, freudigen, wechselvollen Lebens, in dem eine geistige Aufregung der andern folgte. Die Leman-Corinna beseelte Alles durch ihr reiches, vielseitiges Gemüth, in dem sich noch mehr einte, als französische Anmuth, Laune und Witz. Ihre Fehler und Ecken wurden durch ein treffliches Herz aufgewogen, das in Anderer Freude und im Wohlthun seinen schönsten Beruf fand. Was Voltaire für Ferner gewesen war, das wurden Necker, die Staël und ihr Sohn für Coppet. Da war kein Bedürfniß und keine Noth, die sie nicht auskundschafteten und ihr auf die zarteste Weise abhalfen. Alles aber geschah im Stillen, und kaum durfte von Dank die Rede seyn, geschweige denn von lateinischen Inschriften und Sonnenemblemen.

Ich habe mir erzählen lassen, wie man damals in Coppet lebte. Das erste Frühstück nahm Jedermann auf seinem Zimmer, denn den ganzen Morgen wollte die Staël für sich haben; Schlegel verlor auch nicht gern seine Zeit. Gegen Mittag kamen die Gäste und Besuche von Genf und aus der Umgegend. Man versammelte sich in einem herrlich gelegenen Saal, wo endlich die Hausfrau erschien und durch ihr Gespräch neues Leben über den Cirkel ausgoß. Man ging zum Frühstück, das etwas über eine Stunde dauerte, sehr substantiell war und recht gut für ein Mittagsmahl hätte gelten können. Die feinsten Leckereien aus dem Norden und Süden fehlten nicht, russischer Kaviar stand neben Perigorder Pasteten, italienische Würste neben mächtigen Seekrebsen. Auch schäumender Champagner war da zu finden, wiewohl er damals noch nicht so nahe bei Coppet wuchs, wie jezt. Nach dem Frühstück zerstreuten sich Alle wieder. Die Staël ging gewöhnlich von Neuem an ihre Arbeit; einige Gäste verfügten sich in die Bibliothek, Andere machten einen Spaziergang im Park, oder in der reizenden Umgegend, oder begaben sich zum Fischen auf den See, oder gingen in die Oekonomiegebäude, in die Schäferei und Stutterei, denn man hatte nun bis vier Uhr eine schöne Zeit vor sich, kurz Jeder, wohin er wollte. In dieser langen Zeit fiel es Bonstetten einmal ein, das von der Staël immer heimlich gehaltene Grab ihres Vaters zu sehen, es koste, was es wolle. Sie hatte selbst ihm, dem Vertrauten und Befreundeten, den Schlüssel dazu versagt, und rund herum läuft eine Mauer. Dies reizte die Neugierde des Mannes noch mehr, und in einer der langen Zwischenräume zwischen Frühstück und Mittagsmahl macht er sich von den andern Gästen weg, sucht hinter dem Pachthof eine Leiter zu erwischen, schleppt sie allein nach der Mauer, legt sie an, steigt hinauf, zieht sie dann nach sich, um damit auf der andern Seite hinunterzusteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, März.

Rossini. Don Ferdinand.

Der Abend des 13. Februars, des Tages, an welchem Rossini in Madrid eintraf, wurde von der italienischen Gesellschaft durch die Aufführung des Barbiers von Sevilla gefeiert. Man las auf dem Theaterzettel ausdrücklich angezeigt, daß diese Oper „aus dem besondern Anlaß der Ankunft des grossen Meisters in Spaniens Hauptstadt gegeben werde.“ Man

hatte für ihn eine eigene Loge bestimmt, die aber der gefeierte Künstler aus Ehrfurcht vor dem Könige, der an diesem Abend der Vorstellung beiwohnte, ablehnen zu müssen glaubte, indem er es vorzog, im Orchester zu erscheinen und die Oper in eigener Person zu dirigiren. Er wurde von dem Publikum mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Der schönen Welt in Madrid ist er ohnehin längst schon nur unter dem Namen des Schooßkindes von Europa bekannt. Nach dem Schlusse der Aufführung vereinigten sich die zweihundert Künstler der königlichen Kapelle, um dem großen Meister eine Serenade zu bringen.

Der mißglückte Versuch des Generals Torijos und des Cortesministers Manzanares hat zahlreiche Verhaftungen nach sich gezogen, die durch ein wunderliches Spiel des Zufalls in dem nämlichen Augenblick in dem despotischen Spanien stattfinden, wo man in Frankreich die Liberalen vor Gericht zieht oder ihrer Stellen entsezt. Der Wahlmonarch und Bürgerkönig unterzeichnet Befehle fast desselben Inhaltes, wie der unumschränkte Herrscher der Halbinsel. Ohne Zweifel wird man das thätige Treibjagen der Camarilla auf liberales Wild wieder auf Rechnung des Königs setzen, den man sich gewöhnlich als einen Seelenverwandten Don Miguels zu denken pflegt. Eben so sehr irrt man sich, wenn man unter ihm einen Philipp II. sich vorstellt, wiewohl es ihm an Alba's und Domingo's nicht fehlt. König Ferdinand ist weder ein grimmblickender Despot, noch ein melancholisch-düstrer Autokrat; seinem Aeußern nach würde man ihn eher für einen Mann aus niederem Staube halten, so wenig weiß er mit Würde aufzutreten. Seine Fehler sind nicht die Frucht natürlich bösartiger Anlage oder unzureichender Verstandeskräfte, sondern der Erziehung. Er ist ein gutmüthiges oder vielmehr unschuldig geschaffenes Wesen, und lebt auf dem vertrautesten Fuße mit seiner Dienerschaft und nächsten Umgebung, daher er auch von dieser unbedingte Liebe genießt. Seiner vernachlässigten Erziehung sich bewußt, sucht er diese Blöße nicht selten hinter einer unbezwinglichen Hartnäckigkeit zu verstecken, und zwar da, wo man es oft gerade am wenigsten erwarten sollte. Von Natur weder grausam, noch blutdürstig, entbehrt er blos der Energie des Charakters, um das Unheil zu verhüten, das oft von Andern unter seinem Namen angerichtet wird; zu wie vielen blutigen Gewaltthätigkeiten hat er schon Gevatter stehen müssen, die er weder wollte, noch genehmigte, sondern nur geschehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Algier, Februar.

(Beschluß.)

Das Algiersche Frauenzimmer.

Nachdem ich auf diese Weise die Einfältigkeit der Mutter und die Grausamkeit des Vaters kennen gelernt hatte, wandte ich mich von Neuem zur 18jährigen Tochter, die sehr schön gewachsen und ziemlich hübsch ist, und in europäischer Tracht vielleicht eine Schönheit genannt werden dürfte. Ein 18jähriges Mädchen ist hier eine große Seltenheit; die meisten verheirathen sich mit 14 oder 15 Jahren, manche sogar mit 11 und 12. Ich sah unlängst ein junges Frauenzimmer von 19 Jahren, die schon 6 Kinder hatte. Man zeigte mir eine andere junge Frau, der ich 28 — 30 Jahre gab, die aber, wie sie selbst und ihre 46jährige Mutter mich versicherten, erst 25 Jahre alt ist; sie hatte ein Kind von einigen Monaten auf dem Arme; ich fragte sie, ob das Kind ihr gehöre, weinend antwortete sie mir, es gehöre ihrer Tochter, die als Kindbetterin im Alter von 12 Jahren gestorben sey. Ich unterhielt mich einige Zeit mit Fräulein Bakri, und fand sie Anfangs sehr vernünftig und liebenswürdig; sie klagte wie eine Europäerin, und freilich mit mehr Recht, über das harte Loos des weiblichen Geschlechts, über die Unbeständigkeit der Männer u. dgl. Ich bemerkte aber bald, daß sie dies Alles nur in sinnlicher Hinsicht verstand. Als ich ihr sagte: wer hat wohl weniger Ursache, mit der Vorsehung unzufrieden zu seyn, als Sie, die die Natur sowohl, als das Glück so hoch erhoben? verließ sie mich, nicht etwa, um fernern Komplimenten auszuweichen, sondern mit einem unfreundlichen Blicke, gleichsam als hätte ich ihr etwas Beleidigendes und Entehrendes gesagt. Ich blieb einige Augenblicke ganz erstaunt sitzen oder vielmehr liegen, denn ich hatte nur ein ganz niederes, golddurchwirktes seidenes Kissen unter mir; ich dachte: sind wohl die Frauenzimmer hier so blöde und so streng, daß man nicht im Entferntesten ihre körperlichen Vorzüge loben darf? Noch größer ward aber meine Verwunderung, als ich sie in der Mitte einer Gruppe von Männern, die die gröbsten, abscheulichsten Reden führten, ganz Auge, ganz Ohr wiederfand. Erst später, als ich Gelegenheit hatte, an andern Mädchen ungefähr dasselbe zu beobachten, löste sich mir dies Räthsel. Man wird nie angehört, wenn man einem Mädchen etwa sagt: Nur in Ihrer himmlischen Nähe genieße ich ein glückliches Leben, Ihre Liebe würde mich zum seligsten aller Sterblichen machen u. dgl., ja nicht einmal, wenn man sagt: Lassen Sie den Sternenglanz Ihrer Augen freundlich auf mich niederstrahlen. Man wird aber sehr gut aufgenommen, wenn man in den gemeinsten Ausdrücken die allerfrechsten Reden ausstößt, und um sich beliebt zu machen, darf man nur die Rundung des Arms, die Größe und Fülle des Wuchses u. dgl. bewundern.

Einige anwesende Offiziere baten Fräulein Bakri, ein wenig zu tanzen, und ohne sich lange bitten zu lassen, hüpfte sie in rothsammtnen Sandalen vor- und rückwärts, ohne selbst zu wissen, in welcher Ordnung. Sie hielt in der einen Hand ein weißes, in der andern ein farbiges Tuch, die sie nach allen Seiten hin und her schleuderte. Während des Tanzes hob sie ihren Oberrock gleich einer Schürze auf, und ich sah mit Erstaunen, daß alle Gäste ihr Geld zuwarfen; ich ließ mir sagen, daß dies selbst in den vornehmsten Häusern gebräuchlich sey, so daß die hiesigen Soiréés einen sehr theuer zu stehen kommen, besonders wenn die Anzahl der Tänzerinnen bedeutend ist. Bei Gelegenheit der Ankunft der Madame Clausel sah ich sechs verschleierte Freudenmädchen im Hofe des Schlosses tanzen. Sie sangen ein arabisches, höchst schlüpferiges Lied und begleiteten sich mit einem von Schellen umgebenen Tambourin. Gesang und Musik waren ganz monoton, geschmack- und harmonielos, der Tanz hingegen jedes sittliche Gefühl empörend. Als ich Mlle. Bakri bat, auch ein wenig zu singen, erwiederte sie wieder höchst beleidigt: ich bin keine Scharmut (Buhlerin). Sie können sich leicht denken, wie langweilig, wie fast unerträglich das hiesige Leben ist unter Leuten, die aus dem Naturzustande nur zum Verderbniß der Kultur übergegangen sind. Die Mauren sind noch weit unfreundlicher als die Juden, und es ist sehr schwer, in das Innere ihrer Häuser zu dringen und den Frauenzimmern vorgestellt zu werden. Glücklicherweise haben wir hier einige europäische Familien, wo wir manchen Abend angenehm zubringen, was mich jedoch nicht hindert, sehnlich zu wünschen, daß mein hiesiger Aufenthalt nur noch von kurzer Dauer und mein nächster Brief an Sie von Alexandrien aus datirt seyn möchte.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. April 1831.

Wunderbar war's, war neu, es geschah, was nie noch geschehn ist. —
Laß denn ein wenig mich taumeln beim Wollustmahle der Freiheit.

Klopstock.

Geschichte der Freiheitsbäume.

Der Gedanke, Bäume als Sinnbilder der Freiheit zu errichten, schreibt sich allerdings aus der französischen Revolution her, und kein Volk kannte vorher diese Sitte. Es gibt aber nichts Neues unter der Sonne, und wie fast immer Gebräuche, welche Geburten der jüngsten Zeit zu seyn scheinen, sich bei näherer Betrachtung als Abkömmlinge uralter Volkssitten erweisen, so stammen auch wohl die Freiheitsbäume der Franzosen in gerader Linie von jenen Maien ab, welche seit undenklicher Zeit unter den meisten europäischen Völkern als Freudenzeichen oder als Huldigung gepflanzt werden.

Nach dem Ursprung der Maien fragen wir hier nicht. Der Pater Carmeli beweist indessen in seiner Storia di vari costumi sacri e profani, daß die Römer vor den Wohnungen von Personen, denen man eine Ehre erweisen wollte, Bäume aufpflanzten oder grüne Zweige aufsteckten, und daß sich dieser Brauch in Italien fortwährend erhalten hat. Sichtbar verwandt ist er mit der Sitte, Palmen und überhaupt grüne Zweige als Freuden- und Siegeszeichen, oder auf Bittgängen Personen vor- und entgegen zu tragen.

Fast bei allen europäischen Nationen findet sich der Gebrauch, einen Maien zu pflanzen, mit mannigfaltigen Abänderungen, je nach den Lokalitäten. In Deutschland und Frankreich finden sich vom dreizehnten Jahrhundert an Beispiele davon genug; die Gemeinden behalten sich das Recht dazu in ihren Freibriefen vor, oder es wird ausbedungen, daß die Grundherrn aus ihren Forsten die Bäume dazu zu liefern haben. Schon im Mittelalter ist es allerdings oft, als ob sich mit diesem Akt des Errichtens der Maien dunkel der Begriff von Freiheit verbände. Manche Klöster donnern gewaltig gegen das Fällen von Bäumen zu Maien in ihren Forsten, und so nahe die Gründe dazu liegen, so ist es doch oft nicht anders, als hätten sie im Geiste den Freiheitsbaum im Maien der Feudalzeit erblickt.

Die Sitte, Maien zu pflanzen, war bei Ausbruch der Revolution durchaus allgemein in Frankreich. In jeder Stadt, in jedem Dorfe ward, wenn der Monat wiederkehrte, der seit uralter Zeit der Monat der Freude ist, dieses liebliche Sinnbild aufgepflanzt. Die Aristokratie, die ja von jeher so geschickt alles, was Ehre und Nutzen bringt, sich zuzuwenden wußte, hatte am Ende auch diesen Gebrauch gleichsam in ein Privilegium verwandelt; um für eigentlich gesetzlich zu gelten, durften die Maibäume nur vor dem Herrenhaus, vor der Wohnung des Beamten oder auch vor der Kirche aufgepflanzt werden. Denn die Diener der christlichen Kirche waren nicht die lezten, welche diese Ehre ansprachen, und an mehr als einem Orte wußten sie dieses magere Kompliment in ein fettes Einkommen zu verwandeln. So ist namentlich die Geschichte des Maibaums denkwürdig, welchen das Gewerke der Pariser Goldschmiede jährlich vor der Kathedrale von Paris aufpflanzte. Anfangs brachten zwei von der Zunft deputirte

Meister, die den pompösen Titel Maifürsten führten, nichts mehr und nichts weniger dar als einen grünen Baum, den sogenannten Mai verdoyant. Aber das Domkapitel mochte bald innewerden, daß die Ehre ungemein dürftig sey und der prächtige Mai, er mochte noch so riesengroß, noch so grün seyn, am Ende ein Paar Dutzend Scheite und Reisigbündel gebe; sie wußte daher bald, mit Beibehaltung des Namens, der Sache eine profitablere Wendung zu geben; nicht lange, so kam der Mai in Gestalt von Silbergeschirr, von Tabernakeln, endlich sogar von Gemälden angezogen. Länger als ein Jahrhundert erhielt die Pariser Kathedrale alljährlich ein Votivgemälde, eilf Schuh hoch, das, zum Andenken an den Ursprung der Sitte, in den ersten Tagen des Mai, mit Blumen umwunden, am großen Portal ausgestellt wurde. Vom Portal wanderte das Gemälde in das Schiff der Kirche, und da gewöhnlich die besten Künstler den Maien malten, so war auf diese Weise die Kirche zu einem wahren Museum geworden, das aber die Revolution zerstört hat. Doch aus solchen Maien wäre nie ein Freiheitsbaum geworden; sehen wir uns daher näher nach seinen eigentlichen Vorläufern um.

Eine Korporation, die überhaupt seltsame Gebräuche hatte, die sogar den Königstitel führte, bis Heinrich III. ihr denselben aus Eifersucht niederlegte, die Basoche, die Rechtsschule der damaligen Zeit, bestehend aus zehntausend Schreibern, pflanzte alljährlich im Hofe des Justizpallastes einen kolossalen Maien, den sie, kraft ihrer Privilegien, in den königlichen Forsten hatte fällen lassen. Es war dieß eigentlich der König der Maien, eine majestätische Eiche mit grünem Wipfel; sie wurde mit Buchs bekleidet, mit Blumengewinden, Kränzen, Bändern von den Farben der Basoche (blau und gelb) und Schildern mit ihrem Wappen (drei Schreibzeugen im schwarzen Feld) geziert. Dieser Baum blieb das ganze Jahr stehen, bis sein Nachfolger aufgerichtet wurde.

Zu großem Ruhme müßte es der Basoche, in deren Geschichte es durchaus nicht an Zügen von ächtem Patriotismus fehlt, gereichen, wenn der lezte Mai, den sie gepflanzt, der erste Freiheitsbaum wäre. Die Ehre der Erfindung gebührt indessen diesem Schreiberkorps keineswegs. Eine der unbedeutendsten Gemeinden Frankreichs gab das Signal dazu und — ein gräßlicher Gedanke für die Clerisei! — ein Priester hatte zuerst den Einfall. Gregoire erzählt dieß in seinem im Jahr II. der Republik erschienenen Werkchen über die Freiheitsbäume. Dieses Buch ist sehr selten geworden; Bonaparte, dem der republikanische Feuergeist ganz und gar nicht behagte, soll es haben vernichten lassen, wo er desselben habhaft werden konnte; die wenigen Exemplare, die der Verfolgung entgangen sind, werden in den Versteigerungen jezt fast mit Gold aufgewogen. Nach Gregoire also, war es Norbert Pressac, Pfarrer von St. Gaudens, bei Civray im Departement der Vienne, der zuerst auf den Gedanken kam, den alten aristokratischen Maien zu Ehren der Freiheit zu pflanzen. Im Mai 1790, am Tage, wo die neue Municipalität eingeführt wurde, ließ er eine hübsche junge Eiche im Walde ausgraben, und die Dorfbewohner beiderlei Geschlechts pflanzten sie auf dem Dorfplatze; drauf hielt der Pfarrer eine Rede zum Preise der Revolution und der Freiheit. „Unter dem Schatten dieses Baumes sollt ihr eingedenk seyn, daß ihr Franzosen seyd, und im Alter sollt ihr euren Kindern von der ewig denkwürdigen Zeit erzählen, in der ihr ihn gepflanzt habt.“ Dann fordert er alle Bauern, die Prozesse mit einander haben, auf, sie durch Schiedsrichter vergleichen zu lassen; alle sind es zufrieden, die Schiedsrichter sprechen, und Gesang und Jubel beschließt das Fest. Kaum wurde diese patriotische Feier durch die Zeitungen bekannt, so ahmte man sie an hundert Orten nach, und nicht lange, so war aus dem Einfall eines Einzelnen ein Nationalgebrauch, am Ende sogar ein Staatsgesetz geworden. Ludwig XVI. pflanzte eigenhändig mit großer Feierlichkeit einen Freiheitsbaum im Tuileriengarten. Wie es aber in Revolutionen zu gehen pflegt, der arme Baum mußte später für seinen vornehmen Ursprung büßen: der Konvent erlaubte den jungen Waisen der Vaterlandsvertheidiger, ihn niederzureißen und einen neuen dafür aufzupflanzen.

(Der Beschluß folgt.)

Genthod, Ferner und Coppet.

(Beschluß.)

Das ging alles recht gut; Bonstetten sah das einfache Grab des edeln Neckers, seines Freundes, und nach einiger Zeit kehrt er wieder zur Mauer zurück, um die Escalade von Neuem zu beginnen. Es geht auch leicht hinauf und er freut sich schon seines gelungenen Streichs. Er will die Leiter nun wieder nach sich ziehen, um sie auf der Außenseite anzulegen, da entgleitet sie seinen Händen und fällt in den innern Park zurück. Nun war guter Rath theuer. Da sizt nun der Autor Latiums reitend auf der harten, schroffen Mauer, und weiß nicht, wo aus noch ein, denn zum Hinunterspringen war es ihm doch in seinem Alter zu hoch. Er wagt nicht zu rufen, um nicht entdeckt zu werden; die Sonne brennt immer heißer auf ihn, mit dem Hunger stellt sich auch verzehrender Durst ein. Endlich entschließt er sich zum Rufen, aber vergebens, der Ort war zu entlegen. Eine Viertelstunde vergeht nach der andern, der scharfe Siz wird unausstehlich, da läutet es in der Ferne — es ist die Tischglocke im Schloß — einmal, zweimal, dreimal. Hunger und Durst, aber keine Hülfe; endlich vermißt man ihn und sendet Leute aus, ihn zu suchen; die hören sein Schreien, kommen herbei und helfen ihm herunter.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß über der geistigen Würze des Gesprächs die Pariser Gastronomie nicht vergessen ward. Gar manchen dünkte sie auch die Hauptsache, und sie waren klug genug, den Mund nicht zum Reden aufzuthun, sondern nur zum Essen und Trinken, zumal wenn die Staël ihre glänzende und gleißende Dialektik zu entwickeln begann, in der sie schon als Mädchen im Vaterhause zu excelliren begann. Es gab wenige, die es in dieser Kunst mit ihr aufnehmen konnten, und diese Sicherheit verleitete sie oft zu wunderlichen und barocken Behauptungen, die sie mit viel Schein gegen jeden Angriff zu vertheidigen wußte. Schlegel wäre wohl der einzige gewesen, der ihr hätte die Spitze bieten können, wenn ihm die Sprache geläufig genug gewesen wäre. Unter den Frauen war ihr Cousine Saussure mit ihrer ruhigen, klaren Darstellung am gefährlichsten, und wenn sie auch die Sprache nicht so hinreißend in ihrer Gewalt hatte, so war sie doch bestimmter und treffender in ihren Gründen. Es ist leicht begreiflich, daß die meisten Männer schwiegen, um den beiden konzertirenden Cousinen zuzuhören, und dabei den Gaumen nicht zu vergessen. Sehr häufig traf sichs, daß der Streit unausgemacht blieb, und im Grund war dieß auch am besten. Deutsche konnten dabei den Anstand und die Anmuth französischer Diskussionen von gutem Ton lernen, wo kein verletzendes Wort vorkömmt und doch ein Hieb um den andern trifft.

Nach Tisch, gewöhnlich kam sechs Uhr herbei, wurde ein großer Spaziergang oder eine Seefahrt vorgenommen. Die Gruppen hielten sich mehr zusammen. Gar manche fuhren auch nach Genf zurück. Die vertrauteren Hausfreunde blieben länger, und man sah sie Abends noch mit der Hausfrau in traulichem Cirkel sitzen und plaudern. An dem Tage, wo Theater im Schloß war, bekam natürlich der Abend eine andere Eintheilung, und selbst das Mittagsmahl hatte weniger Ausdehnung. Bekanntlich hatte die Staël ein seltenes Talent für die Bühne, und in allen Darstellungen war sie die Hauptgestalt. Schon früher war sie die Seele eines Liebhabertheaters in Genf, das in dem ehemaligen Douanengebäude auf dem Molard seinen Sitz hatte. Ich hatte eine Zeitlang das niedliche Zimmerchen auf den See inne, das ihr damals zur Garderobe diente.

Die Staël hatte ihr leztes Werk, die Betrachtungen über die französische Revolution, noch nicht vollendet, als sie Coppet verließ und mit den Ihrigen nach Paris ging. Das Schloß war wie ausgestorben, tiefe Stille trat an die Stelle des lauten, frohen, geistvollen und vielgestaltigen Lebens. In den Höfen, wo sich sonst Wagen an Wagen drängte, war nun kein anderes Gefährt zu sehen, als der kleine Eselskarren des Milchmädchens am frühen Morgen; im Eßzimmer und im Salon war kein heiteres beredtes Wort mehr zu hören; Gaze war über Spiegel, Kronleuchter und Bronzen gezogen, die Teppiche waren aufgerollt, und nur manchmal gab ein Heimchen mit bedenklichem Schrillen sein Erstaunen über die Veränderung zu erkennen. Ihm antwortete ein Todtenwurm.

Die Staël starb bald darauf in Paris. Nach einigen Jahren folgte ihr August Staël, ihr würdiger Sohn, und im folgenden Jahr sein einziges Söhnchen, mit dem der männliche Stamm dieser seltenen Familie zu Grabe ging.

Aber noch ehe Necker und die Staël das Schloß bei Coppet besaßen, lebte da in geringem Haus ein Mann, der seiner Zeit einen großen Namen hatte. Ich meine Bayle, der einige Jahre hier gelebt hat. Sein Charakter, seine praktische Philosophie und sein Muth hätten ihm Achtung und Liebe gewinnen sollen. Er war fast so kühn, wie Montaigne; darum forderte er in Holland die Denk- und Schreibfreiheit, die er in Frankreich gefunden: jedoch umsonst, sie wurde ihm nicht zu Theil. Man beunruhigte, verläumdete und verwies ihn, nannte ihn bald Skeptiker, bald irreligiös, gleichgültig oder gar Ketzer. Auch politische Muthmaßungen, die in stürmischen Zeiten so bequem für die Verfolgung sind, wurden gegen ihn aufgebracht. Bayle hat das große Verdienst, daß er vor den allzu bestimmten, scharfen und ausschließenden Entscheidungen in wissenschaftlichen Dingen warnte, weil fast jeder Schriftsteller und Gelehrte in Auseinandersetzung und Anwendung seiner Sätze von einem Systeme oder vom Partheigeist beherrscht ist, wodurch besonders die Geschichte ein unsicherer Führer wird. Darin besteht Bayle's Zweifelstheorie. Wenn er die Gelehrten von den scharfen und entscheidenden Meinungen geheilt hätte, so müßte man ihm auch in Deutschland eine Statue errichten. Bayle lebte sehr eingezogen in Coppet, ja sogar ärmlich. Sein Mittagsmahl, wenn man ein armseliges Gerücht Gemüse so nennen kann, kochte er sich selbst. Zwischen Folianten, Manuskripten und Pergamenten lagen Rüben und Krautköpfe in seinem Zimmer umher. Mangel zeigte sich auch in seinen Kleidern, aber über alles dies war der wahre Mann und Weise erhaben. Er brachte im Sommer oft ganze Nächte in einem Kahne auf dem See zu, wo ihn das leise Plätschern und die schaukelnde Bewegung der Wellen einwiegte, und wo weder Hundegebell, noch Katzengeheul, noch Wanzen und Fliegen ihn plagten. Dr. Chr. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, März.

(Beschluß.)

Don Ferdinand.

Ferdinand ist sorglos, ein Freund des Vergnügens, sinnlich, was man usé zu nennen pflegt; außerdem gegen Religion und Beichtvater so gleichgültig, als es ein Mensch seyn

kann, und daher nichts weniger als bigott. Man hat ihn oft selbst sagen hören, er sey bei weitem weniger Royalist, als seine absoluten Anhänger, und es ist sehr die Frage, ob er persönlich eine so unüberwindliche Abneigung hätte, sich an die Spize einer konstitutionellen Regierung zu stellen, wenn man ihm anders nur die Versicherung geben könnte, daß er von dem herrischen und rücksichtslosen Geist des republikanischen Ehrgeizes unangefochten bleiben werde. Er ist gar nicht der Mann dazu, sich von einem Minister zu irgend einem Schritte nöthigen zu lassen. Einer der auffallendsten Züge in dem Charakter Ferdinands ist der völlige Mangel an Vertrauen und der Argwohn, den er auch gegen Personen nicht ablegt, die seiner vollsten Zuneigung genießen. In dem nämlichen Augenblicke, wo einer seiner Günstlinge unbedingt über den Willen seines Herrn gebieten zu können und auf felsenfestem Grunde zu stehen glaubt, mag er fürchten, daß er an der Grenze seiner Herrlichkeit stehe und im nächsten Augenblick von seinem Gipfel herabstürzen könne. Dieser Charakterzug soll die Frucht der Behandlung seyn, die er von seiner Mutter erfuhr, von der er bekanntlich gehaßt wurde, weshalb er beständig gegen ihre Intriguen auf der Hut seyn mußte. Gewöhnlich spielt man ihm dadurch eine Ansicht in die Hand, daß man ihm, wenn er auf den Corridors der Residenz mit der Cigarre im Munde herumwandelt, eine wohlgekleidete Person begegnen läßt, die er denn auch anzureden nicht ermangelt: „Sennor, was sagt man zu dem und dem Schritt? Was denkt das Volk zu dieser Maßregel?“ Natürlich lebt er nun in der festen Ueberzeugung, die öffentliche Meinung gehört zu haben, während er von der Camarilla getäuscht wird, die ihm eine ihrer zu dieser Gaukelei abgerichteten Kreaturen in den Weg wirft. Diese Schmeichelei, mit der man ihn hinter's Licht führt, wird für das Ministerium eine unversiegliche Quelle von Verlegenheiten, und bringt oft sehr zur ungelegenen Zeit das ganze Räderwerk der Regierung in Unordnung; aber dies macht auf die niedern Volksklassen gerade einen sehr vortheilhaften Eindruck und den König zum Liebling des großen Haufens. Sein Benehmen gegen das diplomatische Korps ist sehr artig und zu Zeiten herzlich und aufrichtig; aber die Cirkel, zu denen es zugelassen wird, bewegen sich in der gewöhnlichen Allerwelts-Conversation. Gewöhnlich gibt er zweimal in der Woche, Donnerstags und Sonntags, Audienz; in der leztern erwartet man gewöhnlich die Aufwartung der fremden Gesandten, die pünktlich nach ihrem Range eingeführt werden. Hierauf erscheinen der König und die Königin, umgeben von den Mitgliedern der königlichen Familie, gehen im Kreise umher, richten an Einige ein Paar gnädige Worte, an Andere blos einen höflichen Wink. Natürlich werden bei einer solchen Gelegenheit gleichfalls nur Gemeinplätze vorgebracht. Von Diners und Bällen, auf welchen die fremden Gesandten mit dem spanischen Souverän in nähere Berührung kommen könnten, wird so lange nicht die Rede seyn, als es eine spanische Etikette gibt. Noch muß einer Eigenschaft des Königs erwähnt werden, die ihm wahrscheinlich jederzeit bei seinen Unterthanen einen großen Grad von Zuneigung erhalten wird — er ist Spanier, jeder Zoll ein Spanier. Selbst mit Ausländern spricht er nicht leicht in einer andern als seiner Muttersprache, und wer sich seine gute Laune erhalten will, muß sich wohl hüten, ihn in einer fremden anzureden. Seine junge Gemahlin wußte ihn ganz zu fesseln, und man hofft für die Zukunft viel von ihrem Einflusse auf ihn. Sie wird allgemein geliebt; mit Jugend und Schönheit ausgestattet, lebhaft und gesprächig, muß sie Aller Herzen gewinnen, um so mehr, als sie einen allzu auffallenden Kontrast mit Ferdinands verstorbener Gemahlin bildet, die nicht nur bigott war und ein wahres Einsiedlerleben führte, sondern auch weder sich noch Andern das unschuldigste Vergnügen erlauben wollte. Maskenbälle und Theater waren in den Augen dieser strengen Heiligen ein Gräuel. Die gegenwärtige Königin hingegen erscheint fast täglich auf den Spaziergängen des Prado, wo sie unter dem Volke umherwandelt, Arm in Arm mit ihrem Gemahl und in der Landestracht mit Mantilla und Basquina, was sie ausnehmend schön kleidet. Bei dieser Gelegenheit erscheint der König selbst in einem einfachen Kleide und ohne irgend eine Begleitung, einen Lakayen in Livree ausgenommen, der einige Schritte vor dem königlichen Paar einhergeht. In dieser Einfachheit gefällt sich König Ferdinand ungemein, sowohl im Pallast, als auf den Sitios oder Landsitzen.

London, April.

Das alte und das neue Königthum.

Man weiß nicht, soll man sich erfreuen oder betrüben, wenn man die alte Pracht des Königthums allmählig mehr erbleichen und sich abnutzen sieht. Es ist wahr, es ist ein Vergnügen, einen König, den Vater seines Volkes, so neben sich, wie seines Gleichen, hingehen zu sehen, zu sehen, daß er auch ein Mensch ist und wie ein Mensch thun und lassen muß. Er muß dem Wagen ausweichen, wie ich, er muß, wenn es kalt ist, Pelzhandschuhe anziehen, wie ich, er muß wenn es regnet, seinen Regenschirm aufspannen, wie ich. Es ist schön, einen irdischen Halbgott in Frack und Stiefeln zu sehen; wir liebten es von jeher, unsere Götter in irdische Gestalt zu kleiden. Aber es ist auch schön, einen König zu sehen, umringt von aller Pracht irdischer Herrlichkeit, von Allem, was die Erde Großes, Gewaltiges, Schönes und Edles trägt. Es ist schön, einen Menschen zu sehen, der es einem Gott gleich thun kann. Wir fühlen uns selbst in ihm erhöht; es ist unsere alte titanische Erbsünde, seyn zu wollen, wie Gott. Aber diese Gottähnlichkeit verschwindet allgemach von der Erde. Die Poesie und Jugend des Königthums ist vorbei; der phantastische Schmuck von Purpurmänteln und goldenen Spangen fällt ab und macht der soliden und nützlichen Hauskleidung Platz. Das sechszehnte Jahrhundert war die Reformation des Kirchenstaates, das neunzehnte könnte man die Reformation des Hofstaates heißen. Man konnte damals in den Kirchen nicht genug aufräumen und vereinfachen; man beschnitt unserm lieben Herrgott die Civilliste gewaltig. Nicht allein sein irdischer Hofstaat, das prächtige Pabstthum, die Galaaufwartungen am Altar, wenn ich so sagen darf, die Hofceremonien des Gottesdienstes wurden beiseite geschafft; auch der himmlische Hof erlitt bedeutende Reduktionen. Der ganze grand cortège der Heiligen wurde abgedankt, die ganze himmlische Aristokratie, die unzähligen Hofchargen von Fürbittern, Erz- und Schutzengeln, Leibwachen, Pförtnern, Alles wurde aufgelöst. Jedermann wollte mit dem lieben Gott wie mit seines Gleichen thun und reden, man machte ihn zum Bürgergott, wie man jezt die Könige zu Bürgerkönigen macht. In hundert Jahren können unsere Nachkommen vielleicht von der prächtigen, übermüthigen, üppigen, stolzen Feudalmonarchie eines Ludwig XIV. sich eben so wenig mehr einen Begriff machen, als ein nordamerikanischer Quäker von einem Hochamt in der Peterskirche. Wie lange wird es noch dauern, daß Leute leben, die in der Kirche zu Rheims bei Karls X. Krönung die Vögel haben fliegen sehen? Schwerlich erlebt irgend ein Mensch in Frankreich noch einmal dieses Schauspiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. April 1831.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Goethe.

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

Zusammengestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die wunderbare Erscheinung von Steinen, die aus der Luft fallen (Meteorsteinen, Aerolithen), welche schon öfters in diesen Blättern besprochen worden ist, und zu deren Erklärung die Naturforscher mehrere Hypothesen angegeben haben, hat auf vielfache Veranlassung, in der neuesten Zeit wiederum große Aufmerksamkeit erregt, und man hat sich bei den Fortschritten der orientalischen Literatur namentlich auch bemüht, in den Geschichtsbüchern der Araber, Perser und Türken Beobachtungen über den Fall solcher Steine aus der Luft aufzusuchen. Diese Bemühungen sind nicht erfolglos gewesen; man hat in den orientalischen Geschichtswerken eine Menge von Notizen über Meteormassen gefunden und die Ueberzeugung erlangt, daß sich das Herabfallen solcher Massen aus der Luft auf die Erde im Morgenlande nicht weniger oft zugetragen habe als im Abendlande. Ueber einen der merkwürdigsten Vorfälle dieser Art berichtet der Reichsgeschichtschreiber Szubhi, dessen Werk im Jahre 1783 zu Konstantinopel gedruckt worden ist, ausführlich, und ich werde diesen Bericht in von Hammers Uebersetzung den nachfolgenden Betrachtungen über die Natur und Entstehung solcher Luftsteine vorausschicken.

„Am 4ten Schaaban 1153 (25ten Oktober 1770),“ erzählt Szubhi in seiner türkisch-naiven Weise, an welcher ich mich wohl hüte, etwas zu ändern, „war in dem Marktflecken Hesargrad, welcher in Rumili nicht fern von der Donau liegt, die Luft heiter und rein und von Wolken und Wind keine Spur, als auf einmal durch Gottes Weisheit zu Mittag sich jähling ein Wirbelwind erhob, der die Luft mit Wolken und Regen schwärzte und den hellen Tag in finstere Nacht verkehrte, so daß alle Menschen ob dieser fürchterlichen Beschaffenheit von Furcht und Schrecken ergriffen, so schnell als möglich von dem Felde in ihre Häuser flüchteten. Zur selben Zeit folgten drei Donnerschläge, einer nach dem andern, als würden Kanonen, mit einigen Centnern Pulver geladen, abgefeuert. Von der Heftigkeit des Schlages zitterten Erde und Himmel, und Menschen und Thiere warfen sich in den Staub. Späterhin erfuhr man, daß einer dieser Blitzschläge im Garten des Meierhofes, hart am Flecken, der zweite im Felde selbst, und der dritte etwas nördlicher niedergegangen sey, und daß dabei Steine aus der Luft mit herabgeschleudert worden. Demgemäß erstattete der Richter des Fleckens einen, von allen Einwohnern mit unterzeichneten Bericht an die hohe Pforte, und legte diesem Berichte zur Bewährung zwei von den herabgefallenen steinähnlichen Massen bei, welche nachher in Gegenwart des Großwesirs gewogen, und die eine neunzehn Okka (12¼ Pfund), die andere aber zwei Okka (4½ Pfund) schwer befunden wurden, und ein Mittelding von Stein und Eisen waren. Diese beiden

schweren Körper wurden hierauf von Seiner Erlaucht dem Großwesir mit einem, diese wunderbare Begebenheit erzählenden Vortrage an den kaiserlichen Steigbügel gesendet."

Dieser Bericht, in seiner ganzen Einfachheit, soll, neben tausend andern, mit dazu dienen, jeden Zweifel über die vollkommene Zuverläßigkeit des Faktums selbst, da dergleichen Zweifel wohl hier und da noch erhoben werden, zu zerstreuen, und es kömmt nun darauf an, den Ursprung dieser wunderbaren Luftsteine auszumitteln.

Zuvörderst muß bemerkt werden, daß diese aus der Luft herabfallenden steinartigen Massen von doppelter Beschaffenheit sind: sie sind nämlich entweder eigentliche Meteorsteine, über deren Bestandtheile wir uns sogleich verbreiten werden; oder sie sind bloße Massen gediegenen Eisens, mit einem quantitativ unbedeutenden Beisatze andern Minerals, worüber weiter unten die näheren Angaben ebenfalls vorkommen sollen.

Die Physiker des vorigen Decenniums, und unter ihnen namentlich Chladni, der sich mit Untersuchungen über Meteormassen besonders viel abgegeben und über diese räthselhafte Erscheinung ein eigenes Werk („Ueber Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen. Wien 1819") geschrieben hat, waren bekanntlich am Ende ziemlich allgemein dahin übereingekommen, den Meteormassen einen kosmischen Ursprung anzuweisen, und sie entweder als Auswürfe der Mondvulkane, oder als Conglomerate einer im Weltenraume vorausgesetzten planetarischen Bildungsmaterie zu betrachten. Was sich mit Grunde dagegen sagen läßt, und was dagegen gesagt worden ist, darf ziemlich als den Lesern bekannt vorausgesetzt werden, und die Ansicht der neuesten Physik, welche auf den Grund einer umsichtigern Prüfung den Meteormassen ihren Ursprung vielmehr in der irdischen Atmosphäre selbst anweist, verdient darum eine desto aufmerksamere Beachtung.

Bei einer, durch den Ritter von Holger kürzlich unternommenen, sehr sorgfältigen Analyse zweier Meteoreisenmassen, fand sich übereinstimmend, daß beide zum allergrößten Theile aus gediegenem Eisen mit verhältnißmäßig sehr unbedeutendem Beisatze von Nickel, Kobald, Calcium, Alumium, Magnium und Silicium bestanden. Derselbe Physiker bemerkt, daß die Meteorsteine dagegen aus oxydirten leichten und schweren Metallen bestehen, und daß der charakteristische Unterschied beider Arten von Meteormassen also nur durch das Vorherrschen der gediegenen Metalle in der einen Art, und der oxydirten in der andern Art bezeichnet werde. Vergleicht man nun die Elemente dieser gedoppelten Zusammensetzung mit der mineralischen Zusammensetzung unseres Erdkörpers selbst, so findet sich zwischen beiden die auffallendste Aehnlichkeit. Der Körper unseres Planeten besteht einerseits aus den Oxyden leichter Metalle: Erden, und den Verbindungen derselben zu Steinen, anderseits aber aus gediegenen Metallen, unter denen das Eisen quantitativ vorherrscht, wenn dasselbe auch selten gediegen gefunden wird, da es bei leichter Oxydirbarkeit zu vielen Oxydationseinflüssen ausgesezt ist. Nun hat zwischen unserer Erdkugel und der sie einhüllenden Atmosphäre eine beständige Wechselbeziehung statt, von welcher wir durch die wässrigen Meteore, als den häufigsten, jeden Augenblick Beweise erhalten. Die Luft saugt unter unsern Augen ungeheure Quantitäten Wasser auf, erhält diese Flüssigkeiten, in unsichtbarer Form aufgelöst, lange Zeit in sich, und gibt dieselben der Erde endlich unter der Gestalt von Regen, Schnee, Hagel, den man füglich Eissteine nennen könnte, zurück. Es offenbart sich dabei ein Kreislauf, dessen ewigen Gesetzen gemäß, der Erde z. B. durch den Verdunstungsproceß temporär zwar allerdings eine große Menge Wasser entzogen werden kann, derselben aber, früher oder später, doch wieder zurückgegeben werden muß, damit die Erhaltung eines, in gewisse unübersteigliche Grenzen eingeschlossenen Normalzustandes nicht beeinträchtigt werde, worin das Gesammtleben der Erde, als planetarischen Individuums, begründet ist. Man kann diesen Gesichtspunkt in der höhern Physik schlechterdings nicht entbehren, und allein unter demselben gewinnt die Idee einer Sicherheit des Fortlebens der Erde Bedeutung. Die klar eingesehene Nothwendigkeit solcher und ähnlicher Einrichtungen zur Erhaltung des Bestandes der Erde in allem und jedem Bezuge, wird auch das leitende Prinzip unserer Darstellung der Ansichten der neuesten Physik über die Bildung der Meteormassen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Freiheitsbäume.

(Beschluß.)

In den ersten Jahren der Revolution war auch wohl die unmittelbare Abstammung des Freiheitsbaums von den alten Maien allgemein anerkannt, denn fast überall wählte man den Monat Mai, um den ersten zu errichten. Besonders aber im Mai 1792 äußerte sich die Begeisterung der Nation für den neuen Gebrauch auf's Außerordentlichste. Sämmtliche Gemeinden pflanzten um die Wette prächtige Bäume; um diese Zeit drohten just die Fremden mit einem Einfall auf das französische Gebiet, und die Gemeinden schwuren bei diesem Sinnbilde ihrer Befreiung, des Vaterlandes heiligen Boden zu vertheidigen, wie der Soldat zur Fahne schwört. Die Zahl der Freiheitsbäume soll sich damals auf sechzigtau-

send belaufen haben, denn der kleinste Weiler hatte den seinigen, und in den Städten von Südfrankreich sah man welche fast in allen Straßen, ja vor den meisten Häusern. Und nicht blos in Städten und Dörfern errichtete man den Freiheitsbaum; auch auf den Grenzen des Reichs und den vornehmsten Höhepunkten der Departements wurden welche aufgepflanzt. So beschlossen Franzosen und Genfer bei einem gemeinsamen Feste, einen **Arbre de la fraternité**, als Sinnbild der Vereinigung beider Völker, auf der Grenzmark aufzurichten, und zur selben Zeit machten ein Paar Dutzend Volksgesellschaften, die sich zu Die versammelt hatten, aus, auf der Spitze des Glandosse, eines der höchsten Berge im Departement Drome, einen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Anfangs scheinen die Freiheitsbäume, wie die alten Maien, aus nichts bestanden zu haben als einem Baumstamm mit seiner Laubkrone. Da jede Gemeinde darauf aus war, den allerhöchsten Baum, der sich auftreiben ließ, aufzurichten, so dienten die Wurzeln zu nichts; ein so alter Baum ließ sich natürlich nicht versetzen, und da vollends die Bäume just zur Zeit des Blättertriebs errichtet wurden, so kam ohnehin keiner davon. Ob sie also mit der Wurzel eingegraben wurden oder nicht, so starben sie in kurzer Zeit ab, und bei dem dürren, farblosen Laub dachte man an etwas ganz anderes, als an Kraft und ewige Dauer, deren Sinnbild doch der Baum seyn sollte. Dem Nationalkonvent entging dieser Uebelstand nicht, und er befahl daher durch ein Dekret vom 4ten Pluviose im IIten Jahr der Republik, an der Stelle der abgestorbenen Bäume lauter lebende zu pflanzen. „In sämmtlichen Gemeinden, wo der Freiheitsbaum abgestorben ist, soll bis zum ersten Germinal ein neuer gepflanzt werden. Der Konvent versieht sich, daß die guten Bürger für die Pflanzung und Erhaltung desselben Sorge tragen werden, auf daß in jeder Gemeinde der Baum der Freiheit unter der Aegide der Freiheit des französischen Volkes grüne und blühe." In diesem Dekret wird keine Baumart besonders empfohlen, und man scheint die Wahl den Gemeinden überlassen zu haben. Gregoire handelt diese Frage in einem besondern Kapitel seines Buches ab; er spricht sich für die Eiche aus: die Traditionen urväterlicher Verehrung, die sich daran knüpfen, ihr majestätischer Wuchs, ihr vielfältiger Nutzen und ihre Verbreitung über den ganzen Boden von Frankreich machen sie, nach ihm, mit vollem Recht zu einem ächt nationalen Baume. Auch ihre fast ewige Dauer führt er zu ihren Gunsten an; weil aber die Eiche eben darum äußerst langsam wächst, wurde ihr die Ehre, der Freiheitsbaum zu werden, in den meisten Fällen nicht zuerkannt. Und allerdings hieß es der republikanischen Ungeduld etwas zu viel zumuthen, daß sie ein Jahrhundert lang auf den Schatten der gepflanzten Eiche warten sollte. Auch wir Deutschen haben bekanntlich in unsern Freiheitstagen die Eiche, den wesentlich deutschen Baum, wie es hieß, als Sinnbild unserer Freiheit in Anspruch genommen; wir haben metallisches Eichenlaub auf den Mützen geführt, uns aber noch weniger als die Franzosen bewogen gefühlt, Eichen vor unsern Rathhäusern zu pflanzen, damit unsere späten Enkel in ihrem Schatten tagten. — Gregoire schlug zwar vor, neben die Eiche einen schnell wachsenden Baum zu pflanzen, der wieder einginge, wenn die Eiche erst recht herangewachsen wäre; diese Idee wurde aber nichts weniger als allgemein aufgenommen. Im Gegentheil, je nach Klima und Gelegenheit, wurden untereinander Eichen, Ulmen, Kastanien, Platanen, Pappeln, Maulbeerbäume, Tannen und Fichten zu Freiheitsbäumen gemacht. An sehr vielen Orten gab man der Pappel den Vorzug, den sie, weil sie so schnell wächst und, als grüner Obelisk, sich sehr zu einer Zierde für öffentliche Plätze eignet, auch wohl verdient. Eine Pappel war der Freiheitsbaum der Stadt Rouen, dessen Wipfel noch im Jahr 1810 mit den höchsten Glockenthürmen der Stadt an Höhe wetteiferte. Noch jezt steht im Weichbilde von Paris, vergessen von den meisten Einwohnern, ein Freiheitsbaum, der in den ersten Tagen der Revolution gepflanzt wurde, eine einzelne Ulme mitten in der Straße der Vorstadt St. Antoine, die desto malerischer ist, je einsamer sie steht, und Jedermann auffallen muß. Dieser Baum, ein Denkmal aus den schönen Tagen der Föderation, ist unter den politischen Stürmen, verschont von ihnen, groß gewachsen, während alles umher alterte und sich neu verjüngte, Dynastien, Institutionen, wie Menschen; nur er gewann stetig an Kraft und Stärke, ein Bild ewiger Jugend, und nicht mehr lange, wenn er kaum zu seiner vollen Reife gelangt ist, hat er Alle überlebt, die ihn haben pflanzen sehen. Zwar weiß der bei weitem größte Theil der Pariser Bevölkerung von dem Baume in der Vorstadt, oder wenigstens von seiner Bedeutung nichts; zwar hängt, statt einer Inschrift, die von seinem Ursprung erzählt, vielleicht eine schmutzige Fiacretafel an seinem Stamme; aber ganz ist seine Bedeutung darum nicht vergessen, und gleich in den ersten Tagen der wiedererrungenen Freiheit wurde er mit einer dreifarbigen Fahne geziert.

Schon aus lezterem Beispiel ist ersichtlich, daß durchaus nicht alle Freiheitsbäume mit der Regierungsform verschwunden sind, unter der sie errichtet worden waren; die meisten überlebten sogar diesen Zeitabschnitt längere oder kürzere Zeit; ja in manchem Winkel des Landes, wo die Reaktionen fast unmerklich geblieben sind, mag der Freiheitsbaum vergessen worden seyn und eben darum noch stehen. Ist doch noch auf dem Giebelfelde einer Dorfkirche, wenige Meilen von Paris, der famose Spruch: **temple de la raison**, deutlich zu lesen.

So viel bekannt ist, hat die kaiserliche Regierung von den Freiheitsbäumen lediglich keine Notiz genommen. Bonaparte, der die Daumschrauben des Despotismus so kunstgerecht sachte anzuziehen wußte, sah gar zu gut ein, daß sich die Freiheit, die in Einem Tage erobert werden kann, nur in Jahren langsam ersticken läßt. Allerdings strich er das Wort Freiheit aus dem Wörterbuche der Nation, aber er strich nur einen Buchstaben um den andern, und machte einen weiten Umweg, bis er endlich die Fasces des Konsuls mit dem kaiserlichen Wappen vertauschte. Er ließ also den harmlosesten Brauch von allen, die ihm ein Dorn im Auge waren, öffentlich unangefochten; er begnügte sich, denselben allgemach abkommen zu lassen. Allerdings suchte er das Werk des Abbé Gregoire zu vernichten; aber sichtbar allein deshalb, weil das Buch, als Achtserklärung gegen die Tyrannen, den Despoten reizte, und manche republikanische Maxime darin in seinem Ohre garstiger klang, als das friedliche Rauschen aller Freiheitsbäume zusammen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

In den französischen Zeitungen liest man kein Wort mehr von dem Lever des Bürgerkönigs, von Hoffesten, großem und kleinem Cortège, und all den großen und kleinen Schnörkeln und Arabesken, mit dem das Königthum weiland sein Allerheiligstes austapezirte. Hören wir auf dieser Seite wenig mehr von jenem Stachelgurt der Etikette, mit dem sich der Hof gegen die Zudringlichkeit des ungebornen und geblütlosen Volkes verwahrte, so gibt uns England desto mehr von der alten Hofherrlichkeit zu kosten. England, dieses Eiland, das in seiner aristokratischen Absonderung hinter dem Silberwall des Oceans noch immer wie eine alte Feudalburg liegt. Wir finden die Spalten seiner Riesenzeitungen noch hinlänglich angefüllt mit den Hoffeierlichkeiten und Aufwartungen zu Brighton und St. James; wir lesen ungeheure alphabetische Verzeichnisse von den Namen jener beglückten Sterblichen, die bei Hof „Entrée“ haben und den Levers Ihrer großbritannischen Majestäten beizuwohnen gewürdigt wurden. Man darf dergleichen Herrlichkeiten, die für uns, im Grund genommen, schon eine Art von antiquarischem Interesse haben, nicht mit Stillschweigen übergehen, wäre es auch nur, um unserer Nachkommenschaft einen richtigen Begriff von einer Sache zu hinterlassen, die manchem Großceremonienmeister mehr als eine schlaflos-sorgenvolle Nacht gemacht haben mag. Denn, wie gesagt, wer weiß, ob ihnen jemals das Glück zu Theil wird, ein so glänzendes Lever als das der großbritannischen Majestäten nach ihrer Ankunft von Brighton in St. James zu sehen. Und wie viele unter unsern Zeitgenossen, die doch mitten im Nachsommer der Hofceremonien leben, wie viele von ihnen selbst haben etwas dergleichen jemals gesehen? So sey es denn erlaubt, zu Aller Nutz und Frommen hier eine kleine Beschreibung dieser großbritannischen Herrlichkeiten zu geben.

Donnerstags den 24. Februar hielt Se. großbritannische Majestät ihr erstes Lever in St. James, das eben deshalb, weil es seit geraumer Zeit das erste war, um so glänzender und geräuschvoller ausfiel. Zu gleicher Zeit nahmen auch Ihre Majestät die Königin die Aufwartungen des Hofes an. Bevor wir jedoch bei unsern Lesern den Großceremonienmeister machen und ihnen nicht allein die bei diesen Gelegenheiten vorgestellten Personen, sondern auch König und Königin selbst vorstellen, müssen wir sie bitten, ein wenig mit uns vorauszugehen und die Gesellschaft in Masse in Augenschein zu nehmen, die der Ehre gewürdigt wird, vor dem Antlitz der Majestäten zu erscheinen.

Alle, die befugt sind, dem Lever des Königs und der Cour der Königin beizuwohnen, theilen sich überhaupt in zwei Klassen: nämlich in solche, die aus besondern Rücksichten namentlich dazu eingeladen oder hiezu durch ihren Rang und Dienst berufen sind, und in solche, die beides nicht sind. Jene haben das Privilegium des sogenannten Entrée, diese begreift man unter dem allgemeinen Namen general company. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen beiden aber besteht darin, daß jene, die des Vorrechts des Entrées genießen, durch ein besonderes Thor in den Pallast gelassen werden, durch das die general company keinen Eintritt findet. Daraus entspringt aber für erstere der große Vortheil, daß sie, ohne lange warten zu dürfen oder sich in dem Gedränge der Vorzimmer, die von der general company angefüllt werden, herumstoßen zu lassen, Ihren Majestäten vorgestellt werden können. Man wird diese Vergünstigung nicht gering anschlagen, wenn man weiß, daß in dem Getümmel dieser Ausstellung der Feudalleute, die zu gleicher Zeit als eine Art Ahnenprobe betrachtet wird, schon manches hoffähige Wesen erdrückt worden ist. Die Personen, die also durch das Vorrecht des Entrées gegen diese Lebensgefahr sichergestellt sind, bestehen aus den Mitgliedern der königlichen Familie, den Kabinetsministern, den auswärtigen Gesandten, den Großwürdenträgern, den Beamten des königlichen Hauses u. s. w. Ihre Karossen gelangen an den Pallast durch den Park von St. James, werden durch das Gitter auf der Höhe des Constitutionshügels (constitution-hill) nach Vorweis einer Karte eingelassen, und fahren dann in den Gesandtenhof ein, wo sie an den Arkaden rechts anhalten. Hier am Eingang in den Pallast werden die hohen Gäste von den Stallmeistern im Dienst empfangen und sogleich von den Unterportiers in eine kleine, niedere, steinerne, mit Fußteppichen belegte Halle geführt, von wo aus sie von den Hofbedienten und Lakayen (Yeomen and Gentlemen Porters) zur Treppe geleitet werden, von welcher man über einen Vorplatz in eine lange Gallerie gelangt, die die Gemäldegallerie heißt und das erste der Staatsappartements bildet. Diese Gallerie ist lang, schmal, nicht hoch und fast ohne alle Verzierung, eine Reihe von Bildnissen englischer Könige ausgenommen, die zur linken Seite, den Fenstern gegenüber, an der Wand hängen. An der Thüre dieser Gallerie werden die hohen Gäste von dem Sergeantporter empfangen und treten, wenn sie an das Ende derselben gelangt sind, in das Entrée- oder Vorgemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. April 1831.

Ja, Rittersmann, die Liebe bleibt nicht aus!
Komm' sie als böser Dämon angezogen,
Als Genius im ros'gen Schein geflogen.

Otway.

Der Erschlagene.

Eine wahre Geschichte.

„Warum doch gerade morgen fortgehen, Vater, da Marks Geburtstag ist, und Mutter von Lausanne so schöne Sachen kommen läßt?“ So sprach am 25ten Mai 1827 Abends ein lieber Knabe zu seinem Vater, der am folgenden Tag auf dem Dampfschiff nach Genf fahren wollte. Der Knabe gehörte dem Engländer Story an, welcher damals zwischen Lausanne und Ouchy, dem Hafen, mit seiner zahlreichen Familie ein freundliches Landgut bewohnte.

Es war einer der Glücklichen, den ein gütiges Geschick von Jugend auf günstig leitet, und auf deren Häuptern es alle Fülle von Segen häuft, dessen ein Mensch theilhaftig werden kann. Auf Staffa, einer der Shetlandsinseln, geboren, erhielt er in der großartigen Natur und in den streng einfachen, aber poetischen Sitten, die Richtung nach Oben, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, wie des Schiffers Nadel immer treu dem Norden zugewendet bleibt. Er verließ jedoch früh sein schönes, wogenumbrandetes Vaterland und das nicht vermögenslose Haus seiner Mutter, um in königliche Seedienste zu treten. Dieser Dienst trug ihn von einem Pol zum andern, aus glühenden Zonen in eisige, von duftenden, blüthenvollen Küsten zu sandigen Dünen oder kahlen Klippen. Oft umschiffte er den kleinen Erdball; er sah den Menschen auf hoher Kulturstufe und im vollen Besitz von Kunst und Wissenschaft, er sah ihn in seiner Niedrigkeit, wo er an die Linie streift, die das Thier an den Menschen zu knüpfen scheint. Der wilde Neuholländer und das liebevolle Mädchen von Otaheite, er kannte sie, er hatte mit ihnen gelebt und war eingegangen in ihr eigenthümliches Wesen und Seyn. Bei den Kämpfen der englischen Marine im Mittelmeer, an den Küsten von Egypten und Syrien und bei Trafalgar bekleidete er die untern Dienstgrade und wurde mehrmals verwundet. So war er auf der schwimmenden Heimath zu der Zeit gelangt, wo sich der Mann, wie schäumend und brausend auch seine Jugend gewesen, nach einem stillen, feststehenden Herd sehnt, und auch dieser war ihm beschieden. Er hatte sich bis zum Flottenkapitän hinaufgedient, als ihn eine Krankheit überfiel, gerade wie sein Schiff, die Fregatte Triton, auf der Höhe von New-York angelangt war, wo sie einige Monate stationiren sollte. Der Arzt rieth, den Kranken ans Land zu bringen, um so mehr, da er von seinem Vater her Freunde in der Nähe der Stadt auf dem Lande hatte, die dringend wünschten, Story bei sich aufzunehmen und das Mögliche zu seiner Genesung beizutragen; das war Herrn Ferriers Familie. So ward denn der Kranke ausgeschifft; es ging aber langsamer mit seiner Wiederherstellung, als man dachte, wozu wohl der Umstand viel beitrug, daß Story auf dem Landgute die Ruhe nicht fand, die ihm so dringend angerathen worden war. Auf dem weiten Landsitze seines Freundes befand sich auch eine pensylvanische Familie, welche durch unglückliche Spekulationen

und durch die Umstände zurückgekommen war. So lebten Rowleighs, Vater, Mutter und Tochter, schwer, jedoch unverschuldet niedergedrückt.

Maria, so hieß leztere, war ein schönes, seltenes Wesen, Pathe des reichen Ferrier. Sie schien vom Schicksal bestimmt, das auszugleichen, was das Unglück und die Schlechtigkeit anderer Menschen in dem Hauptbuche ihres Vaters ungleich gemacht hatten. Denn das *Haben* — oder eigentlich ihr Seyn — überstieg weit das geschriebene *Sollen* Rowleighs. Der junge Henri Ferrier liebte das schöne Mädchen, und sein Vater, wiewohl im Anfang nicht ganz zufrieden damit, ergab sich doch in der Folge darein, in Marien eine Schwiegertochter zu sehen, die durch ihre vielen guten Eigenschaften vergessen machen würde, daß sie keine Mitgift hatte. Er rechnete auch darauf, sie werde günstig auf seinen Sohn wirken. Ueberdieß hatte er ja auch nicht nöthig, auf eine reiche Schwiegertochter zu sehen. Nur eine Angesehenere, Vornehmere als Marien hätte er gern gehabt.

Henri war im Grund ein guter Mensch, aber als der einzige Sohn des reichen Ferrier hatte er sich einem Hang ergeben, für den kein Reichthum in der Welt groß genug ist — dem Spiel. In New-York, wo er noch in einem großen Handlungshause stand, hatte er vielfache Gelegenheit, ihm nachzuhängen, und eine gewisse Eitelkeit des Vaters hatte diesen immer gehindert, dem Uebel zu steuern, da es noch Zeit dazu war. Ein Jahr später schien es dazu fast zu spät, zumal Henri das Unglück hatte, meistens glücklich zu spielen. So ging es eine Zeitlang; aber das Blatt wendete sich, wie die Kugel, auf der seine Göttin steht. Seine Verluste fingen an bedeutend zu werden, und es gab in New-York der Leute genug, die ihm immer neue Summen vorstreckten. In diese Zeit fiel Storys Ankunft bei Vater Ferrier. Im Anfang brachte der alte Ferrier Stundenlang bei seinem kranken Gast zu; nach einigen Wochen aber mußte er auf eine entfernte Besitzung und übertrug Rowleigh, auf den Fremden Acht zu haben. Das that er denn auch von Herzen, und als Story, den er bald sehr lieb gewonnen, das Zimmer verlassen konnte, führte er ihn gleich durch den Garten zu Frau und Kind, und da hätte er freilich ganz genesen können, wenn zwei blaue Sterne auf rosigem Feld ihm nicht alles Gleichgewicht geraubt hätten. Ihm ward nun klar, worüber er oft gespottet, er fühlte, daß er in dem Bann und Zauberkreis stehe, der ihm des Mannes unwürdig geschienen hatte. Einmal jedoch versuchte er zu widerstehen und ging einen ganzen Tag nicht hinüber. Da kamen, weil Rowleigh nicht konnte, Mutter und Maria, um zu sehen, was ihm sey, und das Mädchen fragte mit einem Ton, mit einem Auge, die jenseits des Oceans eben so tief ins Herz schneiden, wie in unserer europäischen Heimath. Sie war sich selbst nicht bewußt, was sie that, denn auch sie hatte früher nie geliebt und war fern von der Welt und der Gesellschaft erzogen worden, die sie hätten schüchtern machen können. Ohne innere Frage und Antwort war sie Henris Braut geworden, den sie oft Wochenlang nicht sah, da ihn die Stadt mehr anzog als das Land. Sie war bereit, ihm ihre Hand zu geben, weil ihre Eltern dieß für ein großes Glück ansahen und frohes, sorgenfreies Alter sich davon versprachen, denn Maria war eine gute Tochter. Jezt hatte die Liebe in ihr Herz geleuchtet, und sich selbst im sechzehnten Jahr so wenig klar, hielt sie für einen Strahl zarten Mitleids, was ein Strahl glühenden Sonnenfeuers war. In Storys Gemüth war es anders. Da stand alles bestimmt, hell und entschieden da, denn er wußte und ahnete nichts von Henris Ansprüchen. Marias Hand, ein kleines Besitzthum auf Staffa, ein Acker für seinen Pflug waren die Säulen, auf die er seinen Himmel baute. Der Augenblick, wo er dem Mädchen sein Herz entdecken und um ihre Hand bitten wollte, blieb nicht lange aus.

Ueber ihre nicht ohne Thränen ausgesprochene Antwort konnte er endlich auf der Höhe von Madeira nachdenken; denn erst hier, nach sieben Wochen, bekam er seine volle Besinnung wieder, die ihm in New-York ein Fieberrückfall genommen hatte. Kurze Zeit nach seiner Erkrankung war dem Triton der Befehl zugekommen, nach dem grünen Vorgebirg zu segeln, um auf französische Sklavenschiffe Jagd zu machen. Maria hatte den Trost der Besinnungslosigkeit nicht. Sie lebte, sie fühlte, sie bebte, aber sie wankte nicht. Sie sah den geliebten Story in Tücher gehüllt auf das Schiff bringen, das ihn über das Weltmeer tragen sollte, und sie wankte nicht, denn sie stand neben ihrem Vater, dessen Haare Unglück und Entbehrungen gebleicht hatten. Niemand, am wenigsten der junge Ferrier ahnete, was in der immer stiller werdenden Maria vorging. Manchmal meinte er wohl gar, es sey Schmerz über seine Kälte, und er nahm sich alles Ernstes vor, sie fürder nicht so leiden zu lassen. Die Handelsbücher und der grüne Tisch waren ihm besser bekannt als das heldenmüthige Mädchenherz, das ihn eben nicht sehr glücklich machte, weil er dessen sicher zu seyn glaubte. Das Glück hatte ihm überhaupt schon lange den Rücken zugewendet. Noch einige Monate vergingen, da sah Vater Ferrier endlich die Nothwendigkeit ein, den jungen Wüstling von New-York weg in das Innere des Landes zu schicken, und da dessen Entfernung für unbestimmte Zeit beschlossen war, da darüber wohl Jahre hingehen konnten, da auch Ferriers Vermögen durch des Sohnes Spielwuth bedeutend gelitten, so wurde Rowleigh unter der Hand zu verstehen gegeben, daß unter solchen Umständen aus Henris Verbindung mit Marien nichts werden könne. Der junge Mann reiste auch ohne Abschied ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

(Fortsetzung.)

Mit welchem Grunde wollten wir den Wechselbezug zwischen der Atmosphäre und der Materie unseres Erdkörpers durchaus auf die tropfbaren Flüssigkeiten einschränken? Ist es nicht vielmehr natürlich, ja unabweislich, anzunehmen, daß vielmehr alle irdischen Materien einem Prozesse oder einem atmosphärischen Einflusse unterworfen seyen, welcher bei ihnen die Stelle jenes Verdunstungsprozesses, jener beständigen atmosphärischen Auflösung und Verwandlung vertritt? Wenn feuchtes Ackerland z. B. von trockenen Winden auf das äusserste ausgezehrt wird, so spricht Alles dafür, daß sich mit der entführten Feuchtigkeit ein mehr oder minder fein gedachter irdischer Aushauch verbinde, womit sich also die Luft neben dem aufgehobenen Wasser schwängert. Aehnliche Vorgänge aber erstrecken sich über die ganze Erdrinde; die Natur sowohl als selbst das bürgerliche Gewerbe sind ununterbrochen in einer gleichen, oder ähnlichen Thätigkeit begriffen. In den Vulkanen kochen unaufhörlich ganze Lavameere, es strömen ihre heißen Metalldämpfe durch den Krater der Atmosphäre zu; das bürgerliche Gewerbe bedeckt den Erdboden mit Schmelzhütten und ähnlichen Anstalten, und aus allen Rauchfängen sehen wir Dampfsäulen in die Höhe streben, deren Produkte von der Atmosphäre ausgenommen, zersezt, verarbeitet werden müssen. Während das glühende Eisen auf dem Amboß gehämmert wird, saugt die Atmosphäre den Eisenstoff ein, und wenn wir unvermögend sind, die Natur dieser Trennung genauer zu bezeichnen, so drängt sich doch die Unvermeidlichkeit der angegebenen Folge aller metallurgischen Prozesse dem bloßen Nachdenken unabweislich auf.

Um aber diese theoretischen Andeutungen auch durch wirkliche Erfahrungen zu unterstützen, so führen wir hier an, daß, wenn z. B. die äußere Mündung der Rauchröhren an den Kalköfen untersucht wird, man dieselbe gewöhnlich mit einem steinharten Sublimat überzogen findet, als dessen Bestandtheile sich bei der chemischen Analyse, mehr oder weniger, auch die Bestandtheile der Meteorsteine ergeben. Offenbar sind aber diese Ueberzüge weiter nichts als ein Niederschlag aus den Dämpfen, die durch die Rauchröhren entweichen; und gleichwie also dieser Niederschlag noch nicht genug verflüchtigter mineralischer Materie bereits an der Röhrenmündung erfolgt, eben so gewiß muß angenommen werden, daß dagegen die in einem höhern Grade verflüchtigten Stoffe in Dampfform die Atmosphäre erreichen, sich, für eine gewisse Zeit, mit der Luft verbinden, bis sie endlich, durch einen eigenthümlichen atmosphärischen Lebens- und Reinigungsprozeß, eben so wieder ausgeschieden und zur Erde, von der sie ihren Ursprung haben, zurückgeführt werden, wie dies mit den wässerigen Ausdünstungen der Fall ist, deren Produkt sich oftmals so außerordentlich lange in feinster Auflösung und ganz unsichtbar in der Atmosphäre erhält, bis sich die meteorischen Umstände zur Bewirkung wässeriger Niederschläge: Regen, Schnee, Hagel u. s. w. günstig vereinigen.

Wenn man betrachtet, welch ein weiter atmosphärischer Raum mit Wasser in Dampf- oder Dunstform erfüllt seyn muß, damit dasselbe, verdichtet und gefrierend, so große Eis- und Hagelstücke bilden kann, als man oft aus der Luft herabstürzen sieht; wenn man ferner die Schnelligkeit ermißt, mit welcher die Zusammenziehung dieser Dünste erfolgen muß, indem die Verdichtung und der Fall, den Gesetzen der Schwere gemäß, fast im nämlichen Augenblicke erfolgen, so wird analogisch bald begreiflich, daß die chemisch oder mechanisch aufgelösten mineralischen Beimischungen der atmosphärischen Luft, troß des großen Volumens, welches sie einnehmen, doch auf ähnliche Weise und mit ähnlicher Schnelligkeit verdichtet und zu den Meteormassen vereinigt werden können, als welche sie auf der Erde anlangen. Man muß, wir wiederholen es, der Atmosphäre eine eigene Lebensthätigkeit zur Erhaltung ihrer Normalverhältnisse beimessen; ja man kann behaupten, daß die Miasmen, mit welchen die Luft oft geschwängert ist, als ein krankhaftes Produkt augenblicklicher Störungen jener atmosphärischen Lebensthätigkeit anzusehen sind. In dem ungeheuren Reservoir des Luftmeers gehen ununterbrochen die wichtigsten und größten chemischen Operationen vor sich, und Licht und Wärme, Elektrizität und Magnetismus, diese großen Naturagenten, sind namentlich hier, gleichsam im Hauptwirkungskreise ihrer geheimnißvollen Thätigkeit, ununterbrochen wirksam, um die Luftflüssigkeit, dieses erste und wichtigste Erhaltungsmittel besonders alles thierischen Lebens, in dem so großen Zwecken angemessenen Zustande zu erhalten. Bei der Verdichtung der in der Atmosphäre aufgesammelten Wasserdünste und Wasserelemente zu Regen, Schnee, Hagel, spielt zunächst die Entziehung des Wärmestoffs, welcher die tropfbaren Flüssigkeiten ausdehnt, eine Hauptrolle, und die Mitwirkung der Elektrizität ist eine untergeordnete. Anders scheint es sich bei Bildung der Meteorsteine zu verhalten. Wenn die Atmosphäre mit den Stoffen, welche jene Massen bilden, überschwängert ist, so übernimmt vielmehr die Elektrizität den mächtigsten Antheil an der Zusammenballung jener Stoffe, und wir sehen die neu gebildeten Luftsteine, wie in dem oben erzählten Falle, unter Begleitung von Gewittererscheinungen aus der Luft herabstürzen.

Neben der beständigen Thätigkeit des bürgerlichen Lebens, wodurch Stoffe verflüchtiget werden, welche später als Meteormassen zur Erde zurückkehren, haben wir schon oben auf den Antheil aufmerksam gemacht, den die

Vulkane an diesem merkwürdigen Naturprozesse haben. In der That vergegenwärtige man sich die ununterbrochene Wirkung ganzer kochender und dampfender Lavameere noch näher. Für das Innerste der Erdkugel, für ihre geheimsten Eingeweide und deren Lebensprozeß scheinen diese Vulkane gleichsam ein Aushauchungsorgan glühender Metalldämpfe in die Atmosphäre abzugeben; und man könnte mit noch größerem Staunen fragen: wo bleibt das Produkt dieses ununterbrochenen Verdampfungsprozesses endlich? wenn man dasselbe nicht von Zeit zu Zeit unter der Form von Meteorsteinen, von gediegenem Eisen u. s. w. aus der Atmosphäre wieder ausscheiden sähe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Der andere hoffähige Adel (the general company) fährt durch die St. Jamesstraße auf, an deren oberm Ende seine Wagen in die Karossenreihe treten, die sich diese Straße entlang bewegt, und an Pall-Mal vorbei in den Hof des Pallastes durch das Gitterthor in dem eisernen Schirm gelangt, der den Pallast mit Marlborough-House verbindet. Hier halten sie vor den steinernen Arkaden zur rechten Hand. Sie werden gleichfalls von Stallmeistern im Dienst, Hoflakayen u. s. w. empfangen und treten zuerst in einen langen, niedern, ganz einfachen Corridor, der sie an eine gerade aufsteigende Treppe führt, die derjenigen völlig entsprechend gegenüber liegt, auf welcher die Personen des Entrées emporsteigen; beide sind nur durch einen niedern Schirm von einander getrennt, so daß die beiderseitige Gesellschaft auf den ersten Stufen einander sehen kann. Auf dem ersten Treppenabsatz stehen zwei Mann von den k. Haustruppen; der zweite Aufgang führt in das Wachzimmer (Guard Room), eine Art Waffensaal, an dessen Wänden verschiedene Waffen, Pistolen, Säbel, Degen u. s. w. aufgehangen sind. In diesem Zimmer sind die Leibgarden (Yeomen of the Guard) aufgestellt. Von da gelangt man unmittelbar in den Aufwartungssaal (Presence Chamber), von gleicher Größe mit dem Wachensaale; die Wände sind mit Tapeten behangen, im übrigen sind beide Säle ohne Fußteppiche und Geräthschaften, und haben sogar ein gewisses alterthümliches und düsteres Aussehen, gegen das die Pracht der folgenden Säle um so glänzender absticht. Aus dem Presence Chamber gelangt die Gesellschaft in den Ballsaal. Hier wartet man, bis der König und die Königin die Aufwartung anzunehmen geruhen, und diese wollen wir, wenn gleich nicht alle hoffähig, jezt mitmachen. Der Gänsekiel ist die Springwurzel, die alle Thüren öffnet, und er trägt den Leser, sicherer als Dr. Fausts Zaubermantel, wohin es ihm beliebt. Der Großceremonienmeister Sr. großbritannischen Majestät wird schon ein Auge zudrücken müssen, wenn er uns mit der Gesellschaft des Entrées mir nichts dir nichts hereintreten sieht.

Das Lever des Königs war, wie es gewöhnlich nach einem Regierungswechsel der Fall ist, äußerst zahlreich und bot ein eben so glänzendes, als vielbewegtes Schauspiel dar. Der König trat um zwei Uhr in sein Kabinet, wo er dem Stabsoffizier im Dienst und dem Offizier der Garde, der Sr. Majestät den herkömmlichen Rapport über die drei Regimenter der Fußgarde abstattete, Audienz gab. Hierauf empfing Se. Majestät gleichfalls im Kabinet den Prinzen von Oranien, den Fürsten Talleyrand, den brasilianischen Minister und den dänischen Gesandten. Diese drei Gesandten überreichten bei dieser Gelegenheit Schreiben ihrer Höfe. Nach diesen gab der König den meisten seiner Kabinetsminister Audienz, desgleichen dem Lord Stuart von Rothsay, der aus Frankreich zurückgekehrt war, worauf er dem General Gray das Großkreuz des Ordens von Hannover und dem Contreadmiral F. Maitland die Comenthurinsignien des Bathordens ertheilte. Hierauf erfolgte die Aufwartung des Entrés und des hoffähigen Adels. Die Prinzessinnen der königlichen Familie, der Prinz von Oranien, die fremden Gesandten, die Kabinetsminister, die Erzbischöfe von York und Canterbury, die Großwürdenträger des Reiches und des Hauses waren hierbei zugegen. — Die Aufwartung bei der Königin war um so glänzender, als dieselbe an ihrem Geburtstage stattfand. Um halb zwölf Uhr erschienen mehrere Bischöfe in den Appartements der Königin. Die Hallen waren zu beiden Seiten von aufgestellten Lakayen in Staatslivreen, die Vorsäle von der Yeomensgarde besezt. Die Prälaten wurden in den Privat-Empfangsaal der Königin geführt, wo der Erzbischof von Canterbury eine beglückwünschende Anrede, bezüglich auf die Feier des königlichen Geburtstages, ablas. Die Königin erwiederte dieselbe in einer sehr huldvollen Gegenrede. Außer dem erwähnten Erzbischof waren zugegen der Erzbischof von York, die Bischöfe von London, Bath und Wells, Lichtfield und Coventry, Winchester, Chester, Exeter, Rochester, St. Asaph und Chichester. Bald darauf wurden der mexikanische Minister und der mit einer besondern Sendung beauftragte niederländische Gesandte durch den Obersteremonienmeister Robert Chester eingeführt. Beide überreichten Schreiben ihrer Höfe und wurden mit ausnehmender Huld empfangen.

Bei der großen Aufwartung selbst erschienen die Pagen des Königs und der Königin in ihren Staatsuniformen, in Purpur und Gold. Eine Ehrenwache der königlichen Garde zu Pferd zog mit ihrer Musik im großen Hofe des Pallastes auf. Diese Musik spielte abwechselnd mit der der königlichen Garde zu Fuß während der ganzen Feierlichkeit. Ihre königlichen Hoheiten die Herzogin von Kent und die Prinzessin Victoria mit ihrem Gefolge fuhren in drei Staatswagen auf, die von einer Abtheilung der Leibgarde begleitet waren. Die Prinzessin Victoria erschien an diesem Tage zum erstenmal am Hofe. Die Kleidung Ihrer königlichen Hoheit bestand ganz aus Stoffen, die in dem vereinigten Königreich verfertigt worden waren. Sie war ganz einfach in ein Oberkleid von Nottinghamer Spizen über weißen Atlas gekleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 91:
Sauerwasser.

Homonyme.

In Wüsten blick' ich rechts, und links in Weiden.
Du blätterst in mir, kannst mit mir dich kleiden;
Kannst mich besteigen, wenn du über die See
Zuvor gefahren; hoch auf mir liegt Schnee;
In mir kannst du die ganze Welt besehen,
Und pfeilschnell über Land und Meere gehen.
In mich gehüllt bist du vor'm Bliz geborgen,
Doch macht mein Glanz vielleicht dem Manne Sorgen;
Der höchste Gott trägt, was ich ehmals trug,
Was jezt ich trage, das ist leicht genug.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 98.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 25. April 1831.

— Ein Sinn, der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an und ist gar wohl vergnügt,
Wenn er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt,
Und kennt, wie möglich ist, die Ursach aller Dinge.

Martin Opitz.

Die neuesten Forschungen über Luftsteine.

(Beschluß.)

Wenn Alles, was die Meteormassen enthalten, solchergestalt durch Verflüchtigung, theils aus Vulkanen, theils durch andere, vorangegebene Umstände aufgestiegen seyn kann, so folgt daraus umgekehrt nicht, daß dieselben wiederum auch Alles in der nämlichen materiellen Beschaffenheit zurückgeben müssen. Gewiß wirkt die Atmosphäre, sammt den in ihr thätigen Kräften des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität, zersetzend, verwandelnd, neu zusammensetzend, auf die in sie aufsteigenden Materien; und selbst die Regelmäßigkeit des Typus in der Zusammensetzung der Meteormassen scheint dafür zu bürgen, daß immer ein und derselbe Prozeß ihre Bildung bewirke, gleichwie es bestimmte Naturprozesse sind, denen wir es verdanken, daß die in der Atmosphäre chemisch aufgelösten Elemente des Wassers (Oxygen und Hydrogen) gerade in den rechten quantitativen Verhältnissen verbunden werden, um eben wieder Wasser zu bilden und als Regen auf die Erde herabzufallen. Außer der bekannten Regelmäßigkeit der Bildung des Schnees u. s. w. gilt dasselbe von allen wässrigen Meteoren; warum sollte es weniger von den steinigen Concrementen in der Atmosphäre gelten?

Die Hauptschwierigkeit bei dieser Ansicht der neuesten Naturforschung von der Bildung der Meteormassen entsteht eigentlich nur aus dem Anstande, den die Einbildungskraft nimmt, sich feste Körper der Erde in der Atmosphäre aufgelöst vorzustellen. Allein man bedenke, zur Beseitigung dieser Schwierigkeit, was mit dem härtesten Körper, den die Natur auf unserem Planeten aufzuweisen hat, dem Diamant, geschieht. Unzählbare Versuche haben unwidersprechlich bewiesen, daß dieser Edelstein durch Anwendung hoher Hitzgrade ohne allen Rückstand verflüchtigt und ganz in eine, ferner unsichtbare, luftartige Substanz verwandelt wird. Betrachten wir, nach dieser Analogie, die übrigen Mineralien der Erde unter dem ununterbrochenen, mächtigen Einflusse der Atmosphäre, vulkanischer Gluthen, künstlicher Operationen des bürgerlichen Lebens, und wie die unzählbaren Einwirkungen von Natur und Kunst weiter heißen, so wird selbst sinnlich deutlich, daß der irdische Luftkreis durch eine natürliche Wechselwirkung mit mineralischen Elementen geschwängert werden muß, welche, wenn sie sich fort und fort anhäuften, und nicht endlich einmal durch irgend einen Naturprozeß wieder ausgeschieden würden, die Beschaffenheit der Luft eben so verderben würden, als dieses hinsichtlich der Feuchtigkeit geschehen müßte, wenn nicht ebenfalls dafür gesorgt wäre, daß das verdunstende Wasser in der Form von Regen, Schnee, Reif, Hagel u. s. w. die Atmosphäre wieder verließe und zur Erde zurückkehrte, um diesen beständigen Kreislauf sodann sogleich aufs Neue zu beginnen.

Wenn man die Seltenheit des Falles von Steinen oder überhaupt von Meteormassen aus der Luft mit dem

so häufigen Vorkommen jener wäßrigen Meteore vergleicht, so erhält unsere Theorie durch dieses Verhältniß noch eine Verstärkung mehr. Das Wasser bedeckt den größten Theil der Erdoberfläche und verdunstet so leicht, daß natürlich Regenfälle weit häufiger eintreten müssen als Steinfälle, zu welchen lezteren sich die Materialien in der Luft offenbar nur langsamer sammeln können. Von dieser Seite ist also kein Einwurf zu fürchten. Eben so wenig darf man die Größe einzelner Meteormassen gegen unsere Theorie geltend machen wollen. Bekanntlich sind Hagelstücke von ganz ungewöhnlichem Umfange gar nichts Seltenes; mit welchem Rechte wollte man es also befremdend finden, hier und da auf Meteormassen zu stoßen, welche an Größe die gewöhnlichen Luftsteine eben so übertreffen, als jene Hagelstücke die gewöhnlichen Hagelkörner? Die Natur auf ihrem stillen, formenreichen Schöpfungsgange läßt sich in ihren Anomalien nicht auslernen; und wahrscheinlich heißt ihr, bei der Unermeßlichkeit ihrer Zwecke, selbst das noch Regel, was sich dem beschränkten menschlichen Blicke schon als Ausnahme von derselben darstellt. Unter diesem höhern Gesichtspunkte verliert auch der Fall von Steinen aus der Luft überhaupt von seiner vermeinten Wunderbarkeit, und ich darf mir schmeicheln, durch die hier mitgetheilten Ansichten der neuesten Physik darüber den ganzen merkwürdigen Vorgang auf die einfachsten, klarsten und natürlichsten Voraussetzungen zurückgeführt zu haben.

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

Den Pensylvanier und seine Frau schlug das sehr nieder. Sie wagten kaum, es ihrem Kinde zu gestehen. Als sie es aber endlich nach mancherlei Vorbereitungen doch sagten, war ihr Staunen nicht gering, als die stille, sittige Maria einen lauten Schrei der Freude that und darauf Thränen des Danks ihrem Auge entquollen, die wie Himmelsthau die bleichen Wangen rötheten. Nur nach und nach fingen sie an zu begreifen, konnten aber nie zur Freude kommen, denn ihre Zukunft schien ihnen nun wieder sehr dunkel. Maria aber sah darin nur goldene Strahlen, denn sie war nun alt genug, für ihre Eltern zu arbeiten und dabei an Story zu denken. Es mußte aber dafür ein anderer Aufenthaltsort als das Land gewählt werden; und da Vater Ferrier dem wackern, treuen Pensylvanier ein kleines Geschäft auf Cuba übertragen wollte, so waren alle bereit dahin zu gehen. Die Seereise wurde unternommen, zumal die Jahreszeit jezt eben günstig war. Sie blieb es auch in den ersten acht Tagen ihrer Fahrt. Nun aber erhob sich ein so schrecklicher Sturm, daß die Wellen das kleine Schiff oft zu verschlingen drohten. Es kam dadurch weit von seiner Richtung ab und schwamm willenlos wie ein vom Ufer gerissener Kahn auf den ungeheuren Wogen. Der Kapitän barg die Gefahr nicht, in der sie schwebten. Mit der geringen Equipage, die vor Ermattung hinsank, war er nicht länger im Stande, das eindringende Wasser auszupumpen und auf dem Verdeck den nöthigen Dienst an Segelwerk und Steuerruder zu versehen. Er selbst war seit neun Tagen nicht vom Steuer gewichen, hatte unverdrossen Näße, Orkan und Sonnenbrand ertragen, die mit einander wechselten. Maria kauerte eben neben ihm auf dem Verdeck und nähte emsig an den zerrissenen Segeln, da sagte er zu ihr: „So recht, Kind! ist aber wohl umsonst, nur ein Wunder kann uns retten. Haben Sie noch etwas in der Welt, so schreiben Sie's schnell auf, wir schließen es in eine Flasche und werfen sie in die See.“ Da ward Marien auf einmal bange, denn bisher hatte sie immer guten Muth gehabt, zur Verwunderung ihrer Eltern und der Seeleute. Bewegt stieg sie in die Kajüte hinab, wo sie Vater und Mutter nach langer Zeit zum erstenmal schlafend fand. Bald waren die wenigen Zeilen geschrieben: „An Franz Story, Flottenkapitän der englischen Marine, auf der Fregatte Triton. Ich bin frei von aller Pflicht, von allen Banden, bald auch vom Leben, denn wir müssen sterben. Darum darf ich Dir sagen, Franz, daß ich Dich unaussprechlich liebe. Wir wollten nach Cuba, Vater, Mutter und ich, auf der Syrene, Kapitän Taylor . . Ewig Deine Maria.“ Sie selbst verschloß das Blatt in eine Flasche, und ein Lächeln schimmerte durch ihre Thränen, als sie das Papier von den Lippen that und in den engen Gewahrsam schob, der, gut verschlossen, in die Wogen geworfen wurde. Lange blieb die Flasche Mariens Augen sichtbar; sie gewahrte sie oft, wenn eine Welle sie aus der Tiefe wieder emportrug, aber der Sturm trieb sie gerade nach der Gegend, wo Maria sie nicht hinsandte.

Storys segelschneller Triton hatte indessen mehrere reiche französische Prisen gemacht, woran ihm sein Antheil wurde, der noch bedeutender ausfiel, als er, der ein schlechter Rechner war, geglaubt hatte. Er war wieder hergestellt und in der Seeluft erstarkt, aber Maria lebte fortan in seinem Herzen. An sie dachte er, wenn sich des Morgens die Sonne aus den Fluthen erhob, an sie dachte er, wenn sie sich glänzend in die Wogen tauchte und lange noch das prächtige Lichtmeer ihr nachflammte; zu ihr betete er, wenn bei Sonnenuntergang die Schiffsmannschaft die fromme Abendfeier hielt und darüber nach und nach die Sterne heraufzogen. Selbst in dem einförmigen strengen Schiffskommando und Dienst suchte er Beziehungen mit ihr, die ein Muster von Ordnung war. Woran knüpfte das liebende Herz nicht seine Seile und die Fäden, die viel zarter und doch stärker sind als die

des kunstreichen Thieres, das sein Lustschloß an das Kreuz eines Grabes so gut baut, wie an den Sonnenzeiger und das Hochgericht!

So hatten sie schon einige Mal den Weg zwischen Afrika und den Azoren gemacht und kreuzten gerade wieder auf der Höhe dieser Inseln, als ein Matrosenjunge vom Mast herunterrief, er sehe ein Schiffwrack in Südwest. Das große Boot ward ausgesetzt; Story erhielt Ordre, mit acht Mann dahin zu steuern und im Nothfall Signale zur Annäherung der Fregatte zu geben, auf jeden Fall aber Nothleidende an Bord zu nehmen. Der Wind blähte stark die Segel, und in einer halben Stunde hatten sie die drei Seemeilen zurückgelegt. Einen erbarmenswürdigen Anblick bot das Wrack des kleinen Schiffs; Menschen waren nicht zu sehen, auch keine Leichen; jedoch drang man in die fast ganz mit Wasser angefüllte Kajüte. Auch da wurde nichts gefunden, kein Buch, keine Schrift, nichts als ein Strohhut, der auf dem Wasser schwamm, und den die Matrosen kaum der Mühe werth hielten, mit herauf zu nehmen. Als ihn Story sah, ward ihm sonderbar zu Sinn. Er kannte den Hut, er hatte ihn oft gesehen, auch das Band war ihm nicht fremd, alle kleinen Zeichen trafen zu — es war Mariens Hut. „Wo Licht finden in dieser Nacht?" rief Story und stieg in die Kajüte hinab. Alles ward von Neuem ausgesucht; nichts, keine Spur fand sich. Wohl zehn Mal fuhr man in engerem und weiterem Kreise um das Wrack, um etwas zu entdecken, umsonst. „Ist sie hier versunken? haben sie die Wellen mit den andern vom Verdeck gerissen? oder ward sie von einem Schiff gerettet? Wo ist dieß glückliche Fahrzeug?" So fragte und stürmte es in seinem Herzen, so daß er sich lange nicht entschließen konnte, den Befehl zur Rückkehr nach dem Triton zu geben.

Zehn Tage verflossen, die Sonne ging zehn Mal auf, aber das Dunkel ward nicht heller. Da begegnete ihnen eines Abends die englische Kriegsbrigg, die Helena. Die Kapitäne beider Schiffe waren Verwandte, mehrere Offiziere kannten sich, man ging also an Bord der schönen Frau. Story hatte dort keine Bekannte, und da es den dienstthuenden Offizier des Triton sehr hinüberzog, so übernahm Story dessen Stelle. Als die Offiziere an Bord zurückkamen, fehlte es nicht an Erzählungen von Neuigkeiten aus England. Alle aber waren entzückt über eine junge schöne Amerikanerin, die sie drüben gesehen. Nun kam man auf Dienstneuigkeiten; alle waren Ohr, nur Story nicht; er hätte der Helena nachfliegen mögen. Da sagte ihm der Offizier, dessen Dienst er vorhin übernommen: „Was wetten Sie, Story, ich sage Ihnen eine Neuigkeit, die Sie sehr freuen wird, da Sie doch nicht gern in diesen Meeren sind. Auf der Admiralität in London liegt Ihre Ernennung zum Fregattenkapitän der indischen Station. Sie werden wohl in Madeira die Ordre finden, nach Plymuth zu gehen, wo Ihr Schiff liegt." — „Nach Indien!" hallte es schmerzlich in Storys Seele nach; „so weit von Ihr, so ohne alle Hoffnung, sie wieder zu finden!" Er jubelte nicht; Niemand begriff das, wie man ihn selbst nie begriffen hatte. Die angezeigte Ordre fand er wirklich in Madeira, und bald darauf ging Story auf einer Brigg nach England ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Monsieur Mayeux. Madame Dubarry. Paganini.

Es liegt in dem französischen Charakter eine wunderbare Fertigkeit, mitten unter niederschlagenden Umständen und in der widerwärtigsten Zeit Ursachen zum Scherzen aufzufinden, und durch heitere Gebilde die ängstliche Sorge für die Gegenwart zu verscheuchen. So haben die Pariser jezt, da Handel und Gewerbfleiß daniederliegen, da die Aussicht in die Zukunft trübe ist und in ganz Europa der Friede auf schwankenden Füßen steht, eine lustige Person erfunden, Namens Mayeux, welche sie in Karrikaturbildern, in Liedern und auf dem Theater belustigt. Mayeux ist eine Art von Aesop, aber ein Pariser Aesop, das heißt ein kleiner, bucklichter und häßlicher Mann, der jedoch auf zierliche Manieren Anspruch macht und sich nicht wenig Verdienst anmaßt. Ich glaube, er verdankt sein Entstehen den Scherzbildern einiger lustigen Zeichner, welche Anfangs komische Scenen aus der Bürgergarde darstellten, und dabei diesen Mayeux, wozu vielleicht eine wirkliche Person gesessen hat, abkonterfeiten. Dieser Mayeux gefiel den Parisern, besonders den jungen Leuten; seitdem ward er in lauter possierlichen Situationen dargestellt, z. B. im Innern seiner Haushaltung neben der Madame Mayeux, bei der Kriegsexpedition nach Algier, beim Abzuge nach Polen. Erst seitdem man diese Figur überall dargestellt sieht, fragt man, ob Monsieur Mayeux wirklich lebt oder ein Phantasiegebilde ist, wo er sich aufhält, was er treibt u. s. w. Hierüber kann aber natürlich Niemand Auskunft geben, und man muß sich damit begnügen, daß man über ihn lacht. Der „Bucklichte à la mode" ist der Held einiger Theaterstücke, die wahrscheinlich erst dann von der Bühne verschwinden werden, wenn sich das Publikum über ihn wird satt gelacht und einen andern Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung aufgefunden haben. Solch eine possierliche Figur bringt Abwechselung in die ernsthaften Darstellungen auf der Bühne, die nun seit einigen Monaten hauptsächlich mit neuerer Geschichte, besonders mit vaterländischer, beschäftigt sind. Ancelots „Madame Dubarry" ist ein Lieblingsstück geworden und zieht jeden Abend die Zuschauer in Menge ins Vaudevilletheater. Es ist gut, daß die Theaterfreiheit den Dichtern jezt erlaubt, solche historische Figuren zu bearbeiten; denn nun kann die Dichtkunst sich eine neue Bahn brechen, nämlich durch die lebendige Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und Personen der jüngstvergangenen Zeit. In politischer Hinsicht hat es auch seine Wichtigkeit, daß man die vorrevolutionäre Zeit, welche nach der Behauptung der Obskuranten das goldene Zeitalter war, in seiner ganzen Häßlichkeit darstelle, um dem Volke zu zeigen, was es heißt, von einer willkührlichen Regierung, von Maitressen und Hofschranzen beherrscht zu werden. Dazu war das Bild der Madame Dubarry vorzüglich geeignet. Denn was läßt sich häßlicheres denken, als die Herrschaft einer sol-

chen gemeinen Buhlerin und die Regierung eines wollüstigen Fürsten, der mitten in Europa ein Serail anlegt und das Geld des Volkes in unmäßigen Ausschweifungen verschwendet, an denen er zulezt stirbt? Ancelot hat in diesem Stücke einen stark erschütternden Auftritt angebracht, den nämlich, wo Ludwig XV. ein junges Mädchen verführen will, welches die Tochter eines von ihm ehemals verführten Mädchens ist. Jene überreicht ihm das Messer, womit sich ihre Mutter aus Verzweiflung über ihre Entehrung ums Leben gebracht hat. Nach den geheimen Memoiren aus der Regierungszeit jenes Königs soll sich wirklich damals etwas der Art zugetragen haben. Und das war die Zeit, welche die Ultraparthei noch nicht gar lange wieder zurückwünschte und der Nation anpries! Damals, sagte diese Parthei, lebte man ruhig und froh, die Politik störte die häuslichen Freuden nicht; man lachte und scherzte; die Pariser Gesellschaften waren Muster geistreicher Unterhaltung und entzückten die Fremden; Literatur und Kunst blühten, weil sie vom Publikum und von der Regierung aufgemuntert und belohnt wurden. Jedermann war glücklich und zufrieden. An diesen Behauptungen ist freilich manches wahr; allein wer die Schattenseite des Gemäldes kennen will, wenn sie ihm aus der Geschichte nicht bekannt seyn sollte, der braucht nur Ancelots „Madame Dubarry“ zu sehen; hier wird er erfahren, daß um diese Zeit die schändlichsten Sitten bei Hofe herrschten, daß Andacht und Ausschweifung auf eine widerliche Art gepaart wurden, daß die Minister von der Laune einer Maitresse abhingen, und daß das Volk Abgaben zahlte, welche dazu dienten, die Verführung unter den Töchtern der bürgerlichen Familien zu befördern. Um diese Zeit lebte der Marschall von Richelieu, welcher sich aus der Verführung ein Spiel machte, und nach seinem Beispiel hielten die reichen Hofschranzen ihre berüchtigten petites maisons. Da keine Preßfreiheit dies zügellose Betragen der Großen ans Licht ziehen konnte, so hatte die Nation nichts als ihre Chansons, um sich an den üppigen Schwelgern zu rächen; wurde aber ein Dichter solcher Chansons entdeckt oder auch nur gemuthmaßt, so gerieth er ohne gerichtlichen Spruch in die Bastille, und blieb so lange darin sizen, als es der Regierung, oder einem Minister, oder einem Günstling gefiel; denn alles ging damals nach dem bon plaisir der Mächtigen. Als ein Stück, das historische Belehrung gewährt, ist auch noch das Melodram: „das Halsband der Königin“ zu bemerken, welches nach der berüchtigten Geschichte des Halsbandes Marie Antoinette's gedichtet ist und mit vielem Aufwande gegeben wird. Dies Stück geht uns schon näher an, und die meisten der darin vorkommenden Personen sind manchen Zuschauern bekannt gewesen. Es wäre sogar möglich, daß unter den Zuschauern sich Leute befänden, welche Antheil an dieser berüchtigten Affaire gehabt haben. — Während man nun mit dem ancien régime und dem nouveau régime in Paris dramatisch beschäftigt ist, erscheint plözlich Paganini und zeigt den Bewohnern dieser Hauptstadt eine Figur und ein Talent, von welchen sie keinen Begriff hatten, obschon der öffentliche Ruf viel davon erzählt hatte. Mit seinem Halbduzend Konzerten hat Paganini ungefähr 50,000 Franken und rauschenden Beifall eingeerndtet.

(Die Fortsezung folgt.)

London, April.

(Fortsezung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Reicher war der Anzug der Prinzessin Augusta: sie trug ein silberbrokadenes, durchbrochenes Oberkleid über weißem Atlas, mit breiten Spizen garnirt, die mit blauen und silbernen Blumen untermischt waren, einen Mantel von blauem Sammt, der gleichfalls mit Spizen und Blumen, wie das Kleid, garnirt war. Als Kopfpuz trug sie eine prachtvolle silberne Toque mit Diamanten und Federn. Die Herzogin von Gloucester trug einen neuartigen Ueberwurf, mit Silber gestickt, den Leib und die Aermel mit Diamanten und Brüsseler Spizen besezt, eine Schleppe von dunkelrothem Sammt, mit silbernen Palmblättern gestickt und mit einer Silberborde garnirt. Der Anzug der Herzogin von Kent bestand in einem Silberbrokadekleid aus der Manufaktur von Spitalfield, mit einem reichgestickten Saum, einer Schleppe von himmelblau gewässertem Taffet, mit Silber durchwirkt, aus irländischer Manufaktur. Ihr Kopfpuz bestand aus Diamantblumen, Büscheln und Federn. Die Königin selbst erschien in einem Spizenkleide aus der Honiton Manufaktur, über weißatlassenem Unterkleide; die Schleppe daran war rosenrother Sammt, mit weißem Atlas gestreift und gleichfalls mit Spizen eingefaßt. (Der Sammt hierzu ist ein Geschenk der Weber von Spitalfield.) Als Kopfpuz trug die Königin Federn und ein prachtvolles diamantenes Diadem, desgleichen Halsgehänge, Ohrringe und ein Bouquet von Diamanten. Der Herzog und die Herzogin von Gloucester fuhren in drei Staatswagen auf, begleitet von einer Abtheilung der königlichen Garde zu Pferde. Der Lordkanzler, der Oberreichsarchivar, der Vicekanzler, der Sprecher des Unterhauses und mehrere auswärtige Gesandte und Minister erschienen gleichfalls in großer Gala. Die Dienerschaft der verschiedenen Zweige des königlichen Hauses war gleich der des Königs und der Königin in Scharlach und Gold gekleidet.

Die königlichen Majestäten traten im Kabinet des Königs um zwei Uhr ein. Der König, in Admiralsuniform, trug die Orden des Hosenbandes und von Bath, mit dem prächtigen Halsschmuck, der dazu gehört. Hier ließ sich die Königin mehrere Großwürdenträger des Staates, Kammerherrn des Königs u. s. w. vorstellen. Bald darauf traten die königlichen Majestäten in den Thronsaal, wo sie zuerst eine Deputation des Christus-Hospitals empfingen, die nach einem alten Herkommen bei der ersten Aufwartung des Jahres erscheint. An der Spize dieser Deputation befand sich der Alderman Thompson, der Präsident der Anstalt; vierzig Knaben der königlichen Stiftung trugen Charten und Zeichnungen, die sie verfertigt. Der Präsident überreichte dem König eine große vergoldete Rolle, die ein Verzeichniß der vierzig Knaben enthielt, so wie derer, die seit sieben Jahren in dieser Anstalt Unterricht erhalten. Die Deputation wurde sehr huldvoll empfangen, die Knaben warfen sich auf die Knie und hielten ihre Arbeiten in die Höhe. Der König schien sich sehr dafür zu interessiren und richtete an den Präsidenten verschiedene Fragen über die Knaben.

Hierauf nahm die Königin ihren Plaz vor dem Throne, um die Aufwartungen anzunehmen. Der König stand ein wenig entfernt zur Rechten der Königin und empfing die Damen, wenn sie zuvor bei ihrem Eintritt in den Saal durch den Lord Kammerherrn der Königin vorgestellt worden waren. Das Gefolge der Königin stand auf den Thronstufen. Es bestand aus der Pallastdame im Dienst, der obersten Kammerfrau (Mistress of the Robes), den Kammerfrauen (Ladies of the Bedschamber), den Kammerfräulein (Bedschamber Women), den Ehrendamen (Maids of honour), dem Lord Kammerherrn, dem Oberststallmeister, dem Schazmeister und Stallmeister.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. April 1831.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckst du wieder
Mir Frühlingslieder.

Uhland.

Frühlingslieder.

Von K. Felder.

Mitbewegung.

Wenn dort durch die fernen Räume
Unter Gruppen heitrer Bäume
Wandrer rüstig sich ergeh'n,
Wenn an Dach und offnen Scheiben
Vögel sich vorübertreiben,
Lüftchen durch das Blaue weh'n,

Lüftchen, die, so rasch sie gleiten,
Doch die Kunde rings verbreiten
Einer neu erblühten Welt:
O wie wär' ich zu beklagen,
Blieb' ich in den holden Tagen
Solcher Regung ungesellt,

Die bei grün' und bunter Färbung
Des Gefilds, in voller Werbung
Das Panier der Freude trägt,
Und auch mir das trübe Kleben
Am gewohnten Tagesleben
Siegend aus dem Sinne schlägt!

Entsagung.

Wenn ich der Blüthen Füll' erschau,
Der Lichtgewölke stolzen Bau,
Des Stromes silberblaue Wellen
Und sanfter Wiesen Wonnestellen,
Nebst all' der Wälder grünem Prangen,
So faßt mich wohl ein inn'res Bangen,
Daß mir dieß Glück zu schnell zerrinne;
Ja, daß ich etwas nur gewinne
Von all dem Zauber, all der Pracht,
Wird bald ein kleines Lied erdacht;
Bald sucht der Griffel die Gestalten
In leichter Zeichnung festzuhalten.
Doch ach! Wie eitel ist dieß Streben!
So tausendfach umfängt mich Leben,
Und jener Sylben matte Flüge,
Und jenes Griffels schwache Züge,
Wie stillten sie den Drang der Brust,
Sich anzueignen diese Lust?
Hinweg denn, kleinlich, eitles Schaffen!
Mir bleibt nichts übrig. Ohne Waffen,
Die, was die Augenblicke gönnten,
Mir als Besitz erstreiten könnten,
Muß ich nur blüh'n und grünen lassen,
Und nichts kann ich für mich erfassen.

Auf gesellschaftlichem Waldgange.

Noch wandern wir durch Wiesenklee;
Der Kuckuck neckt von ferner Höh'.
Gemach, mein Freund, du rühmst zu bald
Dein Eigenthum Gebirg und Wald.
Bald, laß' es dir verkündigt seyn,
Bald bürgert man sich bei dir ein.

Bald theilen wir mit deinesgleichen
Das Reich der Birken, Buchen, Eichen.
Vor euch verschämten Vögeln allen
Soll heute Menschenjubel schallen,
Und dieser sey nicht von den kleinen:
Wir nahen uns mit goldnen Weinen!

In Burgruinen.

Ein waldverwachsnes Schloß,
Voreinst von Herrn und Troß
Durchlärmt und nun durchdrungen
Von tausend Vogelzungen,

Stellt hier zur Rede mich:
Muß nicht mein Anblick dich,
Der Thürme Stolz in Trümmern,
Herzinniglich bekümmern?

O Ritterschloß, verzeih'!
Du siehst mich kummerfrei.
Gesang aus Maienbäumen,
Läßt mich nur Süßes träumen.

Frühlings Andacht.

Ach, wie ist dem goldnen Wetter
Und des Waldes Lustgeschmetter
Eine frohe Seele hold!
Wie erwecken sie der Himmel
Und der Wesen froh Gewimmel,
Daß sie Dankgefühle zollt!

Suchend ihre Heiligthume
Draußen, wo Gebüsch und Blume
In gedrängten Schaaren blüh'n,
Läßt sie ihre Lieder hören
Mit der freien Sänger Chören,
Betet mit dem jungen Grün.

Sie entweicht aus engen Mauern,
Beut der Andacht linden Schauern
Im Gefild den Busen dar;
Dort begeht sie Gottesfeste
In dem grünen Dom der Aeste
Und der Fels ist ihr Altar.

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

In England bekam Story eine Instruktion und Ordre, die erst auf der Höhe von St. Helena erbrochen werden sollte, das damals noch nicht als Kerker und Grab eines berühmten Mannes so merkwürdig war, als einige Jahre später. Diese Ordre enthielt eine ganz andere Bestimmung der Fregatte Amphitrite als die in Plymouth ausgesprochene, und ihre Sendung war mehr politisch als militärisch, denn sie sollte sich sogleich nach Rio-Janeiro verfügen ꝛc. So wenig nun auch dergleichen Geschäfte nach seinem Sinn waren, so gern vernahm er die veränderte Bestimmung seiner Fregatte. Denn von Rio-Janeiro war es leicht, mit New-York in Verbindung zu treten, Erkundigungen einzuziehen und Schiffe von da auszufragen.

Damit war Story auch gerade beschäftigt, als eine Jagdparthie einige Meilen von der Stadt ihn mit seinen Begleitern auf den Landsitz des Herrn von Herniez, eines der Reichen und Vornehmen der Residenz, führte. Dort angekommen, sah er durch das offene Fenster eines Erdgeschosses eine junge Negerin, die vor einem weinenden Kind kniete, dem sie ein spanisches Lied vorträllerte, um es zu beruhigen. Dieß Lied klang Story tief in die Seele, denn nach ganz gleicher Weise hatte er es von Marien singen hören. „Wer hat Dich das Lied gelehrt?“ — „Gefällt es Dir?“ antwortete die Negerin, „es ist so schön, wie die, welche es mich lehrte, aber nicht so gut.“ — „Nun, wer ist denn die?“ — „Du kennst sie nicht? nun ich will sie Dir zeigen; gehe nur da hinein.“ Damit öffnete sie die Thüre zu einem Laubgang, den riesige Pisangs überschatteten. Da saß ein Frauenzimmer neben einem jungen Mann, der traulich seine Hand in die ihrige gelegt hatte und mit der andern in ihren Locken spielte. Es war — Donna Anna, die Tochter des Herrn von Herniez. Nicht ohne Scheu, nicht ohne Verlegenheit, aber auch nicht ohne Freude trat Story näher, denn seine guten Seemannsaugen hatten schon von weitem erkannt, daß er nicht Marien hier erblicke. Es begannen nun nach passender Entschuldigung und Einleitung dieselben Fragen wegen des Liedes Ursprung, worauf ihn das portugiesische Mädchen lange, scharf und mit immer steigendem Interesse ansah. „Heißen Sie Story?“ begann sie endlich; „denn das ist der einzige Mann, dem des Liedes Ursprung wichtig seyn kann; heißen Sie Story, und waren Sie vor zwei Jahren mit dem Triton in New-York?“ — „Ja, so ists, aber nun um Gotteswillen, enden Sie meine Unruhe! dieses Lied, fern im Süden von Amerika, Ihre Frage, Ihre Bewegung —“ — „Soll Ihnen gleich klar werden. Wir lebten nicht immer in Brasilien. Mein Vater besaß bedeutende Pflanzungen auf Jamaika. Fast vor zwei Jahren verließen wir diesen tödtlichen Ort und schifften uns auf einer französischen Brigg hierher ein, mein Vater, ich und die jüngere Familie. Nach zwei Tagen einer sehr glücklichen Fahrt erhob sich einer der bei den Antillen so fürchterlichen Orkane, der uns in einem Augenblick weit von unserm Curs ab und nach Norden trieb. Unser gutes großes Schiff widerstand der Wuth der Wogen und des Windes. Nicht alle Fahrzeuge waren damals so glücklich, denn als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, gewahrten wir in Westen ein Schiff, das

Nothsignale gab. Wir eilten dahin und fanden eine geringe Bombarde.“ Story wollte vor Ungeduld vergehen über die lange Erzählung, wagte aber doch nicht, das Mädchen zu unterbrechen. „Ein kleines Schiff, das am Versinken war, das Wasser schoß schon in die Kajüte. Im Ganzen waren es zwölf Personen: der Kapitän—“ — „Ich bitte Sie, Donna, wo war Maria?“ — „Der Kapitän mit acht Matrosen und eine Familie, Vater, Mutter —“ „Und Maria?“ — „Maria? welche Maria? meinen Sie die?“ und damit zeigte sie auf das reizende blonde Mädchen, das eben mit einem Korb Orangen zwischen den dichten großen Pisangblättern hervortrat und erbleichte, als es die englische Marineuniform sah. Es war Maria.

Nach einigen Stunden finden wir alle in dem Salon des Herrn von Herniez versammelt, den es nicht wenig schmeichelt, den Engländer — in Rio-Janeiro jezt eine so bedeutende Person — der untergeordneten Freundin seiner Tochter seine Hand geben und sich selbst von ihm als Vater betrachtet zu sehen, da Rowleigh und die Mutter an den Folgen der unglücklichen Seefahrt bald nach ihrer Ankunft in Rio-Janeiro gestorben waren.

In drei Monaten, drei seligen Tagen zu vergleichen, war die Heirathserlaubniß Storys aus England angelangt, und mit ihr seine Abberufung von der Station zu Rio-Janeiro. Der Glückliche führte seine junge Frau jezt sicher und ohne Unfall in die Heimath, nahm seinen Abschied und zog nach Schottland, wo er auf kleinem Landsitze ein stilles, bescheidenes Leben begann, in das Maria reiche Blumen zu flechten verstand. An dem Tag, wo sie ihm den ersten Knaben gebar, kam ein Brief von der Admiralität in London mit einem Einschluß. An den Küsten von Norwegen hatten die Wogen jene Flasche mit den Zeilen an Story auf den Strand geworfen, die Maria bebend und in Todesnoth bei Cuba geschrieben. Sie sah sie jezt wieder in dem seligsten Augenblick ihres Lebens.

In der Folge ward Story durch die Erbschaft eines reichen Verwandten in Liverpool in den Besitz eines Vermögens gesezt, das man auf dem Kontinent groß nennen konnte. Wiewohl nun Maria abrieth, so wußte ihr Story doch eine Reise nach Deutschland, Italien und der Schweiz, besonders wegen der Erziehung der Kinder, so ans Herz zu legen, daß sie endlich einwilligte und mit fünf Knaben das stille Asyl nicht ohne tiefen, ahnenden Schmerz verließ. Wir kennen den schönen Zug der Engländer, daß sie am liebsten von ihren ganzen Familien umgeben auf dem Kontinent reisen, und allem Egoismus fremd, nicht genießen können ohne die Ihrigen. Auch verlor sich Mariens Wehmuth bald, als sie lange in ähnlicher Art, wie einst in Schottland, bei dem freundlichen Dresden und an verschiedenen Orten der Schweiz lebten. Ueberall blieb ihr der treue, liebreiche Story, überall also war ihre Heimath. Endlich bezogen sie mit ihrer Familie, die sich jährlich vermehrte, ein schönes Landgut zwischen Lausanne und Ouchy. Hier beschäftigte Story besonders die Erziehung seiner neun Kinder, fünf Knaben, vier Mädchen, alle von äußerer Anmuth und schönen Anlagen des Geistes und Gemüths. Wer achtete Story und seine Gattin nicht von all denen, die sie kannten? Wer liebte die schönen Kinder nicht in Lausanne und im ganzen Umkreis des Landguts?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Großes Lever J. J. großbritannischen Majestäten.

Die königlichen Majestäten nahmen zuerst die Aufwartung der fremden Gesandten und des Entrées an. Da es großer Galatag war (a collar day, an welchem jeder Ritter, der bei Hof erscheint, seine Ordenskette tragen muß), so trugen die Herren, die einem Orden angehörten, ihre prachtvollen Halsbänder und Dekorationen, was den Glanz der Versammlung noch vermehrte. Die Aufwartung des übrigen hoffähigen Adels (the company) dauerte gegen zwei Stunden. Das Verzeichniß der vorgestellten Damen beläuft sich auf 370, unter welchen man auch die Baronesse Anselm Rothschild, vorgestellt durch die Marquisin von Wellesley, bemerkt. Die Zahl des vorgestellten männlichen Adels betrug 197. Die königlichen Majestäten mußten also in einer Minute mehr als vier Personen empfangen. Bei dieser Aufwartung waren zugegen: die Gesandten von Rußland Oestreich, Frankreich, den Niederlanden, Brasilien, die Minister von Spanien, Rußland, Dänemark, Schweden, Amerika, Baiern, Neapel, Sardinien, Oestreich, Würtemberg, den Hansestädten und Mexiko u. s. w., der Lordkanzler und die meisten Kabinetsminister, der Lordkammerherr, der Oberststallmeister, der Oberkammerherr (groom of the Stole), der Staatssekretär von Irland, der Feldzeugmeister (Master-General of Ordnance), der Earl Marschall, der Kapitän der Yeomen-Garde, der Reichsarchivar, der Lordoberrichter des Civilgerichtshofes (Lord Chief Justice of the Common Pleas), der Lord Oberst-Baron des Schaykammergerichts, die obenerwähnten Erzbischöfe und Bischöfe, der Vicekanzler, der Generalfiskal und der Kronanwalt (the Attorney and Solicitor Generals), der Anwalt des Königs, der Obrist der k. Leibgarde im Dienst (Gold Stick in Waiting), der Kapitän der Leibgarde im Dienst (Silver Stick in Waiting), der Kriegssekretär, der Generalzahlmeister der Truppen, der Sprecher des Unterhauses, der Richter des Admiralitätsgerichtshofes, der Präsident des k. Kollegiums der Aerzte, des Königs Oberstallmeister, der Ceremonienmeister, der Lordmayor und seine Gemahlin, die Sheriffs von London und Middlesex, die Untersheriffs, der Exsheriff, der Exuntersheriff und der Kaplan des Lordmayors.

Gern führte ich die schöne Leserin noch einmal durch den Zodiakus der englischen Aristokratie, und ließe sie Stück für Stück die Sternbilder der Spitzen, Diamantbouquets, Schleppen, des Sammts und des Atlasses genau besehen und schätzen, gern ließe ich den geneigten Leser in manch brillantes Auge sehen, das ihn heller anblitzen sollte, als alle Diamanten auf den Köpfen der hohen Damen, so daß er vielleicht demüthiger als die Schulknaben aus dem Christus-Hospital auf die Knie sänke — doch ich schweige. Vielleicht ist mancher Leser und

sogar manche Leserin uns bisher nur gefolgt, um mitten unter dem Prunk der Aristokratie sich recht satt ärgern zu können über die Ueppigkeit, Verschwendung und den vornehmen Leichtsinn dieses stolzen Adels, der mit einer Mückensorglosigkeit im Sonnenstrahl der königlichen Gunst gaukelt, indeß fern herauf schon der Sturm heult, der den ganzen aristokratischen Sternhimmel wie Schneeflocken vor sich her stäuben wird. Leider ist in unserer Zeit ächt devoter Sinn und die staunende Augensperre plebeischer Verwunderung über die Herrlichkeit der großen Welt äußerst selten geworden. Sogar Leserinnen, sonst geborne Anbeterinnen der Sterne — auf Galaröcken, haben jezt den republikanischen Quäkerhut auf und predigen mit wahrem Mosiszorn gegen die Anbetung des goldenen Kalbes der Aristokratie; und sogar Aristokratinnen thun es, das ist schlimm. Ich wollte darauf wetten, manche ginge wohl mit ihrem antiken Tropfkopf an einem ganz diamantenen Herzog und massiv goldenen Lord vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und gäbe einem bei Grochow zum Krüppel geschossenen Polen die weiße weiche Hand. „Eure Perlen,“ sagte neulich die Gräfin St. mit ihren stolz aufgeworfenen Lippen, die ihr so gut stehen, „eure Diamanten sind die Schweißtropfen und Thränen der unterdrückten Millionen, die auf eurer kalten Brust zu Eis geronnen sind. Schmelzt euer Gold ein und bezahlt damit, wenn ihr es vermögt, das tausendjährige Elend, das Armuth und Unwissenheit über die Menschheit gebracht haben. Reißt eure Sterne von der Brust, auf die der Haß der Völker wie nach einer Scheibe zielt. Werft das Silber von euch, auf dem ihr euch frank schmauset, um die zerlumpten Sklaven, die ihr das freie Volk der Britten nennt, vom Hungertod zu retten! Hier lesen Sie!“ sagte sie ungestüm, ein zerknittertes, mit ungeschickter Hand beschriebenes Blatt mir hinreichend. Es war an ihren Bruder, den Marquis … gerichtet und mit dem bekannten furchtbaren Namen „Swing“ unterzeichnet. Ich las darin die Beschreibung eines Festes, das der Marquis einige Tage zuvor gegeben hatte, mit Anspielungen auf die Pensionen untermischt, deren die Familie des Marquis genießt; schließlich waren die entsezlichsten Drohungen beigefügt. Aehnliche Schreiben sollen viele andere Vornehme erhalten haben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Paganini. Glückswechsel in Frankreich.

Paganini's ganz besonderes Aeußere hat die Pariser belustigt, und da man einem so sonderbaren Manne auch ganz besondere Abentheuer zuschrieb, so war man fast eben so neugierig, ihn zu sehen, als zu hören. Diese Neugierde ist nun so ziemlich gesättigt. Die ihn am höchsten gewürdigt haben, sind gerade diejenigen, welche ihn als Nebenbuhler beneiden könnten, nämlich die geschickten Violinspieler, deren Paris nicht wenige zählt. Nur diese haben in seinem ganzen Umfange das Erstaunliche erkannt, das in einem Spiele wie Paganini's liegt. Man hörte sie bei den ersten Proben, welche der italienische Künstler ablegte, ausrufen, sie seyen geneigt, ihre Geigen zu zerschlagen, so unerreichbar schien ihnen ein solcher Vortrag und ein solches Spielen mit den größten Schwierigkeiten der Kunst. Die mittelmäßigen suchten es ihm nachzumachen und scheiterten, die andern staunten ihn an und blieben bei ihrer Manier. Auch hatte man bald einen Trost darin gefunden, daß man behauptete, solche griffes de Lucifer (man meinte Paganini's Finger) könnten freilich bewunderungswürdige Dinge auf der Geige hervorbringen; allein der französischen Schule bleibe doch ein eigenes Verdienst, welches Paganini fremd sey, nämlich Grazie und Ausdruck. Diese hat man an seinem Spiele nicht in dem Maße finden wollen, in dem sie die geschicktesten Pariser Violinspieler besizen. Die meisten haben es jedoch nicht für rathsam gehalten, während Paganini's Anwesenheit in Paris aufzutreten. Da man gegen Paganini etwas anführen mußte, um ihn in ein ungünstiges Licht zu stellen, so hat man entdeckt, er sey geizig, und einige Journale werfen ihm vor, er habe sich geweigert, in einem zum Besten der Armen veranstalteten Konzerte der Nationalgarde zu spielen. Diese Weigerung war allerdings richtig, wie denn überhaupt Paganini sich mehrmals geweigert haben soll, in einem nicht von ihm selbst veranstalteten und angeordneten Konzerte aufzutreten. Er soll sogar abgeneigt gewesen seyn, in einem Privatkonzerte vor dem Könige zu spielen, ehe er sich vor dem Publikum hatte hören lassen. Was lezteres betrifft, so begreife ich seine Verfahrungsweise nicht, falls dem wirklich so ist, wie man erzählt hat. Daß er aber nicht in einem von Andern angeordneten Konzerte spielen will, hängt von ihm ab, obschon andere große Künstler sich in ähnlichem Falle nicht geweigert haben. Ueberhaupt sollte man einen großen Virtuosen nie zwingen, ein Werk der Wohlthätigkeit zu verrichten; denn dies muß ja ganz vom freien Willen desselben abhängen. Paganini hat übrigens die ihn Beschuldigenden dadurch zum Schweigen gebracht, daß er angekündigt hat, er werde ein besonderes Konzert zum Besten der Armen geben. Dadurch ist er dem Beispiele seiner Vorgänger gefolgt, welche fast alle nach einer starken Einnahme auch etwas für die Armen der Stadt haben thun wollen. Uebrigens hatten sich die Armen diesen Winter, der noch dazu sehr gelinde gewesen ist, wie man seit lange keinen Winter gehabt hat, nicht zu beklagen. Außer dem großen Balle im Opernhause, der ihnen über 130,000 Franken verschafft haben soll, haben die verschiedenen Legionen der Nationalgarde fast alle einen Ball oder ein Konzert zu ihrem Besten gegeben. Freilich wenn man annimmt, daß sich 100,000 Dürftige in Paris befinden, so ist der Antheil eines Jeden sehr gering und verschafft ihm höchstens auf einige Tage seine Nahrung. Allein haben sie nicht außerdem manche Hülfsmittel, welche ihnen anderswo fehlen, z. B. die beträchtliche Einnahme, welche der Armenverwaltung von den öffentlichen Lustbarkeiten zufällt? Leider gibt es außer denjenigen, welche in den Armenregistern stehen, jezt so viele, welche durch die Zeitumstände heruntergekommen sind und ihre Hülfs- und Erwerbsmittel verloren haben. Nirgends wohl wechselt das Glück mit mehr Laune, als in Frankreich; seit 30 und 40 Jahren sind viele Familien drei- bis viermal empor- und herabgekommen; mit jedem Umdrehen des Glücksrades ist ein Theil der Nation arm und der andere reich geworden. Ich glaube, im Ganzen hat dies nicht geschadet. Die Leute haben den Vortheil begriffen, welchen der Gewerbsfleiß verschafft, und aufgehört, auf die Hof- und Ministergunst stark zu rechnen. Manche haben auch eingesehen, wie wichtig es ist, bei günstigem Winde den künftigen Sturm vorherzusehen und sich mitten im Ueberflusse etwas zu sparen, um in Zeiten der Noth leben zu können. Leichtsinnige Leute müssen es jezt bereuen, daß sie im Ueberflusse nicht daran gedacht haben, das Blatt könne sich wenden und das Glück sie verlassen. Man warf Anfangs den vorigen Hofleuten Karls X. vor, daß sie mit der jezigen Regierung schmollten und an keiner öffentlichen Lustbarkeit Theil nähmen; allein man bedenke, daß manche, welche sich reichliche Pensionen und Gnadengehalte verabfolgen ließen, oder die besten Aemter im Staate und bei Hofe hatten, jezt keinen Aufwand mehr machen können, so gern sie auch wollten; nicht die Lust, sondern das Vermögen fehlt manchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. April 1831.

— Meine Einbildungen sind so schwarz
Wie Schmiedezeug Vulkans.

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

Sylvesterabend 1830.

Der arme Dichter ist begraben. Die Wege sind von Schnee verschüttet. Ich sitze noch in dem einsamen Zimmer des Geistlichen; ich bin allein; das Fenster sieht nach dem Kirchhofe hinaus. Armer L..., Du schläfst so still da drüben! Ich wache. Wer von uns beiden lebt wirklich? Ich frage Dich das. Wirst Du mir antworten?.. Es war eine dreiste, vermessene Frage. Als ich sie niederschrieb, versagte mir fast die bebende Hand. Weßhalb bebte sie? Sind diese Schauer mehr als Phantasiespiele? Phantasiespiele! Wir nennen so das Zurückspiegeln des verborgenen, ewigen Geistes in dem bewegten Strom unserer Gefühle. Es sind nur einzelne Bilder, die wir sehen, Erscheinungen, Gesichte. Könnten wir unter der krausen Fluth weg die ruhig fortgehenden Schöpfungen umfassen, wir würden einen andern Namen für jene Ahndung des Unsichtbaren finden.

Mir ist recht beklommen in dem kleinen Zellchen. Der Mensch ist aus wunderlichen Stoffen zusammengesetzt. Ruhe findet er nirgends; schweigt die Außenwelt, so regt es sich im Innern um so unbegreiflicher. Was mir hier nicht Alles in die Gedanken kommt! Es ist, als wenn sich heute auf der lezten Stufe des abgelaufenen Jahres Vergangenes und Kommendes gegen-einander drängten und die wirbelnden Gestalten das Bewußtseyn mit sich fortrissen.

*

Den 1ten Januar 1831.

Es hatte zwölf geschlagen, als mein Wirth zu mir hereintrat. „Mitternacht ist vorüber," sagte er; „das neue Jahr beginnt. Ich hörte Sie über mir noch hin- und hergehen. Lassen Sie mich Ihnen meinen Glückwunsch gleich jezt bringen." Er reichte mir die Hand; ich drückte sie ihm herzlich. „Ja wohl," entgegnete ich, „Glück wollen wir einander wünschen, da so Vieles hinter uns liegt, was doch nun überstanden ist." — „Glück auch," fiel er ein, „zu dem, was uns zu neuem Kampfe auffordert; denn der Mensch ist einmal zum Kriege geboren, er lebt nur durch Widerspruch. Streitet er nicht mit dem Geschick, so streitet er mit sich selbst, geschieht es auch oft um nichts und wieder nichts. Ohne Gährung keine Bewegung, ohne Bewegung kein Wachsthum. Also Glück zu dem Gewesenen, Glück zu dem Bevorstehenden." — „Sie mögen wohl," lächelte ich, „so ruhig hiervon sprechen. Ihnen ist ein stilles Loos gefallen; Ihre Bahn liegt einfach und geebnet vor Ihnen; aber der entwurzelte, heimathlose Pilger, dem von hundert durchschnittenen Wegen jeder der rechte und der unrechte dünkt, dem kann es schwindeln, steht er am Beginn eines neuen Zeitabschnittes." Der Geistliche schüttelte den Kopf. Er sah

eine Weile schweigend vor sich hin. „Es gibt keine einfache Bahn mehr,“ versezte er, das Auge gedankenvoll und ernst zu mir aufhebend, „auch keine gesetzlich gezogene, die nicht die Pflugschaar neuer Kultur durchrisse. Niemand, glauben Sie mir, kann so gerade fortgehen wie ehemals. Denkt er's auch, und schreitet fest und munter zu, ehe er es sich versieht, liegt ein Erdwall vor ihm, er stuzt, will drüber wegspringen, da keimt schon etwas Neues unter seinen Füßen. Zertreten mag er es doch auch nicht; er sieht es genauer an; unwillkührlich dreht er wieder um und denkt darüber nach, wie das Aufgefundene sich mit dem längst Besessenen vertragen werde.“ Ich sah ihn überrascht an. „Sind Sie ein Zweifler?“ fragte ich. „Gott bewahre mich!“ rief er lebhaft. „Oder doch ein Grübler?“ sezte ich leiser hinzu. Er legte die Hand auf meinen Arm: „Nicht so, nicht so! Keine Unbilligkeit! Man hat jezt Worte für Alles, aber was Sie bezeichnen sollen, das drücken Sie darum nur tiefer in den Grund des Innern zurück. Das ist just die Aufgabe, an der wir kranken. Der menschliche Geist will sich in jedem bewußt werden; aber es hilft ihm nichts, die Farben der Partheien gegenüber zu stellen, sie schillern in einander, und man hat darum noch nicht gesiegt, wenn der Feind von Außen bezwungen ist. Den Kampf hat jeder in sich auszufechten, und dazu braucht es Zeit; auch in meinem Beruf, dem scheinbar unabhängigsten von der Zeit. Der Geist ist ewig Einer, die Organe bilden sich aus.“ — „Das heißt,“ fiel ich ein, durch jene Worte etwas peinlich getroffen, „die Organe erlangen die Fähigkeit, sich zu dehnen und durch erhöhte Thätigkeit den Geist in seiner ursprünglichen Einheit einzig wiederzufinden.“ Er schwieg gedankenvoll. „Höheres,“ lächelte ich, „muthen Sie doch wohl den Werkzeugen nicht zu, als des Meisters Willen zu wollen.“ Er war ein wenig ungeduldig aufgesprungen und einigemal auf- und abgegangen. Jezt blieb er vor mir stehen. „Zurückschließen,“ sagte er, „mögen wir wohl und das Abstraktum aufstellen. Damit ist aber noch blutwenig gethan. Was es bedeute? das fragt das Leben, und das Leben antwortet auch nur darauf.“ Ich mochte ihn wohl nicht eben befriedigt ansehen. „Verstehen Sie mich recht,“ sezte er hinzu, „das innere, das geistliche Leben meine ich. Aber kommen Sie,“ fuhr er klarer und freier fort; „unten in meinem Stübchen erwartet uns ein warmes Glas Punsch. Wir wollen den Abgeschiedenen eine Libation bringen und das neue Daseyn vertrauend begrüßen.“ — „Sie sind dem Neuen mit sehr lebendiger Erwartung zugewendet,“ entgegnete ich, „indeß ich nach dem Alten zurücksehe.“ — „Eins nicht ohne das andere,“ meinte er. Er blickte mir treuherzig in die Augen, faßte mich dann bei der Hand und drückte sie mit einer Miene, die sagen wollte: Du verstehst mich nur halb, aber mißtraue mir nicht.

Ich folgte ihm; wir saßen einander gegenüber, die kleine Schaale mit dem Getränk zwischen uns. Es war mir doch so eigen, in dem Hause des Geistlichen den Neujahrsmorgen, das Glas in der Hand, zu erwarten. Ich sagte es meinem Wirth; er erwiederte: „Man ißt und trinkt in jedem den Tod oder das Leben. Da sehe jedweder selbst zu.“ Er wurde hierauf still; ich merkte wohl, er hätte gern Vielem, was in ihm aufstieg, Worte gegeben, allein es genügte ihm sichtlich keines, denn er machte zuweilen eine rasche Bewegung zu mir hin, doch blieben die Lippen geschlossen und er sank wieder in den Sessel zurück. Ich stand endlich auf, er auch; wir traten an's Fenster, unsere Blicke fielen unwillkührlich auf die Blumenkrone, die an einen eingesteckten Pfahl befestigt, jezt unter Schneeflocken über dem frischen Grabe unseres Freundes schwebte. Die Bewegung des Leblosen hatte etwas Geisterartiges. „Treue auch den Treuvergessenen!“ seufzte der Geistliche. Es ging mir durch die Seele; dieß waren die Anfangsworte eines von L—s wehmüthigen Liedern. Mir schienen diese, wie die Blätter des Kranzes, vom Eise und Schnee einer kalten Winternacht verschüttet, bittend zu uns aufzusehen. Ich nahm mir vor, sie der Vergessenheit zu entreißen; ich sagte es dem Geistlichen, er schüttelte den Kopf; gleichwohl suchte er die Brieftasche des Verstorbenen hervor. Wir öffneten sie und lasen bis zum hellen Morgen. Zulezt hatte den Sänger öfters eine kranke Phantasie überwältigt; es klang aus den schwermüthigen Klagen wie ein greller, prophetischer Schrei, mit dem er aller Lebensverhältnisse spottete. Ich legte die Blätter aus der Hand, wir sagten beide nichts; so schieden wir. — Ich warf mich auf's Bett, schlief ein und träumte. Ich werde niemals den Traum vergessen. Doch aufzeichnen kann und will ich ihn nicht. Ich wachte schon eine ganze Weile, ohne daß ich das Herz hatte, die Augen aufzuschlagen. Mir war, als sitze Jemand auf dem Stuhl neben meinem Bett. Ich hörte den Geistlichen sagen: „Laß ihn schlafen! und gehe Du nun auch zur Ruhe. Es wird gleich zur Kirche läuten; Dich darf Niemand hier sehen. Deine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Mir bebten alle Glieder. Ich war aber in dem Wahne, mich nicht rühren zu können. Es kam mir vor, als schwimme ich in meinem Blute; was ich im Traume gesehen hatte, machte das natürlich. Endlich kam das Mädchen aus dem Hause herein, nach dem Ofen zu sehen. Sie hielt ein Licht in der Hand, der Schein fiel mir gerade auf's Gesicht, ich blinzelte unwillkührich mit den Augen. Als ich sie dabei ein wenig aufmachte, sah ich, daß sonst Niemand im Zimmer und hier nichts verändert war. Ich richtete mich in die Höhe, noch immer wirrte sich Schlaf und Wachen bunt in meinen Vorstellungen durcheinander, durch die Laden dämmerte der Tag. Ich fragte nach dem Prediger. Er war schon seit einer Stunde über Feld nach einem Pfarr-

dorfe zur Frühpredigt. Man träumt oft Stundenlang den Traum der Nacht fort; ich war so ganz in dem meinigen, daß ich dem Mädchen antwortete: „Wenn er es nur hernach wieder los werden kann!“ Sie sah erschrocken nach mir um. „Wer denn?“ fragte sie. „Ich weiß, ich weiß!“ faselte ich zerstreut; mir schwebte das Thier aus der Offenbarung vor Augen und auf der Zunge; aber ich sagte nichts weiter; sie ging. Ich sprang aus dem Bett und trat zum Fenster. Wie ich den Laden aufmachte, färbte die aufgehende Sonne den trüben Schneehimmel blutroth. Ich schlug die Hände zusammen; „Gott erbarme sich unser!“ rief ich, „das Neujahrslicht weissagt Entsetzliches!“

Der Erschlagene.

(Fortsetzung.)

Im Mai 1827 kam aus England ein unerwarteter Gast, der bald auch ein sehr willkommener und lieber Freund im Hause wurde. Ferrier, der Sohn, jetzt in Manchester etablirt, war einer der Glücklichen, die das Unglück gebessert und geheilt hatte. Der Verlust seines Vermögens, theils durch eigene und des Vaters Schuld, theils durch den Fall anderer Häuser herbeigeführt, entwickelte in ihm die Kraft des Charakters und des Willens, die oft nur vom Glück und von der Bequemlichkeit eingewiegt, schlummert und des unsanften Aufrüttelns bedarf, um wach und stark zu werden. Jetzt kam er durch die Schweiz, um nach Genua zu gehen, wohin ihn eine Spekulation rief. Da erfuhr er in Lausanne Storys Anwesenheit, er eilte zu ihm, und wie Story und Maria ihn so günstig verändert sahen, vergaßen sie nicht, daß sie Henris Vater ihr Glück verdankten.

Schon vor acht Tagen hatte Story nach Genf gewollt, um Geld bei dem Bankier H. zu erheben; aber immer hatte ihn das unfreundliche Wetter abgehalten. Jetzt wurde es schön, und nun beschlossen die Männer unwiderruflich, Sonnabends den 26sten Mai mit dem Dampfboot Leman nach Genf zu fahren, das um 8 Uhr früh von Ouchy abgeht, um Mittag in Genf ankommt, dort eine Stunde verweilt und Abends 6 Uhr nach seinem Hafen zurückkehrt. Die Kinder wollten erst alle mit, das gab aber die Mutter nicht zu. Darauf fiel die Wahl auf Mark, weil sein Geburtstag am 26. war, der aber wollte keinen Vorzug vor seinen übrigen Geschwistern; jedoch der Hauptgrund war wohl, daß die Kinder aus den benachbarten Familien heimlich für den Abend zu seinem Fest gebeten waren, was ihm der Kutscher verrathen hatte. Nun hätte Mark gar zu gern gesehen, daß auch der Vater dageblieben wäre. Da ihm aber dieser mit Hand und Mund versprach, Abends Punkt sechs Uhr wieder nach Hause zu kommen, so ergab sich der Knabe leicht darein.

Vor 8 Uhr am 26. Mai kamen Story und Ferrier mit Mad. Story und sämmtlichen Kindern herunter an den Hafen von Ouchy, und nach vielen freundlichen Worten und Küssen stiegen die Männer in die Barke und dann auf den Leman. Bald sausten die Räder und das schöne Schiff fuhr schaumumflossen aus dem Hafen. Die Knaben waren indessen nach der Spitze des Molo gelaufen, um da den Leman noch recht weit zu sehen und dem Vater vielfach zuzuwinken, der auch ihre Grüße mit dem Taschentuche erwiederte, bis das Schiff zu fern war und man nichts mehr unterscheiden konnte.

Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt. Story und Ferrier waren sehr heiter und sprachen viel von den vergangenen Zeiten, als bei Nyon englische Damen von Story's Bekanntschaft und Freundinnen Mariens an Bord kamen, die auch nach Genf wollten. Die Damen erzählten, sie gehen blos nach Genf, um heute Abend einer ganz englischen Gesellschaft beizuwohnen, die der Bankier H. in seinem schönen Garten gab; man war einverstanden, daß der Gedanke recht glücklich sey, die vielen Engländer in und um Genf und in der Nähe auf diese Weise zu vereinigen. Story fing schon an zu bereuen, daß er Mark versprochen, am Abend nach Ouchy zurückzukehren; denn auch ihn hätte es sehr gefreut, einmal ganz unter Landsleuten zu seyn; so dachte auch Ferrier. Um halb ein Uhr fuhr man durch die Hafenketten von Genf. Das Geldgeschäft beim Bankier H. war bald abgemacht. Story empfing seine vierhundert Napoleon und wollte schon gehen, da sagte ihm der freundliche Chef: „Ich habe eine Bitte an Sie: bleiben Sie heute hier und schenken Sie mir diesen Abend Ihren Besuch in meinem Garten. Sie finden da lauter Landsleute; übrigens ist auch die Lage des Gartens nicht übel.“ *) Darauf sann Story lange nach, schien unschlüssig, doch erwiederte er endlich: „Herr! Sie sind Vater, wie ich; eines meiner Jungen Geburtstag ist heute, und da habe ich ihm versprochen, diesen Abend zurückzukommen; würden sie ihm nicht Wort halten?“ Da schüttelte ihm Herr H. die Hand und antwortete: „Nein, nun sage ich keine Sylbe weiter. Reisen Sie mit Gott und kommen Sie wohl nach Haus.“ Und damit ging Story.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es ist einer der schönsten von Genf, bei Sacheron, am Ufer des Sees gelegen, dem Montblanc und den Gletschern gerade gegenüber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Elend im Lande. Der Jauner Dando.

Man kann sich freilich eines bittern Schmerzgefühls nicht enthalten, wenn man neben die große Welt, die doch bei weitem die kleinere ist, die übrige stellt, und z. B. nur neben eines der glänzenden Feste in Devonshire-House folgenden Artikel aus dem Globe: „Der größte Theil der Grafschaft Mayo (in dem unglückseligen Irland) bietet in diesem Augenblick (28. Februar) eine Scene des Elendes und des Leidens dar, die selbst in den Annalen dieses an Elend gewohnten Landes nicht ihres Gleichen findet. Ein Drittheil der Bevölkerung mehrerer großen Distrikte der Grafschaft befindet sich in vollkommener Hungersnoth. Eine große Anzahl Bauern hatte sich vor einigen Tagen zu Foxford zusammengerottet, um ihr wegen Steuerrückständen ausgepfändetes Vieh mit Gewalt zu befreien. Abtheilungen von Polizeibeamten und Militär kamen noch zeitig genug an Ort und Stelle, und da einige Individuen des Haufens auf gut Glück ein Paar Schüsse thaten, ließen die Beamten das Militär Feuer geben, worauf sich zwar die Versammlung zerstreute, jedoch zwei Mann todt auf dem Platze blieben.“ Fast möchte man der Gräfin Recht geben oder dem Spitzbuben Dando, der neulich vor Gericht lachend ausrief: should a man starve in a free country? Die Geschichte dieses durchtriebenen Gauners ist kurz folgende. Schon lange Zeit beköstigte er sich in den Buden der Austerhändler, in Branntweinschenken und Bierhäusern, ohne beim Abschied nur schön Dank zu sagen. Vorgestern begab er sich abermals in ein Wirthshaus, trank zwei Gläser Branntwein und forderte das dritte, da wollte der Wirth erst blankes Geld sehen. Dando gestand ganz offenherzig, daß er kein Geld habe, und nannte sich ihm, worauf der Wirth, um mit dem Gauner nicht auch noch vor Gericht die gute Zeit versäumen zu müssen, die Rechnung damit kurz abschloß, daß er ihn zur Thüre hinauswarf. Der so wohlfeil davongekommene Gast wünschte sich nichts Besseres in der Welt; er stäubte seinen Rock ab und sagte: so müsse er nun freilich ein Haus weiter gehen und sich nach einem Abendbrod umsehen. Stehenden Fußes begab er sich in das Gasthaus des Hrn. Anderson, pflanzte sich ganz breit im dunkelsten Winkel des Zimmers hinter einen Tisch und rief mit einer Stimme, die nach einem Einkommen von tausend Pfund klang, nach einer Portion Boeuf à la mode, einem Salat und einer Pinte Ale. Man konnte den ungestümen Gast kaum schnell genug bedienen. Noch eine Portion! rief's abermals hinter dem Tisch, und ein Glas Branntwein zur Verdauung! und in wenig Augenblicken abermals: Noch eine Portion! Der Wirth, dem dieser Appetit seines seltsamen Gastes doch ein wenig außergewöhnlich vorkam, wagte es hier, mit einigen versteckten Winken auf die schon gelieferte ansehnliche Provision, um einstweilige Bezahlung zu ersuchen. Dando fuhr nun freilich auf, ob das eine Behandlung für einen honetten Mann sey, dieses Wirthshaus werde er zu rekommandiren wissen u. dgl. Allein da er endlich sah, daß weder an eine Fortsetzung der Abendmahlzeit, noch an ein Durchkommen zu denken war, so sagte er endlich, wie es mit ihm beschaffen sey, und meinte, es brauche nicht so viel Lärmens, man möchte ihn nur gefälligst auf das nächste Wachthaus begleiten. Von dem Polizeibeamten befragt, ob er etwas für sich anzuführen habe, erwiederte der Schurke: es sey ihm Alles recht; auf diese Nacht habe er für seinen Bauch gesorgt; „denn sollte in einem freien Lande ein ehrlicher Mann Hungers sterben?“ Der Polizeibeamte fragte ihn hierauf, wie er sich sonst fortbringe? Dando: „Wie? Sir Richard, ich lebe, wie mancher vornehmere Mann, als ich, auch thut, so gut ich eben kann. Ein Mensch muß essen und trinken, wie Sie wohl wissen, Sir Richard.“ — „Ganz wohl, aber nicht auf anderer Leute Kosten.“ — „Mein Gott, ich nehme nicht Alles so genau.“ Der Beamte, der hier bemerkte, daß der ehrliche Mann eine Gefängnißkleidung trug, fragte ihn, wie er zu diesen Kleidern gekommen sey. „Meiner Seele,“ erwiederte der joviale Spitzbube mit Lachen, „das kann ich Ihnen kaum sagen. Diese Jacke, wenn ich mich recht besinne, stammt aus Brixton (Gefängnißort), diese Weste, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, empfing ich in einem ähnlichen Institut zu Guilford, und diese Pluderhosen habe ich, wie ich recht gut weiß, im Schweiße meines Angesichts verdient in eurem sogenannten Korrektionshause zu Middlesex. Für meine übrige Garderobe, Hemd, Strümpfe und Schuhe, bin ich noch der Herrn Beamten von der City Schuldner.“ Man kann sich denken, daß die Zuhörer dieser Verhandlung bei jedem Satze des angenehmen Spitzbuben in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Sein heiterer Humor ließ ihn indeß vor den Augen des Sir Richard keine Gnade finden. Er verurtheilte ihn als Vagabunden zu dreimonatlicher Haft im Korrektionshause.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Hof Ludwig Philipps.

Nun spotten die vorigen Hofleute Karls X. über den Hof Ludwig Philipps, der nicht so glänzend seyn soll, als der Karls X., weil man an demselben keine so historisch berühmten Namen antreffe; bei den Bällen, welche der jetzige Hof diesen Winter gab, traf man freilich manche Namen an, die nichts Historisches hatten, Bürger, welche kein anderes Verdienst besaßen, als daß sie sich redlich aufführten, ihrem Gewerbe treulich oblagen und ihr Vermögen selbst erworben hatten. Man hat ein Karrikaturblatt, worauf die Frau eines Spezereihändlers dargestellt ist, wie sie in vollem Putze vor dem Spiegel steht und ihren Ladendiener, welcher Zuckerhüte abwiegt, fragt: „Sehe ich nicht aus wie eine Herzogin?“ Die Leute vom alten Adel, welche sich an dem jetzigen Hof rächen wollen, behaupten, man treffe bei den Bällen daselbst nur Frauen der Spezereihändler und Fleischer an. Es kann allerdings seyn, daß sich Frauen von Professionisten dort einfinden; denn wenn die Männer ihre Pflicht bei der Nationalgarde treulich verrichten und daselbst Offiziersgrade bekommen, so ist es nicht anders als billig, daß ihre Frauen auch mit bei Hofe erscheinen. Ein vom Volke gewählter König, welcher seinen Thron besonders den Bürgern verdankt, muß sich auch dankbar gegen die Bürger bezeigen und ihnen einen vorzüglichen Platz bei seinen Hoffesten anweisen. Da nach der französischen Verfassung kein Stand vor dem andern Vorrechte hat, so ist es auch ganz natürlich, daß der König Leute aus verschiedenen Ständen aufnimmt; und was das Vermögen betrifft, so können sich in Frankreich die eigentlichen Mittelklassen kühn mit den höhern messen, denn ihr Gewerbfleiß hat sie bereichert. Auch ist kein so großer Unterschied in der Bildung, welche die verschiedenen Stände in Paris erhalten. Es kommt in Frankreich wenig darauf an, ob die Frau eine Gräfin, eine Baronesse, oder die Gemahlin eines Kaufmanns, eines Advokaten, eines Fabrikanten ist. Hat sie Vermögen und Bildung, so nimmt sie ihre Stelle so gut ein, als ob ihre Ahnen den Kreuzzügen beigewohnt und die schönsten Wappen geführt hätten.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. April 1831.

Der Herold klang; sie flogen mit Adlereil;
Die weite Laufbahn stäubte, wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

Klopstock.

Kunst und Amt.

Tenzone.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

Joseph.

Wer sich um Ruhm im Kampfe mißt,
Dem thut die Waffe nicht so noth, der Harnisch auf der Brust,
Als solch ein Gegner, der zu fürchten ist:
Das mehrt des Sieges Lust.

Freund Wilhelm, darum wählt' ich dich:
Du kannst mich wohl bescheiden, was dem Dichter Ehre bringt,
Da dir in Händen stark und wonniglich
Die goldne Saite klingt.

So steh mir Rede: Soll ein Dichter sich im Amte mühn
Und ein Gewerbe wählen, das ihn kleidet und ernährt,
Oder räthst du, daß er kühn
Sich seiner Kunst vertraue, ob er Hunger gleich befährt?

Erwäg' es wohl, daß du das Rechte wählst,
Denn Wahl ist Pein:
Wenn du's verfehlst,
Ist mein der Sieg, und Spott und Hohn sind dein.

Wilhelm.

Wo solchem Streiten ist der Kreis
Gemessen, bist du wohl geübt; oft ist es dir geglückt,
Oft hat der Richter schon den Siegespreis
Dir auf die Stirn gedrückt.

Ich bin des Kampfes ungewohnt:
Das Schwert zum Trutz, der Schild zum Schutz, das ist mir beides fremd;
Der Harnisch frommt, wo mein der Feind nicht schont,
So viel mir als ein Hemd.

Freund Joseph, Eines klag' ich noch: du machst mir schwer die Wahl
Und reichest mir im Becher her ein falsches Würfelpaar:
Auf beiden steht die gleiche Zahl
Der Augen, wie ich schütteln mag und werfen her und dar.

So theil' ich blindlings zwischen mir und dir:
Nimm du das Amt;
Ich nehme mir
Allein den Funken, der vom Himmel stammt.

Joseph.

Mein Freund, dieß ist kein Pfänderspiel,
Die Wahrheit wird vom blinden Mann so leicht überrascht;
Doch wähnt sich jauchzend wohl ein Kind am Ziel,
Wenn es den Ofen hascht.

Dein Aug' ist klar und hell dein Kopf:
In's Schwarze trafst du sicherlich, wenn du es wohl erwogst;
Drum ist's gerecht, daß du Fortunens Zopf
Die Niete nur entzogst.

Dem Funken, der vom Himmel stammt, entfachst du helle Gluth
Nur, daß er dir den Braten schmort, der sich am Spieße dreht?
Entweihst du so das edle Gut,
So mag die Welt wohl klagen, daß die Kunst nach Brode geht.

Doch weiß ich ja, das Loos bestimmte dich;
Denn wär's dein Ernst —
Geschwinde, sprich,
Daß du unziemlichen Verdacht entfernst.

W i l h e l m.

Oft hab' ich, Glück, auf dich geschmählt,
Weil du mir deine Freundesgunst zuwandtest nur im Traum:
Du hattest mich zum Hintermann erwählt,
Dein Antlitz kannt' ich kaum.

So lieber nun preis' ich dich jezt:
Wie hast du mir zum rechten Loos die Hand gelenkt so hold!
Die Hoffnung hatt' auf Silber ich gesezt:
Nun ist's gediegnes Gold.

Ja dichten will ich, dichten nur, und dichten sonder Amt!
Was schadet's, wenn mir meine Kunst verhilft zu eignem Herd?
Wird auch der Blitz, der niederflammt,
Daß Alles brennt auf seinem Weg, durch diese Gluth entehrt?

Und wenn dem König auf dem hohen Thron
Der Bauer zinst,
Ist das ein Lohn,
Der ihm nicht ziemt? ein schimpflicher Gewinnst?

J o s e p h.

Es fand ein Hahn ein Körnchen Blei:
Da bläht' er sich und schlug den Grund, that einen mächtgen Satz:
„Schaut was ich fand! ihr Hennen, lauft herbei!
Es ist ein reicher Schatz."

So rühmst auch du aus Herzenskraft
Gediegnes Gold, was dir das Glück betrüglich zugespielt;
Doch wett' ich, trotz des Hahnen Kennerschaft,
Daß es kein Rabe stiehlt.

Genieße froh die goldne Frucht vom Baum der Poesie,
Die sanft berührt vom Zweig sich löst und süße Labung bringt;
Doch wisse, schütteln darfst du nie:
Denn unreif wär' sie dir ein Gift, das tödtlich dich durchdringt.

Doch selten reift ein Apfel diesem Baum:
Darum erwirb,
Begehrt dein Gaum,
Dir Frucht von andern Bäumen, oder stirb.

W i l h e l m.

Ja wehe dem, der gierig pflückt
Vom Zweig die goldnen Aepfel, nur gedenk des schmutzgen Lohns!
Nicht Jedem glückt es, wie es einst geglückt
Dem Sohn Amphitryons.

Und wehe dem, der Andres will
Als singen, daß der Sang und Klang frisch durch die Wipfel weht!
Löst dann ein Apfel sich gemach und still,
So werd' er nicht verschmäht.

Dem Dichter sey das Gold genug, das seine Kunst erschuf,
Und wär' es auch so luft'ger Art, wie das die Sonne malt.
Gold säet seines Mundes Ruf,
Und was er sieht und was berührt, zu Golde wird's und strahlt.

Da steht er mitten inne freudiglich,
Und darbt er auch,
Doch freut er sich,
Daß solche Wunder that ein einz'ger Hauch.

(Die Fortsetzung folgt.)

D e r E r s c h l a g e n e.

(Beschluß.)

Es war erst halb zwei; man konnte daher noch ein Gabelfrühstück beim Restaurateur Chevalier nehmen, der gleich am Hafen wohnt. Die beiden Männer waren sehr heiter und Story besonders mit sich selbst zufrieden, daß er der Versuchung widerstanden, und nun seinem Mark Wort halte. Auch Ferrier ergab sich darein, da ihm der Knabe gleichfalls sehr werth war. Sie konnten auf englische Art nicht fertig werden mit dem Frühstück, da hörte man die Bootsglocke, welche zur Abfahrt rief. Nun eilte Story zum Zahlen; der Kellner blieb etwas lange aus, und als er herausgeben sollte, traf die Rechnung nicht zu; er wollte sie daher von vorne beginnen, da erließ ihm Story die kleine Differenz, um nur schnell fortzukommen. Es war allerdings kein Augenblick mehr zu versäumen, weil das Boot auf die Minute abgeht. Wirklich waren schon Anker und Brücke aufgezogen, als sie ankamen, und die Räder sezten sich in Bewegung. Jeder andere wäre ausgeschlossen gewesen, nicht so Story, der mitfahren m u ß t e. Schnell warf er sich mit Ferrier in einen kleinen Kahn, und mit kräftigem Seemannsru-

der die Wellen theilend, gelangte er noch zum Leman, ehe die Räder in vollem Gang waren. So hatte ihn denn nichts hindern können und — er stieg hinauf.

Die Gesellschaft war dießmal nur klein, und da das Wetter unfreundlich wurde, zog man sich bald vom Verdeck in die Salons zurück, wo Essen, Trinken, Domino und Schachspiel oder Lesen die Reisenden beschäftigte. Nur ein junger Geistlicher aus Morges saß mit seiner schönen, aber ärmlich gekleideten Frau in der fernsten Ecke hinter dem großen Spiegel, und es war ein Vergnügen, mit anzusehen, wie die beiden liebreich und doch ohne alle Ziererei mit einander sprachen. Da zischten ein Paar Blitze in den See und rasch knatterten die Donnerschläge hinterdrein. Sie schienen ein Ruf für Story; er eilte nun ungeachtet des heftigen Regens und Windes auf das Verdeck, denn er wollte gern sehen, wie so ein Duodezsturm auf einem Landsee sich ausnehme. Zwischen Nyon und Rolle wurde der Sturm immer heftiger, und außer dem Steuermann und Story war Niemand auf dem Verdeck. Nur manchmal kam der thätige Kapitän, um nachzusehen. Bei Morges ließ zwar der Regen nach, der Wind schien aber heftiger zu werden. Da soll der Engländer dem Kapitän bemerkt haben, daß sich an seinem Mast kein Chapelet (Kranz von Holzkugeln, um das schnelle Herabfallen der Segel- und Raastangen zu verhindern) befinde. Er muß aber diese Bemerkung, wenn er sie wirklich gemacht hat, im folgenden Augenblick selbst wieder vergessen haben, denn er stellte sich oft unter denselben Mast, wo die große Segelstange hing, so daß ihn der Kapitän auf die Gefahr aufmerksam machte und von der Stelle wegzugehen rieth. Dieß hätte der britische Seemann fast übel genommen, und da in diesem Augenblick Ferrier herbei kam, so blieb er mit demselben im Gespräche auf demselben Fleck stehen.

Nur wenige Minuten vergingen noch, so saußte es wie ein Wetterstrahl an Ferrier nieder. Es war die schwere Segelstange, deren großer, eiserner, aber vom Regen nach und nach mürbe gemachter Ring durch den heftigen Wind zerbrochen war. Ehe man die Stange, die Story zu Boden gerissen, wieder aufheben konnte, quoll schon Blut in Strömen unter dem Segel hervor. Man eilte, was man konnte, aber das Schreckliche ward immer noch früh genug entdeckt. Da lag der blühende, starke Seemann ohne Bewegung; der eiserne Ring hatte ihm den Hirnschädel so furchtbar zerschmettert, daß rechts und links das Gehirn herausfloß; die Augen rollten wie Feuerräder umher, doch war kein Zeichen von Bewußtseyn an ihm zu bemerken und nach wenigen Minuten gab er auch kein Merkmal physischen Lebens mehr von sich. Alle Hülfe war natürlich vergebens. Ferrier, der neben Story gestanden, war nicht von der Segelstange berührt worden.

Es gehört gewiß voller männlicher Sinn dazu, um in solchen Augenblicken das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ferrier verlor es nicht; er übernahm das furchtbare Geschäft, die Familie von dem Unglück mit Vorsicht in Kenntniß zu setzen. Wie schwer war dieß! Er selbst hatte alle Anstrengung nöthig, um sich für sich zu fassen und zu sammeln. — Indessen war man ziemlich in die Nähe von Ouchy gekommen. Auf dem Molo konnte ein gutes Auge Storys Kinder bemerken, die das Dampfschiff erwarteten. Noch einige Minuten, und man sah ihre Tücher flattern, um den Vater zu begrüßen — wer hätte ihnen antworten wollen? Bald erkannte Ferrier Madame Story mit den kleinern Kindern; man bemerkte an ihren Bewegungen steigendes Staunen, daß sich der Vater nicht auf dem Verdeck blicken lasse, daß er nicht winke, nicht grüße. Man hätte die Räder des Schiffs aufhalten mögen, das nun in den Hafen braußte.

Ferrier war einer der Ersten, die ausstiegen. Er that sich alle Gewalt an, Madame Story von einem Hinderniß zu sprechen, das ihren Mann einige Tage in Genf zurückhalte. — „Und er hat nicht geschrieben?“ fragte sie erstaunt und bewegt, und die Kinder drängten sich alle ängstlich fragend um ihn her. Da konnte Ferrier sich nicht länger halten, seine Stimme wurde bewegt, erschüttert, seine Augen füllten sich mit Thränen. — „Um Gotteswillen, reden Sie, was ist geschehen? wo ist Story?“ Stumm und ohne zurückzuschauen, wollte Ferrier nach Genf hindeuten, zeigte aber auf das Schiff, wo man eben die Leiche, in blutige Tücher gewickelt, über Bord hob.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Leute, die uns nicht kennen, haben schon den Straßburgern vorgeworfen, sie haben zuweilen die Eitelkeit, französischen Geist mit deutschem Gemüth paaren zu wollen. Glauben Sie dies nicht; wir wissen, daß aus solcher Paarung keine Frucht entspringt. Nein, unter den Grenadiermützen mit der dreifarbigen Kokarde sind deutsche Stirnen und deutsche Augen; aber unsere Herzen schlagen für das Land am rechten, wie für das Land am linken Rheinufer, und in diesem Departement geht eine Theilung eher an, als in dem des Geistes. In diesen Tagen hat uns hier ein kleiner Roman in der Pariser Gazette littéraire großes Vergnügen gemacht. Er behandelt die Geschichte von Sands Mordthat psychologisch-historisch, und namentlich ist es dabei auf eine Schilderung der damaligen deutschen Jugend abgesehen. Wir sind so deutsch — ich sage nicht noch, denn so sollen wir es hoffentlich bleiben — daß keinem jungen Elsässer von einiger Bildung, und wäre er nie über die Rheinbrücke gekommen, entgeht, in welchen Punkten diese Skizze wenigstens oberflächlich treffend, und in welchen sie innerlich falsch ist, und daß sich jeder daran ergözt, wie der französische Esprit die „na-

tion essentiellement philosophique et rêveuse" auffaßt. — Das Stück ist merkwürdig und für die Begriffe der Franzosen von deutscher Art und Weise sehr charakteristisch; ich übertrage daher zum Nutzen und Vergnügen der Leser einige Scenen daraus ohne Anmerkungen. Wenn es anders von einem Deutschfranzosen nicht unbescheiden ist, so möchte ich diesen kleinen französischen Roman vorzüglich den deutschen Romanschreibern empfehlen, die auf ihren Wanderungen durch das Universum auch la belle France häufig besuchen und den wunderlichen Bewohner desselben schildern, und sehr vielen Lesern dieser Schriftsteller, welche die französischen Charaktere derselben aus allen Jahrhunderten so wahr und natürlich nach dem Leben geschildert finden, obgleich sich ihre Bekanntschaft mit der großen Nation auf einige Individuen beschränkt. Ich fürchte, im Allgemeinen möchten — troz der Universalität des deutschen Genius, vor dem ich allen Respekt habe — die Könige, Marquis, Herrn und Damen aller Stände deutscher Autoren einen unglücklichen Familienzug mit dem Sand u. s. w. unsers Franzosen gemein haben, und ihre Hofleute und Soldaten so wahr seyn, als der deutsche Mediziner, von dem die Leser unten hören werden.

* * *

Im März 1819 saß ich in einem Wirthshaus zu Heidelberg unter einem Rudel deutscher Studenten. — „Ehe ich Baden verlasse," sprach ich, „muß ich nach Mannheim in das Theater; Kozebue soll häufig hinkommen; ich muß ihn sehen; es ist doch einer eurer berühmtesten Schriftsteller." — „Hussah, hussah!" schrieen die jungen Deutschen wie aus Einer Kehle; „der Verräther in russischem Sold! der Spion der heiligen Allianz!" — „Lassen wir die Politik aus dem Spiel," erwiederte ich; „vor seinem Talent habe ich alle Achtung." — „Er schafft an Deutschlands Schande." — „Nun, das Credo, das in Frankreich ein Chateaubriand, ein La Mennais spricht, klingt ganz anders, als das Credo der Nation; aber sie sprechen es gar hübsch, und da höre ich nicht ungerne zu." — „So seyd ihr einmal, ihr lustigen Franzosen." — „Ihr nehmt die Schriftstellerei zu ernst, zu hoch," fuhr ich fort; „das politische Glaubensbekenntniß, die Meinung eines Volks, eines Jahrhunderts wird nicht, wie ein Geldstück, auf Einen Schlag, in Einem Gehirne ausgeprägt. Sie bildet sich allgemach; wo nur Menschen zusammenkommen, sey es im Salon oder auf dem Markte, ist es nichts anderes als ein großes Pickenick, bei dem jeder Kopf, auch der beschränkteste, seine Zeche bezahlt, nicht in klingender Münze, nein, in Worten; was die Feder thut, ist eben nicht viel." — „Ja, so ist es wohl in Frankreich," entgegnete mir einer der Studenten (Sand); „dort hat die repräsentative Verfassung alle Kastenprivilegien aufgehoben, dort sind in Folge des Centralisationssystems im Innern alle Schranken gefallen. Eure Straßen laufen sämmtlich in einem mächtigen Mittelpunkte zusammen; mit Hülfe eurer wohlfeilen Posten strömen jeden Augenblick Schaaren von Sollicitanten, Hungerleibern, Neugierigen aus der Provinz nach Paris; Beamte, Musterkartenreuter, Stuzer schwärmen dagegen aus Paris, visitiren dem Volk die Beutel, suchen Kundeń, oder auch nur gesunde Luft und Zerstreuung. All dies Volk kreuzt sich, reibt sich, Neuigkeiten gehen hinüber, herüber, ein Vorfall wird so und so erzählt, über eine Theorie hin und her gestritten. Die Atome der Nation drehen sich in beständigem Wirbel, treten in tausendfältige Berührung mit einander; das Blut wird gleichsam vom Herzen ohne Unterlaß in die Glieder getrieben und strömt von den Gliedern wiederum dem Herzen zu. Wie soll ein Buch da Großes wirken, wo alle Volksklassen unaufhörlich im lebendigsten Verkehr mit einander sind, wo Schwatzen ein Geschäft ist, das viele Stunden des Tages in Anspruch nimmt? Das Buch kommt nie anders, als ein halb Jahr nachdem die Verhandlung geschlossen ist." — „Nun ja, dies meinte ich eben." — „Ja, jezt sehen Sie aber, wie es in Deutschland ist: die Kasten haben sich noch durchaus nicht verschmolzen, das Land hat keinen Mittelpunkt, hunderte von kleinen, mit Zolllinien umgebene Staaten, die Kommunikationsmittel schwierig, langsam, kostspielig; jede Familie ist auf ihr Leben im eigenen Hause beschränkt, oder wirkt doch nicht über den Umkreis eines kleinen Fürstenthums hinaus. Es gibt nur Ein Band, das die Geister verknüpft — die Schrift; das einzige Verbreitungsmittel der Gedanken sind die Bücher. Ob man sich in der Unterhaltung mehr oder weniger schön und bündig ausdrückt, daran liegt wenig; aber ein schlecht stylisirtes Buch widert einen an und bekommt keine Leser; wo daher immer bei euch ein Gehirn einen Gedanken ausheckt, so kommt er unfehlbar in Umlauf, bei uns aber geht er verloren, wenn nicht eine gewandte Feder Gevatter dazu steht. Wo man so isolirt lebt, wo man nicht viel spricht, wo einem nur das Lesen bleibt, da hat das Talent, dem es an Sittlichkeit fehlt, gewonnen Spiel, da kann es alles Edle und Große auf lange ersticken. Der Genius ist ein hohes Geschenk der Natur; wen aber sein Hauch beseelt, der ist dem ganzen Menschengeschlechte dafür verantwortlich. Wider seine Ueberzeugung, zu Weniger Vortheil gegen der Gesammtheit Wohl damit wuchern, ist ein Verbrechen; bei euch nun hat dieses Verbrechen keine sehr ernsthaften Folgen, bei uns dagegen sind sie ganz unberechenbar. Sie werden jezt unsern Abscheu vor Kozebue begreiflich finden." — „Allerdings." — „Sein alter literarischer Ruf, die lebhafte, schlagende Dialektik, der blühende, hinreißende Styl verschaffen jeder seiner Schriften einen bedeutenden Einfluß; und wozu braucht er diese Waffen alle? um die Schriftsteller zu brandmarken, die das alte Teutonien wieder ins Leben rufen möchten." — Da erscholl lautes Hurrahgeschrei: „Es soll wieder aufleben! er soll's nicht hindern! vivat Teutonia!" — „Kozebue, den die Natur zu einer hellen Leuchte im gelehrten Deutschland bestimmt hat, wird ein Russe! der Adler, dem der Donnerkeil ist anvertraut worden, treibt Wucher damit unter den Raben! Kozebue, der Sohn Deutschlands, betrügt nicht allein die Mutter um das Erbe seines Geistes, nein, er kocht ihn zu Gift für die Brüder, die er verrathen! Kozebue lauert mitten unter uns tückisch den Schriftstellern auf, die eine Verfassung verlangen, den heilig versprochenen Lohn, um den wir uns zweimal zu Stüzen für wurmstichige Throne hergaben!" Da brach der Lärm noch toller aus: „Kozebue ist ein Schurke! sobald ich ihn sehe, zische ich ihn aus — ich speie ihm ins Gesicht — ich zünde ihm das Haus an; wer hält mit?" — „Das wäre Rache, nicht Recht!" sagte der Student, der bisher gesprochen hatte; „wie! ihr wollt nichts mehr, als ihn züchtigen wie einen Philister, der einen Burschen geprellt hat!" Damit warf er einen düstern, stolzen Blick im Kreise umher und ein verächtliches Lächeln schwebte um seine Lippen; dann wandte er sich zu mir und sagte mit dumpfer, gepreßter Stimme: „Kozebue! das ist der einzige Mensch, den ich in meinem Leben gehaßt habe!" — „Nichts mehr davon," rief ich. „Meine Herrn, auf Teutonias Wiedergeburt!" Ich stand auf und trat an ein offenes Fenster; denn man erstickte beinahe vor Tabaksqualm.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 102.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 29. April 1831.

Des Großen viel in wunderbarem Wandern
Auf langem Pfad, hast du erlebt vor Andern.

Tasso.

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Zweiter Brief.

Castrovillari, eine kleine Stadt, liegt am Flusse Koscile, dem Sybaris der Alten, der in den umliegenden Gebirgen entspringt, reich an Fischen und Krebsen ist, und sich in den Meerbusen von Tarent ergießt. Es wurde von Ausoniern gegründet und zählt gegenwärtig ohngefähr 6000 Einwohner, von denen ein beträchtlicher Theil dem geistlichen Stande angehören muß, wenigstens wimmelt es in den Straßen von Geistlichen. Die umliegende Landschaft ist sehr fruchtbar, besonders wird viel Manna hier gewonnen, deren Erndte in die Monate Juli und August fällt. Aus dem unterhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen Eichwalde gelangt man in die weite, schöne Thalebene von Sybaris, die von den Küsten des jonischen Meeres sich hereinzieht und mit dem Valle di Crati, das von Cosenza herauf kommt, in Verbindung steht. Da, wo der jetzige Koscile in den tarentinischen Meerbusen sich ergießt, stand einst das mächtige Sybaris, das allein gegen Kroton ein Heer ins Feld stellte, größer als nunmehr die Hälfte der Einwohner von ganz Kalabrien beträgt. Die wollüstigen Sybariten sind aus der Geschichte genugsam bekannt; jezt ist von ihrer Stadt keine Spur mehr vorhanden. Von Spezano, einem unterhalb des Thales auf der Höhe gelegenen Dörfchen, genießt man eine der schönsten Aussichten, hinab in die von zwei Flüssen durchschlängelte Ebene, hinüber auf den herrlichen Golf von Tarent, und weit hinaus über das blauglänzende Meer, auf dem unzählige Schiffe und Barken mit weißen, vollen Segeln schwammen. Dieser Anblick ließ mich die Leiden der in Murano zugebrachten Nacht vergessen, und froh und freudig zog ich weiter. Der Himmel war so rein und klar, rings um mich grünte und duftete Alles so frisch, und flammend sanken endlich die Strahlen der scheidenden Sonne an den waldigen Bergseiten herab in die vielfach sich windenden Thäler.

Es war schon spät in der Nacht, als ich nach Tarsa kam. Ein Eseltreiber, der vor dem Städtchen mir begegnete, rieth mir, weiter zu gehen, weil in dieser ganzen Gegend mal'aria (oder Aria cattiva, wie die Römer sagen) herrsche. Da ich aber, nach seiner Aussage, wenigstens noch fünf Stunden hätte reisen müssen, bis wieder zu einer Taverna, so entschloß ich mich, zu bleiben, und ließ mir den Weg zum Wirthe weisen. Die Locande befindet sich in dem schmutzigsten Winkel des Städtchens; überhaupt darf man in den meisten unteritalienischen Ortschaften gar nicht lange nach dem Wirthshause fragen, sondern nur da hingehen, von woher der ärgste Gestank einem entgegen kommt, und man gelangt sicher an den rechten Ort. Auf meine Frage, ob was zu essen und zu trinken vorhanden sey, antwortete der Wirth mit der Geberde, die ich oben schon beschrieben habe, fügte aber hinzu, er wolle mir etwas holen, wenn ich ihm Geld dazu gebe. Er brachte mir Wein, Eier und Brod. Ich

setzte mich zu fünf oder sechs Eseltreibern, von denen einer auf einer halbbesaiteten Zither ein kalabresisches Liedchen klimperte, ans Feuer. Was dem einsamen Wanderer, und besonders in solchen Gegenden, oft begegnet, das geschah mir auch hier: eine seltsame Wehmuth, von der ich keinen eigentlichen Grund wußte, beschlich mich plötzlich. In mich versunken, saß ich stumm und still da, starrte in die Flamme hinein und horchte nicht auf das, was um mich gesprochen wurde, bis auf einmal der Wirth heftig auffuhr und mit zornigem Blicke den Treibern zurief: „Nein, so lange der Fremde in meinem Hause sich befindet, laß ich ihm kein Leid zufügen!“ Ich muß gestehen, daß es mir, wie ich dieß hörte, etwas kalt durch's Herz ging, so viel Trost auf der andern Seite auch wieder in den Worten lag. Ich stand auf und schaute die Bursche, die wohl geglaubt haben müssen, ich verstehe von ihrer Sprache nichts, weil ich so stumm dagesessen hatte, der Reihe nach an. Sie waren augenscheinlich etwas betroffen, und einer von ihnen, ein Muranese, begann schnell eine Tagesneuigkeit aus Cosenza zu erzählen, während er mich, als wollte er mich dadurch beruhigen, freundlich bei der Hand faßte und zum Tische führte, wo meine gebratenen Eier aufgetragen waren. Ich setzte mich und aß, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Treiber legten sich einer nach dem andern schlafen, und wie ich mich endlich auch hinlegen wollte, nahm mich der treffliche Wirth beim Arm, zog mich auf sein Strohlager nieder, wohin er meinen Tornister schon gebracht hatte, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie schlafen, um besser ausruhen zu können, diese Nacht bei mir; meine Frau ist schon zu einer ihrer Freundinnen schlafen gegangen.“ Diese Biederkeit rührte mich, ich drückte dem Manne die Hand und legte mich ohne Sorge neben ihm nieder. Am Morgen, als ich aufwachte, waren die Treiber alle schon fort; ich nahm meinen Tornister auf den Rücken, umarmte den ehrlichen Alten, dem ich vielleicht mein Leben zu verdanken hatte, und machte mich, gestärkt und froh, auch auf den Weg.

Ich habe die Bemerkung in Kalabrien mehr als einmal gemacht, daß es gut ist, nie Anlaß zu der Vermuthung zu geben, als verstehe man die Sprache nicht. Man muß immer reden, und wird etwas erzählt, und es lachen oder verwundern sich die andern, auch mit lachen oder sich verwundern, selbst wenn man von der ganzen Geschichte rein nichts verstanden hätte. Dadurch benimmt man den Schlechten viel Gelegenheit zu bösen Anschlägen, stellt sich der Nation in gewisser Hinsicht näher und kommt offenbar sicherer davon.

Es war ein frischer Morgen, als ich von Tarsia hinabkam in das Thal von Cosenza. Wie neu gefallener Schnee lag der Reif auf den Matten, und vielfarbig brachen die Strahlen der aufgehenden Sonne sich in den Millionen von kleinen Krystallen. Ich hatte erst wenige Miglien zurückgelegt, als ich wieder auf drei an der Straße aufgemauerte Säulen, mit eben so vielen aufgesteckten Köpfen, traf. Von zweien derselben waren nur die verwaschenen, gebleichten Schädel noch übrig. von dem dritten dagegen hing noch ein langer Lockenbündel herab, mit dem der Morgenwind spielte. Gegen Mittag gelangte ich zu einem Wirthshause, das einzeln am Wege steht, und, wenn ich nicht irre, Taverna nuova heißt. Ich fand Wein, Brod und getrocknete Feigen. Ein in seinem Dienste schon ergrauter Gensdarme schüttelte, als er meinen Paß gelesen, den Kopf und sprach: „Herr, so wären Sie vor einigen Jahren nicht durch Kalabrien gekommen, und selbst jezt noch ist diese Art zu reisen etwas verwegen.“ Darauf ließ er sich neben mir nieder und fing an mir zu erzählen, wie man die Kalabresen in den Jahren 1809 bis 1812 gezüchtigt habe, so daß allein in der Gegend von Cosenza an einem Tage oft ihrer hundert geköpft, aufgehängt oder zusammengeschossen worden. „Seit dieser Katastrophe,“ fügte er hinzu, „hat Kalabrien aufgehört, ein Land der Räuber zu seyn, aber mit der Erinnerung an diese Züchtigung lebt auch der Haß gegen die Franzosen noch fort unter dem Volke.“ Ich konnte mir nun leicht erklären, warum die Muranesen, als man mich zum Richter führte, so gräßlich schrieen: „Sie haben einen Franzosen gefangen.“

Ehe man nach Cosenza kommt, erblickt man auf einer Anhöhe links die herrlich gelegene Stadt Besignano, welche einige für das alte Besidia halten, das in den punischen Kriegen zuerst wieder von Hannibal abfiel. In der Nähe von Cosenza lag auch Pandosia, wo Alexander, König von Epirus, den die Tarentiner gegen die kriegerischen Bruttier zu Hülfe gerufen, sein Leben verlor. Er glaubte nicht, ein zweites Pandosia, vor welchem das Orakel zu Dodona ihn einst gewarnt hatte, hier zu finden, und erfuhr erst im Augenblicke seines Todes sein trauriges Verhängniß. Sein Leichnam wurde in Thurnium begraben.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Livius VIII. und Strabo I. VI.

K u n s t und A m t.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

(Fortsetzung.)

J o s e p h.

Vernahmst du nie von Midas Wahl,
Der, als Apollo göttlich sang, den Hirten Pan gekrönt?
Du wähltest so, daß dir wohl auch einmal
Ein Schilf im Winde tönt.

Denn Midas kam in große Noth,
Als ihm zu lauterm Gold gedieh, was seine Hand berührt:
Drum wandle deine Linke dir in Brod,
Was sie zum Munde führt.

Nimm dir ein Amt und hoffe nicht, daß dich die Muse nährt:
Verehrte Göttin soll sie dir, nicht niedre Dienstmagd seyn;
Wer sie will pachten, der erfährt,
Daß ihre Gunst ein frei Geschenk; er erndtet Spott nur ein.

Geweihter Stunden harre mit Geduld;
Wirb reinen Sinns
Um Musenhuld:
Wird dir ein Lächeln, das ist viel Gewinns.

Wilhelm.

Freilich, köstlich muß es seyn:
Im Herzen summt ein Lied — doch du mußt fort zum grünen Tisch,
Da warten die Partheyen schon und schrein:
Mein Herr, urtheilet frisch!

Freilich, köstlich ist auch das:
Die Seele singt und klingt — o weh! ein Viertel ist's auf neun,
Zur Schule mußt du und beim Tintenfaß
Hartnäck'ge Rücken bläun.

Freilich ist es Thorenwerk, zu lauschen still gespannt,
Wie dir Gesang im Busen wächst und wie er flügge wird,
Bis er zuletzt weit über Land,
Weit über's Meer die Flügel schwingt und auf gen Himmel schwirrt!

Freilich, besser ist es jedenfalls,
So wie sich's regt,
Dem Ding den Hals
Flugs umzudrehn, dieweil die Glocke schlägt!

Joseph.

Ja glücklich bist du, wenn Gesang
Mit wohllautreichem Flügelschlag dir um die Schläfe weht;
Und gingst du hinter'm Pflug dein Leben lang,
Dein inneres Glück besteht.

Doch ward dir nicht ein kleines Loos,
Lehrt keine Pflicht und kein Beruf, dich Mensch und Bürger seyn,
So zieht die Brust dir keine Lieder groß,
Kein Gott kehrt bei dir ein.

Ein Fremdling irrst du in der Welt, bist nirgendwo zu Haus,
Nur auf den Rücken gern gesehn wie ein dreitäg'ger Gast;
Ein Andrer trinkt den Rheinwein aus,
Von dem du Armer oft und doch nie recht gesungen hast;

Ein Andrer kränzt die ros'ge Braut — verdammt!
Dir wird der Dorn.
Nimm dir ein Amt!
Das ist der Lieder unerschöpfter Born.

Wilhelm.

Das ist ein schlechter Ackerzug,
Paart man in's Joch den schlanken Hirsch, des Ochsen Mißgestalt:
Der wartet seines Amts und zieht den Pflug;
So will der Hirsch zu Wald.

Du magst wohl heut und morgen noch
Die Kette tragen, magst dich freu'n am gleißend goldnen Glück;
Und kommt der dritte Tag, so kehrst du doch
Zum rechten Ziel zurück.

Verloren ging in einem Wald ein junger Königssohn:
Da zog ihn eine Löwin groß, bis ihn der Vater fand.
Der Vater starb, sein ward der Thron,
Und Land und Meer und Berg und Thal gehorchten seiner Hand.

Im Walde jagt' er einst: da kam im Lauf
Die Löwin her,
Er schwang sich auf,
Sie trug ihn fort: kein Auge sah ihn mehr.

Joseph.

Ja, mährchenkundig bist du schon;
Doch manchmal zweifl' ich, legst du wohl den rechten Sinn hinein?
Geboren war derselbe Königssohn,
Mit Menschen Mensch zu seyn.

Nun ihn die Löwin äzt' im Wald,
Verwildert' er als Säugling schon und ward zum blöden Troll;
Auch kehrt' er heim in seine Wüste bald,
Wie es der Waldthor soll.

Auch auf dem Thron noch unterthan dem thierisch rohen Trieb,
Vertauscht' er gern mit Eichelmast sein königliches Mahl;
Doch wenn er bei der Löwin blieb
Und dann auch ihr der Trieb erwacht, zerreißt sie ihn einmal.

Wem so entartet ist der nicht'ge Sinn
Zu wilder Lust,
Der ziehe hin:
Er kann nicht herrschen in der Menschen Brust.

Wilhelm.

Ein Auge ward dem Volk bestellt,
Vor dessen stolzen Blicken sich der Himmel selbst enthüllt,
Ein Auge das am Bilde sich der Welt
Mit bunten Farben füllt.

Der Dichter ist der Augenstern:
Du Volksauge, hüte dich vor ird'schem Schmutz und Staub!
Sonst scheidest du die Spreuer nicht vom Kern,
Die Blüthe nicht vom Laub.

Was führst du ins gelobte Land, Rahel, die Götzen mit?
Hier ist des ein'gen Gottes Haus: die Götzen laß davor!
Nur wer die Schwelle rein betritt,
Mit reiner Hand den Riegel hebt, dem öffnet sich das Thor.

Es wandern Kunst und Amt ungleichen Weg:
Minerva warf
Die Flöte weg,
Weil Weisheit nicht den Mund verziehen darf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Der Student, der mit mir gesprochen hatte, war kein Heidelberger, wie die andern; er kam eben von Jena und trug den teutonischen, bei den jungen Norddeutschen gebräuchlichen, kurzen, schwarzen Rock mit übergeschlagenem Hemdkragen. Er war gut gewachsen, aber sehr klein; seine Züge waren fein und regelmäßig, das blonde Haar fiel in Locken auf die Schultern nieder; das Gesicht war bleich, aber die Haut so zart, daß sich keine Frau daran hätte schämen dürfen. Erst wenn man ihn eine Zeitlang gesehen hatte, wurde man inne, daß er schon vierundzwanzig Jahre alt war, auf den ersten Blick hielt man ihn für sechszehn-, siebzehnjährig. Aus den großen, durch lange Augenlieder und hübsche Wimpern halb bedeckten Augen sprach Sanftmuth und Güte; doch zuweilen brach aus dem rasch geöffneten, starren Auge ein düsteres Feuer. So weich, zurückhaltend, ja fast knabenhaft schüchtern er war, so entging einem doch nicht, daß unter dieser Hülle eine eiserne Willenskraft wohne. — Er kam mir nach und sezte sich zu mir an das Fenster. „Ehre und Preis den Verfechtern freisinniger Ideen in Deutschland!“ so hob er an. „Morgens in fünf, sechs Kollegien gähnen, am Tage auf einem Klavier klimpern, oder sich die Gesichter mit langen Säbeln zerfetzen, Abend für Abend ein Dutzend Krüge Bier leeren — das sind ihre Thaten!“ — „Europa läßt ihrem hohen Sinn für große Gedanken, ihrem Patriotismus Gerechtigkeit wiederfahren.“ — „Ihrem Patriotismus! ein flüchtiges Fieber, das kaum so lang anhält, als sie in der Universitätsluft leben. Fürchten Sie ja nicht, daß sie diese Pest in das Geschäftsleben verschleppen. Drei Jahre noch, und die Sie da sehen, sind sammt und sonders gründlich kurirt.“ — „Nun ja, das servum pecus, diejenigen, die ein Gewerbe ergreifen, wobei Gewinn das einzige Augenmerk ist. So ist es überall. Wofür schaffen sie? damit einmal im Alter ihre Woche lauter Sonntage habe. Ob die Volksehre in den Staub gezogen, ob der Gedanke in Fesseln geschlagen ist, was geht sie das an? Nur dann schwingt ihre Nervenfaser, wenn eine Auflage an ihr Eigenthum greift oder ihrem Geschäfte Eintrag thut. Aber bei den Gebildeteren, die sich mit irgend einer Wissenschaft, mit Literatur, Kunst“ ... „Nun ja, bei diesen schwingt die Nervenfaser für etwas Anderes, als bei den Krämern; ihr Patriotismus ist aber darum um nichts werkthätiger. Was thut der Gelehrte, wenn er mühsam sammelt und ordnet, um endlich hinter eines der großen Geheimnisse zu kommen, welche der Mond den alten Eichen erzählt, wie einer unserer neuern Schriftsteller sagt? Er stillt nur den brennenden Wissensdurst, der ihm angeboren ist. Der Dichter, der Künstler, was thun sie, wenn sie, jeder auf seine Weise, den Empfindungen, die sie in ihrer oder in fremder Brust belauscht, wenn sie den Eindrücken der Außenwelt, je nachdem dieselben dem Auge angenehm oder unangenehm sind, kurz, wenn sie dem, was sie in der moralischen wie in der physischen Welt schön und häßlich nennen, Körper und Ausdruck geben? Sie überlassen sich nur dem unwiderstehlichen Hang zur Träumerei. Kurz, die Forschungen jener, sogar die Phantasiespiele dieser mögen einflußreich für des Vaterlandes Wohl seyn; aber dem Einzelnen geht es nicht anders als dem Krämer: er folgt eben seinem Trieb.“ — „Vom Rekruten, der in das Bivouak geschleppt wird, vom armen Teufel, der aus Arbeitsscheu und Unfähigkeit zu jedem andern Gewerbe das Kriegshandwerk ergreift, kann nicht die Rede seyn; ebensowenig vom Ränkeschmiede mit niedrigen Gesinnungen, der sich im Staatsdienste hinaufschmiegt, um endlich im goldgestickten Rock und Ordensband auf hohem Fußgestell zu prangen; aber der Krieger von Kopf und Herz, der geniale Staatsmann — bei ihnen oder nirgends muß Vaterlandsliebe eine Stätte finden.“ — „Ja, ein rastloses Thun und Schaffen, das immer und ewig neue Nahrung verlangt, eine rasende Sucht nach Neuheit und Abwechslung — dies treibt sie, auf den Schlachtfeldern oder im Kampfe der Partheien ihren Kopf immer und immer wieder einzusetzen; so sezt der glückliche Spieler im Taumel zwanzigmal das Gold wieder ein, das ihm des Glückes Laune zwanzigmal gedoppelt zurückschiebt. Und dann ist es ja so süß, den Willen von Tausenden zu brechen, sie an sicherem Zügel zu lenken; es ist so süß, eine geistige Hierarchie auf seine Stimme sich organisch bewegen zu sehen, und endlich ein im Gehirn längst ausgearbeitetes System auf dem heimischen Boden zu pflanzen. Dies sind die wahren Motive des großen Heerführers, des großen Staatsmanns.“

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 97:
Atlas.

Charade.

(Homonymisch.)

1. 2.

Friedliche Menschen mit mächtigen Schilden
Suchen mich möglichst abzuwehren;
Nur die Soldaten, die Bauern und Wilden
Sieht man die Schilde gewöhnlich entbehren.

3. 4.

Ich bin in Händen der wilden Soldaten,
Fliege gefaltet zur lieblichen Braut hin;
Siehst du mich nicht, kaum solltest du rathen,
Daß ich zuweilen von Steinen erbaut bin.

Das Ganze.

Das Ganze suche du nicht zu fassen!
Es ist ja nur ein schöner Schein;
Ein Räthsel, das die Sonne löset.
Ihm ist wohl dein Genie zu klein?

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. April 1831.

Die goldne Kette gieb mir nicht,

. . . .

Gieb sie dem Kanzler, den du haßt,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Goethe.

Kunst und Amt.

Streitende: Karl Joseph Simrock und Wilhelm Wackernagel.
Richter: Gustav Schwab.

(Beschluß.)

Joseph.

So weit die lichte Sonne scheint,
Aus allen Zonen Bild auf Bild zu häufen mühst du dich;
Doch alle sind sie deiner Sache feind
Und zeugen nur für mich.

Und lehrst du nun mit reinem Sinn
Zu werben um der Muse Gunst? So mahnt' ich dich schon oft;
Doch ist der rein, der zeitlichen Gewinn
Von ew'gen Gütern hofft?

Der Heiland trieb die Wucherer aus seinem Gotteshaus,
Und Luther ward dem Pabste feind um Tetzels Ablaßkram:
Wer nur um einen fetten Schmaus
Der Dichtung heil'ge Flamme schürt, wie höhnt der Zucht und Schaam!

Doch, bleibt er ohne Amt der Kunst getreu,
Macht sein Gedicht
Die Leser scheu:
Den Dichter fror, sein Lied erwärmet nicht.

Wilhelm.

Freund, wenn ein Amt dir steckt im Kopf,
So sey auch sicher, daß dein Lied stets nach dem Amte schmeckt:
Denn schmeckt ein Topf, so schmeckt auch nach dem Topf,
Was in dem Topf gesteckt.

Gedenkst du jenes Dichters nicht,
Der, weil er Manchem schon verhalf zu Rad und Beil und Strang,
Von Schurken nur, wie man auf's Rad sie flicht,
Von Schuld und Schande sang?

Und jenes andern, der die Welt für eine Schule hielt,
Wo man den Jungen meisterlich der Sylben Maß und Takt
Mit Schlägen auf dem Rücken spielt
Und auf dem Kopfe, der's nicht faßt, mit Fäusten Nüsse knackt?

Des Amtes Sorge nistet fest im Haus:
Es blies das Licht
Ein Gimpel aus:
Nun, meint' er, säh'n ihn seine Flöhe nicht.

Joseph.

Zur Tagesordnung ruf' ich nun:
Ich fragte, was dem Dichter ziemt und ob ein Amt ihm frommt;
Ein Andrer mag nach seinem Sinne thun,
Wenn nur kein Reim ihm kommt.

Kein Dichter wird dem Amt zum Raub,
Noch hängt es ihm wie Blei am Fuß, daß er nicht fliegen kann:
Er schüttelt von den Sohlen sich den Staub
Und schwingt sich himmelan.

Doch schafft das Amt, daß er sich nicht im blauen Raum verfliegt,
In öden Fernen untergeht, den Sinnen ganz entrückt:
Nein, dort, wo sich die Lerche wiegt,
Da rauscht sein stolzer Flügelschlag, der Aug' und Ohr entzückt.

Die Lerche schwebt ob heimathlichem Feld
Und jauchzt dem Herrn,
Deß Segen schwellt,
So weit sie blickt, die Halme nah und fern.

W i l h e l m.

Du fängst im eignen Garne dich
Und leihst zu meinen Bildern mir das Bild der Vögel noch:
Sie mühn mit Säen noch mit Ernten sich,
Und Gott erhält sie doch.

So stehn die Lilien auch im Feld:
Sie spinnen nicht, sie weben nicht, doch streun sie Glanz und Duft,
Weil Gott den Schimmer ihres Kleids erhält
Mit Sonn' und Thau und Luft.

Daneben geht der Ackermann und keicht am schweren Pflug
Und ärgert an dem Steine sich, der ihm die Furche sperrt:
Hat er sein Brod, so ist's genug,
Genug, daß er der Noth entfleucht, die ihn im Nacken zerrt.

Dabei vergißt er, daß von Gottes Gunst
Auch ihm verliehn
Die Zauberkunst
Des Sangs, vor dem die Wetterwolken fliehn.

J o s e p h.

Die Vögel haben meinen Sinn,
Denn jedem ward ein ander Amt, bei dem er nicht verstummt;
Die Biene fliegt, die Honigsammlerin,
Von Kelch zu Kelch und summt.

Nicht eitel ist der Lilie Glanz:
Sie ist des Himmels Priesterin, der ihr den Schmuck erhält;
Die Sterne kreisen nicht im müß'gen Tanz:
Sie bauen Gottes Welt.

Der Landmann, der am Pflug den Fall der ersten Eltern büßt,
Wie soll er singen, dessen Schweiß die durst'ge Erde tränkt?
Doch wenn er seine Hütte grüßt
Und kommt der Ernte Tag, so ist auch ihm Gesang geschenkt.

Wer Tugend hat und Frieden in der Brust,
Nur dem erklingt
Das Herz zur Lust;
Ihm wird zum Lohne, daß er lieblich singt.

W i l h e l m.

Und wenn ihn recht der Himmel liebt,
So schenkt er zu der hohen Kunst ihm auch den hohen Muth,
Daß er sich seiner Liebe ganz ergibt
Mit Leib und Seel' und Gut.

Wie seinen Tempel Salomon,
Soll auch der Dichter seinen Sang aufbauen still und keusch:
Da darf ihn stören keines Hammers Ton,
Kein Meißel mit Geräusch.

Du wirfst gar manches schöne Wort und triffst mich nimmermehr:
Gieb hin das Amt und nimm die Kunst! das ist und bleibt mein Rath.
Auf! schaff' uns einen Richter her,
Der dein' und meine Affe zählt, wer wohl die meisten hat,

Der du vor jedem, wen dein Mund auch nennt,
Verlieren mußt,
Der beides kennt,
Die Last des Amtes und des Dichtens Lust.

J o s e p h.

Freund, wenn du den zum Richterstuhl berufst, dem Beides kund,
So weiß er, wie des Amtes Müh des Singens Lust versüßt:
Ihm trau' ich, daß sein Liedermund
Mit Sangespreis und Habedank den rechten Sieger grüßt.

Ein rechter Richter ist mir wohl bekannt:
Ein Meister wohnt
In Schwabenland,
Herr Gustav heißt er: wohl ihm, dem er lohnt!

W i l h e l m.

Es ward das edle Schwabenland so manches Baches Quell,
Der fröhlich klingend sich ergoß und doch kein Mühlrad trieb:
Wie scholl die Woge stark und hell,
Weil ungezähmt und ungelenkt von Schleuß' und Wehr sie blieb!

Drum trau' ich wohl, wer gleichem Schooß entsprang,
Ein frischer Fluß,
Daß ihm Gesang
Ohn' Amt vor allem lieblich klingen muß.

G u s t a v.

Herr Wilhelm! bei dem lezten Wort
Muß ich dich fassen, wenn von mir du rechten Richtspruch willt.
Nach meiner Schwabenalp führ' ich dich fort,
Der mancher Bach entquillt:

Wenn kaum er aus dem Felsen sprang,
Nicht hundert Schritte sind's, daß er am Mühlrad fröhlich schafft,
Dann eilt er hin mit um so schnellerm Gang. —
Kein Amt lähmt inn're Kraft.

Doch, Joseph, stolze Ströme gibt's, die waren nie ein Bach;
Ihr Ursprung ist ein tiefer See, breit wallen sie heran,
Für Mühl' und Schiff sind sie zu jach,
Sehnsüchtig stürzen sie an's Herz dem Vater Ocean.

Der große Dichter gleicht dem kühnen Fluß,
Schafft nicht um Lohn,
Thut, was er muß.
Ich bin ein Bach; ich richt' auch mir zum Hohn!

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

In arg zerrissenem und beschmuztem Anzuge, mit nassen Strümpfen und Schnupftüchern, die ich kaum eine Stunde vorher in einem Flusse gewaschen hatte, auf dem Tornister, hielt ich meinen Einzug in Cosenza. Der Mann, bei dem ich mich nach dem besten Wirthshause erkundigte, betrachtete mich eine Weile vom Kopf bis zu den Füßen und erwiederte darauf mit einem etwas satirischen Lächeln: „Wenn es Ihr Ernst ist, in unserem besten Gasthause einzukehren, so müssen Sie in den Pallast gehen. Er liegt ganz oben in der Stadt, und Sie dürfen, um ihn zu finden, nur dem Signor Domenico nachfragen.“ Wie ich die steile Gasse hinaufging, rief man fast aus jedem Fenster mir zu: „Kehren Sie ein, Herr, hier ist eine gute Locande!“ worauf ich allemal stolz entgegnete: „Ich gehe in den Pallast!“ Obwohl ich mir von diesem keine große Vorstellung gemacht hatte, so fand ich doch ein wohlgebautes, tüchtiges Haus, auf einem der schönsten Punkte der Stadt stehend. Auf meine Frage, ob ich bei Signor Domenico sey, hinkte, mit einem schweren Eisenstocke dem etwas verkürzten Beine nachhelfend, ein korpulenter Mann von ungefähr vierzig Jahren auf mich zu, faßte freundlich grüßend meine Hand und führte mich an eine lange Reihe von Betten, die durch Verschläge von einander abgesondert standen, und wo über jedem die Taxe des Schlafgeldes, von zwei bis vier Karlin für eine Nacht, angeschrieben war. Ich warf meinen Tornister ab und ging hinunter, um mich noch ein wenig in der Stadt umzusehen.

Cosenza, Hauptstadt der Provinz Calabria citeriore, liegt auf mehreren Hügeln zwischen den Flüssen Busiento und Crati, am südlichen Ende eines offenen, heitern Thales. Es wurde von Ausonern gegründet und war einst eine mächtige Stadt, ist aber durch die vielen Verwüstungen, die es durch Kriege und Erdbeben erlitten, so herabgekommen, daß es jezt kaum noch 10,000 Einwohner zählen soll. Die vielen Kasali oder kleinen Ortschaften, welche auf romantischen Anhöhen um die, ungefähr drei Miglien im Umfange große Stadt herumliegen, geben derselben etwas überaus Malerisches, man mag sie betrachten von welcher Seite man will. Der Crati, welcher dicht unter ihr vorbei fließt, und über den eine schöne Brücke führt, ist der Krathis der Alten, den Ovid piscosus amnis nennt und ihm, mit Plinius, die Eigenschaft zuschreibt, den Haarwuchs zu befördern und die Haare kraus zu machen; Strabo sagt, er färbe sie gelb und heile diejenigen, die in ihm sich waschen, von vielen Krankheiten. In seinem Bette, da, wo er etwas unterhalb der Stadt mit dem Busiento zusammenfließt, sollen die Gothen ihren König Alarich mit all seinen Schätzen begraben haben.

Cosenza hat ein Kollegium, ein Theater und mehrere Kirchen, die indessen nichts Interessantes enthalten. Die meisten Gassen sind ziemlich steil. Die Einwohner, ein tüchtiger Schlag von Menschen, scheinen von dem alten bruttischen Geiste noch etwas bewahrt zu haben. Am Tage bemerkte ich wenig Leben in der Stadt, sobald es aber dunkel geworden und die Früchtehändler ihre Fackeln aufgepflanzt hatten, begann der furchtbarste Lärm und dauerte bis über Mitternacht hinaus. Die Umgegend ist sehr fruchtreich; die vorzüglichsten Produkte sind Honig, Oel, Hanf, Getreide und Wein; den Hauptgegenstand des Handels aber macht die Seide aus. Die Seidenwürmer kamen schon unter Justinian aus Indien nach Italien, allein die Zucht wurde wieder vernachläßigt, bis König Roger den Seidenbau in Sizilien und Italien wieder dadurch in Aufnahme brachte, daß er Leute, die das Geschäft verstanden, vom Peloponnes mit sich herüber nahm, worauf dann Kalabrien bald mehr Seide produzirte, als sonst ganz Italien. Schon im sechzehnten Jahrhundert berechnete man den Ertrag der Seide in Kalabrien auf drei Tonnen Goldes. Die erste Abgabe auf diesen Artikel legte Karl V., doch nur fünf Gran auf das Pfund. Im siebzehnten Jahrhundert bezahlt man schon 36 Gran für das Pfund, und schon damals betrug der Gewinn für den königlichen Fiskus über 260,000 neapolitanische Dukati. Die Menge der Seide schäzte man auf drei Millionen Pfund jährlich, die dem Land, nach Abzug aller Unkosten, ungefähr drei Millionen Dukati abwarfen. Der immer steigenden Abgaben wegen fing der Seidenbau wieder zu sinken an, doch schickte Kalabrien noch vor fünfzig Jahren alljährlich 800,000 Pfund rohe Seide nach Neapel, um sie von da aus weiter zu versenden. Die Abgaben beliefen sich damals auf 42½ Gran für das Pfund, so daß der königl. Fiskus 340,000 Dukati bezog. Die Seide im Durchschnitt zu zwanzig Karlin das Pfund angeschlagen, blieben Kalabrien 1,600,000 Dukati. Gegenwärtig liegt der Seidenbau um Cosenza sowohl, wie in ganz Unteritalien, sehr im Argen und wird von Jahr zu Jahr noch tiefer herabkommen. Die

N°. 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 5. April 1831.

Paris, Anfang März.

Die Anstalten für die schönen Künste sollen nun auch an der General-Reform Antheil nehmen; die Regierung hat in Folge der ihr geäusserten Wünsche durch den Minister des Innern eine Specialkommission angeordnet, die beauftragt ist Bericht zu erstatten:

1) über die Modifikationen, welche der Einrichtung der königlichen Schule der schönen Künste und der französischen Akademie zu Rom gegeben werden könnten;

2) über die Verhältnisse, welche zwischen diesen beiden Anstalten und der vierten Klasse des Instituts obwalten sollen;

3) über die passendste Art, wie bei den künstlerischen Concursen das Urtheil zu fällen wäre.

Der nämliche Beschluß ernannte als Mitglieder dieser Commission:

Maler: die HH. Gérard, Gros, Guérin, Ingres, Hersent, vom Institut; und die HH. Schnetz, Delaroche, Delacroix, Leon Cogniet und A. Scheffer.

Bildhauer: die HH. David, Cartellier, Pradier, Mitglieder des Instituts; Lemaire und Nanteuil.

Architekten: die HH. Huyot, Percier, Fontaine, vom Institut; und die HH. Alavoine, Duban, Blouet, Caristie, Lesueur.

Kupferstecher: die HH. Desnoyers, vom Institut, und Massard.

Musiker: die HH. Cherubini und Boieldieu, vom Institut.

Ferner, die HH. Quatremere de Quincy, Mitglied des Instituts und Inspektor der schönen Künste beim Ministerium des Innern; Eduard Bertin, gleichfalls Inspektor der schönen Künste, und Morimée, beständiger Sekretär der Schule. Der Beschluß sezt zugleich fest, daß „die Commission alle Reclamationen zu vernehmen und alle von Fremden an sie gerichteten Bitten zu begutachten habe.“

Diese Commission führte jedoch zu keinem erfreulichen Resultate. Die sechzehn ernannten Mitglieder aus der vierten Klasse des Instituts verweigerten den vierzehn übrigen Mitgliedern, die nicht zu dieser Klasse gehören, die Mitwirkung, protestirten gegen den Beschluß des Ministers des Innern und stellten vor, daß das Institut allein das Recht habe, die Angelegenheiten des Instituts zu controlliren, daß in dem Fall, um den es sich handle, alle Mitglieder der vierten Klasse, und nicht eine gewisse Anzahl derselben, consultirt werden müßten, daß schon früher ein Plan zur Reform, Verbesserung und Erweiterung des Instituts entworfen worden sey, den sie dabei zu Grunde legen würden u. s. w.

Der Minister des Innern ernannte hierauf, an die Stelle jener Mitglieder des Instituts, andere, nicht akademische Künstler, welche größtentheils in hoher Achtung stehen, nämlich:

Maler: die HH. Abel de Pujol, Steube, Drolling, Picot, Sigalon.

Bildhauer: die HH. Debay der Aeltere, Roman, Petitot.

Architekten: die HH. Visconti, Labrouste, Provost, Dupont.

Musiker: die HH. Fetis, Herold.

Auch zwei Liebhaber, Hr. Vitet und Hr. Ch. Lenormant, sind in diese neue Liste mit aufgenommen. Die meisten dieser neuen Mitglieder repräsentiren in der That die Generation der Künstler, welche seit zwanzig Jahren zum Glanze der Künste beigetragen hat. Die Commission hat bereits ihre Arbeit begonnen.

Gemäß einem Beschluß vom 25. September 1830 und dem beigefügten Programm des Ministers des Innern wurde ein Concurs für das zweite Gemälde ausgeschrieben, welches zur Zierde des Sitzungsaales der Deputirten bestimmt war. Das erste Gemälde stellt den Eid Ludwig Philipp I. vor; dieses zweite, das rechts von demselben angebracht wird, soll 19 Fuß Breite und 14 Fuß 6 Zoll Höhe haben, die Sitzung der constituirenden Versammlung vom 21. Juni 1789 in dem Augenblicke darstellen, wo Mirabeau dem Ceremonienmeister, der die Versammlung auffordert auseinander zu gehen, antwor-

tet, „Wohlan, sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir durch den Willen des Volkes hier sind, und daß wir, nur durch die Gewalt der Bajonette gezwungen, fortgehen werden.“ Acht und dreißig Concurrenten standen auf der Liste. Der Gegenstand ist zwar vollkommen gut gewählt, wenn man die Stelle berücksichtigt, welche das Gemälde einnehmen soll, denn er ist sehr geeignet den Volksrepräsentanten ihre Würde zu zeigen, und sie ihnen zurückzurufen, wenn sie versucht seyn sollten sie zu vergessen; aber es ist nicht gut gewählt, wenn man auf die malerische Darstellung Rücksicht nimmt, da er nur Worte aber keine Handlung enthält. Um seinen Zweck dennoch nicht ganz zu verfehlen, mußte der Künstler folgende Punkte festhalten: daß in dem Sitzungssaale zu gleicher Zeit der König, der Clerus und der Adel versammelt waren, daß der König sich zurückzog, und Clerus und Adel ihm folgten; daß der dritte Stand allein zurückblieb, daß der Großceremonienmeister auf Befehl des Königs die Auflösung der Versammlung verlangte, und daß hierauf die erwähnten Worte Mirabeau's erfolgten.

Unter den acht und dreißig Concurrenten findet sich ein Drittheil fast ganz unbekannter Namen: das ist eben kein Unglück, da es im Wesen öffentlicher Concurse liegt, daß jeder daran Theil nehmen kann. Aber beklagen muß man, daß nur eine so kleine Zahl von Talenten des ersten Rangs auf der Liste zu sehen ist. Es sind falsche Ansichten, welche viele berühmte Künstler abhalten, hier den Kampfplatz zu betreten, als ob sie fürchteten, neben den schwächeren und weniger bekannten zu verlieren, oder von einem großen, sich mit einem Male erhebenden Talente verdunkelt zu werden. Das Eine ist eben so kindisch, als das Andere durch die Erfahrung ungegründet erscheint.

Dieser Concurs war hauptsächlich dadurch merkwürdig, daß man unter den Geschicktesten die Classiker und Romantiker, an Zahl fast gleich, sich mit einander messen sah. Dabei war bemerkenswerth, daß die Lezteren sich ausserordentlich gebessert haben und die Skizzen eines Delacroix und Boulanger heut zu Tage sorgfältiger und bestimmter sind, als sonst ihre vollendeten Gemälde.

Unter den Concurrenten haben wenigstens zehn bis zwölf ihr Sujet auf eine zweckmäßige Art gefaßt, was wahrlich nicht leicht war, und die Scene verständlich dargestellt; man thut demnach gewiß unrecht, einen solchen Concurs gering zu achten, wenn auch neben vorzüglichen Entwürfen sich hie und da ein schlechtes Machwerk findet. Das Gute verliert dabei nichts.

Welche Gewalt hat nicht die Fluth eines aufgeregten Pöbels! In wenigen Augenblicken stürzt sie riesenhafte Gebäude um, und begräbt, wie der Lavastrom des Vesuvs, eine ganze Stadt unter ihren Trümmern. Beim Anblick jener erbitterten Menge, welche die Meubeln des erzbischöflichen Palastes zertrümmerte, dann in die Seine warf und bereits im Begriff war, das Gebäude selbst zu schleifen, und beim Ertönen jener Stimmen, die es anzuzünden aufforderten, weil man so schneller zum Ziele gelange, mußte man für die alte Hauptkirche zittern, welche das schönste Modell der gothischen Baukunst in der Hauptstadt ist und mehrere Kunstwerke von hohem Werthe enthält.

Saint-Germain-l'Auxerrois besaß gleichfalls einige kostbare Schätze; glücklicherweise hat der Eifer mehrerer Nationalgardisten die Gemälde gerettet und andere Gegenstände von Werth beschützt. Die Gemälde wurden in das Museum des Louvre gebracht. Unter andern Verlusten jedoch, muß man den der Sculpturen an der Kanzel beklagen, welche von guter Arbeit waren; diese Kanzel wurde zerbrochen und verstümmelt.

Die Kirche selbst wäre beinahe geschleift worden, ein Schicksal, welches ihr übrigens jezt noch droht; denn die Regierung wird wie man sagt, diese Veranlassung benutzen, einen Plan auszuführen, welcher bereits unter Colbert gefaßt worden war. Nach diesem Plane müßten nicht nur die Kirche, sondern auch die Klostergebäude und die von einigen daranstoßenden Straßen geschleift werden, um an der Stelle, welche sie einnehmen, einen großen und prächtigen Platz zu gewinnen, auf welchen der Pont-Neuf auslaufen würde; hierdurch würde auch der Eingang zum Louvre frei werden und die prächtige Façade des Perrault einen schönen Augen-Punkt gewinnen.

Die Ausführung dieses Planes, welchen die kaiserliche Regierung wieder aufgenommen hatte, ist durch die großen politischen Umwälzungen verhindert worden. Es könnte dem Kunstfreund wohl um einige Theile des Portikus dieser Kirche, und um die sehenswürdigen Sculpturen an den Capitälern der innern Säulen leid' seyn, welche für die Kunstgeschichte merkwürdig sind; indessen würde es nicht schwer seyn, sie zu erhalten und anderswo unterzubringen.

Die Lilien werden von allen Seiten mit Hammer und Säge verfolgt; unsere, durch die seit sechzehn Jahren so oft wiederholten Umbildungen ohnedieß entstellten Monumente werden hoffentlich nun keinen weiteren Angriff zu leiden haben.

Die Büste Ludwigs XVIII., die über dem Portal des Museums gestanden war, wurde geflüchtet. Eine viel wichtigere Veränderung erleiden die Basreliefs an dem Triumphbogen des Carrousel, mit deren Wegnahme man beschäftigt ist. Frankreichs alter Ruhm wird aus dem Exile zurückgerufen, und die älteren Basreliefs, welche noch existirten, werden ihre Stelle wieder einnehmen. Sollte man aber auch Frankreich nicht eine bessere Restauration geben können, als die oben auf dem Wa-

gen aufgestellte, welcher die Spitze des Monuments einnimmt? Diese Restauration war ein würdiges Sinnbild der von 1814, sie war, mit Erlaubniß der Carlisten und des Herrn Bosio, sey es gesagt, gänzlich verfehlt.

An der Börse wird Hr. Abel de Pujol nach einem Beschluß des Bauraths das Grisaillegemälde, welches die Einweihung des Monumentes durch Carl X. vorstellte, durch ein anderes ersetzen. Die Einbildungskraft und der Patriotismus dieses geschickten Künstlers werden einen der jetzigen Zeit würdigen Gegenstand zu finden wissen.

Fassen wir Alles zusammen, so haben die Kunstfreunde keinen andern fühlbaren Verlust zu beklagen, als den der Gemäldegallerie des erzbischöflichen Schlosses, welche einige Stücke von Werth enthielt und gänzlich zerstört worden ist.

In dem Bazar Montesquieu ward im Januar ein neues Diorama aufgestellt, zu welchem die Juliustage des vorigen Jahrs den Stoff geboten haben. Herr A. Colin hat eine Tafel von dreißig Fuß Höhe geliefert, welche man mit vollem Rechte ein Historiengemälde nennen kann. Dasselbe stellt den Kampf der Pariser gegen die königliche Garde, am 28. Julius beim Rathhause, vor, und verdient sowohl wegen des Gegenstandes, als auch wegen der Art, in der es behandelt ist, gesehen zu werden.

Auch Hr. Daguerre hat in seinem Diorama denselben Gegenstand zu einem großen Bilde bearbeitet, das in den lezten Tagen des Januars dem Publikum geöffnet worden ist. Dieß Werk übertrifft in der Ausführung alles was man bisher von diesem Künstler gesehen hat. Die Pariser sind Meister des Rathhauses und Platzes und bieten einem vollständigen Heere von Infanterie, Cavallerie und Artillerie die Spitze; Männer, Weiber und Kinder, viele ohne Waffen, wetteifern in muthvoller Vertheidigung oder Besorgung der Verwundeten. Die Darstellung ist so belebt und in der Hauptsache so wahr, daß man Hr. Daguerre gern einige Veränderungen in den Umgebungen verzeiht, wodurch das Oertliche an malerischer Schönheit gewonnen hat.

Noch größeres Aufsehen als diese patriotischen Vorstellungen erregte das Panorama der Schlacht von Navarin, das Hr. C. Langlois in der Rue des Marais-du Temple aufstellte. Der Platz auf welchem der Beschauer sich befindet, ist als wirkliches Schiff, und zwar als der Scipio, ein Kriegsschiff von 74 Kanonen, das sehr tapfer in der genannten Schlacht mitkämpfte, eingerichtet.

Man steht erstlich mitten in der Batterie von 18 Kanonen; daneben ist das Berathungszimmer; der Befehl, die Hängematten herunter zu nehmen, ist gegeben, die Scheidewand, welche das Zimmer gewöhnlich von der Batterie trennt, bereits weggeräumt. Zur Linken steht die Batterie in ihrer ganzen Länge, die Stücke deren jedes seine zehen Centner wiegt, die Kugeln u. s. w. Eine kleine Treppe, welche statt der Leiter dient, führt in den Speisesaal des Commandanten und seine Gallerie; alle Meubeln und Geräthe sind an ihrem Platze, die großen Karten, der Compaß ꝛc. Zur Rechten ist die Schreibstube; zur Linken die Hängematte eines Matrosen, neben dem Zimmer des Capitäns aufgehängt.

Eine neue Treppe führt auf die Dünette, von wo aus man die Schlacht übersieht. Hier mischt sich die Malerei mit der Wirklichkeit. Der Scipio selbst ist von den furchtbarsten Gefahren umgeben; ein angezündeter Brander hat sich an das Vordertheil angehängt; das ganze Schiffsvolk verläßt das Hintertheil und eilt auf diesen Punkt, um das Gebäude von dem gefährlichen Gaste zu befreien. Das Meer ist in diesem Augenblicke ruhig; wir sehen die ganze Ordnung, oder vielmehr die ganze Unordnung der Schlacht; überall Flamme und Rauch, gebrochene Masten, zerrissene Segel, angezündete Schiffe, die in die Fluthen versinken.

Die französische Fregatte Armida hatte ihren bestimmten Posten; wie sie auf ihren Ankergrund kommt, sieht sie die englische Corvette Talbot im ungleichen Kampfe mit einer großen türkischen Fregatte; schnell naht sie sich, läßt ihre Anker zwischen beiden nieder, tritt der Corvette bei und bohrt die türkische Fregatte in fünfzig Minuten in den Grund. Dieß ritterliche Benehmen des Commandanten, des Capitän Hugon, erregt den Enthusiasmus der Engländer; der Capitän des Talbot läßt sein ganzes Schiffsvolk in das Tauwerk steigen, und zur Ehre des tapfern Commandanten der Armida und seines Schiffsvolks ein dreimaliges Hussah rufen. Diesen Dankesruf hört man zwar hier, wo alles nur für die Augen ist, nicht; aber der ungeheure Horizont in Licht glänzend, die blauen Gebirge, die Bucht und die Stadt von Navarin, die Insel Sphakteria, und in der Mitte dieser Umgebung fünf bis sechs Flotten im Kampf; Alles dieß macht allerdings einen gewaltigen Eindruck.

Neben dem materiellen Tackelwerk des Schiffes findet man das fingirte Tackelwerk, das die Kunst des Malers schuf; ein Tau, ein Kanonenwischer, welche der Pinsel begonnen, endigen in die materielle Wirklichkeit; die Schiffbrücke, und die Verschanzungen um die Dünette, die uns körperlich und in vollkommener Realität umgeben, setzen sich im Gemälde gegen die beiden Seiten fort, so daß man den Uebergang vom Wahren zum Fingirten nirgends deutlich wahrnehmen kann.

Die freie Gesellschaft der schönen Künste hat von dem Minister des Innern die Er-

Beschlusses erhalten, durch welchen sie nun gesetzmäßig bestätigt ist.

Der Erlös aus den von den Künstlern zum Besten der im Julius Verwundeten hergegebenen und im Louvre ausgestellt gewesenen Gemälde und Zeichnungen hat 3276 Frks. betragen. Der Verkauf des Catalogs und die Ausstellung selbst haben, nach Abzug aller Kosten, mehr als 500 Frks. abgeworfen.

Die Wiederholung des Gemäldes der **Krönung Napoleons** von David, welche zu Paris im J. 1808 angefangen und während des Exils dieses berühmten Malers zu Brüssel beendigt worden war, ist seit dem 31. Januar in dem Saale der Straße Taitbout Nr. 9 ausgestellt.

Hr. **Gérard** hat im Laufe dieses Jahres an Hrn. Godefroy das ausschließliche Recht verkauft, sein schönes Gemälde von der Schlacht bei Austerlitz stechen lassen zu dürfen. Hr. Godefroy glaubte, vermöge dieser Concession Hrn. Chaillou-Potrelle und andere Kupferstichhändler wegen Nachdrucks gerichtlich belangen zu müssen, weil diese gleichfalls einen Kupferstich des nämlichen Gemäldes angekündigt und verkauft haben.

Der Advokat der beiden Lezteren führte zu ihren Gunsten ein Gutachten des Staatsraths vom J. 1823 an, nach welchem die Regierung oder jeder andere Käufer mit dem Eigenthumsrecht an dem Werke zugleich das ausschließliche Recht, dasselbe durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen, erwirbt. Hier hätte dieses Recht also bloß der Regierung zugestanden, deren Eigenthum das Gemälde der Schlacht von Austerlitz ist. Auf die deshalb ergangene Anfrage des Präsidenten erwiederte Hr. Gérard, daß bei Auslieferung seines Werkes an die Regierung nichts über diesen Punkt festgesezt worden sey, daß aber nach dem Gebrauch dieses Recht dem Urheber des Werkes verbleibe. Hr. v. Cailleur, Secretär des Museums, erklärte, daß die Regierung, beim Ankauf von Gemälden sich das Recht, sie in Kupfer stechen zu lassen, vorausseßlich vorbehalte; die Direction des Museums würde z. B. nicht gestatten, daß die Künstler ihre eigenen im Museum enthaltenen Werke stechen ließen, ohne deßhalb anzufragen; doch werde die Erlaubniß dazu niemals verweigert werden. Die Nachdrucker Daudet und Chaillou-Potrelle wurden hierauf von dem königlichen Gerichtshof, der erste zu 300, der zweite zu 500 Frk. Strafe verurtheilt.

Der Präsident von Griechenland hat an die französische Regierung ein Basrelief, die Arbeiten des Herkules vorstellend, zum Geschenke übersandt, welches, wie man sagt, das Innere des Jupitertempels zu Olympia zierte. Diese kostbare Bildhauerarbeit ist bereits im Louvre, jedoch noch nicht öffentlich ausgestellt.

Unter den neuen lithographischen Werken verdienen die 13te, 14te u. 15te Lieferung der: Pittoresken und romantischen Reisen im alten Frankreich, von den Herrn **Nodier**, **Taylor** und **de Cailleux** bemerkt zu werden. Sie enthalten die Auvergne. Preis jeder Lieferung 15 Frk. 50 C.

Bemerkungen über Kunst.

Das Kunstwerk ist seinem rechten Wesen nach eine **Blüthe** der Gesammtkunstkraft seines Meisters, eine Blume des günstigsten Moments. An der Wurzel, am Stamm, am Aste blüht der Baum nicht, und während der Rosenstrauch wächst, in Zweige und Blätter schießt, trägt er noch keine Rosen.

Wer eigentlich etwas anderes thun sollte, während er ein Kunstwerk zu erschaffen glaubt, der fördert gewiß ein schlechtes Werk zur Welt. Das künstlerische Produciren ist wie eine **Ehren**- so auch eine **Gewissens**-**Sache**. Manches, was uns erheitern, erheben will, ist ein Produkt der Erniedrigung, ein Ergebniß fehlerhaften Empfindens, unsittlicher Regung, leichtsinniger Pflichtverletzung, wo nicht verbrecherischer Lebensverhältnisse, und wären Alle, die sich der Kunst widmen, strenge gegen sich und gewissenhaft, wir würden uns nicht mit einem Schwall von unreifen Sachen überschwemmt sehen.

So ist also die täglich wachsende Fluth schlechter Dicht- und Kunstwerke eine wahre Sündfluth in dem Sinne, daß sie aus Dünkel, Eigennutz, sinnlichen Gelüsten, Frivolität, Geistesfaulheit entspringt.

*

Wer oft Gemälde reinigt und restaurirt, der sieht, wie ein Arzt, **lauter Kranke**.

*

Beim Anblick von **Portraits**, wenn diese nicht von wahrer Meisterhand gemalt sind, kommt selbst ernsthaften Leuten ein Lächeln. Wenn wir den lebenden Menschen sehen, so sind Gesicht und Kleidung von spezifisch ganz verschiedenem Tone; in den meisten Bildnissen ist aber jenes auch **gefärbt**, und es wirkt komisch, daß der Eigner durch die Küpe gezogen worden, wie sein Tuch. Wer unbewußt einen Klecks im Gesicht hat, während er sauber zu seyn wähnt, wird ausgelacht; auf einem ähnlichen psychologischen Grunde beruht das Komische beim Anblick so mancher Portraits.

N°. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. April 1831.

Zur Archäologie der christlichen Kunst.

Von C. Grüneisen.

I.

Von den Ursachen und Grenzen des Kunsthasses in den drei ersten Jahrhunderten nach Christus.

Das Christenthum ist als eine neue Schöpfung in die alte eingetreten, um diese zu verjüngen und zu vollenden. Seine Tendenz geht zwar zunächst auf den sittlichen Zustand und auf das religiöse Verhältniß der Menschen. Die Gewalt des Bösen soll gebrochen werden in den Gemüthern; der Geist, den der Täufer im Symbol der Taube über dem Erlöser schweben gesehen, die göttliche Kraft, das gute Prinzip des Lebens, soll in dem Reiche, welches Christus gestiftet hat, auf Alle herniederkommen, in Allen lebendig werden, das Eigensüchtige und Ungöttliche verdrängen und ihnen hier den ewigen Frieden, dort das ewige Schauen bereiten. Aber das religiöse Gefühl ist der Focus aller übrigen Lebensthätigkeiten. Nach seiner Beschaffenheit ordnen sich nicht allein die verschiedenen Weisen des Cultus, sondern auch das sociale Leben in seinen Verhältnissen und Verwickelungen ist davon abhängig. die Stufe intellektueller Bildung und Forschung unter den Völkern steht damit in enger Verbindung, und die Gestalten der Phantasie und Kunst werden dadurch hervorgerufen, verändert oder beschränkt. Ist sonach die Culturgeschichte des Alterthums nur die andere Seite seiner Religionsentwickelung; so gilt in diesen Beziehungen namentlich das Christenthum als die Mutter neuer Bildungen und eines veredelten Zustandes der Menschheit. Noch sind nicht zwei Jahrtausende an der Stiftung des Erlösers vorüber gegangen, und wir haben nicht nur das Zeugniß der Erfahrung dafür, daß die Wissenschaft ihre Principien geläutert, ihren Umfang ausgedehnt, ihre Anwendung auf das Leben vervielfältigt, daß die Rechte der Personen wie der Völker zu freierer Gestalt und reinerer Würde sich durchgebildet, daß die Gesellschaft überhaupt sich vorwärts bewegt; sondern vorzugsweise erfreuen wir uns des aus höhern Quellen strömenden, auf neuen Bahnen sich entfaltenden Kunststrebens, und müssen die Leistungen bewundern, in welchen es namentlich im Bezirke des kirchlichen Vereines, sowohl in den Zeiten der Entartung wie der Kraft und Ordnung desselben, sich ausgesprochen hat. Demnach ist in Wahrheit das Wort Christi weder einseitige Doctrin noch grämliche Ascese, sondern ein lebendiger Trieb, der vom innersten Gefühl und Selbstbewußtseyn aus alle Kräfte und Fähigkeiten des Menschen in Bewegung setzt und auf der festen Grundlage sittlicher Gesinnung nach der einen Seite hin die Welt in ihrem nothwendigen Zusammenhange unter sich und mit ihrem Urheber anschaut, nach der andern Seite das Tagewerk und die Gewohnheit des Lebens mit den Gebilden, Träumen und Klängen eines dichterischen Schaffens ausschmückt.

Je bestimmter wir nun aber einsehen lernen, daß auch die Durchbildung der Kunst in den Bereich des Christenthums ursprünglich gehört, wie denn solches von Christus selbst in den schönen Gleichnissen vom Senfkorn und vom Sauerteig mit angedeutet wird, am unzweideutigsten aber in dem historischen und mystischen Elemente des Glaubens und der christlichen Gemeinschaft mit dem Herrn und dessen Reiche eingeschlossen ist: desto auffallender ist es, daß die Religion, welche mit solcher Entschiedenheit in die Welt hereinschritt und ihre nichts weniger als das ganze Gemüth und Leben der Menschen forderenden Zwecke unverholen kundgab, sich frühe in einen Gegensatz mit der Kunst gestellt und diesen Gegensatz mehrere Jahrhunderte hindurch behauptet und vertheidigt hat. Allerdings ist damit auch dieß in Verbindung zu setzen, daß die älteste Kirche mit derselben Strenge sich gegen Philosophie und wissenschaftliche Behandlung der Gegenstände des Glaubens, wie gegen die Kunst und bildliche Darstellung religiöser Ideen und heiliger Personen aussprach. So scheint denn das Christenthum seine Aufgabe anfänglich selbst noch nicht begriffen und nur erst noch in bewußtloser Einseitigkeit die welterlösende Kraft entfaltet zu haben. Wir können aber durch eine genetische Erforschung der Ursachen jenes Kunsthasses zugleich die Grenzen desselben auffinden. Und dabei wird sich uns der geschichtliche äußere und innere Zusammenhang der ersten Ent-

wickelungen des Christenthums zur Genüge vor Augen stellen, so daß die Beurtheilung der uns auffallenden und ärgerlichen Erscheinungen schonender wird, wenn wir nicht allein das allmählige unabweisliche Vordringen der in der Idee des Christenthums mitgegebenen ästhetischen wie speculativen Forderungen wahrnehmen, sondern auch den anfänglichen Gegensatz in seinen deutlich gezogenen Grenzen auf religiöses Bedürfniß und auf Grundsätze der sittlichen Erfahrung gestützt kennen lernen.

Was uns hier am nächsten zu liegen scheint und worauf auch gewöhnlich zuerst von den Geschichtschreibern hingewiesen wird, ist die Verwandtschaft des Christenthums mit der mosaischen Religion und den jüdischen Gewohnheiten. Nur hat man einerseits früher dieses Verhältniß und seinen Einfluß auf das Christenthum zu sehr blos äusserlich genommen; anderntheils ist in neuester Zeit das Eigenthümliche des Judenthumes und somit auch die Verwandtschaft des Christlichen mit demselben neuen Gesichtspunkten unterworfen und in Deutungen, die von der ächten Gestalt der Sache abzuführen scheinen, aufgefaßt worden, so daß es Bedürfniß wird, diesen ersten Theil unserer Frage noch einmal und gründlich zu erörtern.

Ein Mißverständniß des Geistes und Gehaltes der alttestamentlichen Religion ist es gewiß, wenn man das monotheistische Princip derselben als eine logische Abstraction, einen blosen Verstandesbegriff, auffaßt und darauf nun nicht allein die streng moralische Richtung der jüdischen Theokratie, sondern auch die Abwehr oder doch Beschränkung künstlerischer Darstellungen in Beziehung bringt. Abgesehen von demjenigen, was die Geschichte selbst von den religiösen Ansichten und Grundsätzen des Moses mittheilt, — liefe sich wohl denken, daß er auf dem Wege spekulativer Forschung einen Begriff gefunden, der nachmals ein nur sinnlich erregbares morgenländisches Volk zu fesseln und zu leiten vermochte? Oder daß Abraham in noch früherer Zeit sich zu solchen Ergebnissen einer vergleichenden und sondernden Reflexion erhoben? Oder daß der Gesetzgeber der Israeliten, weil erzogen am ägyptischen Hofe, nun auch hier in die Geheimlehre der Priesterphilosophie eingeweiht, eine durch Abstraktion sublimirte und entleerte Vorstellung wie von einem indischen Parabrama oder von dem griechischen Fatum empfangen habe? Ehe man eine vorgefaßte Meinung mit beliebigen Hypothesen stützt, ist es doch wohl am gerathensten, der Gottesidee Abrahams und Moses' fest in's Auge zu sehen und zuprüfen, ob sie wirklich auslogischer Abstraktion nach und nach entstanden und nicht vielmehr unmittelbar aus sittlichem Bedürfniß und religiöser Intuition hervorgegangen sey. Letzteres aber wird klar, wenn Jehova, dessen Name freilich zunächst eine metaphysische Bezeichnung ist, als Concretum, als eine reale, allwirksame, persönliche Kraft (schon bei Abraham, 1 Buch Mos. XVII, 1.), und mit bestimmten Zügen der Heiligkeit und Güte, in dem besonderen Verhältniß zu einem einzelnen auserkorenen Volksstamme sich zu erkennen gibt. Offenbar liegt bei Abraham ein moralisches Gefühl, ein edler Sinn seinen religiösen Ahnungen, Gesichten und Vorstellungen zum Grunde. Von dieser Seite faßte auch Moses die von den Vätern her vielleicht nur dunkel fortlebende Idee eines nationalen Schutzgottes, der zugleich der lebendige, urkräftige Gründer und Ordner des gesammten Weltalls sey, auf, und entwickelte nun auch das Gesetz im innigen Zusammenhange mit der aus religiösen und sittlichen Bedürfnissen entsprungenen und daran genährten Gottesidee. Es stand nun gewiß auch dasjenige, was von ihnen über Beiziehung der Kunst und bildlicher Darstellungen zum Gottesdienste geurtheilt wurde, in nächster Verwandschaft mit dem Vorigen, in völliger Abhängigkeit nicht von kalten dürren Begriffen, sondern von dem warmen und vollen sittlichen Bedürfniß ihres Herzens. Die jüdische Theokratie bildet zu dem heidnischen Alterthume nicht den Gegensatz des trockenen theoretischen und praktischen Verstandes mit der lebendigen frommen Naturanschauung, sondern im Gegentheile den des vorherrschenden sittlichen Bewußtseyns, in welchem der monotheistische Glaube sich lebendig bewegt, mit dem vorherrschenden Weltbewußtseyn, das auf seinen ersten Entwickelungsstufen sich über die Vielheit der Erscheinungen und Kräfte nicht zu erheben vermag und das sittliche Bedürfniß einem sinnlichen Cult und der gegenwärtigen Anschauung und Pflege der verehrten Glaubensideale unterordnet.

Der Mosaismus, ein Gesetz, eine sittliche Religion, und zwar allerdings noch des Buchstabens, ist in seinem Wesen nicht der Kunst abhold, obwohl derselben nicht so ausschließend verschwistert wie das Heidenthum der Aegyptier und der Griechen. Er zog sogar die Kunst des Gesanges und prophetischer Rede herbei, seine Ideen darin auszusprechen und zur religiösen Volksbildung in ihrem Gewande mitzutheilen. Er rüstete einen weitläufigen und bis in's Einzelnste bestimmten Gottesdienst mit einem Priesterstande her und baute den Tempel, dessen Wände und Geräthe auch von plastischer Kunst nicht ganz leer standen. Soweit überhaupt die Kunst vor der Gefahr, eine schädliche Berührung mit den Naturreligionen herbeizuführen, bewahrt werden konnte, war sie von Moses — geduldet nicht nur, sondern — gehegt. Aber diese Gefahr des Rückschrittes in die sowohl für die Sittlichkeit als für die nationale Wohlfarth verderblichen Irrthümer der Vielgötterei und des Götzendienstes war unter dem sinnlich schwachen Volke groß, welches nur gar den Vorzug nicht empfinden zu wollen schien, der ihm durch den reinen religiösen und sittlichen Gehalt seiner Theokratie verliehen war. Daher die Abneigung dieses Gesetzgebers gegen diejenigen Künste, aus deren Händen die sichtbaren

Götterbilder in menschlicher und Thier-Gestalt hervorgehen. Schon Jakob, dessen Weib Rahel sich von ihres Vaters Götzen so wenig hatte trennen mögen, daß sie dieselben stahl und dem Zurückfordernden listig vorenthielt, hatte im ersten Buch Mos. (XXXV, 2—4) alle Götzenbilder unter seinem Gesinde weggenommen und mit Ceremonien, wodurch jene recht als ein Gräuel vor Gott bezeichnet werden, sie vergraben. Dieselbe Erklärung hat Moses gegeben. Das zweite von den zehn sinaitischen Geboten, welches, wie bekannt, unter allen christlichen Kirchen nur die reformirte, namentlich die calvinische, beibehalten hat, lautet ganz entschieden auf Ausschließung bildlicher Darstellungen, weil der Gesetzgeber fürchtet, es möchte unter diesen die Gottheit angebetet werden, (2. B. Mos. XX, 4. 5. vergl. 5. B. IV, 15—18; V, 8). Der Ausdruck Bild (z. B. פסל, ein Gehauenes) gilt schlechthin für Götzenbild. Ausdrücklich wird (5. B. XXVII, 15) „verflucht, wer ein steinernes oder gegossenes Bild machet, einen Gräuel des Herrn, ein Werk der Werkmeister Hände.“ Es mag dahingestellt bleiben, ob unter den Israeliten die reine Idee der völligen Unkörperlichkeit des göttlichen Wesens oder überhaupt nur der unbestimmtere Begriff unendlicher Erhabenheit vorgewaltet, obgleich letzteres nicht sowohl durch die starke Bildersprache der Alttestamentlichen Poesie, als durch sinnlichere Aeusserungen im Talmud an Wahrscheinlichkeit gewinnt; jedenfalls aber ist der Grund des mosaischen Bilderverbotes zunächst in der Furcht vor dem damaligen Bilderdienste und mit dieser überhaupt in der sittlichen Tendenz des israelitischen Glaubens zu suchen, aus welcher selbst wohl erst die veredelten Vorstellungen vom göttlichen Wesen und Wirken sich von Abraham an entwickelt und erweitert haben mögen. Mit besonderer Kraft wird denn auch nächst der Bewahrung des eigenen Cultus die Zerstörung heidnischer Götzen, wo man sie finde, angeordnet (3. B. Mos. XXXIII, 52; 5. B. VII, 25); die Dichter und Propheten setzen diese Forderungen fort, schildern die Nichtigkeit, die eigene Hülflosigkeit der angebeteten Bilder; und eifrige Richter, Feldherrn, Könige thun nach jenem Gebote.

Die Stiftshütte und darin die Bundeslade, sind übrigens von israelitischen Meistern gefertigt, die, wie es heißt (2. B. Mos. XXXI, 2 ff. vergleiche XXXVI, 1 ff.), „mit dem Geiste Gottes erfüllt waren, mit Weisheit und Verstand und Erkenntniß und Arbeit (Geschicklichkeit), künstliche Arbeit zu ersinnen in Gold, Silber, Erz, künstlich Stein zu schneiden und einzusetzen und künstlich zu zimmern in Holz, zu machen allerlei Werk“; — worunter namentlich der Gnadenstuhl der Lade mit den zwei Cherubim angeführt wird. Dagegen zum Bau des salomonischen Tempels bedurfte man phönizischer Künstler und Werkleute, um einen großen Theil dieser Arbeit in's Werk zu richten, sowie eines obersten Meisters aus Tyrus, um das Ganze zu leiten. Doch ist die plastische Kunst im Volke nie völlig erloschen; den zweiten Tempel bauten und schmückten nur jüdische Hände, und Sirach schreibt von Siegelschneidern, welche lebende Figuren darstellen (XXXVIII, 28). Aber einestheils die nach dem Exil vermehrte Aengstlichkeit in buchstäblicher Beobachtung der Gesetzesvorschriften, andrerseits die eigene Furcht vor Vermischung mit dem Heidnischen und bei den Erleuchteteren die Verabscheuung der Ursachen und Folgen der Abgötterei hemmten wohl jedes weitere Aufkommen bildlicher Darstellungen, als etwa zum nächsten häuslichen Gebrauche, namentlich auf gewirkten Tapeten, und auch dieß wohl so selten und so behutsam, daß Origenes, von der Zeit Jesu namentlich, berichten konnte (c. Celsum IV, 31): Im jüdischen Staate sey kein Maler und Bildhauer zugelassen worden, da die Gesetze dergleichen verböten, damit ungebildeten Menschen keine Gelegenheit gegeben würde, ihre Seelen durch solche Lockungen vom Dienste Gottes auf irdische Dinge abzulenken. Mit besonders tiefem Scharfblicke hat der Verfasser des Buches der Weisheit die Entstehung des Bilderdienstes aus dem Gesichtspunkte der Entsittlichung des Menschengeschlechtes aufgefaßt und demzufolge alles Schnitzwerk der Hände verworfen (Cap. XIV.).

Während eine ängstliche Tradition die mosaischen Anordnungen, ohne Rücksicht auf ihren temporären Werth und ihre speziellen Beziehungen, nicht nur aufrecht hielt, sondern durch willkührliche Satzungen vermehrte, und so recht im Begriffe stand, alles zu versteinern in starrer Aeusserlichkeit und einseitiger Nationalität; regte sich das Leben unter dieser Puppenhülle. Christus kam, vom jüdischen Weibe geboren und unter das Gesetz gethan, um das Bürgerrecht der Menschheit wie im Himmel so auf der ganzen Erde zu stiften und die Schranken des Gesetzes mit der Freiheit des Geistes zu durchbrechen. In dieser Freiheit ist die vollkommene Ausbildung des menschlichen Wesens mitgegeben. Der Glaube, der den Erlösten innewohnt, als das göttliche Lebensprinzip, läutert und entfaltet die geistige Natur nach jeder Seite hin in harmonischer Einheit und Wechselwirkung.

Wie demnach an solchen, welche der Glaube ganz erfüllt hat und welche, wie die Schrift sagt, in Christo Jesu sind d. h. in inniger Lebensgemeinschaft mit ihm stehen, nichts Verdammliches ist und diese eben so wenig durch irgend etwas im Himmel und auf Erden von Gott geschieden werden können; so mag, wenn ihnen auch die ästhetische Seite des Lebens für ihren Glauben keine fördernde Berührung darböte und somit nur ein Adiaphoron, etwas für die Frömmigkeit gleichgültiges, wäre, — es mag in diesem Falle doch wohl die Kunst unter ihnen verstattet werden, ausgenommen solche Darstellungen derselben, die für die reinen

Sitten ärgerlich oder der geläuterten Religionsansicht unwürdig wären. Gefährlich ist ihnen weder ein Bild des wahren Gottes noch falscher Götter, aber unanständig. Dagegen ist die Gefahr nicht verschwunden für solche, die der inneren Freiheit noch nicht ganz theilhaftig worden sind. Diese stehen, so lange sie den Glauben nicht mit klarer Kraft behaupten, immer noch unter einem Gesetze; sie sind der Verführung durch allerlei Täuschungen ausgesezt und bedürfen einer Zucht und Leitung.

Das Christenthum ist nun aber seiner innersten Natur nach so wenig gleichgültig um die Kunst, daß vielmehr gerade sein Geist, der Geist der sittlichen Freiheit, in den ungezwungenen Bildungen der Phantasie, in der natürlichen Ergießung der Empfindung, in der bald anmuthigen bald erhabenen, bald heitern bald ernsten Verknüpfung solcher Ideen, Gefühle und Bilder, seine eigene Schönheit wie in einem Spiegel anschaut und sich an diesem Anschauen selbst ernährt und bildet. Die Kunst ist in ihrem unendlichen geistigen Reichthum und ihrer sittlichen Tiefe die ewige Blüthe des Lebensbaumes zu nennen, der in dem Boden des Evangeliums erst recht gedeihlich steht und dessen reife Früchte die theoretische Anerkenntniß der Weltordnung und ihres Urhebers und die praktische Wirksamkeit zur Verwirklichung des göttlichen Reiches im irdischen Leben sind. In diesem Sinne konnte denn auch die Offenbarung des Christenthums nirgends die Kunst verwerfen; nur gegen solche Erzeugnisse der Kunst mußte sie sich erklären, welche mit einer vernünftigen Vorstellung von Gott (Apostelgesch. XVII, 29.; 1. Theſſ. I, 9.) streiten, oder welche nur durch Losreissung des menschlichen Herzens und Sinnes aus der Gemeinschaft Gottes ihren Ursprung empfangen und zu sittlicher Verderbniß neuen Anstoß gegeben haben (Brief an die Röm. I, 21. ff. vergl. 1 Korinth. XII, 2.).

Ob aber die ersten Verkündiger selbst wirklich an eine bildende Kunst dachten, deren Werke dem Glauben entsprächen und ihn beförderten, — ob ihnen bei ihrem neuen Beruf und ursprünglichen Wirken für die Zwecke ihres Meisters überhaupt solche Vorstellungen mit hellem Bewußtseyn bereits vor die Seele treten konnten, Vorstellungen, welche später die Entwickelung der Kunst in der Kirche und zwar durch ein eigenthümliches christliches Prinzip gerechtfertigt hat, — dieß sind Fragen, die wir uns erst später mit näherer Bestimmtheit verneinen werden. Der innere Zusammenhang zwischen dem christlichen Glauben und dem jüdischen Gesetze gibt uns an und für sich über das Schweigen der heiligen Schriftsteller noch keine sichere Auskunft. Einem äußern Zusammenhange dagegen zwischen dem Alten und Neuen Testamente, der auf Kosten des inneren, d. h. der geistigen Fortbildung, Erfüllung und Erweiterung des im A. T. Gesetze nach nationalen und temporären Bedürfnissen Dargebotenen, auch noch im N. T. festgehalten wurde, begegnen wir freilich mehr oder weniger bei allen Aposteln; am meisten bei Petrus, am wenigsten bei Paulus und Johannes. Aber wo derselbe sich nicht deutlich ausspricht, dürfen wir ihn auch nicht bestimmt voraussetzen noch ähnliche Erscheinungen, die sich auf anderem Wege genügender erörtern lassen, aus ihm herleiten wollen. Zumal ist nicht zu vermuthen, daß der Apostel, welcher den Erlöser als des Gesetzes Ende bezeichnet und in der Erfüllung desselben durch Christus zugleich seine Aufhebung anerkennt, Paulus, welcher sich selbst allmählig so ganz aus der Vermischung seiner Ansichten mit jüdischen Theorien herausgebildet hat, — daß dieser aus Anhänglichkeit an den Buchstaben des mosaischen Gesetzes nicht nur gegen die stummen Götzen (1 Theſſ. I) und die Verkörperung der reinen Gottesidee in ein Bild (Röm. I), sondern gegen alle Darstellungen der Plastik und Malerei geeifert und somit den spätern Kunsthaß der Christen begründet habe. Wenn aber in der Periode, welche auf das apostolische Zeitalter folgt, Stimmen laut werden, die das Christliche nur als einen Zusatz zum Judenthum auffassen und sich durch Anschließung ihrer christlichen Erkenntnisse (z. B. von der Person des Erlösers) an eine beschränkte jüdische Vorstellungsweise zu erkennen geben; so ist mit Recht anzunehmen, daß sie zu der gemeinsamen Abwehr der bildenden Kunst vornämlich aus Rücksicht auf die jüdische Gewohnheit, aus Scheu vor dem alttestamentlichen Gesetze, eingestimmt haben. Ueberhaupt aber berufen sich auch spätere Kirchenlehrer der verschiedensten Geistesrichtungen gerne auf das mosaische Verbot und auf andere Stellen des A. T., um gegen die Vereinigung bildender Kunst mit dem Christenthum anzukämpfen; doch auch dieß geschieht immer in Verbindung mit andern Beweisgründen ausser jener Auctorität, und vielmehr nur zur Unterstützung eigener Ueberzeugung und Erfahrung. Darüber im Folgenden das Nähere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Zu jedem Werke der Kunst muß der Beschauer, der Beurtheiler eine ergänzende Kraft und Thätigkeit bringen. Wer ohne eine solche davor tritt, der spricht beschränkt oder maliciös, jenachdem es ihm an Geist oder Gemüth fehlt.

*

Das künstlerische rechte Schaffen hat vier Hauptfeinde: die Trägheit, die allgemeine und die momentane — die Zeitzersplitterung, — die Verachtung ergiebiger Lebens-Sphären, — den Hochmuth, der nicht mehr lernen, aufnehmen, nicht wieder zu den Elementen zurückgehen will.

N°. 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. April 1831.

Zur Archäologie der christlichen Kunst.

Von C. Grüneisen.

I.

Von den Ursachen und Grenzen des Kunsthasses in den drei ersten Jahrhunderten nach Christus.

(Fortsetzung.)

Der grössere Theil der Masse, die von dem Sauerteige des Erlösers durchdrungen werden sollte, war das Heidenthum. Die Opposition gegen dieses und gegen Alles, was damit in Berührung stand, lag in der Idee des Christenthums selbst und brauchte nicht durch ein früheres positives Gesetz eingeschärft zu werden. Der Kunsthaß der ältesten christlichen Gemeinden gestaltete sich mit und in dem Kampfe gegen das Heidenthum, weil dieses so ganz verschmolzen war mit bildender Kunst, daß es als die Seele der Kunst, die Kunst aber als Träger und Hülle des Heidenthums erschien. Die Christen fanden ja in der ganzen römischen Welt, so verschiedenartig die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der verschiedenen Völker waren, doch überall die Nationalgötter in sichtbaren Gestalten von menschlicher Hand abgebildet. Die Herrschaft der Römer hatte die bis dahin getrennten Länder in solche Berührung gebracht, daß sie ihre Götter tauschten, ihren Glauben vermischten, ihre Gebräuche gegenseitig bereicherten, und daß somit erst recht dem Heidenthum ein allgemeiner Sieg errungen schien, getragen von den Siegen der ewigen Weltstadt; obgleich dem aufmerksameren Beobachter nicht entgehen konnte, daß die Vermischung der Religionen und Götterdienste den Glauben der Völker nicht befestigt, vielmehr durch Hinwegräumung der nationalen Stützen ihn untergraben und namentlich unter den Griechen und Römern selbst mehr eine religiöse Mode- und Zerstreuungssucht herbeigeführt hatte, die dem Gereifteren keinen innern Halt verlieh, die ihn im Gegentheil in die trostlosen Zweifel der Skepsis oder zu den sittenlosen Irrwegen der epicureischen Philosophie hintrieb. Die Kunst hatte den Volksglauben vermehren und verwirren müssen, indem man zuletzt die einzelne Gottheit nach der Menge ihrer Tempel und Statuen sich vervielfältigt dachte; jedes Götterbild mit neuen Attributen und von eigenthümlicher Gestalt trug dazu bey. Ferner durch die Schönheit der Formen, durch die Mannichfaltigkeit der Darstellungen, durch das Menschlich-Sichtbare und, was seit der neunzigsten Olympiade immer mehr um sich griff, durch das Sinnlich-Lockende dieser Götterbilder war ein auf halber Bildungsstufe unwiderstehlicher Reiz gegeben, sich an dem äusseren Wohlgefallen genügen zu lassen; und wenn auch sittliche Empfindungen mit dem Anblicke des Zeus, der Pallas, ja sogar der Venus sich verbanden, so war doch der sinnliche Eindruck der vorherrschende und Glaube, Gottesdienst, Weltanschauung vorzugsweise mehr dem Schönen, als dem Guten und Wahren zugewendet. Das Schöne aber, losgerissen vom Wahren und Guten, ist ein sinnliches; vorherrschend vor diesen beiden im religiösen Zustande des Menschen, bleibt es wenigstens ungenügend, die Interessen des geistigen Lebens in vollem Maaße zu befriedigen. Man findet zwar, daß namentlich unter den älteren Römern eine sittliche Richtung die Naturreligion beseelt und daß sogar moralische Begriffe hier in Götter und Göttinnen verwandelt werden; wie denn ein alter Schriftsteller das frühere Rom eine Herberge aller Tugenden nannte (Ammian. Marcellin. Histor. XIV, 6, vergl. Salust. Catil. IX). Aber auch diese Richtung war in der Zeit der Einführung des Christenthums unter griechischem Leichtsinn und orientalischer Weichlichkeit verschwunden. Die Schilderung, welche der Apostel Paulus in der Einleitung seines Briefes an die Römer von der moralischen Versunkenheit und den unnatürlichen Lastern gibt, welche zu seiner Zeit herrschten und vor welchen, wie er anderswo sagt (Br. an d. Ephes. IV, 17—19), die Christen durch den Geist des Herrn behütet würden, stimmt vollkommen mit der Darstellung heidnischer Schriftsteller, eines Sallust, Tacitus, Seneca u. A. überein. Zu diesem unsittlichen Zustande der Menschheit trug nun das Heidenthum nicht bloß durch die Göttersagen der Dichter und Priester, sondern auch durch die Veranschaulichung derselben vermittelst der Kunstdarstellung bei. Nicht nur, daß dem Unreinen das reinste Kunstwerk ein Aergerniß

wurde; — auch die Künstler selbst hatten die Schattenseite des Naturcultus mit Verleugnung der sittlichen Ideen und Anforderungen gehegt. Die besseren Heiden mußten sich selbst davor entsetzen, wie wir aus unzähligen Stellen der Alten entnehmen, und namentlich Aristoteles in seiner Politik (VII, 18) verlangt von der Obrigkeit, dafür zu sorgen, daß die Bildsäulen und Gemälde keine schmutzige Scenen vorstellten, ausgenommen in den Tempeln solcher Gottheiten, die nach der gewöhnlichen Meinung der Sinnlichkeit vorstehen. Auch hier war die Kunst wenigstens unter gewissen Einschränkungen als die Dienerin der Sinnlichkeit anerkannt; und welch ein wildes, rohes, thierisches Wesen bei den griechischen Thesmophorien, den Bacchanalien und ähnlichen Festen hervorbrach und wie dieß Alles durch Lieder und dramatische Handlungen nicht allein, sondern auch durch Bilder und Bildchen — namentlich des Phallus — noch mehr erhizt wurde, ist gleichfalls von verschiedenen Zeugen berichtet.

Daneben war die Kunst auch dem Aberglauben behilflich, welchen die heidnische Götterlehre hervorgerufen und der verwilderte oder verweichlichte moralische Zustand der Welt vergrößert hatte. Ueberall trägt die menschliche Schwäche in das Bild der Götter eine Mittheilung göttlicher Kräfte und Segnungen über. Zum beliebigen Dienste in jeder Lage des Lebens mußte eine Anzahl verschiedener Hausgötter in jeder Familie bereit stehen. Den schlimmsten Unfug aber trieb man mit den Amuleten, welche durch morgenländische Magier, durch Priester der Isis oder der kleinasiatischen Cybele oder selbst auch durch schlaue jüdische Goeten in Umlauf gebracht worden waren, und zu deren Verbreitung namentlich die Steinschneidekunst mitwirkte.

So war in der heidnischen Welt die Kunst durch die Religion geweckt und hinwiederum geschäftig, das religiöse Leben zu unterstützen, oder vielmehr, es in den Fesseln der Natur, im Kreis der Sinne zurückzuhalten. Sie war von dem Glauben wie von dem Cultus unzertrennlich. Alle Erzeugnisse der Kunst, auch solche, die dem gewöhnlichen Leben und den nächsten Bedürfnissen der körperlichen Pflege dienen, waren mit Erinnerungen an mythologische Gegenstände versehen, gehörten als Symbole in das Gebiet der Religion; wie man z. B. an den Resten des antiken Hausgeräthes ersehen kann. Daher schien dem Gegner des Heidenthums die Kunst nicht ein zufälliges Mittel, sondern ein wirklicher und wesentlicher Bestandtheil desselben, selbst etwas Heidnisches, Ungöttliches, Verwerfliches zu seyn. Die reingeistige Idee, welche die Christen von der Gottheit gewannen, die reingeistige Anbetung, welche sie ihr weihten, machten ihnen vorerst jede körperliche Auffassung, dann aber auch jede sonstige unwürdige bildliche Darstellung des Göttlichen fremd und verhaßt. Darin bewährt sich die innere Verwandtschaft des Christenthums mit dem Mosaismus. Ersteres gieng, von dem höheren Bewußtseyn beseelt, noch weiter, indem es für den Allgegenwärtigen auch die Tempel, als von Menschenhänden erbaute Schranken, entbehrlich fand. Es riß den Götzendienst mit der Wurzel aus, indem es auf einen vernünftigen Gottesdienst (λογικὴ λατρεία) drang. Es mußte darum auch dasjenige Kunststreben aufheben, wofür im Gebiete des christlichen Glaubens kein Element mehr vorhanden war; es mußte, sofern im Heidenthum allein alles Kunststreben, wie das ganze Heidenthum selbst nur in Naturvergötterung und sinnlicher Schönheit aufzugehen schien, jeder Kunst, die in plastischen Formen und in Farben wirkt, sich entgegenstellen; es mußte bei diesen Voraussetzungen alle und jede bildende Kunst verwerfen, bis ihm das Bewußtseyn aufgieng, daß es auch eine mit dem Heidenthum nicht identische, noch demselben überhaupt dienstbare, sondern eine dem Christenthum angemessene, ihm unmittelbar förderliche und aus dessen eigenthümlichen Grundsätzen und Anschauungen hervorgehende Kunst gebe. Zuvor aber machte die Erfahrung, welche die heidnische Religion und deren Einfluß auf die Sittlichkeit darbot, einen solchen Eindruck auf die ersten Christen, daß sie sogar ihr Ideal sittlicher Schönheit und geistiger Größe sich absichtlich in einer gemeinen und häßlichen körperlichen Gestalt dachten, um es, als etwas für menschliche Kunst Undarstellbares, nur den Gemüthern zu innerer Erbauung und Kräftigung vorzuhalten und jedem Versuche einer künstlerischen Behandlung vorzubeugen (Clem. Alex. Paedag. III, 1, VI, 17; Tertull. de carne Christi c. 9; Origen. adv. Cels. VI — meistens mit Beziehung auf die Stelle des Jesaias LII, 14; LIII, 23.). Die christlichen Lehrer schilderten die Künstler, welche die Götterbilder verfertigten, als Boten und Diener des Teufels (Tertull. de idololatria c. 3) und die Kunstwerke als Entwürdigung des Erhabensten (Clem. Al. Strom. V, 5); die Kirchenvorsteher aber gestatteten die Taufe eines solchen Künstlers nur, wenn er diesem Berufe, Götzenbilder, wenn auch nur für Andere, zu machen, entsagt hatte (Constitutt. Apost. VIII, 32). Aus diesem allem ist auch wohl begreiflich, wie die an Götterbilder gewohnten Heiden die Christen für Atheisten erklären konnten, weil sie keine Götterbilder hätten, als ohne welche es keinen Glauben und Gottesdienst gebe; ferner, wie die Aesthetisch-Gebildeten unter den Heiden das Christenthum beschuldigen konnten, es wolle die Menschheit wieder in den Zustand der Barbarei zurückdrängen; endlich, wie diejenigen, die von der Religion des Heidenthums lebten, Künstler wie Priester, den bittersten Haß auf die siegreich einschreitenden Lehren und Lehrer des Evangeliums werfen, wovon schon das N. T. in der Geschichte des Auflaufes der Goldschmiede gegen den

Apostel Paulus in Ephesus ein so merkwürdiges als frühes Zeugniß ablegt.

Wenn hierin von den Christen zuweit mochte gegangen werden; so ist es ein ähnlicher Fall, wie mit der Verwerfung gelehrter Kenntniß und wissenschaftlicher Behandlung der Wahrheit. Den in seinen Stützen schwankenden und durch Vernichtung seines volksthümlichen Gepräges immer mehr verschwimmenden Volksglauben suchte die Philosophie zu halten, durch Unterlegung von Vernunftideen zu rechtfertigen und in einem inneren Zusammenhange darzustellen. Später war es vorzüglich die Aufgabe der neuplatonischen Philosophie, dem Christenthum eine mystische Speculation gegenüberzustellen, wodurch den mythologischen Vorstellungen und dem Opfer- und Fest-Cultus des Heidenthumes ein tieferer Sinn und religiöses Leben eingehaucht wurde. Ueberhaupt aber hatte auch schon in der apostolischen Zeit und noch früher die Kunst der Sophistik sich ausgebildet, welche mit dialectischem Scheine jeden Satz zu vertheidigen und durch Kraft oder Eleganz der Sprache die Gemüther zu fesseln, die Geister zu überreden und den Willen zu bestimmen wußte. Diese Kunst, eine Tochter des hellenischen Bodens, war mit ihren Waffen der einfachen Rede ungebildeter Apostel gefährlich; ja, es schien auch sie eine dämonische Gabe, weil man sie nur auf der Seite der Gegner und in der Verbindung mit den Grundsätzen heidnischer Religion oder mit den Beschäftigungen der Philosophie vorfand; als Weisheit dieser Welt wird sie von dem Apostel (1 Br. an die Corinthier I und II) der göttlichen Thorheit gegenüber gehalten, welche durch Christum und seine Jünger die Welt ohne die Worte, welche die menschliche Weisheit eingibt, überwinden werde. Auch blieb es längere Zeit die weitverbreitete Ansicht, für den Vortrag des Evangeliums, das wie sein Meister in Knechtsgestalt sich am schönsten ausnehme, solle weder der Schmuck und Schwung der Beredsamkeit, wie ihn die Hellenen in weltlichen Angelegenheiten oder für die Interessen ihrer Religion zu gebrauchen pflegten, noch die wissenschaftliche Begründung und Anordnung, deren man etwa nur für menschliche Meinungen bedürfe, in Anwendung gebracht werden. (Clem. Alex. Strom. I; Iustin. M. Apol. I c. 35.)

Freilich drängt sich gerade hier, bei der gedoppelten Opposition der ersten christlichen Jahrhunderte gegen Wissenschaft und Kunst als gegen Erzeugnisse und Mägde des Heidenthums, die Frage auf: wie geschah es, daß der welterlösende und zugleich weltumfassende Glaube in seinen ersten Bekennern sich selbst so unvollständig zum Bewußtseyn kam, daß er zwei wesentliche Erscheinungen des geistigen Lebens bekämpfte, die doch nur, soferne sie dem Irrthum dienten und das Böse förderten, bekämpft werden durften, und daß namentlich das schöne Verhältniß der Religion zur Kunst — ausser dem Gesang — beinahe ganz verkannt werden konnte? Man kann sich weder auf das strenge Verbot des Judenthums, dessen wir früher gedacht haben, berufen; noch genügt es, im Allgemeinen auf das Gesetz der Naturentwickelung, das Allmähligkeit aller Bildungen heische, hinzuweisen, weil eben das Wesen des Christenthumes darin bestehen will, mit freiem Sinne das Gesetz zu erfüllen und, unabhängig von Zeitvorstellungen und Volksbegriffen, alle frühere Bildungen und einseitige, unvollkommene Ansichten durch die volle, lautere Wahrheit nicht bloß in sich aufzunehmen sondern auch zu vergeistigen, zu erweitern und zu vervollkommnen. Aber die Strahlenfülle, die gleichmäßig nach allen Seiten des innern und äussern Lebens dringen soll, geht von Einem festen Punkte aus, der zuvor Licht seyn muß und dessen Erleuchtung alle ferneren Umbildungen schon im Keime enthält. Dieser feste Punkt ist das religiöse Gefühl im sittlichen Grunde unserer geistigen Natur. Mit diesem innersten Werke, der sittlichen Wiedergeburt, begannen nächst dem Herrn auch die Apostel ihren Beruf. Der Glaube selbst, die innere Gemeinschaft mit dem Erlöser, die bußfertige Losreißung von den Gedanken und Thaten des vorigen Menschen, die Begeisterung und Andacht im Gemüthe, die Aufopferung alles Irdischen um der himmlischen Wahrheit willen, die Geduld und Standhaftigkeit in jedem Leiden, das die Welt den Gläubigen bereiten würde, — dieß galt ihnen für die Hauptsache, ja, für das Einzige, wornach man trachten müsse, weil ihm alles Uebrige, das Gottes würdig und den Menschen dienlich sey, von selbst sich anreihe. Die innere Welt war ihr Eigenthum geworden, ihr Trost, ihre Kraft, ihre Hoffnung. Daher lernten sie das bisherige Verhältniß zwischen dem Innern und Aeussern umkehren und befanden sich in einer dem heidnischen wie dem jüdischen Frommen auffallenden äußern Bedürfnißlosigkeit. Sie fühlten, daß sie, um ihren Gott nahe zu wissen, keiner Tempel, keiner Altäre, keiner Bilder bedürfen, wie, um sein Wohlgefallen zu erwerben, keiner Fasten, keiner Ceremonien und Feste. Sie zeugten davon auch in ihrer Predigt durch Rede und Schrift. Sie concentrirten alles in ihrem sittlichen Berufe, wodurch sie sich selbst als Tempel des lebendigen Gottes, als Bilder seiner Heiligkeit und Güte darstellen und jeden Tag durch Gehorsam gegen ihn zum Fest erheben, jede Speise durch dankbaren Genuß heiligen sollten (Orig. c. Cels. V; Tertull. de bapt. 7). Und hier nun geschah es, daß die Christen im Blick auf das Centrum des neuen Lebens von der Peripherie sich abwendeten und dasjenige, was nicht das nächste unmittelbare Bedürfniß zur Erfüllung der Pflicht und zum Gewinn des innern Friedens ist, näher zu prüfen vorerst

unterließen; daß sie alsdann bald bei'm Mangel sorgsamer Prüfung die Kunst wegen ihrer Verbindung mit dem Paganismus als etwas Heidnisches und mit christlicher Gesinnung durchaus Unverträgliches betrachteten, (dahin man wohl die Stelle des Tertullian adv. Hermog. 1: pingit illicite, legem Dei in libidinem defendit, in artem contemnit, bis falsarius, et cauterio et stilo, als eine Polemik gegen die Malerei an und für sich beziehen mag) und die sichtbaren Darstellungen religiöser Gegenstände auch ohne die Gefahr der Idololatrie für etwas des Christen, dem die unsichtbare Welt mit ihrer Herrlichkeit aufgegangen sey, Unwürdiges erklärten (Clem. Al. Strom. V, 5).

Nun erst übersehen wir die Ursachen des Kunsthasses in der ersten Periode der christlichen Kirche in ihrem Zusammenhange. Den Stifter und die Apostel sprechen wir davon frey, solange keine Zeugnisse beigebracht werden, deren Existenz aber dem Geiste des Christenthums selbst widerstreiten würde. In ihren Nachfolgern aber ist die Idee des Wesentlichen und Zufälligen dermaßen auseinandergetreten, daß bei der Anwendung der innersten Grundsätze des Christenthums auf das sociale Leben, auf die Wissenschaft, auf die Kunst, Ansichten zum Vorschein kamen, die nicht reine Fortbildung des ursprünglichen Elementes waren, sondern durch Mißverständniß der Natur der Verhältnisse diese Fortbildung aufhielten, wobei man sich von der einen Seite auf unmittelbare Anschauung und Erfahrung stützen, von der andern an das mosaische Gesetz sich anlehnen konnte, aber, wenn man dieses beides nicht mit hellem Blicke der Unterscheidung that, sich nur um so mehr wieder in eine einseitige Richtung abschloß.

(Der Beschluß folgt.)

An die Redaction des Kunstblattes.

(Eingesandt.)

In Nro. 15 des Kunstblattes d. J. befindet sich ein Brief, welcher Ihnen von einem meiner Verwandten unter der Bemerkung mitgetheilt wurde, daß es mit meinem Vorwissen geschehe, wenn derselbe der Publicität übergeben werde. Es ist dieß durchaus ein Mißverständniß und geschah gänzlich ohne mein Wissen und Willen. Allerdings erlaubte ich demselben, davon, was den Stahlstich betrifft, jeden Gebrauch zu machen, was aber den Brief selbst angeht, war es nie meine Absicht dem Publikum in jenem Ton einen Theil meiner Biographie zu geben, welches ich hier zu erklären mich genöthigt sehe. Da indessen die Bekanntmachung des Aetzens auf Stahl vielleicht einiges Interesse findet, und jener Brief schon ziemlich alt ist, so theile ich Ihnen mit Vergnügen hier einige neuere zuverlässige Erfahrungen mit. Nämlich die Oberfläche eines Stahlplättchens muß mit gewöhnlichem Aetzgrund sehr dünn grundirt, und mit feiner scharfer Nadel radirt werden. Statt vorher Holzessigsäure nehme man nur

1 Theil distillirte Holzessigsäure à 10 Grad
4 Theile Wasser
1 — spiritus nitri à 16°
1 — spir. vini. gut vermengt.

Mit diesem ätze man die feinen und mittleren Töne; für die stärkeren Töne aber nehme man 1 Theil Spiritus nitri à 16° und 4 Theile Wasser. Letzteres ätzt tiefer und schwärzer, während obiges leicht, bei stärkeren Linien in die Breite ätzt.

Die ganze Platte muß in einem Tage geätzt werden, indem sonst die Luftsäure über Nacht die Striche rostet, welches sogleich die Wirkung des Weiterätzens hemmt. Einen großen Vortheil gewährt das Nachätzen, welches in Stahl mit weit größerer Leichtigkeit als in Kupfer geschieht. Da nämlich die ätzende Säure nicht so stark erfordert wird als in Kupfer, so bedarf es nur einer leichten Bedeckung der Oberfläche mit Aetzfirniß, welcher vermittelst eines Tambons vom feinsten Leder aufgetragen wird, wodurch alle tiefer liegende Striche offen bleiben und mit Leichtigkeit in Effekt zu ätzen sind. Zum Nachätzen bediene man sich 1 Th. spir. nitri fumans, unter 10 bis 12 Theile Wasser. Da die Erfahrung gelehrt hat, daß bei einer Anzahl von 11,000 Abdrücken noch nicht der geringste Unterschied zwischen dem ersten und letzten Abdrucke zu merken ist, und der feinste Strich, welcher in Kupfer kaum 2,000 gute Abdrücke gibt, in Stahl bis auf 20,000 und mehr Abdrücke zu bringen ist, so darf man sich hier statt der trockenen Nadel (pointe sèche) oder dem Grabstichel gänzlich der Radirnadel überlassen, womit man im Geiste des Malers eine viel lebendigere Zeichnung und einen sanfteren schwebenderen Ton hervorbringt.

Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

C. Frommel.

Bemerkungen über Kunst.

Wer einem großen Meister mit Ernst und Studium nachstrebt, wird kein Copist und seine Eigenthümlichkeit wird stets durchbrechen; denn kein Geist gleicht dem andern, und jeder nährt sich aus einem andern Naturleben und Kunst-Element. Ja kein recht Tüchtiger vermag auf einen einzigen Meister zu schwören.

*

Man wird bescheiden und verzagt im Kunsturtheil, wenn man in Selbsterkenntniß sieht, wie langsam man schauend, vergleichend, lernend vorrückt. Wir sind den Kunstwerken gegenüber mit offenen Augen blind ohne die mannichfaltigsten Erfahrungen und Leitkenntnisse.

N°. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. April 1831.

Neue Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum.

Briefen des Herrn Prof. Zahn, welcher sich bei seinem zweiten Aufenthalte in Italien wieder meist in Pompeji und Herkulanum aufhält, und sehr begünstigt von der neapolitanischen Regierung, sich damit beschäftigt, die neuesten Entdeckungen daselbst zu zeichnen und zu messen, verdanken wir folgende Nachrichten.

„Man hat seit den 4 Jahren meiner Abwesenheit in der Aufgrabung von Pompeji wieder sehr bedeutende Ausgrabungen gemacht. Die Strada di Mercurio ist nun bis an die Stadtmauer ausgegraben. Die schönsten Gemälde, nach denen im Hause des tragischen Dichters, hat man im Hause des Castor und Pollux gefunden; besonders schön waren die Wände des Tablinums gemalt und eines der schönsten Gemälde ist wohl Achilles wie er von Ulysses unter den Mädchen entdeckt wird; sowohl in Hinsicht der Composition und der Zeichnung, als des Colorits gehört es zu den vollkommensten (es ist jezt im Museum zu Neapel).

Das lezte Haus in der Strada di Mercurio nahe der Stadtmauer (Casa di Meleagro, Haus des Meleager genannt) hat in architektonischer Hinsicht den Vorzug vor vielen andern; man kann sich bei Betrachtung seiner einzelnen Theile ganz in das Leben der Alten versetzen; das Atrium mit dem Impluvium, (auch noch mit dem schönsten Marmortisch) ferner das Peristylium mit der Piscina (welche blau ausgemalt ist) sind ausser den Deken noch ganz erhalten. —

Eines der merkwürdigsten Häuser in Pompeji ist das lezte Haus, an dem noch gegenwärtig gearbeitet wird. Die Ausgrabung desselben wurde den 7. Oktober 1830, Vormittags um 10 Uhr, in Gegenwart des verstorbenen jungen Goethe, zu Ehren seines Vaters, dessen Namen es auch führt (Casa di Goethe), begonnen. Es ist in der Strada della Fortuna neben der Casa di Naviglio (auch Casa delle Baccanti genannt). Der Eingang dieses Hauses ist der schönste, der uns bis jezt bekannt geworden; er ist mit herrlichen architektonischen Anordnungen aus weißem Stuck verziert; auf beiden Seiten oben sind Säulen-Gallerien im Kleinen, von corinthischen Säulen, die Capitelle sind wie die am Tempel der Vesta zu Tivoli und wie die dieser Gattung in der Basilica zu Pompeji. Die Tragsteine auf denen diese kleinen Säulen-Gallerien ruhen, bildeten sphinxartige Gestalten, von denen am ersten Tage noch eine erhalten war. In den Cassetten unter dem Gebälke waren schöne weibliche Köpfe; die Diademe und Zierrathen derselben, die Einfassung der Cassetten, so wie manche andere Theile dieser aus weißem Stuck gearbeiteten architektonischen Anordnung, waren theilweise mit Gold verziert. Das Gold ist sehr fein, sparsam und höchst geschmackvoll vertheilt und macht auf dem weißen Stuck einen herrlichen Effekt.

Den 8. Oktober fand man im Eingange einen bleiernen Teller, der auswendig theilweise mit dickem Golde umgeben war. Im Innern des Tellers waren mehrere Farben zu bemerken und ich vermuthe daß dieser Teller als Palette gedient hat, im Innern für die Farben und auswendig zum Vergolden, (Goldmalen). Mir scheint das Gold mit dem Pinsel aufgetragen zu seyn, denn es ist matt. Wahrscheinlich hatte dieses Haus im Jahr 63 auch durch das Erdbeben sehr gelitten und man war beschäftigt es wieder herzustellen. Den 15 Okt. wurde an der Grenze des Einganges, wo es zum Atrium geht, eine wunderschöne Musaik entdeckt, eine Borte (Fries), welche den Uebergang vom Eingange zum Atrium bildet, 9 Fuß lang und 2 Fuß breit. Diese Musaik, welche, ausser zwei colossalen Masken, die darin vorherrschen, aus Früchten, Kränzen und Blättern besteht, ist so geschmackvoll angeordnet und in der Ausführung und im Colorit so vorzüglich, daß ich nichts kenne was damit zu vergleichen wäre. Am 26. Okt. Nachmittags wurde im Atrium, (im Hofe mit dem Impluvium) am Impluvium selbst, eine Bronze-Figur entdeckt, und den andern Morgen den 27. Okt. gänzlich ausgegraben. Diese Figur, 3 Fuß hoch, stellt einen tanzenden Faun vor, und ist von der größten Schönheit. Am Kopfe sind die kleinen Hörner und die Faunohren zu bemerken und der Kopf ist mit einem Eicheln-Kranze geziert, der theils gefüllte

theils ausgeleerte Eicheln enthält. Auch das gewöhnliche Faunenschwänzchen ist nicht vergessen. In der Mitte des Impluviums ist ein Postament, welches vermuthen läßt, daß der Faun anfangs in der Mitte gestanden hat, und der Hauseigenthümer ihn retten wollte, aber vielleicht durch den zu starken Aschen-Regen gezwungen war ihn am Rande des Impluviums stehen zu lassen. Dieser Faun hat die schönsten Verhältnisse und ist von kleinen Bronze-Figuren die schönste, welche man bis jezt in Pompeji und Herculanum ausgegraben hat. Ich erinnere mich auch in keinem andern Museum, selbst in Sicilien, eine ähnliche schöne Figur von dieser Größe gesehen zu haben, ausgenommen den trunkenen Hercules in Bronze im Museum zu Parma. — Den 5. November wurden rechts in der Vorder-Ecke des Atriums und links im zweiten Zimmer vom Atrium mehrere schöne Bronze-Vasen gefunden, die alle mit schönen Henkeln (Griffen) verziert sind; auf einem Henkel sieht man, in Basrelief, Bacchus und Silen. Auch fand man noch eine ganz eigene Vase, in der Einrichtung ähnlich unsern Theemaschinen. In einem Zimmer rechts vom Atrium ist einige Tage später ein obscönes Musaikbild entdeckt worden. In den meisten Zimmern dieses Hauses sind Fenster nach der Straße zu, d. h. nur nach den Nebenstraßen, diese Fenster verengen sich nach aussen in einen sehr spitzen Winkel; in einem Zimmer rechts, ist noch die Glasscheibe im Fenster erhalten. — Den 28. Nov. wurde in einem Zimmer links vom Tablinum ein Musaik-Gemälde von ausserordentlicher Schönheit entdeckt, das alle Arten von Fischen, Seekrebse mit Polypen und Seevögel vorstellt. Am Rande sind Meergewächse und Seemuscheln (ebenfalls in Musaik) sehr geschmackvoll zusammengestellt; es hat mit dem Rande 3½ Fuß im Quadrat. — Den 10. December wurde in einem Zimmer rechts vom Tablinum das Meisterstück unter allen Musaik-Gemälden entdeckt: ein geflügelter Bacchus als Knabe auf einem Panther reitend; er sizt auf einer grau-grünen Decke, in der Rechten hält er einen Glasbecher mit rothem Weine gefüllt, in den er mit Wonnegefühl hineinschaut; mit der Linken lenkt er den Panther an einem rothen Zügel-Bande. Der Kopf des Bacchus ist mit Epheu bekränzt, vorn an der Stirn sind zwei gelbe Sternblumen. Sein rechtes Bein, welches allein sichtbar ist, hat über dem Knöchel ein goldenes Fußband (wie man es auf vielen antiken Gemälden findet). Die Figur ist von schöner Zeichnung und schönem Colorit. Der Panther schaut sich rechts nach dem Knaben um, mit dem rechten Vorderbeine vorschreitend und mit dem linken Vorderfuß auf den auf der Erde liegenden Thyrsus-Stab tretend. Er hat ein Halsband von Weinlaub und Weintrauben. Der Grund des Gemäldes ist schwarz, unten der Fußboden gelblich grau, und felsigt. Der Rand dieses Bildes besteht aus Blumen mit acht der schönsten verschiedenen Masken. Das Gemälde mit dem Rande hat 3½ Fuß im Gevierte. — Den 13. December wurde in einem Zimmer rechts vom Atrium ein sehr schönes Thierstück in Musaik entdeckt; es ist in horizontaler Richtung in zwei Abtheilungen eingetheilt. Das obere Gemälde stellt eine Katze vor, die ein Rebhuhn frißt; das untere Gemälde zwei sitzende Enten Kürbisblüthen fressend; Fische, Vögel, Seemuscheln, füllen auf das geschmackvollste den übrigen Raum des Bildes. Dieses ist das schönste Thierstück, welches ich kenne; es ist zwei Palmen hoch und zwei Palmen breit.

Diese Musaik-Gemälde geben uns ein ganz neues Licht über die Vollendung, welche die Alten in dieser Kunst erreicht hatten, und man begreift bei ihrer Betrachtung die alten Schriftsteller sehr gut, welche sagen, daß Vögel und andere Thiere von dergleichen Gemälden getäuscht worden seyen.

Den 15. Februar. Gegenwärtig gräbt man in Pompeji an zwei Orten, theils an dem hintern Theile des Hauses des Meleager und theils an dem oben genannten Hause Goethe's in der Strada della Fortuna. Dieses lezte Haus läßt noch viel Schönes erwarten; man hat dort kürzlich, rechts vom Atrium, ein schönes Peristylium entdeckt, mit corinthischen Säulen, deren Capitelle denen des Tempels der Vesta zu Tivoli und denen in der Basilica zu Pompeji ähnlich sind. Zwischen den Säulen des Peristylium's, also unter der Säulenhalle hat man ebenfalls kürzlich einen kleinen Haus-Altar von Bronze, 8 Zoll hoch, gefunden, es ist ein kleiner Dreifuß von ausserordentlicher Schönheit. Ausserdem hat man daselbst einen Candelaber von Bronze, neben ihm einige Lampen von Terra cotta, eine kleine schöne Gewandfigur in Bronze 4 Zoll hoch, in der Drappirung ähnlich der berühmten Farnesischen Flora, und mehrere Bronze-Vasen gefunden.

Das ganze Haus ist in architektonischer Hinsicht von ausserordentlicher Schönheit und die Construction im Technischen sehr merkwürdig. So sind alle Mauern (d. h. die rauhen Mauern, die natürlichen Steine), mit Bleiplatten, die mit eisernen Nägeln befestigt sind, überzogen, auf welchen dann die Mörtel und Stuck-Lagen kommen. Diese Vorsicht wurde angewandt, damit die Feuchtigkeit, welche etwa in den Steinen der Mauer enthalten war, nicht auf die Wand durchdringen konnte. Die Wände dieses Hauses sind meistens mit fantastischen Marmorn bemalt, man hat bis jezt noch wenig Spuren von Wand-Gemälden gefunden. Die ausserordentlich schönen Musaik-Gemälde, deren ich erwähnt habe, fand man alle auf den Fußböden.

Die neueren Ausgrabungen in Herculanum, die man dem Minister Marquis Ruffo verdankt, sind auch,

besonders in architektonischer Hinsicht, sehr merkwürdig. Das Interessanteste an dem dort ausgegrabenen Hause sind die Holzverbindungen, welche dadurch, daß das Holz verkohlt ist, sich erhalten haben. (In Pompeji findet man wenig verkohltes Holz, es ist dort meistens vermodert.) An einer Säulenhalle in diesem Hause sind auch noch eiserne Stangen erhalten, an denen Vorhänge befestigt wurden. Ein sehr schönes Peristylium mit mehreren angränzenden Gemächern, dem Tablinum u. s. w., hatte man schon früher vor zwei Jahren in diesem Hause entdeckt; nachher aber hatte man sich an zwei Häusern auf der andern Seite der Straße beschäftigt, wo man noch zu Ende des vorigen Monats ein Bronze-Candelaber, mehrere Bronze-Vasen und ein Menschen-Skelett fand. Ganz neuerdings hat man nun auch in dem erstgenannten Hause, an der Seite nach dem Vesuv zu, etwas weiter ausgegraben und bereits einen Theil des Atrium's mit dem Impluvium, wo schon drei Säulen sichtbar sind, entdeckt. Den Haupteingang des Hauses wird man nun auf dieser Seite, d. h. auf der dem Peristyl und dem Meer entgegengesezten Seite finden. Gemälde von Bedeutung fand man bis jezt in dem Hause sehr wenige; dafür aber viele schöne gemalte Ornamente; bis jezt hatten wir noch kein herculanensisches Haus unter freiem Himmel gesehen. Nun aber werden die neuen Ausgrabungen in Herculanum wie die in Pompeji behandelt, die Häuser werden ganz aufgedeckt, so daß man in diesem neu aufgegrabenen Theile der Stadt wie in Pompeji herumgehen kann. Noch reichere Ausbeute würden diese Ausgrabungen in Herculanum geben, wenn man sie an den Orten vornähme, wo nicht schon unterirdisch gegraben worden wäre. Unter Carl III. hat man nämlich in diesem Theile von Herculanum schon ausgegraben, aber nur auf den Fußböden (unter der Lava); und hier sind die meisten Bronze-Gegenstände, welche sich im hiesigen Museum befinden, damals entdeckt worden."

Zur Archäologie der christlichen Kunst.

Von C. Grüneisen.

I.

Von den Ursachen und Grenzen des Kunsthasses in den drei ersten Jahrhunderten nach Christus.

(Beschluß.)

Aber die Ursachen des Kunsthasses konnten in ihrem Erfolge nicht durchgreifen, weil ja sonst die Gewalt des Irrthums stärker gewesen wäre als die Macht der Wahrheit. Auch ließ sich erwarten, daß, da nur ein Mißverständniß der Christen über den Umfang der religiösen und sittlichen Bedürfnisse jenen Vorwurf der Heiden, das Christenthum sey Wiederkehr der Barbarei, veranlaßt hatte, die richtige Auffassung der Sache nicht ausbleiben, ebenso aber auch, daß die christliche Kunstpflege sich nicht, wie bei den Heiden, aus einem sinnlichen Triebe der Naturvergötterung entwickeln, sondern an das sittliche Gefühl sich anlehnen werde. Dieß mußte, wenn der Geist des Herrn von seiner Kirche niemals gewichen ist, auch gleich Anfangs während der Abneigung gegen die Kunst sich geltend machen; es mußte von vorne herein dem Kunsthasse Grenzen stecken, die ihn allmählig einengten und aufhoben.

Das Christenthum selbst ist wie die reinste sittliche That, wie der höchste menschliche Gedanke, so die tiefste Poesie. Wie es dazu bestimmt sey, die innersten und edelsten geistigen Lebenskräfte zu wecken und namentlich durch seine Intensivität den Anschauungen des Daseyns und den Erzeugnissen der Freiheit eine tiefere Beziehung und Weihe zu geben, wodurch denn auch die dichtende und künstlerische Thätigkeit ein höheres Prinzip erhält; dieß geht besonders aus den Darstellungen der heiligen Bücher des Neuen Testaments hervor. Das Göttliche ist ja hier Mensch geworden und zwar in der reinsten sittlichen Gestalt und in der höchsten geistigen Kraft, Anmuth und Würde. Die Idee der Liebe erhellt den Himmel und überstrahlt die Erde. Wunder und Natur treten in eine Verbindung, wodurch das Fernste nahe, das Nächste ferne gerückt wird und mit dem frommen Gefühle auch die Phantasie die ersehnteste Anregung empfängt. Das höchste Wunder lebt in menschlicher Weise, leidet und stirbt um der Menschen willen. Um seine menschliche Persönlichkeit sammeln sich alle Geister — das Reich des Herrn. Unter seinem fortdauernden Segen entfalten sich die herrlichsten Thaten-Geschicke. In seiner Gegenwart ist der Himmel des ewigen Lebens schon angebrochen, aber die Zukunft bringt dessen Entwickelungen, die sich vorerst nur ahnen lassen unter großartigen Bildern. — Dazu kommt, daß die Anfänge des Christenthums im Morgenlande geschahen und dem Geseße geschichtlicher Entstehung gemäß in morgenländische Dichtung gekleidet auftreten; wie der Erlöser in kurzen moralischen Sentenzen und religiösen Sprüchen seine Wahrheiten vortrug, so sprach er hinwieder in Apologen und Parabeln, in Bildern und Gleichnissen von seinem Vater, vom Himmelreich und dergleichen, Alles in der Art des Morgenlandes, und das Alles mehr als nur „bisweilen geistreich", wie ein deutscher Professor der Theologie die Reden Jesu neulich belobt hat. Die neutestamentliche Geschichte könnte, wenn sie Fiction wäre, nicht anschaulicher und poetischer aufgefaßt seyn, als wie wir sie besitzen. Die Apostel lassen durch ernste Lehren und Mahnungen eine tiefe Empfindung und lebendige Phantasie hervortreten, zumal die Verfasser des Briefes an die Hebräer und der Apocalypse, welche leztere ein Daniel des Neuen Bundes empfangen hat, wenn der Dichter auch nicht mit dem Lieblingsjünger Jesu dieselbe Person war. Welcher Reichthum von Motiven und Stoffen liegt aber in diesen Schriften für Poesie

und Kunst. Unabsichtlich hat Paulus selbst die erhabenste Beredtsamkeit und lieblichste Kunst der Darstellung entfaltet; wir erinnern nur an seinen Vortrag im Areopag und an sein Kapitel von der Liebe. Den religiösen Gesang empfiehlt er an mehreren Stellen als ein treffliches Hülfsmittel des Gottesdienstes.

Das poetische Element des Christenthums hat sich bald nach der apostolischen Zeit in der Ausbildung des Gemeindegesanges und in der Entstehung eigenthümlicher christlicher Hymnen bewährt; im Geiste der Apocalypse wurden ähnliche Werke geschrieben und die allegorische Auslegungsweise begann auch das Gewöhnliche und Einfache unter mehrdeutigen Formen und mit ausserordentlichen Beziehungen festzuhalten. Ja, die Geschichte selbst wurde frühe zur Dichtung; wenn man auch das N. T. von Mythen freispricht, so weiß man, wie bald es strenger Scheidung der apocryphischen, mit Erdichtungen jeder Art geschmückten, Evangelien von den ächten bedurfte. Die Lehre von den lezten Dingen ward unter groben Händen in das phantastische, aber auch gefährliche Bild des Chiliasmus erweitert.

Doch nicht allein die poetische Seite der Kunst erfuhr solche Pflege. Auch der bildenden ward gedacht. Während man dem Grundsatze huldigte, daß jede religiöse Kunstdarstellung irreligiös und verderblich sey, sofern man sie mit dem religiösen Leben in unmittelbare Berührung bringe; während man es nur bei Heiden natürlich fand, daß sie Bildsäulen und Gemälde Christi und der Apostel unter die der heidnischen Philosophen stellen; während man es den häretischen Secten vorwarf, daß sie mit Bildern sich beschäftigten: fand doch auch in der orthodoxen Kirche die plastische Kunst Eingang. Nicht Bilder, nur Symbole; nicht zum religiösen Gebrauch, nur im gewöhnlichen Leben; nicht zum öffentlichen Zeugniß des Glaubens, nur als stille Denkmale frommer Erinnerung in der Verborgenheit, wurden sie gehegt. Indem der religiöse Sinn sich verlezt fühlte durch Bildnisse des Herrn, seiner Jünger und der Propheten, sowie durch Darstellung historischer Scenen nach der heiligen Geschichte; war der frommen Phantasie ein freierer Spielraum gelassen, im Gebiete der Symbolik und Allegorie, in angemessenen Figuren den auf das Unsichtbare und Himmlische gerichteten Sinn und die dankbare Treue gegen den Erlöser auszusprechen. Dahin gehören bekanntlich nicht nur das Monogramm und Anagramm des Herrn

— ☧ — ΙΧΘΥΣ —

sondern auch die auf Siegelringen, Bechern, Lampen vorkommenden Thiergestalten, Taube, Lamm, Fisch, ferner Schiff, Anker, Leyer. Gegen den guten Hirten, der auf Trinkgefässen, wie auf Sarkophagen gefunden wird, protestirt noch der eifernde Tertullian, dessen harte Opposition gegen die Kunst wir schon früher erwähnt haben (De pudicitia cap. 7. 10). Doch scheint gerade dieses Symbol in menschlicher Gestalt den Uebergang zu weiteren Versuchen christlicher Malerei und Bildnerei gebahnt zu haben, wie man sie schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts und von Constantin d. G. an immer allgemeiner unter den Christen, selbst in ihren religiösen Versammlungsörtern und an öffentlichen Plätzen, findet. Das Meiste darüber ist gesammelt in Münters großem Werke über die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der ältesten Christen; das Wichtigste geben Augusti (Christliche Alterthümer, 1819) und besonders Rheinwald (Kirchliche Archäologie, 1830) aus den literarischen Quellen, Rumohr (Ital. Forschungen, 1827) aus der Anschauung der Kunstdenkmale. Wohl mag, wie man gewöhnlich angibt, die heidnische Gewohnheit, Wände, Gefäße u. dergl. mit religiösen Darstellungen zu bedecken, die Christen veranlaßt haben, dem Heidnischen Christliches gegenüberzustellen. Aber sie thaten es gewiß nicht blos der äusseren Veranlassung zufolge; denn sie konnten eben so gut keine Figuren oder doch keine religiösen Figuren auf ihren Bechern und Ringen tragen, wie der strenge Tertullian begehrte. Wenn sie nun zwar wirkliche Bilder scheuten, aber sich doch der Symbole bedienten, so ist eben dieß ein deutlicher Beweis davon, daß auch der ästhetische Sinn im christlichen Glauben bereits, wenn gleich innerhalb einer sehr begrenzten Sphäre, für plastische Darstellungen Anklang gefunden hatte.

So kam die Kirche zu ihrer volleren Ausbildung, wie zum volleren Bewußtseyn. Die Ueberwindung des Kunsthasses geht der Annäherung an die Wissenschaften zur Seite und an den Meistern der alexandrinischen Schule stellt sich die philosophische Seite der christlichen Frömmigkeit in der Gnosis, die poetisch künstlerische in der allegorischen Interpretation der h. Schrift, in einer schwungvollen Beredtsamkeit und Lyrik, und in der ersten Pflege christlicher Malerei und Skulptur hervor. In der ganzen Entwickelungsperiode der christlichen Kunst in den drei ersten Jahrhunderten bleibt aber auch die einseitige Begrenzung und Ausschliessung insoferne der Anerkennung werth, als sie das Produkt des im Vergleiche mit dem Heidenthum geläuterten religiösen Sinnes und der gehobenen moralischen Sitte war und auf diesem Wege sich bald durch richtige Verständigung erweiterte. Die christliche Kunst mußte nun nach dem Gesetze der Natur mit aller Kraft, welche die Aechtheit ihres Ursprunges bezeugt, zu Tage kommen, weil sie so lange verschlossen gehalten und troz den strengsten Hemmungen hervorgebrochen war.

Nach welchen tieferen Gesetzen sie sich aber schon in ihren Anfängen während des ersten Zeitraumes der Geschichte des Christenthums entwickelt und in welcher Beziehung unter einander sie die verschiedenen Zweige künstlerischer Darstellung gehalten habe, will ich in einem späteren Aufsatze nachzuweisen versuchen.

N°. 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. April 1831.

Historische Notizen über die königlichen Manufakturen der Gobelins zu Paris.

(Nach dem Französischen des Hrn. Alex. Lenoir im Journ. des Artistes. 16. Januar 1831.)

Die ersten grossen Manufakturen gewirkter Tapeten wurden von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, zu Brügge unter der Direktion des Johann van Eyck gegründet. Töchter dieser Anstalten waren die Tapetenwirkereien zu Arras, wo auf Kosten Leo's X. die berühmten Teppiche nach den von Rafael gezeichneten Cartons gewirkt wurden. Ein zu Arras gewirkter Wand-Teppich ward auch unter Carl VII. von Frankreich, durch Agnes Sorel der Collegiatkirche dieser Stadt zum Geschenk gemacht. In Frankreich machte sich unter der Regierung Franz I. vorzüglich Gilles Gobelin als Tapetenwirker und Scharlachfärber berühmt. Heinrich III. von Frankreich ließ die Siege von Jarnac und Moncontour und seinen Einzug in Krakau in Tapeten wirken, die in der von Heinrich II. zu Paris (Trinité, Rue St Denis) gegründeten Anstalt verfertigt wurde. Diese führte auch viele Tapeten nach Zeichnungen von Giulio Romano und Primaticcio aus. Heinrich IV. vereinigte in dem Palais des Tournelles die Zöglinge der obengenannten Anstalt mit einigen flandrischen Arbeitern unter der Direktion eines gewissen Dubourg, und hier wurden noch später eine Menge gewirkter Tapeten nach Zeichnungen von Tempesta, Gemälden von Rubens u. s. w. verfertigt.

Die königliche Teppich-Manufaktur (manufacture royale des tapis de la couronne) wurde von Heinrich IV. unter der unmittelbaren Protektion der Maria von Medicis, seiner Gemahlin, im Jahre 1604 in einem alten Gebäude errichtet, welches am Ufer der Seine unterhalb Chaillot lag. Eine über dem Thor der Capelle auf schwarzem Marmor angebrachte Inschrift bezeugte die Gründung der Anstalt durch die Königin. In diesem Hause und dessen Zubehör hatte man früher Seife (savon) verfertigt, woher dann die Manufaktur selbst ihren Namen Savonnerie bekam und behielt.

Peter Dùpont faßte den Plan zur Errichtung einer Manufaktur von Fußteppichen, wie man sie früher nur aus dem Orient bezog, indem die Juden, vor dem Entstehen der indischen Compagnie und vor Anfang unseres Verkehrs mit der Levante, einen beträchtlichen Handel damit trieben. Dùpont wurde dem König vorgestellt, der ihn zum Direktor ernannte und ihm als Belohnung den Adelsbrief ertheilte. Simon Lourdet sein Nachfolger im Jahr 1626, erhielt für die großen Verbesserungen, wodurch er diese Kunst hob, die nämlichen Ehrenbezeugungen. Der aus zwei und neunzig Stücken zusammengesezte Fußteppich, welcher den Parquetboden der großen Gallerie des Louvre bedecken sollte, war eines der ersten und bedeutendsten Erzeugnisse, die aus dieser Manufaktur hervorgegangen sind. Unter andern Arbeiten, welche man der Savonnerie unter der Direktion des Peter Dùpont, eines Enkels des obengenannten, zu verdanken hat, führt man den für die Tribüne Ludwigs XIV. zu Versailles bestimmten Teppich an; sodann die für die Schlösser von Marly, Trianon und andere königliche Gebäude.

Man muß bemerken, daß der Zettel für die Teppiche der Savonnerie, in perpendikulärer Richtung, wie bei den Hautelisse-Tapeten angelegt war. An diesen leztern befindet sich der Arbeiter gewöhnlich hinter der schönen Seite, dagegen der Arbeiter an den Savonnerie-Teppichen, seine Stellung an der Vorderseite der Zeichnung oder seines Vorbildes hat, wie dieß auch bei der Verfertigung der Basselissetapeten der Fall ist.

Seit dem Jahre 1774 beabsichtigte man eine Vereinigung der Teppichmanufaktur der Savonnerie mit der in den Gobelins eingerichteten Tapetenwirkerey; aber die Ausführung dieser Maaßregel, welche einige ökonomische Vortheile brachte, trat erst am 8. Februar 1825 ein.

Die königliche Manufaktur der gewirkten Tapeten, (manufacture royale des tapisseries de la couronne) wurde durch Colbert, Oberintendanten der königlichen Bauten, unter der Specialprotektion Ludwigs XIV. in einem Hause eingerichtet, welches ursprünglich dem Gilles Gobelin von Rheims gehört hatte. Dieser war der geschickteste Teppichwirker unter der Regierung Franz I.,

und noch berühmter durch seine Wollenfärberei, besonders durch das Färben von Scharlach. Er hatte eine Teppich-Manufaktur und Färberei, auf einem beträchtlichen, an dem Ufer der Bièvre gelegenen Gute bauen lassen, die man anfangs mit dem Namen Folie Gobelin bezeichnete, und nachher Hôtel de Gobelin nannte. Dieses Hotel mit seinem Zubehör wurde im Jahre 1666 auf Befehl Colbert's von dem damaligen Besitzer Hrn. Leleu, Parlamentsrath zu Paris, erkauft, an welchen es der lezte Erbe des Hauses Gobelin veräussert hatte. Colbert richtete dort die königliche Manufaktur der gewirkten Tapeten ein, welche seit dieser Zeit den Namen Gobelin trägt. Im Jahre 1667 erhielt diese Manufaktur durch ein in die Parlamentsregistratur eingetragenes Edikt Ludwigs XIV. ihre Bestätigung. Die Oberaufsicht über dieselben ward dem Oberintendanten der königlichen Bauten übergeben, und die Leitung der Arbeiten und des Unterrichtes dem ersten königlichen Maler Carl le Brun. Der Inhalt des Ediktes ist folgender: „Der Direktor „sey gehalten, in der Manufaktur gute Maler von je„dem Fach, Meister in der Verfertigung der Hautelisse„Tapeten, Goldschmiede, Erzgießer, Kupferstecher, Stein„schneider, Färber, auch Schreiner in Eben- und anderem „Holz, und andere Arbeiter in allen Arten der Künste „und Handwerke zu vereinigen; es sollen darin auf Ko„sten Sr. Majestät sechzig Kinder auf fünf Jahre unter„halten werden, welche nach sechs Lehr- und vier Dienst„jahren bei den Arbeiten der Manufaktur, sowohl in „Paris, als auch in andern Städten des Königreichs, „die Artikel der Künste und Gewerbe, in welchen sie unter„richtet worden, in offenen Läden feil halten dürften, „ohne ein Meisterstück machen zu müssen rc. rc."

Man sieht hieraus, daß zur Zeit ihrer Gründung, die Anstalt der Gobelins nicht nur der Fabrikation der Tapeten der Krone gewidmet war, sondern in der That eine Art Cönobium bildete, worin die Künstler Unterstützung und jede Art von Unterricht in denjenigen Gewerbskünsten fanden, welche auf der zeichnenden Kunst beruhen. Es war damit auch eine Schule des lebendigen Modells verbunden, in welcher Professoren von der Akademie Unterricht ertheilten. Der unbestreitbare Nutzen dieser am 10. August 1792 durch ärmliche ökonomische Rücksichten, unterdrückten Schule wurden bald und lebhaft gefühlt; und durch die Bemühung des gegenwärtigen Direktors, Hrn. Desrotours, ward denn auch die Anstalt wieder hergestellt. Sie wurde dem Hrn. Mulard, einem Zögling Davids und Inspektor der Manufaktur, anvertraut, und bringt den jungen Tapetenwirkern beträchtlichen Nutzen; auch hat man in ihrer Art, die Kopien zu zeichnen, welche sie nach den Gemälden großer Meister in Wolle machen, schon bedeutende Fortschritte wahrgenommen.

Die ersten Haute- und Basse-lisse-Tapeten, welche von der Manufaktur der Gobelins ausgiengen, waren von Jean Jacques Liasen, Jans genannt, Hautlissier von Brügge, verfertigt. Er und Le Feuvre brachten es in der Vervollkommnung ihrer Kunst so weit, daß ihre schönen Teppiche von allen Souveräns gesucht wurden. Jacques Kercoven unterstüzte sie durch die Vervollkommnung seiner Wollen- und Seiden-Färbereien.

Die beiden Florentiner Branquier und Ferdinand Mèliori, welche bei der Manufaktur der Gobelins angestellt waren, verfertigten die prachtvollsten Arbeiten in Stein, z. B. in Achat, Jaspis von allen Farben, Jade, Lapis Lazuli u. s. w., aus welchen sie Landschaften, Vögel, Blumen und Früchte bildeten. Diese Art von Musaik, deren man sich zur Dekoration der Meublen der Krone bediente, war ausserordentlich gesucht. Man verzierte Tischplatten und Aufsätze damit, und gebrauchte sie zur Ausschmückung der Thüren, der Friese an Schreibtischen, Commoden, Juwelenkästchen u. s. w. Die Früchte, die Blumen und die Vögel, welche daran in Relief und in flachen Feldern eingelegt sind, lassen sogleich die großen Schwierigkeiten dieser Arbeit erkennen, und ergötzen das Auge. Man wandte dabei selbst Amethyste, Rubine, Smaragde und andere prismatische Edelsteine an, welche die verschiedenen Farbentöne, deren man gerade bedurfte, hervorzubringen geeignet waren. Diese musivische Arbeit, und der Geschmack, auf diese Weise die Meubeln zu zieren, kam unter der Regierung der Maria von Medicis aus Florenz nach Paris, und wurde durch die genannten Künstler schon unter Ludwig XIII., und noch mehr unter Ludwig XIV. vervollkommnet. Mit einem Male jedoch kam sie aus der Mode, und deßhalb sind heut zu Tage die auf diese Weise geschmückten Meubeln so ausserordentlich selten und theuer. (Im Garde-meuble der Krone sind noch welche aufbewahrt.) Le Tellier, ein sehr geschikter Musaicist in diesem Fach, der sich in den Gobelins gebildet hatte, war ein Zögling und Nachfolger der vorhergenannten Meister.

Als merkwürdige Maler, welche sich in der Schule der königlichen Manufaktur der Gobelins bildeten, führt man Chavannes in der Landschaftmalerei, die Brüder Martin, Zöglinge von Van der Meulen, in der Schlachtenmalerei, Sebastian Leclerc in der Historienmalerei, Gérard Audran, Maler und berühmter Kupferstecher, und viele andere Künstler von berühmten Namen, an.

Ludwig XIV. hatte eine Freude daran, die schönsten Teppiche, welche die königliche Manufaktur der Gobelins verfertigte, den Souveränen von Europa und Asien als Gegengeschenke für die prachtvollen Gaben zu bieten, welche er von ihnen empfangen hatte. Diese Manufaktur hat seit der Zeit ihrer Gründung nichts von ihren Verdiensten verloren, ja sie erwirbt sich neuerlich durch die Nachahmung der

hönsten Gemälde des Rubens aus der Mediceischen Gallerie neuen Ruhm. Es wäre zu wünschen, daß die zahlreichen alten Teppiche und gewirkten Tapeten, die sich theils in der Geräthekammer (Garde-meuble) der Krone, theils bei der Kathedralkirche zu Rheims finden, wo sie nur selten gesehen werden können, in eine Gallerie vereinigt und bei der Manufaktur aufgestellt werden möchten, wo sie eine eben so sehenswürdige als für die Kunstgeschichte wichtige Sammlung bilden würden.

Zur Kunstgeschichte.

Beyträge zur Teutschen Kunst und Geschichtskunde, durch Kunstdenkmale, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in vierteljährigen Heften, mit theils illuminirten Steindrücken, bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. H. Müller Großh. Hess. Gallerie-Direktor.

Der Verfasser und Herausgeber dieser periodischen Hefte hat sich bereits seit längerer Zeit mit rühmlichem Eifer zu diesem Unternehmen vorbereitet, indem er sich das verdienstliche Ziel sezte, die Theilnahme der Zeitgenossen an Teutscher Kunst und Geschichte durch die Darstellung und Beschreibung derjenigen Kunstdenkmale zu beleben oder zu erhöhen, welche die uralten Städte des Rheins und des Mains, jene Pflanzschulen der frühesten Kultur unseres Vaterlandes, troz allen nach und nach erlittenen Zerstörungen noch immer darbieten. In der Ankündigung und Einladung zur Subscription zu diesen Heften, welche im Januar d. J. an alle Buchhandlungen Teutschlands versendet worden ist, spricht sich der Verfasser selbst darüber folgendermaßen aus: „Die furchtbaren Revolutionsstürme, welche das Ende des tausendjährigen Reiches Kaiser Karls des Großen herbeigeführt haben, mußten unvermeidlich auch manches teutsche Kunstdenkmal erschüttern, vernichten oder doch dem Orte seiner ursprünglichen Bestimmung entrücken; dennoch ragen noch immer viele merkwürdige Gebilde des tiefsinnigsten Kunstfleißes aus allen Geschichtsepochen in unsere Zeit hinüber, die, wenn nicht allenfalls in größeren Werken einzeln aufgenommen, mitunter nur zufällig den in der Nähe lebenden Kunstfreunden bekannt sind. Eine Sammlung solcher Monumente: Grabmäler, Glasmalereien (beide sowohl zur Berücksichtigung des Kunststyles, als auch des Kostümes) Portale, Inschriften, Bildsäulen, Elfenbeinschnitzwerke, Guß- und Emaillarbeiten, Miniatur-Wand-Tempera- und Oehlgemälde u. s. f., wobei jedoch hauptsächlich Architektur und Sculptur berücksichtigt werden sollen, wird hiermit den Zeitgenossen zur Belebung der Theilnahme an vaterländischer Geschichte und Kunst, mit einem beschreibenden, erklärenden und sich über diese Gegenstände auch im Allgemeinen verbreitenden Texte, dargeboten; zugleich aber soll dieses Archiv von größtentheils bildlichen Urkunden auch den Nachkommen die Denkmale erhalten, welche vielleicht mitunter schon durch die ersten Sturmwogen der kommenden Zeiten spurlos vernichtet werden.“ Die Bearbeitung der lithographischen Blätter wird der Verfasser nach seinen Zeichnungen theils selbst übernehmen, theils unter seiner Leitung von geschickten Künstlern ausführen lassen; man kann daher hinsichtlich der technischen Ausführung eine befriedigende Lösung dieser, nicht so ganz leichten Aufgabe erwarten, da Hr. Müller sich durch die Herausgabe seines architektonisch-historischen Werkes über die St. Catharinen-Kirche zu Oppenheim, als Künstler sowohl, wie als Schriftsteller, auf eine ehrenvolle Weise empfohlen hat. Leider ist der, zwar im Verhältniß zu einem so großen Werke (es besteht aus 40 Blättern in groß Folio, wovon mehrere illuminirt sind, und eben so viel Foliobogen Text, in 8 Lieferungen) nicht übermäßige, Subscriptionspreis von 200 Gulden der allgemeineren Verbreitung und Anerkennung dieses schönen Kunstwerkes in etwas hinderlich gewesen, der Herausgeber hat daher bei den oben angekündigten Quartalheften einen äusserst mäßigen Subscriptionspreis (das Heft zu 2 Gulden rheinisch) vorgeschlagen, und so die Theilnahme an diesem Unternehmen auch Gelehrten, Künstlern und Privaten möglich gemacht. Jedes dieser Hefte wird aus 5 Steindruckblättern, mitunter auf das sorgfältigste illuminirt, und etwa 3 Bogen Text in Quartformat bestehen. Die Wahl der Gegenstände, die im ersten Hefte vorkommen sollen und die in der Ankündigung ebenfalls angeführt sind, mag übrigens die Tendenz dieses Unternehmens hier in einer etwas ausgeführteren Beschreibung näher bezeichnen. Auf dem ersten Blatte wird ein, in die Wand vertiefter, architektonisch construirter Chorsitz, aus dem Dome zu Frankfurt am Main, mit der alten Wandmalerei aus dem fünfzehnten Jahrhundert gegeben werden, welche erst vor einigen Jahren wieder zum Vorschein gekommen ist. Glücklicher Weise nämlich hat sich im Chore dieser ehrwürdigen alten Krönungskirche *) eine Reihe bedeutungsvoller Wandgemälde viele Jahre lang unter der weißen Tünche vollkommen erhalten, womit sie einst aus Unkenntniß und Geringschätzung überzogen worden waren. Ein großer Theil dieser rund um den Chor laufenden Bilder, scheint einen Cyclus aus dem Leben des heil. Bartholomäus, des Schutzpatrons

*) Einige sehr schöne Portale, Glasmalereien und andere Einzelnheiten aus diesem ausgezeichneten teutschen Baudenkmale, mit interessanten Erklärungen, werden in den folgenden Heften vorkommen.

der Kirche, darzustellen; jener Chorsitz aber vereinigt eine sinnige Zusammenstellung des Eccehomo Bildes mit denen der Maria, des Evangelisten Johannes, der Schutzpatronen der Kirche, und einiger knieender Ritter, mit ihren Familienwappen. Dieses Blatt wird illuminirt seyn. — Das zweite Blatt wird das Grabmal des Grafen Gottfried von Kappenberg, in Kreidemanier gezeichnet, darstellen, welcher im Jahre 1123 die Abtei Ilbenstadt in der Wetterau stiftete. Die aus dieser Zeit noch erhaltene Kirche dieser Abtei, ist von einer eigenen Bauart, und besonders beachtungswerth ihre Vorhalle mit zum Theil verzierten Knäufen, die mit jenen am östlichen Theile des Domes zu Mainz genau übereinstimmen. Erstere sowohl als die Grund- und Aufrisse dieser Kirche werden daher in späteren Heften ebenfalls mitgetheilt werden. Das gedachte Grabmonument aber scheint, seinen architektonischen Theilen nach zu schließen, erst gegen das Ende des zwölften oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ausgeführt worden zu seyn, und gehört in jeder Hinsicht zu den ausgezeichneteren Sculpturen des Mittelalters. — Das dritte Blatt werden die ehernen Thürflügel am Dome zu Mainz, mit ihrem umgebenden Portale, einnehmen, welche von dem Erzbischof Willigis, der im Jahr 978 den Dom von Grund auf neu erbaute, gestiftet worden sind und in mehr als einer Hinsicht Berücksichtigung verdienen. Besonders ist dabei zu bemerken, daß der Verfasser erst seit Kurzem an ihrem Sockel eine Inschrift entdeckte, die den Werkmeister derselben nennt. Nicht minder, hinsichtlich des Kunststyles sowohl als des Kostümes, wird das vierte Blatt den Kunstliebhaber in Anspruch nehmen, welches einen Edelmann und seine Gemalin beide in knieender Stellung in Glasmalerei aus dem fünfzehnten Jahrhundert darstellt; wenn auch diese einfachen Figuren weiter keine tiefere historische Beziehung haben. Dieses Blatt wird illuminirt seyn. — Die auf dem fünften Blatte endlich, in Kreidemanier ausgeführten Zeichnungen, nach den vortrefflichen Holzbildsäulen, Maria und Johannes der Evangelist, die unter andern im Museum zu Darmstadt aufbewahrt werden, und einen Begriff von der Zartheit und Tiefe der alten Meister in diesem Fache der Kunst zu geben geeignet sind, veranlassen zugleich eine ausführliche Abhandlung über die Sculptur des Mittelalters, welche leider bis jezt noch nicht genug berücksichtigt worden ist. —

Dieses Archiv bildlicher Urkunden, wird demnach nicht blos zu einer vorübergehenden angenehmen Unterhaltung dienen, sondern auch dem Geschichteforscher und Künstler manche wünschenswerthe Aufklärung und Belehrung gewähren, da selbst das Kleinste und Unscheinbarste aus der alten Zeit, in seiner Bedeutsamkeit für das große Ganze der damaligen Kunst, aufgefaßt und dargestellt zu werden verdient. Wir dürfen demnach wohl die Hoffnung hegen, daß ein von so viel Liebe, Kenntniß und technischer Fertigkeit unterstütztes Unternehmen in Kurzem durch die erforderliche Anzahl von Subscribenten zu einem erfreulichen Gedeihen gefördert werden wird.

D.

Bemerkungen über Kunst.

Die gröste Kunst in der Kunst ist, den Stoff zu vergeistigen, daß alles Materielle desselben vergessen wird. Wie manche Dichter zu viel Stoffartiges bringen und das Instrument der Sprache, Stylistik und Blumistik zu stark vernehmen lassen, so lassen viele Maler die Farbe zu sehr merken.

Nicht aber ein Vernachläßigen, Verachten derselben führt zum Idealen, denn bei einem solchen Verfahren bricht das Materielle doch auf einer Seite durch; sondern ihr Brechen und Verschmelzen.

*

Ein tüchtiger Künstler mag seine Kunst als die einzige betreiben; aber wer ihn richtig beurtheilen will, sollte von allen Künsten Einsicht haben.

Deutschland.

In Wiesbaden stürzte am 11. Februar d. J. Abends die bis auf die beiden Thürme vollendete katholische Kirche zusammen. Glücklicherweise kam niemand dabei ums Leben. Die Fundamente waren viel zu schwach um das große Gebäude tragen zu können. Für die Emporbühnen im Innern der Kirche waren zwanzig jonische Marmorsäulen bestimmt. Sie waren bereits ausgearbeitet, sehr schön cannellirt, und bestanden beinahe durchgängig aus einem Stück, was um so merkwürdiger ist, da der Schaft an sich ungefähr 15 Fuß hoch war. Jede dieser Säulen, die ein huldvolles Geschenk Sr. Durchl. des Herzogs von Nassau waren, hatte an 1000 fl. gekostet. Beim Einsturze der Kirche befanden sich diese Säulen im Innern derselben und sind aller Wahrscheinlichkeit nach ein Raub der furchtbaren Zerstörung geworden.

Die bisher wenig beachteten Ueberreste des Pallasts Carls des Großen zu Ingelheim sind am 13. Febr. zusammengestürzt und haben in der daran befindlichen Wohnung drei Menschen erschlagen.

München.

Die in Nro. 21 dieses Blattes Seite 84 angezeigte Gemälde-Versteigerung hat wegen mehrerer unvorhergesehener Hindernisse bis auf Weiteres verschoben werden müssen.

N°. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. April 1831.

Die musivischen Deckengemälde im äußern Gang der Markuskirche zu Venedig.

Als die Musivmalerei im fünften Jahrhundert durch den Bau der Basiliken aus der Gebundenheit bloß allegorisch-symbolischer Andeutungen herauszutreten und auf eigenthümliche Weise sich zu entwickeln begann, konnte sie auf dem größern Felde, das ihr jezt eingeräumt ward, nicht sogleich das rechte Maaß halten. Es waren noch viele Versuche nöthig, sie fiel in eine Art von Zügellosigkeit und konnte des neuen Schwunges nicht anders Herr werden, als daß sie ihren Gestalten, um sie erhaben zu bilden, ein übermenschliches Ansehen gab. Weil dieses Streben aber auf Ausbildung und Befestigung würdevoller Charaktere gieng, war vorauszusehen, daß die Ueberfülle dieses neuen Kunstlebens einer haushälterischen Gediegenheit weichen werde. Vielleicht war es nicht blos traditionelles Anschließen an die ältesten christlichen Vorstellungen, vielleicht war es eben das Streben nach Hoheit, welches die Gestalten meist römisch bekleidete.

Wie lange diese Richtung gedauert hat, läßt sich nicht genau angeben; wahrscheinlich aber ist bald ein bedeutender Fortschritt geschehen, da nach den meisten Forschungen alle Sachen der Art das siebente Jahrhundert nicht überschreiten. Rom fieng damals an, von andern Städten Italiens verdunkelt zu werden; Ravenna entwickelte in der Zeit des Exarchats eine eigene Schule. Diese nun soll nach Rumohr nicht allein in ihrer Mutterstadt ihre Werkstadt gehabt, sondern auch in Venedig diese bedeutenderen, und besseren Sachen zu Tage gefördert haben.

Ich habe die Musivgemälde in Ravenna noch nicht vergleichen können; deshalb ist hier zunächst vorzugsweise die Behandlung der alttestamentlichen Vorstellungen in Betracht gezogen worden. Gerade in dieser Beziehung wird die Vorhalle der Markuskirche das merkwürdigste Denkmal bleiben.

Sie enthält nicht bloß in sechs kuppelförmigen Gewölben, sondern auch auf den verbindenden Seiten, die alttestamentliche Geschichte von der Erschaffung der Welt bis auf Moses. Die Figuren sind durchgehends von mittelmäßiger Größe, nicht durchaus antik, sondern zuweilen barbarisch gekleidet; auch stehen nicht alle, wie Rumohr zu meinen scheint, auf weißem Grunde. —

Das erste Gewölbe (vom Haupteingang rechts) hat die meisten einzelnen Bilder, welche in drei Reihen untereinander sich fortsetzen. Die erste beginnt:

1) mit der Taube über dem Wasser, das durch einen dunkeln Hintergrund und weißen wellenförmigen Streifen bezeichnet ist.

2) Gott Vater trennt Licht und Finsterniß. Er befiehlt eigentlich bloß, und ein Engel zwischen einer feuerrothen und schwarzen Kugel, welche beide Strahlen aussenden, scheidet sie von einander.

3) Erschaffung des Firmaments; einer schwarzen Kugel, welche mitten im Wasser schwebt, stehen zwei Engel zur Seite; darüber steht: fiat firmamentum in medio aquarum.

4) Gott schafft die Erde; hinter der schwarzen Kugel und dem Wasser, das noch weiter nach hinten gerückt ist, erhebt sich schon fester Boden und der Himmel.

5) Gott Vater schickt einen Engel aus, wahrscheinlich um Bäume und Kräuter wachsen zu lassen. Bäume stehen schon da mit der Unterschrift: signum Pomi; der Boden grünt schon. Dieses Feld ist sehr groß.

Die zweite Reihe beginnt unter Nr. 1 der ersten Reihe:

1) das Licht tritt hervor; auf einer himmelblauen Kugel gewahrt man Sonne, Mond und Sterne; vier Engel stehen daneben auf grünendem Boden.

2) Das Thierreich, das hier aber nur noch aus Vögeln und Fischen besteht; Gott Vater selbst fehlt.

3) Er läßt die Vögel aus seiner Hand gehen; unten sind die Reptilien, daneben fünf Engel.

4) Die vierfüßigen Thiere; sie stehen übereinander; Pferde, Schweine, Ochsen u. s. w. sind deutlich zu erkennen.

5) Gott Vater ruft sitzend den Menschen ins Daseyn; er ist ganz schwarz vorgestellt, über ihm eine Gruppe von Engeln.

6) Gott sizt auf dem Thron und segnet Alles, von Engeln umgeben.

7) Gott bläst dem Menschen den Odem ein. Auch hier ist ein dienender Engel, aber kleiner als sonst, beschäftigt; er scheint den Hals des Menschen anzublasen (Spiravit in Faciem ei spiraculum vitae).

8) Adam wird von Gott durch eine Thüre, welche die Ueberschrift: porta paradisi hat, in den Garten eingeführt. Er zeigt ihm vier Bäume, von denen zwei mit goldnen Früchten die Bäume des Guten, zwei dagegen ohne allen Schmuck die Bäume des Bösen sind; unter diesen sind vier Personen, welche von der Hüfte an bekleidet sind, wahrscheinlich ebenfalls Repräsentanten des Guten und Bösen; man kann aber keinen besondern Unterschied gewahren.

Die dritte Reihe fängt unter Nr. 1 der zweiten Reihe an. Mit der Vergrößerung des Raums für die ganzen Reihen wachsen auch die einzelnen Felder. —

1) Gott sezt den Menschen zum Herrn der Thiere ein. Gott sizt, in der Linken das Kreuz haltend und die Rechte dem Menschen zur Warnung und zum Befehl erhebend. Ihm, der noch auf Gott zu hören scheint, nähern sich schon die Thiere paarweise, theils auf blauem, theils auf goldnem Grunde, übereinander gestellt. Adam segnet sie durch Auflegen der Rechten.

2) Aus dem schlafenden Adam hat Gott die Eva erweckt. Sie steht auf der andern Seite schon vollendet da, von dem Schöpfer auf dem Haupte noch leise berührt. Diese an sich schwere Aufgabe ist hier zarter gelöst, als selbst nachfolgende Jahrhunderte es vermochten; nur dem wunderbarsten Bildner des fünfzehnten Jahrhunderts, dem Lorenzo Ghiberti, war es vorbehalten, bei seiner schönen Eva Engel als Hebammen zu bestellen und sie durch diese gleichsam im Triumph durch die Lüfte, ihrem Schöpfer entgegen, führen zu lassen.

3) Gott führt die Eva dem Adam als ihrem rechtmäßigen Herrn zu.

4) Die Schlange spricht im Garten mit der Eva, welchen Adam den Rücken zukehrt, damit sie allein als die Schuldige erscheine.

5) Eva empfängt das Obst von der Schlange und gibt es in demselben Bilde auch ihrem Manne.

6) Beide bedecken ihre Blöße mit Laub.

7) Gott ruft dem Adam, welcher nur durch eine recht schöne Palme von ihm getrennt ist; Eva wendet sich ab.

8) Gott hält sitzend über beide ein schweres Gericht. Sie sind im Begriff, demüthig und reuevoll vor ihm niederzusinken; Adam legt die Rechte aufs Herz, Eva steht hinter Adam und hebt die Rechte wie sich besinnend und tadelnd empor.

9) Beide liegen an den Stufen seines Thrones niedergeworfen; er spricht ihnen und der großen Schlange das Urtheil.

10) Gott selber bekleidet die Eva, Adam steht schon fertig da.

11) Die bekleideten vertreibt er aus dem Paradiese und schließt hinter ihnen die Thür. Etwas weiter hin sind beide schon mit schweren Arbeiten beschäftigt; Eva spinnt, Adam spaltet Holz.

Es folgt jezt über der Thür die Geschichte Kains und Abels.

1) Adam und Eva auf dem Lager ruhend, welches von einer Art korinthischer Säulen getragen wird. Darüber steht: seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde.

2) Der Vater bringt der Mutter, welche sich noch im Bett befindet, das erstgeborne Kind; die Mutter streckt diesem die Arme entgegen; zur Seite eine Dienerin.

3) Abel trägt ein Lamm auf den Schultern herbei um es auf dem Altar zu opfern, der ihn von seinem Bruder trennt. Ueber ihm Gott Vater, hier bloß durch die Hand in Wolken angedeutet, welche sich, da der Herr Wohlgefallen an seinen Gaben hat, ihm zuwendet. Darüber steht: Abel cernit.

4) Kain bringt in einem Körbchen Feldfrüchte; die ihm innwohnende wildere Natur scheint sich durch buschiges Haar kund zu thun.

Rechts von diesen Bildern, ebenfalls über der Thür, sezt sich diese Geschichte fort:

1) Unten gehen Kain und Abel aus dem Hause; des Leztern böse Absicht verräth sich schon durch das Beil, das er auf den Schultern trägt.

2) Abel wird getödtet; Kain schlägt gewaltig auf ihn zu, der die Hand noch abwehrend emporstreckt. — Wie der Künstler dieselbe Person gewöhnlich durch dasselbe Gesicht darzustellen bemüht gewesen ist, so auch meistens durch dieselbe Kleidung; Abel trägt immer, und gewiß mit Absicht, ein grünes Gewand.

3) Kain, über sich und seine That in Nachdenken verloren, stüzt sich sitzend seinen Kopf.

4) Er wendet sich zu Gott, die Hände flehend emporstreckend; die Hand in Wolken weist ihn aber zurück.

5) Weiter rechts spricht er in der demüthigsten Stellung mit Gott, und klagt über sein schweres Vergehen: major est iniquitas mea, quam ut veniam merear.

Der Bogen an der Kuppel, unmittelbar am Haupteingang enthält folgende Darstellungen:

1) Gott Vater, wieder als Hand erscheinend, befiehlt dem knieenden Noah einen Kasten zu bauen. Noah wendet sich gleich zu seiner Umgebung und ertheilt den Befehl die Arbeit gleich anzufangen. Dieser legt unmittelbar Hand ans Werk. Es scheinen aber eigentlich zwei Abtheilungen zu seyn, zuerst Noah, Gottes Stimme hörend und einem, der das Ganze leiten soll, die Aufträge mittheilend, und zweitens dieser, welcher bei der

rbeit selbst zugegen ist. Er erscheint wenigstens in der weiten Abtheilung wieder im rothen Gewande, und rbeitet nicht mit den andern; er steht auch nicht mit en Arbeitern auf demselben festen Grunde. — Noahs Mantel zeichnet sich aus; die Stellungen sind würdig, infach und bei den Arbeitern sehr bezeichnend. Sonst ind die Gesichter und Köpfe überhaupt unverhältnißmäßig groß, Lenden und Füße sehr häufig ganz schmal und dünn. Die Bänder der sandalenartigen Fußbedekung gehen gewöhnlich hoch, bis über die Wade hinauf; die Arbeiter tragen kurze, hochgeschürzte Gewänder. Die Umrisse sind durchgehends sehr scharf, und die Hände am nachläßigsten behandelt.

2) Noah bringt die Vögel in den Kasten; er ist eben damit beschäftigt zwei Pfauen hineinzuheben. Obwohl die Vögel sehr groß sind, zeichnen sie sich doch durchaus vor den vierfüßigen Thieren aus, welche er auf der andern Seite hineinschafft, die Schlange selbst befindet sich unten, kann also darauf rechnen auch gerettet zu werden.

3) Einige Vögel, die erst später angekommen, werden zulezt hineingethan; er selbst wird dann mit seiner Verwandtschaft folgen, welche im Ganzen, ohne ihn, sieben Personen ausmacht, und paarweise hintereinander aufgerichtet dasteht.

Auf der andern Seite treffen wir zuerst auf die Sündfluth:

1) mit den dunklen Wellen, welche hier ganz schwarz dargestellt sind, kämpft Alles durcheinander, in der größten Verwirrung, Menschen und Thiere; ihrer Wuth scheint nichts zu entgehen, weder Heilige noch Unheilige, weder Jung noch Alt. Die einzelnen Köpfe, welche noch unter diesen hervortauchen, müssen doch endlich unterliegen, weil der Regen noch stromweis herunter stürzt. Er fällt auf den dunkeln Grund in weißen Streifen herab. — Daneben entläßt Noah die Taube aus dem Fenster. Das Wasser bewegt sich noch in schlangenförmigen Wellen; daß aber schon Land da ist, deutet der Rabe an, welcher an dem einsamen Felsen herumpickert.

2) Noah empfängt die Taube, welche mit dem grünen Zweige zurückkehrt. Daneben schickt er alle Thiere hinaus. Die Familie selbst ist schon herausgestiegen und steht wieder paarweise hintereinander. Geschlecht und Alter ist an ihnen unterschieden; die Jüngeren zeichnen sich besonders aus. Dieses Bild zieht sich in das folgende nach unten hinein.

3) Auf Felsen jagen die vierfüßigen Thiere, der Haft entlassen, fröhlich umher. Die Vögel, des Fluges ungewohnt, wagen den Kasten noch nicht zu verlassen.

4) Noah bringt dem Herrn das Dankopfer dar. Der Altar ist hier gefälliger als der frühere.

Vom Haupteingang links:

1) Der Thurmbau zu Babel. Das Bild hat wieder zwei Abtheilungen; auf der einen arbeiten sie noch am Thurm, der schon gewaltig emporsteigt, bedeutend von seiner Umgebung hervorragt und seiner Vollendung nahe ist. Die Gerüste umgeben das Werk, an dem noch viele Arbeiter vielfach beschäftigt sind. Aber Gott Vater schaut auf das frevelhafte Unternehmen, auf welches die Engel hinweisen, von Oben herab. Er ist auf dunklem Grunde dargestellt, in der Hand das Kreuz. — Daneben ist das Gerüst gefallen; Gott ist von Engeln umgeben herabgekommen und steht über der Thür. Er redet sehr ernstlich zu den Menschen, die, zu beiden Seiten des Thurms übereinander gestellt, Furcht, Schaam, Staunen verrathen und im Begriff sind, sich abzuwenden und nach allen Seiten zu zerstreuen. —

2) hat drei Abtheilungen. Noah hat die Rebe gepflanzt, hat sich von der Traube Saft herausgepreßt, und ist am Stamm knieend im Begriff zu trinken. Man gewahrt im Becher schon den rothen Wein. — Dann liegt Noah trunken auf dem Bett, ganz nackt und entblößt. Ham hebt den Vorhang weg, und sieht ihn. — Er winkt seinen Brüdern, die vor der Thür stehen, daß sie hineinkommen möchten.

3) hat ebenfalls drei Abtheilungen. — Die zwei Brüder sind hineingegangen und sind, sich abwendend, im Begriff die Blöße des Vaters zu bedecken. Das Bett ist wieder von korinthischen Säulen getragen. — Daneben sizt Noah auf dem Thron und verweist den Söhnen ihre Uebelthat; er blickt sehr streng und finster. Ham scheint die innigste Reue zu empfinden, läßt den Kopf hängen und steht da wie ein geschlagener Mann. Diese zwei Abtheilungen gehören zu denen, welche am naivsten aufgefaßt und am besten ausgeführt sind. Noah ist durch den weißen Mantel kenntlich. — Das Lezte an dieser Seite ist, daß Noah beerdigt wird. Er ist wie in Windeln eingewickelt und gleicht einer Mumie. Er wird eben von der trauernden Schaar der Verwandten in die offene Felsen-Gruft gelegt. Es sind hier vier bis fünf Köpfe nach bildnerischer Perspektive über einander gestellt. —

Es folgt jezt das zweite Gewölbe mit der Geschichte Abrahams, unter welchem sich folgende halbe Figuren befinden. Jeremias mit braunem Haar und weißem Bart, wie die andern eine beschriebene Rolle ausbreitend; Daniel von jugendlichem Ansehen trägt eine Krone; gegenüber Jesaias als Greis mit schneeweißem Haupthaar und Bart, und Ezechiel ein männlich ernster Kopf mit braunem Haar, hinten mit einer Kopfbedeckung, welche einem Schleier ähnelt. —

Die Geschichte Abrahams fängt wahrscheinlich über der Thür an.

1) Die Hand sagt dem frommen und demüthig dastehenden Abraham, daß er nach Kanaan ziehen solle.

2) Abraham hat befohlen die Maulthiere zu säumen; drei Männer sind beschäftigt die Mantelsäcke auf die zwei Thiere zu legen; Abraham steht dabei und sieht der Arbeit zu.

3) Abraham zieht fort; er selbst reitet auf einem weißen, gut gearbeiteten Pferde, vor ihm eine weibliche Figur, hinter ihm seine Frau zu Pferde; andere, wie es scheint kaum erwachsene Männer, gehen neben her.

4) Gott spricht zu ihm, der auf einem Berge kniet.

5) Abraham kommt zum Gefolge Melchisedeks, welches unter einem Zelte steht; er reicht dem einen seine Rechte.

6) Abraham bei Melchisedek, der ihn selbst bewirthet. Abraham steht sehr einfach, fast einfältig da; den andern dagegen, in seinem großen, recht schön gefalteten Mantel, wird man auch ohne die Krone, welche er trägt, sogleich für den König halten. Unter ihm stehen Früchte, mit denen der Boden bedeckt ist; drei Diener sind daneben beschäftigt. Abrahams Diener hält auf der Seite das Pferd; die Köpfe seines Gefolges sind noch angedeutet.

7) Der König redet mit ihm, der wohl einen seiner Diener hinter sich hat. Dem König fehlen hier die Bänder an der Fußbedeckung, welche sonst vorkommen; Abraham ist hier wie überall ohne Kopfbedeckung.

8) Er wird von der Sara mit der Hagar in das Schlafgemach geführt; auf der Schwelle wendet er sich zu der Lezteren, welche zurückbleibt, reicht ihr die Hand und zieht sie mit sich fort. Die Thür steht offen um Beide zu empfangen. Sara trägt den Schleier, die Jüngere hat den Kopf frei, sie trägt bloß ein rothes Gewand, die ältere Sara immer noch den Mantel darüber.

9) Er kommt mit der Hagar aus dem Hause heraus und hilft ihr, da sie an der Schwelle zaudert und vor der ihr entgegenkommenden Sara weiblich schüchtern zurückweicht, mit der Rechten nach.

10) Die Hagar ist vor der Sara geflohen und hier in der Wüste niedergesunken um sich zu erholen. Der Engel steht vor ihr und redet ihr zu. Ihr Gewand liegt neben ihr.

11) Die Geburt des Ismael; zu Füßen der im Bett sitzenden Hagar hält eine Frau das Kind; Abraham und Sara stehen daneben.

12) Zu der Hand in den Wolken erhebt Abraham Augen und Hände und will demüthig niederknieen; sie verkündet ihm die Spätgeburt seines Sohnes Isaak.

13) Unter korinthischen Säulen steht eine Schaar junger Leute, deren einer, bis über die Hüfte entblößt, von Abraham beschnitten wird. Daß andere es schon überstanden haben, deutet ein mit Blut gefülltes Gefäß am Boden an.

14) Wahrscheinlich sezt Abraham die Beschneidung als für alle gelten sollend ein; er wendet sich hierbei an einen ältern Mann, dem er zum Zeichen, daß der Befehl Gottes ausgeführt ist und für künftige Zeiten heilig gehalten werden soll, in Gegenwart von jüngeren Leuten die mit Blut gefüllte Flasche zu übergeben scheint.

Darunter sind über der Thür zwei Bilder in einer Reihe:

1) Vor den drei Engeln, die in sein Haus kommen, hat er sich niedergeworfen, den Saum ihres Kleides küssend. Die Engel sind ganz bekleidet und haben sehr große Flügel.

2) Die Engel speisen an einem runden Tisch. Hinter dem mittleren steht zwischen einem Vorhang die Sara, den Kopf stützend und nachsinnend und gerechte Zweifel hegend über das Gespräch, welches Abraham, links unter einem Baume stehend, mit den Engeln führt. Der Tisch ist sehr frugal mit etwas Brod besezt. — Darunter Petrus mit dem Kreuz, halbe Figur. —

Auf der entgegengesezten Seite, über dem Fenster, scheint das Wochenbett der Sara dargestellt zu seyn; sie liegt noch im Bett und erhält von einer Dienerin einen Trank; unten scheint eine Frau mit dem Kinde zu sitzen. Das Ganze ist aber so dunkel, daß es sich nicht genau erkennen läßt. — Auf der andern Seite wird dem sitzenden Vater von zwei Frauen das neugeborne Kind gebracht.

An dem Bogen folgen dann die Halbfiguren von S. Alipios, und gegenüber S. Simeon; in der Mitte die Justitia, ebenfalls halbe, aber bekleidete Figur.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Kunst.

Die neuern Geschwind = Schönschreib = Lehrer lassen ihre Schüler zuerst ellenlange Buchstaben machen, dann immer kürzere; das übt Aug und Hand, und die etwaigen Unregelmäßigkeiten im Großen verschwinden im Kleinen. Sollte ein ähnliches Verfahren nicht auch bei der zeichnenden und bildenden Kunst anschlagen? Die Studien sollten möglichst groß gemacht werden. Viele Landschaftmaler bringen keine Staffage zu Wege, weil sie Menschen, Ochsen, Pferde, Esel, Schafe, Hunde nie nach dem Leben im Großen gemalt haben. Wer sich aber eine kleine Manier gewählt hat, der braucht sich nicht eben zu lange bei der großen aufzuhalten.

*

Der Protraitmaler wird meistens von seinem Original despotisirt. Hat er es aber unter seinem Pinsel, dann wird es sein Sclave und muß sich drein ergeben, wie es ausfällt.

Nº. 33.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. April 1831.

Die musivischen Deckengemälde im äußern Gang der Markuskirche zu Venedig.

(Beschluß.)

Die dritte Wölbung hat die Geschichte Josephs. —

1) Joseph liegt träumend auf einer grünen Decke hingestreckt. Ueber ihm erscheint der Himmel mit Mond und Sternen; um den größern Stern schweben die kleinern; zur Seite liegen zwölf Bündel Aehren um eine aufrechtstehende. Sie schweben zum Theil auf Goldgrund über einander.

2) Joseph erzählt seinen Brüdern den Traum, welche durch ihre Bewegungen Abweisung, Staunen und Entsetzen ausdrücken. Joseph ist kleiner als die Brüder, deren Schafe zur Seite weiden.

3) Der Vater, inmitten seiner Söhne sitzend, läßt vom Joseph den Traum sich erzählen und verwundert sich darüber.

4) Joseph, mit dem Körbchen auf der Schulter, ist im Begriff zu seinen Brüdern zu gehen. Da er sie nicht findet, erkundigt er sich nach dem Wege.

5) Er kommt weiter gehend zu seinen Brüdern, die Schafe weiden. Sie deuten auf ihn und berathen sich; einer stützt sinnend den Kopf.

6) Den Entkleideten setzen sie in einen Brunnen.

7) Indem sie um den mit Steinen bedeckten Brunnen sitzen und Rath halten, sehen sie die Kaufleute kommen.

8) Sie haben ihn herausgenommen und auf den Brunnen gesezt.

9) Sie verhandeln ihn, nackt und entblößt, wie er ist, an zwei Kaufleute, welche die Kopfbedeckung als Orientalen bezeichnet.

10) Diese, mitleidiger als seine eigenen Brüder, haben ihn auf das Kameel gesezt, indem sie selber nebenher gehen.

11) Ruben sucht seinen Bruder noch im Brunnen.

12) Da er ihn nicht findet, jammert und wehklagt er; ein Jüngerer spricht zu ihm.

13) Die Brüder bringen dem Vater die Kleider, der bei der Nachricht in Verzweiflung geräth und die Hände wehklagend zum Himmel erhebt.

Darunter sind die vier halben Figuren von Samuel, Eli, Habakuk, Nathan. — Das Bild über der Thür ist bis auf einen Baum zerstört. — Im Bogen weiter links St. Phokas und Christoph, in der Mitte die Pax mit dem Oelzweig.

Die vierte Wölbung enthält die Fortsetzung der erwähnten Geschichte. —

1) Joseph wird von den Kaufleuten zum Pharao gebracht. Dieser, durch die Krone kenntlich, ist von Trabanten umgeben.

2) Der König übergibt sitzend dem Joseph alle Güter, wie die Inschrift sagt. Dieser hat schon den Schlüssel empfangen und scheint auf die lezten Ermahnungen Treue und Sorgfalt zu geloben. Die Frau des Potiphar schaut aus der Thür zu; sie hat ein reiches, weißes Untergewand, darüber einen grünen Mantel, der in grossen und breiten Falten herunterfällt. Alle stehen unter einem prächtigen Gebäude mit korinthischen Säulen. —

3) Die Frau des Potiphar spricht zum Joseph, befehlend, wie es scheint: dormi mecum; er fährt zusammen und

4) entflieht, sie verfolgt ihn bis an die Thür und erfaßt sein Gewand.

5) Sie zeigt den Mantel des Joseph dem Pharao.

6) Auf dessen Befehl führen zwei Trabanten den Unschuldigen fort.

7) Bäcker und Mundschenk werden ebenfalls auf des Königs Geheiß ins Gefängniß abgeführt.

8) Der Traum Beider; der Eine sizt aufgerichtet und preßt Wein aus der Traube, ebenfalls wie Noah, unmittelbar vom Baum; der Andere liegt, oder, wie immer, sizt vielmehr schlafend. Ueber seinem Kopf stehen zwei Körbe mit Broten; auf dem höchsten sizt ein Rabe und zerhackt sie; ein Geier fliegt noch hinzu.

9) Joseph legt beiden ihren Traum aus. Es sind diese zwei, wie die beiden Kaufleute und die Trabanten, im Gesicht sehr dunkel, die Frau des Potiphar dagegen, Pharao und Joseph heller gehalten.

Darunter, zwischen der Kuppel und dem Bogen setzt Pharao

10) den Mundschenken wieder in sein Amt ein. Er speist unter schönem Dach, in königlicher Kleidung, und nimmt von dem demüthig vor ihm stehenden Mundschenken, welchen er auch jezt noch nicht ohne strengen Ernst ansieht, zum ersten Mal den Becher wieder.

11) Gegenüber ist der Bäcker ans Kreuz geschlagen, dessen Arme hinten auf dem Rücken zusammengehen. Die Vögel fliegen schon auf ihre Beute zu. Der nackte Körper zeigt eine gewisse Leichtigkeit und Schlankheit. —

Diesen zwei Bildern gegenüber sind zwei andere, welche zusammen gehören, beide stark beschädigt.

1) Pharao liegt schlafend.

2) Die sieben fetten und die sieben magern Kühe; die Leztern fangen an die Fetten bei den Hinterbeinen zu verschlingen; man kann an ihnen die Rippen zählen. Die siebente ist gänzlich verdorben.

Im Bogen unter dem Gewölbe:

1) Pharaos zweiter Traum; er liegt mit gestüztem Kopf. Vor ihm sieben nebeneinander aufgerichtete Aehren, deren Kronen man noch deutlich erkennt; sie werden ebenfalls von unten von sieben andern verschlungen. Das Bild ist kaum zu erkennen. —

2) Das Scepter in der Hand, auf seinem Thron sitzend, der von Trabanten umstanden ist, befiehlt er den drei Weisen seinen Traum zu deuten. Diese drei sind in sichtbarer Verlegenheit; der eine hört auf den König und scheint answeichend zu antworten; die andern zwei verrathen in Mienen und Bewegung die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Lösung.

3) Der Mundschenk erzählt dem Pharao, wie Joseph ihm seinen Traum ausgelegt habe; jener verwundert sich darüber.

Im Bogen zur folgenden Kuppel: Silvester, ganze Figur, wohl restaurirt, darüber die heilige Agnes, halbe Figur, und in der Mitte die Spes, halbe Figur mit einem Stab und einer Blume, wie es scheint; die heil. Catharina und der h. Geminianus sind ganz restaurirt.

Die fünfte Wölbung enthält die Fortsetzung der Geschichte. Die Traumauslegung ist ganz verdorben und in der neuern Darstellung dieses Gegenstandes über dem Fenster nicht wieder zu erkennen.

1) Auf Josephs Rath läßt der König das Getreide in die Scheunen bringen. Die Arbeiter sind eben damit beschäftigt die Bündel hineinzutragen; fünf Scheunen von pyramidalischer Form stehen umher.

2) Dem Joseph wird nach der Ueberschrift der zweite Sohn geboren. Die Wärterin bringt ihm, der aus einem Hause herauskommt, das Kind entgegen; ein älterer Sohn steht schon am Bett. Joseph erscheint in diesen Bildern viel größer, in würdigerer Haltung und Gewandung.

3) Das Volk schreit den König um Lebensmittel an und erhebt flehend seine Hände. Der König steht von seinen Trabanten umgeben und antwortet ihnen: gehet zum Joseph.

4) Joseph befiehlt die Scheunen zu öffnen; man trägt das Getreide heraus.

5) Jakob gibt sitzend seinen Söhnen den Auftrag, Getreide aus Aegypten zu holen.

6) Die Brüder vor Joseph; er läßt sie auf drei Tage einsperren.

7) Sie gehen in sich und sehen weinend darin den verdienten Lohn ihres Frevels; Joseph selbst wendet sich weinend ab; sein kleiner Sohn steht neben ihm.

8) Sie werden auf sein Geheiß entfesselt.

9) Darunter zwischen den Säulen: Sie kommen, volle Säcke unter dem Arm tragend, zum Jakob, und sagen ihm, daß sie den Benjamin mitbringen sollen. Darüber bricht dieser in Klagen aus.

10) Er entläßt den Benjamin und empfiehlt den Söhnen nochmals Sorgfalt. Ruben wendet sich zu ihm und verspricht für Benjamin zu sorgen.

11) Der Becher wird gefunden. Vier Personen sind bei den zwei Maulthieren beschäftigt, alle nach verschiedenen Seiten gewendet. Einer scheint den Becher zu finden und darüber zu erschrecken; ein anderer hält ihn in der Hand; der Becher ist grün und rund und sieht etwa wie ein Kürbis aus.

12) Joseph empfängt den Benjamin; der eine Bruder sagt, daß er es ist. — Was hier zum Schluß der Geschichte fehlt, ist durch Arbeiten aus dem sechzehnten Jahrhundert wieder ersezt, hier aber als ungehörig übergangen worden.

Ueber Nr. 10, 11 und 12 im Bogen sind sechs Heilige, halbe Figuren, Agnes, Cosmas, Damian sind nur noch deutlich zu erkennen. Zwischen der Kuppel und dem Bogen sind die vier Evangelisten, halbe Figuren; die vier Heiligen zur Seite des Fensters sind neu. — An den Säulen zur sechsten Wölbung: Dominikus, ganze Figur, S. Nikolaus, halbe Figur, in der Mitte die Königin Assna, Blasius, halbe Figuren, und endlich Petrus Martyr, ganze Figur.

Die sechste Wölbung hat die Geschichte Moses. —

1) Der Kasten wird beim Baden gefunden, in der Nähe einer Felsengrotte. Eine der Dienerinnen nimmt ihn auf, eine andere trägt ihn schon auf der Schulter; hinten sizt, zur Hälfte nackt, die Schwester und wartet den Ausgang der Sache ab. Das Wasser ist wieder weiß auf dunklem Grunde und strömt senkrecht.

2) Gleich daneben wird er der Königstochter übergeben; das Kästchen steht geöffnet im Vordergrunde; im Hintergrunde sieht man den König mit Gefolge. Die Bilder sind eigentlich von einander gar nicht geschieden.

3, 4 und 5 machen auch nur Ein Bild aus: Moses den Aegyptier tödtend und entfliehend.

3) Moses faßt ihn mit Heftigkeit an, in guter Stellung, der Andere ist sehr ruhig und gelassen und durch den langen weißen Bart als alt bezeichnet.

4) Er hat ihn niedergeworfen und gibt dem Schreienden den Todesschlag; er ist in großer Bewegung, so daß sein Gewand ganz zurückfliegt.

5) Die beiden genannten Scenen fallen am Fuß eines Berges vor, den er in diesem Bilde überschritten hat um den Todten zu verbergen. Er scheint Verfolgungen zu fürchten und deshalb ängstlich zurückzublicken.

6) Zwei Männer seines Volkes halten ihm mit Keckheit und Dreistigkeit in Mienen und Bewegungen den Mord des Aegyptiers vor; der ältere ist namentlich im Reden begriffen. Moses steht aufrecht, ruhig, freilich aber nicht ohne sichtbare Verlegenheit, welche selbst die grade Stellung, welche er annimmt, nicht ganz zu verbergen vermag.

7) Er sizt in der Einsamkeit an einem Brunnen, in Nachdenken verloren.

8) Zwei Töchter des Priesters kommen ihre Heerde zu tränken. Moses legt sich in einer sehr leichten Stellung über den Brunnen um Wasser für sie zu schöpfen. Die kindliche Jugend der Köpfe ist recht schön dargestellt.

9) Er schickt die Hirten mit ihren Schafen fort, welche die Jungfrauen vertreiben wollten.

10) Der Priester von Midian ladet ihn zu sich ein. Moses steht vor dem Sitzenden und scheint von dem Anerbieten gerührt, so daß er es fast ablehnt. Ihm zur Seite steht eine weibliche Figur, wohl die Sephora. Die Scene fällt unter einem prächtigen Gebäude vor; der Priester ist als solcher durch nichts kenntlich.

11) Moses bindet sich unter einem Berge, in gebückter Stellung, die Schuhe und sieht oben den brennenden Busch, nach dem er hinaufschaut. Unten benagen seine Schafe die Bäume. — Zwischen dem Gewölbe und Bogen die Köpfe Salomos, Davids, Zacharias' und Malachias'.

12) Ueber der äußern Thür fleht Moses in der Hungersnoth auf seinen Knieen zu Gott. Er wird erhört, eine Wachtel kommt schon geflogen und läßt sich fangen; daneben sind zwei Männer in sehr leichter, naiver Stellung damit beschäftigt, die abgezogenen Vögel am Feuer zu braten. Oben sieht man den Himmel mit Sternen, aber ohne die Hand, welche zu fehlen scheint, wo sie nicht geradezu redet.

13) Daneben schlägt er Wasser aus dem Felsen; es strömt schon heraus. Viele stillen schon ihren Durst, andere kommen erst um Wasser in Krügen zu holen. Bei Moses stehen vier bis fünf Personen. —

Die zusammenhängende Geschichte des äußern Gangs endet hier. An einzelnen Figuren sind über der innern Thür des Haupteingangs noch die vier Evangelisten, Lebensgroß, wie in Nischen; darüber etwas kleiner neun Heilige, und endlich über der innern Thür, der Geschichte Moses zunächst, die Madonna mit dem Kinde, ganze Figuren, zur Seite der Evangelist Markus und Johannes der Täufer. Vielleicht sind diese drei Figuren von anderer Hand; die Madonna verräth griechische Arbeit, hat das sehr schmale, an den Wangenknochen etwas ausladende Gesicht und große Nase. — Es leiten diese Figuren auf sehr zweckmäßige Weise die Geschichte des neuen Testaments ein, welche im Innern der Kirche ausgeführt ist. G.

Oelmalerei.

Während mehrere frühere Schriften über Van-Eyck und über Oelmalerei zu beweisen suchen, daß diese Art der Malerei nicht von Van-Eyck wirklich entdeckt worden sey, geht Hr. Merimée in seiner Schrift de la peinture à l' huile, ou des procédés matériels employés dans ce genre de peinture, depuis Hubert et Jean Van-Eyck jusqu' à nos jours. Paris, 1830. 8. von der Behauptung aus, daß man diese Erfindung allerdings diesem Niederländischen Maler zu verdanken habe; aber er antwortet nur auf einen Theil der Einwürfe, die man bei dieser Frage vorgebracht hat. Man muß wenigstens eingestehen, daß, wenn Van-Eyck das Verfahren der Oelmalerei auch nicht erfunden hat, ihm doch wenigstens das Verdienst zukommt, die Zubereitungen und die Anwendung der Farben zu einer Vollkommenheit gebracht zu haben, worin man ihm, weit entfernt, ihn zu übertreffen, bis auf unsere Tage, ungeachtet der Fortschritte der chemischen Wissenschaften, kaum nahe gekommen ist.

Seine Gemälde, so wie die im 14ten und 15ten Jahrhundert in Italien und Deutschland verfertigten Oelgemälde überhaupt, sind in der That viel besser erhalten, als die, welche in späterer Zeit entstanden sind. Daraus schließt Hr. Merimée, daß das Verfahren, welches man ursprünglich bei der Oelmalerei beobachtete, nicht unverfälscht auf uns gekommen seyn möchte; und er hat sich, um diesen materiellen Theil der Kunst zu fördern, bemüht, das ursprüngliche Verfahren wieder aufzufinden. Seine Untersuchungen alter Gemälde haben ihn zu der Meinung geführt, daß die gute Erhaltung derselben einer Mischung harziger Materien zugeschrieben werden müsse, und daß, nach der Festigkeit des Bindemittels und dem Glanze des Bruches zu urtheilen, die Farben nicht nur mit Oelen, sondern auch mit Firnißen verdünnt worden seyen, die zum Theil von der Art der harten Firniße gewesen wären. Uebrigens sind

fast alle Gemälde aus dem 15ten Jahrhundert und dem Anfange des 16ten auf einem Leimgrunde von weißer Kreide ausgeführt, welchen man mit Trocken-Oel übergieng. Man arbeitete zuerst mit transparenten Farben, und wenn man sich so der Composition, der Zeichnung und selbst der Hauptwirkung des Helldunkels versichert hatte, beendigte man das Gemälde mit leichter Impastirung, welche der Farbe mehr Consistenz und Rundung gaben. Van-Eyck, Perugino, Leonardo da Vinci und Raphael, haben auf diese Art gearbeitet.

Tizian und Correggio impastirten den Entwurf und wandten die transparenten Farben und Lasuren nur an, um das Gemälde zu beendigen.

Es ist bemerkenswerth, daß die größten Coloristen die eine oder die andere von diesen beiden Verfahrungs-Arten angewendet haben und zu dem nämlichen Resultate gelangt sind.

In den Lasuren, von denen die Venetianer und Niederländer häufig Gebrauch machen, glaubt Hr. Merimée einen Beweis gefunden zu haben, daß sie auch Firnisse zu ihren Farben mischten. Indessen mußte man doch bald sich von den schädlichen Folgen des übertriebenen Gebrauchs der Lasuren überzeugen, da man sah, daß anfangs sehr glänzende Gemälde, auf solche Art ausgeführt, in kurzer Zeit schwarz wurden und verdarben. Die am besten erhaltenen Gemälde von Poussin, Paul Veronese und Rubens sind die, welche sie auf einen Grund von Wasserfarbe gemalt haben.

Hr. Merimée wurde so zu dem Resultate geführt, daß die ältesten niederländischen und venetianischen Maler nicht wie wir mit reinen Oelen malten, sondern daß sie ihre Farben mit Firniß anmachten, dem man die Dauer ihrer Gemälde zuzuschreiben hat. Er beschreibt die Zubereitung der verschiedenen Arten der Firnisse, sowohl derjenigen, die man mit Farben mischen kann, als derjenigen, mit welchen man die bereits vollendeten Gemälde überzieht, um ihnen Transparent zu geben und sie gegen Dünste zu sichern, welche die Farben angreifen würden. Er handelt sodann von der Zubereitung der Farben, von ihrer Solidität, von der Wirkung, welche sie gegen einander in verschiedenen Mischungen ausüben, von den Veränderungen, welche sie selbst und die fettige Theile, womit sie gemischt sind, durch Luft und Licht erleiden. Er gibt endlich die Vorsichtsmaaßregeln an, deren man sich zur Erhaltung der Gemälde zu bedienen hat, und beschreibt die Mittel, durch deren Gebrauch man den Schaden wieder gut machen kann, welchen sie erlitten haben.

Alle diese nützlichen Bemerkungen, die Frucht zahlreicher Erfahrungen und Untersuchungen des Verfassers, verdienen die Aufmerksamkeit der Maler, welche die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit fühlen, ihre Werke so zu behandeln, daß die Zeit nicht im Stande ist, sie zu verschlechtern oder zu entstellen. Aehnliche Ansichten, wie Hr. Merimée, hat bereits Hr. von Montabert im neunten Bande seines Traité complet de peinture über diesen Gegenstand ausgesprochen, was hier um so mehr angeführt werden muß, da dieser Künstler alle Nachtheile, welche mit der Oelmalerei, auch in ihrer höchsten Vollkommenheit, verbunden sind, und alle die Vorzüge aufgezählt hat, welche die Wachsmalerei vor jener voraus hat.

Bemerkungen über Kunst.

Natur und Leben sind so reich und unendlich, daß man über die Kühnheit des Künstlers erstaunt, dieses Grenzenlose darstellen, abbilden zu wollen. Jeder von ihnen thut andere Griffe darnach, nimmt sich anderes Charakteristische heraus und gibt es in seiner Kunst-Sprache wieder. Stümper ist, wer Zeit und Mühe ohne Erfolg anwendet; Pfuscher, wer viel von seiner Manier zwischen dieses Leben bringt; Talent hat, wer mit wenigen charakteristischen Zügen unserer ergänzenden Einbildungskraft jenes Leben darstellt; aber das Meister-Genie, in einem ganz der Beobachtung und Uebung geweihten Daseyn gereift, weiß uns das volle Bild jenes Lebens wie in leibhafter Tiefe hinzuzaubern.

*

Wofür Jemand keinen rechten Sinn hat, das wird er falsch beurtheilen, und je geistreicher er sonst ist, desto gefährlicher und verführerischer wird sein Irrthum seyn, und habe er das Wesen vom Orient, von Griechenland und Rom in sich aufgenommen, so wird seine Ungerechtigkeit gegen die von ihm verkannte Kunstseite nur um so qualifizirter seyn, denn er wird all seyn Denken als Waffe gegen sie brauchen, um ihr den Raum und die Wirksamkeit streitig zu machen, die sie im Kreise der übrigen Künste einnehmen soll.

Was wollen wir aber dem „Sinn haben“ selbst für einen Sinn unterlegen? Ist's etwa eine instinktmäßige Fähigkeit, gewisse Objektivitäten offen anzuschauen und zu empfinden? Ich denke, es sey eine schon organisch begründete, in frühester Jugend erwachte Hinneigung, ein wachsendes Bedürfniß, ein Begehren, eine thätige Richtung, eine nie rastende Beobachtung, ein Sammeln, eine stille Schule, Wachsthum und Entwicklung, ein durch lebendiges Interesse geschärftes Gedächtniß, ein nie schlummernder Antheil des Gemüths an einer Weltseite, Lebens-Sphäre, ein frühes Vorahnen ihres Wesens, ihrer Tiefe, Macht, Würde.

№. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. April 1831.

Antike Baukunst.

Der Apollotempel zu Bassä in Arcadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke. Dargestellt und erläutert durch O. M. Baron von Stackelberg. S. 148 mit 31 Kupfertafeln und mehreren Vignetten. Rom 1826. Frankfurt am Main, gedruckt mit Andreäischen Schriften. Gr. Folio.

Die Ausgrabung der Bildwerke zu Phigalia gehört neben der der Aegineten zu den interessantesten Entdeckungen der bekannten Gesellschaft von Reisenden, die 1810—1815 in Griechenland der Erforschung des griechischen Alterthums und besonders der Kunst nachgegangen waren. Die Entdeckung dieser phigalischen Bildwerke erfolgte im J. 1812 durch die Deutschen Freiherr Haller v. Hallerstein und J. Linth. und die Engländer Cockerell und Foster. Durch Vermittlung des englischen Viceconsuls, Hrn. Gravius, wurde der Pascha von Morea, Veli, Sohn Ali Paschas von Joannina, vermocht, selbst Theil an der Grabung zu nehmen. Dieser überließ nachher seinen Antheil gern den obgenannten Herrn, welche die Bildwerke zu Lande über Phigalia bis zum Meer, und von da zu Wasser nach Zante transportirten. In Zante blieb die Sammlung bis zum 1. May 1814, wo sie durch allgemeines Ausgebot und bei der Versteigerung gegen eine Summe von 60,000 spanischen Piastern an den damaligen Prinzregenten von England kamen, der sie dem brittischen Museum einverleibte. Herr Baron von Stackelberg war zwar nicht bei der ersten Entdeckung, aber später bei der ganzen Aufgrabung gegenwärtig, und schon an Ort und Stelle eifrig bemüht, sich der reichsten Ausbeute durch kunstvolle und gewissenhafte Zeichnungen zu versichern, und diese liegen dem reichen Kupferwerke zu Grunde. Sie enthalten den ganzen Fries der Cella, in ausgeführten Abbildungen mit einer skizzirten Zusammenstellung der Theile, ebenso Abbildungen von einigen andern bedeutenden Fragmenten des Tempelschmucks; und den architektonischen Grundriß und Aufriß des Tempels, nebst mehreren malerischen Ansichten der Gegend, in welcher das Gebäude sich erhob. — Diesem allem ist ein reich ausgestatteter Text zugegeben.

Die Beschreibung des Vfs. scheint von der milderen Luft erfüllt zu seyn, welche über den sonnigten Höhen des kunstgeliebten Landes weht. Alle Einflüsse, die eine sinnige Beobachtung von einem allernährenden Boden, einem wonnigen Clima ꝛc. auf ein schöngeartetes Volk wahrnehmen kann, sucht Hr. v. St. auf diesen einen Ort unserer Betrachtung concentrirt darzulegen. Nachdem er mit künstlerischem Sinn und mit so viel Sicherheit die Reize der lebendigen Marmorgestalten in seine Mappen überzutragen gewußt hat, ist er mit gleichem Künstlersinn an die Schilderung des großartigen Eindrucks gegangen, den er von dem geweihten Ort, aus den Hallen des heiligen Raumes mit hinweggenommen hatte. Er entwirft uns ein vollständiges künstlerisches Bild des Gebäudes und seiner Einrichtung, mit all seinem äussern und innern Schmuck, und reproducirt so gleichsam das untergegangene Kunstwerk vor unsern Augen aus den wenigen noch erhaltenen Trümmern. Als vorzüglich gearbeitete künstlerische Monographie, zählt dieses Werk wenige seines Gleichen, und unsere verspätete Anzeige desselben mag deßhalb immer noch eine Stelle finden.

Nach einer begeisterten Beschreibung der Lage und Oertlichkeit des Tempels, welche durch zwei von Reinhart geistreich radirte landschaftliche Ansichten unterstützt wird, leitet der Vf. auf die genauere Betrachtung der Construktion des Gebäudes hin. Die Größe des Tempels beträgt 124′ 11″ × 27′ H. 37′ 6″ (wir geben sämmtliche Maaße aus den Angaben des Vfs. nach Londoner Fußen); sie entspricht dem Zweck des Gebäudes und der Oertlichkeit. Der Einsturz der harmonisch gefügten Massen erfolgte wahrscheinlich, nachdem barbarische Raubgier den Tempel seines Schmuckes beraubt hatte, durch Erdbeben. Der Schutt füllte, 16 Fuß hoch, das Innere des Tempels. Von 38 Säulen stehen noch 36, indem die beiden Ecksäulen der südlichen Fronte allein niedergestürzt sind; in der Vertheilung der umherliegenden Säulenstücke konnte der Vf. noch die Bewegung

des Sturzes sehen. Nur an dieser Fronte fehlten auch mehrere Stücke aus dem Architrav. An der westlichen Seite war die Säulenreihe in der Mitte, den Fall drohend, noch innen gefunden. Die Hirten nennen diesen Ruin Is-tus-stylus (Ἐις τοὺς στύλους). Aus dem inwendigen Haufen der Trümmer ragte nur ein einziges Mauerstück, mit einer jonischen Halbsäule geziert, hervor. — Der ganze jonische Fries hatte sich unter den Trümmern vor den zerstörenden Einflüssen der Zeit bis auf unsere Tage und zu solch erfreulicher Wiederaufdeckung verborgen erhalten. An den Marmortafeln des Frieses fehlten die verbindenden Klammern, von deren früherem Vorhandenseyn die Löcher in den Platten zeugen. Der Fuß einer einzelnen Säule mit einem Blätterkranz war von seiner Stelle gerückt, das Capitell lag neben der Säule mit mehreren andern jonischen Capitellen der Halbsäulen unter den Resten der größten Cassaturen der Decke in dem abgeschiedenen hinteren Raum der Cella. An diesem Ort, der zu den Eigenthümlichkeiten des Tempels gehört, fanden sich von einer kolossalen Statue des Apollon marmorne Hände und Füße ohne auf Spuren der übrigen Theile des Körpers zu deuten. Der Vf. glaubt sie daher einem Akrolith, d. h. einer Statue aus (vergoldetem) Holz mit marmornen Extremitäten angehörig. Die Zweifel, welche Hr. Hofr. Hirt in seiner Recension dieses Werks (Jahrb. f. w. Kritik 1828. 115.) gegen die Benennung Akrolith erhoben hat, sind ungegründet, denn wenn auch Pausanias, der häufig Statuen dieser Art beschreibt, sich niemals des Ausdrucks Akrolithos bedient, so bestätigt doch ein schon von Salmasius erklärtes Epigramm (Analut. 3. p. 155. Salmas. ad. h. l. p. 322.) die obige Bedeutung aufs entschiedenste, und hiernach möchte Hrn. Hirts Auslegung des Worts bei Vitruv 2 8., wo er es „Burgstein" übersezt, eben so willkührlich als sprachwidrig erscheinen.

Von den Metopen in den Fronten des Opisthodom fand sich keine Spur, so wenig wie von Giebelstatuen und Akroterien, troz den eifrigen Nachforschungen der Reisenden. In den Trümmern der Seitenhalle fanden sich unter andern Resten des Tempels verzierte marmorne Stirnziegel, viele Stücke irdener und marmorner Dachziegel — jene nach dem Vf. zur Ausbesserung des Dachs angewandt, nach Hrn. Hfr. Hirt zur spätern Eindeckung der Hypäthralöffnung (?!) —, Theile der Ausschmückung der steinernen Decke, in sechs verschiedenen Cassaturen bestehend, und eine große Menge mit Stiften versehener Tropfen von Marmor, in theils schräg- theils gerad-abgeschnittener Cylinderform, die zu dem Hauptgesimse gehörte, wo sie in Löcher eingesezt waren. Ausserdem fand man hier Lanzenspitzen von der Form der Olivenblätter, Reste bronzener und silberner Vasen, ein noch erhaltenes kleines Bronzegefäß, eine Münze, eine kleine Beinschiene aus Bronze, vielleicht ein Exvoto, ein vergoldetmetallenes Lorbeerblatt aus dem Kranze des im Tempel verehrten Gottes, eine kleine steife Bronzefigur desselben im alten conventionell-religiösen Styl. — Alles deutet, nach des Vfs. Beobachtung, auf eine gewaltsame Zerstörung des Tempels, die seiner Meinung nach aber nicht in die Zeit der Verbreitung des Christenthums fällt, sondern durch den Verfall des Tempels im Alterthume schon, da der heidnische Gottesdienst noch blühte, herbeigeführt und veranlaßt wurde. Eine Umweihung, wie sie bei der Verbreitung des neuen Glaubens gewöhnlich waren, würde den Tempel eher geschüzt haben. Ebenso spricht ihm dafür das Schweigen des Pausanias über die Tempelstatue, sowie die Angabe desselben von dem Verfall des höher gelegenen Aphroditentempels.

Von dem Inneren des herrlichen Tempelruins der durch die Grabung aus der Hülle seiner Trümmern als der schönste Ruin des Peloponnesos hervorgetreten war, liefert Tab. III eine malerische Ansicht; Tab. IV den Grundriß und Tab. V den architektonischen Aufriß. Diese tragen sämmtlich nicht wenig dazu bei, die ausführlichere Beschreibung der Architektur des Tempels verständlich zu machen. Vor der Beschreibung aber sucht der Vf. die Zeit, in der, und die Veranlassung und Umstände, unter denen der Tempel erbaut wurde, zu bestimmen. Er sezt die Erbauung in das zweite oder dritte Jahr der 87. Olympiade, im zweiten des peloponnesischen Kriegs = 430 a. C. auf Veranlassung der mit dem peloponnesischen Krieg hereingebrochenen Pest. Dieser Irrthum rührt von Pausanias her, und der Vf. ist in Folge dieser Angabe der Meinung, daß Apollo mit der unheilbringenden Seuche und zu ihrer Sühnung den Namen Ἐπικούριος und den Tempel erhalten habe von den rettungflehenden Völkern. Otfr. Müller hat seitdem nachgewiesen, daß schon die Worte des Thukydides, der hier als Zeitgenosse und umsichtiger und genauer Beobachter von der Pest meldet: ἐς Πελοπόννησον οὐκ ἐσελθεῖν ὅ τι ἄξιον καὶ εἰπεῖν hätten eines besseren belehren können. Anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die der gelehrte und scharfsinnige Vf. der Commentatio de Phidiae vita etc. anführt. Es kommt hier nicht darauf an auszumitteln, ob Iktinus wirklich in Athen geboren sey. Geboren mochte er seyn wo er wollte, so müßte er doch, wenn die Meinung des Pausanias angenommen wird, von Athen nach Arkadien gehen, zu einer Zeit rc. Vor dem peloponnesischen Krieg, wenn auch nur wenige Jahre früher, müssen wir also wohl mit O. Müller die Zeit sehen, in welcher Iktinus das Heiligthum von Bassae vollendete.

Das Material, welches der Ort selbst darbot, ist ein bläulich-weißer, mit einigen braunen Adern durchzogener Kalkstein, der dem Marmor nahe kommt. Die

Schönheit und Härte des Gesteins machte keinen Anwurf des Gebäudes nöthig. Zu den feineren Theilen der Architektur und zu den großen Ziegelplatten des Daches gebrauchte der Künstler den noch festeren, grobkörnigen (parischen?) Marmor. Schärfe und Feinheit des Steinschnitts. Angenehmes Gleichmaaß in Form und Lage der Mauerquadern. Nur die untere Steinlage übertrifft die andere an Höhe und ist als Basament der Mauer angesehen. Die Mauerstücke verbindet nicht Mörtel, sondern inwendig unbemerkt eingesezte, vor der Luft geschüzte Eisenklammern.

Den Eindruck, welchen das Gebäude von aussen machte, seinen Lesern möglichst lebendig zu vergegenwärtigen, liefert der Vf. eine sehr detaillirte Beschreibung der Verzierungen, ihrer gegenseitigen Verbindung und ihres Verhältnisses zum ganzen Bau. Der Fries des Peristyls war rein dorisch mit Triglyphen und glatten Metopen. Die beiden 7′ 7″ hohen Giebel krönte über dem Gesims eine Palmettenverzierung. Die Firstziegel waren nur wie die gedoppelte unverzierte Rückseite der Stirnziegel bearbeitet und das Dach war mit zusammenhängenden aus einem Stück geschnittenen Hohl und Platt = Ziegeln von weißem Marmor eingedeckt. —

Cassaturen des Peristyls von der Form eines verschobenen Vierecks vermuthet der Vf. in regelmäßigen Zwischenräumen, nach der verschiedenen Lage der Deckenbalken und den Unterschieden der Räumlichkeit abwechselnd. Die Zeichnungen derselben, die man hier ungern vermißt, sind jezt von Donaldson im ersten Hefte der Nachträge zu Stuart gegeben werden, welcher auch die Dachverzierung auf gleiche Weise, wie Hr. v. St. construirt. — Der nach Norden gewandte Pronaos, durch die Antenmauer und zwei zwischen den Antenpilastern stehende, um ein weniges verringerte dorische Säulen von dem Peristyl getrennt, war vorne mit einem die Pilaster und Säulen verbindenden Geländer, welches auf steinernem Fußgestell stand, geschlossen. Der Pronaos hatte der Frontenlänge nach im Friese Triglyphen und mit Bildwerken verzierte Metopen. Auf ihnen sieht man, wie die aufgefundenen Fragmente zeigen, den Apollo als Reigenführer bacchischer Feste unter bacchischer Begleitung. Hr. Hfr. Hirt findet auch problematisch, daß die aufgefundenen Fragmente auf Metopen deuteten, sondern hält es für passender, anzunehmen, daß sie zum Schmuck der Seitennischen bestimmt gewesen seyen. Es ist aber die Frage, ob sie an diesem Platz, unter dem jonischen Fries, in irgend einem organischen Verhältniß gedacht werden können? Die große Cellenthür, welche vom Pronaos in den Sekos oder die Cella führte, hatte, wie aus den an der Mauer vorhandenen Zeichen erhellte, wegen des im Innern erhöhten Bodens, den Ansatz einer hohen Stufe, und eine Einfassung von Metall, wie vielleicht auch die Doppelflügel der Thüre die nach aussen giengen, aus Erz waren. Damit diese in der Breite der Mauer zum Anlehnen Platz fänden, erhielten die Thürpfosten innerhalb der Cella einen weiten Vorsprung, wie aus den genau zutreffenden Maaßen sich ergiebt. Die Thür hatte ihrem Zweck gemäß, den ganzen Raum der Cella auf einmal übersehen zu lassen, eine ungewöhnliche Breite.

Von ganz eigenthümlicher Anlage war das Innere des Gebäudes. Statt der, wie es bei Hypäthralen gewöhnlich ist, beiden das Schiff durchlaufenden Säulenreihen, finden sich hier zehn jonische Halbsäulen, welche rechts und links aus der Wand hervortretende Mauerstücke beschließen. Von diesen und der einzelnen der Thür gegenüber befindlichen Säule mit dem Blätterknauf wurde der Architrav, der verzierte Fries und das Kranzgesims getragen, welche die Hypäthralöffnung einfaßten. Die beiden lezten Mauervorsprünge liefen mit der Mauer der Cella in einem spitzen Winkel aus und der Vf. vermuthet, daß diese schiefe Stellung der Mauervorsprünge mit Rücksicht auf die Decoration durch einen zwischen beiden ausgebreiteten Vorhang, angeordnet worden sey. Bemerkenswerth ist noch die scenische Erhöhung der Cella, die im Pronaos nur 8″, in der Cella noch 1′ 4″ mehr beträgt, und die etwas erhöhten Nebenräume oder Seitennischen, welche durch die auf dem gemeinschaftlichen Sockel ruhenden Mauervorsprünge entstehen und oben mit dem kleinsten Cassaturwerk versehen waren. Der Vf. hält diese Nischen zur Aufnahme von Dreifüßen bei Opfern ꝛc. bestimmt. Auch diese Anordnung des Vfs., die auf jeden Fall doch aus der Anschauung der Sache selbst hervorgegangen, und wahrscheinlich Resultat der von ihm mit Cockerell und Haller gemeinschaftlich angestellten Untersuchungen ist, bestreitet Hr. Hfr. Hirt in manchen Punkten. Der erheblichste unter seinen Einwürfen ist wohl der, wenn er meint dem Vf. nicht zugeben zu dürfen: „daß jene einzelne Säule ohne allen Zweck schon ursprünglich in der Mitte gestanden habe ꝛc.“ Jene Säule aber trug, wie die vorhandenen Fragmente müssen gezeigt haben, den Architrav und den jonischen Fries. Daß die Disposition der Ueberreste zu dieser Anordnung nöthige, beweist nun auch der von Donaldson bekannt gemachte Grundriß. — Der Raum hinter der Cella hat allerdings etwas sehr Eigenthümliches. Nicht weniger ausserordentlich ist die Thür, welche, kleiner als die Hauptthür, von da hinaus zum Peristyl führte. Auf jeden Fall aber ist es viel umsichtiger gehandelt, wenn der Vf. eben in dieser Eigenthümlichkeit die Originalität des Baumeisters wieder findet, welche sich an dem ganzen Gebäude zeigt, als wenn man mit Hrn. Hfr. Hirt die Thür für später durchbrochen hält aus dem unhaltbaren Grunde,



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 34. — 1. April 1831.

Psychologie und Mystik.

Nicht mit Unrecht hat man die Mystik die Nachtseite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Gespenster, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen ist und die lärmenden Geschäfte uns in Anspruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Gespenster noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politischen Aufregung können mystische Schriften nur wenig Aufmerksamkeit erregen, ja es bedurfte dieser Aufregung nicht erst, auch vorher schon herrschte in der Literatur ein so lauter Lärmen, daß die Werke der stillen und geheimnißvollen Nacht darüber fast vergessen wurden.

Ueber Gespenster zu klagen, geht an; am besten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die stillen Sterne an, daß sie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir sie nicht sehen? Ehren wir die Geschäfte des Tages, doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unsichtbar über uns wachen, daß wir sie schelten sollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er sehnsuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

Etwas Gespenstisches, bösartig und lächerlich zugleich, ist in dem mystischen Treiben aller Zeiten gewesen und besonders auch in der neuesten. Der boshafteste unter allen politischen Teufeln hat von jeher des frommen Eremiten Gewand angezogen. Dann hat wieder, eben aus Verzweiflung an der äußern Welt, in der so sichtbar der Teufel hauste, manch frommer Geist ascetisch sich zurückgezogen in die innre Beschauung, und die Hypochondrie der Einsamkeit hat krankhafte Einbildungen in ihm erzeugt, die wieder der Welt zum Gespött werden mußten. Endlich hat die liebe Eitelkeit in dem, freilich nicht ächten, sondern nur zur Schau gestellten Mysticismus ein bequemes Mittel gefunden, wichtig und vornehm zu thun. Manche, die es gern mit Verstand und Witz versucht hätten, wenn sie welchen gehabt, stellten sich, als ob sie diesen Verstand und Witz verachteten und gaben vor, in des Gemüthes Tiefen ganz andre Offenbarungen gefunden zu haben. Durch solche Mißbräuche ist allerdings die Klage über mystische Umtriebe gerechtfertigt.

Allein gerade das Edelste ist am meisten der Entweihung ausgesetzt, und nur die Brutalität eines bösen Willens oder die liebe Dummheit mag das Edle selbst mit seiner Entweihung verwechseln. Spottet nur der nächtlichen Gespenster, doch ehrt die heilige Nacht. Wenn die Sonne sinkt, treten die ewigen Sterne hervor; wenn das alltägliche vollbracht ist, erwacht in uns das Bewußtseyn eines andern, eines ewigen Lebens. Von der Ober-

fläche blickt der Geist in die Tiefe, von den offenbaren Wirkungen in die geheimnißvollen Ursachen und Folgen, von der Gegenwart in den Anfang und das Ende. Ja, es gibt eine unendliche Tiefe der Dinge, es gibt einen Gott, eine Ewigkeit und der Mensch ist selbst so tiefen Ursprungs und für mehr bestimmt als für die Alltäglichkeit. Darum sind die Bestrebungen des menschlichen Geistes, die an die Idee jener höhern und ewigen Ordnung geknüpft sind, in der unser kleines Daseyn sich verliert, mit nichten blos Phantastereien und Modeerscheinungen, die gleich Ossians Wolkenbildern am Berge vorüberjagen. Nein, inmitten dieser wilden Wolkenjagd steht der Fels des Glaubens unverrückt und ewig fest, und wenn die Nebel sich wieder senken, wird des Berges klares Haupt die Sonne grüßen.

Seit Schwedenborg in der sogenannten Aufklärungsperiode des philosophischen Jahrhunderts hörte man wenig mehr von Mystik. Die Eckarthausen, Jung Stilling, Lavater blieben untergeordnet. Erst in der neuern Zeit ist der mystische Tiefsinn wieder erwacht, wie überhaupt sich der Gemüther wieder eine religiöse Richtung bemeistert hat. Man mag sich darüber zu täuschen suchen, wie man will, einige neuere mystische Schriften haben selbst die Klügsten in unsrer Zeit überrascht, und wodurch? Goethe sagt sehr richtig in Wilhelm Meisters Lehrbrief: „der Ernst überrascht uns." Das ist in drei Worten das Bekenntniß eines ganzen Zeitalters. Ja, es ist der Ernst, der alle überrascht, denen die Religion nur ein Spiel der Gewohnheit oder des Witzes geworden war. Man hatte sich in die allerbequemste Verfassung gesezt, gleichsam vom Parterre aus die Thaten der alten Glaubenshelden, den Liebreiz der Legenden und die poetische Tiefe einiger Visionärs ästhetisch zu genießen, allein es fiel niemanden ein, zu glauben, daß derlei Poesie wieder zur Wirklichkeit werden und leibhaftig in unser Alltagsleben hineintreten könnte. Man stellte die Heiligen, Propheten und Seher mit den alten Rittern in eine Linie, und glaubte, ein neuer Prophet könnte sich zu den alten nur so verhalten, wie Don Quichote zu den alten Rittern. In gewissem Sinne hatte man auch Recht, denn es ist keineswegs zu läugnen, daß die Kirche ihre Don Quichotes gehabt, wie die Chevalerie. Allein die Religion ist mit nichten etwas so Vorübergehendes, wie der Feudalgeist. In ihre Tiefe reicht die Leiter aller Jahrhunderte nicht hinab. Sie läßt sich nicht erschöpfen, nicht ausleben. Es ist immer nur eine optische Täuschung, wenn sie den Menschen in eine mythische Ferne zurückschwindet. Ihr Geist bleibt immer gegenwärtig, denn er ist immer in uns.

Wir wollen nun von dem sehr verschiedenartig mystischen und antimystischen Treiben, wie es sich in den jüngsten Erscheinungen der Literatur abgespiegelt hat, Rechenschaft geben. Zuvor aber scheint es uns wichtig, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die, obwohl streng wissenschaftlich, uns dennoch ins Heiligthum einführt, eine Schrift, in welcher eben so alle Vorkommnisse der menschlichen Seele bezeichnet, klassificirt und erklärt sind, wie in einer Naturgeschichte die äußern Kreaturen der Elementarwelt, die uns daher auch auf dem Wege der wissenschaftlichen Erfahrung zu jenen dunkeln Regionen der Seele geleitet, wo das Reich der Mystik beginnt.

1) Die Geschichte der Seele. Von Dr. G. H. Schubert, Professor in München. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Der Verfasser, der schon in seiner Nachtseite der Naturwissenschaft, Allgemeine Geschichte des Lebens, Symbolik des Traums ꝛc. die tiefsinnigsten Anschauungen des innern Seelenlebens niedergelegt hat, baut in dieser Schrift, was in den andern als Material zerstreut lag, in ein ganzes psychologisches System zusammen. Die Idee, die er dem Ganzen zu Grunde legt ist die einer uns angebornen Verwandtschaft unseres Wesens mit dem höchsten Wesen. „Mitten in dem Reiche des Seyns steht eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es ist ein Auge, selber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des Ungewitters, oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorüber gezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sey; er hat dies nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugebornen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seyns, aus welcher ich bin.

Dieses Ausgehen der Seele, zuerst in den buntfarbigen Schein der leiblichen Gestaltung, welche das Leben nur sinnbildlich erfasset, dann in das Wesen des Menschen; wie endlich in diesem die Seele zu sich selber und

zu Gott komme, dies zu beschreiben, ist die Aufgabe und der Endzweck der Psychologie."

Demnach sieht auch Schubert in der Natur und im Leibe des Menschen nur die vorbildliche Abspiegelung, das Symbol der Seele; und er führt die Parallele zwischen beiden mit naturphilosophischer Konsequenz durch. So gleicht der Galvanismus in der unorganischen Natur dem Athmungsprozeß in der organischen und beide wieder den Trieben der Seele. Auf gleiche Weise entsprechen sich Elektricität, Muskelbewegung und der Wille der Seele. So werden die Gefühle dem Ernährungsprozeß verglichen, die Uebereinstimmung des planetarischen und animalischen Magnetismus liegt schon im Worte ꝛc. So oft die groben Empiriker, die an allem zweifeln, was sich nicht mit Händen greifen läßt, gegen solche naturphilosophische Parallelen sich aufgelehnt haben, so gewiß ist es doch, daß die Erfahrung selbst, in dem Maaß, wie sie weiter fortschreitet, von selbst auf solche Vergleichungen gestoßen wird. Die allgemeine Harmonie der Dinge ist so wenig eine bloße Chimäre, daß sie vielmehr diejenige Thatsache ist, die allen andern Thatsachen in der Welt schlechterdings vorhergeht. Die Kontrapunktisten der Natur können sich in ihren Handbüchern irren, aber der Kontrapunkt bleibt darum unangetastet.

Auf dem langen Wege durch diese Parallele der Elementarwelt, des Organismus und der Seele bereitet der Verfasser den unermeßlichen Schatz seines Wissens, seines unterscheidenden Scharfsinns, seines kombinirenden Tiefsinns aus, und, wohlzumerken, es sind überall Thatsachen, Beispiele, die er anführt; es ist nicht ein trocknes System abstrakter aus einander sich entwickelnder Sätze, sondern ein reicher Blumen- und Fruchtgarten der lebendigen Natur, durch den er den Leser tiefbelehrend und doch angenehm unterhaltend führt, daher auch, wenn sein Buch das Schicksal haben sollte, nur von den Männern vom Fach, nicht auch von den Freunden alles Erhabnen und Schönen gelesen zu werden, es dieses Schicksal wahrlich nicht verdienen würde.

Wichtiger indeß als die Gemeinschaft der Seele mit dem Körper ist die mit dem Geiste, und so wird das Werk immer interessanter, je höher es aus dem Gebiet der Natur durch das der Seele in das des Geistes hinaufsteigt. „Aus dem Innern des Planeten wirkt die Macht einer wechselseitigen Anziehung, welche den irdischen Körpern den Zug der Schwere und den innern Zusammenhalt der Theile gibt: welche das Eisen zum schweren und dehnbaren Metall gestaltet. Aber aus einem andern, höheren Mittelpunkt der Welten wirkt eine andre Kraft hervor, welche den Planetenbahnen die gemeinsame Lage um den Aequator der Sonne, welche unserer Erde, wie den andern verwandten Welten die Neigung der Axe auf der Ebene der Bahn und die jährliche Bewegung gibt. Wir kennen diese bewegende und gestaltende Kraft der höhern Ordnung, welche wie der Lichtstrahl durch den festen und dichten Krystall, ungehemmt durch die planetarische Leiblichkeit hindurchwirket, in der einen ihrer Erscheinungen als Magetismus.

So kömmt das Walten des Geistes aus der Mitte einer ewigen Geisterwelt hervor, und wie die magnetische Kraft oder das Licht durch das Wesen in planetarisch dichte Massen, so gehet die herrschende Macht des Geistes durch Seele und Leib.

Es ist die Schwere und der innigere Zusammenhalt der Theile, was dem Eisen gemeinsam mit anderen schweren und dehnbaren Metallen zukömmt. Aber neben diesen allgemeinen Zügen der irdischen Leiblichkeit hat zu dem Wesen jenes bedeutungsvollen Metalles der Zug einer höheren Ordnung den Zugang gefunden, welcher der schwebenden Nadel die beständige Richtung und periodische Bewegung der Pole gibt. Nicht das Silber, nicht das näher verwandte Kupfer oder das geschmeidige Zinn, sondern vor andern das Eisen wird von dem Strom jener höhern Kraft ergriffen und bewegt.

So ist es vor anderen Wesen unserer Sichtbarkeit die Seele des Menschen, welche das Walten des Geistes nicht blos spurlos durchdringt, wie das Licht das Glas, sondern welche es selberkräftig, in den Strom seines Bewegens aufnimmt, mit seiner eigenen, höhern Natur überkleidet. Die Seele des Menschen, vor allem andern Leben unserer Sinnenwelt, erscheinet zugleich nach zwei verschiedenen Richtungen des Seyns bewegt. Denn wie das polarische Eisen eine eigene Schwere, gleich anderen metallischen Körpern, abwärts nach dem Boden führt, so theilet die Seele des Menschen mit der Seele des Thieres den Zug nach der Leiblichkeit. Aber jene allein folget dem Zuge, hin nach den Angelpunkten einer höhern Weltordnung, jene allein jedoch wird auch in diesem Bewegen — gleich der Magnetnadel, wenn dieselbe durch gewaltige Meteore in zuckendes Bewegen geräth — durch fremdartige und feindselige Kräfte von **geistiger** Art gehemmt und gestört."

Auf eine höchst geistreiche Weise unterscheidet nun der Verfasser die Kräfte des Leibes, der Seele und des Geistes und deren Wechselwirkung im Leben, je nachdem die eine oder andre vorherrscht, worauf die Unterschiede der Raçen, Temperamente, Bildungsstufen ꝛc. beruhen. Wir müssen uns hier begnügen, nur wenige charakteristische Hauptmomente seiner Lehre auszuzeichnen. Eins der

erfreulichsten ist sein Widerspruch gegen die bekannte Annahme, daß das Böse in der Materie, im Leiblichen, im Fleische liege. „So müßte denn der Stein böser und hassenswerther seyn, als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther, als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht. Es wäre dann unter allen Dingen unserer Sichtbarkeit etwa das Gold jenes, welches selber mit dem Ursprung alles Bösen am nächsten verwandt, am meisten nach diesem hinabstrebt und gezogen wird, der Mensch könnte dies am allerwenigsten seyn.

Diesem spielenden, zu sehr an der Oberfläche liegenden Einwurf, welcher jedoch, etwas tiefer gefaßt, nicht ganz ohne Wahrheit ist, begegnen allerdings die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von der Bedeutung des freien Willens, von einem tiefen (in der Seele selber) gelegenen und eingebornen natürlichen Verderben, so wie von der Nothwendigkeit eines Heilmittels nicht menschlicher, sondern göttlicher Kunst und Art. Es wird auch nach einer späteren Lehre die gröber körperliche Substanz wie durch einen Abfall des ursprünglich gut erschaffenen Seyns und Wesens entstanden betrachtet. Dennoch ist das Verkennen und Hassen des eigenen Fleisches und der Leiblichkeit überhaupt, weder in den Lehren der Offenbarung, noch in der Vernunft, noch in der Betrachtung und Aussage der uns umgebenden Natur begründet.

Es ist, namentlich durch die Lehre des Christenthums, auf die Bedeutung und den Werth des Leibes und der gesammten Leiblichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem Der, welcher des Wesens Anfang war, die Natur des Leibes, die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein hehrer Vergleich, welchen die Offenbarung selber anstellet, lässet uns in dem Verhältniß unseres inneren Menschen ein Abbild erblicken von dem Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. Unsre Glieder selber sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein Tempel seyn des Geistes aus Gott. Dieser unser vergängliche Leib soll einst verklärt uns wieder werden (§. 41). Darum ist die Anhänglichkeit der Seele an ihren Leib eine so tief gegründete und natürliche, und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Menschen nicht zu, sein eignes Fleisch zu hassen, sondern er nähret es und pfleget sein, und es ist, nach dem Spruch eines Weisen, der ein Unbarmherziger, welcher sein eigenes Fleisch betrübet; es ist uns geboten, uns nicht von dem eigenen Fleische zu entziehen, sondern sein zu warten, doch also, daß es nicht geil werde. — Das aber, was den Menschen vorzugsweise vor jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sünde und Ungerechtigkeit machet, liegt nicht in der Leiblichkeit an sich und überhaupt, sondern es hat einen tiefern Grund."

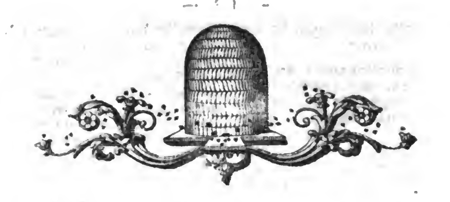
Wir bemerken beiläufig, daß dies sehr schön mit der Ansicht zusammenstimmt, welche Neander seiner Kirchengeschichte zu Grunde gelegt hat.

In dem Zuge des Geistes zum Fleisch sieht der Verfasser nur das Streben, dasselbe zu überkleiden, zu veredeln, das Höhere ins Niedere zu inkarniren, so wie es auch das unbewußte Streben des Niedern ist, in jenes höhere Element einzugehn. „So strebt denn der gröbere, elementare Stoff des thierischen Leibes, welcher aus der Nahrung entstehet, beständig nach oben, um sich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden; um mit diesem Ein Leib zu werden, und es strebet das höhere Element nach unten, um sich in die Natur des festeren Stoffes zu versenken."

Das harmonische Zusammenspiel der höhern und niedern, das Leben bedingenden Kräfte erscheint aber zuweilen zerrissen in Disharmonie und dann treten diese einzelnen Kräfte in ihrer ganzen Energie, zwar einseitig, aber eben deshalb nicht mehr durch andre beschränkt hervor. Daher die wundervollen Erscheinungen des Magnetismus, in welchem die Seele, indem sie sich fast ganz in den Geist zurückzieht und über diesen tiefere Aufschlüsse erhält, zugleich den Leib den nun ungehemmt waltenden Naturkräften zurückläßt und eben dadurch auch diese näher zur Erscheinung bringt. „Wenn die Seele den Leib noch selber kräftig bewegt und beherrscht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußern Natur kaum merklich auf diesen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit sie sonst diese Rosse ihres leiblichen Wesens gelenkt, vielleicht weil sie, wie dies bei der Seherin von Prevorst erschienen, ihre ganze bewegende Kraft, in die Tiefe einer andern, geistigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die gestaltenden und bewegenden Kräfte der äußern Natur auf den verlassenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben."

Der Verfasser führt uns bis an die Pforte jener geistigen Welt, hier aber verläßt er uns, indem er nicht aus dem Kreise der Seele heraustritt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 35. — 4. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

Wie wir die Anlagen zum Mysticismus, gleichsam den fruchtbaren Boden desselben, aus dem er in immer neuen Erscheinungen hervorwächst, die Seele nämlich, durch das treffliche Werk von Schubert kennen lernen, so will uns Heinroth in dem folgenden Werke eine Geschichte alles bisher unter dem Namen der Mystik bekannt gewordenen geben.

1) Geschichte und Kritik des Mysticismus aller bekannter Völker und Zeiten. Ein Beitrag zur Seelenkunde von Dr. J. Ch. A. Heinroth, Professor in Leipzig. Leipzig, Hartmann, 1830.

Schon dieser Titel zeigt, daß der Verfasser sich den Mysticismus schlechterdings und überall nur als eine Krankheit denkt, die man heilen, d. h. ausrotten müßte. Er sagt von ihm: „Wir wissen, daß seine Wurzel und sein Wesen das selbstische Verlangen nach dem verborgnen Höchsten ist. Das Verlangen nach Gott ist jeder Menschenbrust eingeboren, also ist nicht das Verlangen an sich, wohl aber das selbstische Verlangen nach dem Höchsten tadelnswerth. — Der Mysticismus muß so verschieden seyn, als die Gelüste verschieden sind, die zu ihm hintreiben. Es wird also eine Art des Mysticismus geben, dessen Ziel die Lust, eine zweite, dessen Ziel das Wissen und eine dritte, dessen Ziel die Herrschaft ist. Genau genommen schließt keine dieser Arten die andere aus, sie können sämmtlich mit einander verbunden seyn, und wo sie es sind, könnte man eine vierte Art, welche die übrigen in sich begreift, gleichsam als einen absoluten Mysticismus anerkennen. Es kommt hier auf das Naturell der Individuen an, von welchem sogleich weiter die Rede seyn wird, nachdem wir die angedeuteten Arten etwas genauer bestimmt haben. Man kann nämlich, erstens, den Mysticismus, dessen Ziel die Lust ist, und der folglich seinen Sitz im Gemüthe aufgeschlagen hat, füglich den gemüthlichen nennen: denn das Gemüth, das Herz, das Begehrungsvermögen — als welches alles dasselbe ist — hat ja eben seinen Strebepunkt in der Lust. Zum Zweiten wird jener Mysticismus, der nach dem Wissen strebt, weil die Kraft seines Wirkens der, aller Spekulation zum Grunde liegende Verstand ist, mit Recht der spekulative genannt werden können. Endlich und zum Dritten kann die Art des Mysticismus, die sich, mittels des verborgenen Gottes, der Herrschaft über die Dinge

bemächtigen will, der praktische oder bestimmter der theurgische Mysticismus genannt werden."

Schlechtweg alles eine Krankheit nennen, woran doch notorisch, wie die Geschichte der edelsten Mystiker beweist, die innigsten und reinsten Gefühle, die tiefsten Gedanken und die erhabensten Handlungen sich knüpfen, das ist doch allzu medizinisch gedacht! Der Verfasser ging mit einem Vorurtheil an sein Werk. Er sagt es selbst, er habe diese Arbeit nur unternommen, um zu beweisen, daß er den Mysticismus verschmähe. Daher ist die Arbeit auch sehr flüchtig. Zwar nennt Heinroth viele Namen, aber er dringt nicht tief in die Ideen der von ihm angeführten Mystiker ein, ja er begnügt sich, Mystiker von der ersten Größe (z. B. Jakob Böhme und Schwedenborg) nur mit wenig Worten abzufertigen, die noch dazu — entlehnt sind, aus Rixner. Das ist unhistorisch, unwissenschaftlich, und der Einwurf, jene armseligen Kopfhänger seyen keines tieferen Studiums würdig, wäre noch etwas schlimmeres.

Wir wollen zuerst den Gefühlsmysticismus vertheidigen. Shakespeare sagt:

Die See hat Grund, die Lieb und Sehnsucht nimmer.

Wenn wir andern Menschen nun auch außerordentlich ökonomisch mit unsrer Liebe hausen und, wie sichs gehört, Weib und Kind, nebenbei den Vetter Michel und unser System und Steckenpferd lieben, weiter aber nichts, so sollen wir doch um Christi Liebe willen einige wenige Individuen gelten lassen, welche diese größte Liebe auch an das größte Herz addressiren. Wahrlich, es ist Barbarei, in aller Seelenruhe bei der Pfeife Taback oder auf dem Katheder, den wenigen Leuten in der Welt, die noch lieben, hämisch ihre Liebe vorzuwerfen, und die medizinisch zu verachten, die in ihrer Unschuld Gott liebenswürdiger gefunden haben, als sonst etwas. Es wäre irreligiös, zu behaupten, daß solche Liebe eine betrogne sey, was sich aber auch von Täuschung der Phantasie dabei einschleichen möchte, so fällt doch alsdann eine solche Liebe unter die Kategorie des Poetischen, und wer ihre Heiligkeit nicht zu begreifen vermag, der wird doch nicht so mit Blindheit geschlagen seyn, ihre Schönheit zu verkennen. Lassen wir das gut seyn. Kein Rationalismus in der Welt, und wenn er noch so trocken wäre, wird je die See austrocknen, die, wie Shakespeare sagt, nicht Grund hat, und keiner, wenn er auch noch so bleich und fade wäre, wird je das glühende Farbenspiel poetischer Liebe in Grau-Grau abtödten.

Doch ich vergesse die Hauptsache. Der Verfasser sagt, die Liebe der Mystiker zu Gott sey selbstisch, egoistisch. Wunderlich bleibt es dabei immer, daß gerade diese Liebe ihre Habsucht, wenn welche dabei ist, am wenigsten zu befriedigen vermag, denn ihre Flitterwochen liegen immer jenseits des Grabes. Aber muß man nicht bei der Liebe unterscheiden: die Begierde zu haben und den Trieb zu geben? Und ist es nicht gerade der leztere, der bei der mystischen Liebe vorherrscht? Ein Drang der liebenden Seele, sich hinzugeben, ein ausstrahlendes Goldlicht, das alles vergolden möchte, eine Ueberfülle des Besitzes, die sich mittheilt, keineswegs ein Mangel, der begehrt?

Nichts in der Welt kann unschuldiger und in seiner Unschuld schöner und erhabner seyn, als die in Gott sich versenkende Liebe. Verdächtiger dagegen ist der Mysticismus, dessen Ziel das Wissen ist, weil dadurch Irrlehren verbreitet werden können, welche schädlich auf die Menschen einwirken. Was aber ist es denn, was man an jenem Verstandesmysticismus tadelt? Die bloße Sehnsucht nach Wissen, oder die Prahlerei mit einem vorgeblichen Wissen um die höchsten Dinge? Ist es jene Sehnsucht, so seh ich nicht ein, warum dieselbe tadelnswerth seyn sollte. Sagte nicht selbst Lessing, er würde den Irrthum der Wahrheit vorziehn, nur um die Wahrheit suchen zu dürfen? Und ist Lessing nicht ein Gewährsmann für die Rationalisten? Wahrlich, es ist der Mühe werth, sich nach Wahrheit, sich nach Wissen zu sehnen, und wenn die Sehnsucht des Mystikers nur um eine Spanne weiter dringt, als die des profanen Philosophen, so ist dies schon ein Gewinn für die Wissenschaft, deren Wesen von jeher mehr im Fragen als im Antworten bestanden hat. Also ist es wohl nur das Vorgeben eines absoluten geoffenbarten Wissens, was wir an jenen Mystikern zu tadeln haben. Hier ist es nun unbestreitbar gewiß, daß viele Mystiker Dinge behauptet haben, die unsinnig an sich sind und Dinge, die sich unter einander widersprechen. Allein darum ist nicht schlechthin alles mystische Wissen zu verdammen; vielmehr gibt es mystische Ideen, die auch bei den verschiedenartigsten Mystikern zu allen Zeiten immer wiederkehren, von denen man mit Recht behaupten darf, daß sie weit tiefer aus dem Wesen der Dinge geschöpft sind, als alle unsre Profanphilosopheme, daher auch jede Philosophie, welche den breiten Weg der Oberflächlichkeit verläßt, unwillkührlich zu den Mystikern hinführt. Welche kranke Hirngeburten auch aus einzelnen mystischen Köpfen hervorgegangen sind, Tolleres und Aermlicheres ist uns doch von ihnen nicht bekannt, als was hundert Profanphilosophen, die sich für ausgezeichnet vernünftig gehalten, zu Tage gefördert haben. Dagegen sind die größten Mystiker stets tiefer in die Natur der Dinge eingegangen, als die größten Philosophen, und wenn die neusten Philosophen, seit Schelling

und Hegel, sich tieferer Aufschlüsse mit Recht rühmen, so haben sie dieselben eben nur durch die Mystiker erhalten, deren Ideen sie adoptirt haben. Nicht nur die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie der Dinge und vom Kontrapunkt der Welt, die Lehre von der tiefsten Einheit dieser Mannichfaltigkeit im göttlichen Eins und die Spekulationen über das Nichts, sondern auch die noch weit wichtigeren und schwierigeren Lehren vom Ursprung des Bösen und von der Freiheit, sind von den Mystikern am tiefsten gefaßt worden, und die Philosophie hat erst angefangen, hierin von der Mystik zu lernen und kann noch lange bei ihr in die Schule gehn. Mag man nun annehmen, daß das im Menschen, der kleinen Welt, liegende Abbild der großen Welt sich dem unbefangnen und kindlichen Blick des Mystikers deutlicher offenbart habe, als dem trüben Blick des Gelehrten, oder daß die größere Andacht und heiligere Begeisterung des Mystikers ihn in nähere Gemeinschaft mit dem Geist von oben gebracht habe, als bloßer Fleiß und Ehrgeiz es beim Mann der Schule vermögen, gewiß ist wenigstens die Thatsache, daß die größten unserer Philosophen zuletzt immer nur dahin gekommen sind, wo die Mystiker schon waren.

Was den praktischen Mysticismus betrifft, so ist dieser noch mehr als der verständige der Ausartung fähig, und wirklich sowohl in der weltentsagenden Ascetik, als in der täuschenden Magie aufs äußerste ausgeartet. Die Natur abzutödten, oder sich geheimer Naturkräfte unter dem Namen dämonischer zu gemeinen Zwecken zu bedienen ist gleich unwürdig. Im ersten Fall will der Geist ohne die Natur, im zweiten Fall die Natur statt des Geistes herrschen; jenes führt zur Unnatur und dieses zur Sünde wider den heil. Geist. Allein nichtsdestoweniger soll und kann der ächte Mysticismus auch praktisch seyn, denn in inniger Harmonie leben Körper, Seele und Geist zusammen und der Geist, als das herrschende Princip, soll von innen her bis in die äußre Natur dringen und sie veredeln. — Daher ist auch die Unterscheidung in einen gemüthlichen, spekulativen und praktischen Mysticismus nur oberflächlich, der ächte Mysticismus ist immer alles dieses zugleich und darin besteht eben das Wesen des Mystischen, daß es die Einheit von Gefühl, Gedanke und That ist, das Licht in den Farben und der Einklang im Dreiklang.

Indem Herr Heinroth die physische Krankheit mit der geistigen Sünde identificirt, ist er selbst mehr als mystisch, denn geben wir ihm auch einen gemeinsamen Ursprung des sinnlichen und moralischen Uebels im Allgemeinen zu, so bleibt doch im Besondern gewiß ein Unglück etwas andres als ein Verbrechen, und wir können es z. B. nur ein Unglück nennen, daß Herr Heinroth alle außerordentlichen Erscheinungen der Seele für Krankheiten hält, während wir es ihm allerdings zum Verbrechen machen dürfen, daß er alle diese Krankheiten auch für Verbrechen hält. Es wäre besser, unsre Criminalisten würden Aerzte, als daß unsre Aerzte Criminalisten werden.

3) Deuteroskopie, oder merkwürdige psychische und physiologische Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie. Für Religionsphilosophen, Psychologen und denkende Aerzte. Von G. C. Horst. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Wilmans, 1830.

Herr Geh. Rath Horst hat durch seine Zauberbibliothek und Dämonomagie um die Geschichte der Magie und des Geisterwesens schon mannichfaches Verdienst sich erworben, wenn auch seine zwischen Anerkennung und Zweifel unsicher schwankenden Raisonnements weder dem Gläubigen noch Ungläubigen zusagen. Im vorliegenden Werke bespricht er hauptsächlich das merkwürdige Phänomen des andern Gesichts, second sight, das vorzüglich in Schottland zu Hause ist und auf das neuerdings auch Walter Scott wieder aufmerksam gemacht hat. Die mit diesem Gesicht begabten sehn nämlich die Bilder künftiger Ereignisse im Voraus, und in Hochschottland ist die Gabe in manchen Familien sogar erblich. Die Bilder sind meistens Sinnbilder, Symbole, die auf merkwürdige Weise mit den schon von Artemidor aufgestellten Trauersymbolen übereinstimmen. (Man vergleiche darüber das treffliche Werk von Schubert, Symbolik des Traums.) Wir übergehn, was der Verfasser über das häufige Vorkommen des Visions- und Geisterwesens in Schottland von Ossians Zeiten an sagt. Die Thatsache ist hundertfach beglaubigt und steht fest. Weniger bekannt und vom höchsten Interesse ist, was der Verfasser über verwandte Erscheinungen sagt, die sich im ganzen Norden finden, so daß es scheint, auch der animalische Magnetismus erhalte gegen den Pol hin eine stärkere Wirksamkeit, und der menschliche Nerv werde in der Nähe des Pols in demselben Verhältniß reizbarer wie die Magnetnadel. Im ganzen Norden ist die Dämonenlehre, das Elfen- und Feenwesen, die Geisterseherei mit dem religiösen und Volksglauben weit inniger verflochten, als im Süden. Ossians Geister aber, die irischen Elfen, das schottische second sight und Schwedenborgs wunderbare Geisterwelt erscheinen nur als die westlichen Ausstrahlungen dieses geistigen Nordlichts, während ähnliche sich weit

nach Osten verbreiten. So hat man in den Schamanen, den Zauberern des nördlichen Asiens, in neuerer Zeit somnambule Konvulsionärs entdeckt, bei denen es Gewohnheit ist, was bei den Jansenisten und Kamisarden im Süden nur eine Ausnahme war. Beiläufig bemerken wir, daß auch in Ledebours Reisen nach dem Altaigebirge mehrere, hier noch nicht mit verzeichnete Beispiele von der somnambulen Erstase der Schamanen zu finden sind, welche der Verfasser in einem dritten Bändchen, falls ein solches folgt, aufnehmen sollte. Uebrigens erinnert die Wuth, die sich dieser Konvulsionärs bemächtigt, wieder an eine andre verwandte Erscheinung des alten Nordens, nämlich die Berserkerwuth, über die es auch noch an nähern Untersuchungen fehlt. Welche Reizbarkeit der Nerven im Norden gefunden wird, davon gibt den auffallendsten Beweis eine Beobachtung, die Höchström in Lappland gemacht hat. Manche Lappländer müssen unwillkührlich alle Bewegungen, die sie sehn, nachmachen. Wenn Jemand den Mund aufthut, oder zusammenzieht, oder mit den Fingern auf etwas hinweist, oder tanzt, oder andere Gestikulationen vornimmt, so ahmen sie alles dies auf das vollkommenste nach, und wenn dieses geschehen ist, so fragen sie, ob sie sich ungebärdig aufgeführt hätten; indem sie, wie sie sagen, selbst nicht wissen, was sie gethan haben. Eben diese Lappen sind in so hohem Grade reizbar, daß sie durch den kleinsten unerwarteten Schall, durch die unbedeutendste, nicht vorhergesehene Erscheinung, z. B. durch einen unversehens abspringenden Feuerfunken und dergleichen in Ohnmachten, oder wenigstens in Zuckungen versezt werden. Oft fallen sie in den Kirchen, wenn der Prediger entweder zu heftig gestikulirt, oder zu laut redet, haufenweise in Ohnmachten, Andere hingegen springen wie rasend auf, stürzen zur Kirche hinaus, rennen alles, was ihnen begegnet, darnieder, schlagen mit ihren Fäusten auf ihre Nachbarn los u. s. w.

Die große Menge einzelner, höchst merkwürdiger Beispiele von Visionen, Voraussichten, Ahnungen 2c., welche dieses Buch enthält, machen es nicht nur belehrend, sondern auch ungemein unterhaltend und wir empfehlen es unsern Lesern angelegentlich.

4) Abhandlung über den Heiligenschein oder Versuch einer auf Beobachtungen und Versuche gegründeten physikalischen Erklärung desselben, von Dr. C. Garthe. Rinteln, Ostewald, 1830.

Wir schließen diese rein physikalische Schrift hier an, weil sie höchst interessante Untersuchungen über ein Phänomen enthält, das in der Geschichte der Mystik keine unbedeutende Rolle spielt und mit dem in den Schriften über die Seherin von Prevorst vielbesprochenen Nervenäther sehr nahe zusammenhängt. Ohne den Heiligenschein in allen Fällen, wo ihn die Tradition erwähnt, natürlich erklären zu wollen, nimmt der Verfasser wenigstens an, daß der Gebrauch desselben im Kultus und der Kunst schon früher bei den Römern und später bei den Christen ursprünglich von dem schönen Naturphänomen entlehnt sey, das Jeder an sich selbst beobachten kann, wenn er kurz nach dem Aufgang oder vor dem Untergang der Sonne vor einer thauigen Wiese steht. Alsdann nämlich erblickt er seinen Schatten auf der Wiese in einen Lichtglanz eingehüllt, der am Kopf und besonders wenn derselbe entblößt ist, stärker erscheint. Der Umstand, daß Jeder nur seinen eignen Schatten in diesem Glanze sieht, daß der Glanz am Kopf und an den unbedeckten Theilen viel stärker ist, als an den mit Kleidern bedeckten Gliedern, daß der nackte Körper noch weit stärker glänzt und der Mensch weit mehr als das Thier, worüber der Verfasser sehr genaue Versuche angestellt hat, — dies beweist, daß der Lichtschein nur von der nervösen Atmosphäre herrühren kann, die den menschlichen Körper beständig umgibt. „Vorausgesezt also, daß das Licht in jenem Dunstkreise von Feuchtigkeit, welche den Menschen, und in einem andern Grade auch die Thiere, umgibt, und bei todten Körpern durch die chemische Beschaffenheit derselben, von seinem geradlinigten Fortgange abgelenkt, d. h. gebeugt (nicht gebrochen) werde, so ist man genöthigt anzunehmen, daß diese Lichtstrahlen bei ihrem Fortgange so auf die einzelnen Pflanzen-Elemente und die daran heftenden Thautropfen auffallen, daß die Reflektirung derselben durch das Auge des Beobachters eintritt, und zwar wird durch die Wirkung dieser zurückgeworfenen Strahlen in dem Grade stärker seyn, als die Strahlen mehr oder weniger an der Oberfläche des Körpers vorübergehn; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß jener Dunstkreis an der Oberfläche des Körpers, wo er zunächst entsteht, dichter sey, als in einiger Entfernung davon."

Die Sache ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick scheint. Sie kann auf weitere Entdeckungen in Betreff jener geheimnißvollen Atmosphäre des Menschen führen, deren Meteorologie noch viel weniger aufgeklärt ist, als die der Erdatmosphäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Suso.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 36. — 6. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

5) Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg, Pustet, 1829.

Schon Herder hat auf Suso, den Zeit- und Geistesgenossen Taulers, aufmerksam gemacht und eines seiner lieblichsten Gedichte ihm gewidmet.

> Ihm erschien
> Die Schönheit alles Schönen in Gestalt
> Der ewigen Weisheit.

Görres hat in der Einleitung eine eben so gelehrte als geistreiche Abhandlung über die Mystik überhaupt und Suso insbesondre geliefert, und darin Geschichte und Wesen der Mystik gleich richtig, klar und tief aufgefaßt. „Hatte die Liebe jene wohlgesinnten Gemüther in die Welt hinaus getrieben, so mußte diese niederschlagende Erfahrung über die Fruchtlosigkeit alles Eiferns und Warnens, bei der Macht des Bösen allumher, sie wieder zurücktreiben in ihre Einsamkeit, um dort, vom Getöse des Marktes fern, mit Gott allein, wenigstens das eigene Heil zu wirken. In einen je größeren Umkreis aber jene Liebe sich ergossen, je größere Massen sie umfaßt, eine um so größere Intensität mußte sie nun, in sich selbst zurückgekehrt, und in einem Brennpunkte eng gesammelt, erlangen, und in dieser Innigkeit ausschließlich auf Einen Gegenstand gerichtet, mußte sie zwischen ihm und den ihm zustrebenden Gemüthern den vertraulichsten Verkehr vermitteln, und in seinem Gefolge alle die wunderbaren Erscheinungen hervorrufen, die aus dem lebendigsten Spiele der geistigen Kräfte in jener Wahlverwandtschaft, die zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe besteht, irgend hervorgehen mögen. In diesem Wechselverkehre geheimnißvoller, dem äußern Leben verborgener Kräfte, hat in der Stille der Abgeschiedenheit und unter dem Schleier des Geheimnisses die christliche Mystik sich gestaltet; kein Wunder, daß die Welt, die keinen Theil an ihr hatte, und nur anerkennt, was unter ihren Augen und von ihr betastet und begriffen, nach materiellen Gesetzen und Fügungen abläuft, ihr mit stets zunehmender Entschiedenheit ihre Anerkenntniß weigerte."

Aber nur in der von oben niedersteigenden Richtung sind alle Mystiker einig, offenbart sich allen dasselbe; in der von unten aufsteigenden Richtung aber macht die besondre Eigenthümlichkeit des Individuums sich geltend und so lagert sich um die esoterische Mystik der Heiligen

rund herum die exoterische vielfacher alter und neuer mystischer Sektirer mit abweichenden Lehren und Anschauungen. „Wir sollten der Strömung, die uns durch so viele Jahrhunderte durchgeführt, nun noch weiter bis zu unsern Tagen hinunter folgen, und an den Geistern, die später erschienen, darlegen, wie jene Strömung seit den Zeiten der Reformation in zwei verschiedene Arme sich getheilt, deren Einer in der Richtung des alten Bettes innerhalb dem kirchlichen Gebiete fortgeflossen, und bis zur jüngsten Zeit herab merkwürdige und große Erscheinungen hervorgerufen, während der Andere seitab mehr dem Profanen und der Wissenschaft in Jakob Böhm und Andern sich zugewendet und zuiezt im Somnambulism ins Gebiet der Heilkunde eingetreten. Aber es kann nicht der Zweck dieser Blätter seyn, eine vollständige Geschichte des Mysticism aufzustellen; sie wollten nur aus den verschiedenen Zeitaltern eine Reihe von unverwerflichen Zeugen aufrufen, auf daß sie Zeugniß geben für die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Doktrin, die eben, weil sie eine historische Erscheinung ist, sich durch gültige Zeugenschaft bewähren muß. Indem wir aber bei den aufgerufenen Zeugen Nachfrage gehalten nach dem, was in jenen mystischen Zuständen sich in ihnen ereignet hat, haben Alle ohne Ausnahme auf ein ihnen Gemeinschaftliches ausgesagt: auf einen Strahl des höhern Lichtes, der erleuchtend in sie eingetreten, und einen Strahl höherer Liebe, der ihr Innerstes berührt, und es zu Gott hinauf gezogen, und wie dies Gotteslicht und diese Gottesliebe von Einem ausgehend und wieder in Einheit aufgegangen, zu einer in sich geeinten, affektvollen Anschauung hingeführt. Dies ist das Eine, und zwar das übernatürliche Moment des Mysticism, und dies Moment ist mehr wie irgend eine andere Thatsache, die die Geschichte aufbehalten, über allen Zweifel hinaus gesichert und gewährt; es ist wie das Christenthum durch Wunder bekräftigt, durch die allergültigsten Zeugen erhärtet und die Zulässigkeit dieser Zeugen ist durch die Kirche garantirt, und hat also dieselbe historische Sicherheit, wie diese Lehre selber; seine Glaubwürdigkeit steht und fällt mit der Ihrigen, und beide werden miteinander anerkannt und angefochten. Diesem Ersten aber fügt nun auch ein zweites, subjektives Moment sich bei, an die Persönlichkeit derjenigen geknüpft, die diese höhere Ausstrahlung aufgenommen, da wie wir gesehen, je nachdem diese persönliche Eigenthümlichkeit wechselt, jener einfallende Strahl des höhern Lichtes in jeder andern Intelligenz eine andere Färbung angenommen, der Strahl der höhern Liebe aber in jedem andern Willensvermögen eine specifisch verschiedene Anziehung bewirkt. Ohne Zweifel wird der Einfluß dieses Momentes auf den untern Stufen jener mystischen Erhebung am entschiedensten hervortreten, weil dort das Subjektive nothwendig am meisten vorschlagen muß; im Verhältniß aber wie im Fortschritte das Höhere, Göttliche dies seiner Natur nach sich sondernde mehr und mehr bemeistert und in sich verschlingt, wird es sich mehr und mehr genöthigt sehen, in größerer Allgemeinheit aufzugeben, aber bis zur höchsten Höhe hinauf, die irgend ersteigbar ist, wird es nicht gänzlich ablassen, seinen Einfluß auszuüben, und ein leichter Anflug jener Eigenthümlichkeit wird sich auch auf dieser Höhe leicht durchfühlen. Durch alle Stadien im Fortgange des innern Lebens sehen wir daher die beiden Momente zusammenwirken; denn das eben ist das Geheimniß dieses wunderbaren Aktes, daß die höheren Ausstrahlungen in ihm der irdischen Person sich inkarniren, also daß des Menschen Geist und Seele ihrer lieblichen Hülle Mutterstelle vertreten, der göttliche Geist aber vatergleich wirkt, und nun das werdende Leben Fleisch und Blut von unten, seine Begeistigung von oben erlangt. Daher die Hülle mannichfaltiger Gestaltungen, die der Mysticism in so vielen Individuen angenommen; daher die reiche Flora, die dieser blühende Garten in seiner Umgränzung hegt; daher das Drängen der Akkorde, die aus dieser zarten Aeolsharfe quellen, und in unendlich wechselnden Tonfällen den Sinn bewegen. Wie daher nach außen jedes Auge in der Begeisterung uns mit seinem eigenen seelischen Ausdruck anblickt, so zeigt auch hier jede Seele bis zur höchsten Verklärung, deren die menschliche Natur irgend fähig ist, ihren eigenen gesonderten Ausdruck, und darin ihren eigenen Namen, bei dem sie sich erkennt, und es darf uns nicht befremden, wenn sie auf den untern Stufen, wo nur erst bleiche Strahlen an der noch in sich Befangenen vorüberstreifen, selbst mitunter ihre Schwächen, Vorurtheile, Irrthümer in den Verkehr einträgt, den sie mit ihnen angeknüpft, und wenn zum Theil die Plastik, in der diese Einstrahlungen innerlich verarbeitet werden, bedingt erscheint durch die Intensität das der Persönlichkeit einwohnenden Bildungstriebes. Dieser Bildungstrieb ist aber bekanntlich ein Tausendkünstler; sein Eingreifen kann besonders in den untern Stadien leicht irrend und verwirrend werden, und außer den Täuschungen, die in ihm die geistig angeregte Natur sich selbst bereitet, können auch dämonische Mächte der Unbehüteten sich leicht bemeistern, und Illusionen hervorrufen, gegen die alle besonnenen Mystiker von je gewarnt.“

Dies ist denn auch der Punkt, wo das Recht des Rationalismus, oder vielmehr der gesunden Vernunft, eintritt, die Widersprüche der profanen Mystik aufzudecken und die nicht selten den krassesten Aberglauben befördernden Illusionen in ihr Nichts aufzulösen.

Suso gehört, jener Unterscheidung zufolge, den ächten esoterischen Mystikern, den wahren Heiligen der Kirche an, und zwar ist er, ähnlich dem heil. Franciscus von Assisi, zugleich ein Minnesänger, wie denn in jener Zeit

die höchste Blüthe der Minne immer die Rose war, in welcher auf den höchsten Spitzen der gothischen Dome das Kreuz sich entfaltet. In Konstanz und im vierzehnten Jahrhundert geboren, gehörte Suso dem Geist wie der Sprache nach den schwäbischen Minnesängern an. „Wohl waren in diesem Jahrhundert die Wässer früherer noch höherer Begeisterung schon im Ablaufen, die Zeit der höchsten Fluth im Ansteigen aller Kräfte hatte schon sich zu senken angefangen, der Mai jenes geistigen Frühlings war schon vorübergegangen, aber immer noch war Wald und Flur vom alten Minnesang durchklungen, und alles Volk gab sich mit Singen und Sagen ab. Von so vielen Tönen angerufen, konnte der Wiederhall, den der Reichbegabte in der Brust beschloß, nicht lautlos bleiben, und er hat in seinen Schriften in jener schönen klangvollen Sprache sich ausgehallt, die nichts ist, als reines lauteres, sich in ihr verströmendes Gemüth, und durch die überall das alte Minnelied hindurch pulsirt. Aber dieser schwäbische Minnesänger hat nicht irdischer Liebe seine Töne und seine Laiche zugesungen: einer Höheren hat er sich zugewendet; dieser Minner hat nicht wie ein Weltminner auf zergängliche Minne sein Herz gelassen, jene ewige Weisheit, die blühende unvermischte Liebe ohne Verdruß und Bitterkeit verheißt, hat sein junges, wildes Herz an sich gezogen; ihr hat er sein minnesuchend Gemüth geweiht, und in ihr Alles gefunden, was da schön, lieblich und begierlich war. Und nicht etwa hat er blos in blos lyrischen Ergüssen diese seine Minne ausgeathmet; episch hat er vielmehr sein Leben in ihr gefaßt, und dies Leben nur zu einem großen Epos der Gottesliebe ausgedichtet, und so tritt, was er gebildet, uns als das Blühendste und Lieblichste, was die Mystik hervorgebracht, entgegen."

Von seiner Lehre im Detail zu sprechen, würde zu weit führen und überflüssig seyn, da wir voraussetzen dürfen, daß alle, in deren Geist und Herz ein Anklang für solche Dinge lebt, das Buch selbst einsehn werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistik.

1) Société française de statistique universelle. Bulletin, Juillet et Août 1830. Paris, chez T. Dehay, rue Vivienne, No. 2. und Preisfrage derselben Gesellschaft.
2) Journal de l'académie de l'industrie agricole, manufacturoire et commerciale, fondée par M. César Moreau, le 26. déc. 1830. Paris, Place Vendôme, No. 24. Janvier 1831.

Die Pariser Gesellschaft für allgemeine Statistik ist der zahlreichste gelehrte Verein in Frankreich. Sie wurde im November 1829 durch den ehemaligen französischen Viceconsul zu London, Hrn. Cesar Moreau, gestiftet. Nach dem Beispiel der englischen Vereine, mied sie jene Pruderie, jenen Kastengeist, wodurch andre gelehrte Gesellschaften die Anzahl ihrer Mitglieder und somit die Möglichkeit ihres schnellen, wirksamen Fortschrittes hemmen; sie nimmt willig jeden Gebildeten auf, und bestrebt sich, die bisher in Frankreich allzu ausschließlich officielle Statistik unter die Prüfung eines jeden Bürgers zu bringen.

Die beiden ersten Bulletins enthalten eine Menge Tabellen über die Wahl- und Steuerangelegenheiten. Ich verweile nur bei dem Aufsatze über die Geschichte der Statistik. Der anonyme Verf., Hr. Montvéran, dessen Histoire critique et raisonnée de l'Angleterre in Deutschland bekannt ist, geht bis auf die Bibel und Herodot zurück, um von den ältesten Zählungen zu sprechen, und kömmt dann auf die fünf- und zehnjährigen Zählungen der Römer. Die Priester der Juno Lucina und Venus Libitina hielten Geburts-, der Magistrat Heiraths- und Sterberegister. Cicero verlangt, daß ein Senator die Grundlagen der Staatsmacht kenne. Augustus hält eben so viel auf die sogenannte Censur, als auf sein Pontifikat. Derselbe schreibt eine wahre Statistik, mit eigener Hand, und läßt sie an allen öffentlichen Gebäuden anschreiben. Unter Valentinian III. erscheint die notitia imperii; da kommen die Barbaren; Kultur und Statistik haben ein Ende. — Kommen aber bald wieder zurück. Cassiodor gibt statistische Notizen über Gothen, Marculph und Warnefried über Longobarden und Franken. Karl der Große sagt zu seinen Gesandten: beschäftigt euch mit Statistik; allein sie wollen nicht. Jene Wissenschaft verfiel wiederum. 1616 steht sie in Frankreich wieder auf; Hr. Montvéran hätte füglicher mit Italien beginnen sollen. Bald darauf sagt Ludwig XIV.: ihr sollt Statistik treiben, und man treibt. Nun kömmt Hr. Montvéran auf Italien und bemerkt beiläufig ausdrücklich, dort sey die Statistik schon früher da gewesen; allein unter den Medici's blühte die Phantasie mehr als die handgreifliche Staatenkunde. Man hielt sie für gefährlich. Da führten im freieren Norden, in England, die Bedürfnisse und Streitigkeiten des Augenblicks über Finanz- und Kriegswesen, die Verfassung endlich, die Presse eine Menge statistischer Schriften herbei. Schon ward das Bedürfniß rege, die vereinzelten Schätze zu sammeln, zu ordnen, wissenschaftlich zu verarbeiten.

„In chronologischer Ordnung, aber blos in dieser Hinsicht" sagt Hr. Montvéran „nimmt das arbeitsame, gelehrte Deutschland den vierten Rang ein. Der Erudition, Forschung, der hellsehenden Kritik der Universitätslehrer jenes Landes verdankt die Statistik am meisten. Sie gründeten, benannten die Wissenschaft; wir bitten sie, den Ausdruck der allgemeinen Dankbarkeit zu genehmigen." Das Universitätsstudium Deutschlands, bemerkt der Verf. wei-

ter, führte zur Reformation, diese zur Kritik. Er verweilt mit Vorliebe bei der freisinnigen Erziehung jener Zeit, rühmt, was Friedrich Wilhelm und Friedrich der Große für die Statistik thaten, erklärt endlich etwas spät, daß sie schon im 17ten Jahrhundert in Deutschland betrieben wurde. Schreibt er auch Conting anstatt Conring, spricht er gleich von Achenwald, Luder u. dergl., so hat doch wohl sein Drucker daran Schuld; trotz der Schriftfehler macht Hr. Montvéran unsern Statistikern, bis auf „Hasselt" herunter, einen sehr guten Namen. Er kennt deren so viele, daß er am Ende ungeduldig wird und bringt ihnen in Masse „eine Ovation."

Das Journal de l'académie de l'industrie will Jeden, der französisch versteht, mit allen neuen Theorien, Entdeckungen, Verfeinerungen im Bereiche des Ackerbaus, der Manufakturen und des Handels bekannt machen.

3) Essai sur la statistique comparée de l'Europe à la fin du moyen âge et à l'époque actuelle, par M. Balbi. Paris, 1830.

4) Essai historique, géographique et statistique sur le royaume des Pays-Bas, par MM. Balbi et Delaroquette. Paris, 1831, chez J. Rénouard.

Der Venetianer Marino Sanudo hatte 1485 einen statischen Ueberblick der Kriegsmächte vom Jahre 1450 und der Staateneinkünfte von 1453 entworfen; er benuzte dabei die venetianischen Archive, deren statistische Angaben bis zum 13ten Jahrhundert hinauf reichen. Hr. Balbi verbessert und erweitert die Resultate Senudo's und vergleicht sie mit den jetzigen Verhältnissen, dem statu quo.

Wir stellen Einiges zusammen. Der Kaiser und alle Fürsten Deutschlands, die freien Städte mitbegriffen, bezogen 2 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte im Jahre 1453; jezt betragen die Einkünfte Oestreichs nach Balbi 350 Millionen Franken. Deutschland waffnete im erstgenannten Jahre 60,000 Mann, Oestreich jezt 271,404, ohne die Landwehr. Der König von Spanien bezog 3 Mill. Dukaten i. J. 1410, jezt 108 Mill. Franken; waffnete 1453 nur 30,000, jezt 50,000 Mann. Der König von England bezog 500,000 Dukaten i. J. 1453, jezt bezieht England 1,527,730,000 Franken nach Balbi's Tabelle; England waffnete 1453: 30,000 Mann, jezt 102,283. Der König von Frankreich bezog 1453: 1 Mill. Dukaten, jezt beträgt die Einnahme Frankreichs eine Milliarde und drüber; man waffnete dort 1453: 50,000, jezt 231,560 Mann, ohne die Nationalgarde. — Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob der Reichthum und der Gelderdienst seit 1453 in demselben Maaße zunahmen und ob der Geldwerth seitdem mit derselben Schnelligkeit sank, als das Exerziren und das Bezahlen angewachsen ist... aber hierauf läßt sich Hr. Balbi nicht ein, sondern beschenkt uns mit einem statistischen Abriß über die venetianische Republik im 15ten Jahrhundert und verspricht einen Essai sur la superficie, la population, les revenues et les forces de terre et de mer des principaux états du monde in Bezug auf das 15te Jahrhundert, in welcher Schrift die Angaben Sanudo's noch weiter entwickelt und beleuchtet werden sollen. — Die statistische Tabelle über die Niederlanden von Hrn. Balbi und Delaroquette schließt sich an des ersteren Tabellen über Frankreich, England, Rußland an; viele andre folgen nach und Hr. Balbi macht daraus einen Atlas, an dessen Spitze die Balance polique du Globe stehen wird.

5) Collection des constitutions, chartes et lois fondamentales des peuples de l'Europe et des deux Amériques, etc. Supplément, par P. A. Dufau. Paris 1830. Pichon et Didier. 220 S. 4½ Franken.

Eine Pariser Zeitschrift behauptet, dieses Buch komme zu früh. Sechs Jahre lang habe uns Hr. Dufau warten lassen, ehe er die Ergänzung des im Verein mit den HH. Duvergier und Guadet verfertigten Werkes geliefert habe; das wäre zu lang gewesen, nun wolle es Hr. Dufau wieder einbringen und sey zu schnell bei der Hand. Allein da Herr Dufau bald eine unendliche Nachlese bekommen wird, mußte er vor Allem die Früherndte in Sicherheit bringen, als da sind die merikanische Verfassung von 1824, die brasilische von demselben Jahre, die peru'sche von 1823, die kolumbische von 1824 und 1830, die virginische von 1830, die von Guatimala, Chili, kurz von der ganzen Neuen Welt. Nicht zu vergessen der preußischen Provinzialstände, der ottomanischen Neuerungen, der Verfassung Griechenlands.

Das Buch gibt Aufklärung über den Begriff des Wortes Verfassung, Konstitution. Was bedeutet das Wort? Erklärt es, wie ihr wollt, sagen die Meisten, und gebt uns eine Konstitution. Da sehen wir denn eine solche, wie in Nordamerika, wo die Sklaverei gesetzmäßig fortbesteht; eine zweite, wo der Kastengeist Nahrung erhält, wo ein Glaube mehr gilt als eine Wissenschaft und der Adel der Vorfahren mehr als eigener Herzensadel. Da sehen wir andre, wo der Gedanke erdrückt wird. Was ist also Konstitution? ein Wort. Bestehet auf Konstitutionen, ihr Völker, erkundigt euch aber auch, was in den Konstitutionen steht. Lernt die Vokabeln nicht blos auswendig, studirt ihren Sinn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 37. — 8. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsetzung.)

6) Göttliche Offenbarungen, bekannt gemacht durch Immanuel von Schwedenborg, aus der lat. Urschrift verdeutscht von Dr. J. F. Immanuel Tafel. Erster bis fünfter Band. 1. Die Lehre des neuen Jerusalems vom Herrn, 2. die Lehre des neuen Jerusalems von der h. Schrift, 3. die Lebenslehre für das neue Jerusalem, 4. Lehre des neuen Jerusalems vom Glauben, 5. vom jüngsten Gericht und dem zerstörten Babylonien, 6. Enthüllte Offenbarungen Johannis. 1823 bis 1830. Tübingen, beim Herausgeber. Erster bis dritter Theil, Leipzig in Kommission bei Kummer. Vierter und fünfter Theil, Tübingen in Kommission der Buchhandlung Zu-Guttenberg. 7) Einige schlichte Antworten auf die Frage: warum nimmst du das Zeugniß Schwedenborgs an? Aus dem Englischen von Tafel. Tübingen, beim Herausgeber und in Kommission bei Osiander, 1826. 8) Katechismus oder Unterricht in den Lehren der Neuen Kirche für Kinder. Aus dem Englischen von demselben. Tübingen, beim Herausgeber und in Kommission der Buchhandlung Zu-Guttenberg, 1830.

9) Neue Kirche. 1. Die neue Kirche des Herrn und ihre himmlische Lehre. Nach Kunden aus dem Himmel. 2. Der Himmel mit seinen Wundererscheinungen und die Hölle. Vernommnes und Geschautes. 3. Der Verkehr zwischen Seele und Leib. 4. Die Christenreligion in ihrer Echtheit, erster Theil. Von Emmanuel von Schwedenborg. Uebersetzer: Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1830, 1831.

Als vor acht Jahren Dr. Tafel eine neue Uebersetzung der Schwedenborgischen Schriften ankündigte, fielen die herrschenden Partheien von allen Seiten über ihn her. Die orthodoxen Protestanten erließen ihre „Warnung vor Schwedenborgischer Lehr,“ die Rationalisten „beiläufig ein Wörtchen im Sophronizon.“ endlich auch die Katholiken die von Görres sehr geistreich verfaßte Abweisung. Sogar von Staatswegen scheint die Verbreitung jener Schriften mißbilligt worden zu seyn. Der Lärm ist unterdeß wieder verstummt, und nachdem die eine Ueber-

setzung schon ins Stocken gerathen schien, erscheinen jezt sogar zwei derselben ohne weiteres Hinderniß. Zur Ehre des Zeitalters, zur Ehre der menschlichen Vernunft, zur Ehre der Religion selbst. Wahrlich, wir müßten noch in sehr finstern Zeiten leben, wir müßten noch eine sehr schwache Vernunft besitzen, und unser Glaube müßte noch wenig fest stehn, wenn wir uns vor dem Druck einer Schrift fürchten sollten. Ist Schwedenborg ein Irrlehrer, so muß ihm wenigstens das Recht werden, wie jeder andre Ketzer erst gehört zu werden, ehe man ihn verdammt. Die Kirchengeschichte macht den jungen Theologen eine Menge abweichende Lehrmeinungen bekannt, die Philosophen und nach ihnen fast alle weltlichen Schriftsteller seit Voltaire predigen ungescheut Dinge, zu denen die Kirche keineswegs ihren Segen spricht. Welches Grauen wandelt denn die Leute grade vor Schwedenborg an, als ob er allein der gefährliche wäre?

Schwedenborg war nach allen unwidersprechlichen Zeugnissen ein Mann von unsträflichem Wandel und der moralische Theil seiner Lehre ist ächt christlich, so lauter und rein, daß die studirteste Polemik auch nicht den kleinsten Flecken darin aufspüren kann. Ueberdies ist dieser moralische Theil der Haupttheil, die Krone des Systems. Das Resultat seiner Lehre ist: denkt nicht, fühlt nicht blos in der Liebe, sondern handelt in der Liebe! Daher ist das Stichwort dieser Lehre, wie es ein Uebersetzer mit dem zwar ungewöhnlichen, aber treffenden Ausdruck wiedergegeben hat, die Liebthätigkeit. — Was kann nun wohl christlicher seyn?

Da nun aber alle christliche Konfessionen, ja eigentlich alle Religionen, auch die heidnischen, das Thun höher stellen, als das bloße Denken und Fühlen, die Tugend höher als den Glauben, so liegt allerdings das Unterscheidende der Schwedenborgischen Lehre weniger in der Moral als in dem Glauben. Er läßt den Willen in der ihm durch das Gewissen angewiesenen Richtung zur Tugend, aber er gibt der Phantasie eine andre Richtung, indem er ihr ganz neue Vorstellungen von der Welt, vom Himmel und Hölle mittheilt. Dabei ist das Charakteristische, daß er diese Vorstellungen für eigne Anschauungen ausgibt. Weit entfernt, sich auf alte Traditionen oder auf neue Resultate des spekulirenden Verstandes zu berufen, beruft er sich auf seinen persönlichen Umgang mit Geistern und Engeln, ja mit Gott selbst, auf seine eignen viele Jahre lang wiederholten Reisen durch das Universum, durch die Geisterwelt, durch Himmel und Hölle.

Insofern unterscheidet sich seine Lehre allerdings von denen andrer Mystiker, und macht weit größere Ansprüche. Er ist daher auch ein protestantischer Muhamed genannt worden, sofern er nicht nur eine neue Lehre, sondern auch eine neue Kirche verkündet, und sich nicht nur auf allgemeine Vernunftgründe, wie Luther, sondern auf himmlische Eingebung, auf unmittelbare Offenbarung von oben berufen hat. Allein grade dieser Umstand hat ihm in unserm Zeitalter geschadet, und mußte ihm schaden. Wir sind nicht nur nicht auf Propheten gefaßt, sondern wir haben sogar ein Vorurtheil gegen sie. Weit geistlosere Mystiker haben weit mehr Anhänger als Schwedenborg gefunden, weil sie in den Schranken der gemeinen Erfahrung und der alten Offenbarung blieben, nicht durch eine neue Offenbarung in eine die heutigen Menschen genirende Wunderwelt führten.

Als Propheten und Religionsstifter erkennen Schwedenborg nur einige hundert Menschen an; allein den Andern, die nicht an ihn glauben, muß wenigstens seine abweichende Lehre, als eine der merkwürdigsten Erscheinungen von hohem Interesse seyn. Die wunderbare Welt, in die er uns führt, ist nicht nur reich an Geistern, sondern auch an Geist, und die irren gröblich, die, einen leichten Blick hineinwerfend, gleich an den Wunderlichkeiten seiner Symbolik sich stoßen, und über den Hof- und Haushalt im Himmel spotten. In diesen Bildern liegt ein tieferer Sinn, und das anscheinend Geschmacklose darin fällt weg, sobald ein richtiges Verständniß jenen Sinn eröffnet hat. Wenn man den Schlüssel hat, und sein Lehrgebäude damit berührt, dann verwandelt es sich plötzlich wie in jenem Mährchen aus einem altmodischen und wenig ansprechenden Gebäude in einen glänzenden Pallast.

Der Seher selbst ist so interessant, wie seine Visionen. Was man sich Wunderbares aus seinem Leben erzählt, noch mehr aber was er selbst in seinen Schriften sagt, beweist, daß er in einem seltnen Grade und in eigenthümlicher Weise somnambul war, so zwar, daß er aus diesem Zustande fast nicht mehr herauskam, und daß er Verstand, Phantasie, Witz und was immer Fähigkeiten des gewöhnlichen Seelenzustands sind, mit in jenen ungewöhnlichen hinübernahm, daher die höchst originelle Manier des schulgerechten, dialektischen Vortrags von Dingen, die weit über alle Schulen hinausliegen. Wenn man einst über die abnormen Fälle des Somnambulismus so gut unterrichtet seyn wird, wie man es jezt schon über die Normalfälle ist, so wird die ausgezeichnete Eigenthümlichkeit Schwedenborgs erst in ihrer ganzen Wichtigkeit für die Geschichte der Seele hervortreten. Zugleich müssen wir ihn als einen Brennpunkt des im ganzen Norden verbreiteten animalischen Magnetismus betrachten, von dem uns Horsts Deuteroskopie so viele Beispiele gegeben. Wie dort in der Nähe des Pols die alte heilige Nacht noch herrscht, und die Erde im Nordlicht sich selber leuchtet, so ist dort auch des Menschen Seele jenes magnetische Licht gegeben, das ihr auf Augenblicke die Kraft höherer Geister leiht, wie die Erde auf Augenblicke in jenem feurigen Nordschein mit Sonnenkraft betheiligt wird.

Damit steht denn auch die ganze Lehre Schwedenborgs in einem naturnothwendigen Zusammenhange. Wie nämlich am Pol in der Sonnenferne, des Planeten eigenthümliche Kraft überwiegt und sich selbst Sonne wird, so überwiegt auch in Schwedenborgs Lehre das Menschliche, und es wird ihm darin eine Selbstständigkeit zuerkannt, gegen welche der ältere christliche Religionsbegriff so viel einzuwenden hat, wie die Sonne gegen die Selbstständigkeit des Planeten. Allein indem Schwedenborg dem Menschen eine uneingeschränkte Freiheit zuschreibt, was der Kirche ketzerisch erscheint, schreibt er auch dieser Freiheit den weisesten Gebrauch vor.

Zuerst fällt es in seiner Lehre auf, daß er das Menschliche zur Norm alles Seyns, des ganzen Weltalls macht. Den Satz: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde," wendet er um und sagt, Gott trägt des Menschen Bild. Die alte bekannte Lehre vom Mikrokosmus, die Lehre, daß der Mensch die kleine Welt sey, wendet er um und sagt, die Welt ist der große Mensch, und wie äußerlich, so innerlich ordnet er nun das Firmament, sammt den Sternen und was darauf lebt und webt, und dann wieder die Geisterwelt, den äußren und innren Himmel, nach den Gliedern, Organen und Seelenvermögen des Menschen; die innerste Seele dieses großen Menschen aber ist Gott. Nun bleibt es zwar immer gewagt, Höheres mit Niederm zu vergleichen und die absolute Richtigkeit des Vergleichs steht dahin; allein relativ ist die Vergleichung des Ganzen mit dem edelsten Theile (gleichsam des Baumes mit der Blüthe) darum die richtigste, weil sich eben nur einzelne Theile zum Vergleich darbieten. Der Mensch hat in der That nichts Edleres, um ein Höheres auszudrücken, als sich selbst in höherer Potenz gedacht. Ueberdies gewinnt der Begriff der Welteinheit und Harmonie durch das Bild des menschlichen Organismus, und der Begriff Gottes als eines persönlichen, allbelebenden Princips durch das Bild der Seele.

Die schönste Folgerung dieser Lehre ist die Idee der Innerlichkeit Gottes. Darauf hat in der That noch kein Philosoph so scharf den Accent gelegt, wie Schwedenborg, da die Oberflächlichkeit immer gar zu gerne bei sich selbst verweilt hat. Die Augen der Menschen sind so sehr immer nach einer Seite gekehrt, nach der sie rastlos fortstreben, daß sie nur selten merken, die Welt sey nach allen Seiten rund und unermeßlich und das Ziel liege nicht irgendwo außen, sondern in der tiefen Mitte, die — hinter ihnen liegt, weil sie, nach außen strebend ihr immer den Rücken kehren.

Einen großen Anstoß dagegen muß Schwedenborgs Lehre von der menschlichen Freiheit finden. Er sezt derselben keinerlei Schranken, sondern nimmt an, daß jeder Geist in dieser wie in jener Welt unbehindert seinem Hange nachlebe. Der Trieb, dem er sich aus freier Willkühr ergeben, befruchtet seine Imagination, die vermöge der durch die ganze Welt durchgehenden Korrespondenz zwischen Aeußerm und Innerm, alle die Formen zur äußern Erscheinung bringt, welche jenes innern Triebes Unterhaltung, Nahrung und zugleich Symbol sind. Daher lebt der gute Geist beständig in Gesellschaft der Personen und Gegenstände, die seinem edlen Trieb entsprechen und dessen physiognomischer und symbolischer Ausdruck sind, und so auch wieder der Geist, der sich in bösem Gelüsten vom Guten abwendet. Er folgt den Bildern, welche seine Wollust, seinen Ehrgeiz rc. befriedigen, und befindet sich wohl dabei. Weder Gott, noch die guten Geister halten ihn davon ab, denn sie vermögen es nicht. Kommt ein böser Geist zufällig in die Gesellschaft von guten, so ist ihm nicht wohl, er mag nicht unter ihnen bleiben. Das dem guten Geist inwohnende Licht der Wahrheit fällt auf den Bösen und zeigt ihm auf einen Augenblick die Lügenhaftigkeit seines Wesens, und aus der Gestalt der Wollust wird Moder, aus dem üppigen Wohlgeruch Gestank, aus der königlichen Geberde stumpfe Thierheit; aber eben das wollen jene durch sich selbst Bezauberten nicht wissen und ziehen sich daher stets aus der Gemeinschaft mit guten Geistern zurück.

Welche schöne psychologische Wahrheit diese Lehre auch enthält, sofern man sie blos auf die geselligen Verhältnisse in unserm gegenwärtigen Leben bezieht, so sehr streitet sie doch, wenn man sie auf das künftige Leben anwendet, mit der Grundlehre des Christenthums, mit der Lehre von der Gnade. Die Willkühr, uns hier auf Erden für das Gute oder Böse zu entscheiden, die Willkühr, der thierischen Begierde zu fröhnen, kann auf keine Weise verwechselt werden mit der wahren und ewigen Freiheit der Geister, die eben nur da existirt, wo das Thierische, Gemeine, Böse nicht mehr hinanreicht, und die eben daher auch nur hervorgehn kann aus einer Befreiung. Daß wir selbst aber zu dieser Befreiung nicht ausreichen, lehrt uns ein untrügliches Gefühl unsrer menschlichen Unzulänglichkeit, und daher glaubt das Christenthum, daß das höchste Wesen selbst und allein diese Befreiung gewähren könne, in seiner Erscheinung als Messias, als Welterlöser, vor dem dann auch eine so ungebundne Willkühr der Geister nicht bestehn kann, wie sie bei Schwedenborg vorkommt. Gesezt auch, wir sind in einem künftigen Leben zu einer weit höhern Selbstständigkeit berufen, als so viele Kirchenlehrer zugeben, die den Menschen wieder in der Demuth zu thierischer Stumpfheit herabsinken lassen, so kann doch unsre irdische Willkühr dafür kein Maßstab seyn.

Die ganze Sache ist und bleibt Glaubenssache. Erklären, beweisen läßt sich da nichts. Die Lehre von der Freiheit und vom Ursprung des Bösen sind die Klippen aller Systeme von jeher gewesen. Gewiß aber ist, daß man die Freiheit nie zu frei denken kann, und daß sie

eben so weit entfernt seyn muß von dem christlichen Servilismus, der allen Willen tödtet, wie von dem christlichen Liberalismus, der eine uns selbst vernichtende Willkühr statuirt.

Wendet man übrigens jene Geisterschilderungen auf unsre gegenwärtige Welt an, aus der sie entlehnt sind, so sind sie in hohem Grade treffend und geistreich. Die Thoren, die sich ihren Einbildungen von Glück und Größe überlassen, die sich entsetzlich genirt fühlen, wenn ein Weiser unter sie tritt und sie merken läßt, wie nichtig all ihr Wesen ist, die ihn daher fliehen und, wenn sie wieder allein sind, lustig die alten Rollen fortspielen, wie bankerotte Schauspieler die Krösusrollen — sehn wir sie nicht täglich auf der Weltbühne? Zwar der wahre Himmel dürfte ganz anders beschaffen seyn, als der Himmel auf Erden, aber von diesem leztern ist es ganz gewiß, daß die unsaubern Geister ein Aergerniß daran nehmen. Gewiß, wo sich ein Abglanz dieses irdischen Himmels zeigt, da wissen sich die Elenden, die ihm abgesagt, nicht zu lassen, und weit entfernt, sich hinein zu sehnen, sehnen sie sich heraus. Der Lasterhafte kann den Blick der Tugend, der Spötter den Blick des heiligen Ernstes, der Dumme den Blick des Weisen, der Feige den Blick des Helden, der Lügner den Blick der Wahrheit nicht aushalten. Wenn einmal ein reiner Mensch unter die unreinen kommt, sind sie nicht so beklommen, wie die Hunde, unter die der Löwe tritt? Die einen schleichen sich mit eingezognem Schweife sachte fort, die andern hängen die Köpfe und einige, in der Frechheit schon gereift, fletschen die Zähne. So ist es in dieser Welt. Daß es in jener Welt nicht auch so sey, wollen wir hoffen.

Die Idee der Korrespondenzen oder Entsprechungen bei Schwedenborg ist eine seiner fruchtbarsten Ideen und gibt seinem ganzen Lehrgebäude eine treffliche Symmetrie. Die Physiognomik der ganzen Sinnenwelt, die symbolische Verhüllung eines Geistigen in jedem Materiellen, ist ein eben so richtiger als uralter Gedanke der Philosophie. Indem nun Schwedenborg die Hierarchie der Naturreiche auf die Hierarchie der Geister überträgt, beide verbunden in der menschlichen Grundgestalt, die beider Typus ist, erhalten wir ein neues Wundergebäude, durch die Dämonenlehre eigenthümlich unterschieden von ähnlichen Systemen der modernen Naturphilosophie, dagegen verwandt der ältesten christlichen Gnosis, die wie durch Zauberei plötzlich in den Norden versezt erscheint und dort ihren prachtvollen, phantastischen Tempel baut, auf dem Magnetberg, den Altar gen Norden gesezt, wo die Erdensonne aufgeht im Nordschein, die aber mit eisernem Band an den Pol geschmiedet, niemals am Himmel weiterrückt.

Die Gnosis hat sich aber darin vereinfacht, daß der Demiurg der Mensch selbst geworden ist, der kleine Gott der Erde; und die Idee, alles das Willkührliche, Zufällige, Humoristische, was in der Welt vorkommt, und was die Gottesfurcht der Gnostiker nicht wagte, dem höchsten Gotte selbst zuzuschreiben, sondern nur einem Dämon, dem Demiurg, das wird hier viel natürlicher dem Menschen selbst kraft seiner phantastischen Willkühr zugeschrieben.

Wenn die Antworten, welche Schwedenborg sich selbst auf seine tiefsinnigen Fragen gibt, nicht Jeden befriedigen, so beschämt er doch, indem er sich solche Fragen stellt, die meisten Theologen und Philosophen, die sich in der Regel die Antwort auf die nothwendigsten Fragen — ersparen, indem sie die Fragen gar nicht aufwerfen. So ist z. B. Schwedenborg der Einzige, der sich um das Verhältniß Christi zu den unzähligen Himmelskörpern außerhalb unsres kleinen Planeten bekümmert hat. Unsre gelehrte Theologie, die über das Gepräge des Zinsgroschen und über den ungenähten Rock Christi ganze Abhandlungen schreibt, hat sich noch nicht gemüßigt gesehn, das durch die neuern astronomischen Forschungen wohl außer Zweifel gestellte Daseyn unzähliger bewohnter Himmelskörper in Einklang zu bringen mit der Bibel, der bekanntlich die ganze Fixsternwelt nur eine Dekoration der Erde war. Sobald aber mehrere, von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bewohnte Himmelskörper angenommen werden, muß sich auch die Theologie fragen, wie Schwedenborg seine Geister frug: hat jeder Stern seinen eignen Christus, oder gilt unser irdischer Christus für alle? Die Geister behaupteten das leztere, es gebe nur einen Christus und dieser sey nur einmal in die Natur hinabgestiegen, aber er habe grade unsern Planeten gewählt, weil dieser der verderbteste sey. Wie sehr übrigens das Erlösungswerk bei Schwedenborg eingeschränkt bleibt, da es der Freiheit des Willens keinen Eintrag thun kann, haben wir oben gesehn.

Wie interessant wäre nicht ein ausführlicher Grundriß seines ganzen Systems, wie viele einzelne Lehren, erhaben, tief poetisch, geistreich, originell, ließen sich nicht aus den vorliegenden Schriften ausziehen, um unsern Lesern eine noch lebendigere Vorstellung von dem Geiste Schwedenborgs zu geben. Doch wohin würde uns das führen, die wir von tausend nähern und nächsten Pflichten aus jener wunderbaren Geisterwelt gewaltsam wieder herausgerissen werden? Wir begnügen uns, in wenig Worten nur angedeutet zu haben, daß Schwedenborg einer nähern Bekanntschaft sehr werth ist, daß es eine Albernheit ist, ihn, den hochgebildeten, feinen Denker, den tiefsinnigen und höchst originellen, oft überraschend zarten Dichter, Kenner und Zeichner der Menschen, — was er auch dann noch bleibt, wenn man ihn als Propheten nicht anerkennt, — schlechtweg, wie es bisher so oft geschehn ist, unter die schwülen und geistlosen Schwärmer zu werfen und ihn zu verketzern, ohne ihn nur zu kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Raumer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 38. — 11. April 1831.

Zeitgeschichte.

1) Briefe aus Paris und Frankreich im Jahr 1830 von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Oft haben wir bedauert, daß in Deutschland die Männer, die vermöge ihrer Stellung oder ihres großen literarischen Rufes am meisten dazu aufgefordert waren, doch es verschmähten, sich über die Zeitumstände auszusprechen und durch ihr Votum schwere Gewichte in die Waagschale der schwankenden öffentlichen Meinung zu legen. Fast alle alten Autoritäten unsrer Literatur trifft der Vorwurf, sich in der jüngsten Zeit gar nicht mehr um den Zustand der Dinge in Deutschland bekümmert zu haben. Mit Goethe haben sie sich fast alle in eine vornehme Schweigsamkeit zurückgezogen oder öffentlich nur über Dinge geredet, die weit ab vom vaterländischen Interesse lagen. Wenn Herr von Raumer in seinen Briefen über die junge deutsche Generation seufzt, die in elenden literarischen Klatschereien, Fehden gegen Saphyr ꝛc. sich abnutze, während die französische Jugend ganz im Gedanken ans Vaterland auflebe, so hätte er sich auch wohl stärker (er thut es nur schwach) über die alte Generation äußern dürfen, die der Jugend in Allotriis ein nur zu verderbliches Beispiel gegeben hat und gibt. Indeß macht Herr von Raumer selbst eine um desto ehrenvollere Ausnahme, und wenn in manchen Kotterien sein patriotisches Buch als eine ungewöhnliche Konfidence mißbilligt wird, so mag er sich dafür mit der Zustimmung aller Vernünftigen in seinem großen Vaterlande trösten.

Wissenschaftliche Zwecke führten ihn im vorigen Frühjahr nach Paris; aber statt der todten Geschichte, die in den Archiven begraben liegt, fand er eine lebendige, und die Tage des Juli gesehn zu haben, hat ihn sattsam für die Seufzer entschädigt, die er unwillkührlich ausgestoßen, da ihm in den Archiven Papiermassen gezeigt wurden, von denen nur den tausendsten Theil durchzulesen er sein Leben zu kurz achtete. Die Briefe, die er vom März bis in den Juli, vor der Revolution, in die Heimath geschrieben, stimmen, dem Gegenstande nach, sehr genau mit dem jüngsten Werk der Lady Morgan überein; doch sah der Verfasser vieles mit andern Augen an, als Mann, als Deutscher, als Preuße, als Historiker. Er ist von der Pariser Gesellschaft keineswegs so eingenommen, wie die Lady. Er sagt darüber ungefähr dasselbe, was wir bei der Beurtheilung jenes Werkes der Lady kürzlich gesagt; das Kotteriewesen ist der Gründlichkeit wissenschaftlicher Bildung eben so wenig günstig, als der Charakterbildung. Da er übrigens Kotterien von allen Farben besucht und fast alle berühmte Männer gesehn und gesprochen hat, so gibt sein unbestochnes Urtheil und ein treueres Bild

der Pariser Noblesse, als der oft zu trunkne Pinsel der Lady. Schade nur, daß er so häufig nur die Anfangsbuchstaben der Namen sezt, und daß man Guizot, Barante, Thiers, Mignet ꝛc. errathen muß. Solche Diskretionen sind der Geschichtschreibung von jeher nachtheilig gewesen.

Vieles und Interessantes sagt Hr. v. Raumer über Theater und Kunst in Paris, was wir hier nur mit der Bemerkung begleiten wollen, daß der in diesen Gegenständen bewanderte Verfasser (Vergl. seine Herbstreise nach Venedig) auch hier mit ganz unbestochnen Augen gesehn. Eben so breitet er sich über die Gelehrsamkeit der Pariser aus, charakterisirt die nahmhaftesten Gelehrten und ihre Leistungen und gibt namentlich eine lehrreiche Uebersicht über den dermaligen Zustand der Philosophie in Frankreich, die indeß dort noch kaum Physiognomie hat, während sie bei uns fast keine mehr hat. Das alles überlassen wir dem geneigten Leser, aus dem Buche selbst zu lernen.

Das Wichtigste sind uns die Bemerkungen des Verfassers über das Ministerium Polignac, über die lezte Revolution, deren Zeuge er gewesen, und über die französische und europäische Politik und die gegenwärtigen Zeitereignisse überhaupt. Wir zeichnen einige der geistreichsten Stellen aus. „Immerdar suchen die Franzosen die Freiheit und Trefflichkeit der geselligen Verhältnisse in der höchsten Spitze der Verfassung, während selbst die äußerste Linke eine freisinnige Verwaltung für unmöglich hält. Sie möchte für den Fall künftigen Herrschens viele napoleonisch-tyrannische Einrichtungen eben so gern erben, als dies ihre Gegner von der äußersten Rechten gethan haben. Beide Theile stellen oft willkührlich Zwecke an die Spitze, und scheuen nicht immer willkührliche Mittel, dieselben zu erreichen. Zulezt sind aber die Ultraroyalisten konsequenter, welchen alle Beschränkung hinsichtlich der Verfassung eben so ein Gräuel ist, als hinsichtlich der Verwaltung, die eben so gern absetzbare Wähler und Deputirten, als absetzbare Maires und Präfekten haben möchten. Das ist wenigstens eine Ansicht aus einem Stück, während die ihrer Gegner in unvereinbare Theile zerfällt. Wer einen Journalisten antastet, begeht nach ihrem Sinne ein crimen laesae majestatis, und alle schreien darüber mit Stentorstimmen; aber Beamte dutzendweise ohne Grund wegjagen, cest une attribution necessaire du pouvoir executif. Und das wäre kein, aus leeren Abstraktionen hervorgehender Aberglaube? Kein Einziger denkt daran, daß zu einer freien Verfassung eine freye Verwaltung gehört, ja daß aus ihrer lezten, in ihrer unendlich vielfachen Anwendung, noch mehr Wohl und Weh hervorgeht, als aus der ersten. Die Unabhängigkeit der Kommunen ist doch wohl so wichtig, als die der Tagesblätter."

Sehr wahr, allein wenn der Verfasser in dieser Beziehung die preußische Verwaltung der französischen mit Recht vorzieht, so hätte er auch wohl der französischen Verfassung die Ehre geben können, sie der preußischen vorzuziehen.

Kraftvoll und wahr spricht der Verfasser über die Revolution: „Ich weiß kein Beispiel, daß jemand so sans rime et sans raison ein solches Reich verloren habe. Bei Napoleon begreift man, wie er sich auf den allerdings auch thörichten Satz festfuhr: Alles oder Nichts; aber zu sagen: diese Minister oder keine, ist so thöricht, daß die Sprache dafür keinen hinlänglich starken Ausdruck besizt. Und die Hofschranzen, welche das neue System noch Dienstags laut priesen, glänzenden Angesichts den Sieg verkündeten und dem Fürsten Polignac demüthig aufwarteten, sind Mittwochs wie Spreu auseinandergefahren, laut diejenigen anklagend, deren willige Knechte sie noch vor wenig Stunden waren. Von keinem kennt man eine edle That, oder auch nur ein kräftiges Wort, und die Zurückgesezten, welche ein solches gegen den König ausgesprochen hatten, sind mit Strenge, oder höchstens mit selbstgefälligem Lächeln abgewiesen worden. Der König lebte des thörichten Aberglaubens: er habe eine höhere Vokation von Gott für alles was ihn gut dünke. — Das Geheimniß der bevorstehenden Gewaltstreiche ist nur zu gut bewahrt worden; vielleicht hätten sich die Widersprüche der fremden Gesandten so gesteigert, daß man schüchtern geworden wäre. Unterrichtete behaupten: im Ministerialrathe habe man berathen, ob nicht Einzelnen z. B. R. ein Wink zu geben sey, aber beschlossen, Alle müßten gleichmäßig mystificirt werden. Und diesen Beschluß, erzählt man, hielten die Herren sehr gewissenhaft, um desto einträglicher in den Fonds à la baisse zu spielen! Jezt spielt man mit ihren Köpfen à la baisse; obgleich jeder, den solche Schande und solch Unrecht nicht zurückschreckt, kaum einen Kopf hat, der des Abschlagens werth ist."

Ueber die Deputirtenkammer macht der Verfasser charakteristische Bemerkungen. Er besuchte sie am 10. Aug.: „Die ganze rechte Seite war völlig leer, endlich erschien ein Mann (dessen Namen ich nicht erfahren konnte) auf der äußersten Rechten und sagte einige, mir unverständliche Worte. Er ward aber, mit Recht oder Unrecht, sogleich dergestalt angeblasen oder verhöhnt, daß er sich wieder sezte, und schwieg. Lafitte, ein Mann klugen Angesichts, führte Namens des noch kranken Perrier den Vorsitz ꝛc. — Unter Allen die da sprachen, war natürlich Keiner der so gemanscht und gekohlt hätte, wie so oft in unsern Behörden, oder auch in hochehrwürdigen Senaten; aber es war diesmal auch keiner darunter, der irgend auf den Namen eines Redners Anspruch machen könnte. Am auffallendsten erschien mir der völlige Mangel an Würde in einer Versammlung, die über das Schicksal Frankreichs, ja bald Europas abzuurteln hat. Das Aeussere entscheidet freilich nicht; aber die römischen Senatoren, bärtig und

in ihre weißen, purpurbesezten Togen eingehüllt, müssen sich doch ganz anders ausgenommen haben, als diese Fracks, Ueberröcke, Jagdröcke, Redingoten, Gilets, Pumphosen u. s. w. von allen Farben und Zuschnitten. Bei den meisten Dingen gab kaum ein Zehntheil der Versammlung Acht; man sah, es war eine vor allem Reden abgemachte Sache, wie jeder stimmen wollte. Man kam und gieng, und sprach und schrie, und scharrte mit den Füßen dergestalt, daß die Huissieres immer rufen mußten, à vos places Messieurs, silence Messieurs." Dies half indeß so wenig als die große Glocke des Präsidenten, mit der er in einer Stunde wohl fünfzig Mal klingelte. Wenn man bei uns mit Engelsgeduld jeden — — — — anhören muß, so lange er noch Athem hat bá zu sagen; so fehlt den Franzosen Ruhe und Geduld, welche (anderer Dinge nicht zu gedenken) ungemein viel Zeit ersparen würde. Aber sie können nicht an sich halten, und jeder muß warten, bis die kleinen Windstöße und großen Stürme vorüber sind, welche hier ganz denen gleichen, die man alle Tage in den Theatern hört."

Ad vocem Kohl und Mantscherei. Wenn in Deutschland nicht blos die kleinsten Staaten und in den großen nicht blos die Provinzen Kammern hätten, und wenn demnach auch die Wahlgesetze volksthümlicher und der Sinn für das Parlamentarische lebhafter, der Nutzen derselben in die Augen springender wäre, so würde man nicht mehr lange über Kohl und Mantscherei, Salbaderei und Mummelbrei klagen hören. Die guten Redner würden wie 1813 die geharnischten Männer aus der Erde wachsen.

Wir müssen es Herrn von Raumer Dank wissen, daß er trotz aller unsrer politischen Mängel doch bei jeder Gelegenheit den Franzosen gegenüber als Ritter der Deutschheit aufgetreten ist. Allein wir können uns nicht verhehlen, daß er gegen den hoffärtigen und ungezogenen Spott der Franzosen nicht blos unsre Nationalität und was Gutes an ihr ist, in Schutz nimmt, sondern auch Zustände, Institutionen und Maximen, die nimmer zu loben sind. Ohne uns ins Einzelne einzulassen, fassen wir nur das Princip des Verfassers ins Auge. Es ist dasselbe, was wir seit 1815 als das Princip der deutschen Doktrinäre überall haben geltend machen sehn, und wir gestehn, es hat uns mit einer Art von Wehmuth erfüllt, zu erfahren, mit welcher Behaglichkeit der zur andern Natur gewordenen Gewohnheit auch ein so gebildeter Geist wie Herr v. Raumer, in diesen weichen frommen Grundsatz sich gebettet hat.

Wie ist es doch gekommen, daß die leidige Sentimentalität, nachdem sie aus dem Familienleben und aus der Literatur verbannt ist, sich in die Politik geflüchtet hat, wie ein entsprungner Affe auf den Richterstuhl? Man gibt der Gemüthlichkeit in der Politik das Uebergewicht über den Verstand, ja man sezt den Verstand dabei so auffallend hinten an, daß man, indem man diese Politik christlich nennt, nicht einmal die aller Logik hohnsprechende contradictio in adjecto zu bemerken scheint. Liebe, du heiliges, so oft mißbrauchtes Wort, auch du mußt hier der politischen Leimsiederei dienen, um das leimen zu helfen, was nicht aus ganzem Holze mehr geschnitten werden kann, weil der Stamm schon zu Spähnen gemacht worden. Liebe, christliche Liebe, heißt das Princip dieser modernen Schule deutscher Doktrinäre, und sie verlangen, man solle alles aus Liebe thun; während in Frankreich auch die wohlwollendsten Doktrinäre doch immer von dieser Liebe abstrahiren und an deren Stelle das Gesetz, ein kaltes Abwägen wechselseitiger Rechte setzen. Das Wunderlichste ist, daß Liebe zur zwingenden Gewalt erhoben wird, während sie selbst nicht erzwungen werden kann, und wenn sie nicht darist, muß ja wohl das lieblose Gesetz an ihre Stelle treten. All das Predigen von der politischen Liebe hat noch nichts bewiesen, als daß sie eben nicht da ist. Wer kann bei unsern diplomatischen Essen und militärischen Exekutionen, bei Mauth und Censur, Polizei und Prozessen ohne Affektation die Liebe mit ins Spiel bringen?

Wohl ehemals gab es eine Zeit, da Staat und Sitte, Wissenschaft und Kunst in dem tieflebendigen Keime christlicher Gesinnung wurzelten, und die Kirche all dies große Leben beherrschte und vereinte. Aber diese Zeit ist dahin, die Kirche liegt in Trümmern und ich frage, wie gottlos wir denn geworden sind, daß wir eben da christliche Politik predigen, wo in den ehrwürdigen Ruinen jener Kirche der ärgste Muthwillen getrieben wird und über geistliche Angelegenheiten die ungebundenste weltliche Willkühr schaltet? In Zeitungsphrasen, Addressen, Eröffnungsreden, Dedikationen und in gedruckten Theorien lebt die Liebe nicht, nicht in den flüchtigen Wolkenbildern der Schrift, dort wälzt sich nur noch der Rauch des längst erloschenen Feuers hin. Nicht Liebe und Religion, nur Furcht, Argwohn, List und Gewalt beherrschen das Staatenleben, und der Friede selbst ist nicht das sanfte Ruhen in der wechselseitigen Liebe, sondern nur die Ruhe des Waffenstillstands, während die Gegner, die Hand am Schwert sich beobachten, oder die Ruhe eines Kirchhofs.

Da wir notorisch nicht mehr in der goldnen Zeit leben, wo die Liebe mit dem Liliensceptter die Ungeheuer menschlicher Leidenschaften bändigte, sondern in einer eisernen Zeit, in der alle diese Leidenschaften gegen einander die Zähne fletschen, so ist das Affektiren der Liebe unnütz oder gar auf doppelte Weise gefährlich, einmal, weil es für Heuchelei gehalten, nur die Leidenschaften

auf der Gegenseite noch mehr vergiftet, und sodann, weil es, wenn man es ehrlich nimmt, die Augen, die stets wach seyn sollen, einschläfert in Jean Paulschen Dämmerungen, die zwar immer, wie das Sprichwort sagt, der Liebe, aber auch den Dieben günstig sind.

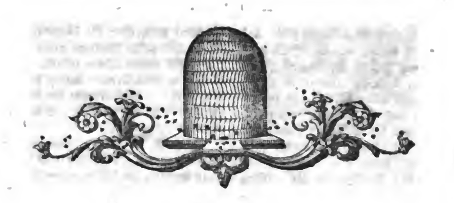
Einst gebar die Liebe das Recht. Die Zeiten haben sich geändert. Das Recht, das kalte, eiserne wird in harten Wehen erst wieder die Liebe gebären müssen. Ist der Einzelne dem Zeitalter vorangeeilt, sey ihm Ehre dafür. Doch soll er die eigne Liebe nicht zur Brille machen für seine Zeit. Diese ist, wohin man blickt, auf entsetzliche Weise lieblos und ganz des bindenden Zuges organischer Lebenskräfte beraubt, den rohen und ersten Elementarkräften der unorganisirten oder desorganisirten Natur anheimgefallen, und dieser Kräfte strenges und gewaltiges Gesetz muß uns der Liebe sanften Zug ersetzen, wenn nicht vollends eine ganz chaotische Gesetz- und Kraftlosigkeit eintreten soll.

Die Wahrheit ist, daß man dem französischen Grundsatz kalter liebloser Abwägung der Rechte, so sehr man ihm in der Theorie widersprechen mag, praktisch beständig huldigt. Wozu also die Heuchelei? Hört man die deutsche Doktrinäre sprechen, so sollte man meinen, das berühmte europäische Gleichgewicht sey ein Ding von ehemals, das jezt längst in die Rumpelkammer veralteter Mißbräuche geworfen sey. Und doch sind wir jezt alles, was wir sind, eben nur durch dieses immer fortbestehende Gleichgewicht, dessen mechanischen Gesetzen Europa nie aufgehört hat, unterthan zu seyn. Für die technischen Ausdrücke dieser Mechanik hat die Theorie der christlichen Politik zwar ganz andre, sehr schön lautende Wörter gesezt, aber die Sache bleibt die nämliche. Die Konstitutionen und Autokratien haben Frieden geschlossen, wie der Protestantismus und Katholicismus, zwar im Namen der christlichen Liebe, aber in der That nur aus wechselseitiger Erschöpfung und in der Ueberzeugung, daß jeder zu stark sey, als daß einer den andern völlig besiegen könne. Auch die Großmuth war immer nur eine berechnete, und der Schwächere wurde stets nur um eines dritten Stärkeren willen geschont. Wo das Interesse galt, hat man nie viel gefragt nach jenen Geboten uneigennütziger Liebe, und wo irgend ein Gegner ohne Nachtheil unterdrückt werden konnte, ist es immer geschehn, so naturnothwendig, wie der See ausbricht, wenn er keinen Damm mehr hat, und das Haus einstürzt, wenn die Stützen faulen.

Diese Naturgeseze der Politik genau kennen zu lernen, ist eine weit wichtigere Aufgabe, als das Versinken in fromme Wünsche und die Erinnerungen an ehemals. Wenn irgend noch eine Spur von Liebe in der modernen Politik gefunden wird, so ist es doch gewiß keine christliche, sondern höchstens der alte heidnische Amor, der neckisch und schalkhaft hier die Hassenden zu politischen Liebesbetheurungen und Ehekontrakten zwingt, dort den Liebenden ihr Idol gewaltsam entreißt, hier dem hinfälligen Greise nach die Gluth des Jünglings lächerlich nachahmen, und dort Knaben nach der verbotnen Frucht springen läßt. So hat der politische Amor unter Napoleon, in Spanien und Polen, unter Karl X. und unter den deutschen Demagogen sein muthwilliges Wesen ausgelassen. Aber die christliche Liebe, sie hat nichts von all dem tollen Spuck gewußt, weinend saß sie auf den Ruinen der alten Kirche, bis die Rationalisten ein Taubenschießen gegen sie angestellt und sie, wie Asträa, auflog, von wannen sie gekommen, ruhend am Herzen Gottes, wo sie nicht einmal die Berliner pietistischen Steckbriefe erreichen können.

2) Was haben die deutschen Bundesstaaten gegenwärtig zu thun? Stuttgart, Steinkopf, 1831.

Es ist erfreulich, auch aus Süddeutschland begeisterte Stimmen für die Integrität des deutschen Bundes zu vernehmen, da dieselben bisher meist nur im Nordosten gehört wurden. Der Verfasser sagt: „In einer Zeit der Revolutionen, einem großen, klugen, gewandten Volk gegenüber, das Verlornes wiedergewinnen möchte, sind halbe Maßregeln verderblich.“ Er schlägt nun vor: 1) einen Kongreß aller deutschen Fürsten in Nürnberg, 2) Bekräftigung und Vervollständigung des Bundes, 3) Berathung über die Mittel zur Befestigung der Ruhe im Innern, 4) Aufstellung eines außerordentlichen Sicherheitsausschusses, eines Bundestribunals und eines Bundesfeldherrn. Allein, so trefflich diese Maßregeln wären, müssen wir hinzusetzen, daß es doch nur eben halbe Maßregeln seyn würden, eben solche, vor welchen der Verf. warnt. Ohne Reformen im Innern, Erfüllung nicht blos des 19ten, sondern auch des 14ten und 18ten Artikels der Bundesakte, ohne wahre und unabhängige Landstände, ohne Preßfreiheit, ohne Ersparung im Staatshaushalt, ohne Verbesserungen beim Gerichtswesen, und Aufhebung der noch übrigen Feudallasten wird das aufgeklärte Deutschland im 19ten Jahrhundert sich nie konfortable, glücklich und stolz fühlen, und so lange dies nicht der Fall ist, wird es auch dem gefährlichen Nachbar immer schwache Seiten darbieten. Uebertreffen wir nur die Franzosen an innerer Freiheit, innerer Ehre und innerem Wohlstand und kein Deutscher wird ferner etwas von Franzosen hoffen oder fürchten. — Werthvolle Beilagen der kleinen Schrift sind: die deutsche Bundesakte von 1815, die Wiener Schlußakte von 1820 und die Bundes-Matrikel; Dokumente, die wohl jeder Deutsche studiren mag.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 39. — 13. April 1831.

Psychologie und Mystik.

(Fortsezung.)

10) Blätter für höhere Wahrheit. Von J. H. von Meyer. Erste und zweite Sammlung. Frankfurt, Brönner, 1818, 1820. Dritte bis achte Sammlung. Frankfurt, Herrmann, 1822—1827. Neue Folge. Erste und zweite Sammlung. Berlin, Oehmigke, 1830, 1831.

11) Wahrnehmungen einer Seherin. Herausgegeben von J. F. v. Meyer. Zwei Theile, Hamburg. Perthes, 1828.

Herr von Meyer hat die Mystik eben so tief in ihr innerstes und einfaches Geheimniß, gleichsam in ihren Lichtpunkt, wie in ihre mannichfachen farbigen Ausstrahlungen verfolgt, und ist, ohne mit einem eignen neuen System aufzutreten, der geistreichste und gelehrteste Ausleger der Andern, ein Kritiker der Mystik im edelsten Sinne. Nie das Eine, Höchste aus dem Auge verlierend, besizt er doch nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch theilnehmenden Sinn für den reichen Blumenflor von Poesie, den die unergründliche mystische Tiefe, wie reife Lotosblüthen spielend zur Oberfläche steigen läßt. Was er namentlich im lezten, dies Jahr erschienenen Bande unter der Ueberschrift Typik über die Symbolik in Natur und Geschichte, über die poetische Abspiegelung alles Geistigen im Sinnlichen sagt, gehört ganz jener geistreichen Richtung der Mystik an, die, nicht unähnlich der griechischen Plastik, wenn auch in ganz anderm Sinn, die Natur vergeistigt, veredelt, weit davon entfernt, sie im rigoristischen Sinne abzutödten. In diesem Sinn müssen wir den wißbegierigen Leser auch auf die frühern Bände der Blätter für höhere Wahrheit zurückweisen, worin sich treffliche Abhandlungen über die älteste, mit der Mystik in Symbolik, Kabbala und Astrologie gepaarte Naturweisheit finden. Kein neueres Werk ist geeigneter, dem Unkundigen die Wichtigkeit dieser alten Wissenschaften zu beweisen und dem, der sie ungefähr kennt, neue tiefsinnige Auflösungen darin enthaltner Räthsel zu geben. Wenn Schubert ihrer nur gelegentlich bei neuern Forschungen erwähnt, geht Herr von Meyer speziell und namentlich darauf ein, zusammenfassend und tiefer erwägend, was Schubert insbesondre für Symbolik, Pfaff für Astrologie, Horst für die Dämonenlehren bisher an Studien geliefert.

Vielleicht war es indeß nicht ganz passend, mit diesen historischen und kritischen Abhandlungen andre zu verbinden, die als Gebete, fromme Herzendergießungen und Hymnen nicht mehr Lehren, sondern nur Gefühle, Stimmungen aussprechen. Es ist schön und rührend, daß der

Verfasser darin seinen Geist gleichsam gefangen gibt, und es liegt eine große Wahrheit darin, daß die Worte desto ärmer werden, je schöner und heiliger der Gegenstand ist, den sie aussprechen möchten, denn das Höchste ist unaussprechlich. Aber eben deshalb haben wir nie viel auf die redenden Andachten gegeben und die stummen vorgezogen.

Auch mit der Geisterlehre des Verfassers können wir nicht übereinstimmen. Er hat bekanntlich schon vor mehreren Jahren ein eignes Werk unter dem Titel „Hades" herausgegeben, worin er das Zwischenreich der Geister, die weder im Himmel, noch in der Hölle sind, vertheidigt, und er kommt in den Blättern für höhere Wahrheit öfter auf diesen Gegenstand zurück. Im lezten Bande vertheidigt er die Seherin von Prevorst, und nimmt gerade die von uns gerügte Geistlosigkeit der Weinsperger Geister als Beweise für ihre Wahrheit an, weil sie gewiß, wenn sie erfunden wären, geistreicher hätten erfunden werden müssen. Dieser Einwurf kann uns indeß nicht überzeugen, denn an unzählige Vorurtheile, abgeschmackte fixe Vorstellungen und schlechte Erfindungen unsrer Dichter gewöhnt, da wir sie Jahr aus, Jahr ein kritisiren, wissen wir nur zu wohl, wie viel geschmackloser die menschliche Phantasie ist als die wirkliche Natur.

In den Wahrnehmungen einer Seherin gibt der Verfasser nicht eigne Lehren und Gefühle, sondern die Beobachtungen einer Somnambulen, welche dieselbe an sich selbst gemacht hat. Das Buch ist vom hohen Interesse, zunächst wegen des merkwürdigen Umstandes, daß hier die magnetische Kraft mit einem im somnambulen Zustand und beim weiblichen Geschlecht überhaupt seltenen philosophischen Forschungsgeist gepaart erscheint, ungefähr wie bei Schwedenborg und Böhme. Frühere Seherinnen, wie die Bourignon und Guyon lebten und äußerten sich mehr in Gefühlen, oder wie Jane Leade und die Poniatovia in Bildern, hier aber äußert sich ein spekulativer Verstand in tiefgehenden Untersuchungen namentlich über Psychologie, das Verhältniß zwischen Körper, Seele und Geist und deren doppelten Beziehungen zur Natur und Geisterwelt. Die Wahrnehmungen der Seherin stimmen sehr oft mit dem Geistreichsten zusammen, was die ältere Mystik und die neuere Naturphilosophie, jene mehr über göttliche, diese mehr über natürliche Dinge ausgesagt, und es ist desfalls auch hier wieder der Beweis geliefert, daß dem Menschen in dieser Beziehung typische Anschauungen zu Grunde liegen, die zu den verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Geistern immer wiederkehren. Insbesondre aber zeichnen sich bei unsrer Seherin die Wahrnehmungen über das weibliche Geschlecht und über den Magnetismus aus. Hier schöpft sie ganz aus sich selbst, und fern muß jeder Verdacht bleiben, wie man ihn wohl gegen sie erhoben hat, daß sie eben nur die Gedanken ihres Magnetiseur wiedergegeben habe. Gewiß ist, nur ein Weib kann über die Fähigkeiten und Zustände ihres Geschlechts solche Auskunft geben, und noch keine hat so tief in ihr eignes Wesen geblickt. Sich selbst gefühlt und in Thaten ausgesprochen mögen hundert andre Weiber haben, aber sich selbst erkannt hat noch keine mit so philosophischem Geist, wie er sonst nur dem männlichen Geschlecht eigen zu seyn pflegt.

Daß sie die ihr im somnambulen Zustand gewordne Wahrnehmungsgabe nachher mit in den gewöhnlichen Zustand hinübernahm, ist keine auffallende Erscheinung mehr, da die Geschichte des Magnetismus schon ähnliche Beispiele anführt. Der Herausgeber gibt uns folgendes freundliche Bild von ihr: „Nie wollte sie sich in kirchliche oder wissenschaftliche Verhältnisse störend oder lehrend einmischen, ja nach ihrer Persönlichkeit nie erscheinen; sondern sie begnügte sich, für sich und den kleinen Kreis ihrer Freunde aus den ihr gewordenen Ueberzeugungen alles Gute und Wahre zu bestätigen und aufzuklären, was Jedermann in diesen Eigenschaften anerkennen konnte. Der Flug ihrer Imagination war auch weit weniger von wunderbarer Art, als der von andern Somnambulen; sie nahm wahr, was wesentlicher, was nützlicher, was wissenschaftlicher ist, als Bilder, an deren Richtigkeit und Herkunft sich zweifeln läßt, und ihre Aussagen erhielten dadurch im Ganzen etwas Gründliches und Bescheidenes, das Zustimmung erheischt, und dem man sie gerne bewilligt. Es ist mehrentheils einfach und klar, ein stilles, tiefes Sinnen, zur Enträthselung der Dinge geeignet, nur auffallend durch neue Bemerkungen, durch treffende Gleichnisse; abspringend nicht zum Nachtheil des Verständnisses, sondern durch Mannichfaltigkeit unterhaltend, und gleichsam in einem geselligen Tone belehrend. — Und diese Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen ging bei unserer Seherin, als sie nicht mehr in magnetischen Schlaf sank, dergestalt in das wache Leben über, daß sie, obwohl geheilt, weniger die leibliche Gesundheit als die geistige davon trug, und ein aufgeschlossenes Auge für dieselben physischen und metaphysischen Wahrheiten behielt, welche sie im Schlafwachen zu erkennen angefangen hatte.

Was ihr System betrifft, so behauptet sie das Daseyn dreier Theile des Menschen: Leib, Seele und Geist, und belehrt uns über die verschiedenen Funktionen und Wechselwirkungen, hauptsächlich der beiden leztern. Sodann sieht sie die Geschichte der Menschheit, auf die sie durchgängig ihren Blick richtet, in innigem Zusammenhang mit der Erlösungswahrheit. Sie bestimmt dabei die Eigenheiten und Vorzüge der verschiedenen Zeitalter, betrachtet aber die Menschheit überhaupt, nach Zeit und Ort, nur als Ein Ganzes, den ganzen Menschen als Einen Leib, welchem durch die väterliche Leitung Gottes zur Herstellung und Vollendung geholfen wird. Ferner ist ihr die Natur ein Buch Gottes, ein Bilderwort seiner Of-

nbarungen und Eigenschaften. Endlich erklärt sie den Magnetismus nach ihrer Bekanntschaft mit ihm, für etwas viel Allgemeineres und Höheres, als wohl noch heute unter ihm verstanden zu werden pflegt, welches leztere nur eine Aeußerung von ihm, nur eine Art von Entwickelung seiner Kräfte, vielleicht nur eine körperliche ist; sie versteht darunter die Entbindung der ganzen ursprünglichen Lichtnatur des Menschen, in ihren verschiedenen Theilen, Vermögen und Beziehungen, welche sich denn auf mancherlei Art und in mannichfachen Graden äussern kann." —

Noch einmal müssen wir hier der Seherin von Prevorst gedenken, in Ansehung der Kontroversschriften, die sie veranlaßt hat. Die Debatten wurden in unserm Blatt eröffnet, worauf wir zurückweisen. Sodann erschienen im 12) Sophronizon des Geh. Kirchenrath Paulus (Zwölfter Jahrgang, zweites Heft. Heidelberg bei Winter 1830) zwei lange, den ganzen Band füllende Artikel über die Seherin, worin dieselbe durch die bekannten rationalistischen Grundsätze des Herausgebers unbarmherzig Spitzruthen laufen mußte. Zum Glück war sie todt, doch was thut das? Ihr Geist, oder vielmehr ihre Geister waren ja allein gemeint. In der Verneinung dieser Geisterwelt stimmte unser Blatt und der Sophronizon zusammen, wie sehr auch unsre Ansichten am positiven Pol von einander abweichen. Paulus rückte mit der ganzen nicht verächtlichen Armada seines Scharfsinns gegen die Geister los und brachte ihnen heillose Wunden und Verstümmelungen bei. — Wieder in der Negation mit uns und Paulus zusammentreffend, auf der positiven Seite aber abweichend, erschien sodann:

13) Das verschleierte Bild zu Sais oder die Wunder des Magnetismus. Eine Beleuchtung der Kernerschen Seherin von Prevorst. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig, Weidmann, 1830. — Dieser Freund der Wahrheit gibt sich in der ausführlichen Einleitung, als einen begeisterten Anhänger Schleiermachers zu erkennen. Im Folgenden, gegen das Kernersche Werk sich wendend, gibt er Erklärungen der Weinsperger Geisterwelt, die alle mögliche Wahrscheinlichkeit für sich haben und volle Beherzigung verdienen. Er nimmt nämlich an, jene Geister existirten nur in der fixen Ideenwelt der Seherin, und diese findet ihre natürlichste Erklärung in dem bei den niedern Ständen von Altwürtemberg noch vorherrschenden alten Volksglauben an die Wunderkraft der Amulette, gewisser Bibelstellen und Verse aus dem würtembergischen Gesangbuch rc. Der erste Blick in die Geisterwelt der Seherin zeigt, daß dieselbe einen auffallend lokalen, alt-protestantisch-würtembergischen Zuschnitt hat. Auch Paulus hat die Landsmannschaft jener Geister nicht verkannt: „Bei ihrer wiederholten Voraussetzung, daß in dem Zwischenreich so fleißig Schule gehalten und gelernt werde, freut es mich recht sehr, in der Seherin eine ächte würtembergische Landsmännin zu erkennen. Würtemberg hat das wichtige Verdienst, seit der Reformation einen sehr lernfleißigen Schulunterricht von der niedersten bis zur höchsten Stufe eingeführt und mit Verbesserungen unablässig erhalten zu haben. Daran erkenne ich dann die Würtembergerin, daß sie sich auch die künftige Welt nicht anders als wie ein Schulhalten mit unzähligen Schülern und Schülerinnen vorstellen konnte. Und fast vergesse ich ihr hierüber das Allzukomische, daß ihre angewohnte Kirchlichkeit auch die Mittelgeister so nach dem Stundenschlag zu der Feier der veränderlichen Feste hinüber eilen läßt. Nur kann ich nicht vergessen, zu bemerken, daß — man viel lehren und lernen kann, ohne viel richtiges zu denken."

Diese Uebertragung durchaus zufälliger und lokaler Umstände unsrer Welt auf die Geisterwelt beweist, daß hier nur von subjectiven Jugendvorurtheilen und fixen Vorstellungen, nicht aber von einer objektiven äußern Wirklichkeit der von der Seherin geschauten Welt die Rede seyn kann; und jeder Unbefangne muß dem Verfasser beipflichten, daß in die Breche des gestörten Somnambulismus die Phantasiegeburten und Jugenderinnerungen der Seherin eingebrochen sind. Ob aber diese Einwirkung der Phantasie auf die magnetische Sehkraft mit dem Namen des Wahnsinns, eines somnambulen Wahnsinns, belegt werden dürfe, wie der Verfasser meint, darüber mögen Aerzte urtheilen. Wenn man im weitesten Sinn jede Verwirrung, abnorme Thätigkeit oder Funktionenverwechselung der Seelenkräfte zum Wahnsinn rechnet, so erscheint dieser Name auch hier vollkommen gerechtfertigt; indeß ist es von der Seherin von Prevorst bekannt, daß sie, abgesehn von den Geistervisionen, nie Anlaß gegeben hat, ein Irreseyn bei ihr vorauszusetzen.

14) Singularis dementiae species in femina daemoniaca Wirtembergica illustratur. Solemnia inauguralia in facultate med. sem. hib. MDCCCXXX habita promulgat D. D. G. Kiese . Jenae, ex off. Branii. — Diese kurzweilige Dissertation darf bei der Aktensammlung des modernen Geisterprozesses nicht fehlen, obgleich sie nur wenigen verständlich ist und seyn soll. Die Applikation auf eine Art von Geisterseherei oder vielmehr Geisterriecherei, über die schon Börne und Jean Paul so geistreich gespottet, ist höchst ergötzlich. Billig hätte der Verfasser dabei Jean Pauls magnetisches Gastmahl und seine Traumgeberei auch mit erwähnen sollen, da er doch einmal die Gespenstersucht auf das politische oder vielmehr polizeiliche Gebiet und die Dämonomanie in die Demagogomanie hinüberleitet.

15) **Ueber die Geisterwelt und ein großes Geheimniß.** Zwei Vorlesungen von Professor **Krug** in Leipzig. Leipzig, Kollmann, 1830. — Das Beste an dieser derb spottenden Schrift ist die Nachweisung der vielfachen Widersprüche in der Dämonenlehre und der phantastischen Willkühr, mit der man die Geister bald nach den Elementen- und Naturreichen, bald nach den geistigen und sittlichen Fähigkeiten des Menschen klassificirt hat, zum Beweise, wie sehr hier blos immer die Einbildung gewaltet hat.

16) **Kritik des modernen Geisterglaubens.** Auch über die Frage: **Warum spucken die Geister jetzt vorzugsweise in der gelehrten Welt?** Von B. H. **Blasche.** Gotha, Gläser, 1830. — Der Verfasser macht den Gelehrten den Vorwurf, sie seyen jetzt abergläubiger und dümmer als das gemeine Volk. Darin hat er nun weit mehr recht, als er selber glaubt, denn er nimmt es nur in einem Sinn, man kann es aber in zwanzigfachem Sinn nehmen. Die Abirrung der Gelehrten von der gesunden Vernunft und Natur, von Recht und Wahrheit ist eine bekannte alte Sache und unsre Philosophie, Theologie, Philologie, Pädagogik, Politik, Jurisprudenz und Aesthetik geben dafür so viele Beweise, daß die Mystik dabei mit ihren Paar Geistersehern kaum in Betracht kommt. Der Haupteinwurf, den Herr Blasche diesen Geistersehern macht, besteht darin, daß die Visionen immer nur Bilder aus unsrer Sinnenwelt enthalten, daher ist auch er der Meinung, wie alle anderen Gegner des Geistersehens, daß die Geister und ihre Welt nur in der Phantasie des Sehers existiren.

17) Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst, mit Berücksichtigung der bisher erschienenen Kritiken. Von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1830.

In dieser Schrift hat Eschenmayer die Vertheidigung des Kernerschen Werks übernommen. Leider aber scheint ein boshafter Zauberer die Streitenden, statt sie näher an einander zu bringen, noch weiter aus einander gerückt zu haben und von beiden Seiten fallen die Streiche in die leere Luft. Eschenmayer ist durch keinen Einwurf überzeugt worden, aber er selbst nimmt auch nicht die Miene an, seine Gegner überzeugen zu wollen, sondern sagt nur noch einmal mit verstärktem Accent, was er glaubt, und fertigt diejenigen mit Verachtung ab, die nicht glauben, ohne sich mit der nöthigen Aufmerksamkeit näher auf die Gründe einzulassen, warum sie nicht glauben. Somit hat denn der Streit ein Ende und jeder bleibt, der er gewesen ist, beiläufig gesagt, das Resultat aller Polemik. Des Menschen Herz ist ein trutzig und verzagt Ding. Sofern es trutzig ist, möchte es wie Faust der Hölle auch dann noch trotzen, wenn es ihren Rachen offen gähnen sieht. Sofern es aber verzagt ist, möchte es auch mitten im Elysium noch vor dem Schatten einer Blume sich fürchten. Wie das Gefühl über jede Vorstellung, der Trieb über die Phantasie, so reicht auch des Menschen Stolz und seine Angst über alle Erden und Zwischenreiche, Himmel und Höllen hinaus. Aus diesem Grunde ist nicht zu besorgen, daß jemals die Furcht uns ganz die Lust und Munterkeit des Lebens verleiden, noch daß der Uebermuth und die Weltlust uns ganz dem Ernst und der Demuth einer religiösen Gesinnung entfremden sollte. Es wäre wohl eins so arg, als das andre, wenn wir die Gegenwart über der Zukunft oder diese über jener vergäßen, und wenn wir überall Geister sähen oder überall den Geist nicht sähen. Lassen wir den Geist in Gott seyn, in der Natur und in uns selbst, nur lassen wir die Geister nicht außer Gott, Natur und uns haltlos zwischendurch fahren, daß wir am Ende vor lauter Sternschnuppen die Sterne nicht mehr sehn.

Wir sehn, daß überall in der Natur das Gesunde und Ganze sich fortpflanzt, nicht aber das Krankhafte und Halbe, die Bastardrayen. Selbst da, wo sie, wie in den Fledermäusen, Phoken ꝛc. fixirt erscheinen, nehmen sie nur eine schmale Gränzlinie ein. Nach dieser Analogie können wir nicht an ein breites unendliches Zwischenreich der Geister glauben. Auch aus ästhetischen Gründen können wir nicht an eine Verewigung der Gemeinheit und Häßlichkeit glauben. Ein Zug tiefer Harmonie in der Weltordnung, jener Zug göttlicher Liebe und Gnade, löst die Dissonanzen auf, die unser freigegebner wilder Trieb in jene schöne Ordnung reißt. Ein Zug nach dem Ideal stellt das göttliche Urbild in der zur Thierheit und Karrikatur herabgewürdigten Physiognomie des Menschen wieder her. Damit soll dem Princip der Buße kein Eintrag geschehn, allein dies soll auch nicht bis zur gänzlichen Verkennung des zweiten, eben so nothwendigen und höhern Princips der Gnade ausgedehnt werden, einer Gnade, mit der das jahrtausendlange Fortschleppen von Gemeinheiten und Eitelkeiten, das keine Buße, sondern nur eine Verewigung der Sünde ist, schlechterdings nicht vereinbart werden kann. Dies ist der wichtige Punkt, in dem wir weder Schwedenborg, noch der Seherin von Prevorst beipflichten können. Indem der menschlichen Freiheit eine zu große Ausdehnung gegeben wird, wird auch das Unglück, was aus dem Mißbrauch dieser Freiheit entspringt, ohne Noth verewigt.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 40. — 15. April 1831.

Romane.

Oft genug hat man gesagt: die Deutschen schreiben so viel, weil sie so wenig thun. Das gilt unter andern auch von den Romanen. Wir schreiben deren so viele, weil wir keine mehr spielen. Wir schreiben Liebesabentheuer, bestehn aber keine mehr. Wir schreiben historische Romane, wir machen aber keine Geschichte mehr.

Amors Reich ist wie das heilige Römische in Trümmer gefallen und existirt nur noch in der Erinnerung auf dem Papiere. Die Welt ist viel zu vernünftig geworden, als daß sie noch lieben könnte. Inklinationen gehören zu dem romantischen und abergläubischen Wust, den die Aufklärung längst ausgetrieben hat, und man ergözt sich daran nur poetisch in Theatern und Romanen. Eine Liebe ohne Heirathsaussicht führt zu nichts und ist unanständig. Eine Heirath aus Liebe ist eben blos romanhaft und darum im wirklichen Leben eine Tollheit. Man ist ein Narr, wenn man eine andre, als eine Geld- und Konvenienzheirath, d. h. eine sogenannte Vernunftheirath schließt, und es gibt nur noch sehr wenig solche Narren in Deutschland. Die Polen, die in jeder Hinsicht noch nicht so weit in der Kultur fortgeschritten sind, als wir, leben noch im Mittelalter der Liebe und jung seyn oder romanisiren sind bei ihnen gleichbedeutende Wörter. Die liebenswürdigen Polinnen würden nicht gelebt zu haben glauben, wenn sie nicht in ihrem Leben wenigstens einen Roman gespielt hätten. Unsre Landsmänninnen spielen nicht, sie schreiben nur Romane, und, was das interessanteste ist, sie schreiben gegen das Romanspielen. Nicht zufrieden mit den Vernunftheirathen in der Wirklichkeit, wollen sie sie auch noch in den Romanen haben und schreiben daher fast nur Vernunftromane. Die Inklination wird darin von der Vernunft bestritten und ausgerottet. Dieser herrliche Sieg ist der Inhalt der meisten Damenromane. Die junge Heldin liebt, aber sie sieht ein, daß ihre Liebe entweder gegen das Geld- oder Titelinteresse der Familie streitet, wenn sie reich oder adlich, er arm oder bürgerlich ist, oder umgekehrt, daß also diese Liebe unvernünftig ist, und sofort entsagt sie und schließt eine Vernunftheirath ohne Liebe oder heirathet gar nicht. Ja es gibt Schriftstellerinnen unter uns, die aus reinem und absoluten Haß gegen die Liebe, dieselbe in jeder Form bekämpfen und selbst der Vernunftheirath nicht recht trauen, selbst in dieser noch das heimliche Einschleichen Amors argwohnen, daher gar keine Heirath mehr zugeben wollen und nicht anstehn, den ehelosen Stand aus freier Wahl anzupreisen, als die höchste Bestimmung, wozu das Weib durch Natur und Vernunft

berufen sey, möchte auch das Menschengeschlecht immerhin darüber aussterben. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, den grünen Basiliskenblick zu beobachten, mit dem deutsche Schriftstellerinnen von dieser strikten Observanz ins Herz junger Mädchen stechen, die sie in ihren Romanen am Altar der Vernunft schlachten, aber er muß sehr garstig seyn, dieser Blick. Die berühmte Neuberin verbrannte doch nur den Hanswurst und sie verbrannte ihn, immerhin ein ehrenvoller Tod. Aber unsre berühmten Pruden, die Vestalinnen des Parnasses, oder noch etwas schlimmeres, die weiblichen Hämlinge, ersäufen den Amor, sie ersäufen ihn in ihren Romanen, ein höchst erbärmlicher Tod. Nie haben sich Bachantinnen wüthender auf den Orpheus gestürzt, als unsre berühmten schriftstellenden Pruden auf den armen kleinen Liebesgott, der rettungslos verloren ist, denn will er wie sonst schalkhaft den Bogen spannen, sich an den schönen Feindinnen zu rächen und blickt er um, so erschreckt der Anblick der Häßlichkeit den Sohn der Venus dergestalt, daß er Pfeil und Bogen fallen läßt.

Mit den historischen Romanen steht es im Grunde nicht viel besser. Als eine Fata Morgana zeigen sie uns im Dunstbild die Pracht und Romantik der Vorwelt, aber wir selber fahren auf dem Ozean unsrer Alltäglichkeit unter den bunten Nebeln hindurch. In den Romanen wimmelts von Volkshelden, romantischen Volkssitten 2c., aber wir selbst sind ganz moderne Philister, ja es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten historischen Romane bloße Buchhändlerspekulationen und Fabrikwaare sind, und daß gerade die gemeinsten Seelen mit den Schildereien der edelsten Wucher treiben. Diese neue Malerschule ist — ich weiß nicht, soll ich sagen zum Glück doch nicht, oder zum Unglück nicht einmal — eine deutsche, sondern nur eine englische, ins Deutsche übersezt. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der ehemaligen niederländischen, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie (wie in der Dresdner Bildergallerie) die italienische Schule nicht aus- sondern einschließt, und das ist eben ihr Fehler. Dieser abscheuliche Mischmasch könnte uns um den Geschmack bringen, wenn wir ihn noch hätten. Die holde Romanze, ritterlich behelmt, sizt unter den Bauern von Tenier, die ihre Pfeifenstummel an ihren schwarzen Augen anzünden. Pallas Athene muß zum zweiten Mal die Hofdame Ludwigs XIV. werden und den Lorbeerkranz auf seiner Allongeperücke zurechtsetzen. Damit das Gemeine romantisch werde, muß alles Romantische gemein werden. Es darf am Wunderbaren nicht fehlen, und doch muß alles natürlich seyn. Wehe der romantischen Objektivität, wenn Ochs und Esel das Auge des Kenners weniger fesselten, als das Kindlein in der Krippe und die heilige Mutter. Wenn der farnesische Herkules Honhorsts Zähne bricht und die weinende Magdalene Potters Kuh melkt, so hat man Ideal und Natur in der schönsten romantischen Komposition beisammen. Noch mehr aber, die historische Romantik muß alle Effekte des alten frommen Wahns hervorbringen, ohne dem modernen Unglauben den mindesten Eintrag zu thun. Alle Zauber der Vorzeit müssen auf den Leser wirken, der dennoch auf seinem Isolirschemmel unangefochten über alle die Possen lacht. In dem romantischen Bilde darf kein frommes Augenaufschlagen, keine Falte im Gesicht und Gewande des Eremiten fehlen und kein Haar in seinem grauen Bart, und doch höhnt Dichter und Leser den Obscuranten aus. Es darf keine Schuppe des Harnisches und kein Hufeisen am bäumenden Schlachtroß fehlen und doch lacht Dichter und Leser den alten Aristokraten aus. Walter Scott ist hierin naiver, als seine meisten deutschen Nachahmer. Er scheint oft Unsinn für Sinn zu halten, während jene nicht selten Sinn für Unsinn halten, und etwas Wahres mit dem Bewußtseyn der Lüge schreiben.

In einem Punkte stimmen die Entsagungs- und Familienromane mit den historischen genau überein, nämlich in der Affektation des Interessantseyns. Alle Damen in den Entsagungsromanen thun sublim, und versteigen sich bis in die höchste Unnatur und in die schwindelndste Afterphilosophie, um sich auf eine neue Weise interessant zu machen, wenn es mit der alten hausbacknen Tugend nicht mehr gehn will. Die Weiblichkeit, an der beinah alle schönen und erhabnen Seiten schon abgenuzt sind, wird auf den Kopf gestellt, damit sie ein neues Ansehn gewinne. Die Männer in den historischen Romanen machen sich die Sache etwas bequemer. Sie thun blos geheim. Anstatt uns zu sagen: Der Bauer N. N. ein schlauer Vogel, diente den Insurgenten als Spion und führte den und den geschickten Handstreich aus 2c. oder der Ritter N. N. wurde von dem und dem Hofe in das und das Land gesandt, um den und den Auftrag zu besorgen 2c. fangen sie mit einer romantischen Naturschilderung an; dann tritt ein geheimnißvolles Wesen auf, dessen Kleidung bis auf die Knöpfe beschrieben wird, dessen Namen und Stand und Zweck wir aber nicht erfahren. Das Wesen spricht Dinge, die wir nicht verstehn, die aber auf einen fernen, sehr interessanten Aufschluß hindeuten, und thut Dinge, die wir noch weniger verstehn, und so geht es, wenn Gott will, durch zwei, drei dicke Bände durch, bis wir auf den lezten Seiten erfahren, daß ganz gemeine Menschen eine ganz gemeine Intrigue vor uns gespielt haben, und daß der einzige Reiz an der ganzen Sache eben blos in dem Geheimthun bestand.

Indeß kann uns alles dieses nicht abhalten, dem

Roman doch unter allen Gattungen der modernen Poesie
en Vorzug zu geben, theils weil unter den 300 — 400
Romanen, die jährlich in Deutschland erscheinen, immer
inige ganz gute und viele mittelgute vorkommen, und
uf jeden Fall mehr, als gute Schauspiele oder lyrische
Sammlungen, theils weil der Roman immer ein frucht-
arer Boden bleibt, auf dem alles Mögliche, was den
Menschen zu allen Zeiten und was ihn besonders jezt in-
eressiren kann, zwangloser angebaut wird, als in irgend
iner andern poetischen Form.

Wer sich, wenn er einen Roman in die Hand
nimmt, nicht in die Stimmung einer jungen Pfarrers-
ochter, die zum ersten Mal einen Roman liest, ver-
etzen kann, der sollte ihn nur gleich wieder aus der
Hand legen. Man muß auch das Schlechte zu genießen
erstehn, und was Andern Genuß gewährt, sollte das
nir nicht auch Genuß gewähren können? Ich habe diese
Kunst, zu genießen, vor schlechten Schauspielen sattsam
geübt und es darin zu solcher Meisterschaft gebracht, daß
ch mich nicht einmal mehr im Parterre neben Pfarrers
Kind vom Lande zu setzen brauche, um auch ohne diesen
ympathetischen Rapport mich an der elendesten Komödie
o warm zu freuen, als säh ich sie zum ersten Mal und
väre erst 17 Jahr alt. Diese Kunst macht mir auch die
Lektüre der Romane sehr leicht und angenehm. Darum,
hr Dichter und Dichterinnen, die meine Kritik vielleicht
mit scharfem Stachel sticht, wißt es, ihr habt mich den-
noch sehr gerührt. O daß ihr gesehn hättet, wie ängstlich
ch um das endliche Schicksal eurer Heldin, meiner Mo-
mentangeliebten, bekümmert war, und wie sehr ich den
obligaten Bösewicht gehaßt habe! Aber, wenn man auch
wie eine Romannärrin Romane lesen muß, so darf man
sie doch leider nicht so beurtheilen. Wenn alles schön
wäre, was manchen Leuten gefällt, so brauchten wir
freilich keine Kritik; diese wird aber erst dann überflüssig
seyn, wenn alles gefallen wird, was schön ist, und nichts
mehr gefallen wird, was es nicht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologie und Mystik.

(Beschluß.)

Allgemeine Anklagen gegen das mystische Treiben
enthalten folgende kleine Gelegenheitsschriften:

18) Ueber die mystischen Tendenzen unsrer
Zeit. Zwei Vorlesungen von Dr. W. E. Weber.
Darmstadt, Leske, 1829. — Die rhetorische Kostbarkeit
der Rede verräth den Philologen. Nun ist aber wohl un-
ter allen möglichen Beschäftigungen keine antimystischer,
als die Philologie, der selbst das Wort Gottes immer
nur ein Wort bleiben wird. Daher bedarf die Feind-
schaft des Redenden gegen die Mystik keiner weitern Er-
klärung. Was er gegen sie sagt, besteht wesentlich in
der Behauptung, daß die geistige Faulheit, die Schul-
krankheit der Zeit, die nicht mehr mühsam lernen will,
sondern der die Erkenntniß wie eine gebratne Taube ins
Maul fliegen soll, dem mystischen Gefühlsglauben und
absoluten Wissen am meisten Vorschub leiste. Sofern
hier immer nur von einer einseitigen Entartung die Rede
seyn kann, hat der Verfasser auch gewiß Recht, und das
sey ferne von uns, daß wir jenen geistlosen, vornehmen
oder wenigstens vornehm thuenden Zirkeln, deren Fröm-
melei Tieck in den Verlobten so trefflich verspottet, das
Wort reden sollten. So eine adliche Berliner Frömmelei
ist von der Fülle eines mystischen Lebens noch viel weiter
entfernt als von dem Rationalismus; jedes Ding hat
eine Oberfläche, es kommt aber nicht auf sie, sondern
auf das Innere an.

19) Ueber die Frömmelei und deren Folgen
im neunzehnten Jahrhundert von C. L. v. K—n.
Altenburg, Literatur-Comptoir, 1830. — Der Verfasser
schreibt sehr kräftig und bekämpft vorzüglich und mit
Recht die Richtung des neuen Mysticismus, die das
gemeine, leicht verführbare Volk zum alten Aberglauben
zurückführen möchte. Deßwegen verlangt er, wieder mit
Recht, strenge Aufsicht über das Schulwesen. Wenn er
aber die Regierungen überhaupt zu Zwangsmaßregeln
gegen die Mystiker auffordert, so geht er zu weit und
greift nicht nur mit jenem nicht genug zu verdammenden
Administrationsdespotismus, der schlimmer ist als der
schlimmste Aberglaube, in die individuelle Freiheit des
Menschen ein, sondern räth auch zu etwas, das seinen
Zweck gänzlich verfehlen muß, denn Verfolgung stärkt
den Sektengeist, Toleranz schwächt ihn, wie erst kürz-
lich die Momiers in Genf, wo sie verfolgt wurden,
und in Lausanne, wo sie geschont wurden, bewiesen
haben.

20) Ueber die Quellen des Mysticismus,
mit besondrer Berücksichtigung unsrer Zeit. Bremen,
Heyse, 1830. — Hier wird der Mysticismus, wenn
auch einseitig, doch richtig in seiner Negation und in
seinen Kontrasten gegen entgegengesezte Zeitrichtungen
aufgefaßt. Er erscheint nämlich, wie der Verfasser sagt,
unter äußerlich drückenden Verhältnissen (der Mensch
flüchtet zum Himmel, wenn ihm die Erde nichts mehr
bietet), in Zeiten geistiger und sittlicher Erschlaffung
(der Mensch kehrt von der äußersten Verirrung zum

Anfang zurück, und wenn die Blüthe und Frucht fault, verjüngt sich der Keim), oder neben kalter Scholastik (neben der Sandwüste liegen immer blumenreiche Oasen oder Uferländer). Nur eine Quelle von nicht negativer Natur wird angeführt, der überspannte Idealismus. So sehr nun auch der Verfasser die Extremitäten des Mysticismus verwirft, so ist er doch gerecht gegen die in ihm liegende ursprüngliche, und nach außen stets regenerirend wirkende religiöse Kraft in demselben.

21) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satyrischer Xenien. Nürnberg, Stein, 1830.

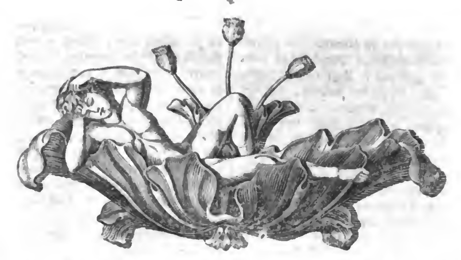
In diesem geistreichen und originellen Buche wird der Beweis zu führen versucht, daß der Mensch nicht unsterblich sey, und, was das sonderbarste ist, während sonst in der Regel nur Atheisten auf solche Beweise ausgiengen, thut es diesmal ein Mystiker. Sein erster Beweisgrund ist: „Es gibt keinen halben, keinen zwiespältigen und zweideutigen Tod; in der Natur ist Alles wahr, ganz, ungetheilt, vollständig; die Natur ist nicht zwiespältig; sie lügt nicht; der Tod ist daher die ganze, die vollständige Auflösung deines ganzen und vollständigen Seyns; es gibt nur Einen Tod, der ganzer Tod ist, nicht Etwas am Menschen abnagt, Etwas übrig läßt. Ganzheit, Allheit ist durchgängige Form und Charakter der Natur, stirbst du, so stirbst du ganz, Alles ist todt."

Dieser Satz enthält eine große Wahrheit, allein nur im physischen Sinne. Gegen das Gefühl, die Ahnung, das dunkle Vorherbewußtseyn einer künftigen Fortdauer der Seele kann so wenig dieser Satz, als irgend ein andrer etwas ausrichten. Auch der zweite Grund, hergenommen aus der Demuth, hält nicht Stich: „Gott allein ist unsterblich, und der besondern Dinge und Wesen allgemeine Natur und Wesenheit, die in Gott gegründet, enthalten und begriffen ist; denn Gott enthält nach der Lehre frommer gottbeseelter Weisen alle Dinge und Wesen auf einfache, allgemeine, unendliche Weise in seinem eignen Wesen, oder er selbst ist vielmehr alle Wesen und Dinge, wie sie in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit sind. So gewiß und wahrhaftig das unendliche Wesen, der unbeschränkte Geist unendlich und ewig ist, so gewiß und wahr ist es, daß das, was seinem Inhalt oder Wesen nach bestimmt und beschränkt ist, auch seinem Daseyn nach bestimmt und beschränkt ist, daß folglich auch eine bestimmte Person nur eine bestimmte Zeit ist. — Wahrer Glaube ist also nur dann dein Unsterblichkeitsglaube, wenn er ein Glaube ist, an die Unendlichkeit des Geistes und die unvergängliche Jugend der Menschheit, an die unerschöpfliche Liebe und Schöpfungskraft des Geistes, ewig aus dem Schooße seiner Fülle sich in neuen Individuen zu entfalten, und neue Wesen zur Verherrlichung, dem Genusse und der Anschauung seiner selbst zuzulassen, wenn er der Glaube ist, daß das Wahre, das Wesen, der Geist ein von der Existenz der Individuen überhaupt unabhängiges Daseyn, die Menschheit eine von der Existenz dieser bestimmten, gegenwärtigen Individuen unabhängige Existenz habe, wenn er folglich der Glaube ist, daß diese gegenwärtigen, bestimmten Individuen nicht unsterblich und unvergänglich, d. h. in Wahrheit nicht die lezten Individuen sind, mit denen das Wesen der Menschheit erschöpft und aus ist.

Du kannst nur einmal seyn,
Ergib dich willig drein.
Einmal ist alles Wahre nur,
Einmal der Geist, Einmal Natur.
Das Leben ist nur darum Leben,
Weil es ein zweites nicht kann geben."

Auch dies ist nur in Bezug auf Gott, auf die ewige Einheit der Dinge wahr, diese schließt aber die Mannichfaltigkeit nicht, und worin anders kann die Mannichfaltigkeit bestehn, als in Persönlichkeiten. Dem Ganzen stehn nicht blos Theile gegenüber, sondern wieder Abbilder des Ganzen. Die Welt ist kein tauber Baum, der blos Blätter trägt, sondern blüthenreich, und in jeder Blüthe wird das Ganze neugeboren. Der menschliche Geist ist aus Gott, also ewig und dem Tod unerreichbar. Was stirbt, ist nur von leiblicher, vergänglicher Natur, und sollte auch der Geist in uns sterben können, so müßte er eben nicht mehr seyn, als die Sublimation des Körpers, als ein feines Sinnenaggregat, und dann säßen wir im krassesten Materialismus fest. Die geistige Gabe in uns, Gott und das All zu erkennen und zu lieben, die Kapacität für das Höchste ist selbst höchsten Ursprungs und kann so wenig je wieder untergehn, wie das Höchste selbst.

Indeß gestehn wir dem unbekannten Verfasser, daß uns noch kein Buch vorgekommen ist, in welchem so geistreiche, so würdige und so fromme Gründe gegen die Unsterblichkeit geltend gemacht worden. Die mystische Vernichtungsseligkeit hat etwas eigenthümlich Erhabnes, von sehr poetischer Wirkung, wie dies auch bei dem atheistischen Troz gegen den Tod zum Beispiel bei Byron der Fall ist, nur daß hier ganz andere Motive obwalten.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 41. — 18. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Die auszeichnende Vorliebe, die wir von jeher für die Entsagungsromane hegten, führt uns zuerst zu diesen. Wenn unsre mörderische Kritik auch nur eins dieser zarten vaterlosen Mutterkinder, (olim Mondkälber) in der Geburt erstickte, wir würden es uns nicht zu vergeben wissen. Wie sehr thut man uns Unrecht, uns für so gefährlich zu halten. Wir schießen wohl, aber wir halten aus Galanterie die Flinte immer zu hoch, und der Schuß hat noch keiner der schreibenden Amazonen auch nur die oberste Feder am Hut, geschweige denn die Schreibfeder gesengt. Die Antwort auf jeden kritischen Schuß ist eine ganze Salve von neuen Entsagungsromanen, die mir nach jeder Messe an den Kopf fliegen, aber zum Glück so weich, so breiweich, es ist nicht auszusprechen, wie weich. Was mich allein von ihnen schmerzt, ist, daß ich nicht im Stande bin, alle diese weichen Bücher aufzulesen, um sie durchzulesen. Wie glücklich wäre der Mensch, der sein ganzes Leben lang nichts andres thäte, als deutsche Damenromane lesen; aber der Unglückliche kann nie alt genug dazu werden; alle kann er sie nicht lesen, denn es ist des Guten, des Schönen, des Süßen gar zu viel in unsrer Literatur. Kein sterbliches Maul ist groß genug, den Amazonenstrom zu verschlingen.

Also nur eine Auswahl des Neusten und contenti estote! Wer sich die Mühe nehmen will, auf das zurückzublicken, was wir im vorigen Jahrgange über die damals erschienenen Entsagungsromane, namentlich über die Ehelosen der Therese Huber gesagt, wird die Bemerkung machen, daß sich der Gegenstand immer gleich bleibt, daß die nämliche Entsagung, nur unter einem andern Titel, in immer neuen Romanen immer wiederkehrt, und wenn wir uns darüber nicht noch weit kürzer fassen, als wir nach so häufigen Wiederholungen wohl dürfen, so geschieht es lediglich, wie gesagt, aus Vorliebe für diese Entsagungsgeschichten, die wir nun einmal grimmig lieben, und bei denen wir uns gern einer verliebten Geschwätzigkeit überlassen.

1) Gesammelte Briefe. Von Julie. Vier Bände. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Wienbrack, 1830. — Billig nennen wir diesen stolzen Roman zuerst, da sich in ihm der weibliche Geist auf dieselbe Höhe schwingt, wie in den Ehelosen der Frau Therese Huber, wie in der Tante der Madame Schopenhauer, wie in den Blicken ins Wesen der weiblichen Erziehung der Madame Niederer, — eine Höhe, auf welcher der Thron der weiblichen Herrschaft aufgeschlagen ist, eine Höhe, an welche Männer niemals hinanreichen. Sehr begreiflich, denn diese Höhe existirt nur in der Einbildung weiblicher Eitelkeit, und man muß schlechterdings selbst ein Frauenzimmer

seyn, um sich so etwas einbilden zu können. Die liebenswürdige Julie hat ein meisterhaftes Phantasiestück dieser Eitelkeit geliefert. Sie stellt uns in ihrer Heldin, Laura, ein weibliches Ideal auf, so absolut weiblich, daß wir fast auf den Verdacht gerathen könnten, ihre Phantasie habe sich ein wenig an dem Hegelschen Absolutismus versehn. Diese Laura nämlich soll den Beweis führen, daß ein Frauenzimmer an und für sich und durch sich selbst weit höher stehe, als alle Männer und zugleich als alle die Frauenzimmer, die als Gattinnen und Mütter sich schon mit der niedern Menschenrace, den Männern, gemein gemacht haben. Allein wenn die liebenswürdige Julie hierin gleich erhaben denkt, wie Frau Therese Huber, so ist doch ihre weibliche Gottheit nicht so grausam und männerfeindlich, sondern läßt sich gnädig und huldvoll zu dem armen Männergeschlecht herab. Jene stößt uns zurück, wie wir es verdienen. Diese beglückt uns, wie wir es nicht verdienen. Es ist der Mühe werth, die Edle ganz kennen zu lernen. Laura liebt einen hoffnungsvollen jungen Mann, Steinau, und wird von ihm geliebt, aber sie bemerkt, daß ihre Freundin Lucie ihn ebenfalls liebt, und um diese glücklich zu machen, entsagt sie selbst dem Geliebten und bedient sich ihres geistigen Uebergewichts über Steinau, um auch diesen zu zwingen, sich flugs von ihr zu Lucien zu wenden. Der junge Mann (Mann? pfui doch! eine mit Herel ausgestopfte Lederpuppe) fügt sich in alles, und aus purer Bewunderung Laurens heirathet er Lucien. Nun geht die Herrlichkeit erst an. Lucie wird Hausfrau und Mutter und erfährt und erlebt hundert Dinge, die Laura als Jungfrau nicht erlebt. Dennoch spielt Laura fortwährend die Hofmeisterin und schreibt in langen Briefen der jungen Mutter jede Kleinigkeit vor, wie sie sich benehmen soll. Alle diese Lehren sind gut, aber ist es wohl menschenmöglich, daß eine junge Mutter sich in diesen Dingen von einer alten Jungfer hofmeistern läßt? und wird die Delikatesse Lauras, den Geliebten abzutreten, nicht wieder völlig aufgehoben durch die Indelikatesse, sich in alle Angelegenheiten dieser neuen Ehe einzumischen? Freilich, da Lucie schon gemein genug war, Lauras Opfer anzunehmen, so konnte sie sich auch wohl noch diese Ehestandsbulletins gefallen lassen. Und ihr Gatte? Er küßt die Hände rechts und links, und empfängt den Pantoffel rechts und links. Der Verfasser der Stella würde seine Freude daran haben, wenn er alles das mit ansähe. Doch Steinau ist kein Ferdinand. Er wird zwar von zwei Weibern beherrscht, aber er liebt doch nur die eine und die andre betet er an. Sollte jemand zweifeln, ob es in der Natur möglich sey, daß ein Mann, der je ein junges und schönes Frauenzimmer einmal als künftige Gattin gedacht hat, sie nachher immer nur platonisch ansehn werde, so muß er den Platoniker selbst reden hören: „Daß ich sie geliebt habe, scheint mir ein Traum — und die Wünsche sind verschwunden bis auf die kleinste Spur (Narr! wenn du dich noch erinnern kannst, je gewünscht zu haben, so ist diese Erinnerung schon eine Widerlegung deiner Versicherung). Lucie ist für mich das einzige Weib, ich liebe sie mit ganzer voller Seele; aber jenes vollendete Wesen (Laura) steht vor mir in einer höhern Beziehung; wie sich das Göttliche zum Menschlichen verhält ꝛc." Da haben wirs. Das ist der langen vierhändigen Rede kurzer Sinn. Das Weib ist dem männlichen Geschlecht, was Gott der Menschheit ist. Eine recht weibliche Philosophie! ungemein wahr im Munde eines Frauenzimmers, aber doch ein wenig albern im Munde eines Mannes, selbst wenn er so ein Schaaf ist, wie Steinau. Erfahrung und Natur lehren, daß ein Mann, der je für die körperlichen Reize eines schönen Mädchens etwas empfunden hat, nie blos den Geist in ihr sehn wird, so lange nur noch ihr Fuß reizend ist, und der ist es noch bei Damen, die zweimal älter sind als Laura damals war. Daß doch die guten Schriftstellerinnen, die sich immer damit entschuldigen, sie wollten keine Poesie, nur die pure Natur, nichts Außerordentliches, nur die häusliche und Familienwelt, daß sie dennoch immer noch zehnmal unnatürlicher als unpoetisch sind! — Der Schluß des Romans hat uns indeß überrascht und versöhnt. Wir erwarteten nichts gewisseres, als daß Laura nach dem Beispiel ihrer meisten ältern Romanschwestern, als alte Jungfer sterben würde. Aber das thut sie nicht. Vielmehr stirbt Lucie und beschwört natürlicherweise Lauren auf dem Todtbette, künftig ihre Stelle bei Steinau zu vertreten, und so reicht sie denn wirklich dem Strohmann noch zu guter letzt ihre Hand.

Noch erlauben wir uns eine Anmerkung zur Vorrede. Die Verfasserin sagt, es sey ihr Wunsch gewesen, „der J u g e n d zu nützen, der einfachen wahren Weiblichkeit ihr I n n e r e s verständlicher für ihre Bestrebungen auszusprechen." Dies halten wir für einen ganz thörichten Wunsch. Die einfache, wahre Weiblichkeit ist ein Allerheiligstes, dessen Vorhang man nie aufreißen soll, und zum Glück auch nie aufreißen kann, denn sie ist so wesentlich innerlich, daß sie nie in die Oberflächlichkeit eines Damenromans heraustritt. Wie schädlich es aber ist, die unbefangne weibliche Jugend zu einer gänzlichen Mißkennung ihres natürlichen Standpunkts und Berufs, zu einer lächerlichen Rivalität mit den Männern in den höchsten geistigen Gebieten hinaufzukünsteln und abzurichten, das leuchtet wohl jedem vernünftigen Manne und noch mehr jeder vernünftigen Frau ein. Denn die leztere kennt am besten das Gebiet, in welchem allein sie zu herrschen vermag, und die ganz und nichts als Weib ist, vor der werden alle Dillettantinnen im Fach der Männer zu Spott. Goldwerth ist der Frauen n a t ü r l i c h e r V e r s t a n d, aber die s t u d i r t e A l t k l u g h e i t ist nicht mehr

werth, als die natürliche Dummheit, deren Deckmantel sie seyn soll. Beide verhalten sich zu einander, wie die Rosenwange einer muntern Hausfrau zu der geschminkten Wange einer histerischen Schriftstellerin. Ein junges Mädchen kann zu seiner Ausbildung viel, sehr viel thun; was ihr aber gewiß verderblich ist oder wenigstens ganz und gar nichts nützt, das ist die Lektüre jener nichtswürdigen weiblichen Erziehungs- und Erbauungsbücher, womit alte Pruden und geistliche Salbader Jahr aus Jahr ein ihre Toilette zu versorgen bemüht sind. Doch geben sie diesen Büchern zugleich einen Talisman mit, der ihre Wirkung schwächt, nämlich — ihre Langweiligkeit.

2) Die Leiden und Freuden einer Badereise, von der Verfasserin der Bilder des Lebens und Pauline Selbach. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1830. — Ein Entsagungsroman in bester Form. Von dieser Art sind bei weitem die meisten. Eine arme Pflegetochter bei einer reichen und stolzen Freiin, Gräfin oder Fürstin, dann der gefühlvolle Sohn des Hauses, der sich in die liebe Armuth verliebt. Zärtliches Geseufz und Geflüster. Dann fährt die strenge Mama mit einem Donnerwetter dazwischen. Der Sohn macht Männchen, aber die Mama zieht den jungen Haasen bei den Löffeln und lehrt ihn Mores. Die Pflegetochter ihrerseits ist viel zu edel, als daß sie nicht — entsagen sollte. Sie heirathet also einen Andern, oder gar nicht, in einigen Fällen wird sie auch wohl plötzlich reich und vornehm; es entdeckt sich, daß sie ein verlornes Kind von adlichen Eltern und Verwandten des Hauses ist, und sie bekommt den Herzliebsten noch. Solche Romane haben unsre Damen zu Dutzenden geschrieben und mehrere Dutzend habe ich selbst schon, wie ich urkundlich belegen kann, rezensirt. Auch der vorliegende, der übrigens recht hübsch ausgemalte, ländliche Schilderungen enthält, ist einer davon. Die strenge adelstolze Mutter bestimmt der armen Pflegetochter einen Mann, und siehe da, es entdeckt sich, daß derselbe ihr eigner verlorner Vater und zugleich der Bruder der strengen Mutter ist, und nun bekommt das Mädchen natürlich den Sohn.

3) Therese oder Resignation aus Pflichtgefühl. Leipzig, Nauck, 1830. — Ganz die nämliche Begebenheit. Das arme Fräulein entsagt dem Sohn des reichen Hauses und heirathet einen Andern. Ja sie entsagt zum zweitenmal, da ihr Mann stirbt, und ein Dritter um sie wirbt. Sie glaubt es ihren Kindern schuldig zu seyn, nicht mehr zu heirathen.

4) Römhild-Stift. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. Zwei Theile. Weimar, Hoffmann. — Hier wird das arme Fräulein eine Stiftsdame, und hat schon der Welt entsagt, als sie sich in einen jungen Grafen verliebt, der sie betrügt und nun entsagt sie zum zweitenmal für immer. Ein ehrlicher Forstmeister, der sie schon lange liebt und den sie auch sehr schätzt, bittet um ihre Hand. Aber es wäre prosaisch, den wackern Mann glücklich zu machen; sich mit dem Bild des Lovelace in Klostermauern zu vergraben, ist viel romantischer. Das Treiben der alten Fräulein im Stift ist recht artig geschildert, nur sieht man nicht recht ein, warum es der Heldin besser unter den Kätzen dieses Stifts als unter den Hunden des Forstmeisters gefällt. Doch Theil II. Seite 212 heißt es: „Die Vorzüge, die ein lediges Frauenzimmer vor dem verheiratheten voraus hat, fallen unwiderlegbar in die Augen. Denn wir haben nicht die Grillen und übien Launen zu tragen, mit denen die sogenannten Herren der Schöpfung oft den Kreis ihres Hauses und den Sinn der Frauen verdüstern — wir dürfen uns nicht der Eifersucht wegen quälen, da es ja, leider! eine bekannte Sache ist, daß die Männer im Punkt der Treue nur so selten tacktfest bleiben, als man etwan einen weißen Sperling unter den grauen findet. Wir endlich haben nicht die Gefahr des Wochenbettes zu befürchten, die so manche Frau in der Blüthe ihrer Jahre auf eine schreckliche Weise hinwegrafft, und zulezt ist es doch schön, wenn der unsträflich bewahrte Jungfrauenkranz unsere Bahre ziert, und auf unserem Sarge prangt."

5) Der Fürstensohn. Eine Geschichte unsrer Tage von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1830. — Wieder ein armes Hoffräulein, ein liebesüchtiger Erbprinz und dessen strenge Mama. Das arme Fräulein wird fortgejagt, einer zweiten geht es nicht besser. Der Prinz muß eine Prinzessin heirathen die er nicht liebt. Da ihn aber der Drang nach Liebe nicht ruhn und rasten läßt, so ist er endlich so glücklich, ein junges Mädchen zu finden, die seine, des gereiften Mannes, des Vaters mehrerer Kinder, platonische Freundin wird. Um dieses zärteste aller Verhältnisse zu bezeichnen, ist Liebe, selbst in ihrem edelsten Sinne, zu gemein, denn die Verfasserin sagt wörtlich Theil II. S. 24: „Nicht Liebe war es eigentlich, was Eines für das Andere empfand: das aus der innigsten Freundschaft, aus dem höchsten Vertrauen, der reinsten Achtung gewobene Band, das sie beide umschlang, war zu zart, zu ästhetisch für dieses Gefühl, selbst von seiner edelsten Seite genommen." Die Aetherische stirbt inzwischen an der Hektik, von der der Prinz nichts gemerkt hat. „Wo doch ihr Liebhaber eure Nasen habt?" sagt Carlos in Clavigo. Der Prinz jagt nun, troß dem, daß er immer älter wird, seinem Liebes- und Freundschaftsideale fortwährend nach, macht Reisen und will endlich nach Nordamerika sich zurückziehn, aber auch diesem lezten Wunsch entsagt er, um seine Regentenpflicht nicht zu versäumen. Mit

ein Paar Federstrichen ließe sich dieses Bild eines in jeder Hinsicht zum Pantoffel prädestinirten Fürsten in eine gute Satire verwandeln.

6) Die Jüdin. Von J. von Hall. Zwei Theile. Meißen, Gödsche, 1830. — Variation des nämlichen Themas. Wieder ein Prinz, wieder eine fürstliche Mama, wieder eine entsagende Geliebte. Der Prinz — wir sind über die originelle Kühnheit des Dichters erschrocken — tritt als Judenjunge auf in Gesellschaft einer herumziehenden Judenfamilie, in das schöne Schickselchen Mirjam zum Sterben verliebt. Da entdeckt es sich, daß er ein Christenkind, daß er das Kind einer Herzogin ist, die ihn sofort in ihre mütterlichen Arme aufnimmt. Und nun steht der Held zwischen Schicksal und Schickselchen und soll wählen. „Was aber, mein geliebter Sohn — begann fast schüchtern die Herzogin — was soll nun aus der unglücklichen Jungfrau werden, von der Deine Geburt, Dein Stand, Dein neuer Glaube Dich unerläßlich scheidet?“ — „Und warum geschieden, meine verehrte Mutter? — antwortete der Jüngling mit glühender Lebendigkeit — Mirjam ward zur Seele meines Daseyns, zu der bessern Hälfte meines Geistes und Herzens ꝛc. ꝛc.“ — „O Justinus, entgegnete die Herzogin mit Schmerz, auf diese Sprache der Leidenschaft war ich von Dir nicht vorbereitet! Sage selbst, soll eine Jüdin die Mutter meiner Enkel werden?“ So wird dieses geistreiche Gespräch fortgeführt, und siehe da: „Die fürstliche Frau fühlte sich überwunden, und das Opfer ihrer eigenen Ansichten schien ihr nur ein geringes zu seyn, das sie diesem treuen, liebenden, tugendhaften Jüngling brachte. Sie ertheilte ihm das Versprechen, daß, wenn Mirjam sich entschließen wolle, seinen Glauben anzunehmen, es ihm frei stehen soll, sie zu seiner Gemahlin zu erheben.“ So steht es wirklich im Buche, Theil II. Seite 40 — 43. Indeß erschrecken Sie nicht, Prinzeß Elisabeth, die Sie schon mit verliebten Blicken nach dem schönen Judenprinzen hinüberschielen. Das Schickselchen hat Ambition und — entsagt. Freiwillig bleibt sie ihrem Glauben treu und folgt, als Knabe verkleidet, ihrem Vater in die Fremde, und der schöne Judenprinz wird, Prinzeß Elisabeth, der Ihrige.

Einer unsrer boshaftesten Schriftsteller hat die Sentimentalität des modernen Judenthums mit einem überzuckerten Schaafkäse verglichen. — Ueberhaupt, es jüdelt in neuerer Zeit etwas in unsrer Literatur, und der Geruch hat sich in Gebiete verbreitet, wo man es wohl früher nie erwartet hätte. Kosmopolitisch zwar und liberal waren die Kinder Israel schon lange, aber daß sie auch noch ästhetisch, sentimental, romantisch und salva venia ritterlich werden würden, wer hätte das gedacht? Aber es ist so. Judenritter, Judenprinzen thun Hofefahrt zum Schloß der Königin Romantia, und tönen süßen Minnesang

O Minn', o Mai! O Maiminn', Minnemale!

und singen und sagen die neue Mähr vom großen Banquier, der König geworden im alten Jerusalem und Rittern und Sängern aufgethan die Tafelrunde, und sie ausgesendet, zu freien um Romantia, die holde Ischa.

7) Die Frau von vierzig Jahren. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. Weimar, Hoffmann, 1829. — Diesmal ist die Heldin eine unglücklich verheirathet gewesene, daher noch immer liebesüchtige Wittwe von 40 Jahren. Sie findet einen jungen Lieutenant, der sie ganz unmenschlich liebt, aber — sie entsagt ihm, weil sie älter ist, als er. Wenn es nun wirklich wahr ist, was die Verfasserin erzählt, daß der Lieutenant aus Verzweiflung gestorben ist, so hatte die Frau von 40 Jahren doch Unrecht, einem bloßen Vorurtheil zu liebe sich und den Geliebten unglücklich zu machen, und sind denn etwa nicht 40 Jahre noch immer ein sehr liebenswürdiges Alter, ja gibt es nicht Damen, die eigentlich nie aufhören, liebenswürdig zu seyn?

8) Die Schlittenfahrt. Erzählung von Dan. Leßmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831. — Abermals ein junger Lieutenant, der seiner Geliebten entsagen muß. Er ist arm, sie ist arm; sie entschließt sich also, um ihre Eltern zu retten, einen Andern zu heirathen und der arme Lieutenant muß mit Schellengeläute davon fahren. Uebrigens ist der Aufenthalt des Lieutenants in einer kleinen Landstadt recht anziehend geschildert.

9) Das Wiedersehn im Meerbusen von Christiania. Eine romantische Erzählung von Max Roderich. Leipzig, Kollmann, 1830. — Nochmals ein junger Offizier, der einem Fräulein entsagen muß, weil ihr Vater den seinigen haßt. Die Liebenden versprechen sich ein Wiedersehn im Meerbusen von Christiania, aber durch einen Uriasbrief wird der junge Offizier nach Surinam geschickt, wo er zwanzig Jahre bleiben muß und unterdeß heirathet. Auch seine Geliebte hat unterdeß heirathen müssen; aber das Schicksal will ihren Schwur erfüllen, denn, wenn auch nicht sie selbst, doch sein Sohn und ihre Tochter finden sich im Meerbusen von Christiania, und ihnen wird das Glück der Liebe zu Theil, das ihre Eltern entbehren mußten. Gewiß eine poetische Idee, ganz im romantischen Charakter der alten Novelle, freundlich zugleich und wunderbar.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 42. — 22. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Wenn in den Entsagungsromanen die Entsagung fast immer unnütz und unvernünftig, ja zuweilen gottlos ist, und meistens aus herzloser Pruderie, aus abgeschmackten aristokratischen Vorurtheilen und aus der Hoffahrt des Herzens entspringt, so gibt es dagegen wieder andre Romane, in denen nur zu wenig entsagt wird. Dort soll eine falsche Tugend die Stelle der wahren ersetzen und hier tritt der Tugend eine ganz unverholene Gemeinheit entgegen.

10) Mährchen und Erzählungen von Sophie Gräfin von M***, geborne Prinzeß von S. K. Zwei Bändchen. Mainz, Kupferberg, 1830. — Am auffallendsten war uns in dieser Sammlung die zweite Erzählung, welche die Geschichte einer Dame aus der sogenannten großen Welt enthält. Diese Dame, glücklich verheirathet, Mutter und in durchaus ehrenvollen Verhältnissen verliebt sich in einen — Schmuck, im Besitz ihres Onkels, von dem sie ihn nicht erhalten kann. Da sie ihn aber durchaus haben muß, um auf dem Ball damit zu glänzen, so deutet sie einem jungen Manne an, sie wolle ihn um jeden Preis haben. Der junge Mann läßt sich das nicht zweimal sagen, reist dem Onkel nach, ermordet ihn und bringt der Dame den Schmuck. Sie, zum Lohne dafür — gibt sich ihm Preis. Was aber das Bewundernswürdigste von allem ist, die Dame schreibt das alles ihrem — Manne. Und wie schreibt sie ihm! Das muß man selber lesen. „Ich saß verdrossen, gleich einem bösen Kinde, vor meinem Schreibtisch, und zertrat mit Mißmuth die weggeworfne Feder, da trat er ins Zimmer, der Unglückseilige! Seine Augen glänzten, ein hohes Roth glühte auf seinen Wangen, der Ausdruck seines schönen Gesichts wäre werth gewesen, einer bessern Regung anzugehören. — O Carl, nie blitzte so ein Feuer in deinen sanften Blicken! O Engel, den ich elend gemacht, wo war dein holdes Bild in diesem Augenblick, daß es nicht schützend vor meine Seele trat, zwischen mich und den Versucher? Doch alle guten Geister waren entflohen, als er — nahete. — Ich sah in seine Augen, welche Gluth der Leidenschaft! wie ansteckend ist solch ein Blick! — Der Nachmittag verstrich am Putztisch. Wohlgefällig traf mein Blick auf mein geschmücktes Ich im Spiegel. Ich konnte nicht ohne Herzklopfen an meinen Eintritt in den Ballsaal denken, nicht ohne kleine triumphirende Schadenfreude an den Schrecken der durch mich verdunkelten Damen." — Nun wahrhaftig, der Herr Gemahl wird eine Freude gehabt haben, als er diesen Brief las. Das Ende vom Lied ist, daß die Edle, da das Verbrechen entdeckt wird,

sich vergiftet, und sentimentalen Abschied nimmt. Eines weitern Kommentars bedarf wohl diese saubre Erzählung nicht, in der weibliche Zartheit einen Triumph feyert, wie er wahrlich in unsrer Damenlitteratur bisher noch nicht vorgekommen ist.

11) Lebenswindungen. Wahrhafte Schicksalsscenen nichtberühmter Personen. Weimar, Hoffmann, 1830. Auch hier bodenlose Gemeinheit, die sich indeß, ächt hetärenmäßig, wenigstens für nichts besseres ausgibt. Die erste Erzählung schildert die Geschichte eines leichtsinnigen Hoffräuleins, die eine unbesonnene Heirath schließt, sich scheiden läßt, dann von ihren Gunstbezeugungen lebt, der Polizei in die Hände fällt, und in ein Arbeitshaus gesteckt, aus demselben aber — durch einen Lord befreit wird, der sie heirathet. Die zweite Erzählung schildert die Rache einer alten Jungfer, die, weil der Vater ihr einmal den Korb gegeben, den Sohn um sein Lebensglück bringt.

12) Die Handschuhe. Zwei Novellen von Friedrich Laun. Zwei Theile. Leipzig, Nauck, 1829. — Ein schalkhafter Hausfreund erregt die Eifersucht eines Ehemanns, indem er den Handschuh eines jungen Herrn am Sopha der Frau fallen läßt. Sie ist unschuldig, aber der Ehemann trägt auf Scheidung an, und jener junge Herr macht aus jenem Scherz Ernst und heirathet die Geschiedene. Der Ehemann heirathet seinerseits auch eine andre, und beide befinden sich wohl dabei. Da entdeckt der Hausfreund erst, was er gethan. — Man sieht, diese Intrigue ist ganz in dem Geschmack Kotzebues, der einem witzig seyn sollenden Gedanken alle Gesetze der Ehre und Sittlichkeit unbedenklich aufzuopfern pflegt. Die zweite Erzählung enthält die wunderlichen Fata eines Damenhandschuhs.

13) Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treue in Bildern aus der großen Welt. Leipzig, Brockhaus, 1830. — Ist es nicht charakteristisch für beide Nationen, daß die Franzosen die Hof- und Salonswelt die schöne Welt nennen, während wir Deutschen sie die große nennen? Die Franzosen bringen ihren Geschmack mit in die Gesellschaft, sie wollen sich darin, als an etwas Schönem, ergötzen. Wir dagegen bringen unsre Subordination, unsre Devotion und Titelnarrheit hin, und wollen nur an der Titulargröße hinauf oder von derselben hinabsehn. Die niedlichste Prinzessin ist dem Deutschen nicht mehr eine Schöne, sondern eine Große, und sie selbst viel leicht bewundert im Spiegel weniger ihren göttlichen Blick als ihr hochfürstlich aufgeworfenes Näschen. Uebrigens ist nichts natürlicher, als die optische Täuschung, vermöge welcher unsre schreibenden Damen in jener meistens so kleinen Welt die große Welt sehn. Einige dieser Schriftstellerinnen leben und weben wirklich in dieser Welt, und sie ist ihr Alles; einige andre haben darin gelebt, und rufen sich beständig die Tage der Jugend zurück; noch andre, die meisten, möchten gern darin leben, und versetzen sich beständig hinein. Daher spielt unter den Damenromanen kaum der dreißigste in der bürgerlichen, und gewiß neun und zwanzig spielen in der sogenannten großen Welt. Alle ihre Heldinnen sind Prinzessinnen, Gräfinnen, Baronessen, Fräuleins, besonders aber Hoffräuleins, die Helden Prinzen, Grafen, Barone und Herrn von. Der Schauplatz ist der Hof, oder das adliche Stammschloß, das Landgut. Das Leben besteht aus Bällen, und den Vorbereitungen dazu. Soll aber in dieses Schlaraffenleben einiger tragische Ernst kommen, so geschieht es vermittelst der Meßallianz, dieses Hauptmotivs aller Damenromane, welches zugleich die Mutter der Entsagung ist, oder vermittelst des Ehebruchs. Heilen aber diese Schäden wieder zu, so ist nichts mehr im Stande, die vollendete Seligkeit der großen Welt, dieses Himmels auf Erden, zu stören, und die Evangelistinnen dieses Himmelreichs geben sich in der besten Laune der Wonne hin, alle Herrlichkeiten darin zu beschreiben, Ballkleider, Damenhüte, Schmuck, Uniformen, Handschuh, Ordenssterne, Komplimente, Erfrischungen, Tanz, Liebeserklärungen, Hofgeklatsch, Damenkritik, Etikette, Frivolität und Pruderie, Fadheit und Hofgelehrsamkeit ꝛc. ꝛc. Ein solches Genregemälde ist auch der vorliegende Roman, ein wahrer Honigwaben voll Hofball- und Liebessüßigkeit, daher allen bürgerlichen deutschen Mädchen zur Anfeurung ihrer Phantasie dringend zu empfehlen. Vielleicht schmeckt ihnen der Honig schon vom Hörensagen, wenn sich auch keine prinzlichen und gräflichen Drohnen einfinden sollten, sie als Königinnen in den Bienenstock einzuführen.

14) Erzählungen in H. Claurens Manier. Von J. Clauren d. jüng. Quedlinburg, Basse, 1829. — Die Familie Clauren gleicht einer Affenfamilie. Die jungen Aeffchen foppen den alten Affen, als ob sie etwas besseres wären. Solche Nichtswürdigkeiten, wie sie der edle Clauren dem deutschen Publikum zum Besten gegeben, sollten auch nicht unter dem Vorwand der Persifflage nachgeäfft werden. Die Verachtung, die dem Nichtswürdigen gebührt, ist zu ernster Art, als daß sie sich der bessern Form der Persifflage bedienen dürfte. Die vorliegenden Erzählungen geben auch wieder Scenen aus der großen Welt, doch steht wenigstens vor einer ein Wegweiser, mit der deutlichen Inschrift: Weg zur Gemeinheit! (eine Skizze aus dem Leben zwei gemeiner Seelen). So ehrlich sollten von Rechtswegen alle Romanschreiber seyn und gleich von vorn herein sagen: wir sind selbst gemein, und lieben daher nur das Gemeine, und stellen daher auch nur das Gemeine dar, in der gewissen Hoffnung, daß es viele, unzählich viele Leser und Leserinnen gibt, die eben so gemein sind wie wir, die daher auch das Gemeine lieben, und unsre Darstellungen des Gemei-

nen mit Wohlbehagen aufnehmen, unsre Romane gern verlegen, drucken, kaufen, lesen und — rezensiren werden. Was den lezten Punkt betrifft, so fehlt es wirklich nicht an Rezensenten in Deutschland, auch nicht an Rezensentinnen (denn in neuerer Zeit rezensiren die Damen eben so gut die Romane, wie sie sie schreiben, und zuweilen sogar denselben Roman), welche von den elendesten und verächtlichsten Romangeburten öffentliche Anzeigen machen, daß man Werke vom ersten Range, Schöpfungen des glänzendsten Genies darunter vermuthen sollte. Da wird der Styl, die blühende Sprache, da werden die poetischen Beschreibungen, Natur- und Sittenschilderungen, da werden die feinen und erhabnen Sentimens der Verfasserin gepriesen, sie wird eine Dame von Erfahrung und vor allen Dingen von Welt genannt, und endlich erhält ihre Sittlichkeit einen fernhinstrahlenden, scheuerthorbreiten Nimbus. Vor diesen allgemeinen Phrasen kommt man aber nicht zur einfachen Geschichtserzählung und zur Prüfung der Charaktere, Motive und Handlungen, die denn in der Regel so frazzenhaft unnatürlich oder fade und alltäglich sind, wie wir sie bezeichnet haben.

Wenn die schon verdorbne Welt sich an den Spiegelbildern ihrer geschminkten Eitelkeit ergözt, kann man nichts dagegen haben; aber daß durch die allgemeine Verbreitung so vieler hundert Romane, die an Unnatur und moralischer wie poetischer Schlechtigkeit wetteifern, auch die noch unverdorbne, namentlich weibliche Jugend verdorben, wenigstens mit gemeinen Gesinnungen, eitlen Wünschen und falschen Grundsäzen angesteckt werden soll, ist und bleibt ein Vorwurf für den öffentlichen Geist in Deutschland. Diese Romane übersteigen an Zahl die bessern Dichterwerke älterer und neuerer Dichter um das zwanzigfache und haben bei weitem mehr Leser, zumal in Landstädten und bei dem weniger gebildeten Theil des Publikums, so daß sie in der That deutsche Volksbücher genannt werden dürfen. Was aber soll man zu einem Volk sagen, bei dem solche Lekture vorherrscht? —

Wir gehn zu einigen kriminalistischen Romanen über, und wir bekennen, daß der Anblick des Verbrechens, wenn es nur ehrlich als solches erscheint und der poetischen Gerechtigkeit anheimfällt, uns eine wahre Erholung ist von der affektirten Romantugend und von der Gemeinheit, die sich selbst beschönigt. Kruse hat sich vorzüglich Kriminalfälle zu Gegenständen seiner romantischen Darstellungen gewählt, und diese sind ihm auch immer besser gelungen, als andre Sujets.

15) Der Verschollene. Novelle von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1830. — Eine seiner ältesten und besten Novellen, die nur den Fehler hat, zu lang ausgesponnen zu seyn. Charles, ein verheiratheter junger Mann macht eine Geschäftsreise nach Spanien, verliebt sich dort in die Tochter eines edlen Hauses, und verführt sie. Sein bester Jugendfreund, Eugen, wird von der Familie, die lange von Charles keine Nachricht mehr erhalten, diesem nachgeschickt, und findet ihn in Verzweiflung, da seine Geliebte, Rosalba, sich Mutter fühlt, und er, als ein schon Verheiratheter, ihre Ehre nicht retten, sie und sich selbst vor der Rache ihrer stolzen Familie nicht schüzen kann. Eugen räth zu schleuniger Flucht mit der Geliebten, aber sie werden entdeckt und gefangen. Da entschließt sich Eugen, großmüthig sich selbst für den Verführer des Mädchens auszugeben, und da er von Stande und unverheirathet ist, so erhält er Rosalbas Hand. So weit ist die Novelle sehr interessant, auch die seltsame Situation der beiden Freunde und Rosalbas nach der Hochzeit, da Eugen, streng auf Ehre haltend, Charles für immer von seiner jungen Gattin entfernt, ist pikant; aber anstatt hier aufzuhören, sezt der Verfasser die Geschichte fast endlos fort. Eugen selbst trennt sich wieder von seiner Frau, um einer andern nachzugehn, und Charles findet ihn in Brüssel beinah in der nämlichen Lage, wie Eugen früher ihn in Spanien. Endlich gibt sich Eugen für todt aus und Charles, dessen Gattin gestorben, kommt noch in den Besiz Rosalbas.

16) Die Klosterruine in Norwegen. Das Judasbild. Zwei Erzählungen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1830. — Die erste ist reich an Verwicklungen. Ein Bräutigam wird von einem seiner Nebenbuhler ermordet, und die Umstände sind von der Art, daß nicht der wahre Mörder entdeckt wird, sondern daß man die Braut selbst für schuldig hält. Ein andrer, völlig unschuldiger Nebenbuhler, der das Mädchen längst geliebt, theilt diesen Verdacht, will sich aber dennoch für sie opfern und nimmt die Schuld auf sich, bis zum Glück der wirkliche Urheber des Verbrechens erkannt wird. Die zweite Erzählung hat ein psychologisches Interesse. Ein Seemann, im Verbrechen abgehärtet, beichtet einem Prediger, kann aber der alten Raublust nicht widerstehn, ermordet den Pfarrer und beraubt seine Kirche. Der junge Sohn des Pfarrers hat den Kopf dieses Seemanns gezeichnet, wird später Maler und malt diesen Kopf als Judaskopf auf ein Altarblatt. Zufällig kommt nach zwanzig Jahren der Seemann in die Kirche, worin dies Bild hängt, erblickt sich selbst und wird dadurch so im Gewissen gerührt, daß er sich von innerer Gewalt gezwungen fühlt, sich wie Judas selbst zu erhängen.

17) Die Italiener. Novelle von Georg Döring. Stuttgart, Hoffmann, 1830. — Diese Erzählung hat mit der vorigen viele Aehnlichkeit und erregt dieselbe Theilnahme. Ein italienischer Sänger hat ein junges Mädchen in Italien verführt und für todt unterwegs auf der Flucht hülflos liegen lassen. Dann begibt er sich nach Deutschland und erlangt unter einem fremden Namen

großen Ruf. Die Verlassene unterdeß wird gerettet, und bekommt eine Tochter, die von ihrem Vater das Talent des Gesanges erbt und ebenfalls eine ausgezeichnete Sängerin wird. Mutter und Tochter kommen nach derselben Stadt, wo der Vater eben seine Triumphe feiert. Er erkennt die Tochter nicht, wird aber von der Mutter erkannt. Man führt den Don Juan auf, den der Vater spielt, die Tochter spielt die Elvira, aber in der letzten Scene, da Elvira, kurz vor der Erscheinung des Geistes, zu Don Juans Gastmal kommt, tritt plötzlich statt der Tochter die Mutter selbst vor den Sänger hin, der, ihre bleichen Züge erkennend, vor Schreck auf der Stelle des Todes ist.

18) Lenore, ein Roman nach der Bürgerschen Ballade, von Viktor. Leipzig, Kollmann, 1830. — Eine Romanze in einen Roman breit zu schlagen und aus 1000 Wörtern 50,000 zu machen, scheint um so undankbarer, als Bürger in der That in seiner Lenore schon überflüssig wortreich gewesen ist. Diese Lenore überhaupt — so berühmt sie ist — so schauerlich einem dabei zu Muthe wird — ich weiß nicht, warum ich sie doch nie habe leiden können. Umsonst habe ich nach einem Sinn in dieser abscheulichen Spuckgeschichte gesucht, und doch nie etwas andres darin gefunden, als den Tod in seiner eckelerregendsten Gestalt, dessen Erscheinung, dessen Hohn mit dem armen Mädchen gar kein poetisches Motiv hat. Es gibt eine ähnliche englische Sage, die unendlich schöner ist. Darin erscheint der Geliebte seinem Mädchen nicht wie in der Bürgerschen Ballade in seiner natürlichen Gestalt, um sie zu verlocken und sich nachher in scheußlichen Moder zu verwandeln, sondern er erscheint ihr sogleich in Schrecken erregender Häßlichkeit, und frägt sie, ob sie ihm dennoch treu bleiben wolle? Sie gelobt es. Da wird er immer dämonischer und frägt sie, ob sie ihm auch in die Hölle folgen wolle? Und sie folgt ihm, in welche Mißgestalt er sich auch verwandeln, in welche Qualen er sie auch führen mag, denn

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber Fluthen und Seen
In der Abgründe Steg,
Ueber Felsen über Höhen
Find't Liebe den Weg.

Von dieser großen Idee der Treue ist bei Bürger nicht die Rede.

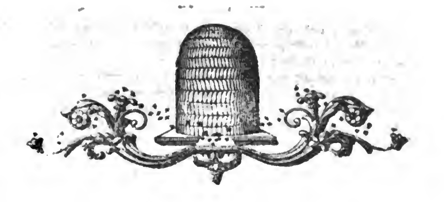
19) Freischützfunken. Drei Erzählungen von Moritz Reichenbach. Leipzig, Kollmann, 1830. — Hier werden einzelne Scenen des Freischützen auf gleiche Weise breit geschlagen. Die drei Erzählungen führen die Ueberschriften: Jungfernkranz — Veilchenblaue Seide — Morgen Er oder Du! und der Inhalt ist den bekannten Situationen und Effekten im Freischützen verwandt. Wenn man in dieser neuen Manier, lyrische und romantische Goldkörnchen zu zahllosen Romangoldblättchen auszuhämmern fortfährt, so steht unsrer Belletristik eine neue Sündfluth bevor. Aus des Knaben Wunderhorn allein lassen sich an die dreihundert Romane herausschlagen, aus Goethes Gedichten und Dramen mehrere Dutzend, ja selbst Jean Pauls Romanen können durch Verdünnung des Geistes verdreißigfacht werden. Warum sollten die deutschen Romanschreiber nicht in Masse an den guten Dichtern thun, was Lafontaine, Fouqué, Walter Scott, Cooper &c. an ihren eignen ersten und besten Romanen gethan haben. Nur Wasser auf den Satz gegossen, so gibt es immer noch ein Ding, das nach Thee schmeckt. Nur die homöopathische Verdünnungsmethode auf die schöne Literatur angewandt. Der Decillionstheil einer poetischen Idee muß hinreichen, sechzig Bouteillen Romanwasser noch geschmackvoll zu machen.

20) Erzählungen von L. von Alvensleben. Halberstadt, Brüggemann, 1830. — Die erste führt uns in eine Gesellschaft, worin Jeder seine frühern Abentheuer erzählt, und, wie wunderbar! Jeder hat es mit einem geheimnißvollen, und zwar mit dem nämlichen Manne zu thun gehabt, der in den mannichfaltigsten Gestalten in Spanien, Griechenland, Italien und Deutschland sein Wesen getrieben. Und derselbe Mann, Wunder über Wunder! kommt nun gar in die Gesellschaft selbst. Herr v. Alvensleben scheint vergessen zu haben, daß wenn auch das Wunderbare unwahrscheinlich ist, doch deshalb nicht auch das blos Unwahrscheinliche schon wunderbar wird. Die zweite Erzählung schildert die Treue eines Bedienten, der mit eigner Gefahr ein Kind rettet. Die übrigen Erzählungen enthalten Betrügereien und Kriminalfälle, die Geschichte eines jungen Mannes, der seinem Bruder sehr ähnlich sieht und sich bei der Braut desselben für ihn ausgibt, und eines jungen Mädchens, die sich durch einen Betrüger katholisch machen läßt. Ein andrer Betrogner nimmt an dem Proselytenmacher eine etwas unritterliche Rache, indem er sich mit demselben herumbalgt und ihm ein Auge ausschlägt. Den Schluß macht eine italienische und eine altschottische Mordgeschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 38. Seite 152, Spalte 2. Zeile 15 von unten lies: 13ten statt 14ten.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 43. — 25. April 1831.

Die Leipziger Büchermesse zu Ostern 1831.

Wir hegten die angenehme Hoffnung, in Folge der Zeitereignisse würde die hohe Fluth der deutschen Literatur bedeutend ablaufen. Indeß zählt der heurige Ostermeßkatalog nur etwas über 200 Artikel weniger, als der vorjährige und man sollte kaum glauben, daß der Bücherverkehr einen Stoß erlitten hätte, wenn man nicht von allen Seiten her die Klage der Buchhändler über den Krebsgang ihrer jüngsten Versendungen hören müßte, und demnach ist nicht zu zweifeln, daß der Fluth wirklich bald die Ebbe folgen wird. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, denn die Vielschreiberei gehört zu unsern Landplagen. Es ist gewiß, daß, seitdem so unsäglich viel geschrieben wird, die gründliche und feine Bildung in Deutschland abgenommen hat. Der literarische Pöbel hat durch seine Einmischung und Usurpation die literarische Aristokratie aufgelöst oder korrumpirt, und doch sind wir weit entfernt von einer eigentlichen literarischen Demokratie, wie in England und Frankreich. Noch hat sich der Volksgeist bei uns nicht begriffen, noch findet keine literarische Repräsentation aller Nuancen dieses Geistes je durch die ausgezeichnetsten publicistischen Talente bei uns Statt, wie in England und Frankreich. Unsre Literatur befindet sich noch in voller Anarchie, zwischen gelehrten Hochtories und belletristischem Pöbel. Noch gestattet unsre gänzlich demoralisirte öffentliche Meinung, daß nichtswürdige Namen als Koriphäen der Literatur und Lieblingsschriftsteller der Nation glänzen dürfen, und will ja der Volksgeist im Gefühl seiner Verächtlichkeit aus seiner tiefen Erniedrigung bis zu seinem natürlichen Niveau emporsteigen, so sorgt die heilige Censur dafür, daß er immer unter demselben verbleiben muß. Unter diesen Umständen wäre es besser, wenn wenig oder gar nichts geschrieben würde, während die Vielschreiberei das Uebel ungemein vergrößert, denn je mehr das Lazareth sich mit Menschen überfüllt, desto bösartiger werden die Lazarethkrankheiten.

An sich läßt sich die Vielschreiberei nicht gerade verwerfen, sie kann nothwendig und unvermeidlich werden. Zwar werden die größten Genien in den verschiednen Gebieten der Literatur immer und zu allen Zeiten eine natürliche Aristokratie bilden, an deren angebornen Adel kein demokratischer Uebermuth hinanreicht; aber da man die Bücher nicht blos als Kunstwerke ausgezeichneter Geister, sondern auch als Werkzeuge allseitiger Mittheilung betrachten muß, so muß auch ein freies und aufgewecktes Volk, das sich über seine äußern und innern, öffentlichen und Privatangelegenheiten viel mitzutheilen hat, eine ausgedehnte politische, historische, gewerbliche, namentlich aber journalistische Literatur haben, wie dies in England, Frankreich und Nordamerika wirklich der Fall ist. Da

ist Vielschreiberei eine Nothwendigkeit und ein Segen. Wo aber, wie bei uns, so viel und noch mehr geschrieben wird, ohne daß irgend das menschliche Genie dabei betheiligt ist, ohne daß die höhere Wissenschaft und Kunst dadurch gefördert wird, und ohne daß auch das Volk einen reellen Nutzen davon hat, da ist die Vielschreiberei überflüssig und schädlich. Unsre zahllosen abgeschmackten Predigten und Erbauungsbücher, worin jeder religiöse Funken ersäuft, unsre Romane, Taschenbücher, belletristischen Klatschblätter rc. dienen sie irgend der höhern Ausbildung des menschlichen Geistes, oder sind sie dem gemeinen Leben auf irgend eine Weise nützlich? Keins von beiden. Sie sind ganz unnütz. Nun läßt sich aber nationalökonomisch beweisen, daß jedes unnütze Buch ein reiner Verlust für das Nationalkapital ist, weil es Geisteskräfte, Zeit und Geld, die weit nützlicher angewendet werden könnten, verschwendet.

Die Engländer, Franzosen und Nordamerikaner legen ungeheure geistige und materielle Kapitalien in ihren zahllosen Journalen und Flugschriften an, und diese täglich neu entstehende Literatur verschwindet wieder täglich, aber die dadurch bewirkte tägliche Mittheilung hat dem Volk hundertfältig gewuchert, während unsre gelehrte, erbauliche und unterhaltende Literatur, in Bibliotheken, Museen und Lesekabinetten für die Nachwelt sorgfältig aufgespeichert, doch nicht einmal der Mitwelt genuzt hat. Man sagt, das deutsche Individuum im Kleinen sey unpraktisch, das deutsche Volk im Großen ist es noch viel mehr.

Wir können uns nicht verhehlen, daß der Hauptgrund des Uebels im Mangel an Preßfreiheit liegt. Hätten wir diese, so würde nach einer kurzen Sturm- und Drangperiode, in der jeder seine Weisheit oder Dummheit zu Tage fördern würde. nach dem ganz einfachen Gesetz der Schwere, wie in England und Frankreich, dem Gegenstande nach das wirklich Wichtige, Nützliche und Interessante, und der Form nach das wirkliche Talent den Ausschlag geben, und es würde talentlosen Zunftgelehrten, Weibern und feuchtohrigen Buben, die der Schule entlaufen, nicht mehr möglich seyn, die Nation mit ganz unwichtigen, unnützen und uninteressanten Büchern zu überschwemmen, wie dies jezt der Fall ist. Unsre Buchhändler würden mit General-, Special- und Lokaljournalen, mit praktischen Schriften aller Art genug zu thun bekommen, wenn auch die gelehrte, die Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur nur an Geist zu, an Masse aber abnähme, und die jungen angehenden Buchhandlungen würden sich nicht mehr, um nur überhaupt ihren Verlag mit irgend etwas anzufangen, an die elenden Bücherfabrikanten wenden, die ihnen ältere und größere Verlagshandlungen übrig lassen, noch würden sie so gewissenlos, wie es jezt geschieht, Leute zum Büchermachen abrichten, die keinerlei Beruf dazu haben. Die Preßfreiheit würde nicht blos unmittelbar Schriften entstehn lassen, die beim Preßzwang nicht geschrieben werden können, sondern auch und noch weit mehr mittelbar auf den Geist des Publikums und der Autoren wirken und dadurch die ganze Literatur aus dem Sumpf ziehn, in den sie gegenwärtig versunken ist. Mit der Preßfreiheit ist eine gewisse literarische Nationalehre unzertrennlich verbunden, vor der zwar die bitterste Polemik der Partheien, nie aber eine Niederträchtigkeit bestehn kann, die der Nation im Ganzen Schande macht. England und Frankreich haben boshafte, gefährliche, einer schlechten Sache verkaufte Schriftsteller, aber sie machen theils der Nation noch immer durch ihre ausgezeichneten Talente auf gewisse Weise Ehre, theils kämpfen sie auch für die schlechte Sache in einer Sprache und mit Ehrenrücksichten, welche der Stolz und die Kultur der Nation unumgänglich verlangt; diese Schriftsteller, so bösartig sie seyn mögen, sind doch nicht niederträchtig, wie wir in Deutschland sehr viele Schriftsteller nennen müssen, die nicht einmal bösartig sind. Niederträchtig, banausisch, böotisch, philiströs, krähwinklich, bedientenmäßig, feig, gemein, ehrlos, äffisch und hündisch sind die französischen und englischen Schriftsteller nicht, wohl aber viele, nur zu viele deutsche. Unsrer gegenwärtigen Nationalliteratur gebricht es zwar gar nicht an zünftigem und persönlichem Hochmuth, aber erstaunlich gebricht es ihr an Ehre und wahrer männlichen Würde. Wir haben eine Literatur mehr von Greisen, Weibern, Kindern und Juden, als von Männern.

Der neue Meßkatalog enthält denn wieder 3801, sage dreitausend achthundert und einen Verlagsartikel, alles nagelneue Arbeit der lezten sechs Monate. (Der vorjährige Osterkatalog enthielt deren 4028, also ist das Papier nur um fünf vom hundert gefallen.) Scheiden wir davon wieder die ausländischen Kommissionsartikel (368), die erst für die Zukunft versprochnen Werke (360), die Landcharten (114), Musikbücher (33) und Spiele (6) aus, so bleiben 2651 Werke in deutscher und in alten Sprachen, 128 Romane, 32 Schauspiele und 109 Werke in neuern fremden Sprachen, die aber im deutschen Verlag erschienen sind, zusammen 2920 (in der vorjährigen Ostermesse 3162). Schade, daß die Verlagshandlungen, der Mehrzahl nach, noch immer nicht die Bogenzahl angeben, sonst hätten wir uns gern die Mühe genommen, darnach die ungefähre Papiermasse von nur je einem Exemplar dieser neuen Meßartikel zu überschlagen. Indeß scheint es, daß diesmal weniger Papier verbraucht worden ist, weil uns eine auffallende Menge kleiner Flugschriften aufgestoßen sind. Diese und die Journale haben zugenommen, dagegen zeigt sich eine Abnahme an größern Werken, bei denen der Name der Verfasser oder der Titel auf etwas Bedeutendes schließen läßt. Wir haben beim aufmerksamen

Durchlesen des Katalogs die Bleifeder, mit der wir uns interessante Artikel anzustreichen pflegen, weniger oft als sonst in Bewegung setzen können.

Die Zeitereignisse haben eine ziemliche Menge größerer, namentlich aber kleinerer Gelegenheitsschriften hervorgerufen. Darunter glänzen vorzüglich das aus dem Englischen übersezte Werk der Lady Morgan über Frankreich und Raumers Briefe aus Paris. Auch sonst ist vieles über Frankreich, Polen, Belgien, Braunschweig, Sachsen, Hessen, und die Schweiz im Druck erschienen, zur Beleuchtung der daselbst vorgefallenen Unruhen, und über Hannover, Bayern, Holstein, zur Beleuchtung dort erhobner Klagen. Unter den politischen Schriften vom allgemeinsten Interesse zeichnet sich besonders Welkers Schrift über die Preßfreiheit aus, ferner die von Eschenmayer über die Abschaffung der Todesstrafe. Auch sind wieder einige neue Naturrechte und Staatswissenschaftssysteme von weniger bekannten Verfassern erschienen, so wie Uebersetzungen von Says Nationalökonomie, B. Constants Verantwortlichkeit der Minister, Dupins Unabsetzbarkeit des Regenten ꝛc.

Die Geschichtsliteratur bietet wieder einige schöne Erscheinungen dar. Außer den Anfängen oder Fortsetzungen großer historischer Sammelwerke, wie die Geschichte der Europäischen Staaten von Heeren und Ukert, die in J. G. Cotta'schem Verlag erscheinende Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, die Politische Bibliothek der wichtigsten neuen Geschichtswerke des Auslandes, die Kabinetsbibliothek der Geschichte ꝛc. sind erschienen, der achte Band von Hammers osmannischer Geschichte, der siebente von Wilkens Geschichte der Kreuzzüge, Hüllmann über den Ursprung der Kirchenverfassung im Mittelalter, Rühle von Lilienstern zur Geschichte der Pelasger, Leos niederländische Geschichten, Buchholz Geschichte Ferdinands I., als neu, ferner in der siebenten Auflage Rottecks allgemeine Geschichte und Uebersetzungen von Bignons französischer, Lingards und Mackintosh englischer, Bottas italienischer Geschichte, von Michauds Geschichte der Kreuzzüge. Unter den Schriften über die neuste Zeit bemerken wir noch Mailaths Geschichte des ungarschen Reichstags, und Schirachs Geschichte des Jahrs 1829.

Die theologische und philosophische Literatur hat einige Seltenheiten dargeboten, z. B. eine neue Auflage der Werke des Jakob Böhme. (Unglücklicherweise ist die vor einigen Jahren von mir angekündigte Ausgabe durch verschiedne Umstände verzögert worden. Nun ist mir ein Andrer zuvorgekommen, und wenn sein Unternehmen glücklichen Fortgang hat, werde ich mich wahrscheinlich darauf beschränken, etwas Kommentirendes über Böhme mitzutheilen, was der Herausgeber gänzlich unterlassen hat.) Auch mit den Schwedenborgischen Uebersetzungen wird fortgefahren. Hr. v. Meyer hat eine zehnte Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit und das kabbalistische Buch Jezira herausgegeben, ein H. Landau hat über den Genius und Vortrag des Talmud geschrieben, Wulbers über den Zoroaster. Schleiermachers Schrift über die Religion hat abermals eine neue Auflage erlebt und die Stunden der Andacht werden zum funfzehnten Mal und zwar in Einem Bande angekündigt. Vier Kirchenzeitungen existiren allein unter diesem Titel, ungerechnet der großen Menge andrer theologischen Zeitschriften, unter denen sich in neuerer Zeit die „theologischen Studien und Kritiken" hervorthun. Sehr viele Predigten, wir glauben mehr als sonst, sind uns diesmal aufgefallen, namentlich auch mehrere über die Zeitereignisse, die wie linderndes Oel den Sturm beschwören sollen, aber nur als ein Paar Fettaugen im Meßkatalog herumschwimmen. Unter den philosophischen Werken künden sich an eine neue Auflage von Hegels Logik, Franz von Baaders philosophische Schriften, Carus Psychologie, der zweite Theil von Fichtes Leben und Briefwechsel ꝛc.; unter der Erziehungsliteratur eine neue Ausgabe von Campes sämmtlichen Kinderschriften, Glanzows Geschichte der Pädagogik, ein Werk über die Jacototsche Lehrmethode ꝛc.

Unter den naturwissenschaftlichen Schriften bemerken wir eine Uebersetzung von Cuviers Thierreich, und mehrere schöne Reisewerke: Crawfurd Reise nach Siam und Cochin-China, Lelewel (des berühmten polnischen Deputirten) Entdeckungen der Karthager und Phönizier auf dem atlantischen Ozean, Mac-Gregors kanarische Inseln, Meinickes Geschichte des westindischen Archipels, Hebers Leben und Nachrichten über Indien, Ermans magnetische Beobachtungen im russischen Asien, Prokesch Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien, Burgers Reise nach Oberitalien, mit besonderer Rücksicht auf Landbau und bäuerliche Verhältnisse (ein bisher sehr wenig beachteter Gegenstand), der deutsche Sergeant unter den Garden, Horns Reise durch Deutschland, Ungarn ꝛc. mit Rücksicht auf medizinische und Armenanstalten.

Die Kunstliteratur bietet die vierte und lezte Lieferung des großen Boissereeschen Werks über den Kölner Dom, Rumohrs italienische Forschungen, A. Wendts Hauptperioden der schönen Kunst und ein Werk über Spontinis Wirken in Deutschland dar; die Belletristik: den 8ten Band von Börnes sämmtlichen Werken, die Gedichte von Chamisso, Heines Frühlingslieder, und Nachtrag zu den Reisebildern, ein saftisches Niebelungenlied, sämmtliche Werke der Madame Schopenhauer, gesammelte Novellen von W. Alexis und neue von L. Schefer, sämmtliche Werke von Van der Velde ꝛc. Unter den 128 Romanen finden sich natürlicherweise wieder die meisten bekannten Namen von schreibenden Damen und Herrn, zu deren Unsterblichkeit wir nichts beizutragen hoffen, wenn wir sie auch alle wieder nennen wollten. Neu aufgelegt

sind Bürgers Gedichte und Asmus omnia secum portans. O. L. B. Wolff, der sich schon um deutsche Volkspoesie verdient gemacht, gibt nun auch altfranzösische Volkslieder heraus; auch wird Rabelais übersezt, eine seltne und schätzenswerthe Erscheinung. Von Tieks Uebersetzung des Don Quichote ist die dritte Auflage, und von Schlegels und Tieks neuer Shakespearübersetzung der 5te Band angekündigt.

Reiseliteratur.

Memoirs of the late captain Hugh Crow, of Liverpool, comprising a narrative of his life, together with descriptive sketches of the Western Coast of Africa etc. 8vo. p. 316. London, 1830. Longman and Co.

Haben die Engländer oder auch die Franzosen mehr Liebe als wir für Kunst, Wissenschaft und reisen sie deßhalb mehr als die Deutschen? Nein. Wenn der Engländer das Sandmeer Afrikas durchwandert, so mißt er zwar, welche absolute Höhe über dem Meeresniveau jede Düne erreicht, ergründet aber zugleich die Tiefe des Goldsandes. Läßt er sich von Strömungen und Rennthieren durch Treibeis, über Eisberge nach dem Nordpole ziehn, so vergißt er nicht zu untersuchen, ob man etwa mitten durch Amerika hindurchfahren, die Freistaaten um einen Theil ihres Handels bringen und einen in London ausgesezten hohen Preis gewinnen könne. Reiste ein Franzose zur Zeit der Kaiserherrschaft nach Persien, trozte er den Spionen und Damascenern der türkischen Paschas; reiste derselbe später durch das Kurdenland nach dem kaspischen Meere, so geschah dies nicht blos, um seine anziehenden und gelehrten Reiseberichte herauszugeben, sondern das erste Mal hezte er Persien gegen die Engländer und später trieb er Kaschmir-Schafe von Asien aus bis nach Paris in das Haus des Herrn Ternaux.

Moral: unser Grundsatz, man solle die Wissenschaft wegen ihrer selbst betreiben, ist besser in der Theorie als in der Praxis. Denn, wenn ein deutscher Mineraloge reist, bringt er Juwelen, Gold heim? Er verliert beim Graben seinen lezten Heller und deßwegen machen es ihm so wenige nach. Es ist so weit gekommen, daß die Regierungen unsern Reisenden Geld zu Lohn geben müssen, um die schöne Welt zu sehn; die Engländer reisen auf eigene Kosten und die Regierung zieht Vortheil davon. Will die Wissenschaft schnell fortschreiten, so muß sie sich zuweilen mit dem Interesse verbinden. Die Weltgeschichte dient zum Beweis, und was namentlich die Erdkunde betrifft, so hat das Interesse der Eroberer, eines Alexander oder Cäsar, der religiösen Eroberer, wie bei den mahomedanischen Halbmond- und christlichen Kreuzzügen, endlich das Handels- und politische Interesse noch weit mehr zum Fortschritte jener Wissenschaft beigetragen, als unsre gelehrtesten deutschen Forschungen und als die berliner geographische Gesellschaft, deren erster Grundsaz ist, keine Korrespondenten im Auslande anzunehmen.

Wer gegen meine Behauptung schreiben will, dem will ich ein Mittel dazu in die Hände geben. Ein andrer Reisender würde zum wenigsten verschämt sagen: ich habe moderne Alterthümer in Afrika verkauft, um antike nach Frankreich zu bringen? Crow hingegen, nicht so verschlossen wie unsre Kontinentalen, hat sich auf dem offnen Meere größere Aufrichtigkeit erworben und sagt laut, läßt drucken, anzeigen und verkaufen: Ich Hugh Crow, Schiffer von Liverpool, habe Jahrelang Sklavenhandel getrieben, und bin ein wissenschaftlicher Mann, wer kauft bei Longman und Komp. zu London Skizzen der westlichen Küste von Afrika?

Der Sklavenhandel hat mir Geld eingetragen, thut desgleichen, holt ebenfalls Guineen aus Guinea, und liegt euch die Wissenschaft am Herzen, desto besser, ihr gebt dann nach der Rückkehr einen Bericht heraus. Das englische Gesetz hat den Sklavenhandel abgeschafft; das ist unvortheilhaft für den Einzelnen und für ganz England. Durch jenen Handel übten wir uns in der Schifffahrt und bereicherten unsre Ansiedlungen in Ostindien. Wenn ihr human seyd, warum fangt ihr nicht zu Hause an? warum nicht in Irland? Als man den afrikanischen Sklavenhandel abschaffte, traten viele junge Leute in amerikanische Dienste und halfen die Engländer fortjagen. Und ist euer Ziel erreicht? Jener Handel ist in die Hände andrer Völker übergegangen. Ueberdieß dauert in Afrika die Sklaverei fort und die Sklaven sind in Westindien glücklicher als zu Hause in Afrika, glücklicher als mancher Weiße in Europa, den man durch Unterricht an Kultur gewöhnt, um ihn dann einem druckvollen, kulturlosen Leben zu überlassen.

Ja, wenn der Kapitän Hugh Crow Humorist wäre. Allein es ist sein barer Ernst; er lacht nicht, wie der Humorist, den eigenen Gram aus, sondern den Gram des Lesers, der sich über die Art ärgert, wie der Verfasser zu Reichthum und Materialien kam. Sollen wir nun den Kapitän Crow achten wie einen andern, wissenschaftlichen Reisenden? Gewiß nicht, allein es geht in der Wissenschaft wie in der Politik. Die ehrlichen Politiker, die ein Ziel erstreben, müssen sich oft mit Taugenichtsen umgeben, und wer Westafrika kennen will, lese das Buch des Kapitäns Crow.

Vor dem Titelblatt hat er sich zeichnen lassen. Ein Fernglas in der Hand. Er sucht Menschen, die seine Ansicht theilen. Nicht vergeblich. Portugal sezt den Sklavenhandel fort, und England hat tausend Kriegsschiffe!



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 44. — 29. April 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Eine nicht unfreundliche Erscheinung sind die wieder-aufgelegten ältern und neuern Familienromane, in denen auf idyllische Weise einfache Lebensverhältnisse und einfache Menschen geschildert werden. Zwar ist auch hier die Frage erlaubt: wozu solche Schilderungen der alltäglichen Wirklichkeit, wenn sie nicht zugleich einen höhern poetischen Werth aussprechen dürfen? Zwar kann Shakespeares Schatten auch hier fragen: was kann den Hof- und Kommercienräthen, oder Husarenmajors denn Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn? Allein ich denke, wir müssen froh seyn, wenn diese Leute nur im Kleinen Gutes und nichts Böses thun, denn daß sie existiren und sich in Romanen abspiegeln, können wir ihnen einmal nicht verwehren. Und wenn das lektürebedürftige Publikum sich einmal nicht zur Poesie erheben kann, und Schilderungen der gemeinen Lebensprosa bedarf, so ist es immer sehr gut, daß wenigstens ein Theil dieser Schilderungen Herz und Phantasie der Leser rein erhalten, ihnen nur Bilder des Glücks, der Unschuld, der Tugend, wenn auch nur im Kleinen, vorführen, oder Bilder des Jammers und der Schande nur auf eine so delikate Weise, daß dadurch ein moralischer Zweck nicht nur bezielt, sondern wirklich erreicht wird. Ist dies der Fall, dann können wir dem Inhalt solcher Romane wohl ein wenig Prosa und Alltäglichkeit und dem Ton wohl ein wenig Sentimentalität zu gute halten.

21) Gesammelte Schriften von A. G. Eberhard. Zwanzig Bändchen. Halle, Renger, 1830. — Die Sitte, daß bejahrte Schriftsteller am Schluß ihres Lebens ihre Werke sammeln und dem Publikum noch einmal im Zusammenhange vorlegen, ist recht löblich. Jeder Autor hat ein Recht, sich ganz zu geben, wie er ist, und das Urtheil der Mit- und Nachwelt gewinnt dadurch. Damit indeß die Welt nicht zu sehr ohne Noth mit Papier überschwemmt werde, sollten die alten Herrn sich enthalten, alles und jedes, unbedeutende Korrespondenzen ꝛc. mit aufzunehmen. Wie sehr der selige Matthisson durch Bekanntmachung solcher endloser Korrespondenzen sich lächerlich und unnütz gemacht hat, das haben wir leider schon oft genug zu rügen Gelegenheit gehabt. Eberhard ist so unbescheiden nicht gewesen. Er fügt der Sammlung seine schon früher gedruckten Romane, Erzählungen und Gedichte nur eine kurze Biographie bei; ja er sagt uns in derselben vielleicht nur zu wenig über seine gute alte Zeit, indem er sich mehr in neuere literarische Streitigkeiten einläßt, und wohl zu viel und zu spät über Müllner spricht. Auch viele andere ältere Schriftsteller pflegen mehr von ihren literarischen Gevatterschaften und

Fehden zu erzählen, als von der außerliterarischen Welt, und anstatt uns durch ihre Zeit interessant zu seyn, verlangen sie, ihre Zeit solle uns nur um ihrentwillen interessant seyn. Aber die gelehrte Hofetikette bei Goethe, Jakobi, Bonstetten, Matthisson, der warme Freundschaftskultus bei Johannes Müller, Gleim rc. gehören unter die abgeschmackten Moden, worin die Nachwelt wie von den Perücken, nur noch Notiz nimmt, um darüber zu lachen. Wenn uns diese Herrn also, statt sich die Genüsse ihrer Eitelkeit und wechselseitigen Heuchelei zu rekapituliren, bescheidne und ehrliche Geständnisse thäten und ihre Zeit so schilderten, wie sie wirklich war, nicht wie sie gern wollen, daß sie uns erscheinen soll, so würden wir viel dabei gewinnen, und die alten Herrn selbst würden sich eine Achtung erwerben, die sie durch ihre kindische Eitelkeit sich verscherzen.

Eberhard gehörte immer zu den Bescheidnen, auch damals, als er noch mehr in der Mode war. Seine literarische Stellung nimmt er ein zwischen Lafontaine, dem er in der moralischen und sentimentalen Erzählung an die Seite trat, und Tiedge, dem er in lyrischen Versuchen am nächsten kam. Seine Erzählungen und Romane, worunter Ferdinand Warner, der arme Flötenspieler, der vorzüglichste ist, haben sich beim Publikum größerer Theilnahme zu erfreuen gehabt, als seine Gedichte. Da er edeln Charakter genug besaß, sich nicht in den frivolen Romanton einzulassen, dem Lafontaine in seiner spätern Periode, Kotzebue, Schilling, J. von Voß rc. sich ergaben, und da auf der andern Seite die Romantik nicht sein Geschmack war, die in Fouqué und später in den historischen Romanen um sich griff, so war es natürlich, daß er dem großen Zuge der Mode nicht folgte, hinter dem überhaupt jeder Romandichter früher oder später einmal zurückbleiben muß, und hinter dem auch Walter Scott zurückbleiben wird, denn auch seine Mode wird, vielleicht bald, eine alte seyn. Humanität, reine Moral, Sinn für das idyllische, bescheidne Glück, ein mehr klassischer als romantischer Geschmack, und eine durchgängige Heiterkeit, welche die Gemüthnebel, wenn sie sich in sentimentale Thränen auflösen wollen, glücklich wieder in klare Himmelsbläue auflöst, bilden die geistigen Elemente der vorliegenden Dichtungen.

22) Starke's Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen. Dritte Auflage. Fünf Bände. Braunschweig, Vieweg. — Diese zu ihrer Zeit und noch jetzt sehr beliebten Darstellungen sind in der That Muster in ihrer Art, moderne Idyllen im strengsten Sinn des Worts. Nichts ist darin aufgetragen, alles ist gewöhnliche, alltägliche Wirklichkeit, aber der Verfasser hat mit feinem Sinn darin zusammengetragen, was zum Herzen spricht, was wenigstens wie ein Stillleben in der Malerei dem Auge selbst in seiner Unbedeutenheit gefällt. Zwar bestehn jetzt viele von den Bedingungen nicht mehr, welche jene Darstellungen so natürlich und wahr erscheinen ließen, denn die politischen und bürgerlichen Verhältnisse haben sich geändert und mancher Familienjammer, manches Familienglück der guten alten engen Zeit ist jezt, da die Lebenskreise wie die Begriffe sich erweitert haben, nicht mehr an der Tagesordnung, allein gerade dieser altmodische Zug gibt den Darstellungen einen neuen Reiz, den Gemälde aus unsrer neuesten Modernität nicht einmal theilen. Wie viel gäb ich nicht zuweilen darum, wenn die Liebhaber in Stücken von Iffland, Jünger, Kotzebue rc. Zöpfe trügen, wie zu der Zeit ihrer Dichter. Manches jezt unnatürlich erscheinende Drama würde dadurch plötzlich Natürlichkeit und einen poetischen Reiz gewinnen. — Starke's Gemälde haben wie die von Iffland einen historischen Werth, weil sie treue Darstellungen ihrer Zeit und namentlich einer Richtung in derselben sind. In Ifflands Stücken spricht sich die altdeutsche Ehrlichkeit und Biederherzigkeit aus, die zwar nicht ohne Zopf und in devoten Formen doch einen tüchtigen Rechtssinn geltend macht. In Starke's Gemälden herrscht dieser Sinn ebenfalls, doch noch milder, weicher, und er ist der wahre Repräsentant jener gemüthlichen Deutschen, die in der langen Friedenszeit nach dem siebenjährigen Kriege im Schooß der Familie, im Betrieb eines kleinen Aemtchens oder Gewerbes, im Genuß einiges Wohlstands und einiger Aufklärung den Himmel auf Erden fanden und denen in ihrem engen idyllischen Kreise alles Große in Natur und Geschichte, Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst wie in romantischer Ferne verschwand oder gar nicht für sie existirte, und denen anfangs auch selbst die französische Revolution nur in der freundlichen Gestalt einer Dorothea erschien, die Goethe andächtig mit einem modernen deutschen Herrmann zusammenthat, ohne Ahnung, daß je eine neue Herrmannschlacht geschlagen und die idyllischen Hütten in Brand gesteckt werden würden.

23) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1830. — Ich habe mir sagen lassen, Herr V. A. H., der Sohn der Frau Therese Huber, habe die vermeintlich von mir in meiner Kritik der „Ehelosen" angegriffne Ehre seiner seligen Mutter in Schutz genommen und den Manen derselben meine eigne kritische Ehre zum Opfer gebracht. Dem frommen Sohne sey das alles verziehn. Er leistet einer Privatpflicht, ich einer öffentlichen Genüge. Er ist der Mutter Liebe, ich bin der Schriftstellerin blos Gerechtigkeit schuldig. Ich habe übrigens nie in Abrede gestellt, daß Frau Therese Huber viele ihrer deutschen Nebenbuhlerinnen übertroffen hat. Ihre Charakter- und Sittenschilderungen aus der wirklichen Welt sprechen in der Regel durch ihre große Wahrheit an, während so viele

andere deutsche Schriftstellerinnen nur unmögliche Tugendideale aufstellen, ein abgeschmacktes Hofdamenleben schildern oder gar den Ritt in das alte romantische Land wagen und dabei regelmäßig vom Pegasus abgesattelt werden. Jene Vorzüge der Frau Therese Huber haben indeß nicht gehindert, daß sie, ich weiß nicht in welcher Anwandlung von Geringschätzung unsres armen Männergeschlechts in den Ehelosen den freiwilligen Altenjungfernstand für die höchste Bestimmung ihres Geschlechts erklärte, und Faseleien niederschrieb, wie wir sie gerügt haben, wie sie Jedermann in jenem närrischen Roman selber nachlesen kann. Ein Beweis, daß auch beim geistreichsten Weibe, wenn sie sich unter die Männer wagt, immer irgend eine kleine Schwachheit ihr Geschlecht verräth. — Die vorliegenden Erzählungen sind reich an Zügen, die, ohne poetisch zu seyn, doch den Scharfblick der Menschenkennerin verrathen. Die aus ihrer frühern Periode sind auffallend weichlicher und sentimentaler, ich möchte sagen, süßer, während in den spätern mehr Strenge und Säure hervortritt, wie dies wohl bei einem vielbewegten Leben sehr natürlich ist.

24) Fata Morgana, Novelle von Friedrich de la Motte-Fouqué. Stuttgart, Hoffmann, 1830. — Fouqué, den wir in der Regel immer im Goldharnisch und auf dem Lichtbraunen kourbettiren sehn, empfängt uns diesmal im häuslichen Schlafrock. Die Novelle ist recht freundlich. Ein junger deutscher Enthusiast reist nach Italien, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, die Fata Morgana zu sehn und dieses schöne Naturphänomen zugleich wissenschaftlich zu untersuchen. Daheim läßt er seine ehrliche deutsche Geliebte zurück, und angekommen in Messina, wird er durch seine Liebhaberei und durch die Bekanntschaft mit einem wahnsinnigen Fischer in einen ähnlichen Wahnsinn verstrickt, bis er endlich seiner Täuschung inne wird und aus der wunderlichen Phantasiewelt zur Vernunft und zur Heimath in die Arme seines schon um ihn trauernden Mädchens zurückkehrt.

25) Schloß Sternberg. Ein Roman von Wilhelm Martell. Zwei Theile. Breslau, Max. — Der Anfang dieses Romans ist äußerst anziehend, und erinnert an Spindlers Bastard. Auch hier wird die Geschichte eines armen, verwahrlosten Knaben erzählt. Des Knaben Vater, ein rauher Gränzjäger, wird von Schmugglern erschossen, der Knabe, Franz, aber von einem Oberförster zu sich genommen und auch von dessen Gebieter, dem Grafen von Sternberg, unterstützt und erhält eine gute Erziehung. Als er groß geworden, kommt er aufs neue in Berührung mit den Schmugglern. Der Mord eines derselben wird ihm aufgebürdet, doch seine Unschuld entdeckt. Zuletzt klärt es sich auf, daß er nur der Pflegesohn des Gränzwächters gewesen, und daß er der verlorne Sohn und Erbe des Grafen von Sternberg ist. Als solcher heirathet er seine Pflegeschwester, die Tochter des Oberförsters. Dieser Schluß ist etwas zu gewöhnlich, während der Anfang des Romans mehr Romantik hätte erwarten lassen. Nur in seltnen, nur in mährchenhaften Fällen, wie bei der Aschenbrödel, macht es gute Wirkung, wenn aus der Magd plötzlich eine Prinzessin, aus dem Hirten oder Jäger ein Prinz oder Graf wird. In andern Fällen dagegen ist die Standeserhöhung nicht das rechte Mittel, den Helden des Romans zu erheben, am wenigsten, wenn er schon durch sich selbst, auch im niedern Stande, uns Interesse einflößt. Ist es nicht eine deutsche Unart, daß man sich Größe nicht ohne Vornehmigkeit denken kann? — Der Roman ist übrigens warm und mit Phantasie geschrieben, und in einigen Details mit so emsiger Redseligkeit, daß wir ein Paarmal uns versucht gefühlt haben, hinter dem Verfasser eine Verfasserin zu suchen.

26) Adeline oder Erziehung durch Welt und Schicksal. Zwei Theile. Stuttgart, Franckh, 1829. — Hier haben wir ganz unbezweifelt eine Verfasserin vor uns. Auch dieser Roman hat eine freundliche Physiognomie. Die Heldin, Adeline, Tochter aus geheimer Ehe eines Grafen Hohenstein, lebt als Pflegekind bei ihrer vornehmen Stiefmutter. Diese ist ihrem Gatten untreu, der überdies, in eine politische Verschwörung verwickelt, unter der Last von Unglücksfällen sich und die arme Tochter zu erdrücken scheint, bis alles ein glückliches Ende nimmt. Die Situation des schuldlosen und einfachen Mädchens unter allen Lastern und Gefahren des Hoflebens ist so wahr als ansprechend.

27) General Graf Hoheim und seine Kinder. Ein Briefwechsel, gesammelt von Walden. Zwei Theile. Hamburg, Perthes, 1829. — Eine Familiengeschichte ähnlichen Inhalts, nur daß hier keine Schuld mit ins Spiel kommt. Graf Hoheim wird unschuldig verfolgt, durch die Liebe seiner vortrefflichen Familie im Gefängniß getröstet und endlich gerettet. Liebe, Güte, Kindlichkeit und alles was das Familienleben Sanftes und Süßes hat, wird in den Briefen des Vaters und der Kinder zur Schau gelegt.

28) Stolz und Vorurtheil. Ein Roman, frei nach dem Englischen, von Louise Marezoll. Drei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830. Ein ehrlicher Engländer bringt seine Tochter an den Mann, trotz aller Adel- und Geldvorurtheile und Ladys, die mit ihren Fraubasereien sich drein legen wollen. Ewig Schade, daß der Roman von einem Engländer, und nicht von einer deutschen Schriftstellerin verfaßt ist. Sonst hätten wir gewiß statt drei Hochzeiten drei Entsagungsgeschichten erhalten, eine Trilogie von drei Romanen in einem, und sechs vom sechsfüßigen tragischen Jambus zertretene Herzen.

N°. 8.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

Sehr wohlfeile Taschen-Ausgabe
von
Johannes von Müller's sämmtliche historischen Werken
in vierzig Bändchen, jedes 15—18 Bogen.

Subscriptionspreis 18 fl. für alle 40 Bändchen, oder für jede Lieferung von 5 Bändchen 2 fl. 15 kr.; bei baarer Vorauszahlung auf das Ganze aber findet ein Pränumerationspreis von 15 fl statt.

Die erste Ausgabe von Müller's Werken in groß Oktav ist so theuer (27 Bände kosten 86 fl. 24 kr.), daß nur der Wohlhabende dieselbe kaufen kann. Eine wohlfeilere Ausgabe muß daher zur größeren Verbreitung der Werke des größten deutschen Geschichtschreibers Vieles beitragen, und wird den zahlreichen Verehrern desselben in allen Ständen jedenfalls sehr willkommen seyn.

Die Unterzeichnete, im Besitz des Verlagsrechtes der sämmtlichen Werke, hat sich aus diesem Grunde entschlossen, eine wohlfeile Ausgabe derselben zu veranstalten, und zwar in vierzig Bändchen von je 15 — 18 Bogen.

Der Inhalt derselben ist folgender:

Die Weltgeschichte, oder vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit.

Die Schweizer-Geschichte, oder die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, nebst deren Anmerkungen.

Schriften zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes.

Kleine historische Schriften.
Rede zu Cassel gehalten beim Antritt der Lehrstelle der Geschichte. — Reisen der Päbste. — Briefe zweier Domherrn. — Ueber die Geschichte Friedrich's II — Ueber den Untergang der Freiheit alter Völker. — Der Eid. — Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt. — Uebersicht der Geschichte Persien's. — Das Christenthum. — Vue générale de l'histoire politique de l'Europe dans le moyen âge. — De l'influence des Anciens sur les Modernes. — Histoire de l'établissement de la domination temporelle du Souverain Pontife — l'Allemagne. — De la gloire de Frédéric. — Christian Thomasius. — Ueber Studium und Uebersetzung des Tacitus. — Mohammeds Kriegskunst. — Notiz und Auszug des ersten Theils der Informazioni politiche. — Musik der Franzosen. — Fünftausend Eligibles nach der neuesten französischen Constitution von 1800. — Der Cimbrische Krieg. — Geschichte der Landschaft Saanen. — Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interessen der Menschen. — Philippiken. — Von den Geschichtschreibern der Schweiz und vom Ursprung des gegenwärtigen Zustandes von Europa. — Einleitung zu der Geschichte der Schweiz. — Zuschrift an alle Eidgenossen. — Considérations sur le gouvernement de Berne. — Lettre sur les troubles de la république de Genève. — Fragmente von dem Kriegswesen für die Schweizer. — Einige Ideen über die Geschichte der Schweiz. — Abriß der Geschichte der Römischen Republik. — Einleitung zu Vorlesungen über die neuere Geschichte Italiens. — Einige Beobachtungen aus der Geschichte. — Ueber Preßfreiheit. — Rede am Schluß der ersten Versammlung der Reichsstände in Westphalen.

Beiträge zur Bibliothek der schweizerischen Geschichte und zur Literatur und Geschichte der Schweiz.

Recensionen.

Historische Kritik und Nachlese.

Johannes von Müller's Lebensgeschichte von ihm selbst beschrieben.

Erinnerungen aus Joh. von Müller's Jugendgeschichte.

Johannes v. Müller's Briefe in einer Auswahl.

Die Ordnung des Erscheinens, die Subscriptionsbedingungen und die Preise dieser Ausgabe fassen wir folgendermaßen zusammen:

1) erscheint dieselbe auf schönem weißen Druckpapier, Schrift und Format wie die Taschenausgaben unseres Verlages von Goethe's, Herder's und Schiller's Werken,
2) und zwar in 8 Lieferungen, jede zu 5 Bändchen;
3) die erste Lieferung wird Michaelis 1831 ausgegeben, der sodann Ostern 1832 die zweite, und so von Messe zu Messe die weiteren Lieferungen folgen, so daß in vier Jahren die ganze Sammlung vollendet seyn wird;
4) diejenigen, welche bis zur Ostermesse d. J. unterzeichnen, zahlen bei der Unterzeichnung 2 fl. 15 kr., und eben so viel bei jeder neuen Lieferung; die lezte Lieferung erhalten sie dann unentgeldlich;
5) wer sogleich zur Ostermesse den ganzen Betrag vorausbezahlt, hat nur 15 fl. für das ganze Werk zu zahlen:
6) wer bei uns direkt auf 6 Exemplare 90 fl. baar einsendet, erhält das 7te Exemplar unentgeldlich, so daß dann das Exemplar nicht volle 13 fl. kostet;
7) die Herren Buchhändler genießen einen angemessenen Rabatt, sowohl bei der Subscription als Pränumeration.

Wer Exemplare auf Velinpapier zu erhalten wünscht, erhält die Lieferung für 3 fl., oder alle 40 Bändchen für

24 fl.: und hat ⅓ bei Unterzeichnung, ⅓ bei Empfang der 3ten und das lezte ⅓ bei Empfang der 6ten Lieferung zu bezahlen. Exemplare in einzelnen Lieferungen berechnet kosten 30 fl. 24 kr.

Die Unterzeichnete glaubt durch diese niederen Preisbestimmungen ihrerseits Alles, was in ihren Kräften steht, zur grösten Verbreitung der klassischen Werke Johann v. Müller's beigetragen zu haben, und bittet, um die Auflage mit Sicherheit bestimmen und alle Subscribenten zugleich befriedigen zu können, um baldige Unterzeichnung.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[107] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.
Zweites Februarheft 1831.

Inhalt. Alban, Beschreibung meines Dampfentwickelungs-Apparates für Dampfmaschinen von sehr hohem Drucke, so wie eine kurze geschichtliche Darstellung aller meiner Bemühungen zur Einführung desselben ins praktische Leben. Mit Abbildungen. — Ure, über Schießpulver und Knallpulver. — Kilby's Verbesserung an den Glaslampen oder Brennern. Mit Abb. — Verbesserungen an den Maschinen, die man zur Schiffahrt braucht. Mit Abb. — Dreh- oder schiebbares Fid, zur Befestigung und Herabnahme der oberen Masten der Schiffe und Fahrzeuge. Mit Abb. — Marbots verbesserte Maschine, um aus Holz allerlei Gesimse, Verzierungen, gefurchte Säulen ꝛc. zu schneiden. Mit Abb. — Verbesserungen auf Maschinen zur Verfertigung der Spulen-Nez-Spizen. Mit Abb. — Lenormand, über das Bleichen, Schwefeln, Färben und Zubereiten des Strohes und über die Verfertigung künstlicher Stroharbeiten. Mit Abb. — Dingler, Beschreibung eines Verfahrens, wodurch man die Essiggährung außerordentlich beschleunigen und starken Essig ohne Unterbrechung in 24 Stunden auf ökonomische Weise im Großen bereiten kann. — Miszellen. Englische Patente. — Preisaufgabe über das Rösten und Hecheln des Hanfes und Flachses. — Der Ertrag der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn. — Wirkung des Frostes und Schnees auf die Liverpool- und Manchester-Eisenbahn. — Taxe auf den Dampf in England. — Eine Anekdote aus der Geschichte der Dampfmaschinen. — Ueber den Purpur des Cassius. — Ein Wort über die Theorie und Nutzanwendung von A. Bernhard's Kraft- oder Hebeapparat tropfbarer Flüssigkeiten, zum Ersaz der Dampfmaschinen. Mit Abbildungen.

Von diesem sehr gemeinnüzigen Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 gGr. oder 16 fl. Münze.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[109] Karte von dem Königreiche Würtemberg, nach der neuen Landesvermessung im 1/50.000 Maßstabe von dem K. Stat. Top. Bureau, reducirt von Zinstag, aufgenommen und gezeichnet von den Ober-Lieutenants von dem K. Generalstab Dürrich und Schieber, lithogr. in der K. lithogr. Anstalt, von Fleischmann, Sommer und Rebmann.

Von dieser Karte sind wieder zwei neue Blätter, das fünfte und das sechste Blatt, erschienen und in der unterzeichneten Buchhandlung zu haben. Der Beifall, welchen diese Karte bereits sich erworben hat, macht es uns überflüßig, noch Etwas zu ihrer Empfehlung zu sagen. Das 7te Blatt ist seiner Vollendung nahe, und wird mit dem 8ten noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden. Der Ladenpreis für jedes Blatt ist 1 fl. 48 kr., die ersten Subscribenten erhalten aber dasselbe für 1 fl. 21 kr.

Eine General-Karte wird seiner Zeit folgen; das K. Stat. Topogr. Bureau ist bereits mit ihrer Bearbeitung beschäftigt.

Stuttgart und Tübingen im März 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[76] Literarische Anzeige.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dr. Hauff, J. G., biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtiget, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Gr. 8. I. Band. 1ste Abtheilung A — E. 45 Bogen. 4 fl. 2te Abtheilung F — H. 41½ Bogen. 4 fl.

Die Fortsetzung wird möglich bald folgen und in verhältnißmäßigem Preis geliefert werden.

---

[112] In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist so eben erschienen:

Handbuch der Volkswirthschafts-Lehre
mit drei synoptischen Tafeln,
von
Dr. Karl Steinlein.

35½ Bogen, gr. 8. LVI und 510 Seiten. Weißes Druckpapier, englisch cartonnirt: 4 fl. — 2 Thlr. 12 gGr.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich, wie früher Lotz, Hufeland, Ganilh und Gioja die Aufgabe gewählt, zur Vermittelung der Extreme in den bisherigen

so getheilten Ansichten und Meinungen der volkswirthschaftlichen Schriftsteller beizutragen; er hat insbesondere versucht, den mit so viel Unrecht aus der Volks-Wirthschafts-Lehre verbannten immateriellen Gütern die ihnen gebührende Stelle anzuweisen, und die wesentliche und innige Verbindung derselben mit den materiellen Gütern unter allen Gesichtspunkten darzuthun. Kein bloßes Kompendium — soll vorliegende Schrift besonders jungen Männern, welche die akademischen Studien verlassen haben, als Leitfaden für ihre weitere Fortbildung in einer Wissenschaft dienen, die in unseren Tagen keiner andern an Rang, Wichtigkeit und Erfolg nachsteht, und zugleich dieselben mit deren literarischen Schätzen näher bekannt machen, weshalb eine möglichst vollständige und wohl geordnete Literatur gegeben ist. Es dürfte sonach dieses Werk den zahlreichen Verehrern jener Wissenschaft eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn.

Die Fortsetzung dieses Handbuches wird in möglichster Bälde folgen, und das Ganze 3 Bände umfassen.

München, am 20. Februar 1831.

Literarisch-artistische Anstalt der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[86] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

William Cobbett's englische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Uebungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute. Für Deutsche bearbeitet und sehr vermehrt von Heinrich Pleßner. Gr. 8. 22½ Bogen auf Druckpapier. 12 Gr.

Diese Sprachlehre zeichnet sich neben ihren innern Vorzügen besonders auch noch durch einen ungemein billigen Preis aus.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[111] Für Blumenfreunde und Gartenbesitzer.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist vor Kurzem das nachstehende, bereits mit vielem Beifall aufgenommene Werk vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständiges Handbuch
der
Blumen-Gärtnerei,

oder genaue Beschreibung von mehr als 4060 wahren Zierpflanzen-Arten, mit Angabe des Vaterlandes, der Blüthezeit, der vorzüglichsten Synonyme, der bekannt gewordenen Pflanzenpreise und der Orte, an welchen die beschriebenen Pflanzen zu finden oder käuflich und gegen Tausch zu haben sind. Alphabetisch geordnet und mit deutlichen auf vieljährige Erfahrung gegründeten Cultur-Anweisungen, so wie mit einer Einleitung über alle Zweige der Blumengärtnerei, einer Uebersicht des Linnéi'schen und Jussieu'schen Pflanzensystems, einigen Auswahlverzeichnissen von Zimmerblumen, einem Adreß- und einem Inhalts-Verzeichnisse, und einem vollständigen Register der deutschen Namen und der Synonyme versehen. Mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Clima und auf Zimmerblumenzucht bearbeitet
von
J. F. W. Bosse,
Großherzoglich Oldenburgischem Hofgärtner u. s. w.
2 Theile. 73 Bogen in gr. 8. compressen Drucks. Preis 4 Rthlr.

---

[114] So eben ist erschienen:

Polens Schicksale
seit
1763
bis zu dem Augenblicke,
wo es sich für unabhängig erklärte.

Motto:

Polen! — —
Wirst du's jetzt nicht: wirst du niemals frei!
In der Weltgeschichte steht die Frage;
Ob ein Polen noch, ob keines sey.
C. Herloßsohn.

Velinpapier, elegant broschirt 18 Gr.

---

[113] Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschen-Bibliothek der neuesten Reisen und Länder-Entdeckungen. Nach ausländischen Quellen und mit Original-Beiträgen herausgegeben von Guida und Hermann von Meyer. Der Taschen-Bibliothek von Christian August Fischer fünfter Jahrgang. 8.

Inhalt des Januar-Heftes: Die Wechabiten oder Wahabys, geschildert von Burckhardt. Briefliche Nachrichten, von Alcide d'Orbigny aus Südamerika. Reise durch Siebenbürgen, Ungarn, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Sachsen. Briefe über die vereinigten Staaten von Achille Murat. Entdeckungen auf der Ostküste Grönlands. Miszellen. Februar. Die Beduinen, geschildert von Burckhardt. Reise durch Siebenbürgen, Ungarn rc. Fortsetzung. Miszellen.

Da bei dem wachsenden Interesse für Länder- und Völkerkunde unsere Taschen-Bibliothek der Reisen sich immer mehr des Beifalls gebildeter Leser von jedem Alter zu erfreuen hat, so ist es das Bestreben der Redaktion und der Verlagshandlung, dem Unternehmen die möglichste Vervollkommnung zu geben, und schnellere, gedrängtere, vielseitigere Mittheilungen möglich zu machen. Wenn schon bisher im In- und Auslande keine Sammlung der Art existirte, die auf so kleinem Raum die anziehenden Gegenstände der Belehrung aus allen

Zonen in leichtem, populärem und doch gründlichem Ueberblick vereinigte, so soll künftig durch das Erscheinen monatlicher Hefte von fünf Bogen, mit schneller Benutzung des Neuesten, das Interesse noch erhöht werden. Es kommt hierdurch in Auszügen eine lehrreiche Bibliothek aus einer Menge großer und kostbarer Werke zu Stande, und es ist Zweck der Redaction, daß keine neue Entdeckung von Belang übergangen wird. Für Miszellen, welche mannigfaltige Notizen zusammenfassen, wird in jedem Heft gesorgt werden, und die letzte Seite soll vorläufige Nachweisungen der neuesten Reisen und ihrer Literatur enthalten.

Der Subscriptions-Preis bleibt per Jahrgang von 12 Heften unverändert 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. Nach der Leipziger Ostermeße gilt der Laden-Preis von 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

Frankfurt a. M. im Februar 1831.

Heinrich Wilmans.

---

[82] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.
Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster.
Erstes bis zwölftes Bändchen
8. Auf feinem Schreibpapier. Geh. 16 Thlr. 8 Gr.

Erstes Bändchen: Martin Opitz. 16 Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Zweites Bändchen: Andreas Gryphius. 15½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Drittes Bändchen: Paul Flemming. 19½ Bogen. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Viertes Bändchen: Rudolf Weckherlin. 15½ Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Fünftes Bändchen: Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 17 Bogen. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Sechstes Bändchen: Friedrich Logan; Hanz Aßmann von Abschatz. 15 Bogen. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.
Siebentes Bändchen: Julius Wilhelm Zinckgref; Andreas Tscherning; Ernst Christoph Homburg; Paul Gerhard. 16½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 8 Gr.
Achtes Bändchen: Joh. Rist; Daniel Georg Morhof. 13½ Bogen. 1825. 1 Thlr. 4 Gr.
Neuntes Bändchen: Georg Philipp Harsdörffer; Johann Klaj; Sigmund von Birken; Andreas Scultetus; Justus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 15 Bogen. 1826. 1 Thlr. 4 Gr.
Zehntes Bändchen: Johann Christoph Günther. 13½ Bogen. 1827. 1 Thlr. 4 Gr.
Elftes Bändchen, herausgegeben von Karl Förster: Jakob Schwieger; Georg Neumark; Joachim Neander. 18½ Bogen. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.
Zwölftes Bändchen, herausgegeben von Karl Förster: Friedrich Spee. 15 Bogen. 1831. 1 Thlr. 8 Gr.

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der darin enthaltenen Dichter versehen, ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[115] Neuer Roman von dem Verfasser der

„Heer- und Queerstraßen,,

So eben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Erbin von Brügge. Eine Erzählung aus dem Jahre Sechszehnhundert, von Th. C. Grattan. Ins Deutsche übertragen von K. L. Meth. Müller. 4 Thle. geh. 4½ Thlr.

Das Talent des Verfassers im Schildern und Erzählen ist bereits rühmlichst bekannt, und dieser neueste Roman thut es noch glänzender dar. — Wenn indessen diese Erzählung, nach dem Ausspruche mehrerer Leserinnen und und Leser, bereits an und für sich ein hohes Interesse gewährt, so dürfte es noch dadurch erhöht werden, daß ihre mit lebhaften Farben gezeichnete Scene ein Land (Belgien) ist, welches durch die jüngsten Ereignisse darin die Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nimmt.

Duncker und Humblot
in Berlin.

---

[121] Bei mir ist so eben erschienen:

Ludovici Regis Bavariae Augustissimi Carmina, quibus Italia et Sicilia celebrantur. Latine reddidit Fr. Fiedler, Phil. Dr. LL. AA. Mag. Gymnasii Vesaliensis collega. 8. 1 Rthlr.

Wesel, Januar 1831.

Joh. Ad. Klönne.

---

[130] Anzeige.

Bei uns sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten;

Gedichte von Adelbert von Chamisso
VI. und 413 S. 8. Velin-Papier elegant brochirt
Preis: 2 Thlr.

Leipzig, 1. März 1831.

Weidmannsche Buchhandlung.

---

[122] **Alt-französische Volkslieder**
gesammelt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von
Dr. O. L. B. Wolf.
Leipzig 1831, bei Friedrich Fleischer 1 Thlr.

Freunden der Volkspoesie und Sprachkunde wird dieses niedliche Bändchen eine angenehme Erscheinung seyn.

N°. 9.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[123] Bei F. A. Herbig in Berlin ist so eben erschienen und auch in allen auswärtigen Buchhandlungen zu bekommen:

7te berichtigte, verbesserte und vermehrte Auflage von

Reichard's Passagier auf der Reise in Deutschland, der Schweiz, nach Venedig, Amsterdam, Paris, und Petersburg. Mit besonderer Berücksichtigung der Badeörter, der Reise nach dem Harz und Riesengebirge, der Donau- und Rheinfahrt. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Nebst einer neuen Postkarte. 712 Seiten. 8. saub. gebunden 3¼ Rthlr.

Durch 6 starke Auflagen in seinem Werthe als zweckmäßig angeordneter und sicherer Führer auf Reisen anerkannt, hat sich dieser Passagier bewährt, und seinen ehrenvollen Standpunkt behauptet. Bei dieser 7ten wurde alles angewandt, denselben noch zu vervollkommnen und in zeitgemäßer Brauchbarkeit zu erhalten. Ganz neu hinzugekommen sind unter andern, die Diligence-Fahr-Extra- und Schnellposten- und die Dampf- und Packetboot-Tarife mit Angabe des Abganges und der Ankunft, der Entfernung, des freien Gepäcks, u. s. w.

Atlas der Umgebungen der vorzüglichsten **Bäder Deutschlands.**

Entworfen und gezeichnet von Dr. F. W. Streit, K. Maj. rc. 1ste Lieferung. Böhmische Bäder, nebst Schandau und der sächsischen Schweiz. Preis ½ Rthlr.

An Ort und Stelle werden diese Kärtchen dem Badegast nicht ohne Nutzen seyn, aber auch für die Rückerinnerung geben sie eine Anschauung und in mehrfacher Hinsicht gewiß Befriedigung. Der wirklich meisterhafte Stich wird allen Anforderungen entsprechen.

---

[124] Neue interessante Musikalien.

Czerny, Carl, 48 Studien in Form von Vorspielen und Cadenzen in allen Tonarten für das Pfte. Op. 161. 1½ Rthlr.
Herz, H., brillante Variationen für das Pfte. über ein Original-Thema. Op. 55. 20 Gr.
Hünten, F., brillante Fantasie für das Pfte. über Themas aus Rossinis Semiramis. Op. 29. 12 Gr.
Kalkbrenner F. Les Soirées de St. Cloud. Bachanales für das Pfte. zu 4 Händen (Harfe, Triangel und Castagnetten ad lib.) Op. 100. 1½ Rthlr.
Marschner, H., Charakteristische Skizzen für das Pfte. Op. 49. 16 Gr.
Moscheles, J., Militair-Rondo für das Pfte. über das beliebte Duett: Entendez vous aus Aubers Braut. 12 Gr.
Paganini, N., Quatuor für 2 Viol. Alto und Bass. 1½ Rthlr.
Payer, J., Guirlande musicale für das Pfte. mit Vignetten. 12 Gr.
— — — — zu 4 Händen — — 16 Gr.
Pixis, J. P., Pikante Uebungen in Walzer-Form für das Pfte Op. 80. Lc. 1. 2. à 12 Gr.
Reissiger, C. G., 4tes Trio für Pfte. Viol. und Vcelle. Op. 56. 1½ Rthlr.
Ries, F., Grosses Octett für Pfte. Viol., Alto, Clarin., Horn, Fagott. Vcelle. und Contrabass. Op. 128. 2 Rthlr.
— — Dasselbe für Pianoforte allein. 1 Rthlr.
Rossini, J., Der Barbier von Sevilla. Neuer sorgfältig vervollständigter Clavier Auszug vom Componisten, mit einer Titel-Vignette, italienischem und deutschem Text, Angabe der Instrumentation und mehreren eingelegten Stücken, wie diese Oper auf allen guten Bühnen jetzt aufgeführt wird.

Verlag von H. A. Probst in Leipzig und durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen.

---

[116] Literarische Anzeige.

Interessante Neuigkeit.

So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die große Woche der Polen,

oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten in Warschau vom 29. November bis zum 5. Dezember 1830. Aus dem Polnischen übersetzt. Gr. 8. Geh. 8 Groschen.

Leipzig, im Februar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[126] Im Verlage von August Lehnhold in Leipzig sind nachstehende Werke so eben fertig geworden, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Bielitz, Dr. Gust. Alex. Handbuch des preußischen Kirchenrechts. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe gr. 8. 1831. 1 Thlr. 12 Gr.
P. Ovidii Nasonis Fastorum libri sex. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben, und mit erklärenden Anmerkungen und einem Namenregister versehen von M. Julius Conrad. gr. 8. 1831. 21 Gr.
Schoenii, Frid. Godoh., de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio. 8. maj. 1831. 16 Gr.
Ciceronis, M. Tullii, de finibus bonorum et malorum, libri V. cum selectis Goerenzii annotationibus, quibus suas subjunxit, Frid. Vilelm. Otto, Zittav. Additi sunt excursus XII de variis rebus grammaticis. 8 maj. 1831. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wolfs, Fr. Aug., Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, herausgegeben von J. D. Gürtler, Diaconus zu Goldberg in Schlesien.
1r Band. Auch unter dem Titel: Fr. Aug. Wolf's Vorlesung über die Encyclopädie der Alterthumswissenschaft. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 18 Gr.
Herolds Stimme zu Goethe's Faust ersten und zweiten Theils, mit besonderer Beziehung auf die Schlußscene des ersten von C. F. G.....l. 8. 1831. broch. 12 Gr.

Leipzig, den 1. März 1831.

---

[120] **Der Prozeß der letzten Minister Karls X.**

von den Entwickelungen des Vorschlags Eusebe Salverte's in der Kammer der Deputirten anfangend, bis zum Urtheile des Gerichtshofs der Pairskammer fortgesetzt;

ist nun in vier Heften vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen à 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. zu haben.

Für die Besitzer der Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle dient zur Nachricht, daß das 3te und 4te Bändchen denselben Prozeß enthält.

Darmstadt.

C. W. Leske.

---

[127] Das sich der Gunst des großen Publikums fortwährend erfreuende

Haus- und Familienbuch:

Der Arzt als Hausfreund

oder freundliche Belehrungen eines Arztes an Eltern bei allen erdenklichen Krankheiten in jedem Alter.

Ein treuer und allgemein verständlicher Rathgeber für alle,

welche sich selbst belehren wollen, oder sich nicht sogleich ärztlichen Rathes erfreuen können

von Dr. L. F. Frank.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1831.

empfiehlt sich abermals in der so eben erschienenen fünften Auflage. Auch bei dieser ist die sorgfältigste Rücksicht genommen worden, ihr die möglichsten Verbesserungen zu geben, und gewiß wird keine Mutter sich jemals von diesem Rathgeber verlassen fühlen, wenn bange Sorgen um das Wohl ihrer Lieben, und Mangel augenblicklicher ärztlicher Hülfe sie bekümmert. Nicht Pfuscherey und gefährliche Selbsthülfe soll dieses Buch befördern, sondern Aufklärung, und Rathschläge zur Ergreifung der zweckdienlichsten Maasregeln, weshalb auch stets genau die Gränze bezeichnet ist, wo die Berufung eines Arztes unumgänglich nöthig wird. Doch das Buch ist wohl zu bekannt, um mehr zu seiner Empfehlung zu sagen, und es wird nur noch bemerkt, daß, ungeachtet der bedeutenden Vermehrungen, der sehr billige Preis von 18 Groschen geblieben ist.

---

[87] **Becker's Augusteum.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sind Anzeigen einer neuen wohlfeilen Ausgabe von Becker's Augusteum zu erhalten und Probedrücke daselbst einzusehen. Das Werk erscheint in 3 Bänden oder 13 Heften Royal-Folio, mit 154 Kupfertafeln, und das Heft, dessen Preis früher 9 Thlr. 16 Gr. war, kostet im Subscriptionspreise, der bis Ende März 1831 fortdauert, nur 1 Thlr. 21 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[132] **Subscriptions-Anzeige.**

Die ausführliche Ankündigung einer vollständigen und kritischen Biographie Jean Paul Friedrich Richters in 2 Supplementbänden zu dessen sämmtlichen Werken, die unter dem Titel:

Jean Paul Friedrich Richter

in seinem Leben, seinem Wirken, seinen Werken und seinen Planen.

von

Dr. Richard Otto Spazier.

circa 60 Bogen stark in unserm Verlage erscheint, ist in allen Buchhandlungen zu finden, worauf wir alle Verehrer des Dichters und besonders die Besitzer von dessen sämmtlichen Werken aufmerksam machen. Sie erscheint in 3 Ausgaben.

auf weißem Druckpapier, Subscriptionspreis. 3 Rthlr.
— — Schreibpapier . . . . . . 3 Rthlr. 12 Gr.
— — Velinpapier . . . . 4 Rthlr.

Nach beendigtem Druck tritt ein höherer, noch zu bestimmender Ladenpreis ein.

Man kann in jeder Buchhandlung darauf subscribiren.

Leipzig, 1. März 1831.

Dyk'sche Buchhandlung.

---

[135] In Commission bei C. A. Schwetschke und Sohn in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wespen, Epigramme von Dr. H. Wilh. Albert. 8. geh. 6 gGr.

Dieses Werkchen wird sich gewiß des Beifalls aller Freunde des Witzes, wie der ernsten Satyre erfreuen, da es in vielfacher Hinsicht das Treiben der Zeit berührt und zur Schau stellt.

---

[136] **Der Freischütz**

für das 2te Quartal 1831 kann bei jedem Postamte und jeder Buchhandlung, in Hamburg bei dem Herausgeber P. L. Gottfriedt (neust. Fuhlentwiete No. 6.) bestellt werden, und kostet, wie bisher, 1 Mark das Vierteljahr.

Hamburg, den 26. März 1831.

---

[134] Bei E. S. Mittler in Berlin sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dupin der ältere, die Unabsetzbarkeit der Regenten. 8. geh. à 4 Gr.
Moltke, (H. von), Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung, seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wieder-Vereinigung unter Wilhelm I. gr. 8. brosch. à 6 Gr.
Streit, (Dr. F. W. und Major), Wörterbuch der Schlachten, Gefechte, Belagerungen und Friedensschlüsse;

nach den sichersten Materialien zusammengetragen. 16. brosch. à 16 Gr.

Fouqué, (Fr. Baron de la Motte), Sendschreiben an den Verfasser der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland. gr. 8. brosch. à 8 Gr.

---

[131] REPERTOIRE
DU THÉATRE FRANÇAIS A BERLIN
PAR MM SCRIBE, MELESVILLE, DELAVIGNE, DUMAS,

THÉAULON, RAMOND, VARNER, ROCHEFORT, DEVILLENEUVE, DESVERGERS, LOCKROY, CHABOT, DE COURCY, VILLENEUVE, ST. HILAIRE, MAZÈRES, CARMOUCHE, WARIN, MERVILLE, LEROUX, DUPIN, DARTOIS, BRAZIER, BAYARD, DUPORT, ETC. ETC.

GRAND IN 8.

CHAQUE PIÈCE SE VAND SÉPARÉMENT. 2 GR. ODER 9 KR. RH.

En Vente:

1. Mes derniers vingt sols. 4 gr.
2.* Malvina, ou: un Mariage d'inclination 8 gr.
3.* L'Ambassadeur. 6 gr.
4.* Les Moralistes. 6 gr.
5.* Un dernier Jour de Fortune. 4 gr.
6. Les Cuisiniers diplomates. 4 gr.
7. Mr. Jovial, ou: l'Huissier chansonnier. 6 gr.
8.* Le Mariage de raison. 8 gr.
9. Le Paysan perverti. 10 gr.
10.* Les premieres amours. 6 gr.
11.* Theobald, ou: le Retour de Russie. 6 gr.
12.* Madame de St.-Agnès. 6 gr.
13.* Yelva, ou: L'orpheline Russe. 8 gr.
14.* La jeune Marraine. 6 Gr.
15.* Simple Histoire. 6 gr.
16. Léonide, ou: la Vieille de Suresne. 8 gr.
17.* La Somnambule. 6 gr.
18.* Le Diplomate. 6 gr.
19.* La Quarantaine. 4 gr.
20. Le Cousin Frederic. 4 gr.
21.* La Lune de Miel. 8 gr.
22.* La Demoiselle à marier. 6 gr.
23.* L'Héritière. 6 gr.
24. Le jeune Mari. 8 gr.
25. Le vieux Général. 6 Gr.
26.* Le vieux Mari. 8 gr.
27. La Maitresse. 6 gr.
28.* La Mansarde des Artistes. 6 gr.
29.* La Haine d'une Femme. 4 gr.
30. Les Perroquets de la mere Philippe. 6 gr.
31. Tony, ou: les canards. 6 gr.
32.* Le Confident. 4 gr.
33. Angeline, ou: la champenoise. 6 gr.
34. La Mère au bal et la Fille à la maison. 6 gr.
35. Marie Mignot. 8 gr.
36.* Avant, Pendant et Aprés. 8 gr.
37. L'ecole des Vieillards. 8 gr.
38. Le nouveau Pourceaugnac. 6 gr.
39. La Suite d'un bal masqué. 6 gr.
40. Un Moment d'imprudence. 6 gr.
41. Le Précepteur dans l'embarras. 6 gr.
42.* Valérie. 6 gr.
43.* La seconde année. 6 gr.
44.* Louise, ou: la Reparation. 6 gr.
45. La Mére rivale. 6 gr.
46. Le Matin et le Soir. 6 gr.
47. Le Roman d'une heure. 4 gr.
48. La Semaine des amours. 6 gr.
49.* La Manie des places. 6 gr.
50.* Le Menteur véridique. 4 gr.
51.* L'artiste. 6 gr.
52.* Michel et Christine. 6 gr.
53. Les trois Quartriers. 10 gr.
54. Le Conscrit. 4 gr.
55.* La Chatte métamorphosée en femme. 4 gr.
56. Hernani, ou: l'honneur castillan p. V. Hugo. 8 gr.
57. La Reine de seize ans. 6 gr.
58. L'actrice en voyage. 6 gr.
59. Ninette. 6 gr.
60.* Philippe. 6 gr.
61. Ma place et ma femme. 8 gr.
62. La fin du mois. 4 gr.
63. Monsieur Botte. 8 gr.
64. Le celibataire et l'homme marié. 8 gr.
65. Le Sourd. 6 gr.
66.* Le Parrain. 4 gr.
67. Les deux Cousins. 8 gr.
68. Le marquis de Pomenars. 4 gr.
69. Le plus beau jour de la vie. 6 gr.
70. La mère et la fille. 8 gr.
71. Jeune et vieille. 8 gr.
72. La dame et la demoiselle. 8 gr.
73.* Une faute. 6 gr.
74. La revanche. 6 gr.

Les pièces marquées d'un * sont de M. Scribe.

Ce Répertoire offre une série exquise de bons ouvrages, dont la plus grande partie est écrite par M. Scribe. L'editeur n'a fait entrer dans ce Répertoire que les pièces qui ont eu une grande vogue et que l'on joue toujours à Paris et à Berlin; il est certain de répondre aux désirs du public, en ne lui offrant que celles qu'il a constamment applaudies et honorées de ses suffrages. C'est donc le jugement seul du public, qui a présidé à cette jolie collection, qui aura à la lecture autant de succès qu'à la scène. L'éditeur a fait tirer quinze exemplaires sur grand papier velin, qu'il offre aux amateurs.

Berlin, 1831.

Napoléon par Dumas paraitra dans quelques jours. Chez A. M. Schlesinger et chez tous les libraires de l'Allemagne.

---

[92] Herabgesetzter Preis.

Aus dem Verlage von E. J. G. Hartmann in Riga habe ich an mich gebracht und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe übersetzt. Erster bis zehnter Band. Mit Karamsin's Bildniß. Riga, 1820 — 27. Gr. 8. 231 Bogen. Früherer Preis 20 Thlr. Herabgesetzter Preis zehn Thlr. (Einzelne Bände kosten 2 Thlr.)

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[137] Anzeige

über die so eben im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover erschienenen neuen verbesserten und vermehrten Auflagen der folgenden bereits mit großem Beifall aufgenommenen

stylistischen Lehrbücher

des

Herrn Raths, Falkmann, Lehrer am Gymnasium in Detmold.

1) Falkmann, C. F., stylistisches Elementarbuch; oder, 1ster Cursus der Stylübungen, enthaltend eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben, sowohl zu einzelnen Vorübungen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beilagen über Grammatik, Titulaturen &c., für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt. 3te verbesserte und vermehrte Aufllage. gr. 8. 1831. ½ Rthlr.

2) — — praktische Rhetorik für die obern Klassen der Schulen und zum Selbstunterrichte; als 2te völlig umgearbeitete und vielfach erweiterte Ausgabe des Hülfsbuchs der deutschen Stylübungen. gr. 8. 1831. 1½ Rthlr.

Außerdem ist daselbst früher erschienen:

3) — — Methodik der deutschen Stylübungen. 2te gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. gr. 8. 1823. 2 Rthlr.

Die Methodik ist zunächst für Lehrer bestimmt, indem sie die Grundsätze, welche den Unterricht im deutschen Styl leiten müssen und das dabei zu beobachtende Verfahren darstellt. Da aber der Gegenstand die Sprache, das Organ aller geistigen Mittheilung, ist; so berühren diese „Unterrichtsregeln" auch manchen interessanten Punkt aus fremdem Gebiete.

Die beiden andern Bücher sind lediglich für Schüler und für solche junge Leute bestimmt, welche sich ohne Anleitung eines Lehrers mit Uebungen in ihrer Muttersprache beschäftigen wollen.

Alle drei Werke bilden nunmehr ein Ganzes, das über diesen Zweig des Studiums wohl wenig mehr zu wünschen übrig läßt. Das Elementarbuch ist, aus Rück-

sicht auf seine Bestimmung, in seiner Haupteinrichtung unverändert geblieben und hat nur eine Vermehrung und eine genaue Durchsicht erfahren. Es enthält jetzt weit über 300 Aufgaben und 270 sogenannte Musterstücke. Die Rhetorik hingegen ist ein ganz neues Buch geworden. Sie enthält 550 Aufgaben und 361 Musterstücke, die an Vielseitigkeit und praktischer Behandlung wohl Alles leisten, was billiger Weise gefordert werden kann.

---

[125] Vollständig ist nun wieder in allen Buchhandlungen zu haben:

British Theatre.
Tragedies, Comedies, Operas and Farces
from the most classic writers
with Biography and explanatory notes
by Owen Williams Esq.
Second Edition. Complete in one Volume.
Leipzig, 1831 bei Friedrich Fleischer. cart.
3 Thaler.

---

[138] In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Panegyrikus
auf die
Homöopathie
nebst
Apotheose ihres Begründers.
8. geh. Preis ¼ Thlr.

Es fehlte bis jetzt an einer Schrift, welche den Beweis führt, daß die Homöopathie eine göttliche Kunst sey, und solcher Beweis ist die Basis dieser Schrift, welche dem unsterblichen Dintenfasse des unsterblichen Entdeckers der unsterblichen Homöopathie gewidmet ist. Es giebt sonach nur zwei weltberühmte Dintenfässer auf Erden; das, welches Luther dem Teufel nachwarf, und das, aus welchem Hahnemann die göttliche Homöopathie destillirte.

---

[83] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. Studio et opera Georgii Fejér, bibliothecarii regii. 6 Bände in 12 Abtheilungen nebst Index und mehren Anhängen. Ofen, 1829 — 30. Gr. 8. 13 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[133] Im Verlag von Gerhard Fleischer in Leipzig (in Commission bei Adolf Frohberger) ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Carus, C. G., neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 — 1824. Zuvor ein Brief von Göthe als Einleitung. 8. 1831. Preis, geheftet 1 Thlr.

Clarus, Dr. J. C. A., tabellarische Uebersicht der zum wissenschaftlichen Studium der Heilkunde nöthigen Vorlesungen. Im Namen und Auftrage des Vereins für Vervollkommnung des medizinischen Unterrichts entworfen und mit Bemerkungen begleitet. gr. 8. 1831. Preis geheftet. 16 Gr.

Conversationslexicon für den Handgebrauch oder Hülfswörterbuch für diejenigen, welche über die beim Lesen sowohl, als in mündlichen Unterhaltungen vorkommenden mannigfachen Gegenstände näher unterrichtet seyn wollen. Zweite durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lexiconformat. 1829. Preis 4 Rthlr. 4 Gr. stark kartonirt. 4 Rthlr. 12 Gr.

Harnisch, Dr. W., die wichtigsten neuern Land- und Seereisen. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet. Neue wohlfeile Ausgabe. 1r — 13r Band. Mit Karten und Kupfern. 8. 1829. 1830. Preis geheftet 9 Rthlr. 18 Gr. (Jeder Band einzeln 18 Gr.)

Schmidt, M. J. A. E., russische Sprachlehre zum Nutzen russischer Lehranstalten und für Deutsche, sowohl für Lehrer als zum Selbstunterricht. gr. 8. 1831. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Schmidt, M. J. A. E., Hülfsbuch zur Erlernung der russischen Sprache in zwei Abtheilungen. I. Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Russische. II. Russische Lesestücke, nebst vollständigem Wortregister über diejenigen, welchen keine deutsche Uebersetzung zur Seite steht. gr. 8. 1831. Preis 2 Rthlr.

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen von H. R. Schinz. Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. 2te verbesserte Auflage. 1s Heft. Mit 12 Abbildungen. Folio. 1831. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Eine ausführliche Anzeige von letzterem Werke ist in jeder Buchhandlung zu bekommen.

---

[142] **Ankündigung**
für Organisten, und solche, die sich zu Organisten bilden wollen.

Handbuch des Organisten,
von
Dr. Friedrich Schneider,
Herzoglich Anhalt Dessauischer Hof-Capellmeister.

Das unter diesem Titel vor zwei Jahren angekündigte Werk, welches alles Dasjenige umfaßt, was ein Organist, oder derjenige, welcher sich zum Organisten bilden will, gebraucht, welches zum Selbstunterricht, besonders aber zum Unterricht in Seminarien und andern musikalischen Lehranstalten geeignet ist, ist jetzt vollständig erschienen. Es zerfällt in drei Theile: 1) Grundzüge der Harmonielehre. 2) Orgelschule, 3) Choralbuch und zugleich Beispielsammlung der beiden ersten Theile.

Um die Verbreitung dieses Werkes nicht zu hindern, soll der außerordentlich billige Pränumerationspreis von 3½ Thaler (für 78 Notenbogen) noch einige Zeit fortbestehen. Einzelne Theile sind zu etwas erhöhetem Preise zu haben.

Halberstadt, im März 1831.

Carl Brüggemann.